BAND 88. 1902.


Ueber Land und Meer
Deutsche Illustrirte Zeitung
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

Sach-Register

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Aufsätze, Bildertexte und Plaudereien. Naturwissenschaftliche Artikel.

Wissenschaft u. Technik. Kultur. Sitten u. Gebräuche.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste.

Aus hohen Kreisen.

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Malerei.

Gemälde.

Originalzeichnungen.

Farbige Reproduktionen.

Kunstgewerbliches.

Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen.

Gesundheitspflege.

Verkehrs- und Wohlfahrtseinrichtungen. Industrie und Handel. Landwirtschaft.

Militär und Marine.

Alpines, Sport, Jagd und Mode.

Poesie.

Handschriftenbeurteilung.

Litteratur und Kunst.

Schach.

Briefmappe.

Alphabetisches Register

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Über Land und Meer.

Nº 27.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Narro!

Eine ergötzliche Hofgeschichte

von

August Sperl.

(Fortsetzung.)

Das Mahl war nahezu beendet, und das Gespräch schwirrte in der hohen Dirnitz. Mit finsterem Gesichte stand Florian Abendschein am Kredenztische und füllte die Krüge; geschäftig rannten die Knechte im flackernden Lichte der Kerzen und füllten die Becher.

Da ertönte die mahnende Stimme des Hofmeisters von der obersten Tafel her: „Guter Freund — ja, Euch mein' ich, Ihr am dritten Tische —, wolltet Ihr nicht lieber Euern Rock wieder anziehen?“

„Es ist ihm heiß geworden unter der schwersten Arbeit des Tages!“ lachte einer aus der Ecke des Saales.

„Wenn mich friert, so ziehe ich zween Röcke übereinander,“ rief der am dritten Tische hinauf zum Hofmeister; „ist mir's aber zu heiß in meiner Haut, dann sitze ich in Hemdsärmeln, Herr.“ Und damit stand er auf, reckte seine riesige Gestalt und setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Schallendes Gelächter erhob sich in der Runde.

„Aber bedenkt doch die fürstliche Hofordnung, gute Freunde!“ schrie der Hofmeister und drang siegreich durch das Gelächter.

Da sprang einer am andern Ende des Saales in die Höhe und begann mit schallender Stimme salbungsvoll wie ein Kapuziner: „Es soll auch jeder seinen Rock über Tisch anbehalten, des Schreiens und Hochmutes, als mit Zerstoßung des Silbergeschirres —“

„Giebt's nicht auf den Tafeln der Junker!“ rief eine Baßstimme, und tosendes Gelächter antwortete dem Spotte.



Hinterlist. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert.

(Zu dem Artikel: „Schutz der Tiere gegen Feinde“, Seite 506.)

„— mit Zerstoßung des Silbergeschirres, Zinnes, Bleches, auch mit Hin- und Herwerfen der Knochen —" setzte der andre seinen Sermon fort.

„Da hast 'n Knochen!" rief der ohne Rock, packte ein großes Schinkenbein und warf es mit Kunst im Bogen nach dem Salbungsvollen.

Der wich gewandt aus, und der Knochen polterte an die Wand. Erregt aber sprang der Hofmeister mitten in den Saal, pochte mit seinem Stabe heftig auf die Dielen und öffnete den Mund: „Gute Freunde, ich bitt' euch —!"

Aber seine Bitte ward verschlungen von dem wütenden Grollen und Bellen zweier gewaltiger Rüden, die sich aufeinander stürzten in der Ecke des Saales von wegen des Schinkenbeines.

„Hunde auch noch!" jammerte der Hofmeister und stieß unablässig seinen Stab auf die Dielen. „Hallo, hallo, faß, Sultan, leid's nit, Cäsar!" brüllten die Junker und sprangen von ihren Stühlen.

„Florian, Florian!" kreischte der Hofmeister.

„Komm' schon," brummte der alte Soldat, nahm unbewegten Gesichtes einen großen, kupfernen Schwenkkessel, ging bedächtig zu den raufenden Hunden, goß ihnen das Wasser über die Pelze, daß sie sich knurrend verkrochen, bückte sich, hob den Knochen auf, öffnete das Fenster und warf ihn hinaus.

„... Da man findet, daß durch die Hunde viel Unlust gemacht wird im Schlosse," begann der Salbungsvolle aufs neue in seiner Ecke, „so darf sich kein Hund betreten lassen bei Hofe, ausgenommen unsre fürstlichen Hunde!"

Heftig stieß der Hofmeister den Stab auf die Dielen: „Ja, glaubt Ihr denn, Junker Goßwein, die fürstliche Hofordnung sei nur dazu vorhanden, daß Ihr Euern Mutwillen dran wetzet?"

„Mit nichten, Herr Hofmeister," sagte der andre demütig und faltete die Hände über seinem erklecklichen Bauche. „Wir ordnen und befehlen aber, daß diese Hofordnung viermal im Jahre zu Quatemberzeiten allem Hofgesinde vorgelesen werde in der Dirnitz, damit sich niemand könne entschuldigen mit Unwissenheit. — Warum scheltet Ihr mich Unschuldigen also, Herr Hofmeister, wenn ich die Lektion gelernt habe nach meiner Pflicht und sie aufsage zu Zeiten aus freien Stücken und gutem Willen?"

„Heil, heil unserm hochwürdigen Goßwein!" schrieen sie an allen Tischen und hoben die Becher.

Zornig wandte sich der Hofmeister ab und pochte wütend mit dem Stabe: „Wem gehören die Hunde?"

„Mir!" antwortete der Graf von Santaporta von der obersten Tafel her mit vornehmer Gelassenheit.

„Das ist also etwas andres!" kam die scharfe Stimme des Narren aus einer Ecke des Saales. „Hofmeister, ich rate dir, schiebe flugs einen Zusatz in die fürstliche Hofordnung, schreibe: ‚So darf sich kein Hund lassen betreten bei Hofe, ausgenommen dann und wann ein gräflicher Hund!'"

„Hallo!" rief Junker Griffo, und hier und dort an den Tischen im Saale rief einer Hallo. Die meisten aber schwiegen verlegen.

Langsam begab sich der Hofmeister zurück an seinen Platz, und der Graf von Santaporta drehte Brotkügelchen.

Murmelnd setzte sich die Unterhaltung fort, und im Flüstertone neigte sich der Hofmeister von Windewendeleben zum Grafen: „Vergebt — hätte ich eine Ahnung gehabt —, aber Ihr glaubt nicht, was einem das Hofgesinde zu schaffen macht! Und an wem geht's zuletzt doch immer hinaus? Am Hofmeister! Doch hätt' ich eine Ahnung gehabt —"

Mit stummem Nicken beehrte der Graf von Santaporta den Höfling Windewendeleben. „Was willst du, kleiner Knirps?" fragte er nachlässig den Paggio, der in diesem Augenblick hinter seinen Stuhl getreten war.

„Seine Fürstliche Gnaden lassen Euch freundlichen Gruß entbieten und vermelden, daß alles nach Wunsch geht," antwortete der Knabe mit halberstickter Stimme und machte zornige Augen.

„Meinen unterthänigen Dank an Seine Fürstliche Gnaden!" sagte der Graf.

„Ich aber bin kein kleiner Knirps, weder vor Euch noch vor irgend einem!" rief der Paggio mit bebender Stimme.

„Ei, schau doch einer die giftige Kröte!" lachte der Graf, nahm ein Brotkügelchen vom Tafeltuche und flitzte es dem Knaben ins Gesicht.

„Eine große Kunst, einen Wehrlosen zu höhnen!" kreischte der Knabe und ballte die Hände.

„Recht so, Golau, laß dir's nicht gefallen!" rief Junker Griffo vom nächsten Tische.

„Ruhe, ich bitte um Ruhe!" befahl der Hofmeister. „Kann's denn heut' abend gar nimmer Friede werden an unsern Tischen?"

„Er soll sich nur immer nichts gefallen lassen!" sagte Junker Griffo über die Schulter zurück. „Er ist von gutem Blute, er ist ein Landskind, wie jeder von uns, und es ist in der That keine Kunst, einen Knaben zu höhnen."

„Ja so, du hast deinen Degen verloren, Kleiner!" sprach der Graf nachlässig und sah nach der Birkenrute an des Paggio Seite. „Na, du Knirps, erzähl uns mal, warum ist dir denn der Degen abhanden gekommen? Man hört so mancherlei — gieb uns doch die Geschichte zum besten!"

„Erzählen, erzählen!" riefen sie lachend von den nächsten Tischen und reckten die Hälse.

Totenbleich stand der Paggio, und neben ihn trat der Narr: „Ich will dir's erzählen, edler Graf!"

„Du schweigst, Narr, oder man wird dir verabreichen, was sich geziemt!" Der Graf wandte sich: „Erzähle die Geschichte, kleiner — na, Knirps willst du nicht heißen, also — Schellenkönig, kleiner!"

„Ich," rief der Verwachsene und schob den bebenden Knaben zur Seite, „ich will Euch Bedeutung und Zweck einer Birkenrute erklären —!"

„Schweig!" sagte der Graf.

„— und erklären, was es zur Zeit an dieser Hofstatt mit allerlei Schellengeklingel für eine Bewandtnis hat!" vollendete der Narr mit erhobener Stimme.

„Höre," begann der Graf und blickte von oben auf den Verwachsenen hinüber, „es ist eine hübsche Gepflogenheit der Fürsten, Narren und Hunde zu füttern, Narren und Hunde gehören nun einmal zu einem Hofstaate, aber —"

„Hallo, Hallo!" riefen sie an den nächsten Tischen. „Recht so, sagt's dem frechen Narren!"

Der Verwachsene kreuzte die Arme und maß den Grafen mit funkelnden Augen: „Narren, Hunde und Goldmacher — die Goldmacher bitte ich nicht zu vergessen hinter den Hunden im Range!" rief er laut.

„Hallo, hallo!" kam es vereinzelt von den entfernteren Tischen und aus den Ecken der Dirnitz.

Junker Griffo aber stand von seinem Sitze auf und trat hinter den Verwachsenen: „Hütet Euch!" raunte er fast unhörbar.

Unwillig warf dieser das Haupt in den Nacken.

Der Graf aber sagte: „Doch Hunde und Narren muß man züchtigen zur rechten Zeit, sonst werden sie üppig. Ihr Herren, was ist's, — hat man denn diesen neuen Hofnarren schon geprellt, wie sich's gebührt nach uraltem Hofbrauch?"

„Prellen, prellen!" riefen sie an den nächsten Tischen. Der Verwachsene aber richtete sich hoch auf und trat einen Schritt näher.

„Habt ihr kein Tischlaken zur Hand?" hetzte der Graf.

„Die Becher weg!" rief einer am nächsten Tische.

„Zurück, zurück!" raunte Griffo dem Verwachsenen zu.

„Deinen Degen!" keuchte dieser.

„Herr, Ihr vergeßt Eure Rolle!" flüsterte der Getreue.

„Hier, das Laken!" kam es vom nächsten Tische.

„Recht so!" hetzte der Graf.

„Deinen Degen!" zischte der Narr, packte des Junkers Waffe am Korbe und zerrte sie aus der Scheide. „Platz da!" rief er mit gellender Stimme.

„Hallo, hallo! Der Narr gegen den Grafen!" kam es von verschiedenen Tischen, und ringsumher sprangen die Junker auf ihre Stühle.

„Prellen, prellen!" schrieen die andern mit Macht dagegen.

„Wage es einer, mich anzurühren!" rief der Verwachsene, während ihm die Gugelhaube in den Nacken glitt und das blonde Haar über die Schultern hinabquoll.

„Eia!" murmelte der nächste mit einem scheuen Blick auf das hoheitsvolle Antlitz und wich zurück.

„Bahn frei!" herrschte der Verwachsene die andern an, und es entstand eine Gasse zum Sitze des Grafen.

„Vom Leder!" keuchte der Verwachsene. „Oder ich nagle dich an deinen Sessel!"

Entsetzt sprang der Graf empor und lief auf die andre Seite des Tisches: „Ich schlage mich nicht mit Krüppeln und Narren!"

„Friede! Burgfriede!" kreischte der Hofmeister.

„Hallo, hallo!" kam es von den meisten Tischen.

„Prellen, prellen!" rief da und dort noch einer aus dem Hintergrunde.

„Herr!" flehte Griffo hart an der Seite des Verwachsenen.

Da öffneten sich die Flügelthüren, ein Kämmerer trat auf die Schwelle und verkündete: „Seine Fürstliche Gnaden!"

Still ward es in der Dirnitz.

„Eure Gugel!" flüsterte Griffo, und hastig zog der Verwachsene die Kapuze über Haupt und Stirn.

Der Fürst betrat den Saal, und tief verneigten sich die Höflinge.

„Ihr Lieben und Getreuen!" begannen Seine Fürstliche Gnaden. „Wie soeben schon unserm besonders Lieben, dem Grafen von Santaporta, durch eigne Botschaft bestellt wurde, so verkündigen wir nun auch euch insgesamt und einem jeden: Es haben sich unsre Landeskinder ohne Unterschied des Standes eifrig und in großer Anzahl lassen einschreiben als Gewerker zu unserm vorhabenden Bergbau, und vermag also das Bergwerk ehestens errichtet zu werden."

„Heil, heil!" riefen sie aus den Ecken.

„Unsern fürstlichen Dank allen denen, die geholfen haben bei solchem Vornehmen, unsern fürstlichen Dank zunächst dem wohlgeborenen Grafen von Santaporta. Wollet, lieber Graf, als Zeichen unsrer Huld diese Ehrenkette mit güldenem Gnadenpfennig aus unsern Händen nehmen!"

Der Graf schritt gesenkten Hauptes vor Seine Fürstliche Gnaden, legte die Rechte aufs Herz und beugte höfisch das Knie. Umständlich schmückte ihn der Fürst mit dem Kleinod, und viele Stimmen riefen: „Heil Seiner Fürstlichen Gnaden! Heil dem Grafen von Santaporta!"

„Thut mir jetzt nur einen einzigen Gefallen und verlaßt den Saal!" flüsterte Griffo dem Verwachsenen zu.

„Gut!" raunte dieser und ballte die Hand. „Heute finde ich mich ja doch nimmer zurecht in meiner Narrenpflicht!"

„Ehre, wem Ehre gebührt!" fuhren Seine Fürstliche Gnaden fort mit erhobener Stimme. „Wir erwarten Großes von Eurer Kraft, Kunst und Wissenschaft für uns und unsre Lande, lieber Graf. Sintemalen aber nunmehr unsre Residenzstadt zugleich Bergstadt geworden ist, finden wir's nicht mehr als billig, daß man dieses fortan auch erkenne an einem äußerlichen Zeichen: Und also befehlen und verordnen wir, daß an dieser Hofstatt der Gruß von nun an laute zu allen Tageszeiten — Glück auf!"

„Glück auf, Eure Fürstliche Gnaden!" rief der Graf von Santaporta mit sichtlicher Bewegung.

„Glück auf!" riefen die Junker begeistert an allen Tischen im Saale. „Glück auf! Glück auf!"

„Und nun gelüstet uns, zur Feier des Tages einen Trunk zu nehmen unter unsern Lieben und Getreuen!" sagte der Fürst mit leutseligem Lächeln. „Hofmeister, vom Besten in alle Becher!"

„Glück auf, Eure Fürstliche Gnaden!" rief der Hofmeister. Und „Glück auf!" brauste es

nun in der That aufs höchste begeistert durch die Dirnitz.

*

„Glück ab!“ murmelte draußen auf dem einsamen Korridor Junker Griffo mit verzerrtem Gesichte.

„Nein, guter Freund,“ sagte der Narr sehr bestimmt, „dennoch Glück auf, so wahr der da drinnen kein Graf ist, sondern ein Gauner. Im übrigen habet Dank, Ihr Getreuer!“

Der Paggio schlüpfte aus der Dirnitz, stellte sich zu den beiden, ballte die Händlein zitternd und bebend, daß die Schellen erklangen an der Birkenrute, und stieß hervor: „Wie ich ihn hasse, den Grafen!“

*

Es war schon sehr spät in der Nacht, als Florian Abendschein den letzten steifgesoffenen Junker zu Bett gebracht hatte nach seinen obliegenden Pflichten und endlich die kleine, mondhelle Wächterstube betrat.

Mit festen Schritten ging er an die Truhe und schloß sie auf, kramte in seinen Siebensachen und zog ein Paar neuer Fäustlinge hervor.

Verächtlich wandte und drehte er sie in den Händen, ging ans Fensterlein, riß es auf und warf sie im Bogen hinaus. Dann wischte er die Hände umständlich an seiner Sitzseite ab.

Und abermals ging er an die Truhe, nahm den feisten Stumpen aus der Tiefe, streichelte ihn zärtlich, klopfte mit Andacht darauf, daß es klirrte unter den harten Thalern und Gulden, und murmelte: „Nein, Herr Konrektor, das weiß ich nun doch besser als Ihr!“

Langsam und feierlich ging er an seine Lagerstätte, schob das Leintuch zurück und bestattete den feisten Stumpen sehr tief im raschelnden Stroh, zog das Leintuch wieder darüber und sagte ganz laut und nachdrucksvoll: „Daß dich die Gänse bissen, Florian!“

Und es währte nicht lange, dann war das Gemach erfüllt vom friedvollen Schnarchen des alten Soldaten.

V.

Und wieder saßen zwei in der Tiefe der Geißblattlaube unter dem schützenden Dache — wie damals. Aber draußen schlug kein Fink, und keine Lerche tirilierte im Thale. Es war ein kaltklarer Morgen im November, von den Bäumen fielen sachte die gelben Blätter, und auf den Feldern grub man die letzten Stupfrüben. Kahl und braun, wie ein Korb aus starkem Weidengeflechte, war die große Geißblattlaube anzusehen.

„Griffo,“ schluchzte eine Stimme, „ich kann, ich kann's nicht fassen, und ich kann dich nicht lassen.“

„Ist auch gar nicht nötig, Wiltrud! Mir dünkt, das letzte Wort in dieser Sache ist noch lange nicht gesprochen.“

„Mir schon, Griffo!“ kam es unter Weinen zurück. „Ach, Griffo, du weißt ja noch nicht alles. Ich habe gestern einen Fußfall gethan vor Seiner Fürstlichen Gnaden.“

„Du Gute!“ flüsterte der Junker und zog die Geliebte an sich. „Wird kaum viel geholfen haben?“

„Es ist alles vergeblich gewesen,“ schluchzte die Hofjungfer in ihr Tüchlein. „Mich will er vom Hofe jagen, wenn ich widerstrebe — o, käm' es auf mich an, lieber heut als morgen!“ stieß sie leidenschaftlich hervor und ballte das Tüchlein zusammen. „Und dir, Griffo, dir will er dann auch den Laufpaß geben!“

„Mir? Das könnt' ich aushalten!“ lachte der Junker. „Ein guter Degen findet überall wieder einen richtigen Herrn. Aber du, Wiltrud? Nein! Laß nur den Dingen Zeit — o, könnt' ich dir etwas abgeben von meiner Hoffnung!“

„Hoffnung? Ach Griffo, seit gestern hab' ich keine Hoffnung mehr. Ich ginge, Griffo!“ sagte sie finster. „Ich ginge — aber,“ sie brach aufs neue in Thränen aus, „um mich handelt sich's ja gar nimmer. Weißt du, was er mir gedroht hat? Meiner alten Mutter will er die Gnadeneinkünfte sperren, wenn ich mich weigere. Und morgen abend soll der Verspruch sein — hast du gehört, Griffo?“

„Der ist ja schon gewesen, Wiltrud. Kopf hoch!“ flüsterte er zärtlich und drückte ihre Hand.

Sie lachte bitter auf: „Gewesen, Griffo!“

Mit frohem Lächeln fuhr er fort: „Kopf hoch! Fasse Mut, Liebste! Ich sage dir, es liegt etwas in der Luft, habe nur noch ein wenig Geduld! Wir arbeiten Tag und Nacht am Sturze des Grafen. Mut, Liebste!“

„‚Wir arbeiten Tag und Nacht am Sturze dieses Turmes,‘ sprachen die Mäuslein und nagten an der Grundmauer des Bergfrieds,“ seufzte Wiltrudis und blickte trostlos hinaus ins Freie. „Mich friert, laß uns gehen!“ bat sie nach einer Weile.

„Halte dich ruhig, da kommen Fürstliche Gnaden!“ raunte Griffo und zog sie zurück auf die Bank.

„O Himmel, wenn er uns hier entdeckte!“

„Der Graf ist bei ihm. Sei ganz ruhig, Wiltrud! Hier können sie uns nicht sehen, die Zweige sichern uns, sind dicht wie ein Geflechte!“ —

Seine Fürstliche Gnaden kamen näher. Erregt klang ihre Stimme: „Viel zu langweilig, lieber Graf. Ich bin 'n sanfter Mensch, ich bin 'n geduldiger Mensch, Ihr aber treibt Mißbrauch mit meiner Geduld und Sanftmut.“

„Es wird unablässig gearbeitet, und das Werk schreitet stetig fort, Fürstliche Gnaden,“ antwortete der Graf von Santaporta.

„Das höre ich nun immer, so oft ich frage. Gut. Aber wo sind die Früchte? Nun, wo denn? Her damit! Früher, als Ihr zuerst allein schürftet mit Euerm Diener, da kamen gleich die schönsten Proben zu Tage. Das ist nun längst aus und vorbei. Aber hört — wißt Ihr was? Ich will Proben sehen — Proben will ich wieder sehen, Proben! Habt Ihr verstanden?“ Seine Fürstliche Gnaden stampften und blieben dicht vor der Geißblattlaube stehen.

Das Pärlein in der Tiefe hielt den Atem an.

„Um Vergebung, Fürstliche Gnaden,“ sagte der Graf, „aber jetzt kommt es doch nicht mehr auf kleine Proben an, jetzt fahnden wir ja nach den mächtigen Adern!“

„Adern hin, Adern her!“ murrte der Fürst. „Proben will ich sehen, greifen will ich was, und Eure Vertröstungen hab' ich satt!“

„Wollen mir Eure Fürstliche Gnaden das Vertrauen entziehen?“ murmelte der Graf mit bekümmertem Lächeln.

„Das nicht, das nicht. Aber mein Geduldsfaden — hört Ihr, Graf? — mein Geduldsfaden will reißen, und das kann gefährlich werden. Ich sag' Euch, gefährlich!“

„Und warum“ — der Graf von Santaporta verneigte sich tief — „warum haben mir Eure Fürstliche Gnaden nicht hochdero ganzes Vertrauen geschenkt? Wer weiß, ob wir nicht heute schon weiter wären — wenn — —“

„Was, wenn?“ fragte der Landesvater und runzelte die Stirn.

„Ich meine nur,“ sagte der Graf lauernd, „wenn ich unabhängig wäre von Euerm Kanzler und könnte schalten und walten mit den Geldern der Gesellschafter —“

„Nein,“ erklärten Seine Fürstliche Gnaden störrisch und kniffen die Lippen ein. „Dabei bleibt's, und daran wird kein Jota geändert. Aber Proben will ich sehen! Hört Ihr? Proben!“

„Wie ich schon gestern sagte, Fürstliche Gnaden, ich hoffe, spätestens morgen abend wieder eine Probe überreichen zu können!“ murmelte der Graf mit einem schiefen Blicke.

„Gestern? Habe nichts davon gehört. Also nun doch auf einmal?“

„Fürstlicher Gnaden ist's wohl entfallen,“ log der Graf. „Meine Leute haben mir gestern schon gemeldet, das Gestein lasse sich gut an.“

„Und warum wird mir davon keine Meldung gemacht? Wer ist Bergherr — ich oder der Graf von Santaporta?“ polterte der Fürst heraus.

„Ich wollte Eure Fürstliche Gnaden mit dieser Nachricht überraschen!“ erklärte der Graf.

„Liebe die Ueberraschungen nicht,“ brummte der Landesvater, zog sein Taschentuch und schnob hinein. „Wißt Ihr was, Graf? Wir zwei gehen heute nachmittag miteinander hinauf ins Gebirge, wir zwei allein. Ich will mich nun selber vom Stande der Dinge überzeugen. Habt Ihr gehört?“ Und damit wollte er das Tüchlein ins Wams stecken, aber es fiel unbeachtet zu Boden.

„Gereicht mir zur hohen Ehre, Fürstliche Gnaden, aber ich gebe zu bedenken, der Weg ist weit. Es wird an drei verschiedenen Orten geschürft.“

„Einerlei, ich will das nun gerade mit eignen Augen sehen!“ entschied der Fürst und wandte sich zum Gehen.

„Und was die Proben anlangt, Fürstliche Gnaden,“ sagte der Graf mit Hast, „die Proben können natürlich nicht auf Geheiß zu Tage gefördert —“

„So viel verstehe ich auch vom Bergbau,“ sprach der Landesvater mit Hoheit. Und schweigend gingen die beiden den Gartenweg hinunter.

„Das ist gut abgelaufen,“ raunte Wiltrudis.

„Pst!“ machte Griffo.

Eilig kam der Graf von Santaporta den Weg zurück und spähte suchend umher. Nahe der Laube sah er das Taschentuch und hob es auf. „Daß er doch selber in irgend ein Loch fiele zur Probe!“ murmelte er wütend vor sich hin und ging dem Fürsten nach mit dem Tüchlein.

„Hast du's gehört?“ flüsterte Wiltrudis.

„Ja, das hab' ich gehört!“ sagte Herr Griffo erregt. „Und nun laß uns eilig gehen, Liebste!“

„Pst! Pst! Herr Griffo!“ Der Paggio trat hinter der Laube heran und flüsterte zwischen den blattlosen Ranken: „Geschwinde, Herr Griffo, geschwinde! 's geht etwas vor, das Ihr wissen müßt, aber geschwinde!“

„Laß uns allein, Wiltrud!“

Die Hofjungfer raffte sich auf und huschte aus der Laube.

„Herr Griffo, der Graf und der Schreiber Imbricius haben ein Geheimnis miteinander. Und daß Ihr's nur wißt, Herr Griffo, damals am Sonnwendtage waren die beiden auch schon in großer Heimlichkeit beisammen auf dem Johannisberge. Ich will's Euch ein andermal erzählen, 's ist mir das alles erst hinterdrein klar geworden. Nur geschwinde: Stand ich vorhin in dem dunkeln Gang, Ihr wißt ja, der von der Waffenkammer zur Schloßkapelle führt, und wartete auf den Diener, der meine Kleider zu reinigen hat. Da kam der Graf, und ich schlüpfte in eine Nische. Kurz darauf schlich der Schreiber herzu, raunte: ‚Glück auf, Herr, es ist gelungen. Aber nicht hier, 's kommt ein Knecht!‘ — ‚In der Dirnitz in einer halben Stunde!‘ hörte ich den Grafen sagen. Dann gingen sie auseinander. Und nicht wahr, Herr Griffo, das ist doch eine wichtige Geschichte?“

Der Hofjunker sprang auf: „Wann war das?“

„Ich habe Euch lange gesucht. Die halbe Stunde kann bald verstrichen sein.“

„Hast du den Narren gesehen?“

„Soeben im Hofe unter der Linde.“

„Also in einer halben Stunde kommen die Halunken zusammen?“

„In der Dirnitz.“

„Du bleibst, bis ich außer Sehweite bin!“ befahl Griffo. „Und deine Sache hast du gut gemacht!“

„Glaubt Ihr? O, wie ich ihn hasse, den Grafen!“ murmelte der kleine Paggio.

*

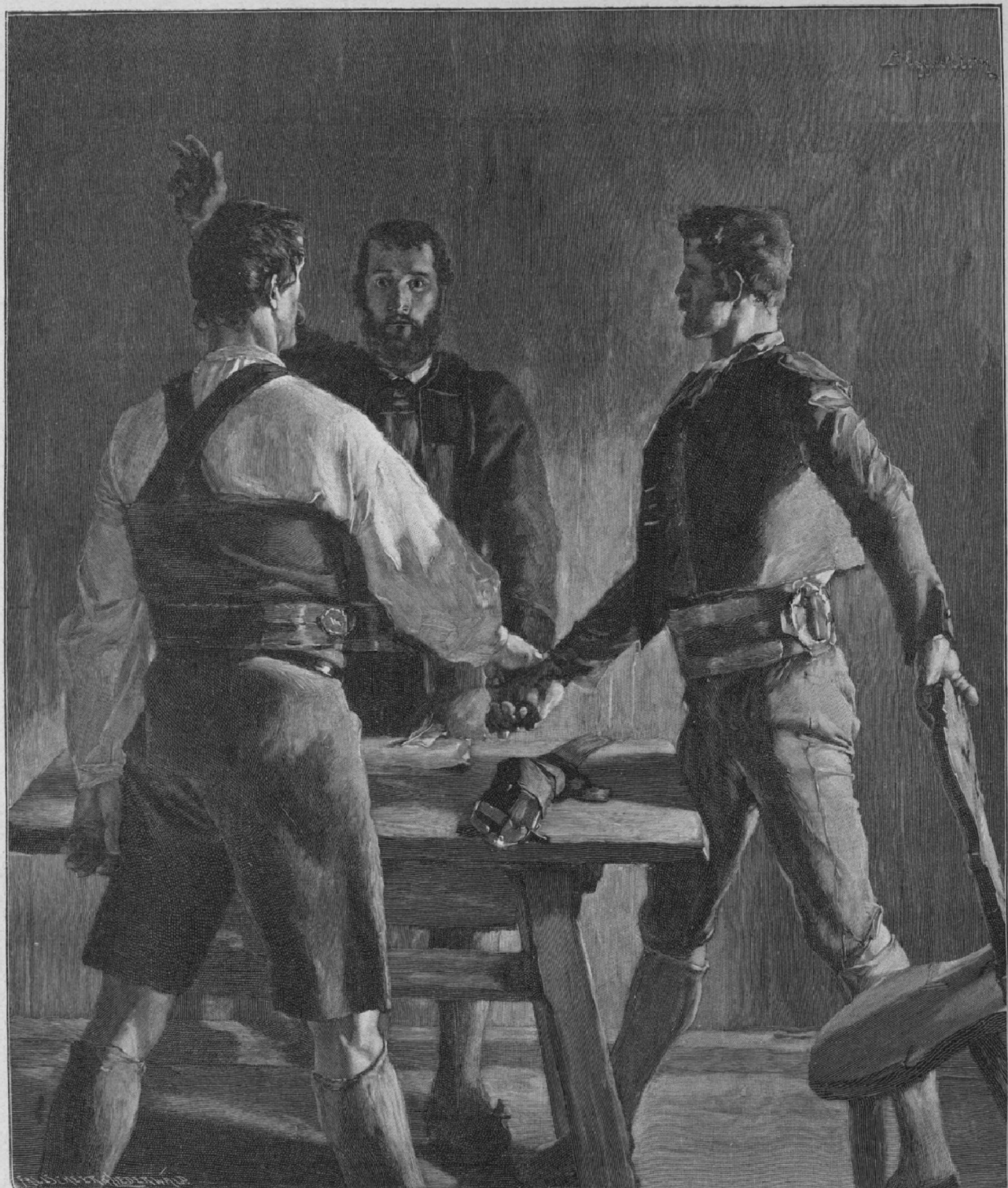
Leise öffnete sich die Thür, und vorsichtig spähte der Verwachsene in den Saal. Oede und leer dehnte sich der gewaltige Raum.

Auf den Fußspitzen lief der Narr und schlüpfte hinter einen Wandteppich.

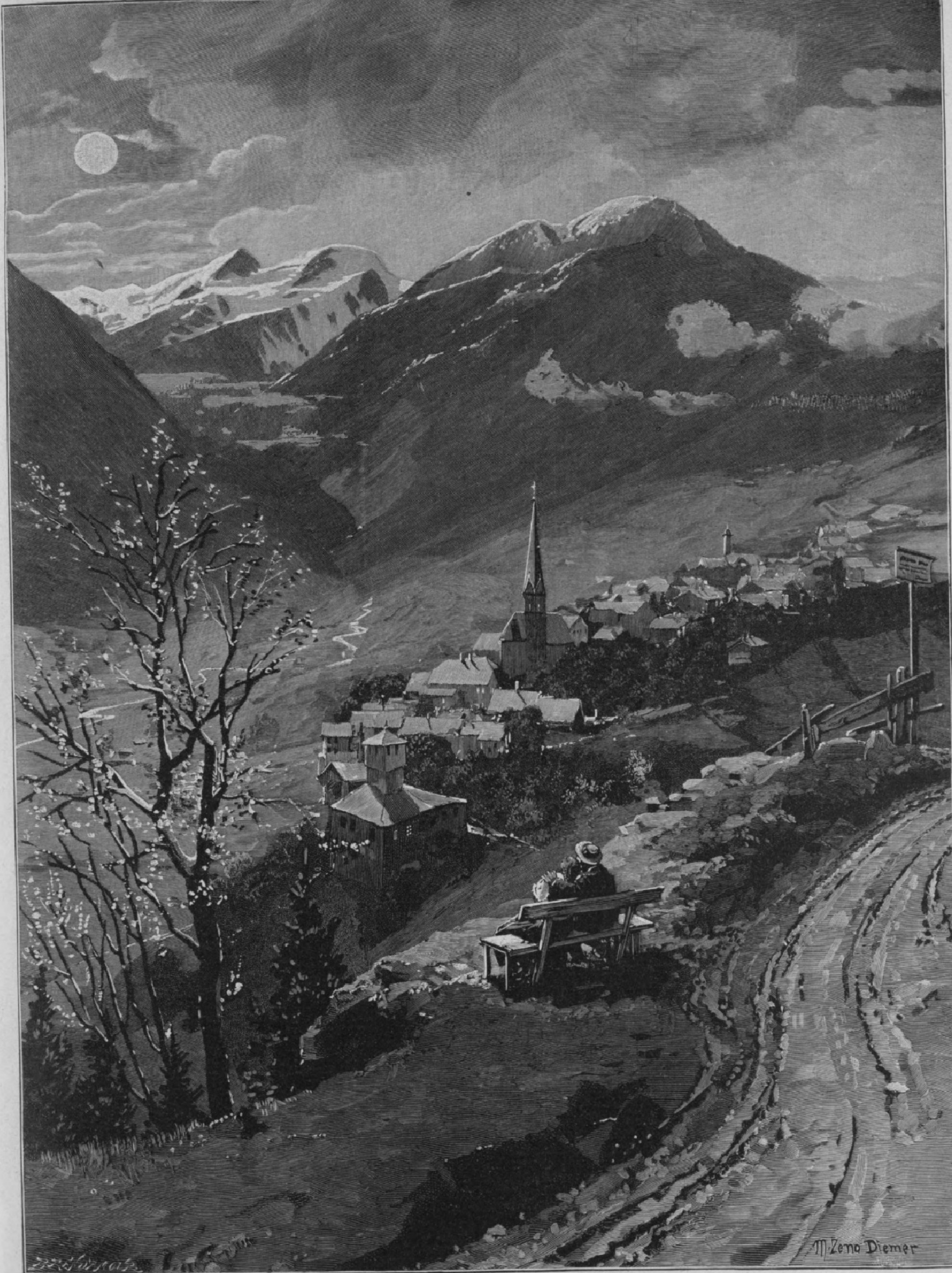
Stille war's. —

Abermals öffnete sich die Thür, und hastigen Schrittes kam der Graf von Santaporta herein, sah sich um, stampfte zornig auf, rannte an ein Fenster und begann auf den Butzenscheiben zu trommeln.

Zum drittenmal öffnete sich die Thür, und der kleine Schreiber schob sich in den Saal. „Hier, Herr!“



Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol, 1809.
Nach dem Gemälde von A. Egger-Lienz. (Text S. 500.)



Mondnacht bei Wenns im Pitzthal (Tirol).

Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

„Was laßt Ihr mich warten?“ schnaubte ihm der Graf entgegen.

„Bin Euch auf dem Fuße gefolgt,“ entschuldigte sich der Kleine mit gekränkter Miene.

„Hast du den Fetzen? Her damit!“ murrte der Graf.

„Herr, Ihr verlangt Unbilliges,“ rief der Schreiber. „Wüßtet Ihr, welche Mühe es gekostet hat, den Schlüssel ins Archivgewölbe auf etliche Minuten zu bekommen und in Wachs abzudrücken —“

„Langweiliges Geschwätz!“ unterbrach ihn der Graf. „Was schert mich das Wie? Kurz und gut: bis wann habe ich die Urkunde in der Hand?“

„Wenn sie noch an der Stelle liegt, wo ich sie damals versteckt habe, das heißt im Sitzpolster des Kanzlers —“

„Bis wann?“ rief der Graf ungeduldig.

„Und wenn der Kanzler noch zu Bette bleiben muß — so viel ich zu thun vermag, bis morgen abend.“

„Gut, morgen abend, während des Festes, da könnt Ihr unauffällig an mich heran!“ sagte der Graf.

„Und, Euer Gnaden, bleibt's dann bei Euerm Versprechen?“ fragte der andre ängstlich.

„Das wird sich finden,“ sagte der Graf kurz angebunden. „Erst die Arbeit und dann der Lohn.“

„Herr, was habt Ihr aus mir gemacht!“ jammerte der Schreiber.

„Memme, habe ich dir geheißen, mit dem Burgermeister anzubandeln?“

„Ja, ich habe dem Teufel einen Finger gegeben —“

„— und nun nimmt er die dazu gehörige Hand, wie sich's gebührt,“ spottete der Graf.

„Schritt für Schritt bergab!“ jammerte der Schreiber. „Aber erbarmt Euch und haltet Euer Versprechen! Liegt einmal die Urkunde beim kaiserlichen Hofgerichte, dann muß ich längst über alle Berge sein. Hört Ihr, Euer Gnaden?“

„Ich hab's nicht vergessen und werd's nicht vergessen. Aber mir geht auch nicht alles nach Wunsch,“ sagte der Graf. „Und welcher Teufel hat den Esel geritten, daß man mir die eingelaufenen Kuxgelder läßt vor der Nase wegsperren?“

„Das war sie, Euer Gnaden, sie, und niemand anders,“ flüsterte Imbricius und legte den Zeigefinger auf den Mund.

Der Graf ballte die Hände und murmelte einen langmächtigen Fluch. — „Noch eins, Schreiber: ich habe meinen Diener vor etlichen Tagen nach Böhmen geschickt und erwarte ihn heute oder morgen zurück.“

Imbricius verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln.

„Nun ja,“ sagte der Graf leichthin. „Das ist wohl zu erraten, ich muß ihm wieder goldene Eier legen. Höre, Schreiberlein,“ er sah ihn durchdringend an, „ordne die Falten deines edeln Gesichts in etwas andrer Weise! Ich habe dich, dünkt mich, fester als du mich, und unsre Schuhe laufen in einer Spur.“

„Das weiß der Henker,“ seufzte Imbricius und klappte zusammen.

„Trifft er also heute ein, so sag ihm, er solle das Kästchen einstweilen in seiner Kammer verbergen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol, 1809.

(Hierzu das Bild Seite 498.)

Mit gerechtem Stolze denkt der Tiroler seiner Väter, die in sturmbewegter Zeit, als der gewaltige Welteroberer Napoleon dem bezwungenen Europa den Fuß auf den Nacken setzen zu können vermeinte, heldenhaften Mutes für Fürst und Vaterland die Waffen erhoben und in Kampf und Sieg ihrem Volke unvergänglichen Ruhm erwarben. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, Joseph Speckbacher und der Kapuzinerpater Haspinger, das sind die Namen, welche jedem mit der Tiroler Heldengeschichte des Jahres 1809 einigermaßen Vertrauten geläufig sind. Doch hat jedes Thal, jedes Dorf Tirols fast seine eignen Helden, denen es ein warmes Gedenken bewahrt.

Zu Meister Defregger, der wie kein andrer von jeher jene große Zeit in seinen Werken verherrlicht hat, gesellt sich in neuerer Zeit Albin Egger, eine noch jugendliche Kraft, die das Tiroler Bauernleben von seiner religiösen Seite schildert und die Scenen der denkwürdigen Zeit der Tiroler Erhebungen im Jahre 1809 entnimmt. Albin Egger, am 29. Januar 1868 in Striebach bei Lienz (Pusterthal) geboren, bezog 1884 die Akademie in München, wobei ihm der Maler Hugo Engl freundschaftlich zur Seite stand. Der Zeichenunterricht, den Egger bei seinem Vater, der damals in Lienz Heiligenmaler war, genossen hatte, war für ihn eine gute Grundlage gewesen, und nicht weniger die vom wahren Feuer der Begeisterung erfüllten Gespräche des Vaters über Kunst, besonders der alten Meister. Dies bildete und weckte den Keim zum „Malerwerden“ in des lebhaften Jünglings Brust. Das Tiroler Landesstipendium, dessen Egger so sehr bedurfte, wurde ihm trotz fleißigen Einreichens nicht zu teil; doch malte er 1895 für die Tiroler Heldengalerie am Berg Isel einen „Speckbacher“. Eggers glänzender Stern im Nebel des Umhertastens in seiner Jugend war jedoch sein großer Pfarrgenosse von Dölsach, Defregger.

Die Professoren Hackl und Lindenschmit waren Eggers akademische Lehrer in München. Eine „Heilige Familie“ in Rembrandtscher Art gefiel sehr, dann ein „Karfreitag“, später das große „Ave Maria nach dem Kampfe am Berg Isel 1809“. Darauf folgte ein Bild „Feldsegen“, das in Wien die Karl Ludwigs-Medaille bekam, sodann „Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol, 1809“. Das letzte große Bild, „Das Kreuz“, erhielt in Wien 1901 die große goldene Medaille. Seit zwei Jahren hat der Künstler seinen ständigen Wohnsitz in Wien.

Den Lebenslauf des talentvollen jungen Malers kennen zu lernen, wird unsern Lesern von Interesse sein angesichts des von uns wiedergegebenen Bildes „Der Schwur der drei Bundesgenossen“, das die Stimmung jener Zeit meisterlich widerspiegelt. Schwer lastete die Fremdherrschaft auf dem armen Land Tirol, ein furchtbarer Unmut gegen die Bedrücker hatte sich des Volkes bemächtigt. „Es ist Zeit!“ Diese mit Ungeduld erwartete Losung war zugleich mit einem wohldurchdachten Aufruf Hofers und Teimers am 9. April 1809 an alle Getreuen ergangen. Zumeist waren dies wohlhabende Gastwirte an der Heerstraße, die schon vermöge ihres Gewerbes eine weitreichende Orts- und Personenkenntnis besaßen; sie zogen zunächst in jeder Gemeinde einen zuverlässigen Mann in das Vertrauen, und dieser warb wieder seinerseits vertraute Teilnehmer. Bei den Wirten gingen die geheimen Boten aus und ein und verteilten Flugschriften, Proklamationen und ermunternde Briefe. Unauffällig kamen in ihren Gaststätten die Landleute von nah und fern zusammen und empfingen hier ihre Weisungen. Durch zuverlässige Fuhrleute waren sie auch vor allem in der Lage, geheime Botschaften weiter zu befördern und für Herbeischaffung von Gewehren, Munition und Lebensmitteln für Mann und Roß Vorsorge zu treffen, die dann vorläufig in sicherem Versteck geborgen wurden. Zu einer solchen geheimen Besprechung haben sich in schmuckloser Wirtsstube unsre drei Bundesgenossen zusammengefunden. Das Wirtshaus „Zum Kreuz“ in Brixen war das Rütli, wo Martin Schenk, Kreuzwirt zu Brixen, Peter Kemenater, Wirt zu Schabs, und Peter Mayr, Wirt „an der Mahr“ — ungelehrt, wenig geübt, von hoher Einfalt, aber stark im Gemüt, — die Hände und die Herzen zusammenflochten, das preisgegebene Vaterland noch einmal zu retten vom Fremdlingsjoch, aus der allgewaltigen Hand des Tyrannen der Welt und auf den Leichen der Feindesheere, die jetzt stolz und zahlreich heranzogen, es noch einmal hoch und laut in die Lüfte flattern zu lassen, das Banner des Aufstandes und der Selbsthilfe, als ihnen niemand mehr half, als sie selbst und der alte Gott.

Ernst, tieftrauriger, der schweren Lage sich voll bewußter Ernst, aber zugleich heroischer Mut, der, ausdauernd, solange die starke Faust noch Kraft besitzt, in der Verzweiflung um das Erbe der Väter zu allem fähig wird, liegt in der Haltung und den einfachen, aber edeln Gesichtszügen der Männer, die, aufgewachsen in der großartigen wilden Bergnatur, gewohnt sind, Katastrophen und Gefahren bei der Arbeit im Hochgebirge jeden Augenblick furchtlos ins Antlitz zu schauen. Der felsenfeste Glaube, daß eine ewige Vorsehung der Menschen und der Völker Geschicke leitet, die innige, zu jedem Opfer bereite Liebe zum teuren Vaterlande, das mannhafte Vertrauen auf die eigne, in ärgster Not erprobte Kraft und die unerschütterliche, bis zum Tode bewahrte Treue gegen das angestammte Herrscherhaus, diese Kardinaltugenden des Tiroler Volkes sind der Welt ein Vorbild geworden und haben zu bewunderten Erfolgen geführt.

Trümmer hier und dort, verfallene Kreuze, Bildstöckchen mit verwischten Fresken und neue schöne Denkmäler sind Tirols Erinnerungszeichen an die Ländergier des Korsen. Gras wuchert um sie, Föhren und Lärchen gucken durch gähnende Fensteröffnungen und Breschen malerischer Ruinen, wo früher die stutzenbewehrten Verteidiger standen. Ueberall im Etsch-, Eisack- und Pusterthale blutgetränkter Boden! Wo damals Geschütze dröhnten und Sterbende jammerten, schrillen heute Grille und Laubheuschrecke; der Eisenbahnzug saust durch die Thäler, und der Wald hat wieder Besitz ergriffen von einstigem Eigentum und schmückt mit grünendem Laub zerfallene Bollwerke. Milde wehen die Lüfte um die heute nicht mehr schreckhaften Spuren der Greuel von 1809.

Albert Ellmenreich.

An den dreissigsten Geburtstag.

Von

C. von Seybold.

Was hast du, verpönter Dreissiger,
Was hast du denn nur verbrochen?
Verleumdet wird keiner fleissiger
Und übler als du besprochen.

Vor allem ist es das zarte Geschlecht,
Das rückt dir schrecklich zu Leibe;
Der hässlichsten Jungfer kommst du nicht recht,
Nicht dem schönheitsstrahlenden Weibe.

Sie wenden sich schaudernd von dir ab
Mit unverhohlenem Grauen,
Als ob sie blickten ins offene Grab,
Wenn sie ins Auge dir schauen.

Mir aber sollst du willkommen sein,
Du verschrie'ner und viel gehasster;
Mir dünkst du für manche Lebenspein
Gerade das richtige Pflaster.

Dann muss ich an die Schürze nicht mehr
Mich hängen von Basen und Tanten,
Vor denen die Männerwelt nur ein Heer
Von Freiern und Reflektanten.

Muss nicht mehr, wenn man von Zola spricht,
Erröten bis über die Ohren
Und krampfhaft zählen die Maschen nicht,
Als hätt' ich eine verloren.

Muss nicht im trauten Freundinnenkreis
Verlegen spielen die Taube,
Indes sie tuscheln und flüstern leis,
Die glücklich unter der Haube.

Muss konsequent nicht vorübersehn
An dem Bild mit der goldnen Medaille,
Weil Damen darauf spazieren gehn,
Die gänzlich vergessen die Taille.

Zum Thee nimmer laden mich Backfische ein,
Die plappern wie Mühlenrädchen;
Ich darf ein vernünftiger Mensch dann sein
Und nicht nur ein „junges Mädchen“.

Ein Vollmensch, der seine Nummer stellt,
Bestrebt, sich im Kampf zu bewähren,
Der redet, wie und mit wem's ihm gefällt,
Selbst wenn es — Jünglinge wären.

Drum, lieber Dreissigster, nur herbei,
Denn wie auch die Leute schnattern,
Vor dir verstummt das böse Geschrei:
„Die will sich Einen ergattern.“

Doch säumst du ein paar Jährchen noch,
So hab' ich just nichts dagegen;
Und das mit dem freudigen Willkommshoch,
Das — muss ich mir noch überlegen.

Glaubenskuren.

Unliebsames Aufsehen erregten jüngst die Mitteilungen über das „Gesundbeten", das geraume Zeit in der Aula einer öffentlichen Lehranstalt Berlins unter amerikanisch-englischer Aegide stattgefunden hat, und die Gemeindevertreter der deutschen Reichshauptstadt haben nicht verfehlt, ihrem Unwillen hierüber kräftigen Ausdruck zu verleihen und reichlich Spott und Hohn über den Irrglauben auszugießen, daß die Inbrunst des Gebetes in die Reihe der Heilkräfte sich eingliedern lasse. Die Neigung, die Anhänger von Gebetkuren für rückständig und die erzielten Heilungen für Täuschung und Uebertreibung zu erklären, liegt nahe und ist verständlich. Gleichwohl würde man fehlgreifen, wenn man die Heilwirkung rundweg abstritte, denn es ist nicht zu bezweifeln, daß durch Gebetkuren Heilungen herbeigeführt werden können. Aber deshalb brauchen sie noch keineswegs als die Bekundung eines überirdischen Einflusses aufgefaßt zu werden. Vielmehr stehen uns genügend Erklärungen zur Verfügung, die auf eine natürliche Grundlage zurückgehen und die vermeintlichen Wunderheilungen in eine große Gruppe verwandter und gleicher Erscheinungen einreihen. Diese noch näher zu beleuchtenden Thatsachen, die bald in der einen, bald in der andern Form zur Beobachtung kommen, rechtfertigen die Aufstellung des Satzes: die Gebetkuren gehören in die vielgestaltige Klasse der Glaubenskuren, d. h. derjenigen Einwirkungen auf die Kranken, bei welchen der feste Glaube an ihren Heilwert eine Aufrüttelung des Körpers, eine Steigerung seiner gesunkenen Leistungsfähigkeit, eine Zurückdrängung und Ueberwältigung der krankhaften Zustände herbeiführt.

Unser tägliches Thun und Lassen bestimmt uns leicht zu der Ansicht, daß der Einfluß unsers Geistes oder seines Organs, des Gehirns, auf den Körper nur ein bewußter ist, daß das Gehirn nur auf unsern Willen hin durch die Nervenleitungen den Gliedern seine Anreize überträgt. Wir strecken die Hand aus, wenn wir die Feder ergreifen wollen, wir bewegen die Beine und Füße, wenn wir ausschreiten, und wir ziehen den Luftstrom stärker in die Nase ein, wenn wir scharf riechen wollen. Alles dieses sind Verrichtungen, die wir mit Bewußtsein ausführen, bei denen unser Wille das Gehirn seine Befehle durch die Nervenbahnen zu den betreffenden Körperteilen senden läßt. Daneben giebt es noch eine reiche Fülle von nervösen Einwirkungen des Gehirns auf den Körper, die sich ganz unbewußt vollziehen und von unserm Willen völlig unabhängig sind. Wenn wir ein Wort hören, das unser Schamgefühl verletzt, so erröten wir, weil die damit verbundene Vorstellung vom Gehirn nach den feinen Blutgefäßen der Wangen einen nervösen Reiz ausgehen läßt, durch den sich diese erweitern und mit Blut überfüllen. Die Furcht löst einen Anreiz vom Gehirn nach eben diesen Blutgefäßchen aus, durch den sie sich zusammenziehen und ihren Blutinhalt vermindern, so daß wir erblassen. Ein Schreck macht uns zittern und sogar sprachlos, eine freudige Erregung beschleunigt den Herzschlag, eine traurige Kunde setzt die Thränendrüsen in Thätigkeit, so daß wir weinen, und der Gedanke an eine schmackhafte Speise läßt das Wasser im Munde zusammenlaufen, indem die Speicheldrüsen die Speichelaussonderung vermehren. Diese und zahlreiche andre Erscheinungen sind insgesamt Rückwirkungen geistiger Prozesse im Gehirn, die sich durch die Nerven dem Körper mitteilen, ohne daß die Uebermittlung bewußt von unserm Willen angeregt wird.

Allerdings handelt es sich hierbei nur um Gehirneinflüsse, die in den Rahmen der normalen Lebensthätigkeit des Körpers fallen. Doch ihr Bereich beschränkt sich nicht ausschließlich auf diese engen Grenzen. Vielmehr sind rein geistige Vorstellungen durch die mit ihnen verknüpften Gehirnprozesse und ihre Ausstrahlungen auf dem Wege der Nerven im stande, ausgeprägt krankhafte Zustände an den Organen und Gliedern des Körpers zu erzeugen. Einwandfreie Untersuchungen haben erwiesen, daß heftige Gemütsbewegungen nicht nur die Absonderung des Magensaftes hemmen, sondern auch seine Zusammensetzung verändern, Verdauungsstörungen und Magenkrämpfe hervorrufen. Sie vermögen ferner Erbrechen und andre üble Erscheinungen herbeizuführen, und sie können durch den Uebertritt der Galle in das Blut Gelbsucht veranlassen. Die unausgesetzte, gespannte Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Hautstellen kann an ihnen Temperatursteigerung, Rötung und Blutungen hervorbringen. Aber noch mehr. Nirgends zeigt sich der Zusammenhang zwischen geistiger Beeinflussung und der Entstehung krankhafter Zustände deutlicher als auf dem Gebiete der Schrecklähmungen. Ein frisches, junges Mädchen fällt im Sommer in einen kleinen Bach. Das Wasser geht ihr nur bis zu den Knieen. Aber der unbedeutende Vorfall hat sie heftig erschüttert, und wenige Tage später sind beide Unterschenkel gelähmt. Eine Frau giebt ihrem ungehorsamen Kinde eine Ohrfeige, die unerwartet ein starkes Nasenbluten nach sich zieht. Die Frau erschrickt, und von demselben Augenblick an ist ihre rechte Hand gelähmt. Ein Mann stürzt von einem Wagen, dessen Pferde durchgehen, und bleibt bewußtlos liegen. Bald aber hat er sich erholt. Eine Verletzung ist nicht auffindbar. In den nächsten Nächten wird er stetig von Träumen gequält, in denen er sieht, wie er vom Wagen herabstürzt und ihm die Räder über den Leib gehen. Eines Morgens erwacht er mit einer Lähmung beider Beine. Gleichzeitig sind die Beine und der Unterleib empfindungslos, und zwar wird die Empfindungslosigkeit nach oben hin durch eine Linie begrenzt, die dem angenommenen Verlauf der Wagenräder entspricht. Und doch sind ihm, wie die Aussagen von Augenzeugen bekunden, die Wagenräder gar nicht über den Leib gegangen. Selbst den Tod kann der Schreck zur Folge haben. Ein Chirurg erklärt seinen studentischen Zuhörern, wie er bei einer Darmoperation zu Werke gehen will, während der Kranke, der noch nicht narkotisiert ist, auf dem Operationstische liegt. In seinem Vortrage berührt der Chirurg zufällig den Leib des Kranken mit dem Rücken des Operationsmessers. Der Kranke zuckt heftig zusammen, Atmung und Herzschlag stehen still — der Schreck hat ihn getötet.

Machen diese Vorkommnisse es schon wahrscheinlich, daß geistige Erregungen, ebenso wie sie krankhafte Zustände hervorbringen, auch umgekehrt auf Krankheiten einen heilenden Einfluß ausüben können, so erweisen anderweitige Beobachtungen ihre Heilwirkung unmittelbar als Thatbestand. Wer hat es nicht schon erfahren, daß von diesem oder jenem Arzt ein förmlicher Zauber auf den Patienten ausgeht? Eben noch liegt der Kranke gebrochen und todesmüde da, und im nächsten Augenblick, wo der Arzt eintritt oder zu ihm spricht, ist er wie umgewandelt. Seine Augen leuchten, er fühlt sich hoffnungsfreudig, gekräftigt und wohl. Denn er weiß nun, daß er sich in der richtigen Behandlung befindet, ihn erfüllt der feste Glaube an das Können des Arztes, und diese zuversichtliche Vorstellung spannt sein ganzes Nervensystem an und verscheucht die Mutlosigkeit, die Mattigkeit und die Schmerzen.

Auf gleicher Grundlage beruht zuweilen die Wirkung des Rezeptes. Der einsichtsvolle Arzt ist sich nicht selten darüber klar, daß es nicht die auf dem Rezept verschriebene Arznei ist, die dem Kranken Linderung und Heilung bringt, sondern die strenge Regelung seiner Lebensweise. Aber der Kranke verlangt nach einem Rezept. Erhält er es nicht, dann verliert er den Glauben an den Heilplan. Es geht ihm dann wohl wie jener Frau aus dem Volke, die, als ihr zwar der aufgesuchte Arzt genaue Diät- und andre Verhaltungsmaßregeln mitteilte, nicht aber ein Rezept verschrieben hatte, erklärte: „Solch Arzt kann mir nicht helfen, er hat mir nicht mal 'n Rezept gegeben." Wie machtvoll der Glaube an das Medikament zu wirken vermag, kann man an den Morphinisten erkennen. Es wird zu ihrer Entwöhnung bisweilen der Weg eingeschlagen, daß die Morphiumgabe, die unter die Haut gespritzt wird, immer mehr mit Wasser verdünnt wird. Der Morphiumsüchtige erwartet, obgleich er vielleicht schon seit Wochen behandelt worden ist, mit voller Ungeduld die Einspritzung, und er empfindet vor dieser auch am Ende seiner Kur noch eine ganze Reihe quälender Beschwerden. Endlich verabreicht ihm der Arzt die tägliche, vermeintliche Morphiuminjektion. Mit einem Schlage sind alle Schmerzen und lästigen Empfindungen verflogen. Und doch ist dem Kranken, wie auch schon seit sechs, sieben Tagen vorher, weiter nichts eingeflößt worden als destilliertes Wasser.

Vor einer Anzahl von Jahren erregte die Magnetotherapie, die Auflegung von Magneten, großes Aufsehen. Ihre Erfolge waren überraschend. Denn es verschwanden durch die Auflegung von Magneten auf die erkrankten Körperstellen Schmerzen, Empfindungsstörungen und Lähmungszustände. Man stand so lange vor einem Rätsel, bis Bernheim und andre französische Aerzte zeigten, daß auch die Auflegung von nicht magnetisierten Eisenstücken, ja, nur von Holzplatten genügte, um die gleichen Wirkungen herbeizuführen. Also nicht die magnetische Kraft, sondern nur die bloße Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Vornahme, der überzeugte Glaube an ihren Heilwert war der Urheber des Umschwunges. Auch bei der Elektrizität als Heilmittel spielt zum guten Teil der Glaube mit. Damit soll keineswegs behauptet sein, daß in allen Fällen ihr Einfluß ausschließlich dem Glauben zuzuschreiben ist. Aber bezeichnend ist es doch immerhin, daß man bei gewissen Krankheitsformen auch dann Besserung und Heilung erzielen kann, wenn man nur die Elektroden der Elektrisiermaschine aufsetzt, also ohne daß überhaupt der elektrische Strom zur Anwendung gelangt.

Ein weites und glückliches Versuchsfeld für Glaubenskuren bietet die Schar der Nervenschwachen, Hypochonder und Hysterischen dar. Namentlich diese letzteren sind für Scheinoperationen, mögen sie nun in Pinselungen, Untersuchungen mit dem Augenspiegel und Kehlkopfspiegel oder in dem Setzen von Blutegeln und in dem plötzlich herabfallenden Strahl der kalten Dusche bestehen, äußerst empfänglich. An sich sind solche Vornahmen ganz bedeutungslos, und trotzdem schwinden durch sie die hysterischen Krankheitserscheinungen, weil die Kranken überzeugt sind, daß sie ihnen nützen, während in Wirklichkeit nur die Vorstellung ihrer Heilkraft es ist, die mit siegreicher Gewalt die nervösen Störungen beseitigt. Aber es bedarf nicht einmal derartiger Hilfsmittel. Der eine Kranke spricht seit langem nur mit tonloser Flüsterstimme, eines zweiten Arm ist krampfhaft verkrümmt, und ein dritter liegt seit Monaten mit gelähmten Beinen im Bett. Es sind dies alles Leiden, denen keine organische Veränderungen der betreffenden Körperteile zu Grunde liegen, die aber trotzdem keineswegs auf Simulation beruhen. Man hat ohne Erfolg die verschiedensten Behandlungsweisen versucht und wendet sich endlich an den Nervenarzt, der den Sachverhalt durchschaut. Und auf das bestimmte Geheiß, ein vorgesprochenes Wort laut zu wiederholen, auf das Gebot, den emporgehobenen, verkrümmten Arm in dieser Lage zu erhalten, auf den zwingenden Befehl, das Bett zu verlassen und zu gehen, geschieht das Unglaubliche: die Kranken sprechen mit tönender Stimme, sie können Hand und Arm nach Belieben bewegen, sie stehen auf und wandeln! Der Machtspruch des Arztes hat alle Hemmnisse beseitigt, er hat den Glauben der Kranken an ihr Leistungsvermögen entflammt, und diese plötzlich hereinbrechende geistige Revolution hat die unterbrochene Nervenleitung zwischen dem Gehirn und den gebrauchsunfähigen Gliedern wieder hergestellt.

Was hier die vom Arzt hervorgerufene geistige Aufwühlung erzielt, das vollbringt bei den Gebetkuren und den Wallfahrten die religiöse Erregung. Es ist kein Zufall, daß unter den Wunderheilungen an berühmten Wallfahrtsorten die Aufhebung von Lähmungen und verwandter Zustände in erster Linie steht. Wer einmal der Echternacher Springprozession beigewohnt hat, wer die tiefe Erregtheit gesehen hat, welche die nach der Kirche des heiligen Willibrord drängenden Massen ergreift, dem wird es verständlich sein, daß die hochgradige geistige Anspannung in gleicher Weise zurückwirkt, wie es uns unsre Betrachtung gelehrt hat, und dann durch die nervöse Aufrüttelung dem einen oder andern Kranken das zu teil wird, was er erfleht und erhofft, die Heilung.

Es kann sich hier nicht darum handeln, zu erörtern, ob überhaupt ein Eingreifen überirdischer Gewalten in den Verlauf einer Krankheit möglich ist. Nur darauf kam es an, zu zeigen, welchen weit verzweigten Einfluß die Gehirnzentrale und die sich in ihr abwickelnden geistigen Prozesse auf körperliche Leiden ausüben, und wie in diesem Sinn das Wort eine ausgedehnte Geltung hat: „Der Glaube macht selig."

G. F. Weißenberg.

Sprüche.

Anstatt der Worte wählt Gedanken,
Die ewig schön ums Wort sich ranken.

*

Willst du die Welt von Herzen lieben,
Darfst nicht zu scharfe Kritik üben.

*

Ein wahrer Dichter wird nie alt,
Er giebt dem Leben recht Gestalt,
Und was der Schöpfer hat versäumt,
Der Künstler erst zu Ende reimt.

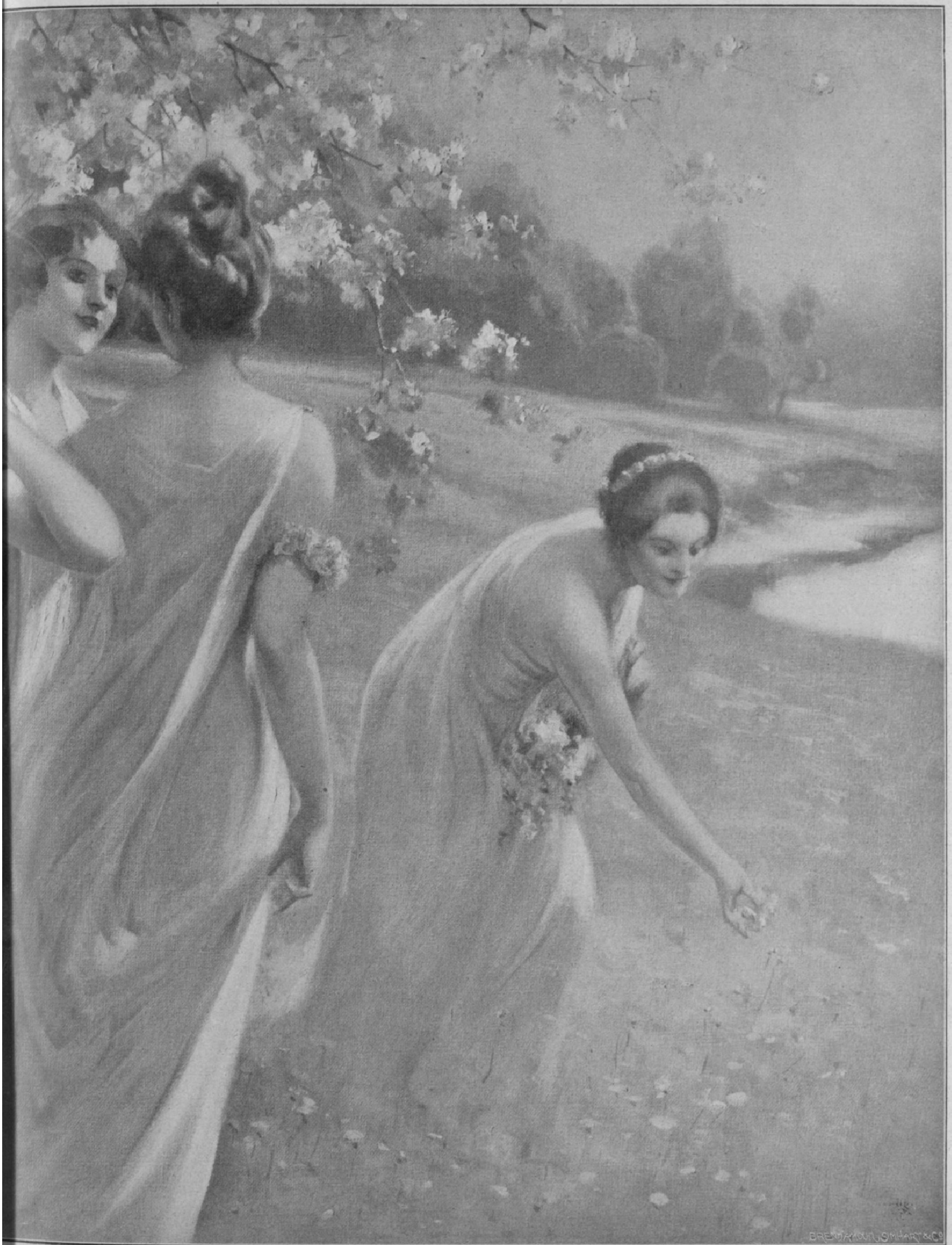
B. Braun.



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Frühli

Nach dem Gemä



gen.

A. H. Schram.

Aphrodite.

Eine Erzählung aus Griechenland
von
Gottfried Kühn.

Es ist an einem Nachmittag des Monats März. Ueber den Oelbaumwäldern Attikas liegt unbewegt die glühende Hitze des Mittags; nur an den Küsten bringt ein frischer Seewind leichte Kühlung. An solchen Tagen wird der Landmann doppelt froh des schattenspendenden heiligen Oelbaums der Athene, unter dessen Laubkronen es sich gut ruhen, leicht arbeiten läßt.

Aber im entlegensten Süden des attischen Landes, wo das alte Vorgebirge Sunion als Grenzwarte sich erhebt, da grünt kein Oelbaum; nur niederes Gestrüpp bedeckt den steinigen Boden, welcher die Sonnenhitze doppelt empfindlich widerstrahlt.

Und doch lebt auch da ein zufriedenes, weil genügsames Volk.

Gerade dort auf jenen Steinen sitzt solch ein zufrieden Glücklicher auf der ausgedörrten Heide, den selbst eine griechische Mittagsonne nicht im frohen Genießen seines Lebens stören kann.

Ein Bursche ist es von etwa achtzehn Jahren, tief gebräunt an Gesicht und Armen, in der einfachen Tracht des griechischen Hirten, welcher da in aller Ruhe seinen Ziegenkäse verzehrt, den er zeitweise mit einem stark nach Harz schmeckenden Weine anfeuchtet.

Dimitrios ist der Sohn eines Bauern, der da außen sein bescheidenes Gehöft bewohnt. Mit Schulbildung ist er nur wenige Jahre drüben in Laurion geplagt worden. Viel Wissenschaft drückt ihn gerade nicht, höchstens kann er in der Zeitung ein wenig buchstabieren, am liebsten hört er den Vater erzählen von den Turki, den alten Erbfeinden — dann blitzen seine großen schwarzen Augen vor Ingrimm, und er versucht mitzusingen, alte Klephtenweisen aus der großen, ruhmreichen Vergangenheit.

Manchmal kommt auch ein Pope zu Gast, oder es verirrt sich ein Fremder in das abgelegene Gehöft — für gewöhnlich aber ist unser Dimitri allein mit den Eltern, seiner Herde und sich selbst.

So sitzt er auch heute nachmittag auf seinem Throne, der von Ginster umbuscht ist, und beherrscht sicheren Blickes sein kleines Reich. Er ist schon einige Stunden diesen nicht gerade sehr anstrengenden „Regierungsgeschäften“ obgelegen, und die untergehende Sonne mahnt zur Heimkehr.

Ein Pfiff, und sein erster Minister, ein zottiger großer Hund, beeilt sich, die zerstreuten Unterthanen zusammenzutreiben.

Aber ein teures Haupt fehlt. Da macht sich der junge Hirt auf die Suche. Bergauf, bergab klettert er an den Hügeln und Felsen; und endlich glaubt er dem Gesuchten nahe zu sein. Ein Sprung noch, und er befindet sich ganz unten am Meere auf einer kleinen Plattform. Die Wellen haben hier einen Felsblock aus seiner Verbindung herausgerissen, so daß eine Höhlung entstanden ist, die Dimitri früher nie bemerkt hat.

Er versucht einzudringen in das enge Felsengelaß, und da fühlt er, — denn zum Sehen ist's zu dunkel, — daß er sich in einer teilweise ausgemauerten Grotte befindet. Bald kann er aber auch sehen, denn drüben am fernen Horizont erhebt sich in hellem Glanze der volle Mond. Der Hirt steht in einem Gewölbe aus alter Zeit.

Nun wird es allmählich licht im Innern, staunend steht der Bursche da, denn im silbernen Scheine des Mondes erblickt er ein wundersam schönes marmornes Frauenbild.

Ohne Gewand, im Glanze ihrer hehren Schönheit: Aphrodite, einstmals wohl eine Götterstatue in dem Tempel auf Kap Sunion und später dann einmal in der abgelegenen Höhle verborgen vor römischer oder fränkischer Raubsucht.

Die Jahrhunderte haben dem göttlichen Leibe nichts anzuhaben vermocht. Wie ein lebendiger Körper erglänzt der leicht gebräunte pentelische Marmor im Lichte des Mondes — die weit geöffneten Augen scheinen zu leben, der weiche Mund, das milde, süße Gesicht — es ist, als müßten sie sich bewegen und die holden ambrosischen Glieder schwellen, wie von warmem Blute durchströmt.

Dimitri hat noch kein Weib gesehen als seine Mutter und gelegentlich einige Frauen in Laurion; verbietet es doch die gute griechische Sitte dem weiblichen Geschlechte, sich öfters als unumgänglich nötig auf der Straße zu zeigen. In strenger Keuschheit ist der Knabe herangewachsen am Herzen der Natur, stets mit sich und den Eltern allein. Ihm ist es nun, als träte ein Neues, Wundersames in sein Leben ein, von dem er nie etwas geahnt hat, das er auch jetzt nicht recht fassen, kaum fühlen kann: Aphrodite! Etwas anzurühren in der wunderbaren Höhle, getraut er sich nicht, er steht nur da mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen. Dann geht er leise wieder hinaus und eilt in mächtigen Sprüngen über Steine und Hügel dem elterlichen Hause zu.

In der Nacht hat der Jüngling einen wunderbaren Traum: das marmorne Götterbild tritt an sein Lager, die holde Gestalt beugt sich über ihn und küßt seine Lippen. Da ist's dem Hirten, als flöße ein neues Leben Feuer gleich durch seine Adern, seine Pulse klopfen, ein nie gekanntes Gefühl durchdringt ihn; er will aufspringen, der Schwindenden nacheilen — und erwacht.

Am folgenden Tage sitzt Dimitri wieder auf seinem gewohnten Weideplatze. Aber er ist ein andrer geworden. Sein treuer Hund, der gegen Fremde ebenso wild ist, wie er sanft thut gegen seinen Herrn, — er kennt sich heute gar nicht aus. Wenn seine Schnauze liebkosend über das Gesicht des Träumers streichen will, so stößt ihn der Hirt unwirsch weg. Er denkt an andre Küsse, als der alte Freund sie ihm geben kann.

Und sobald die Dämmerung naht, schleicht Dimitri wieder fort, seinem Heiligtume zu. Dann sitzt er klopfenden Herzens im Dunkel, bis der Vollmond sich erhebt, und nun sucht sein trunkener Blick das Marmorbild. Auf einem Stein klettert er so weit hinan, daß er der lebensgroßen Figur Antlitz gegen Antlitz gegenübersteht. Und jetzt, da nur eine Handbreit sein Mund entfernt ist vom Gesichte der Göttin, da gedenkt er seines Traumes, und plötzlich kommt es über ihn wie ein Rausch. Er küßt das Marmorantlitz, den schwellenden Mund, die schmale Stirn. In heißer Glut umarmt er die marmorne Gestalt und preßt sich an sie, indem er Hals und Busen mit heißen Küssen bedeckt. Draußen rauscht das Meer und saust über dem Kap Sunion der Sturm, der den Frühling begleitet, aber in Dimitris Herz tosen andre Gewalten, die stärker sind als Wind und Wasser, als Felsen und Flut.

So treibt es der Jüngling wochenlang. Jeden Abend besucht er das Heiligtum, mit Lebensgefahr sogar in stürmischen Neumondnächten, und untertags sitzt er träumend bei seinen Schafen.

Er kennt die Sage nicht, die von Pygmalion erzählt, aber er wünscht nicht minder heiß wie jener, daß ihm ein Menschenkind beschert werden möge, das jenem herrlichen Marmorweib gleiche.

Und eines Tages erscheint ein fremder Herr mit seiner Tochter. Er ist ein Gelehrter aus Athen, wohnt vorübergehend in Laurion und durchstreift die Gegend nach Altertümern. Er möchte einen Führer haben, und Dimitris Vater giebt ihm den Sohn mit. Da sieht der Hirt zum erstenmal ein schönes Menschenkind. Wie er das fremde Mädchen erblickt, da empfindet er jenes Gefühl, das ihm sonst nur seine marmorne Göttin hatte einflößen können. Verwirrt steht er da und schlägt die Augen nieder, dieweil das Blut ihm in die Wangen tritt. Sophia ist ein schönes Mädchen. Eine Gestalt, als hätte sie mit den Koren droben am Erechtheion Blumenkörbe getragen, mit goldbraunem Haar und edlem Profil. Dimitrios, du wirst dieser blauen Augen wegen deiner Marmorbraut untreu werden! Und so geschieht's auch. Jeden Morgen eilt der gute Bursche den Fremden entgegen, wenn sie von Laurion gefahren kommen; dann trägt er immer etwas bei sich für die Kyria (Herrin), sei es ein Strauß mühsam zusammengesuchter Blumen oder ein buntes Stück, das er am Strande gefunden hat.

Dann weilt er den ganzen Tag bei dem Gelehrten und berauscht sich in dem Gefühle von Sophias Nähe. Nach solchem Tagewerk findet sich des Abends allerdings keine Zeit mehr, fernwohnende Steingöttinnen aufzusuchen.

Dimitrios liebt das Mädchen wahnsinnig. Es ist die erste Liebe eines unverdorben keuschen und doch in südlicher Sinnlichkeit empfindenden Menschen. Ob das Mädchen seine Gefühle erwidert? Wohl mag sie etwas gemerkt haben von dem Feuer, das in der Brust des Jünglings glüht, aber mit siebzehn Jahren ist man noch nicht gewohnt, solche Dinge besonders tragisch zu nehmen. Sie freut sich in weiblicher Eitelkeit ihres glühenden Anbeters, sie selbst aber liebt vorläufig eigentlich nur ihren guten alten Papa.

Bis jetzt hat der Gelehrte noch nicht viel gefunden. Dies bedrückt ihn um so mehr, als erst vor wenigen Tagen die Kunde durch die Welt drang, welch herrlichen Fund die Deutschen in Olympia gethan, als sie den marmornen Leib des Hermes von Praxiteles an das Sonnenlicht wieder emporgehoben aus tausendjährigem Verborgensein.*) Ueber dieses Ereignis haben sie heute beim Essen gesprochen, dann ist der Gelehrte wieder nach einer benachbarten Ruine gegangen, die er untersuchen wollte, ob sich da Grabungen verlohnten.

Dimitri aber und Sophia sind hinaufgewandert zum Vorgebirge. Das Mädchen hat dem Hirten bei dem etwas steilen Aufstieg den Arm gegeben und stützt sich auch oben noch auf ihn.

Dimitri aber ist außer sich vor Entzücken. Und nun er mit der Liebe im Herzen umherblickt, da kommt ihm die ganze Herrlichkeit der umgebenden Natur, die er sonst immer wie etwas Selbstverständliches hingenommen hatte, zum erstenmal zum Bewußtsein. O, welcher Zauber ewiger Schönheit dringt dort ein in das Herz, dort oben auf jener stolzen, trotzigen Warte, wo die blendend weißen Tempelsäulen emporragen!

Ein tiefdunkler Himmel, ein leuchtend blaues Meer, das die weiten Fernen erfüllt. Ringsum die zackigen Uferfelsen, in der Nähe und in der Ferne die Inseln! Tiefrot steigen die Felsen aus der blauen Flut, und ein leichter blauer Duft liegt über ihren schroffen Zacken und Riffen.

Hochauf spritzt der Gischt der anstürmenden Wogen, und in den hochragenden Säulen singt der Sturm sein mächtig Heldenlied.

Dort in der Ferne liegt Aegina und daneben Salamis. Bis hierher reichte einst das Auge der kriegerischen Göttin, da sie noch hinaussah über ihr Attika von der geheiligten Höhe des Burgfelsens. Und wer jemals da oben stand, in dessen Herz klingt es ewig fort, das süße und doch so mächtige Lied, das die blaue Woge singt, wenn das Gold der Sonne auf ihr glänzt, das aus dem Wehen des Windes herausklingt: „Thalatta, thalatta!“

Wie die beiden da oben stehen, sagt plötzlich das Mädchen: „Wenn doch mein Vater nur auch einmal solch ein Kleinod aus alter Zeit finden würde, das wäre für ihn und auch für mich die größte Freude unsers Lebens!“

„Auch du würdest dich darüber freuen, Kyria?“ fragt darauf Dimitri.

„Und wie!“ ruft Sophia lebhaft. „Was meinen Vater freut, das macht auch mich froh!“

„Ich werde euch etwas zeigen,“ sagt Dimitri leise und blickt dabei in des Mädchens Augen.

Dann führt er den Vater auf steilem, mühevollem Pfade hinab in die Höhle. Die Tochter bleibt oben bei den Säulen und wartet.

Der Gelehrte hat kaum die Statue erblickt, da faßt er den Hirten an der Schulter, schüttelt ihn, küßt ihn fast, gebärdet sich wie närrisch.

„Das ist eines der schönsten Kunstwerke aus griechischer Zeit!“ ruft er Dimitri zu, der ganz verdutzt dasteht.

„Bleibe du hier bei Sophia, ich fahre noch heute nach Laurion. Die Kollegen von Athen müssen sofort kommen, um meinen Fund zu bewundern. Und jetzt hole ich gleich einige Fischer, die sollen, bis ich wiederkomme, die Figur in

*) 8. Mai 1877.

einen Nachen bringen. Morgen muß sie dann nach Laurion geschafft werden!"

Jetzt erst begreift Dimitri, daß er sich von seiner Göttin trennen soll. Ein schneidend Weh zieht ihm das Herz zusammen, aber wenn er an Sophia denkt, wird's ihm wieder wohl.

Er eilt hinauf zu ihr, die ihm freudestrahlend entgegentritt, da der Vater sie mit wenigen Worten schon unterrichtet hat.

„Wie kann ich dir danken, Dimitri!" ruft sie, „du guter, treuer Mensch!" Und sie steht vor ihm strahlenden Antlitzes, mit leuchtenden Augen. Ihre Brust hebt sich und senkt sich im Sturme der inneren Erregung: Aphrodite! Ein schönes Menschenkind im ganzen Zauber der Jugend und Kraft.

Es ist für den armen Dimitri zu viel. Lange hat er sich beherrscht, aber nun ist's zu Ende.

„Ich liebe dich, Kyria!" ruft er aus. „Nur deinetwegen habe ich dem fremden Herrn alles gezeigt!" Und er umfaßt das Mädchen und zieht sie an sich, wie er es dazumal mit seiner Göttin gethan. Aber dem Mädchen ist diese Glut beängstigend, und sie verletzt ihren Stolz. Sie macht sich los, stößt den allzu Kühnen weg und ruft:

„Pfui, Dimitri, so belohnst du unser Vertrauen! Welch häßliche Art, mich anzufallen und zu erschrecken! Geh fort, ich zürne dir ernstlich!"

Dimitri steht da wie vom Blitz getroffen. Er schämt sich seiner Zurechtweisung und ist zugleich zornig. Und daneben regt sich in ihm ein dumpfes Gefühl, an dessen Möglichkeit er in seiner Naivität noch gar nicht gedacht: ‚Ich bin ihr ganz gleichgültig, sie erwidert nichts von dem, was mich schon so lange bewegt.'

„Sophia, ich liebe dich," sagt er endlich mit zuckenden Lippen, „sage nur das eine: liebst du mich?"

„Ich liebe meinen Vater," erwidert das Mädchen und wirft trotzig den Kopf zurück, „jedenfalls aber niemals einen solch ungestümen Gesellen, wie du einer bist. Jetzt verlasse mich, ich gehe nach Hause!" Und sie steigt hinab, um auf den Vater zu warten, der in einigen Stunden von Laurion zurückkommen wird.

Dimitri steht noch lange wie geistesabwesend. Diesem Mädchen zuliebe hat er seine Göttin verraten, die jetzt eben auf Tragen und Gurten von Männern den Strand hinabgebracht wird. Nun geht Sophia nach Athen zurück und die andern auch, und er ist wieder allein in seiner Einöde!

In der Seele des armen Dimitri wird's nicht ruhig. Er stürmt hin und her, klettert über Felsen, eilt mit den bloßen Füßen über die spitzen Steine, durchfurcht die dichtesten Gebüsche — er achtet keines Schmerzes. So wird es Abend.

Und endlich sitzt er unten am Meeresspiegel. Da rauschen die Wellen bald so laut und drängen so stürmisch an, daß sein Herz mit aufschreit in seinem Schmerze, und dann murmeln die Wasser wieder leise und tröstend, daß es ihm ruhiger wird in der Seele.

Oben durch des Tempels Säulen saust der Sturm. Unten schaukelt an sicherer Kette das kleine Lastschiff, in dem die Göttin geborgen ist. Und Dimitris Auge fällt darauf. Er stürmt hin; ein Satz, und er ist im Schiffe. Wie ein Rasender reißt er alle Binden und Schnüre ab, die um den Leib der Göttin schützend gelegt sind, und jetzt jauchzt er, da er sie wieder hat. Er hält sie umschlungen und küßt sie: Aphrodite!

„Nun bist du wieder mein, du Liebste! Die falsche Welt soll dich nicht besitzen!"

Und er löst die Kette und stößt ab vom Lande. Hurra, eine herrliche Fahrt! Er grüßt hinauf zu den silbernen Säulen, dann treibt die Flut das Schiff hinaus auf schwarzblauer Woge. Nun sind sie auf hoher See. Da wälzt er der Statue schwere Steinlast nach einer Seite des Schiffes.

Das Boot legt sich langsam zur Seite, nun noch mehr, und jetzt dringen schmeichelnde Wellen ein und umfluten den Leib der Göttin. Tiefer und tiefer senkt sich das Schiff, dann entgleitet ihm langsam die Statue mit dem Jüngling, der sie fest umklammert hält, und über beiden schließt sich das heilige Meer·

Aphrodite!



Das Beinhaus.



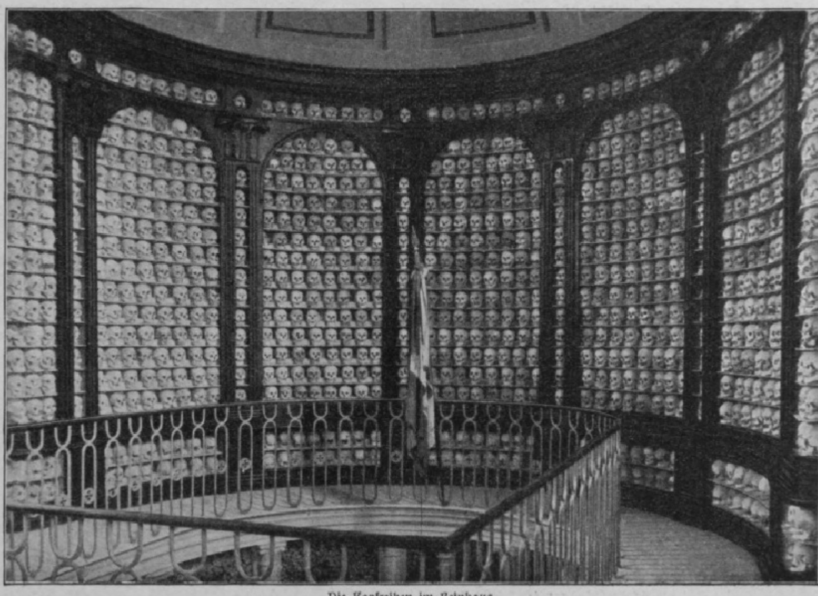
Der Turm von San Martino.

San Martino della Battaglia.

(Mit fünf Illustrationen nach photographischen Aufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen.)

Langsam kriecht der lange Eisenbahnzug von Verona durch die blühende Landschaft hinan. Es ist ein bescheidener Bummelzug, der es nicht so eilig hat als sein stolzer Genosse, der Nord-Süd-Expreß, der auf seinem weiten Wege auch diese Strecke durchfliegt. Der muß sich freilich sputen; denn seine Insassen, die noch gestern „Unter den Linden" Berlins oder auf der Ringstraße Wiens promenierten, wollen den heutigen Abend noch in der Scala oder im Lirico Internazionale in Mailand verbringen, oder gar noch im Hotel de Londres in Genua soupieren. Darum rast er in solch fliegender Hast, schnaubend und funkensprühend, durch die blühende Campagna. So muß er auch achtlos an manchem interessanten Fleckchen Welt vorübereilen, dessen Kenntnis der plebejische Bummelzug seinen Freunden vermittelt, zum Danke dafür, daß sie so geduldig bei ihm — oder besser gesagt in ihm — ausgeharrt. Denn Geduld müssen sie schon haben, die Passagiere eines italienischen Omnibuszuges; und jene unter ihnen, welche diese schätzbare Eigenschaft noch nicht besitzen, haben bei einer solchen Fahrt reichlich Gelegenheit, ein vollgerütteltes Maß davon zu erwerben. Schon nach mehrstündiger Fahrt findet der nervöseste Fahrgast es für selbstverständlich, daß ihm an jeder „Fermata" durch mindestens eine Viertelstunde Gelegenheit zu eingehendsten Betrachtungen und Studien geboten wird, deren Objekt mangels jeden andern Sujets meist entweder der ungemein gelangweilt dreinschauende Capostazione oder ein mit unnachahmlicher Grandezza einherstolzierender Carabiniere ist. Und wenn die — meistens schon etwas altersschwache — Lokomotive endlich wieder zu schnauben und zu pusten beginnt und die Waggons ihre Insassen wieder gründlich durcheinanderrütteln, dann nicken diese einander befriedigt zu; und einer oder der andre murmelt wohl auch des größten Italieners bekanntestes Wort vor sich hin: „Eppur si muove!"

Und dann blicken alle mit dem Gefühle von Menschen, die unendlich viel Zeit haben, hinaus auf die Reihen von Maulbeerbäumen, auf die ausgedehnten grünenden Felder und auf die kleinen rebenbekränzten Hügel, die in endloser Gleichförmigkeit und gleichmäßiger Langsamkeit an den Coupéfenstern vorüberziehen. Bei Peschiera öffnet sich einmal der Ausblick auf die weite, spiegelnde Fläche des Gardasees; dann geht's wieder in die grünen Felder hinein. Bald darauf hält der Zug in San Martino della Battaglia, einem kleinen, unscheinbaren Oertchen, dessen Namen wohl kaum jemals über die Grenzen seiner engsten Umgebung bekannt geworden wäre, wenn es nicht der Laune des Kriegsgottes gefallen hätte, hier am 24. Juni 1859 Oesterreicher und Italiener zu mörderischem Ringen zusammenzuführen. Der Reisende, der San Martino della Battaglia besucht, wird sofort daran gemahnt, daß ihn hier historische Luft umweht. Vor allem fesselt den Blick der mächtige Torre di San Martino, der sich unweit des Oertchens, einem drohenden Riesenfinger gleich, mächtig über das grüne Gelände erhebt. Er wurde zu Ehren des verstorbenen Königs Viktor Emanuel und zur Erinnerung an jene Wackeren erbaut, die hier den Kriegertod gefunden. Die Gesamthöhe des Turmes beträgt 74 Meter; hiervon entfallen 20 Meter auf den massigen, einen cylindrischen Raum von 23 Metern Durchmesser einschließenden Sockel. Dieser Raum ist in gediegenster



Die Kopfreihen im Beinhaus.



Das Innere des Beinhauses.

kapelle der Grafen Fracagni war, und dem man im Jahre 1870 die Bestimmung gab, ein würdiger Aufbewahrungsort für die Gebeine der bei San Martino gefallenen Krieger zu sein. Man hat die gefundenen Gebeine im unteren Raume des Beinhauses aufgestapelt, die Köpfe aber — 1274 an der Zahl — fein säuberlich in Fächern, die im Halbkreise einen kleinen Altar umgeben, aufgestellt. Da giebt es keinen Unterschied zwischen Freund und Feind mehr; still und friedlich sieht Kopf an Kopf im engen Fache aneinander, und alle die leeren Augenhöhlen stieren unverwandt nach der Fahne, die man vor den Regalen aufgepflanzt: nach dem Symbole, dem sich alle diese Köpfe zugewandt, als sie noch fest auf den Schultern ihrer Eigentümer saßen, und dem sie zu folgen entschlossen waren, sei es zum Siege, sei es zum Tode. Der Beschauer steht in stummem Erschauern vor diesem ergreifenden Memento mori, das ihn eindringlicher als alle tönenden Worte an die Vergänglichkeit alles Irdischen, zugleich aber auch an die Schrecken des Krieges und — an die Segnungen des Friedens gemahnt. Tief aufatmend tritt er dann ins Freie, hastig strebt er aus dem Schattenbereiche der düsteren Cypressen, und verlangend sucht sein Blick die Sonne. Und die scheint ihm jetzt viel heller und prächtiger zu leuchten als früher, der Himmel scheint in noch schönerem Blau zu strahlen, und die grüne Campagna zeigt tausend Reize, die er früher nicht gesehen. Ja, die Welt und das Leben sind schön; schön auch für den, der durch beide nur — mit dem Bummelzuge reisen kann!

Hans Biendl.

Art ausgeschmückt; Vittorio Bressanin hat hier seine Künstlerhand walten lassen und die Decke mit acht prächtigen, in Wachsfarben gemalten Frauengestalten — Italien und seine sieben Hauptstädte darstellend — geziert. Die Wände decken vier große Gemälde; sie stellen dar: „Eine Begegnung zwischen Viktor Emanuel und Napoleon III.“, „Viktor Emanuel zu Palestro“, „Viktor Emanuel unterzeichnet zu Novara den ihm von Radetzky vorgelegten Friedensvertrag“ und „Der Genius des Ruhmes führt Viktor Emanuel auf das Kapitol“. Die Mitte des Saales füllt ein von Dal Zotto modelliertes, in wuchtigen Linien ausgeführtes Bronzestandbild des Rè galantuomo.

Vom unteren Saale führt eine bequeme Wendeltreppe empor zu den Zinnen des Turmes, von wo sich dem Beschauer ein entzückend schöner Blick nach Norden, über die glitzernde Fläche des Gardasees hinüber auf die felsigen Bergeshäupter des benachbarten Tirolerlandes bietet, während nach Süden, Osten und Westen der Blick weit, weit über die blühende Campagna fliegt. Auf dem Wege zur Höhe des Turmes durchschreitet man zwei breite Gänge und sieben etagenartig übereinanderliegende Säle. Auch diese Räume sind der Erinnerung an Italiens große Zeit gewidmet. Die Wände der beiden Gänge decken Erztafeln, auf denen nicht weniger als 686000 Namen zu lesen sind; es sind die Namen aller jener, die mitgerungen haben an den sieben Feldzügen, die Italien um seine Selbständigkeit geführt. Die sieben Säle sind mit Gemälden geschmückt, die von den Künstlern Vizzotto, Pontremoli, Bressanin und De Stephani geschaffen sind und Episoden aus den Feldzügen von 1848, 1849, 1856, 1859 und 1866 veranschaulichen.



Das Denkmal für die Gefallenen der Brigata Aosta.

Aber auch außerhalb des Turmes findet der Besucher von San Martino della Battaglia Erinnerungszeichen an jene stürmischen Zeiten; so das schöne Denkmal der Brigata Aosta. Doch das ergreifendste dieser Denkzeichen ist das Ossarium. Unter dunklen Cypressen steht das prunklose Gebäude, das einstmals die Familien-

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Abseits vom lauten Lärm des Litteraturmarktes und einsam schuf Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, der am 8. April seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, seine Dichtungen. Wer sich nicht täglich durch neue Sensationen immer wieder der Masse ins Gedächtnis zu prägen weiß, wer sich nicht selbst anzupreisen versteht, wird schnell vergessen; der Stillen und Einsamen achtet man nicht, denn die Masse kennt keine Vornehmheit. Darum hört man den Namen Schönaich-Carolath selten im Lärm des Tages. Nicht der Adel seiner Geburt, ein feiner, vornehmer Herzenstakt verbietet ihm, sich in die vordere Reihe der Litteratur zu drängen.

Eine der Novellensammlungen des Prinzen — in Breslau erblickte er das Licht der Welt — trägt den charakteristischen Titel: „Geschichten aus Moll“, und weiche, wehe Töne sind es, die durch seine Dichtungen klingen, Töne schmerzlichsten Verlustes und Verzichtes, früh in der Blüte gebrochener Leidenschaft, erschütternder Lebenstragik. Sie klingen, als kämen sie aus einem Herzen, das früh der Schmerz um eine verlorene große Liebe gebrochen hat. Und „Lieder an eine Verlorene“ heißt die erste Gedichtsammlung des Prinzen. Seiner Leier sind eben nur wenig Töne eigen, und dieser Mollklang ist der stärkste. Aber tausend feine Untertöne, die aus einem an Empfindungen reichen Herzen kommen, schwirren in den Accorden mit und geben ihnen Reiz und Farbe. Nie aber ringen sich die hellen Töne einer ungebrochenen, jauchzenden Lebenslust durch das wehe Singen der Mollmelodien hindurch.

Das Weib ist das ewig wiederkehrende Thema seiner Dichtungen. Alle Seiten dieses reizvollsten und zwingendsten Wesens der Weltschöpfung sucht sein Erkenntnisdrang zu ergründen. Vor allem zwang ihn, seit er aus dem bittern Leidenskelch der Liebe getrunken, die rätselhafte Sphinxnatur des Weibes in ihren Bann. Sie war es vielleicht, die ihm seines Lebens köstlichstes Glück in Scherben schlug. Doch schauernd muß er erkennen, daß sich diese Sphinxnatur nie enträtseln läßt. Die Qualen solcher Leidensstunden schufen die gedankentiefe und empfindungsreiche Dichtung „Sphinx“, schufen den weh und melodisch klingenden Liedercyklus „Fatthume“. Doch auch der andern Seite des Weibwesens weiß der Dichter gerecht zu werden. Des Weibes unaussagbare Schönheit und edle Reinheit zwingt ihn in „Angelina“ anbetend auf die Kniee. In dem reinen Weibe lebt Erlöserdrang und Erlösungsmöglichkeit. Er weiß:

> „Die Liebe beut mit läuternder Gewalt
> Aus weißer Frauenhand den Kelch der Gnaden!“

Der Erlöserin von leidenschaftlicher Sinnengier und wilder Liebesbrunst gilt sein herrliches Gedicht: „Don Juans Tod“. Es geht ein großer Zug durch diese Dichtung. Wie in der „Sphinx“, so rührt auch hier der Dichter an Menschheitsprobleme. Der niederreißenden und der erhebenden Macht des Weibes wurde nicht oft solche künstlerische Gestaltung zu teil, weil selten einer so stark die Vernichtermacht und Erlöserkraft des Weibes in tiefster Seele als Lebensgewalten empfunden haben mag als der Dichter der „Sphinx“ und von „Don Juans Tod“.

Und doch hat auch er innerlich siegreich das Weib überwunden. Vielleicht durch das Weib. Denn Schönaich-Carolath lebt in glücklicher Ehe mit der Tochter eines esthländischen Adelsgeschlechtes, das auch in Schweden weit verbreitet ist. Im letzten Jahrzehnt der Schaffensperiode des Dichters ist eine entschiedene Abkehr von den alten Gefühlen und Stimmungen zu spüren. Er wendet sich andern Lebensproblemen zu. Zwei Bücher danken wir dieser Zeit: „Bürgerlicher Tod“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), und „Der Freiherr. — Regulus. — Der Heiland der Tiere“. Die beste Erzählung des an zweiter Stelle genannten Bandes ist die letztere. Sie ist das Werk eines warmen, von inniger und starker Liebe zu aller „seufzenden Kreatur“ erfüllten Herzens. Das erstgenannte Buch, „Bürgerlicher Tod“, durchzieht ein großer Freiheitswille. Auch diese Erzählung ist aus einem empfindungsstarken Herzen geboren. Der Dichter fühlt das grausame Elend der vom brutalen Leben an die Wand Gedrückten des vierten Standes, als wäre es ihm selbst widerfahren. Darum schildert er die Lebenstragödie dieser Aermsten mit so erschütternder Gewalt. Leider mischt sich oft die Reflexion in die Schilderung und stört die künstlerische Wirkung der Dichtung. Schönaich-Carolath sieht die einzige Erlösung aus sozialer Not in einer großen Selbsterkenntnis unsers Volkes und in ausgleichender, versöhnender Nächstenliebe. Mit heißem Herzen weist er seinem Volke diesen Weg. Denn er liebt sein deutsches Volk, seine deutsche Heimat, sein deutsches Vaterland mit der starken Inbrunst des kerndeutschen Mannes. Das verraten ebenfalls einige Schöpfungen seiner „Dichtungen“.



Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

In Schönaich-Carolath tritt uns eine der sympathischten Persönlichkeiten der modernen deutschen Litteratur entgegen. Der Pessimismus seiner bedeutendsten Dichtungen ist eine aus höchstem Schmerz resultierende und darum in tiefster Seele erlebte Weltanschauung, die den Dichter unserm Herzen nur näher bringen kann.

August Friedrich Krause.

Letzte Stunde.

Wenn sich meine Tage neigen
Einst zu ihrem letzten Ende,
Möcht' ich in des Todes Schweigen
Stille halten deine Hände.
Tief zu meinem müden Haupte
Müßtest du dein junges bücken;
Was ich liebte, hoffte, glaubte,
Faßt' ich einmal noch mit Blicken
Fühlt' ich glücklich mir zur Seite.
Und mit einem Liebesworte,
Das du gäbst als Weggeleite,
Ging' ich durch des Todes Pforte.

Aug. H. Plinke.

Schutz der Tiere gegen Feinde.

In der freien Natur finden sich bei den Tieren die verschiedensten Einrichtungen, den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen; sie sind entweder auf Schutzfärbung und Schutzzeichnung, durch die sich die Tiere von ihrer Umgebung nur sehr wenig abheben, so daß sie leicht von ihren Feinden übersehen werden, oder auf einen besonders gestalteten Körperbau zurückzuführen. Als ein Beispiel für die letztere Einrichtung nenne ich die Stabheuschrecke, die in ihrer Gestalt einem sich verästelnden Baumzweig ähnelt. Zu erwähnen ist noch, daß auf diese Weise geschützte Tiere solche Orte für ihren Aufenthalt wählen oder solche Stellungen

einnehmen, die mit ihrer Schutzvorrichtung in Uebereinstimmung sind und diese in ihrem Wert als Schutzmittel gegen Nachstellungen ergänzen.

Außer diesen sich auf Gestalt, Färbung und Zeichnung beziehenden Eigenschaften giebt es eine große Anzahl verschiedener Einrichtungen für Schutzzwecke, die sich auf die Lebensweise und die Gewohnheiten der Tiere beziehen lassen.

Körperbau und Lebensgewohnheiten der nachstellenden Raubtiere, wie der ihnen zur Beute fallenden Geschöpfe zeigen in gewissem Sinne Uebereinstimmungen, die auf dem Abhängigkeitsverhältnis dieser Tiere voneinander beruhen. Das läßt sich leicht an Beispielen klarmachen. Schärfe der Sinne bei den Beutetieren, wie sie z. B. den Antilopen eigen ist, setzt auch eine gleiche Sinnesausbildung der Raubtiere, denen die ersteren zur Beute fallen, voraus. Auf der andern Seite ist aber nicht zu verkennen, daß, da es sich bei den Raub- und Beutetieren um systematisch weit auseinander stehende Geschöpfe handelt, diese körperlich oft nicht in dem Maße begünstigt sind, als es der Zweck, sei es zur Erlangung der Beute, sei es zum Schutz vor dem Feinde, erforderlich macht. In diesen Fällen wissen sich die Tiere durch Eigentümlichkeiten in ihrer Lebensweise zu helfen. Die große „Flüchtigkeit“ der Antilopen wird lange nicht in dem Maße von den sie jagenden Raubtieren erreicht, woraus hervorgeht, daß letztere unmöglich die davonjagende Gazelle einholen können. Sie suchen diesen Mangel auf verschiedene Weise auszugleichen. Viele Raubtiere setzen sich durch Hinterlist in den Besitz ihrer Beutetiere durch Beschleichen. Sie benutzen hierzu nicht nur Deckungen, um in die Nähe der Opfer zu gelangen, sondern berücksichtigen auch deren Lebensweise, indem sie die Abendzeit wählen, wo jene zur Tränke kommen oder sich lagern. Namentlich suchen sie sich aber gegen den Wind heranzuschleichen, damit Gehör und Geruch der Beutetiere ihnen den Fang nicht vereiteln. Eine Scene, wo es dem Löwen gelang, unmittelbar an das Lager der Antilope heranzuschleichen, führt uns der Stift des Künstlers auf dem von uns auf Seite 495 wiedergegebenen Bilde vor Augen. Sehr oft werden aber die vortrefflichen Sinne der Antilopen sie rechtzeitig vor dem heranschleichenden Feinde warnen.

Was dem einzeljagenden Räuber nicht gelingt, das bringen mehrere vereinigt fertig. Deshalb rudeln sich viele Raubtiere zusammen, um gemeinschaftlich das Wild zu umstellen und zur Strecke zu bringen. Der einzeljagende Räuber ist besser im dichten Wald im Vorteil, da er hier mehr Deckung zum Heranschleichen findet. In der offenen und wenig von Pflanzen bestandenen Ebene, in Steppen und Wüsten sieht das Wild viel eher den herannahenden Feind, und es findet auch weniger Hindernisse, flüchtigen Fußes zu enteilen. Hier bietet die Zusammenrottung der Raubtiere den größtmöglichen Jagdvorteil. Aus diesem Grunde rotten sich die Hyänenhunde und Wölfe zusammen. Auch die Löwen werden, den Berichten vieler Reisender zufolge, zu mehreren vereint jagend angetroffen. Diese Jagdmethode mancher Raubtiere wird die Veranlassung zur Zusammenrudelung ihrer Beutetiere, die durch gemeinsame Wachsamkeit und Abwehr sich gegen den gefährlichen Feind zu schützen suchen.

In vereinzelten Fällen paßt sich das Raubtier in seinem Körperbau auch direkt demjenigen seiner Beutetiere an. Als Beispiel hierfür kann der Gepard gelten, der in seiner gesamten Körpergestalt den guten Läufer verrät, namentlich durch seine schlanken und hohen Läufe, durch die er der schnellfüßigen Antilope nachzueilen befähigt ist.

Andre Säugetiere haben die Fähigkeit, sich durch Einscharren ihren Verfolgern zu entziehen. Auf diese Weise entgeht das Erdferkel häufig seinen Nachstellern. Es ist dieses ein sehr scheues Tier, das sich nachts bei dem geringsten Geräusch unverzüglich in die Erde gräbt.

Als ein ganz besonderes Schutzmittel mancher Säuger ist auch das Stachelkleid und die damit in einzelnen Fällen verbundene Möglichkeit des Aufrollens aufzufassen, wie dieses die Igel vermögen.

Die große Kletter- und Schwimmfähigkeit andrer Vertreter der Säugetiere ist ebenfalls ein vorzügliches Mittel, sich den Verfolgungen zu entziehen. Wie sehr sich die Raubtiere den Lebensgewohnheiten ihrer Beutetiere anpassen, lehren auch Eisbär und Leopard. Da die zu vortrefflichen Wassersäugern entwickelten Seehunde die Hauptnahrung des Eisbären abgeben, ist der letztere gezwungen, sich zum ausgezeichneten Schwimmer und Taucher auszubilden, während auf der andern Seite der Leopard, um die geschickt kletternden und springenden Affen zu erjagen, sich vortrefflich auf das Klettern und Springen versteht. Ein ganz eigenartiger Schutz, um den Verfolgern zu entgehen, liegt in der Gewohnheit des Hasen, bei der Flucht Haken zu schlagen.

Das Stinktier hält sich seine Verfolger durch Entleerung seiner Drüse vom Leibe; ebenso giebt es auch unter den Amphibien und Insekten Arten, die sich durch Absonderung übelriechender und ätzender Säfte verteidigen. Als Beispiel will ich nur die Kröten und Blattschildläuse anführen. Die Tintenfische, welche einen Beutel mit tintenartigem, d. h. dunkelgefärbtem Inhalt besitzen, entgehen ihren Feinden dadurch, indem sie ihn entleeren und das Wasser in weitem Umkreis dermaßen trüben, daß sie sehr schwer aufzufinden sind. Noch viele ähnliche Beispiele ließen sich dafür anführen, wie weise die Natur ihre Geschöpfe vor gänzlicher Ausrottung zu schützen weiß. **Alexander Sokolowsky.**



Italienerin auf der Messe. Nach einer Zeichnung von Paul von Ravenstein.

Die Herkunft des Menschen von den Bäumen?

Kein Problem hat die Menschheit in ihrer Gesamtheit mehr beschäftigt als die Frage nach dem Ursprung und der Erschaffung des Weltganzen und der Herkunft des Menschengeschlechts, und durch nichts bleibt die Stellung des Menschen in und über der Natur treffender gekennzeichnet als durch die Thatsache, daß er von Anbeginn versucht hat, sich über Herkunft und Zweck seines Daseins Rechenschaft zu geben. Natur- und Kulturvölker stehen sich in diesem Streben gleich, und wenn wir auch versucht sein sollten, den naiven Naturglauben mitleidig zu belächeln, mit dem unsre Vorfahren sich in der schwierigen Frage zurechtzufinden suchten, so wollen wir nicht vergessen, daß ihre Lösung trotz aller Fortschritte der Wissenschaft heute noch zu ihren höchsten, bisher ungelösten Fragen zählt. Wie nun die Schöpfungssagen der verschiedensten Völker der Erde viele gemeinsame Züge enthalten, so weisen auch die Sagen über die Herkunft des Menschengeschlechts trotz ihrer Entstehung an den verschiedensten Weltenden gleichfalls viele Vergleichspunkte auf; bemerkenswert aber ist vor allen Dingen, daß in der Jugend des heutigen Kulturmenschen genau dieselben Vorstellungen über die Herkunft des jungen Weltbürgers fortleben, wie sie in der Kindheit der Menschheit entstanden sind, und besonders der deutsche Sagenschatz ist sehr reich daran.

In der nordischen Mythologie schafft eine Götterdreiheit aus zwei Bäumen, Ask und Emble, Esche und Ulme oder Erle, den Mann und das Weib; im Anfang der Dinge vermählen sich also zwei Bäume zur Menschheit, zur Ehe, wie das in vielen indischen und deutschen Sagen so sinnvoll nachklingt. Der eine Baum ist der Wolkenbaum, die Weltesche Ygdrasil, von deren drei Wurzeln die dritte und stärkste in den Hvergelmir dringt, den Brunnen der Hel, in deren Schoß die Kinderseelen ruhen. Hel (Frau Holle) ist deshalb auch die Beschützerin der Ehe, und in vielen Gegenden wird heute noch von den Brautleuten am liebsten der Freitag zur Trauung bestimmt als der Tag der Fria (Frigg = Frau Holle, Helle, Hel); denn sie ist es, welche auch die Kinder schenkt. In silberhellen Quellen bewahrt sie die Ungeborenen auf, und ein rotstrumpfiger Nix bringt sie ans Tageslicht; das aber ist der Lieblingsvogel der Holle oder Holde, der rotbeinige Storch: Adebar oder Abar, der Kinderbringer (die erste Silbe bedeutet das Werdende, das Kind; die Silbe „bar“ stammt von gebären, englisch to bear = tragen, daher z. B. fruchtbar); und Adebar ist es heute noch im Glauben der Kinder, der die Neugeborenen aus dem tiefen Quell, aus dem Sumpfe oder aus den hohlen Bäumen am Rande der Wasser hervorholt.

Im Tarforster Weistum*) von 1592 und einem gerichtlichen Protokolle von 1749 aus Wertheim wird der Kinderbaum als „fraw Hollen baum“ und „frauen Hullen baum“ erwähnt. Bei Nierstein werden die Kinder aus einer großen Linde geholt, unter welcher man einen Brunnen in der Erde rauschen hört; im Aargau heißt ein solcher Baum der Kindlibirnbaum. Nicht selten aber erscheinen Kinderbaum und Kinderbrunnen zu einem Ganzen verbunden. Ein uralter Lärchbaum in Tirol bei Nauders, der noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand, hieß der heilige Baum; von ihm wurden besonders die Knaben geholt. In unmittelbarer Nähe davon soll das heilige Baumschloß mit unermeßlichen Schätzen und mit drei auf Erlösung harrenden Jungfrauen zur Strafe auf die Verwünschung des heiligen Valentin versunken sein. Ein uralter Fichtenbaum, gleichfalls der heilige Baum genannt, mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde stand bis zum Jahre 1822 bei Landeck in Tirol, wobei kaum zu zweifeln sein möchte, daß das Bild auf die schon den Heiden heilige Fichte gestellt worden sei, wie dies ähnlich zu Nauders und anderwärts geschah.

In Johann Aventins bayrischer Chronik wird unter den mancherlei Ableitungen des Namens der Germanen auch die von germinare aufgeführt = sprießen, sprossen. Also Germania „war auf unser Sprach das Land, wo die Leut wachsen auf den Bäumen“, womit das alte Gesellenlied übereinstimmt, worin es heißt:

„... in Sachsen,
wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“

Die hiermit sinnverwandte, vielgebrauchte Redensart: „das Kind ist auf einem Baume gewachsen,“ um dessen illegitime Abkunft zu bezeichnen, ist noch eine zartere Umschreibung als die im Elsaß gebräuchliche Bezeichnung „Holzapfel“ für die Kinder diskreter Abkunft, erinnert aber unwillkürlich an die biblische Stammsage des ersten Menschenpaares. Die Stammsage der Sachsen läßt sogar das ganze Volk samt seinem ersten König Grünwald aus einem Bergwalde erwachsen, wie es im Froschmäusler heißt:

„Da Asthanas mit seinen Sachsen
Aus dem Hartzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein süß und kalt,
Das an dem Falkenstein hehr floß,
Sich in einen großen See ergoß.
Von da am warmen Sonnenschein
Wessert viel Brunn und Brünnelein,
Viel Frösch und Fisch, viel Krebs und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken.
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden,
Bei Kräutern schwer zu unterscheiden.“

Diese sächsische Stammsage wiederholt sich sogar noch im Namen des letzten heidnischen Sachsenherzogs Widukind oder Wittekind: Witu-kint, d. i. Baumkind (ebenso wie Wiedehopf = Baumhüpfer). Jedenfalls war Wittekind nun nicht Personenname des heldischen Herzogs der Sachsen, sondern Geschlechtsname, und wir hätten in den Wittekind also ein Geschlecht vor uns, dessen Ahnherr wie Neáf oder der Schwanenritter auf einem Einbaum aus jenem unbekannten Lande, von dannen sonst keine Wiederkehr ist, an das Ufer Niedersachsens gekommen wäre. Damit knüpfte dieses berühmte Geschlecht zugleich an die Götter an; denn bei Sinfiötli, der zum Meisenbrande auch auf einem Einbaume gebracht wird, war Odin der Fährmann.

Derselben Abstammungssage begegnen wir auch bei ganz andern Völkern. Des Achilleus Myrmidonen kamen als Ameisen von den Bäumen; Philemon und Baucis wurden, in hohem Alter lebenssatt, zu gleicher Zeit in Bäume verwandelt, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde; die Heliaden, die Schwestern des Phaëton, beweinten den Tod ihres unglücklichen Bruders, bis sie von Göttern gleichfalls in Bäume verwandelt wurden, ihre Thränen aber verhärteten sich zu Bernstein.

Das erste Menschenpaar der Perser waren auch zwei Bäume, und als Mutter des Mâni wird Meîs bezeichnet, eine Art großer Bäume, der Lotos der Griechen, so daß also auch Mâni der dem Baum entsprossene Mensch ist. Am einfachsten erscheint die Schöpfungssage bei den Herero in Südwestafrika; nach ihnen gab es am Anfang aller Dinge einen Baum; dieser Baum gebar alles andre, was da lebt, nämlich Herero, Ochsen, Zebras und Buschmänner.

Die nordische Weltesche Ygdrasil mit ihren drei Wurzeln erinnert unverkennbar an die aus dem Baumstamme vortretende indische Trimurti, die zusammenfassende Dreigestalt des Brahma, Siwa und Wischnu. Wem wird das Schwankende derselben unerklärlich bleiben, sobald er die Pflanzenlebendigkeit ihrer Heimat in Erwägung zieht? Nur bei Vergegenwärtigung jener riesigen und phantastischen Pflanzenverflechtungen wird man endlich Wischnus Avataren oder zehn Verkörperungen und zugleich das verstehen, daß die Gestalten des lebenspendenden Siwa und des vernichtenden Mahadewa einem und demselben Wesen angehören, das wieder kaum vom Urwesen Brahm unterschieden werden kann.

Die Ruhe des Vegetationsbildes der gemäßigten Zone atmet im Gegensatz hierzu aus der Klarheit und Bestimmtheit der germanischen Götterwelt. Sie offenbart einen Natursinn unsrer Altvordern, wie er erfreulicherweise ein Charakteristikum der deutschen Stämme geblieben ist Und diesen Sinn für den Zauber der Natur finden wir überall wieder, in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Sage und selbst in unsrer Romantik, die — trotz ihres fremden Namens — den uralten heiligen Waldschauern entstammt.

Schiller-Tietz.

*) Lokale Rechtssatzungen und Gewohnheitsrecht, Rechtssprüche und Rechtsbelehrungen im Mittelalter, von Jakob Grimm und Schröder gesammelt.

Litteratur.

Der Roman „Römisches Fieber“ von Richard Voß, der zuerst in diesem Blatte veröffentlicht wurde, liegt nun auch als Buch vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Was der Dichter in zwanzig Jahren eindringender Beobachtung römischen Lebens geschaut und erfahren, hat er in diesem, seinem neuesten Werke mit der souveränen Kraft des gereiften Künstlers und sicheren Seelenforschers zu einem erschütternden Bilde menschlicher Schicksale zusammengefaßt, das bald mächtig auflodernde, bald verhaltene und schmerzlich entsagende Leidenschaft durchflammt. Aus dem Münchner Künstlerleben tritt die Heldin hervor, die eine geheimnisvolle Macht nach Rom zieht, wo sie ihre Künstlerschaft erst zur vollen Blüte zu bringen hofft. Aber bald wird sie aus dem Kreise der deutschen Künstler, aus dem zwei früh gebrochene, nur noch in phantastischen Illusionen lebende Existenzen — zwei mit großer Meisterschaft gezeichnete Charakterbilder — hervorragen, durch unsichtbare Fäden auf die Höhen der römischen Gesellschaft gezogen. Zwischen Palast und Künstlerklause spinnen sich die Fäden enger und enger bis zu einer tragischen Verwicklung zusammen. Mit sicherer Führung der Handlung, mit einer Charakteristik von überzeugender Logik hat der Dichter die Katastrophe so vorbereitet, daß der Leser sie als unabwendlich empfindet und bis zum Schluß unter dem Zauber der Dichtung steht, die den höchsten Rang unter den bisherigen Werken des Autors beanspruchen darf.

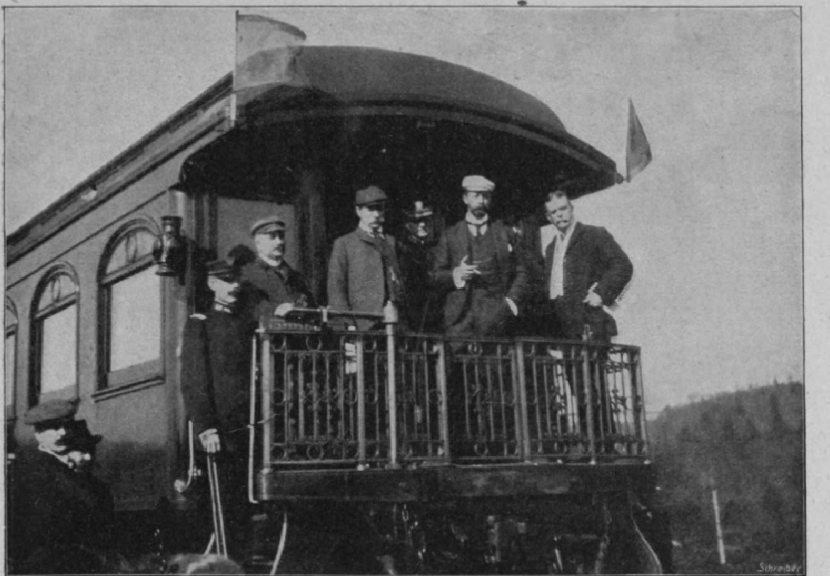
— Neun Novellen und Skizzen hat Otto von Leitgeb in einem Bande vereinigt, der seinen Titel nach der ersten Erzählung trägt: „Der verlassene Gott“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wie in einem Kaleidoskop läßt der Verfasser in diesem Bande Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft in österreichischen Großstädten und Badeorten und aus dem Volksleben Italiens vor den Augen der Leser vorüberziehen. Der Dichter, der in seinen kulturhistorischen Romanen und Novellen eine stolze Vergangenheit in farbenreicher Schilderung wieder belebt hat, zeigt sich hier als scharfen Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften, die sich nur mühsam unter der Tünche der gesellschaftlichen Konvention verbergen, als feinen Satiriker und Humoristen, der selbst die Dissonanzen dieses Lebens ohne allzu grellen Mißton ausklingen läßt. Auch aus seinen Skizzen, die mehr andeuten als ausführen, spricht immer ein echter Dichter, ein Künstler, der seine Gedanken auch in eine ansprechende Form zu gießen weiß und dabei immer von der zügelnden Hand der Grazien geleitet wird. Wo er in das Leben der Gesellschaft hineingreift, die die seinige ist, hat man stets die Empfindung, daß er nicht Ersonnenes und Erdachtes, sondern Geschautes und Erlebtes schildert. Zwei der Erzählungen, die in dem Titel genannte und „Das Gespenst“ werden den Lesern unsrer Zeitschrift noch von früher in angenehmer Erinnerung sein.

— Daß die Eigenart unsers deutschen Bauernvolkes mehr und mehr verschwindet, ist eine betrübende Beobachtung, der sich wohl niemand mehr verschließen kann. Um so verdienstlicher sind die Bemühungen aller, die sich zu Vereinen zusammengethan haben, um wenigstens auf die Erhaltung der Volkstrachten hinzuwirken, oder die in Wort und Bild festzuhalten suchen, was noch hie und da zu sehen ist. Ein solch verdienstliches Werk ist kürzlich unter dem Titel „Darstellungen aus dem fränkischen Volkstum“, im Anschluß an die Dorfgeschichten von Heinrich Schaumberger, gezeichnet von Rudolf Koeselitz, in die Oeffentlichkeit getreten (zwei Mappen mit 40 Lichtdrucktafeln, Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Schaumbergers Dorfgeschichten haben in unsrer Zeit, die aufregende sensationelle Lektüre den idyllischen Schilderungen verschwindenden Volkstums in der guten alten Zeit vorzieht, wohl nicht die Verbreitung gefunden, die sie wegen ihrer liebevollen Kleinmalerei verdienen. Um so dankenswerter ist es, daß jetzt wenigstens die Illustrationen von Rudolf Koeselitz in schönem Druck auf Einzelblättern weiteren Kreisen geboten werden. Fast jedes Blatt ist wegen seiner bildmäßigen Wirkung, wegen der Geschlossenheit der Komposition durch sich selbst verständlich. Gleichwohl hat der Verlag noch für einen Kommentar in einer kleinen, von H. Chr. H. Meyer verfaßten Schrift gesorgt (Heinrich Schaumberger und Rudolf Koeselitz — Dichter und Illustrator), die, reich mit Illustrationen versehen, außer einer Charakteristik der beiden die Inhaltsangaben der Erzählungen Schaumbergers enthält. Man kann dem Verfasser nur beipflichten, wenn er die Zeichnungen des Künstlers mit denen von Ludwig Richter und B. Vautier vergleicht. Namentlich dem letzteren ist Koeselitz sehr nahe gekommen. Das Charakteristische der äußeren Erscheinung dieser fränkischen Bauern hat er ebenso glücklich getroffen, wie er ihr Seelen- und Gemütsleben im Ausdruck ihrer Gesichter erschöpft hat.

— Von der großen Ausgabe der Gesammelten Werke von Guy de Maupassant, die in einer deutschen Uebersetzung von Georg Freiherrn von Ompteda im Verlage von F. Fontane & Comp. in Berlin erscheint, sind wieder drei neue Bände (4—6) der zweiten Reihe ausgegeben worden. Sie enthalten größere und kleinere Novellen, Bilder aus dem Leben in Paris und in der Provinz, psychologische Studien, in denen sich die Meisterschaft Maupassants am glänzendsten offenbart. Fast immer sind es heikle, auf die Spitze gestellte Probleme; aber Maupassant weiß die Leser auch über die gewagtesten Probleme, über die tiefsten sittlichen Abgründe mit Anmut oder doch mit naiver Unbefangenheit hinwegzuführen, so daß wir stets die Empfindung haben, daß ein wirklicher Dichter zu uns spricht. Omptedas Uebertragung darf zu den Meisterwerken deutscher Uebersetzungskunst gezählt werden.

Kunst.

Die bekannte Sammlung der von H. Knackfuß in Verbindung mit andern herausgegebenen Künstlermonographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) hat seit kurzem auch hervorragende moderne Künstler des Auslandes in ihren Bereich gezogen. Nachdem der Russe Wereschtschagin die Reihe eröffnet, sind ihm in den neuesten Heften die Engländer Herkomer und Burne-Jones gefolgt. Verleugnet ersterer in seinen Werken seine deutsche Abstammung nicht, so ist Burne-Jones dafür der vollkommenste Vertreter der spezifisch englischen Kunst der neuesten Zeit. Die ihm gewidmete Monographie (Nr. 55 der Sammlung) ist von einem in London lebenden Deutschen, O. von Schleinitz, verfaßt, der sich dabei auf eine ebenso umfassende wie gründliche Kenntnis der Werke dieses Meisters gestützt hat. In 113 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen werden nicht nur die allgemein bekannten Werke des Künstlers vorgeführt, sondern auch viele, die außerhalb Englands ziemlich unbekannt sind, insbesondere die religiösen (Altarbilder, Wandmalereien und Glasfenster für Kirchen). Gerade in ihnen sieht der Verfasser den Höhepunkt von Burne-Jones' Kunst. Der 57. Band enthält die Biographien der beiden Großmeister der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts, Millet und Rousseau, die Walther Gensel, einer der feinsten Kenner der modernen französischen Kunst, geschrieben hat. Millet, der Schilderer des Landlebens, und Rousseau, der Meister der landschaftlichen Stimmungsmalerei, haben nicht nur in ihrer heimischen Kunst eine große Umwälzung hervorgerufen, sondern auch einen starken Einfluß auf die Kunst des Auslandes geübt, der noch jetzt nachwirkt. Im 56. Bande der Sammlung hat Max Jordan, der frühere verdienstvolle Direktor der Berliner Nationalgalerie, mit sichtlicher Liebe ein ungemein anziehendes Bild von der Kunst und dem Wesen des jüngst in der Blüte seiner Jahre verstorbenen Berliner Bildnismalers Max Koner gezeichnet. Fast das gesamte Lebenswerk des Künstlers wird den Lesern in 75 Abbildungen vor Augen geführt. Koners Name ist eng mit den ersten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms II. verknüpft, den der Künstler in dieser Zeit bedeutsamer Entwicklung oft porträtiert hat, mit so schlagender Wahrheit und Lebendigkeit, daß Koners Kaiserbildnisse so volkstümlich geworden sind wie die keines andern Künstlers.



Phot. B. Gribayedoff.

Prinz Heinrich auf der Plattform des Aussichtswagens.

Notizblätter.

Zeitgeschichte.

Von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich geben wir noch einige Momentbilder wieder. Das eine zeigt ihn auf der Plattform des Aussichtswagens (rechts neben ihm Admiral Evans), und auf einem andern sehen wir, wie er die Medaille besichtigt, welche Kaiser Wilhelm dem Lokomotivführer Gilchrist verliehen hat. Weitere Bilder vergegenwärtigen den großartigen Empfang in Pittsburg und den Besuch am Lincoln-Denkmal in Chicago.

Kultur und Wissenschaft.

Als Einführungstermin der neuen Rechtschreibung ist für den amtlichen Schriftverkehr der preußischen Staatsbehörden und der unter staatlicher Verwaltung stehenden städtischen Behörden der 1. Januar 1903 in Aussicht genommen.

— Der deutsche Inschriftenforscher Hiller von Gärtringen ist bei der Suche nach neuen griechischen Inschriften auf der Insel Tenos auf einen Stein gestoßen, der von P. Quinctilius Varus, dem Gegner des Arminius in der Schlacht im Teutoburger Walde, neue Kunde giebt. Eine aus dem Boden hervorragende weiße Marmorplatte wies auf ihrer Rückseite eine wohlerhaltene griechische Inschrift auf. Darin war ein Ehrenbeschluß des Demos der Tenier für den Quästor der asiatischen Provinz, P. Quinctilius Varus, zu lesen. Aehnliche Beschlüsse sind schon aus Athen nnd Pergamon bekannt geworden. Danach scheint der Römer, der sich später den Deutschen so verhaßt machte, in den griechischen Landen recht beliebt gewesen zu sein.

Ausstellungen.

Das Komitee für die Deutsche Automobilausstellung, die vom 15. bis 26. Mai in Berlin stattfindet, hat sich endgültig konstituiert. Präsident ist der Herzog von Ratibor, Vorsitzender des Arbeitsausschusses Generalmajor Becker, Geschäftsleiter Direktor Gustav Freund, Berlin NW., Dorotheenstraße 6, an den die Anmeldungen zu richten sind. Auch die Programme sind von ihm zu beziehen.

— Die Arbeiten am Gebäude der Jubiläumskunstausstellung in Karlsruhe sind nahezu beendet. Auch die Anmeldung und Einsendung der Kunstwerke ist so weit abgeschlossen, daß sich ungefähr ein Ueberblick gewinnen läßt. Außerordentlich reich ist das Ergebnis der Auswahl von Kunstwerken aus privatem Besitz. Unter anderm hat Herr Thomas Knorr in München aus seiner Galerie über dreißig ausgesuchte Meisterwerke zur Verfügung gestellt. Die badische Abteilung wird von Künstlern, die sich um die Entwicklung des heimischen Kunstlebens besonders verdient gemacht haben, größere Kollektionen aufweisen. Von ausländischen Kollektionen ist die englische inzwischen eingetroffen. Auch die Franzosen und Belgier werden geschlossen auftreten.

Unterricht und Erziehung.

Der Deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen versendet den Bericht über seine Thätigkeit im Jahr 1901. Er umfaßt über 600 Mitglieder, unter denen sich verschiedene Regierungen, mehr als 100 deutsche Städte, eine Anzahl gewerblicher Korporationen, Parlamentarier, Industrielle und viele Lehrer befinden. Der Bericht giebt ein erfreuliches Bild ehrlicher Arbeit. Unter den verschiedenen Einrichtungen, die getroffen worden sind, heben wir besonders hervor, daß der Verein eine Auskunftsstelle geschaffen hat, die unentgeltlich über alle Angelegenheiten des Fortbildungsschulwesens Auskunft erteilt. Anfragen sind an den ersten Vorsitzenden, Direktor Pache in Leipzig-Lindenau, zu richten.

Museen.

Das Bayrische Nationalmuseum hat von dem Münchener Antiquar Emil Hirsch ein Gebetbuch erworben, von dem seinerzeit viel gesprochen wurde. Es wurde nämlich 1864—65 auf Wunsch des Königs Ludwig II. von Bayern von dem damaligen Stiftskanonikus Türk verfaßt, auf Pergament geschrieben und von den Kunstmalern Professor Seitz und Lossow mit einem Bilderschmuck in der Manier Memlings versehen. Der König hatte ursprünglich die Absicht, mit dem Buche ein sinniges Geschenk zu machen, behielt es aber dann mehrere Jahre in eignem Gebrauch. Später geriet das Buch in Privatbesitz und blieb verschollen, bis der genannte Antiquar es ausfindig machte und erwarb. Das um eine hohe Summe angekaufte Buch wird in einem eignen Schrein im Nationalmuseum Aufstellung finden.

— Dem Leipziger Museum für Völkerkunde ist eine hochinteressante Sammlung von alten Kunstwerken aus Erz und Elfenbein einverleibt worden, die man bei der Zerstörung des afrikanischen Negerreiches Benin gefunden hat. Die Sammlung besteht aus lebensgroßen Negerköpfen, lebensgroßen Hähnen und sonstigen Tiergestalten, sowie aus 20 bronzenen Platten in Hochrelief mit menschlichen Gestalten; sie zeigt, auf welcher Höhe die Negerkunst in Benin schon vor Jahrhunderten gestanden haben muß.

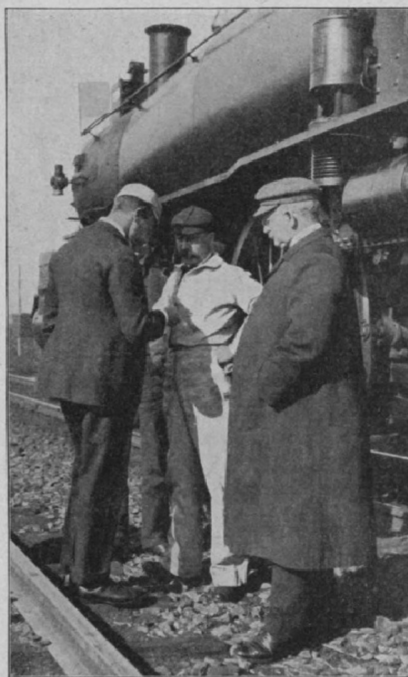
Luftschiffahrt.

Dem Luftschiffer Santos Dumont ist durch einen englischen Gönner ein Preis von 80000 Mark unter der Bedingung angeboten worden, daß der kühne Aeronaut einen Flug von London nach Birmingham glücklich bewerkstelligt. Die Entfernung bemißt sich auf etwa hundert englische Meilen, und das Wagnis übertrifft alle andern, die Santos Dumont bisher unternommen hat. Er hat den Preis jedoch dem Aeroklub zur freien Verfügung überwiesen, und es soll nunmehr unter ähnlichen Bedingungen, wie seinerzeit beim Deutsch-Preise, ein freier Wettbewerb stattfinden. Der Luftschiffer hat sich einem englischen Blatte gegenüber dahin ausgesprochen, daß er sich nunmehr fest entschlossen habe, London als dauernden Wohnsitz zu wählen. Der Aeroklub hat es übernommen, Santos Dumont geeignete Versuchsräume zu beschaffen, nachdem der ihm im Krystallpalast zur Verfügung gestellte Platz sich als ungenügend erwiesen hat.

Bühne.

Im Neuen Theater zu Berlin fand der Schwank „Champerays Leiden" von Pierre Weber und Maurice Soulié heiteren Beifall. Günstigen Erfolg hatten ferner im Thaliatheater zu Hamburg das Schauspiel „Der fremde Herr" von Olga Wohlbrück, das Schauspiel „Ums Heimrecht" von Ernst Klausen auf dem Hoftheater zu Weimar und das Märchendrama „Der arme Heinrich" von Ludwig Heller im Nürnberger Stadttheater.

— Die vom Rheinischen Goethe-Verein vorbereiteten Festspiele in Düsseldorf werden am 29. Juni beginnen und bis über die Mitte Juli hinaus dauern. Zur Aufführung gelangen diesmal zwei Cyklen Shakespearescher Dramen.



Phot. Suydam.

Prinz Heinrich besichtigt die Medaille des Lokomotivführers.

— Mit dem Bau eines Stadttheaters in Thorn sind die Wiener Baumeister Hellmer und Fellner betraut worden. Die Kosten betragen 380000 Mark.

— Großen Beifall errang im Wiener Jubiläumstheater das Schauspiel „Die Mikesch-Mali", das Baron Karl Torresani nach seiner Erzählung „Das Letzte" gestaltet hat. Freundliche Aufnahme fanden auch der Schwank „Der große Theophil" von Ernst Bach und Wilhelm Popp im Raimundtheater, und die Operette „Das gewisse Etwas" von Charles Weinberger im Carltheater.

— Das Drama „Les Avariés" von Brieux, dessen Aufführung in Paris die Zensur nicht gestattete, hatte im Théâtre Paré zu Brüssel einen großen Erfolg.

— Eine Gruppe junger Litteraten plant für Paris die Errichtung eines Theaters nach antikem Muster und hat für diesen Zweck die Hergabe einer der Stadt gehörigen Arena erbeten. In diesem Sommer sollen zunächst zwei Werke von Sophokles zur Vorführung kommen. In seltsamem Zusammentreffen wird von einem ähnlichen Plan aus Rom berichtet. Zur Verwirklichung der Idee hat die dortige Gesellschaft der Hotelbesitzer die Summe von 800000 Mark gezeichnet.

— Im Scala-Theater zu Mailand erzielte Franchettis neue Oper „Germania" einen großen Erfolg. Der von Luigi Illica verfaßte Text behandelt eine Episode aus dem deutschen Befreiungskriege. Im Prolog treten unter anderm auf Theodor Körner, Wilhelm von Lützow, der Führer der nach ihm benannten Freischar, und Karl Maria von Weber, der Komponist der „wilden verwegenen Jagd". Das Schlußbild des Epilogs, der auf dem Schlachtfelde bei Leipzig spielt, zeigt als stumme Figur den besiegten Napoleon.

— Ein finisches Theater soll am 9. April in Helsingfors eröffnet werden.



Phot. T. Jürgensen.

Empfang des Prinzen Heinrich in Pittsburg.



Phot Suydam.

Prinz Heinrich am Lincoln-Denkmal in Chicago.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die eben vollendeten Uferanlagen am Düsseldorfer Rheinhafen bilden den Abschluß der umfangreichen Bauten, die seit zehn Jahren vorgenommen wurden, um der mächtig aufblühenden Stadt den gebührenden Anteil am Rheinverkehr zu sichern. Nachdem im Süden durch den Hafen, im Norden durch den Brückenbau das Rheinufer neuzeitlich umgestaltet war, blieb nach Beseitigung der Schiffbrücke noch das 855 Meter lange eigentliche Stadtufer in den Strom vorzuschieben und als Uferstraße auszubauen. Das ist in drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 3½ Millionen Mark geschehen. Der 20 Meter breite Staden mit vier elektrisch betriebenen Kranen dient dem Personen-, Stück- und Eilgutverkehr, dem direkten Umschlage zwischen Schiff, Bahn und Fuhrwerk, sowie der Abfertigung der hier anlegenden, ab Köln direkt mit den Häfen des Mittelmeeres, der Nord- und Ostsee verkehrenden 32 Rhein-Seedampfer, während die Hochuferstraße den langersehnten Deichschutz gewährt, dann aber auch mit ihrer baumbestandenen Rheinpromenade, dem breiten Fahrwege und dem bequemen Bürgersteige an der Stadtseite das lange vermißte Bindeglied in der großen Düsseldorfer Ringstraße bildet. Ein großer Teil der Hochuferstraße ist nach niederländischer Art unterkellert, wodurch 3000 Quadratmeter Lagerraum gewonnen und unschöne Schuppen auf dem Werft überflüssig geworden sind, und die Rheinpromenade wird gegen das Werft durch ein durchbrochenes Gitter aus bayrischem Granit, dem mancherlei reizvolle Zwischenbauten eingefügt sind, wirksam abgeschlossen. Erwähnt seien nur im Süden ein zierliches Turmhäuschen, der „Hafenvogt", in der Mitte das Pegelhäuschen und weiter südlich das Düsselschlößchen, das auf nur 100 Quadratmeter Grundfläche mit seinem 36 Meter über das untere Werft sich erhebenden kupfergedeckten Turme, einem zweiten, niedrigeren mit bastionsartiger Zinne, mit seinem stolzen Giebel und freudig-rotem Ziegeldache einem Bau aus dem romantischen Mittelalter gleicht. Nördlich der neuen Brücke, auf der in gleicher Profilierung terrassenförmig angeschütteten ehemaligen Golzheimer Insel entfaltet sich die diesjährige Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung. J. L. A.

— Die deutsche Sprachinsel der sog. Cimbern, die sette communi an der Alpengrenze der italienischen Provinz Vicenza, soll demnächst durch eine Bergbahn von Tiene nach Sleghe (Schläge, italienisch Asiago) dem Reiseverkehr zugänglich gemacht werden.

— Die neue Towerbrücke in London, die Old Kent Road mit der Tooley Street verbindet, ist dem Verkehr übergeben worden. Sie ist etwa 3600 Fuß lang und mißt 60 Fuß in der Breite. Die Erbauungskosten betragen 8 Millionen Mark.

Ausgrabungen.

Ueberreste einer Amazone aus der Wikingerzeit förderte das Oeffnen eines uralten Grabes bei Aasnes in Norwegen vor einiger Zeit zu Tage. Neben den Knochen eines Pferdes und verschiedenen Waffen, Pferdegeschirren u. dgl. wurden recht gut erhaltene Knochenüberreste gefunden, die man schon damals für das Gerippe einer Frau hielt. Diese Annahme hat sich bestätigt, indem Professor Dr. Guldberg, Direktor der anatomischen Anstalt in Christiania, nach genauen Untersuchungen den Fund unzweifelhaft als die Ueberreste einer schlank gewachsenen weiblichen Person im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren festgestellt hat. Aus der Lage der einzelnen Fundstücke geht hervor, daß die Amazone in voller Rüstung, mit Waffen und Streitroß, begraben worden ist, und deshalb liegt die Vermutung nahe, daß sie bei Lebzeiten Waffendienste geleistet, und daß man es also hier mit einer weiblichen Wehrpflichtigen zu thun hat. Nach den Waffen zu schließen, ist das Grab etwa um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, also gegen das Ende der heidnischen Zeit in Norwegen, errichtet worden.

Gesundheitspflege.

Für die Begründung eines in Wien zu errichtenden Instituts zur Bekämpfung und Heilung des Lupus spendete Kaiser Franz Joseph 10000 Kronen.

— Die Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses bewilligte die Regierungsforderung zur Förderung der Krebsforschung. Ein Regierungsvertreter teilte mit, bei dem Charitékrankenhause in Berlin werde eine Untersuchungsstation eingerichtet. Ferner haben Private 150000 Mark zur Errichtung eines Institutes für Krebsforschung in Frankfurt a. M. zugesichert. Dem Berliner Krebsforschungskomitee ist von deutschen Aerzten ein 12000 Fälle umfassendes Material zugegangen, aus dem hervorgeht, daß der Krebs nicht erblich, aber ansteckend ist.

Versammlungen.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hält ihre Generalversammlung in den Tagen vom 27. bis 29. Juli in Stuttgart ab.

— Der 19. Bundestag des Deutschen Radfahrerbundes findet vom 18. bis 22. Juli in Kassel statt.

Sport.

Der Deutsche Anglerbund hält sein Bundesfest während der Pfingsttage in Magdeburg ab.

Denkmäler.

Der westfälische „Bauernkönig" Burchard Freiherr von Schorlemer-Alst hat schon sieben Jahre nach seinem Tode (17. März 1895) sein Denkmal erhalten. Schlicht und einfach, wie er lebte, in packender Aehnlichkeit erhebt sich sein überlebensgroßes Bronzestandbild auf granitenem Sockel vor dem Ständehause der Provinz Westfalen in Münster. Das auf Kosten des westfälischen Bauernvereins errichtete Denkmal trägt am Sockel Namen, Geburts- und Todestag, sowie die Widmung. Das Standbild ist eine Schöpfung des westfälischen Bildhauers Bernard Heising aus Wiedenbrück, der 1896 mit seinem Werk „Der verlorene Sohn" in Berlin den für Bildhauer ausgesetzten großen Staatspreis errang.

— Die zum Abschluß der Berliner Siegesallee bestimmte Rolandstatue wird demnächst in Norwegen vollendet. Man holte aus den Granitbrüchen in Idefjord einen Block von 20 Tonnen Gewicht, der dann in Christiania von dem deutschen Steinbildhauer Bardeleben, dem besonders die Ausführung der Figur zufiel, und zwei norwegischen Steinhauern bearbeitet wurde. Der Roland ist in voller Rüstung, mit Helm, Harnisch, Arm- und Beinschienen, dargestellt. Den Schild trägt er auf der linken Schulter, und ein langer Mantel, der bis zum Boden herabwallt, giebt der Statue die nötige Standsicherheit. In der rechten Hand ist Platz für das Schwert gelassen, die Linke hält ein mächtiges Hifthorn. Alles, was glänzendes Metall darstellen soll, wie Helm, Schild, Schienen, Spangen u. s. w., wird blank poliert, während der Harnisch mit dem darunter befindlichen ledernen Koller, das Wams und der Mantel den matten, grauen Ton behalten. Die Figur ist 3,75 Meter, der Sockel 7 Meter hoch, so daß das ganze Bildwerk fast 11 Meter in die Höhe ragt. Unten am Sockel, zu dem fünf Stufen hinaufführen, wird ein Springbrunnen seinen Platz erhalten.

— Das Denkmal für die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Territet bei Montreux soll im Mai d. J. enthüllt werden. Das von Bildhauer Chiattone in Marmor ausgeführte Werk stellt die Verewigte auf einem Felsblock sitzend dar.

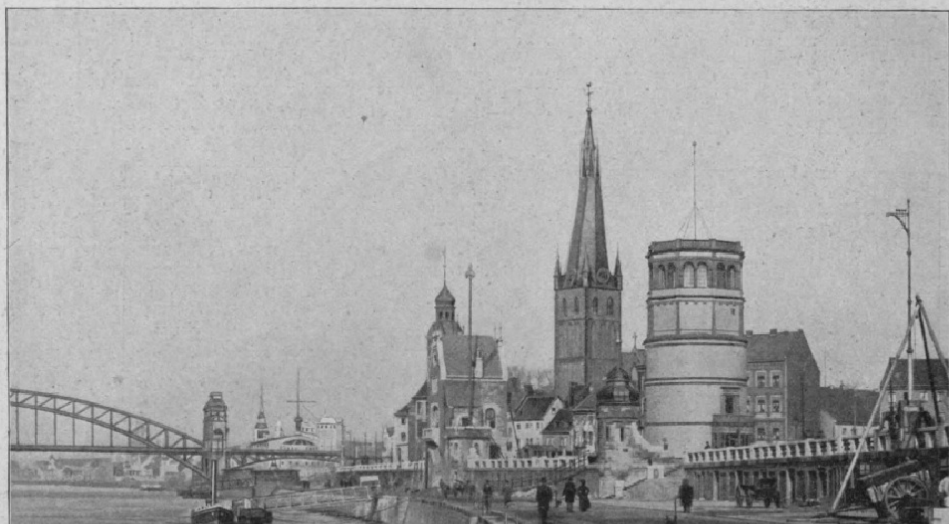
Totenschau.

Antonio Vico, ber. spanischer Schauspieler, 61 J., † auf der Ueberfahrt nach Cuba. — Landschafts- und Porträtmaler Paul Flandrin, 91 J., † 10. März, Paris. — Bergrat Dr. Arnulf Schertel, Prof. an der Bergakademie zu Freiberg, 61 J., † 11. März, Dresden. — Genremaler H. Plathner, 71 J., † 11. März, Düsseldorf. — Freifrau Dorette von Schenck zu Schweinsberg, Leiterin der wirtschaftlichen Frauenschule zu Nieder-Ofleiden in Oberhessen, 59 J., † 11. März, Frankfurt a. M. — Kommerzienrat Friedrich



Das Freiherr von Schorlemer-Alst-Denkmal in Münster. Von Bernard Heising.

Engelhorn, einer der bedeutendsten Großindustriellen Badens, 80 J., † 11. März, Mannheim. — John Peter Altgelt, vormals Gouverneur von Illinois, bed. Vertreter des deutsch-amerikanischen Elementes in der Union, † 11. März, Joliet bei Chicago. — Geheimer Rat Dr. Ferdinand Edler von Blumfeld, Sektionschef im österreichischen Ackerbauministerium, 67 J., † 13. März, Wien. — Genremaler Emil Schuback, 82 J., † 14. März, Düsseldorf. — Geh. Justizrat Lezius, Präsident des anhaltischen Landtages, 71 J., † 16. März, Köthen. — Narcisse Quellien, bek. bretonischer Schriftsteller, 49 J., † 16. März, Paris (überfahren durch das Automobil Agamemnon Schliemanns, eines Sohnes von Heinrich Schliemann, dem verst. Trojaforscher).



Die neue Uferanlage am Düsseldorfer Rheinhafen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 27.



Neue Lageruniform für Infanterie.



Zelt neuen Systems; davor in den Schnee gesteckte Schneeschuhe.



Geschütz mit seitwärtigen Deckungen aus Schnee.



Artillerie auf der Kuppe eines Hügels in Stellung.



Neue Felddienstuniform für Infanterie.



Inneres eines Zeltes neuen Systems.

Wintermanöver in Norwegen. Nach phot. Aufnahmen von A. B. Wilse in Christiania. (Text umstehend.)

Wintermanöver in Norwegen.

(Siehe die Abbildungen auf vorhergehender Seite.)

Die Kriegsgeschichte der neueren Zeit lehrt, daß die Operationen im Felde nicht mehr, wie früher, zur Winterszeit eingestellt werden können; deswegen müssen die Truppen, welche kriegstüchtig gemacht werden sollen, auch im Winter Uebungen vornehmen, damit sie die Einflüsse dieser Jahreszeit, zumal stärkere Kältegrade, ertragen lernen, ohne zu sehr darunter zu leiden. Ganz besonderen Wert legt man infolge der dortigen klimatischen Verhältnisse in Rußland und in Norwegen darauf, zur Winterszeit eine entsprechende Ausbildung der Truppen vorzunehmen. Unsre Abbildungen, nach photographischen Aufnahmen an Ort und Stelle angefertigt, bringen eine Folge interessanter Scenen aus den Wintermanövern in Norwegen, die die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen bei diesen Uebungen veranschaulichen. Nach dem Reorganisationsplan von 1887 gliedert sich die norwegische Kriegsmacht in drei Aufgebote: Linie, Landwehr und Landsturm. Im Frieden giebt es keine höheren Truppeneinheiten aus gemischten Waffen; erst im Kriege treten die drei Aufgebote in gemischte Verbände über. Die Stärke der Friedensformationen für 1902 beläuft sich auf 19700 Mann; die Kriegsstärke wird auf 38280 Mann berechnet. Als besondere Eigentümlichkeit hat das norwegische Heer nicht nur eine aus 5 Compagnien bestehende Schlittschuhläufertruppe aufzuweisen, sondern die Fußtruppen werden auch im Gebrauch der Ski oder Schneeschuhe planmäßig ausgebildet. Da die Temperatur in Norwegen nicht selten bis auf —30° C. herabsinkt, so sind für das Biwakieren der Truppen ein Haupterfordernis zweckentsprechend konstruierte und eingerichtete Zelte. Eine unsrer Aufnahmen stellt ein Zelt neuen Systems mit Stangengerüst dar; davor stecken im Schnee die Schneeschuhe, mit denen neuerdings auch andre Heeresverwaltungen (z. B. in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Kanada) Uebungen vornehmen lassen. Eine zweite Aufnahme läßt uns in das Innere eines solchen Zeltes blicken, das Raum für 16 Mann bietet. Das mit Holzscheiten unterhaltene Feuer wird in einem Netz aus Eisendraht inmitten des Zeltes aufgehängt. Eine andre Aufnahme zeigt die neue Infanterie-Lageruniform für Winterübungen; bei den Wintermanövern im Norden von Christiania wurde auch eine neue Infanterie-Uniform für den Felddienst erprobt, vom Volke „Burenuniform" genannt, die sich bestens zu bewähren scheint. Ferner sehen wir Artillerie in Thätigkeit, welche von der Kuppe einer Anhöhe aus feuert, und endlich ein Geschütz mit Deckungen aus Schnee. Auch im deutschen wie im österreichisch-ungarischen und im russischen Heere beschäftigt man sich mit der Frage der Verwendbarkeit von Schneemassen für Deckungs- und Verteidigungszwecke und stellt Versuche in dieser Richtung an.

Briefmappe.

H. W. in M.-L. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" ist die Nachdichtung eines mittelalterlichen Kirchenliedes: „Media vita in morte sumus". Der Verfasser des Urtextes läßt sich nicht ermitteln, aber der uns bekannte Tonsatz rührt von Johann Eccard her und findet sich in seinen „Geistlichen Liedern", die 1597 zu Königsberg erschienen sind, wo Eccard damals Kapellmeister war.

Xenophon. Die Uebersetzungen sind wohl gelungen, aber der alte Horaz ist so oft ins Deutsche übertragen worden, daß wir die Menge dieser Nachdichtungen nicht vermehren können. Im übrigen verbindlichsten Dank.

L. St. in A. Ein Hecht verschlingt nur lebende Beute, und daß ein noch so großer Hecht einen erwachsenen Menschen überwältigen und auffressen könne, ist ganz ausgeschlossen. Wohl kann ein gefangener Hecht, wenn man dem um sich schnappenden Tier zu nahe kommt, ganz hübsch beißen, allein nie beißt er ab, um so Nahrung zu sich zu nehmen. Ein ertrunkener Mensch wird von den Krebsen angegangen, aber nie von einem Hecht.

M. K. in P. Kardätsche ist nach der neueren Rechtschreibung die Pferdebürste, Kartätsche das Geschoß.

Rad-Tourist in K. Erhebliche Erleichterungen für die Fahrt nach Südtirol und Italien gewinnen Sie, wenn Sie dem Deutschen Touringklub in München beitreten, der sowohl für Oesterreich als Italien Inlandszollstationen besitzt. Auf Grund der vom Klub gratis an seine Mitglieder abzugebenden Grenzkarte kann der Radfahrer von jeder beliebigen Station des Deutschen Reichs an diese Inlandszollstationen Oesterreichs sein Rad aufgeben, z. B. nach Bozen, Innsbruck, Meran, Ischl, Wien u. s. w. Er braucht nur an der Grenze anzugeben, daß die Radzollbehandlung an der österreichischen Inlandszollstation, z. B. Bozen, geschehen soll. Erst in Bozen wird dann das Rad plombiert und der Zollschein ausgefolgt. Analog geschieht diese Zollmanipulation in italienischen Inlandszollstationen, wie z. B. Verona, Florenz, Rom. Bei der notorischen Ansammlung der Fahrräder an den Grenzstationen, besonders in Kufstein bei den Abendschnellzügen nach dem Süden, bedeutet dies eine große Bequemlichkeit. An den Inlandsstationen kann ebenso auch die nötige Zollabmeldung zur Wiederausfuhr aus Italien und Oesterreich erfolgen.

K. v. L. in Wien. „Adebar" ist die niederdeutsche Bezeichnung für den Storch. Ueber die Bedeutung des Wortes mögen Sie sich aus dem in dieser Nummer enthaltenen Artikel: „Die Herkunft der Menschen von den Bäumen?" unterrichten. Adebar war auch der Name eines vornehmen pommerschen Geschlechtes, das besonders in der Geschichte der Stadt Kolberg eine Rolle spielt. Die Adebare und Schlieffen waren eine Art Montecchi und Capuletti, die um den Vorrang in der Herrschaft stritten. Der berühmteste Angehörige des ersteren Geschlechtes war Jakob Adebar, der bischöfliche Richtvogt von Kolberg, der im Dezember 1524, der Verletzung der Stadtrechte angeklagt, auf dem Marktplatze enthauptet wurde. An einem Pfeiler des ältesten Teiles des Kolberger Rathauses ist ein Kopf ausgemeißelt, und die Lokalsage behauptet, dies sei zur Erinnerung an Jakob Adebar geschehen. Der letzte Träger dieses Namens, Kaspar von Adebar, nahm ein noch viel traurigeres Ende. Er starb 1740 im Zuchthause zu Stargard, wo er, wie die Chronik sagt, „auf Betrieb seiner Mutter 20 Jahre gesessen hatte."

H. L. in F. 1. Mögen Sie sich direkt an das Deutsche Lehrerinnenheim in Paris, 21 Rue Brochant, wenden. 2. Der Verein Deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen hat seine Zentralstelle nicht mehr in Leipzig, sondern in Königsberg i. Pr.

L. H. in G. Der Bau der Mendelbahn hat bereits begonnen und soll so gefördert werden, daß die Betriebseröffnung im Juni 1903 erfolgen kann. Der Mendelpaß läßt sich sodann von Bozen in anderthalb Stunden erreichen.

W. R. in D. Der Skorbut kommt nicht nur bei Seeleuten vor, sondern auch bei der Landbevölkerung; namentlich ist er ein häufiger wiederkehrendes Uebel in Rußland. In den tatarischen Ansiedelungen bei Saratow herrscht die Krankheit zurzeit epidemisch.

L. v. G. in H. Die beste Auskunft über Stammbaum und Wappen erteilt das Königl. Heroldsamt in Berlin; solche wird aber nur über preußischen Adel und die eigne Familie des Fragestellers gegeben.

M. E.-L. in B. „Kettenverse" waren eine Reimspielerei, die im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in Mode stand. Sie zu erklären, wollen wir uns auf den ehrsamen Johann Samuel Wahllen berufen, der 1709 zu Jena ein Buch herausgab, dessen langwieriger Titel mit den Worten anhebt: „Poetischer Wegweiser, das ist kurtze, doch gründliche Einleitung zu der rechten, reinen und galanten teutschen Poesie." Darin wird das Wesen der Kettenverse dargelegt. „Dieses Genus bestehet aus langen trochäischen Versen, deren jedweder mit sich selbst im Anfang und Ende, ingleichen zwey untereinander im Mittel reimen, es mögen nun lauter weibliche oder zwey männliche und zwey weibliche nach Belieben wechselweise gesetzt werden." Und zur näheren Erläuterung dieser Dichtungsart, die er als zwar schwer, aber lieblich bezeichnet, giebt der biedere Johann Samuel folgendes Beispiel:

Mehre fort Augustus Zeit dieses Mannes Glück und Ehre,
Treibe dessen Herrlichkeit ferner biß zur Sonnenscheibe,
Noth und alles Unglück weiche, endlich soll ein sanfter Todt
Ihn zu Jesus Ehrenreiche zu der größten Freude ziehn.

Zur geneigten Beachtung.

Das **erste** und **zweite** Quartal (Nr. 1—26) des laufenden 44. Jahrgangs von **„Ueber Land und Meer"**, der schon mit Oktober 1901 seinen Anfang nahm, kann von **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege zum Abonnementspreise nachbezogen werden, auf dem sie das dritte Quartal (Nr. 27 und folgende) erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Expedition gegen Franko-Einsendung des Abonnementsbetrages von M. 7.— zur sofortigen direkten Uebersendung der beiden Quartale gern bereit. — Für diesen Betrag erhalten die verehrlichen Abonnenten u. a. nebenstehend verzeichnete

Romane: „Die Wacht am Rhein" von C. Viebig, ein Werk von urwüchsiger Kraft, das im Rahmen einer fesselnden Familiengeschichte die deutschen Einheitsbestrebungen bis zur ruhmvollen Wiedererrichtung des Reiches schildert, und „Narro" von August Sperl, eine Hofgeschichte aus alter Zeit, die spannende Handlung mit fröhlichem Humor verbindet. Ferner eine Reihe durch hohen dichterischen Wert ausgezeichnete

Erzählungen und Novellen: „Experimente" von Ernst Wichert — „Die Hochzeit" von Georg Freiherrn von Ompteda — „Prinzeßchens Marotte" von Klaus Rittland — „Der Unstern" von Anton Freiherrn von Perfall — „Feuer" von Johanna Niemann — „Psychologische Studien" von Albert Roderich — „Der Verschollene" von Balduin Groller — „Zwei Welten" von Georg Freiherrn von Ompteda ꝛc.

Hierzu gesellt sich ein **reichhaltiges Feuilleton** belehrender und unterhaltender Art. Die hervorragenden Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst, die neuesten Errungenschaften in Forschung und Technik werden in lichtvollen, von vielen Abbildungen begleiteten Aufsätzen vorgeführt. Ebenso geben die ungemein mannigfaltigen

Notizblätter, gleichfalls unter Beigabe einer Fülle von Illustrationen, ein anschauliches Bild des reich flutenden Lebens der Gegenwart. Was immer von wichtigen Ereignissen auf dem Erdball sich zutragen mag, hier erhält es in Wort und Bild seine anschauliche Würdigung, und so gestaltet sich dieser Teil des beliebten Familienblattes zu einer **Chronik der Zeit** von dauerndem Werte.

In den Buchausgaben werden die oben genannten hochinteressanten Werke der Erzählungslitteratur mehr als das Doppelte des Abonnementspreises für das 1. und 2. Quartal kosten.

Stuttgart. Expedition von „Ueber Land und Meer".

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 15.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. Februar 1902.

Russische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: G. Maroczy (Budapest).
Schwarz: H. N. Pillsbury (New York).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Tb1—b5	f5—f4?[5])
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	18. Ld3—e4!	a7—a6
3. Sf3×e5	d7—d6	19. Tb5—b1[6])	Tf8—e8
4. Se5—f3	Sf6×e4	20. Lc1—d2	Kg8—f7
5. d2—d4	d6—d5	21. Le4—d5+[7])	Kf7—f6
6. Lf1—d3	Lf8—e7	22. Te1×e8	Tb8×e8
7. 0—0	Sb8—c6[1])	23. Tb1×b7[8])	Sc6—e7
8. Tf1—e1	Lc8—g4	24. Ld5—e4	Se7—f5
9. c2—c3[2])	f7—f5	25. Tb7—a7	Te8—b8
10. c3—c4[3])	0—0	26. Ta7×a6	g7—g5[9])
11. c4×d5	Dd8×d5	27. c3—c4	Tb8—b6
12. Sb1—c3	Se4×c3	28. Ta6×b6	c7×b6
13. b2×c3	Lg4×f3	29. Ld2—c3	Sf5—h4
14. Dd1×f3	Dd5×f3	30. h2—h3	h7—h5
15. g2×f3[4])	Le7—d6	31. c4—c5	b6×c5
16. Ta1—b1	Ta8—b8	32. d4×c5	Ld6—e5
		33. c5—c6	Aufgegeben.

[1]) Diese Spielweise wurde unsers Wissens zuerst von Berger empfohlen und ist recht beliebt. Ihr wird aber hier kräftig begegnet.

[2]) Die Annahme des Bauernopfers durch Abtausch auf e4 giebt leicht den Angriff aus der Hand, den Weiß bei der Spielweise des Textes festhält. — Jetzt droht 10. Ld3×e4.

[3]) Nachdem Schwarz den f-Bauer gezogen hat, ist c3—c4 so kräftig, daß der damit verbundene Tempoverlust reichlich aufgewogen wird.

[4]) Weiß hat nun den Vorteil der beiden Läufer gegen Läufer und Springer und hat außerdem gute Angriffslinien für seine Türme.

[5]) Hierdurch erhält der weiße Königsläufer ein vorzügliches Standfeld. Den Vorzug verdiente Sc6—e7; spielt Weiß dann mit Lc1—g5 und Abtausch auf Bauerngewinn, so hat Schwarz wegen der verbleibenden verschiedenfarbigen Läufer gute Aussichten auf Remis.

[6]) Nachdem Weiß den eben dargelegten Vorteil erlangt hat, hat der Turm seine Schuldigkeit gethan und geht zurück. Auf b5 stände er minder gut.

[7]) Natürlich nicht etwa 21. Le4×b7 wegen g7—g6!

[8]) Der Bauerngewinn war so gut wie erzwungen.

[9]) Schwarz hat keine Aussichten mehr; er konnte die Partie getrost aufgeben.

Schachnotizen.

Vom 3. Februar bis 12. März fand in Monte Carlo ein großes internationales Turnier statt, an dem 20 Schachspieler aus aller Herren Ländern teilnahmen. Es hatte jeder mit jedem eine Partie zu spielen; Remisen zählten zur Hälfte — für jeden ein Viertel — und waren durch nachzuspielende Partien, die gleichfalls halb zählten, zu vollen Partien zu ergänzen. Von 19 Partien, die jeder zu spielen hatte, gewann G. Maroczy-Budapest 14¾ und erstritt damit den ersten Preis, bestehend in 5000 Franken und einem Kunstgegenstand im Werte von etwa 1000 Franken; ihm folgte H. N. Pillsbury-New York mit 14½ Gewinnpartien — zweiter Preis: 3000 Franken. Der dritte und vierte Preis, 2000 und 1500 Franken, fielen an D. Janowski-Paris (14) und R. Teichmann-London (13¼). Den fünften, sechsten und siebenten Preis, 1000, 700 und 500 Franken, teilten K. Schlechter-Wien, Dr. S. Tarrasch-Nürnberg und Wolf-Wien, die je 12 Gewinne zählten, zu gleichen Teilen.

Schachbriefwechsel.

H. M. in Hamburg. Ihre Lösungsversuche sind leider wieder verfehlt. In Nr. 13 führt nach 1. Db4—d2 e5—e4 nicht 2. Dd2—g2 zum Ziel (wegen der Entgegnung f4—f3!), wohl aber 2. Sb3—d4+; auf 1. . . . . f4—f3 nicht 2. Th3—g3, weil Schwarz nicht nötig hat, e5—e4 zu ziehen, wohl aber 2. Th3—h5+, was Sie ebenfalls angeben. Aber nach 1. . . . b5—b4 giebt es keine Lösung, und die Folge davon ist, daß Ihr Zug 1. Db4—d2 nicht der richtige ist. Und in Nr. 14 haben Sie anscheinend ganz und gar nicht daran gedacht, daß Schwarz ziehen kann, wie es für ihn am besten und vorteilhaftesten ist, und nicht so ziehen muß, wie es Ihnen am besten paßt. Der Löser muß alle Verteidigungszüge von Schwarz in Betracht ziehen; wenn Schwarz noch einen einzigen Zug hat, mittels dessen er dem Matt in der vorgeschriebenen Zügezahl entgeht, so ist eben die Aufgabe nicht gelöst.

Richtige Lösung sandte ein: Senglier in Bulgrin zu Nr. 15.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Marie Itzerott, Dido. Drama. ℳ 2.—. Oldenburg, Schulze.
Louis Couperus, Stille Kraft. Roman. 2. Auflage. ℳ 3.—. Dresden, Minden.
Franz Hutter, Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun. Mit Abbildg. u. Karte. Gebd. Braunschweig, Vieweg & Sohn.
Dr. K. Sapper, Mittelamerik. Reisen u. Studien 1888/1900. Mit 60 Abbildgn. u. 4 Karten. ℳ 10.—. Ebd.
Wilh. Bölsche, Der Zauber des Königs Arpus. Eine heitere Geschichte. 2. Aufl. Dresden, Reißner.
M. A. Frhr. v. Zois, Der Vollmensch. Rennfahrerroman. Ebd.
H. Mielke, Ein Seelenleiden. Nov. 50 ₰. Berlin, Goldschmidt.
Ottom. Höfer. Zwei Väter. Austral.-dtsch. Roman. ℳ 1.—. Ebd.
Bericht über die Baumpflanzversuche nach Stringfellowscher Methode. ℳ 1.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
Dr. Joh. Weyde, Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibg., enthaltend 35 000 Schlagwörter. Gebd. ℳ 1.50. Leipzig, Freytag.
Will. Boyd Carpenter D. D. (Lordbishop) „Meine Bibel". Uebers. von Lina Pfeiffer. ℳ 1.—. Berlin, H. Walther.
Dr. Alb. Daiber, Eine Australien- und Südseefahrt. Mit zahlr. Abbildgn. u. 1 Karte. Gebd. ℳ 7.—. Leipzig, Teubner.
Dr. K. Giesenhagen, Auf Java und Sumatra. Mit 16 farb. Tafeln, zahlr. Abbildgn u. 1 Karte. Gebd. ℳ 10.—. Ebd.
Steijn, de Wet u. die Oranjefreistaater. Tagebuchblätter aus dem südafrikan. Kriege. ℳ 1.75. Tübingen, Laupp.
Odenwälder, Der gerechte Jäger. Prakt. Leitfad. z. Erlernung des Jagdbetriebes. ℳ 3. Neudamm, J. Neumann.
Br. Dießner, Die künstliche Zucht der Forelle. 2. Auflage. ℳ 4.—. Ebd.

Worträtsel.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland:
Wenn ich stolz zum Kampfe schreite,
Grüßt man mich mit Mund und Hand.

Aber auch in deutschen Landen
Kennen mich gar viele Herrn:
Im Verein mit den Genossen
Sehen mich die Spieler gern. F. M.-S.

Rätsel.

Umfaßt es euch, dann dient es zum Erhellen;
Bin ich darin, so glänzt's an vielen Stellen. E. S.

Buchstabenrätsel.

Was einst der kühne Ritter trug,
Wenn mit den Feinden er sich schlug:
Dem Steuerzahler zum Verdruß
Jetzt jeder Staat es machen muß.

Setzt man ein Zeichen vor das Wort,
Dann nennt ein Bauwerk es sofort,
Das an Balkonen man und Brücken
Und an Veranden kann erblicken.

Wenn vor das Wort noch tritt ein A,
Wie steht es dann verlockend da!
Wohl jeder Steuerzahler lachte,
Wenn jeder Staat es endlich machte! F. M.-S.

Silbenrätsel.

Die ersten in unsrer bewegten Zeit
Sind leider von äußerster Wichtigkeit,
Und ob je die glückliche Aera tagt,
In der eine solche ihnen versagt?

Zur Liebe und Eintracht das folgende Paar
Im weitesten Sinn stets berufen war,
Doch ach! selbst im engsten dazu geneigt,
Nicht immer und überall es sich zeigt.

Die letzte ist häufig den ersten gesellt,
Viel schöner aber zum Freund sie sich hält;
Ein Rechen kann ihr Gefahren verleihn,
Doch wirkt sie zu Land meist erfreulich ein.

Das Ganze geschmiedet in Feuersglut,
Besiegelt mit warm entquellendem Blut,
Ein Band oft so festen Gewebes schlingt,
Daß nur dem Tode die Lösung gelingt. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 449:

Des Umstellrätsels: Wiege — ewig.
Des Buchstabenrätsels: Fuhrwerk — Uhrwerk.
Des Silbenrätsels: Völkerwanderung.

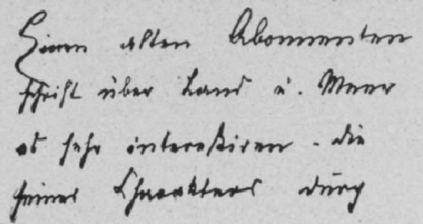
Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2). Frau Ida Kremer in Robschütz (3). Adeline v. Pr. in D. Otto Maulicke in Berlin (2). Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2). ? in Paris (4). Dr. B. in Serajewo (2). Carina v. Ferber, Rittergut Melz. „Fels" in Brünn (2). Brav gedichtet! Andrew White in Boston (2). Gräfin P. in Ch. v. E. in Bern. „Moselblümchen" in Coblenz. „Stammtisch" in L.

Handschriften-Beurteilung.

M. H. B., Metz. Aengstlichkeit, Engherzigkeit und Kleinlichkeit sind bei Ihnen nicht zu Hause. Sie haben einen Zug ins Große, müssen sich ausdehnen und ausleben können, haben Initiative und streben vorwärts. Daß Sie bloß höheren, idealen Zwecken nachstreben, ist damit keineswegs gesagt. Sie haben Sinn für Besitz und verachten materielle Genüsse nicht. Sie sind energisch, thätig, lebhaft im Denken und Fühlen, resistenzfähig. Wo Sie sich für jemand interessieren, protegieren Sie gern, wollen dann aber auch, daß Ihr Wille berücksichtigt werde, und wissen ihm nötigenfalls in etwas scharfer Weise Berücksichtigung zu verschaffen. Aus dem Kreis Ihrer persönlichen Interessen treten Sie schwer heraus.

Jean H., Luxembourg. Sie sind ein schwieriger, schwer zu durchschauender und richtig zu verstehender Charakter. Heftig, leidenschaftlich und dabei sehr empfindlich. Sehr protektionslustig, aber unberechenbar in den Gefühlen.

Br. O. M., Wien. Eine in jeder Beziehung über dem Durchschnitt stehende, ausgesprochene Individualität (der ganze Duktus), sowohl anpassungsfähig als auch fähig, eigne Wege zu gehen (eigenartige Formen und dabei gewandte Verbindung des d mit dem nachfolgenden Buchstaben). Mehr Verstandes- als Gemütsmensch, selbstbeherrscht (feste und dabei ziemlich steile Schrift, gerade Linienrichtung). Ein klarer Kopf (klare Schrift), auch scharfsichtig. Hält auf Vornehmheit, vornehme Allüren und Formen (obere Rundungen an den kurzen Minuskeln), hat auch Selbstgefühl (s. großes S), tritt aber bescheiden auf und ist frei von aristokratischem Dünkel (M nicht treppenförmig abgestuft). Des weiteren ergiebt sich aus den Schriftzügen, die des knappen Raumes wegen nicht wiedergegeben werden können, noch folgendes: geistige Lebhaftigkeit, Widerspruch, rasches Erfassen, etwas Mißtrauen, Streben nach Vorsicht. Alles in allem: eine bedeutende, vornehm-einfache Schrift, die — um Ihre Frage zu beantworten — von einem Herrn und nicht von einer Dame herrühren dürfte. Uebrigens läßt sich



das Geschlecht nicht immer mit solcher Bestimmtheit feststellen, da es bekanntlich weibische Männer und unweibliche Frauen giebt, also vereinzelte Männer eine weibliche und ebenso vereinzelte Frauen eine männliche Schrift haben.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Bäder und Kurorte.

Da die Nachfrage nach den heilkräftigen Sool- und Moorbädern in dem wegen seines kräftigen Wellenschlages rühmlichst bekannten Seebade Ost-Dievenow bei Cammin i. P. in den letzten Jahren erheblich gestiegen ist, hat sich die Badedirektion entschlossen, die diesjährige Saison schon im Monat Mai zu eröffnen. Es wird diese Mitteilung von erheblichem Interesse sein, da die Preise während der Vorsaison wesentlich ermäßigt sind.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Das Selbstbuttern im Haushalt ist seit Einführung der bereits in über 1/4 Million Exemplaren verbreiteten R. v. Hünersdorffschen Haushaltungsbuttermaschine (Schutzmarke: „mit dem Bären") deshalb so allgemein geworden, weil es der Hausfrau die Möglichkeit bietet, sich aus dem von der täglichen Milch angesammelten Rahm stets absolut frische, unverfälschte Butter von feinstem Geschmack und die ärztlich so vielfach verordnete Buttermilch kostenlos zu beschaffen. Trotz des großen Erfolges der seitherigen Maschine hat sich die Firma R. v. Hünersdorff Nachfolger Stuttgart nicht verhehlt, daß das System noch verbesserungsbedürftig war, und es ist ihren fortgesetzten Bemühungen nunmehr gelungen, die von manchen Käufern gerügten Mängel völlig zu beseitigen. Die neue Maschine ist einfacher zu reinigen als die alte, buttert noch rascher aus (in 5—10 Minuten) und giebt mehr und feinere Butter. Die Preise sind unverändert. Alles Nähere teilt auf Wunsch die genannte Firma mit.

Jul. Heinr. Zimmermann * Leipzig

Geschäftshäuser: * St. Petersburg, Moskau, London.

|| Gute Arbeit. — Billige Preise. — Zu Geschenken für Jung und Alt sehr geeignet. ||



Bogen und Kasten extra.

No. 4005. Anfängergeige M. 6.—
No. 4007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, Ahornboden M. 8.—
No. 4009. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, gut ausgearb. M. 10.—
No. 4012. Schulgeige, Ebenholzgarnit., besser im Ton M. 12.—
No. 4014. Orchestergeige M. 15.—
No. 4017. Orchestergeige, besser im Ton . . . . M. 20.—
No. 4026. Geige nach italienisch. Meistern . . . . M. 25.—
No. 4028. Desgl., Tongeige M. 30.—
No. 4032. Desgleichen, sehr gute Tongeige . . . . M. 40.—
No. 4035. Modell Stradivarius, sehr gute, starke Tongeige M. 50.—
No. 4040. Solo-Instrument, bestgewähltes Holz . . . M. 60.—
No. 4044. Solo-Instrum., feinste Ausarb. M. 75.—
No. 4050. Concertgeige M. 100.— und teurer.



Cornets à pistons (Trompeten).

No. 5851. Für Schüler, ohne Etui . . M. 22.—
No. 5853. do. mit A-Stift, in Holzetui M. 28.—
No. 5857. Für Orchester, dopp. Wasserkl. M. 30.—
No. 5861. do. mit Holzetui . . . . . M. 36.—
No. 5865. do. bessere Qualität, grosser Ton, A-Stift, ohne Etui . . . . M. 45.—
No. 5871. do. mit A- und As-Stift, feine Qualität, in Holzetui . . . . M. 60.—
No. 5975. Für Solisten, mit A- und As-Stift, in feinem Holzetui . . . . M. 75.—

Mit Cylinderventilen.

No. 5920. Für Orchester, ohne Etui . M. 30.—
No. 5924. do. mit Holzetui, bess. Qual. M. 45.—
No. 5928. Für Solisten, mit A-Stift, feine Qualität, in Holzetui . M. 50.— und teurer.

Violinen mit Bogen und Kasten.



No. 14007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, mit Bogen, Kasten und Colophon . . . . M. 12.—
No. 14009. Schulgeige, besser, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Colophon u. Stimmgabel M. 15.—
No. 14014. Orchestergeige, gut im Ton, mit Bogen, Kast., Reservesait., Coloph. u. Stimmgab. M. 20.—
No. 14017. Orchestergeige, besser im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Colophon und Stimmgabel M. 30.—
No. 14032. Orchestergeige, sehr gut im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Colophon und Stimmgabel M. 50.—
No. 14044. Sologeige, feinste Ausarbeitung, mit ff. Fernambukbogen, geformter Chagrinlederkasten, Reservesaiten, Dämpfer, Kinnhalter, Colophon. Stimmgabel und Scheere . . . . M. 100.—



Mandolinen.

No. 5498. Ahorn, einfach . . . . M. 7.—
No. 5499. Ahorn, bessere . . . . M. 9.—
No. 5500. Ahorn, Neapolitaner . . . . . M. 12.—
No. 5504. Ahorn oder Palisander, Neapolit. M. 15.—
No. 5505. Palisand. m. Schalllochverz. Neap. M. 20.—
No. 5506. Ahorn (Salsedo, Neapel) . . . . M. 25.—
No. 5507. do. bessere Ausstattung . . . M. 40.—
No. 5510. Palisander, v. Salsedo. Neapel M. 60.—

Zithern.



No. 5350. Ahorn, Palisand.-Imitation . . . M. 10.—
No. 5352. Palisander, besser . . . . . M. 15.—
No. 5356. do. mit Mechanik . . . . . M. 25.—
No. 5358. do. do. hübsche Schalllocheinlage M. 35.—
No. 5360. do. do. bess. Ton, in fein. Holzetui M. 50.—

Concertzithern. No. 5366. Ahorn, Palis.-Imitation M. 12.—
No. 5367. Palisander, besser . . M. 16.—
No. 5368. Palisander mit Mechanik . . . . M. 25.—
No. 5369. do. do. guter Ton . . . . M. 35.—
No. 5370. do. do. guter Ton, in feinem Holzetui M. 50.—

— Flöten. —

No. 6500. Grenadillholz, 1 Klappe, Pappetui . . . M. 3.50



No. 6504. Schwarz gebeizt, 4 Klappen, Pappetui M. 6.—
No. 6507. Grenadillholz, 4 Klappen, Pappetui . . . M. 8.—
No. 6510. Grenadillholz, 6 Klappen, Pappetui . . . M. 10.—
No. 6516. Grenadillholz, 8 Klappen, feines Pappetui M. 16.—
No. 6518. Grenadillholz, mit 8 Klappen (C-Fuss), in gutem Holzetui . . . . M. 22.—
No. 6522. Grenadillholz, 10 Klappen (H-Fuss), feines Instrument, in gutem Holzetui . . . . M. 35.—



No. 6524. Grenadillholz, mit 10 Klappen, Elfenbeinkopf, feines Instrument, in gutem Holzetui . . . . M. 50.—
No. 6530. Grenadillholz, 12 Klappen (H-Fuss), Elfenbeinkopf, Concertflöte, in elegantem Holzetui . . . . . . M. 60.—
No. 6540. Grenadillholz, 15 Klappen (H-Fuss), Elfenbeinkopf, Concertflöte, feinste Arbeit, in sehr eleg. Holzetui M. 90.—
No. 6542. Modell Zimmermann, eigener Fabrik, Grenadillholz, 13 Klappen, Elfenbeinkopf, bestes Solo-Instrument, leichte Ansprache, in feinem Etui . . . . . . M. 120.—

Accord-Zithern.



No. 15454. Columbia-Guitarrezith. M. 10.—
No. 15402. Müller's Accordzither, 6 Manuale, 24 Saiten . . . . M. 8.—
No. 15409. Müller's Monopol-Accordzither, 6 Manuale, 24 Saiten . . . . M. 11.—
No. 15412. Meinhold's Accordzith. M. 12.—
No. 15417. Meinhold's Gloriazither, 10 Manuale, 30 Saiten . . . . . . M. 18.—
No. 15420. Müller's Orpheuszither, 11 Manuale, 33 Saiten . . . . . . M. 26.—
No. 15422. Meinhold's gr. Accordzither, 13 Manuale, 37 Saiten . . . M. 28.—
No. 15438. Meinhold's Mirandazither, 12 Man., 37 Sait., 36 Accorde M. 34.—
No. 15440. Müller's Eratozither, 12 Manuale, 37 Saiten . . . . M. 36.—
No. 15444. Müller's gr. Conc.-Eratozither, 13 Man., 37 Sait., 48 Accorde M. 50.—

Guitarren, 6saitig.

No. 5138. Einfache Arbeit . . . M. 7.—
No. 5140. Ahornholz, Decke lackirt M. 10.—
No. 5145. Ahorn, polirte Decke, Schallloch-Einlage . . . . M. 15.—
No. 5148. Desgl., bessere Arbeit, Halsschraube . . . . M. 20.—
No. 5150. Desgl., feine Arb., gut. Ton M. 30.—
No. 5152. Palisander oder Mahagoni, feine Arbeit . . . . M. 40.—
No. 5153. Palisander oder Ahorn, Cedernhals, schöne Ausstattung . . M. 50.—
No. 5160. Palisander oder ff. Ahorn, sehr schöner Ton. ff. Ausstattung M. 100.—

✚ Um Schlank ✚

zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **"Vesiculosine"** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab*, sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **"Pilules Apollo"** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **"Pilules Apollo"** sind selbst den **delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig forbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).

Flacon mit Notiz Mark 5. — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ**, Apoth., 5, **Passage Verdeau, Paris, IXe.** — Depot in **BERLIN**: Apotheke zum **WEISSEN SCHWAN, Spandauerstrasse. 77.**

Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., **Königsgasse, 12**

Man verlange auf den Schachteln den Stempel der "Union des Fabricants".

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.

Neues Fleisch-Extract mit der Flagge.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extract englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

giebt auch keine Liebig-Bilder; kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. Fresenius.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's-Extract, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,

denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!

Ueberall käuflich. *Ueberall käuflich.*

Regelt die Verdauung!

„Liebe's" echten Sagradawein verlangen!



1/1 Fl. 2.30. 1/2 Fl. 1.50.

Dieses Extract aus 1 Th. Sagradarinde und 3 1/2 Südwein wirkt **ohne Beschwerde** mild abführend und wird von den Herren Aerzten **glänzend begutachtet u. empfohlen.**

Kein Fussleiden mehr!

keine Schweissfüsse, Sohlenbrennen, Hautverhärtungen, Hühneraugen, Schwielen **mehr!** bei Benützung der

Dr. Högyes'schen Asbest-Sohlen.

Per Paar: 70 Pfg., M. 1.— u. M. 2.—



So sieht der Fuß beim Tragen der Asbest-Sohlen aus.

So sieht der Fuß beim Tragen der altgewohnten Brand-Sohlen aus.

Prospecte mit Anerkennungen von Militärbehörden und höchsten Kreisen gratis. Versandt Nachnahme.

Centrale: Wien, I. Dominikanerbastei 21. J/3.

Wer perfect **Buchführung** Rechnen, Correspondenz, Kontorarbeit lernen und seine Stellung verbessern will, verlange

• ***Gratis Prospect*** •

des brieflichen prämiirten Unterrichts.

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

• Otto Siede-Elbing •

Gerichtlicher Bücherrevisor etc.

Einjährigen Anstalt Dr. Harang's, Halle S. Vorbereitung z. Einj.-, Prim.-, Abitur.-Ex. Seit 1894 best. 237 Schüler, dar. 142 Einjährige. — Pension, Prospekt.



14 goldene Medaillen. *6 Ehrenpreise.*

Sie bereuen

es nicht. Verlangen Sie bitte **gratis** u. franco ein Probefläschchen natürlichen Citronensaft nebst Kurplan und Dankschreib. vieler Geheilter durch **Trültzsch's Citronensaftkur,** von **Gicht, Rheuma, Ischias, Fettsucht, Magen-, Hals- u. Blasenleiden** u. s. w. od. Saft v. ca. 60 Ctr. 3,50 v. ca. 120 Ctr. 6 Mk. franco (Nachnahme 30 Pf. mehr) in Berlin 1/4 Kilo 1 Mk., 1 Kilo 3 Mk. durch Boten frei Haus. Nur echt mit Plombe H. T. Für Küche u. Haushalt unentbehrl.

H. Trültzsch, Berlin N., Boyenstr. 37.

Dr. H. Schusters Unterrichtsanstalt

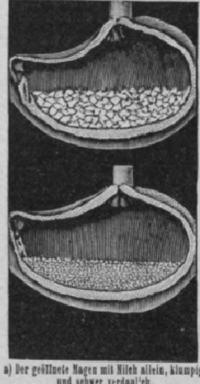
— **Gegr. 1882.** — **Leipzig,** Sidonienstraße 59, am Floßplatz. — **Pension.** —
A. Vorbereit. f. **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch für ältere Leute!).
B. „ „ **Einj.-Freiw.-Examen** (sitzengebl. Obertert. bestanden schon nach 1/2 J.).
C. „ „ **alle Gym.-Klass. u. a.** (Sitzengebl. hol. dad. ihre vers. Mitschül. in 1-2 J. ein).
Vorzügl. Erfolge in allen Abteil. — Prospekt frei. — **Dr. H. Schuster.**

Negergarn

ist das beste baumwollene

Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.



a) Der geöffnete Magen mit Milch allein, klumpig und schwer verdaulich.
b) Der geöffnete Magen, mit Milch in Kasseler Hafer-Kakao gekocht; feinflockig, leicht verdaul.

Der

geöffnete Magen

Magen u. Darm sind sozusagen die wichtigsten Organe. Sind sie erkrankt, so verursachen oft die leichtesten Speisen grösste Beschwerden. Von geradezu hervorragend günstigem Einfluss, weil leicht verdaulich, stärkend u. appetitfördernd, erweist sich nach übereinstimmendem Urteil der Aerztewelt

Hausens Kasseler Hafer-Kakao

Bei Magen- und Darmcatarrh wird er Jung und Alt ständig verordnet. Ein so wichtiges Nahrungsmittel fördert selbstverständlich auch das Allgemeinbefinden Gesunder. Schülern höherer Lehranstalten, jungen Mädchen bekommt er vorzüglich als Frühstücks- und Abendgetränk. Durch hohen Gehalt an knochenbildenden Salzen wirkt er bei kleinen Kindern direct der Rhachitis entgegen und hilft die Milch verdauen. Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.



Jeder umsichtige Industrielle und Kaufmann

sollte im eigenen Interesse von dem neuen Jahrgang der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE" das soeben erschienene

Heft 1 zur Probe gratis

verlangen.

Erweitertes Programm! Neue Erscheinungsweise! Jährlich 24 Nummern — Mk. 10.—

Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger), **Abteilung „Deutsche Export-Revue", Stuttgart.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 28.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Narro!

Eine ergötzliche Hofgeschichte

von

August Sperl.

(Fortsetzung.)

Was für eine Urkunde dürfte wohl der Schreiber versteckt haben?" raunte in dem finstern Gange der Verwachsene dem Hofjunker Griffo ins Ohr.

„Eine Urkunde?" Herr Griffo besann sich.

„Eine Urkunde, die er dem Gauner morgen abend während des Festes ausliefern soll," sagte der Verwachsene.

„Schockschwerenot!" brach der Junker los. „Nun geht mir aber eine Fackel auf. Ei, da soll doch — unser Waldprozeß! Ei, da muß ich spornstreichs zum Kanzler!"

„Thorheit!" raunte der Verwachsene. „Das machen wir untereinander ab und gleich alles in einem Stück!"

„Ihr könntet recht haben, ich beuge mich Eurer Weisheit," murmelte der Junker.

Leise kam der Paggio heran zu den beiden.

„Und den andern müssen wir abfangen, Griffo, kommt er nun heute abend oder morgen! Wißt Ihr einen verläßigen, handfesten Mann zu diesem Geschäfte?"

„Ich!" rief der Paggio eifrig und reckte den Zeigefinger empor.

Der Verwachsene lächelte, und Junker Griffo besann sich. Dann raunte er triumphierend: „Florian Abendschein — wen sonst?"

„Gut!" sagte der Narr.

„Und ich gedenke mich selbst zu bemengen mit dieser Fangerei. Da sind zwei besser am Platze als einer!" meinte Herr Griffo eifrig.

„Wenn es sich um morgen handelt, meinetwegen!" sagte der Verwachsene, und verwundert sah der Paggio auf ihn herüber. „Zunächst aber bedarf ich Euer: beliebt's Euch, so folgen wir heute nachmittag unauffällig dem Gauner und seinem Opfer ins Gebirge!"

„Habt Ihr nicht auch für mich was zu thun?" fragte der Paggio traurig den Junker.

„Ich denke, du hast dein redlich Teil schon gethan," sagte Herr Griffo.

„Ach nein, noch lange nicht genug!" flüsterte der Kleine. „Wißt Ihr, ich möchte eine That vollbringen, eine That, daß der alte Drache — wollt' sagen, daß er selber mir vor versammeltem Hofe meinen Degen wiedergeben muß — muß!"

„Die That ist dir bereits gelungen, Knabe!" sprach der Verwachsene vornehm, als läge die Entscheidung bei ihm.

Verwundert sah der Knabe zu ihm hinüber. Dann wiederholte er dringlich: „Gebt mir eine große That zu thun, Herr Griffo!"

„Halte die Augen offen, wie bisher!" riet ihm der Junker.

*

Abend war's, und nach langer Wanderung tappten der Hofjunker und der Narr auf schmalen Steigen durch die finsteren Wälder.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Nach der Andacht. Nach dem Gemälde von A. Dall'Oca Bianca.

„Nun ist noch eine Möglichkeit, und an die denke ich dummerweise zuletzt: auf dem Johannisberg wird ja auch noch geschürft, und vielleicht hat er ihn dorthin geführt!“ sagte Griffo.

„Also auf zum Johannisberg!“ befahl der Narr.

„Allgemach wird mir doch bänglich zu Mute, denke ich mir Seine Fürstliche Gnaden allein im dunkeln Walde mit dem Strolche,“ meinte der Hofjunker.

Und sie wanderten eilig weiter, bergauf, bergab.

*

„Nun müßten wir nahe an der Bergkuppe sein,“ sagte Herr Griffo und hielt schnaufend inne. „Mich dünkt, da vor uns wird's heller. — Habt Ihr gehört? Da wieder! Hört Ihr denn nichts —?“

Der Verwachsene packte den Hofjunker am Handgelenk und raunte herrisch: „Keinen Schritt weiter!“ Dann tappte er allein durch den stockdunkeln Wald und kam hinaus auf die Kuppe des Johannisberges.

„Hat jemand gerufen?“ fragte er mit verstellter Stimme.

„Ei ja freilich, hierher — hierher!“ klang's aus der Tiefe.

„Wer ist's?“ fragte der Narr und lauschte.

„Ich! Wer denn sonst? Ich!“ kam die ungeduldige Antwort zurück. „Ich habe mich verirrt von meinem Begleiter und einen Fehltritt gethan!“

„Ich?“ fragte der Narr. „Ja, das merke ich. Aber damit ist noch lange nicht alles klar. Ich! Was bedeutet das im Totentanze der Geschlechter? Ein fallendes Blatt ist auch ein Ich, und der Maulwurf unterm Wasen nicht minder. Also, was bist du — Mensch oder Geist?“

„Kein Geist, aber auch nicht die Spur von Geist!“ beteuerte die unterirdische Stimme.

„Da könntest du recht haben, und deine Selbsterkenntnis ist mir erfreulich,“ sagte der Verwachsene vergnügt und ging bedächtig vorwärts im unsicheren Scheine der Sterne. „Also, was bist du deines Zeichens?“

„Der Fürst dieses Landes!“ kam die Antwort aus dem Erdboden zurück.

„Ein Fürst?“ sagte der Narr nachdenklich. „Demnach vielleicht auch zu Zeiten ein Ich — soweit es die andern erlauben.“ Und nun blieb er stehen, denn vor seinen Füßen gähnte der Schacht. „O, du Aermster!“ jammerte er.

„Mach's kurz und hilf mir aus dem vermaledeiten Loch, es soll dein Schaden nicht sein!“ knurrte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Gemach, lieber Herr!“ sagte der Narr. Dann erkundigte er sich liebevoll: „Ihr habt Euch doch nicht wehe gethan? Etwa einen von Euern thönernen Füßen gebrochen oder einen von Euern langen Herrscherarmen ausgekugelt oder am Ende gar ein Loch in Eure Gedankenretorte gestoßen?“

„Ich glaube nicht,“ antworteten Seine Fürstliche Gnaden ängstlich und befühlten sich umständlich zum zwanzigsten Male. „Aber mach vorwärts!“

„Ei, das freut mich von Herzen, lieber Herr,“ sagte der Narr und hielt sich etwas zurück vom Rande des Schachtes. „Da seid Ihr wahrlich gut weggekommen. Wäre das Loch ein wenig tiefer, dann könnte ich Euch jetzt stehenden Fußes den letzten Liebesdienst erweisen.“

„Schockschwerenot, hilf mir heraus — oder ich zeig' dir, wer Herr ist!“

„Wer Herr ist?“ sagte der Narr mit seiner tiefen, verstellten Stimme. „Ja, wer anders als der Tod, mein Lieber, allerorten und immer? Nein, haltet Ihr nur ein wenig stille, lieber Herr Landgraf oder Herr Herzog oder was Ihr sonst seid, denket Euch, Ihr seiet gestorben — hochselig entschlafen, nennen's die Menschen draußen in der Welt — und ich müßte Euch nun die Leichenrede halten, wie sich's für solchen hohen Herrn geziemt.“

„Hilf mir heraus, Halunke!“ kam's furchtsam aus der Erde.

Doch unbeirrt begann der Narr salbungsvoll im Scheine der Sterne: „Ihr Füchse und Luchse, ihr Schlangen und Molche, ihr Käuzlein und Fledermäuse, hochbetrübte Trauerversammlung, hier liegt einer begraben, von dem man mit Recht sagen kann: er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Schon vor seiner Geburt gab er Aeußerungen unvergleichlicher Weisheit von sich. Denn als ihn der Storch auf der Herreise fragte, ob er lieber eines Herrn Fürsten oder eines Herrn Schuhflickers Kind zu werden wünsche, entschied er sich zu ersterem. Damit hatte sich allerdings seine Weisheit auf lange hinaus erschöpft. Aber, hohe Trauerversammlung, wozu hätte er ihrer im Grunde so sehr bedurft? Diente ihm doch von Jugend auf eine Menge von Leuten, deren Pflicht es war, Tag und Nacht weise zu sein für ihn und für sich! Und so wuchs das kleine Ich heran zum großen Ich, zum dicken Ich, ein Gefäß der Tugend im Sonnenlichte und voll süßen Weines des Nachts, ein Feind der Schmeichler, wenn sie zwischenhinein Atem schöpfen mußten, und ein Freund der Wahrheit, sobald es ihm vergönnt war, sie einem zu geigen; ein Verächter des Goldes, das ihm nicht selber gehörte, und ein Förderer der Wissenschaften, weil sich seine Weisheit zum Glück niemals mit ihnen bemengte —“

„Halt dein Maul und hilf mir heraus!“ rief der Fürst halb zornig, halb ängstlich.

„Wird's Euch langweilig, Herr Herzog? Glaub's wohl! Doch was thut's? Grabreden hält man gemeiniglich nicht denen zum Vergnügen, die in der Grube liegen, sondern denen, die außen herumstehen. Käme einem unter Umständen seine eigne Grabrede zu Ohren, weiß Gott, entweder kröche er vor Scham in die Hobelspäne, oder es befiele ihn ein Lachen, daß er den Sargdeckel sprengte.“

Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste begann zu pfeifen in seinem gerechten Zorne.

„Lieber Herr,“ sagte der Narr, „nun paßt ein wenig auf! Ihr steht doch, wie sich's gebührt, auf den Beinen und reckt den Kopf auf natürliche Weise nach oben — ja? Nun also; denn dieses ist jetzt von Wichtigkeit. Seht, ich bin ein alter Einsiedel und habe steife Knochen. Freilich, als ein Junger bin ich auch über manchen Graben gesprungen, war mir keiner zu breit. Das ist lange her. Aber die Grube da ist in der That nicht sonderlich breit — ob mir der Sprung wohl heute noch glückte? Weiß gar nicht, was mich auf einmal für ein Gelüsten ankommt!“

Damit trat er einige Schritte zurück, raffte das Mäntelein auf, rannte los und sprang mit einem gewaltigen Satze über das Loch: „Hopsasa — nein, wie mich das freut! Ihr habt's doch gesehen?“

Und abermals nahm er einen Anlauf und sprang über das Loch: „Hopsasa!“

Und so ging's wohl ein halbes Dutzendmal: „Hopsasa! Ihr habt's doch gesehen? Hopsasa — nein, wie mich das freut!“

Tief aufatmend stand der Verwachsene und erkundigte sich angelegentlich, ob er's doch gesehen habe, der Herr Fürst in seiner Grube, das Kunststück des alten gebrechlichen Mannes. Aber es kam nur ein grimmiges Brummen aus der Tiefe, als säße ein Bär gefangen da drunten.

„Na, nun mach aber endlich vorwärts!“ sagte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste, als sich der andre nicht mehr rührte. Und er entschloß sich, die Angelegenheit von der spaßhaften Seite anzupacken: „Bist, wie mir scheint, ein komischer Kauz!“

„Ein komischer Kauz, Herr Fürst oder Herzog, da habt Ihr recht; das sagen alle, die mit mir zu thun hatten. Nun aber haltet noch eine kurze Zeit aus! Mir ist, als hörte ich Schritte im Walde — heda, hierher, heda — —!“

„Wer ist's? Wer ruft?“ kam die Antwort zurück, und mit gewaltigen Sätzen sprang der Hofjunker durch das raschelnde Laub.

„Vorwärts! Helfen! 'rausziehen!“ polterte der Landesvater, während der Verwachsene von der Grube schlich und, was er konnte, den Berg hinunterrannte, den Lichtern des Städtleins zu.

„Beim heiligen Hubertus — Eure Fürstliche Gnaden?“ heuchelte Herr Griffo. „Gesegnet sei mein Birschgang auf den Johannisberg! Fürstliche Gnaden sind doch unverletzt?“

„Geschwinde!“ brummte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste. „Es ist nicht grade tief — wenn du dich auf die Kniee niederläßt und giebst mir die Hand — du bist 'n starker Kerl — so!“

Mit Schnauben und Pusten entstieg Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste seinem Grabe. Der Hofjunker hatte ein schweres Stück Arbeit zu verrichten, und einen Augenblick meinte er wohl, nun müsse auch er hinunter zu seinem Herrn. Aber das Werk gelang.

In großer Aufregung stand der dicke Landesvater auf seinen Beinen am Rande des Schachtes: „Wer war der Hund? Wo ist der Hund? Man greife und binde den Hund!“ brach er tobend los.

„Halten zu Gnaden — welchen Hund, Fürstliche Gnaden?“ fragte der Hofjunker und wischte eifrig an den beschmutzten Kleidern des Landesvaters.

„Nu, der Kerl, der da am Rande gestanden ist und seinen Mutwillen mit Reden und Springen — Griffo, den Halunken müssen wir haben!“

„O, Eure Fürstliche Gnaden,“ murmelte der Junker und blickte sich scheu um, „war's nicht am Ende ein kleines, graues Männlein in einem langen Mantel?“

„Kann sein, aber schaff ihn zur Stelle!“ knurrte der dicke Herr.

„O, Fürstliche Gnaden, wollet verzeihen,“ flüsterte Herr Griffo, „aber mäßiget Eure Stimme. Haben Fürstliche Gnaden noch nie von dem Berggeist gehört, der da weiter droben in den Hochthälern haust?“

„Meinst du?“ fragte nun Herr Stanislaus mit merklich gedämpfter Stimme.

„Meinen, Fürstliche Gnaden, meinen —? Erst vor einer halben Stunde hat mir ein Holzhauer erzählt, daß es umgehe von Berg zu Berg, bald so groß wie ein Fichtenbaum, bald so klein wie ein Schwammerling, und brumme allfort vor sich hin: ‚Wer sticht mich in meine Gedärme, wer wühlt mir nach meinem Golde?‘“

„So — meinst du?“ lispelten Seine Fürstliche Gnaden. „Ich denke, wir steigen zu Thale!“

„Fürstliche Gnaden, Fürstliche Gnaden!“ kam es in langgezogenen Tönen aus der Tiefe des Waldes.

Der Fürst fuhr zusammen und hielt inne: „Na, da kommt er ja endlich. Gieb Antwort, Griffo!“ sagte er sehr erleichtert.

Zornig schrie der Hofjunker sein „Hier!“ in den Wald, und nach kurzer Zeit keuchte der Graf von Santaporta heran. „Glück auf, Fürstliche Gnaden, ich bin todunglücklich —!“

„Schon gut, macht Euch keine Vorwürfe,“ sagte der Landesvater. „Die Finsternis war schuld daran, daß wir auseinanderkamen. Und vielleicht, wer weiß, noch dieses und jenes. Wir steigen zu Thale!“

„Ich kann mir's nimmer verzeihen. Aber die Finsternis, die Finsternis —!“ keuchte der Graf.

„Habt Ihr kein graues Männlein gesehen?“ erkundigte sich Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und machte lange Schritte und zog den Rücken ein.

VI.

In tiefer Dämmerung lag die geschmückte Dirnitz des fürstlichen Schlosses, lieblich dufteten die frischen Tannenbäumchen rings an den Wänden. Noch eine Stunde, dann würden Hunderte von Kerzen brennen, die Waffen an den Ständern würden blitzen, Pfeifer und Geiger locken zum Tanze — und Seine Fürstliche Gnaden die Hand Wiltrudis, der Hofjungfer, legen in die Hand des Günstlings, Grafen von Santaporta, zum ewigen Versprüche.

Eine der Thüren des Saales ward geöffnet, in die Dämmerung herein leuchteten helle Gewänder, und eine schluchzende Stimme sprach: „Fürstliche Gnaden, ich kann, ich kann nicht! O helfen mir doch Eure Fürstliche Gnaden, daß ich nicht verzweifeln müsse!“

„Helfen? Arme Wiltrud, wer könnte da helfen?“ antwortete die süße Stimme der Prinzessin Ulrike.

„Aber das darf man doch nicht, Fürstliche Gnaden — man darf doch kein Menschenkind verhandeln gegen seinen Willen an einen, den es hassen muß? Hassen, Fürstliche Gnaden, und fürchten, unsäglich fürchten!"

„Arme Wiltrud, verliere den Mut nicht! Helfen kann dir niemand mehr. Die Männer wollen, und das Weib muß. Glaub mir, du bist die erste nicht und wirst die letzte nicht sein, der man das Herz zertritt!"

Weit hinten in einer Ecke des Saales ertönte ein kräftiges Räuspern.

„Wer da?" rief die Prinzessin.

„Nur der Narr!" kam die Antwort zurück, und langsam trat der Verwachsene hervor.

„Wie du mich wieder erschreckt hast!" Prinzessin Ulrike drückte die Hand auf ihr pochendes Herz.

„Hoffentlich nur angenehm, Euer Liebden?" erkundigte sich der Narr lachend. „Kopf hoch, Jüngferchen!" wandte er sich zu Wiltrud. „Ist noch nicht das letzte Lied gepfiffen, und versprochen ist noch nicht verheiratet. Ich rate dir, mach lustige Augen heut abend und halte sie weit offen, die Augen, daß dir ja nichts entgeht!"

Wiltrud schluchzte: „Ich danke für deinen Spott!"

„Spott? — Fürstliche Gnaden, wollet dieser Jungfer gütigst erklären, daß mein Spott immer Halt macht, wenn es sich handelt um herzbrechende Dinge!" bat der Verwachsene mit Würde.

„Laß uns gehen!" sagte Prinzessin Ulrike beklommen.

Der Narr öffnete die Thür, und die Prinzessin schritt hinaus; hinter ihr die weinende Jungfer.

„Fürstliche Gnaden, auf ein Wort!" rief der Narr dringend.

„Was ist's?" Die Prinzessin kam zögernd zurück.

„Auf ein Wort unter vier Augen, Fürstliche Gnaden — nur eine kleine Bitte an Eure Mildherzigkeit!" wiederholte der Narr, wartete, bis die Prinzessin im Saale war, schlug der Hofjungfer die Thür vor der Nase zu und schob den Riegel vor.

„Auf ein Wort!" rief er laut zum dritten Male, zog die Geliebte tiefer in den Saal, umschlang und küßte sie stürmisch.

„Aber Kasimir —!"

„Nur keine jähen Bewegungen, bitt' ich mir aus!" raunte der Narr und küßte sich satt.

Dann rief er laut: „Unterthänigsten Dank für Euer gnädiges Gehör!" öffnete die Thür und entließ Ihre Fürstliche Gnaden unter tiefen Bücklingen.

— — — — — — — — — — — — —

„Narro! Narro! Pst — Narro!" Der Paggio lugte an der andern Seite in den dämmerigen Saal.

„Nur herein — was giebts?"

„Narro —!" Heftig atmend stand der Paggio vor dem Verwachsenen und agierte mit Händen und Füßen, daß die Schellen an der Birkenrute klangen.

„Nun — habt ihr ihn?" fragte der Verwachsene.

„Die Schwerter klangen,
Die Funken sprangen,
Die That ist gethan —
Wir ha'n gerungen,
Er liegt bezwungen,
Blicke mich an!"

deklamierte der Kleine.

„Zum Henker, so ist es also nicht ohne Aufsehen abgegangen?"

„Aufsehen?" stieß der Knabe hervor.

„Auf seinem Rosse
Kam er geritten,
Und aus dem Dunkel
Die Helden schritten —
Halt — wer da?
Die Schwerter klangen,
Die Funken sprangen —
Da tränkte den Rasen sein fließendes Blut."

„Zum Henker, so hat er also Widerstand geleistet?" unterbrach ihn der Verwachsene.

„Widerstand —?" Der Paggio sah geistesabwesend ins Leere.

„Mit meinem Blute
Hab' ich gesühnet,
Was ich gethan —
Neig dich in Hulden,
Edele Fürstin,
Blicke mich an —!"

„Zum Henker, du blutest, Kleiner?" Nun zog der Verwachsene den Knaben zum Fenster. „Wo denn?"

„Blicke mich an "

„Ach, das ist doch nicht der Rede wert! Hier an der Hand? Laß dich nicht auslachen! Das könnte dir gerade so gut auch von einer Katze geschehen sein."

„Das ist's eben!" klagte der Paggio. „Und ich hatte mir doch den Kampf an der Waldschenke und meine schwere Verwundung so ergreifend schön ausgemalt und den ganzen Tag schon im voraus an dem Heldenliede gefeilt — und nun — —!"

„Was nun? Mach vorwärts! Florian hat ihn also vom Pferde geschlagen?"

„Vom Pferde geschlagen? Ach nein, er ist gleich von selbst herabgesprungen."

„Dann aber hat's ein blutiges Handgemenge gegeben? Und wo liegt er? In der Waldschenke?"

„Ein Handgemenge? Ach nein, lieber Narro. Zuerst hat er furchtbar geschimpft, dann hat ihn Florian Abendschein so 'n bißchen geschüttelt, dann hat der Tscheche um Gnade gebettelt. Und liegen thut er nirgends. Florian hat ihm ein dickes Tuch vor den Mund gebunden, nun führt er ihn den Wiesenweg zum hintern Schloßpförtlein. Er muß gleich da sein. Ich aber bin auf des Tschechen Klepper die Straße her geritten, dir Botschaft zu bringen. — Und glaubst du nun, meine That genügt?"

„Er hat dir aber doch die Hand zerkratzt?" erkundigte sich der Verwachsene.

„Ach nein, Narro, nicht mal das. Am Felleisen des Tschechen ist 'was Spitziges gewesen, und daran habe ich mich verletzt."

„Paggio, ich glaube wahrhaftig, du bist ein Poet!"

„Das glaub' ich auch," gab der Kleine mit einem tiefen Seufzer zu. „Doch sag — meinst du, die That genügt?" Er lauschte. „Hörst du? Sie kommen!"

Junker Griffo trat mit einer Laterne in den Saal, verneigte sich tief vor dem Verwachsenen und stellte sich schweigend zur Seite.

„Da 'rein und muck nit!" brummte Florian Abendschein und schob den Tschechen am Kragen vor sich über die Schwelle. Geräuschlos drückte der Paggio die Thür ins Schloß und rief stolz: „Da ist er, den wir bezwungen!"

„Alle Thüren riegeln!" befahl Griffo, und von Thür zu Thür eilte der Knabe.

„Das Tuch weg!" befahl Griffo, und umständlich wickelte Florian Abendschein den Tschechen aus.

„Was ist das falsche Spiel, niederträchtige, mit Diener von große Pan, zu fang mir nix dir nix, wird großer Pan sagen Fürst Euriges!" Der Tscheche schüttelte heftig ein Kästchen, das er in den Händen hielt.

„Maul halten!" herrschte ihn Griffo an.

„Nix Maul halten! Ich schreien, daß hören große Pan, ich müssen gehen große Pan —!"

„Bring den Kerl zur Ruhe!" befahl der Hofjunker, und der alte Soldat begann den Gefangenen zu schütteln, daß ihm das Kästchen polternd entfiel.

„Ein guter Fang, wie mir scheint!" sagte Herr Griffo, hob das Kästchen auf und gab es dem Verwachsenen.

„Laßt — Djebio!" kreischte der Tscheche. Aber wimmernd schwieg er stille; denn Florians Faust fuhr ihm grimmig an den Kragen.

Nachdenklich wog der Verwachsene das Kästchen und reichte es dem Hofjunker zurück: „Mein Lieber, es hilft dir nicht das geringste, wenn du schreist. Der da hinter dir hat keine Ursache, sparsam zu sein mit handgreiflichen Beweisen seiner Zuneigung. Nicht, Florian?"

Junker Griffo zog den Dolch und hantierte am Kästchen.

„O, 's ist wirklich nit der Rede wert, so 'n Knirps, so 'n Jammerhase!" brummte der alte Soldat. „Oft hab' ich mir gedacht, wenn du ihn nur so unter den Fäusten haben könntest, Florian, nur einmal, den Schürzenjäger, den vermaledeiten! Nu hab' ich ihn, und nu ekelt mir. Und so 'ner Kreatur hat sich — nu, so 'ner Kreatur hat sich eine mögen an den Hals hängen — pfui Deibel! Aber muck dich nit, sonst werd' ich dich knuffen, nit zu meiner Ergötzung, sondern nur in Erfüllung der Amtspflicht!"

Mit Krachen sprang der Deckel des Kästchens auf.

„Stimmt," sagte Griffo, „sind Goldproben!" und er reichte dem Verwachsenen einen glitzernden Stein.

„Woher ist das Gold?" herrschte er den Tschechen an.

„Gnadi, Pan!" flehte dieser.

„Das Leugnen hilft dir nichts mehr. Hier ist auch ein Brief. Also 'raus! Quarz ist's, goldhaltiger — woher?"

„Gnadi — aus Bergreichenstein," wimmerte der Tscheche.

„Das ist des Grafen Handschrift!" rief Junker Griffo. „Und auf der andern Seite steht die Antwort."

„Lies!" befahl der Verwachsene.

„Bin in größter Not, soll dem Narren Gold heben aus seinen Bergen, und ist doch nie was andres drinnen gewesen als Dreck. Schicke mir nur ein paar Proben, damit ich Zeit gewinne."

„An wen ist der Brief gerichtet?" herrschte der Junker den Tschechen an.

„Schichtmeister dortiges."

„Und was ist der Graf ehedem gewesen?"

Der Tscheche schwieg und sah angstvoll umher.

„Wird's?" rief der Junker, und Florian Abendschein half nach mit einem Rippenstoß.

„Ist gewest Kammerdiener bei Grafen Lobkovice."

„Ein Mann von solchem Adel der Erscheinung!" murmelte der Verwachsene wehmütig.

„Und hier die Antwort des Schichtmeisters!" sagte Griffo lachend. „Ein witziger Kopf, wie mir scheint:

Mit klingenden Hufen
Ist er gekommen,
Den du gesandt —
Dein Bitten und Rufen
Hab' ich vernommen
Und drück' dir die Hand.
Vergoldeter Graf,
Getreuer Kumpan,
Da hast du die Stufen —
Lasse das Schaf
Lecken daran!"

„Crimen laesae majestatis!" äußerte sich der Verwachsene mit Befriedigung. „Nehmt den Brief an Euch, Griffo, der genügt."

„Florian," wandte sich der Hofjunker lachend an den Pfortner, „thu, was wir besprochen haben! Und du, Halunke, nimm dein Kästchen wieder und halt es fest!"

Florian Abendschein schob den Tschechen vor sich her zur Herrenbühne der Dirnitz und stieß ihn die Stufen empor. Junker Griffo öffnete einen von den riesigen Wandschränken.

„Dieses fällt mir rechtschaffen beschwerlich," murrte der alte Soldat.

„Kann dir nicht helfen, du treue Seele, es muß sein," lachte Griffo.

Brummend schob Florian den Gefangenen in die finstere Höhle, schlüpfte dann selber hinein und zog den Flügel zu.

„Aber nun vorwärts!" drängte der Narr und ging eilig mit dem Junker und dem Paggio durch den dunkeln Saal und hinaus. —

Stille war's.

Da ließ sich in der Höhle des Schrankes eine klagende Stimme vernehmen: „Herr Abenschön, Pan Abenschön, hör Sie mich doch!"

Der alte Soldat schwieg.

„Pan Abenschön, laß Sie mich 'raus, ich muß gehen Pan meiniges, daß Kisti kommen, sagen. Pan meiniges Sie geben Gold, viel Gold, wenn thun."

Florian Abendschein stampfte im dunkeln Wandschranke neben dem Tschechen: „Daß du das Maul hältst, du Lump, da wird fein nix bestochen!"

Eine Weile war wieder alles still im Kasten. Dann räusperte sich der Tscheche bescheidentlich: „Pan Abenschön, ist Weibsbild Euriges, ich Hand lassen von, ich nix mehr wissen wollen. Aber lassen mir 'raus, ich laufen, Pan sagen,



Millstatt am See in Kärnten.

Nach einer Zeichnung von E. T. Compton. (Text Seite 532.)



Im Pschorrbräu in München.
Nach dem Gemälde von Ferdinand Pacher.

Kisti kommen, ich wieder kommen hier, niemand wissen."

Florian Abendschein gab einen verächtlichen Brummer von sich, und dann rumpelte es ein wenig im Kasten.

„Au, au! Pan Abenschön, au!"

Hernach ward es ganz still im Saale.

(Schluß folgt.)

Geschichte und Bedeutung der schweizerischen Alpenpässe.

Die Kenntnis der Alpenpässe ist so alt wie die Geschichte der Völker, die an den beiden Abhängen der Alpen wohnten, überhaupt. Waren die Alpen die trennende Mauer, die den Norden vom Süden, den Barbaren vom gebildeteren Römer schied, so waren die Pässe das Thor, durch welches die beiden Völkerschaften frühzeitig miteinander in den Tauschverkehr traten. Von den Felsenhäuptern und Pässen der Alpen schaut für die deutschen Gefilde und die blutgetränkte lombardische Ebene eine mehr als zweitausendjährige Vergangenheit hernieder, in welcher die Alpenübergänge eine wichtige Rolle spielten. Sie dienten nicht nur den friedlichen Handelszwecken, sie gewannen in den kriegerischen Entwicklungen bald eine wichtigere Bedeutung. Schon die Forscher des Altertums gaben sich Mühe, die Wege festzustellen, auf welchen Brennus mit den Galliern, Hannibal mit den Karthagern, die Cimbern und Teutonen über die Gebirge ins römische Reich einbrachen. Wahrscheinlich waren es dieselben Pässe, über welche die Römer später nach Gallien und Germanien hinabstiegen und sich diese Länder unterjochten. Da diese letzteren Alpenübergänge mit Sicherheit festgestellt sind, so lassen sich als die ältesten Pässe folgende bezeichnen: der Mont Cenis, der Große St. Bernhard, der Simplon, Lukmanier, Bernhardin, Splügen, Septimer, Maloja, Julier und Brenner. Der in neuerer Zeit zu so großer Bedeutung gelangte St. Gotthard scheint vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gar nicht bekannt gewesen zu sein.

Die berühmteste Alpenstraße des Altertums führte über den Großen St. Bernhard. Ist es auch nicht mit Sicherheit festzustellen, ob Brennus und Hannibal mit ihren Heeren über ihn gezogen sind — dieselbe Ehre beanspruchen bekanntlich noch der Kleine St. Bernhard und der Mont Cenis —, so steht doch fest, daß Cäsar seinen Eroberungszug nach Gallien und Germanien über den Großen St. Bernhard unternommen hat. Als er 58 v. Chr. die Helvetier und Rauriker besiegt hatte, wandte er sich im folgenden Jahre gegen die Landschaft Wallis, um durch deren Unterjochung über die Passage der Alpen frei verfügen zu können. Unter seiner Herrschaft begann der Ausbau des Saumweges zu einer regelrechten Heerstraße, deren Spuren man heute noch an den steilen Berghängen des Dransethals verfolgen kann. Später wurde die Zahl der westlichen Alpenübergänge noch durch die Anlage einer Kunststraße über den Simplon, 196 n. Chr. unter Septimius Severus, vermehrt. Die Spuren dieser Straße, die von Genf über das südliche Ufer des Genfersees, durch das Rhonethal bis Brig und über den Simplon nach Domo d'Ossola und den Lago maggiore führte, sind in den Thalniederungen noch mehrfach nachzuweisen, die Anlage über den Paß ist jedoch nicht mehr festzustellen.

Bedeutend zahlreicher waren die römischen Alpenübergänge im östlichen Teile der Schweiz, deren Wege jedoch alle im Rheinthale zusammenstießen. Sie alle waren Teile der großen Heerstraße, die von Mailand nach Bregenz und Augsburg führte. Der Weg über den Lukmanier scheint nur ein Reitweg gewesen zu sein, doch zogen später große Heere darüber, hingegen führten über den Bernhardin, den Splügen, den Septimer und Julier regelrechte Kunststraßen, deren Ueberreste zum Teil heute noch erkenntlich sind und von der soliden und geschickten Anlage der römischen Straßen Zeugnis ablegen. Die Straßen über den Septimer und Julier waren in einer Breite von 2,70 Meter ausgeführt und durchwegs gepflastert; man führte sie auf der Sonnenseite der Bergwände und wußte auch den Lawinenzügen geschickt zu begegnen. Es ist eigentümlich, daß über die Zeit der Erbauung dieser Straßen keine sicheren Anhaltspunkte vorhanden sind, doch ist es außer Frage, daß sie erst nach der Herstellung der Straße über den Großen St. Bernhard angelegt wurden. Sie gewannen rasch an Bedeutung vor ihren westlichen Rivalen, die nach dem Ende der Römerherrschaft diesseits der Alpen gänzlich in Vergessenheit gerieten, während die Graubündner Pässe im Mittelalter sowohl als Heerstraßen wie als Handelswege in Blüte standen. Der Handel zwischen den italienischen Städten Venedig, Mailand und Genua mit den deutschen Rheinstädten führte über die Bündner Pässe, und auch der orientalische Handelsweg ging, bis zur Entdeckung des Seeweges um Südafrika, von Venedig durch das Etschthal, Engadin, Julier nach Chur und weiter nach Deutschland. Von den Heerfahrten, für welche sonst meist der Brenner gewählt wurde, sind zu nennen: der Zug Pipins des Kleinen, 754 oder 755, als er dem Papste Stephan zu Hilfe kam, über den Lukmanier; den gleichen Weg benutzte auch Karl der Dicke, 875, und auch Kaiser Friedrich soll über diesen Paß gezogen sein, als er 1174 seine Feinde im Passe zu Bellenz überraschte. Schon die im siebenten Jahrhundert eingebrochenen Avaren sollen über den Lukmanier gezogen sein, nachdem sie das Kloster Dissentis zerstört hatten.

Konradin III. ging 1128 über den Septimer nach Monza, um sich dort zum König von Italien krönen zu lassen. Friedrich Barbarossa hat 1158 bis 1166 wahrscheinlich denselben Weg genommen, und Friedrich II. zog, als er 1212 als Gegenkönig Ottos IV. berufen worden war, von Verona durch das Etschthal und das Engadin über den Julier nach Deutschland, weil die östlichere Heerstraße, der Brenner, von seinen Gegnern besetzt war. Der letzte deutsche Fürst, der über die schweizerischen Alpen zog, war Sigmund, 1413. Die weitere Frequenz und Bedeutung der Pässe war vielfach von den politischen Konstellationen der Nachbarländer abhängig. So waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Septimer und Julier die weitaus frequentiertesten Alpenübergänge, nicht nur weil sie kürzer und ungefährlicher waren als ihre Nachbarn, sondern auch weil sie zum Gebiete des Bischofs von Chur führten, der sich den Umstand, daß die nördliche Fortsetzung der Straße durch sein Gebiet ging, zu nutze machte. In einer Urkunde, die Kaiser Karl IV. dem Bischof 1360 aushändigte, wird den Handelsleuten verboten, in Bünden eine andre Straße zu wählen, als die durch des Bischofs Besitzungen (Oberhalbstein und Engadin) ginge. Andrerseits gelang es wieder dem Hofe zu Turin, als Oesterreich nach Besitznahme der Lombardei die mailändischen Zölle erhöhte, den Haupttransit über den Bernhardin nach Intra am Lago maggiore zu lenken.

Diese gegenseitige Rivalität, die sich nach dem raschen Aufkommen des Gotthardpasses noch steigerte, hatte für die Reisenden das Gute zur Folge, daß man auch für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit Sorge zu tragen begann. Die Straßen wurden verbessert, und auf den wilden Bergen, für deren Schönheit man damals noch kein Verständnis besaß, wurden Hospize errichtet, die den Wanderern Schutz und Unterkunft gewährten. Die Unterhaltung der Wege ist jedoch nicht im modernen Sinne zu verstehen; die noch aus der Römerzeit vorhandenen Wege wurden eben so weit ausgebessert, daß sie für Saumtiere und Fußgänger gangbar waren; wirklich fahrbar nach heutigen Begriffen war bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts keine Alpenstraße. Als Oesterreich in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die graubündnerischen Pässe zu Gunsten des Gotthard sperrte, gerieten die dortigen Wege ganz in Verfall, obwohl 1639 diese Maßregel durch einen spanisch-rhätischen Vertrag aufgehoben werden sollte. Mit welcher Rücksichtslosigkeit der Kampf zwischen Interessenten manchmal geführt wurde, zeigen folgende Eintragungen in den eidgenössischen Abschieden: Im Jahre 1625 heißt es dort: „Weil die Kaufmannsgüter von Lindau und dessen Umgebung nicht mehr über den Gotthard, sondern durch die Bünde und Misox nach Bellenz geführt werden, trägt Uri darauf an, es solle den Faktoren zu Bellenz befohlen werden, den Kaufleuten zu schreiben, daß sie, bei Verlust ihrer Güter, dieselben durch die alte Straße zu fertigen haben." Im folgenden Jahre wiederholte Uri seinen Protest, der jedoch nicht in seinem vollen Umfange anerkannt worden zu sein scheint, denn im Jahre 1636 steht in den Abschieden: „Damit die Güter wieder auf die Straßen der Orte geleitet werden, wird den Obrigkeiten anheimgestellt, die Zölle auf denselben herunterzusetzen und die zu Bellenz zu steigern. Auf die Güter der Schwaben, welche den Bernhardin passieren, soll ein Zoll von vier guten Batzen das Stück geschlagen werden." Diese Rivalität wird einigermaßen begreiflich, wenn man erwägt, daß der Paßverkehr für viele Orte geradezu eine Lebensbedingung geworden war. Aus den im Laufe der Zeit eingebürgerten Gewohnheiten konstruierte man nach und nach ein Recht, kraft dessen die an den Straßenzügen liegenden Gemeinden das ausschließliche Privilegium des Transportes von Waren und Reisenden für sich beanspruchten und dafür die Instandhaltung der Wege versprachen. Wie das letztere Versprechen oft gehalten wurde, zeigt der Zustand der Straßen am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Unbegreiflich erscheint angesichts des großen Handelsverkehrs über die ostschweizerischen Pässe das vollständige Brachliegen der westschweizerischen Alpenübergänge, des Simplon und des Großen St. Bernhard. In dem ganzen westlichen Alpengebiet gab es nur einen bequemen Uebergang, den Mont Cenis, der daher auch außerordentlich stark frequentiert und als erster Paß 1758 aus einem Saumweg zu einer wirklich fahrbaren Straße umgewandelt wurde. Die Folge war, daß selbst aus der Ostschweiz Güter, die nach Turin und Genua bestimmt waren, ihren Weg über den Mont Cenis nahmen. Wohl unterhandelten schon 1706 die beiden Republiken Venedig und Graubünden wegen Herstellung zweier fahrbarer Handelsstraßen zur direkten Verbindung des Adriatischen Meeres mit den bündnerischen Straßen am Rhein, doch blieb es bei den Unterhandlungen, und erst sechzig Jahre später wurden teilweise Versuche gemacht, das Projekt zu verwirklichen, indem Oesterreich und Graubünden 1763 sich zu einer Ausbesserung der Splügenstraße verpflichteten. Anläßlich eines bedeutend früher unternommenen Versuches, eine Fahrstraße über den Albula herzustellen, ist die interessante Thatsache zu erwähnen, daß bei den Arbeiten am Bergünerstein, 1696, zum erstenmal beim Straßenbau Pulver zum Sprengen verwendet wurde.

Die Herstellung der ersten Alpenstraße, die heute noch als ein Meisterwerk gelten kann, war dem ersten Napoleon vorbehalten. Der kühne Eroberer wußte den Vorteil guter Straßen zu schätzen und erkannte demnach auch die Nützlichkeit eines bequemen Alpenüberganges. Er wählte hierzu den Simplon, den er schon 1797 durch französische Ingenieure genau studieren ließ. Die Ereignisse in Italien eilten seinen Plänen voran. Napoleon machte vom 15.—21. Mai 1800 seinen berühmten, äußerst mühseligen Marsch über den Großen St. Bernhard, und wahrscheinlich haben ihn die dabei gemachten Erfahrungen veranlaßt, am 7. September desselben Jahres den Befehl zur unverzüglichen Inangriffnahme der Arbeiten am Simplon zu geben. Es handelte sich nicht nur um den Bau der Straße über den Berg, sondern auch um die lange Zufahrt zu beiden Seiten. Außer der 63 Kilometer langen Bergstrecke waren noch auf der Nordseite 50 Kilometer bis zum Genfersee und auf der Südseite 69 Kilometer bis Sesto zu bauen. Der Voranschlag für die 182 Kilometer lange Strecke betrug 12116102 Franken; Napoleon hatte in seiner Proklamation an die Walliser sogar 18000000 genannt. Die wirklichen Kosten blieben jedoch — was heutzutage selten vorkommt — beträchtlich unter dem Voranschlag. Die effektiven Kosten betrugen 9750000 Franken. Während fünf Sommern waren durchschnittlich 5000 Arbeiter beschäftigt; es waren im ganzen 611 Brücken, von denen einige noch heute benutzt werden, und zusammen 525 Meter Tunnels und Galerien herzustellen. Am 25. September 1805 konnte der Erbauer, Oberingenieur N. Céard, berichten, daß die Straße von diesem Tage ab für Infanterie und Kavallerie und in 10—12 Tagen auch für die Artillerie passierbar sei. Das für die damalige Zeit geradezu staunenswerte Werk sollte jedoch nicht die von Napoleon beabsichtigte Rolle spielen, es diente bald friedlichen Zwecken und trug zur materiellen Hebung des Wallis bei. Die Simplonstraße ist heute noch nicht nur die schönste und romantischte, sondern seit der Durchstechung des Gotthard auch die frequentierteste Alpenstraße der Schweiz. Im Jahre 1900 wurden allein ca. 35000 Postreisende über den Paß geführt. Im Sommer verkehren zwischen Brig und Domo d'Ossola je zwei Postkurse täglich, im Winter je einer. Der Simplon ist auch der einzige Paß, der das ganze Jahr ununterbrochen für den Wagenverkehr offengehalten wird, er ist demnach heute der wichtigste der schweizerischen Alpenübergänge. Und doch neigt auch seine Herrschaft sich schon dem Ende zu. Im Innern des Berges meißeln und bohren Hunderte der braunen, nervigen Gnomen des Südens, um dem Dampfroß, diesem unbarmherzigen Zerstörer der idyllisch-romantischen Postkutschenherrlichkeit, den Weg zu bahnen.

Die nächste Alpenstraße entstand durch die Initiative Oesterreichs in den Ostalpen, die Splügenstraße, mit der gleichzeitig die von Piemont unterstützte Konkurrenzstraße über den Bernhardin erbaut wurde. Beide Straßen wurden 1818 in Angriff genommen und waren zwei Jahre später,

wenn auch noch nicht fertiggestellt, so doch fahrbar. Der Splügen ist bis zum heutigen Tage der bedeutendste der östlichen Pässe geblieben. Der Warentransport erreichte bis zur Eröffnung der Mont Cenis- und Brennerbahn 270995 Zentner im Jahre, eine Verkehrsziffer, die selbst der Gotthard in seiner Glanzzeit nicht erreichte. Noch heute beträgt die Zahl der Postreisenden rund 30000 im Sommer. Mit dem Bau der beiden genannten Straßen begann eine Aera der allgemeinen Straßenerneuerung, die sich vierzig Jahre später wiederholte. In Graubünden wurde 1820 bis 1828 noch der Julier- und Malojapaß fahrbar gemacht, zu gleicher Zeit, 1820—1825, baute Oesterreich seine berühmte Stilfserjochstraße, und in der Zentralschweiz entstand 1820—1830 die Gotthardstraße, die nach ihrer Vollendung wieder alle ihre Konkurrenzlinien überflügelte. Sie stand an der Spitze der schweizerischen Alpenstraßen, bis ihr durch die Eröffnung der Gotthardbahn nicht nur der gesamte Warenverkehr, sondern auch der größte Teil des Personendurchzugs entzogen ward. Im Sommer wird sie immer noch von den Touristen stark frequentiert. Ihre vorwiegende Bedeutung liegt heute auf militärischem Gebiete, und mit den in den sechziger Jahren erbauten Straßen über die Furka und die Oberalp, sowie der Axenstraße, bildet sie das Netz der militärischen Alpenstraßen, die in dem befestigten Gotthardmassiv zusammenlaufen. Die Furka- und Oberalpstraße haben gerade seit Eröffnung der Gotthardbahn auch im allgemeinen Verkehr gewonnen, da sie von Göschenen aus die Verbindung nach dem Oberwallis und dem Graubündner Vorderrheinthale herstellen.

Zu gleicher Zeit, 1860—1861, wurde die Straße über den Brünigpaß, den seit einigen Jahren auch die Eisenbahn übersteigt, hergestellt; sie wurde hauptsächlich zur Erleichterung des Fremdenverkehrs angelegt, um den Vierwaldstättersee und das Berner Oberland direkt miteinander zu verbinden. Die Zeit von 1860 bis 1873 bezeichnet überhaupt den großartigsten Abschnitt in der Entwicklung der schweizerischen Gebirgsstraßen. Denn außer den bereits erwähnten militärischen Alpenstraßen wurde in diesen Jahren das graubündnerische Straßennetz in großartiger Weise ausgebaut. Es entstanden während dieser Periode die Straßen: Thusis-Schynpaß-Tiefenkasten, Lenz-Wiesen-Davos, die Straße über den Albula, vom Engadin über den Ofenpaß im Tiroler Münsterthal, Steinsberg-Martinsbruck und die Vollendung der Berninastraße. Und kaum war dieses gewaltige Werk vollendet, so wurde schon ein neuer Alpenpaß, der Lukmanier, in Angriff genommen, und 1877 war die Straße von Dissentis bis Biasca an der Gotthardbahn dem Verkehr offen. Mit der Vollendung dieses Baues waren sämtliche historische Alpenübergänge bis auf den Septimer und den Großen St. Bernhard dem modernen Verkehr erschlossen. Die beiden wichtigsten Pässe des Altertums blieben bis in die neueste Zeit ganz unbeachtet. Während jedoch auf dem Septimer jeder Verkehr längst aufgehört hat, wurde der Große St. Bernhard doch noch von Fußgängern stark frequentiert, und dies, sowie seine günstige natürliche Lage führte dazu, daß die Straße allmählich von Martigny bis Aosta ausgebaut wurde. Das letzte Stück vom Hospiz auf der Paßhöhe bis St. Remy auf der italienischen Seite wurde erst im Herbst 1901 fertig erstellt.

Seit jener großen Bauperiode sind bereits wieder einige wichtige Alpenstraßen ausgeführt worden, so jene von Meiringen über die Grimsel nach dem Oberwallis, von Altdorf im Kanton Uri über den Klausenpaß nach Linthal, die Umbrailstraße im Kanton Graubünden, die die Stilfserjochstraße mit dem Münsterthal und der Ofenpaßstraße verbindet, und die Straße von Chur nach Arosa. Andre Projekte tauchen bereits wieder auf, von denen die Ueberführung des Sustenpasses, zur direkten Verbindung des Berner Oberlandes mit dem Gotthard, wohl am ehesten auf Verwirklichung Anspruch hat; in der Westschweiz wäre eine bessere Straße von Martigny nach Chamonix wünschenswert.

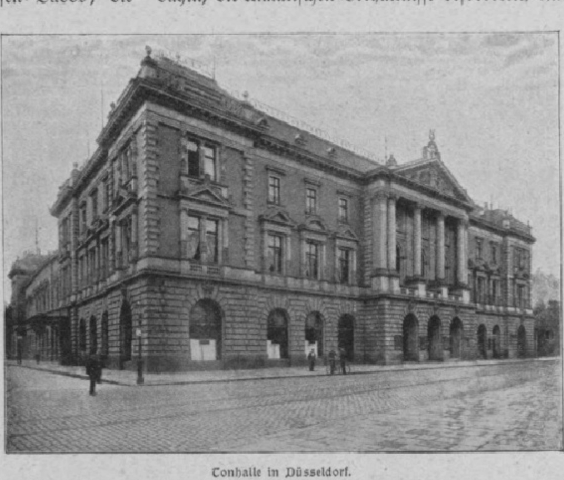
Welch riesige Summen von Kapital und Arbeit sind in diesen kunstvollen, kühnen Bauwerken angelegt, und doch sind sie nur ein Notbehelf auf absehbare Zeit, bis etwas Besseres kommt. Die Zukunft gehört der Eisenbahn. Gotthard, Brünig, Flüela haben den Einfluß der Eisenbahn bereits erfahren, im Simplon und im Albula arbeiten Hunderte von fleißigen Händen, dem Dampfroß einen Weg zu bahnen, über den Bernina ist man im Begriff, eine elektrische Bahn zu bauen, und für die meisten der übrigen Alpenpässe sind gleichfalls schon seit Jahren Durchstechungsprojekte vorhanden, die früher oder später zur Ausführung kommen dürften. Aber wenn auch der große Teil der hastenden, jagenden Welt in dumpfen Waggons durch die finstere Nacht der rauchigen Tunnels eilt, ohne Wissen oder Verlangen nach den auf dem Berge heimischen Schönheiten, so steht es doch dem nach Erhabenheit und Ruhe verlangenden Wanderer frei, den Jahrhunderte alten Weg zu wählen und sich an den Herrlichkeiten der Alpenwelt zu ergötzen.

A. Krenn.

Düsseldorf am Rhein.

Mit zehn Abbildungen (siehe auch Seite 535) nach photogr. Aufnahmen von Karl Heise in Düsseldorf.

Aus den bescheidensten Anfängen hat sich das ehemalige Dorf an der Düssel emporgearbeitet zur schönsten unter den niederrheinischen Großstädten, zur Metropole der westdeutschen Kunst, zur herrlichen Garten- und Luxusstadt, welche ihresgleichen weit und breit nicht findet. Die Entwicklung dieses Stadtwesens war hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten eine verblüffend großartige, wenn sie auch dadurch begreiflich wird, daß die Lebensbedingungen für die Stadt überaus günstige sind. In der durch Fruchtbarkeit reich gesegneten niederrheinischen Tiefebene und unmittelbar am Rheine liegend, konnte sich Düsseldorf besonders infolge des aufblühenden Schiffsverkehrs zu einem Handelsmittelpunkte von hervorragender Bedeutung entfalten; aber auch die hochentwickelte Industrie des Rheinlandes und der angrenzenden Gebiete trug nicht wenig zur Hebung der Stadt bei, welche sich der denkbar vorteilhaftesten Lage für eine großindustrielle Zentrale erfreut. Das rege Kunstleben Düsseldorfs zog die feine Welt dahin, die klimatischen Verhältnisse beförderten eine stark aufsteigende Besiedelung, und beschirmt von Fürstengunst, schwang sich die Stadt mehr und mehr zu einer der bedeutendsten unter ihren deutschen Schwestern auf. Heute zählt sie weit mehr als 200000 Seelen und darf sich daher auch nach ihrer Einwohnerzahl mit den ersten deutschen Großstädten messen. Was Düsseldorf einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist sein modernes, elegantes, sozusagen weltstädtisches Exterieur, wie es eben nur rasch aufblühende Städte zeigen. Man kann es sich heute nicht mehr vorstellen, daß einstmals an der Mündung des Düsselbaches ein unbedeutendes Dörflein, aus wenigen Fischerhütten bestehend, lag, wo heute die stolze Stadt, die herrliche Rheinbraut, sich weithin beherrschend ausdehnt in ihrer blendenden, imponierenden Schönheit.



Tonhalle in Düsseldorf.

Die ältesten Ansiedler der Gegend bestanden aus Germanen und Römern, von deren Dasein noch heute zahlreiche Grabstätten und Grabfunde in der Umgebung Düsseldorfs Kunde geben. Bis zum Jahre 15 n. Chr. waren Sigambrer hier ansässig, später bildeten die Tenkterer unter römischer Herrschaft bis in das dritte Jahrhundert hinein einen Gau, etwa in der jetzigen Ausdehnung des Landkreises Düsseldorf. Im vierten Jahrhundert, zur Frankenzeit, ließen sich die Brukterer am Rheine nieder, und später ging aus den fränkischen Ansiedelungen im zehnten Jahrhundert das befestigte Dorf an der Düssel hervor. Urkundlich überliefert den Namen „Düsseldorf" zum ersten Male eine Schrift des Papstes Hadrian IV. aus dem Jahre 1159; im Jahre 1189 ging die Burg am Rhein mit großem Grundbesitz in die Hände der Grafen von Berg über. Die Geschichte der **Stadt** Düsseldorf als solcher beginnt erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, denn 1288 erhob Graf Adolf von Berg, nachdem er in der Schlacht bei Worringen den Kölner Erzbischof von Westerburg siegreich niedergeworfen hatte, das „am Eynfluße der Dussel in den Rhin" liegende Dorf zur Stadt. Schon damals entwickelte sich ein lebhafter Schiffsverkehr auf dem Rhein, aber das nahe Neuß, seinerzeit eine ebenbürtige Rivalin, beherrschte noch den Rheinhandel, und erst nach Einverleibung von vier großen ländlichen Ortschaften, die das vorher nur aus der „Altstadt" bestehende Stadtgebiet um das Doppelte erweiterte, gewann Düsseldorf als Stadt eine nennenswerte Bedeutung. Durch die Gewährung von Zollfreiheiten und andern fürstlichen Privilegien blühte in Düsseldorf der Handel im sechzehnten Jahrhundert sichtlich auf, und da es inzwischen von den mächtigsten Herrschern am Niederrhein, den Herzögen von Cleve, Jülich und Berg, zur ständigen Residenz erhoben worden war, baute sich der Ende des dreizehnten Jahrhunderts angelegte erste neue Stadtteil gegen den Rhein hin immer mehr aus.

Um diese Zeit wurde auch der Markt errichtet, und diese erste wirtschaftliche Blüteperiode hielt bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus unter stetigem Wachsen der Stadt an. Die eintretenden langwierigen Kriegswirren am Rhein und die kölnischen Handelsbevorrechtungen hemmten dann die Weiterentwicklung Düsseldorfs fühlbar, bis mit der Ausgrabung des ersten Rheinhafens im Jahre 1620 eine neue Blütezeit anbrach. Als zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts die Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm begann, der Sinn für alles Große, Edle und Schöne hatte und deshalb namhafte Künstler in seine Residenzstadt zog, nahm das Kunstleben der Stadt und mit ihm zugleich ihre Verschönerung einen gewaltigen Aufschwung; auch sein Nachfolger, Karl Theodor, hat für Düsseldorf viel gethan. Während unter „Jan Wilm", wie er im Volksmunde heißt, der herrliche Hofgarten entstand und dieser Fürst gleichzeitig die Neustadt anlegen ließ, die Festungswerke erneuerte, die Schiffahrt förderte und die berühmte Gemäldegalerie gründete, hat sich Karl Theodor durch die Gründung der Akademie und der Landesbibliothek, sowie durch die Anlage der nach ihm benannten Karlsstadt große Verdienste um Düsseldorf erworben. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt von den Franzosen bombardiert (5. bis 6. Oktober 1794); in dieselbe Zeit fällt das bedeutungsvolle Inslebentreten einer regelmäßigen Rheinschiffahrt nach Holland. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts befreite Düsseldorf endlich von seinem beengenden Festungsgürtel und brachte zugleich die Umgestaltung der Wälle und Bastionen in Anlagen und Alleen mit sich. Napoleon I. machte die Stadt 1806 zur Hauptstadt der von Preußen und Bayern an ihn abgetretenen Herzogtümer Berg und Cleve. Die Folgen der französischen Verwaltung waren für Düsseldorf, die Lieblingsstadt Napoleons, manche Vorteile, aber auch viele Schädigungen, und erst von Beginn der preußischen Herrschaft an datiert die eigentliche Blütezeit Düsseldorfs, das sich von 1815 ab in jeder Beziehung rapid entwickelte; es zählte damals ca. 20000 Einwohner, 1847 etwa 40000, im Jahre 1871 rund 70000 Seelen und hat dann in den letzten 20 Jahren die Höhe von mehr als 214000 Einwohnern erreicht. Mit dieser riesenhaften Bevölkerungszunahme hielt die sonstige Entfaltung der unvergleichlich emporgeblühten Stadt in jeder Hinsicht Schritt, und so ist Düsseldorf in seiner Eigenschaft als Hauptstadt des am dichtesten bevölkerten und betriebsreichsten Regierungsbezirks Preußens gleichzeitig ein hervorragender Mittelpunkt geistigen und künstlerischen Schaffens am Niederrhein geworden, eine glückliche Verschmelzung von Industrie, Kunst und Handel, die alle Vorbedingungen für eine weitere gedeihliche Entwicklung in sich vereinigt.

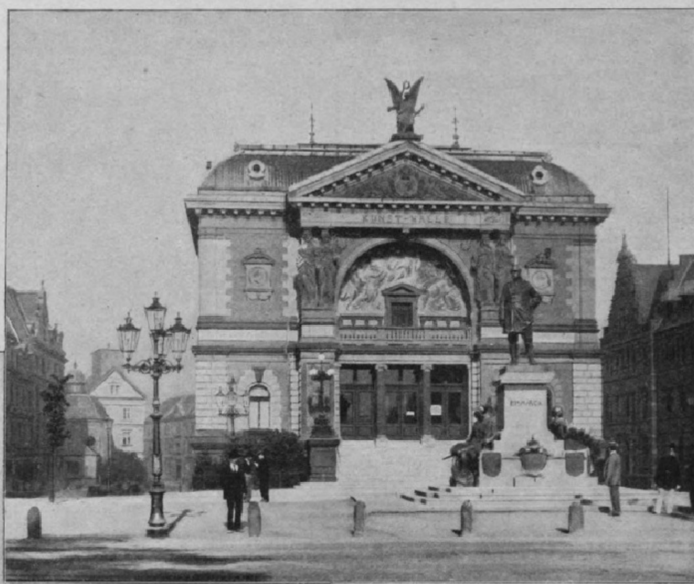
Der Gesamtflächenraum, welchen die Stadt umfaßt, beträgt ca. 5000 Hektar, wovon Ende 1895 (nur



Rochuskirche.

bis dahin liegen sichere Erhebungen vor) ca. 800 Hektar einschließlich der Hausgärten und Höfe bebaut waren; ca. 500 Hektar waren mit öffentlichen Park- und Gartenanlagen bedeckt, ca. 400 Hektar mit künstlichen Gewässern und ca. 3300 Hektar mit größeren Gärten, forst- und landwirtschaftlichen Anlagen. Diese Zahlen illustrieren beredter als viele Worte die außerordentlich günstigen sanitären Verhältnisse der herrlichen Stadt, deren breite, schöne Straßen sich mit denen jeder Weltstadt messen können und die, nebenbei bemerkt, so prächtige moderne Architekturen auch in ihren Privatbauten aufweist, wie sie nur wenigen der schönsten Städte eigen sind. Dieser Vorzug Düsseldorfs tritt sofort in die Erscheinung, wenn der Fremde, vom Bahnhof kommend, den Wilhelmsplatz mit seinem freundlichen gärtnerischen Anlagenschmuck betritt. Der Platz wird fast ausschließlich von hohen öffentlichen und privaten Monumentalbauten eingerahmt, die den großstädtischen Charakter voll zum Ausdruck bringen. Mit Bäumen bepflanzte Straßen von imposanter Breite führen binnen weniger Minuten in das Herz der schönen Stadt. Düsseldorf darf mit Fug und Recht eine schöne Stadt genannt werden, schon allein seines herrlichen Hofgartens wegen, der mit seinen großartigen, ozonspendenden Parkanlagen, seinen Hügeln und Rasenflächen, seinen Seen, Brücken und Fontänen, seinem Blütenduft und Vogelsang ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Kleinod der Großstadt bildet. Diese idyllischen, wohlgepflegten und mit bestem gärtnerischen Geschmack angelegten Parkpromenaden erstrecken sich über einen Flächenraum von 268500 Quadratmetern, eine Annehmlichkeit, wie sie wenige deutsche Großstädte so prachtvoll und umfangreich aufweisen können. Viele um den ausgedehnten Park gruppierte hervorragende Gebäude und Denkmäler verleihen der Stadt einen Hauptteil ihrer künstlerischen Signatur. Unmittelbar am Rheine liegt die Königliche Kunstakademie, die Bildungsstätte der Düsseldorfer Künstlerschaft, an der eine ganze Reihe berühmter Professoren wirkt. Unmittelbar daran grenzt das Historische Museum mit seinen reichhaltigen Sammlungen von hohem kulturgeschichtlichen Werte. Ganz in der Nähe am Friedrichsplatz befindet sich die Kunsthalle mit der bedeutenden städtischen Gemäldegalerie; ihr gegenüber erblickt man das Zentral-Gewerbemuseum, das ebenso umfangreiche wie wertvolle kunstgewerbliche und ethnographische Vorbilderkollektionen enthält. Auf der andern Seite der Alleestraße erhebt sich das Stadttheater, unter DirektorGottingers tüchtiger Leitung eine würdige Pflegstätte der ernsten Kunst Thaliens, mit den Erzstandbildern von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Immermann, dem verdienstvollen Gründer der DüsseldorferBühne.

Dicht daneben ragen die Bronzedenkmäler Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes empor, während auf dem nahegelegenen Cornelius-Platze das edel gehaltene Monument des Altmeisters gleichen Namens steht, dem die Bäume des Hofgartens einen stimmungsvollen Hintergrund verleihen. Nur wenige Schritte davon entfernt, gleichfalls im Hofgarten, hat das in seiner erhabenen Weihe wahrhaft klassisch wirkende, einzig-schöne Kriegerdenkmal aus weißem Marmor, die vielbewunderte Schöpfung des Düsseldorfer Professors Hilgers, einen Platz gefunden, der des Bildwerkes würdig ist. Das Cornelius-Denkmal bildet den nördlichen Abschluß der schattigen Königsallee mit ihren altehrwürdigen Baumriesen, die die Verbindung zwischen dem Hofgarten und den prächtigen Anlagen des „Schwanenspiegels“ herstellt. Am Eingange der Bazarstraße fesselt in der Königsallee die äußerst lebendig modellierte große Tritonengruppe aus Sandstein, das Werk eines jungen, sehr begabten rheinischen Künstlers, durch ihre wirkungsvoll angeordneten Wasserkünste; entzückende, mit höchstem gärtnerischen Raffinement zusammengestellte Teppichbeete, welche sich um einen bemoosten Monumentalspringbrunnen ausbreiten, gewähren dem Auge wohlthuende Ruhepunkte. Hat man die Allee mit ihrem wahrhaft königlichen Baumschmuck durchwandelt, so gelangt man zum Apollotheater, wohl der größten und vornehmsten Spezialitätenbühne Deutschlands, wo ein distinguiertes Publikum allabendlich der heiteren Muse huldigt, und am Graf Adolf-Platz, der gleichfalls schöne Anlagen aufweist, vorüber zum Schwanenspiegel, einer Gruppe großer Seen, die fröhliche Gondelfahrer beleben, mit lieblichen Parkscenerien, Promenadenwegen und Spielplätzen für Kinder. Ueberaus wirkungsvoll hebt sich aus dem umfangreichen Parkarrangement das imposante Ständehaus, der Sitz der rheinischen Provinzialverwaltung, durch seine majestätische Architektur ab, vor dem eine plastische Versinnbildlichung des Rheines und seiner Nebenflüsse in kunstvollem Bronzeguß Aufstellung gefunden hat.



Kunsthalle.



Kunstakademie.

Dem Vergnügen und edlen Kunstgenüssen dient in erster Linie die städtische Tonhalle an der Schadowstraße, das geräumigste und feinste Konzert- und Balllokal der Stadt, mit ihren zwölf großen und kleineren Sälen, ausgedehnten Weinkellereien, komfortablem Café-Restaurant und schattenreichem, namentlich bei der magischen Abendbeleuchtung idyllisch-schönem Garten, wie geschaffen zu den gewählten musikalischen Darbietungen des renommierten städtischen Orchesters, die die ganze musikliebende Welt Düsseldorfs an schönen Sommerabenden hier versammeln. In den weiten Räumen der Tonhalle werden u. a. die großen rheinischen Musikfeste in dreijährigen Pausen (so auch in diesem Sommer) abgehalten; auch die sämtlichen großartigen karnevalistischen Veranstaltungen



Markt mit Rathaus und Johann Wilhelm-Denkmal.

der ersten Vereine finden dort statt. Weltbekannt sind die Malkastenfeste in der Tonhalle, das Farbenprächtigste und Heiterste, was der phantastische Künstlerhumor zu erfinden vermag. Das gesellige Heim dieser Künstlervereinigung, die den Brennpunkt des künstlerischen Lebens Düsseldorfs bildet, grenzt an den Hofgarten und beansprucht seiner litterarhistorischen Erinnerungen wegen (Goethe weilte hier 1774 und 1792 längere Zeit) das besondere Interesse aller Gebildeten. Der umfangreiche Malkastengarten ist ein Idyll und daher bei seiner interessanten Vergangenheit doppelt geeignet, klassische Reminiscenzen zu wecken

Von schönen öffentlichen Gärten verdient vor allem das Flora-Etablissement im Süden der Stadt Erwähnung, das thatsächlich eine wunderbare Flora (namentlich in seinem Palmenhause) aufweist und zugleich als gutes Konzertlokal sehr beliebt ist. Ebenso bietet der im östlichen Villenviertel belegene Zoologische Garten viel Sehenswertes, speziell in Bezug auf seinen umfangreichen Tierbestand; eine künstliche Burgruine gewährt überdies lohnenden Rundblick auf das Stadtpanorama, die Rheinebene und die Grafenberger Hügelkette mit ihrem prächtigen Waldbestand.

An architektonisch meist sehr gut stilisierten Kirchen ist die Stadt besonders reich. Durch ihr ehrwürdiges Alter zeichnen sich aus die Lambertus-, Andreas- und Marxkirche; in neuerer Zeit sind die Marien-, Rochus-, Petrus- und Johanniskirche entstanden. Manche dieser Gotteshäuser bergen wertvolle Schätze, hauptsächlich die Andreas- (frühere Jesuiten-) und die Lambertuskirche. Die Marienkirche besitzt einen künstlerisch bedeutenden Skulpturenschmuck, auch die Klosterkirchen der Dominikaner und Franziskaner sind hauptsächlich im Innern reich ausgeschmückt. Unter den öffentlichen Gebäuden darf das Rathaus, das zur älteren Hälfte in gotischem Stile erbaut ist, während der neuere Anbau die Architektur der französischen Renaissance zeigt, nicht unerwähnt bleiben. Unmittelbar vor dem Rathause steht auf dem Marktplatz das mit schöner smaragdgrüner Patina bedeckte, von Grupellos Meisterhand geschaffene Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm. Diesem hochsinnigen Fürsten schuldet Düsseldorf, wie oben bereits erwähnt, vielen Dank, denn er war es, der die Wichtigkeit des Wasserverkehrs für die Stadt voll erkannte und mit allen Kräften bestrebt blieb, die Schiffahrt zu heben und zu begünstigen. In richtiger Würdigung dieser hohen Bedeutung der inzwischen riesenhaft gewachsenen Rheinschiffahrt wurde vor wenigen Jahren mit einem Kostenaufwand von ca. 10 Millionen Mark der neue große Hafen im Westen der Stadt angelegt, ein gewaltiges Werk, dem sich das neue Rheinwerft mit der herrlichen, breiten, dem Rhein durch ingeniöse Uferbauten abgerungenen Stromstraße, sowie die neue feste Rheinbrücke, eine gigantische Schöpfung der Eisenbaukunst, ebenbürtig anschließen.

Düsseldorf strebt mit Macht seiner Weltstadtstellung entgegen, für die es durch seine äußerst günstige zentrale Lage und sein reiches künstlerisches wie industrielles Schaffen entschieden prädestiniert ist.

Wenn die schöne Rheinstadt daher in Kürze die Einladung zu der von ihr in diesem Sommer veranstalteten großen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung ergehen läßt, so darf sie schon im voraus sicher sein, daß sich ihr das volle Interesse des In- und Auslandes zuwendet und daß alle Welt dem geplanten geistigen Wettbewerb die wärmsten Sympathien entgegenträgt. Die Vorbereitungen sind in ganz großartigem Maßstabe von langer Hand getroffen, so daß zu hoffen steht, die vielseitige Ausstellung werde am Tage der Eröffnung auch wirklich in allen Teilen fertig dastehen.

M. Unterbeck.



Ständehaus.



Malkasten.

Zwei Mutterlose.

Skizze

von

Pauline Redlich.

Die Nacht begann hereinzudämmern, und noch immer stand er auf seinem Platze. Die Hände in den Hosentaschen, lehnte er am gußeisernen Gitter des rosenduftenden Vorgärtchens und starrte verdrießlich in das Gewühl des vorüberhastenden Publikums. Aus dem spitzen, mageren Gesicht, das in seinem schmutzigen, gelblichen Grau mit der Färbung des zerrissenen Anzuges fast übereinstimmte, blickten die hellen Augen mit lauerndem Ausdruck. Alles in allem mehr das müde, verlebte, alternde Gesicht eines erfahrenen Mannes als das eines zwölfjährigen Knaben!

Plötzlich fuhr er zusammen.

Hinter ihm rief ein feines Stimmchen: „Du, Junge!“ Und die braunen Sammetaugen eines vier- bis fünfjährigen Mädchens blickten aus dem Gebüsch hervor neugierig zu ihm auf.

„Was machst du hier, Junge?“

„O, ich steh' hier man so.“

Die Kleine schwieg ein Weilchen. Sie wiegte sanft und ernsthaft ihre Puppe im Arm. Dann sagte sie wichtig: „Sieh mal, ich habe eine Puppe!“

„Für meinswegen,“ erwiderte er verdrießlich.

Doch sie ließ sich nicht abschrecken.

„Ich habe auch eine Tante Emma und ein wirkliches Schaf,“ fuhr sie fort. „Und ich habe

auch einen Papa. Aber meine Mama ist tot. Hast du eine Mama?"

Er schüttelte den Kopf: „Schon lange abgeschrammt."

Die Kleine sah sehr nachdenklich aus. Der Ausdruck „abgeschrammt" war ihr neu und interessant.

„Ich heiße Gretchen Weber," begann sie dann die Vorstellung. „Und du?"

„Arthur," brummte er widerwillig.

„Das ist ein sehr schöner Name. Magst du Himbeeren, Arthur?"

„Ob! Hast du welche?"

„Viele tausend Millionen."

„Na, denn man fix, dalli — bring sie her!"

„Du darfst sie dir pflücken, ich erlaube es. Es sind alles meine."

„Geht nicht. Wie komm' ich denn da 'rein?"

„O, du kannst hereinkriechen. Hier in der Ecke sind zwei Stäbe los. Das weiß niemand sonst als ich. Mein wirkliches Schaf darf es nicht wissen."

Der Junge warf einen schnellen Blick zurück auf die Straße und kroch dann gewandt in das Gärtchen. Immer hinter schützendem Gebüsch sich haltend, schlüpfte er in den Gras- und Obstgarten, der sich hinter der hübschen einstöckigen Villa ziemlich weit ausdehnte.

Mit gierigen Händen riß er ganze Büschel Beeren von den Zweigen und stopfte sie in den Mund.

„Ich erlaube es dir sehr gern," sagte die Kleine, die ein wenig erstaunt aussah.

Verschlagen blinzelte er zur Veranda hinüber, auf die ein einziges Fenster hinaussah.

„Wohnt da dein Papa?"

„Nein, da wohne ich. Da kann ich machen, was ich will. Und nachts schlafen wir da in unserm Himmelbett, ich und meine Puppe."

„Alleene? Na, hör mal. Wenn da nu der schwarze Deubel kommt und frißt dir uff?"

„Das darf er nicht. Du weißt doch, nachts kommt dann immer meine Mama und küßt mich, wenn ich schlafe. Und sie hat zwei große silberne Flügel, die gehen auf und zu, auf und zu. Das machen alle toten Engelsmütter so. Der liebe Gott erlaubt es sehr gern."

Der Junge grinste vor Vergnügen. Noch niemals hatte er einen solchen Unsinn gehört.

„Hast se mal gesehen?"

„Ach nein. Ich will immer, und dann schlafe ich ein."

Ein Geräusch im Innern des Hauses ließ den Jungen aufhorchen. Ohne ein weiteres Wort huschte er auf die Straße hinaus und bahnte sich in tollem Rennen seinen Weg, ohne der Püffe zu achten, die ihn trafen oder von ihm ausgeteilt wurden.

Endlich wurde die Gegend stiller und einsamer. Lange Bretterzäune, hinter denen sich Gärtnereien ausdehnten, traten an die Stelle der zierlichen, vergoldeten Gitter vornehmer Villengärten.

Der Junge ging jetzt ganz langsam. Ueber seine spitzen, greisenhaften Züge breitete sich ein mürrischer Ausdruck, als seine Blicke auf einen großen, hageren Mann fielen, der neben einem hochbepackten Hundewagen vor ihm her ging. Und sein ein wenig gekrümmter Rücken beugte sich mehr und mehr, wie unter einer Welt von Elend.

An einem Holzplatze, nicht weit von einem Wirtshause niedrigsten Genres, hielt der Mann den Hundewagen an, setzte sich auf einen Bretterhaufen und zog ein Stück Brot und Speck hervor.

Schwerfällig kam der Junge heran und warf sich müde auf die Erde.

„Nun?" fragte der Mann.

„Sie schlafen nach dem Garten zu, das kleine Mächen alleine, glaub' ich."

„Glaub' ich!" höhnte der Mann. „Wirste 's Maul aufmachen?"

„Ich habe Hunger," sagte der Junge mürrisch.

Der Mann besann sich und zog dann die Branntweinflasche heraus.

„Da, das giebt mehr Kraft als Brot."

Das Kind nahm einen langen Zug und sagte dann: „Er ist Mittwochs im Klub. Die Köchin geht alle Abend zu 's Fenster 'raus."

„Morgen ist Dienstag," sagte der Mann. „Gehste noch mal."

Er steckte den letzten Bissen Speck in den Mund und ging dann zur Schenke, aus deren offenen Fenstern wüstes Kreischen, Lachen und Schimpfen drang.

Der abgemergelte Ziehhund, der reglos und zitternd zu seinen Füßen gelegen hatte, erhob jetzt ein wenig den Kopf und ließ ein langgezogenes, klägliches Winseln hören, um gleich darauf wieder geduldig niederzuducken. Er kannte die Nutzlosigkeit seines Klagens.

Neben ihm lag der Junge, hatte den Kopf auf den aufgestützten Arm gelegt und starrte in die Nacht hinaus. Stunde auf Stunde. Dann und wann öffnete sich mit mißtönendem Gebimmel die Thür der Schenke und ließ einen brenzligen Geruch von Fett heraus, der den Hunger des Jungen qualvoll verschärfte.

Eine große, magere Frau in grauem Wollentuch ging vorüber. Und es war irgend etwas in der gebückten Haltung dieser Frau, das ihn plötzlich an seine Mutter erinnerte. Vor zwei Jahren war sie gestorben, es konnten auch drei sein — er wußte es nicht. Er hatte seither kaum an sie gedacht. Und die Erinnerung kam ihm jetzt mit unruhigen Bildern. Sie waren fünf Geschwister gewesen — schreiende, kränkliche, hungrige Kinder. Die Mutter hatte viel gescholten, weil ihrer so viele waren und weil sie alle gefüttert sein wollten. Und als dann das große Sterben kam und eines nach dem andern hinausgetragen wurde, da jammerte und weinte sie noch viel mehr, weil sie nun alle tot und fort waren. Und dann packte es auch sie — das Fieber, oder was es war. Sie wurde nun sehr still und matt; er mußte bisweilen an ihrem Bette sitzen, dann strich sie ihm wohl übers Haar und weinte, weil sie ihn nicht „mitnehmen" konnte. Aber er würde groß werden und würde so werden wie „er".

Ja, so hatte sie gesagt. Wie „er".

Der Junge blinzelte zu zwei jungen Herren auf, die lachend und plaudernd vorübergingen. Feiner Zigarettenduft wehte zu ihm herüber. Wenn er werden könnte wie einer von denen da, hätte dann seine Mutter auch geweint? Ja, wer so werden könnte wie einer von denen da! Aber er würde nun so weitergepufft werden von einem Tage zum andern. Hitze und Kälte, Müdigkeit, Schläge und Hunger — das ging so abwechselnd.

Des Jungen große Augen starrten trostlos ins Leere. War da nicht eine Hand, irgend eine barmherzige Hand, die ihn herauszog aus dem Dunkel, dorthin, wo es warm, hell und fröhlich war? Ach, niemand! Alle gegen ihn, und er gegen alle!

Er dachte dies alles nicht klar und deutlich. Aber die hoffnungslose Trostlosigkeit seines Elends, so unklar sie auch empfunden wurde, lastete dennoch mit niederzwingender Gewalt auf ihm. Und er mußte plötzlich die Hände gegen die brennenden Augen drücken und es laut hinausweinen, empor zum sternenfunkelnden Himmel, jenes jammervolle Etwas, dem er keinen Namen zu geben vermocht hätte.

Niemand achtete auf sein Schluchzen. Wer sollte auch? Nur der Hund neben ihm winselte leise, während ein Zittern über seinen mageren Körper lief. —

Am folgenden Nachmittag saß Frau Wedemeier, Herrn Webers stattliche Haushälterin, nach überstandenem „Nickerchen" am Fenster und blinzelte aus verschwommenen Aeuglein über ihr Schälchen Kaffee hinweg auf die Straße.

„Tante Emma, kennst du Arthur?" fragte das Gretchen.

„Ich kenne viele Arthurs, mein Kind," sagte die würdige Dame gähnend.

„Ich meine den da." Das Kind zeigte auf einen zerlumpten Knaben, der träge vorüberschlich.

„Himmlische Güte!" rief Frau Wedemeier entrüstet. „So etwas nennt sich ‚Arthur'! Als ob da ein ‚Fritze' oder ‚August' nicht gut genug gewesen wäre! Ach Gott, na ja — die Welt wird immer schlechter."

„Ich mag ihn sehr gern," sagte das Gretchen. „Er hat mir alles erzählt. Seine Mutter ist ‚abgeschrammt'."

Frau Wedemeier war einen Augenblick sprachlos. „Aber Kind," jammerte sie dann, „das ist ja ein Straßenjunge, ein böser, schmutziger Straßenjunge! Artige kleine Mädchen sprechen niemals mit Straßenjungen!"

Nun, da war das Gretchen eben andrer Ansicht. Ihr passierte das sehr häufig. Und hier lag es auf der Hand, daß Tante Emma mal wieder ein bißchen dumm war. Arme Leute, die keine Schuhe hatten und nicht mal ein Taschentuch, wie Arthur, waren niemals böse. Sie waren immer gut, das wußte sie aus ihren Bilderbüchern. Die armen Leute in ihren Bilderbüchern waren immer sanft und immer fromm; sie trösteten einander, wenn sie Hunger hatten, und baten Gott um Hilfe. Und dann kam plötzlich eine gute Frau oder ein kleines Mädchen mit einem Korb voll Kuchen und Braten, und alle Not hatte ein Ende, und die armen, guten Leute weinten vor Freude.

Und das Gretchen wußte ganz genau, was es zu thun hatte. Aber Tante Emma brauchte es nicht zu wissen.

Mit verschmitztem Lächeln blinzelte das Kind der stattlichen Dame nach, die behäbig zur Thür hinausschritt. Sanft ruhte das Kaffeegeschirr aus schimmerndem Nickel auf den fetten Armen.

Draußen schlug ihr eine Wolke von Hitze und Staub entgegen; natürlich hatte dieses gedankenlose Wesen, die Adelheid, wieder die Korridorthür aufgelassen! Doch sie unterdrückte ihren Unmut und sagte sanft zur niedlichen Köchin, die am Küchentisch Kartoffeln schälte: „Adelheidchen, ich habe eine Einladung zu morgen abend, zu Frau Steuereinnehmer. Ich weiß nicht, es ist mir so verantwortlich, des Kindes wegen, ich bin doch sozusagen die zweite Mutter —"

‚Zweite Mutter! Ja, das könnte dir passen, altes Reff!' dachte Adelheid und warf den Kopf in den Nacken. Laut sagte sie: „Na ja, wenn Frau Wedemeier kein Vertrauen zu mir haben —"

„So müssen Sie das nicht auffassen, liebes Kind. Es ist nur — vor zwölf könnte ich keinenfalls nach Hause kommen und — Herr des Himmels!" kreischte sie plötzlich auf, „man erschrickt sich ja die Seele aus dem Leib!"

Sie war gegen einen Betteljungen gestoßen, der lautlos hereingekommen war.

„Was willst du?" fuhr sie ihn an.

„Ob Sie etwas von Mittag übrig hätten," sagte er.

„Für dich? Nein. Hättest du hübsch manierlich an der Korridorthür geklingelt und hübsch die Mütze abgenommen, so hättest du etwas gekriegt. Aber so unmanierliche Jungen bekommen bei uns nichts."

Der Junge starrte sie stumm an, dann lief er zum Hause hinaus, die Straße entlang. —

Es war gegen Abend des folgenden Tages, als er wieder sichtbar wurde. Gretchen hatte schon auf ihn gewartet, den ganzen Nachmittag. Flink huschte sie jetzt zu ihm hinüber über den breiten Fahrdamm und hielt ihm ihr offenes Schürzchen hin.

„Da, Arthur," sagte sie freudestrahlend, „es ist alles dein."

Er starrte sie wortlos an, während sie ihm all die guten Sachen in die Tasche stopfte, Kuchen und eine Tafel Schokolade, die an allen vier Ecken angebissen war — und wie sie dann wieder davonflatterte in ihrem weißen Kleidchen und mit den vielen tanzenden Löckchen über dem strahlenden Gesicht! Und noch immer, als sie ihm längst mit den weißen Armen den Abschiedsgruß zugewinkt hatte, tanzte das lachende, sonnbeglänzte Bild vor seinen Augen, fort und fort . . .

Als die Nacht hereingebrochen war, wurde es in der Vorstadtstraße einsam und still. Niemand achtete jenes großen, hageren Mannes, der seinen Schlupfwinkel verließ, um in den Garten der Weberschen Besitzung zu schleichen. Niemand, nur der furchtzitternde Junge, dessen blasses Gesicht plötzlich durch das Dunkel der Nacht vor ihm auftauchte.

„Was ist?" zischte der Mann wütend.

„O, ich meine man, das kleine Mächen —"

„Nun, was ist's damit?"

Ja, was war's damit? Zitternd starrte der Junge ihn an.

„Fort, du!" Die harte Hand des Mannes, den er „Vater" nannte, schlug ihn ins Gesicht, daß er taumelte. Müde humpelte er zum Garten hinaus, die Straße entlang.

Der Mann hatte leichte Arbeit. Bald stand er drinnen am Bettschirm, hinter dem das Gretchen, vom rosigen Ampellicht übergossen, sorglos schlummerte.

Das rußgeschwärzte Gesicht des Mannes schob sich behutsam vor. Er mußte, um ins Nebenzimmer zu gelangen, hart am Bette des Kindes vorbei — da, was war das?

Ein rasselndes, schnarrendes, polterndes Geräusch, das zur Unzeit abgelaufene Werk einer Weckuhr!

‚Pfui Teufel!' Der Mann fuhr zurück, immer die funkelnden Blicke aufmerksam auf das Kind gerichtet. Es warf sich ein paarmal im Bette hin und her, dann richtete es sich schlaftrunken in die Höhe, versuchte die langen Wimpern zu heben und rieb sich die Augen.

„Mama, bist du da, Mama?" flüsterte das Kind, und ein traumhaftes Lächeln huschte über das süße Gesicht.

Der lauschende Mann bebte vor Wut und Ungeduld. Wahrlich, die Zeit drängte.

Das Kind fiel in die Kissen zurück und lag ein Weilchen ruhig, dann öffnete es blinzelnd ein wenig die Augen und sagte: „Bist du bei mir?"

Der Mann brummte halblaut einen Fluch, seine Hand faßte einen Gegenstand, den er unter der Jacke trug, fester — da —

„Alle Teufel!" Er schrie es wütend hinaus. Dicht hinter ihm, vom Garten her, hatte es aufgeschrieen, die ängstliche Stimme eines Knaben: „Zu Hilfe! Diebe! Zu Hilfe!"

Das kleine Gretchen hörte die Stimme wie im Traume. Sie sah die Gestalt des Mannes nicht, die sich zum Fenster hinausschwang, aber sie fühlte die kühl hereindringende Nachtluft mit sanftem Hauch ihre Stirn berühren. Und sie dachte: ‚Es sind die silbernen Flügel der Engelsmutter, sie gehen auf und zu, auf und zu . . .!'

Die Stimme des Knaben hatte sich in der Richtung nach der Straße entfernt. Dann plötzlich war sie verstummt.

Ein Trupp Studenten kam eilfertig die Straße herauf.

„Hier war es, hier vor diesem Hause —"

„Dort, dort, seht!"

Ein junger Mediziner bückte sich nach einem dunkeln Körper, über den das flackernde Licht der Laterne unruhige Schatten warf.

„Ein Kind, ein Junge — er blutet am Kopf!"

Der junge Mann brachte behutsam das Gesicht des Kindes in den Lichtschein — ein friedliches Kindergesicht, lächelnd fast, als sähe es in den strahlenden Christbaum, ausgelöscht alle Unnatur, die ein hartes Leben eingeprägt hatte, ausgelöscht durch den, der stärker ist als das Leben.

„Armer kleiner Kerl! Armer Junge! Tot!"

Wilhelm Busch.

(Hierzu die Abbildungen Seite 530.)

Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gern an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten andrer Leute; selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extrapläsier" — so charakterisiert der große Humorist, der am 15. April seinen siebzigsten Geburtstag feiert, in seiner Selbstbiographie „Von mir über mich" treffend die Wirkungen, die seine Kunst auf die Mitmenschen ausübt, soweit sie überhaupt für Humor empfänglich sind. Ja, wie kaum ein andrer hat er es verstanden, die Schwächen und Thorheiten der Welt, von denen kein Sterblicher ganz frei ist, in Bild und Wort zu bespötteln, und so sicher stets sein Witz den Nagel auf den Kopf trifft, so hat er doch nichts Verletzendes, sondern trägt das Gepräge harmloser Schelmerei. Eine Ausnahme hiervon bilden nur drei seiner Werke: Antonius, Helene und Filucius, mit denen er in der Zeit des sogenannten Kulturkampfes das Gebiet der politischen Polemik betrat und auf jener Seite, der die Pfeile seiner Satire galten, argen Anstoß erregte. Nicht mit Unrecht ist von denen, die sich getroffen fühlen konnten, auf den merkwürdigen Zufall hingewiesen worden, daß gerade auch in diesen Schriften sich ein Zug von Frivolität bemerkbar macht, der sonst dem Künstler-Poeten fremd ist. In der That läßt sich nicht leugnen: während man seine übrigen Werke dem Familientisch, der Hausbücherei zum Ergötzen für jung und alt unbedenklich anvertrauen kann, erscheint dies bei den vielberufenen Drei nicht ratsam. Aber selbst wenn man diese drei der Verdammnis preisgäbe — was unsrerseits keineswegs unbedingt geschehen soll —, so bliebe noch die ganze Schar der andern Schriften, in denen Wilhelm Busch sich als der harmlose Schalk voller sprühenden Humors zeigt, der wohl manchmal recht derb, aber niemals brutal ist, und an dem jedermann sich ergötzt, der nicht unrettbar einem grämlichen Philistertum verfallen ist.

Wilhelm Busch wurde in dem hannoverschen Flecken Wiedensahl als erster Sohn eines wohlhabenden Krämers geboren. Er schildert den trefflichen Vater in einer Art — stets nur mit langer Pfeife, wozu denn wohl auch der geblümte Schlafrock gehörte —, daß man annehmen möchte, jener habe ihm für etliche Figuren Modell gestanden, und stimmt dies, dann ist auch die Vermutung zulässig, der Künstler-Dichter habe in seinem „Schreihals" ein Abenteuerchen seines ersten Lebensjahres zum besten gegeben. Dem Wickelkinde ist aus Versehen die Lichtputzschere mit eingebunden, wogegen der Kleine mörderischen Protest erhebt, um sich erst zu beruhigen, nachdem das Uebel erkannt und beseitigt ist:

> Und Willi, der von Schmerz befreit,
> Lacht laut vor lauter Heiterkeit.

Als der Knabe neun Jahre zählte, kam er zur besseren Ausbildung in das Haus seines Oheims, des Pastors Kleine im Dorfe Ebergötzen, mit dem er später auch nach der Pfarre zu Lüethorst übersiedelte. Mit 16 Jahren bezog er die polytechnische Schule zu Hannover, um sich dem Maschinenbaufach zu widmen, und während der vier Jahre, die er dort verbrachte, genügte er auch der Militärpflicht. Inzwischen war bei ihm die Lust zur Malerei erwacht, der Widerspruch der gütigen Eltern gegen ein solches Umsatteln ließ sich schnell überwinden, und der nunmehr Zwanzigjährige ging auf die Kunstakademie in Düsseldorf, wo ihn der Antikensaal aber nicht besonders zu fesseln vermochte, so daß er bald nach der Antwerpener Kunstakademie übersiedelte, wo er in die Malklasse aufgenommen wurde. Bezwingenden Eindruck machten auf ihn die großen niederländischen Meister: „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen."

Aber das selbständige Schaffen des jungen Künstlers schlug doch ganz andre Pfade ein. In München, wohin er sich nunmehr begab, trat er in vertrauten Verkehr mit Altersgenossen der edlen Malzunft — darunter die später berühmt gewordenen Wilhelm Diez und Theodor Pixis —, und in dem von ihnen begründeten Verein „Jung München" entfaltete sich ein fröhlicher Humor, der in einer illustrierten Bierzeitung zu drastischem Ausdruck kam. Wilhelm Busch war ein eifriger Mitarbeiter, und schon in diesen Arbeiten, sagt mit Recht Eduard Daelen in seiner Schrift über unsern Humoristen, bekundet sich augenfällig die Hauptstärke des seltenen Talents, die es so außerordentlich zur Karikatur befähigte: mit möglichst Wenigem das Wesentliche zu treffen. Thatsächlich offenbart sich in diesen Bildchen, von denen Daelen in seinem Buche („Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung", 1886, Düsseldorf, Felix Bagel) eine stattliche Anzahl wiedergiebt, bereits die außerordentliche Begabung für die künstlerische Satire, die den Zeichner später berühmt machen sollte.

Im Jahre 1859 begann Wilhelm Busch für die von Kaspar Braun und seinem Freunde Friedrich Schneider begründeten „Fliegenden Blätter" in München zu zeichnen, und bald gehörte er zu den beliebtesten Mitarbeitern. Ueber diese ersten Schritte in die Oeffentlichkeit sagt der Künstler: „Vielfach, wie es die Not gebot, illustrierte ich neben eignen auch fremde Texte, bald aber meinte ich, ich müßte alles selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppierten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind." Den älteren Lesern werden zahlreiche Scherze in Erinnerung sein, die zuerst in den „Fliegenden" oder in den Münchener Bilderbogen und dann später unter verschiedenen Titeln gesammelt erschienen. Wir nennen beispielsweise die „Bösen Buben von Korinth", die von dem Fasse des braven alten Diogenes, den sie schnöde geneckt, platt gedrückt werden, ihre deutschen Vettern „Max und Moritz", deren Name zum geflügelten Worte geworden ist, und „Die beiden Enten", die man allerdings nicht selbst, sondern nur in ihrem beklagenswerten Opfer citiert:

> „Drei Tage war der Frosch so krank,
> Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!"

So populär nun Wilhelm Busch in kurzer Zeit geworden war, so karg war doch selbst für damalige Verhältnisse der Ertrag seiner Doppelkunst. Andre Verleger, die ebenfalls für ihre Unternehmungen diese ungewöhnliche Zugkraft gewinnen wollten, konnten vom Münchener Verlage nicht einmal die Adresse des Künstlers erfahren, der sich inzwischen nach seiner Heimat Wiedensahl zurückbegeben hatte, bis es endlich Eduard Hallberger, dem Begründer unsrer Zeitschrift „Ueber Land und Meer", gelang, das Geheimnis zu lüpfen. Seiner Aufforderung, auch ihm Beiträge zu liefern, kam Busch bereitwillig nach, und so erschienen in unserm Blatte eine ganze Reihe prächtiger Schwänke: neben dem berühmten „Hans Huckebein", dem Unglücksraben, der mit den ihm beigesellten Scherzen sich der 28. Auflage erfreut, das „Pusterohr", das „Bad am Samstag Abend", die „Kühne Müllerstochter", der schon oben erwähnte „Schreihals" und die „Prise". Diese Humoresken, auch in zwei Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen, gehören zu dem Besten, was die heitere Muse dem Künstler eingegeben hat, und an Popularität und Verbreitung wird der große „Huckebein" wohl von keiner der andern Schöpfungen übertroffen. Ueberaus glücklich prägt sich darin die Gabe aus, mit wenigem ungemein viel zu erreichen, und nicht minder ergötzlich wie die drolligen Bildchen sind die knappen begleitenden Verse; hier, wie auch bei andern Werken, mag man unschlüssig sein, was lustiger wirkt, der Text oder die Darstellung.

Wir können nun nicht die weiteren Schriften und Schriftchen des Gefeierten im einzelnen anführen, denn ihre Zahl ist viel zu groß, und begnügen uns mit der Angabe, daß seine Werke, nachdem er sich endgültig von den „Fliegenden" abgewandt, im Bassermannschen Verlage zu München erschienen. Nicht jeder von uns wird alle kennen, aber jeder kennt mehr, als er ahnt. Wir brauchen nur an die Menge der Citate im Munde der Gebildeten zu erinnern. Bei Büchmann ist Wilhelm Busch allerdings nur kümmerlich bedacht, aber in der Unterhaltung wie auch in der heiteren Schriftsprache wird er öfter angeführt, als die Redenden oder Schreibenden es sich bewußt sind. Wer daraufhin sich ein oder mehrere Bändchen unsers Humoristen ansieht, wird bald erstaunen über die Fülle des ihm Geläufigen und mit dem großen Kutschke sagen: „W a s k r a u c h t d a i n d e m B u s c h h e r u m!" Wir könnten dies durch eine Fülle ergötzlicher Wendungen belegen, begnügen uns aber mit dem einen, unsern Raumverhältnissen angemessenen Worte:

> Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen
> In Sachen, welche wir nicht kriegen.

Ernst Schubert.

Urlaubsidyll.

Ich ging dem Frühling entgegen
Im ersten Morgenstrahl
Auf lieblichen Bergeswegen,
Derweil ihr noch schliefet im Thal.

Ich stieg auf des Berges Gipfel
Und streckte im Moose mich aus,
Sah über die blühenden Wipfel
In weite Ferne hinaus.

Rings um mich sonnige Stille,
Kein Lüftchen regt sich im Raum —
Grüngoldene Waldidylle,
Du bist wie ein süßer Traum.

Wohl ist's, als hört' ich scharren
Mein Rößlein leis' im Stall,
Als rief's durch Laub und Farren
Wie ferner Trommeln Schall.

Doch nur die Käfer summen
In keuscher Einsamkeit,
Sie summen und verstummen —
O, schreite langsam, Zeit!

Clotilde von Schwartzkoppen.



Schon rutscht er auf dem Ast daher,
Der Vogel, der mißtraut ihm sehr.
(Aus: „Hans Huckebein, der Unglücksrabe“.)



Und – patsch! der Räuber lebt nicht mehr,
Der Mühlstein drückt ihn gar zu sehr.
(Aus: „Die kühne Müllerstochter“)



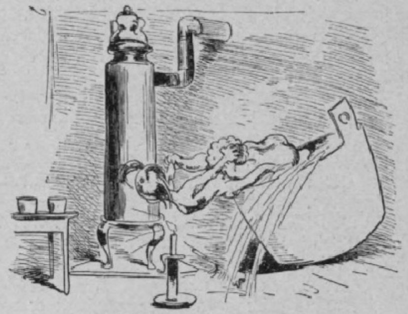
Denn – schnupp! – Der Tante Nase faßt er;
Und nochmals triumphiert das Laster!
(Aus: „Hans Huckebein, der Unglücksrabe“.)



Er läßt ihn in den Spiegel schaun. –
Der Willi schreit, bis daß er braun.
(Aus: „Der Schreihals“.)



Wilhelm Busch.



Die Wanne wird zu enge
Für dieses Kampfgedränge.
(Aus: „Das Bad am Samstag Abend“.)



Voll Weisheit öffnet sie den Bund –
Da haben wir's! – Das war der Grund! –
(Aus: „Der Schreihals“.)



Perdatsch!! – Die alte brave Lene
Kommt leider grad zu dieser Scene.
(Aus: „Das Bad am Samstag Abend“.)



Die Spannung steigt, der Drang wird groß –
Nur still! gebt acht! – gleich drückt er los!
(Aus: „Die Prise“.)



Und – witsch – getroffen ist die Bretzen,
Herrn Bartelmann erfaßt Entsetzen.
(Aus. „Das Pusterohr“.)



Haptschih! – Wer schnupft und dieses hört,
Der findet es beneidenswert.
(Aus: „Die Prise“.)

Zum siebzigsten Geburtstage von Wilhelm Busch, 15. April 1902.

(Text Seite 529.)



„Guten Morgen, Papa!“

Nach dem Gemälde von J. Nunes Vais.

Millstatt am See.

Ein Kärtner Landschaftsbild

von

Frido Kordon.

(Siehe die Abbildung Seite 522.)

Mein alter Schulmeister, der die undankbare Aufgabe hatte, einer ganzen Stube voll loser Schlingel die Grundzüge der Heimatkunde beizubringen, pflegte die drei wichtigsten Seen des Kärtnerlandes mit folgenden Worten zu kennzeichnen: „Der Wörthersee ist der größte, der Ossiachersee der fischreichste, der Millstättersee der schönste.“ Wehe dem Unaufmerksamen, der diesen Satz nicht buchstäblich inne hatte! Ich erinnere mich genau, daß ich bei der Prüfung die Eigenschaften der drei beharrlich verwechselte und das Zeug mehrere Seiten lang abschreiben mußte, so daß ich die Seen Kärntens herzlich satt bekam.

An dieses kleine Erlebnis aus längst vergangener Zeit muß ich stets denken, wenn ich am Gestade des Millstättersees und in und auf seinen blauen Fluten einen schönen Tag zubringen kann. Ja, ich begreife, guter alter Lehrer, deinen Zorn über jene, die diesem holdesten unter Kärntens holden Wasserspiegeln nicht die Krone der Schönheit zuerkennen wollten!

Dort, wo die Hohen Tauern gegen Osten zum letzten Male in der Hochalpenspitz- und Reißeckgruppe ihre trotzige Firnen- und Felsenpracht entfalten und das Reich des steirisch-kärntischen Grenzgebirges, der „Nocke“, mit seinen blumenbedeckten Almen und sanften Gipfeln beginnt, glänzt waldumrahmt dies köstlichste Kleinod im Schatzkästlein der edlen Frau Karinthia.

Versetzen wir uns in die Zeit der friedlichen Völkerwanderung, wenn frohe Schwärme erholungsbedürftiger Städter den Sommerfrischen Kärntens zustreben. Unheimlich groß sind die Scharen, die in den Südbahnstationen des Wörthersees dem Zuge entströmen, beunruhigend auch ist das Gewimmel der Menge, die sich bei Villach dem Ossiachersee zuwendet. Zurückgeblieben ist ein kleines Häuflein von — wenn ich so sagen darf — Feinschmeckern, die die abseits gelegene Schönheit des Millstättersees aufsuchen wollen und in Spital an der Drau die Abteile verlassen. Ein herrlicher Waldgang durch dämmeriges Grün, der „Lisersteig“, oder eine flotte Fahrt auf wohlgepflegter Straße bringen die Fremdlinge, willkommen geheißen vom Rauschen der krystallenen Liser, in kaum einer Stunde nach Seeboden am westlichen Ende des langgedehnten Wasserbeckens. Zahlreiche Villen und Bootshäuser, sowie einige Badeanstalten beweisen, daß auch in dieser anmutig gelegenen Ortschaft, die aus mehreren Dörfern besteht, sich jährlich ein Kranz von Verehrern des Sees zusammenfindet.

Hier steht ein Dampfboot zur Ueberfahrt nach Millstatt bereit, das auf vorgeschobener Landzunge mit seinen Türmen ragt und auf dem glitzernden Wasser uns entgegenzuschwimmen scheint. Nach einer halben Stunde ist das Ziel erreicht.

Jeder Besucher ist überrascht von der malerischen Eigenart dieser uralten Ansiedelung, in der sich graue Vergangenheit und helle Gegenwart zum frohen Schönheitsbunde vereinen. Aus dem weitgestreckten ehemaligen Klostergebäude der St. Georgsritter weht uns der Hauch düsterer Romantik entgegen. Wuchtige Türme mit spitzen Giebeln bewachen die Thore, tausendjährige Linden rauschen in hallenumgebenen Höfen, und die steingewordenen Phantasien längst verschollener Künstler entbieten uns im Kreuzgange, diesem hervorragenden Baudenkmale aus romanischer Zeit, ihren stummen Gruß. Auch die doppeltürmige Stiftskirche mit dem wunderbaren Portale, ihren merkwürdigen Fresken und dem wappengeschmückten Deckengewölbe verdient die Beachtung der Geschichts- und Kunstfreunde.

Im Gegensatz zu diesen ernsten Zeugen verflossener Jahrhunderte erheben sich neben den verwitterten, epheuumsponnenen Mauern die zahlreichen Bauten farbenfreudiger Jetztzeit. Ueberall am Gestade haben die Glitzerwellen Gelegenheit, schmucke Landhäuser mit Veranden und Balkonen, Türmchen und Erkern, Bootshäusern und Schwimmanstalten widerzuspiegeln. Und darüber flattern Wimpel, nickt üppiges Gesträuch, ringen sich Blumengewinde, strecken fruchtschwere Bäume ihre Aeste und blauen in stiller Größe die schneebedeckten Hüter des Thales, die lieben Berge.

Darunter aber tummeln sich fröhlich die Menschen, die kamen, um von der Schönheit ringsum Körper und Seele zu durchsättigen. Hier schaukelnde Boote, von deren Rudern flüssiges Silber rinnt; dort lachende Köpfe im Wasser, das schmeichlerisch die Schwimmer umkost, drüben ein weißer Segler, der einsamen Waldufern zustrebt. Dann von ferne plötzlich ein greller Pfiff und das Schnauben des Dampfers, der neue Gäste zur reichbesetzten Tafel heiteren Naturgenusses bringt. Aus den Schwimmschulen tönen Scherzworte und Gelächter, manchmal ist auch ein lautes Plumpsen und Plätschern zu hören, am Ufer daneben spielen Kinder im sonnigen Sande oder werfen Brotstücke in den See, um die sich das drängelnde Gesindel kleiner Fische balgt, bis entweder ein würdevoll dahergleitender Schwan den Bissen schluckt oder plötzlich eine große Forelle aus der Tiefe taucht und auf gleiche Weise den Streit beendet. Der See ist reich an edlen Fischen, das wissen die Menschen wohl, und an mancher ruhigen Bucht oder im schwankenden Kahne sitzen geduldige Angler, der Beute harrend.

Und wer es versucht, sich dem Zauberbanne zu entringen, den die wundersame Wasserfläche um die Herzen webt, und hinaufwandert zu den Höhen der Umgebung, wird erst recht gewahr, welchen gottbegnadeten Erdenfleck der See ziert. Von den vielen lohnenden Spazierwegen will ich nur die „Schlucht“ erwähnen mit ihren schattigen Anlagen, kühlenden Wasserfällen und köstlichen Quellen, die den Ort mit elektrischem Licht und gutem Trinkwasser versorgen. Aus der Schlucht führen Pfade einerseits zum idyllischen Kalvarienberge mit seinem heiligen Haine, einem unvergleichlichen Ruheplatze für Träumer und Dichter, andrerseits auf die Obermillstätter Hochebene mit ihrer entzückenden Schau über den See und seine Gebirgsumrahmung, ein Anblick, der schon viele gelockt hat, die Ruderstange mit dem Bergstock, das Schwimmkleid mit Lederhose und Lodenrock zu vertauschen und auf einen der vielen Beherrscher der Gegend, unter denen ich nur Milstätter Alm und Tschirnock, Mirnock, Goldeck, Gmeineck und Hohe Leier nennen will, den Fuß zu setzen.

Dort liegt vor den Blicken ausgebreitet das ganze liebe Oberkärtnerländchen, von den weißen Eisriesen des Glockners und der Hochalm bis zu den rötlichen Märchenburgen der Dolomiten und Julischen Alpen. Vor ihnen werden wir uns in Schauern der Ehrfurcht neigen, unser fröhliches Jauchzen aber gilt dir, blaue Perle in smaragdenem Thale tief unter uns, du herrlicher Millstättersee!

Kunst.

Wer sich einen Ueberblick über den gewaltigen Aufschwung verschaffen will, den die monumentale Malerei in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre genommen hat, dem ist jetzt ein vortreffliches Hilfsmittel in einem Prachtwerke geboten, das der Maler Egon Heßling in Berlin unter dem Titel „Dekorative und monumentale Malereien zeitgenössischer Meister“ zu veröffentlichen begonnen hat (Berlin, Bruno Heßling). Das Werk, von dem zwei Lieferungen mit je 24 Tafeln in Lichtdruck erschienen sind, ist auf vier solcher Lieferungen berechnet. Schon aus dem Inhalt der beiden ersten ist zu ersehen, daß der Herausgeber über die hervorragendsten Schöpfungen der neuesten Zeit wohl orientiert ist, und daß er es verstanden hat, die ersten Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen, und zwar, was besonders anzuerkennen ist, ohne Unterschied der Richtung, mit voller Unparteilichkeit. Im Gegensatz zu den Herausgebern ähnlicher Werke hat er den Schwerpunkt auf die Figurenmalerei gelegt, ohne die ornamentale dabei zu vernachlässigen. Wir finden die glänzendsten Namen zeitgenössischer Malerei in dieser Sammlung vertreten: F. Geselschap, A. von Werner, Hermann Prell mit den Fresken im Architektenhause zu Berlin und im Rathause zu Hildesheim, W. Friedrich, Max Koch, Carl Marr, Arthur-Fitger, Hans Thoma, Hans von Volkmann u. a. Besonderen Dank wird man dem Herausgeber dafür wissen, daß er den Kunstfreunden eine Reihe von dekorativen Malereien von A. Fitger und Thoma zugänglich gemacht hat, die teils in Privathäusern verborgen, teils wenig beachtet sind, obwohl öffentliche Lokale damit geschmückt sind. So werden z. B. die wenigsten Kunstfreunde wissen, daß die höchst humorvollen Wandmalereien im Café Bauer und im Café Storch zu Frankfurt a. M. von Thoma herrühren, der selten etwas Frischeres und Erquicklicheres gemalt hat als diesen Triumphzug des Königs Gambrinus und die meisterlich komponierte Musikantengruppe. Auch die nicht minder humorvolle Sauhatz und die Rückkehr der Jagdgesellschaft, die H. von Volkmann im Restaurant Burghof in Karlsruhe gemalt hat, werden vielen mehr behagen als die meisten seiner Landschaften, die sich in dem Drang nach Vereinfachung immer mehr von der Natur entfernen. Endlich findet man in der Sammlung auch den oft bis zur Unergründlichkeit geheimnisvollen Symbolisten Sascha Schneider mit seinen gewaltigen Wandgemälden in der Gutenberghalle des Deutschen Buchgewerbehauses in Leipzig und den Schweizer Ferdinand Hodler mit seinen vielbefehdeten Fresken in der Waffenhalle des Landesmuseums in Zürich vertreten, die allerdings nur wie vergroßerte Illustrationen in gesucht altertümelndem Stile wirken. Die musterhafte Ausführung der Tafeln in Lichtdruck erhöht den Genuß an dem inhaltreichen Werke.

— Die moderne kunstgewerbliche Bewegung ist bei der Reform der Wohnungsausstattung von der Ansicht ausgegangen, daß sich die historischen Stilarten überlebt haben, und daß nur ein vollständiger Bruch mit ihnen eine Erneuerung unsers Kunstgewerbes von Grund aus herbeiführen könne. Ehe man diese Ansicht zum Dogma erhebt, sollte man sie aber noch einer Revision unterziehen und namentlich untersuchen, ob wir uns bisher nicht unter falschen, durch die Schätze unsrer Museen beherrschten Vorstellungen ein verkehrtes Bild von den historischen Stilarten gemacht haben. Ein höchst willkommenes Material zu dieser Revision bietet uns ein kürzlich erschienenes kleines Bilderwerk: „Wohnräume des 15. und 16. Jahrhunderts“, nach gleichzeitigen Darstellungen auf Gemälden u. s. w. herausgegeben von G. A. Leinhaas (20 Farbentafeln mit einem Vorwort von Julius Lessing; Berlin, Ernst Wasmuth). Nach Gemälden, Miniaturen und Kupferstichen deutscher, niederländischer und italienischer Meister (darunter A. Dürer, L. Cranach, D. Ghirlandajo, Carpaccio) werden uns Prunk-, Wohn-, Speise-, Studier- und Schlafzimmer, eine Küche und eine Handwerkerstube aus den Stilperioden der Gotik und der Renaissance vorgeführt, die denn doch ein ganz andres Bild von der Zimmerausstattung jener Zeiten gewähren, als es uns durch unsre Dekorateure und Möbeltischler, die sich ausschließlich an die Prunkstücke unsrer Museen hielten, vorgetäuscht worden war. Wir sehen mit Erstaunen, daß auch in jenen Zeiten „Schlichtheit und Zweckmäßigkeit der Grundzug des bürgerlichen Wohnhauses gewesen sind,“ daß also damals genau dasselbe die Regel war, das die Reformer von heute als das höchste Ziel ihres Strebens darstellen. Es ist darum durchaus zutreffend; was Julius Lessing, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, in seinem Vorworte sagt, „daß nur eine unverständige Nachahmung zu der scheinbaren Entwertung des alten Formenschatzes geführt hat,“ und daß nicht der geringste Grund vorliegt, „die alte, die historische Kunst als etwas Ueberwundenes, Hinfälliges zu behandeln.“ Möge das schöne Werk zahlreiche Freunde finden. Sie werden sehen, daß die höchste Schönheit oft in der höchsten Einfachheit zu finden ist.

Litteratur.

Von dem großen Romancyklus, in dem Georg Freiherr von Ompteda den „Deutschen Adel um 1900“ in charakteristischen Typen schildern will, ist kürzlich der dritte Teil: Cäcilie von Sarryn, Roman in zwei Bänden (Berlin, F. Fontane & Co.), erschienen. Die Heldin ist der Typus edelster weiblicher Aufopferung, das Aschenbrödel einer Familie, das alle Lasten auf sich nimmt, unbekümmert um sein eignes Wohl, das selbst sein Herzensglück opfert, um sich im Dienste seiner hilfsbedürftigen Verwandten aufzureiben. Erst hat Cäcilie den Letzten im Elternhause, den Vater, bis zum Tode gepflegt, und dann übt sie das Samariterwerk an den verwaisten Kindern ihrer Schwester, die mit ihrem Gatten das Opfer eines Eisenbahnunglücks geworden ist. Auch den Herangewachsenen bleibt sie die fürsorgliche „Tante-Mutter“, und als ihnen allen der Weg ins Leben geebnet zu sein scheint, muß sie noch einmal ihre ganze Energie aufraffen, um einen ihrer Neffen der Gefahr einer entehrenden Heirat zu entreißen. Mit unsäglicher Liebe hat der Verfasser seine ganze Kraft auf die Charakteristik, die psychologische Zergliederung dieses seltenen Wesens verwendet, und um alles Licht auf seiner Heldin zu sammeln, hat er die Männer mit wenigen Ausnahmen kraftlos, unentschlossen, weichlich gestaltet. Aber auch hierin werden ihm Beobachtung und Erfahrung Beispiele genug geliefert haben, so daß seine Schilderung auch nach dieser Seite unanfechtbar sein dürfte. Nur wird man sich billig fragen, ob denn diese Cäcilie von Sarryn nur für den deutschen Adel um 1900 typisch ist, und nur für ihn allein, und ob nicht solche heldenhaften und selbstlosen „alten Jungfern“ in allen Schichten des deutschen Volkes vorkommen. Als allgemein deutschen Typus wollen wir also diese Gestalt gern gelten lassen und darum das Buch als eine beherzigenswerte, die sittliche Kraft in hohem Grade stählende Lektüre für heranwachsende Mädchen besonders warm empfehlen.

— Ein meisterhaft in monumentalen Zügen entworfenes und groß durchgeführtes Charakterbild Friedrichs des Großen aus der Feder des Straßburger Geschichtsprofessors Dr. Wilhelm Wiegand bildet den Inhalt des 15. Bandes der von Professor Ed. Heyck herausgegebenen Monographien zur Weltgeschichte (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Der Verfasser, der sich schon durch mehrere Beiträge um die Erforschung der Geschichte des großen Königs verdient gemacht, hat hier die Ergebnisse seiner Studien zusammengefaßt und ihn nach allen Richtungen seines Wesens, als Feldherr, Staatsmann, Regent, Schriftsteller, Dichter und Kunstsammler erschöpfend charakterisiert, wobei er mit der strengen Unparteilichkeit des unbestechlichen Historikers Vorzüge und Schattenseiten sorgfältig gegeneinander abgewogen hat. Als Endergebnis dieser Betrachtungen tritt die Thatsache hervor, daß die „Spannweite von Friedrichs Wirkung in der deutschen Geschichte unermeßlich“ ist und daß Friedrichs Gestalt „in allen bedeutsamen Augenblicken unsrer neuesten Geschichte führend und wegweisend vorangetreten ist“. Die Anschaulichkeit der Schilderung wird noch durch 140 Abbildungen, meist nach zeitgenössischen Gemälden, Bildwerken, Stichen und Zeichnungen, und durch drei Nachbildungen von Friedrichs Briefen unterstützt. — Von dem ersten Bändchen der Reihe (Die Mediceer) ist zugleich eine zweite Ausgabe unter dem Titel: „Florenz und die Mediceer“ von Professor Dr. Eduard Heyck erschienen, in der der Verfasser die ursprüngliche Darstellung zu einer Kultur- und Kunstgeschichte von Florenz im 15. und 16. Jahrhundert erweitert hat. Demgemäß ist auch die Zahl der Abbildungen, unter denen kein hervorragendes Kunstwerk jener großen Epoche fehlt, auf fast 200 vermehrt worden.

— Von der deutschen Ausgabe der „Wundersamen Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon“ von Alphonse Daudet ist kürzlich die elfte Auflage erschienen, ein Beweis, daß dieses Meisterwerk des komisch-satirischen Romans auch in Deutschland Verständnis in weiten Kreisen gefunden hat (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden). Ein wesentliches Verdienst an diesem Erfolg darf sich übrigens der Uebersetzer Paul Christiani beimessen, der eine ausgezeichnete Arbeit geleistet hat.

— Unter dem Titel „Anno Dazumal und heute“ hat Carl Wolf, der beliebte Tiroler Schriftsteller, den seine Landsleute den „Defregger mit der Feder“ nennen, zwölf Meraner Skizzen zu einem schmucken Bändchen vereinigt (Innsbruck, A. Edlinger). Wolf ist ein Meister humorvoller Kleinmalerei und zugleich ein intimer Kenner des Meraner Volkslebens, der auch den häufigen Besuchern Merans manches enthüllt, das den Blicken Fremder verborgen zu bleiben pflegt. Von allgemeinem Interesse ist die letzte der Skizzen, die sich mit den Meraner Volksschauspielen beschäftigt, die in den letzten Jahren großen Zulauf gefunden haben. — In demselben Verlage ist zugleich die zweite Auflage von Ewald Haufes farbenreichen Schilderungen „Am Gardasee“ erschienen. Es sind nicht Skizzen eines flüchtigen Touristen, sondern abgerundete, wohlausgeführte Bilder, die von scharfer und tiefdringender Beobachtung zeugen.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Eine neue Ausgabe der Poesien des Papstes Leo XIII. bringt die italienische Universalbibliothek (Sonzogno in Mailand). Den lateinischen Originalen ist gleichzeitig die italienische Uebersetzung beigegeben.

— Ein prächtiges altägyptisches Felsengrab ist zu Alexandria bei der Abtragung der Hügel westlich der Stadt zu Zwecken des Hafenausbaues zum Vorschein gekommen. Das Portal stellt eine Tempelfassade dar, die Vorhalle enthält zwei Statuen, die quadratische Grabkammer hat drei Nischen mit massiven, reich verzierten Sarkophagen und Reliefs an den Wänden.

— Ein Gräberfeld aus der Merowingerzeit in Kessenich bei Bonn hat eine reiche Ausbeute von Waffen, besonders prächtigen Lanzen und Schwertern, und sonstigen Grabbeigaben geliefert.

— Der litterarische Nachlaß Justinus Kerners, der sehr viele wertvolle Briefe enthält, ist aus dem Besitz von Theobald Kerner in Weinsberg, dem Sohn des Dichters, für das Schillermuseum in Marbach erworben worden.

— Die Jenaer Liederhandschrift, d. h. eine reiche Sammlung von Minnesängerliedern aus dem 14. Jahrhundert nebst den Singweisen, war im Jahre 1895 photographisch vervielfältigt worden, und zwar wurden damals zwei Ausgaben, eine einseitig und eine zweiseitig bedruckte, hergestellt. Da der Preis dieser Nachbildung aber ein außerordentlich hoher ist, so haben sich mit Unterstützung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zwei Germanisten und ein Musikgelehrter zur Herstellung einer billigeren Ausgabe vereinigt und zwar sowohl des Textes mit orientierender Einleitung wie einer Uebertragung der Melodien in moderne Noten.

Unterrichtswesen.

Eines der berühmtesten wissenschaftlichen Institute des Königreichs Sachsen, die Forstakademie Tharandt, aus der seit ihrer Begründung ausgezeichnete Forstmänner aller Länder hervorgegangen sind, wird voraussichtlich in nächster Zeit eingehen, um fortan nur noch in Zugehörigkeit zur Universität Leipzig weiter zu bestehen. Der Forstakademie hat es schon seit Jahren an der genügenden Zahl von Hörern gefehlt, um die hohen Staatszuschüsse zu rechtfertigen, die sie fortwährend erheischt. So waren für dieses Jahr 77900 Mark Staatsbeihilfe nötig, während man im Wintersemester in Tharandt nur 51 Studenten zählte. Da nun kaum ein Drittel von ihnen Sachsen sind, kann man es dem sächsischen Staat nicht verargen, wenn er daran denkt, auf eine selbständige Forstakademie zu verzichten. Bei der Angliederung an die Landesuniversität würden die Unterhaltungskosten des Instituts erheblich geringer werden



Phot. Max Stuffler, München.

Franz Nachbaur †.

— Das Königreich Griechenland zählte im Jahre 1901 3123 Volksschulen, und zwar 1457 für Knaben, 523 für Mädchen und 1143 sogenannte Schreibschulen, die unterste Stufe der Volksschule. Die Zahl der Schüler belief sich auf 189105, und zwar 149358 Knaben und 39747 Mädchen. Die Zahl der Volksschullehrer betrug insgesamt 4055.

Koloniales.

Der Kolonialkongreß, der Mitte Oktober unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg abgehalten werden soll, wird voraussichtlich mit einer kleinen Kolonialausstellung verbunden werden; es dürfte eine Sammelausstellung der vom kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandten wirtschaftlichen Expeditionen veranstaltet werden. Im Vordergrund des Interesses steht die Baumwollexpedition nach Togo. Die lange erstrebte Baumwolleneinfuhr aus deutschen Kolonien ist durch die Kulturversuche und Ansiedlung amerikanischer Baumwollfarmer (Neger) in Togo mit Erfolg durchgeführt worden. Näheres darüber findet sich in dem Bericht des Komitees über die Baumwollexpedition nach Togo (1901), der im Verlag des kolonialwirtschaftlichen Komitees Berlin NW. erschienen ist.



Paul Bulss †.

Sport.

Wie 1896 in Athen und 1900 in Paris, wird Deutschland auch bei den Olympischen Spielen, die 1904 in Chicago stattfinden, durch eine auserwählte Athletenschar vertreten sein. Unter Berufung auf die seither gewährten Beihilfen wird der Ausschuß bei der Regierung eine solche im Betrage von 40000 Mark nachsuchen. Man beabsichtigt, in Chicago sich nicht, wie bisher, nur am Turnen zu beteiligen, sondern auch an den sonstigen Konkurrenzen, wie Flach- und Hürdenrennen, Springen, Steinstoßen. Man glaubt, binnen zwei Jahren die Teilnehmer so weit trainieren zu können, daß sie auch in diesem Sport mit den Amerikanern und Engländern ehrenvoll wetteifern werden.



Dr. Max Lingg, der neuernannte Bischof von Augsburg.

Landwirtschaft.

Dem Deutschen Landwirtschaftsrat ist der große Preis der Pariser Weltausstellung von 1900 für seine kartographischen Darstellungen der deutschen Getreideproduktion verliehen worden.

Denkmäler.

In Hannover ist ein Grabdenkmal für Franz Wilhelm Metz enthüllt worden, den hochverdienten Förderer des Turnwesens und aller kraftstählenden Leibesübungen, der zugleich auch ein Hauptbegründer der freiwilligen Feuerwehr in Deutschland war. Am 16. Oktober 1817 zu Leipzig geboren, wirkte Metz in seiner Vaterstadt, alsdann in Darmstadt, Mannheim und Hannover. In letzterer Stadt war er 47 Jahre thätig und verschied dort am 27. April 1901. Das jetzt enthüllte Denkmal, ein Werk des Bildhauers Karl Gundelach in Hannover, ist ihm von Freunden und ehemaligen Schülern errichtet worden.

— Die Grundfläche des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig nimmt einen Raum von 6900 Quadratmetern und der sich davor ausbreitende See eine Fläche von 9500 Quadratmetern ein. Der zur ganzen Anlage des Denkmals von der Stadt Leipzig kostenlos zur Verfügung gestellte Platz mißt 64000 Quadratmeter; auf ihm erheben sich monumentale, mit Eichen bepflanzte, bis zu 25 Meter hohe Erdwälle, die dreiseitig um den Denkmalsbau herumführen. Die auf drei Millionen Mark veranschlagten Baukosten würden in kurzer Zeit zusammenfließen, wenn jede Stadt, jede Gemeinde, jeder Verein jährlich nur den geringen Beitrag von fünf Mark leisten. Beiträge nimmt der Deutsche Patriotenbund in Leipzig, Vorsitzender Clemens Thieme, entgegen.

— Mit der Herstellung des Bismarck-Denkmals in Lübeck ist Professor Hundrieser in Berlin betraut worden. Es wird jener Entwurf ausgeführt, mit dem der Künstler in dem Hamburger Wettbewerb den zweiten Preis errang. — Das Bismarck-Denkmal in Frankfurt a. M. wird nach Beschluß der Stadtverordneten am neuen Schauspielhause seinen Platz erhalten.

— Das von der deutschen Burschenschaft errichtete Denkmal zu Eisenach wird am 22. Mai enthüllt werden. Tags darauf findet eine Feier auf der Wartburg statt.

— Zu einem Denkmal für Max von Pettenkofer, den Begründer der modernen Hygiene, hat die Stadt München 25000 Mark bewilligt.

— Auf dem deutschen Schützenplatz zu Porto Alegre in Brasilien ist der Grundstein zu einem Bismarck-Denkmal gelegt worden.

Museen.

Anton von Werners Gemälde Kaiser Wilhelm der Große auf dem Sterbelager ist von einem Kunstfreund um 10000 Mark angekauft und dem hannoverschen Provinzialmuseum geschenkt worden.

— Das schweizerische Landesmuseum zu Zürich hat von der dortigen Stadtschützengesellschaft einen Ehrenbecher des Züricher Goldschmieds Hans Jakob Holzhab aus dem Jahre 1645 um 40000 Franken erworben.

— Ein Gesetz über die Inventarisierung sämtlicher beweglicher Kunstgegenstände des Kantons, der Gemeinden und öffentlich rechtlichen Körperschaften, die als geschichtliche Denkmäler oder kulturgeschichtliche Altertümer einen Wert haben, ist als Volksreferendum im Kanton Bern angenommen worden. Zu einer Veräußerung bedarf es fortan der Zustimmung der Kantonalregierung.

Zeitgeschichte.

Als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Bischofs von Augsburg wurde Dompropst Dr. Max Lingg in Bamberg ernannt. Er bekleidete außerdem bisher die Würden eines päpstlichen Geheimkämmerers, eines erzbischöflichen geistlichen Rates und war am Lyzeum zu Bamberg als Professor thätig. Bischof Dr. Lingg ist ein Kind jenes schwäbisch-bayrischen Kreises, in den er jetzt als hoher geistlicher Würdenträger zurückkehrt. In Nesselwang am 8. März 1842 geboren, studierte er am Georgianum in München und war eine Zeitlang Erzieher der bayrischen Prinzen Ludwig Ferdinand und Alfons. Im Jahre 1865 empfing er die Priesterweihen und wurde alsbald in Augsburg als Kaplan angestellt. Später kam Dr. Lingg als Lyzealprofessor nach Bamberg; zum Domkapitular wurde er 1881, zum Dompropst 1893 ernannt. Der neue Bischof, ein sehr gelehrter Herr, verfaßte u. a.: „Zivilehe vom Standpunkte des Rechts“, „Geschichte des tridentinischen Pfarrkongresses“, „Verordnungssammlung für den Klerus der Erzdiözese Bamberg“, „Geschichte des Instituts der Pfarrvisitation in Deutschland“. Auch einen Band Gedichte in schwäbischer Mundart, „G'müethle“ betitelt, gab er 1874 heraus.

— Seinen 70. Geburtstag feiert am 30. April der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Ernst von Leyden, der berühmte Kliniker, in Berlin. In Danzig geboren, bezog er 1849 das Berliner Friedrich Wilhelmsinstitut (Pepinière), promovierte 1853 und trat im folgenden Jahre als Militärarzt in die Armee ein. 1865 wurde er nach Königsberg als Professor der Medizin und Direktor der neuen Klinik berufen, in welcher Stellung er zusammen mit Recklinghausen und Spiegelberg der Begründer einer neuen Aera des klinischen Unterrichts wurde. 1872 ging er an die neubegründete Straßburger Universität, siedelte aber 1876 als Nachfolger seines einstigen Lehrers Traube nach Berlin über und übernahm 1885, nach Frerichs Tode, die Leitung der ersten medizinischen Klinik in der Charité. Im Jahre 1894 weilte er, an das Krankenlager des Zaren Alexanders III. berufen, längere Zeit am russischen Hofe und wurde 1895 durch Verleihung des Adels ausgezeichnet. Schon 1881 hatte er den Verein für innere Medizin begründet. In Fachblättern wie auch als selbständige Werke veröffentlichte Ernst von Leyden zahlreiche Schriften aus dem Gebiete seiner Spezialwissenschaft.



Prof. Dr. Ernst von Leyden.

— Kaiser Wilhelm hat endgültig die Umwandlung des Grunewaldes bei Berlin in einen Volkspark genehmigt. Schöne Fuß-, Fahr- und Reitwege sollen den Wald durchziehen und weite Spielplätze angelegt werden. Indessen wird der Baumbestand nur insoweit gelichtet, als es zu diesen Anlagen nötig erscheint.

— Durch einen vulkanischen Ausbruch ist die Ortschaft Kanai im südlichen Alaska von der Lava begraben worden. Die Einwohner konnten nur das nackte Leben retten.

Ausstellungen.

Eine Ausstellung des Farbendruckes hatte im deutschen Buchgewerbehause zu Leipzig der Deutsche Buch-



Phot. K. F. Wunder.

Das Grabdenkmal für Franz Wilhelm Metz in Hannover. Von Karl Gundelach.



Der neue Lyoner Bahnhof in Paris.

gewerbeverein veranstaltet. Sie umfaßte Farbendrucke aller Zeiten, aller Länder, aller Verfahren. Die Unterstützung großer öffentlicher Institute, die bereitwillig ihre kostbaren Schätze beisteuerten, die Hilfe zahlreicher privater Sammler, Künstler und Kunstanstalten hatte es möglich gemacht, die Geschichte des Farbendrucks ziemlich erschöpfend zu veranschaulichen.

— Eine große Ausstellung für Frauenarbeit wird am 5. Mai von dem Frauenerwerbsverein in New York eröffnet werden. Besondere Abteilungen sollen den Zeichnerinnen, Juwelierinnen, den weiblichen Schmiedemeistern, Barbieren, den Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen, Aerztinnen und andern Berufsarten zugewiesen werden, in denen Frauen beschäftigt sind.

Industrie, Handel und Verkehr.

Wohl kein Bahnhof der Welt weist eine so luxuriöse Ausstattung auf wie der neue Bahnhof der Paris-Lyon-Mittelmeer-Bahn in Paris. Besonders reich geschmückt sind die beiden Restaurationssäle, die an Wänden und Decken Gemälde von der Hand erster französischer Künstler zeigen. Neben einer Darstellung der Stadt Paris sieht man eine Reihe herrlicher Landschaften aus jenen Gegenden, welche die Bahn durchquert. Besonders reizvoll ist das von Gerver gemalte Deckengemälde des großen Saales. Es giebt auf der einen Seite ein Bild von der berühmten Blumenschlacht in Nizza, auf der andern eine idyllische Scene aus der Orangenernte.

— In den Vereinigten Staaten ist eine neue Postkarte ausgegeben worden, die zum ersten Male das Bild des Präsidenten MacKinley an Stelle des bisher auf der Postkarte angebrachten Bildnisses des Präsidenten Jefferson ziert. Ferner wurde eine neue Marke dem Verkehr übergeben, nämlich eine 13 Cents-Marke mit dem Bildnis des Präsidenten Harrison, die für nach dem Auslande gehende eingeschriebene Sendungen bestimmt ist.

Alpines.

Jeder Besucher des Vierwaldstättersees kennt das romantisch unterhalb Seelisberg, gegenüber von Brunnen, gelegene Haus an der Treib. Dieser charakteristische Holzbau aus dem späten Mittelalter soll, da er nicht mehr reparaturfähig ist, abgebrochen, jedoch in ganz gleicher Art mit Verwendung alles noch brauchbaren Materials am alten Platze wieder aufgeführt werden.

— Die Aufforstung des südlichen Thalgehänges im Ober-Engadin von Sils bis Scanfs ist in Aussicht genommen. Es wären dazu 7 Millionen Setzlinge innerhalb zehn Jahren erforderlich.

Stiftungen.

Zu einer Stiftung für Ausbildung begabter armer Mädchen als Malerinnen und Bildhauerinnen hat die Tochter des verstorbenen Malers Gallimard ihr Landhaus und 24000 Franken dem Künstlerverein in Paris letztwillig überwiesen.

Bühne.

Das historische Drama „Friedrich der Große" von Otto von der Pfordten fand am Hoftheater zu Weimar eine wohlwollende Aufnahme. Eines recht günstigen Erfolges erfreuten sich ferner: im Hamburger Schauspielhause das Lustspiel „Die Tyrannei in Thränen" von dem australischen Dichter C. Haddon Chambers, im Coblenzer Stadttheater das Drama „Tod" von dem Münchener Dichter Robert Heymann, die einaktige Oper „Maja" von Balduin Zimmermann in Erfurt, das Liedersingspiel „Der Hexenmeister" von Freiherrn Busso von Meyern-Hohenberg in Ulm und das Schauspiel „Mutter" der dänischen Dichterin Karen Bramson im Stadttheater zu Nürnberg.

— Der Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele teilt einige Daten von allgemeinem Interesse mit. Der Devrientsche „Luther" wurde zwanzigmal im Krollschen Theater zu Berlin gespielt und war von insgesamt 38200 Personen besucht. Der Garantiefonds hatte die Höhe von 12555 Mark. Die Zahl der Mitwirkenden betrug 174 männliche, 196 weibliche Personen, die der Vereinsmitglieder vor dem Spiel 946, nach dem Spiel 1142. Die Einnahmen betrugen 61800 Mark, die Ausgaben 59000 Mark, davon für Agitation und Vorbereitung 7200 Mark, für Reklame, Drucksachen 10000 Mark, für Bühne, Trachten, Musik 25300 Mark, für Honorar, vertragsmäßige Abgaben 16500 Mark. Die dem Verein für seine Aufgaben verbleibende Summe beträgt 5500 Mark.

— Der Bauernfeldpreis im Betrage von 4000 Kronen wurde dem Dichter Karl Schönherr in Wien für sein Drama „Sonnwendtag" zugesprochen.

— Im Renaissance-Theater zu Paris fand das Drama „Der 14. Juli", in dem Romain Rolland den Bastillensturm behandelt, nur eine geteilte Aufnahme. Im Anfang gefielen die lebhaft bewegten Volksscenen, die später jedoch operettenhaft ausarteten.

— In Petersburg soll ein neues Opernhaus erbaut werden, dessen Kosten auf 1900000 Rubel veranschlagt sind.

Totenschau.

Zwei bedeutende Bühnenkünstler sind am gleichen Tage, 21. März, dahingeschieden. In München verstarb Franz Nachbaur, der einst gefeierte Tenor, und in Temesvar, wo er sich auf einer Konzertreise befand, erlag Paul Bulß, der treffliche Baryton, einer tückischen Krankheit. Nachbaur erblickte am 25. März 1830 auf Schloß Gießen am Bodensee als Sohn eines Oberamtsrichters das Licht der Welt und war zunächst zum Ingenieur bestimmt. Aber während er noch am Polytechnikum in Stuttgart studierte, ward seine herrliche Tenorstimme entdeckt. Auf den Rat Heinrich Sontheims, des berühmten Tenors, der noch heute hochbetagt in Stuttgart lebt, trat er zunächst am Stadttheater zu Basel in den Chor ein, um die nötige Bewegungsfreiheit auf der Bühne zu gewinnen, und nahm alsdann Gesangsunterricht bei Lamperti in Mailand. Hierauf folgten rasch wechselnde Engagements an verschiedenen Bühnen, ohne daß ihm großer Erfolg blühte, bis in Prag die entscheidende Wendung eintrat. Nachdem ihm erst einige bedeutendere Rollen anvertraut waren, entwickelte sich seine Kunst überraschend schnell, und ein glänzender Glücksstern ging ihm in München auf, wohin er 1866 berufen wurde.



Restaurationssaal im Lyoner Bahnhof zu Paris.

An der dortigen Hofoper erlangte er durch die Gunst des Königs Ludwig II. und die Anerkennung Richard Wagners eine Ausnahmestellung, wie wohl kaum ein Sänger vor oder nach ihm. Der König überschüttete ihn mit Zeichen der Anerkennung und behandelte ihn als persönlichen Freund. In München und in den deutschen Städten, die er als Gast besuchte, wurde er lange Jahre — namentlich als Wagnersänger — gefeiert. Auch nachdem er Abschied von der Bühne genommen hatte, behauptete er noch eine einflußreiche Stellung in dem musikalischen Leben der bayrischen Königsstadt.

Paul Bulß, der fern von der deutschen Heimat dahinschied, war 1849 auf Rittergut Birkholz in der Prignitz geboren. Auch er vollendete seine Gesangsstudien bei Lamperti in Mailand und kam nach verschiedenen Engagements 1876 an die Dresdener Hofoper, wo er schnell eine erste Stellung errang. Seine schöne, ausgiebige Barytonstimme, seine ritterliche Erscheinung und sein gewandtes Spiel machten ihn zu einem bevorzugten Liebling des Publikums sowohl in Dresden wie in Berlin, wohin er 1888 übersiedelte. Der dortigen Hofoper gehörte er bis zum Jahre 1900 an. Auch als Konzertsänger leistete er Bedeutendes, und eine hervorragende Rolle spielte er im gesellschaftlichen Leben Berlins. Auf den Rennplätzen war er eine wohlbekannte Erscheinung, er hielt sich prachtvolle Pferde und war auch ein Meister im Turf, der manchen Sieg errang.

*

Sir Richard Temple, Reiseschriftsteller, vorm. Gouverneur von Indien, 74 J., † 16. März, Hampstead. Prof. Dr. Adolf Jarisch, bedeut. Dermatologe, 53 J., 21. März, Graz. — Geschichts- und Genremaler M. Neffers, 82 J., † 21. März, Düsseldorf. — Koloman von Tisza, vormals ungar. Ministerpräsident, 72 J., † 23. März, Budapest. — Wirkl. Geh. Rat Herzog, vormals Staatssekretär der Reichslande, 75 J., † 23. März, Berlin. — Kardinal Erzbischof Dr. Missia, † 23. März, Görz. — Fürstin-Mutter Marie zu Wied, 77 J., † 24. März, Neuwied. —



Phot. C. Chusseau-Flaviens, Paris.

Das Deckengemälde im grossen Saale des Lyoner Bahnhofes zu Paris. (Blumenschlacht in Nizza und Orangenernte von Henri Gervex.)

Ueber Land und Meer.
№ 28.



Der Hafen.



Tritongruppe an der Königsallee.



Die goldene Brücke im Hofgarten.

Zu dem Artikel: „Düsseldorf am Rhein", Seite 525.

Briefmappe.

H. A. in B. Daß der Zopf des Chinesen nicht ein bloßes Anhängsel ist, sondern sogar eine rhetorische Bedeutung hat, lehrt ein interessanter, von C. F. Voskamp veröffentlichter Artikel in der seit Januar d. J. erscheinenden Zeitschrift „Der ferne Osten" (Schanghai, Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt). In diesem Aufsatz, der den chinesischen, auf offener Straße agierenden Geschichtenerzähler behandelt, heißt es: „Man glaube nicht, daß der Zopf bloß ein ornamentaler Fortsatz am Chinesenschädel sei. Er ist sicherlich viel mehr. Als der Kaiser Shun-Chi, der Erbe der Mings, das heilige Edikt erließ, daß männiglich in den achtzehn Provinzen einen Zopf zu tragen habe, um seine Soldaten der manchurischen Garnisonen, die an den Zöpfen, diesem Zeichen eines Reitervolkes der nordasiatischen Steppen, kenntlich waren, in den chinesischen Städten zu schützen, da bäumte sich das Volk wohl auf gegen diese barbarische Zumutung. Aber endlich hat es sich daran gewöhnt. Das ist aber auch das einzige, was der Chinese von dem Sieger angenommen hat. Der rauhe Manchu ist von der feineren Kultur des Chinesen bezwungen worden, und wie so oft in der Geschichte, ist schließlich doch der Sieger von dem Besiegten überwunden worden. Heute ist der Zopf wahrlich kein Knechtszeichen mehr, sondern der Schmuck und die Ehre des männlichen Chinesen. Dem Kuli freilich, der seinen verfilzten Zopf beim Eintritt ins neue Jahr einmal zu kämmen versucht, ist er bei der Arbeit hinderlich und wird daher um den Kopf oder gleich um die Mütze geschlungen, aber der Schriftgelehrte und Bücherleser, der Mann mit den zollangen Fingernägeln und der Brille, in der ungeheure Krystallgläser sitzen, vor allen Dingen aber unser Marktredner, pflegt seinen Zopf mit einer Zärtlichkeit, als sei er ein Hauptstück und alles andre nur eine elende Nebensache. Wie doch beim Vortrage der feingeflochtene, glänzende, mit Hilfe von Seidenfäden verlängerte Zopf hinten seine stumme, aber eindringliche Sprache redet, bald kokett auf und nieder tänzelt, bald hin und her pendelnd schöne Figuren beschreibt, bald ehrfurchtsvoll herniederhängt, wenn etwa sein Herr aus den Klassikern citiert, bald sich drohend aufrichtet, um bei einem energischen Ruck des Hinterkopfes sich zärtlich auf die Schulter seines Trägers zu legen, der ihn mit einer eleganten Handbewegung wieder zurückwirft, — ja, darin liegt eine gewisse musikalische Begleitung zu dem Vortrage des Geschichtenerzählers, die zwar stumm, aber eindrucksvoll ist." — Wir wollen bei der Gelegenheit nicht versäumen, die genannte, reich illustrierte Zeitschrift allen zu empfehlen, denen daran liegt, eine genauere Kenntnis des Reiches der Mitte und seiner noch immer nicht genügend gewürdigten Eigenart in unterhaltsamer Form zu gewinnen.

K. F. in L. Christine Hebbel, die Witwe des berühmten Dichters, feierte am 9. Februar d. J. ihren 85. Geburtstag.

L. H. in Berlin. Für den Inseratenteil ist die Redaktion nur insofern verantwortlich, als sie keine Anzeigen zuläßt, die gegen das Straf- und Preßgesetz verstoßen. Ueber den guten Geschmack üben wir in diesem rein geschäftlichen Teil kein Richteramt aus.

W. A. in G. Die Herzoge von Broglie sind ein ursprünglich piemontesisches Geschlecht, das Mitte des 17. Jahrhunderts nach Frankreich übersiedelte.

W. O. in R. Bei dem Erdbeben in Schemacha und Umgegend, worüber wir in Nr. 25 berichteten, sind über 4380 Behausungen zerstört worden und weit mehr als 2000 Menschen umgekommen. Der materielle Schaden beträgt gegen 20 Millionen Rubel.

A. H. W. in S.-D., Kalifornien. Die Dichtungen haben Schwung, sind aber in der Form nicht vollkommen. So müssen wir leider auf den Abdruck verzichten. Eine Probe des in Aussicht Gestellten unter Beigabe von Photographien werden wir gern empfangen.

G. S. in M. Die „kupferne Hochzeit" ist ein Scherz, erdacht im Gegensatz zur silbernen, goldenen und Diamant-Hochzeit. Zur Silbernen gehören bekanntlich 25 Jahre des Ehestandes, die Hälfte davon sind $12^1/_2$, und so begeht ein vergnügtes Ehepaar, das gern Feste feiert, den Tag, da es vor $12^1/_2$ Jahren den schönen Bund geschlossen hat, als kupferne Hochzeit.

R. in P. Verbindlichsten Dank für Ihre werte Zuschrift, der wir in Ergänzung unsers Artikels in Nr. 22 über den letzten Luchs in Ostpreußen das Folgende entnehmen: Gesehen wurde der Luchs bereits im Frühjahr 1901. Da er sich aber durch nichts Besonderes bemerkbar machte, wurde den Mitteilungen des Forstaufsehers Naschies, der ihn einigemal gesehen haben wollte, keine Bedeutung beigemessen, und die Sache kam in Vergessenheit. Daß im Oktober 1901 viele gerissene Rehe gefunden worden sind, ist unrichtig; die Dickungen, in denen der Luchs seinen Raub verzehrt hat, sind derart, daß Menschen sie nicht betreten, also auch keine Reste von gerissenem Wild finden. Was übrig bleibt, fressen außerdem sofort die Füchse. Die Treibjagd vom 23. November 1901, an der der Luchs ganz unerwartet auftauchte, war nicht seinetwegen angesetzt, sondern eine der gewöhnlichen Jagden. Erst nach dem Erscheinen des Raubtieres wurde nur auf letzteres gejagt. Am 24. November wurde der Luchs so spät festgemacht, daß nicht mehr getrieben werden konnte. Am 25. wurde er — nachdem er übrigens schon am 23. beschossen worden war — im zweiten Treiben erlegt. Abgegeben wurden auf ihn zehn Schüsse, von denen aber nur der erste, vom Einsender abgegeben, (Herzschlagader) und zwei spätere mit je einem Korn (hinterm Blatt und weidwund) getroffen hatten. Der ausgestopfte Luchs kommt nicht nach Rominten, sondern ist seinerzeit der Sammlung der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin überwiesen worden. Daß am 10. Februar 1862 — nicht 1863 — in Naffawen (Rominter Heide) ein Luchs nach achttägiger Jagd erlegt ist, stimmt. Von der Erlegung eines solchen ebenda im Jahre 1887 ist in der Litteratur nichts bekannt. Vielmehr sind die nächsten Luchse in Ostpreußen erlegt wie folgt: am 21. September 1868 in Puppen, im September 1870 in Heydtwalde, am 20. Januar 1872 in Schlodien, am 25. Januar 1879 in Puppen.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

A. Dreger, Die Berufswahl im Staatsdienst. Zusammenstellg. der Vorschriften ꝛc. 7. Aufl. M. 3.—. Dresden, C. A. Koch.
K. Landsteiner, Die Geister des Sturmes. Sozialer Roman. M. 3.— Regensburg, Verlagsanstalt Manz.
Immanuel Hoffmann, Mariä Traum. Gedicht. M. 1.—. Berlin, Siegismund.
Johs. Müller, Der Beruf und die Stellung der Frau. M. 2.—. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter".
F. Wolf-Rabe, Midasgold. Roman. Dresden, Reißner.
Elis. Gnade, Docendo discimus. Briefe e. Weltverbesserers. Ebd.
Ernst Wichert, Die Thorner Tragödie. Roman. Ebd.
Jak. Sitzler, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee. M. 2.60. Paderborn, Schöningh.
Bedeutende Männer aus Vergangenheit u. Gegenwart. Heft 2/3: Gerhart Hauptmann. 7. Beethoven. 8. Darwin. 10. Lenau. à Nr. 50 ₰. Berlin, Schildberger.
Praktisches Börsentaschenbuch für 1902. 3. Aufl. mit neuem Börsenlexikon. Gebd. M. 4.50. Berlin, F. Krupke & Co.
Isolde Kurz, Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. 3 Erzählgn. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Paul v. Szczepanski, Der Narr des Glücks. Roman in zwei Bänden. M. 6.—. Leipzig, G. Wigand.
A. Dessauer, Jochwind. Ernste und launige Erzählungen aus luft'ger Höhe. M. 1.20. München, Lindauer.
Dr. M. Steinitz, Musikalische Strafpredigten. Privatbriefe eines alten Grobians. München, A. Schmid Nachf.
Otto Berdrow, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 12 Portr. 2. verm. Aufl. M. 7.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Dr. Wilh. Bersch, Die moderne Landwirtschaft. Mit ca. 600 Abbildgn. Lfg. 1—4 (30 Lfgn. à 50 ₰). Wien, Hartleben.
Dr. Th. Matthias, Vollständ. kurzgef. Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. 2. Aufl. M. 1.30. Leipzig, Hesse.
C. Eyssell-Kilburger, Das böse Buch. Moderne Skizzen. 50 ₰. Berlin, Eckstein Nachf.
A. Rantzau, Feuer. Erzählung. M. 3.—. Berlin, Goldschmidt.
Bericht u. Programm der Akademie für Sozial- u. Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. Jena, G. Fischer.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 16.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 14. Februar 1892.

Damenbauernspiel.

Weiß: Th. v. Scheve (Berlin).
Schwarz: Dr. S. Tarrasch (Nürnberg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	20. e3×f4	e5—e4 [6])
2. Sg1—f3	c7—c5 [1])	21. Sd2—b1	Sf6—d7
3. e2—e3	Sb8—c6	22. Sb1—a3	Sd7—c5
4. Lc1—f4	Dd8—b6	23. Sa3—c2	Sc5—b3 [7])
5. b2—b3	c5×d4	24. Dc1—a3†	Dc7—e7
6. Sf3×d4	f7—f6 [2])	25. Da3×e7†	Kf8×e7
7. Sd4×c6	b7×c6 [3])	26. Ta1—a2	Ke7—d6
8. Lf4—e3	Db6—a5	27. Tf1—d1	Kd6—c7
9. b3—b4	Da5—c7	28. Sc2—b4	Ta8—d8
10. Le3—c5 [4])	e7—e5	29. Sb4—c6	Td8—a8
11. Lc5×f8	Ke8×f8	30. Sc6—b4	Th8—d8
12. e2—e3	Lc8—e6	31. a4—a5	Sb3—c5
13. a2—a4	c6—c5 [5])	32. Sb4—c6	Td8—e8
14. Lf1—e2	Ta8—b8	33. Sc6×a7! [8])	Sc5—d3 [9])
15. b4—b5	f6—f5	34. b5—b6†	Kc7—b7
16. 0—0	Sg8—f6	35. Sa7—b5 [10])	Te8—e7
17. Sb1—d2	c5—c4	36. g2—g3	Sd3—c5
18. Dd1—c1	g7—g5	37. Sb5—c7	Te7×c7
19. f2—f4	g5×f4	38. b6×c7	Kb7×c7
39. Td1—b1	Sc5—b3	42. Le2×c4 [11])	Le6×c4 und
40. Ta2—a3	d5—d4		Schwarz gewann nach weiteren
41. e3×d4	Sb3×d4		38 Zügen. [12])

[1]) Das Gegengambit ist die beste Spielweise, wenn Weiß seinerseits das Damengambit nicht anbietet.

[2]) Schwarz hat bereits das bessere Spiel. Der weiße Damenflügel ist schwach und der Königsflügel unentwickelt.

[3]) Den Vorzug verdiente Db6×c6. Die Dame konnte dann nicht vom Läufer angegriffen werden, und andrerseits übte sie einen starken Druck auf den schwachen Punkt c3 aus.

[4]) Weiß hat nun Gelegenheit gehabt, sein Spiel einigermaßen zu verbessern, und hat davon guten Gebrauch gemacht.

[5]) Schwarz muß nun die c-Linie wieder zu öffnen trachten, die er vorhin freiwilligerweise geschlossen hat.

[6]) Diese Bauernstellung hat ihre Schwächen, da der Bd5 früher oder später die Deckung durch Offiziere erheischt.

[7]) Schwarz übersieht hier wohl das Damenschach auf a3; jedenfalls stand der Springer weit stärker auf d3.

[8]) Weiß hat sehr gut gespielt und erobert jetzt einen wichtigen Bauern, der ihm den Gewinn der Partie verbürgen sollte.

[9]) Jetzt erst nach zehn Zügen kommt der Springer auf das richtige Feld, das er gleich hätte einnehmen sollen. Er muß aber bald doch wieder zurück.

[10]) Hier konnte Weiß mit 35. Td1—b1 sich den Sieg sichern. Falls darauf etwa Kb7—a6, so 36. Sa7—b5 mit nunmehr entscheidender Kraft.

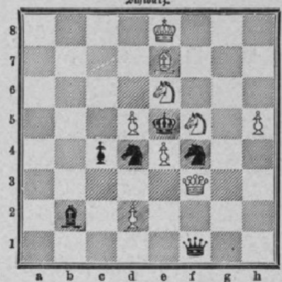
[11]) Zum Schluß ein grobes Versehen, das eine Figur und damit die Partie kostet, die sich sonst noch recht gut hätte halten lassen.

[12]) Natürlich scheitert 43. Tb1—c1 oder Ta3—c3, was Weiß wohl beabsichtigt hatte, an Sd4—e2†.

Aufgabe 17.

Von **Gotthard Heinrich** in Altefähr (Rügen).
(Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 14:

W. 1. Lb4—f8
S. 1. Kc4×d5
W. 2. Kf3—e2†
S. 2. Kd5—c4, d4, e5, e6
W. 3. Da3—b4, c5, d6, e7 matt.

A.

S. 1. g5—g4†
W. 2. Kf3—f4 und
W. 3. Da3—b4, ×d3 matt.

B.

S. 1. f5—f4
W. 2. Td5—c5†
S. 2. Kc4—d4
W. 3. Lf8—g7 matt.

C.

S. 1. Le8—b7
W. 2. Lg2—f1†
S. 2. Kc4×d5, Sb2—d3
W. 3. Da3—d6, ×d3 matt.

Umstellrätsel.

Ob das Rätselwort hienieden
Viel gemeinsam auch besitzt,
Ist's doch wunderbar verschieden
Aus dem gleichen Holz geschnitzt;

Wie sich das im Aeußern kündet,
Mehr noch es vom Innern gilt,
Und ein klarer Blick ergründet
Immer wohl ein wechselnd Bild.

Tilgst du nun das letzte Zeichen
Und versetzst das Silbenpaar,
Läßt das Gegenteil erreichen
Sich von dem, was vorher war;

Für das volle frische Leben
Tauschest du nur Schatten ein,
Doch sie können dich umweben,
Deinem Glück gefährlich sein. M. Sch.

Silbenrätsel.

Die erste hat zeit ihres Lebens
In Strömen die Tinte vergossen,
Doch ist sie nicht etwa vergebens,
Nein, stets in die Feder geflossen.

Wie läßt es sich aber verein'gen
Mit Zwecken so hoch und erlesen,
Daß sie sich geduldig zum Rein'gen
Der Bürste still fügt und dem Besen?

Ob viele Millionen auf Erden
Den Namen der zweiten auch tragen
Daß völlig gerecht sie ihm werden
Darf nur von Erwählten man sagen.

Das Ganze streut leis' und verborgen
Die Körnchen in schimmernde Quellen,
Daß strahlender noch sie am Morgen
Von neuem sich wieder erhellen. M. Sch.

Worträtsel.

Zum Sange wird ein Baum, wenn er verschwindet,
Und auch sein Kopf zugleich; wer das wohl findet? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 470:

Des Mittelbuchstabenrätsels:

Schmerz — Scherz
Eos — Es.
Adler — Ader.
Motor — Moor.
Hekla — Hela.
Benedix — Bendix.
Moltke.

Des Silbenrätsels: Obhut.

Richtige Lösungen sandten ein: Maud Bargan in Detroit (2). „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (4. Bestens erwidert!). „Leda" in A. (2). Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (5. Wir danken und grüßen!). Franz v. K. in Preßburg. Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. Gräfin P. in Ch. (2). ? in Paris (4). Doris G. in Ellwangen. „Lona" in Cannes (3). Wilh. Sch. in A. (Noch nicht ganz auf der Höhe.)

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.
Nº 29.
88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang. Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.
Deutsche Illustrierte Zeitung.
Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg. Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Narro!

Eine ergötzliche Hofgeschichte

von

August Sperl.

(Schluß.)

Pfeifer und Geiger oblagen mit Hingebung ihren Verpflichtungen, und im Saale bewegten sich die geschmückten Paare nach dem Takte der lockenden Weisen.

Mit finsterm Gesichte stiegen Seine Fürstliche Gnaden Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste empor zur Herrenbühne. Hinter ihnen als ihr getreuer Schatten, aber als weißseidener, der Graf von Santaporta.

„Ich habe Euch mein Wort gehalten!“ murrte der Fürst.

„Euer Knecht, Fürstliche Gnaden, ist Euch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet!“

„Ich habe Euch das meinige gehalten, Ihr mir das Eurige nicht!“ grollte der Fürst.

„Ich weiß, Fürstliche Gnaden,“ der Graf rieb seine Hände und wand sich, „die Proben, ich weiß, aber es ist nicht meine Schuld.“

„Ja, die Proben. Auf heute abend waren sie versprochen.“

Wie eine Katze schlich der Narr unten im Saale heran.

„Ich weiß, Fürstliche Gnaden. Aber morgen spätestens — morgen gewiß, Fürstliche Gnaden!“

Behende lief der Narr die Stufen empor: „Vetter, mir dünkt, es ist nicht weit her mit unsrer Lustigkeit heut abend, und ein Schwank könnte nicht schaden!“

„So strenge dein Hirn an, du Kröte, und bring Leben herein!“ brummte der Fürst.

„'s wäre höchste Zeit!“ schnarrte der Graf.

„Höchste Zeit, guter Freund!“ sagte der Narr und glitt nahe heran, maß den Goldsucher mit höhnischem Gesichte und kreuzte die Arme: „Höchste



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Tscherkessen auf Vorposten.

Nach dem Gemälde von Franz Roubaud.

Zeit, guter Freund. Aber mir dünkt, ich habe dir noch gar nicht Glück gewünscht. Glück auf, Herr Graf!"

„Bring Leben herein!" unterbrach ihn Herr Stanislaus.

„Leben, Vetter? O ja, Leben, Vetter, daß der Boden wankt! Aber, Vetter, mir dünkt, du brauchtest nur zu befehlen, dann lebte alles! Vetter, befiehl doch mal des Grafen Braut, daß sie lache! Vetter, befiehl doch. Sieh, Vetter, es macht sich schlecht, die Braut sitzt da drüben, hat verweinte Augen und soll doch in Gold gefaßt werden. Ei, das Närrlein! Vetter, befiehl doch! Vetter —!" Nahe heran bewegte sich der Verwachsene und flüsterte: „Die Weiber sind schuld daran, Vetter, die Weiber wollen nicht, die Weiber, Vetter. Mir dünkt, Vetter, du hast dich in den Weibern verrechnet, und es giebt heute wenig Kurzweil."

„So bring Leben herein!" Der Fürst stampfte. „Wozu füttert man dich?"

„Wozu? Ei, Vetter, das ist dir freilich noch nicht ganz klar, ich glaub's wohl. Aber macht nichts."

„Bring Leben herein!"

„So ist's recht, Vetter, das heiße ich richtig befehlen. Und dennoch jammerst du mich. Dein Witz ist ausgegangen, und so strampelst du nur noch mit den Füßen. Aber du hast ja getreue Diener. Wozu besäßen diese Witz, dir zu leuchten, wo dir doch der Witz ausgegangen ist, wie ein schlechtes Talglicht!"

„Eurer Fürstlichen Gnaden eine Partie Schach genehm?" fragte der Graf. „Mich dünkt, alles wäre kurzweiliger als des Narren Geschwätz."

Des Verwachsenen Augen funkelten unter der Kapuze, aber laut lachend klatschte er dreimal in die Hände. „Schach? O ja, Vetter, Schach ist ein schönes Spiel. Wollen wir Schach spielen mit dem glücklichen Bräutigam!"

„Warum halten die Pfeifer inne?" fragte der Fürst.

Mitten im Takte hatte die Musik aufgehört, totenstill war's in der weiten Dirnitz, verwundert standen die Paare und sahen hinauf zur Herrenbühne.

„Warum, Vetter?" rief der Narr mit schneidender Stimme. „Weil wir ja nun spielen wollen mit dem edeln Grafen von Santaporta!"

„Mir scheint, Fürstliche Gnaden, der Narr regiert heute abend das Fest. Er befiehlt, er klatscht in die Hände, hab's ja genau gesehen, wie er den Pfeifern —" begann der Graf.

„Der Narr beherrscht das Fest, da hast du recht," lachte der Verwachsene. „Und solche Feste sind die langweiligsten nicht. Spielen wollen wir mit dem Grafen von Santaporta, spielen! Hört ihr da drunten? Fürstliche Gnaden, Prinzessin Ulrike, schönste Braut Wiltrudis — hört Ihr, spielen —!"

Langsam schritten die fürstlichen Frauen mit der verweinten Braut heran, und geschäftig half ihnen der Narr über die Stufen empor und schleppte Stühle herbei. „Nehmt Platz, Herrschaften, Platz — alles heran, alles, das Spiel beginnt!"

Neugierig drängten sich die Paare herzu.

„Das Spiel beginnt!" rief der Narr und klatschte abermals in die Hände.

An einer Saalthür im Hintergrunde entstand Gedränge. „Hinaus, hinaus!" riefen halbunterdrückte Stimmen.

„Nein, herein!" schrie der Verwachsene, daß es gellte. „Vetter, befiehl doch, Vetter, ich klatsche ja nur das Leben herein!"

„Was giebt's?" fragte Herr Stanislaus, und mit krummem Rücken näherte sich Herr Windewendeleben. „Ein Fahrender, Fürstliche Gnaden!"

„Ein Fahrender?" rief der Narr. „Nun, Vetter, den laß herein! Laß alles herein, was Leben zu bringen vermag! Laß die Fenster öffnen, daß die Luft herein kann, es ist dumpf im Saale. Laß Licht herein, die Kerzen brennen düster. Laß alles herein, laß den Fahrenden auch herein! Wer weiß, was uns der Fahrende bringt?"

Der Fürst winkte, es bildete sich eine Gasse, und mit feierlichen Schritten kam eine hohe Gestalt heran in wallendem Gewande.

„Nur herbei, nur herbei, alles herbei! Die Ohren eingespannt, das Spiel beginnt, Herr Graf von Santaporta!" rief der Verwachsene.

„Wes rühmst du dich?" fragte Herr Stanislaus den Fahrenden mit Herablassung, und tief verneigte sich dieser.

„Ein wenig schärferer Augen, als andre sie haben," sagte der Fahrende mit näselnder Stimme und strich über seinen langmächtigen, weißen Bart.

„Das kann sein!" rief der Narr. „Nicht wahr, Vetter? Scharfe Augen an einem fürstlichen Hofe, das wäre doch gegen alle Ordnung. Mir dünkt, er könnte möglicherweise schärfere Augen besitzen als du. Nicht, Vetter?"

„Fürstliche Gnaden wollen nicht denken, daß ich prahle mit leeren Worten," näselte der Fahrende. „Die Natur hat mir Augen verliehen, mit denen ich Verborgenes sehe in Säcken und Taschen, Kisten und Kasten, Gruben und Höhlen."

„Ei, Vetter," sagte der Narr, „da machen wir gleich eine Probe. Verborgenes in Kisten und Kasten, sagst du, Mann? Nun, da wende dich ein wenig, da, schau dir doch einmal unsern lieben Windewendeleben an, meinen guten Freund, und künde uns, was der in seinem Hirnkasten hat! Nun —?"

Der Fahrende strich den weißen Bart, räusperte sich verlegen, blickte bald auf den kahlen Schädel des Höflings, bald auf Herrn Stanislaus den Zweiunddreißigsten, setzte einen Fuß vor und zog ihn zurück.

„Vetter, der hat uns betrogen!" hetzte der Narr.

„'raus mit der Rede! Was sehen deine scharfen Augen in seinem Hirnkasten?" rief der Fürst.

„Das möchte ich lieber verschweigen, Fürstliche Gnaden," sagte der Fahrende. „Wär's nicht möglich, mir eine andre Aufgabe zu stellen?"

„Nein!" beharrte der Fürst. „Was siehst du? 'raus damit!"

Nochmals wandte sich der Fahrende nach dem Höfling zurück, faßte ihn scharf ins Auge, schüttelte das ehrwürdige Haupt und sagte laut und langsam: „Mit — dem besten — Willen — nichts!"

Seine Fürstliche Gnaden lehnten sich zurück und lachten laut auf zum erstenmal an diesem Abend, und mit ihnen lachte der Hof. Auch der Graf verzog das gelbe Gesicht.

Zornig wandte sich der alte Windewendeleben und machte sich unsichtbar im Gewühl.

Der Narr aber rief mit Würde: „Vetter, zu dem hab' ich Vertrauen, der weiß Bescheid!"

„Das war keine schwere Aufgabe," murmelte der Fahrende vernehmlich. Dann wiederholte er mit lauter Stimme: „In Säcken und Taschen, in Gruben und Höhlen, in Kisten und Kasten!" ließ seine Augen umherschweifen, bis sie auf den Wandschrank trafen, begann zu zittern, reckte den Hals und näselte: „Gold, Fürstliche Gnaden, viel Gold!"

„Ei, das wäre uns recht," meinte der Narr. „Nicht, Vetter? Nichts lieber als Gold, viel Gold. Nicht, Herr Graf? Solange das Gold aus der Tiefe ausbleibt, nehmen wir's, wo's liegt — holen wir's, wo man's uns giebt, das Gold."

„Gold?" fragte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und folgte neugierig den Augen des Fahrenden. „Wo?"

Bedächtig trat der Fahrende auf die Bühne und rief: „Thu dich auf und schütte dich vor seine Füße!"

Im Wandkasten hob ein Gerumpel an. Die Flügelthüren wurden aufgestoßen, und Florian Abendschein steuerte den Tschechen vor sich her auf die Herrenbühne.

Die Hofleute reckten die Hälse, der Graf bekam ein aschgraues Gesicht, neugierig beugte sich der Fürst auf seinem Sitze nach vorn, und der Narr sagte mit schneidender Stimme: „Vetter, zu dem hab' ich Vertrauen, der weiß Bescheid!"

Der Tscheche sank wimmernd in die Kniee, hob das erbrochene Kästchen in die Höhe und rief: „Gnadi!"

„Aber ist das nicht Euer Diener, guter Freund?" wandte sich der Fürst mit allen Zeichen großer Verwunderung an den Grafen von Santaporta.

„Ich denke, Fürstliche Gnaden, der Spaß geht zu weit!" rief nun der Goldmacher und trat vor. „Ich bitte, man ängstigt offenbar den armen Menschen, der nur geringe Sprachkenntnisse besitzt."

„Vetter," rief der Narr dazwischen und lachte lustig auf, „darf uns der da den Spaß verderben, der mit seinem grauen Gesicht? Vetter, du hast doch selber befohlen, ich solle Leben hereinbringen! Vetter, entziehst du mir nun das Narrenrecht?"

„Man spiele weiter!" befahl Herr Stanislaus und lehnte sich behaglich zurück.

„Gnadi, sein Ernst —," wimmerte der Tscheche. Aber Florian Abendschein packte ihn mit grober Faust im Genick.

„Schach dem Grafen!" rief der Verwachsene.

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen!" näselte der Fahrende, während an der Wand hinter dem Grafen sich lautlos zwei Hofknechte postierten.

„Schönste Jungfer," rief der Fahrende, verneigte sich tief vor der Braut und bat: „Wollet doch das Brieflein aus der Tasche Eures Kleides holen und mir einen Augenblick einhändigen!"

Verwirrt hob Wiltrudis, die Hofjungfer, das Köpflein und flüsterte: „Ihr irrt Euch, ich habe keinen Brief in der Tasche."

„Doch, seht nur nach!" beharrte der Fahrende, und die Hofjungfer senkte die Hand in die Tasche. „Nicht?"

„Aber es ist mir ein Rätsel —" stotterte Wiltrudis und brachte ein zerknittertes Papier ans Licht. „Ich weiß doch gewiß, den Brief hab' ich niemals gesehen."

„O, das glaub' und bezeug' ich, hat auch nichts zu bedeuten. Nur auf einen Augenblick!" bat der Fahrende, nahm das Blatt und reichte es dem Narren.

„Du verstehst deine Kunst!" lobte der Fürst und machte ein wohlwollendes Gesicht.

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen," näselte der Fahrende.

Der Narr aber glättete das Blatt: „Vetter, darf ich lesen?"

„So lies!"

„Vetter, nein aber, Vetter, ist das ein Spaß! Vetter, mir dünkt, das ist ein Mordspaß. Verse, Vetter! Nein, Vetter, die mußt du selber lesen."

Seine Fürstliche Gnaden nahmen das Blatt und begannen murmelnd:

„Mit klingenden Hufen
Ist er gekommen,
Den du gesandt,
Dein Bitten und Rufen
Hab' ich vernommen
Und drück' dir die Hand,
Vergoldeter Graf,
Getreuer Kumpan,
Da hast du die Stufen,
Lasse —"

„Halt, Vetter, das übrige ist für deine Gnaden allein, den Rest mußt du ganz stille genießen!"

Wütend fuhr der Goldsucher gegen den Narren auf: „Dein Spiel wird unlustig!"

Der Narr aber wich zurück, tanzte auf der Bühne und rief lachend: „Vetter, hast du gelesen?"

„Dein Spiel wird unlustig," äußerte sich nun auch Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste mißtrauisch.

„Vetter, mein Spiel wird nun gerade sehr lustig. Ei, wende doch das Blatt, auf der andern Seite dieses Blattes steht etwas, das dich angeht — lies doch!"

Der Fürst wandte das Blatt: „Bin in größter Not, soll dem Narren —"

Der Verwachsene rief: „Damit meint er mich, wen sonst? Nur mich! Und Vorsicht, Vetter, der Rest ist auch nur wieder für deine Augen!"

Verwundert sah Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste abwechselnd auf das Blatt, abwechselnd auf den Grafen: „Aber ist das nicht Eure Handschrift, mein Lieber?"

„Vetter," fuhr der Verwachsene abermals dazwischen, „werde nicht irre, 's ist natürlich alles

nur ein Spiel. Werde nicht irre an deinem Getreuen und gieb mir das Blatt!"

Zögernd reichte der Fürst dem Verwachsenen das Papier. „Spiel?" fragte er verwundert. „Aber das ist doch Eure Handschrift, lieber Graf?"

„Ein Gaukelspiel, bei der Haube meiner Urgroßmutter — nicht, lieber Graf?" sagte der Narr. „Ein wohldurchdachtes Gaukelspiel!"

„Ein Spiel, wahrhaftig ein Spiel — zum Lachen!" brachte der Graf mit heiserer Stimme hervor.

„Und sieh nur, Vetter, die schönen, goldglitzernden Steine in dem Kästchen, die schenkt dir der Graf. Sieh nur! Proben nennt man's — aus Böhmen, nicht wahr, Herr Graf? Und so spielen wir nun weiter — und ich wette, der Graf wird mir fortan mein Spiel nicht mehr verderben!"

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen," näselte der Fahrende, während der Fürst eine Goldprobe nach der andern aus dem Kästchen hob und nachdenklich betrachtete, der Graf aber unschlüssig dastand.

„Vetter," begann der Verwachsene plötzlich und ergriff den Grafen am Gelenke. Der folgte ihm willenlos. „Vetter, was gilt's, wer ist dir mehr ergeben — er oder ich? Vetter, spare deine Antwort, ich denke, wir wollen's erproben! Ergeben kommt wohl von geben. Wohlan, wir zwei beide wollen dir nun alles geben, was uns lieb und wert ist. Ich denke, der Graf wird mir fortan das Spiel nicht mehr verderben. Wohlan, ich lege dir zu Füßen meinen Degen!"

Er bückte sich und legte die Pritsche auf die Dielen. „Nun, Herr Graf?"

„Meinen Degen!" murmelte dieser und legte seinen Degen zu Boden.

„Ich lege dir zu Füßen das, was mir nächst meinem Herzbeutel das Teuerste ist, meinen Geldbeutel, Vetter. Nun, Herr Graf?"

„Meinen Geldbeutel," murmelte dieser und that desgleichen.

„Ein ansehnlicher Geldbeutel, dieser gräfliche Geldbeutel!" spottete der Narr. „Meine Schuhe! Nun, Herr Graf?"

„Meine Schuhe!" murmelte der Graf.

„Vergebt, edle Fürstin, vergebt, Prinzessin Ulrike," lachte nun der Verwachsene: „Ich lege dir zu Füßen mein Wams!"

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen," näselte der Fahrende und kam nahe heran. Der Narr aber streifte behende sein Wams ab und legte es auf die Dielen. „Nun, Herr Graf?" sagte er drohend, im Saale aber entstand ein Gemurmel: denn mit dem weißroten Wamse war des Narren Höcker auf den Boden gefallen, und in der Gugelhaube stand ein Schlankgewachsener im engen, schwarzseidenen Hofrocke vor dem Fürsten. „Nun, Herr Graf?"

„Eh —!" wunderte sich Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und beugte sich seitwärts nach vorn.

„Mein Wams," sagte der Graf zögernd und rührte sich nicht.

„Nun, Herr Graf?"

„Fürstliche Gnaden, gebietet Einhalt, er will mich zum Spotte machen vor Euch und dem Hofe!" rief der Goldsucher mit heiserer Stimme. „Er hatte ein zweites Wams unterm ersten — ich aber —"

„Siehst du, Vetter, es hapert schon!" sagte der Narr. „Wetten, daß ich dir ergebener bin als er? Siehst du, Vetter, nun geb' ich dir mich selbst. Bindet mich!"

Behende legte der Fahrende dem Narren Handfesseln an, und dieser rief lachend: „Nun, Herr Graf?"

Mit heiserem Lachen streckte der Goldsucher die Hände vor, und der Fahrende band ihn umständlich.

„Fürstliche Gnaden, das ist ein kindisches Spiel!" murrte der Gefesselte.

„Das dünkt mich auch," sagte der Fürst ungeduldig.

„Gemach, das Spiel ist aus!" rief der Narr, streifte seine Fesseln ab, sprang auf den Goldsucher, riß ihm das Wams auf und schwang gleich einer Fahne über seinem Haupte das Pergament: „Schachmatt, Herr Graf! — Lieber Vetter, ist dir nicht eine wichtige Urkunde abhanden gekommen?"

In ohnmächtiger Wut zerrte der Entlarvte an seinen Fesseln und kreischte: „Glaubt ihm nicht, Fürstliche Gnaden, es ist alles Gaukelspiel!"

Aber die Faust des Fahrenden packte ihn im Genick und drückte ihn auf die Kniee.

„Das Spiel ist aus!" triumphierte der Narr, während sich die Menge im Saale mit Gemurmel noch näher herandrängte, die fürstlichen Frauen erschrocken aufstanden und Herr Stanislaus zornig rief: „Was soll der Schabernack?"

„Nein, du bleibst!" rief der Paggio mit gellender Stimme. „Dibio, Fürstliche Gnaden!"

Alles wandte sich. Totenbleich stand der Schreiber in der Menge und vor ihm mit hocherhobener Birkenrute der Paggio.

„Der da hat die Urkunde gestohlen, und ich hab's entdeckt!"

Der Schreiber spähte angstvoll nach einem Auswege. Dann griff er an seinen Degen. Aber wie rasend warf sich der Knabe auf ihn und schlug ihm die Reiser über die Augen. Hofknechte rannten herbei, und im Nu war er gefesselt.

„Zum Henker, was soll's — bin ich nun der Herr im Hause oder wer ist's?" rief Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Das Spiel ist aus!" jubelte der Narr zum dritten Male. „Ob du nun wieder Herr sein wirst, Vetter, das steht bei dir. Es ist nur so viel gewiß, eine Zeitlang bist du nicht Herr gewesen. Aber freue dich, daß andre schärfere Augen hatten als du. Freilich, mit den goldenen Träumen ist's aus und vorbei. In deinen Bergen wächst kein Gold, die Proben, die man dir von Zeit zu Zeit unter die Nase hielt, hatten die Helfershelfer dieses Gauners aus weiter Ferne gesandt. Und während du den Gauner hegtest und pflegtest, verführte er jenen dort, und der stahl das wichtige Pergament. Wohl dir, daß andre für dich wachten, als du schliefest — hier hast du deinen großen Wald!"

Verwundert hatte der Fürst bei der feierlichen Rede des Narren umhergesehen, und es schien ihm allgemach die Erkenntnis der Dinge aufzudämmern. Er nahm die Urkunde, guckte lange hinein und murmelte etwas. Dann fragte er den Weißseidenen zweifelnd: „Du hast dich also unterfangen, uns im geheimen zu betrügen und zu bestehlen?"

Der Entlarvte schwieg.

Der Narr aber konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ei, Vetter, das pflegt man doch stets im geheimen zu thun."

„Und am Ende bist du gar kein Graf?" fragte der Fürst in steigender Erregung.

Der Gauner schwieg, und der Narr murmelte lachend: „Bei solchem Adel der Erscheinung!"

„Pfui, nicht mal 'n Graf — wie frech!" erklärte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste mit allen Zeichen des Abscheus und wandte sich. „Man werfe diesen und seine Gesellen in den Turm!"

Viele Arme griffen diensteifrig nach dem Entlarvten, dem Schreiber und dem Tschechen. Auch Florian Abendschein wollte nicht zurückbleiben. Aber der Narr hielt ihn am Wamse fest. Und während sich der größte Teil des Hofgesindes mit den Gefangenen unter Schreien und Stampfen aus dem Saale wälzte, rief er: „Vetter — was nun?"

„Ja, da ist es wohl an mir, Gnaden auszuteilen für geleistete Dienste!" sagte Herr Stanislaus.

„Ei freilich, Vetter, walte deines Amtes!" rief der Narr eifrig. „Paggio, Fahrender, Florian — ihr bleibt! Mein Vetter gedenkt euch fürstlich zu danken."

Nun waren Seine Fürstliche Gnaden wieder in ihrem Elemente, gleich einem Fische, der sich vom Trockenen zurückgeschnellt hat ins Wasser: „Bitte dir eine Gnade aus, Fahrender, wer du auch seist!"

„Das Weib, das mir gehört!" rief der Fahrende und riß Bart und Perücke ab; und jauchzend flog ihm Wiltrudis an den Hals.

Seine Fürstliche Gnaden machten ein unsäglich verwundertes Gesicht und sagten langsam: „I was, der Griffo ist's?"

Der Narr aber meinte spöttisch: „Du wirst jetzt wohl nichts mehr dagegen haben, Vetter, daß dieser nimmt, was ihm gehört?"

Seine Fürstliche Gnaden standen wortlos. Die Fürstin aber eilte herzu, legte die Hände der Liebenden ineinander und sprach mit bebender Stimme: „Seid gesegnet! Hab' ich's nicht allzeit gesagt?"

Der Narr zog die Kapuze tief ins Gesicht und wischte verstohlen über seine Augen: „Glückauf, Herr und Frau Forstmeister! Aber der erste Tanz mit der Braut am Hochzeitstage gehört mir!"

Wiltrudis hob das glückstrahlende, thränennasse Antlitz und nickte heftig. Der Narr aber zog sein Fazinettlein und schneuzte sich hörbar. Dann rief er mit lauter Stimme: „Weiter im Texte — Numero zwei, Vetter, der Paggio!"

„Meinen Degen, Frau Fürstin!" bat dieser, ließ sich vor seiner Herrin auf ein Knie nieder und sah bittend zu ihr empor.

„Vetter," rief der Narr und bückte sich nach dem Degen, der noch auf den Dielen lag, „ich meine, die Bitte gewähren wir dem tapferen Kerlchen! Wer weiß, Vetter, was ohne den geschehen wäre. Ich will dir das alles noch einmal der Reihe nach erzählen." Und mit einer tiefen Verbeugung reichte er der Fürstin den Degen.

Diese sah bittend hinüber zu ihrem Eheherrn, und als Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste nickte, sprach sie mit holdseligem Lächeln: „Steh auf, Lieber und Getreuer —" Sie stockte, ward ein wenig rot und reichte ihrem Herrn und Gemahl den Degen: „'s wird doch besser sein, Euer Liebden nehmen sich diesmal der Sache an!" flüsterte sie mit reizendem Lächeln.

„Die Probezeit ist aus, nimm unsern fürstlichen Dank!" sagte der Landesvater mit Erhabenheit und gab ihm den Degen.

Glühenden Antlitzes nahm der Paggio die Waffe, verneigte sich tief und trat einen Schritt zurück:

> „Nicht mehr mit Eitelkeiten
> Will ich Euch Schmerz bereiten,
> Ich lass' die Venus fahren!
> Ich will dem Kriegsgott singen,
> Mich auf zu Thaten schwingen,
> Das sollt Ihr bald erfahren.
> Die Knabenzeit ist aus,
> Heil Euch, Herr Stanislaus!"

deklamierte er mit weithin schallender Stimme.

Gnädig lächelte der Landesvater. „Numero drei," sagte der Narr und winkte Florian Abendschein heran.

Aber mit Nachdruck sagte der Fürst: „Numero drei, der getreue Narr!"

„Ich, Vetter?"

„Du! Wir wollen auch dir fürstliche Gnade erweisen. Bitte dir aus, was du willst, es soll dein eigen sein!"

„Wie du befiehlst, Vetter. Ich bin nun wohl die längste Zeit in deinem Schlosse gewesen, es ist nur billig, daß ich meinen Stab weitersetze. Darum möchte ich dich allerdings bitten: Gieb mir ein Andenken mit auf den Weg!"

„Wähle, es ist dir gewährt!"

Mit einem Ruck riß der Narr die Gugel aus der Stirn und vom Haupte und warf sie zu Boden, und die goldenen Locken rollten auf seinen Nacken hernieder. Mit ein paar Schritten stand er vor dem Stuhl der Prinzessin, sank auf ein Knie und rief: „Eure Liebden — diese hier, wie Recht ist!"

Sprachlos stand der Fürst, bittend hob die Fürstin die Hände zu ihm, flehend murmelte Prinzessin Ulrike: „Sei barmherzig, Bruder!"

Der Knieende erhob sich und trat hochaufgerichtet vor den Fürsten: „Ich halte mich an Euer Wort, Euer Liebden!"

„Tollkühner, wer bist du?" brachte der Fürst endlich hervor.

„Der Euch vor einem Jahre um die Hand Eurer Schwester gebeten und nun von Euch die bindende Zusage erhalten hat," sagte der Prinz und verneigte sich mit frohem Lächeln.

„Sei barmherzig, Bruder!" flehte Prinzessin Ulrike und trat neben ihren Verlobten.



Die Vorleserin.

Nach dem Gemälde von L. Emile Adan.



Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer“ von Th. Schuhmann & Sohn, Hofphotographen in Karlsruhe.

Grossherzog Friedrich von Baden.

Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum, 24. April 1902. (Text Seite 546.)

Aber der Fürst kniff die Lippen zusammen, trat einen Schritt zurück und sagte mit bissigem Lächeln: „Ja, wenn er mir über 'n Kopf springt!"

Hellauf lachte Prinz Kasimir; dann hob er die Arme und begann mit tiefer, verstellter Stimme wie gestern: „Hochselig entschlafen — hopsasa! Ihr Füchse und Luchse, ihr Schlangen und Molche — hopsasa! Hochbetrübte, tiefansehnliche Trauerversammlung —!"

„Du?!" brauste Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste auf.

„Eure Liebden," sagte der Prinz vertraulich und kam nahe heran, „das bleibt wohl am besten zwischen uns zwei beiden. Ich schlage Euch vor, wir nehmen's dereinst mit uns in die beiderseitigen Gruben." Und er legte feierlich den Finger auf die Lippen.

Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste war in gewissem Sinne doch ein bedeutender Herrscher: er fiel selten aus seiner angeborenen Würde. Darum reckte er sich auch jetzt und rief: „Liebe und Getreue, es bleibt uns noch übrig, männiglich zu verkünden, daß wir angesehen haben die Liebe und Treue, mit der unser hochgeborener Vetter, Fürst und edler Herr Kasimir um unsre Schwester, die auch hochgeborene Prinzessin Ulrike, in seltsamer Weise und Vermummung gedient hat etliche Monde, und bekennen, daß aus sonderbaren Ursachen der Schwur unsers Mundes geworden ist null und nichtig, welcher ihrer ehelichen Verbindung im Wege gestanden. Aber —" er unterbrach sich und blickte verlegen auf die Gugel des Narren zu seinen Füßen — „es ist doch ärgerlich, daß Ihr Euch also vermummt und dienstbar gemacht habt an unsrer Hofstatt!"

„Vetter," sagte der Prinz und reckte nun auch die schlanke, zierliche Gestalt, „Vetter, Ihr irrt — wer ist denn in Wahrheit dienstbar gewesen an Eurer fürstlichen Hofstatt in dieser letzten Zeit? Und" — Prinz Kasimir wandte sich und ließ die großen, blitzenden Augen suchend über die Menge der Hofleute gehen — „wer von allem Hofgesinde kann auftreten und behaupten, ich hätte nicht auch in der Narrengugel meinem Fürstenstande ziemlich gelebt?"

„Heil Seiner Fürstlichen Gnaden!" rief Junker Griffo. Und „Heil, Heil!" riefen die Herren im Saale.

„Seid mir gegrüßt, Frau Schwägerin, und vergebt auch Ihr den Mummenschanz!" wandte sich Prinz Kasimir zur Fürstin und küßte ihr die Hand.

Frau Johanna blickte ihn liebevoll an. Dann breitete sie die Arme aus und schloß ihre aufschluchzende Schwägerin hinein.

„Numero vier!" sagte der Prinz und winkte Florian Abendschein herzu. „In Euern Bergen, Euer Liebden, ist kein Gold verborgen; das ist nun offenbar. Doch wenn Ihr nach goldtreuen Herzen schürfen wolltet in Euern Landen, es könnte sich lohnen. Und einer von Euern Goldtreuen ist dieser!"

„Bitte dir eine Gnade aus!" befahl der Fürst.

„Daß ich meine Försterei kriege, Fürstliche Gnaden," sagte der alte Soldat.

„Die hast du ja schon — eine Gnade!"

„Daß ich mein Försterhäusel beziehen darf!"

„Aber das versteht sich ja von selbst!" rief der Fürst ungeduldig. „Ich habe doch gedacht — hast du nicht — ich habe ja doch gehört — hat man dir denn nicht die Braut abspenstig gemacht?"

„So, Fürstliche Gnaden — so, so, das haben Fürstliche Gnaden also auch gewußt? Jawohl, Fürstliche Gnaden, das hat seine Richtigkeit, jawohl. Aber" — nun räusperte sich Florian Abendschein — „jawohl —"

„Nun also, ich will bei Gelegenheit ein Wort für dich einlegen," sprach Herr Stanislaus mit Güte. „Alle sollen glücklich sein, alle, alle!"

„Unterthänigsten Dank, Fürstliche Gnaden! Ein gutes Wort einlegen? Glaub's wohl" — hier verzog der alte Soldat sein Gesicht — „glaub's wohl, das Weibsbild ließe jetzt reden mit sich, aber —"

„Was aber? Alle sollen glücklich sein!"

„Vordem, Fürstliche Gnaden, hat mich, kann's nit leugnen, gar sehr gelüstet nach dieser Suppen; aber inzwischen hab' ich näher hineingeguckt in den Topf und hab' was gefunden in der Brühe, Fürstliche Gnaden." Er hielt inne.

„Gefunden — was?"

„Gefunden," antwortete Florian Abendschein mit der Ruhe eines Weltweisen. „Es hat hier jeder das Seine gefunden, Fürstliche Gnaden, also auch ich. Eure Fürstliche Gnaden haben Ihr Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Wald. Der Herr Prinz hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Verspruch. Der Herr Hofjunker hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit der Frau Forstmeisterin. Der Herr Paggio hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Degen. Und die Herren Gauner haben ihr Recht gefunden, und es wird seine Richtigkeit haben mit Seilers Tochter. Ich aber hab' auch was gefunden, nit nur die andern, in meiner Brühe," er strich den Bart, „und des will ich zeitlebens gedenken in meiner Försterei —"

„Und was ist's, das du gefunden hast?" forschte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste neugierig.

Florian Abendschein machte einen steifen Kratzfuß: „Ein langes Weiberhaar, Fürstliche Gnaden."

Zur fünfzigjährigen Regierungsjubelfeier des Grossherzogs Friedrich von Baden.

(Zu den Bildern Seite 545 und 557.)

Am 24. April vollendet sich ein halbes Jahrhundert, daß Großherzog Friedrich von Baden die Regierung angetreten hat, und mit ihm und seinem Hause begeht das Land Baden in dankbarer Erinnerung für alles, was es dem hochsinnigen Monarchen zu danken hat, diesen Ehrentag. Großherzog Friedrich hat in der neueren deutschen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt, und auf ihren Ehrentafeln bleibt ihm für alle Zeiten ein hervorragender Platz gesichert. Er hat sich immerdar als ein Fürst von treuer deutscher Gesinnung gezeigt, nur bedacht auf seines Volkes Wohlfahrt, wie auf Verwirklichung des durch Jahrhunderte von den Vaterlandsfreunden gehegten Traumes von der Wiederkehr des Deutschen Reiches und seiner Macht und Herrlichkeit. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, gehört zu den beliebtesten deutschen Fürsten. Seine Unterthanen verehren ihn um seiner landesväterlichen Eigenschaften und seines leutseligen Wesens willen, und die deutsche Nation ist stolz auf diesen wohlwollenden Monarchen. Manch goldenes Wort, das er in bewegten Zeiten und festlichen Stunden zu alten Soldaten und im glänzenden erlauchten Kreise gesprochen, hat historischen Wert erlangt, weckt heute noch in aller Herzen ein freudiges Echo und wirkt segensreich in weiten Kreisen. Jener von ihm ausgegangene schöne, hochherzige Ausspruch: „Es giebt keinen Gegensatz zwischen Fürstenrecht und Volksrecht, Fürst und Volk sind unauflöslich vereint unter dem gemeinsam schützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfassung!" läßt einen tiefen Blick thun in seine Auffassung der Fürstenpflicht.

Großherzog Friedrich wurde am 9. September 1826 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war Großherzog Leopold, seine Mutter Sophia eine geborene Prinzessin von Schweden. Er und sein um zwei Jahre älterer Bruder Ludwig erhielten eine sehr sorgfältige Erziehung, erlernten nach ihrer Konfirmation den praktischen Militärdienst und studierten sodann in Heidelberg, wo Prinz Friedrich vorwiegend Staatswissenschaften und Geschichte hörte. Von 1845 bis 1847 diente er sodann im Dragonerregiment „Großherzog" und ging im Oktober letztgenannten Jahres nach Bonn, um auf der dortigen Universität den Geschichtsforscher Dahlmann zu hören. Im Herbst 1848 nahm er im Hauptquartier des preußischen Generals von Wrangel an dem Feldzuge in Schleswig-Holstein teil. In dem folgenden, für Baden ganz besonders schweren Jahre suchte Prinz Friedrich nach Kräften zu heilen und zu versöhnen. Von 1849 her datiert auch seine Hinneigung zu Preußen, dessen Waffen und Manneszucht er damals kennen und schätzen lernte. Drei Jahre später, am 24. April 1852, starb Großherzog Leopold, und Prinz Friedrich kam zur Regierung, die er infolge Krankheit seines Vaters und seines älteren Bruders Ludwig bereits ein Jahr vorher hatte übernehmen müssen. Er that es mit der Versicherung: „Die Verfassung des Landes heilig zu halten, dessen Wohlfahrt möglichst zu fördern, alle und jeden in ihren Rechten, Würden und Aemtern kräftig zu schützen".

Diese damals gegebene Zusage hat er redlich gehalten und durch sein Wirken als Regent und deutscher Bundesfürst sich die Liebe seines wie des ganzen deutschen Volkes erworben. Das Wohl und das Glück seines Staates, des ganzen deutschen Vaterlandes waren und blieben die Leitsterne seines Lebens und seiner Regierung. Er wirkte bahnbrechend, aufklärend, vor allem aber versöhnend und im freiheitlichen Sinne. Der Kirche verlieh er gesetzliche Selbständigkeit, dem Schulwesen gab er neue Grundlagen und staatliche Aufsicht. Die Landwirtschaft erhielt fruchtbare Anregungen und Belohnungen für hervorragende Leistungen; Gewerbe und Industrie erfuhren Förderung nach allen Seiten, und Handel und Gewerbe blühten während seiner Regierung mächtig empor. Mit nachhaltigem Eifer wirkte er für die nationale Einigung unter Preußens Führung, mit dessen Fürstenhause ihn enge Verwandtschaftsbande verknüpfen; hatte er doch fünfzehn Tage nach Annahme des Titels Großherzog mit der Prinzessin Luise von Preußen, der einzigen Tochter des späteren ersten Hohenzollernkaisers, zu Berlin am 20. September 1856 den Ehebund geschlossen, der für ihn wie für das badische Volk viel Glück und Segen gebracht hat. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M., 1863, trat er Oesterreichs Plänen entgegen, 1866 zwangen ihn aber doch die Verhältnisse, mit den andern süddeutschen Staaten die Waffen gegen Preußen zu erheben.

Nach dem Friedensschluß trat Baden dem Norddeutschen Bunde bei, und als im Juli 1870 über den Rhein herüber der Kriegsruf erscholl, da bestanden die badischen Truppen die Feuertaufe im Verbande des deutschen Reichsheeres in glänzender Weise, und ihre beispiellosen Leistungen, namentlich bei der sechswöchentlichen harten Belagerung von Straßburg, sowie auf Werders strapazenreichem Feldzuge gegen Belfort, bereicherten die Kriegsannalen der badischen Armee um manches stolze Ruhmesblatt. Großherzog Friedrich wohnte der Belagerung von Straßburg bei und weilte später im großen deutschen Hauptquartier zu Versailles. Bei der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 brachte er das erste Hoch auf den Deutschen Kaiser aus.

Der Großherzog von Baden ist von schöner ritterlicher Gestalt, und sein Antlitz hat einen im hohen Grade gewinnenden Ausdruck. Wem jemals vergönnt war, ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen — es giebt deren viele, denn der Großherzog Friedrich gewährt Mittwochs allgemeine und offene Audienz, zu der jeder vorgelassen wird, sobald er sich bei dem diensthabenden Adjutanten meldet —, der war aufs angenehmste überrascht von der Milde und Würde in seinem Antlitz, der Klarheit und Ruhe seiner Rede, einer unendlichen Anspruchslosigkeit, welche das Bild eines Mannes wiedergiebt, der viel erfahren und viel erstritten hat, das Bild eines Herrschers, der weiß, was er will und es mit jener ruhigen Konsequenz zu erreichen versteht, die der Redlichkeit ihres Strebens sich bewußt ist.

Unermüdlich teilt Großherzog Friedrich die unverwelklichen Blüten seines reichen Lebens und jener unvergeßlichen Tage, durch die das deutsche Volk groß und mächtig geworden ist, den Seinen aus. Die aufwachsenden Enkel des Fürsten, die Söhne seiner mit dem schwedischen Thronfolger verheirateten Tochter, die im Schatten der Mainau alljährlich einige Wochen um ihn sind, werden den Duft und die magische Gewalt dieser Blüten durch ihr ganzes Leben tragen, und das badische, das deutsche Volk hat seinen reichen Anteil an dem Segen, den des Großherzogs Friedrich von Baden leitende Mitwirkung an dem Aufbau und Ausbau des Reichs wie an dem inneren Staatsleben gehabt hat.

Max Dittrich.

Der Hahn als Uhr.

Nur dem Glücklichen schlägt keine Stunde, sonst aber vermögen wir uns kaum vorzustellen, wie es Menschen geben kann, die nicht wissen, was die Glocke geschlagen hat; denn schon der Mensch auf der untersten Stufe der Kultur fing an, mit der Zeit zu rechnen und zunächst die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — den natürlichen Tag — in Abschnitte von bestimmter Zahl (Stunden) einzuteilen, die bei der verschiedenen Länge der Tage naturgemäß bald länger, bald

kürzer waren. Die Sonnenzeiger (Gnomon) und Sonnenuhren waren die ersten Hilfsmittel dieser Art, um nach dem Lauf und Stand der Sonne die Tageszeit festzustellen; sie versagten aber leider ihren Dienst, sobald das Tagesgestirn unter den Horizont hinabsank. Dabei gab es natürlich auch auf niedrigen Kulturstufen bereits Lebenslagen, in denen auch während der Nacht wenigstens eine einigermaßen orientierende Zeitbestimmung nicht nur wünschenswert erschien, sondern auch notwendig war, und hier half nun aufs glücklichste eine merkwürdige Eigenschaft des Hahnes aus.

Die Dämmerung des Abends und Morgens begrüßen ja eine ganze Reihe Tiere mit ihren Tönen: mit der hereinbrechenden Dunkelheit erschallt das dröhnende Gebrüll des Königs der Tiere, gleichsam als wollte er den Beginn seines Raubzuges weit und breit ankündigen; nur in der Nacht lassen die Brüllaffen, Hyänen, Eulen, Frösche und Heimchen ihr Geschrei oder Gezirp vernehmen, und nur nach Anbruch der Dunkelheit hebt Philomele ihren Zaubergesang an. Die übrige muntere Sängerschar aber begrüßt die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, jeder nach seiner Weise und zu seiner Zeit, so daß sogar der Versuch gemacht ist, ähnlich der Blumenuhr Linnés, nach dem ersten Laut der einzelnen Vogelarten in der frühen Morgenstunde eine Vogeluhr zusammenzustellen.

Geradezu seltsam aber ist es, daß eben um Mitternacht, wenn tiefes Schweigen die Natur beherrscht und alles Lebende in süßen Schlaf verfallen ist, plötzlich der Haushahn zu krähen beginnt. Nach Eduard Hahn scheint es, daß diese Eigenschaft des Hahnes schon auf persisch-baktrischem Boden entdeckt wurde und dahin führte, ihn und mit ihm auch das Huhn zu zähmen und sie zu Begleittieren des Menschen zu machen, denn die Nutzungseigenschaften des Huhnes sind erst viel später herangezüchtet worden.

Auf die Anbeter der Sonne, die Ormuzd-Diener, mußte natürlich das eigentümliche Verhalten des Hahnes einen tiefen Eindruck machen; war er doch gewissermaßen der Herold des Lichts und als solcher der Vogel des Zoroaster. Deshalb den Persern heilig, prangte der Hahn auf ihren Feldzeichen im Bilde, und jeder Perser hatte nach dem Zendavesta einen Hahn zu halten, denn nach dem ersten Hahnenschrei sollte für ihn Gebet und Arbeit beginnen.

So ward der Hahn dem Altertum das Symbol der Lichtgottheit und des Feuergottes, der Sonne und des Sonnenaufgangs und im Verfolg davon gleichfalls das Sinnbild der Wachsamkeit und Kampfbereitschaft. Demgemäß weihten die alten Griechen den Hahn nicht nur dem Phöbos, als dem Gott des Sonnenlichts, und dem Helios (Apollo), als dem Lenker des Sonnenwagens, sondern gleichzeitig auch den Kampfgottheiten Ares (Mars) und Athene (Minerva), weil sie im Hahnenschrei nicht nur die Ankündigung des hereinbrechenden Tageslichts, sondern auch eine glückliche Vorbedeutung für kriegerische Unternehmungen erblickten, deren Erfolg ja wesentlich von der Wachsamkeit bedingt ist.

Bei den Arabern führt der Hahn sogar den Namen abul jaksân, d. i. Vater der Wachsamkeit, und der Name der einen der Erinnyen, der nimmerruhenden Alekto, steht in mehr als bloß lautähnlicher Beziehung zur griechischen Bezeichnung ἀλέκτωρ (alektor), des wachsamen Verkündigers der Mitternachtsstunde.

Auch der Römer war gewohnt, sich nach der Stimme des Hahnes zu richten, zumal er seine bürgerliche Thätigkeit sehr früh begann, so daß das Haus schon vor Beginn der Morgendämmerung im Gange war. Deshalb sagt Plinius vom Hahn, daß ihn die Natur geschaffen habe, um die Sterblichen zur Arbeit zu rufen und ihren Schlaf zu brechen. Die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang aber teilten die Römer in drei Nachtwachen. Um deren Ablösung nicht zu versäumen, hielten die Soldaten in ihren Lagern und Wachlokalen einen Hahn, der ihnen durch seinen Schrei das „Rausrufen“ unsrer Schildwachen ersetzte. Auf einen solchen römischen Wachthahn im Vorhof des hohenpriesterlichen Palastes in Jerusalem beziehen sich auch die Worte Jesu an Petrus: „Ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen,“ denn es heißt später, nachdem die Verleugnung stattgefunden hatte: „Und alsobald krähte der Hahn.“

Noch mehr gewann der Hahn an Bedeutung bei den Römern, als sie von den Griechen die Alektryomantie übernahmen und die betrügerischen Auguren danach die „Auspizien“, d. h. den Willen der Götter in Bezug auf das Gelingen oder Mißlingen eines Unternehmens, erforschten. So kam dem Hahn für das bürgerliche Leben von damals eine so große Bedeutung zu, daß Cicero die Thätigkeit des Friedens und Krieges einfach so unterscheiden konnte: Im Frieden beginnt der Tag mit dem ersten Hahnenschrei, im Kriege mit dem ersten Trompetenstoß.

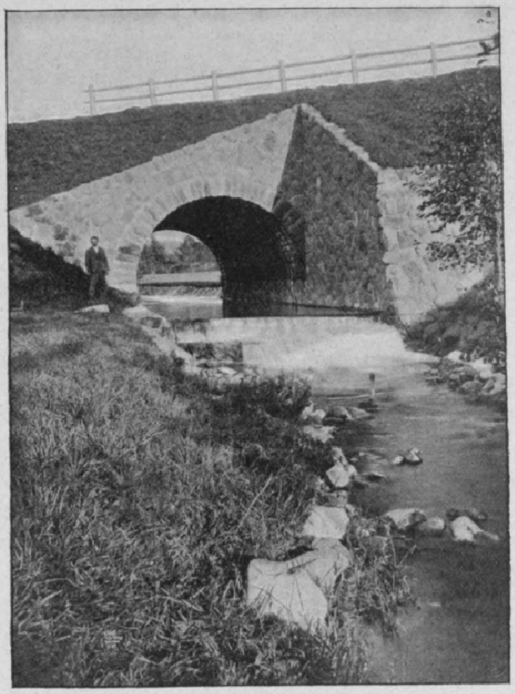
Im Orient hat der Hahn die Bedeutung als Uhr heute noch. Wie sollte auch eine Karawane, die möglichst die ersten kühlen Stunden des Tages zu benutzen gezwungen ist, erfahren, wann mit dem langwierigen Packen der Kamele begonnen und zum Aufbruch angetreten werden muß? Große Karawanen führen deshalb gewöhnlich einen recht schönen Hahn mit sich, dessen Krähen den Aufbruch der Reisenden in der Wüste regelt.

In Abessinien vertreten die Hähne noch in der Jetztzeit die Kirchenuhr; als Uhren werden sie selbst von den Kaffern geschätzt, und in derselben Bestimmung und Bedeutung stehen sie in Birma.

Aber auch im Occident ist die Verwendung des Hahnes als Ersatz der Uhr weiter verbreitet gewesen, als gemeinhin angenommen wird. Das Altdeutsche: dô krât der han, ez war tac, findet sein Gegenstück im Altfranzösischen: lou gal canté, e foughé jhour, und im Englischen cokkes crewe ande hit was daie. Die Gallier opferten vor Beginn einer Schlacht und nach dem Siege mit Vorliebe einen Hahn und nahmen solchen, gleich den Persern, in ihre Feldzeichen auf, daher der Ausdruck „Gallischer Hahn“ bis auf den heutigen Tag. Wenn im heidnischen Deutschland die ersten christlichen Sendboten oder eine noch so kleine Mönchskolonie auszogen, um eine neue Niederlassung zu begründen, so nahmen sie als unentbehrliches Ausrüstungsstück einen Hahn mit. Da es auch später im kirchlichen Dienst sehr nötig war, eine gewisse Einteilung der Nacht zu haben und speziell in der strengen Klosterzucht die Frommen sich auch um Mitternacht zum Gebet versammelten, so war es wieder der Hahn, welcher diese Stunde zu verkünden hatte. Auch die Kreuzfahrer führten auf ihren Zügen Hähne als Verkünder der Morgenstunde mit sich, ebenso wie solche auch auf großen Pilgerfahrten mitgenommen wurden. Selbst die Spanier nahmen noch Hähne nach Amerika mit, und zwar hauptsächlich als Uhren; deshalb gerade fiel es ihnen auf, daß jene in der Neuen Welt nicht mehr so pünktlich krähen wollten.

In der Mythologie unsers Volkes ist der wachsame Hahn der Vogel des als Götterwächter bezeichneten Lichtgottes Heimdall. Wie dieser in Gestalt der als Hirsch symbolisierten Sonne auf dem Gipfel der Weltesche Ygdrasil weidet, so finden wir in einem andern Liede der Edda den Hahn Widofnir auf dem Baume Mimameidr, dem Doppelgänger jener, als Stellvertreter des Lichtgottes selbst. Zwei Hähne wecken die Helden in Odins und die dämonischen Mächte in Hels Sälen; ein goldkammiger Hahn ruft die Recken zur Schlacht, und ein Hahn kündigt den bevorstehenden Weltuntergang, d. i. die Götterdämmerung, an. An diese feste und hohe mythologische Bedeutung des Hahnes bei unsern heidnischen Vorfahren knüpften klüglich die christlichen Sendboten an, indem sie diesen den Göttern geheiligten Vogel auf die Spitze des christlichen Gotteshauses setzten und so den Bekehrten den Eintritt erleichterten. Von dieser hohen Warte begrüßt er, wie der Hahn auf den Spitzen der Bäume, die ersten und letzten Strahlen der auf- und untergehenden Sonne und verscheucht er die bösen Geister, die um die Mitternachtstunde ihr Unwesen treiben. Erst später, nach der völligen Christianisierung Germaniens, als der Grund des ursprünglichen Brauchs vergessen war, da machte man den Hahn auf der Kirchturmspitze als Windfahne zum Wetterhahn und zu einem Symbol der Wachsamkeit auch auf geistlichem Gebiete. Und als die Uhren auch den Hahn in seiner ursprünglichsten Bedeutung als Verkünder der Mitternachtstunde ablösten, da brachte man ihn auf den Räderuhren als Stundenverkündiger an und malte ihn auf die Zifferblätter der Wanduhren; Petrus aber mit dem Hahn ward der Schutzpatron der Uhrmacher.

Schiller-Tietz.



Erzenbachbrücke bei Elzach.

Die Elzthalbahn.

Ein Wandertag

von

Wilhelm Fischer.

(Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen von German Wolf, Hofphot. in Konstanz.)

Sidney Whitman, der englische Freund des Fürsten Bismarck, hat in einem seiner Essays über Deutschland davon gesprochen, daß der Wald im Gemütsleben und in der Geschichte des deutschen Volkes eine große Rolle spielt; er weist sogar darauf hin, daß noch heutzutage das Waldleben auf die Phantasie unsers Volkes eine ungeheure Macht ausübt. Mister Sidney wird es mir nicht verübeln, wenn ich klipp und klar heraussage, daß diese Erkenntnis des deutschen Gemütslebens — made in germany ist. Kein andrer als der Einsiedler vom Sachsenwalde konnte diesen Ausspruch gethan haben, den sogar ein Goethe, der von einer deutschen Hamletnatur spricht, unterschreiben könnte; und kein andrer als Fürst Bismarck hat ihn gethan. Indessen, dieser Ausspruch trifft den Nagel auf den Kopf; sein Autor sei, wer er sein möge, wahr und kernbismarckisch, d. h. kerndeutsch ist er empfunden. Das deutsche Waldleben übt in der That eine große Macht auf die Phantasie unsers Volkes aus. Diese Macht ist es auch,



Aubachbrücke bei Bleibach.

die mich in das in seiner ganzen gewaltigen Schönheit wenig bekannte Elzthal bei Freiburg geführt hat.

Rechts und links Bergriesen, schneebedeckt und baumreich. Neben der Straße, mit ihr fast parallel laufend, die Elzthalbahn, die vielleicht in kurzer Zeit durch ihren Ausbau für den Südwesten Deutschlands, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die Bedeutung hat, die man für Mittel-



Yachbrücke bei Elzach.

deutschland dem Mittellandkanal prophezeit. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte genügt, um selbst den Laien davon zu überzeugen, daß man hier wieder einmal A gesagt hat und nicht gern B sagen möchte. Die Bahn endigt nämlich nach einer von Denzlingen bis Elzach erstiegenen Höhe von 127 Metern sang- und klanglos als veritable Sekundärbahn in dem freundlichen Schwarzwaldstädtchen Elzach. Von dort bis Haslach oder Hausach ist nur ein Katzensprung — denkt man. Aber wer da meint, er könne von da z. B. direkt nach Stuttgart fahren, der ist auf dem Holzweg. Um von Elzach nach Stuttgart fahrplanmäßig zu kommen, muß man wieder nach Denzlingen zurück, und wenn man Glück hat und Anschluß erhält, dann hat man die Wahl, entweder über Freiburg die Schwarzwaldbahn zu benutzen oder aber über Karlsruhe-Durlach-Pforzheim danach zu trachten, Stuttgart zu erreichen. Der moderne Mensch muß ja „eisenbahnmäßig“ erzogen sein; ich weiß nicht, wer das gesagt hat und ob darüber eine Reichsgerichtsentscheidung besteht oder nicht, aber die Eisenbahn als Erzieher möchte ich, gerade was diesen wunden Punkt des süddeutschen Bahnnetzes angeht, nicht gelten lassen. Wir haben Veranlassung genommen, unsre Leser auf dem Wege der Illustration mit der Elzachthalbahn bekannt zu machen. Es sind nicht nur touristische und für die betreffende Gegend höchst wichtige volkswirtschaftliche Interessen, die uns veranlassen, dies „Waldleben“ im „Südwestwinkel“ des Reiches deutschen Lesern zu erschließen; es ist gewissermaßen unsre Pflicht, diese Frage instruktiv anzuschneiden.

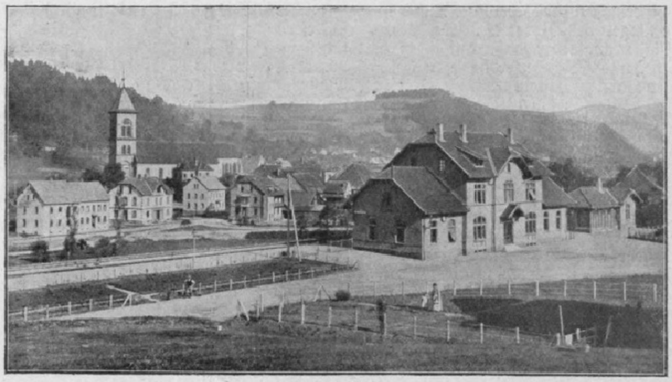
„Abseits vom Strome der Touristen und abseits von den großen Verkehrsadern zieht sich das obere Elzthal zwischen hohen tannenbewachsenen Granit- und Gneiswänden in leichten Windungen dahin. Wie eine Idylle liegt das liebliche, stille Thal unter dem Wanderer, der von der Höhe des Hörnleberges den Blick darüber und nach dem Kaiserstuhle, den Vogesen, ins Rheinthal schweifen läßt.“ So schildert uns in seiner interessanten Weise der um die Förderung touristischer Interessen hochverdiente Ottomar Krauß-Elzach das von ihm so geliebte Höhenthal.

Ich bin ehrlich genug, meinem Herrn „Kollegen aus Neigung“ als Berufsschriftsteller hiermit kund und zu wissen zu thun, daß im großen und ganzen der Deutsche ein Thal, das „wie eine Idylle liegt“, nicht besonders zu schätzen weiß; er liest nicht einmal Idyllen, geschweige, daß er sie aufsucht; ihm muß sein „deutsches Waldleben“ auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden, und so geht er denn hin, deutsche Idylle rechter Hand, deutsche Idylle linker Hand, und ergötzet sich im Ausland; es läßt sich ja zu Hause dann später so schön erzählen, wie die „Jungfrau“ der Schweizer Alpenwelt aussieht und die andern Riesen, die die Wolken kratzen! Indessen hat Ottomar Krauß das Recht, sein Wirken um den Schwarzwald nicht mit der bekannten Predigt in der Wüste verwechselt zu wissen; sollte die touristische Erschließung des herrlichen Höhenthales gelingen, so würde sie das Hauptverdienst des schriftstellernden Elzacher Apothekers sein.

Meine Leser können sich davon überzeugen, dieweil in den sämtlichen Elzthalstädtchen Waldkirch, Gutach, Bleibach, Nieder- und Oberwinden und Elzach selbst in den besten Hotels der Pensionspreis nicht mehr als höchstens 3,50 Mark beträgt; also ein sogenanntes billiges Vergnügen.

So unbequem aber auch eine Benutzung der Elzthalbahn sein mag, so interessant und lohnend ist sie in ihrer Art; der Berg kommt einmal nicht zu Mohammed, und Mohammed muß deshalb zum Berg.

Die Elz wird in ihrem oberen Lauf Elzach genannt, entspringt an der Wasserscheide Rhein-Donau am Briglirain in einer Höhe von 1050 Metern im Granit; sie hat ein Totalgefälle von rund 900 Metern und mündet bei einer Länge von 90 Kilometern zunächst Kappel in den Rhein. In ihrem Laufe nimmt sie 87 forellenreiche Bäche auf, u. a. die Wilde Gutach, Yach, Biederbach, die Dreisam und die Glotter. Weinkenner — im Wein liegt ja Wahrheit nur allein — wird insbesondere der letztgenannte Bach anheimeln, seines bekannten Weines wegen, der im Glotterthale wächst. Der Glotterthäler ist berühmt, weil er den Kopf klar läßt, und berüchtigt, weil er lähmend in die Beine fährt; aber sonst läßt sich nichts gegen ihn einwenden. Das obere Elzthal selbst, das uns angeht, wird, wie die ganze Gegend überhaupt, vom Kandelberg beherrscht, der den großartigsten Rundblick bietet, den sich der Naturfreund nur wünschen kann. Bei günstigem Wetter genießt man von seiner Pyramide einen Auslug in die Schweizer Alpenwelt und kann auch einen Blick auf Straßburgs herrliches Münster thun. Die Kandelsagen sind ja durch unsern waldfreudigen Wilhelm Jensen jedermann bekannt. Sinnreich ist die Sage von dem durch den Berggeist gebannten Hirtenknaben, der als Fels jetzo die Sündflut von Waldkirch abhält. Damals, als Frau Sage durch die Gauen zog, kannte man das Hasten und Jagen unsrer Zeit noch nicht, dieses elementarste der Elemente, das auch Waldkirch und mit ihm das ganze Elzachthal nicht verschont hat,

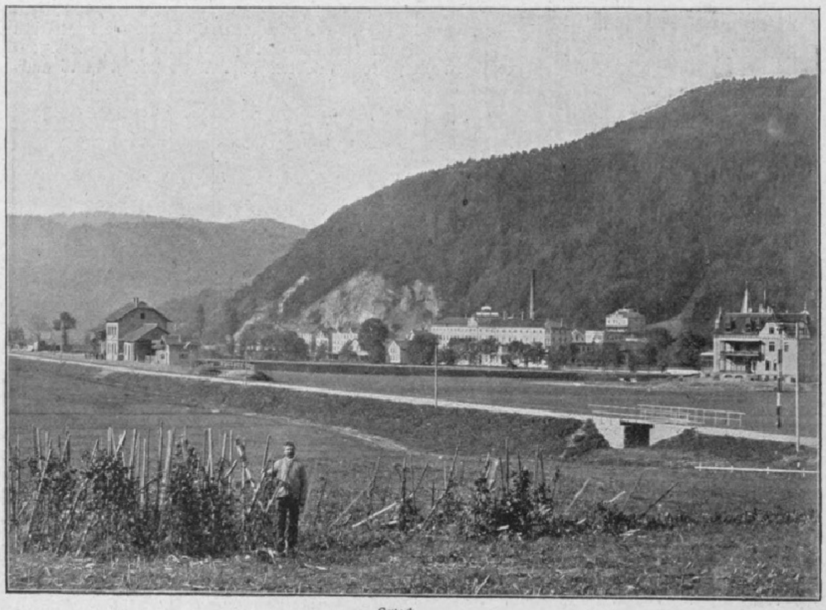


Elzach.

in dem eine geradezu beispiellose Industrie sich ausbreitet.

Die Industrie im Elzachthal steht wacker auf den Beinen und trotzt dem Sturm der Zeit, wie der Hirtenknabe oben auf dem Kandel. Es wird Bergbau betrieben, und neben Baumwoll- und Seidenspinnereien giebt es Brauereien, Orgel- und Orchestrionfabriken, ferner in Waldkirch die beiden großen Edelsteinschleifereien Gebrüder Trenker und August Wintermantel. Durch ihre wirtschaftliche Fürsorge für ihre Arbeiter reiht sich den größten Industriellen der gesamten Welt die Schappeseidenfabrik Gütermann & Cie. in Gutach, deren Anwesen unser Bild festhält, ebenbürtig an. Für ihre Arbeiter hat diese Weltfirma — ihre Nähseide ist wohl jeder meiner Leserinnen in des Wortes voller Bedeutung durch die Finger gelaufen — neben Wohnhäusern, die diesseits und jenseits der Elz liegen, Schulen und das nach ihrem Gründer Max Gütermann benannte Max-Spital erbaut.

Es ist eine Lust, dies schöne Thal zu durchwandern, das jedem das Seine giebt. Der Jäger, d. h. der weidgerechte Schütze, findet in den dichten Wäldern der ragenden Berge was da kreucht und fleucht: den stolz balzenden Auerhahn, den scheuen Reiher, das majestätische Hochwild und den König der Lüfte. Man erzählte mir von einem bekannten, sehr gelehrten Basler Herrn, daß ihn jeder von ihm geschossene Auerhahn auf 50—60 Mark zu stehen komme. Und der Tourist, was kann er sich Schöneres träumen, als die berühmten Berge mit den herrlichen Abhängen, die zauberhaften Thäler, die man so eigenartig nur noch im burgenreichen Hardt findet, was



Gutach.



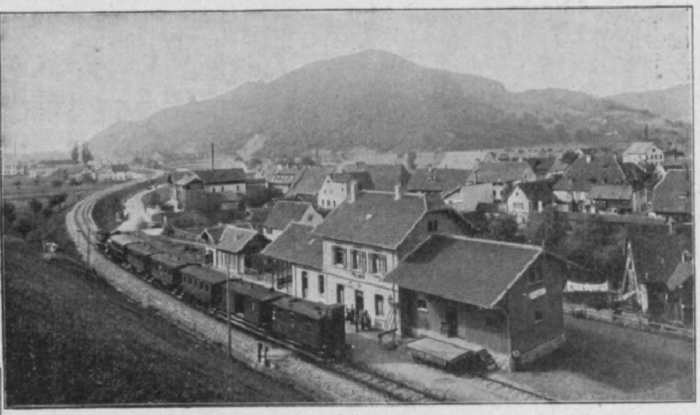
Bleibach. Wallfahrtskirche.

sich ja auch durch die Uebereinstimmung der geologischen Verhältnisse erklärt! Und dazu für den wirklichen Kurmenschen die würzige Wald- und Höhenluft, der allheilende Tannenduft! . . .

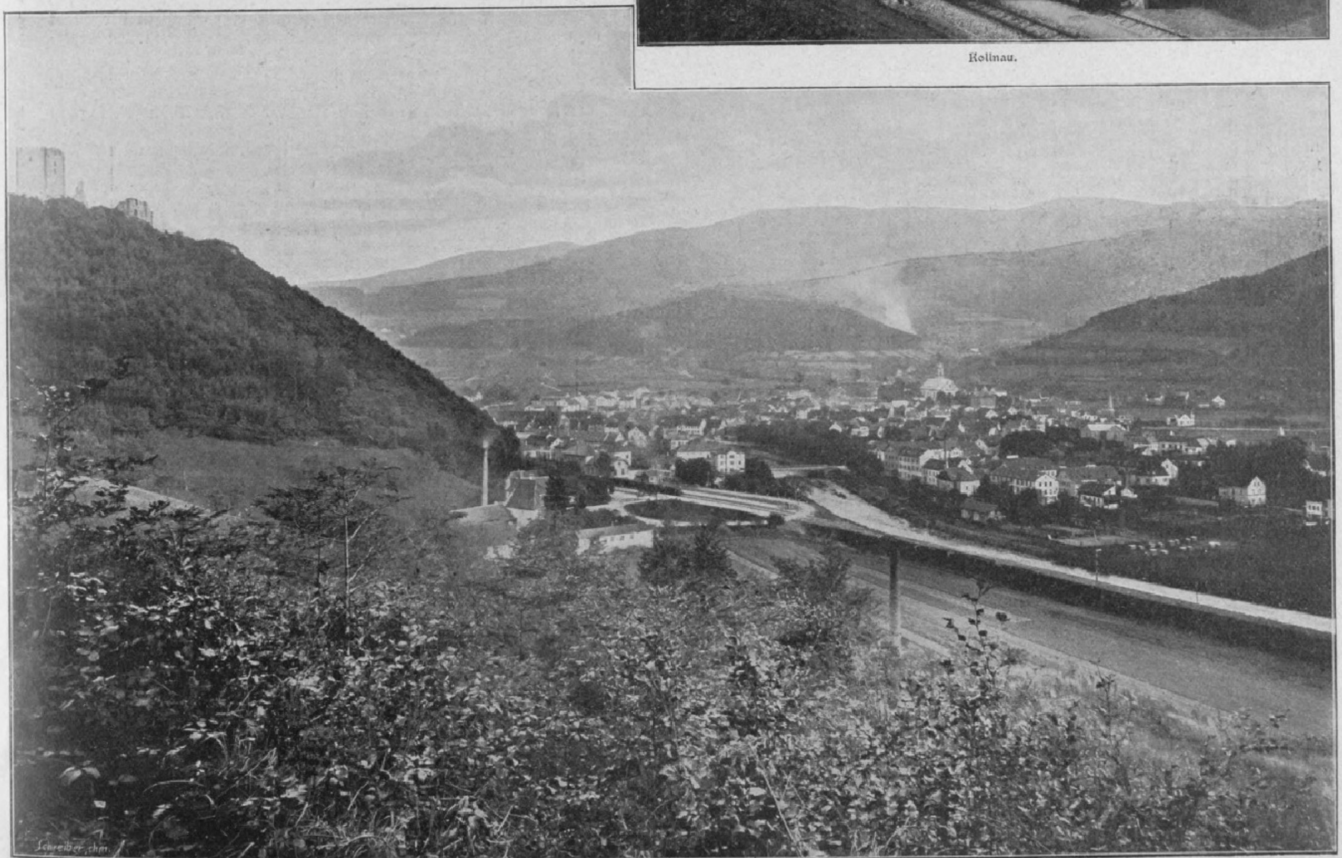
Von der Abgangsstation Denzlingen, von wo die Straße ins Glotterthal führt, geht die Bahn nach der 263 Meter hoch liegenden Amtsstadt Waldkirch, die dank ihrer Industrie seit 1850 von 2600 Einwohnern auf mehr als 5000 Einwohner gestiegen ist. Unser Bild zeigt die Kastelburg, von deren Turm man einen schönen Rundblick genießt. Die Ruine Schwarzenberg (658 Meter hoch), von der nur noch spärliche Ueberreste vorhanden sind, ist durch eine Sage wohlbekannt. Die Burg wurde von den alten Kastenvögten des adligen Frauenstiftes zur heiligen Margaretha im zwölften Jahrhundert erbaut. Einer dieser Vögte, der ehr- und tugendsame Herr Konrad von Schwarzenberg, hatte sehr viel von Nietzsches Uebermenschen in sich; er lebte in Saus und Braus und stellte weiblicher Schönheit nach. So verlangte er von einem seiner Hörigen, daß er ihm sein Töchterlein aufs Schloß sende. Der Leibeigene flehte um Gnade, Herr Konrad aber meinte höhnend: „Weil du, Hund, so jämmerlich bitten kannst, gebe ich dir die Wahl. Entweder bringst du mir dein Töchterchen oder den Kirschbaum vor deinem Hause um Mitternacht, mit den Wurzeln und allem, was drum und dran hängt.“ Lachend ging er davon. Auf das Jammern des Vaters kam ein Männlein gegangen, das Hilfe verhieß. Um Mitternacht flogen die Schloßthore knarrend auf, und als der Ritter erschien, hielt draußen ein Wagen, den drei Rappen zogen. Der Kirschbaum lag darauf. Das Männlein aber sagte: „Sieh dir die Pferde an, Ritter. Der eine Rappe ist dein Vater, der andre dein Großvater und der dritte dein Urahn. Sie alle büßen in der Hölle. Auf dein Geheiß sind sie gekommen.“ Der Ritter bekreuzte sich und wurde ein gar freundlicher Herr.

Von Waldkirch nach dem nahen Kollnau führt die Bahn über die Elz. In einer kleinen halben Stunde erreichen wir Gutach und Bleibach. Hier beherrscht die berühmte Wallfahrtskirche die Gegend. Wie sich die griechischen Städte um Homer stritten, so streiten Bleibach, Nieder- und Oberwinden sich um das Recht, die Kirche ihr eigen zu nennen; eingepfarrt ist sie zu Oberwinden, dessen Pfarrer die Pflicht hat, mehrere Male im Jahre an der oft verschneiten oder von Bergnebeln verhüllten Stätte die Wallfahrer zu empfangen. Der Aufstieg nach der etwa 600 Meter über der Thalsohle auf dem 906 Meter hohen Hörnleberg gelegenen Kirche erfolgt meist von Bleibach. Die Endstation Elzach hat etwas über 1000 Einwohner. Die Station liegt nahe am Fluß und ist u. a. durch ihre Kirche, in der sich die Grabdenkmäler zweier Pfalzgrafen von Tübingen befinden, interessant. Auch hier ist die Industrie zukunftsreich, zumal es ziemlich sicher ist, daß die neu eröffnete Bahnstrecke in absehbarer Zeit nach Haslach oder Hausach durchgeführt wird.

Die neue Bahnstrecke thut ja hin und wieder dem landschaftlichen Bilde des lieblichen Elzthales Abbruch, aber sie erschließt dafür auch das stille, abseits vom Verkehr gelegene idyllische Höhenthal den Touristen und Sommerfrischlern; sie liegt im industriellen Interesse der ganzen Gegend und wird ihr zum Segen werden, zumal die Handels- und Verkehrsinteressen Freiburgs, des Elzthales und Württembergs auf eine Fortsetzung der Elzthalbahn nach Hausach drängen.



Kollnau.



Waldkirch.

Puppenleid.

Von
Georg Freiherrn von Ompteda.

Wir sprachen über die verschiedenen Arten, wie Menschen einen großen Schmerz auffassen.

Der eine, wurde gesagt, verbeißt es still in sich, der andre muß es jedem Menschen erzählen, der dritte weint, schluchzt, tobt, rast, verliert den Appetit.

Und da meinte jemand:

„Ich finde, es kommt bei der Aeußerung des Schmerzes auch auf das Aeußere der Menschen an. Einer Riesengestalt glaubt man einen Titanenausbruch, die Minimalausgabe eines Menschen mit einem großen Leid wirkt manchmal geradezu komisch. Ich denke mir, es könnte darin sogar eine Tragik liegen, sowie es vielleicht nichts Tragischeres giebt als das innerlichste, erschütterndste Leid eines Menschen, der durch seinen Beruf gezwungen ist, den andern immer komisch zu erscheinen: Narrenleid — Clownkummer."

Einer unsrer Freunde, still, ernst, einer von jenen, denen man nun wiederum Heiterkeit nicht zutraut, sagte nachdenklich:

„Auch ich habe gefunden, daß man immer geneigt ist, die Menschen nach dem Aeußeren abzuschätzen.

Ich kannte ein Ehepaar, das, wie ich weiß, immer in dieser Art falsch beurteilt worden ist.

Denken Sie sich einen jungen Menschen, der etwas überaus Zierliches, Zartes, Weiches hatte.

Auf der Schule, in den Entwicklungsjahren, war er zurückgeblieben, war immer einen Kopf kleiner als seine Klassengenossen. Die Eltern trösteten sich damit, er würde es schon später nachholen, das müßte mit einem Male kommen.

Doch als er über zwanzig Jahre geworden war, hatte er es noch immer nicht nachgeholt und sah eigentlich aus wie ein Vierzehnjähriger, wenn der immer stärker werdende Schnurrbart dem nicht widersprochen hätte.

Ja, der Schnurrbart, der riß ihn heraus, der hätte ihm etwas Männliches geben können. Er wurde dichter und dichter, immer größer und länger. Aber merkwürdig, er bewirkte das Gegenteil. Er machte ihn kleiner statt größer, er gab ihm etwas von einem Nußknacker. Der erste Eindruck eines jeden Menschen, der ihn kennen lernte, war ein Lächeln über diese putzige Erscheinung.

Allmählich, wie die Jahre vergingen, gewann er ein immer martialischeres Aeußere, und schließlich sah der Mensch aus wie ein gewaltiger Schnurrbart, an dem ein winziges Exemplar der Gattung Homo sapiens hing.

Denn er pflegte seine Zierde, statt sie in vernünftige Grenzen zurückzuweisen, und ward dadurch immer lächerlicher.

Sein größter Kummer war, daß er keine Frau fand. Er war zu sehr komische Figur, die Mädchen wollten nichts von ihm wissen. Er mußte auch auf Gesellschaften in der Wahl seiner Tänzerinnen vorsichtig sein; es gab nicht viele, die ebenso klein waren wie er.

Wenn er mit einer größeren tanzen wollte, so wurde sie böse oder suchte Ausflüchte, sie hätte schon einen Tänzer. Das merkte er, es verstimmte ihn, die Spottreden der Kameraden ärgerten ihn, und schließlich begann seine Kleinheit etwas zu werden, das für die andern fast eine Gefahr bedeutete. Denn er witterte überall Anspielungen darauf und lief sozusagen immer mit der geladenen Pistole herum.

Dabei war er ein gutmütiger, braver Kerl. Aber alles an ihm hatte etwas Zierliches, Kleines, Niedliches, Spieliges, nicht ernst zu nehmen. Er machte kleine Scherzchen, er redete immer im Diminutiv. Es gab für ihn keine Hand, nur ein Händchen, kein Haus, nur ein Häuslein.

Und dabei war diese Redeweise eigentlich doch nicht geziert. Jeder Mensch sah ein, diese Minimalausgabe des Homo mußte so reden, mußte so denken. Und keiner würde sich gewundert haben, wenn er auch nicht in einem großen Haus für Erwachsene, einer vierstöckigen Mietskaserne, gewohnt, sondern sich etwas Winziges gebaut hätte, so etwa wie eine vergrößerte Hundehütte.

Kein Mensch hielt es für möglich, daß er eine Frau finden könnte.

Und nun denken Sie sich das Erstaunen, als er eines Tages Verlobungsanzeigen verschickte.

Man wünschte ihm Glück. Aber sonderbar, kein Mensch schien es recht zu glauben. Er ärgerte sich darüber, ja er wurde unfreundlich, wenn ihn jemand anredete:

„Ist es denn wirklich wahr . . ."

Doch es erweckte nun einmal den Eindruck, als könnte man gar nicht glauben, daß dies Männchen einen Hausstand gründete.

Aber es war Thatsache, er heiratete.

Das Paar ging auf die Hochzeitsreise, und man sprach nicht von ihnen, bis bekannt wurde, daß sie ein Haus in einem Villenort gemietet hatten.

Und richtig, das Merkwürdige trat ein: das Haus entsprach ganz dem, was man für ihn passend hielt. Es war eine alleinstehende Villa im Garten, ein Ding, ein Nichts, ein Spielzeug im Schweizerstil gebaut, mit rundum laufendem Balkon. Eine Schnitzerei, wie sie die Leute aus dem Gebirge, aus der Sommerfrische mitbringen in einem kleinen Kästchen, die Fenster mit Spiegelscheiben, und wenn man das Dach aufklappt, fängt eine Spieldose an, den „Jungfernkranz" oder den „Himmelblauen See" zu leiern.

Nur die großen Steine auf dem Dach fehlten. Es fiel etwas aus dem Stil, es war mit Schiefer gedeckt.

Nun lief alles hinaus von den Bekannten, um das Häuschen oder das Häuslein zu sehen. Es wurde eine Art Sport. Man fand es sehr passend und sehr richtig: wo anders konnte der Mann nicht wohnen.

Die Neugierde stieg auf das höchste, als es hieß, das junge Paar werde am nächsten Tage von der Hochzeitsreise zurückkehren.

Merkwürdigerweise hatte noch kein Mensch die Braut gesehen. Er hatte keine nahen Freunde in der Stadt, sie stammte aus einem kleinen schwäbischen Ort, in den niemand kam, wo niemand Verbindungen hatte.

War sie groß oder ebenso klein wie er? Oder vielleicht noch winziger, so eine Art Liliputprinzeß? Man ahnte es nicht. Aber einen Tag darauf wußten es alle. Sie war klein, sie war sogar sehr klein, niedlich, zierlich, das reine Püppchen, meinten die einen — Püpplein sagten die andern.

Sie machten Besuche und kamen so auch zu uns. Wir mußten alle mit dem Lachen kämpfen, als sie eintraten, die beiden Menschchen — oder Menschlein. Die Unterhaltung wurde ernst geführt. Das Frauchen stellte sich heraus als sehr nett, sogar eigentlich reizend; die reine kleine Puppe, Porzellanprinzeß mit winzigen Händchen — oder Händlein, mit kleinen roten Bäckchen wie ein Aepfelchen. Und als sie hinausgegangen waren, suchte jeder von uns, der eine im Sofakissen, der andre im Taschentuch, seine Heiterkeit zu verbergen.

Aber allmählich ging die Neugierde vorüber, man nahm es als gegeben hin und fand die Wahl der kleinen Nußknackers äußerst angemessen.

Der Spaß erwachte nur erst wieder, als das junge Paar anfing, in dem Miniaturschweizerhäuschen die ersten Menschen bei sich zu sehen.

Zu ihm als Junggesellen war man nicht gekommen. Nun bestaunte man die Einrichtung und wunderte sich gar nicht, fand es ganz selbstverständlich, als man auch in seinem Geschmack wie in dem des kleinen Frauchens fand, was man geahnt: alles klein, zierlich, niedlich, reizend, spielig, minimal.

Was war eigentlich sonderbar dabei? Jeder wählt doch das, was ihm sympathisch ist, was seiner Art entspricht.

Die Ausstattung des kleinen Frauchens war zierlich über die Maßen. Ein kleiner Salon — alle Räume des Hauses waren klein — mit Meißner Schäfergrüppchen, mit winzigen Rokokomöbelchen, auf deren Puppenstubenumfang ein großer Mann, ich hätte beinahe gesagt Erwachsener, sich nicht zu setzen wagte.

Als der erste Eindruck vorüber war und alle Menschen der Reihe nach ihre Neugierde in dem Häuschen oder Häuslein gestillt, redete man nicht weiter über das Paar, um so weniger als das kleine Frauchen wirklich ganz war wie er, nur alles noch zierlicher, noch kleiner, kurz, ins Weibliche übersetzt.

Und als nun ein Witzbold, der beinahe jedem in der Stadt etwas anzuhängen pflegte, für den kleinen Mann, der sonderbarerweise bisher nicht besonders benannt worden, einen Spitznamen fand, war man ganz beruhigt, um so mehr als sich wie von selbst auch für die kleine Frau eine Bezeichnung einstellte.

Die beiden hießen nur noch „chen" und „lein".

Eine Zeitlang wurden Scherze darüber gemacht. Man fragte:

„Sind Sie schon bei ‚chen' gewesen?" Oder: „Wie gefällt Ihnen ‚lein'?"

Aber diese Späße veralteten bald, nur der Name blieb.

Ein Jahr oder mehr war vergangen, da durcheilte eines Tages die Stadt die Kunde, „chen" und „lein" sei ein Kindchen oder Kindlein geschenkt worden. Man war nämlich entschlossen, bei einem Knaben Kindchen und bei einem Mädchen Kindlein zu sagen. Trotzdem paßte keines von beiden. Denn als die junge Mutter ihr Glück den andern Damen erzählte, sprach sie in ihrer schwäbischen Art von einem Kindle. Nun war es ja gegeben: zum Vater „chen", zur Mutter „lein" kam das Kind „le".

„Le" war winzig, es hieß, es habe nicht zweieinhalb Pfund gewogen. Aber konnte das in Erstaunen setzen? Das Gegenteil wäre sonderbar gewesen.

Doch alles, was für der Nebenmenschen Verspottung sorgte, geriet in die größte Verlegenheit, als ein Jahr darauf zu „chen", „lein" und „le" ein vierter Diminutiv trat. Wie sollte man ihn nennen? Merkwürdigerweise versagte der Witz der bissigsten Zungen, und das arme kleine Wesen blieb ungetauft, wenigstens im Munde der Leute.

„Lein" strahlte, „chen" war glückselig. Sein Schnurrbart schien immer länger zu werden, er blickte immer martialischer drein, und das putzige kleine Pärchen ging jetzt in der Stadt spazieren, als hätte es der Welt ein paar Riesen geschenkt, von deren Thaten noch einmal ihr Volk reden würde.

Es war auch unglaublich komisch, wie sie von den Kindern sprachen. Wenn man sie traf, war von nichts anderm die Rede, und immer betonten sie alle beide ganz stolz und als läge eine gewisse Absicht darin, „le eins" verspräche sehr groß zu werden, sei schon, wie der Arzt versichert, viel größer als alle Kinder seines Alters; bei „le zwei" stehe das zwar noch nicht fest, aber alle Zeichen deuteten darauf hin, daß er seinem Bruder nacheifern würde.

Ja, bei den kleinen Leuten wurde es beinahe zur Manie, von der Kinder Riesenwachstum zu reden. Und da sie jeden Tag gewachsen waren, mußte man schließlich annehmen, daß sie bereits jetzt im Alter von drei und zwei Jahren ihre beiden Eltern um ein Wesentliches überragten.

Dabei waren sie in Wirklichkeit kleine, zarte, niedliche Würmchen, nicht um ein bißchen anders als andre Kinder, höchstens, wenn man wirklich etwas finden wollte, ein wenig kleiner.

„Chen" und „lein" wurden immer geneckt. Sie waren ja geboren dazu, kein Mensch eignete sich so gut wie sie. Nun kam es auf in der Stadt unter unsern Bekannten, daß wer ihnen begegnete, sein Gesicht in ernste Falten legte, während die andern kaum das Lachen verbeißen konnten, und sagte:

„Nun, ich höre, Ihr ältester Sohn soll so groß und kräftig geworden sein?"

Oder man sagte ihnen, indem man die Hände zusammenschlug:

„Nein, denken Sie, ich habe heute auf dem Spaziergang Ihre Kinder getroffen. Was die groß geworden sind! Ich glaube, der Junge, der wird nochmal Flügelmann vom ersten Garderegiment."

„Chen" blickte dann den Sprecher von der Seite an, er wußte nicht, wie er es auffassen sollte. Blieb man aber ernst, so begann er augenblicklich in seiner Vaterfreude von all den Fortschritten im Wachstum zu erzählen, und die kleine Frau fügte stolz hinzu, die Sachen für die Kinderle wären immer schon nach einem Monat zu klein.

Die Knaben wuchsen heran. Doch als sie so sechs und sieben Jahre waren, sah man ein, daß es mit dem Wachstum mehr Phantasie der Eltern gewesen, denn „le eins" und „le zwei" waren ganz normal, d. h. wie es dem Größenmaß von „chen" und „lein" entsprach.

Sie hätten auch sonst in das Haus nicht gepaßt. Man sah sie nie mit der Erzieherin allein gehen; einer Erzieherin übrigens, die natürlich in die Puppenfamilie paßte und die — worüber man sich immer totlachte — beinahe noch kleiner war als „lein". Wiederum nur natürlich, denn was hätten sie in dem Häuschen mit einer Riesendame machen sollen, und wie hätte die Autorität von „chen" gelitten, wenn er einem Kinderfräulein gegenübergestanden, das doppelt so groß war wie er.

Die Kinder gingen also nie aus ohne die Eltern. Es war ein zärtliches Verhältnis, fast eine Affenliebe.

Da stand eines Tages in der Zeitung eine Todesanzeige, die auch dem ärgsten Spötter das Lachen von den Lippen trieb:

„Chen" und „Lein" zeigten tief erschüttert an, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen, „le eins" und „le zwei" gemeinsam aus dieser Zeitlichkeit abzurufen.

Sie hatten im Garten gespielt, das Thor stand offen, sie waren hinausgelaufen über die Schienen, sich haschend, ein elektrischer Wagen kam gerade dahergesaust, und die beiden kleinen Wesen lagen entseelt mit zerbrochenen Gliedern auf der Straße.

Die Bekannten alle gingen in das kleine Häuschen, ihre Mitgefühle auszudrücken. Man konnte sich einschreiben, aber niemand wurde vorgelassen.

Das wunderte die Leute. Es war, als traute man den beiden Menschchen und -lein keine solche Herzensbewegung zu, daß sie ihren Schmerz in der Einsamkeit vergraben müßten. Es war doch alles klein, zierlich, spielig bei ihnen, etwas Erschütterndes, Wuchtiges, eine Tragik konnte doch in diesem Häuschen nicht Platz finden!

Aber nachdem das erste Grausen, das erste Mitleid vorüber war, begannen doch schon wieder trotz des Ernstes die Leute zu scherzen. Man war entschlossen, zum Begräbnis zu gehen. Doch den meisten stand, als sie hinfuhren, beinahe ein Lächeln auf den Lippen. Auch das nicht ernst, auch das wie ein kleiner Scherz. Man erwartete winzige, kleine Särgelchen, man sah förmlich „chen" und „lein" dahinterher, nicht schreiten wie große Menschen, sondern trippeln, tänzeln — ein Puppenbegräbnis, etwas, das der Große, der Erwachsene mit lächelnden Augen betrachtet — Puppengefühle, Puppenschmerz, Puppenleid.

Und nun denken Sie, uns losen Mündern allen, die wir eintraten mit der Sensation, etwas beinahe Kindisches zu erleben, erstarb jedes Lächeln auf den Lippen angesichts des Bildes, das sich uns bot.

Ein Sarg stand aufgebahrt, man hatte die beiden Kleinen zusammengelegt, ein Sarg, der jedes Lächeln über die Niedlichkeit verbannte, ein Sarg, groß und traurig wie das Ereignis, das die beiden hoffnungsvollen Menschenleben von der Erde genommen. Und daneben ein Menschenpaar mit verstörten Gesichtern, aus denen jedes Zierliche, jedes Niedliche, Lächelnde und Zarte genommen war; Gesichter, die wie ausgemeißelt schienen, eingefallen vom Schmerz, Gesichter, die den Eindruck erregten, als sähen sie die ganze Trauerversammlung gar nicht.

Kein milder, kleinlicher Zug auf den Lippen. Starr, ernst wie die Majestät des Todes selbst, standen die beiden Menschen an dem Sarg ihres Glücks. Und mir war es wie, glaube ich, uns allen, die wir eintraten, als wären diese beiden gewachsen, als wären sie im Schmerz größer geworden. Die Kleinheit fiel uns nicht auf, störte keinen Augenblick. Wie ich im Mitgefühl die Hand reichte, antwortete mir ein männlicher, fester, energischer Druck, sahen mich ein Paar unendlich traurige, aber doch starre, feste Augen an.

Keine Miene verzog sich. Und als die Trauerfeier zu Ende ging und der Sarg hinausgetragen wurde, hatte ich das Gefühl, alles war tief ergriffen.

An den Seilen glitt der Kasten hinab, die Eltern standen an der Gruft hinter der frisch aufgeworfenen Erde.

Man täuschte sich über ihre Größe, es war, als knieten sie. Und ich wußte doch, sie standen. Sie waren gewachsen, sie schienen so wie wir alle. Es war keine Puppenehe mehr, keine Miniaturausgabe. Es war, als die Schollen niederprasselten, in diesem hartgemeißelten blassen Kopf des Mannes der ganze Ernst, die Entschlossenheit, Kraft eines Großen ausgedrückt. Der Schnurrbart erschien nicht komisch, er paßte zu ihm. Die kleine Frau an seiner Seite hatte nichts Puppenhaftes, nichts Zierliches mehr, ihre Züge hatten Größe gewonnen, waren länger geworden, ausgearbeitet, Falten zogen sich herab. Und wie wir das Paar stehen sahen, hat, glaube ich, keiner in der ganzen Versammlung einen Scherz auf den Lippen gehabt, keiner auch nur ein Lächeln. Es war mir, als würde nicht einer gewagt haben, in dem Moment, als wir Abschied nahmen von den beiden gebeugten Eltern, an „chen" und „lein" zu denken. Aus den Puppen waren Menschen geworden, wie der eine große Sarg, der die beiden winzigen Kinder aufgenommen, sie im Augenblick des Todes erhöhte, vergrößerte, ihnen fast das Ansehen von Erwachsenen gab.

Und denken Sie, etwas ganz Merkwürdiges trat ein: ich habe nie wieder gehört, daß die beiden „chen" und „lein" genannt worden wären. Und nie sprach man lange Zeit, bis ich die Stadt verließ und sie aus den Augen verlor, anders von ihnen als mit dem Zusatz: „Die armen . . ."

*

Er hatte geendet. Und uns, die wir die lange Zeit in einem behaglichen Schmunzeln verharrt hatten, die wir von den beiden winzigen Menschenkindern aus den Worten des Erzählers nur einen komischen, fast kindischen Eindruck gewonnen, war es mit einem Male, als hätten wir eben von tiefernsten Menschen gehört, und ihre Gestalten erschienen uns fast zur Größe gewachsen.

Nachfolger der Seeschlange.

Seitdem die Seeschlange, die früher alljährlich um die Zeit der Hundstage in den Spalten der Zeitungen auftauchte, sich grollend in die Fluten des Ozeans gestürzt hat, wo er am tiefsten ist, um nie wieder aufzutauchen, hat die allzeit rege Phantasie der Reporter sich auf die Tiere geworfen, denen die gewöhnliche Meinung geringe Geistesgaben zuweist. Und nach der alten Regel, daß ein Bericht um so glaubwürdiger erscheint, je genauer die einzelnen Angaben sind, werden naturhistorische Beobachtungen mitgeteilt, in denen weder der Name des Forschers noch der Ort des Vorfalls fehlt. Ja, in den meisten Fällen wird als Quelle des Berichts eine ausländische wissenschaftliche Revue angegeben. Will man solche Berichte auf ihre Richtigkeit prüfen, dann stellt sich sehr oft der sonderbare Umstand heraus, daß die als Quelle citierte Zeitschrift nicht existiert. In journalistischen Kreisen ist deshalb schon lange die Ansicht verbreitet, daß eine große Anzahl der interessanten Vorgänge aus dem Tierreich, die von allen Blättern gern nachgedruckt werden, nichts weiter sind als geschickte Erfindungen. Man thut deshalb gut daran, allen solchen Schilderungen, die nicht so beglaubigt sind, daß sie jederzeit nachgeprüft werden können, mit unbegrenztem Mißtrauen zu begegnen.

Welchen Umfang das Geschäft mit solchen Notizen angenommen hat, kann man daraus ersehen, daß eine Kontrolle der Tageszeitungen in jeder Woche etwa acht bis zehn derartiger Schilderungen zu Tage fördert. Da liest man von einer Schildkröte, die in Amerika ein überaus strenges Examen auf ihre geistigen Fähigkeiten hat bestehen müssen. Sie hat ein kunstvoll gebautes Labyrinth durchwandern müssen, um zu ihrem Futternapf zu gelangen, und nicht nur diese Aufgabe gelöst, sondern bei mehrfachen Wiederholungen den kürzesten Weg herausgefunden und fortan regelmäßig benutzt. Bei einer zweiten, noch schwereren Prüfung rollte die Schildkröte unversehens eine schräge Fläche hinab, und so klug war das Tier, daß es sofort begriff, um wieviel schneller es auf diese Weise an sein Ziel gelange. Seitdem läßt die Schildkröte sich jedesmal über die schräge Fläche hinabfallen . . .

Einer solchen Geschichte widmen ernsthafte Blätter fünfzig Zeilen und darüber ihres ohnehin beschränkten Raumes!

Sehr beliebt sind auch die Bewohner des nassen Elements. Da wurde neuerdings der Heimatssinn der Fische erörtert und als positive Beobachtung mitgeteilt, daß jeder Lachs zum Laichen genau in denselben Quellbach zurückkehrt, in dem er selbst aus dem Ei geschlüpft ist. Wer die Beobachtungen angestellt hat, wurde leider nicht berichtet, dagegen wurde allen Ernstes behauptet, daß „man" einzelnen Lachsen metallene Bänder um den Leib gelegt hat und die so bezeichneten Tiere dann immer an der Stelle wiederfand, von der sie stammen.

Der selige Freiherr von Münchhausen würde, wenn er noch lebte, an solchen Geschichten seine helle Freude haben. Es ist ja geradezu unglaublich, was hier der Leichtgläubigkeit des deutschen Lesepublikums zugemutet wird! Bekanntlich wandert der aus dem Ei geschlüpfte Lachs, sobald er eine gewisse, ziemlich geringe Größe erreicht hat, aus den Bächen, wo er geboren ist, dem Meere zu und steigt erst, nachdem er mehrere Pfund schwer geworden ist, wieder zu den Quellen hinauf, um selbst dort zu laichen. Ein metallener Ring, den man ihm in frühester Jugend um den Leib legt, würde — die erforderliche Befestigung vorausgesetzt — den Fisch nicht nur am Wachstum hindern, sondern wahrscheinlich seinen Tod herbeiführen!

Die ganze Geschichte erinnert lebhaft an die in alten Chroniken lebenden Hechte, die ebenfalls auf Ringen das Datum ihrer Geburt mit sich herumtragen.

Man hat es augenscheinlich bei einer ganzen Anzahl solcher Berichte mit einer verschmitzten Spekulation auf die Vorliebe des Publikums für interessante Beobachtungen zu thun, die manchmal bekannte Thatsachen geschickt variiert, sehr oft aber auch unrichtige Anschauungen erzeugt und verbreitet. Die Kritiklosigkeit, mit der solche Schilderungen nachgedruckt werden, kann gar nicht scharf genug gerügt werden. Da kann man mitten im Winter lesen, daß „kürzlich!" beim Blatten mittels Buchenblattes im Elsaß eine gehörnte Ricke erlegt worden sei. Daß Ricken aufs Blatt springen, ist jedem Jäger wohlbekannt. Es kommen auch, wenngleich sehr selten, Ricken vor, die einen schwachen Ansatz von Gehörn tragen. Wunderbar ist nur, daß die Notiz mit der Zeitbestimmung „kürzlich" im Winter auftaucht, obwohl das Blatten nur im Juli und Anfang August geübt wird. Man wird dadurch veranlaßt, den Vorfall, dessen Beschreibung den weidgerechten Jäger vermissen läßt, als nicht beglaubigt anzusehen.

Leser mit gutem Gedächtnis, die derartige Geschichten als Ausschnitte zu sammeln pflegen, machen bald die Beobachtung, daß gewisse Stoffe, nach nicht allzulangen Pausen neu eingekleidet, regelmäßig wiederkehren, genau wie in den Witzblättern die Scherze über den Besuch der Schwiegermutter oder den zu spät heimkehrenden Pantoffelhelden. Zu diesen Stoffen gehören: der große Wels, die uralte Frau, die beinahe noch Friedrich den Großen als Kind gekannt hat, der treue Hund, der, hundert Meilen weit weg verkauft, nach Hause findet, die vom Verbrecher gezähmte Spinne — erscheint auch als Fliege verkleidet —, die Katze, die den Vogel ihres Herrn gegen eine andre Katze verteidigt u. s. w. Die Lachse, von denen oben berichtet wurde, sind auch alte Bekannte: es sind die ins Wasser versetzten Störche, die mit einem Ring ums Bein nach Aegypten davonziehen und im nächsten Frühjahr pünktlich an die Stätte ihrer Geburt wiederkehren.

Der phantasievolle Mann, der diese Geschichte ummodelte, fand leider bei den Lachsen keine Beine vor, die er mit Metallringen versehen konnte. Deshalb legte er das Erkennungszeichen kurz entschlossen den Fischen um den Leib. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse reichten augenscheinlich nicht hin, um die Tragweite dieser Variante zu übersehen. So gab er dem sachverständigen Beurteiler das beste Kennzeichen für den Wert der geschilderten Beobachtung.

Eine große Anzahl solcher Notizen wird aber nicht von der Kritik ereilt. Und das ist sehr bedauerlich, denn es setzen sich dadurch falsche oder wenigstens schiefe Vorstellungen von den Fähigkeiten der Tiere im Publikum fest, die noch schwerer auszurotten sind als die lebendigen Jungen des Aales oder die Dachse, die zur Winterszeit vom eignen Fett leben.

F. Sk.



Er ist da.

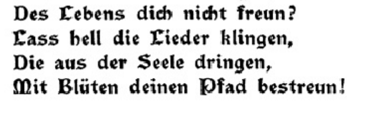
Von

Karl Haberlandt.

Auf blauem Himmelsbogen
Ist Lenz nun eingezogen
In goldnem Sonnenglanz.
Von Sängern rings umgeben,
Die jubelnd ihn umschweben,
Spielt selbst er auf zum Frühlingstanz!

Komm freudig ihm entgegen!
Du spürst ihn allerwegen
In Wald und Feld und Flur.
Wo lind die Lüfte wehen,
Wo bunte Blumen stehen,
Da grüsst er dich aus der Natur.

Willst, banges Herz, du zagen
An solchen schönen Tagen,
Des Lebens dich nicht freun?
Lass hell die Lieder klingen,
Die aus der Seele dringen,
Mit Blüten deinen Pfad bestreun!



Zeichnungen von G. Hirt.



Frühjahrstoilette.



Strassentoilette aus weissem Tuch.



Robe aus pflaumenblauem Sammet.



Kostüm aus lichtgrauem Tuch.



Kostüm aus Voile de soie.



Promenadenkostüm aus grauem Tuch.

Zu dem Artikel: „Pariser Frühjahrsmoden" Seite 554.



Schmiede im Schwarzwald (Gutach).
Nach dem Gemälde von Georg Schöbel.

Pariser Frühjahrsmoden.

(Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger, Paris.)

Wie Frühlingsahnen liegt es in der Luft, und der weiche, warme Erdgeruch zaubert unsern empfindlichen Nerven schon den Veilchenduft vor, noch weit eher, als sie wirklich ihre blauen Köpfchen dem Lichte zuwenden. Das ist die rechte Stimmung für die Damenwelt, um die neue Frühjahrsausrüstung zu beschaffen, die schon vorhanden sein muß, wenn endlich wirklich der Lenz erwacht ist.

Weißes Tuch bildet das elegante Material der Straßentoilette, die wir hier unsern Leserinnen vorführen. Der Rock fällt unten zu einem doppelten Volant aus, dessen jeweiliger Ansatz durch schmale, wellenförmige, weiße Taffetseidenbiais kaschiert ist. Den Rand des Volants umziehen sie ebenfalls, dicht gedrängt, sechsmal übereinander. Ueber einem breiten Schweizergürtel aus gezogener weißer Taffetseide, der seitlich vorn durch eine schmale Rüsche geschlossen wird, öffnet sich der allerliebste Bolero, der durch einen welligen Fichukragen besonders apart wirkt. Um ihn wie um den Rand des Jäckchens ziehen sich die gesteppten Biais wie am Rock und umgeben im Zwischenraum auch als wellenförmiger Schmuck den Bolero. Die einzelnen Enden laufen in Oesen aus, durch ziselierte Goldknöpfe mit Bergkrystallen gehalten. Das gleiche wiederholt sich auf dem Spitzeneinsatz, der den oberen Teil des Bolero bildet. Gebrannter weißer Chiffon mit Guipürespitze bildet den Einsatz, sowie die untere, zu Puffen abgebundene Hälfte der Aermel, die in spitzen Zacken über das duftige Gewebe fallen.

Weiterhin führen wir unsern Leserinnen ein Promenadenkostüm vor, dessen taubengraues Tuch sich ganz vorzüglich für die abgenähten Säumchen eignet, die oben am Rock, um die Hüften, diesen die notwendige und moderne Enge geben. Den unteren Rand der Jupe ziert ein gestepptes graues Atlasbiais, von dem in Oesenform kleine Schlingen vereinzelt nach oben streben. Ein gleiches Biais umgiebt in griechischer Anordnung in Kniehöhe den Rock, nur die schmale Vorderbahn freilassend. Schmale, nach unten ausspringende Säumchen füllen die unten offenen Quadrate und ziehen sich als Blende bis zum Rockbund hinauf. Die Bluse mit kleinem Schoß hat von unten aufstrebende, von der Schulter abfallende Säumchen und ist, wie der Rock, mit Atlasbiais garniert. Kleine Revers aus weißem Tuch mit Silberstickerei bilden eine graziöse Unterbrechung, nicht minder der Stehkragen, der durch einen Umfallkragen verlängert wird. Aus weißem Tuch gefertigt, zeigt er schwarzes Sammetband als Aufputz, ein Zierat, der sich unten an den weiten, in Säumchen genähten Aermeln wiederholt. Bizarr, aber äußerst kleidsam ist der Hut aus weißem Möwengefieder mit kokettem seitlichen Flügelaufputz.

Wenn der jungen Gattin das köstlichste und echteste Glück der Ehe zu teil wird, sie aber aus Liebe zum Gatten so lange als angängig auch bei Gesellschaften den Vorsitz führen will, da heißt es ganz besonders sorgsam die Toilette wählen. Alle die angehenden jungen Mütter werden es uns daher sicher danken, wenn wir ihnen in dem nebenstehenden Modell einen kleinen Fingerzeig geben, auf welcher Basis ein solches Kleid aufzubauen ist. Voile de soie — Seidenschleier nennt sich das duftige Gewebe, das in hellgrauer Farbe in lang herabfallenden, fließenden Falten die Gestalt umwallt. Eine köstliche altrussische Stickerei in Rot, Blau, Grün, Gold, aus Chenille und Seide, zieht sich vorn herab bis zum Saum, mit ungleich langen Bändchen dem Rock aufgeheftet. Dieselbe Garnitur setzt sich an der Taille fort, um als großer Kragen, über die Schultern fallend, weiterzugehen. Graue Sammetbänder — die gleichen wie am Rock —, mit Pierres de Strass bestickt, bilden, dreimal übereinandergesetzt, den Abschluß und Schmuck der eckig geschnittenen Passe aus gezogener Valenciennespitze. In russischem Stil sind auch die vollen Voile de soie-Aermel gehalten, zweimal unterbrochen durch aufgesetzte Valencienne-Zwischensätze, aus denen auch die das Handgelenk fest umschließenden Manschetten gebildet sind. Die geeignetsten Farben für dies anmutige Kostüm sind grau oder schwarz.

Sammettoiletten bezeichnen den Gipfel des Geschmacks. In Anbetracht dieser Strömung bringen wir ferner eine sehr schöne, elegante und dabei doch solide Robe aus pflaumenblauem Sammet. Das Material wirkt schon allein für sich, und so bedarf es nur eines geringen Aufputzes, denn jedes Zuviel ist vom Uebel und erscheint protzenhaft. Schmale Biais, viermal übereinandergesetzt, trennen den Serpentinvolant vom oberen glatten Rock. Sie sind aus hellerem Atlas in abstechender Nuance, es ist aber genau zu beachten, daß die zwei Farben im Grundton übereinstimmen. Der Gürtel, der Abschluß der Aermel und der Taille, sowie ein scheinbarer Umlegekragen an ihr sind aus den gleichen Biais gefertigt, und nur der kleine Spitzeneinsatz mit prunefarbigem Sammetbändchen erhellt die dunkle Pracht. Von besonderer Schönheit ist der ganz aus gezogenem schwarzen Tüll bestehende flache runde Hut mit aufgebogener Krempe, einem riesigen Tuff Tüll und einer großen, weißen Straußenfeder, sowie die mächtige, überaus kostbare Boa aus Schwarzfuchs, dem für das Frühjahr bestimmten Modepelz.

Bei dem entzückenden Kostüm aus den Ateliers der Maison Docuillet bildet lichtgraues Tuch, mit vollen helllila Veilchentuffs aus Chenille bestickt, die Grundidee. Dazwischen ziehen sich grünliche Sammetblättchen und lange, lanzettenförmige, umkurbelte Blätter hin, die ausgeschnitten und mit echten Valenciennespitzen wieder gefüllt sind. Ueber diesem enganliegenden Prinzeßkleid, das am unteren Rande eine schmale Zobelverbrämung aufweist, fällt ein rückwärts anliegender, vorn offener Bolero, der wie der Rock mit Blättern und Spitze geputzt ist. Apart sind die Aermel, aus denen unterhalb des Ellbogens eine große Puffe aus Guipürespitze hervorquillt. Den Abschluß dieser Aermelpuffe und des vorn ausgebogenen Jäckchens bilden runde, geflochtene Goldknöpfchen. Col- und Sattelpasse aus Spitzen. Von riesigem Umfange ist der schwarze Filzhut, der überreich mit langen Straußenfedern garniert ist, die an der linken Seite bis zur Schulter herabfallen.

Da uns die moderne Gärtnerkunst fast vergessen läßt, wann die wahre Blütezeit einer Blume ist, so daß uns Veilchen im April, Maiglöckchen im Mai und Rosen im Juni fast unzeitgemäß vorkommen, so wollen wir auch auf den Kostümen für die Lenztoiletten nicht seine Embleme haben, sondern ziehen die einer andern Jahreszeit vor. „Robe de printemps“ nennt Jeulin sein reizendes Modell und schmückt dies Frühlingskleid mit — Weintrauben. Das braune Tuch, die große Mode für das Frühjahr, ist hier sehr hübsch arrangiert. Als Volant mit ausspringenden kleinen Säumchen ist die untere Partie gedacht, abgeschlossen und umgeben von einem rückwärts hohen, vorn übereinanderfallenden Bande, das sich nach unten senkt. Darauf befinden sich in reizvollster Nachahmung aus Chenille ineinandergeflochtene Weinranken, ab und zu durch volle lila Weintrauben mit grünem Weinlaub unterbrochen. Der Effekt ist ganz apart. Wie eine angesetzte Schleppe, unter dem breiten Sammetstreifen verlaufend, nimmt sich die in gleicher Weise garnierte Rückbahn des Rockes aus. Auch auf der Taille, mit dem durch Säumchen imitierten Bolero, findet sich das gleiche Rankenwerk wieder. Zackigfallende echte Spitzen über braunen Sammetbändern bilden ein Plastron und den Sattel, sowie die enge, hohe Manschette des Aermels. Sehr kleidsam ist der große Florentiner mit graziösen Rosengewinden und braunen Sammetschleifen.

A. v. R.

Litteratur.

August Sperl, der sich durch eine Reihe großer historischer Romane in wenigen Jahren einen klangvollen Namen schuf und auf diesem Gebiete mit den ersten Vertretern der geschichtlichen Dichtung wetteifern kann, bewährt sich als einen Meister künstlerischer und fesselnder Darstellung auch in einer Sammlung von Erzählungen, die er unter dem Gesamttitel „So war's!“ vereinigt hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Bezeichnung ist zutreffend gewählt: ja, so war's einmal in der sogenannten guten alten Zeit, die das erstere Epitheton freilich keineswegs zu vollem Rechte trägt, denn wie Unseliges Unverstand und Aberglauben in den Tagen unsrer Vorväter herbeiführen konnten, davon legen beredtes Zeugnis zwei der Erzählungen ab. Die eine, „Das Hexenkind“, führt düstere Bilder aus der Zeit des Hexenglaubens vor Augen, und aufatmend erfährt der Leser am Schlusse, daß es doch gelang, das Opfer den Händen einer in finsterem Wahn befangenen Justiz zu entreißen. Eine zweite Erzählung, „Hochpreisliche Dekrete“, versetzt uns in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und hat den konfessionellen Hader in einem nordbayrischen Gau zum Gegenstande. Mannhaft hebt aus den Wirren sich die Gestalt des wackeren Pfarrherrn ab, und unterliegt er auch gegenüber übelwollenden und arglistigen Widersachern, so geht er doch ungebeugt und in moralischem Sinn als Sieger aus den Kämpfen hervor. Aus beiden Geschichten erhellt deutlich, daß der Dichter nicht Gebilde freier Phantasie vorführt, sondern nach thatsächlichen Vorgängen schildert, die er wohl aus Archiven erkundet hat und nun in poetischer Verklärung wiedergiebt. Vorzüglich ist es ihm gelungen, sich in den Geist der vergangenen Jahrhunderte zu versetzen, die Lokalfarbe treffend zu zeichnen und die Charaktere nach den Anschauungen der Zeit zu entwickeln. Dieselben Vorzüge enthüllen die beiden andern Erzählungen, in denen ungetrübte, sonnige Heiterkeit strahlt. Unsern Lesern sind sie wohlbekannt. „Der Faquin“, ein spaßiges Schloßhistörchen aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, erschien vor einiger Zeit zuerst in diesem Blatte, und die ergötzliche Hofgeschichte „Narro“ gelangt im Journaldruck erst in der vorliegenden Nummer unsrer Zeitschrift zum Abschluß. Vielen dürfte es gewiß Vergnügen machen, diese schalthafte Erzählung, die feinen Humor mit lebendiger Handlung verbindet, nochmals im Zusammenhang und in einem Zuge zu lesen. Wir zweifeln nicht, daß dieses neue Buch August Sperls eine gleich freudige Aufnahme finden wird wie seine bisherigen Werke. Der Dichter gehört eben nicht zu jenen Autoren, die die Leser nur für ein Weilchen zu zerstreuen suchen, sondern indem er sie unterhält und fesselt, vermittelt er ihnen zugleich wertvolle Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. Er schafft Bücher, die man von Zeit zu Zeit gern immer von neuem liest, die ihren bleibenden Platz in der deutschen Hausbibliothek verdienen.

— Die Schicksale eines genialen jungen Musikers bilden den Inhalt des zweibändigen Romans „Der Herr Hofkapellmeister“ von Gustav Klitscher (Leipzig, H. Seemann Nachfolger). Von einer kleinen thüringischen Residenz nach der Hauptstadt eines großen Staates berufen, glaubt der Held auch hier durch seine Tüchtigkeit schnell Ansehen und Ruhm erringen zu können, aber er hat nicht mit dem Neide der auf ihn eifersüchtigen älteren Kollegen, nicht mit den Intriguen gerechnet, wie sie in den Theaterkreisen an der Tagesordnung sind. Die Schwierigkeiten zu erhöhen, verfällt er noch dem Banne einer vornehmen Dame, die nach dem Glanze der Bühne verlangt, und wenn sie von ihm erst nur die Förderung ihres künstlerischen Ehrgeizes verlangt, so entflammt sie bald auch in Liebe zu dem Manne. So hilft sie die Konflikte nur verschärfen, und das Ende aller Ränke ist der jähe Sturz des Hofkapellmeisters, der zugleich von schwerem häuslichen Unglück betroffen wird. Aber von der aufopfernden Liebe seines treuen Weibes läßt sich hoffen, daß es ihr gelingen wird, den gebrochenen Mann wieder aufzurichten. Der Roman ist fesselnd geschrieben und an geeignetem Orte von kräftigem Humor durchsetzt. Besonders in der Schilderung der Bühnenverhältnisse bekundet sich eine gute Beobachtungsgabe.

— Die talentvolle Dichterin, die unter dem Namen Max Grad schreibt, giebt in ihrem neuen Werke „Die Overbecks Mädchen“ (Berlin, Fontane) den Roman einer Familie, in deren Mitte ein Mädchenzwillingspaar, Stine und Marion, steht. In herzlichster Liebe einander zugethan, entfremden die beiden sich allmählich durch ihren wesentlich verschiedenen Lebensgang, während allerdings ernstliche Konflikte bis in die Zeit ihrer Verlobungen ausbleiben. Die sehr praktisch und nüchtern veranlagte Stine versteht die Verfasserin dem Leser hochinteressant zu gestalten durch die ganz natürliche Art, wie das einfache, dem Bräutigam und späteren Gatten bedingungslos zustimmende Gemüt sich dem letzteren, einem Pfarrer, nach und nach enttäuscht entfremdet, und wie sie ferner gerade durch ihre Enttäuschung zu eigner Thatkraft erwacht und nicht nur hierdurch innerlich wächst, sondern auch den Sieg über das Verwerfliche im Charakter ihres Gatten davonträgt und dieser sich läutert. Auch der Schwester Marion gegenüber entfaltet Stine eine volle weibliche Größe. Ihrem Verlobten, einem Arzte, der zu keiner ausreichenden Praxis und damit auch nicht zur Gründung eines Hausstandes kommen kann, bringt Marion das höchste Opfer, damit er nicht auf Abwege gerate, aber in höchster Not flieht sie ins Vaterhaus zurück. In den Tagen schwerster Seelenpein zeigt Stine sich in voller Größe und vollendeter Frauentugend, indem sie sich des Neugeborenen fast mit Hintansetzung ihrer eignen Kinder aufopfernd annimmt und auf diese Weise das fast verlorene Glück der Familie Overbeck wieder aufrichtet. Das alles ist fesselnd und mit echter Empfindung erzählt, und nicht minder gut als die beiden Hauptgestalten sind die Nebenfiguren geschildert. Besonders fesselnd die unverheiratete Aerztin, die ihren heranwachsenden Knaben aufs sorgfältigste erzieht. Sie ist es gerade, welche Marion aus eigner Erfahrung zuruft: „Mögen die Aufgeklärten, Freien schreiben, reden, was immer sie wollen! Mögen sie der freien Liebe das Wort reden, ich, die Entgleiste, sage: nicht aus der Bahn gehen!“ Dieser Satz drückt voll den Standpunkt der Verfasserin aus und löst das heikle Thema in befriedigender und nirgends verletzender Form.

Kunst.

Die berühmte Goldene Pforte, das Prachtportal am Dom zu Freiberg i. S., war bisher nur nach seinem theologischen Inhalt, nicht nach seiner künstlerischen Bedeutung gewürdigt worden. Das ist jetzt durch A. Goldschmidt in einer feinsinnigen Stilanalyse geschehen, die im 1. Heft des 23. Bandes des Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen (Berlin, G. Grote) nebst einer trefflichen Lichtdruckwiedergabe des Portals veröffentlicht wird. Danach ist das Portal das Werk eines hochbegabten sächsischen Meisters in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der byzantinische Motive aufgenommen, sie aber neu belebt hat und außerdem von den französischen Elementen der Magdeburger Dombauwerkstatt berührt worden ist. Das Heft enthält ferner eine Abhandlung von W. Bode über Florentiner Bronzestatuetten im Berliner Museum (von Ghiberti und Donatello) mit Abbildungen in Radierung und Heliographie, ein von A. Krüger meisterhaft radiertes männliches Bildnis, das dem seinem Namen nach immer noch unbekannten sog. Meister von Flémalle zugeschrieben wird, und einen Bericht von Frida Schottmüller über eine verschollene Kreuzigung des Jan van Eyck, die, wie die Verfasserin nachweist, wenigstens in einer italienischen Kopie im Museo civico zu Padua erhalten ist. Diese Kopie ist dem Aufsatz in einer Lichtdrucknachbildung beigegeben.

— Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes hat Elfried Bock in einer gehaltreichen, mit zahlreichen, vortrefflich ausgeführten Illustrationen versehenen Studie über Florentinische und venetianische Bilderrahmen aus der Zeit der Gotik und Renaissance (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G.) geliefert. Es ist das erste Mal, daß dieser wichtige Gegenstand in so umfassender und gründlicher Weise behandelt worden ist. Dem Spürsinn und Sammeleifer des Verfassers ist es gelungen, aus öffentlichen und Privatsammlungen alle künstlerisch hervorragenden Bilderrahmen, die mit den Bildern gleichzeitig entstanden sind, zusammenzustellen. Jeder einzelne wird nach seinem Werte und nach seinem Verhältnis zum Bilde kritisch untersucht und abgeschätzt. Aus der Summe dieser Ermittelungen kann jeder Maler, jeder Kunstfreund eine Fülle von Belehrungen schöpfen, die um so notwendiger sind, als sich Maler und Kunstfreunde lange Zeit gleichgültig gegen die ungemein wichtige Rahmenfrage verhalten haben. Erst in neuerer Zeit hat sich das Verständnis dafür wieder geregt. Daß es aber auch noch in weitere Kreise getragen wird, dazu wird hoffentlich dieses verdienstvolle Buch beitragen, an dem wir noch als besonderen Vorzug zu rühmen haben, daß die Illustrationen stets in dem dazugehörigen Texte stehen. Jeder Kunstfreund würde übrigens dem Verfasser dankbar sein, wenn er eine ähnliche Würdigung der altniederländischen Bilderrahmen folgen ließe.

Notizblätter.

Bildende Kunst.

Professor Ernst Henselers bekanntes Gemälde „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ (Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888) ist für das städtische Museum in Erfurt um 15000 Mark angekauft worden. Eine vorzügliche Wiedergabe des Gemäldes in Heliographie erschien unlängst bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

— Ein großes Freskobild Nellis aus dem 14. Jahrhundert ist in der Augustinerkirche von Rubbio bei Rom zum Vorschein gekommen.

Bühne.

Das Stadttheater in Barmen ist in der Nacht zum 25. März ein Raub der Flammen geworden. Der Brand, der anscheinend auf dem Schnürboden durch Kurzschluß der elektrischen Leitung ausgekommen war und nach 1 Uhr entdeckt wurde, griff mit so rasender Schnelligkeit um sich, daß trotz aller Anstrengungen der Feuerwehr eine Rettung unmöglich war. Nur ein Teil der Bibliothek und der Kassenschrank konnten geborgen werden. Die Bühnenmitglieder haben ihre gesamte Theatergarderobe verloren, und besonders schwer wurde durch den Verlust der Requisiten der Direktor Steinert betroffen, unter dem die Bühne einen glänzenden Aufschwung genommen hatte. Das Theatergebäude stand noch nicht 26 Jahre. Es wurde an Stelle des am 25. November 1875 durch Feuer vernichteten Baues nach Plänen des inzwischen verstorbenen Kölner Baurates Pflaume errichtet und am 1. Oktober 1876 seiner Bestimmung übergeben.



Das Stadttheater in Barmen, abgebrannt am 25. März.

— Einen freundlichen Erfolg erzielte im Schauspielhause zu Berlin das Märchendrama „Frau Anne“ von Marx Möller.

— Für den Umbau des Hoftheaters in Darmstadt hat die hessische Regierung bei der Kammer die Bewilligung von 600000 Mark beantragt.

— „Der Haubenkrieg zu Würzburg“, Text und Musik von Max Meyer-Olbersleben, fand im Münchener Hoftheater nur eine laue Aufnahme.

— Großen Beifall hatte im Görlitzer Stadttheater das Schauspiel „Die Christen“ von Walther Nithack-Stahn. Der Verfasser des Stückes, das zur Zeit Trajans in Rom spielt, ist Diakonus in Görlitz.

— Die Komödie „Archiduc Paul“ von Abel Hermant, eine Satire auf die deutsche Kleinstaaterei, erwies sich im Gymnase-Theater zu Paris nur als ein läppisches Machwerk.

— „Walpurgisnacht“, eine neue Oper von Andreas Hallén (Text von Eugen von Enzberg, dem in Berlin lebenden deutschen Dichter), hatte im Kgl. Theater zu Stockholm großen Erfolg. Die Handlung spielt in der Zeit der Hexenprozesse.

— Im Valle-Theater zu Rom wurde Giuseppe Verdis Persönlichkeit zum ersten Male auf die Bühne gebracht. Das von Gino Monaldi verfaßte Werk, „Un opera buffa“, ist ein Schauspiel und behandelt eine ergreifende Episode aus der Jugend des Meisters.

Kultur und Wissenschaft.

Um die Erhaltung der Volkstrachten ist die Regierung zu Minden in Westfalen seit längerem mit Erfolg bemüht. Wie sie bekannt macht, ist nach Berichten der Kreisschulinspektoren die Volkstracht in einzelnen Orten, in denen sie bei der Jugend bereits im Schwinden begriffen war, von fast sämtlichen Mädchen wieder aufgenommen worden. Die Regierung sieht hierin einen Beweis dafür, daß ernste und zweckentsprechende Bemühungen der Schulinspektoren und Lehrer einen sicheren und schnellen Erfolg haben können. Sie ersucht daher die Schulaufsichtsbeamten, auch fernerhin für die Erhaltung der Volkstrachten thätig zu sein. Es sollen auch im laufenden Jahre an Handarbeitslehrerinnen für erfolgreiche Unterweisungen zur Anfertigung von kleidsamen Volkstrachten Geldgeschenke verteilt werden.

— Wichtige elektrische Untersuchungen stehen seitens des vor kurzem nach dem Muster der Physikalischen Reichsanstalt in Charlottenburg begründeten „National Physical Laboratory“ in London bevor. Es handelt sich um die Bestimmung der grundlegenden Einheit des elektrischen Widerstandes, die zum erstenmal von dem verstorbenen Physiker Jones ausgeführt wurde. Dieser Forscher hatte sich zu dem Zwecke einen Apparat für 8000 Mark bauen lassen und unternahm die Untersuchungen nach dem etwas abgeänderten Verfahren von Lorenz. Er war jedoch mit dem Ergebnis noch nicht zufrieden, und in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft und das Unterrichtswesen wurde ihm von der reichen Londoner Tuchmachergilde die Summe von 14000 Mark zum Bau eines noch vollkommeneren Apparates geschenkt. Jones ist nicht mehr dazu gekommen, diese Unterstützung selbst auszunutzen, dagegen soll der Apparat jetzt in dem Physikalischen Nationallaboratorium aufgestellt werden. Die Aufsicht über den Bau des Apparates und die Untersuchungen hat Professor Ayrton übernommen.

Museen.

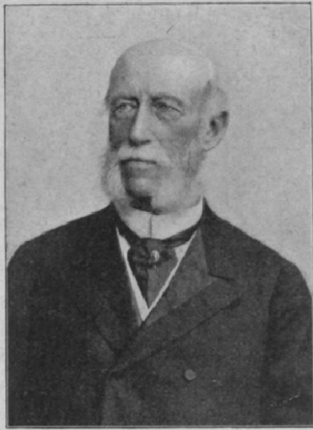
Die Stadt Elberfeld erhält ein Museum größeren Maßstabes, und zwar werden die oberen Räume des alten Rathauses zu dem Zwecke umgebaut.

— Im historischen Museum der Stadt Wien hat die Eröffnung des Franz Schubert-Zimmers stattgefunden. Es ist ein heller großer Raum im Mezzanin des Rathauses. An der Mittelwand steht Schuberts Klavier, darüber hängt das große Oelgemälde Julius Schmids, das 1897 für die Schubert-Ausstellung gemalt wurde: „Ein Schubertabend in einem Wiener Bürgerhause.“ Weitere Gemälde betreffen alle das Leben des Komponisten, und in den Ecken stehen Schubertbüsten. In einem Glaskasten sind persönliche Reliquien vereint: eine Haarlocke Schuberts, seine Augengläser, das Originalmanuskript des Textes zur Oper „Der Graf von Gleichen“ von Bauernfeld, deren Komposition Schubert nur zum Teil vollendete, ein Brief Schuberts an seinen Freund Hüttenbrenner u. a. Die von Dumba geschenkten Manuskripte sind in Glaskästen untergebracht.



Phot. Wilh. Julis, Barmen.

Der Zuschauerraum des Stadttheaters in Barmen nach dem Brande.



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Georg Fürst Münster von Derneburg †.

Vereine und Versammlungen.

Der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller brachte das verflossene Jahr erfreuliche Erfolge. An Mitgliederbeiträgen und Eintrittsgeldern wurden vereinnahmt 65000 Mark, an Zinsen 24000 Mark und an außerordentlichen Einnahmen 17000 Mark. Nach Deckung aller Kosten ergab sich ein Ueberschuß von 23000 Mark. Das Vermögen der Anstalt beziffert sich auf 700000 Mark.

— Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hält ihre diesjährige Generalversammlung am 23. April in Weimar ab. Die Revision des Textes der deutschen Shakespeare-Uebersetzungen wird zur erneuten Erörterung gelangen.

— Das nächste allgemeine deutsche Turnfest findet 1903 in Nürnberg statt. — Der eidgenössische Turnverband besteht gegenwärtig aus 590 Vereinen mit 43475 Mitgliedern. Die Vermehrung im abgelaufenen Jahr beträgt 36 Vereine mit 4375 Mitgliedern.



Aufn. von Prof. Koller, Budapest.

Koloman von Tisza †.

— Der internationale maritime Kongreß wird am 12. Juli in Kopenhagen abgehalten werden. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Beratung internationaler Maßnahmen auf sanitärem Gebiete, sowie der Errichtung eines ständigen internationalen Bureaus für maritime Interessen.

Denkmäler.

In der Vorhalle der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg ist das von Zumbusch geformte Denkmal Kaiser Wilhelms I. enthüllt worden. Es ist ein Geschenk des Grafen Eduard von Oppersdorf.

— Kaiser Wilhelm hat den von Gustav Eberlein gefertigten Entwurf für das Goethe-Denkmal in Rom genehmigt.

Unterrichtswesen.

An den technischen Hochschulen Preußens sind verschärfte Bestimmungen über die Aufnahme von Hospitanten eingeführt worden. In Zukunft wird von den Hospitanten die Berechtigung zum Einjährigen-Dienst und das Prüfungszeugnis von Baugewerks- oder von mittleren Fachschulen, sowie eine einjährige praktische Thätigkeit verlangt. Ausländer werden als Hospitanten überhaupt nicht zugelassen.

— Die Universität Dorpat besteht am 21. April hundert Jahre, die Jubiläumsfeier findet jedoch erst im Dezember statt.

— An den deutschen Universitäten waren für die Semester 1901/1902 1270 weibliche Studierende immatrikuliert. Die größte Zahl mit 611 entfiel auf Berlin.

Ehrungen.

Ferdinand von Miller, der bekannte Bildhauer und Erzgießer, Direktor der Akademie der bildenden Künste in München, ist zum lebenslänglichen Reichsrat der Krone Bayerns ernannt worden.

Heer und Flotte.

Die Funkentelegraphie, System Slaby-Arco, ist durch kaiserliche Ordre für die deutschen Kriegsfahrzeuge und Küstensignalstationen ausschließlich eingeführt worden.

— Der zum dienstthuenden Flügeladjutanten des Kaisers Wilhelm ernannte Major von Plüskow, bisher Kommandeur des 1. Bataillons 1. Garderegiments zu Fuß, ist bekannt durch seine ungewöhnliche Körpergröße. Er wurde am 16. Oktober 1873 Leutnant bei der Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß. Von 1879 bis 1883 war er zur Unteroffizierschule in Potsdam kommandiert und war dann dem Erbprinzen von Meiningen zur Dienstleistung überwiesen. 1886 wurde er Adjutant der 1. Garde-Infanteriebrigade, trat aber im folgenden Jahre wieder zur Leibcompagnie des 1. Garderegiments zurück. Am 19. September 1888 wurde er Hauptmann und Chef der 5. Compagnie, die er bis 1890 behielt, um dann Kommandeur der Leibcompagnie zu werden

Am 30. Mai 1896 wurde er aggregierter Major und am 18. Oktober 1897 Kommandeur des 2. Bataillons, das er 1900 mit dem 1. Bataillon vertauschte. Herr von Plüskow ist mehrfach zu besonderen Sendungen nach dem Auslande kommandiert worden, so nach Konstantinopel zur Ueberbringung von Geschenken an den Sultan und nach dem Haag zu den Vermählungsfeierlichkeiten.

Kunstgewerbe.

Unter den Ehrenspenden, die dem Prinzen Heinrich auf seiner Amerikareise dargebracht wurden, nimmt einen hervorragenden Platz das „goldene Buch“ der deutschen Vereine ein. Es ist ein Album, dessen aus feinstem Kalbleder hergestellte Decke der amerikanische Adler in Silber ziert, umgeben von den dreizehn Sternen der ursprünglichen Staaten der Union. Das Buch liegt auf einem silbernen Untersatz von reicher Ornamentik. Die vier Ecken des Untersatzes ruhen auf amerikanischen Adlern, und Ornamente ziehen sich die Seiten des Sockels entlang. In der Mitte der Längsseite befindet sich in einem Medaillon ein Indianerkopf. Das Schloß ist ebenfalls auf das reichste verziert. Das Ganze ruht auf einem Untersatz von Mahagoni. Das Kunstwerk ist nach Entwürfen von Theodor Henninger, einem Sohn der Stadt Karlsruhe, hergestellt. Das Album enthält zwanzig Blätter, die ebenfalls von Henninger in kunstvoller Weise mit Ornamenten versehen wurden; einige sind wahre Meisterwerke der Miniaturmalerei. Das erste Blatt zeigt das Bildnis des Prinzen in Photogravure. Auf dem zweiten Blatt gewahrt man eine allegorische Gruppe, die Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika symbolisierend, das amerikanische Wappen und den deutschen Reichsadler, mit Eichenlaub verbunden.



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Dr. Ernst Lieber †.



Das Goldene Buch der deutschen Vereine von New York, Ehrengabe für den Prinzen Heinrich. Entworfen von Theodor Henninger.

Das dritte Blatt enthält eine poetische Widmung und dann folgen auf den übrigen Blättern die Unterschriften der Mitglieder der Exekutive, des Generalkomitees, des Ehrenausschusses und sämtlicher Präsidenten der Vereine, die an dem Fackelzug zu Ehren des Prinzen teilnahmen.

Wohlthätigkeit.

Das jüngst fertiggestellte Nyegaard-Stift in Altona ist auf Grund eines Vermächtnisses der am 18. März 1898 verstorbenen Frau Henriette Hedwig von Nyegaard errichtet worden. Die mit einem Kapital von mehr als zwei Millionen Mark fundierte Stiftung hat den Zweck, Witwen und Töchter unvermögender Offiziere, Beamten, Prediger, sowie andre den gebildeten Ständen angehörende alleinstehende weibliche Personen durch Gewährung von Freiwohnungen nebst Geldbeihilfen zu unterstützen. Der mit dem ersten Preise von 1800 Mark ausgezeichnete Entwurf der Berliner Architekten Eugen Kühn und Paul Baumgarten wurde zur Ausführung bestimmt. Die mit einem Kostenaufwand von 500 000 Mark errichteten Stiftsgebäude enthalten 42 Einzel- und 10 Doppelwohnungen mit je einem Wohn- und einem, bezw. zwei Schlafzimmern, Küche, Keller und Bodenraum. Die Stiftung soll vorzugsweise Angehörigen schleswig-holsteinscher Familien zu gute kommen, aber Verwandte der Stifterin allen andern Bewerberinnen vorgehen. Mit einem Teile der Freiwohnungen ist, soweit die Bewohnerinnen durch den letzten Willen der Stifterin sich nicht schon im Genusse einer Leibrente befinden, eine Beihilfe von jährlich 500 Mark verbunden. Geldpräbenden in Höhe von je 500 Mark können auch an nicht im Stift Wohnende verteilt werden.

Alpines.

Im Mai wird ein neuer Alpendurchstich vollendet, indem dann der 5,8 Kilometer lange Albulatunnel im Kanton Graubünden durchgeschlagen werden soll. Dieser Tunnel ist für die im Frühjahr 1903 zu eröffnende Schmalspurbahn nach dem Engadin bestimmt. In drei Stunden wird man dann mit dieser Bahn von Chur und in sechs Stunden von Zürich ins Engadin gelangen können.

Totenschau.

In Hannover verschied am 28. März Fürst Georg Münster von Derneburg, viele Jahre hindurch kaiserlich deutscher Botschafter in London und Paris. Einem alten westfälischen Adelsgeschlechte entstammend, das 1792 die Reichsgrafenwürde erhielt, wurde er am 23. Dezember 1820 in London als Sohn des bekannten hannoverschen Diplomaten Ernst Grafen zu Münster-Ledenburg geboren, der seit 1814 am Londoner Hofe den verantwortlichen Posten eines hannoverschen Kabinettsministers bekleidete. Graf Georg studierte in Bonn, Heidelberg und Göttingen und widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn. Von 1856 bis 1864 war er außerordentlicher Gesandter Hannovers am Petersburger Hofe und bemühte sich im Jahre 1866 vergebens, den König Georg V. zu einer preußenfreundlichen Politik zu bestimmen. Nach der Annexion Hannovers wurde er im Jahr 1869 in das preußische Herrenhaus berufen; von 1867 bis 1870 vertrat er den Wahlkreis Goslar im Norddeutschen Reichstag und gehörte von 1871 bis 1873 dem Deutschen Reichstag an. In dem zuletzt erwähnten Jahre zum deutschen Botschafter in London ernannt, verließ er 1885 die Weltstadt an der Themse, um den durch die Berufung des Fürsten zu Hohenlohe zum Statthalter der Reichslande freigewordenen Botschafterposten in Paris einzunehmen. Hier war er erfolgreich bemüht, bessere Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen, und wurde am 29. August 1899 durch Verleihung des Fürstentitels ausgezeichnet. In Rücksicht auf sein hohes Alter trat er am 28. November 1900 in den Ruhestand.



Aufn. von Selle & Kuntze, Hofphot., Potsdam.
Major von Plüskow, der neue Flügeladjutant des Kaisers.

— In Budapest verschied am 23. März Koloman von Tisza, der frühere ungarische Ministerpräsident. Zu Geßt im Biharer Komitat am 16. Dezember 1830 geboren, studierte er die Rechte und widmete sich alsdann dem Staatsdienst. Im Jahr 1861 wurde er ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich bald zum Führer des linken Zentrums aufschwang; als solcher machte er der Deakschen Partei eine Reihe von Jahren Opposition. Erst im Jahre 1875 gab er seinen widerstrebenden Standpunkt auf und ermöglichte durch Verschmelzung seiner und der Deakschen Fraktion die Bildung der großen liberalen Partei, an deren Spitze er trat. Im Ministerium Wenkheim übernahm er im März 1875 das Ministerium des Innern und am 21. Oktober auch die Ministerpräsidentschaft, die er bis zum 13. März 1890 behielt. Nur im Jahre 1878 gab es eine kurze Unterbrechung, als die Besetzung Bosniens und der Herzegowina Schwierigkeiten bereitete; Tisza trat mit dem ganzen Ministerium zurück, übernahm aber die Regierung bald wieder, nachdem die Andrassysche Politik in den Delegationen gesiegt hatte.

— In seiner Vaterstadt Kamberg im Taunus verstarb am 31. März Dr. Ernst Lieber, der bekannte Führer der Zentrumspartei im Deutschen Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhause. Am 16. November 1838 geboren, studierte er in Würzburg, München, Bonn und Heidelberg Philosophie und Rechtswissenschaft. Kaum 32 Jahre alt, wurde er in das Abgeordnetenhaus gewählt, 1871 auch in den Reichstag, in dem er den Wahlkreis Montabaur-St. Goarshausen seitdem ununterbrochen vertrat. Er hatte sich dem Zentrum angeschlossen, in dem er bald eine hervorragende Rolle spielte, und nach Ludwig Windthorsts Tode, 1891, übernahm er die Führung der einflußreichen Partei. Unter seiner Leitung vollzog sich allmählich eine Annäherung des Zentrums an die Regierung, die ihren deutlichen Ausdruck in der zustimmenden Haltung gegenüber dem Flottengesetz von 1898 erhielt.

— Cecil Rhodes, der vielberufene „ungekrönte König von Südafrika“, ist am 26. März in Kapstadt, wo er seit längerer Zeit krank danieder lag, gestorben. Am 7. Juli 1853 zu Bishop-Stortford in Herfordshire als Sohn eines Geistlichen geboren, begab er sich im Alter von 18 Jahren nach Natal, wo sein Bruder Herbert eine Baumwollplantage betrieb. Von dort reiste er nach Colesberg Kopje — dem heutigen Kimberley —, wo damals bereits Diamanten gegraben wurden. Im Jahre 1873 kehrte er nach England zurück, um in Oxford zu studieren, ging aber bald von neuem nach Südafrika, wo er sich durch erfolgreiche Spekulationen, namentlich durch Vereinigung einer Anzahl von Diamantgruben in der De Beers-Gesellschaft, ein großes Vermögen erwarb. Er ließ sich in das Kapparlament wählen, wurde im Jahre 1884 Finanzminister und 1890 Ministerpräsident der Kapkolonie. Rhodes war der rücksichtsloseste Vorkämpfer der englischen Interessen in Südafrika, sein Ziel war die Vereinigung aller Länder bis zum Sambesi zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“. Er suchte dies zunächst dadurch zu erreichen, daß die beiden Burenrepubliken völlig isoliert und von britischem Gebiet umstellt wurden. Schon im Jahre 1885 war Betschuanaland (westlich von Transvaal) unter britisches Protektorat gestellt worden, und vollends wurden die Burenstaaten von den britischen Polypenarmen umfaßt durch die Eroberung der Gebiete nördlich von Transvaal. Rhodes war im Jahre 1889 in die Direktion der Südafrikanischen Gesellschaft, der berüchtigten Chartered Company, getreten, und hatte dieser einen Freibrief für die Besiedelung von Matabele- und Maschonaland ausgewirkt, die später ihm zu Ehren den Namen Rhodesia erhielten. Ende 1895 setzte die Chartered Company mit Rhodes an der Spitze den von Jameson geleiteten Einfall in Transvaal ins Werk; nach dessen Scheitern leugnete Rhodes seine Mitschuld, verantwortete sich bei der Regierung in England und durfte nach Afrika zurückkehren. Doch nahm er, da inzwischen von der Regierung Transvaals seine Schuld nachgewiesen worden war, 1896 seine Entlassung als Premierminister und als Mitglied des Vorstandes der Chartered Company. Daß er bei der Einfädelung des Krieges mit Transvaal die Hand im Spiele hatte, ja daß er der eigentliche Urheber dieses unseligen Krieges gewesen ist, läßt sich mit Bestimmtheit annehmen.



Cecil Rhodes †.

— Hofrat Dr Edmund von Zoller, geb. 20. Mai 1822 in Stuttgart, ist am 1. April im Krankenhause auf der Karlshöhe bei Ludwigsburg sanft entschlafen. Der Verstorbene hat der Deutschen Verlags-Anstalt eine lange Reihe von Jahren hindurch als treuer und verdienstvoller Mitarbeiter nahe gestanden. Von 1859 bis März 1867 und dann abermals von Juli 1881 bis Juni 1885 war er als Redakteur unsrer Zeitschrift thätig. Wir werden auf sein litterarisches Wirken noch eingehender zurückkommen.

*

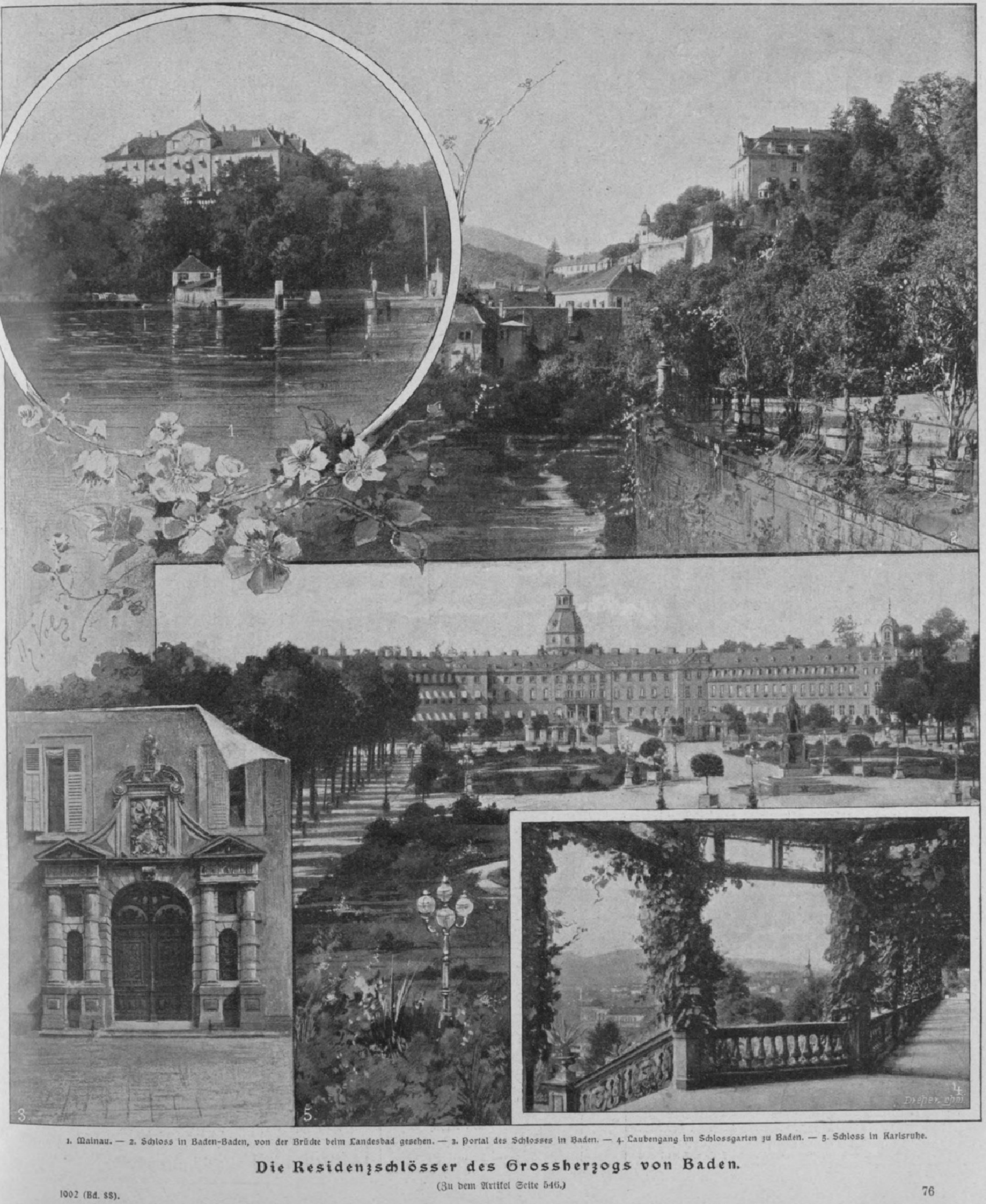
Major Johann Stefanovic von Vilovo, Kriegshistoriker und Hydrograph, 81 J., † 24. März, Wien. — Hofphotograph Joseph Löwy, Inhaber der großen Kunstanstalt J. J. Löwy, † 24. März, Wien. — Dr. Salomon Mandelkern, bed. Kenner der oriental. Sprachen und Lexikograph, 56 J., † 24. März, Wien. — Feldzeugmeister Graf Philipp Grünne, vormals Corpskommandant in Prag, 69 J., † 25. März, Dobersberg in Niederösterreich. — Hofkapellmeister Fr. Wilhelm Stade, auch als Komponist bekannt, 87 J., † 26. März, Altenburg. — Hofrat Prof. Josef von Storck, vormals Direktor der Wiener Kunstgewerbeschule, 72 J., † 27. März, Wien. — Geh. Regierungsbaurat Konrad Wilhelm Hase, Erbauer zahlreicher Kirchen und Schöpfer bedeutender Privatbauten, 83 J., † 28. März, Hannover. — Prinz Karl Schwarzenberg, Legationssekretär bei der österr Botschaft in Tokio, 31 J., † 1. April, Shanghai.



Phot. Hans Breuer, Hamburg.
Das Nyegaard-Stift in Altona. Entworfen von den Architekten Eugen Kühn und Paul Baumgarten in Berlin.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.
№ 29.



1. Mainau. — 2. Schloss in Baden-Baden, von der Brücke beim Landesbad gesehen. — 3. Portal des Schlosses in Baden. — 4. Laubengang im Schlossgarten zu Baden. — 5. Schloss in Karlsruhe.

Die Residenzschlösser des Grossherzogs von Baden.

(Zu dem Artikel Seite 546.)

Litteratur.

Karl Bleibtreu hat seinen fesselnden Schlachtengemälden aus dem deutsch-französischen Kriege ein neues hinzugefügt mit dem Buche: „Amiens—St. Quentin“ (Stuttgart, Carl Krabbe). Er bietet eine Schilderung der Kämpfe der Nordarmee, die in plastischen Bildern die schweren Gefechte bei Amiens, an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin vor Augen rückt. Unparteiisch sucht er die beiderseitigen Truppenleistungen zu würdigen, ohne jedoch in das unbedingte Lob auf die französische Nordarmee einzustimmen, das auch von deutscher Seite ihr gezollt wurde. Besonders Faidherbe erscheint in keineswegs günstigem Lichte. Scharf und bestimmt hebt sich seine Gestalt handelnd und redend von seinem bedeutenderen Gegner Goeben ab, dessen eigenartige Erscheinung mit liebevoller Sorgfalt gemalt ist. Die hervorragende Tapferkeit der Rheinländer und Ostpreußen findet überall gebührende Würdigung. Auch diesen neuen Band der Bleibtreuschen Schlachtenschilderungen hat Chr. Speyer mit flotten Bildchen begleitet.

— „Aus allen Welten“ betitelt Karl Stangen seine im eignen Verlage zu Berlin erschienenen Reiseerlebnisse. Seit 1867 hat er eine große Anzahl Reisen innerhalb Europas, sowie auch nach vielen außereuropäischen Ländern unternommen; besonders der Orient war häufig zum Ziel ausersehen. Er besuchte vielmal Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, die Balkanhalbinsel, dehnte seine Reisen aber auch auf Indien, China, Japan, Nordamerika aus. Das Buch beginnt mit einigen Gedichten, in denen sich die Auffassung des Autors über den Weltverkehr und über die Schiffahrt widerspiegelt, alsdann folgen Erzählungen in bunter Reihe. Der Verfasser hat die Länder, aus denen er seine Erlebnisse veröffentlicht, zu einer Zeit kennen gelernt, als sie vom großen Touristenstrom noch wenig berührt waren, und ist daher in der Lage, über viele eigenartige Volksgebräuche interessante Mitteilungen zu machen. Er schildert auch seine persönlichen Erlebnisse im Krieg und Frieden, Besuche bei hervorragenden Männern und dergleichen. 84 Illustrationen und eine Karte von Palästina sind beigegeben.

— In der Bibliothek für Sport und Spiel (Leipzig, Grethlein & Comp.) liegt der erste Band der von Kurt von Eberbach geschilderten Rasenspiele vor. In der allgemeinen Einleitung geht der Verfasser den geschichtlichen Spuren dieser Rasenspiele bis in die ältesten Zeiten nach, um

dann der Entstehung und Ausbreitung dieses Spielsportes in Deutschland einige aufklärende Seiten zu widmen. Im übrigen ist der Band in folgende Abschnitte zerlegt: „Golf", „Krocket", „Bowls" und „Kricket". Jeder dieser Abschnitte beginnt mit einer kurzen Auseinandersetzung der Eigenart des betreffenden Spieles, worauf die spezielle Geschichte desselben in knapper, anregender Form behandelt wird. Nunmehr werden Spielplätze und Spielgeräte besprochen, und dann werden unter Beigabe vieler Abbildungen die Spiele selbst vorgeführt. Darauf folgen die Regeln, deren Studium dem Laien erst das volle Verständnis der Spiele erschließt und dem erfahrenen Sportsman wichtige Einzelheiten in das Gedächtnis zurückruft. Besondere Kapitel sind der Spieltechnik gewidmet. Sie machen, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, mit den Kniffen und Feinheiten routinierter Spieler bekannt, so daß jeder Laie nach beendeter Lektüre ohne weiteres zur Praxis übergehen kann.

— Ein ansprechendes Bild des regen Wetteifers der handeltreibenden Völker bietet G. Freytags Karte: „Der Weltverkehr", die in lebhaften Farben eine Menge wichtiger Dinge veranschaulicht und sozusagen einen Auszug aus desselben Autors großem Werke „Export-Atlas für Welthandel und Industrie" bildet (Wien, Freytag & Berndt). Anziehend wirken die diesem entnommenen klaren und wertvollen Darstellungen der Entwicklung des auswärtigen Handels verschiedener Staaten seit 1889, des Wertes der Gesamt-Waren-Ein- und Ausfuhr verschiedener Staaten, sowie ganz besonders der nach Artikeln spezialisierten Ein- und Ausfuhrziffern des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns. Die in Farbendruck beigegebenen Flaggen der bedeutendsten Staaten der Erde sind als interessante Zugabe zu begrüßen.

— Vor zwanzig, dreißig Jahren verwöhnte man die sogenannten Naturdichter nicht so wie heute, wo sie salonfähig geworden sind und zum Teil neben dem Lorbeer auch reichlich Gold ernten, aber eine freundliche Aufnahme fanden sie schon damals. So geschah es namentlich mit Karl Weise, dem wackeren Drechslermeister zu Freienwalde a. O., der schon seit vierzehn Jahren unter dem Rasen ruht. Sein „Familienleben in Dichtungen" erscheint jetzt in dritter Auflage (Berlin, Albert Goldschmidt), und sicherlich werden die gemütvollen Verse auch heute noch im deutschen Hause einer sympathischen Teilnahme begegnen.

Briefmappe.

G. v. L.-H. in W. Wir stehen zwar der doppelköpfigen Schlange, die jüngst in der Umgebung von New York aufgefunden worden sein soll, etwas skeptisch gegenüber, und wenn das Monstrum zur Hundstagszeit entdeckt worden wäre, würden wir unbedingt an eine Spielart der berüchtigten Seeschlange geglaubt haben, die nur durch Zufall aufs trockene Land geraten ist. Aber gewissenhaft, wie wir namentlich gegenüber verdächtigen Amphibien sind, haben wir die Angelegenheit unsern mit Schlangen innig vertrauten Fachmitarbeitern unterbreitet, und deren Ansicht geht dahin: „Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich." Ausgewachsene Eidechsen mit doppeltem Schwanz sind den Herren Naturkundigen vertraut, auch Embryonen mit doppeltem Kopf, aber eine erwachsene Schlange mit zwei Köpfen ist ihnen noch nicht vorgestellt worden. Immerhin halten unsre Gewährsmänner ein solches Naturspiel nicht für ganz außerhalb der Möglichkeit liegend. Schade ist nur, daß das Phänomen von New York den dortigen Forschern nicht mehr lebendig vorgezeigt werden konnte, denn der Finder hate es im ersten Schrecken des Anblicks erschlagen. Das erinnert denn einigermaßen an den berühmten Schaubudenmann, der als bedeutendstes seiner Phänomen einen Mischling von Igel und Goldfisch ankündigte. Die Eltern konnte er auch lebendig zeigen, aber das Junge war leider kurz zuvor verendet und von dem unnatürlichen Igelvater gefressen worden.



K. O. in F. Ein neuer Roman von Wilhelm Meyer-Förster, dem Autor des Schauspiels „Alt-Heidelberg", das gegenwärtig das Repertoire der deutschen Bühnen beherrscht, beginnt in der nächsten Nummer unsers Blattes zu erscheinen. Der Roman, der den Titel „Süderssen" führt, spielt in den Kreisen der Berliner Lebewelt und giebt neben andern fesselnden Bildern spannende Scenen aus den Vorgängen des Turf. Jene Erzählung, die der Dichter zu seinem erfolgreichen Drama „Alt-Heidelberg" umgestaltet hat, führt den Titel „Karl Heinrich" und ist in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen. Das von flotten Abbildungen begleitete Buch erfreut sich bereits der 7. Auflage.

Grf. R. v. W. in Sch. Das Gedicht, das seinerzeit den Prinzen Heinrich als „künftigen" Admiral feierte, ist von Klaus Groth verfaßt worden, als der Prinz im Oktober 1878 als Kadett an Bord der Fregatte „Prinz Adalbert" seine große Weltreise antrat. Die Eltern waren damals nach Kiel gekommen, um von dem Sohne Abschied zu nehmen, und aus diesem Anlaß schrieb der berühmte Dichter in seiner heimatlichen Mundart:

Uns' künfti Admiral!

Prinz Heinrich to'n 7. Oktober 1878.

Nu richt di hoch, du Königskind!
Nu geit dat rut in See!
De Segel dühnt sik in den Wind —
Nu reck de Hand noch mal geschwind:
To'n letztenmal ade!

En letzter Kuß, en letztes Wort —
Wie weet ja, wen dat gelt:
Dat geit vun Vader und Moder fort,
Dat geit hinut vun Ort to Ort
Und rundum um de Welt

Wie wünscht ju all en glückli Fahrt
Und fröhli Wedderkehr,
Blievt uns in Gnaden wul bewahrt,
Un makt uns Dütschen Nam und Art
Rund um de Welt en Ehr!

Doch ward ju mal dat Weltmeer sehn
In Storm un Wogenschall,
Denn — von den Kopp bet an de Teen —
Denn wies' du di as Kaiserssöhn,
Als künfti Admiral!

Un nu „Fahrwohl" denn noch enmal,
Und noch en letzten Blick!
Dar — mit de letz Kanonenschall:
En Kaiserwedder öwerall
Un Hohenzollernglück!

H. D. in G. Die aus englischen Blättern stammende Nachricht, daß der niederländische Ministerpräsident Dr. Kuyper einen Operntext verfaßt habe, beruht auf einer drolligen Verwechslung. Er hat nämlich vor 20 Jahren die ausgewählten Werke des holländischen Germanisten Franciscus Junius (geboren 1589, gestorben 1677) unter dem Titel „Opera Junii selecta" herausgegeben. Im Englischen und Französischen bedeutet „Opera" allerdings Oper.

R. Sch. in W. Photographien der in Nr. 20 und 25 publizierten Bilder „Zukunftspläne" von J. Mansch und „Kurde" von F. Ajdukiewicz sind im Verlag von J. J. Loewy, k. und k. Hofphotograph in Wien, Parkgasse 15, erschienen und durch jede Kunsthandlung zu beziehen. Von ersterem ist außerdem eine vorzügliche Heliogravüre im Handel.

O. R. in Bolivia. Nach zehnjähriger ununterbrochener Abwesenheit aus dem Vaterlande erlischt die deutsche Staatsangehörigkeit, falls Sie nicht beim deutschen Konsul die Verlängerung erwirkt haben.

R. A. in K. Ein unbegreiflicher Irrtum des gelehrten Herrn. Wie es sich um die Sache verhält, können Sie aus jedem Handbuch ersehen, am ausführlichsten bei Büchmann. Aber dergleichen kommt schon vor, denn nicht nur Vater Homer schläft zuweilen, sondern auch seine Interpreten sind nicht immer wach.

S. S. B. in P., A. H. in Hamburg. Mit Dank abgelehnt.

H. G. in P. Das rote Tuch der Kardinalstracht ist laut Angabe der „Konfektionszeitung" deutsches Fabrikat. Seit mehreren Jahrhunderten schon bezieht nämlich der päpstliche Stuhl dieses Tuch aus Burtscheid bei Aachen, und zwar von der Firma Joh. Erckens Söhne. Diese auf ein ehrwürdiges Alter zurückblickende Firma hat für die Färbung des roten „Kardinaltuches" ein besonderes Verfahren, das eine stets gleichmäßige Lieferung ermöglicht. Die ganze Herstellungsweise ist eine besondere und Geheimnis der Fabrik.

L. F. in Br. Nach Mitteilung der „Intern. Rundschau für Bäckerei" stammt die Bezeichnung Kommißbrot aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Als Wallenstein gegen Stralsund zog und Teile seines Heeres in der Mark lagen, waren die davon betroffenen Orte auf die Dauer nicht im stande, das geforderte Brot zu beschaffen. Man zog daher Städte und Dörfer, die nicht mit Einquartierung belastet waren, gleichfalls zur Lieferung heran. Um nun eine gerechte Verteilung der Kornausschreibungen zu ermöglichen, hatten die Landesbehörden im Einverständnis mit der Truppenführung eine besondere Kommission damit beauftragt, die auch das Brot backen ließ. Diese Brote, welche von der Kommission verabfolgt wurden, hießen Kommissionsbrote, woraus im Laufe der Zeit das Wort „Kommißbrot" entstand.

E. O. in M. Sie wünschen eine „erschöpfende Uebersicht der Ehescheidungsgründe" — welch liebenswürdiges Verlangen! Daß wir darauf eingehen könnten, haben Sie doch selbst nicht geglaubt!

K. H. in Berlin. Mit bestem Dank angenommen und, wie Sie sehen, sofort veröffentlicht.

A. N. in M. Der eigentliche Name des Thomas a Kempis (von Kempen) war Hamerken oder Hemerken (Hämmerchen).

U. St. in R. Der alte Fehler! Die Oriflamme kann nicht lodern und flackern, sondern nur wehen und flattern, denn es ist eine Fahne, und zwar die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, die in alter Zeit den Königen von Frankreich als Kriegsstandarte diente. Das französische „flamme“ bedeutet neben Flamme auch Wimpel, und so heißt oriflamme oder auriflamme Goldfahne; der Schaft nämlich war mit vergoldetem Kupfer beschlagen.

E. R. in W. Der höchste päpstliche Orden ist der Christusorden, der nur sehr selten verliehen wird. Der einzige Nichtkatholik, der diese Auszeichnung erhielt, war Fürst Bismarck.

Bäder und Sommerfrischen.

Das Ostseebad Zoppot, das in voriger Saison 11 500 Badegäste zählte, nimmt unter den deutschen Ostseebädern eine hervorragende Stelle ein. Gegen Westen und Norden wird es von den herrlichsten Laub- und Nadelholzwäldern und gegen Osten von einem ca. 1½ Kilometer langen, von alten Bäumen bestandenen, wohlgepflegten Park umrahmt. Längs des Strandes ziehen sich die herrlichsten Promenaden hin, die von ihren lauschigen Ruheplätzen köstliche Blicke gewähren. Zahlreiche Ausflüge bieten sich in nächster Nähe dar. Für Vergnügung und Unterhaltung ist in reichem Maße gesorgt. Die Hauptsaison dauert vom 1. Juni bis 20. September, doch sind die Bäder und sonstigen Anstalten bis in den Oktober hinein, das Warmbad event. während des ganzen Jahres geöffnet. Auskunft über alle Reiseangelegenheiten, Gepäckaufbewahrung und Beförderung durch Spediteur Bahr in Zoppot.

In Freudenstadt im württembergischen Schwarzwald sind seit der letzten Saison (4000 Kurgäste) wieder mehrere neue Hotels gebaut worden. Die neue Villenkolonie zwischen Kniebisstraße und Christofsthal mit billigen Einfamilienhäusern ist in Angriff genommen. Einen wesentlichen Fortschritt für den Kurort bedeutet der Bau eines Kurtheaters für feineres Lustspiel und Operetten; ein Konversationshaus soll nachfolgen. Der Höhenluftkurort Freudenstadt, 740 Meter ü. d. M., kommt durch die ärztlichen Empfehlungen nicht bloß als Sommer-, sondern auch als Winterkurort für Nervenleidende immer mehr zur Geltung.

Silbenrätsel.

1.

Hier zaghaft erbeten und dringend begehrt,
Dort unaufgefordert und reichlich gewährt,
Nennt's auch eine Staffel für männliches Streben,
Dem höhere Ziele vielleicht noch gegeben.

2.

Oft stürmisch gerufen, oft ängstlich gescheut,
Nach Arbeit und Mühen es viele erfreut,
Mit Spannung erwartet, genügt es nicht allen,
Und manchen zu früh scheint der Vorhang gefallen.

1. 2.

Wenn fest auf die göttliche Weisheit wir baun
Der Liebe des Vaters im Himmel vertraun,
So werden ergeben wir uns hineinfinden,
Läßt auch sich von uns das Warum nicht ergründen.

M. Sch.





Soeben beginnt zu erscheinen:

Die Völker der Erde

* Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker

Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben.

von **Dr. Kurt Lampert.**

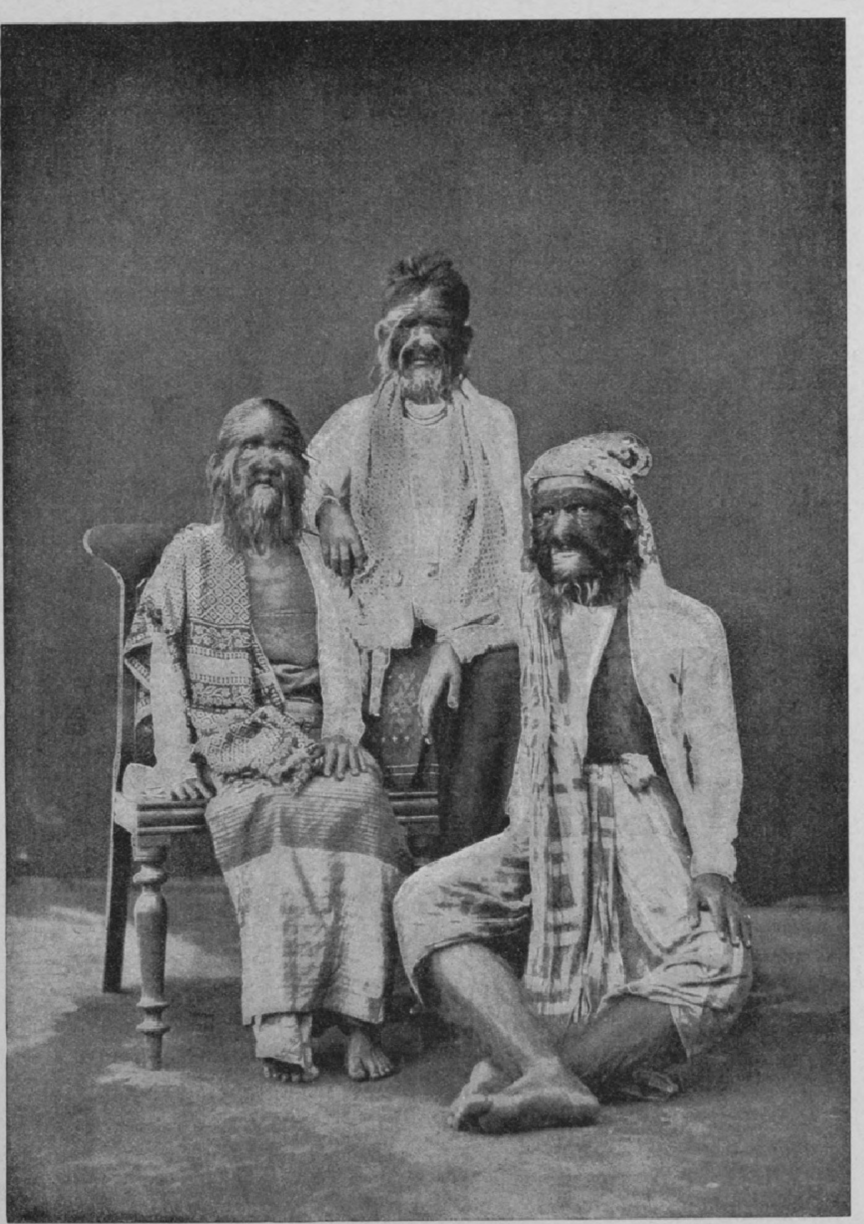
Vollständig in 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig = 72 Heller ö. W. = 80 Cts. — Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Auf feinstes Kunstdruckpapier gedruckt.

Die Zeiten sind vorüber, wo es den deutschen Philister nicht zu kümmern brauchte, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. Alle bedeutenden Nationen, soweit sie sich überhaupt noch für die Zukunft diese Eigenschaft sichern wollen, sind auf die Bahn der Weltpolitik gedrängt worden; rascher und entschlossener betrat die eine den Weg, zögernder folgte die andre, aber das „Greater Britain", die „Weltpolitik Deutschlands", der „Imperialismus Amerikas" sind nicht nur das Produkt politischer Richtungen, launenhafter Ideen, sondern auch die naturnotwendige Folge der völlig veränderten Verkehrsverhältnisse unsrer Zeit. Der Kaufmann und der Missionar sind stets die Pioniere für den Aufschluß und die Erforschung neuer Länder gewesen, haben die Bekanntschaft mit ihnen und ihren Eingeborenen vermittelt; die schützende Macht des Staates folgte erst später, oft sehr spät. Aber ein neuer Faktor kommt in unsern Tagen hinzu, unsern Blick in ferne Länder zu leiten. Die Expansionskraft der herrschenden Kulturstaaten Europas und Amerikas hat sich auf die scheinbar noch besitzlosen Länder geworfen. Eine neue Teilung der Erde erfolgte in unsern Tagen.

Sagenhaft klang früher die Kunde von den Bewohnern fremder Weltteile zu uns herüber. Es war ein Ereignis, wenn ein Einheimischer nach jahrelanger Abwesenheit in überseeischen Ländern zurückkehrte und berichten konnte von ihren sonderbaren Pflanzen, ihren merkwürdigen Tieren und besonders von ihren Bewohnern, den schwarzen, braunen, gelben Menschen mit ihren auffallenden Sitten, ihren eigenartigen Gebräuchen. Und heute? Ein Aufenthalt im Ausland, in den Kolonien gehört für den jungen Kaufmann zur Ausbildung, zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse. Aber auch alle andern, die nicht Beruf oder Neigung hinausführt, haben ein reges Interesse für die weite Welt gewonnen: wer möchte nicht Näheres wissen von unsern neuen Landsleuten in Samoa, von den Negern Afrikas und ihren Staaten, die noch heute auch in der hohen Politik der weißen Großmächte einen nicht zu unterschätzenden Faktor bilden; von den letzten Resten der roten Ureinwohner Amerikas, die heute vor der Macht der weißen Rasse dahin geschmolzen sind; von den uralten Kulturreichen Asiens, die auf Jahrtausende zurückblickend in ihrer Entwicklung stehen geblieben scheinen, in ihrem ganzen geistigen Inhalt uns so fremdartig dünken und deren Lebenskraft vielleicht doch nur schlummert, um auf einmal zu neuer, ungeahnter, überraschender Thätigkeit zu erwachen?

So darf heute ein Werk, das den Leser zu den Völkern der Erde führt, gewiß überall auf guten Empfang rechnen.



Behaarte Familie (Mandalay)

Die Völkerkunde hat in den letzten Jahren einen überraschenden und höchst erfreulichen Aufschwung genommen.

Die Völkerkunde

soll aber nicht eine Wissenschaft für den Gelehrten bilden, sie

soll in das Volk, in die weitesten Kreise dringen.

Sie soll unterhaltend belehren, und die immer weiter und tiefer eindringende Kenntnis der Völker andrer Erdteile und Länder wird in vielen Fällen nicht nur sich nützlich erweisen, ja sie ist direkt erforderlich für alle, die mit fremden Völkern zu thun haben.

Wie viele schwere Mißgriffe, die schon von allen kolonisatorisch thätigen Völkern gemacht worden sind, haben ihre Ursache in der Unkenntnis!

Wer nicht in den Geist andrer Völker einzudringen vermag, wer sich nicht die Mühe giebt, ihre Sitten und Gebräuche nicht nur kennen zu lernen, sondern sie auch, wenn irgend möglich, zu verstehen, der kann auch nicht über andre Völker herrschen, er kann wenigstens nicht erwarten, daß ihm die unterworfenen Völker Vertrauen entgegenbringen, daß seine Herrschaft von Erfolg begleitet ist, daß sie auf andrer Grundlage ruht als auf den Machtmitteln brutaler Gewalt.

Das Werk kann durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden,

auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die erste Lieferung wird auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt.

Wie also für den Beamten, für den Forschungsreisenden, der in die Kolonien geht, ethnographische Kenntnisse geradezu notwendig sind, so wenig kann ihrer heute der Kaufmann entraten. Schon haben die Engländer zu ihrem Schaden die Wahrheit dieses Satzes erfahren.

Noch ein andrer Grund rückt heute das Studium der Ethnographie an hervorragende Stelle. Für keine Wissenschaft gilt so sehr die Mahnung, zu wirken, solange es noch Tag ist. Wie Märzenschnee vor der Sonne schmolzen in der Berührung mit der übermächtigen weißen Rasse die Eigenart der Naturvölker und oft auch diese selbst dahin. Der Väter Sitten und Bräuche werden verlassen und dafür europäisches Wesen nicht eingetauscht, sondern meist unglücklich kopiert. So ist es gerade in unsern Tagen noch Zeit, die Eigenart fremder Völker zu studieren, ehe diese verschwunden sind.

Alles sollte geschehen, das Interesse für die Völkerkunde in weitesten Kreisen zu verbreiten, und auch diesem Werk möge es beschieden sein, seinen Teil beizutragen.



Faa mu, Tochter des Königs Malietoa Laupepa (Samoa)

Nicht ein schwerwissenschaftliches Werk über Ethnologie

soll dem Leser geboten werden, sondern

ein populäres Buch,

das in unterhaltender und doch zuverlässiger Darstellung in diese schöne Wissenschaft einführt.

Besonders sollen die äußere Erscheinung der verschiedenen Rassen, ihre Kleidung und ihr Schmuck, ihre Waffen und Hausgeräte, ihre Lebensweise in Nahrung und Wohnung, in Krieg und Frieden, ihre Sitten und Gebräuche, besonders bei den Hauptabschnitten des menschlichen Lebens, bei Geburt, Heirat und Tod, berücksichtigt werden. Kurz, das Werk soll einen tiefen Einblick in das Leben, Thun und Treiben der so verschiedenartigen und doch wieder zusammengehörigen einzelnen Glieder der großen Menschheitsfamilie gewähren.

Der Text des Werkes stammt aus der Feder des Oberstudienrats Dr. **Kurt Lampert**, der sich durch seine populären naturwissenschaftlichen Aufsätze in vielverbreiteten Zeitschriften einen in weiten Kreisen bekannten Namen gemacht hat. Für die

reiche und prächtige bildliche Ausstattung

stand uns ein **ganz einzigartiges Material** zur Verfügung, eine durch Jahre hindurch mit vielen Mühen und Opfern zusammengetragene **Sammlung prächtiger photographischer Aufnahmen nach dem Leben** aus aller Herren Ländern. Dadurch ist in den Abbildungen eine Unmittelbarkeit und Treue der dargestellten Gegenstände erreicht, die keine Zeichnung zu bieten vermag.

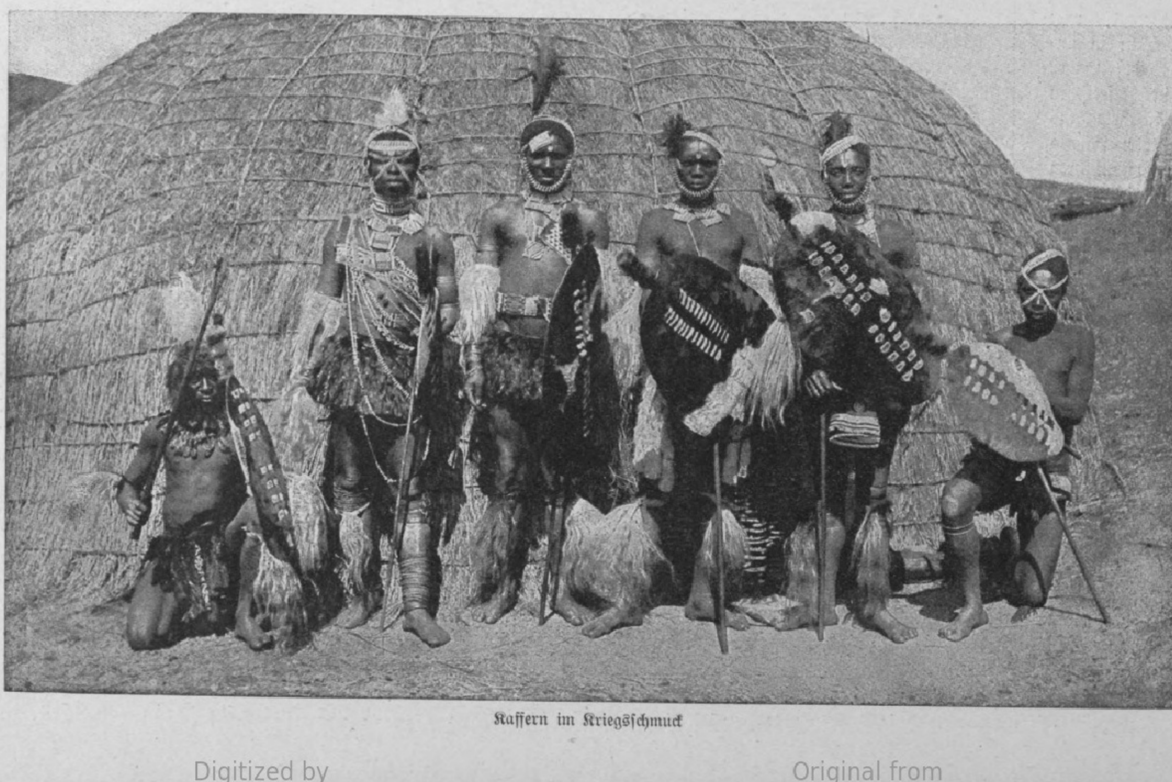
Das Werk **„Die Völker der Erde“** erscheint in **35 Lieferungen** von je 2—3 Druckbogen zum Preise von **60 Pfennig für die Lieferung.**
Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Bestellungen nehmen **alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes** wie auch jeder mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen, die sämtlich auch gern bereit sind, die erste Lieferung **zur Ansicht ins Haus** zu senden.

Jede irgend wünschenswerte Auskunft über den Bezug in Lieferungen, über die Versendung nach fremden Ländern u. dergl. wird jede Buchhandlung, erforderlichenfalls auf direkte Anfrage auch die unterzeichnete Verlagshandlung mit Vergnügen erteilen; auch ist diese gern bereit, illustrierte Prospekte an aufzugebende Adressen zu versenden.

Zur Bestellung wolle der dieser Nummer beiliegende Bestellschein verwendet werden.

Stuttgart, Neckarstr. 121/123. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



Kaffern im Kriegsschmuck

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Wer hat als Paß im Alpenland
Der Römer Züge schon gesehen?
Wer muß trotz Feuersglut und Brand
Bei schwerer Arbeit ruhig stehen?
Wer funkelt in metallnem Schimmer
Auch an der Lampe in dem Zimmer? F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 492 u. 493:

Des Kryptogramms Ostermorgen: Man liest, von links unten beginnend, zuerst die Buchstaben, die von einem Kreis eingeschlossen sind, hierauf die mit zwei Kreisen und endlich die mit drei Kreisen: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche. (Goethe, Faust I.)

Des Silbenrätsels: Seelenverkäufer.

Des Scherzrätsels: H—auch.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (4). „Toska" in Elberfeld. G. v. H. in Brünn (2). Jeanne Merville in Charleroi (3). „Auguste und Viktor" in Hildesheim. Dr. W. in B. Ilona Prutsch in Townsville, Australien (3). Werner Th. in Zürich. Amalie Ladenburg in Berlin. Eduard Braski in Jassy. Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. „Gruß übers Meer!" in Boston (3). „Moselblümchen" in Coblenz

Schachbriefwechsel.

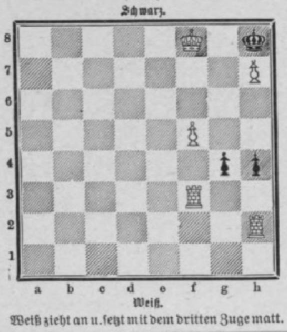
Richtige Lösungen sandte ein: Mauritius in Fulda zu 13, 14 und 15; J. B. in Hedewigenkoog zu 15; Senglier in Bulgrin zu 16.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 18.

Von Dr. Hans Hoche in Freienwalde (Oder)
(Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 15:

W. 1. Se2—g1
S. 1. Ke4—d3
W. 2. Ld4 e3†
S. 2. Kd3×e3, — e4, e2
W. 3. Dd8—d4, d2 matt.

A.

S. 1. Ke4—f4
W. 2. Ld4—e5† und
W. 3. Dd8—d4 matt.

B.

S. 1. g4—g3
W. 2. Dd8—e7†
S. 2. Ke4—d5, d3, f4
W. 3. De7—e6, e2, h4 matt.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. med. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0)

bewirkt bei

Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Dr. Hommel's Haematogen hat mir ganz vorzügliche Dienste geleistet. Ich war bei meinem Alter von 65 Jahren durch die Anstrengungen des Dienstes sehr heruntergekommen und hatte den Appetit vollständig verloren. **Ihr Haematogen hat mich aber (ohne nebenher etwas Anderes zu gebrauchen) wieder völlig auf die Beine gebracht.**"
(Sanitätsrat **Dr. A. Nicolai, Greussen** in Thüringen.)

„**Haematogen Hommel, aber auch nur dieses, wirkt bei Appetitlosigkeit wahre Wunder.** Andere Präparate mit ähnlich klingenden Namen wurden wegen ihres schlechten Aethergeschmacks gar nicht genommen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass ich mit Haematogen Hommel, das ich sehr oft verordnet habe, bei Blutarmut und deren Folgezuständen sowohl bei Kindern als auch Erwachsenen stets ausgezeichneten Erfolg hatte."
(**Dr. med. Paul Wieczorek, Kreuzenort,** Schlesien.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei **anämischen Wöchnerinnen und Tuberkulosen, sowie bei Neurasthenikern auf's beste bewährt.** In einem Falle von Neurasthenie war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch weiterhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden."
(**Dr. med. Mayer, München.**)

„Ich bin ein begeisterter Verehrer von Haematogen Hommel. So was von appetitanregender Wirkung ist mir noch nicht vorgekommen. Mein 2½ jähriges, anämisch-rhachitisches Kind, dem Nahrung beizubringen ich mich Monate lang auf alle mögliche Weise vergeblich quälte, entwickelte von dem Moment an, wo ich mit Haematogen begann, einen wahren Wolfshunger. **Natürlich bald gehörige Zunahme des Körpergewichts und besseres Aussehen.**"
(**Dr. med. F. Grimm,** Kinderarzt, **Berlin.**)

„Ueber Ihr Dr. Hommel's Haematogen muss ich Ihnen meine rückhaltlose Anerkennung aussprechen. Abgesehen von seiner zuverlässigen Wirkung bei Reconvalescenz, Scrofeln, Blutarmut und Bleichsucht habe ich in einigen Fällen **von schwerem Nervenleiden** (Chorea) durch bessere Ernährung des Nervensystems **eclatanten Erfolg beobachtet.**"
(**Dr. med. Boettger,** Knappschaftsarzt, **Helbra,** Prov. Sachsen.)

„Mit Dr. med. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem Mittel **ausgezeichnete Erfolge gehabt** und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrofulose und Rhachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlag **und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben war, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend.** Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit, und die Kräfte nahmen rasch zu."
(**Dr. med. Bartels, Friedewald,** Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist, und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkte kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, was es in Tagesblättern für sich beansprucht. **Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Anämie, Rhachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen,** ist Hommel's Haematogen am Platze."
(**Dr. med. A. Rahn, Krippen** i. Sachsen.)

„Haematogen Hommel verordne bereits seit 6 Jahren, immer mit bestem Erfolge, so dass ich in geeigneten Fällen stets mit grösstem Vertrauen zu demselben greife. — Ich erachte es als ein ‚Specificum' bei allen Schwächezuständen im Kindesalter, gleichgültig ob primärer oder secundärer Natur, immer konnte ich schon nach einer Woche eine ganz enorme Steigerung des Appetits constatiren, dann Weichen der blassen Gesichtsfarbe, Kräftigung der Musculatur mit entsprechender Gewichtszunahme. — Ich bin froh, ein Mittel zu besitzen, welches, ich kann sagen, niemals im Stiche lässt, und werde ich auch stets in meiner Kinderpraxis dieses Mittel anderen Eisenpräparaten vorziehen."
(**Dr. med. L. Blum, Krasna** in Mähren.)

Herr **Prof. Gebhard, Berlin,** äussert sich in Veit's Handbuch der Gynaekologie in dem von ihm redigierten Abschnitte über „Amenorrhoe" wie folgt:

„Dasjenige Mittel, welches sich am besten gegen diese Constitutionsanomalie bewährt hat, das Eisen, ist gleichzeitig auch das beste Stärkungsmittel bei der durch Bleichsucht hervorgerufenen Amenorrhoe. **Als eines der wirksamsten darf wohl das Hommel'sche Haematogen angesehen werden.**"

„Mit besonderem Vergnügen kann ich berichten, dass Dr. med. Hommel's Haematogen sich ganz vorzüglich bewährte. Ich wendete es in einem Fall hochgradiger Bleichsucht an, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwässer nicht vertragen wurden. **Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit, und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetreten, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden.**"
(**Dr. med. Ernst Schlichting,** Distriktsarzt, **Eggersdorf,** Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nerven Stärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Kollegen auf's Wärmste empfehlen.**"
(Prof. **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„**Bei meinem sechsjährigen Kinde,** welches nach Keuchhusten arg heruntergekommen war, hatte Dr. Hommel's Haematogen **einen wirklich verblüffenden Erfolg.** Der Appetit nahm stets zu. Das Kind sieht nach Gebrauch von 1½ Flaschen blühend aus, die Gesichtsfarbe ist eine ausgezeichnete und die Gewichtszunahme eine starke. Nach diesem guten Erfolge wandte ich Ihr Haematogen in einigen Fällen, wie bei profusen Blutungen, Bleichsucht und überhaupt bei abgeschwächten Individuen an und hatte **überall einen so guten Erfolg, wie bei keinem anderen Präparate.**"
(**Dr. med. Maximilian Bett** in **Lemberg,** Galizien.)

„Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.**"
(**Dr. med. Emil Meyer** in **Bad Grund** i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9jährigen, sehr blutarmen Sohne angewendet und **schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg** in Bezug auf **den Appetit** gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel."
(**Dr. med. Ad. Hippelein, München.**)

„Ich habe Dr. med. Hommel's Haematogen bei meiner 15 Jahre alten Tochter angewendet und war von dem Erfolge freudig überrascht. **Nach 14 Tagen war ihr blasses Aussehen auffallend gebessert und ihr darniederliegender Appetit vorzüglich geworden.**"
(**Dr. med. Fay Marcus, Debreczin,** Com. Hajdu, Ungarn.)

☛ **Warnung vor Fälschung!** **Weder** in Pillen **noch** in Pulverform noch mit **Cacao** gemischt, sondern **nur** in Flaschen mit eingeprägtem Namen ist **Dr. Hommel's Haematogen** echt.

Nicolay & Co., Hanau a. Main. Zürich. London, E. C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für Nordamerika: Lehn & Fink, William Street 120, **New York.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 30.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

I.

Als der Wagen von den Museen her über die Friedrichsbrücke rollte, hob Worms, der rechts neben Süderssen saß, sein spanisches Rohr, tippte mit der Silberkrücke an den Arm des Kutschers und rief: „Halt!"

Fast augenblicklich kamen die Pferde zum Stehen. Der Diener sprang in ängstlicher Hast vom Bock, lief links um den Wagen und stand eine Sekunde später an der rechten Seite, den Hut in der Hand und die Augen groß, respektvoll, fragend auf Herrn Worms gerichtet.

Aber Worms beachtete ihn nicht, nur daß er seine rechte Hand, ohne seitwärts zu schauen, mechanisch auf den Arm des Dieners legte. Dann machte er sich daran, auszusteigen, in einer übertrieben schwerfälligen Art, wie jemand, der viel Zeit hat und gern zeigt, daß er viel Zeit hat.

Es war zwanzig Minuten nach zwölf, und über die Brücke flutete ein Strom von Menschen, die alle Eile hatten, ihre kurze Mittagspause auszunutzen.

Auf dem Trittbrett, das unter seiner Last sich ein wenig neigte, blieb Worms einige Augenblicke stehen und schaute, immer auf den Diener gelehnt, unter seinen großen, halbgeschlossenen Lidern nach den Vorübergehenden, die unwillkürlich ihren raschen Gang hemmten und ihn neugierig anstarrten.

Er war überzeugt, daß er in diesem Moment eine Figur machte. Lackstiefel, Bügelfalte, der zweireihige Gehrock mit enger Taille, der spiegelblanke Cylinder, eine große weiße Rose im Knopfloch, der Schnurrbart so scharf in die Höhe gebürstet, daß er fast die Augen streifte, — dazu der Diener, der Kutscher, die Pferde, der Wagen, — es lohnte sich wirklich, daß die Leute stehen blieben, um Worms zu betrachten.

Irgend jemand sagte halblaut: „Das ist Bleichröder," — und Worms mit seinem Luchsgehör schnappte die drei Worte auf.

„Bleichröder!" Man hielt ihn für Bleichröder! Wenn es in Berlin einen Rothschild geben würde, wären diese Leute da im stande, ihn für Rothschild zu halten.

Und warum nicht?!

Was sind denn diese Bleichröder? Rothschilds? Oder der Erzmillionär Jarotschin? Zugegeben: sie stehen am Himmel der Börse wie Sonnen, während Worms nur ein — wenn auch hell-leuchtender — Stern ist, aber „die Sonnen fußen auf ganzen Generationen, die für sie vorgearbeitet haben, Worms hingegen, der Stern, stieg empor aus eigner Kraft."

Ein Glanz flog über sein Gesicht, und nun verließ er den Wagen und ging an dem Kutscher vorbei, von Süderssen gefolgt, zu den Pferden. In der Art von Leuten, die nie oder erst seit kurzem mit Gäulen zu thun hatten, klopfte er dem Fuchs auf Kruppe und Hals, und indem er ihm vorsichtig das Maul streichelte, sagte er zu Süderssen:

„Es giebt nur ein Tier, lieber Freund, für das ich von frühester Jugend an das empfunden habe, was man Sympathie nennt. Das ist das Pferd. Ich bin Ungar, lieber Freund, ein Sohn der Pußta, und die Pußta ist die Heimat des Pferdes. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen . . ."



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Das Glückseisen.

Nach dem Gemälde von Luise Max-Ehrler.

Süderssen machte ein etwas verlegenes Gesicht, der Kutscher saß starr auf dem Bock, die Peitsche kerzengerade, die Hand am Hut, während ein Dutzend Menschen oder mehr an der Bordschwelle Posto gefaßt hatte, um die Scene zu beobachten.

Aber Worms hatte aus seiner alten Praxis als Schauspieler ein sicheres Gefühl dafür, wann man eine Scene enden muß, um einen effektvollen Abgang zu haben, und so endete er sie:

„Kommen Sie, lieber Freund."

Er schob den Arm in den seines Begleiters und ging mit ihm langsam durch die Leute, die respektvoll auseinander wichen, über die Brücke nach der Burgstraße.

„Wovon sprachen wir? Das Pferd, richtig, ja. Ich habe in diesen letzten vier Monaten 130000 Mark, in Buchstaben: hundertunddreißigtausend Mark, für Pferde verausgabt; nennen Sie mir irgend jemand in Deutschland, in Frankreich, in England, nennen Sie mir jemand in der ganzen Welt, der das von sich sagen kann."

Süderssen, als ein Mann, der von frühester Jugend an mit Rennpferden zu thun gehabt, dessen Vermögen diese Tiere mit Haut und Haaren aufgefressen und den sie in der denkbar vollkommensten Weise ruiniert hatten, hätte bequem zwanzig Leute, die diesen sonderbaren Ruhm für sich in Anspruch nehmen durften, herzählen können, aber er hütete sich weislich, seinen Gönner Worms in schlechte Laune zu versetzen.

„Ich wüßte niemand," sagte er.

„Nennen Sie mir einen," beharrte Worms.

„Ich wüßte wirklich keinen."

Worms triumphierte. „Hundertunddreißigtausend! — Es ist kolossal! Was ich anfange, geschieht in großem Stile. Es gab eine Zeit, wo man in diesem Hause da drüben" — er deutete auf den langgestreckten Monumentalbau der Börse — „mich für wahnsinnig gehalten hat. Das war, lieber Freund, anno 81, als ich, Worms, so wie ich jetzt hier vor Ihnen stehe, drüben stand und die Hand hob und diesem inferioren Volk von Börsenleuten ein Licht aufsteckte. Die Zukunft der Berliner Börse liegt in Argentinien —, das waren meine eignen Worte, wörtlich. Man hat gelacht, man hat mich verhöhnt, heute lacht man nicht mehr."

Er warf mit kurzem Ruck den Kopf zur Seite, so daß der Cylinder sich ein wenig seitwärts schob, und griff Süderssen an den obersten Knopf seines Rocks:

„Lieber Freund, ich war Künstler, Sie wissen das. Ein armer Bursche, der — bevor er seine Frau heiratete, Gott habe sie selig, meine geliebte Frau, — nichts besaß als den Lorbeerkranz, mit dem man in Warschau ihn geschmückt hatte. Ich bin nicht, wie die da drüben, am Comptoirtisch aufgewachsen mit Zahlen und Rechnen; das Kapital, das ich meinem Schwiegervater brachte, war der klare Verstand und der freie Blick des Künstlers."

Er schwieg eine kurze Weile, gleichsam in alter Erinnerung verloren, dann plötzlich richtete er sich energisch empor wie der Schauspieler, der markiert, daß er einer weichen Stimmung Herr geworden ist:

„Er hat mir viel hinterlassen, sehr viel, aber ich habe dieses Viel verzehnfacht, verzwanzigfacht. Nehmen Sie die Karte von Argentinien zur Hand, da ist jeder Fleck Erde mit meinem Namen verknüpft. Rio Cuarto, Totoralejos, Santiago del Estera, Sarmienta, lieber Freund, das sind Schlachtfelder, auf denen man mich hat zu Grunde richten wollen, und auf denen ich meine Siege erfochten habe. Santiago del Estera — wenn ich den Namen höre, so klingt er mir im Ohre wie Austerlitz! Ich will keine Vergleiche ziehen, es wäre lächerlich. Man kann und soll einen Schlachtenlenker nicht in Parallele stellen mit einem Manne der Börse, aber was mir bei allem als das Entscheidendste erscheint, das ist die Künstlerschaft. Napoleon war ein Künstler, vergessen Sie das nie! Er hat seine Schlachten als Künstler gewonnen, wie Cäsar, wie Alexander, kraft seines Genies, und in diesem Sinne, und nur in diesem Sinne vergleiche ich Santiago del Estera mit Austerlitz. Sie verstehen, was ich meine."

„Natürlich," sagte Süderssen, dem der Kopf brummte, und der die Empfindung hatte, daß die ganze Straße Worms' überlaute Worte anhöre und glossiere. In seiner Eigenschaft als einer der korrektesten Gentlemen des Kontinents, dessen Stimme einen leisen, sanften, fast behutsamen Tonfall hatte, empfand er diese Scene wie eine Marter.

Vor der Börse standen Gruppen von Herren, die bei Worms' Näherkommen grüßten, und in seiner merkwürdig gemessenen Art erwiderte er jeden Gruß, indem er nach einer veralteten oder zum wenigsten nicht mehr geläufigen Art den Hut ein wenig nach rechts hob. So ging er die ganze Front der Freitreppe entlang, die Hand beständig am Hut und die Augen nach links gewendet, wie ein Herrscher, der die Ehrencompagnie salutiert.

„Ja, was ich sagen wollte," wandte er sich dann wieder zu Süderssen, aber er wußte nicht, was er hatte sagen wollen, denn die feierliche Grußscene hatte ihn aus dem Konzept gebracht.

„Sie haben jedenfalls in der Börse zu thun," half ihm Süderssen, „ich werde so lange hier draußen warten, lassen Sie sich keinesfalls durch mich stören."

„Ich habe nicht in der Börse zu thun. Ich wüßte nicht was. Geschäfte dieser Art liegen hinter mir, längst. Man geht mittags hin, um sich zu zeigen, um dem einen oder dem andern die Hand zu schütteln, das ist alles. Ich wüßte in der That nicht, was ein Mann meiner Stellung an der Berliner Börse zu thun hätte."

Süderssen wurde noch blasser als sonst. Er hatte Worms, der bisweilen die Empfindlichkeit einer Mimose besaß, durch die mehr als harmlose Bemerkung beleidigt, das war klar.

Aber mit der dumpfen Zähigkeit eines Menschen, der mit seinen wenigen letzten Hilfsquellen hauszuhalten gelernt hat, nahm er den Verweis, der in der Stimme des andern lag, schweigend hin.

Vielleicht empfand Worms, wenn auch nur instinktiv, daß er im Tone zu weit gegangen sei, und mit seiner im Grunde genommen gutmütigen Art suchte er das wieder gut zu machen:

„Kommen Sie mit hinein, lieber Süderssen, vielleicht können wir den Jobbern en passant ein paar Mille abjagen. Ich habe seit, ich weiß nicht wie lange, an der Börse nicht mehr gekauft, es wäre ein Hauptspaß, wenn wir was herausholten. Nicht für mich, wahrhaftig nicht, ich will mit dem Kram nichts mehr zu thun haben. Aber für Sie, lieber Freund. Sie können es gebrauchen."

Und ohne auf den halben und formellen Widerspruch Süderssens zu achten, zog er ihn mit sich die Freitreppe hinauf.

Ungleich der Pariser Börse, in die jeder Vorübergehende, wenn er Lust hat, ungeniert hineinspazieren kann, wird das Berliner Heiligtum streng bewacht und der Einlaß nur denen gewährt, die nachzuweisen im stande sind, daß sie laut Stellung und Beruf hier heimatberechtigt sind. Aber vor Süderssen, der an der Seite eines solchen Mannes sich den großen Flügelthüren nahte, öffnete sich das Thor ohne weiteres.

Im ersten Moment war er überrascht, ein betäubender Lärm schlug ihm entgegen, während ein schwarzes, undurchdringliches Meer von Menschen den weiten Saal füllte. Alles war in Bewegung, lärmte, redete, schrie, es war ein Höllenspektakel, in dem niemand sein eignes Wort verstehen zu können schien.

Die Nächststehenden vorn am Eingang glotzten ihn an: wer war das, der da mit Worms hereinkam? Ein junger, schmächtiger Mensch mit fremdartigem, englischem Typ. Was wollte der hier? Was hatte der hier zu suchen? Er trug einen Strohhut mit weißseidenem Bande, enorm hohen Stehkragen und schwarze Krawatte. Er hatte den dünnen Stock mit der mondförmig gebogenen Krücke über den Arm gehängt, wie man das auf den Rennplätzen thut, und die Hände, die in schneeweißen Handschuhen steckten, hielt er ungeschickt vor sich, wie jemand, der die Empfindung hat, daß er gegen dieses unübersehbare, von allen Seiten drängende Meer von Menschen sich wehren muß.

Er wurde vorgestellt, einem dicken alten Herrn, dann einem zweiten, einem dritten, noch andern:

„Herr Süderssen aus Hamburg, aus dem Hause John Frederik Süderssen, bekannter Sportsman, berühmter Reiter —" und er verbeugte sich jedesmal wie eine Puppe, ohne die Namen der andern zu verstehen.

„Was macht der neue Rennstall, Worms?" fragte der Dicke, „ich höre faul, was? Gewinnt nichts, wie? Mieses Geschäft, was?"

Worms war entrüstet.

„Ich habe hundertunddreißigtausend Mark für meine Pferde bezahlt, lauter erste Klasse, Pferde, wie sie Oppenheim nicht hat."

„Aber sie jewinnen nischt. Mit Argentinern war mehr zu holen, was? Pferdchen sind keine Papierchen."

Alles lachte, und Worms wurde rot vor Grimm. Er hatte mit dem neuen Rennstall an der Börse mehr renommiert als mit allen seinen übrigen Erfolgen zusammengenommen. Rennstall und Rennbahnsiege sind der Traum all dieser Börsenleute, von dem ersten Tage an, da sie als kleine Commis die ersten Geschäfte für die eigne Tasche riskieren. Die blauseidene Jacke der Rothschilds glänzt als ruhmreiches Vorbild auf allen Rennbahnen Europas, der Berliner Banquier Schickler gewann dreimal den Pariser „Grand Prix", die Bleichröder haben ihren Rennstall, die Oppenheims, die Blanc, die Springer, die Ephrussi, dann alle die amerikanischen Milliardäre. Die Siege an der Börse werden gekrönt durch die Siege auf dem grünen Rasen, wo man nicht mit seinesgleichen kämpft, sondern mit den Erben der stolzesten Namen Europas. Wo Tausende dem Erfolge zujauchzen, und wo hoch und niedrig den glücklichen Sieger mit Glückwünschen umringt.

Wenn irgend jemand im stande war, vermittelst seiner Phantasie einen solchen Tag des Ruhmes sich auszumalen, so war das sicherlich Worms. Er sah sich angestaunt, bewundert, beneidet, er ging auf dem Rennplatze zu Baden-Baden ruhig und gemessen die Stufen der Fürstenloge hinauf, um aus der Hand Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs den Goldpokal entgegenzunehmen, den Seine Königliche Hoheit dem Besitzer des siegreichen Pferdes alljährlich persönlich überreicht, und er sah Herrn von Rothschild selbst (den Pariser Rothschild) auf sich zukommen und sagen:

„Sie haben da ein vortreffliches Pferd, mein lieber Worms, ich möchte es Ihnen abkaufen, faktisch, nennen Sie mir Ihren Preis;" worauf Worms entgegnen würde: „Dieses Pferd, Herr Baron, ist mir nicht feil, für kein Geld der Welt. Einfach deshalb nicht, weil es mir nicht mehr gehört. Das Pferd, Herr Baron, gehört Ihnen."

Und er sah Rothschild erst staunen, dann langsam begreifen, dann seine Hände ergreifen und sagen: „Es ist mir schon manches an Generosität im Leben begegnet, aber dieser Fall übertrifft alle andern, auf mein Wort, lieber Worms, auf mein Wort."

Es war das nicht Worms' einziger Traum dieser Art, er hatte noch kühnere, großartigere, und wenn er nachts im Bett lag und nicht einschlafen konnte, begann seine Phantasie mit wunderbaren Farben zu malen.

Die rauhe Wirklichkeit hatte keinen dieser Träume erfüllt, im Gegenteil, die teuer bezahlten Pferde gewannen nichts, verdienten nichts, sie brachten nicht einmal ihre Futterkosten herein, von den übrigen kolossalen Spesen des Stalles ganz zu schweigen. Aber Süderssen und andre — vor allen jedenfalls Süderssen — versicherten ihm hundertmal: „Das wird anders, auf dem Turf muß man warten können," — nun plötzlich, zum allerersten Male kam ihm der Gedanke: „Süderssen versteht nichts, alle Ratschläge, die er dir gegeben hat, taugen nichts, vielleicht haben just diese Ratschläge die Schuld, daß die teuren Pferde nie gewinnen, — nie gewinnen."

Das Lachen war noch nicht verhallt, es gellte Worms zwischen all dem betäubenden Lärm in die Ohren, es trieb ihm das Blut zu Kopfe, und von dem behäbigen Dicken, der seine Witze über Rennpferde und Börsensport behaglich weiterspann, glitt sein Blick auf Süderssen, der hilflos in dem fremden Kreise stand, blaß, hager, unsicher. Seine

schmale Reiterfigur in dem hellen englischen Dandy-Anzuge wirkte zwischen den tausend dunkelgekleideten, fetten, wohlgenährten, alltäglichen Börsenleuten wie eine Karikatur, und sein verlegenes Lächeln erschien Worms wie der Ausdruck absoluter Unfähigkeit:

‚Er ist ein Nichtskönner, ganz ohne Frage, ein Mensch, der zunächst sein eignes Vermögen auf dem Rennplatze verputzt hat und die Geschichte an andrer Leute Pferden mit seinen talentlosen Ratschlägen zu wiederholen im stande ist.‘

Uebrigens von den Pferden ganz abgesehen! Sie sind für Leute mit einer an Erfolgen reichen Lebensstellung nicht einmal die Hauptsache! Man will eingeführt werden, bekannt werden. Persönlichkeiten die Hand schütteln, die andre nur von weitem bewundern dürfen!

Der furchtbare Verdacht stieg in Worms auf, daß vielleicht auch in dieser Beziehung Süderssen eine ungeeignete Mittelsperson sei, daß Süderssen nie eine irgendwie hervorragende Rolle auf dem Turf gespielt habe, und daß mithin —

Es war nicht auszudenken!

Der erste Schritt auf der Bühne so gut wie im Leben ist immer der entscheidende, und führt man sich hier sowohl wie dort falsch ein, falsch „gemanaget“, in falscher Begleitung, so kann man das nie mehr gut machen.

Etwas wie kalter Schweiß stieg Worms auf die Stirn, und immer noch klang um ihn und Süderssen herum dieses verteufelte Lachen des Dicken, der den andern erzählte, wie viel Geld Worms für die Gäule verausgabt habe und wie diese Gäule stets und ständig das Ziel als Letzte passierten.

Da geschah etwas Unerwartetes.

In dem Meer öffnete sich eine Gasse, alles wich respektvoll zur Seite, und ganz langsam näher schreitend, angelegentlich mit einem älteren Herrn sprechend, erschien — wahrhaftig, er war es! — Jarotschin selbst!

Jarotschin, den man seit Jahren nicht mehr an der Börse gesehen hatte!

Der König, der Kaiser! Der einzige, der es mit den Rothschilds aufnehmen kann, der diese ganze Berliner Börse, wie sie da um ihn brandet und ebbt, auskaufen könnte mit einem einzigen Zuge seiner Feder.

Der kleine Kreis um Süderssen zerteilte sich, um Jarotschin Platz zu machen, selbst Worms trat zurück: ein Zwerg, der vor dem Riesen sich neigt.

Dieser beneidete Worms mit dem fettgewordenen, aber immer noch charakteristischen Gesichte des einstigen Schauspielers und Theaterdirektors war selbst ein Riese geworden, der über dem Häusermeer der kleinen Banken und Börsenexistenzen neben wenigen Großen wie ein Turm emporragte, — aber, lieber Gott, was bedeutete seine Größe neben der Jarotschins?! Ein Turm neben dem Chimborasso, ein gutgefügtes Bauwerk, das vielleicht nur einem Erdbeben erliegen kann, neben dem Himalajaberge, der über alle Stürme und Erdbeben spottet!

Jarotschin kam näher, und jeder schaute ihn an. Es wurde still um ihn, der tolle Lärm dämpfte sich an allen Ecken und Enden des Riesensaals, aus dem Schreien wurde Surren, dann Flüstern, dann Schweigen.

Es dauerte nur Sekunden, dieses Schweigen, denn die Sekunden an der Börse sind kostbar, aber diese wenn auch nur Sekunden währende Stille war eine großartige Huldigung der Ehrfurcht.

Jarotschin war damals schon ein alter Mann, aber er hielt den Kopf auf dem kleinen, unansehnlichen Körper gerade aufgerichtet, und seine großen, etwas hervortretenden Augen gingen, während er vorwärtsschritt, beständig ohne Hast von rechts nach links und links nach rechts. Er schien jeden anzusehen, auch Worms, man wußte indessen nicht recht, erwiderte er die ehrfurchtsvollen Verneigungen oder nicht. Es war, als ob er jeden einzelnen anblicke, doch so, als ob er durch ihn hindurchschaue wie durch eine Glasscheibe, die in ihrer Durchsichtigkeit von dem Auge kaum bemerkt wird.

Da stutzte er. Er stand vor Süderssen, der ohne Verständnis für die Scene keine Miene machte, auszuweichen, der Jarotschins Näherkommen nicht einmal bemerkt hatte.

„Herr Süderssen?“

Dieser wandte sich um und sah den alten Herrn erstaunt an, dann erst erkannte er ihn, und glücklich, unter den tausend fremden Gesichtern jemand zu finden, der ihm bekannt war, bot er Jarotschin die Hand:

„Herr Geheimrat!“

„Sie hier, Herr Süderssen?“

„Ja, ich —“ er sah suchend im Kreise, bis er Worms fand, der völlig verdutzt hinter ihm stand, — „Herr Worms hat mich herein geführt; es ist sehr interessant, ich war nie hier.“

Der Geheimrat wandte einen Moment den Kopf und sah Worms an, der sich tief verbeugte, — wieder mit diesem seltsamen gleichgültigen Blick — dann drehte er sich zurück zu Süderssen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen. Wo war es zuletzt? In Iffezheim, richtig. Sie ritten eins meiner Pferde, wie hieß es gleich?“

„Lady Maria.“

„Ja, ja, ganz recht, ich hatte vergessen. Mein Gedächtnis läßt nach, ich bin alt geworden, mein lieber Herr Süderssen. Es war ein schöner Herbst damals in Baden-Baden, und man war fünf Jahre jünger. Lady Maria, ganz recht, es war ein gutes Pferd. Ich komme nun nie mehr auf die Rennplätze, man wird zu alt, und dann, man hat nicht mehr die Elastizität. Das Interesse daran hört auf. Aber ich denke oft gern daran zurück, an Iffezheim und Ascot und das schöne Longchamps — ich habe da manchen fröhlichen Tag verlebt. Sie haben den Herzog von Hamilton nicht mehr gekannt, oder doch? Nein, nein, bewahre, das war alles vor Ihrer Zeit. Uebrigens jetzt erinnere ich mich: es war ja damals in Baden, als Sie die Affaire hatten, ganz recht, mit Arenswaldt, — man vergißt so rasch — ja, ja.“

Ein weiter Kreis hatte sich um die beiden gebildet. Wer war dieser fremde Mensch, mit dem Jarotschin so angelegentlich, freundschaftlich sprach? Bis plötzlich ein Flüstern durch den Kreis ging: „Das ist Süderssen, der Hamburger.“ Man hatte den Namen vorhin, als Worms ihn nannte, überhört, nicht beachtet, jetzt ging es mit einem hastigen Murmeln durch die Umstehenden:

„Der Arenswaldt erschoß. Damals in Baden-Baden. Den Baron von Arenswaldt. Er hat jahrelang auf Ehrenbreitstein auf Festung gesessen. Natürlich, der ist es!“ Manche erinnerten sich, manche hatten die Geschichte vergessen, andre sie nie gehört.

Aber man starrte jetzt weniger auf Jarotschin als auf Süderssen, der da in der Mitte stand, höflich, verlegen lächelnd, mit seiner hageren, immer noch jugendlichen und fast zarten Figur alles andre eher als das Bild eines Mannes, der dergleichen Dinge hinter sich hat.

Jetzt lächelte Jarotschin und nickte. Jarotschin, den kein Mensch je auf der Börse lachen gesehen hatte! Und als dritter stand Worms in dem Kreise! Was in aller Welt hatte Worms mit dem Geheimrat zu thun?!

Allerdings machte Worms in den zehn Minuten, welche die Unterredung währte, eine merkwürdige Figur. Er stand bald rechts von Jarotschin, bald links, er ging um Süderssen herum und wieder zurück, er versuchte in die Unterhaltung drei oder viermal einzuspringen, indem er sagte:

„Herr Süderssen reitet jetzt auch meine Pferde“ — „wir sind gute Bekannte, Süderssen und ich“ — „ich habe ein außerordentliches Interesse für den Rennsport —“

Aber Jarotschin blickte ihn jedesmal flüchtig an und wandte sich, ohne ein Wort zu erwidern, zu dem andern.

Und doch, es war ein Triumph! Dieses erste Mal, da Jarotschin seit einem halben Jahrzehnt an der Börse erschien, brachte Worms an des großen Mannes Seite! Er ganz allein (von Süderssen abgesehen) stand neben ihm, während alle andern sich demütig in weitem Kreis abseits hielten!

Dann sah man, wie der Geheimrat Süderssen die Hand schüttelte, wie er Worms — wenn auch noch so kurz und obenhin — zunickte, und dann endete eine Scene, die ohne jede Frage einen der Höhepunkte in Worms' Dasein für immer bezeichnen würde.

Jarotschin war längst fort, als Worms immer noch in der Ecke rechts vom Portal stand, umringt, von Fragen überschüttet, ein Triumphator.

„Wovon sprach Jarotschin? Hat er gefragt nach der Börse? Nach Argentinern? Hat er gesprochen von Portugiesen?“

Ein verächtliches, großartiges Lächeln ging über Worms' Gesicht.

„Er sprach von Rennpferden, vom Sport. Wir haben uns unterhalten über den Herzog von Hamilton und über die Rennen von Iffezheim. Davon war die Rede.“

Und Süderssens Arm nehmend, das Gesicht gerötet, berauscht wie nach einem Gelage, verließ Worms die Börse. Die Equipage rollte vor, der Diener half ihm hinein, die Pferde zogen an, und in raschem Trabe ging es zurück über die Friedrichsbrücke den Linden zu.

Ganz plötzlich aus einer starken Erregung heraus schlug er Süderssen, der gar nicht begriff, was geschehen war, und was dieses eine Zusammentreffen mit Jarotschin für ihn bedeutete, auf die Schulter:

„Wir bleiben Freunde, Süderssen, ein für allemal. Sie sind mein Mann, und wir passen zusammen. Ein für allemal. Wir wollen Sekt trinken, ich bin in Laune.“

Dann klopfte er mit der silbernen Krücke dem Kutscher, der diese impertinente Art zähneknirschend dulden mußte, derb auf den Arm:

„Ins Monopol!“

II.

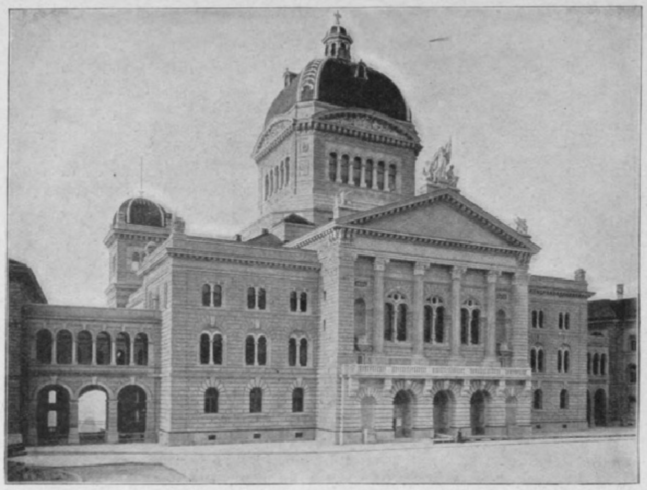
Eleanor Worms saß in einer der Logen der großen Tribüne und wartete. Gleich nach dem ersten Rennen hatte Worms die Kleine allein gelassen.

„Bleib da sitzen. Warte auf mich. Ich bin in fünf Minuten wieder da.“

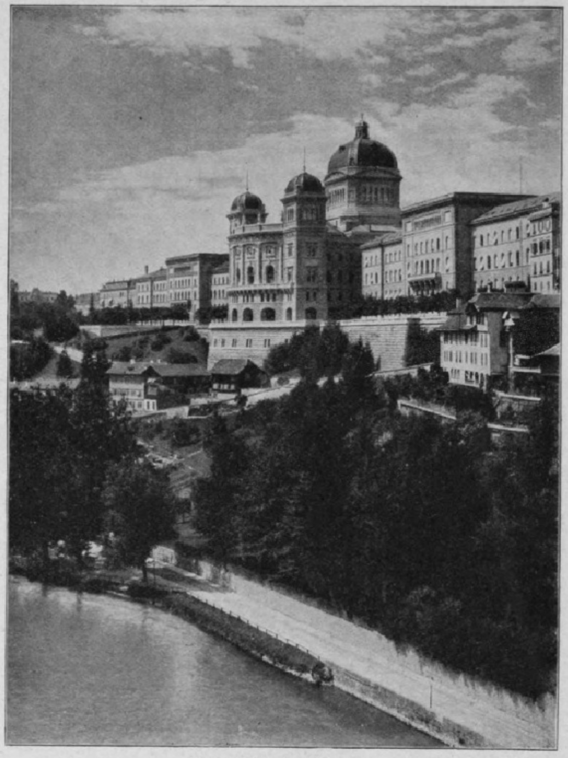
Eine Weile war sie auf der kolossalen Tribüne mit den tausend Plätzen fast die einzige, denn alle Welt war in der Pause hinunter gegangen, um die Rennpferde zu besichtigen oder Wetten abzuschließen oder sich sonstwie die Zeit zu vertreiben. Dann, nach einer Weile, kehrten die Leute zurück, die Logen füllten sich von neuem, die langen Reihen der amphitheatralisch aufsteigenden Bänke wurden von einer dichten Menschenmenge besetzt, und gleich darauf nahm das zweite Rennen seinen Anfang. Eleanor verstand von dem Verlauf dieses Rennens und überhaupt von allem, was da vorging, nur wenig. Sie war zum erstenmal hier draußen, denn Worms liebte es nicht und fand es unnötig, seine Tochter an Vergnügungen teilnehmen zu lassen, die „über den Rahmen von Amüsements junger Damen irgendwie hinausgingen“.

Süderssen war es, der vor acht Tagen zum erstenmal die Rede darauf gebracht hatte, ob Worms seine Tochter nicht gelegentlich einmal, z. B. bei „Old Yorks“ Debüt, mit hinausnehmen wolle, aber Worms war über dieses Ansinnen so erstaunt gewesen und hatte trotz Eleanors Bitten den Einfall so energisch zurückgewiesen, daß sowohl Süderssen als Eleanor auf die ziemlich harmlose Bitte nicht wieder zurückzukommen wagten. Bis ganz plötzlich und unerwartet Worms selbst die Idee von neuem aufnahm.

„Jede Sache, mein lieber Süderssen, hat, wenn man eingehend darüber nachdenkt, ihre zwei Seiten. Man sucht seinem Kinde so lange als irgend möglich den Frieden zu erhalten, und dieser Friede ist das väterliche Haus, über dessen Mauern ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren nicht hinausschauen soll. Vielleicht, daß man in solchen Dingen zu ängstlich denkt, allzuwenig egoistisch. Man hat seinem Kinde ein warmes Nest gebaut und ihm den Lebensweg geebnet, von allen Kämpfen des Vaters aber und allen Sorgen des Vaters hat ein solches Kind kaum einen Begriff. Allerdings auch nicht, wenn man so will: von der äußeren Lebensstellung des Vaters. Es resultiert das, mein lieber Süderssen, aus einem —



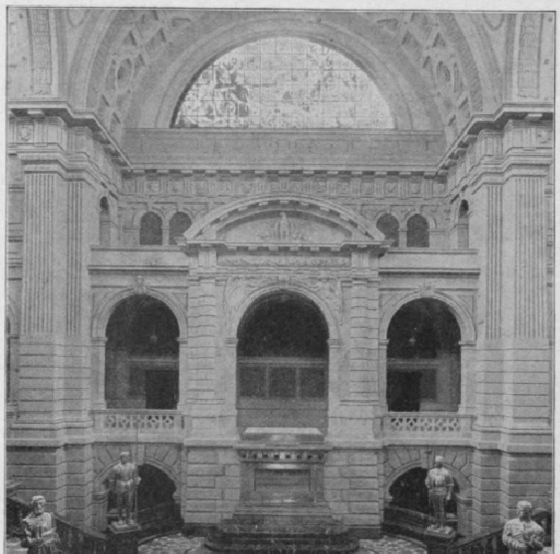
Nordfront.



Gesamtansicht der Südfront.



Sitzungssaal des Nationalrats.

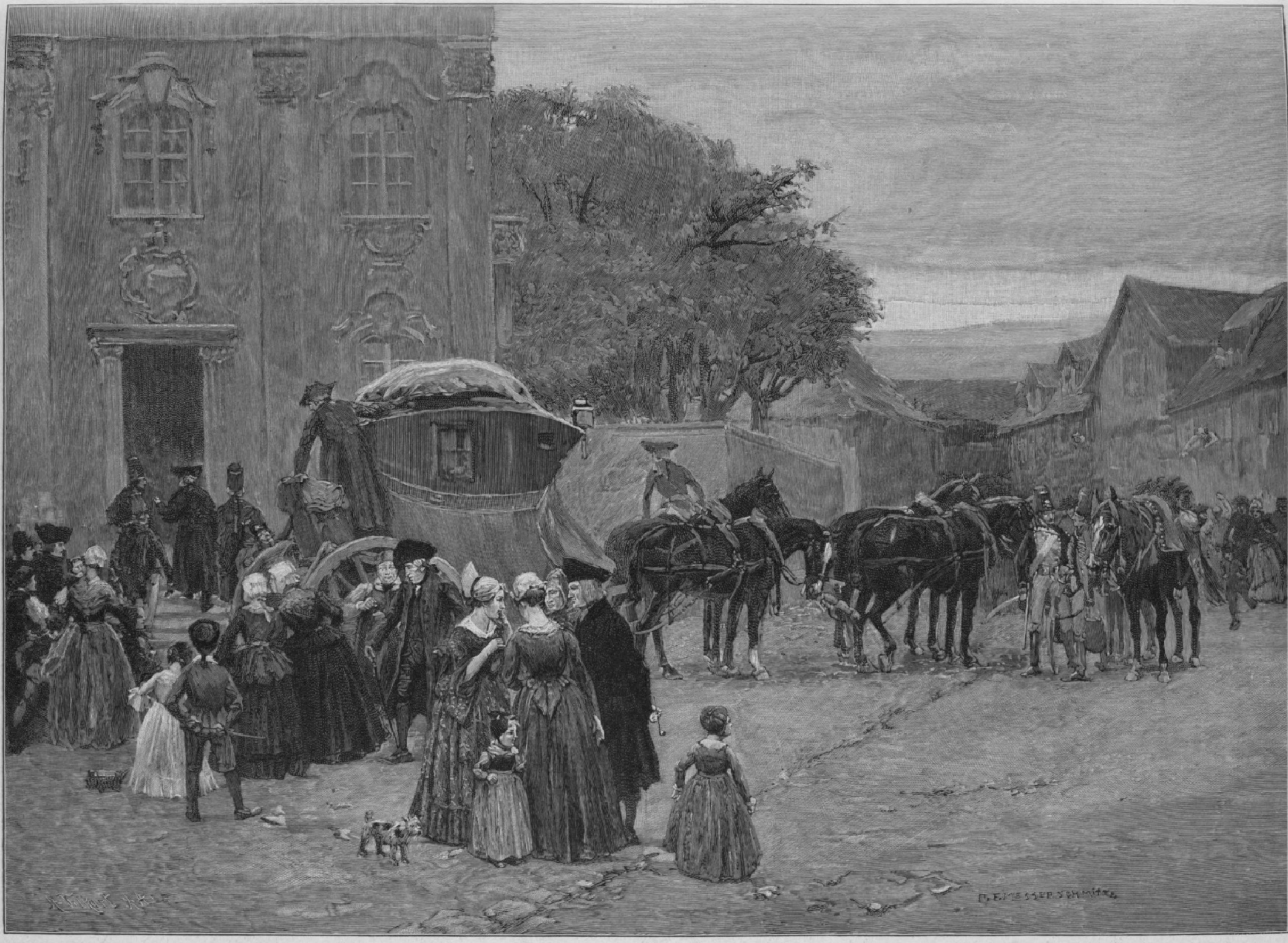


Vestibül.



Vestibül.

Das neue Bundeshaus in Bern, eingeweiht am 1. April 1902. (Text Seite 572.)



Unerwarteter Besuch.
Nach dem Gemälde von P. F. Messerschmitt.

wie soll ich sagen —, aus einer Art Zurückhaltung, einem gewissen Keuschheitsgefühl, das dem Kinde gegenüber nicht prahlen möchte, aber vielleicht geht man darin zu weit. Wenn man ein einsamer Mann ist, wie ich, und nichts hat als seine einzige Tochter, so müßte man mehr Egoist sein. Dem Kinde die Augen öffnen, ihm zeigen, was sein Vater in der Welt bedeutet, z. B. draußen auf der Rennbahn, in diesem Glanz des großen Lebens. Es ist das so meine Philosophie, aber freilich, wer will sagen, ob sie die richtige ist?"

Er war selbst verblüfft, daß dieser einfache Gedankengang ihm nicht schon eher zum Bewußtsein gekommen war. Zugegeben, daß man eine gewisse feinfühlige Scheu empfindet, seine Tochter an einen Ort mitzunehmen, an dem man allerhand Damen trifft, die man in Gegenwart des Kindes nicht zu sehen liebt, aber das sind Rücksichten, die man nicht für alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten vermag. Was kann eine größere und reinere Freude sein als die, sein Kind zum erstenmal in die große Welt hinauszuführen und ihr zu zeigen, welche prominente Rolle man innerhalb dieser Welt spielt!

Nun war auch das zweite Rennen vorüber, und die große Tribüne leerte sich von neuem.

Eleanor saß wieder allein. Sie blickte nach rechts und links und beugte sich bisweilen über die Holzbrüstung der Loge, um nach den unten Vorübergehenden zu schauen, aber Worms kam immer noch nicht.

Es war einer der kalten, regnerischen Apriltage, die mehr an den vergangenen Winter als an den nahen Frühling erinnern; über die weite Rennbahn mit ihrer grauen Grasnarbe fegte ein kalter Nordost, niemand hatte Lust, eine Minute länger als notwendig auf der offenen Tribüne sich aufzuhalten.

Einmal sah Eleanor den Papa in kurzer Entfernung vorübergehen. Er war mit einem andern Herrn im Gespräch und nickte flüchtig herauf:

„Ich komme, mein Liebling, ich komme!"

Aber er ging weiter, und Eleanor sah ihn eine Weile drüben an der Barriere stehen, bis er sich von dem Herrn verabschiedete und in der Menge verschwand. Sie wollte aufstehen und ihm nacheilen, aber vielleicht würde ihm das nicht recht sein, und dann war da auch diese Scheu, so ganz allein die Treppe hinunter gehen und durch die vielen Herren dort unten sich den Weg suchen zu müssen.

Schon bei der langen Herfahrt in dem offenen Wagen hatte sie gefröstelt, nun saß sie länger als eine Stunde auf diesem eisigen Platze, ohne sich bewegen zu können.

Wo war Süderssen? Warum sah er sich nicht einmal nach ihr um? Sie hatte sich auf diesen Nachmittag gefreut wie auf etwas Wunderbares, noch nicht Dagewesenes, — statt dessen saß sie verlassen und verloren. Es gingen Herren vorbei, die sie anstarrten und ihr zulächelten, der eine kam die Treppe herauf und ging hinter ihrer Loge zweimal auf und ab, bis er endlich das Feld wieder räumte.

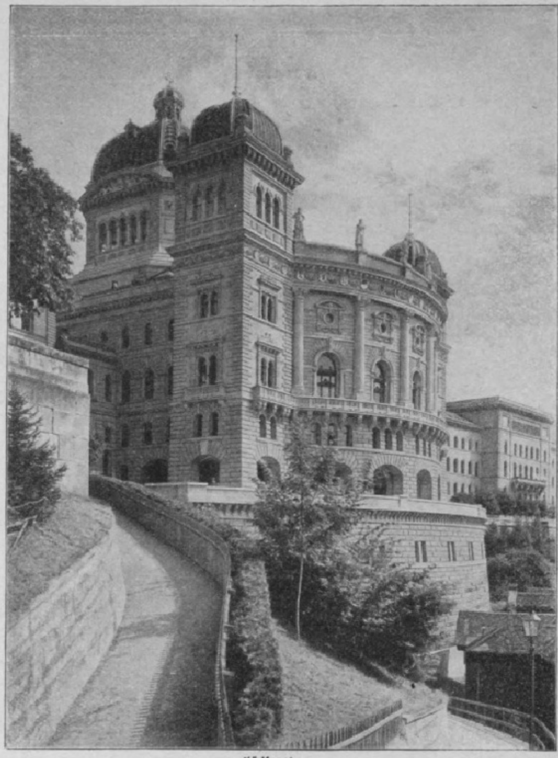
Ein solches Gefühl der Vereinsamung überkam sie, daß sie hätte weinen mögen. Von Zeit zu Zeit spielte in der Ferne die Musik, aber die Klänge hatten nichts Freundliches, sondern tönten gell herüber. Schwere dunkle Wolken zogen von Osten her und schienen Regen oder Schnee bringen zu wollen, der Wind trieb sie indessen wieder auseinander, und eine kurze Zeit schaute die Sonne kalt auf die weiten Wiesenflächen und Wälder.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Bundeshaus in Bern.

(Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.)

Aus grünen Gärten am Aare-Ufer erhebt sich über alten, dunkelbraunen, echt bernischen Holzhäusern auf massigem Terrassenmauerwerk der stolze Bau des neuen schweizerischen Parlamentsgebäudes, dessen feierliche Einweihung am 1. April erfolgte. Auch in diesem Baudenkmal bekundete das Schweizervolk jenen altbewährten idealen Sinn, demzufolge es für seine öffentlichen Bauten, Schulen, Kirchen



Südfront.

u. s. w., das Allerbeste für gerade gut genug erachtet und ihnen daher nicht nur die schönsten und am meisten dominierenden Plätze vorbehält, sondern auch vor hohen Kosten nicht zurückschreckt.

Das neue Gebäude, das nunmehr die zwei bisherigen Bauten der Bundesversammlung und Verwaltung zu einem Ganzen verbindet, wurde während der letztvergangenen acht Jahre mit einem Kostenaufwand von mehr als 8 Millionen Franken errichtet. Von den auf das Ausschreiben hin eingelaufenen Entwürfen wurde der mit dem zweiten Preis bedachte des Schweizer Architekten Hans Auer zur Ausführung angenommen. Zu jener Zeit war Auer Professor in Wien, von wo er als Baumeister des bisherigen Bundeshauses Ende der achtziger Jahre nach Bern berufen wurde; seit 1890 gehört er auch der dortigen Hochschule als Professor für Geschichte der Architektur und Plastik an. Das Porträt des Meisters bringen wir an andrer Stelle dieser Nummer.

Im ganzen zeigt sich der Bau als das Werk eines ausgereiften, auf der Höhe stehenden Künstlers, der seinen Landsleuten damit ein Nationaldenkmal von hervorragender Bedeutung schuf, das dem Schweizervolk stets ein Symbol der Einheit und Zusammengehörigkeit sein wird. Im Innern betritt man vom Haupteingang her die große Treppenanlage des Vestibüls unter dem Kuppelbau, über die man in die Korridore und Sitzungssäle gelangt. Hier wie in der Wandelhalle und teilweise auch im großen Parlamentssaale fällt dem Beschauer nächst der wunderbaren Harmonie der Architektur vor allem die ausgedehnte Verwertung und Kombination der verschiedenen Gesteinsarten und ihrer verschiedenen Farbentöne auf, so daß durch diese geniale Benutzung ursprünglichster Mittel auch in der dekorativen Wirkung eine Gesamtharmonie erreicht wurde, die sich kaum übertreffen läßt. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Kuppelhalle eine ganz ähnliche akustische Klangwirkung aufweist wie die vielbesuchte Befreiungshalle bei Kehlheim. Diese Eigentümlichkeit kann besonders um die stille Mittagszeit wahrgenommen werden; stellt sich nämlich jemand annähernd unter den Mittelpunkt der Kuppel und läßt da auf irgend eine Art einen Accord erklingen, so tönt es wie mächtiger Orgelklang durch den Raum, und nach zehn Minuten noch sind die allmählich verklingenden Töne vernehmbar.

Im Aeußern präsentiert sich das Bauwerk insofern als Unikum, als es sich auf seiner Südfront auf der eingangs erwähnten hohen gemauerten Terrasse aufbaut und mit seinen massigen und doch edeln Formen das weite, offen davorliegende Gelände beherrscht. Von dieser Terrasse bietet sich die herrlichste Fernsicht. Ueber die alten Holzhäuser, die sich friedlich um den Fuß des gewaltigen Mauerwerks der ersteren schmiegen, über die grünen Gärten und die Schlangenlinien der Aare, über Hügel und Felder schweift der Blick hinüber zu den im blendenden Glanze ewigen Schnees strahlenden Bergen des Berner Oberlandes, und dieses Gesamtbild verfehlt nicht, im Herzen des Beschauers tiefen und nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Die Feier der Uebergabe am 1. April vollzog sich in einfach würdiger Weise; es widerspricht der Schweizernatur, ernstere Feierlichkeiten mit großem Pomp zu inscenieren. So beschränkte sich die Feier der Uebersiedelung der Bundesversammlung lediglich auf einen kurzen Festzug durch die Bundesgasse über den Bundesplatz vor das neue Parlamentsgebäude, wo der Baumeister mit kurzer Ansprache die Schlüssel überreichte. Inzwischen überflutete das von nah und fern herbeigeströmte Volk den geräumigen Platz, der sich vor der Nordfront nach der Stadtseite ausbreitet.

Im neuen Parlamentssaale hielt Bundespräsident Zemp die Festrede, auf die Vizepräsident Meister und Ständeratspräsident Reichlin antworteten, und nach einer kurzen formellen Sitzung folgte als Schluß ein Festbankett.

Rudolf Schlatter.

Tempelgang.

Komm, schmück mit Rosen dir das dunkle Haar,
Wir wollen zu der Göttin Tempel steigen
Und dort an ihrem marmornen Altar
Uns dankbar ihrer grossen Güte neigen.
Ein Taubenpaar, noch jung und unschuldsvoll,
Die Schnäbel rot und silberweiss die Schwingen,
Lass uns als unsrer Liebe Dankeszoll
Der Hohen demutsvoll als Opfer bringen.
Die Sonne sank noch nicht, der Tag ist warm,
Der Weg steigt steil zum hohen Heiligtume;
Komm, lehne dich auf meinen starken Arm,
Wie an den Ast sich schmiegt die zarte Blume.
Schön golden leuchten schon im Abendschein
Des Tempelchores weisse Marmorplatten,
Und jetzt ergiesst um uns der heil'ge Hain
Die kühle Flut von seinen Dämmerschatten,
Und aus dem Dunkel hebt sich Bild um Bild,
Als wollt' es neigen sich und leise grüssen; —
Horch, aus dem grün bemoosten Felsen quillt
Ein Quell und huscht zu Thal mit schnellen Füssen.
Und leuchtend steigt des Tempels weisse Pracht
Aus Myrtenhecken und aus Rosenwildnis,
Und aus der Halle fahler Dämmernacht
Glänzt silberhell der Göttin Marmorbildnis.

— — — — — — — — — —

Tritt leisen Schrittes durch das hohe Thor,
Dass unsre Füsse nicht die Stille stören,
Heb stumm die Arme zum Gebet empor,
Auch ohne Worte kann ihr Ohr uns hören.
Sieh, — mildes Lächeln spielt um ihren Mund,
Es leuchten ihre Augen frohen Blickes,
Sie segnet freundlich unsrer Herzen Bund
Und freut sich unsers jungen Liebesglückes.

Aug. H. Plinke.

„Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“

Eine naturwissenschaftliche Plauderei
von
Th. Zell.

In Goethes herrlichem Gedichte „Mignon“ heißt es: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“ Die gelehrten Ausleger geben hierzu im Anschluß an die eigne Erklärung des Dichters die Erläuterung, daß hiermit, wie überall bei den ersten Versen der Strophen, was ja aus dem ganzen Zusammenhange sofort erhelle, etwas Wichtiges vorgetragen, auf etwas Sonderbares aufmerksam gemacht werden solle. Im Nachstehenden möchte ich nun den Nachweis liefern, daß sich der Dichterfürst sowohl wie seine Ausleger in einem Irrtum befunden haben, wenn sie in diesem Vorgange etwas Wunderbares erblickten. Ein Vorwurf kann ihnen allerdings um so weniger daraus gemacht werden, als es sich hierbei um Dinge handelt, denen selbst die modernen Naturforscher nicht die wünschenswerte Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Warum erscheint es uns denn wunderbar, daß ein Tier im Nebel den Weg findet? Die Antwort kann selbstverständlich nur die sein, daß wir Menschen im Nebel — je nach dessen Dichtigkeit — weniger oder gar nichts sehen können. Berühmt oder vielmehr berüchtigt ist ja der Londoner Nebel, in dem viele Menschen nicht im stande sind, die ihnen seit langen Jahren bekannten Wege zu finden. Indem wir diesen Gedankengang entwickeln, machen wir zwei böse Fehler. Zunächst vergessen wir, daß allerdings der Kulturmensch die Fähigkeit verloren hat, in unbekannten Gegenden den richtigen Weg zu finden, ferner daß sein Ortsgedächtnis sehr schlecht ist, daß aber bei den Tieren und den wilden Völkern die Sache ganz anders liegt. Sehr richtig sagt Perty: „Manche Tiere haben eine besondere Gabe, weite und verwickelte Wege zu finden, wenn sie sie auch nur einmal gemacht haben.“ Rengger berichtet, daß Pferde in Paraguay, die die mehr als 100 Stunden weite Strecke von Villa real nach den Missionen nur einmal zurückgelegt hatten, nach mehreren Monaten auf diesem Wege nach Villa real zurückkamen. Ein Bullenbeißer, den d'Obsonville in Pondichery aufgezogen hatte, begleitete ihn und einen Freund nach dem 300 Stunden entfernten Bangalor, eine Reise durch Flüsse und über Berge, die fast drei Wochen währte. Bei Bangalor verlor sie der Hund und lief nun den weiten Weg nach Pondichery zurück, gerade nach dem Hause des Artilleriekommandanten Beylier, eines Freundes von d'Obsonville, mit dem dieser zusammenlebte. Lassen sich Fälle, wo Hunde solche Leistungen vollbrachten, etwa noch durch deren erstaunliche Geruchsschärfe erklären, so begreift man nicht, wie Katzen, deren Geruch so schwach ist, im Sacke meilenweit fortgeschafft, den Weg wieder zurückfinden. Noch erstaunlicher ist die Geschichte einer bei der Insel Ascension im Stillen Ozean gefangenen Schildkröte, der man Buchstaben und Ziffern in den Panzer einbrannte. Im Britischen Kanal wurde sie ins Meer geworfen, weil sie dem Verenden nahe schien, aber zwei Jahre darauf bei Ascension wieder gefangen. Ganz rätselhaft ist auch der Vorgang mit jenem, dem Kapitän Dundas gehörigen Esel, von dem Franklin in seinem „Leben der Tiere“ berichtet. Auf der Fregatte „Ister“ von Gibraltar nach Malta verschifft, wurde das Tier ins Meer geworfen, als das Schiff auf den Sandbänken von Gat, über 200 Seemeilen von Gibraltar, scheiterte. Es erreichte schwimmend das Land und fand den kürzesten Rückweg nach Gibraltar durch gebirgige, von Flüssen durchschnittene Gegenden.

Die Zigeuner besitzen noch diese merkwürdige Orientierungsgabe, was schon daraus hervorgeht, daß eine in der Nacht zersprengte Bande sich ohne Wegweiser — solche sind ja für sie ohne Bedeutung, da sie nicht lesen können —, ohne Befragung von Eingeborenen auf kürzestem Wege wieder sammelt. Der ausgezeichnete Kriminalist Groß erzählt folgenden Fall: Als es sich im Occupationsfeldzuge 1878 kurz vor der Einnahme von Serajewo darum handelte, eine Verbindung zwischen der östlich marschierenden Seitentruppe und der längs der Bosna südwärts kommenden Haupttruppe herzustellen, kamen einmal mitten in der Nacht, etwa um zwei Uhr, zwei Husaren zu den Vorposten, mit Papieren an den Höchstkommandierenden. Die zwei hatten nur die Richtung angezeigt erhalten, in der sie zu reiten hatten, und den Auftrag, österreichische Vorposten zu finden, die sie zu General von Philippovic zu weisen hätten. Die zwei Husaren, ein Korporal und ein Gemeiner, waren gegen Abend fortgeritten und ununterbrochen durch Terrain der schwierigsten Art, das überdem dicht vom Feinde besetzt war, gekommen; sie mußten zweimal Flüsse durchschwimmen und kamen doch in unbegreiflich kurzer Zeit an. Man fragte den Korporal, wie er denn in dem Lande, in dem er vorher nie gewesen war, sich so habe zurechtfinden können, und er antwortete: „Ich nix wissen, aber Komerod is Zigeuner!“ Der Zigeuner hat dann auch sich und seinen Korporal glücklich wieder zurückgebracht.

Es ist also einleuchtend, daß, wenn ein Tier bei hellem Lichte seine Heimat oder einen Weg, den es schon einmal gemacht hat, wiederfindet, darin für den Tierbeobachter nicht das geringste Wunderbare liegt. Aber auch daß ein Maultier im Nebel den Weg findet, ist absolut nichts, was zum Erstaunen Anlaß giebt. Es kommt nur von unserm unglücklichen anthropozentrischen Standpunkte her, d. h. dem Standpunkte, alles von unsrer Sinnesorganisation aus zu betrachten. Weil bei uns der Hauptsinn das Auge ist, deshalb schließen wir voreilig von den Tieren, daß es bei ihnen ebenso sein müsse — hierin liegt der zweite Fehler —, obwohl wir uns täglich überzeugen können, daß sich bei ihnen teilweise die Sache anders verhält, z. B. bei den Hunden. In meinem Buche „Polyphem ein Gorilla“ führe ich folgendes Beispiel an: Vor mir liegt ein Bilderbogen, der folgende Geschichte enthält. Ein Herr badet und läßt seinen Hund zur Bewachung der Kleider zurück. Als er sich anzuziehen beabsichtigt, will ihn der Hund nicht die Kleider nehmen lassen, denn in der Dämmerung erkennt er seinen Herrn nicht. Da kommt letzterem ein rettender Gedanke; er weiß, wie gern sein Hund apportiert, wirft daher ein Stück Holz weit ins Wasser und kann sich inzwischen ankleiden. Beide ziehen dann friedlich nach Hause. Der anthropozentrische Standpunkt ist hier treffend zum Ausdruck gebracht. Der Mensch erkennt mit den Augen, folglich muß es auch der Hund thun, obwohl man sich in jeder Minute davon überzeugen kann, daß sich der Hund mit der Nase orientiert. Nicht weil er seinen Herrn in der Dunkelheit nicht erkannte, fällt ihn der Hund an. Das ist völliger Unsinn, denn jeder Hundebesitzer wäre ja nicht sicher, daß er im Bette oder beim Aufstehen in der Dunkelheit von seinem vierfüßigen Freunde angefallen würde. Der Hund erkennt vielmehr seinen Herrn aus dem Grunde nicht, weil er durch das Baden die ihm bekannte Ausdünstung verloren hat. Deswegen allein hält er den Ankömmling nicht für seinen Herrn. Als jedoch der letztere seine Kleider wieder angezogen hat und dadurch die dem Hunde bekannte Ausdünstung zeigt, ist alles wieder in Ordnung.

Wie wichtig der Geruchsinn für das Leben der Hunde ist, geht schlagend aus Untersuchungen hervor, die Biffi und nach ihm Schiff anstellten. Sie zerschnitten säugenden Hunden den Riechnerven und den Riechkolben. Nachdem dies geschehen war, krochen die Hündchen scheinbar gesund im Lager umher; aber sie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb nichts übrig, als sie mittels einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugversuche an einem erwärmten Schafpelze und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erst durch Berührung. Als sie zu laufen begannen, verirrten sie sich und fanden das Lager nicht wieder. Fleisch und Brot in der Milch ließen sie liegen, zogen später das Fleisch dem Brote nicht vor, nahmen das Futter nur durch das Gesicht wahr und ließen sich deshalb leicht und in der allersonderbarsten Weise täuschen. Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenstandes leitete sie dabei oft gänzlich fehl. Schweflige Säure und andre starke Gerüche beachteten sie gar nicht. Ammoniak und Aether bewirkten erst viel später als bei andern Hunden Niesen. Als die Tiere größer wurden, zeigten sie nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen.

Genau wie bei den Hunden, ist bei den Pferden und Eseln der Hauptsinn die Nase, während die Augen nur schwach sind. Von der Feinheit des Geruchs dieser Tiere mag folgendes eine Vorstellung geben. „Während meines Aufenthaltes in Texas,“ erzählt Houzeau, „verschwand plötzlich das Pferd eines meiner Nachbarn, das vor seiner Thür mit gefesselten Füßen gegrast hatte. Wir suchten es mehrere Stunden lang vergeblich, obwohl der Horizont auf mehrere Kilometer Entfernung frei war und wir genau wußten, daß wilde Pferdeherden nicht durchgezogen waren. Nach langem Suchen entdeckten wir es endlich in 4400 Meter Entfernung von der Wohnung bei einer Stute.“ Und Espinas berichtet, wie es ihm in Korsika passiert sei, daß drei Esel auf einem von andern Eseln beschmutzten Wege plötzlich anhielten, die Köpfe in die Höhe reckten, die Lippen zurückzogen, mit einem außerordentlich komischen Ausdruck die Augen weit aufrissen und dann in unbeschreiblicher Aufregung zu schreien anfingen.

Das Maultier, als Bastard von Eselhengst und Pferdestute, besitzt dieselbe feine Witterung, dafür aber auch dieselben schwachen Augen. Diesen Zusammenhang zwischen scharfem Sehen und schlechter Nase z. B. bei Menschen, Affen, Katzen, Windhunden (die hinsichtlich der Sinne unter den Hunden eine Ausnahmestellung einnehmen, denn sie sehen gut, können aber nicht riechen), Vögeln u. s. w. und umgekehrt zwischen feiner Nase und schlechten Augen habe ich in meinem erwähnten Buche ausführlich dargethan. Nicht aus Dummheit scheut das Pferd vor dem Steinhaufen, sondern weil es mit seinem schlechten Gesichte den Gegenstand nicht deutlich erkennen kann. Weil ein blindes Pferd, ein blinder Hund u. s. w. nur in ihrem Nebensinne beeinträchtigt sind, deshalb können sie — bei ihrem vorzüglichen Ortsgedächtnisse — ihre Dienste noch ganz leidlich verrichten. Deshalb muß der Käufer eines Pferdes sich vorsehen, daß er kein blindes Roß bekommt. Verwandte von mir besaßen jahrelang einen völlig erblindeten Hund, dessen Gebrechen kein Fremder ahnte, da das Tier in den ihm bekannten Räumlichkeiten sich außerordentlich flink bewegte.

Es ist nun einleuchtend, daß der Nebel nur für diejenigen Geschöpfe erschwerend wirkt, die, wie die Menschen, als Grundsinn die Augen haben, z. B. die Vögel. Deshalb kann der Fischadler keine Fische fangen, solange der Nebel auf dem Wasser schwebt. Für diejenigen Tiere dagegen, die sich mit der Nase orientieren, ist der Nebel kaum viel schlimmer, als wenn wir einen starken Schnupfen haben. Deshalb finden die Hunde auf dem Sankt Bernhard im dichtesten Nebel die im Schnee verschütteten Personen. Schon die Alten haben ganz richtig beobachtet, daß der Wolf, dessen Hauptsinn ebenfalls die Nase bildet, im Nebel am gefährlichsten ist, weil er eben wenig darunter leidet. Umgekehrt ist ein feinnasiger Hund — aber nicht etwa ein städtischer, dessen Nase gewöhnlich nichts taugt — an einem Orte, wo starke Gerüche auf ihn einwirken, z. B. in einem Tabaksladen, sehr betreten, weil sein Geruchsvermögen sozusagen „benebelt“ ist.

Wenn ein gelehrter Hund die Menschen vom Hundestandpunkte aus beschriebe und dabei als Kuriosität bemerkte: „Selbst in einer Apotheke findet der Mensch die richtigen Gegenstände sofort,“ so würden wahrscheinlich alle Leser herzhaft darüber lachen. Und doch ist es genau derselbe einseitige Standpunkt, wenn der Dichter als etwas Wunderbares hervorhebt: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“

Zum Jubiläum der Marine-Infanterie.

(Mit 5 Zeichnungen von Adolf Wald.)



Garde-Marinier in Sommerparade, 1832.

Am 13. Mai begeht die deutsche Marine-Infanterie das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Allerdings bezieht sich dieses Jubiläum nur auf die Organisation der Marine-Infanterie in ihrer jetzigen Form. Wollte man ihre Geschichte bis auf die Zeit der ersten Begründung verfolgen, so hätte sie längst ein zweihundertjähriges Jubiläum feiern können, denn schon der Große Kurfürst errichtete im Jahre 1660 eine Art Marine-Infanterie, indem er dem Grafen Dönhoff auftrug, „auf zwei Schiffen, die Seine Kurfürstliche Durchlaucht schicken wird, zwanzig gute, gesunde Musketiere nebst zwei Unteroffizieren von denen in Preußen stehenden Regimentern zu Fuß zu geben und selbige gehörig zu mundieren.“ In jenem Jahre rüstete der Große Kurfürst ein Geschwader aus, um seine Ansprüche gegen Spanien zur See durchzusetzen und zwar,



Premierleutnant im Dienstanzug. Seesoldat im Wachtanzug.

1852.

wie die Zukunft lehrte, mit großem Erfolg. Die Instruktion für den Geschwaderchef besagte: „Er soll die Soldaten die Schiffsarbeit lehren und mit der Zeit zu Matrosen machen, weil Wir geneigt sind, selbige alle Zeit zur Marine zu gebrauchen.“

Es wurde also schon damals eine Marine-Infanterie formiert. 1684 errichtete man für die Dienste der afrikanischen Kolonien eine „compagnie de Marine“ in der Stärke von einem Hauptmann, einem Leutnant, einem Fähnrich und 110 Mann. Die Truppe sollte in Emden als Garnisonbataillon stehen und im stande sein, auch für die Kriegsschiffe die nötige Besatzung an Soldaten herzugeben. Schon ein Jahr später erhielt diese Truppe den Namen „Marinebataillon“ und ergänzte nicht nur die Infanterie der Kriegsschiffe, sondern auch die Besatzung der Forts in Westafrika, welche der Große Kurfürst bei Friedrichsberg angelegt hatte. In dem nächsten Jahre wurde diese Truppe auf drei, später sogar auf vier Compagnien erhöht. Im Jahre 1692 waren noch zwei Compagnien vorhanden, welche mit einer Compagnie ostfriesischer Truppen unter Friedrich dem Großen 1744 in ein Garnisonbataillon (Nummer 12) umgewandelt wurden.

Dann kommt die marinelose Zeit, in der Deutschland seine einstige Weltmachtstellung auf dem Meere verlor und es kaum noch wagen durfte, unter eigner Flagge Schiffahrt an den Küsten zu treiben. Erst 1849, als durch Deutschland eine gewaltige Begeisterung für die Errichtung einer Flotte ging, schon um der Anmaßung des kleinen dänischen Staates zu begegnen, der sich gegen das zur See ohnmächtige Deutschland die größten Insolenzen gestattete, formierte man in Preußen ein Marinekommando in Stettin unter dem Namen des „Mariniercorps“, in das auch die „Gardemariniers“ in Potsdam, die seit dem 30. September 1823 bestanden, aufgenommen wurden. Es waren dies 2 Unteroffiziere und 10 Mann, welche von der Garde-Pionierabteilung zur Bedienung der königlichen Luftfahrzeuge auf den Havelseen gestellt worden waren. 1850 betrug das Marinecorps 2 Compagnien in der Friedensstärke von 1 Stabsoffizier, 1 Adjutanten, 1 Unterzahlmeister, 1 Schreiber, 2 Hauptleuten, 2 Premier- und 4 Sekondeleutnants, 2 Feldwebeln, 8 Sergeanten, 10 Unteroffizieren, 40 Gefreiten, 10 Spielleuten, 260 Mariniers und 2 Assistenzärzten. Diese zwei Marinecompagnien sollten zur Ergänzung des Matrosencorps dienen. Man verfügte bei der Begründung der Flotte nicht über eine genügende Anzahl von Matrosen und wollte diese beiden Compagnien im Frieden bei der Küstenflottille, im Kriege für den Ruderdienst (man hatte damals noch Ruderkanonenboote), zum Wachtdienst in den Werften, Forts und See-Etablissements, endlich zum Detachement an Bord der größeren armierten Schiffe verwenden.

Am 13. Mai 1852 erhielten die bisherigen Mariniers die Bezeichnung „Seebataillon“, und zwei Jahre später, 1854, erschien ein Organisationsreglement betreffs der „Seesoldaten“, die für lange Zeit bei der preußischen, später bei der norddeutschen und endlich bei der deutschen Kriegsmarine die Marine-Infanterie bildeten.

In der ersten Zeit stellte man meist Mannschaften ein, die entweder an der Meeresküste oder an binnenländischen Flüssen und Seen ein Gewerbe als Fischer oder Schiffer betrieben hatten. Später ging man von diesem Prinzip ab, und heute werden Mannschaften aus dem Bereich des gesamten Deutschen Reiches, mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, für die Marine-Infanterie ausgehoben. Die Ergänzung des Offiziercorps des Seebataillons erfolgte bis 1866 durch Annahme von Avantageuren oder Einstellung von Portepeefähnrichen; seit jenem Zeitpunkt aber wurde bestimmt, daß die Ergänzung des Offiziercorps nur durch geeignete, bereits ausgebildete Infanterieoffiziere der Armee zu geschehen habe, die behufs Uebertritts zum Seebataillon bei ihrem Truppenteil ausscheiden und dann zur Infanterie der Armee wieder zurückkehren, nachdem sie eine Anzahl von Jahren im Seebataillon Dienste gethan haben.

Die 3. Compagnie des Seebataillons war im Jahre 1853 errichtet worden, die 4. Compagnie 1859, die 5. 1869, die 6. 1871. In dieser Formation von 6 Compagnien blieb das Seebataillon bis zum Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. und dem damit zusammenhängenden Aufschwung der deutschen Marine.

Von wichtigen Begebenheiten aus der ersten Zeit seines Bestehens hat das Seebataillon eine einzige kriegerische Aktion zu verzeichnen, die am 7. August 1856 unter dem Befehl des Admirals Prinz Adalbert von Preußen stattfand. Die preußische Dampfkorvette „Danzig“, auf einer Uebungsfahrt im Mittelländischen Meer begriffen, wurde an jenem Tage am Kap Tres-Forcas von Riffpiraten angegriffen, die schon wiederholt deutsche Schiffe ausgeplündert hatten. Rasch entschlossen landete der Prinz eine Anzahl Seesoldaten, welche sich auf der Korvette befanden, sowie Matrosen und lieferte den Piraten ein Gefecht, in dem sie einen wohlverdienten Denkzettel für ihre Räubereien erhielten. Der 2. Zug der 3. Compagnie des Seebataillons mit 1 Leutnant, 4 Unteroffizieren, 2 Gefreiten und 52 Seesoldaten nahm an dieser Aktion teil.

Bei den Mobilmachungen von 1850 und 1859, 1866 und 1870 waren die Mannschaften des Seebataillons auf den verschiedenen großen Kriegsschiffen verteilt oder thaten Bewachungsdienst am Lande, kamen jedoch nicht zur Aktion. Dafür war der Dienst 1870/71 reich an Anstrengungen und Entbehrungen, da die Truppen monatelang in Alarmbereitschaft in Dörfern und Baracken lagen. Einen herben Verlust erlitt das Seebataillon am 31. Mai 1878 beim Untergang des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst“ auf der Höhe von Folkestone. 59 Mann, darunter 6 Unteroffiziere, fanden bei dieser Katastrophe ihren Tod. Anfang Juni 1885 gingen 3 Gefreite des Seebataillons mit der Korvette „Augusta“ verloren, die auf der Fahrt nach Ostindien verschollen und höchst wahrscheinlich im Golf von Aden einem Cyklon zum Opfer gefallen ist.

Am 6. März 1893 erließ Kaiser Wilhelm II. eine Kabinettsordre, durch welche er mitteilte, daß dem Seebataillon eine Fahne verliehen werden solle, deren Nagelung am 19. März im kaiserlichen Palais Unter den Linden erfolgte. Am 1. April wurde die Fahne dem Seebataillon in Kiel feierlich überreicht.

Die Uniform hat verschiedene Wandlungen erfahren. Im Jahre 1852, als das Seebataillon unter diesem neuen Namen errichtet wurde, trugen die Mannschaften einen blauen Waffenrock mit blauem Kragen und Aufschlägen. Der Rock hatte ein gelbes Passepoil und Knöpfe mit dem Anker, wie sie die Marine trug. Die Schulterklappen waren weiß und zeigten einen gelben Anker. Die dunkelblaue Hose hatte eine gelbe Biese. Der Soldat trug das Infanterieseitengewehr, einen Karabiner und war mit Patronentasche und Tornister wie der Infanterist versehen. Sein Anblick war ein höchst komischer für das Soldatenauge, denn er trug einen Artilleriehelm. Die Offiziere trugen blauen Kragen mit goldenen Litzen. Der Rand des Kragens war oben mit silberner Tresse besetzt, ebenso saß eine solche silberne Tresse auf den Aermelpatten. Die Schärpe war aus Silber, die Epauletten waren denen der Marineoffiziere nachgebildet und hatten schon beim Premierleutnant goldene Kantillen und goldene Halbmonde, während das Feld und der Steg des Epaulettes aus Silber bestanden und ein goldener Anker im silbernen Felde lag.

Die Offiziere trugen den sogenannten Füsiliersäbel der Armee. Dieses Seitengewehr erwies sich jedoch als außerordentlich unpraktisch. Beim Herabsteigen vom Fallreep blieben die Offiziere mit dem Säbel hängen und verletzten sich wiederholt. Als im Jahre 1862 ein Hauptmann John sogar durch diesen Füsiliersäbel beim Absteigen über das Fallreep so unglücklich zu Fall kam, daß er den Tod fand, wurde jener für immer abgeschafft, und die Offiziere erhielten den Marinesäbel mit Korb in schwarzer Lederscheide. Zu gleicher Zeit, nämlich im Jahre 1862, änderte man auch die Kopfbedeckung der Mannschaften und Offiziere. Der Helm hatte sich als durchaus unpraktisch erwiesen. Besonders



Feldwebel im Dienstanzug. Hauptmann im Ueberrock. Seesoldat im Marschanzug. Hornist in Bordjacke.

1862.



Gefreiter im Paradeanzug. Seesoldat im Bordanzug. Adjutant im Dienstanzug. Offizier im Ueberrock. Offizier in Tropenuniform.

1886.

in den Tropen litten die gelben Metallbeschläge durch Rost außerordentlich. Man entschloß sich daher, den Mannschaften des Seebataillons Tschakos zu geben, die zuerst aus blauem, später aus schwarzem Filz, mit Leder besetzt, angefertigt wurden. Für die Tropen wurde außerdem ein vollkommen weißer Anzug mit Tropenhelm oder weißer Mütze mit weißem Nackenschutz eingeführt. An Bord trugen die Mannschaften eine kurze blaue Jacke, wozu früher noch, wenn die Mannschaften zur Musterung antraten oder an Land gingen, Schöße traten, die man einfach an die Jacke anknöpfte. Den Offizieren wurde gestattet, an Bord dasselbe Bordjackett zu tragen, das auch für die Marineoffiziere vorgeschrieben ist und durch acht kleine Ankerknöpfe verschlossen wird. Nur fallen bei den Marine-Infanterieoffizieren die Kronen auf den Unterärmeln fort, welche die wirklichen Seeoffiziere als Abzeichen tragen.

Die heutige Uniform des Seebataillons hat sich mehr und mehr derjenigen der Infanterie genähert. Heute sind Rock und Hose blau, aber mit weißem Passepoil versehen, die Knöpfe sind gelb und glatt, ohne Anker. Der weiße Kragen hat, ebenso wie die weißen Aufschläge, gelbe Gardelitzen. Auf der weißen Schulterklappe liegen zwei sich kreuzende Anker; das Gewehr ist das Infanteriegewehr, als Bajonett dient das aufsetzbare Seitengewehr. Die Offiziere tragen blaue Uniform mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, zur Parade mit goldener Stickerei auf Kragen und Aufschlägen. Auch einen Interimsrock tragen die Offiziere, welcher blau ist, zwei Reihen Knöpfe und einen weißen Kragen hat. Um den oberen Rand der Aermelaufschläge ist eine weiße Biese angebracht. Auf dem Tschako wird jetzt zur Parade ein Federbusch getragen. Die Achselstücke gleichen ganz und gar denen der Infanterie, nur tragen Offiziere und Stabsoffiziere darauf eine Krone. Die Epaulette hat weißes Feld und weißen Steg, der Halbmond ist aus Gold, die Kantillen der Stabsoffiziere aber sind aus Silber. Um den Epaulettensteg zieht sich eine schwarz-rot-silberne Tresse. In dem weißen Epaulettenfelde ruhen zwei gekreuzte Anker mit der Kaiserkrone.

Schon seit dem Beginn der achtziger Jahre verzichtete man mehr und mehr darauf, Abteilungen von Seesoldaten mit Unteroffizieren und Offizieren an Bord der Kreuzer und großen Panzerschiffe zu kommandieren. Jetzt finden derartige Kommandos überhaupt nicht mehr statt. Die Marine-Infanterie thut vor allem ihren Dienst an Land, und besonders infolge der Ereignisse in China wird man sich wahrscheinlich entschließen, die Marine-Infanterie zu einer speziellen „Kolonialtruppe“ auszugestalten. Der Anfang wurde bereits bei der Besetzung von Kiautschou gemacht; es wurden damals aus den Mannschaften der Marine-Infanterie, die im Laufe der Jahre auf acht Compagnien und infolgedessen auch auf zwei Bataillone angewachsen war, und durch Einstellung von Freiwilligen ein drittes Seebataillon gebildet, das zur militärischen Besetzung von Kiautschou verwendet wurde und heute noch als drittes Seebataillon in Tsingtau steht. Dieses dritte Seebataillon hat auch eine Marine-Feldbatterie gebildet und ist damit eigentlich zu den alten Traditionen des ersten und ältesten Seebataillons zurückgekehrt, welches in erster Zeit seine Mannschaften nicht nur zur Bedienung der schweren Schiffsgeschütze hergeben mußte (daher der Artilleriehelm der Truppe), sondern auch im Jahre 1857 die 1. See-Artilleriecompagnie, im Jahre 1859 die 2. und im Juni 1866 die 3. See-Artilleriecompagnie formierte. Der See-Artilleriedienst wurde 1867 dem Seebataillon abgenommen und der neu formierten Matrosenartillerie übergeben, welche die Aufgabe hat, die Küstenbefestigungen zu besetzen und hier im Ernstfalle die schweren Positionsgeschütze zu bedienen, die den Zugang zu den deutschen Häfen und wichtigen Küstenpunkten verhindern sollen.

Als im Jahre 1900 die chinesischen Unruhen ausbrachen, wurden zuerst zwei Ersatz-Seebataillone formiert. Diese blieben in den bisherigen Garnisonen Kiel und Wilhelmshaven zurück, während die beiden Seebataillone einer ostasiatischen Infanteriebrigade zugeteilt wurden und nach China abgingen.

Für den chinesischen Feldzug wurden auch die Seebataillone mit einer neuen Uniform, die für die Tropen geeignet ist, versehen; sie besteht vor allem aus einem kakifarbenen Anzug mit Tropenhelm und aus Lohgar-Lederzeug. A. Oskar Klaußmann.

An der Gola Planina.

Bosnische Skizze

von

M. von Ekensteen.

Auf der Straße von Banjaluka nach Jaice führt Gorgio Hristar sein kleines, struppiges Pferd; es ist mit Holz beladen, und er geht mit breiten Schritten daneben her. Den Fes hat er aus der braungebrannten Stirn weit zurückgeschoben und die ärmellose Jacke aufgeschlagen, so daß der breite Gürtel mit den bunten Verschnürungen zu sehen ist.

Die Sonne brennt heiß auf die Felsenmassen, und feiner weißer Kalkstaub wirbelt von der breiten Straße auf. Nur lose hält Gorgio den Leitriemen; mit vollen Backen stößt er den Dampf aus seiner Zigarette. Hie und da schnalzt er mit der Zunge und ruft ermunternd: „Hei! Jimbo!“ Dann wiehert das kleine Tschuchenpferd auf und bläht die Nüstern, als wollt' es sagen: „Ich komme schon, du mußt aber nicht vergessen, daß dein Alter mir die Vorderfüße in der Jugend verschnürte, damit ich mir den Ziegentritt für die schmalen Kletterwege angewöhne; jetzt geht's hübsch langsam — aber sicher.“

Zuweilen rastet Gorgio, um eine neue Zigarette anzuzünden; dann lehnt er sich an das derbe Holzgeländer, schaut zu den steil abfallenden Ufern des Vrbas mit seinen krystallklaren Wellen hinab und freut sich an dem lauten Rauschen über mächtige Felsblöcke und dem schäumenden weißen Gischt. Manchmal auch eilt sein scharfes, durchdringendes Auge die Bergabhänge empor zu alten verwitterten Burgen und trinkt sich satt an dem herrlichen Anblick der dunkeln Wälder; aber die meiste Zeit geht er in Gedanken verloren und vergißt Jimbo, Vrbas und die Gola Planina.

Die schwarze Bozika hat es ihm angethan, die lustigste und schönste Dirne ringsum im Land. Sie hat weder Vater noch Mutter, aber sie singt und jubelt hell wie die Amsel, die das Nest vergißt, sobald sie flügge geworden ist. Auf einer kleinen Insel, wo die Pliva sich seeartig erweitert, dient sie beim reichen Jablonska, dessen Mühle von alten Bäumen umschattet ist.

Gorgio wohnt am rauschenden Vrbas in einem alten Häuschen, das sich bis zum äußersten Rande der überhängenden Felsen vorgewagt hat; wie ein Schwalbennest lugt es in die tiefe Schlucht hinab, wo, an den Berg Hum gedrängt, die Wasserfluten hinschießen, weit im Bogen Jaice umgehend. Es dröhnt und braust Tag und Nacht um sein Häuschen, und er lauscht mit Entzücken der altgewohnten Melodie der Wassermassen, die sich mit donnerndem



Seesoldat in Tropenuniform, feldmarschmässig. Soldat in Bluse. Fahnenträger im Paradeanzug. Offizier im Tropenanzug. Offizier in Gala. Gemeiner im Dienstanzug.

1902.

Getöse als Wasserfall über die zackigen, zerrissenen Felsen senkrecht in den Vrbas stürzen.

„So wild wie die schwarze Dirne mit der dicken Zopfkrone!“ murmelt er vor sich hin, und dann geht es ihm durch die Gedanken: ‚Und doch muß die wilde, grollende Pliva sich dem Vrbas ergeben!‘

Ehe Bozika zu Jablonska in den Dienst ging, hat auch sie in dem Häuschen mit dem leuchtendweißen Anstrich und dem rauchgeschwärzten Dach gewohnt; Gorgios Mutter hat sie großgezogen, und gerade als die altersschwache und arbeitsmüde Frau starb, war sie stark und kräftig zu jeder Arbeit.

„Nun mußt du bleiben und die Suppe für uns beide weiter kochen!“ hat Gorgio gesagt. „Der Forellenfang und der Holzhandel werfen genug ab für uns.“

Da hat sie gelacht, so seltsam laut, daß ihm der Klang wehe gethan hat.

„Ich gehe in Dienst, ich will Geld verdienen!“

„Wozu brauchst du Geld?“

„Meinst du, ich wollt' all mein Lebtag mit Holzschuhen gehen und so groben Kleidern? Eine goldgestickte Sammetjacke will ich haben, einen seidenen Gürtel und einen weißen Wollmantel, wie Kluschs Marina!“

Mit einem bösen Blick hat Gorgio sie angesehen: „Weißt du, wo die Marina geendet hat?“

„Wie sollt' ich's nicht wissen! Irgendwo, wo jemand sie lieb gehabt hat! Mir gilt's gleich, was böse Mäuler von dem reichen Frauengemach eines Türken in Sarajewo erzählen! Sie hat gute Tage, reichen Schmuck, seidene Hosen und edelsteinverzierte Jacken!“

Gorgio hat hellauf gelacht und sich dann verächtlich zur Seite gewendet. „Bist nicht wert, daß die Mutter um dich geweint hat, ehe sie starb!“

Statt der Antwort hat Bozika die Schultern gezuckt, und acht Tage später war sie in der Mühle. — —

Wenn Gorgio sein Tschuchenpferdchen blank putzt und vom offenen Unterbau seines Häuschens die Pliva aufwärts schaut bis zu dem dunkeln Punkt, wo sich die Bäume verdichten, dann pfeift er oft zwischen den Zähnen hindurch; das klingt spitz wie Zischen, und seine Kameraden wissen, daß er dann übel gelaunt ist und man ihn nicht reizen darf.

So ist's auch heute; bei jedem Kardätschenstrich sieht er den Fluß hinauf und denkt mit Groll an eine Mühle, die von den Wassern getrieben wird. Jimbo schüttelt ungeduldig die krause Mähne; sein Herr macht es ihm heute entschieden nicht recht; der fährt kreuz und quer über sein Fell, als ob er ihm zum erstenmal die Toilette machte, und kein einziges Schmeichelwort hat er ihm noch gesagt!

Gorgio pfeift in kurzen, abgerissenen Stößen, und ob auch sein Blick immer wieder in die Ferne eilt, er hat gar keinen Sinn für die herrliche alte Königsstadt Jaice, die so malerisch daliegt, gekrönt vom stolzen Kastell, und wie ein seltsames, übereinander getürmtes Konglomerat weißer Häuser im türkischen Stile aus dunkeln Baumgruppen herübergrüßend.

Wenn er den Striegel ausklopft, thut er es so hastig und zornig, als ob ihm jemand ein Leides gethan hätte, und mit krauser Stirn ruft er eine Verwünschung die Schlucht hinab. Das wilde Wasser und die zernagten Felsen, die drohend überhängen, als sollten sie mit den angebauten Häusern jeden Augenblick in die Tiefe stürzen, passen so ganz zu seiner finsteren Stimmung. Da unten im Strombett der einsame mächtige Felsblock, um den die Wellen prallen, als wollten sie ihn zermalmen, kommt ihm vor wie sein eignes Bild; so einsam steht auch er, so wild tost um ihn das Leid.

Plötzlich hält er inne. Ein breiter Sonnenstrahl fällt in die schäumenden, aufspritzenden Vrbaswellen, und um den einsamen Felsblock glitzert und sprüht es in allen Regenbogenfarben. Jimbo wiehert auf, ungeduldig scharrt er die spärliche Streu.

Ein eilender Schritt naht, und in das Rauschen und Tosen klingt heller Sang:

> „Und nichts Lieberes weiß ich
> Auf der weiten, weiten Welt,
> Als wenn mich der Liebste
> Am Herzen hält!“

Einen Augenblick pocht Gorgios Herz so laut und schnell, daß ihm der Atem stockt. So singt nur die Bozika; keine andre hat eine so süße, klare Stimme!

Ehe er es noch recht ausgedacht hat, steht sie vor ihm, rot die Wangen vom schnellen Gang, die Augen leuchtend. Wie sie Jimbo streichelt, schüttelt er die Mähne und bläht die Nüstern; dann wiehert er wieder, lauter und heller als das erste Mal.

„Einen frohen Morgen, Gorgio!“

Er schiebt ein wenig an seinem Fes und knöpft die weiten Aermel seines Hemdes zu, die er bei der Arbeit zurückgeschlagen hatte.

„Frohen Tag! Hast du dich endlich einmal besonnen, daß du hier groß geworden bist?“ sagt er mürrisch.

Sie lacht hell auf: „Hast nicht ganz recht, Gorgio! Besonnen hab' ich mich schier jeden Tag darauf, aber — was sollte ich denn in dem Hause, wo es für mich nur noch Suppe zu kochen gab?“

„Giebt's auf der Mühle Leckerbissen?“

„Du verstehst mich wieder nicht recht! Mutter Karitzas Suppe war mir lieber als des Müllers Mahl, aber — nur um dem verdrossenen Gorgio Suppe zu kochen, war mir meine Zeit zu lieb und wert.“

„Aha! Um Lohn war dir's! Ich weiß es noch, wie dir der Putz im Kopf stach!“

„Es ist nicht ganz so, wie du meinst, aber — schön ist der Lohn doch gewesen! Schau nur her, was ich heute alles dafür in der Stadt eingekauft habe! Einen schöneren Festtagsstaat kann auch die Marina nicht haben!“

Und wichtig kramt sie aus einem Paket weichen, weißen Wollstoff, ein reichgeziertes Sammetmieder, bunte Perlenschnüre, ein feines, bauschendes Linnenhemd und die ärmellose Frauenjacke.

Nur mit halbem Blick streift Gorgio all den bunten Kram; ein fast verächtliches Lächeln kräuselt seine Lippen, und spöttisch sagt er: „Das sieht ja ganz wie Hochzeitsstaat aus und paßt zu deinem verliebten Lied! Hat es dir der reiche Müller angethan?“

Bozika lächelt über sein verdüstertes Gesicht, und die Frage umgehend sagt sie: „Sieh doch nur her, auch für den Liebsten hab' ich eingekauft. Sind sie nicht schön, die feinen, blauen Hosen, die gestickte Jacke und der breite Gürtel mit der bunten Verzierung?“

Es flimmert böse in Gorgios Augen auf, und eine rote Welle jagt ihm der Zorn ins Gesicht; er packt Bozika beim Handgelenk, daß die bunte Jacke zur Erde fällt, und so fest ist sein Griff, daß sie vor Schmerz die Zähne zusammenpreßt. Er drängt sie zu den weithinausragenden Felsen, die den Sturz der Pliva in zahllose Einzelfälle trennen, und das donnernde Getöse der Wassermassen mit seiner zürnenden Stimme übertönend, ruft er: „Dich und deinen Liebsten zugleich stürze ich da hinunter, mitsamt euerm Hochzeitsstaat! Hast du mich verstanden?“

Bozika erbebt, als sie seine zornheisere Stimme hört, aber es leuchtet etwas Triumphierendes in ihren Augen auf, als sie ihm voll und ruhig ins Antlitz sieht und langsam fragt: „Warum?“

„Warum?!“ sagt er mit zuckenden Lippen und ergreift nun auch ihr zweites Handgelenk. Flimmernd bohrt sich sein Blick in ihre Augen: „Warum?! Fragst du's wirklich? Weil ich dich keinem andern gönne!“

Und wieder fragt sie: „Warum?“, aber es bebt ein verhaltenes Jauchzen durch ihre Frage, und es rieselt etwas durch ihren Körper, das sie zittern läßt.

Gorgio starrt in ihr Gesicht; etwas Sieghaftes erfaßt ihn plötzlich, und er läßt ihre Hände fahren, um sie in die Arme zu schließen und fest ans Herz zu drücken; ganz leise haucht er: „Weil ich dich lieb gehabt hab', so weit ich denken kann!“

Sie ringt sich aus der Umarmung los und mißt ihn vom Wirbel bis zur Zehe; ihm dünkt, sie sei noch nie so schön gewesen. Trotzig fragt sie: „Und doch sollte ich nur deine Suppe kochen?“

Jetzt dämmert ihm ein leises Begreifen auf; nun ist er es, der hellauf lacht: „Die mir jahraus, jahrein die Suppe kocht, ohne je einer andern das Recht dazu einzuräumen, die könnte doch nur mein Weib sein!“

„So erklärst also du deine Liebe?“

Bei ihrer spöttischen Frage erfaßt ihn plötzlich wieder ein Bangen: „Was soll der Hochzeitsstaat?“ fragt er.

„Gefällt er dir nicht? Ich denke, schön müßt er dich kleiden! Ob ich wohl dein Maß getroffen habe?“

„Hexe! So gehört er mir?“

„Wem anders, als dem ich die Suppe zeitlebens kochen soll?“

„Ach! Bozika, dann eile nur und kündige dem Müller den Dienst!“

„Ist bereits geschehen, nächsten Monat bin ich frei!“

Gorgio lacht: „Warst du deiner Sache so sicher?“

„Es mußte ja doch sein! Weißt du nicht mehr, daß du mich immer der Pliva verglichen und Mutter dich den grollenden Vrbas nannte? So mußt' ich ja doch zu dir!“

Er legt den Arm um sie, und wie sie dem Hause zugehen, jubelt sie laut:

> „Und nichts Lieberes weiß ich
> Auf der weiten, weiten Welt,
> Als wenn mich der Liebste
> Am Herzen hält!“

Jimbo hat ungeduldig den Boden zerstampft; sein Herr hat ihn zum ersten Male zu füttern vergessen; jetzt klopft ihm Gorgio schmeichelnd die Flanken und giebt ihm doppelte Ration. Jimbo spitzt die Ohren: so zärtlich klang noch nie seines Herrn Stimme!

Am Abend — Bozika ist längst wieder auf der Mühle — sitzt Gorgio auf einem Felsenvorsprung und lauscht dem Wasserfall; der singt heute lauter süße Melodien, und Gorgio kann es gar nicht verstehen, warum er sie erst heute hört, und wieso nur das Rauschen, das ihn stets in den Schlaf sang, ihn heute wach hält und ihm eine so heiße Sehnsucht nach Bozika ins Herz trägt. Ob die Wasser etwas wissen von seiner Liebe, seinem Glück und den Küssen, die sie getauscht?

Die ganze Nacht sinnt Gorgio der Frage nach.

Die Völker der Erde.

(Mit sechs Abbildungen.)

Wie die Erdkunde, hat auch die Völkerkunde in den letzten Jahrzehnten unter hervorragender Mitwirkung deutscher Forscher solche Fortschritte gemacht und eine derartige Bedeutung erlangt, daß sie hinter keiner andern Wissenschaft zurücksteht. In gleichem Verhältnis ist mit diesen Fortschritten aber auch das allgemeine ethnographische Interesse gestiegen; Schilderungen fremder Völker werden eifrig gelesen, und man darf behaupten, daß das Verständnis für Fragen der Völkerkunde und das Bestreben, sich über solche zu belehren, gegenwärtig bis in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist.

Diese Erscheinung hängt offenbar zusammen mit dem ungeheuren Aufschwung und der Ausdehnung aller Verkehrsmittel, der gewaltigen Zunahme unsers Außenhandels und der steigenden Teilnahme Deutschlands am Welthandel, mit der Erwerbung deutscher Kolonien und der Vergrößerung unsrer Kriegs- und Handelsflotte. Alle Ozeane werden von deutschen Schiffen durchfurcht, und in allen Welthandelsplätzen weht die deutsche Flagge. Reisen in fremde Länder sind nichts Außergewöhnliches mehr; junge Kaufleute und Techniker, Gelehrte und Künstler ziehen jahraus jahrein aus, um in fremden Zonen zu lernen, zu wirken und zu forschen. Ein großer Teil von ihnen kehrt über kurz oder lang in die Heimat zurück, andre bleiben als Handeltreibende, Industrielle, Ansiedler u. s. w. dauernd in der Fremde. Da ist es gewiß ein begreiflicher Wunsch der Daheimgebliebenen, über die Länder und deren Bewohner, bei denen jene weilen, sich genauer zu unterrichten. Außerdem bringt fast jede Zeitung, in die wir blicken, Berichte aus allen Weltteilen, die man nur mit wirklichem Verständnis und Nutzen lesen kann, wenn man mit den dortigen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist.

Es wird deshalb freudig begrüßt werden, daß die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart mit einem Unternehmen hervortritt, das in ganz besonderer Weise geeignet erscheint, Laien in die Völkerkunde einzuführen und das Interesse für diese in immer weitere Kreise zu tragen. Wohl fehlt es auf dem Büchermarkte nicht an gelehrten Werken über Ethnographie, Anthropologie in engerem Sinne und Anthropogeographie. Ein Buch aber, das unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen in übersichtlicher und ansprechender Weise, populär im besten Sinne, ihren Inhalt zusammenfaßt, darf wohl darauf rechnen, überall willkommen geheißen zu werden, und eben auf ein solches möchten wir unsre Leser aufmerksam machen.

Sein Titel lautet: „Die Völker der Erde“, und der Verfasser, Oberstudienrat Dr. Kurt Lampert, hat schon durch zahlreiche populär-wissenschaftliche Arbeiten in weitverbreiteten Zeitschriften dargethan, daß die hier zu lösende Aufgabe keinem Berufeneren anvertraut werden konnte. Er hat es trefflich verstanden, in scharfen Zügen ein treffendes Bild der verschiedenen Rassen und Stämme zu entwerfen, in jedem Falle das Charakteristische der äußeren Erscheinung, den Typus, mit Kleidung und Schmuck, Waffen und Hausgeräten zu schildern. Auf die unterscheidenden Merkmale der Völker wird ebenso hingewiesen wie auf den Zusammenhang zwischen ihnen, ihre Sprachen und religiösen Anschauungen, ihre Lebensweise in Krieg und Frieden; Sitten und Bräuche, Zeremonien werden erörtert. Auf diese Weise gewinnt der Leser, dessen Aufmerksamkeit



Gegenseitiger Unterricht.

Nach dem Gemälde von Mlle. Jénita Cabarrus.



Eine Schan-Schönheit.

durch die lebendige und anregende Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt bleibt, eine klare Anschauung von dem Wesen und der Art aller Zweige an dem großen Baum der Menschheit und eine deutliche Vorstellung von ihrer Lebensweise und ihren Daseinsbedingungen.

Um jedoch völlig genügend anschaulich und getreu zu sein, kann die Schilderung in bloßen Worten nicht genügen; es müssen vielmehr zuverlässige und gut gewählte Illustrationen ergänzend hinzukommen. So sind auch dem in Rede stehenden Werke gegen 650 Abbildungen nach dem Leben beigegeben worden, für die ein ganz einzigartiges Material zur Verfügung stand: eine Sammlung photographischer Aufnahmen, die im Laufe von Jahren mit vieler Mühe und großen Opfern zusammengebracht wurde.

Wir sind in der Lage, unsern Lesern einige Proben dieses reichhaltigen und prächtigen illustrativen Schmuckes vorführen zu können. Bald sind es einzelne Typen, bald Gruppen oder Scenen aus dem Leben; die moderne Völkerkunde betrachtet ja den Menschen nicht bloß als Einzelwesen, sondern zugleich als einen Teil seiner ganzen „Umwelt" (Milieu), die gleichfalls mit in Betracht zu ziehen ist. Die Illustrationsproben werden genügen, um zu zeigen, daß diesen Bildern eine durch keine Zeichnung zu erreichende Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit eigen ist, sowie daß die photographischen Aufnahmen mit einer technischen Feinheit und Vollendung wiedergegeben sind, die aller Anerkennung wert ist.

Da ist zunächst das Bild einer birmanischen Prinzessin, deren höchst originelles Kostüm gewiß ganz besonders die Aufmerksamkeit unsrer Leserinnen fesseln wird. Birma ist ein hinterindisches Reich, das die Engländer nach langen Mühen ganz unter ihre Botmäßigkeit gebracht und ihrem indobritischen Reiche angegliedert haben. Die etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen starke Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Birmanen und einer Anzahl verwandter Stämme, worunter die Schan. Sie gehören zum mongolischen Zweige der menschlichen Völkerfamilie; ihre Sprache ist der tibetanischen und chinesischen nahe verwandt, die Religion vorwiegend der Buddhismus. Die Birmanen zerfallen in sieben soziale Klassen, an deren Spitze die abgesetzte und seitdem in Indien internierte königliche Familie steht, der die dargestellte Prinzessin angehört.

Die Schanstaaten sind jetzt sämtlich aufgeteilt zwischen England, Frankreich und China; ihre Bewohner wandern alljährlich scharenweise von Osten her in Birma ein. Kräftig gebaut und intelligent, sind die Schan auch kultivierter als die übrigen dortigen Stämme. Unter der jüngeren weiblichen Bevölkerung finden sich sogar für den europäischen Geschmack anziehende Gesichter, wie das Bild der Schan-Schönheit mit schelmisch-munterem Gesichtsausdruck beweist; ihr Kostüm macht einen reichen und gefälligen Eindruck, und verschiedene Reisende heben die Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzug der Schanfrauen rühmend hervor.

In Ostasien sind die Japaner das Volk der Zukunft, was schon seit dem japanisch-chinesischen Kriege als feststehend gelten konnte; die Engländer haben es durch ihr Bündnis mit dem rührigen und intelligenten Inselvolk jüngst anerkannt. Wie dürftig unser Wissen über China, selbst bei den sogenannten Kennern, sei, hat erst kürzlich Graf Waldersee hervorgehoben; ganz das Gleiche ist aber bezüglich Japans der Fall. Wir wissen, daß das „Land der blumigen Mitte" ein Riesenreich ist, dessen Bewohner starr an ihren uralten Ueberlieferungen hängen; Japan, das „Land der aufgehenden Sonne", dagegen ein Inselreich, dessen Insassen möglichst schnell europäisiert sein möchten. Im übrigen machen wir zwischen den beiden alten Kulturländern im fernen Ostasien und den Menschen darin keinen allzu großen Unterschied, während doch Japaner und Chinesen untereinander so verschieden sind wie etwa ein Europäer von beiden.

Die nach Japan kommenden Fremden gewinnen fast stets einen günstigen Eindruck von den höflichen, gleichmäßig liebenswürdigen und bescheiden auftretenden Japanern, und daher kommt es, daß im Auslande das Urteil über sie als Nation meist viel günstiger lautet als etwa über die Chinesen. Aber auch ihr Volkscharakter besteht aus einem Gemisch guter und schlechter Eigenschaften: es bedarf eben nur längerer Zeit und schärferer Beobachtung, um die letzteren zu erkennen, dann aber



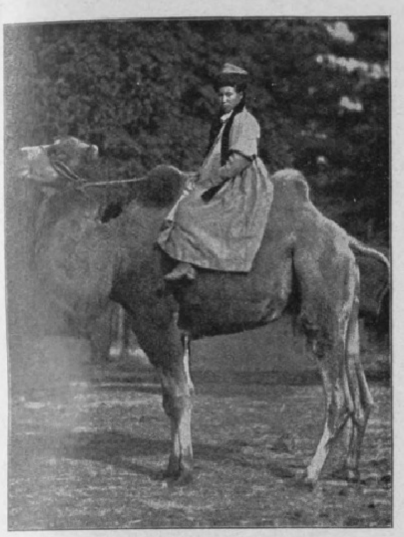
Birmanische Prinzessin.

wird der Fremde sehen, wie nötig ihre Kenntnis für jeden einzelnen wie für jede Nation ist, die mit den Japanern in Beziehungen treten will. So hat z. B. die Höflichkeit des Japaners die große Schattenseite, daß sie ihn zur Unwahrheit verleitet, und zwar in einem Maße, daß die Lüge kaum als etwas Unrechtes angesehen wird. Ueberhaupt besitzt der Japaner die ganze Verschlagenheit des Orientalen, und man thut gut, dessen stets eingedenk zu sein. Nicht minder äußerlich wie die Höflichkeit ist auch die bescheidene Zurückhaltung Fremden gegenüber, die ganz und gar nicht ihren Grund darin hat, daß er diese etwa als höhere Kulturwesen betrachtet. Er will vielmehr nur seine Neugierde, die einen vorherrschenden Charakterzug bildet, im Verkehr mit ihnen befriedigen und von ihnen lernen. Es ist den Japanern, wenn sie intelligente junge Leute nach Amerika und Europa schicken, um dort zu lernen und zu studieren, dabei ganz und gar nicht um die Grundlagen und Voraussetzungen unsrer Kultur zu thun; nur die Machtmittel dieser Kultur wollen sie sich aneignen, um mit ihrer Hilfe die Vormachtstellung in Ostasien zu behaupten. Hinter dem anerkennenswerten Patriotismus der Japaner steckt eine nationale Ueberhebung und Eitelkeit, die bis zu dem thörichten Dünkel geht, daß sie den Europäern und Amerikanern weit überlegen seien. Die Hauptnahrung der Japaner besteht wie bei den Chinesen in Reis, Fisch und Gartengewächsen. Ueberall findet man ambulante Garküchen, und Gemüsehändler durchziehen alle Straßen der japanischen Städte. Unter den Sorten, die sie feilbieten, sind hervorzuheben als auch bei uns bekannte: Bohnen, Kastanien, Rettiche und Gurken; als besondere Leckerbissen gelten: junge Bambusschößlinge und Lotoswurzeln.



Japanischer Gemüsehändler.

Die Kalmüken gehören zu den Mongolenvölkern, die in dem nach ihnen Mongolei genannten weiten asiatischen Binnenlande und dessen nächsten Nachbargebieten ansässig sind. Das Nomadenvolk der Kalmüken bildet die zahlreichste Nation darunter; sie stehen größtenteils unter chinesischer Oberhoheit, sind aber auch schon in großer Anzahl über weite



Kalmükenfrau auf einem Kamel.

Gebiete Rußlands verbreitet. Bei allen Stämmen besteht der Hauptreichtum in großen Herden von Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen. Die Männer sind ausgezeichnete Reiter; die Frauen benutzen bei den Wanderungen gewöhnlich Kamele als Reittiere.

Zu den aussterbenden Völkerschaften gehören die polynesischen Eingeborenen der Doppelinsel Neuseeland, die gewöhnlich Maori genannt werden, nach einem Worte ihrer Sprache, das „eingeboren" bedeutet. Ihre Anzahl geht immer mehr zurück, und man nimmt an, daß sie in etwa hundertundfünfzig Jahren gänzlich ausgestorben sein werden. Die Männer tättowieren das Gesicht und andre Teile des Körpers, die Frauen das Kinn allein. Männer wie Weiber sind kräftig; bei dem abgebildeten Maorimädchen nimmt sich der Mantel aus neuseeländischem Flachs (Phormium tenax) sehr malerisch aus.

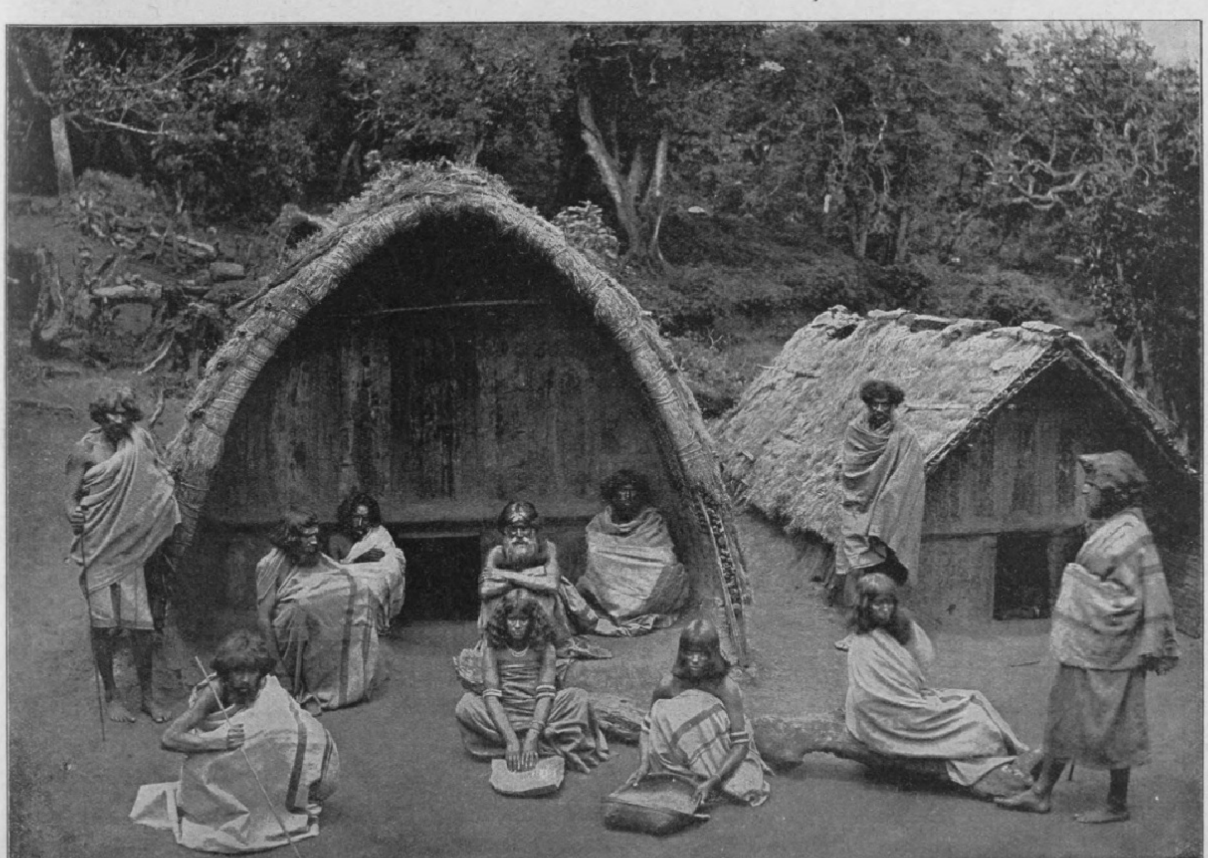
In Nordindien, im Himalajagebiet, findet man Stämme tibetischen Ursprungs, die sich mit Hindus vermischt haben. Einer der merkwürdigsten darunter ist der Hirtenstamm der Toda, der seit Jahrhunderten ganz abgeschieden in den Nilgherries oder Nilgiribergen Vorderindiens haust. Ihre aus Bambus gefertigten und mit Stroh gedeckten Wohnstätten haben einen so niederen Eingang, daß man nur kriechend in das Innere gelangen kann. Die Toda zeichnen sich durch große Reinheit des Rassentypus aus; sie zerfallen in fünf streng getrennte Kasten, die nie untereinander heiraten. Bei den drei unteren Kasten hat jedes Dorf seinen eignen Priester, der aber nicht etwa Opfer- und andre Zeremonien zu verrichten hat, sondern nur die Pflege und das Melken der Büffelkühe besorgt; dies Geschäft gilt nämlich dem Toda als das allerheiligste. Ein solcher Dorfpriester muß aus einer der beiden obersten Kasten stammen und sich durch bestimmte Zeremonien für sein Amt vorbereiten. Außer den eigentlichen Priestern giebt es noch einige Einsiedler, die in eignen Gehöften ein Leben strengster Abtötung führen und bei dem Volke in hoher Verehrung stehen. Obwohl die Toda keine Ureinwohner sind, gelten sie doch bei den umwohnenden Stämmen, namentlich den Bagadar, als die Eigentümer des Grund und Bodens in dem von ihnen bewohnten Berglande; man spendet ihnen daher aus freien Stücken einen jährlichen, in Bodenerzeugnissen bestehenden Tribut. Für sich abgeschlossen wohnen die Toda nun schon seit Jahrhunderten. Sie züchten Büffel und erwerben dadurch ohne große Mühe so viel, daß sie verhältnismäßig bequem leben können; mehr begehren sie nicht, weder Reichtum noch Macht, und andres treiben sie auch nicht, weder Ackerbau noch Jagd.



Maorimädchen.

Nach jenem Goldenen Buche der Republik Venedig, in das die Patrizierfamilien eingetragen wurden, kann man „Die Völker der Erde" als das Goldene Buch der Menschheit bezeichnen. Dem gediegenen und vornehm ausgestatteten Werk, das zur Erleichterung der Anschaffung in 35 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennig ausgegeben wird, ist ein recht ausgedehnter Leserkreis zu wünschen; man wird nicht leicht ein andres von ähnlich volkstümlicher Haltung finden, das eine solche Fülle des Belehrenden in so anregender Form bietet.

Fr. R.



Behausungen der Toda.



Edmund von Zoller †.

Nahezu achtzigjährig, verschied am 1. April in dem Männerkrankenhause Salon bei Ludwigsburg Hofrat Dr. Edmund von Zoller, nachdem er lange Jahre hindurch als Schriftsteller, Redakteur und Bibliothekar eine eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet hatte. In erster Linie aber widmete der Hingeschiedene den belletristischen Zeitschriften, die im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen, der später in die jetzige Deutsche Verlags-Anstalt umgewandelt wurde, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und hervorragende Begabung. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, wenn wir an dieser Stelle in kurzen Zügen ein Bild seines thätigen Lebens zu entwerfen versuchen.

Edmund von Zoller war am 20. Mai 1822 in Stuttgart geboren; er studierte in Tübingen und Heidelberg Philosophie, Geschichte und Sprachen, um sich dann, nachdem er längere Reisen im Ausland gemacht hatte, in seiner Vaterstadt als Schriftsteller niederzulassen. Sein Vetter und Freund Eduard von Hallberger begründete am 1. September 1848 mit anfänglich sehr bescheidenen Mitteln einen eignen Verlag, in dem er auch einige Zeitschriften herausgab, von denen F. W. Hackländer die „Militärbibliothek" und Zoller das „Zentralorgan für die deutschen Bühnen" redigierte. Jahrzehnte hindurch blieben diese beiden Männer mit dem sich rasch erweiternden und immer mehr aufblühenden Verlage verbunden, und Hallberger hatte ihnen einen wesentlichen Teil seiner ungewöhnlichen Erfolge zu danken. Ein echter Freundschaftsbund verknüpfte diesen genialen Verleger mit seinen beiden Hauptmitarbeitern, der bis zum Tode Hackländers im Jahre 1877 und dem frühzeitigen Tode Eduard Hallbergers 1880 bestehen blieb. Das gleiche Verhältnis währte dann auch zwischen Zoller und Karl von Hallberger fort, der an des Bruders Stelle trat, bis zu seinem 1890 erfolgten Ableben.

Im Jahre 1853 plante Eduard Hallberger die Herausgabe einer illustrierten Familienzeitschrift größeren Stils unter dem Titel „Illustrierte Welt". Zoller stand ihm dabei mit Rat und That zur Seite und leitete das neue Unternehmen mit kundiger und sicherer Hand auf die Wege, die es noch heute verfolgt. Als er dann im Sommer 1858 mit Eduard Hallberger und dessen Gattin, Karl Hallberger und Hackländer in dem französischen Seebade Trouville weilte, wurden dort in gemeinsamem Zusammenwirken die Pläne für ein neues Unternehmen entworfen: die illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer", die durch die vornehme Ausstattung und die Reichhaltigkeit und Gediegenheit ihres sorgfältig ausgewählten Inhalts epochemachend in der Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens werden sollte. Als Herausgeber war Hackländer thätig, während Zoller von 1859 bis 1867 und dann wieder von Juli 1881 bis Juni 1885 als verantwortlicher Redakteur zeichnete. Die große Beliebtheit, die unsre Zeitschrift sich von Anbeginn an in weitesten Kreisen zu sichern wußte, ist mit in erster Linie der Wirksamkeit Edmund von Zollers zu danken gewesen. Sein umfassendes, gediegenes Wissen, sein scharfes, sicheres Urteil in litterarischen Angelegenheiten machten ihn, der auch eine ganze Reihe von fremden Sprachen vollständig beherrschte, zu einem Redakteur ersten Ranges, der feinfühlig den Regungen des Zeitgeistes folgte und den Geschmack seines Publikums nicht nur zu treffen, sondern auch zu leiten verstand.

Eine Reihe von Jahren hindurch redigierte Zoller auch noch die Hallbergersche „Deutsche Romanbibliothek", die als Ergänzung von „Ueber Land und Meer" ins Leben gerufen wurde und noch gegenwärtig erscheint; ferner die auf breitere Kreise berechnete illustrierte Zeitschrift „Zu Hause", an deren Stelle später die „Illustrierten Romane aller Nationen" traten. In dieser einflußreichen Stellung übte er einen bedeutsamen Einfluß auf das litterarische Leben Stuttgarts aus, und ganz besonders hat er hervorragend mitgewirkt, den Zeitschriftenverlag in der schwäbischen Residenz zu seiner jetzigen Bedeutung emporzuheben.

Zoller hatte sich inzwischen im Jahre 1863 mit Emma Freiin von Crailsheim vermählt, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe vereint geblieben ist. Neben zahlreichen journalistischen Arbeiten fand er noch Muße zur Abfassung gediegener wissenschaftlicher Werke, unter denen solche zur Ordenskunde obenan stehen; er war eine hervorragende Autorität auf diesem Gebiet. Ungemein rührig war er ferner als Uebersetzer; er übertrug zahlreiche Dichtungen, Romane u. s. w. aus dem Französischen, Englischen, Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Spanischen und Portugiesischen; achtundzwanzig Jahre hindurch ist er auch bei den württembergischen Gerichten als Dolmetscher thätig gewesen. Im Jahre 1885 wurde Zoller als Direktor an die Königliche Hofbibliothek in Stuttgart berufen; im November 1899 trat er von diesem Amte zurück, als sich die Altersbeschwerden mehr und mehr geltend machten. Da seine Hinfälligkeit und Pflegebedürftigkeit rasch zunahm, wurde er auf eignen Wunsch am 2. Juli 1901 in die oben genannte Anstalt gebracht, wo er nun sanft entschlummert ist. Edmund von Zoller war ungemein liebenswürdig im Verkehr, gern gefällig und stets zu helfen bereit, ein lauterer Charakter und ein edler Mensch; alle, die ihn gekannt, werden ihm ein treues Angedenken bewahren. E. M.

Litteratur.

Ebenso fesselnd wie unterrichtend schildert Franz Hutter seine „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterlande von Kamerun" (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn). Im Auftrage der deutschen Regierung machte der Verfasser jene Expedition mit, die in den Jahren 1891—93 der Afrikareisende Eugen Zintgraff ausführte, und an den Forschungen und Entdeckungen, den Gefahren und ernsten Kämpfen hatte er seinen hervorragenden Anteil. Zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber in den Verhältnissen jener Gebiete hat sich im wesentlichen nichts geändert, und wenn der Abschluß des Werkes sich bis jetzt verzögert hat, so ist dies nur der sorgfältigen Ausführung und Durchsicht zu gute gekommen. Die Erfahrungen gelten heute so gut wie damals, und betreffs der Forschungen beruft sich der Autor mit vollem Rechte auf Gustav Nachtigal, dem Deutschland einst die Erwerbung von Kamerun zu danken hatte: „Es verschlägt der Wissenschaft nichts, ob sie Ergebnisse heute oder nach fünfzig Jahren erfährt, wenn sie dieselben überhaupt nur erfährt." Bei der Lektüre des Werkes nun kommen die verschiedensten Kreise auf ihre Rechnung, nicht nur die Fachgelehrten, die Kolonialfreunde, die Kaufleute und Handelsinteressenten, sondern auch die ganze breite Schicht der Gebildeten, ja selbst wer vorwiegend nur spannende Unterhaltung verlangt, wird reich belohnt. Tragen doch einzelne Abschnitte, unbeschadet des streng wissenschaftlichen Charakters, beinahe das Gepräge der romantischen Erzählung. Beispielsweise verweisen wir auf jene Kapitel, die das Leben auf der Station schildern und keiner Robinsonade an fesselndem Reiz nachstehen. In allen Beschwerden und Gefahren hatte der Verfasser freilich einen nie versagenden Begleiter und Helfer, den unverwüstlichen Humor, der an vielen Stellen zu glücklichem Ausdrucke gelangt. Besonderen Nutzen werden aus dem Buche diejenigen ziehen, die durch wissenschaftliche oder finanzielle Interessen mit unsern westafrikanischen Kolonien verknüpft sind oder solche Beziehungen mit ihnen eingehen wollen. Eine Fülle beherzigenswerter Ratschläge wird ihnen hier zu teil. Wie man in jenen Gebieten sein Leben zu gestalten habe, wie man sich kleiden, sich nähren, seine Behausung einrichten müsse, wie die Eingeborenen zu behandeln seien, darüber erteilt das Werk erschöpfende Auskunft. Nach diesen Weisungen haben diejenigen, die dem Verfasser auf seinen Pfaden nachgehen wollen, es verhältnismäßig leicht; sie brauchen nur seinen Winken zu folgen und vermeiden so von vornherein viele Verdrießlichkeiten, deren Verhütung und Beseitigung der Autor erst durch manche herbe Erfahrung erlernen mußte. Auch nach einer besonderen Richtung ist der Autor als ein Pionier der deutschen Kolonisationsbestrebungen zu schätzen: der bayrische Offizier war der erste, der im deutschen Kolonialgebiete Afrikas eine Truppe aus Eingeborenen bildete und damit solchen Erfolg hatte, daß dieses Vorgehen seitdem überall nachgeahmt worden ist. Von solchen bemerkenswerten Einzelheiten ließen sich noch viele anführen, aber man möge sie lieber in dem Buche selbst aufsuchen. Zahlreiche Abbildungen rücken Land und Leute, Geräte und Waffen der Eingeborenen vor Augen, und wertvolle Kartenbeilagen dienen zur näheren Erläuterung der durchforschten Gebiete.

— Rechtzeitig mit dem Erwachen des Frühlings, wo in jedem deutschen Herzen auch die Wanderluft erwacht, sind zwei der beliebtesten Meyerschen Reiseführer (Leipzig, Bibliographisches Institut) in neuen, wie immer auf das sorgfältigste verbesserten und vermehrten Auflagen erschienen: Thüringen und der Frankenwald (große und kleine Ausgabe in sechzehnter Auflage) und Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg (in neunter Auflage). Die neue Auflage des Führers durch Thüringen, dessen Vorzüglichkeit von vielen Tausenden erprobt worden ist, ist bis in die letzten Tage herein gesichtet und ergänzt worden, und zwar nicht nur in ihren Ratschlägen für den Fußwanderer, sondern auch in ihren Winken für den Radfahrer. Ein neu eingestellter Abschnitt über das „Photographieren auf Reisen" wird mit seinen in gedrängter Kürze gegebenen Fingerzeigen den Anhängern der Landschaftsphotographie willkommen sein. Die Kartenausstattung des Werkchens ist allmählich auf einen Umfang gebracht worden, der es im Interesse vieler Reisender wünschenswert erscheinen ließ, zweierlei Ausgaben zu veranstalten, von denen die große alle 25 Karten und Pläne nebst 2 Panoramen enthält, während in der kleinen eine Auswahl von 14 Karten und Plänen gegeben ist. In Bezug auf den Text besteht jedoch kein Unterschied. Auch bei dem Wegweiser durch den Schwarzwald wurde neben der gründlichen Neubearbeitung des vorhandenen Materials für den marschierenden und radfahrenden Touristen der Abschnitt über das Photographieren auf Reisen eingefügt. Der Darstellung beliebter Höhenpunkte, wie Kaiserstuhl, Feldberg u. s. w., ist die des Blauen angereiht worden; ebenso wurde der vom Schwarzwaldverein neu bezeichnete Höhenweg Pforzheim-Basel eingehend berücksichtigt.

— Die von Paul Lindau herausgegebene Zeitschrift „Nord und Süd" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt) hat mit Abschluß des vorigen Quartals ihren 25. Jahrgang vollendet. Ein hübscher Gedanke nun war es, im ersten Hefte des neuen Jahrganges, dem 301., die noch unter den Leben weilenden Mitarbeiter zu Worte kommen zu lassen, die einst Beiträge für den ersten Jahrgang geliefert haben. Es sind hochberühmte und angesehene Namen darunter, von Dichtern Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Rudolf Lindau, Adolf Wilbrandt, ferner Kuno Fischer, Georg Gerland, Eduard Hanslick, Ludwig Pietsch, Friedrich Uhl. Alle wissen sie Interessantes mitzuteilen, nicht zum wenigsten auch der Herausgeber mit seinen Erinnerungen an das Paris vor vierzig Jahren. Daneben ist auch dem jüngeren Geschlechte ein breiterer Raum gewährt. Glück auf für das nächste Vierteljahrhundert!

— Unter dem Titel „Die Wildleute" hat der schweizerische Schriftsteller Meinrad Lienert zwei Erzählungen im Verlag von Orell Füßli in Zürich herausgegeben, von denen die eine in fesselnder Weise das Ringen und den Untergang des heidnischen Stammes von Ziumarstalden schildert, den die Abkömmlinge eines verschollenen, sagenhaften Wildvolkes noch bis ins fünfte Jahrhundert hinein zu erhalten vermögen, der aber dem Ansturm der schwyzerischen Thalleute von der Muotah erliegt. Neben dem rührenden Schicksale des heidnischen, listigen Wildmaidleins und ihres Helden Illo dürften besonders auch die Schilderungen der untergehenden religiösen heidnischen Anschauungen und Bräuche und des noch stark mit Heidentum vermischten werdenden Christentums interessieren. Die Erzählung „Der Schellenkönig" spielt Ende des 18. Jahrhunderts und zwar im sog. Hirthemdenkrieg. Den Helden dieses schwyzerischen Aufstandes gegen die Franzosen läßt der Verfasser von jenem verschollenen Volke der Wildleute abstammen. Das tragische Ende des Schellenkönigs und seiner heldenhaften Geliebten ist tiefergreifend. Das schwyzerische Bergvolk, sein Raten und Thaten in Frieden und Krieg und sein Held können wohl nicht lebenswahrer geschildert werden, als es in dieser farbenprächtigen Erzählung geschieht.

— Schon der zweiten Auflage erfreut sich die Sammlung hinterpommerscher Geschichten, die E. von Oertzen unter dem Titel „Entenrieke" vereinigt hat (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Wir haben das liebenswürdige Buch erst vor einigen Monaten gewürdigt und dürfen uns darum mit der Angabe begnügen, daß sich ein fröhlicher Humor darin ausspricht. Auch diejenigen, die mit der niederdeutschen Mundart nicht vertraut sind, werden die Geschichten mit Behagen lesen, denn von dem Dialekt ist nur ein sparsamer Gebrauch gemacht.

Kunst.

Von der Sammlung „Berühmte Kunststätten", die sich durch ihre praktische Anordnung und ihren reichen illustrativen Schmuck sowohl als Führer an Ort und Stelle wie auch als anregende, vorbereitende und belehrende Lektüre zu Hause den vollen Beifall der Kunstfreunde erworben hat, sind zwei neue Bändchen (12 und 13) erschienen (Leipzig, E. A. Seemann). Im 12. Bändchen schildert Eugen Zabel, in Deutschland gegenwärtig der gründlichste Kenner russischer Kultur und Kunst, die fremdartigen Schätze Moskaus, in erster Reihe seine phantastischen Bauwerke mit ihrem seltsamen Gemisch von byzantinischer und orientalischer Prunksucht. Weit entfernt, ein Lobredner dieser fremdartigen Kultur zu sein, weist Zabel mit unbefangenem Blick auch auf ihre Schwächen und Widersprüche hin. Es ist wohl das erste Mal, daß der deutsche Leser ein durch keine Voreingenommenheit getrübtes Bild dieser wunderbaren Stadt erhält. Im 13. Bändchen hat Karl Eugen Schmidt ein ungemein dankbares Thema behandelt, indem er die Herrlichkeiten der alten Maurenstädte Cordoba und Granada geschildert hat. Obwohl die maurischen Prachtbauten naturgemäß im Vordergrunde der farbenreichen Darstellung stehen, ist der Verfasser an den Schöpfungen der römischen und christlichen Kulturepochen nicht vorübergegangen. Die Illustration dieses Bändchens ist besonders schön gelungen. Namentlich erscheinen die reizvollen maurischen Ornamente in tadelloser Klarheit.

— Auf dreißig, in vierzehnfarbiger Chromolithographie ausgeführten „Künstlerpostkarten" hat der bekannte Münchener Landschaftsmaler Otto Strützel die schönsten Gegenden Oberbayerns festgehalten, das die Natur mit so verschwenderischen Gaben ausgestattet hat wie keine zweite deutsche Landschaft gleichen Umfangs. Der Starnberger, der Schliersee, der Hintersee bei Berchtesgaden, der Alpsee mit Hohenschwangau und Neuschwanstein, Reichenhall, Ramsau, Tegernsee, Garmisch, Füßen, der Eibsee mit der Zugspitze — diese und andre Perlen aus dem Strahlenkranze oberbayrischer Prachtnatur werden unsern Augen vorgeführt. Auch wer diese Gegenden nicht kennt, wird nach diesen stimmungsvollen, in reichen Lichteffekten prangenden Bildern den vollen Zauber einer Gebirgsnatur von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit empfinden. Die ganze Serie dieser im Verlag von Hugo Moser in Stuttgart erschienenen Künstlerpostkarten kostet 4 Mark.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Giosuè Carducci hat das Erbrecht auf seinen gesamten litterarischen Nachlaß, inbegriffen seine Bibliothek von 30000 Schriften, gegen 40000 Lire, die seinen natürlichen Erben zufallen, und eine Pension von 2000 Lire jährlich an die Königin-Witwe Margherita von Italien verkauft.



Phot. Georg Alpers jun., Hannover.

Geheimrat Prof. K. W. Hase †.

— Die Hamburger Otto Vahlbruch-Stiftung hat dem Professor der Physik an der Universität Leipzig Ludwig Boltzmann für seine Arbeit „Theorie der Gase" den Preis von 12000 Mark zuerkannt.

— Die chinesische Bibelübersetzung, eines der schwierigsten Probleme der christlichen Missionare im Reiche der Mitte, hat einen wichtigen Fortschritt zu verzeichnen. Bei der vor zwölf Jahren in Schanghai gehaltenen Missionskonferenz wurde die Frage einer einheitlichen chinesischen Bibelübersetzung als eine der brennendsten bezeichnet. Man kam überein, die Bibel gleichzeitig im hohen Litteraturstil, im leichten Buchstil und im Mandarinendialekt herauszugeben. Für jede dieser drei Schreibweisen wurde eine besondere Kommission ernannt und als die dringlichste Aufgabe die Uebersetzung im leichten Buchstil bezeichnet. Von dieser letzteren Ausgabe ist nun die Revision des Neuen Testamentes vollendet und als Probedruck erschienen. In der unter dem Vorsitz des anglikanischen Bischofs Burdon arbeitenden Kommission, die diese Arbeit geleistet hat, befindet sich auch ein Deutscher, der rheinische Missionar Genähr.

Industrie, Handel und Verkehr.

Mit den Kilometerheften hat die badische Eisenbahnverwaltung günstige Erfahrungen gemacht. In der Zeit vom 1. Juni bis 30. November 1901 wurden bei badischen Stationen an Kilometerheften dritter Klasse verkauft: 41000 Stück zu 1000 Kilometer und 117000 Stück zu 500 Kilometer, während im Jahr 1900 nur rund 80000 Stück zu 1000 Kilometer abgesetzt wurden. Der Gesamtabsatz an Kilometerheften dritter Klasse ist 1901 in der angegebenen Zeit um 78000 Stück gestiegen, wobei der Absatz an Kilometerheften zu 1000 Kilometer um 39000 Stück zurückgegangen ist.

— Ein Kongreß zur internationalen Regelung der Funkentelegraphie soll auf Anregung der deutschen Reichsregierung zu Berlin stattfinden. Den Anlaß dazu gab die Weigerung der Station des Marconisystems auf dem Nantucketleuchtschiff, die mit einem Slaby-Arco-Apparat von dem Schiff „Deutschland" gesandten Depeschen des Prinzen Heinrich bei seiner Rückkehr aus Amerika zu befördern.

— Ein interessanter Ueberblick über den Warenabsatz auf der Pariser Weltausstellung von 1900 läßt sich gewinnen aus einer Statistik der französischen Zollverwaltung, die sich auf die Ein- und Ausfuhr der Weltausstellungswaren erstreckt. Zieht man von der Einfuhr die Wiederausfuhr nach den Ursprungsländern ab, so ergiebt der Rest den Wert der in Paris verkauften Ausstellungsgegenstände. In dieser Liste stehen die Vereinigten Staaten obenan mit 1657000 Franken und Deutschland mit 1510000 Franken; dann folgen in plötzlichem Abfall unter eine Million: Großbritannien mit 905000 Franken, Schweiz 582000, Italien 389000, Rußland 352000, Oesterreich 188000, Ungarn 166000 Franken. Im Verkauf Deutschlands nehmen Maschinen und Motore den Hauptplatz mit 836000 Franken ein; es folgen wissenschaftliche Instrumente mit 241000 Franken. Nordamerika verkaufte für 937000, England für 521000, Oesterreich und Ungarn für je 32000, Belgien für 77000, die Schweiz für 457000 Franken Maschinen. Rußland verkaufte vorwiegend Hölzer, Italien Bijouteriewaren und Marmor. In dieser Zollstatistik sind die zum Verbrauch in den Ausstellungswirtschaften eingeführten Waren nicht berücksichtigt, da sie den allgemeinen Zollbedingungen unterlagen. So betrug die Mehreinfuhr von Bier im Ausstellungsjahr gegenüber dem Vorjahr allein 5211400 Kilogramm. Aus der Verkaufsstatistik der kleineren Sonderausstellungen verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die französischen Kolonien außer Algier und Tunis fast gar nichts absetzten.

Land- und Forstwirtschaft.

Der Elchbestand in Ostpreußen, der am 1. Mai 1896 nur noch 95 Stück betrug, hat sich seitdem, wenn auch langsam, so doch allmählich gehoben und stellte sich nach den letzten Rapporten auf 403 Stück. Davon zählte der Gumbinner Bezirk in den Oberförstereien Ibenhorst und Tawellninken und in einigen Revieren der Forstinspektion Gumbinnen-Tilsit 215 Stück, und zwar 65 Hirsche, 90 Alttiere, 22 Spießer und 38 Schmaltiere. Im Königsberger Bezirk, wo sich der Elchbestand auf die Fläche von rund 80000 Hektar in den Oberförstereien Neu-Sternberg, Nemonien, Gauleden, Tapiau, Kurische Nehrung u. s. w. verteilt, betrug die Zahl der vorhandenen Tiere 188, nämlich 46 Hirsche, 98 Stück weibliches Wild, 44 Spießer und Schmaltiere. Der Grund der Zunahme des Elchwildes liegt zunächst in der großen Reserve, der der Abschuß von Elchwild in den königlichen Revieren unterworfen ist. Zur Erhaltung des seltenen Hochwildes ist ferner seitens der Staatsregierung manches geschehen; vor allem aber hat die Gesetzgebung, nach der der Elch nur im Monat September und auch dann nur der Hirsch gejagt werden darf, sich außerordentlich bewährt. Es ist das Bestreben der Forstverwaltung, allmählich einen normalen Zustand herzustellen, der dann erreicht ist, wenn der Gumbinner Bezirk 500 Elche, darunter 200 Hirsche, und der Königsberger Bezirk 300 Elche mit 100 Hirschen zählen.

Heer und Flotte.

Aufsehen hat in Fachkreisen die Meilenfahrt des auf der Germaniawerft erbauten großen Torpedobootes G. 108 erregt, die in der Eckernförder Bucht stattfand. Nach den vertragsmäßigen Bedingungen sollte das Boot eine Geschwindigkeit von 26 Knoten nachweisen, es hat aber in flachem Wasser die höchste Geschwindigkeit von 28,8 Seemeilen in der Stunde erreicht, und nach sachverständigem Urteil wird es auf tiefem Wasser im stande sein, dreißig Seemeilen zu laufen. Dies ist die größte Geschwindigkeit, die von einem Boote von gleicher Größe und gleichem Gewicht in Deutschland erreicht worden ist.



Professor Hans Auer,
Erbauer des neuen Bundeshauses in Bern.

Bühne.

Am 1. Mai vor fünfzig Jahren hat Bernhard Baumeister zum erstenmal die Bühne des Wiener Hofburgtheaters betreten, wo er als Charakterdarsteller noch heute unerreicht dasteht. Ein solches Jubiläum hat nicht seinesgleichen in der Geschichte des Burgtheaters. Baumeister — eigentlich Baumüller — ist am 28. September 1828 in Posen geboren. Mit neunzehn Jahren trat er zuerst in Schwerin auf, spielte dann in Hannover und Oldenburg, überall kaum länger als ein Jahr verweilend. In Wien, wo er am 1. Mai 1852 zum erstenmal gastierte und 1857 das Dekret als k. k. Hofschauspieler erhielt, dem dann die Ernennung zum Regisseur folgte, spielte Baumeister anfänglich Naturburschen und Bonvivants. Auf der vollen Höhe seiner Künstlerschaft stehend, hat er später als „Falstaff", „Piepenbrink", „Götz" und „Petruchio" wahre Glanzleistungen geschaffen. Von „Baumeister-Rollen" zu sprechen, ist in Wien schon längst ein Schlagwort geworden. An seinen „Falstaff" erinnert eine Statue an der Außenseite des Prachtbaues am Franzensring. Als Gipfelpunkt seines künstlerischen Schaffens kann der „Richter von Zalamea" gelten. Wie selbst kleinere Rollen mit künstlerischer Meisterschaft gespielt werden können, zeigte Baumeister als Kammerdiener in „Kabale und Liebe", als „erster Schauspieler" in „Hamlet" und als „Kent" im „König Lear".



Bernhard Baumeister.

— Das Märchendrama „Der Weg zum Licht" von Georg Hirschfeld (eine Ritter- und Zwergengeschichte aus dem Salzburger Lande) fand im Deutschen Theater zu Berlin nur eine geteilte Aufnahme. — Die Leitung des Schiller-Theaters zu Berlin hat auch das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater gepachtet, um dort Vorstellungen der gleichen Art wie im alten Hause zu veranstalten. Es wird also fortan in der Reichshauptstadt zwei Schiller-Theater geben, eines im Osten und eines in Norden der Stadt. — Der Schwank „Der Mensch in der Bestie" von Lothar Schmidt erlitt im Schiller-Theater schweres Fiasko.

— Im Thalia-Theater zu Hamburg fand das Schauspiel „Ueber die Liebe" von Hennie Raché vielen Beifall, ebenso im Stadttheater zu Danzig das Drama „Björn, der Wiking", dessen Stoff Robert Riemann der Edda entlehnt hat. Olga Wohlbrück vermochte dagegen das Publikum des Kölner Stadttheaters mit ihrem Schauspiel „Der fremde Herr" nicht recht zu erwärmen. — Guten Erfolg hatte im Stadttheater zu Metz die Oper „Der Jägerwirt". Der Komponist Hans Steiner ist Kapellmeister an dieser Bühne; dem Text von Alois Prasch liegt die Sendlinger Bauernschlacht zu Grunde.

— Im Raimund-Theater zu Wien fand Karl Bleibtreus Tragikomödie „Die Freimaurer" eine freundliche Aufnahme. Die Handlung betrifft die berüchtigte Halsbandgeschichte und die Rolle, die Cagliostro dabei gespielt. — Vielen Beifall gewann in der Wiener Hofoper das Ballett „Die Perle von Iberien", verfaßt von Irene Sironi, der Primaballerina der genannten Bühne, und Joseph Haßreiter, Musik von J. Hellmesberger. Gleich günstigen Erfolg hatte in Prag die Oper „Das Hexenlied" von Eugenio Pirani, deren Text Dora Duncker nach Wildenbruchs gleichnamiger Ballade verfaßt hat.



Phot. A. Krenn, Zürich.

Einzug der schweizer Bundesversammlung in das neue Bundeshaus zu Bern. (Text S. 572.)

— Ein historisches Festspiel bereitet der schweizerische Kanton Waadt vor. Im Jahre 1903 ist nämlich ein Jahrhundert vergangen, seitdem der Kanton in den Schweizer Bund aufgenommen wurde. Der Staatsrat von Waadt hat nun den Komponisten E. Jacques Dalcroze beauftragt, Text und Musik zum einem Festspiel zu schaffen, das im Juli 1903 im Waadt gegeben werden soll. Das Spiel soll das Volksleben des Kantons vom 16. bis zum 19. Jahrhundert in bunten Bildern wiedergeben.

— Der italienische Dichter Giovanni Bovio hat im Teatro Manzoni zu Mailand den alten Sokrates auf die Bühne gebracht. Trotz dem glänzenden Spiel Ermete Novellis, des auch in Deutschland wohl bekannten Mimen, vermochte die lose Scenenfolge, die einzelne Episoden aus dem Leben des unsterblichen Philosophen vorführt, das Publikum nicht zu erwärmen.

Zeitgeschichte.

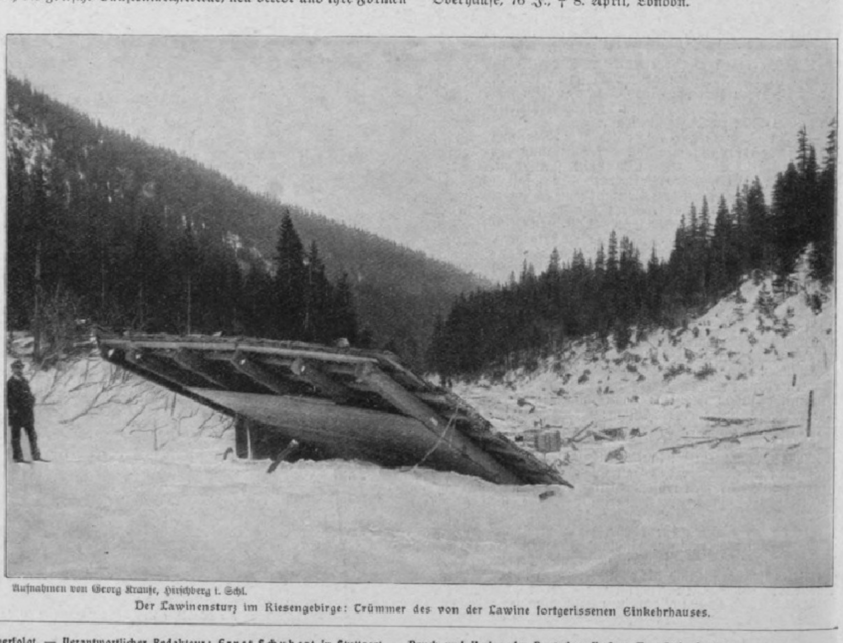
Professor Hans Auer, der Erbauer des neuen Bundeshauses in Bern, über das wir an andrer Stelle berichten, ist am 26. April 1847 in Wädenswyl geboren. Im Jahre 1864 kam er auf das Polytechnikum in Zürich, wo er unter Semper, Lübke und Vischer studierte. 1867 erhielt er das Diplom als Architekt, war alsdann in Schaffhausen thätig und ging 1869 nach Wien, wo er unter Professor Theophil Hansen zehn Jahre Assistent an der Akademie der bildenden Künste und später Professor an der k. u. k. Staatsgewerbeschule war. Im Jahre 1888 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er zunächst mit dem Bau des östlichen Bundeshauses in Bern betraut wurde. Zugleich wirkte er als Professor an der Universität und entwarf die Pläne für die Postgebäude in Solothurn und Liestal wie für das Gebäude der Gotthardbahn in Luzern. (S. das Porträt S. 581.)



Der Lawinensturz im Riesengebirge: Frühere Stätte des Einkehrhauses am Lomnitzfall.

— Die orkanartigen Schneestürme der Osterfeiertage sind auch für das Riesengebirge nicht ohne Lawinenstürze abgegangen. Zunächst lösten sich größere Schneemassen an den Schroffen unterhalb der Prinz Heinrichs-Baude, um sich in die Fluten des Großen Teiches zu stürzen. Ungleich größere Massen aber gingen am Fuße der Schneekoppe über die steilen Serpentinen und seitwärts in der Schlucht des Lomnitzfalles hinab, in den allen Touristen wohlbekannten Melzergrund. Hier im wildromantischen Endkessel, in einer überwältigend großartigen Hochgebirgsscenerie, wurde vor nicht ganz zwei Jahren mit dem Bau des „Einkehrhauses am Lomnitzfall" begonnen. Es sollte eine willkommene Raststätte für die Koppenbesteiger werden und wurde dies auch nach der im Juli 1900 erfolgten Einweihung zur Freude aller Touristen. Damals aber sprachen bereits erfahrene Gebirgler die Ansicht aus, daß sich jene Stelle der großen Lawinengefahr wegen durchaus nicht zum Hausbau eigne. Am meisten warnte der alte Dix (Winterwärter der Riesenbaude), ein Mann, der sein ganzes Leben lang Winter wie Sommer im Hochgebirge zugebracht, davor, bis er schließlich am 1. April 1900 selbst einer Schneelawine zum Opfer fiel. Und er hatte recht prophezeit! Mit donnerartigem Getöse und an Gewehrsalven erinnerndem Geknatter, das man bis unten im Thale hörte, stürzten am zweiten Osterfeiertage zwischen drei und vier Uhr nachmittags ungeheure Schneemengen, Felstrümmer und Knieholz mit sich reißend, über den schroffen Abhang hinab und fegten das ganze Bauwerk, das mit einem Aufwand von ca. 50000 Mark geschaffen worden war, bis auf die Grundmauern fort. Wie man aus der einen unsrer Aufnahmen ersehen kann, verraten nur noch einige krummgebogene Eisenträger den Ort, an dem das Bauwerk gestanden. Von hier aus mag das Gebäude in beinahe unbeschädigtem Zustande gegen 8—900 Meter abwärts getrieben worden sein, denn auf dem ganzen Wege, den die Lawine einschlug, finden sich nur einige wenige Holzsplitter. In der angegebenen Entfernung angelangt, scheint auch noch eine zweite Lawine im Zuge der Lomnitzschlucht herabgedonnert zu sein, womit die völlige Zertrümmerung der Hausruine besiegelt war. Die Folgen dieses Schlußaktes des gewaltigen Naturschauspiels sind sehr gut durch unsre andre Aufnahme zur Darstellung gebracht. Von dem aus dem tiefen Schnee hervorragenden Stücke Dach ab beginnt das wüste Chaos des Trümmerfeldes. Hier liegen halbvergrabene und zerbrochene Möbel, Tische, Stühle, Schränke u. s. w. umher, dort leuchten rote Matratzen und Bettzeug aus dem blendend weißen Schnee hervor, dazwischen allerlei Hausrat, in wildester Unordnung umhergestreut Balken, Bretter, Fels- und Mauerreste. Diese Trümmerstraße zieht sich gegen 400 bis 500 Meter in den Melzergrund hinab. Als ein großes Glück muß es angesehen werden, daß das Einkehrhaus zu denjenigen Bauden zählte, die man über Winter ohne Wächter läßt.

Georg Krause.



Aufnahmen von Georg Krause, Hirschberg i. Schl.

Der Lawinensturz im Riesengebirge: Trümmer des von der Lawine fortgerissenen Einkehrhauses.

Vereine.

Der 5. internationale Kongreß für angewandte Chemie wird in den Pfingsttagen 1903 zu Berlin stattfinden.

Koloniales.

Guttapercha und Kautschuk hat eine wissenschaftliche Expedition des wirtschaftlichen Ausschusses der deutschen Kolonialgesellschaft unter Führung des Botanikers Schlechter in Deutsch-Neuguinea aufgefunden.

Statistik.

Der Bevölkerungszuwachs in Berlin (ohne die Vororte) zeigte im Jahre 1901 eine bemerkenswerte Verlangsamung infolge Verminderung des Zuzugs. Die Bevölkerungszahl betrug Ende 1900 1888710 (gegen 1899 mehr 42493), Ende des vorigen Jahres 1901567 (Mehrung also nur 12857).

Totenschau.

Am 28. März starb in Hannover im 84. Lebensjahre Geh. Regierungs- und Baurat Professor Konrad Wilhelm Hase, der „Altmeister", wie ihn seine zahlreichen Schüler nannten, und wie er sich lieber anreden hörte als mit den Titeln, durch die seine Verdienste vom Staate anerkannt waren. Die schöne mittelalterliche Architektur seiner Vaterstadt Einbeck, wo er am 2. Oktober 1818 geboren war, regte ihn zum Studium der Baukunst an, dem er sich zuerst praktisch, dann theoretisch in Hannover und München widmete, um hinterher durch Studienreisen in Deutschland, Frankreich und Italien seine künstlerische Anschauung zu erweitern und zu vertiefen. Sein Verdienst ist es, die mittelalterliche Baukunst, namentlich die gotische Backsteinarchitektur, neu belebt und ihre Formen nicht nur dem Kirchenbau, sondern auch der Profanarchitektur wieder dienstbar gemacht zu haben. Als Lehrer hat Hase nahezu 50 Jahre an der technischen Hochschule in Hannover gewirkt und den Weltruf dieses Instituts mit begründen helfen. Neben dieser akademischen Thätigkeit hat der Meister im Sinne mittelalterlicher Baukünstler einen tiefgehenden Einfluß auf seine Schüler auch im geselligen Verkehr ausgeübt und in der von ihm gegründeten „Bauhütte zum weißen Blatt" die kunstbeflissene Jugend, die sich um ihn gesammelt hatte, im angeregten Verkehre belehrt und begeistert. Ebenso reich gesegnet war seine praktische Thätigkeit: außer der Wiederherstellung der romanischen Stiftskirche in Loccum, der St. Godehardi- und St. Michaeliskirche in Hildesheim, der Nikolaikirche in Lüneburg und des spätgotischen Rathauses in Hannover schuf er eine große Reihe von Monumentalbauten: die Marienburg bei Nordstemmen, die Christus-, die Apostelkirche und das Museum in Hannover, das Gymnasium Andreanum und das Postgebäude in Hildesheim, die Zionskirche in Linden und manche andre Bauten, die in ihrem gediegenen Material und dem ihre Formen belebenden künstlerischen Geiste den Stempel des „Wahren, Echten, Edlen" tragen, das ihm als Wahrspruch für seine schöpferische Thätigkeit vorschwebte und ihn selbst in seinem Wesen und Wirken charakterisierte. Reiche äußere Ehren sind ihm im Leben zu teil geworden und mit dem müden Meister ins Grab gesunken; sein Geist aber lebt in den Werken, die er hinterließ, und in denen der Tausende, die er als Schüler für alles Schöne begeistert hat und die auf dem von ihm gelegten Grunde weiterbauen.

Aug. H. Plinke.



Phot. J. W. Hornung, Tübingen.

Professor Dr. Eduard von Pfleiderer †.

— In Tübingen verschied am 4. April Prof. Dr. Edmund von Pfleiderer, ein jüngerer Bruder des bekannten Theologen Dr. Otto Pfleiderer in Berlin. Zu Stetten im Remsthale am 12. Oktober 1842 geboren, studierte auch er zunächst Theologie und machte den Feldzug von 1870/71 als Feldprediger im württembergischen Heere mit. Hierauf wirkte er als Pfarrer in Sindelfingen, nahm jedoch 1873, inzwischen durch philosophische Schriften bekannt geworden, die ihm von der Universität Kiel angetragene Professur für Philosophie an. 1877 wurde er nach Tübingen berufen, wo er einst studiert hatte, und entfaltete hier als Lehrer und Gelehrter ein höchst verdienstvolles Wirken. Seine umfassende schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete der philosophischen Wissenschaft. Seine letzte größere Arbeit war das 1896 erschienene Werk „Sokrates und Plato".

*

Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck, 43 J., † 1. April, Warmbrunn. — Museumsinspektor Prof. August Lenz, 74 J., † 1. April, Kassel. — Amalie Buchheim, Kustodin der Sammlung mecklenburgischer Altertümer im Museum zu Schwerin, 83 J., † 1. April. — Dr. Alexander Bittner, Chef der geologischen Reichsanstalt in Wien, 53 J., † 1. April. — Romandichter Dubut de Laforest, 49 J., † 2. April, Paris. — Ernst Lauth, vormals Bürgermeister von Straßburg, Führer der elsässischen Protestpartei, 75 J., † 3. April, Straßburg. — Ignaz Horica, jungtschechischer Reichsratsabgeordneter, 43 J., † 3. April, Marseille. — Naturforscher Andreas Reischek, 57 J., † 4. April, Linz. — Weinhändler Oswald Nier, 60 J., † 5. April, Berlin. — Prof. Dr. Hans Buchner, Vorstand des Hygienischen Instituts in München, 52 J., † 5. April. — Hofrat Prof. Dr. Joseph Schöbl, bed. Augenarzt, 65 J., † 6. April, Prag. — John Wodehouse, Earl of Kimberley, Führer der liberalen Partei im engl. Oberhause, 76 J., † 8. April, London.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.


Ueber Land und Meer.

№ 30.



Spanferkelmarkt am Hans Sachs-Denkmal.

Bilder aus Nürnberg.

(Nach Zeichnungen von O. Meyer-Wegner.)

Altes vergeht, Neues entsteht, — dieses Wort bewahrheitet sich auch an dem ehrwürdigen Nürnberg. Manche interessante Architektur ist schon verschwunden, den Anforderungen der modernen Großstadt weichend, und obgleich seit einiger Zeit eine städtische Kunstkommission besteht, ohne deren Zustimmung kein altertümliches Bauwerk abgerissen oder umgestaltet werden darf, so kann doch nicht verhindert werden, daß noch manches Stück alter Geschichte verloren geht. Und nicht nur das äußere Gesamtbild einer Stadt verändert sich im Laufe der Jahrzehnte, sondern auch von den Sitten und Gebräuchen bröckelt die Zeit ein gut Teil ab. Welchem Besucher Nürnbergs wäre nicht das eigenartige Treiben, das die erste unsrer Illustrationen wiedergiebt, schon aufgefallen. Ein recht mittelalterlich-reizvoller Platz, in dessen Mitte auf hohem Postament Hans Sachs thront, auf das bunte Treiben des „Spoferkl"-Marktes herabblickend. Doch nur noch kurze Zeit, und er wird das Gedränge der Menschen und die kleinen schreienden Vierfüßler nicht mehr sehen, denn der Spanferkelmarkt wird nach dem städtischen Schlachthofe verlegt.

Alljährlich am Todestage von Elisabetha Krauß, der edlen, 1639 verstorbenen Wohlthäterin der Armen und Waisen, ziehen die Waisenkinder in ihrer eigenartigen Kleidung vor deren Haus, um Dankeslieder zu singen. Eines Tages vor vielen Jahren, so erzählt die Sage, verließ ein Apothekerlehrling, der den Zug der Kinder auch gern sehen wollte, den Mörser, in dem er irgend ein Pulver zu stoßen hatte, und begab sich vor die Hausthür. Sein Prinzipal war ob der eigenmächtigen Handlung seines Lehrlings so erzürnt, daß er ihm den Stampfer des Mörsers entriß und den Buben damit erschlug. Seit jener unseligen That ist an dem Hause eine Figur angebracht, die den Apothekerlehrling am Mörser darstellt, und die sich in Bewegung setzt, sobald der Zug der Waisenkinder vorüberzieht. Die alte Apotheke steht nicht mehr, und auch die Sitte des Umzugs der Kinder wird bald aufhören.



Umzug der Waisenkinder.

Der „schöne Brunnen", diese Perle mittelalterlicher Baukunst, auf die jeder Nürnberger mit Recht so stolz ist, und um den die Kinder Floras von Zeit zu Zeit so herrlich duften, wird bald nicht mehr allein die Zierde des Hauptmarktes sein. Ein Rivale wird ihm erstehen in dem sogenannten Peuntbrunnen mit seinen Tritonen und Wasserspeiern, von denen schon die größere Anzahl in Erz gegossen ist. Auch dieser Brunnen, der vor einigen Monaten in unserm Blatte abgebildet und beschrieben wurde, wird auf dem Hauptmarkte seine Aufstellung finden und das Bild wesentlich verändern. Der „schöne Brunnen" führt seinen Namen mit Recht, denn mit seinem reichen, einst durch Farbe und Gold gehobenen plastischen Schmuck ist er „der lebendige Ausdruck einer aus Kraftüberschuß entspringenden Formenfreudigkeit", wie P. J. Rée in seiner Schilderung Nürnbergs sagt. Aus achteckigem Bassin steigt auf achteckiger Grundlage eine filigranartig durchbrochene Steinpyramide auf, in den verschiedenen Stockwerken durch Figuren, die christliche, jüdische und heidnische Helden darstellen, belebt. Oben stehen Moses und die sieben Propheten. Das Bauwerk ist in den Jahren 1385 bis 1396 entstanden und im Laufe der Jahrhunderte wiederholt erneuert worden.



Blumenmarkt am Schönen Brunnen.

Litteratur.

Ein anschauliches Bild von dem thatkräftigen Eingreifen der deutschen Truppen in China entwirft Carl Tanera in seinem Buche „Deutschlands Kämpfe in Ostasien" (München, C. H. Beck). Gestützt auf die zuverlässigen Berichte, schildert der Autor die Entstehung der Verwicklungen und sodann den Fortgang der Ereignisse, so daß man an der Hand seiner volkstümlichen Darstellung genau den ganzen Feldzug verfolgen kann, der einzig in der Weltgeschichte dasteht. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die Mitwirkung der deutschen Streitkräfte, die oft genug auf das Kommando „The Germans to the front" in das Vordertreffen geschickt wurden und stets ihre Aufgabe mit größter Tapferkeit löften. Zahlreiche Abbildungen und eine Karte sind dem empfehlenswerten Buche beigegeben.

— „'s giebt nur oa Kaiserstadt, 's giebt nur oa Wean", so läßt sich die Stimmung bezeichnen, die Gustav Gugitz in seiner Novelle „Leben!" (Minden i. W., J. C. C. Bruns) zum Grundton leidenschaftlicher Heimatsliebe verklärt, als innerstes Motiv des Verzichtes seiner Hauptfigur, einer jungen Wiener Kleidernäherin, auf eine anständige, wenn auch etwas philiströse Versorgung fern von Wien durchaus glaubwürdig darstellt. Der bestrickende Zauber Wiener Lebens und Wiener Leichtlebigkeit steigt aus den Blättern des Buches dem nachfühlenden Leser wie schwüler Blumenduft in die Nerven, und das beweist ein Können, dem wohl auch höhere Ziele erreichbar sind. Eine Familienlektüre ist diese Wiener Geschichte unbedingt nicht und will es wohl auch nicht sein.

— Eine Hamletnatur, die, in ästhetisches Genießen versunken, mit ihrer Umgebung zerfällt und mitten in drohenden Gefahren für Freiheit und Leben den Mut zum Handeln nicht eher zu finden vermag, als bis die Parteigänger und Freunde den zwingenden Anstoß herbeiführen — das ist das Problem in Wilhelm Walloths Roman aus der italienischen Renaissance „Ein Sonderling" (Lots-Verlag, Leipzig). Der Erbprinz Giovanni Malatesta von Rimini, der in plötzlich ausbrechender Wut Vater, Bruder und Gattin in den Tod stürzt und dann bei dem Einmarsch päpstlicher Truppen, bei dem Untergang der Selbständigkeit des Herzogtums sich selbst den Tod giebt, wird freilich nicht so wie Shakespeares tiefsinnige Gestalt die Sympathie des Lesers erregen — seine Winkelzüge, sein ablehnendes Verhältnis zum ganzen weiblichen Geschlecht zeigen unverkennbar einen pathologischen Defekt, wenn auch der Erzähler das nur andeutet.

— „Die Frau als Hausärztin" betitelt sich ein von Frau Dr. Anna Fischer-Dückelmann, einer der hervorragendsten Aerztinnen der Gegenwart, herausgegebenes Werk, das sich als Nachschlagebuch der Gesundheitspflege und Heilkunde in der Familie warm empfehlen läßt (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut). Das Werk enthält eine reiche Fülle von praktischen Ratschlägen, Lebensregeln und Warnungen zur Erhaltung, bezüglich Wiedergewinnung der körperlichen und seelischen Gesundheit, und es giebt seine Weisungen nicht in theoretischen, den Laien ermüdenden und ihm kaum begreiflichen Abhandlungen, sondern in durchaus gemeinverständlicher Form. Während der erste Teil der allgemeinen Gesundheitspflege gewidmet ist, wird im weiteren die Frau und Mutter und sodann die Pflege des Kindes behandelt. Zur Erhöhung der Anschaulichkeit dienen gegen 500 Abbildungen, davon eine größere Anzahl farbig.

— Als neuesten Band seiner Sammlung „Berühmte Musiker" bringt der Verlag „Harmonie" in Berlin die Biographie Franz Schuberts, verfaßt von Professor Richard Heuberger, dem bekannten Wiener Kritiker, der ein Nachkomme des großen Tonmeisters ist und hier seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Der stattliche Band enthält über 70 Illustrationen, Porträts, Kunst- und Faksimilebeilagen, darunter eine Reihe bisher unveröffentlichter Handzeichnungen von Moritz von Schwind, Bilder von Max Klinger u. a., unveröffentlichte Kompositionen und Entwürfe Schuberts.

— Anziehende und instruktive Einblicke in das Leben der Kadetten unsrer Kriegsmarine gewähren die „Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers" von Kapitänleutnant Heinrich Liersemann (Rostock, C. J. E. Volckmann). Die Bilder, die der Verfasser nach den Tagebuchaufzeichnungen seiner Jünglingsjahre entwirft, spiegeln getreu und ungeschminkt das Thun und Treiben des Seekadetten wieder, der mit Lust und Liebe seinem Berufe nachgeht. Die kleinen Leiden und die viel reichlicheren Freuden des jungen Mannes, der sich dem Dienste des Vaterlandes als künftiger Seeoffizier widmet, werden mit gutem Humor geschildert. Wir finden zwar keinerlei Abenteuer, wie sie in „Seeromanen" vorkommen, aber fesselnde Berichte über allerlei Erlebnisse, wie solche in ähnlicher Weise jedem passieren, der auf einem Schiffe der Kriegsmarine größere Fahrten macht. Das Buch, das dem Generalinspekteur der Marine, Admiral von Köster, gewidmet ist, erhielt durch 20 Abbildungen eine angenehme Beigabe.

Briefmappe.

Tuff-Tuff. Wir haben schon früher erwähnt, daß die deutsche Automobilausstellung in den Tagen vom 15. bis zum 26. Mai in Berlin stattfindet. Schon aus dem Katalog werden Sie ein getreues Bild vom gegenwärtigen Stande der deutschen Automobilindustrie gewinnen können.

B. Br. W. Wir bedauern! Diesmal nicht geeignet.

G. R. in F. Als Verfasser des in seiner Schlichtheit so ergreifenden Soldatenliedes vom Andreas Förster, der bei Sedan den Heldentod starb, gilt der Gefreite Kurt Moser vom sächsischen Schützenregiment. In Nord und Süd gleich weit verbreitet, hat das Lied verschiedene Variationen. Hier folgt die Fassung, in der es von Carl Voretzsch in einem Aufsatz der Münchener „Allg. Ztg." wiedergegeben ist.

Bei Sedan auf den Höhen,
Da stand nach blut'ger Schlacht
In der letzten Abendstunde
Ein Musketier auf Wacht.

Die Wolken ziehn gen Osten,
Der Mond am Himmel stand,
Er erleuchtet Wald und Fluren
Im grünen Frankenland.

Was raschelt dort im Busche?
Es ist ein Reitersmann,
Der mit tiefer, blut'ger Wunt
Lag im Busche bei Sedan.

„Reich Wasser, deutscher Kam'rad!
Die Kugel traf so gut.
Dort an jenem Wiesenrande,
Da floß zuerst mein Blut.

Doch gewähr mir eine Bitte!
Grüß mir mein Weib und Kind,
Denn ich heiß' Andreas Förster
Und bin aus Saargemünd.

Denn ich habe Weib und Kinder
Daheim am trauten Herd,
Die auf ihren Vater harren,
Der niemals wiederkehrt."

Der Mond beleucht't das Auge,
Der Krieger Totenschar,
Die noch gestern um die Stunde
Hier frisch und munter war.

Den andern Morgen in der Frühe
Grub ihm ein Schütz sein Grab,
Und er streute Wiesenblumen
Und grüne Zweig' aufs Grab.

Aus zwei Zweigen macht' er ein Kränzlein,
Durch dieses weht der Wind.
Denn hier ruht Andreas Förster,
Er war aus Saargemünd.

Wer vermag nähere Auskunft über den Verfasser des Liedes zu geben?

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Dr. K. Schaefer, Das Urheberrecht u. das Verlagsrecht an Werken der Litt. u. Tonkunst 10 ₰. Leipzig, Verlag für Kunst u. Wiss.
Alfr. Wallburg, Jugendträume. Gedichte. Berlin, Scholem.
Lulu v. Strauß-Torney, Balladen u. Lieder. ℳ 2.50. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Ed. Castle, Nik. Lenau. Mit 9 Portr. ℳ 1.50. Leipzig, Hesse.
O. Doeplemeyer, Bunte Blätter. Gedichte. Herford, Quentin.
Dr. P. J. Möbius, Ueber den physiol. Schwachsinn des Weibes. 4. Aufl. ℳ 1.50. Halle, Marhold.
Norbert Jacques, Im Banne. Geb. ℳ 1.50. Dresden, Pierson.
Matthias Blank, Am Hochzeitsmorgen. Ein Familienereignis in drei Zeiten. ℳ 1.50. Ebd.
Ed. Loof, Burg Ehrenstein. Sage v. Niederwald. ℳ 2.50. Ebd.
G. v. Schlippenbach, Ich will es sühnen! Roman. ℳ 2.50. Ebd.
Frhr. v. Schlicht, Zurück — marsch, marsch! Militärhumoresken, illustr. v. M. Ledeli. ℳ 2.40. Stuttgart, Bonz & Co.
Otto Hauser, Lehrer Joh. Johansen. Erzählg. ℳ 2.40. Ebd.
Rich. Voß, Allerlei Erlebtes. Mit Jugendportr. ℳ 2.—. Ebd.
Helene Pichler, Der Nordstern und anderes. 8 Seenovellen. 2. Auflage. ℳ 3.60. Ebd.
Johanna Niemann, Freiheit! Novellen. Dresden, Reißner.
Emma Merk, Drei Frauen. Münchener Roman. Ebd.
Mart. Detering, Die Götterdämmerung. Ein Gedicht. Ebd.
Dr. Ed. Krull, Neue Methode z. Heilg. d. Tuberkulose, d. chron. Nephritis u. des Carcinoms mittels Injektion v. Ameisensäure. München, Verlag der „Aerztl. Rundschau".









Briefmappe.

Camilla in U. Ihre Zuschrift hat uns tief erschüttert. Sie haben, nach Ihrem schmerzlichen Geständnis, sehr viel Langeweile, außer Ihrem Hündchen gar keine Unterhaltung —„denn lesen kann man doch nicht immer“ — und Ihr Verlangen nach einem sprechenden Papagei blieb ungestillt! Da haben Sie denn in der Verzweiflung sich aufs Dichten gelegt, um so wenigstens geistig mit fühlenden Menschen in Verbindung zu treten, falls die Erzeugnisse Ihrer Muse gedruckt würden. Nun, zwei der „Gedichte“ geben wir hier wieder, in der Hoffnung, daß unsre Leser Ihnen daraufhin all das Gute gönnen, das wir selbst Ihnen wünschen:

Sehnsucht.

Die Katze kläglich selbst miaut,
Wenn ihre treue Herrin fort,
Mir aber gönnt man keinen Laut
Der Sehnsucht, hier an fremdem Ort.

Und ach, da liegt noch das Papier,
In das mein treues Mutterherz
Das Butterbrot gewickelt mir,
Das ich verzehrt in bangem Schmerz.

Der Blumenstrauss.

In einem Wasserglase,
Es dient mir auch als Vase,
Steht lange schon ein Blumenstrauß
Vom teuren Vaterhaus.

Von ihm ich mich nicht trennen kann,
Ich schau' ihn immer wieder an,
Er duftet nicht mehr, nein, er stinkt,
Und doch mir reiche Freude bringt.

Max N. in München. Es giebt bereits eine ganze Anzahl solcher Werke. Jeder Sortimentsbuchhändler legt Ihnen solche zur Auswahl vor; Sie können dann das für Sie Passende aussuchen.

G. L. in P. Ihrem Wohnort zunächst liegt das Technikum zu Hainichen i. Sa., das sich guter Resultate erfreut. Bei den letzten Prüfungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister erhielten 65 junge Männer das Zeugnis der Reife. Das Sommersemester beginnt am 8. April, doch können auch später noch Aufnahmen stattfinden. Das Programm wird unentgeltlich versandt und jede gewünschte Auskunft von der Direktion bereitwillig erteilt.

L. E. in P. Die Austrocknung des Nemisees zur Hebung der antiken Prunkschiffe besteht vorläufig erst im Plane, es hat sich indessen zur Verwirklichung der Idee eine Gesellschaft gebildet, die den Architekten Giuria mit den Ausführungsentwürfen betraute.

F. v. R. in A. Bühnenkünstlerinnen verraten ungern ihr Alter, aber das der Sarah Berhardt ist durch eine eigne Fügung kundbar geworden. Für ihre jüngste amerikanische Gastspielreise versicherte sie bei einer Chicagoer Gesellschaft ihr Leben und mußte natürlich wahrheitsgetreue Angaben machen. Hiernach wird die ewig junge Sarah demnächst 58 Jahre, denn sie ist am 23. Oktober 1844 geboren.

O. Z. in H. Offiziere und Beamte der Vereinigten Staaten dürfen ohne Erlaubnis des Kongresses von fremden Staatsoberhäuptern keine Geschenke annehmen. Es ist zwar kein Fall bekannt, daß diese Erlaubnis verweigert worden wäre, so daß es sich eigentlich nur um eine Form handelt, aber auf ihre Beobachtung wird doch streng gehalten, und bis die gesetzlichen Vorschriften erledigt sind, vergeht geraume Zeit. So hat der Kongreß in Washington erst Ende März d. J. das Sondergesetz genehmigt, das den drei amerikanischen Mitgliedern der ehemaligen Samoakommission die Annahme der ihnen von Kaiser Wilhelm gestifteten Geschenke gestattete. Ebenso dürfte es noch eine gute Weile währen, bis die Empfänger der durch den Prinzen Heinrich übermittelten Geschenke sich als unanfechtbare Besitzer von Kongresses Gnaden betrachten können.

G. E. in D. Sie finden das Gewünschte in dem „Katechismus für Terrarienliebhaber“ von Hans Geyer (Magdeburg, Creutz, ℳ 2.—). Zahlreiche Abbildungen dienen zur näheren Erläuterung.

R. H. in Berlin. Sie dürften mit Ihrer Ansicht ziemlich vereinzelt dastehen und mögen sich im übrigen mit Fritz Reuters sinnigem Ausspruch trösten: „Wer't mag, der mag't, un wer't nich mag, der mag't ja wol nich mögen.“

O. R. in M. Eine wohlfeile Ausgabe von Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ (ℳ 2.50, geb. ℳ 3.—) ist jüngst im Verlage von Th. Thomas zu Leipzig erschienen.

K. L. in M. Die neueste Folge der Liebig-Karten giebt auf sechs Blättern Illustrationen zu dem anmutigen Märchen vom König Drosselbart. Die Rückseite enthält neben der Erklärung der hübschen Bildchen noch Kochrezepte.

H. M. in R. Die afrikanische Buschsuppe ist nach den Beschreibungen der Forschungsreisenden etwas Aehnliches wie die bei uns so beliebten Mischgerichte, bestehend aus verschiedenen Sorten Fleisch und den Gemüsen der Jahreszeit, alles zusammen in einem Topf gekocht (Pickelsteiner Fleisch, Irish Stew). Anstatt der afrikanischen Gemüse und Wurzeln lassen sich wohl auch unsre heimischen verwenden, ebenso haben wir Reis, Hammel, Schwein und Huhn bequem zur Hand, schwieriger aber steht es schon um die Ziege, und Elefanten werden bei uns nur äußerst selten geschlachtet. Immerhin — meint der berühmte Afrikaforscher, den wir um Auskunft ersuchten — mögen Sie die Herstellung der Buschsuppe mit dem Fleische unsers landesüblichen Schlachtviehs versuchen, vor allem aber Gemüse und Grünzeug so mannigfaltig wie nur möglich wählen. Natürlich gehört auch Salz dazu, und statt des Negerpfeffers (Habzelia aromatica) der Original-Buschsuppe hält unser Gewährsmann auch den gebräuchlichen Pfeffer für verwendbar. Und um endlich die Früchte der Okropflanze zu ersetzen, die auf unsern Märkten nicht zu haben sind, mögen Sie Fadennudeln verwenden. Wenn alles schön zu Brei zerkocht ist, wird es aufgetragen, und damit der leckere Schmaus auch die rechte Lokalfarbe erhält, mögen die Tischgenossen dazu den Tropenhelm aufsetzen, wenn sie einen haben.

W. K. in Berlin, E. D. in Z., Otto K. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

August Stukenbrok, Einbeck.

Leistungsfähigste Bezugsquelle für Fahrräder und Radfahrer-Bedarfsartikel.

Auch für die Saison 1902 sind die Deutschland-Fahrräder wiederum von garantirt leichtestem Lauf und grösster Zuverlässigkeit, dabei in Qualität, Ausstattung und Preis unerreicht.

Weitgehendste Garantie für allerbestes Material.

Vorteilhafteste Preisstellung bei grösster Auswahl.



Deutschland-Rad Nr. 12. Modell 1902.

Elegantes leichtes Tourenrad.

*

Auf Wunsch sende gern Ansichts-sendung.

*

Erst-klassiges bewährtes deutsches Fabrikat

*

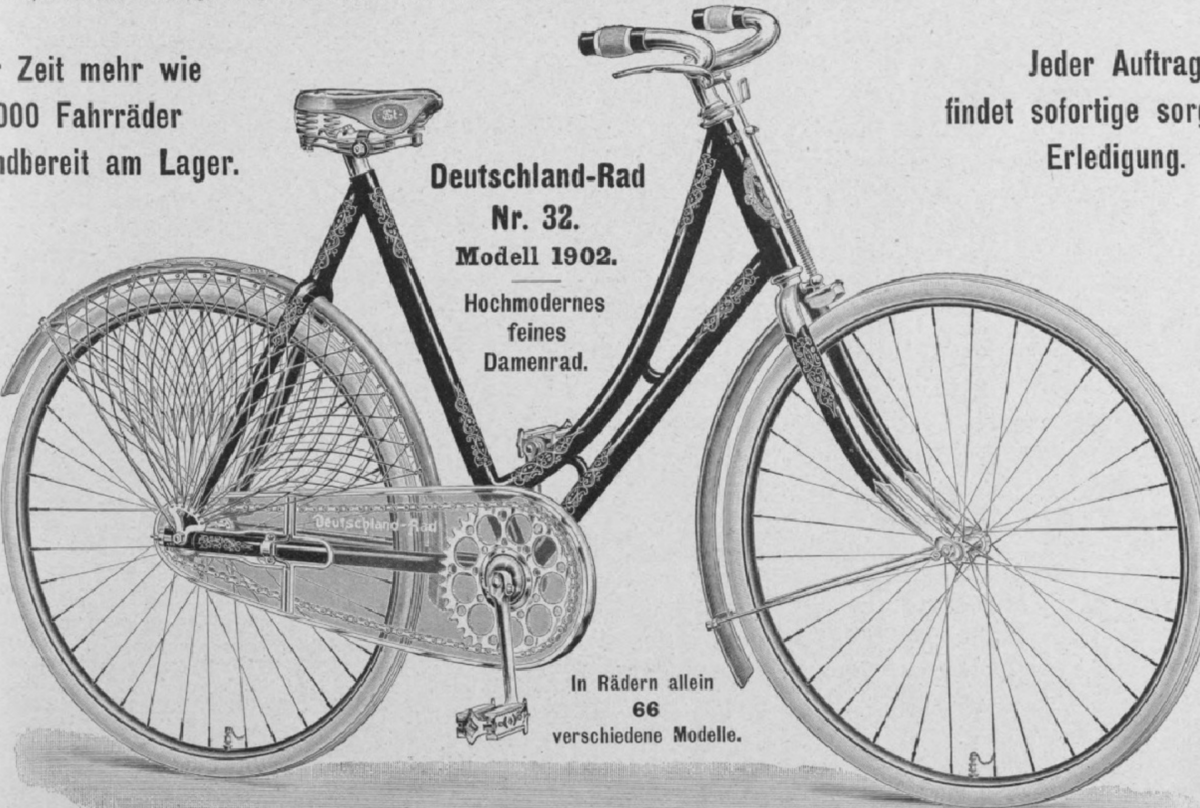
Für 1902: Wertvolle Neuerungen und Verbesserungen.

*

Falls Sie ein modernes und in jeder Beziehung tadelloses Fahrrad billig kaufen wollen, so möchte ich Sie hiermit auf die hervorragende Qualität und Preiswürdigkeit der „Deutschland“-Fahrräder aufmerksam machen. In Fahrrädern sowie sämtlichen Radfahrer-Bedarfsartikeln biete ich Ihnen in Qualität und Preis derartig grosse Vorteile, wie Sie solche anderweitig nicht finden. Verlangen Sie daher bei Bedarf zunächst meine illustrirte Preisliste für 1902, letztere ist die reichhaltigste und grösste der gesamten Fahrradbranche, über deren Inhalt Sie überrascht sein werden. Die Zusendung dieser Preisliste erfolgt vollständig kostenlos und ohne Kaufzwang.

Zur Zeit mehr wie 2000 Fahrräder versandbereit am Lager.

Jeder Auftrag findet sofortige sorgfältige Erledigung.



Deutschland-Rad Nr. 32. Modell 1902.

Hochmodernes feines Damenrad.

*

Nur moderne besonders schön ausgestattete Modelle.

*

Zahlreiche Anerkennungsschreiben aus allen Kreisen.

*

In Rädern allein **66** verschiedene Modelle.

*

August Stukenbrok, Einbeck.

Erstes und grösstes Fahrrad-Versandhaus Deutschlands.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 17.

Gespielt im Turnier des Dorpater Schachvereins im September 1901.
(„Baltische Schachblätter".)

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: A. Ots. — Schwarz: A. Hasselblatt.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	18. Lc1—d2	Lc8—d7
2. c2—c4	**e7—e6**	19. Sc3—a4	b7—b6
3. Sb1—c3	c7—c6	20. Ta1—c1	Sc6—a7
4. e2—e3	Sg8—f6	21. Dd1—b3 [3])	Sa7—c8
5. c4×d5	e6×d5	22. Tc1—c2 [4])	Sc8—d6
6. Lf1—d3	Sb8—c6	23. Sa4—b2	Tf8—f6
7. Sg1—f3	Lf8—d6	24. Tf1—c1	Tf6—g6
8. 0—0	0—0	25. Ld2—e1	Sd6—f5
9. Sc3—b5? [1])	Ld6—b8	26. Tc2—c7?	h6—h5
10. a2—a3	h7—h6	27. Tc1—c3 [5])	Ld7—b5!
11. h2—h3	Sf6—h7	28. Le1—f2 [6])	Lb5—f1 [7])
12. Sf3—h2	a7—a6	29. g2—g3	Sf5—h4
13. Sb5—c3	Lb8×h2†	30. Db3—c2 [8])	Sh4—f3†
14. Kg1×h2	f7—f5	31. Kh2—h1	Dd8—h4!! [9])
15. f2—f4	Sh7—f6	32 Tc7—c8†	Kg8—h7 [10])
16. b2—b4	Sf6—e4 [2])	33. Lf2—g1	Dh7×h3†
17. Ld3×e4	f5×e4	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Ein Tempoverlust für Weiß.

[2]) Durch den Abtausch seines Läufers gegen den Springer hat Schwarz eine Figur vom feindlichen Königsflügel fortgeschafft; gegen diesen Flügel bohrt sich Schwarz weiter vor, während Weiß erfolglos einen Angriff gegen den Damenflügel in Scene zu setzen sucht.

[3]) Weiß will f4—f5 spielen und dann auf e6×f5 den ungedeckten Bd5 mit Schach nehmen.

[4]) Natürlich nicht 22. f4—f5 wegen Ld7×a4.

[5]) Weiß sollte sofort den Tc7 zum Schutze des Königsflügels nach c2 zurückziehen.

[6]) Es drohte Sf5×e3, da der Tc3 die c-Linie wegen der notwendigen Deckung des andern Turmes nicht verlassen darf.

[7]) Nun wird die Sache für Weiß sehr unbehaglich; Schwarz hat bereits drei Figuren im Angriff gegen die feindliche Königsstellung, die nur den Läufer zum Verteidiger hat.

[8]) Falls 30. g3×h4, so Tg6—g2† nebst Tg2×f2, Dh8×h4 2c.

[9]) Weiß darf natürlich die Dame nicht nehmen, weil sonst das hübsche Läufermatt auf g2 erfolgt.

[10]) Eine hübsche Stellung; die schwarze Dame und der eine schwarze Turm stehen en prise, dürfen aber nicht genommen werden.

Schachlitteratur

Baltische Schachblätter, herausgegeben von Karl Behting und Paul Kerkovius in Riga. Vor uns liegt Heft 9, mit dem der dritte Band beginnt; die ersten 8 Hefte, aus denen sich Band 1 und 2 zusammensetzen, wurden von R. Amelung in St. Katharina (Livland) bearbeitet. An Reichhaltigkeit und Gediegenheit steht das neue Heft hinter seinen Vorgängern in keiner Weise zurück; es enthält einen ausführlichen Bericht über den letzten baltischen Schachkongreß (April 1901) nebst reichglossierten Partien, sowie eine große Anzahl anderweitiger praktischer Partien, ferner Aufgaben, Endspielstudien und Partieschlüsse — lauter lebendige Zeugnisse für den hervorragenden Eifer der baltischen Schachfreunde und die vorzügliche Pflege des königlichen Spieles in baltischen Landen.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: Oswald Lungwitz in Hamburg-Eimsbuttel zu 14, H. Menzel in Hamburg zu 15; Marcus Birkenfeld in Husiatyn zu 16.

Worträtsel.

Altersgraue Zeit ihm schuf
Einen gar nicht schlechten Ruf,
Wenn er auch als Ehgemahl
Traf recht sonderbare Wahl,
Aber die Kontraste üben
Wohl seit jeher Reiz beim Lieben.

Was das Rätsel heut bedeutet,
Schrecken oft um sich verbreitet,
Denn der Macht, die es entfaltet,
Wenn es seines Amtes waltet,
Einet sich auf ihren Wegen
Fluch und Unheil, niemals Segen. M. Sch.

Silbenrätsel.

1. 2.
Wer zu leicht mit Bangen glaubt,
Daß sie drohend nah,
Sich wohl oft der Kraft beraubt
Wenn sie wirklich da.

3.
Was am Geld willkommen ist
Stört beim Fuß im Gehn,
Und wenn du's der Hoffnung bist
Ist dir weh geschehn.

1. 2. 3. Das Ganze.
Wie unsäglich traurig stimmt's,
Mitleid kennt es nicht,
Jegliches Vertrauen nimmt's,
Daß es werde Licht.

Aber welche Zauberei!
Wird die Eins verwischt,
Alles Schlimme bei der Zwei
Und Zwei, Drei erlischt.

Hoffnungsvoll Zwei, Drei nun klingt
Und die Zwei für sich —
Wohl dem, der sie wahr erringt
Hier und ewiglich!

M. Sch.

Scherzfragen.

1. Welche Heldin Freytags trägt ihre einstige Ruhestätte immer zwischen Kopf und Fuß?
2. Aus dem Komparativ welches Wortes, das meist einen äußeren Mangel bezeichnet, lassen sich Dächer herrichten?
3. Welcher niederländische Maler hält jedem den Kopf?
4. In welchem Futterkraut ruht ein Feueranbeter?

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 516:

Des Worträtsels: Matador.
Des Rätsels: **Leuchter**, **Lichter**.
Des Buchstabenrätsels: Rüstung, Brüstung, Abrüstung.
Des Silbenrätsels: Waffenbrüderschaft.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 539:

Des Umstellrätsels: Menschen — Schemen.
Des Silbenrätsels: Sandmann.
Des Worträtsels: F—lied—er.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (4). „Annie und Lilian" in Boston (2). Joh. B. Stoppel in Hamburg (2). Charlotte v. H., Schloß H. (4). Dr. Pf. in Z. Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2). Rudolf v. E. in Bern (3). Louise d'Aurry in Cannes (2). Alfred Rudolph in Wien (3). „Liselotte" in Heidelberg. Kadett Düms in Leipzig (2). „Andrea" in Jassy. Fels in ? Gertrud Müller in Hamburg (2).

Bäder und Sommerfrischen.

In Bad Salzbrunn i. Schl. sind in neuerer Zeit viele Neu- und Umbauten vollendet worden, so daß die Zahl der für Kurgäste bestimmten Wohnungen sich wieder bedeutend erhöht hat. In einem knappen Jahrzehnt ist aus der bescheidenen Kuranlage ein Kurpark von großer Ausdehnung mit vielen Kilometern der besten Promenadenwege bis hinauf zur Wilhelmshöhe hervorgegangen, und ebensolche Anlagen ziehen die Schweizerei Idahof in den Kurbereich. Die Bauten der fürstlichen Verwaltung lassen an äußerer Schönheit und innerem Komfort nichts zu wünschen übrig. Sämtliche unter dieser Verwaltung stehende Häuser sind an die neue Wasserleitung, die dem Ort herrliches Gebirgsquellwasser von Ruhbank her zuführt, angeschlossen; ebenso viele andre Logierhäuser und Hotels. Der Verbrauch von Milch und Molken wächst stets (von 49062 Litern im Vorjahre auf 51833 Liter in der verflossenen Saison). Die Frequenz 1901 betrug 12015 Personen.

Im Kurhaus Tarasp (Engadin) ist Herr Dr. med. Chr. Enderlin, bisher im Sommer im Bad Weißenburg und im Winter in Ospedaletti-Ligure, für die nächste Saison als Kurarzt ernannt worden.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Die Firma August Stukenbrok in Einbeck, Provinz Hannover, eines der größten Versandhäuser in Fahrrädern (Marke Deutschland) und Fahrradzubehörteilen, hat für 1902 einen besonders umfangreichen Katalog mit zahlreichen Illustrationen herausgegeben, der auf Verlangen überallhin gratis versandt wird.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Tischwäsche.



Tischtücher. Muster Nr. 6203.

Grösse		Stück	bei 3 Stck.
130×130 Cm.	für 4 Pers.	M. 3.50.	M. 3.35.
130×170 „	„ 6 „	„ 4.70.	„ 4.50.
160×170 „	„ 6 „	„ 5.75.	„ 5.55.
160×230 „	„ 8 „	„ 7.75.	„ 7.45.
160×340 „	„ 12 „	„ 11.50.	„ 11.—.

Servietten. Muster Nr. 6203.
65×65 Cm. Dtzd. M. 11.—, bei 3 Dtzd. M. 10.50.

Weissleinene Frühstücks-Servietten.
Gesäumt. Grösse 40×40 Cm.
Nr. 5828. a) Weinblattmuster, b) Blumenmuster, c) Vogelmuster.
Dutzend M. 3.90. Bei 3 Dutzend M. 3.75.



Tischtücher. Muster Nr. 6209.

Grösse		Stück	bei 3 Stck.
160×170 Cm.	für 6 Pers.	M. 10.50.	M. 10.—.
160×225 „	„ 8 „	„ 14.—.	„ 13.50.
160×340 „	„ 12 „	„ 21.—.	„ 20.—.

Servietten. Muster Nr. 6209.
40×40 Cm. Dtzd. M. 8.—, bei 3 Dtzd. M. 7.65.
65×65 „ „ „ 17.—, „ 3 „ „ 16.25.

Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir auf Wunsch unberechnet und portofrei.



Gesäumt.

Türkischrote **Krebs-Servietten.**
Nr. 5622.
Grösse 34×34 Cm.
Dutzend M. 2.60.

Grauleinene **Obst-Servietten** mit verschiedenen Fruchtmustern.
Nr. 5385.
Grösse 40×40 Cm.
Dutzend M. 3.60.

Weissleinene Tisch-Servietten. mit Hohlsaum gesäumt.
Grösse 85×85 Cm.
Stück M. 1.60.
Bei 3 Stück M. 1.55.

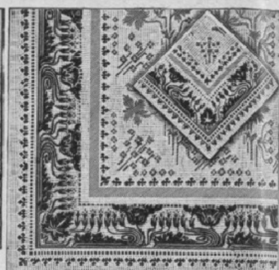


Tischtücher. Muster Nr. 6212.

Grösse		Stück	bei 3 Stck.
160×170 Cm.	für 6 Pers.	M. 14.—.	M. 13.50.
160×225 „	„ 8 „	„ 18.75.	„ 18.—.
160×340 „	„ 12 „	„ 28.—.	„ 27.—.
160×510 „	„ 18 „	„ 42.—.	„ 40.50.

Servietten. Muster Nr. 6212.
40×40 Cm. Dtzd. M. 11.50, bei 3 Dtzd. M. 11.—.
72×72 „ „ „ 30.—, „ 3 „ „ 28.75.

Die Preise verstehen sich für Tischtücher und Servietten fertig gesäumt.



Muster Nr. 5834.
Hochfeines, weissleinenes Theegedeck mit farbiger Kante.
Vorrätig: a) mit hellgrüner, b) mit lilafarbiger Kante.
Tischdecken: Grösse 175×175 Cm. St. M. 16.—.
„ 175×225 „ „ „ 20.50.
Servietten: „ 42×42 Cm. Dtzd. „ 17.50.

Grosse Auswahl in **Handtüchern,** abgepasst und vom Stück, sowie **Wirtschaftswäsche.**



Elektrische tragbare Lampe
5000 Erleuchtungen

Gewicht 180 Gramm, Länge 16 cm.

Keine Streichhölzer! Keine Kerzen mehr! Leuchtkraft unabhängig von Wind und Wetter!

„Immerfertig"

Hausgebrauch: Für dunkle Zimmer, Boden etc.
Offiziere: Um Nachts Karten zu lesen, Meldungen zu schreiben.
Fabriken: Wo offenes Licht ausgeschlossen.
Aerzte: Zu Untersuchungen und Nachtbesuchen.
Jäger, Polizeibeamte etc.

Ohne Drähte, ohne Chemikalien! Ein Druck und „Immerfertig" giebt ein **helles elektrisches Licht.**

Es kann in einem Benzin- oder Pulverfass ohne Explosionsgefahr zum Ableuchten verwendet werden.

Die Erneuerung geschieht **in etlichen Sekunden** durch Auswechseln der Trockenbatterie.

Preis: No. 31 (für die Tasche)	**16 cm** lang	M. **12.50**
„ „ 1 **heller leuchtend**	**23 cm** „	„ **12.50**
„ „ 2 noch heller leuchtend	**29 cm** „	„ **16.50**
„ „ 3 **grösste erreichbare Helligkeit**	**35 cm** „	„ **21.50**

Extra-Batterie (M. 1 für No. 31,) (M. 1.25 für No. 1 und 2,) (M. 2 für No. 3).
Porto 20 Pf. für No. 31 u. 50 Pf. für No. 1, 2 u. 3. Nachn. 30 Pf. extra.

J. Hurwitz, Berlin SW., Kochstr. 19.

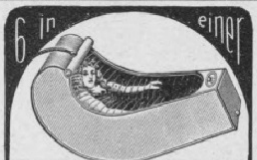
Aeusserung über den „Immerfertig"

Ich beehre mich, Ihnen mitzutheilen, dass wir die „Immerfertig" mit besonderem Nutzen bei den dienstlichen Nachtritten verwendeten, bei denen es sich um Auffinden unscheinbarer oder versteckter Oertlichkeiten handelte. Wegweiser und Karten konnten auch in ganz dunkeln Nächten sicher abgelesen werden.

München, 9. 3. 1901. *I. Schweres Reiter-Regiment.*

---

6 in einer



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Königreich Sachsen

Maschinenbau und Elektrotechnik

Ingenieurschule Zwickau

Ingenieur- und Techniker-Kurse

Prospekte kostenfrei

✚ UM SCHLANK ✚

zu werden, ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flac. mit Notiz Mk. 5 franko. Man wende sich an Herrn RATIÉ, Apoth., 5, Passage Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. HADRA, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsgasse, 12, Budapest. — *Man verlange den Stempel der "Union des Fabricants".*



„Schlafe patent"

Ein Wunder der Technik und Eleganz ist **Jaekel's Patent-Sofa „Unicum".** Bettstühle, Bett-Chaiselongue, Bettschränke etc. Zu beziehen durch alle Möbelgeschäfte.

Man fordere illustrirte Preisliste (Abt. I) gratis und franco.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN SW., Markgrafenstr. 20.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

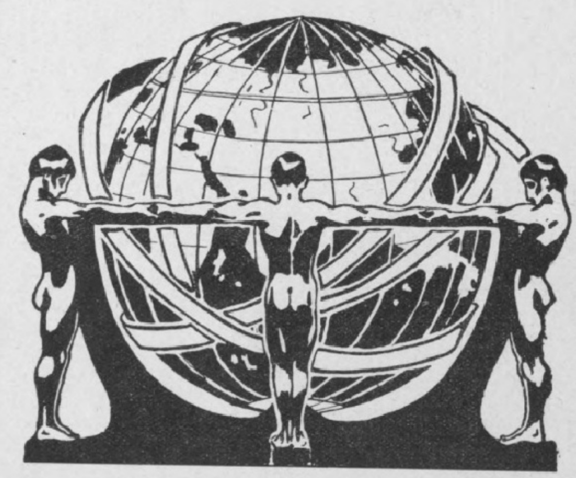
ODONTA
unübertroffenes MUNDWASSER
F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

HANNOVER CAKES FABRIK

NI·O·NE CHOCOLADE WAFFELN

PACKET 50 PF.



Jeder umsichtige
Industrielle und Kaufmann

sollte im eigenen Interesse vom neuen Jahrgang der

Deutschen Export-Revue

das soeben erschienene

= Heft 1 als Gratis-Probenummer =

verlangen.

Erweitertes Programm! Neue Erscheinungsweise!
Jährlich 24 Nummern M. 10. – (Fr. 12.50).

Abonnements nehmen entgegen die Buchhandlungen, Postanstalten, sowie der **Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger), **Abteilung „Deutsche Export-Revue", Stuttgart.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 31.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

Ein Gedanke ging hart und scharf Eleanor durch den Sinn, den so klar zu denken sie nie gewagt hatte: so wie heute war es immer gewesen, in den ganzen fünfzehn Jahren ihres Lebens! Oder doch wenigstens in allen den Jahren, an die sie sich zu erinnern im stande war.

Sie immer allein! Immer ganz allein. Niemand, der sich um sie kümmerte! Die Erzieherin bei ihr und die Dienstboten, sonst niemand. Eine Erinnerung stieg in ihr auf, viele Jahre alt: jener Winterabend, an dem sie allein im Zimmer gewesen war mit den Puppen. An dem es dunkel wurde und doch niemand kam. Wie sie die Thür geöffnet und in den Korridor hinausgerufen hatte, und niemand kam! Wie sie dann auf die Fensterbank geklettert war und das Fenster geöffnet hatte und hinunter sah auf die Straße, wo doch wenigstens Menschen vorübergingen und Wagen fuhren. Die eiskalte Winterluft war herein=



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Jetzt giebt's nichts mehr! Nach dem Gemälde von G. Chierici.

gedrungen, und sie hatte vergebens versucht, mit ihren kleinen Fingern das Fenster wieder zu schließen. Dann hatte sie sich in der Ecke zwischen Schrank und Thür zusammengekauert, und es war Nacht geworden und bitter kalt.

Seit damals war Eleanor das schwächliche, hinfällige Ding, das viele Jahre nötig gehabt hatte, um sich von der schweren Krankheit langsam zu erholen. Das man in keine Schule zu schicken wagte und das hinter den kleinen Altersgefährtinnen so weit zurückblieb, daß es schon am besten war, wenn man sie allein aufwachsen ließ, ohne die ungestümen Spiele andrer Kinder, mit denen sie ja doch nie hätte Schritt halten können.

Aus einer Lethargie erwachend, blickte sie um sich und stand auf. Ihre Füße waren wie erstarrt, sie hatte Mühe, die ersten paar Schritte zu thun. Sie mußte hinunter, es war unmöglich, länger so still, unbeweglich zu sitzen. Sie ging an der rechten Seite der Tribüne entlang, aber an deren Ende war es einsam und niemand zu sehen, hier würde sie weder ihren Vater noch Süderssen finden. Sie wandte um und mußte sich durch das dichte Gedränge von schwatzenden, lachenden Menschen einen Weg bahnen. Große Wasserlachen bedeckten den niedrig gelegenen Sattelplatz, und allenthalben war der lehmige Boden von den tausend hin und her gehenden Menschen so zertreten, zerwühlt, daß man Mühe hatte, die Füße in dem zähen Schlamm vorwärts zu bringen. Eine Minute lang prasselte ein Regenschauer nieder, man riß die Schirme auf und eilte unter den dürftigen Schutz der vorspringenden Dächer. Eleanor wurde in diesem hastenden Drängen mitgerissen, dann stand sie eingepfercht zwischen den durchfeuchteten Menschen unter dem Dachvorsprunge des Totalisatorgebäudes, ganz unfähig, sich zu rühren, in diesem beklemmenden, schrecklichen Angstgefühl, das einen überkommt, wenn man sich nach keiner Seite hin zu regen vermag und nicht mehr atmen zu können glaubt. Aber gleich darauf brach die kalte Sonne durch die Wolken, die Leute traten hinaus, und Eleanor war frei.

Eine halbe Stunde wanderte sie hin und her, von neugierigen Blicken gemustert, bisweilen ganz allein abseits von dem Trubel, dann wieder im Gedränge, einmal mitten in einem Kreise von Pferden, deren eines unter seinem Reiter sich hoch aufbäumte, so daß alle Umstehenden auseinander stoben. Sie versuchte, den Weg nach der Tribüne zurückzufinden, aber sie ging in der Irre, und zwei- oder dreimal wurde sie an dem Eingang zum Ersten Platze angehalten und nach ihrem Billet gefragt. Sie hatte kein Billet, und achselzuckend bedeutete ihr der Beamte, daß sie ohne Eintrittskarte die Linie nicht überschreiten dürfe.

Sie ging wieder zurück und von neuem hin und her. Einmal wurde es auf dem Platze hinter den Tribünen ganz leer, denn alle Welt war nach vorne geeilt, um das neu beginnende Rennen zu beobachten. Dann erhob sich in der Ferne ein Schreien und Rufen, und gleich darauf kam die ganze Menschenmenge zurück, eilend, laufend, in wenigen Augenblicken wieder den Platz füllend, mit einem Schelten und Lärmen und in einer Aufregung, die Eleanor nicht begriff, die sie in Angst versetzte.

Da plötzlich erblickte sie Süderssen.

Er stand an dem Holzgeländer der Brücke, über die sie im Laufe der letzten halben Stunde ein dutzendmal hin und her geirrt war. Er sprach mit zwei Offizieren und sah sie nicht. Die Arme hielt er über der Brust gekreuzt, dazwischen geschoben die Reitpeitsche.

Nun ging er langsam mit den beiden Herren, immer die Arme gekreuzt, nach rechts hinüber in der Richtung nach den Ställen, während Eleanor im Abstande ihm folgte, immer ängstlich sich hinter Gruppen von Menschen verbergend, um nicht gesehen zu werden. Sie würde warten, bis er allein sein würde und sie zu ihm gehen könnte. Nach einigen Minuten trennten sich die Offiziere von ihm, und Eleanor wollte schon vorwärts eilen, als Süderssen, sich umwendend, einen andern Herrn begrüßte. Er begleitete ihn über den Rennplatz, in eifrigem Gespräch, einmal, rasch umwendend, ganz dicht an Eleanor vorbei, die sich, sie wußte selbst nicht recht weshalb, hinter einem Busch versteckte.

Immer ging sie hinter ihm her in diesem wunderlichen Angstgefühl, daß, wenn sie ihn aus den Augen verlieren würde, niemand mehr da wäre, der sie aus der schrecklichen Situation retten könnte.

Jetzt stand er an dem Eingange zum Ersten Platze. Wenn er da hinein ging und sie konnte ihm nicht nach und der Beamte wies sie wieder zurück und sie würde Süderssen aus dem Auge verlieren, dann war alles aus.

Er ging wirklich hinein!

Da, mit einem letzten Aufgebot von Willenskraft, lief sie an dem Beamten vorbei ihm nach:

„Herr Süderssen!"

Der Mann am Eingange machte ein verdutztes Gesicht, er wollte dieses Ding, das schon zweimal den Versuch gemacht hatte, ohne Billet zu passieren, zurückholen, aber da war Süderssen schon neben ihr und hielt ihre beiden Hände in den seinen.

„Eleanor?! Wir suchen Sie seit einer halben Stunde. Ihr Vater und ich. Wo haben Sie gesteckt? Und was —?"

Aber er kam zu keinen weiteren Fragen.

Das Gesicht schneeweiß, stand sie vor ihm, und jetzt begannen ihre Hände in den seinigen zu zittern, so heftig, so konvulsivisch, daß er im Augenblick begriff.

„Sie haben uns gesucht, Eleanor. Ganz allein in dem Regen, in der Kälte, und fanden uns nicht."

Er zog ihren Arm in den seinigen und ging mit ihr an der Tribüne entlang, fort aus dem Gedränge der Menschen.

„Noch ein paar Schritte, Eleanor. Noch ein paar Schritte tapfer. So. Drüben im Pavillon ist es warm. Wir werden Thee bestellen oder sonst etwas Heißes. Nur ein paar Schritte noch."

Einen Augenblick schob er ihre Hand aus seinem Arm, nahm seinen Mantel ab und hing ihn um ihre Schultern. Dann, rasch vorwärts schreitend, nahm er ihre Hand von neuem und suchte die erstarrten Finger zwischen seinen Händen zu erwärmen.

Sie kannten sich nur flüchtig, sie waren nur die wenigen Male zusammengetroffen, wenn er bei Worms speiste und Eleanor auf ein paar kurze Minuten hereingerufen wurde, um vor dem Schlafengehen sich von dem Papa zu verabschieden.

Ob ihm je der Gedanke gekommen war, sich dem Mädchen jetzt oder später einmal zu nähern? Er wußte es selbst nicht. Sicherlich eine glänzende Partie, diese kleine Eleanor Worms, später einmal, aber sie war ja noch ein halbes Kind, das in seiner Dürftigkeit mit den unschönen Gesichtszügen ohne Worms' goldenen Reichtum vielleicht niemals, auch in aller späteren Zeit nicht, auf die Beachtung der Männer würde hoffen können.

Nun saß er neben ihr, dicht an dem großen Ofen, der dem Kalenderfrühling zum Spott noch glühte und den Pavillon mit einer behaglichen Wärme durchströmte. Niemand war anwesend. Die paar Offiziere und deren Damen, die eben noch in der Nische am Fenster gesessen hatten, waren hinausgegangen, um das Rennen zu beobachten. Die Mamsell am Büffett gähnte hinter dem Samowar, die Kellner drückten ihre Nasen an die Fensterscheiben und schauten gespannt nach der Rennbahn hinüber, wo jetzt die Jockeys in dünnen seidenen Jacken gegen den Ostwind galoppierten.

Er hielt die beiden Händchen, von denen er die weißen Handschuhe gestreift hatte, zwischen seinen Fingern und fuhr darüber hin, weich, warm, glättend. Er nahm das Theeglas und führte es an Eleanors Mund:

„Sie müssen trinken, tüchtig. So."

Und er lächelte mit seinem anmutigen Lächeln, das immer etwas Mädchenhaftes hatte. Er rückte ihren Stuhl, er schob ihre kalten starren Füße in den kleinen Stiefeln gegen die heiße Platte des Ofens.

Eine Weile sprachen sie davon, wie das gekommen sei, daß Eleanor sich verirrt und ihn und Worms auf dem ganzen Platze vergebens gesucht hatte, mit halblauter Stimme, wie man redet, wenn in einem so großen Raume die Gäste fort sind und alles ringsum schweigt.

Sie sprachen auch von den Rennen, und daß „Old York" heute im letzten Rennen laufen und von Süderssen geritten werden würde, — noch zwei Stunden Zeit bis dahin — dann, sie wußten selbst nicht mit welchem Uebergange, kamen sie auf ganz andre Dinge.

Zunächst auf Vevey. Würde Eleanor wirklich, wie Worms das wünschte, dorthin gehen? Für ein ganzes langes Jahr? O, Vevey ist schön! Er, Süderssen, war zweimal dort gewesen, damals als seine kleine Schwester Claire auch drüben in Pension war.

„Sie haben eine Schwester?"

„Ja, sie ist — lange schon tot."

„Aber sie haben noch andre Geschwister?"

„Nein."

Es ging etwas Weiches, Mildes von ihm aus, eine fast frauenhafte Behutsamkeit, mit der er immer noch um Eleanor besorgt war.

Er sagte: „Sie erinnern mich an meine Schwester, Eleanor, — sie war so jung wie Sie. Und so schlank."

Aber im Augenblick danach war er von den eignen Worten peinlich überrascht. Diese kleine tote Claire war in seinem kahlen, zwecklosen, ruinierten Leben die einzige warme Erinnerung, die in seinem leeren Herzen bis zum heutigen Tage einen Platz sich gewahrt hatte, — nun dieser falsche, aus einer banalen Höflichkeitsformel konstruierte Vergleich! Kein größerer Gegensatz als seine kleine tote Schwester mit dem süßen Kindergesicht und das blasse, unschöne Ding da vor ihm!

Er schwieg. Er starrte vor sich hin, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

Ueberhaupt, was wollte er hier? Er würde jetzt gehen und Worms rufen. Mochte der gefälligst seiner Tochter Gesellschaft leisten, wie es des Alten verdammte Pflicht und Schuldigkeit war.

Er, Süderssen, hatte zum Kuckuck mehr zu thun, als hier vor dem Feuer zu sitzen. Draußen folgte Rennen auf Rennen, in denen er Wetten abschließen und Geld gewinnen konnte, — lächerlich, hier den Kavalier des häßlichen Dinges zu spielen, das Worms in seiner immer gleichen Rücksichtslosigkeit allein gelassen hatte, und das nun ihm, den das gar nichts anging, auf dem Halse saß!

Er schob mit einer raschen Bewegung den Stuhl zurück.

„Ich muß nun gehen."

Aber mit einem so erstaunten Blicke sah sie ihn an, ein solches Erschrecken ging über ihr Gesicht, ein so trauriger Zug von Enttäuschung und dann von Hoffnungslosigkeit, daß er es nicht übers Herz brachte, sie allein zu lassen.

„Oder soll ich bleiben?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann ja — ich — ich kann hier warten — wirklich, ich kann —"

Er blieb.

Sie sprachen, nur um überhaupt etwas zu sagen, wieder von Vevey.

War Eleanor schon viel auf Reisen gewesen?

Nein, nie.

Welche Schule hatte sie besucht?

Nie eine Schule. Die Lehrerinnen waren ins Haus gekommen.

Und langsam, in kurzen, gleichgültigen Fragen und kurzen, wenig bedeutenden Antworten entrollte sich vor Süderssen diese einsame Jugend, die keine Mutter gekannt hatte und vielleicht auch keinen Vater. Die Jugend eines häßlichen Dinges, mit dem man nach außen hin keinen Staat machen konnte, das, krank und schwächlich, der ewige Anlaß ärgerlicher Sorgen gewesen war, das nie und unter keinen Umständen neben dem großen Worms als ein wenn auch noch so bescheidenes Schmuckstück zur Geltung kommen würde.

Eleanor verstand wohl nicht, was in ihm vorging.

Oder verstand sie es doch?

Er hatte wieder ihre Hände genommen und strich von Zeit zu Zeit leise darüber hin.

Sie blickte auf.

„Sie werden nun gehen müssen?"

„Nein nein, noch nicht."

Worms und dieses Kind — es war traurig, das auszudenken.

Aber schließlich, was kümmerte ihn das alles? Es giebt trübere Schicksale, an denen man vorübergeht, weil man nicht helfen kann oder doch nicht Lust hat, sich die Laune zu verderben.

*

Sie trafen Worms am Ende des Sattelplatzes, in der Nähe des Kiefernwaldes, wo Jefferson, sein Trainer, Old York sattelte.

Nur ganz flüchtig wandte sich Worms zu Eleanor: „Wo steckst du?" dann richtete er alle Aufmerksamkeit sofort wieder auf das Pferd. Vielleicht um Eleanor zu imponieren, beugte er sich nieder und fuhr mit Daumen und Zeigefinger, den Kopf möglichst weit zurückhaltend, die rechte Vorderfessel des Pferdes entlang. Und als der alte Steepler mit der Lammsgeduld, welche diese Veteranen der Rennbahn auszeichnet, sich das ruhig gefallen ließ, überkam Worms ein Gefühl dankbarer Zärtlichkeit.

„Ah so, jawohl o —," und er tätschelte den Hals und fuhr, ohne Rücksicht auf den hellgrauen Handschuh, über die regenfeuchte Mähne. Dann ging er im Kreise um das Pferd, den Kopf immer etwas schräg haltend, wie jemand, der die Aufgabe hat, alle Points eines Gaules genau zu mustern, und von dessen richtigem Urteil viel abhängt.

Süderssen stand neben Eleanor, die Hände und den Knopf der Reitpeitsche in den weiten Taschen seines Regenmantels vergraben, gleichgültig, apathisch. Der Trainer, ein schweigsamer Engländer mit dünnen, zusammengekniffenen Lippen, sagte gleichfalls kein Wort, nur wenn Worms ihn etwas fragte, gab er kurz Antwort, in der verdrossenen Art dieser Leute, die ihre Pferde am liebsten ohne Zeugen satteln und die Besitzer der Pferde mit den ewigen unnötigen Redensarten im Grunde genommen zum Teufel wünschen.

Old York war einer der jenseits des Kanals ausrangierten, immer etwas schäbigen irischen Vollblüter, die von den Pferdehändlern über Winter auf der grünen Insel für ein Butterbrot angekauft und in Massen über den Kanal gebracht werden. Manche dieser Pferde haben einen ganzen Roman hinter sich: eine glanzvolle Jugendzeit, klassische Siege, Besitzer, die sie zu reichen Leuten gemacht haben, und Besitzer, die von ihnen ruiniert wurden, den Beifallsjubel von Zehntausend und die Verwünschungen von Zehntausend, eine Renncarriere, die rascher oder langsamer bergab ging, bis man sie schließlich, nachdem sie alt und müde geworden, zusammenpackte und mit einem Dutzend Leidensgefährten nach Deutschland brachte, wo sie vielleicht immer noch im stande sein mochten, auf den Rennbahnen hie und da einen Brocken aufzuschnappen.

In den Augen dieser Tiere meint man bisweilen ihre ganze Geschichte zu lesen. Andre Pferde in ihrem Alter, achtjährig oder zehnjährig oder zwölfjährig, stehen auf der Höhe ihrer Lebenskraft, während in den Augen der alten, verbrauchten Vollblüter ein trostloser Ausdruck von stumpfer Müdigkeit liegt. Erst in dem Augenblicke, da die rote Fahne des Starters sich gesenkt hat und sie im Rudel der andern Pferde über den grünen Rasen galoppieren, erwachen sie zum Leben. Und sie laufen und kämpfen mit derselben Treue, mit der sie als junge Pferde auf den Bahnen von Epsom und Ascot liefen und kämpften. Nur daß die Beine nicht mehr recht dem Willen gehorchen und der Besitzer eines Tages zu seinem Leidwesen erkennt, daß es sich nicht mehr lohnt, für den alten Herrn Hafer und Training zu bezahlen. Dann verschwindet der Gaul, und man hört nie mehr von ihm.

Was Old York betrifft, so war er aus der Schar der „Importierten" einer der wenigen Glücklichen, die ihren in England verblaßten Ruhm auf den Berliner Rennbahnen zu neuem Ansehen brachten. Nicht etwa, daß er große Rennen gewann, aber in den kleinen Bataillen stand er in einer so vortrefflichen Weise seinen Mann, daß er Süderssen, der den Ankauf vermittelt hatte, ebenso zur Ehre, wie Worms zur Freude gereichte. Endlich ein Pferd, das für Worms Rennen gewann! Nach hundert Fehlschlägen des ganzen langen, letzten Rennjahres endlich einmal Erfolge!

Ein dichter Kreis von Menschen drängte um die Gruppe, alle die Neugierigen, die vor dem Rennen einen Blick auf den Favorit werfen wollen und sich einbilden, bei dieser flüchtigen Musterung vielleicht Aufschluß darüber zu erhalten, ob das Pferd sich in der „genügenden Rennverfassung" befindet.

Old Yorks Eigentümer war innerhalb dieses Kreises der einzige, der sich lebhaft hin und her bewegte. Er sprach laut, er wandte sich zu Süderssen mit einer Frage und zu dem Trainer mit einer andern Frage, jeder der Anwesenden hatte das Recht, zu erkennen, daß er, dieser Mann, der da sprach und sich mit dem Pferde beschäftigte, wirklich Worms sei. Nicht der Worms von der Börse, denn auf einen solchen Worms kam es hier nicht an, auch nicht jener Worms von einst, der ein Stern der deutschen Bühnenkunst gewesen war, sondern einfach und allein: Worms, der Rennstallbesitzer! Ein Mann, der heute im Begriffe stand, mit Old York das dritte Rennen im Verlauf von vierzehn Tagen zu gewinnen, der ohne Rücksicht auf alle bisherigen Mißerfolge zäh am Rennsport festgehalten hatte und der eines Tages mit derselben Gewißheit den Turf erobern würde, wie er vor Jahren auf dem Parkett der Börse Sieger geblieben war.

Jemand trat in den Kreis, rücksichtslos die Umstehenden auseinanderschiebend, ein Koloß, breitschultrig, in der Hand, obwohl es nicht mehr regnete, einen aufgespannten Schirm.

Der Graf von Loo.

Jeder kannte ihn, und die Leute drängten näher hinzu, um zu hören, wie er sich über Old York äußern würde.

Er bezeigte indessen keinerlei Lust, irgend jemand diesen Gefallen zu erweisen. Er nickte Süderssen flüchtig zu und blieb neben ihm stehen, die glattrasierten Lippen, die dem massiven Kopf einen Ausdruck von Energie gaben, fest zusammengepreßt. Eine Weile betrachtete er das Pferd scharf, aufmerksam, dann ließ er gleichgültig den Blick in die Höhe gehen und beobachtete einen Flug Tauben, der in langen Linien über den Wald flatterte und wieder zurückkam.

Jeder in seiner Nähe, auch Worms, auch Eleanor, schaute nicht mehr auf das Pferd, sondern auf ihn.

Er wußte das, aber er gab sich den Anschein, als sei ihm alles ringsum gleichgültig. Dann gähnte er und sah auf Süderssen, der, einen Kopf kleiner, in schlaffer Haltung neben ihm stand.

„Na?"

„Was?"

„Wird der alte Klepper gewinnen?"

„Ich denke."

„Sie reiten ihn?"

„Ja."

„Wollen Sie mich, bitte, vorstellen," sagte Worms. Dieser „alte Klepper" tönte ihm schrill im Ohr, aber eine so günstige Gelegenheit, Loo kennen zu lernen, fand sich nicht leicht wieder.

Kaum fünfzig Jahre alt, hat der Rennsport in Deutschland noch keine rechte Geschichte, wenn man aber in späteren Zeiten einmal diese Historie wird schreiben wollen, so bedeutet sie, wenigstens in ihren Anfängen, nicht viel andres als eine Geschichte der Grafen von Loo. Sie waren die ersten, die vor einem halben Jahrhundert englische Rennpferde nach Deutschland holten, sie brachen sich durch Generationen hindurch „cross country" die Knochen, und sie wandelten zu Nutz und Frommen dieser Institution im gleichen Zeitraume den größten Besitz Schlesiens so gründlich in ein wesenloses Nichts, daß der letzte Träger des Namens sich nie mehr in die fatale Notwendigkeit versetzt sah, im Winter von der Riviera aus oder im Sommer von den zahllosen Rennmeetings fort sich in die schlesische Wüste zu begeben.

„Herr Worms, — Herr Graf von Loo," sagte Süderssen, dann wandte er sich noch einmal zu Worms: „Ich gehe jetzt hinüber zur Wage, in zehn Minuten bin ich zurück."

Er vergaß, sich von Eleanor zu verabschieden, die seitab stand, von niemand beachtet.

Mit seiner gelangweilten, farblosen Grandseigneurmiene hatte sich der Graf bei der Vorstellung zu Worms umgedreht, dann ganz plötzlich wurde er lebhaft.

„Ich habe von Ihnen gehört. Man hat mir erzählt. Sie sind der Worms, der damals in Warschau spielte. In der Komödie? Was? Nicht?"

Er sprach laut, mit einer beinah brutalen Stimme, die nicht gewohnt ist, auf die Umgebung irgendwann Rücksicht zu nehmen oder überhaupt je von der Voraussetzung auszugehen, daß eine Umgebung existiert.

Worms erblaßte.

Zum erstenmal seit undenklicher Zeit verlor er die Contenance. Er war immer stolz gewesen auf seine ruhmreiche Künstlervergangenheit, aber schließlich giebt es Zeiten, wo man diese Erinnerungen auf sein eignes Ich zu beschränken und von andern Leuten nichts mehr darüber zu hören wünscht. Am wenigsten hier, auf dem Rennplatze, neben seinem eignen Pferde, in einem Kreise von hundert neugierigen Menschen. Gut, er war Künstler gewesen, gut, aber er war heut etwas andres, mehr! Ein Mann von Welt, Sportsman! Was zum Henker brauchte man die alten Geschichten just in diesem Augenblicke aufzuwärmen!

Der Graf stand dicht vor ihm, mit seiner riesenhaften Figur über ihn gebeugt, so dicht, daß Worms unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Aber der andre hielt ihn mit einer unfaßlichen, den allergewöhnlichsten Regeln eines zwischen Gentlemen üblichen Verkehrs hohnsprechenden Vertraulichkeit am Rockknopfe.

„Ich war damals in Warschau zu Besuch. Noch sehr jung, natürlich. Jeden Abend im Theater. Sehr nette Erinnerung. Also derselbe Worms? Was? Wie?"

Worms stotterte ein paar Worte, und nun begann der andre, immer diesen lächerlichen Regenschirm über dem Kopfe und Worms am Rockknopf hin und her wiegend, eine Auseinandersetzung.

Hatte Worms damals den Mortimer gespielt? Nein? Richtig, nein. Egal. Aber Tell, was? Famos. Lear, auch gut. Und Richard? — Heh?

Worms schnappte nach Luft. Der Rennplatz, das Pferd, der ganze Kreis Menschen um ihn her begann sich zu drehen.

Der Graf klopfte ihn auf die Schulter: „Eine etwas banale Auffassung, mein Lieber, damals. Ganze Schauspielkunst damals noch etwas banal. Habe mich immer dafür interessiert. Jetzt nicht mehr so, aber früher."

Ein paar Offiziere traten heran, um ihn etwas zu fragen, aber er winkte ab: „Gleich, nachher," und er fuhr fort, Worms zwanzig Jahre zurückliegende Darstellung des Richard zu kritisieren, in Ausdrücken, wie sie ein Lehrer bei begriffsstutzigen Schülern anwendet, Worms' schwächliche Einwürfe gar nicht beachtend, mit einer so lauten Stimme, daß Entferntstehende glauben mochten, es handle sich um einen Streit.

Es hätte für Worms noch ein Dutzend Dinge gegeben, die zu erledigen waren. Old York noch einmal zu mustern, mit dem Trainer zu sprechen, mit Süderssen Rücksprache zu nehmen, sich nach dem Stande der Wetten zu erkundigen, Wetten abzuschließen, die andern Pferde zu betrachten, sich einen Platz auf der Tribüne zu suchen u. s. w. — aber unmöglich, sich von dem Griff des andern frei zu machen. Er sah wie durch einen Schleier Süderssen zurückkommen, seinen Paletot ablegen und in der roten Seidenjacke neben das Pferd treten — ihn aufsteigen, im Schritt davonreiten, die Leute hinterher gehen und den weiten Platz um sich leer werden. Er wollte sich losmachen und sagen: „Erlauben Sie, verzeihen Sie, ich muß fort," und schließlich sagte er das auch wirklich, aber der Graf achtete gar nicht darauf.

„Richard von Gloster! Wenn man den zu spielen den Mut hat, mein Lieber, so soll einem der Teufel im Leibe rumoren! Aber ihr Komödianten glaubt, ihr könnt diesem Satan mit alten verbrauchten Gesten und albernen Grimassen



Blindekuhspiel.

Nach dem Gemälde von Achille Fould.



Die Marksburg bei Braubach am Rhein.

Originalzeichnung von Karl Oenike. (Text S. 597.)

zum Leben verhelfen! Ihr wollt Könige darstellen mit einer Krämerseele im Leibe!"

Und ehe Worms zu Atem kommen und auf irgend eine dieser alles Maß überschreitenden, in jeder Beziehung unfaßlichen Redensarten ein Gegenwort finden konnte, begann der andre mit künstlich verhaltener Stimme, die sich in einer grellen, lächerlichen Weise steigerte:

„Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks.
Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
Weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,
Als meinen Schatten in der Sonne spähn
Und meine eigne Mißgestalt erörtern;
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden."

Mit einem matten Blicke sah Worms in die Runde, es war niemand mehr da, kein Zeuge dieser lächerlichen Scene. Ausgenommen ein paar Stalljungen, die in Holzeimern Wasser holten, und hie und da einzelne Leute, die sich bei den Wetten verspätet hatten und in Eile über den Platz liefen, um noch zum Rennen zurecht zu kommen.

Wie mancher, der sein Leben hindurch andre tyrannisiert hat, bei dem ersten Anlasse, wo ihm ein Stärkerer entgegentritt, schwächlich und klein beigiebt, so erging es Worms. Einmal ganz flüchtig ging es ihm durch den Sinn und fiel es ihm auf, daß der Graf von Loo ihm selbst, Worms, ähnlich sehe: dasselbe bartlose Gesicht, dieselbe breitausladende Gestalt, nur daß er selbst neben dem Riesen an Körpergröße klein erschien. Dann überkam ihn dieses wunderliche Gefühl des Besiegten, der unerwartet seinen Meister gefunden hat, ein Gefühl von Schwäche, das aber nichts Bedrückendes hatte, sondern im Gegenteil fast angenehm und einschläfernd wirkte.

Sie gingen zusammen über den leeren Platz nach der Tribüne, und nur undeutlich dachte Worms an Old York und das Rennen. Er sah einen kleinen Schatten hinter sich, Eleanor, die allein in seiner Nähe geblieben war und wie ein verlaufenes Hündchen ihm folgte. Aber er wandte nur kurz den Kopf nach ihr um und richtete gleich wieder alle Aufmerksamkeit auf diese triviale, durch und durch falsche Auseinandersetzung über die Art und Weise, wie der Graf von Loo König Richard dargestellt zu sehen wünschte.

So kamen sie nach vorn in die Nähe der Barrieren, dann gingen sie links hinauf in die reservierte Loge des Klubs.

Man wandte den Kopf nach ihm und seinem Begleiter. Man schien erstaunt zu sein, die beiden zusammen zu sehen, und nun erfüllte Worms ein neues, andres Glücksgefühl. Er und der Graf. Sie beide zusammen in der Loge! Nicht in der Loge auf der großen Tribüne, wo alle Welt sitzt, sondern in dem kleinen Pavillon, der inmitten des Platzes, genau gegenüber dem Ziele, sich befindet. Rechts und links und vor und hinter ihm Gardeoffiziere, Mitglieder des Unionklubs, drei Schritt neben ihm, in der Loge an der Ecke der Herzog von Ujest! Er wußte selbst nicht, wie er da hinaufgekommen war auf diesen Platz, der nur für die wenigen Auserwählten der Auserwählten reserviert ist.

Es giebt Grenzen, die nach Stand und Geburt jedem Sterblichen gesteckt sind, letzte Grenzen von Ruhm und Ansehen, die von Hunderttausenden kaum einer erreicht.

Worms hatte sie erreicht.

Wenn er in dieser Stunde noch einen Wunsch auszusprechen gehabt hätte, so wäre es vielleicht der gewesen, daß die Bekannten seiner Vergangenheit, in erster Linie die gesamte Börse, drüben rechts sich ordnen, bataillonsweise Aufstellung nehmen und mit „Augen links" vorbeimarschieren müßten — er, Worms, lächelnd, nickend, die Hand leicht zum Gruße erhoben.

Da mitten in diesen Traum von Glück hinein überkam ihn ein Schrecken.

Eleanor saß hinter ihm!

Sie war ihm nachgelaufen, natürlich, und statt unten vor der Tribüne zu warten, bis er zurückkommen würde, war sie ganz unbekümmert ihm gefolgt!

Jeder weiß, daß in dem Pavillon ausschließlich die Kavaliere Platz nehmen, und bei diesem allerersten mal, wo der heilige Raum sich für Worms geöffnet hatte, erschien hinter ihm dieses lächerliche Anhängsel!

Es war zu gewärtigen, daß jeden Augenblick ein Bevollmächtigter erscheinen und etwa fragen würde:

„Wer hat die junge Dame mitgebracht? Sie, mein Herr? Ihren Namen, mein Herr, wenn ich bitten darf. Sie verzeihen, mein Herr, aber ich muß Sie ersuchen, den Platz zu räumen. Die Tribüne gehört einzig und allein den Mitgliedern des Klubs."

Und dieses unglückselige Anhängsel am Arme würde Worms unter den lächelnden Blicken des ganzen Rennplatzes den Pavillon wieder verlassen.

Das wäre einfach und klar das Ende! Der Schluß! Eine Blamage, die man nicht übersteht und nach deren Vollzug einem nichts weiter übrig bleibt, als sein Leben künftighin in irgend einem Winkel zu beschließen.

Er saß ganz still, er hörte mit halbem Ohre, wie man in der Nähe seinen Namen nannte und von Old York sprach. Mechanisch nahm er wie der Graf von Loo und alle andern Herren den Krimstecher vor die Augen und blickte nach der Richtung hin, wo die Pferde etwa sein mochten. Aber er sah nichts.

Aus einer ganz übertriebenen Güte hatte er Eleanor heute zum erstenmal mitgenommen.

Das war das Resultat!

Nie hatte dieses Ding ihm irgend eine wirklich bemerkenswerte Freude bereitet! Ewig krank, ewig häßlich, in den meisten Dingen unbegabt, eigentlich nichts andres als ein Hemmstein, den er hinter sich her schleppte und der — die Sache kühl, klar und nüchtern betrachtet — Worms ganzem Leben eine falsche Richtung gegeben hatte.

Sich vorzustellen, wie seit fünfzehn Jahren ohne das Kind alles hätte anders kommen können: das hübsche Haus in der Sigismundstraße voll Leben und Amusements, nichts von der puritanischen Nüchternheit mit Krankenzimmerluft und schwarzgekleideten englischen Erzieherinnen, deren bloßer Anblick jeden Gedanken an heitere Sinnenlust zu Eis gefrieren machte!

Man ist kein Rabenvater, weiß Gott nicht; man hat seine besten Jahre hindurch tagtäglich ganze Stunden im Kinderzimmer versessen und ist einmal selbst mitten in der Nacht bei zwanzig Grad Kälte in die Apotheke gelaufen, um für Eleanor eine Medizin zu holen.

Man verlangt auch keine Dankbarkeit — man verlangt überhaupt nichts, gar nichts — nur in Ruhe gelassen werden, nur mit diesem Dunst von Kinderstubenluft und Höhere Töchter-Langeweile sich nicht das bißchen Rest von Lebenskraft und Elastizität vergiften lassen! (Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Alpen.

Der Hochtourist gilt dem Publikum immer noch als ein frevelhafter Wagehals. Er wird in den großen Sommerstationen der Alpen mit einer seltsamen Scheu betrachtet, als ein Mensch, der leichtsinnig mit dem Leben spielt. Er hat häufig genug vor Antritt seiner Ferienreise mit den eignen Angehörigen bittere Kämpfe zu führen, und nichts ist häufiger als die entrüstete Frage: „Wie können Sie als Familienvater solche Sachen machen?" All das ist für den begeisterten Hochwanderer wenig erfreulich; es kostet gar zu viel Atem, um jedem einzelnen klar zu machen, daß es um die „Gefahren der Alpen" nicht gar so arg bestellt ist. Und so sei denn versucht, vor einem größeren Publikum das Netz alter Vorurteile zu zerreißen.

Die Furcht vor dem Hochgebirge hat eine ganze Anzahl von Wurzeln. Die älteste und stärkste ruht in dem Aberglauben, wonach das Gebirge, wie auch das Meer, von starken feindlichen Geistern bewohnt ist, die den Menschen strafen, wenn er sich vorwitzig ihrem heiligen Sitze nähert.

Als unsre Alpen vor kaum einem Jahrhundert zuerst von Menschen aus den Tiefländern, denen nun endlich die majestätische Pracht des Hochgebirges zum ästhetischen Bewußtsein gekommen war, aufgesucht wurden, da war die eingeborene Bevölkerung von diesem Grauen noch ganz und gar erfüllt; namentlich die Welt des ewigen Eises war ihnen, wie der Maori sagen würde, „Tabu": so kühn die wetterharten Jäger und Hirten auch in den Felsen kletterten, das Eis vermieden sie mit abergläubischer Scheu, in ausgesprochener Furcht vor den Geistern der Berge. Und von dieser abergläubischen Furcht geht noch heute, unbewußt, etwas in die Darstellungen von den Gefahren der Berge über. Der zweite Grund ist der, daß es sich um einen verhältnismäßig neuen Sport handelt. Daß Menschen beim Schwimmen, Rudern und Segeln, beim Reiten, Fechten, Schlittschuhlaufen, auf der Jagd verunglücken, das ist seit Tausenden von Jahren dem Volksbewußtsein vertraut. Ein solcher Unfall ist darum nicht „sensationell", und darum kommt es dem Publikum gar nicht zum Bewußtsein, daß die Zahl der alpinen Unglücksfälle nur einen winzigen Bruchteil zu der jährlichen Verlustliste des Sports in allen seinen Gestalten stellt. Jeder alpine Unglücksfall geht mit allen möglichen Details durch die ganze Presse, während das Kentern eines Bootes oder das Ertrinken einiger unglücklichen Schlittschuhläufer immer nur ein lokales Interesse erweckt.

Daß die Gefahren der Hochtouristik derart aufgebauscht wurden, daran sind die Alpensteiger selbst nicht ganz ohne Schuld. Solange das große Publikum jede ernstere Hochtour als eine Wagethat betrachtet, liegt für die Beteiligten die Versuchung nahe, ihre Schilderungen so zu färben, daß sie selbst als Helden erscheinen. Nun, wie gesagt, es ist nicht halb so schlimm. Daß dem Steiger in den Alpen Gefahren drohen, soll natürlich nicht geleugnet werden. Aber die absolute Zahl der jährlich vorkommenden ernsten Unfälle ist doch eine so winzige, daß man schon daraus ersehen kann, wie harmlos im allgemeinen der Sport ist, und daß der Vergleich mit den andern gefährlichen Körperübungen, namentlich mit denen auf dem Wasser und dem Eise, von dem sehr gefährlichen Fußball ganz zu schweigen, das Publikum beruhigen sollte. Geht man auf Einzelheiten ein, so findet man, daß der eigentlichen Hochtouristik nur ein geringer Bruchteil der Todesfälle aufs Schuldconto geschrieben werden darf, und daß selbst von dieser kleinen Zahl wieder der allergrößte Teil weniger den „Gefahren der Alpen", als dem Leichtsinn der Betroffenen zuzuschreiben ist, die in mangelhafter Ausrüstung oder in verhängnisvoller Ueberschätzung ihrer Leistungsfähigkeit Touren unternahmen, denen sie nicht gewachsen waren.

Scheiden wir zunächst diejenigen Fälle aus, die zwar alpine Unglücksfälle sind, aber mit der Hochtouristik nicht das mindeste zu thun haben. Es sind vor allem die Abstürze von Eingeborenen, die in ihrem Berufe als Hirten, Jäger, Mäher oder Blumensammler zu Tode kommen; das sind „Berufsunfälle", die sich in gleicher Zahl auch in der Ebene ereignen. Ebensowenig gehört es in die Sportchronik, wenn Handwerksburschen, Landbriefträger oder derartige berufsmäßige Passanten des Hochgebirges im Schneesturm erfrieren oder sich in der Dunkelheit oder im Nebel verirren und so ihr Leben verlieren. Ebenso sind auszuscheiden Unglücksfälle, die sich zwar in den Alpen ereignen, aber nicht alpiner Natur sind. Wenn den Baron Peccoz auf dem Grenzgletscher der Schlag rührt, wenn zwei Touristen, die mit der Zahnradbahn auf den Pilatus gekommen sind, der Blitz erschlägt, oder wenn ein Stein unglücklicherweise gerade in eine Postkutsche hineinschlägt und jemand tötet, so hat das mit der Hochtouristik nicht das mindeste zu thun. Ebensowenig hat sie die verhältnismäßig bedeutende Anzahl von Spaziergängern auf dem Gewissen, die in der Nähe von Sommerfrischen zu Tode kommen, sei es, daß sie aus Versehen oder aus Leichtsinn vom Wege abkommen oder daß sie an gefährlichen Punkten Blumen pflücken.

Wenn wir nun die schon stark zusammengeschrumpfte Anzahl der jetzt noch übrig bleibenden eigentlichen alpinen Unglücksfälle betrachten, nämlich alle diejenigen, die bei Paßüberschreitungen und wirklichen Bergbesteigungen sich ereignen, so fällt die merkwürdige Thatsache ins Auge, daß die Mehrzahl aller Unglücksfälle sich an den leichtesten Bergen ereignet. Besonders berüchtigt sind der Pilatus, die Dent de Jaman, die Raxalpe bei Wien, die Zugspitze bei München. Die Ursache dafür ist klar; gerade weil diese Berge so harmlos sind, und weil sie großen Städten so nahe liegen, werden sie nicht von Hochtouristen im eigentlichen Sinne, d. h. von erfahrenen, sportgeübten Steigern besucht, sondern von dem großen bergfremden Publikum, von Anfängern, die mit der mangelhaftesten Ausrüstung, ohne Kenntnis der Technik, häufig genug auch ohne Kenntnis des Weges darauf

losbummeln. Man kann gar nicht selten an der Zugspitze Menschen in Gummischuhen und mit einem Regenschirm in der Hand treffen, die allein, ohne einen erfahrenen Begleiter und natürlich ohne einen Führer, an den Eisenstiften herumklettern. Daß hier nicht unvergleichlich viel mehr Unfälle geschehen, ist ein reines Wunder. Also auch diese Rubrik darf dem Sport nicht zur Last gelegt werden, denn ihre Opfer fallen nur aus dem Grunde, weil sie vom Sport selbst keine Ahnung hatten.

Es bleibt uns jetzt nur noch eine sehr kleine Zahl jährlicher Unfälle übrig, die wirkliche Hochtouristen bei wirklichen Hochtouren betreffen. Von diesen kommt mehr als die Hälfte auf das Conto des „Alleingehens“; es ist dies eine Ausgestaltung des Bergsportes, die ich persönlich nicht anstehe, als Ausartung zu bezeichnen. Der kleinste Zufall, den der in Gesellschaft befindliche Wanderer spielend überwindet, kann dem Alleingeher verhängnisvoll werden. Eine momentane Schwäche beim Klettern, das Durchbrechen einer Eisstufe oder das Ausbrechen eines Felsgriffes stürzt ihn ins Verderben, während der mit einem Kameraden verbundene Steiger am Seil Sicherung findet; und so ist es denn kein Wunder, daß ein großer Teil der jährlichen Opfer Alleingeher sind. So eigentümlich es klingen mag, der geübte Steiger befindet sich beim Alleingehen auf irgend einem schwierigen Gipfel in wesentlich geringerer Lebensgefahr als der alleinwandernde „Jochfink“, der über die Pässe von einem Thal zum andern marschiert; denn der Hochtourist wird zurückerwartet und pflichtgemäß gesucht, wenn er nach einer bestimmten Zeit nicht wieder angelangt ist, um den Paßwanderer aber kümmert sich niemand; und dann kann es geschehen, daß solch ein unglücklicher Mensch zehn Schritte von einem im Sommer viel besuchten Wege in den ersten Tagen des Herbstes beim Blumenpflücken den Fußknöchel bricht und rettungslos verhungert.

Es wird nicht möglich sein, das Alleingehen ganz auszurotten, weil es als die Gipfelleistung des Alpinismus angesehen wird, und weil der Ehrgeiz jüngerer Steiger, die Abenteuerlust dieser gefährlichsten Abart des Alpinismus immer wieder neue Anhänger zuführt. Aber man sollte sich hüten, diese Unglücksfälle dem gesamten Alpinismus zur Last zu legen. Wer in Begleitung zu gehen pflegt, wie die ungeheure Mehrzahl aller Touristen, der ist berechtigt, jede Verantwortung für diese Unglücksfälle der Alleingeher abzuweisen.

Was jetzt noch übrig bleibt, sind kaum ein Dutzend Fälle jährlich auf eine Anzahl von ausgeführten Hochtouren, die mit 50 000 sicher noch zu gering, mit 100 000 vielleicht zu hoch geschätzt werden; und selbst von jener geringen Anzahl entfällt wieder weitaus der größte Teil nicht auf objektive Gefahren der Alpen, sondern auf persönliche Verschuldung der Betroffenen. Bald gehen Partien führerlos, denen die Qualifikation dazu mangelt, bald wagen sich Touristen, wenn auch mit Führern, an Berge, denen ihre Kraft, Technik und Erfahrung nicht gewachsen sind, bald ist die Ausrüstung mangelhaft. Und selbst wo alle Ausrüstung vollkommen ist, werden — nicht zuletzt von autorisierten Führern — verhängnisvolle technische Fehler begangen. Am Piz Palü betraten zwei Mann gleichzeitig gegen jede bergsteigerische Regel die Schneebrücke über eine Randkluft, und der dritte Mann hatte nicht einmal den Pickel eingestoßen und das Seil herumgelegt, um sie zu halten, als der Durchbruch erfolgte. Trotzdem hielt der hintergehende Führer die ganze Partie, aber der zweite Mann, Professor Nasse, war mittlerweile, ohne eine äußere Verletzung erlitten zu haben, gestorben. Hier mußten drei oder vier schwere Verstöße gegen die anerkannte Technik des Eisgehens begangen werden, ehe es zu einer Katastrophe kommen konnte.

Ueberall ist es die mangelhafte technische Erfahrung des Touristen, die ihn entweder selbst zu verhängnisvollen Fehlern bringt, oder ihn wenigstens verhindert, den Führer zu kontrollieren und zur Befolgung der vorgeschriebenen Regeln mit Energie anzuhalten, die dieser als Routinier, als gegen die Gefahr abgestumpfter Berufsmensch, häufig leicht zu nehmen geneigt ist. Der Führer merkt beim ersten Schritt, beim ersten Handgriff seines Touristen, ob er einen erfahrenen Steiger oder einen Neuling vor sich hat, und er wird sich schwer hüten, sich dem ersteren gegenüber irgend eine Blöße zu geben. Auch das erhöht die Sicherheit des erfahrenen Steigers in sehr bedeutendem Maße.

Alles, was bisher angeführt wurde, läßt sich zusammenfassen unter den einen Begriff der „subjektiven Gefahr“, d. h. einer Gefahr, die nicht aus dem Charakter der Berge, sondern aus dem Charakter des Touristen, aus seiner Ausrüstung oder körperlichen Beschaffenheit stammt. Daneben giebt es nun wirklich objektive, nicht immer vermeidbare Gefahren, die thatsächlich auch den erfahrensten, vorsichtigsten und bestausgerüsteten Touristen vernichten können: Lawinenschlag, Steinschlag, Schneesturm und, in äußerst seltenen Fällen, das Niederbrechen einer unterhöhlten Eisfläche unter dem Steiger. Freilich hat auch hier der Erfahrene einen bedeutenden Vorsprung vor dem Unerfahrenen. Er kennt die Wetterzeichen und wird sich nur selten überraschen lassen, wird eine Tour, die lang oder außergewöhnlich schwierig ist, oder einen schwer aufzufindenden Weg gar nicht erst antreten, wenn das Wetter unsicher ist; und er wird die Selbstbeherrschung haben, unter Umständen mitten im Siegeslauf auf einen stolzen Gipfel umzukehren, wenn das kleine schwarze Wölklein am Himmel auftaucht, das den Schneesturm ankündigt. Er kennt auch die Flanken der Berge, von denen Lawinen niedergehen, und erkennt die steinschlaggefährlichen Stellen. Aber die beste Kenntnis schützt ihn doch nicht absolut. Ein Hochgewitter kann ihn überraschen, ohne daß er zu entrinnen vermag. Der Schneesturm kann ihn blenden, der Nebel ihn in die Irre führen; giebt es doch Oertlichkeiten, wo der erfahrenste Lokalführer im Nebel sich nicht zurechtzufinden vermag! Und andrerseits kann einmal durch irgend einen Zufall eine Lawine auf einer Stelle niedergehen, wo niemand es vermutet, wo seit Menschengedenken niemals solch Ereignis beobachtet ist; und es kann eine springende Gemse über ihm einen Stein losmachen, der ihm den Schädel zerschmettert. Diese Gefahren bestehen wirklich, und sie fordern ab und zu auch ihre Opfer.

Aber diese Vorkommnisse sind außerordentlich selten, und auch außer dem Bereiche der Alpen ist der Freund des Sports vor Unfällen nicht sicher. Vor solchen unbedingt geschützt zu sein, dürfte man weder schwimmen, radfahren, rudern noch segeln und schlittschuhlaufen. Man kann sagen, daß die Aussicht, durch eine der „objektiven“ Gefahren der Alpen zu Grunde zu gehen, nicht größer ist als die Aussicht, bei einer Eisenbahnfahrt zu verunglücken.

Namentlich sind die vom großen Publikum so gefürchteten „Spalten“ außerordentlich harmlos, wenn man sie mit der richtigen Technik anfaßt. Hier kann, wenn das Seil hält — und es muß halten, wenn die Ausrüstung sachgemäß ist —, niemals ein Unfall eintreten. Und ebenso wirksam ist die Sicherung in den Felsen. Beim Aufstieg geht der bessere Tourist, in der Regel der Führer, voran, und der schwächere folgt regelmäßig erst dann am Seile, wenn der erste festen Stand gefunden hat; dann mag er rutschen oder fallen, das Seil hält ihn sicher, und ich habe selbst vielfach erprobt, daß man auch eine schwere Person ohne wesentliche Anstrengung freischwebend im Seile halten kann. Beim Abstieg gilt die umgekehrte Reihenfolge. Diese Technik ermöglicht es sogar, daß vollkommen ungeübte Touristen mit guten Führern die schwersten Klettertouren ungefährdet ausführen, nicht nur das durch Drahtseile, Ketten und Stifte heute völlig gezähmte Matterhorn, auch Touren allerersten Ranges, wie den Delagoturm oder die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin. Man nennt das respektlos, aber bezeichnend die „Mehlsacktechnik“.

Alles in allem genommen, mögen Eltern ihren jungen Sohn, mag die Gattin den rüstigen Familienvater ruhig auch zu schwierigeren Touren in die Berge ziehen lassen, wenn nur die Ueberzeugung herrscht, daß es gefestete Persönlichkeiten mit der rechten Besonnenheit sind, die nichts unternehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Die ästhetische Freude, die der Hochwanderer genießt, das Siegesglück, dessen er auf dem bezwungenen Gipfel sich erfreut, die Stählung seines Körpers, die Kräftigung seines Willens sind kostbare Ergebnisse!

Friedrich Ranzow.

Die Marksburg.

(Siehe die Abbildung Seite 595.)

„Dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,“ dort, an den Rebenhügeln des Rheins, zusammengedrängt auf die kurze Strecke von Mainz bis Köln, dort ist das vielbesungene Land der Poesie und der Romantik mit seinen sagenreichen Burgen und Klöstern.

In gleichmäßigem breiten Lauf fließt der Strom hinter Mainz an den lieblichen Bergen des Rheingaues mit seinen von Reben umgebenen Schlössern dahin. Vorüber an dem Marcobrunnen, an Hattenheim mit der naheliegenden Abtei Eberbach und dem Steinberg, an Schloß Johannisberg und Geisenheim, bis er zwischen Bingen und Rüdesheim sich seeartig erweitert, um dann seinen Lauf durch das Binger Loch, eingeengt von steilen Bergen, fortzusetzen. Hier erst, im engeren Rheinthal, vom Niederwald bis zum Siebengebirge, beginnt die eigentliche Romantik der Burgen. Auf hohen Felswänden ragen sie kühn und trutzig empor; verwitterte, bewachsene Ruinen, zinnengekrönte Türme blicken weit hinaus über den Strom, und malerische Städtchen mit alten, zerfallenen Stadtmauern geben uns, wohin wir auch blicken, Zeugnis von der Vergangenheit, von den Dichtungen und Sagen einstiger Jahrhunderte. Auf steilem, vorspringenden Fels grüßt uns die Burg Rheinstein, auf der im 13. Jahrhundert König Rudolf von Habsburg residierte, die Falkenburg, Sooneck, angeblich, wie viele der Burgen, Anfangs des 11. Jahrhunderts erbaut, die Ruinen von Stahleck bei Bacharach, die Trümmer der alten Feste Rheinfels bei St. Goar, weiter stromab die Marksburg, Stolzenfels nahe bei Coblenz und später am Siebengebirge die sagenumsponnene Ruine Drachenfels. Fast auf jeder Bergkuppe zeigt sich uns ein zerfallener Turm, daneben zerborstene Mauern, die Ueberreste der einstigen stolzen Burgen. Viele von ihnen sind so gut wie möglich rekonstruiert, wieder ausgebaut und neu erstanden, wie die Burg Rheinstein, Stolzenfels und manche andre.

Zu den interessantesten Denkmälern dieser vergangenen Zeit gehört die stattliche Marksburg, die einzige Burg am Rhein, die den Kriegs- und Wetterstürmen standgehalten hat. Unmittelbar über dem freundlichen alten Städtchen Braubach gelegen, das 1276 durch König Rudolf von Habsburg Stadtrechte empfing, ragt die Burg, weithin sichtbar, auf hohem, teilweise mit Reben bewachsenen, felsigen Berge empor, und ihre altersgrauen Türme und Mauern, die schon im 11. Jahrhundert dem Kaiser Heinrich IV. Schutz gewährt hatten, stehen noch heute unzerstört in ihrer einstigen Anlage da. Um das Jahr 1283 kam die Burg in den Besitz der Grafschaft Katzenellnbogen und wurde das Braubacher Schloß genannt, bis Graf Philipp von Katzenellnbogen 1437 dort eine Kapelle zu Ehren des heiligen Markus erbauen ließ. Mitte des 17. Jahrhunderts fiel die Burg an das Fürstentum Hessen-Darmstadt, in dessen Besitz sie bis 1803 blieb, wonach sie dann bis 1866 als nassauisches Staatsgefängnis und Invalidenhaus benutzt wurde. Die inneren primitiven und unansehnlichen Räumlichkeiten sollen jetzt durch den Architekten Bodo Ebhardt, den Wiedererbauer der Hohkönigsburg, erneuert werden. Reizvoll ist von der Höhe der Burg die weite Aussicht den Rhein entlang. Rückwärts, zur Ostseite, sehen wir in die grünen Thäler und Höhen des Braubacher Waldes, an dessen rauschenden Bächen bis weit in die Berge hinein Wassermühlen sich erheben; stromabwärts wenden wir den Blick nach Rhens mit seiner historischen Versammlungsstätte der Fürsten, dem Wahlplatz früherer deutscher Kaiser, dem Königsstuhl zu Rense. Dort in der Ebene versammelten sich am Königsstuhl die Fürsten zur Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308 und 1346 zur Wahl Karls IV. Wie dort unten die Wellen des Rheins, so ziehen vor unserm geistigen Auge Jahrhunderte an uns vorüber, und wir träumen uns hinein in vergangene Zeiten und empfinden die Romantik des Rheins.

Karl Oenike.

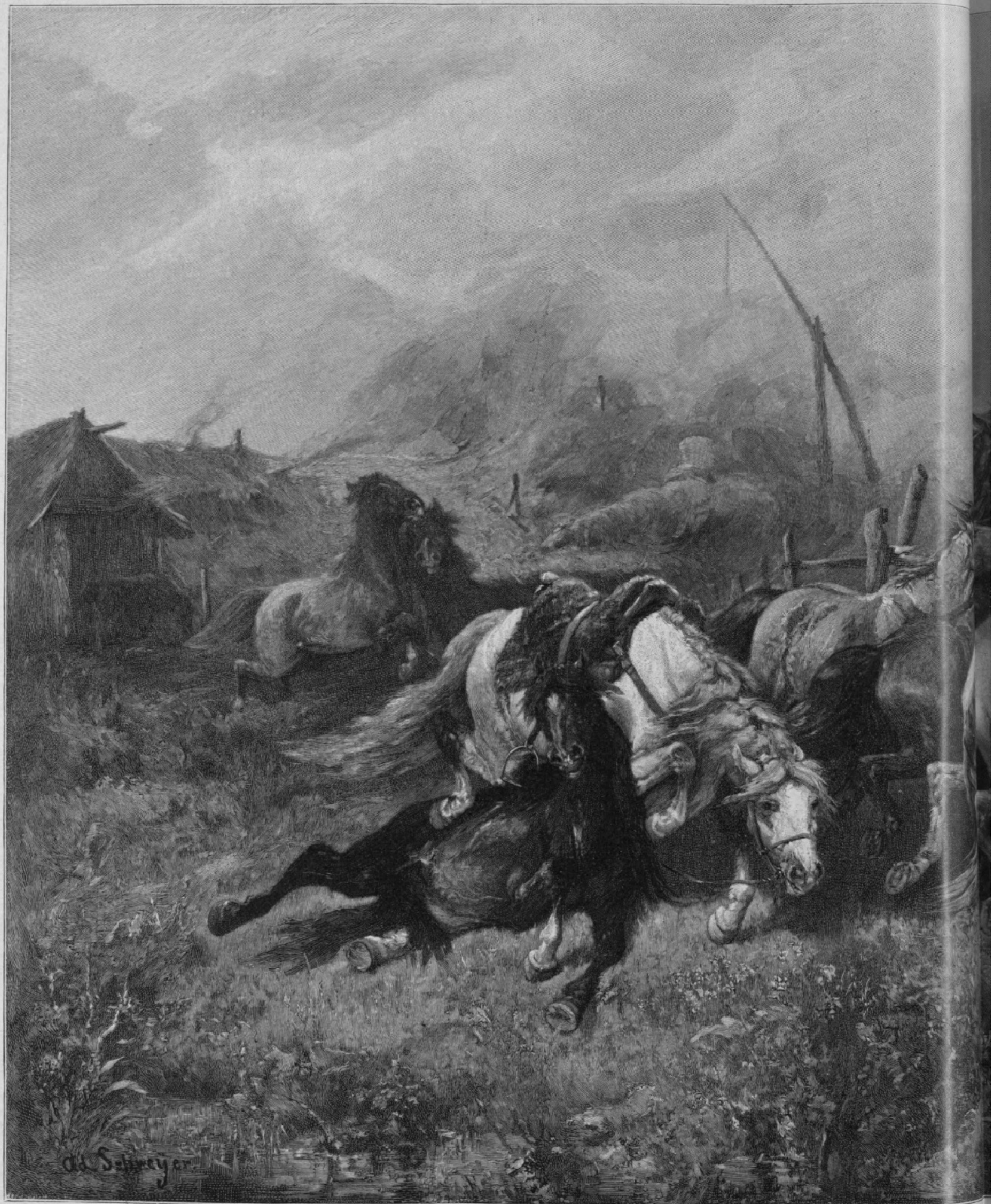
In einer Frühlingsnacht.

Ich saß allein im stillen, dunkeln Zimmer,
Da hab' ich wieder dein gedacht,
Die Wolken löschten allen Sternenschimmer
Der weichen, lauen Frühlingsnacht.

Von dunkeln Bäumen troff ein feiner Regen,
Durchs Fenster drang es düfteschwer;
Mir war's, als ob auf abenddunkeln Wegen
Das Glück vorbeigezogen wär'.

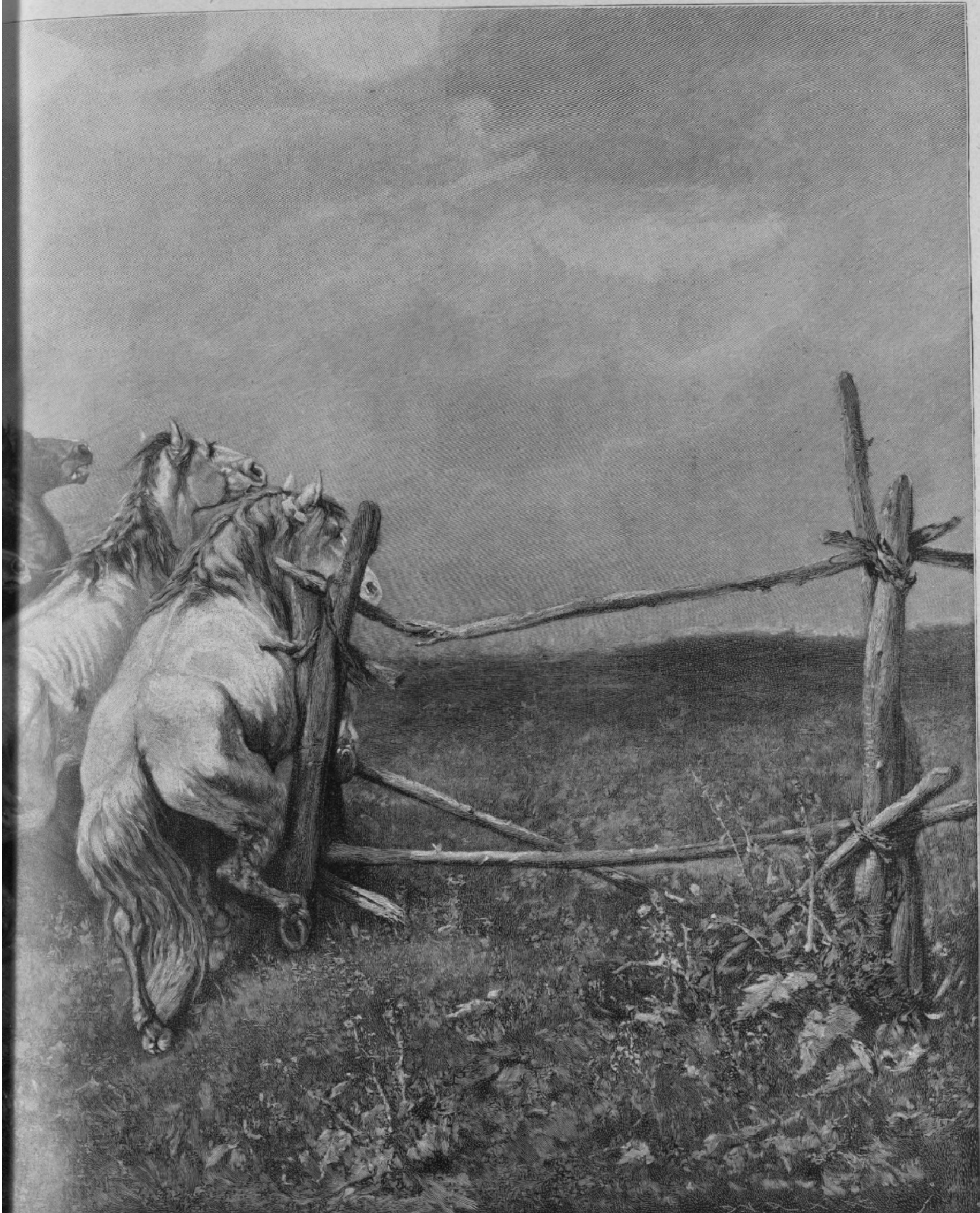
Ein Vogelzwitschern kam vom Fliederbaume,
Verschlafen klang es, kurz und sacht . . .
Du hast vielleicht im ersten, süßen Traume
Auch einmal wieder mein gedacht.

August Friedrich Krause.



Brand eines wal...

Nach dem Gemäld...



chen Poststalls.
Adolf Schreyer.

Lys und Bocki.

Novellette

von

G. von Lieres und Wilkau.

Bocki war immer sehr fein gewesen. Er stand in Seiner Majestät 19. schwerem Reiterregiment und trug seinen unendlich hohen roten Kragen und seine weiße Tellermütze mit einer Art nicht böswilligen, aber doch recht nonchalanten Uebersehens aller Männlichkeit, die nicht mit Kürassierstiefeln und klappernden Sporen diese Erde trat.

Obwohl sein Stammbaum sechzehn untadelhafte Ahnen von Vaters und Mutters Seite aufwies, besaß Bockis etwas zu klein geratene Nase einen beinahe plebejischen Schwung nach aufwärts. Sein rundes Gesicht mit den landesüblichen blaugrauen Augen und der vorgeschobenen Unterlippe gehörte unleugbar zu den häßlichen, als er mit neunzehn Jahren ins Regiment eintrat. Mit der Manneszierde des Bartes gewann der äußere Mensch des Junkers an vorteilhafter Wirkung, aber auch in seiner ungünstigsten Zeit erweckte seine schlanke Länge den unanfechtbaren Eindruck vornehmer Art. Und es gab Leute, die diesen Eindruck noch verstärkt empfanden, weil Bocki, sowohl in Tonfall und Jargon, wie in seinem nachlässigen Kavalleristengange und seiner Haltung mit vornüberhängenden Schultern auch nicht ein Jota von dem abwich, was der modernste Pli dem Dandy in zweierlei Tuch gerade vorschrieb.

Bocki hatte nicht nur sechzehn Ahnen, seine Familie konnte sich auch eine annähernd feudale Lebenshaltung gestatten. Seine Mutter und seine Schwestern, sowie ein jüngerer Bruder von ihm, ein Spätling und Nesthäkchen der Familie, saßen an der friesischen Grenze auf einem schönen alten Herrengute, das er in späteren Jahren einmal übernehmen sollte. Es war auch Kapital da, und endlich floß dem Glücklichen aus einem Fideikommiß eine hübsche Rente zu. Die Freiherren Wulf von Wulfenecke — ein Zweig war übrigens reichsgräflich, und das warf noch besonderen Glanz über das ganze Haus — unterschieden sich durch solche Stiftungen himmelweit vom unbemittelten Adel, der mit Sorgen und Darben kaum zu bemänteln vermag, wie die Not an seinem Wappenschilde nagt.

Seinen Spitznamen „Bocki“ hatte er schon auf der brandenburgischen Ritterakademie, weil sein Gesicht wirklich nicht ohne Aehnlichkeit mit der Physiognomie des jungen Bulldogg war, den der Direktor dieser Erziehungsanstalt besaß und den man mit diesen zwei Silben rief.

Im übrigen war Bocki Reichsfreiherr von Wulfenecke eine Musterkarte aller männlichen Tugenden: offen und wahr, nicht ohne Frömmigkeit, ein guter Sohn und Bruder, treu gegen die Freunde, eifrig im Dienst und tapfer wie ein Löwe, wenn er, da Deutschland seit 1870/71 keinen neuen Krieg gesehen, recht ernsthafte Heldenthaten auch noch nicht hatte verrichten können.

Man, d. h. der Clan der Verwandtschaft und Freundschaft, war immer der Ansicht gewesen, wenn Bocki einmal eine Frau nähme, werde er sich gewiß etwas besonders Feines heimholen. Sowohl seine eignen persönlichen Vorzüge wie seine Geschmacksrichtung berechtigten zu dieser Annahme. „Man“ dachte dabei wohl an irgend eine hannoversche, westfälische oder rheinische Edelinge, an was Rassiges mit einem Strudelköpfchen, über dem eine Freiherrn- oder Grafenkrone schwebte, und mit einer zierlichen Faust, die Gäule bändigte trotz eines Reiteroffiziers. Aber was Bocki sich mit sechsundzwanzig Jahren dann wirklich aussuchte — das übertraf alles, was man erwartet hatte. Das war nur noch mit Superlativen zu beschreiben. Die Ausdrücke „ein reizendes Mädchen“, „eine schöne Frau“ paßten da nicht mehr. Das war ein Hauch von Duft, vom allermodernsten Parfüm — kaum ein menschliches Geschöpf mehr. Das war ein so apartes, graziles Wesen, daß es die Blume nicht knicken mochte, auf die es trat. Selbst eine Blume war's. Eine ausländische Orchis, fremdartig und farbenzauberisch, wie die Natur sie aus eignem Drange nicht schafft, sondern wie die Gärtnerkunst und die Glashausatmosphäre des neunzehnten Jahrhunderts sie hervortrieben.

Bocki lernte „sie“ in Baden-Baden kennen, wo er einen Urlaubsbummel verbrachte. Er sah sie zuerst, wie sie in Iffezheim auf dem für den Unionklub und dessen Gäste reservierten Zuschauerplatz die großen Rennen mit dem Operngucker verfolgte. Diesen Operngucker hatte sie an einem langen Stiel von ziseliertem Altsilber befestigt, und so konnte sie das Glas handhaben, als sei es eine Lorgnette. Auf dem Ball des Unionklubs wurde er ihr dann vorgestellt.

Sie war eine Amerikanerin und machte mit ihrem um fünfzehn Jahre älteren Bruder die für die Bildungsvollendung der Yankeeprinzessinnen übliche Europa-Tournée. Sie hieß Miß Miller glattweg. Ihr Näschen war von der Feinheit einer Kamee. Große, verwundert dreinblickende Augen, ein Teint, blaß wie die Kirschblüte. Eine kaum mittelgroße Gestalt, so zart, daß es für einen Enakssohn wie Bocki schon beinahe ans Unbegreifliche grenzte. Ein weißseidenes enges Kleid hob die Feinheiten dieses zierlichen Körpers diskret hervor, und nach unten ergoß es sich dann plötzlich in weite Schleppenfalten und Rüschen, aus denen die Schuhchen, ein jedes mit einer Juwelenschnalle verziert, hervortauchten wie Kleinode des Meeres aus gischtschäumenden Wogen.

Miß Miller war keineswegs, was man eine siegende Schönheit nennt. Aber von ihrer raffiniert einfachen Art, sich zu kleiden, bis zu ihrem unendlich ruhigen Benehmen und ihrem sonderbar reizenden Namen „Lys“ hatte sie Cachets, die bezauberten, und deren man je länger je mehr an ihr entdeckte. Wenn man sie heut kennen lernte, hielt man sie nicht für die Schönste im Ballsaale, aber nach acht Tagen schwur man, daß sie die Reizendste auf dem Parkett sei und bleibe.

Bocki fand sich, ehe die „Große Woche“ von Iffezheim um war, von der Ueberzeugung durchdrungen, er werde nie im Leben etwas Vornehmeres und Aparteres finden als diese kleine blonde Lady, deren vierschrötiger Bruder gar kein Hehl daraus machte, daß sein Vater und er das Vermögen der Familie in Kanada mit Fellhandel en detail und en gros gemacht hatten. Am Tage der Schlußrennen hielt der Offizier bei dem Amerikaner um dessen Schwester an. Bocki bekam einen Korb. Lys wollte noch frei bleiben. Sie fand sich noch zu jung. Sie hatte sich ausgebeten, daß man sie bis zu ihrem zwanzigsten Jahre mit Heiratsplänen in Ruhe lasse. Jetzt war sie erst neunzehn und drei Monate.

Der Kürassier trug sein Unglück mit Würde. Er tauchte andern Tages, als Mr. Miller und seine Schwester abreisten, um sich aus dem Oosthal ins Engadin zu begeben, mit einem aus Frankfurt a. M. herbeitelegraphierten Riesenbouquet aus Orchideen und Rosen auf dem Bahnhof auf, und wer das gelassene Plaudern der beiden jungen Leute hörte, konnte unmöglich annehmen, daß eines von ihnen dem andern soeben seine besten Herzenshoffnungen vernichtet hätte.

Vernichtet? Als Miß Miller, von einem reizenden Dreß umflattert, in St. Moritz zum dritten Male auf dem Golfplatz mit dem grandiosen Hintergrunde der schneeigen Gipfel erschien, wer kam ihr da — lang, schlaksig und in einem blütenweißen Sportanzug — über den Rasen entgegen? Reichsfreiherr Bocki von Wulfenecke. Er hatte seinen Urlaub verlängern lassen, so daß dieser jetzt fünfundvierzig Tage betrug, und war ihr nachgereist.

Da Ueberraschung zu zeigen, ungefähr das Letzte war, was der angloamerikanische Kodex einer jungen Dame erlaubte, öffnete Lys ihre Augen nur noch einmal so groß, als sie ohnehin schon leuchteten, und dann machte sie sich mit ihrem Kavalier daran, die Schläger auszusuchen, die man braucht, um beim Golfspiel den Ball über die Hindernisse hinweg und von einem Loch zum andern zu treiben.

Neun Monate folgte Bocki den Spuren seiner Angebeteten durch Europa. Er konnte es, denn als vorsichtiger Mann hatte er, als er um den verlängerten Urlaub einkam, schon dafür gesorgt, daß er späterhin auf ein Jahr à la suite seines Regiments gestellt wurde — eines mysteriösen Herzleidens wegen, das irgend ein Arzt bei ihm entdeckt hatte. Der Freiherr bestürmte Miß Miller nicht mit seinen Empfindungen; in der ganzen Zeit sprachen sie nicht ein einziges Mal von den Sternen oder von Gefühlen. Uebrigens wäre beides auch veraltet und für moderne junge Leute von high education unpassend gewesen. Ganz selbstverständlich erschien Bocki nur überall, wo Lys auftauchte. Und wenn sie ihn nicht direkt ermutigte, so schien seine Gegenwart ihr wie ihrem Bruder doch durchaus nicht unangenehm zu sein.

Auf diese Weise wurden Nizza, Oberitalien, Gardone Riviera, München, Dresden, Wiesbaden und zuletzt Helgoland der gleichzeitigen Anwesenheit des Dreiblattes teilhaftig. Auf Helgoland erreichte Lys ihr zwanzigstes Jahr. Nach dem Geburtstagslunch befand sich Bocki mit dem Amerikaner allein auf der Veranda des Hotels. Sie saßen auf ihren Schaukelstühlen; das blaue Meer glänzte zu ihnen hinüber. „Well, Mr. Miller, ich wiederhole meinen Antrag um Ihr Fräulein Schwester,“ sagte Bocki.

Mr. Miller hatte nochmals Einwände. Seine Schwester wollte keinen Offizier heiraten. Sie hatte Furcht vor den ehernen Gesetzen des Dienstes und der Subordination, die sich dem „on dit“ zufolge bis in die Geselligkeit und Häuslichkeit der Regimentsdamen hinein erstreckten.

Bocki schwieg. Er kämpfte einen Augenblick. Dann entgegnete er: „Ich werde meinen Abschied nehmen.“

„Lys möchte aber keinen Mann ohne Beruf.“

„Ich werde als Kammerherr an den herzoglichen Hof zu X. gehen. Die Stellung ist mir sicher. Ich habe mich schon danach umgesehen, da ich dies alles kommen sah. Ich werde mit meiner Frau dann einen Teil des Jahres in X. leben und den andern Teil auf Reisen.“

So wurden Reichsfreiherr Wulf von Wulfenecke und die Tochter des amerikanischen Fellhändlers ein Paar. Vierzehn Tage nach der Verlobungsfeier erfuhr Bocki ganz zufällig durch seinen neuen Schwager, daß Lys an ihrem Geburtstage noch einen zweiten Heiratsantrag gehabt habe. Ein echter französischer Marquis, millionenreich und mit den gefährlichsten Flammenaugen, hatte mit derselben Begründung wie Bocki den ersten Korb von ihr schon in Wiesbaden bekommen und war dann scheinbar ganz unabsichtlich um ihren Geburtstag herum auch auf Helgoland erschienen. Den hatte sie abgewiesen. Warum das, wenn nicht um seinetwillen, um Bockis willen? Der Kürassier würde es für shocking gehalten haben, seine Braut über diesen Punkt zu befragen. Aber er ging heut und an den folgenden Tagen doch mit einem Ausdruck von Verklärung auf seinem treuherzigen Bulldoggesicht umher.

Die Garnison mit den spitzgiebeligen Häusern und dem Dom aus dem vierzehnten Jahrhundert, in der Bocki einige Jahre hindurch des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hatte schlagen hören, bekam die junge Baronin also nur zweimal flüchtig zu sehen, als das Paar zu den Bällen des Oberpräsidenten und des militärischen Höchstkommandierenden herzugereist war. Aber die Kameraden, die in der Folge aus alter Anhänglichkeit oft genug die zwei Stunden Eisenbahnfahrt nach X. machten, erzählten Wunderdinge von Wulfeneckes Nest und dessen feenzarter Herrin. Ein Märchen war's einfach. Freilich ein Märchen, wie sich's ganz moderne Leute mit höchstaristokratischen Snob-Anschauungen über die Kunst des Daseins träumen.

Sogar in der Trutzfeste oben an der friesischen Grenze hatten die alte Freifrau und ihre Töchter das Mädchen aus der Fremde ohne Widerstand aufgenommen und des hier mangelnden, sonst für unerläßlich befundenen blaublütigen Stammbaumes nicht gedacht. Erstens ist es etwas andres, ob jemand Miß Miller heißt, oder ob er sich auf deutsch Fräulein Miller nennt. Und dann war Miß Miller von ihrem duftigen Haarschopf bis zu den Spitzen ihrer Füßchen ein um mehrere Stufen über die sonstige Menschheit sich erhebendes Muster jener selbstverständlichen leichten Eleganz, die der norddeutsche Adel seiner schweren und empfindungsreichen Art nur mit Mühe und ohne vollkommenes Gelingen aufpfropft.

Bocki liebte den modernen Sport- und Highlife-Geschmack über alles, und er betete Lys an als eine Meisterin dieses Geschmackes. Solche Bewunderung war ihr nichts Neues. Von den beiden self-made-men, ihrem Vater und ihrem Bruder, von ihrer Mutter, von der weißen und farbigen Dienerschaft ihres Elternhauses war sie von klein an vergöttert worden, wie nur ein amerikanisches Haustöchterchen vergöttert wird, und sie hatte nichts dafür zu thun gehabt, als Lady und reizend zu sein.

In X. errang sie ihre größten Erfolge bei Hofe und bei Bockis Freunden und Altersgenossen. Die Damen bewunderten sie und suchten es ihr nachzuthun, aber sie wurden doch nicht recht warm mit der Ausländerin. In die Umgebung des Fürstenhauses indessen paßte Lys mit ihrer halblauten Lispelstimme, ihrer sicheren Haltung ganz vortrefflich. Das herzogliche und das junge erbprinzliche Paar, die in dem hübschen Sachsenländchen über ihre getreuen Unterthanen mit mildem Zepter herrschten, zogen den Kammerherrn und seine junge Gattin noch weit mehr zu sich heran, als es Bockis Hofstellung ohnehin schon mit sich brachte. Und die ledigen Rittmeister und Leutnants waren Lys' ergebene Vasallen. Die anspruchvollsten sogar, die überfeinsten von ihnen, werteten die mondaine Korrektheit der jungen Frau in Superlativen; die jüngsten und bescheidenen fanden sich selbst erhöht, wenn sie den Namen der zierlichen Baronin auf ihrer Tanzkarte verzeichnen konnten. Lys war von ritterlicher Huldigung umdrängt, sobald sie auf den Bällen erschien — fast immer in weißen,

schmiegsamen, langschleppenden Gewändern, in dem in einer einzigen Welle zurückbauschenden Blondhaar und um das feine Hälschen ihren nicht so besonders reichen Schmuck: mal ein paar klotzige Familienerbstücke der Wulfeneckes, mal einige von Bocki geschenkte nette kleinere Juwelen oder die Perlenschnur, die der Bruder in Amerika zur Hochzeit gestiftet hatte. Denn Bocki und Lys waren durchaus keine Milliardäre, und ihre Renten reichten nur eben hin, ein komfortables Leben zu führen.

Nie mischte sich in die Huldigungen für seine Frau jener beunruhigende Hauch von Courmacherei, der Bockis eheherrliches Mißfallen hätte erwecken können.

Am allermeisten bezauberte Lys in ihrem Heim, das genau so gedämpft, reizend und eigenartig geschmackvoll erschien wie sie selbst. Die Räume waren teils in Münchener Jugendstil, teils nach englischer Art eingerichtet. Schlanke, gerade Formen, zarte Farben, lackierte Hölzer, Säulen und Träger in köstlich matter Bronze. Da gab es einen Salon in hellster goldeingelegter Eiche und lichtgrüner Seide, über die große sezessionistische Lilien, Lys' Namensschwestern, sich verstreuten. Ein Boudoir mit wolkigen Draperien in lila Tönen, mit orangeleuchtenden schweren Stores vor dem Bogenfenster, so daß bei gewisser Beleuchtung das Ganze anmutete wie ein modernes Gemälde, das eine Abendlandschaft darstellt. Ein Speisezimmer, in dessen vier Wänden keine andre Nuance war als Weiß und Silber. Die Tapete, das Holz und der Lederbezug der lackierten Stühle, das Damasttuch und die Ausschmückung der Tafel trugen den gleichen Schneeschimmer. Hinter einer spanischen Wand war ein Aufzug, der die Verbindung mit der Unterwelt der Küche herstellte und nicht nur die Speisen, sondern auch den Diener, der sie servierte, hinauf und hinab beförderte. So gab es kein Auf- und Zuklappen von Thüren und auch nicht mehr als nötig Domestikenohren bei Tisch. Nie wurden mehr als sieben Personen zu den feinen kleinen Diners in diesem Speisesalon gebeten, und in den flachen Krystallschalen auf der Tafel dufteten immer Blüten. Immer nur weiße: Schneeglöckchen, Narzissen, blasser Flieder.

In diesem stilvollen Heim leitete Lys ihr Hauswesen. Sie that auch das in einer sehr aparten Art. Auf dem Schreibtisch in ihrem Boudoir wurden alle Tage vom Koch und von der Wirtschafterin zwei weiße Zettel niedergelegt. Der eine enthielt das Menu, der andre die sonstige Haushaltsstrategie des Tages. Daneben lag auf einer elfenbeinernen Schale ein langer goldener Bleistift, und mit ihm machte Lys, die Lorgnette vor den Augen, ihre Streichungen und Zusätze auf den beiden Zetteln. Dann hatte sie ihr Tagewerk beendet, und das anscheinend außerordentlich wohlgeölte Rad ihres Hauswesens drehte sich von selber weiter.

Das Netteste in der Villa war die hall im Erdgeschoß. Ein paar teppichbelegte Stufen, die eine Glasthür abschloß, führten von hier in die oberen Gemächer. Vom Oktober bis Mai brannten im Kamin riesige Holzklötze; große, tiefe Lehnsessel standen umher; zierliche Tische wurden daneben bequem zur Hand gerückt. Nirgends saß man lieber als hier, wenn Wulfeneckes, wie's in jeder Woche geschah, zum Abend einige ihrer Hausfreunde bei sich sahen. Sie hatten ihrer wohl ein halbes Dutzend, lauter der kleinen Baronin auf Leben und Tod ergebene Junggesellen. Das Feuer verbreitete rötlichen Schein; die Scheite knackten und prasselten; die Unterhaltung plätscherte fabelhaft gemütlich dahin. Wenn die Kaminuhr mit ihrem feinen Silberton die elfte Stunde schlug, gab es jedesmal dieselbe niedliche Scene:

Lys rechnete es sich zum Stolz, daß sie nie in ihrem Leben genötigt gewesen war, sich auf höchsteignen Füßchen zur Ruhe zu begeben. Immer hatte sich jemand gefunden, der ihr diese für jeden andern Sterblichen unerläßliche Mühewaltung abnahm. Als kleines Mädchen war sie von ihrer Kinderfrau ins Bett getragen worden. Als sie der zu schwer wurde, übernahm ein alter Nigger, langjähriges Faktotum der Familie, das ehrenvolle Amt. Dann Lys' großer Bruder Tom. Und dann ihr Mann.

So sagte, wenn die Stutzuhr die elfte Stunde meldete, die junge Frau jedesmal mit ihrem Stimmchen, das ebenso silbern war wie der Glockenschlag: „Bocki, es ist elf Uhr. Trag mich zu Bett! Aber bitte, lassen sich die Herren nicht stören!“

Und gehorsam dem Befehl, blieben die Gäste auch wirklich auf ihren Plätzen. Bocki aber trat mit dem Ernst eines Quäkers an seine Frau heran, die vom weißen teagown umflossen (Lys trug im Hause immer Weiß) in ihrem tiefen Ruhesessel mehr lag als saß, nahm das holde Bündel auf beide Arme und trug es zunächst einmal rund durch die hall, wobei jeder von den Gästen ein Patschhändchen erhielt, auf das er zur Gutnacht einen Kuß drücken durfte. Und dann wandte der beneidenswerte Mann sich und trug die leichte Last die von der hall aufwärts führenden Stufen empor, um oben in dem langen Korridor mit ihr zu verschwinden. Und Lys sandte über seine Schulter hinweg ein Lächeln zurück, und ihre Schleppe floß lang und weiß und spitzenrieselnd hinter ihnen beiden her.

(Schluß folgt.)

Reigen.

Sind es bunte Schmetterlinge,
Die um Blumenbeete weben?
Sind es rosige Apfelblüten,
Die im leichten Lenzhauch schweben?

Ei, die kleinen Schmetterlinge,
Wie sie so gesittet kreisen,
Ei, die kleinen Apfelblüten,
Wie sie sich als Tänzer weisen.

Schmetterlinge? Apfelblüten?
Jedes hat zwei Kinderfüsse,
Kinder sind's, ein Kinderreigen,
Und getanzte Frühlingsgrüsse.

Jeder Schritt ein schämig Fragen,
Jedes zierliche Verneigen
Ein Bejahen; frühlingshafter
Kann sich nicht der Frühling zeigen.

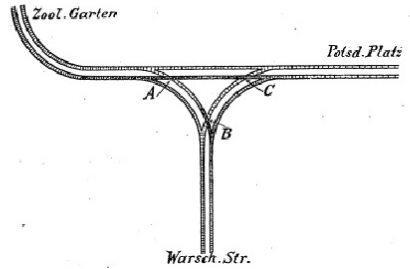
Ja, das schönste Frühlingsliedchen,
Ritornell, Sonette, Stanzen,
Ach, kein Dichter kann's so singen,
Wie es Kinderfüsse tanzen.

Gustav Falke.

Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin.

Am 15. Februar, 20 Jahre nach Inbetriebnahme der Berliner Stadtbahn, ist, wie bekannt, in der Reichshauptstadt ein zweites derartiges Verkehrsmittel, die elektrische Hoch- und Untergrundbahn, eröffnet worden. Ihre Geschichte reicht bis in das Jahr 1880 zurück; schon damals plante der unvergeßliche Werner von Siemens im Zuge der Friedrichstraße eine Hochbahn, bei der die Elektrizität als Betriebskraft benutzt werden sollte, doch kam der Plan wegen der geringen Straßenbreite nicht zur Ausführung. Aber der Grundgedanke, die Elektrizität für den Betrieb einer neuen Stadtbahn nutzbar zu machen, wurde von der Firma Siemens & Halske unablässig weiter verfolgt. Nach Aufstellung mannigfacher Entwürfe erlangte sie im Jahre 1893 die Genehmigung zur Ausführung der Stammlinie für das geplante Bahnnetz, die, von der Warschauer Brücke über das Hallesche Thor nach der Stadtbahnstation, Zoologischer Garten führend, das für den Süden von Berlin notwendige unmittelbare Bindeglied für den Verkehr zwischen Osten und Westen bildet. Zur Verbindung mit dem Stadtinnern wurde noch die Zweiglinie von der Mitte der Hauptlinie nach dem Potsdamer Platz genehmigt. Ursprünglich sollte lediglich eine Hochbahn ausgeführt werden, nur das Ende der Zweiglinie am Potsdamer Platz war als Unterpflasterbahn geplant, um später eine Fortsetzung nach dem Spittelmarkt und dem Alexanderplatz zu ermöglichen. Nachdem im April 1897 die Gründung der Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin erfolgt und diese in alle von der Firma Siemens & Halske erworbenen Konzessionen eingetreten war, wurden die Ausführungsarbeiten mit Nachdruck in die Hand genommen. Während der Ausführung ergab sich noch die zwingende Notwendigkeit, auch für die Strecke vom Nollendorfplatz ab westlich bis nach Charlottenburg die Herstellung als Unterpflasterbahn vorzusehen.

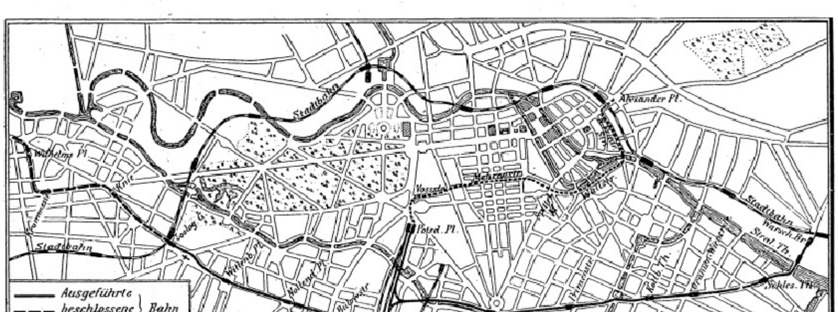
Als Betriebskraft für die Bahn wird elektrischer Gleichstrom von 750 Volt*) benutzt, der in dem Kraftwerk an der Trebbinerstraße erzeugt wird. In dem Kraftwerk sind zunächst drei Dampfmaschinen von 900—1200 Pferdekräften aufgestellt, denen die Dampfkraft aus sechs gewaltigen Dampfkesseln von 230 Quadratmeter Heizfläche zugeführt wird. Mit den Dampfmaschinen sind die von Siemens & Halske gebauten großen Dynamomaschinen zur Erzeugung des elektrischen Stromes direkt gekuppelt. Jede Dynamomaschine leistet 800 Kilowatt.**) Das vor dem Kraftwerk liegende Thorhaus hat, ebenso wie jenes durchbrochene Mietsgebäude in der Bülow-



Geleisdreieck.

straße, im Berliner Volksmund den Namen „durchschlitztes Haus“ erhalten. Die darin belegenen Räume sollten ursprünglich zu Verkaufs- und Lagerzwecken vermietet werden; es fanden sich aber bald andre Mieter, die sich für nervenstark genug hielten, um sich über, neben und unter der Bahn häuslich einzurichten. Als Zuführungsleitungen für den elektrischen Strom nach den Elektromotoren, sowie den elektrischen Beleuchtungs- und Heizkörpern der Wagen dient ein System von Eisenbahnschienen, die an den Stoßflächen durch Kupferbügel verbunden sind und auf offener Strecke 18 Centimeter über Schienenoberkante zwischen den Geleisen, bei der Unterpflasterbahn aber noch etwas höher neben den Geleisen liegen. Man bezeichnet dieses Schienensystem als Arbeitsleitung der elektrischen Bahn. Um Energieverlusten vorzubeugen, ist dieses System in fünf Strecken eingeteilt worden, deren jeder einzeln der elektrische Strom vom Kraftwerk durch eine besondere Speiseleitung aus blanken Kupferbarren zugeführt wird.

Jeder Zug der elektrischen Stadtbahn ist zunächst aus zwei Motorwagen mit Passagierwagen III. Klasse und einem zwischen beiden eingesetzten Beiwagen II. Klasse zusammengesetzt. An beiden Seiten eines jeden Wagens befindet sich ein auf der



Längenschnitt der Berliner Hoch- und Untergrundbahn.

*) Das Volt ist die Einheit der elektromotorischen Kraft.

**) Ein Kilowatt = 1000 Watt = 1,36 Pferdekräfte; das Watt ist die Einheit der elektrischen Leistung per Sekunde.



Kraftwerk an der Trebbiner Strasse und durchschlitztes Haus.

Arbeitsleitung schleifender Stromabnehmer; es steht also beim Durchfahren der Weichen, die eine ununterbrochene Fortführung der Arbeitsleitung als Schienenstrang nicht gestatten, immer mindestens ein Stromabnehmer mit der Arbeitsleitung in Verbindung. Jeder Motorwagen ist zur Aufnahme von zwei Motoren eingerichtet; da aber für die Dreiwagenzüge drei solcher Motoren, die je 71 Pferdekräfte liefern, genügen, so ist der Platz für den vierten Motor bis zur Einstellung eines weiteren Wagens in den Zug unbenutzt gelassen. Die Elektromotoren wirken durch Zahnradübersetzung auf die zugehörigen Wagenachsen; es kann durch sie eine Zuggeschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde erzeugt werden. Es wird jedoch nur mit einer mittleren Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde gefahren, immerhin noch dreimal schneller als bei der Berliner Straßenbahn. Die kirschroten Wagen II. Klasse enthalten 44 Sitzplätze, zu beiden Seiten des Wagens in der Längsrichtung angeordnet, und 30 Stehplätze in dem breiten Mittelgange und den Vorräumen des Wagens. Die gelben Motorwagen haben 39 Sitzplätze und 27 Stehplätze. Mit jedem Dreiwagenzuge können also bequem 200 Fahrgäste befördert werden. Unter den Wagensitzen sind elektrische Heizkörper in Gehäusen untergebracht, vor denen sich noch besondere Schutzstäbe befinden, damit die Kleider der Fahrgäste gegen Versengen geschützt werden. Zur Beleuchtung dienen für jeden Wagen 12 elektrische Glühlampen. In den Motorwagen ist der Führerstand von dem Raume für die Reisenden vollständig getrennt, damit die Aufmerksamkeit des Führers nicht abgelenkt wird. Außer den elektrischen Schaltapparaten ist auch das Bremsventil für die Luftdruckbremse des Zuges im Führerabteil untergebracht.

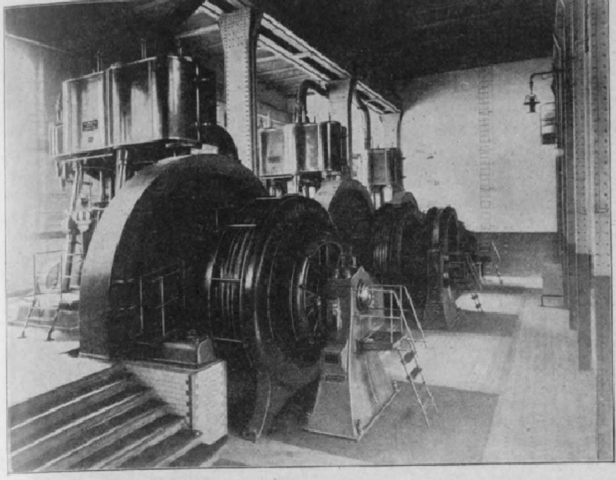
Soweit die Bahn als Hochbahn gebaut ist, sind als Träger für den Bahnkörper und die Schienenanlagen eiserne, in einzelnen Fällen auch steinerne Viadukte in den Straßenzügen zur Aufstellung gekommen. Die technische und architektonische Ausbildung der Viadukte und der sonstigen Hochbahnbauwerke ist so glücklich erfolgt, daß sie weder die Benutzung des unter der Bahn liegenden Straßenkörpers beschränken noch die Uebersicht über die Straße behindern; zudem tragen sie dem Schönheitssinn in jeder Beziehung Rechnung. Besondere sorgfältige Ausbildung und architektonische Verschönerungen haben die Viaduktformen im westlichen Stadtteil erfahren. Hervorragend künstlerisch ausgestaltete Bauwerke sind auch die Ueberbrückungen der Spree und des Landwehrkanals. Der Spreeviadukt ist auf der Oberbaumbrücke errichtet und mit dieser in der Form mittelalterlicher Baukunst zu einem malerischen Ganzen verbunden. Die Ueberführung des Landwehrkanals, die mit einer Spannweite von 80 Metern zugleich die Anhalter Bahn überbrückt, zeigt, was aus einem nüchternen Gitterträgerbau gemacht werden kann. Die Brückenzüge sind überdacht; der ostseitige ist mit den in farbiger Emaille ausgeführten Wappen der Städte Berlin, Schöneberg und Charlottenburg, deren Gebiet die Bahn durchkreuzt, geschmückt. Die Träger selbst sind durch zierliche Gehänge belebt, die, ebenfalls in farbigem Email, die Sinnbilder der Naturkräfte tragen.

Der technisch interessanteste Punkt der ganzen Bahnanlage ist, östlich vom Potsdamer Bahnhof, das Geleisdreieck, allgemein Anschlußdreieck genannt, in dem sich die Bahnlinie einerseits nach Westen bis zum Zoologischen Garten und bis Charlottenburg, andrerseits nach Osten bis zur Warschauer Brücke verzweigt, und das auch den unmittelbaren Verkehr zwischen dem Ost- und Westzweige der Bahn unter Ausschluß der Haltestelle Potsdamer Platz vermittelt. Ursprünglich war die Ausführung des Geleisdreiecks in der bis jetzt bei derartigen Anschlußpunkten allgemein üblichen Weise geplant, wonach die inneren Geleisstränge einander in gleicher Höhenlage schneiden sollten. In dieser Weise ist auch das wegen seiner Betriebsgefahren berüchtigte Geleisdreieck zwischen den Bahnhöfen Charing Croß, Cannonstreet und Londonbridge in London ausgeführt. Die Bahngesellschaft aber war sich der großen Gefahr, welche diese Geleiskreuzungen für den Betrieb bilden, wohl bewußt. Sie ging daher gern auf den wohldurchdachten Vorschlag des Regierungsrats Kemmann ein, der in genialer Weise die Gefahrstellen (die Punkte A, B und C unsrer Skizze) dadurch beseitigte, daß er die Geleise an den Kreuzungen über- und untereinander führte. Dies war allerdings keine leichte Aufgabe für den Ingenieur, sie ist aber glänzend gelöst worden. Die Konstruktion beseitigt nicht nur die Gefahrstellen, sondern ermöglicht auch eine schnellere Zugfolge. Man berechnet die durch die eigenartige, bis jetzt einzig in der Welt dastehende Anlage des Anschlußdreiecks erzielte höhere Leistungsfähigkeit der Bahn auf mindestens 20 Millionen Fahrgäste im Jahr. Das Kemmannsche Anschlußdreieck dürfte vorbildlich werden für alle weiteren derartigen Bauausführungen.

Die als Unterpflasterbahn ausgeführten Teile der Bahnanlage sind unsern Lesern bereits in Nr. 17 dieses Jahrganges in Wort und Bild dargestellt worden; ich möchte aber hier insbesondere noch darauf hinweisen, in welcher Art die Bauleitung den Kampf mit dem Grundwasser aufgenommen hat. Um den Tunnelkörper herstellen zu können, mußte das Grundwasser so weit abgepumpt werden, daß der Grundwasserspiegel bis unter die Sohle des Bauwerks gesunken war. Zu diesem Zwecke wurden eine große Anzahl eiserner Brunnenröhren in die erforderliche Tiefe eingetrieben und das Grundwasser mittels Dampfpumpen dauernd abgepumpt. Das zur Zeit der Bauausführung beobachtete Fallen des Wasserstandes in den Hausbrunnen war natürlich eine Folge der Absenkung des Grundwasserspiegels. Der Tunnelkörper ist gewissermaßen ein in den Untergrund und das Grundwasser eingebettetes Gefäß, dessen Sohle und Wandungen aus Stampfbeton ein einheitliches Ganzes bilden, das durch eine um den ganzen Körper herumgelegte Schicht von mehreren Lagen, mit Goudron dicht verklebter bester Dachpappe wasserdicht gemacht ist. Die Dachpappenschicht wird durch einen Mantel von Betonmasse vor Beschädigungen geschützt. Die Decke des Tunnelkörpers besteht aus Betonkappen, die durch eiserne Träger gehalten werden; eine



Hochbahnzug in der Haltestelle Möckernbrücke.



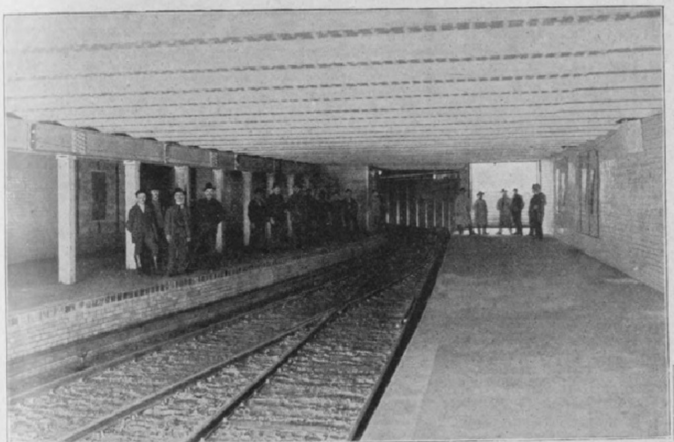
Maschinenstation.



Kesselstation.

Abdeckung mit Dachpappe und Betonbelag verhindert den Zutritt des Tagwassers.

Besondere Schwierigkeiten machte der Einbau des Tunnelbahnhofs am Potsdamer Platz. Dieser Bahnhof ist der wichtigste und verkehrsreichste der ganzen Anlage; aus unserm Bilde geht das freilich nicht hervor, andrerseits würde aber eine Aufnahme während des Verkehrs nur das Bild einer großen Menschenmasse gegeben haben. Der Bahnhof ist von vornherein als Durchgangsbahnhof eingerichtet. Die in den Bahnhof einlaufenden Züge können in einem die Verlängerung der Hauptbahn bildenden Ausziehgeleise, das weit in den Untergrund der Königgrätzerstraße hinein reicht, in die umgekehrte Fahrtrichtung umsetzen, ohne den nachfolgenden Zug aufzuhalten oder von dem vorher fahrenden behindert zu werden. Diese Einrichtung ermöglicht nicht nur die schnellste Zugfolge, sondern sie erleichtert auch die Weiterführung der Bahn in das Innere von Berlin. Weitere besonders interessante Bahnhofsbauten führen die übrigen Bilder vor. Der Bahnhof Nollendorfplatz, der den westlichen Endpunkt der Hochbahn bildet, wird durch einen imposanten Kuppelbau abgeschlossen, der die ganze Umgegend beherrscht. Von der Kuppelanlage aus erfolgt die Hinabführung zur Unterpflasterbahn zunächst auf einem eisernen Viadukt und dann weiter steil hinab auf einer steinernen Rampe. Die geringe Straßenbreite am Halleschen Thor nötigte dazu, die dortige Haltestelle möglichst weit an das Ufer des Landwehrkanals hinaus zu bauen. So kam es, daß die Bahnhofshalle fast mit ihrer ganzen Ausladung die Wasserfläche überragt. Das eigentümlichste Bauwerk bildet aber der Bahnhof Schlesisches Thor, der in der Hauptverkehrsgegend des östlichen Stadtteils liegt. Hier ist der Bahnhof ein massives Haus; die Geleisanlagen liegen im oberen Geschoß, während das untere Geschoß die Wartehalle, eine Bahnhofswirtschaft, Verkaufsläden und eine Konditorei enthält.



Haltestelle Potsdamer Bahnhof.

Der Betrieb der Bahn, der im allgemeinen eine Zugfolge von fünf Minuten vorsieht, hat sich bis jetzt trotz des zeitweiligen enormen Andranges durchaus glatt abgewickelt. Das Urteil aller Fachmänner geht dahin, daß die Bahn allen berechtigten Anforderungen vollauf Genüge leistet. Daß anfangs einige Unzuträglichkeiten nicht ausbleiben, liegt in der Natur der Sache; die kleinen Uebelstände, die bis jetzt gerügt sind, wie fehlende Ueberdachung einiger Bahnhofseingänge, zu langsamer Fahrkartenverkauf u. s. w., werden wohl bald abgestellt sein. An das von der Bahn verursachte Geräusch, das bei weitem nicht die Stärke des von der Stadtbahn erzeugten erreicht, werden sich die Anwohner wohl bald gewöhnen. Eine brennende Streitfrage bildet jetzt die voraussichtliche Rentabilität der Bahn. Manche hegen die übertriebensten Hoffnungen, andre sehen wieder zu pessimistisch. Selbst die Berechnung der Aktiengesellschaft Siemens & Halske, die der Bahngesellschaft für das erste volle Betriebsjahr eine Verzinsung des Anlagekapitals von 4% garantiert hat, erscheint zu vorsichtig. Das Anlagekapital beträgt, soweit es durch Einnahmen aus dem Bahnverkehr verzinst werden muß, $29\frac{1}{2}$ Millionen Mark; etwa fünf weitere Millionen werden durch Einnahmen aus Mieten u. s. w. reichlich verzinst. Um die Betriebskosten zu decken und die $29\frac{1}{2}$ Millionen Mark mit 4% zu verzinsen, brauchen im Jahre nur rund 22 Millionen Fahrgäste befördert zu werden. Bei dem Riesenverkehr, den namentlich die Weststrecke bereits jetzt zu bewältigen hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Ziffer viel zu niedrig gegriffen ist. Aber selbst wenn solche niedrige Frequenz als Grundlage genommen und nur eine mäßige Steigerung des Verkehrs, entsprechend der Verkehrssteigerung bei der Straßenbahn, angenommen wird, so dürfte die Gesellschaft bei reichlicher Amortisation in der Lage sein, schon im zweiten Jahre mindestens etwa 5%, im dritten etwa 6, im vierten etwa $6\frac{1}{2}$ und im fünften Jahre 7% Dividende zu zahlen. Es erscheint demnach auch der finanzielle Erfolg des Bahnunternehmens, dessen Ausführung ernster und mühevoller Arbeit genug gekostet hat, vollständig gesichert, und diese Thatsache dürfte der beste Ansporn sein, mit dem weiteren Ausbau des Netzes sobald als möglich vorzugehen. Otto Jentsch.



Bahnhof Hallesches Thor.

Aus dem Reiche der Sterne.

Der wichtigste unter allen Weltkörpern ist für uns die Sonne. Ohne ihr Wärmespenden könnte kein Leben auf der Erde gedeihen; ja, wenn die Sonne nicht mehr unsern Planeten erwärmte, müßte hienieden sogar alle Bewegung bald aufhören, und selbst die atmosphärische Luft würde zu einem festen Körper erstarren. Diese entscheidende Bedeutung der Sonnenwärme ist erst in neuerer Zeit völlig klar erkannt worden, und damit hat zugleich die Frage nach Herkunft, Dauer und Größe der Wärmespenden durch die Sonne eine eminente Bedeutung erhalten.

Die Sonne ist ein glühender Gasball. Der Durchmesser der uns sichtbaren kreisförmigen Scheibe beträgt in Wirklichkeit 1400000 Kilometer, d. h. er ist 109 mal so groß als der Durchmesser unsrer Erde. Die Sonnenkugel ist so ungeheuer groß, daß, wenn sie hohl wäre und die Erde sich im Zentrum von ihr befände, der Mond innerhalb dieser Kugel um die Erde laufen könnte, ja er bliebe dann stets noch 40000 Meilen unter der Sonnenoberfläche. Dieser ungeheure Ball übertrifft an Volumen unsre Erde 1300000 mal, und seine Oberfläche ist 12000 mal so groß als die Erdoberfläche. Wäre also die Sonne ein Weltkörper mit fester und flüssiger Oberfläche, so hätten auf dieser 12000 Kontinente von der Größe Asiens, Afrikas, Amerikas, Europas und Australiens Platz, ferner 12000 Meere, jedes von der Ausdehnung unsers Großen Ozeans, des Atlantischen, Indischen und der polaren Eismeere, und wenn alle diese Festländer und Meere bestimmte Namen trügen, so würde es wahrlich keine geringe Leistung sein, diese Benennungen auswendig zu lernen und stets gegenwärtig zu haben. Allein die Sonne ist kein fester Weltkörper wie unsre Erde, sondern, wie gesagt, ein glühender Gasball, der im Zentrum am heißesten und dort infolge des Druckes, der von allen Seiten in dieser Richtung stattfindet, auch am dichtesten ist. Vom Sonnenmittelpunkt aus nimmt die Dichte der glühenden Gase nach außen hin allmählich ab, ja nach den Forschungen der allerjüngsten Zeit ist der sichtbare Rand der Sonnenscheibe nur eine optische Täuschung; in Wirklichkeit dehnen sich die glühenden Gase über den Rand bis ins Unmerkliche aus. Daß die Sonne ein Körper ist, der sich im Zustand höchster Glut befindet, daran kann kein vernünftiger Mensch zweifeln, auch ist ihre Temperatur höher als irgendwelche Temperaturen, die wir künstlich herstellen können. Aber wie hoch mag diese Temperatur sein, nach Graden unsers Thermometers gemessen? Diese Frage ist sehr schwierig zu beantworten, und erst in neuester Zeit ist man in dieser Beziehung zu einigermaßen befriedigenden Ergebnissen gelangt. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen die Physiker an, daß die Sonnentemperatur mehrere hunderttausend Grad betragen müsse, ja der berühmte Astronom Secchi in Rom schätzte sie auf einige Millionen Grad. Damals hatte man von den richtigen Verhältnissen, die zwischen der ausgestrahlten und durch das Thermometer oder das Gefühl bemerkbar werdenden Wärme und der Temperatur des wärmestrahlenden Körpers bestehen, nach keine klaren Vorstellungen. Heute aber weiß man, daß zwei Körper von gleicher Temperatur sehr verschieden große Wärmemengen ausstrahlen können, je nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche; außerdem ist bekannt, daß ein nicht unerheblicher Teil der Sonnenwärme beim Durchgang durch die Erdatmosphäre in dieser verbleibt und den Boden nicht erreicht. Diese und andre Umstände müssen in Rechnung gezogen werden, wenn man die wirkliche Wärmestrahlung und die effektive Sonnentemperatur ermitteln will. Der nächste Schritt ist, festzustellen, wie groß in einem bestimmten Maße die Sonnenstrahlung ist, die jedem Punkte der Erdoberfläche zu teil wird. Als solches Maß hat man die Wärmemenge genommen, die erforderlich ist, um auf jedem Quadratcentimeter der Erdoberfläche ein Gramm Wasser um einen Grad zu erwärmen. Genaue Untersuchungen haben dann ergeben, daß die Sonnenwärme so groß ist, daß sie pro Quadratcentimeter ein Gramm Wasser um 4° C. erwärmt. Mancher könnte meinen, dies sei nicht eben viel; aber wenn man diese Wärmemenge für die ganze Erdoberfläche und auf das Jahr berechnet, so kommt man auf ungeheure Zahlen. Um das Ergebnis dieser Berechnung kurz auszudrücken, möge bemerkt werden, daß die Sonnenwärme ausreicht, um während des Jahres eine Eisschicht zu schmelzen, die 67 Meter hoch den ganzen Erdball bedeckte. Das ist also die Wärmemenge, die Jahr für Jahr der Erde zu teil wird und von der hienieden alle Kraft und jede Bewegung bestritten wird: die Bewegung der Luft in den Stürmen, die Wellenbewegung des Meeres, der Kreislauf des Wassers von den Wolken zum Erdboden und in Gestalt von Wasserdampf wieder empor zu den Wolken; ferner das Wachsen der Pflanzen und Tiere und alle Bewegungen und Regungen des Menschen bis zu den leisesten Zuckungen. Aber die Erde empfängt durchaus nicht sämtliche Wärme, die die Sonne aussendet, sondern nur den kleinsten, ja einen verschwindend geringen Teil davon. Denn die Sonne strahlt nach allen Richtungen des Weltraums Wärme aus, und nur diejenigen Strahlen, die unsre Erde treffen, sind in der obigen Berechnung enthalten. Die ganze Wärmestrahlung der Sonne ist, wie mit mathematischer Sicherheit, d. h. mit absoluter Gewißheit, berechnet werden kann, 2250 Millionen mal größer als derjenige Teil, der der Erde zuströmt. Erst nachdem diese Wärmestrahlung der Sonne auf die Erde festgestellt worden, konnte man dazu übergehen, die effektive Sonnentemperatur zu ermitteln, und die neuesten Untersuchungen ergaben, daß diese 7000° C. beträgt. Wird auch der Verlust, den die Sonnenwärme bei der Strahlung durch die minder heißen Teile ihrer eignen äußersten Atmosphäreschichten erleidet, mit berücksichtigt, so ergiebt sich als Temperatur der Sonnenoberfläche 7800° C. Wie hoch die Glut im Innern des ungeheuren Sonnenballs ist, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls müssen dort Temperaturen herrschen, die alle Vorstellung übersteigen. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß der Verlust an Wärme, den ein heißer Körper durch Strahlung erleidet, ersetzt werden muß, wenn seine Temperatur nicht sinken, d. h. wenn der Körper nicht allmählich erkalten soll. Genau das gleiche gilt auch für die Sonne; sie sendet ununterbrochen so viel Wärme aus, daß, wenn der ganze Sonnenball aus besten Steinkohlen bestände, diese in 21000 Jahren verbrannt sein würden. Die Sonne aber leuchtet und glüht viel länger, und auch während der historischen Zeit hat sich keine Abnahme ihrer Strahlung bemerkbar gemacht. Woher bezieht sie den Ersatz für ihre verloren gegangene Wärme? Auch diese Frage hat die neuere Forschung beantwortet, wie wir im nächsten Artikel sehen werden.

K.

Litteratur.

Als eines der am meisten charakteristischen Anzeichen dafür, daß das deutsche Publikum der modernen Sittenromane und -novellen naturalistischen Schlages gründlich überdrüssig geworden ist, kann die Flucht in die Vergangenheit gelten, die plötzlich mit alter Kraft wiedererwachte Freude am geschichtlichen Roman, dem die Naturalisten und ihre Herolde in der Tagespresse längst das Grablied gesungen hatten. Daß sich nach den beispiellosen Erfolgen von „Quo vadis?“ auch viele Unberufene auf diese Gattung stürzen würden, war vorauszusehen, und darum ist Vorsicht vor diesen Spekulanten geboten. Zu den Berufenen darf dagegen H. von Krause gezählt werden, eine Schriftstellerin, die uns in einem zur Zeit des Kaisers Claudius spielenden Roman „Das Testament des Kaisers“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) das Leben und Treiben am Hofe des schwachen Kaisers, die Intriguen der schamlosen Agrippina gegen den treuen Minister des Kaisers, Narcissus, und das langsame Gedeihen der jungen Christengemeinde mit echt dichterischer Kraft vor Augen führt. Sichtlich aus gründlichen geschichtlichen und antiquarischen Studien erwachsen, entrollt der Roman ein durchaus glaubhaftes Bild jener Zeit, ohne daß das Interesse des Lesers an der sich rasch entwickelnden Handlung durch peinliche Detaillierung des archäologischen Beiwerks geschwächt wird. Mit großem Geschick hat die Verfasserin besonders das Aufblühen des Christentums und das Erstarken des Germanentums mit dem Absterben der bereits in ihren Grundfesten erschütterten römischen Welt verflochten. Das Interesse des Lesers wird noch durch die glücklich dem Geist der Zeit angepaßten Illustrationen von Alex. Rothaug gesteigert.

— Um Paul Heyses Romane und Novellen auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, hat die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart mit einer wohlfeilen Ausgabe begonnen, deren erste, die Romane umfassende Serie auf 48 Lieferungen berechnet ist. Den Anfang macht Heyses kühner freigeistiger Roman „Die Kinder der Welt“, der bei seinem ersten Erscheinen ebenso starke Ablehnung wie enthusiastische Bewunderung hervorgerufen hat. Er erschien zuerst im Feuilleton der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin und erregte bei den meist streng orthodoxen Lesern dieses Blattes so großes Aergernis, daß das Ansehen dieser ältesten Zeitung Berlins dadurch einen heftigen Stoß erhielt, von dem sie sich nicht wieder erholte. Die Zeit war damals für die unbefangene Behandlung religiöser und sittlicher Probleme noch nicht reif. Heute wird der Roman viel vorurteilsfreiere Leser finden, und man wird heute auch das Kunstwerk nach seiner Bedeutung würdigen, während man vor dreißig Jahren dieses über der Tendenz gering geachtet hat.

— In der bekannten zierlichen Miniaturausgabe, die Carl Krabbes Verlag in Stuttgart schon von den Werken andrer Poeten veranstaltet hat, bringt er jetzt auch Lenaus Gedichte. Zu dem Inhaltsverzeichnis nach den verschiedenen Gruppen gesellt sich noch, das Nachschlagen sehr erleichternd, ein Register der Anfangsworte der Gedichte. — In demselben Verlage erschienen rechtzeitig vor dem hundertsten Geburtstage des genialen und so unglücklichen Dichters (15. August) „Lenaus Frauengestalten“ von Adolf Wilhelm Ernst. Der Verfasser schildert alle die Frauen, die auf das Leben und Schaffen Lenaus Einfluß ausgeübt haben, und belegt seine Angaben teils aus ihren Briefen und Aufzeichnungen, teils aus den Werken und Tagebüchern des Dichters selbst. Die Lenau-Litteratur hat in jüngster Vergangenheit viele bemerkenswerte Beiträge gebracht, und indem der Autor hieraus schöpft, erschließt er zugleich aus eignem Studium manche neuen Gesichtspunkte.

— Max Eyth, der berühmte Ingenieur und Mitbegründer der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, hat sich wiederholt schon als fesselnden Erzähler und liebenswürdigen Plauderer bewährt — wir verweisen besonders auf sein bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienenes Werk „Hinter Pflug und Schraubstock“ — und bekundet jene Vorzüge auch in seinem neuen Buche: „Der Kampf um die Cheopspyramide“ (Heidelberg, Carl Winter). Wiederum ist der Schauplatz das Land Aegypten, an dessen wirtschaftlichem Aufblühen der Verfasser viele Jahre mitgearbeitet hat. In fesselnder, stellenweise sehr romantischer Weise versteht er die genaue Kenntnis des Pharaonenlandes und seiner Geschichte mit den Eingebungen einer erfindungsreichen Phantasie zu verbinden. In die lebendige Handlung ist eine Fülle wissenschaftlicher Belehrung in Form spannender Probleme eingeflochten und eine Erklärung der Bedeutung der Pyramide gegeben, die, wenn nicht alle Mitteilungen auf Wahrheit beruhten, für ein Märchen aus Tausend und eine Nacht gehalten werden müßte. Neben diesem Wahrheitsgehalt des Werkes kommt die Dichtung nicht zu kurz. Hier in poetischen oder humorvollen, dort in ergreifenden Bildern führt der Verfasser den Leser mitten in das bunte orientalische Leben hinein.

— Seinen „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers“ hat Franko Seiner jetzt den zweiten Band folgen lassen, der nicht minder Bemerkenswertes bietet als der vor einigen Monaten von uns besprochene erste (München, C. H. Beck). Der Verfasser schildert die Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabai, die Schlacht von Dalmanutha und den durch die Verhältnisse erzwungenen Uebertritt auf portugiesisches Gebiet, der die Internierung zur Folge hatte, bis endlich die Stunde der Befreiung kam und die Rückkehr in die Heimat stattfinden konnte. In allen Strapazen und Gefahren hatte sich, wie das Buch beweist, der Autor den Humor und den offenen Blick bewahrt. Er ist keineswegs blind für die Schwächen und Mängel der Buren, sondern hat vielmehr für manche Uebelstände herben Tadel, andrerseits aber findet er, daß gerade der Krieg eine Radikalkur für das Burenvolk bedeutete. Mit der alten Mißwirtschaft wurde aufgeräumt, das schon im Schwinden begriffene Nationalbewußtsein beider Freistaaten neu gestärkt, und die junge Generation übernahm die Führung. Der Verfasser erhofft, daß es den Buren gelingen wird, ihre Selbständigkeit zu behaupten und ein Staatswesen modernen Sinnes zu begründen. Eine Karte der Delagoabahn und der Schlachtplan von Dalmanutha sind den fesselnden Schilderungen beigegeben.

— Nach den Beschlüssen der Berliner Orthographischen Konferenz giebt es fortan für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz sowohl im Schul- wie auch im Amtsgebrauch nur noch eine Rechtschreibung, und nach ihren Regeln liegt eine Reihe bekannter Handbücher in neuen Auflagen vor. So Konrad Dudens „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ und der handliche Auszug daraus, das „Orthographische Wörterverzeichnis der deutschen Sprache“ (beide Leipzig, Bibliographisches Institut). Im Vorwort des ersteren Werkes hebt der Verfasser hervor, daß dieses weder als deutsches Wörterbuch noch als Fremdwörterbuch, sondern in erster Linie als orthographisches Wörterbuch dienen solle. Deshalb giebt es nur die Schreibung der gebräuchlicheren hochdeutschen Wortstämme an, während abgeleitete Formen und Zusammensetzungen nur in beschränktem Maße Aufnahme finden konnten. Immerhin giebt Dudens Wörterbuch auch über die Schreibung der häufig verwendeten Fremdwörter Auskunft. Für diejenigen, die nur über die richtige Schreibung Auskunft suchen, ist der an zweiter Stelle genannte Auszug bestimmt, der namentlich den Schülern willkommen sein dürfte. Weitere Ziele hat sich das „Vollständige, kurzgefaßte Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung“ von Dr. Theodor Matthias gesteckt (Leipzig, Max Hesse). In den Andeutungen über die Herkunft und Verwandtschaft der Wörter enthält es zugleich das Gerippe einer Wortgeschichte. Durch die weitgehende Berücksichtigung des mundartlichen Sprachgutes ist es jedem, namentlich auch dem Ausländer, ein bequemes Hilfsmittel für das Verständnis so gut der Buch- wie der Umgangssprache. Auch über die Bildung und Bedeutung unsrer älteren wie neueren Rufnamen wird Aufschluß gewährt. Es ist ferner ein Fremdwörterbuch im kleinen, das die unersetzbaren Fremdlinge erklärt und für die im guten Schreibgebrauch besser vermiedenen die treffendsten üblichen Verdeutschungen an die Hand giebt.

Kunst.

Unter den kunstgeschichtlichen Lehrbüchern größeren Umfangs hat das Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer einen Erfolg aufzuweisen, der in der deutschen Kunstlitteratur einzig ist. Von dem umfassenden Werke, das sich allmählich auf vier Bände ausgewachsen hat, erscheint gegenwärtig bereits die sechste Auflage (Leipzig, E. A. Seemann). Von dieser liegen bis jetzt zwei Bände vor. Der erste, die Kunst des Altertums behandelnde, ist von Prof. A. Michaelis in Straßburg neu bearbeitet und auf denjetzigen Stand der Wissenschaft gebracht worden, und ebenso hat auch der dritte Band, der sich mit der Renaissance in Italien beschäftigt, eine sorgsame Neubearbeitung von sachkundiger Hand erfahren, ohne daß jedoch die glänzenden Vorzüge Springerscher Darstellungskunst, Klarheit und Verständlichkeit für jedermann bei höchster Formvollendung, beeinträchtigt worden sind. Eine große Sorgfalt ist auch den Illustrationen zugewandt worden, die so erheblich vermehrt wurden, daß der Kunstfreund kaum ein hervorragendes Werk der italienischen Renaissancekunst vermissen wird. Zu besonderem Schmuck gereichen dem Bande zwölf sauber ausgeführte Farbendrucke, die Meisterwerke von Donatello, Signorelli, Michelangelo, Raffael, Tizian, Paul Veronese u. a. wiedergeben.

— Einen reich illustrierten Kunstkatalog, der nahezu 340 verkleinerte Abbildungen von schönen und ansprechenden Kunstblättern enthält, hat kürzlich die Kunsthandlung von Hermann Vogel in Leipzig, Goethestraße 2, herausgegeben. Bei einer so großen Anzahl von Bildern dürfte es den Kunstfreunden und Liebhabern, namentlich solchen in der Provinz oder in kleinen Städten, die nicht immer Gelegenheit haben, größere Kunstläden aufzusuchen, nicht schwer fallen, aus diesem umfassenden Kataloge sich das zu wählen und zu bestellen, was ihnen passend erscheint. Der elegant ausgestattete Katalog wird für jedermann für 2 Mark abgegeben, die indes bei entsprechender Bestellung wieder in Abzug gebracht werden.

Notizblätter.

Zeitgeschichte.

Im Großherzogtum Luxemburg ist ein Regierungswechsel eingetreten, denn mit Rücksicht auf sein hohes Alter hat sich Großherzog Adolf veranlaßt gesehen, die Regentschaft seinem Sohne, dem Erbgroßherzog Wilhelm, zu übertragen. Am 24. Juli 1817 geboren, war der Großherzog in erster Ehe vermählt mit der Großfürstin Elisabeth von Rußland, die ihm 1845 durch den Tod entrissen wurde, und in zweiter Ehe führte er die Prinzessin Adelheid von Anhalt heim. Nur zwei Kinder entsprossen diesem Bunde, der Erbgroßherzog Wilhelm, seit 1893 vermählt mit der Prinzessin Maria Anna von Portugal, und Prinzessin Hilda, seit 1885 Gemahlin des Erbgroßherzogs Friedrich von Baden. Die Ehe des jetzigen Regenten von Luxemburg, der am 22. April sein fünfzigstes Lebensjahr vollendete, ist mit fünf Töchtern gesegnet; seine Gemahlin zählt 41 Jahre.



Grossherzog Adolf von Luxemburg.

— Prinz Mirko von Montenegro, der zweite Sohn des Fürsten Nikolaus, hat sich mit Fräulein Natalie von Konstantinowitsch verlobt. So einfach dieser Name klingt, so bedeutet er dennoch viel: auch der zweite Sohn des Fürsten wird, wie so viele seiner Kinder, eine Tochter aus fürstlichem Hause heimführen, eine Enkelin der Obrenowitsch. Oberst Konstantinowitsch, der Vater der Braut, ist nämlich der Großoheim des Königs Alexander von Serbien. Tomanja Obrenowitsch war die Großmutter des Königs Milan und des Obersten Konstantinowitsch. Mit ihrer Urenkelin wird sonach eine Tochter des Hauses Obrenowitsch in das Fürstenhaus zu Cettinje einziehen. Fürst Nikolaus wird dadurch auch ein naher Anverwandter des serbischen Königshauses, wie er es bereits hinsichtlich des Kronprätendenten Karageorgiewitsch ist, ein Zusammentreffen seltener Art. Zwei Enkel des Fürsten der Schwarzen Berge vermöchten sich vielleicht einmal den Thron Serbiens streitig zu machen, denn wenn auch König Alexander sich mit seinem Oheim, dem intimen Freunde seines Vaters Milan, entzweit und ihm zurzeit die Zugehörigkeit zum Hause Obrenowitsch versagt und abgestritten hat, die Erbansprüche des Obersten, der der einzige männliche Verwandte des Königs ist, bleiben dennoch bestehen. Insofern hat denn auch die eben erfolgte Verlobung des Prinzen Mirko eine politische Bedeutung, wenn auch die Möglichkeit, daß einmal ein Enkel des Fürsten von Montenegro die Krone Serbiens trägt, noch in der Ferne liegt. Zählt doch König Alexander erst sechsundzwanzig Jahre. In einen hohen Verwandtschaftskreis wird Lilly von Konstantinowitsch eintreten. Ihr künftiger Schwager ist Erbprinz Danilo, der Thronfolger von Montenegro, vermählt mit der Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz, Tochter des Erbgroßherzogs Adolf Friedrich und Enkelin einer Prinzessin von Großbritannien. Die Prinzessin Militza und Stana von Montenegro, Schwestern des Bräutigams, sind Gemahlinnen russischer Großfürsten; eine dritte Schwester — Prinzessin Anna — ist die Gemahlin des Prinzen Franz von Battenberg und durch ihn mit dem großherzoglichen Hause von Hessen und dem englischen Königshause verwandt. Prinzessin Helene von Montenegro trägt die Königskrone von Italien und trat in Verwandtschaft zu einer ganzen Reihe europäischer Dynastien — Die Braut des Prinzen, Natalie von Konstantinowitsch, ist zwanzig Jahre alt, eine Schönheit ersten Ranges, die in der Wiener Gesellschaft viel gefeiert wurde und neben ihren schönen Schwägerinnen ihren Platz behaupten wird. König Milan ist in Wien mit den Damen Konstantinowitsch oft im Theater gesehen worden, und es hieß auch, er habe seine schöne Nichte gern mit der serbischen Königskrone geschmückt gesehen, ein Plan, der durch die Verheiratung des Königs Alexander mit Draga Maschin vereitelt wurde. Prinz Mirko ist ein prächtiger Typus des jugendstarken Tschernagorzen. Groß, stark, sehnig, bildhübsch, ein unerschrockener Kriegsmann, in jedem Waffenhandwerk geübt, ist der Prinz, der den Titel eines Großwojwoden von Grahowo und der Zeto führt, im ganzen Lande beliebt, und seine Verbindung mit einer Tochter aus dem altserbischen Hause Obrenowitsch wird in Montenegro mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Vermählung des jungen Paares soll am 12. Juli erfolgen.



Erbgrossherzog Wilhelm von Luxemburg.

Alpines.

Den meisten Besuchern des Vierwaldstättersees ist das altertümliche Wirtshaus zur Treib unterhalb Seelisberg bekannt. Es ist ein stattlicher, verwetterter Holzbau, dem man außen wie innen die gewaltige Last der Jahre, die auf ihm ruhen, wohl ansieht. Heute ein vielfrequentierter Erfrischungsort der Touristen, spielte dieses Haus einst in den Anfängen der Eidgenossenschaft eine wichtige Rolle. Die vier Waldstätten haben darin manche wichtige Tagsatzung abgehalten, auch soll in alter Zeit dort eine Freibank gewesen sein, wo Verfolgte jeder Art Schutz genossen. Für die Schiffer, die einst den großen Handelsverkehr zwischen der alten Gotthardstraße und deren nördlichen Fortsetzungen vermittelten, war der gesicherte Hafen der Treib oft ein willkommener Unterschlupf vor dem plötzlich hereinbrechenden Föhnsturm. 1798 hielten die Franzosen das Wirtshaus besetzt und tauschten mit den Oesterreichern, die im gegenüberliegenden Brunnen ihr Lager aufgeschlagen hatten, manchen feurigen Gruß. Merkwürdigerweise erlitt der ehrwürdige Bau dabei keinerlei Beschädigungen. Seither ist das Gebäude bedenklich altersschwach geworden, und sein Bestand wäre nur noch eine Frage von wenigen Jahren gewesen. So entschloß sich die Regierung von Uri als Eigentümerin kurzerhand, das Haus noch diesen Herbst abzutragen und an seine Stelle einen Neubau zu setzen, der eine getreue Kopie der alten „Treib“ sein soll und deren Name auch mit dem neuen Hause fortleben wird.

— Ueber die Abnahme des Dachsteingletschers hielt Dr. v. Böhm in der Geographischen Gesellschaft zu Wien einen Vortrag. Der Gletscher hat 200 Jahre lang, bis 1820, zugenommen, zeigte dann eine kurze Periode der Abnahme und erreichte 1855 seinen höchsten Stand. Von da an aber hat er bis heute ungemein schnell abgenommen. Er bedeckte z. B. bei seinem höchsten Stande eine Fläche von 522 Hektar, heute hat er nur noch 422 Hektar, so daß er um genau 100 Hektar sich verringert hat. Von dem Eisverlust kann man sich kaum eine Vorstellung machen: er beträgt bisher 180 Millionen Kubikmeter, das ist eine so kolossale Masse, daß sie der vollen Fläche des Wiener Bezirkes Mariahilf entspräche, wenn diese bis zur Höhe des Stefansturmes mit Eis bedeckt wäre. Der jährliche Eisverlust beträgt 4 Millionen Kubikmeter. Der Gletscher schmilzt unten ab, die Grenze schiebt sich immer mehr nach oben, und das so stark, daß seine mittlere Höhe seit 50 Jahren um 115 Meter nach oben gerückt ist.

Feste, Vereine und Versammlungen.

Das 20. mitteldeutsche Bundesschießen findet vom 6. bis 13. Juli in Schönholz bei Berlin statt.

— Eine Gesellschaft für Theatergeschichte ist in Berlin mit einem Mitgliederstand von 150 Gelehrten, Theaterdirektoren, Kritikern und Bühnenangehörigen ins Leben getreten. Die Gesellschaft bezweckt die Herausgabe wertvoller Monographien, Neudrucke und Nachschlagewerke auf dem Gebiete der Theatergeschichte, Schauspielkunst und Dramaturgie. Der jährliche Beitrag ist 12 Mark.

— Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder hält ihre diesjährige Hauptversammlung am 26. Mai in Weimar.

— Vom 9. bis 12. September findet zu Innsbruck ein internationaler kunsthistorischer Kongreß statt, für den eine Ausstellung alter und moderner Tiroler Kunstleistungen sowie von Lehrmitteln vorbereitet wird.

— Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach, der älteste Musikverein Oesterreichs, begeht in den Tagen vom 16. bis 19. Mai die Feier des zweihundertjährigen Bestehens durch eine Reihe auserlesener Festkonzerte.



Prinz Mirko von Montenegro.

Stiftungen.

Der verstorbene Rentner Schäde hat der Stadt Zeitz 450 000 Mark zu wohlthätigen Zwecken hinterlassen.

— Fünfzehn Stipendien von je 5000 Mark hat Cecil Rhodes für deutsche Studenten an der Universität Oxford, und zwar auf je drei Jahre, letztwillig begründet. Die Verleihung der Stipendien soll dem Deutschen Kaiser zustehen.



Prof. Dr. Hans Buchner †.

Kultur und Wissenschaft.

In einem Weinberg bei Alzey entdeckte der um die Kenntnis der Vorgeschichte des Rheinlandes hochverdiente Forscher Dr. Köhl wiederum einige Gräber aus der jüngeren Steinzeit mit drei gut erhaltenen Skeletten und zahlreichen Grabbeigaben, Gefäßen aus Thon, Steinhammer, Steinmeißel, Mahlstein, Feuersteinmesser, Pfeilspitzen u. s. w., die dem Museum zu Worms einverleibt worden sind.

— Bei Huelva in Südspanien hat Professor Sieglin von der Berliner Universität ein altiberisches Heiligtum, einen Tempel der Göttin der Unterwelt, entdeckt; er gedenkt dort Ausgrabungen zu veranstalten.

— Eine vollständige antike Schreibtischausstattung ist in Aquileja ausgegraben worden; sie besteht aus zwei Tintenfässern, einer Elfenbeinfeder, sechs Bronzegriffeln, einem silbernen Radiermesserchen und einem eisernen Lineal.

— In Rom wurde auf dem Forum Romanum zwischen der Via Sacra und dem Tempel des Kaisers Antoninus und seiner Gemahlin Fausta drei Meter unter den Grundmauern ein frühgeschichtliches Grab aufgefunden, das der Leiter der Ausgrabungen, Boni, als der von ihm vermuteten suburbanen Totenstadt zugehörig erklärt.



Natalie von Konstantinowitsch, Braut des Prinzen Mirko.

Ehrungen.

Sinnige Ehrungen wurden unserm deutschen Dichter Richard Voß in Frascati dargebracht, im Erinnern daran, daß er seit 25 Jahren ein alljährlich wiederkehrender Gast in dieser Stadt ist. Die Gemeinde ernannte ihn zum Ehrenbürger, und in der Eintrittshalle der von ihm bewohnten Villa Falconieri, die von ihm in vielen Werken verherrlicht worden ist, wurde das bronzene Reliefporträt des Dichters angebracht, gestiftet von Verehrern seiner Muse und entworfen vom Bildhauer Prof. Joseph von Kopf.



Phot. R. Krenn, Zürich.

Das Wirtshaus zur Treib am Vierwaldstättersee.

— Der Vorsitzende des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, Emil von Schenckendorff, hat vom Preisgericht der Pariser Weltausstellung die goldene Medaille erhalten.

Bildende Kunst.

Nach sechsjähriger Arbeit hat Max Klinger ein plastisches Werk vollendet, das schon wegen seiner Ausführung in den kostbarsten Materialien die Bewunderung der Kunstfreunde erregen wird. Es ist eine Statue Beethovens oder vielmehr eine Apotheose des Meisters, den Klinger in der Gestalt und Haltung eines thronenden Zeus dargestellt hat (s. die Abbildungen). Auf einsamer Bergeshöhe steht der aus Bronze gegossene Thronsessel, auf dem der Gewaltige ruht, ganz in sein künstlerisches Schaffen versunken, „mit dem nach innen gerichteten Blick", der der Außenwelt nicht achtet. Der nackte Oberkörper ist aus griechischem Marmor von der Insel Syra gemeißelt, und das goldig schimmernde Gewand, das den Unterkörper bekleidet, aus Laaser Onyx gebildet. Der bräunliche Erdboden und der vorn sichtbare Adler sind aus pyrenäischem Marmor gearbeitet. An der Innenseite des bronzenen Sessels, der in Paris gegossen worden ist, zieht sich ein farbiger Fries hin, der auf blauem, aus Jaspis und Opalen zusammengesetztem Grunde elfenbeinerne Engelsköpfe mit rot-, orange- und grünlichschillernden Flügeln zeigt. Die Außenseiten des Sessels sind mit Flachreliefs geschmückt, die die Begegnung der antiken und der christlichen Gedankenwelt in der Art schildern, wie sie Klingers Gemälde „Christus im Olymp" vor Augen führt. Mit diesem Bilde zusammen ist der „Beethoven" auf der Ausstellung der Wiener Sezession erschienen, die am 15. April eröffnet worden ist.

Bühne.

Im Kgl. Opernhause zu Berlin wurde die einaktige Oper „Der Wald" von Ethel M. Smyth, einer englischen Dame, abgelehnt. Der Mißerfolg wird vornehmlich dem geschmacklosen Texte, dessen Verfasser ungenannt blieb, zugeschrieben. — Eine nur laue Aufnahme fand im Lessing-Theater das Schauspiel „Fremde Mütter" (Les Remplaçantes) von Eugène Brieux, ein Tendenzstück, das sich gegen die in den höheren Kreisen Frankreichs übliche Art der Aufziehung der Kinder wendet. — Ein litterarisch-dramatisches Kuriosum brachte das Berliner Theater, nämlich eine Aufführung des „Hamlet", wie er im siebzehnten Jahrhundert von englischen Komödianten zum ersten Male in Deutschland dargestellt wurde. „Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark", wie der Titel des Dramas in dieser 1625 und 1626 in Hamburg und Dresden vorgeführten Form lautet, machte nur den Eindruck einer Burleske, nicht zum wenigsten infolge der karikierenden Darstellung.

— Das Hoftheater in Wiesbaden erzielte einen starken Erfolg mit Josef Lauffs Drama „Der Heerohme" (Der Herr Ohm), dessen Motiv der Dichter seinem niederrheinischen Roman „Kerrekik" entlehnt hat. Großen Beifall fand ebenso im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg der Einaktercyklus „Ruhmlose Helden" von Paul Busson. Die kleinen Dramen schildern in vier Beispielen das schlichte Heldentum, das im Verborgenen wirkt und auf Anerkennung und Dankbarkeit weder rechnet noch sie findet.

— „Die Brautlotterie", Vaudeville-Operette von André Messager, erfreute sich im Gärtnerplatz-Theater zu München einer wohlwollenden Aufnahme.

— Der Platz für das Interimstheater in Stuttgart ist endgültig bestimmt worden; bis spätestens 1. Oktober soll der Bau vollendet sein. Die Entscheidung über den Bau des neuen Hoftheaters steht noch aus. — In Hildesheim hat sich ein Komitee für Erbauung eines neuen Theaters gebildet, dessen Kosten man auf 500 000 Mark veranschlagt. Den Grund und Boden soll die Stadt unentgeltlich hergeben, und das Baukapital gedenkt man durch eine zu begründende Aktiengesellschaft aufzubringen.

— Im Raimund-Theater zu Wien fand Karl Bleibtreus Drama „Weltgericht", eine Episode aus der großen französischen Revolution, trotz der starken Rhetorik günstige Aufnahme, dagegen errangen drei Einakter von Antonie Baumberg, die das Deutsche Volkstheater vorführte, nur geringen Beifall, und die Stücke wurden bald wieder abgesetzt. Die enttäuschte Dichterin beging darauf Selbstmord durch Erschießen. — Vollen Erfolg errang im Carl-Theater, dank der Mitwirkung von Klara Küry, der beliebten Budapester Operettendiva, die Operette „Der kleine Günstling" von J. Fejer, Text von J. Beldi.

— „Alma y Vida", ein neues Drama von Perez Galdos, gelangte in Sevilla unter großem Beifall zur Darstellung. Es ist ein Tendenzstück, das in symbolischer Form für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Volksmassen eintritt.



Beethoven (Vorderansicht). Von Max Klinger.



Abbl.-Verl. von E. A. Seemann, Leipzig

Beethoven (Seitenansicht) Von Max Klinger.

Heer und Flotte.

Die große Flottenschau bei Spithead aus Anlaß der Krönung des Königs Eduard ist endgültig auf den 28. Juni festgesetzt worden.

Ausstellungen.

Auf der am 1. Juni zur Eröffnung gelangenden Motorbootausstellung am Wannsee bei Berlin sollen Motorboote aller Art im Betriebe und im Wettbewerb vorgeführt werden. Dementsprechende Veranstaltungen, Schnelligkeitsfahrten, Dauerfahrten u. dergl. werden unter Aussetzung von Ehrenpreisen und Medaillen auf dem mit dem Ausstellungsplatz in Verbindung stehenden ausgedehnten Seen- und Flußgebiet stattfinden.

— Nach endgültiger Bestimmung findet die Weltausstellung in Lüttich im Jahre 1905 statt

Denkmäler.

Die Enthüllung der Denkmäler für Kaiser und Kaiserin Friedrich vor dem Brandenburger Thor in Berlin, die schon am kommenden 18. Oktober stattfinden sollte, ist bis zum nächsten Jahre verschoben worden.

— Für den Sarkophag der Kaiserin Friedrich in der Friedenskirche zu Potsdam hat der Kronprinz von Griechenland einen Marmorblock aus den Brüchen am Pentheliken angeboten, der nach dem Sachverständigenbericht als geeignet befunden und dann in Rohbearbeitung abgeschickt wurde.

— Das Franz Liszt-Denkmal in Weimar wird am 31. Mai enthüllt.

— Zur Errichtung eines Denkmals zum Gedächtnis der Begründung des Weltpostvereins in Bern stehen 200000 Franken zur Verfügung des Ausschusses, der zunächst einen internationalen Wettbewerb um Entwürfe ausschreiben wird.

Totenschau.

Ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete der Bakteriologie und Hygiene, ein energischer Bekämpfer der Infektionskrankheiten ist mit Dr. Hans Buchner, Professor an der Universität München und Vorstand des dortigen Hygienischen Instituts, dahingegangen. Nach dem Rücktritt Pettenkofers, 1894, nahm Buchner dessen Lehrstuhl ein und hat sowohl an der Hochschule als an dem genannten Institut in hervorragender Weise gewirkt. Der nimmer Rastende jedoch ließ es dabei nicht allein bewenden. Er gründete den Volkshygieneverein in München, hielt viele populäre Vorträge über Hygiene, dadurch wertvolle Aufklärung in breitere Schichten bringend. Von seinen Forschungen künden zahlreiche Publikationen. Schon als Militärarzt, denn als solcher begann er 1875 seine Laufbahn, die ihn bis zum Oberarzt und späteren Generaloberarzt à la suite führte, beschäftigte er sich ebenso eingehend als erfolgreich mit bakteriologischen Studien. Am 16. Dezember 1850 als Sohn eines Münchener Universitätsprofessors geboren, erreichte er nur ein Alter von 51 Jahren.

*

Prof. Hans Wildermuth, vormals Direktor der Kunstgewerbeschule in Zürich, † 9. April. — Sektionschef Friedrich Zechner, Leiter der Verwaltungsangelegenheiten des österr. Bergwerkwesens, 51 J., † 9. April, Wien. — Geschichts- und Porträtmaler Prof. Franz Reiff, 67 J., † 10. April, Aachen. — John Whitehead, Besitzer der großen Torpedofabrik in Fiume, † 10. April, Wien. — Gräfin Alexandrine zu Eulenburg, Mutter des deutschen Botschafters am Wiener Hofe, 78 J., † 11 April, Meran. — Geh. Rat Freiherr Leopold von Wieser, vormals Chef des Obersten Rechnungshofes, Präsident der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, 83 J., † 11. April, Wien. — Landschaftsmaler Karl v. d. Hellen, 59 J., † 11. April, Düsseldorf. — Prof. Alfred Cornu, bed. Physiker, 61 J., † 12. April, Paris. — Wirkl. Geh. Oberbaurat Wilhelm Streckert, vortragender Rat im Reichseisenbahnamt 72 J., † 13. April, Berlin. — Prof. Dr. Hans von Hebra, bed Dermatolog, 55 J., † 13. April, Wien. — Gustave Isambert, Führer der nach ihm benannten Fraktion der Radikalen in der franz. Kammer, 61 J., † 13. April, Paris — Zühdi Pascha, türkischer Unterrichtsminister, † 13. April, Konstantinopel. — General Graf Andreas Palffy, Kommandeur der ungarischen Leibgarde, 64 J., † 14. April, Wien. — Schriftstellerin Antonie Baumberg, 43 J., † 15. April, Wien (vergl. Bühne). — Dmitri Ssipjagin, russ. Minister des Innern, ermordet 15. April, Petersburg.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer
№ 31.



Bahnhof Schlesisches Thor.



Bahnhof Nollendorfplatz, Uebergang in die Untergrundbahn.



Das Geleisdreieck östlich vom Potsdamer Bahnhof.

Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin. (Text Seite 601.)

Briefmappe.

R. Z. in H. Das Albrecht von Haller-Denkmal soll seinen Platz vor dem Universitätsgebäude in Bern erhalten. Zu Gunsten des Denkmalfonds findet in der Berner Stadtbibliothek vom 1. bis 20. Mai eine Haller-Ausstellung statt. Der Raum, in dem die Erinnerungen an den Dichter zur Schau kommen, erhält die Ausstattung eines Gelehrtenzimmers im 18. Jahrhundert. Neuerdings hat die Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin einen ansehnlichen Betrag für das Monument gespendet. Mögen andre litterarische Vereine dem löblichen Beispiel folgen!

F. Sch. in K. Unter Plankton (wörtlich: das Treibende) versteht man die Gesamtmasse der lebenden und toten Wesen, die an der Oberfläche des Meeres oder von Seen unbedingt den Strömungen des Wassers folgen, also sich treiben lassen. In schönen Knittelversen ist dies jüngst in der „Deutschen Fischereizeitung dargelegt worden:

Was im Wasser schwimmt und schwebt,
Wimmelnd auf zum Lichte strebt,
Alle jene Tier' und Pflanzen,
Die stets mit den Wellen tanzen,
Die nicht Rast begehr'n noch Ruh' –
Rechnet man dem Plankton zu.
Algen, Krebse, Rädertiere,
Protozoën – diese viere
Bilden stets den Hauptbestand,
Wie bisher man immer fand.
Mancher Algen grüne Fülle
Sieht man meist schon ohne Brille,
Namentlich wenn's Wasser „blüht“,
Was im Sommer oft geschieht.
Auch der Hüpferlinge Scharen
Kann man bloßen Augs gewahren,
Ebenso die Wasserflöhe
In des Wasserspiegels Nähe.
Ur- und Rädertier' hingegen
Sieht man nicht, der Kleinheit wegen.
Aber alles, groß und klein,
Schlürft das junge Fischchen ein,
Wächst heran zu Züchters Freude,
Zu des Kenners Augenweide;
Mordsfidel und kerngesund
Nimmt es zu von Pfund zu Pfund.
Wenn's nicht stumm wär', würd' es sagen:
„Plankton ist ein fein Gericht,
Schlimm nur, daß in spätern Tagen
Es den Magen füllet nicht!“

Dr. R. B. in L. Verbindlichst danken wir für die Auskunft über die alte Kirchenhymne „Media vita in morte sumus“, nach Luthers Nachbildung: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“ u. s. w. Der Dichter des Liedes war Notker Balbulus (der Stammler), einer der fünf berühmten Mönche von St. Gallen. Er machte sich besonders um den Kirchengesang verdient, erhielt den Beinamen „der Heilige“ und starb 912 n. Chr. Eine bedeutende Rolle spielt bekanntlich Notker in Viktor Scheffels „Ekkehard“. Im vierzehnten, „Die Hunnenschlacht“ betitelten Kapitel wird berichtet, wie Notker den frommen Schlachtgesang „Media vita“ anhebt, und in der dazu gehörigen Anmerkung (186) teilt Scheffel nach den Geschichten des Kantons St. Gallen von J. v. Arx auch den Wortlaut des Liedes mit.

Dioskuren in H. Zwei Gedichtsammlungen auf einmal drohen Sie uns an! Seien Sie milde und begnügen Sie sich mit einer Auswahl, die das halbe Dutzend nicht übersteigt.

K. v. B. in G. Welche Figur in Fritz Reuters Werken für die markigste, charaktervollste zu halten sei, darüber zu entscheiden, ist eine schwierige Aufgabe, denn der große niederdeutsche Dichter hat eine ganze Reihe Prachtfiguren geschaffen, aber wenn man schon eine Wahl treffen soll, so kann sie wohl nur auf Onkel Bräsig fallen, der in so herzerquickender Art lautere Gesinnung mit köstlichem Humor verbindet und unbeschadet seiner komischen Außenseite doch durchaus ernst genommen werden muß. Wir dürfen uns dabei auf Klaus Groth berufen, der seinem Rivalen in der plattdeutschen Dichtung zunächst nicht freundlich gesinnt war, aber schließlich ihm doch volle Anerkennung zollte. Speziell über Bräsig äußerte er: „So wat hett weder Boz noch Cervantes makt, dat geiht äwer de Pickwickier un den dwatschen Ritter ut Spanien." — Auf die Bühne gebracht wurde Onkel Bräsig zuerst im Jahre 1870, und zwar im Hamburger Thalia-Theater. Der berühmteste Bräsig-Darsteller war Theodor Schelper.

Th. N. in A. Eine Sammlung niederdeutscher Rätsel, herausgegeben von Rudolf Eckert, ist bei Franz Wunder in Göttingen erschienen.

Hausfrau in der Kleinstadt. Mögen Sie sich durch die Schrift „Der Küchen- oder Gemüsegarten" von F. C. Heinemann beraten lassen. Das reich illustrierte Werkchen erscheint bereits in vierter Auflage (Leipzig, Hermann Dege, M. 1.—).

G. D. in L. Die Laterna magica wurde 1646 von dem Jesuiten Athanasius Kircher erfunden, der einer der größten Gelehrten seiner Zeit war. Er war 1601 zu Geisa bei Fulda geboren und starb 1680 in Rom.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

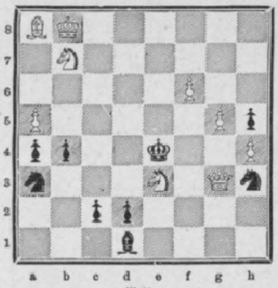
O. Haßlinger und A. Albrecht, Pflanzenornamente für den Zeichenunterricht. Liefg. 1/2 à M. 7.—. Leipzig, Teubner.
Ernst Zahn, Kämpfe. Erzählung aus den Schweizer Bergen. 2. Aufl. M. 3.50. Zürich, Schröter.
Maxim Gorki, Die Geschichte eines Verbrechens. Ausgewählte Erzählungen. M. 2.—. Dresden, Minden.
R. v. Pflügl, Lieder eines Unmodernen. M. 2.—. Wien, Plaschka.
Bibliothek der Gesamtlitteratur, Nr. 1555/60: Willibald Alexis, Der Roland von Berlin. M. 1.50. — Nr. 1561: Fritz Reuter, Onkel Bräsig. 25 ₰. — Nr. 1562: v. Salis-Seewis, Gedichte. 25 ₰. — Nr. 1563: E. Th. Am. Hoffmann, 2 Erzählgn. 25 ₰. — Nr. 1564: Shelley, Der entfess. Prometheus. 25 ₰. — Nr. 1565: Swinburne, Atalanta in Calydon. 25 ₰. Halle, Otto Hendel.
Dr. K. Walcker, Die Duellfrage. M. 1.—. Leipzig, Roßberg & Berger.
Mdme. J. Bontade, Der Roman einer anständigen Frau. Uebers. aus dem Französ. von H. Dellwig. Berlin, „Vita".
Max Brentano, Alex Gradaus. Eine Ferienlaune in 3 Bdn. à M. 2.—. Berlin, Eckstein Nachf.
General de Thiébault, Memoiren aus der Zeit der Revolution u. des Kaiserreichs. I. Band. Stuttgart, R. Lutz.
Dr. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzug 1877/78. M. 5.50. Ebd.
Paul Marsop, Der Kern der Wagnerfrage. Museumskunst oder Bühne der Lebenden? Leipzig, Steinacker.
Gertrud Franke-Schievelbein, Der Gottüberwinder. Roman. M. 3.50. Berlin, Fontane & Co.
Heinz Tovote, Die Leichenmarie. Novelle. M. 2.—. Ebd.
Max Grad, Wenn Früchte reifen. Novellen. M. 3.50. Ebd.
L. Bräutigam, Auf dem Heimwege. Gesch. u. Skizzen. M. 3.—. Ebd.
Paul Mahn, Kreuzfahrt. Glossen. M. 3.—. Ebd.
Felix Frhr. v. Stenglin, 's Re'ment. Roman. 2. Aufl. M. 3.50. Dresden, Minden.
Johs. Kraner, Licht- und Schattenbilder aus Rumänien. Novellen. 3 Lei. Bukarest, F. Göbls Söhne.
Leonh. Müller, Badische Landtagsgeschichte. IV. Teil. 1833 bis 1840. M. 4.50. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 19.

Von G. J. Slater in Bolton.
(Im Problemturnier der „Manchester Weekly Times“ preisgekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 16:

W. 1. Dh4—g3
S. 1. Te3×g3, Th6—h8
W. 2. Se4×f6†
S. 2. Th6×f6, e7×f6
W. 3. e2—e4, Dg3—d6 matt.

A.

S. 1. Sa2—b4
W. 2. Se4×c3†
S. 2. Te3×e3
W. 3. e2—e4 matt.

B.

S. 1. Th6—g6
W. 2. Dg3—e7
S. 2. d7—d6, Sa2-b4
W. 3. De7—b7, ×d7 matt.

C.

S. 1. Te3×e4 oder beliebig anders
W. 2. Dg3—g8†
S. 2. e7—e6, Te4—e6
W. 3. Dg8—a8, e2-e4 matt.

Aus der Schachwelt.

Der XIII. Kongreß des Deutschen Schachbundes wird in diesem Jahre, wie bereits früher mitgeteilt, in Hannover stattfinden und am 20. Juli mit der üblichen Delegiertenversammlung im Festsaale des Rathauses eröffnet werden. Der Schachbund blickt in diesem Jahre auf sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurück, eine Thatsache, die im Festbankett am Abend des Eröffnungstages gebührend gefeiert werden soll. Am 21. Juli werden dann die Turniere beginnen, an deren Spitze ein internationales Meisterturnier mit Preisen von 1200 Mark bis herab zu 150 Mark steht. Außerdem werden zwei Hauptturniere mit Preisen von 600 bis 50, bezw. 400 bis 60 Mark, sowie zwei Nebenturniere mit Wertpreisen zum Austrag gelangen.

Worträtsel.

Ein Mann des Schwertes und der raschen That,
Der grauer Theorie nie hold,
Er wird zur mehr und minder weisen Saat,
Wenn ihr ein Glied ihm nehmen wollt. M. Sch.

Trennungsrätsel.

Krankheit kann's bringen und freundliches Licht,
Lodernde Flammen und strafend Gericht,
Und wenn du trennst das gefährliche Wort,
Hilft macher Leidende damit sich fort. M. Sch.

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 562 u. 565:

Des Silbenrätsels: Ratschluß.

Des Bilderrätsels: Die Lauffspuren laufen alle von oben nach unten. Die Reihenfolge der Anfangspunkte ist von links nach rechts. Man lese nun in dieser Ordnung jede Lauffspur von oben nach unten so ab, daß man bei jedem Stein derselben die Silbe an der Seite (horizontal) abliest. Alle Steine mit ihren Silben geben dann den Spruch aus dem Türkischen: „Ist der Wagen gebrochen, dann zeigt jeder den guten Weg.“

Des Worträtsels: Brenner.

Richtige Lösungen sandten ein: Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (Dank und Gegengruß). Fels in Brünn (2). Carry Walker in Chicago (3). Walter Müllert in Wiedikon (2). ? in Paris (3). Sarolta v. Ch. in Hermannstadt. Anna Jansen in Tondern. B. L. in Ludwigsburg. Gräfin P. in Ch. (2). „Köbi“ in Bern. Jeanne Vivlez in Lausanne. Onkel G. in K. (3). „Abonnent“ in Göppingen. Leonie Weil in Barmen (3).

Bäder und Kurorte.

Immer mehr und mehr wird die nervenstärkende Wirkung eines Frühjahrsaufenthaltes im Mittelgebirge nach Gebühr gewürdigt. Zu den Heilfaktoren eines ausgesprochenen Höhen- und Waldklimas treten in St. Blasien ganz besonders noch die Wirkungen der physikalischen Heilmethoden, wie sie mit Ausschluß Lungenkranker in der großen Wasserheilanstalt des „Hotel und Kurhaus St. Blasien" nach den Grundsätzen der Wissenschaft zur Anwendung kommen. Die Anstalt wurde im vorigen Jahr durch einen großen Anbau erweitert und hat denn auch den auf ihre Vergrößerung und ebenso reiche als zweckmäßige innere Ausgestaltung gesetzten Erwartungen in vollem Maße entsprochen, wie sich dies an der Hand der Statistik am besten nachweisen läßt. Danach traten schon im Mai 267 Kurgäste (1900: 122) zu meist mehrwöchentlichem Aufenthalt im Hotel und Kurhaus ein, so daß sich die Zahl der Logiertage allein schon in diesem Monat auf 1412 belief, gegenüber nur 802 Logiertagen des Vorjahres.

In Bad Brunnthal-München ist die Renovation und Vergrößerung der Dr. V. Stammlerschen Kur- und Wasserheilanstalt, die schon im vorigen Jahre in Angriff genommen wurde, nun vollendet. Es wurden die Herrenbadeabteilung elegant und zeitgemäß restauriert (Wannen- [laufend], Sitz-, Dusche- [nach Prof. Rieder], Quellvoll-, Dampf-, Heißluft-, Moor-, Sole-, Kohlensäure- und uni- und multipolare elektrische Bäder), die Damenbadeabteilung mit ebenfalls den verschiedensten Bädern neu erstellt, Saal für Heilgymnastik, Massage und (elektrische) Vibrationstherapie neu gebaut, Zentralheizung und eigne Schwemmkanalisation für das ganze Etablissement bis zur Isar vollendet und die Kurgästezimmer solid und größtenteils elegant ausgestattet. Der Besuch im vorigen Jahre, der auch während des Winters ein sehr guter war, überstieg die größte Frequenzzahl der letzten 30 Jahre um ein Bedeutendes, insbesondere waren Kurgäste aus Norddeutschland und dem Auslande (Rußland, Amerika, Oesterreich-Ungarn, Schweiz u. s. w.) zahlreicher vertreten als je zuvor.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Eine neue Kugellagerung für Fahrräder ist soeben auf den Markt gebracht worden. Die Neuerung bezweckt, die den Kugellagern noch anhaftenden Mängel zu beseitigen, indem durch Einfügen von Laufringen das gegenseitige Reiben und Schleifen der Kugeln verhindert wird. Die Einrichtung der Verteilung der Kugeln in den Laufringen ist aus nebenstehender Zeichnung ersichtlich. Die Ringe, die sich gleichzeitig mit den Kugeln drehen, sind so konstruiert, daß die Kugeln die ihnen angewiesenen Plätze nicht verlassen können, trotzdem aber in ihrer freien Bewegung nicht gehindert werden. Da sich nun die Kugeln nicht berühren, so ist deren gegenseitiges Schleifen nicht möglich und ein spielend leichter Lauf gewährleistet. Die bekannten „Brennabor-Räder" sind mit diesen neuen Kugellagern ausgerüstet.



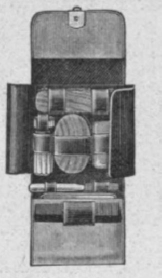
Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Lederwaren und Reiseartikel.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.



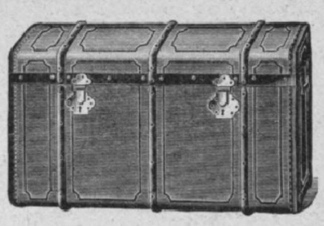
Nr. 2326. Reise-Necessaire, braunes Rindleder, Lederfutter, mit sehr guter Einrichtung, Bürsten mit Olivenholzrücken. **M. 14.—.**



Nr. 710 und 714.

Nr. 710. Reisetasche aus schwarzem Leder, mit Falte zum beliebigen Erweitern, Ledergriff, lackiertem Bügel, Nickelschloss, Drellfutter, 40 Cm. lang, 27 Cm. hoch . . . . **M. 11.50.**

Nr. 714. Dieselbe Tasche wie Nr. 710, jedoch 48 Cm. lang, 30 Cm. hoch. **M. 14.50.**

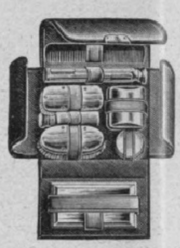


Nr. 797. Herren-Kaiser-Koffer, vorzüglich gearbeitet, aus 3 fach Fournier mit Zwischenlage von Hanfleinwand, mit Segeltuch bezogen, braun lackiert, innen mit Stoff ausgeschlagen, mit guten Schlössern. Die Kanten mit Rindleder beschlagen, doppelt genagelt. 85 Cm. lang, 44 Cm. hoch, 51 Cm. breit . . . . **M. 53.—.**

Nr. 795. Damen-Koffer, 90 Cm. lang, 55 Cm. hoch, 55 Cm. breit, 2 Einsätze, 2 Schlösser . . . . **M. 62.—.**



Nr. 728. Reisetasche aus schwarzem Glanzleder, mit Vortasche, Lederfutter, lackiertem Bügel und guter Reise-Einrichtung, 33 Cm. lang, 22 Cm. hoch. **M. 16.50.**



Nr. 2267. Reise-Necessaire, weiches, dunkelrotes Vachetteleder, Lederfutter, mit vollständiger Einrichtung, Bürsten mit Olivenholzrücken. **M. 14.—.**

Unsern mit circa 5000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.

Köln und Wien.

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Göricke's **Westfalen-Rad.**



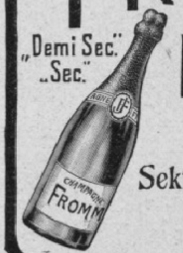
Bielefelder Maschinen- u. Fahrrad-Werke AUG. GÖRICKE Bielefeld.

CHAMPAGNE

FROMM

„Demi Sec."
„Sec."

Garantirt ausschliesslich Wein der Champagne.



SCHUTZ-MARKE.

Sekt-Kellerei J·FROMM G.m.b.H. *Frankfurt a/M.*

Herz-Stiefel



mit dem „Herz" auf der Sohle

berühmt durch Solidität

Eleganz u. vorzügliche Passform.

Engros von der **FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.** *vorm: Otto Herz & Co.*



Preisgekrönte Pelzwerk-, Uniform- u. Stoffkleider-Aufbewahrungs-Behälter, hermet. schliess., daher gegen

Motten

einzig sich. erprobt. Schutz. Dresdner Pelzkapselfabrik **Ferd. Plaschil.** Prospekte kostenlos.

Menschenglück
und
Veredlung.

Ein Versuch, alle unanfechtbaren Behauptungen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Begründung einer voraussetzungslosen Vernunftmoral. Von **Prof. Rob. Wihan.**

Eine neue, herrliche, vielleicht geradezu **welterlösende** Idee, die Wahrheit, soweit es möglich ist, festzustellen und die Menschen auf eine höhere Stufe der Veredlung und der Zufriedenheit zu bringen, soll durchgeführt werden. Das grosse Werk muss gelingen, wenn sich nur einige wenige einflussreiche Menschenfreunde bereit finden, mitzuwirken.

Im Eigenverlage des Verfassers, Trautenau, Böhmen.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Wer perfect **Buchführung** Rechnen, Correspondenz, Kontorarbeit lernen und seine Stellung verbessern will, verlange

● ***Gratis Prospect*** ●

des brieflichen prämiirten Unterrichts.

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

●**Otto Siede-Elbing**●

Gerichtlicher Bücherrevisor etc.

Negergarn

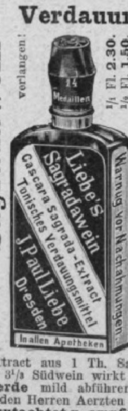
ist das beste baumwollene

Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

Regelt die Verdauung!

„Liebe's" echten Sagradawein verlangen!



$^1/_1$ Fl. 2.30. $^1/_2$ Fl. 1.50.

Dieses Extract aus 1 Th. Sagradarinde und $3^1/_2$ Südwein wirkt **ohne Beschwerde** mild abführend und wird von den Herren Aerzten **glänzend begutachtet u. empfohlen.**

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Lebens-Versicherung. Aussteuer-Versicherung.

Versicherungsbestand am 15. Februar 1902: **126 Millionen Mark.** Ausgezahlte Versicherungssumme: **$26^3/_4$ Millionen Mark.**

Activa: 30 Millionen Mark.

Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.

Günstige Bedingungen. – Mässige Prämiensätze.

Der Ueberschuss, welcher seit Beginn $5^1/_2$ Millionen Mark beträgt, kommt den Versicherten zu gute und gelangt im zweitfolgenden Jahre zur Verteilung.

Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und durch die

Direktion in Potsdam.

Militär-Versicherung. Renten-Versicherung.

Tüchtige Agenten u. Acquisiteure finden lohnende Beschäftigung.



„Schlafe reform"

Ein Wunder der Technik und Eleganz sind

Jaekel's Reform-Betten

(keine unsolide Holzfüllung)

* * * Versand franco über ganz Deutschland. * * *

Man fordere Illustrirte Preislisten Abth. II gratis und franco.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik BERLIN SW., Markgrafenstr. 20.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 32.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

Die Logen hatten vier Plätze — auf den vorderen Stühlen saßen Worms und der Graf, und auf dem Stuhl hinter ihrem Vater hatte Eleanor sich zusammengekauert. Es erschien niemand, der, Worms' Befürchtungen entsprechend, ihr diesen Platz streitig machte, aber Eleanor selbst hätte sich nach allem Alleinsein und Umherirren und Zurückgewiesenwerden und wieder Alleinsein dieses Nachmittags kaum gewundert, wenn man sie auch hier trotz der schützenden Nähe des Papas aufgefordert hätte, das Feld zu räumen.

Ganz in der Ferne sah sie die rote Seidenjacke Süderssens zwischen den fünf oder sechs Uniformen der am Rennen beteiligten Offiziere grell hervorleuchten. Die Pferde standen noch am Start, der sich aus irgend einem Grunde verzögerte, und die schrägen Strahlen der im Westen über Berlin langsam niedergehenden Sonne beleuchteten die kleine Gruppe mit einer fast magischen Schärfe. Der Regen hatte aufgehört, hier und da sah man noch Wasserlachen auf der Rennbahn, in denen das schwindende Tageslicht sich rot spiegelte; mit dem hereinbrechenden Abend hatte auch der Wind sich gelegt, und zwischen dünnen, in lange Streifen zerrissenen, weißen Wolken blickte der Himmel dunkelblau.

Noch wenige Tage, dann war der Frühling da.

Wenn Süderssen doch gewinnen würde!

Nicht weil er Old York ritt, der dem Papa gehörte, nur um seiner selbst willen.

Nun begriff sie, was Rennen sind und Rennen bedeuten. Man muß selbst daran beteiligt sein, um sie zu verstehen. Man muß ein Interesse daran haben, daß gerade der eine gewinnt und nicht die andern.

Ja, wenn er doch gewänne!

Wenn er als Sieger da unten hereingeritten kam, so würde die Musik spielen und die Leute würden um ihn her drängen und ihm zujubeln, wie sie die andern Reiter begrüßt hatten.

Sie streifte halb unbewußt die Handschuhe von den Fingern und legte die eine Hand über die andre, wie Süderssen vorhin gethan hatte, als sie drüben im Pavillon am Ofen saßen und er immer leise seine Hand über die ihrige gleiten ließ.

Niemand hatte je so um sie gesorgt, wie er heute, niemand so weich und freundlich gesprochen.

Die letzten Wolken am Horizont hatten sich zerteilt, über die ganze weite Landschaft breitete es sich wie ein goldenes Feuermeer, und ein leichter warmer Lufthauch kam von Westen wie ein Gruß der Abschied nehmenden Sonne.

Ja, der Frühling stand vor der Thür. Vielleicht hielt er morgen schon Einzug, vielleicht schon heute in der Nacht.

Ein Rufen erscholl, man stand auf und beugte sich



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Gratulantin. Nach dem Gemälde von E. v. Stieler.

vor, drüben am Waldrande hatte sich die kleine Reiterschar in Bewegung gesetzt und kam heran.

Jetzt hoben sich die Pferde und senkten sich wieder — das erste Hindernis war gesprungen —, nun bogen sie scharf links ab nach der Tribüne hinüber, und jetzt waren sie schon so nahe, daß man die goldenen Knöpfe auf den Uniformen blitzen sah.

Eleanor war aufgestanden. Mit den Händen hielt sie die Stuhllehne vor sich umfaßt und beugte sich weit vornüber, daß ihre Haare Worms' Hut streiften.

Wenn er doch gewinnen würde! Das war in diesem Augenblicke der heißeste Wunsch ihres Lebens.

Jetzt ritten sie an die Hecke heran, die dicht vor den Tribünen liegt und jenseits deren die Pferde im selben Sprunge den Wassergraben überwinden müssen. Die vier ersten Reiter sprangen a tempo, dann ein geller Aufschrei auf den Tribünen, und in der nächsten Sekunde folgten die letzten zwei, der eine ganz rechts, der andre ganz links außen das Hindernis nehmend, beide ihre Pferde im letzten Augenblick beiseite reißend, um in den Sturz Old Yorks nicht verwickelt zu werden.

Eleanor sah nichts mehr. Etwas Schwarzes flimmerte ihr vor den Augen, das sich zu einer dunkeln Wolke verdichtete, ihre Hände suchten die Lehne festzuhalten, aber die Finger wurden schwächer und lösten sich, sie sank zusammen, mit dem Kopf gegen die Holzwand der Loge schlagend.

Man sprang hinzu, man hob sie auf, dann erst gelang es, Worms zu veranlassen, sich umzuwenden und nach dem Mädchen zu sehen.

Er hatte nichts von Eleanors Zusammenbrechen gemerkt, wie konnte er auch?! Man kann nicht rückwärts und vorwärts sehen zugleich. Er stand aufrecht an der Brüstung, er gestikulierte mit beiden Händen:

„Ein solches Unglück kann nur mich treffen! Mein Gott, immer nur mich! Süderssen, der ohne diesen Sturz das Rennen todsicher gewonnen hätte!"

Man mußte ihn in seiner Aufregung gewaltsam an der Schulter fassen und gewaltsam herumdrehen, um seine Blicke von dem unglücklichen Old York und dem starr am Boden liegenden Reiter fort auf Eleanor zu lenken.

Dann verlor er die Fassung.

Auch das noch! Das Mädchen ohnmächtig, wie leblos!

Man verlangte von ihm, daß er sich irgendwie äußern und irgendwie sagen solle, was mit dem Mädchen zu geschehen habe. Ob sie hinunter gebracht werden sollte, oder in den Wagen, oder wohin sonst, und wo und wie?

Der Graf von Loo, das rechte Bein über das linke gelegt und immer den Krimstecher vor den Augen, hatte von der Scene hinter sich nichts gemerkt.

„Jetzt wird, by Jove, dieser Schinder von Cossack gewinnen. Worms, sehen Sie hinüber."

Aber Worms sah nicht hinüber. Er war schon außer Hörweite.

Leute liefen mit einer Tragbahre, doch nur die wenigen Damen, die auf der Rennbahn noch anwesend waren, folgten ihnen mit angstvollen Augen. Alle übrigen hatten mit dem Fernglas genug zu thun, um den weiteren Verlauf des Rennens zu beobachten. Dergleichen Unfälle kommen bei den Rennen alle Tage vor, und von Hunderten nimmt kaum einer einen wirklich ernsten Ausgang.

Als Eleanor in dem kleinen Bretterverschlage unter der Tribüne die Augen wieder aufschlug und auf Worms' dringende Frage, ob es ihr besser gehe, matt und ohne ein rechtes Verständnis nickte, sah Worms sich gezwungen, sie nunmehr allein zu lassen. Das heißt, in der Obhut der alten Frau, die hier unten zwischen den Bretterverschlägen ihren Wirkungskreis hatte und in aller dieser Aufregung jedenfalls besser für das Kind sorgen würde, als Worms selbst das thun könnte.

Als er in der Richtung auf die Wage zueilte, traf er Old York, der mit zerrissenem Sattelgurt, über und über beschmutzt und mit hängendem Kopfe, von einem Stalljungen hereingebracht wurde.

Dem alten Burschen war nichts passiert.

Gott sei Dank, wenigstens das nicht. Er hatte sich einfach überschlagen, in dem regentiefen Boden einmal nach rechts und einmal nach links gewälzt, war dann wieder aufgestanden und hatte, mit solchen Ereignissen seiner trüben Laufbahn wohl vertraut, ruhig gewartet, bis jemand kommen würde, ihn zu holen.

Der eine und andre schüttelte Worms die Hand, und die wenigen Worte des Bedauerns thaten ihm unendlich wohl. Ungefähr so, als ob dieses Mißgeschick seine allerpersönlichste Angelegenheit sei und eigentlich niemand als ihn allein getroffen hätte.

In diesen Minuten war er ganz ohne Frage der Mittelpunkt des Interesses. Man erkundigte sich bei ihm, ob mit Süderssen etwas geschehen sei oder mit Old York; Leute, die er gar nicht kannte, kamen und fragten; der kleine umfriedigte Raum vor der Wage schien zur Bühne geworden zu sein, auf der Worms wie ein König in der Mitte stand und gleichsam Cercle hielt.

Ja, die Rennbahn hat etwas Eignes, wenn man so will, Großes. Man geht da nicht, wie an der Börse, mit Notizbuch und Bleistift und ficht, nicht wie auf den Brettern der Bühne, mit Pappeschildern und Holzschwertern, sondern es geht auf diesem grünen Rasen um Tod und Leben. Der Wind weht um einen, Tausende blicken her, in dem allen liegt eine Wucht wie nirgendwo anders.

Ob Süderssen tot war? Ein unheimlicher Gedanke, aber auch ein Gedanke von tragischer Höhe. Heute abend noch würde ganz Berlin davon sprechen und alle Zeitungen Depeschen erhalten:

„Herr Süderssen aus Hamburg, der Herrn Worms' berühmtes Rennpferd Old York ritt —" Man würde Worms kondolieren, und ein Abglanz dieses Heldentodes würde auf ihn zurückstrahlen.

Aber Süderssen war nicht tot. Sie hatten ihn auf ein Feldbett gelegt und mit einem kurzen wollenen Tuche zugedeckt, unter dem die Stiefel und Sporen hervorschauten.

Eine Anzahl Offiziere und andre Herren hatten in das kleine Zimmer hineingeschaut, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber es war spät geworden, die Rennen hatten sich über Gebühr verzögert, und jeder mußte darauf bedacht sein, die nach Berlin fahrenden Extrazüge zu erreichen.

Jetzt waren nur noch der Arzt und Worms im Zimmer.

„Er hat sich den Arm gebrochen, das ist alles. Außerdem eine leichte Gehirnerschütterung, das will nicht viel bedeuten. Er muß ein paar Stunden Ruhe haben, um im Kopfe wieder klar zu werden. Wenn es gut geht, schaffen wir ihn heut noch nach Berlin."

„Na also," sagte Worms.

Dieser etwas alltägliche Ausgang des auf den ersten Anblick so fürchterlichen Unfalls würde ihn vielleicht aus der merkwürdig gehobenen Stimmung der letzten Minuten mit einer Art Dissonanz aufgeweckt haben, wenn der Anblick des starr Ruhenden ihm nicht auf die Nerven gegangen wäre.

Süderssen lag ganz still, die Augen fest geschlossen, rasch atmend, mit einem Ton, der wie Röcheln klang. Man hatte ihm die schwarze Sammetkappe vom Kopfe genommen, von einer Wunde an der Stirn war das Blut über die linke Seite des Gesichtes gelaufen und bildete eine dünne, dunkel erstarrte Linie. Alles war von Schmutz bedeckt, die Hände, die rote Seidenjacke, das Gesicht. Auf jemand, der, wie Worms, nie dergleichen gesehen hatte, wirkte der Anblick ernst und unheimlich.

Dann überkam Worms ein Gefühl von Zärtlichkeit, — der arme Junge! Er war immer ein guter Kerl, gefällig, bescheiden, Worms' bisweilen unfreundlichen Worten gegenüber stets von einer vornehmen, bewundernswerten Geduld. Wenn es Süderssen erst wieder gut ging, würde er ihn für dieses Malheur reichlich entschädigen, überhaupt sich seiner mehr als bisher annehmen.

„Sie sind so liebenswürdig und schicken mir Nachricht, Herr Doktor."

Er stand auf und wollte gehen, als er überrascht hinter seinem Stuhl, an die kahle Wand gelehnt, Eleanor sah.

„Du? Wie hast du hergefunden? Was willst du hier?"

Sie gab keine Antwort. Sie sah ihn nur mit einem stumpfen Blick an, wie geistesabwesend, dann schaute sie wieder auf Süderssen.

Ihr Gesicht war so weiß und ihre Haltung so schlaff und zerbrochen, daß Worms unwillkürlich seinen Blick auf ihr haften ließ.

War das überhaupt noch ein Kindergesicht oder ein müdes, alterndes Geschöpf, das nie jung gewesen ist?

„Komm mit," sagte er, „es fehlt ihm nichts, sie schaffen ihn heute abend nach Berlin, und wir werden ihn morgen besuchen."

So gingen sie, und Süderssen blieb allein.

Sie schritten über den weiten Platz, der verödet lag. Ein paar alte Frauen waren beschäftigt, in große Körbe die Papiere und zerrissenen Rennprogramme zu sammeln, die rings auf dem Rasen verstreut lagen. Die Dämmerung war gekommen, in einem Hause jenseits der Rennbahn brannten schon Lichter.

Sie kamen an den Ausgang und stiegen in den Wagen, dann ging es im Trabe davon.

Mit einem Ruck beugte sich Eleanor rückwärts. Die Tribünen, dunkel, schwer und einsam, verschwanden hinter ihnen, und unter diesen Tribünen, in dem finsteren Zimmer, in dem es jetzt Nacht wurde, lag Süderssen allein.

III.

Vier Wochen später, einen Tag bevor Eleanor nach Vevey abreiste, veranstaltete Worms für seine Tochter und deren Freundinnen eine Art Abschiedsfest.

Was man freilich Freundinnen nennt, hatte Eleanor kaum je kennen gelernt. Wie sollte sie auch? Sie hatte ewig abseits gelebt und war nie in die Schule gekommen. Fast die einzige, die ihr je nähergetreten war und von Zeit zu Zeit ins Haus gebeten wurde, um mit Eleanor zu spielen, war Hildegard Geiger aus dem Nachbarhause. Aber zu stürmisch, um länger als eine Stunde auf einem Fleck zu sitzen und sich mit Eleanor in der gesitteten, stillen Art zu beschäftigen, welche die Erzieherinnen in Rücksicht auf das schwächliche Kind zur Bedingung machten, hatte die Kleine von nebenan es nie lange bei Eleanor ausgehalten. Einmal verging ein ganzes Jahr, ohne daß sie sich sahen, dann fanden sie sich, älter geworden, wieder häufiger zusammen, aber alles in allem war es doch nur ein sehr schwaches Band, das die beiden verknüpfte.

Sie hatten zusammen die Liste der Mädchen aufgestellt, die zu Eleanors Abschiedsfest eingeladen werden sollten, eigentlich nur Hildegards Freundinnen, mit Eleanor kaum bekannt, höchstens daß sie früher einmal bei Hildegards Geburtstagsfesten flüchtig mit Eleanor zusammengetroffen waren.

Sehr steif und förmlich hatte das Fest begonnen, aber wo in aller Welt gab es einen Hausherrn, der einen Kreis junger Damen in so entzückender Weise aufzuheitern und in Stimmung zu versetzen wußte als dieser Worms?!

Er war der einzige Herr zwischen den Wolken von Rosa und Hellblau und Weiß, ausgenommen allerdings Süderssen, der aber mit seinem Arm in der schwarzen Binde den Nachmittag und Abend hindurch so blaß und schweigsam saß, als ob das ganze Fest ihn nicht kümmere.

Man ging sehr früh zur Tafel, wie es sich für junge Damen schickt, die man nachmittags um vier Uhr einladet und die Punkt zehn Uhr vor Thoresschluß zu Hause erwartet werden.

Bei solchen Gelegenheiten wird in der ganzen Welt auf Schokolade und Kuchen gerechnet, eine Stunde später auf eine Eistorte und allerhand Limonaden, wieder eine Stunde später auf kleine,

belegte Butterbrote und ein Glas Wein, schließlich, wenn es hoch kommt, auf eine jener wunderlichen Bowlen, deren wesentliche Bestandteile Zucker und Apfelsinenschnitten zu sein pflegen, während kein noch so geübter Weinkenner je im stande wäre, die übrigen Ingredienzien herauszuschmecken.

Nun das. Ein Diner! Eine Komposition von Speisen und Getränken und wieder Speisen und Getränken und nochmals Speisen und Getränken, die nie ein Ende zu nehmen schien. Kein Mittagessen, wie man es bei den großen Abfütterungen nach der uralten Schablone vorgesetzt erhält, sondern etwas noch nicht Dagewesenes, ein Novum, ein ausschließlich für junge Damen komponiertes Diner, auf dessen Erfindung Worms stolz zu sein alle Ursache hatte. Zwischen jeden Gang eingeschoben eine süße Speise oder vielmehr nicht eine, sondern immer gleich zwei, drei zur Auswahl, eine solche Fülle von „Anregungen“, daß man in all diesem unendlichen Wechsel nur die eine kleine Angst hatte, daß der süße Traum jetzt oder im nächsten Augenblick zu Ende gehen könne. Aber er ging nicht zu Ende, oder wenigstens erst dann, als in diesem glänzenden Festsaale zwischen den verwelkten Blumensträußen eine große, allgemeine Erschöpfung eingetreten war.

Nein, man konnte nicht mehr. Man hatte Mühe, in dem enggeschnürten Kleide noch zu atmen, und als niemand es mehr aushalten konnte, beständig auf ein und demselben Stuhl zu sitzen, und als man schon so viel gelacht und aus den Spitzgläsern getrunken hatte, daß der ganze hübsche Saal sich ein wenig zu drehen begann, fing man an, um den Tisch zu laufen, bald hierhin, bald dorthin, vor allem zu Eleanor, um sie zu küssen, — es war reizend, es war „zu schön“.

Dann Worms' Rede.

Er hatte an sein Glas geklopft, und einen Augenblick später wurde es mäuschenstill.

Er war ein wenig unsicher, er hatte bei diesem verteufelten kleinen Diner aufmunternd, anstoßend, einschenkend, zutrinkend, die Grenze seines eignen Könnens um eine Kleinigkeit, nur um eine Kleinigkeit überschritten.

Allerlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Weshalb hatte er nicht schon früher solche netten Feste gefeiert? Nun war es zu spät, nun ging Eleanor fort, und vor einem Jahre oder so war an eine Wiederholung nicht zu denken. Er hatte sich dieses Jahr des Alleinseins so hübsch und angenehm ausgemalt, endlich einmal ein Haus ohne Erzieherinnen, ohne alle diese Rücksichten, die man auf eine erwachsene Tochter bei Tag und bei Nacht und eigentlich zu jeder Zeit nehmen muß. Man frühstückt mit ihr, man speist mit ihr, man kann in seinem eignen Hause aus Gründen der Moral und Selbstachtung sich jene kleinen Extravaganzen nicht gestatten, die schließlich, man mag darüber denken, wie man will, dem menschlichen Dasein einen Inhalt verleihen. Natürlich giebt es Leute, die sich an derartige Rücksichten nicht gebunden erachten, er aber, Worms, war stets der Mann mit den rechtschaffenen Gesinnungen gewesen, der zeitlebens in erster Linie an die Familie und in zweiter Linie erst an sich selbst gedacht hatte. Schön und gut, eine Familie, das Liebste und Erhabenste, was die Natur dem Menschen auf seinem Lebenspfade mitgiebt, aber man kann ihr nicht alles opfern. Man soll die Hintansetzung seiner selbst nicht ins Maßlose übertreiben.

Und nun plötzlich, an diesem allerletzten Tage ein solches Fest! Ein Etwas, das man zwanzigmal und öfter hätte haben können, an das man nur einfach nicht gedacht hatte. Kann es etwas Liebenswürdigeres geben, als eine Veranstaltung, bei der man der Mittelpunkt einer flatternden, entzückenden Gesellschaft der reizendsten Mädchen ist? Umschwärmt, umdrängt, mit jeder kleinen Anekdote solche Stürme des Lachens und der Freude entfesselnd, daß man selbst über die uralten Scherze mitlacht, als ob man in einen frischen Regen von Lebenslust tauche.

Abscheulich alle jene andern Diners, bei denen man gleichfalls in einem Kreise von Damen sitzt, auch in Rosa, auch in Hellblau und Weiß, auch mit Champagnergläsern, auch mit Anekdoten, ah pfui das alles!

Dieses Fest heute war wie ein Bad, aus dem man geläutert und rein auftaucht, eine Rückkehr zur Jugend.

Er ging um den Tisch zu Eleanor und stieß mit ihr an:

„Mein gutes Kind, ich wollte, du bliebest. Bei Gott im Himmel, es thut mir im Herzen weh!“

Und Eleanor, gleichfalls von diesem Feste und von all der Liebe berauscht, die ihr heute in Umarmungen und Küssen entgegengebracht wurde, in solchem Uebermaße, daß sie zu träumen meinte, Eleanor lehnte sich an ihn:

„Lieber Papa, lieber Papa!“

Er stand neben ihr und hielt den Arm um ihre Schulter:

„Nun verläßt sie uns. Kennen Sie Vevey, meine Damen? Nein? Ah, Vevey ist schön! Da glänzt dieser blaue See von Genf. Da breitet sich Savoyen aus, über dessen schneebedeckten Häuptern der Montblanc winkt. Vevey, Chillon, Territet, eine einzige Kette von Poesie. Eine Scene, wie man sie auf keinem Theater der Welt findet... Aber nach einem Jahre kehrt Eleanor wieder, meine Damen, dann begrüßen wir uns hier von neuem. Ich bin ein einsamer Mann, der nichts besitzt als sein einziges Kind, — dieser Abschied ist für mich schwer.“

Er hielt an und bedeckte einen Moment die Augen mit seiner Hand, wie man thut, um die markanteste Stelle einer Ansprache deutlich hervorzuheben.

Da ging etwas um den Tisch, ein paar leise, verhaltene Töne, wie von Schluchzen. Mein Gott, sie kannten alle zusammen Eleanor ja nur so flüchtig, aber wenn man von so Traurigem hört und hat nie Sekt getrunken im Leben, oder doch wenigstens niemals eine solche Menge hoher Spitzgläser hintereinander, so sind kleine Herzen einer solchen Rede nicht gewachsen.

Worms hatte die Hand wieder sinken lassen, nun sah er um sich und war über die Wirkung seiner eignen Worte erstaunt. So trostlose, traurige Gesichter, alle die hellen Blüten geknickt in ihren Stühlen, drüben ein schmales Taschentuch vor einem Gesichte, dann noch eins, und rechts wieder eins, da war es auch für ihn zu viel. Was hatte er denn eigentlich gesagt, was denn? Er wollte weiterreden, aber er konnte nicht. Er nahm nur sein Glas und hob es empor und hatte Mühe, die paar Worte hervorzubringen:

„Auf Eleanor! Auf euch alle!“

Und damit war das Diner beendet. Aber natürlich noch nicht das Fest, im Gegenteil.

Es gab in diesem Hause tausenderlei zu sehen, was die jungen Damen interessieren würde und wobei Worms den Führer machen mußte. Er trug den Frack und das breite, rote Seidenband des sächsisch-koburgischen Ordens für Kunst und Wissenschaft, und nie gab es ein dankbareres Publikum, als diese vor und hinter ihm drängende Gesellschaft, die alles bewunderte. Da war das Treppenhaus mit den Fresken (Othello, Hamlet, König Lear, alle drei, wie man zum höchsten Staunen bemerkte, mit Worms' Gesichtszügen), da waren allenthalben und in jedem Zimmer Bildnisse von Worms, große und kleine, Gemälde und Photographien, Façons jeder Art, vergilbte Illustrationsausschnitte aus Zeitungen, Bilder in schweren Rahmen, und Bilder ganz leicht irgendwo an eine Vase oder auf den Sims der Kamine gelehnt. Man fand alte Theaterzettel, die in Barockumrahmung zwischen kostbaren Teppichen hingen, und wenn man sie durchlas, so ersah man daraus, daß einst in Warschau alle großen Rollen der Weltlitteratur von dem gespielt worden waren, der heute in diesem fürstlichen Hause die Honneurs machte. Freilich, es war lange her, so lange, daß diese ganze Gesellschaft junger Damen damals noch gar nicht auf der Welt gewesen war. Von den Wänden hingen verstaubte Lorbeerkränze, zum Teil schon so altersschwach, daß sie alltäglich das eine oder andre ihrer Blätter zu Boden fallen ließen und daß sie wahrscheinlich, wie alte müde Herren, ihren Hauptschmuck längst verloren hätten, wenn nicht auf Worms' Befehl seit manchem Jahre diese Blätter stets aufgesucht und durch allerhand Verfahren wieder an ihrem Platz befestigt worden wären.

Man verteilte sich in dem großen Hause, man lief durch die Zimmer und trennte sich und fand sich wieder, man kam auf übermütige Einfälle und versteckte sich hinter den Sammetportieren, alles huschte durcheinander, das große Treppenhaus hinab und hinauf, bis schließlich das Haus wie eine große kostbare Voliere erschien, in dem bunte Vögel lustig hin und her flatterten.

Eine Anzahl hatte sich in Eleanors kleinem Zimmer zusammengeschoben und drängte um sie her:

„Wer ist dieser Süderssen? Wer ist das? Ist es wahr, daß er jemand erschossen hat, wahr und wahrhaftig? Weshalb trägt er den Arm in der Binde? Weshalb ist er so totenblaß. Er hat den ganzen Abend nicht gesprochen. Du, Eleanor?“

Ja, er hatte jemand im Duell erschossen, aber Eleanor gab nur kurze Andeutungen, abgerissene Worte. Niemand hatte nach ihm zu fragen, er ging keine andre etwas an. In ihrem Auge sprühte etwas Fremdes, dann machte sie sich los und ging mit den übrigen wieder in die Vorhalle, wo Worms zwischen jungen Damen stand und durch ein Nachrechtswenden und ein Nachlinkswenden jedem Gelegenheit gab, sich davon zu überzeugen, daß die großen Fresken an der Wand in der That seinen Gesichtszügen nachgebildet waren.

Aber nicht Worms war jetzt mehr der Mittelpunkt alles Interesses, sondern Süderssen.

Er hatte jemand getötet. Deshalb diese Totenblässe und sein schweigsames Wesen. Die Keckſten versuchten es, ihn in ihren Kreis zu ziehen, aber er antwortete nur einsilbig in seiner immer stillen, befangenen Art.

Dann plötzlich wußten alle: „Eleanor liebt ihn, er vielleicht auch sie!“ Wer hatte das zuerst aufgebracht? Niemand hätte es sagen können. Man raunte es einander zu, man tuschelte in den Ecken.

Kurz vor dem Ende erreichte das Fest seinen Höhepunkt. Man wußte nicht recht, wer zuerst auf die Idee gekommen war, Herrn Worms um eine Gabe aus dem gewaltigen Schatze seiner künstlerischen Vergangenheit zu bitten; aber mit einer so stürmischen und allgemeinen Acclamation wurde diese Bitte von allen Seiten unterstützt, daß Worms sie unmöglich abschlagen konnte. Er lächelte, er wehrte mit den Händen ab: „Ein andermal,“ aber sie drängten um ihn her wie Bacchantinnen: „Bitte, bitte, bitte!“ Und sie nahmen ihn in ihre Mitte und zogen ihn mit sich in den großen Saal, in dem allein, wie Worms angedeutet hatte, ein künstlerischer Vortrag zur vollen Geltung kommen konnte.

Die Diener schoben in Eile Sessel herein, zwei lange Reihen hintereinander, man stieß sich um die besten Plätze, und eine halbe Minute später flatterte alles durcheinander, bis jede einen Stuhl gefunden hatte und eine große, tiefe Stille eintrat.

Worms winkte dem Hausmeister:

„Die Diener verlassen den Saal, man schließe die Thüren.“

Er ließ einen Blick über die Wände und die hohe Decke gleiten und legte die Hand vor die Augen, nachsinnend.

Nun nickte er mit dem Kopfe leicht vor sich hin, und dann plötzlich schien er sich zu wandeln und ein ganz andrer zu werden.

Er hob sich auf den Zehenspitzen, oder sah das nur so aus? Jedenfalls wurde er größer und schlanker. Das runde Gesicht schien magerer zu werden und sich zu verlängern, er legte den Ellbogen auf das Postament einer Säule, stützte den Kopf in die Hand und begann mit einer dumpfen, rollenden Stimme Hamlets Monolog.

Zugegeben, daß man im Frack und mit diesem leuchtenden roten Bande des sächsisch-koburgischen Ordens für Kunst und Wissenschaft unmöglich



Maienverkauf am Magdeburger Platz in Berlin.

Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.



Heimkehr von der Prozession.

Nach dem Gemälde von C. Tiratelli.

diejenige große Wirkung erzielen kann, die der Dänenprinz im schwarzen Sammetkleide und in der magischen Beleuchtung der Bühne erreicht, zugegeben auch, daß Worms mit seiner durch ein zwanzigjähriges Wohlleben aus der Form geratenen Figur und der namentlich in den tiefen Tonlagen etwas verfetteten Stimme nicht mehr im stande war, den Intentionen des Dichters zu entsprechen, und trotzdem welcher Erfolg!

Sie sprangen von ihren Plätzen auf, sie haschten nach seinen Händen, sie baten: „Noch einmal!" Und sie wiederholten diese wunderliche und ästhetisch nicht einwandsfreie Bitte mit solchem Enthusiasmus, daß Worms noch einmal zurücktrat und noch einmal den Ellbogen an die Säule lehnte.

Er hatte einen Moment das Empfinden: Du begehst ein Etwas, das du vor deinem künstlerischen Gewissen nicht verantworten kannst. Man darf ein Lied zweimal zum besten geben, eventuell auch ein Gedicht, eventuell auch sonst etwas, unmöglich hingegen Hamlets Monolog. Aber mein Gott, was war zu machen! Dies alles war wie ein Rausch, wie eine wundersame Erinnerung an verklungene Zeiten. Wenn sie ihn jetzt bitten würden: Noch einmal, und noch einmal! er wäre im stande, wieder und immer wieder die rollenden Worte zu sprechen, — wenn sie es verlangten, eine ganze Nacht hindurch.

Ein einziger, wenn auch nur schwacher Mißklang kam in diesen für Worms unvergeßlichen Abend (der erste künstlerisch große Abend seit undenklicher Zeit) durch das Benehmen eines jungen Mädchens, das die — wie soll man sagen? — Keckheit oder Geschmacklosigkeit besaß, unmittelbar hinter Worms' unvergleichlicher Darbietung ein lächerliches spanisches Lied vorzutragen.

Natürlich keine andre als Hildegard Geiger. Er hatte dieses Geschöpf von nebenan nie recht leiden gemocht. Sie hatte als kleines Mädchen sich einmal geweigert, ihm die Hand zu geben, und that jahrelang, wenn sie auf der Straße zusammentrafen, als ob Herr Worms für sie Luft sei. Möglich, daß das flatterhafte, alberne Ding mit seinem Vogelhirn ein so geringes Erinnerungsvermögen besaß, daß sie ihn trotz ihrer wiederholten Besuche bei Eleanor auf der Straße nie erkannte, jedenfalls gab es wenige Dinge, über die sich Worms je so sehr und so wiederholt geärgert hatte.

Durchaus natürlich wäre es gewesen, und es geschah das auch wirklich, daß man ihn nach dem Hamlet-Monologe um eine zweite und vielleicht noch eine dritte künstlerische Gabe bat, wie aber jeder Künstler aus einem gewissen Zartgefühl sich einige Augenblicke sträubt und bitten läßt, so hatte das ganz selbstverständlich auch Worms gethan, und diese kurze Pause hatte das Geschöpf benutzt, um sich vorzudrängen und ihr albernes Lied zu beginnen.

Lächelnd setzte er sich auf einen Sessel an der Ecke der Reihe, lächelnd klatschte er nach jedem Verse in die Hände: „Bravo!" Aber in seinem Innern kochte es.

Sie sang reizend. Mit den Fingerspitzen schnalzend, imitierte sie die Kastagnetten, dazu wiegte sie sich in den Hüften und brachte das Toledo-Lied mit einer Verve heraus, die einer spanischen Tänzerin Ehre gemacht hätte.

Natürlich sah und hörte Worms diesen Vortrag nur ganz mechanisch, wie jemand, der lächelt und ganz Ohr zu sein scheint und in die Hände klatscht, während er repetierend, memorierend, angestrengt darüber nachdenkt, ob nach zwanzig Jahren der Tell-Monolog noch fest genug in seinem Gedächtnis haftet, um ihn in den nächstfolgenden Minuten zum Vortrag bringen zu können.

Da fühlte er sich leicht an der Schulter berührt: „Herr Worms —"

Der Hausmeister stand neben ihm, etwas ängstlich, in der immer unsicheren Haltung, die Herrn Worms gegenüber unter allen Umständen, dreifach und vierfach aber natürlich in einer so prekären Situation geboten war.

„Was?"

„Man wartet unten auf die Damen. Es ist zehn Uhr vorbei, Herr Worms."

Er hatte es nur geflüstert, und Worms würde, von dem Vortrage des Tell-Monologs wie von einer eisernen Notwendigkeit durchdrungen, die Nachricht ohne Gewissensbisse unterschlagen haben, aber die Nächstsitzenden hatten die leisen Worte aufgeschnappt, und nun ging es wie ein hastiges Flüstern durch die Reihen. Die eine stand auf, gleich darauf noch eine, dann schwirrte alles in die Höhe wie ein aufgescheuchter Flug Spatzen.

„Zehn Uhr vorbei!"

„Um Gottes willen!"

Wo waren die Mäntel, die Hüte? Richtig, unten. Nur rasch hinunter. Man hatte so fest versprochen, um zehn zu Hause zu sein. Andre schon um halb zehn, andre gar schon um neun.

Einen Moment versuchte Worms, an der Thür sich dem Schwarm entgegenzustellen. Er wollte sagen: „Meine Damen, noch zehn Minuten, ich habe, ich möchte —" aber natürlich konnte er mit diesem Tell-Monologe nicht hausieren gehen.

Sie schlüpften ihm unter dem Arm durch, und dann befand sich Worms zum letzten Male zwischen der flatternden Gesellschaft, die ihn zwischen ihren wogenden Röcken die Treppe mit hinunter riß.

Es gab noch ein Gewühl und Gehaste, und da auf einmal waren aus den hübschen Dingern vermummte Gestalten geworden in viel zu großen Mänteln, die den Mamas gehören mochten.

Ein Gedränge, ein Gestoße, ein Geschiebe, ein Händedrücken, — fort waren sie!

Rechts neben Worms stand Eleanor und links Süderssen, der sich von dem Diener über den verbundenen Arm den Paletot befestigen ließ.

„Sie bleiben, Süderssen. Das wäre noch schöner!"

Eine Art Grimm hatte Worms überkommen. Der Tell-Monolog hämmerte in seinem Kopfe und schlug gegen die Wände. Wenigstens waren noch zwei Zuhörer da, Süderssen und Eleanor. Sollten sie mitkommen, sollten sie hören? Wie man ein Pferd im wildesten Laufe nicht sofort zum Stehen bringen kann, so vermag der Künstler dem leidenschaftlichen Impulse seines Wollens nicht mit einem plötzlichen, vernichtenden Ruck Einhalt zu gebieten. Was da in der Seele tobt und im Herzen brandet, muß heraus, selbst wenn es zwanzig Jahre geschlafen hat. Oder vielleicht gerade dann um so mehr. Es ist wie ein Strom, der aufgespeichert und künstlich zurückgedämmt worden ist und der nun mit der Allgewalt einer stürmischen Kraft hervorbricht.

„Kommt mit," sagte er, „wir bleiben noch zusammen."

Er sprach weich und zärtlich, wie man es Leuten gegenüber thut, die man benötigt und von deren gutem Willen oder warmherzigem Empfinden im Verlaufe der nächsten Stunde viel abhängt.

„Es war ein schöner Tag, und ich bin bewegt, Eleanor. Nun gehst du morgen fort, Kind, wir wollen noch zusammen sein. Süderssen, mein Junge, Sie mit uns."

IV.

Sie nahmen in Worms' „Arbeitszimmer" Platz, das, wie viele Zimmer solcher Art, seinen Namen einzig dem Umstande verdankte, daß sich außer andern Gegenständen ein mit grünem Tuch überzogener, sehr großer Schreibtisch darin befand.

Worms war in einer außerordentlichen Erregung.

„Setzen Sie sich, Süderssen. Nehmen Sie eine Zigarre, lieber Freund. So. Eleanor, gieß ein von dem Rotwein. Setz dich, Kind, du bist müde, aber du sollst noch nicht schlafen gehen. Es ist der letzte Abend, ich muß dich noch bei mir haben."

Eleanor erwiderte, daß sie nichts weniger als müde sei, ganz im Gegenteil, sie würde am liebsten die ganze Nacht wach bleiben, aber Worms hatte dieses Thema bereits erledigt und hörte kaum noch auf ihre Beteuerungen.

Er ging auf und ab im Zimmer, mit Stiefeln, die selbst auf dem weichen Teppich ein ganz leises, knarrendes Geräusch machten.

„Das muß alles anders werden. Mein Gott, man hat geschlafen. Man hat das Beste vernachlässigt, was da drinnen in der Seele wohnt: die Kunst, das Heiligste, die Flamme! Trinken Sie, Süderssen. Schenk dir auch ein, Eleanor, trink, mein Kind. Dieser Abend hat mich aufgerüttelt. Man hat hingelebt und schließlich an nichts mehr gedacht als an diese öden Aeußerlichkeiten des Lebens. Man hat den Tanz um das goldene Kalb mitgemacht und das Tiefste seines inneren Menschen langsam sterben lassen!"

Er ging wieder auf und ab, minutenlang, ohne zu sprechen, wie jemand, der heftig mit sich arbeitet und in dem Dämmerlicht des halbdunkeln, nur von der Arbeitslampe matt erhellten Raumes seine Seele wiederfindet.

Er blieb vor Süderssen stehen und legte weich seine Hand auf dessen Schulter:

„Lieber Freund, mein Ehrenwort, das Beste war die Bühne, das Schönste. Wenn jemand wie ich das ausspricht, der das Leben nach allen seinen Seiten hin kennen gelernt hat und sozusagen im Kampfe mit dem Leben Sieger geblieben ist, so will das viel sagen, enorm viel. Es ist halb elf, Sie bleiben hier, Süderssen, noch ein paar Stunden. Sie sind mein Freund, Süderssen, Sie gehören zu uns. Eleanor sieht uns beide ein Jahr lang nicht wieder. Wir wollen dem Kinde in dieser letzten Nacht Gesellschaft leisten."

Dann kam er auf den Tell-Monolog zu sprechen:

„Es giebt Rollen, die von dem seelischen Können des Darstellers mehr fordern als diese, ein Arbeiten mit dem Verstande und mit den Nerven, — Sie verstehen. Der Tell verlangt nur eins: einen Mann! Keinen Komödianten, sondern einen Menschen! Bei Gott, ich wollte, ich wäre zwanzig Jahre jünger und ihr beiden säßet im Theater, wo euch der See und die Dörfer von Schwyz. ‚Seht, wer da kommt,' sagt der Hirt, ‚es ist der Tell aus Bürglen!' Und herein von links, die Armbrust in der Hand, trete ich:

„‚Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?'"

Er stand mitten im Zimmer, die Hand erhoben; dann, wie aus einem Traum erwachend, ließ er die Hand langsam sinken und hob sie wieder und legte sie vor die Augen. (Fortsetzung folgt.)

Pfingstandacht.

Leuchtende Fülle
Duftiger Blüten,
Schimmernde Hülle
Göttlich durchglühten
Pfingstlichen Lebens auf lachenden Fluren,
Ewigen Geistes vergängliche Spuren:
Schmücket das Fest!

Schwebet im Reigen,
Chöre der Lüfte;
Jauchzt auf den Zweigen!
Wälder und Klüfte,
Hallet und schallet in hehren Accorden,
Murmelt melodisch an blumigen Borden,
Quelle und Strom!

Ringende Seele!
Selige Gaben —
Was dich auch quäle —
Sollen dich laben.
Lass dich umwehen, umsprühen, beleben,
Lass dich vom pfingstlichen Hauche durchbeben,
Auf, zum Gebet:

Göttlicher Meister
Heiliger Kriege,
König der Geister,
Hilf uns zum Siege!
Spende uns Frieden und Reinheit und Wahrheit,
Führe aus Wirren und Dunkel zur Klarheit,
Fahre herab!

Ch. Aemilius.



Die schöne Mailänderin.
Nach einer Handzeichnung von Goethe.

Goethes „schöne Mailänderin“.

Das Geschenk, das Kaiser Wilhelm großherzig der Stadt Rom zugesichert hat, lenkt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf Goethes Verweilen in der ewigen Stadt, um so mehr, als gleich nach Kundgebung des Planes ein Künstlerstreit darüber entstanden ist. Höchst überflüssigerweise! Denn es war doch ganz selbstverständlich, daß ein so geschmackvoller Künstler wie Gustav Eberlein, der mit der Ausführung des Bildwerkes betraut wurde, für einen Goethe in Rom nicht den Entwurf verwerten konnte, mit dem er sich an dem Wettbewerb um das Straßburger Denkmal beteiligte. Nicht um die Darstellung des jungen Goethe von 20 Jahren handelt es sich jetzt, sondern um ein Standbild, das den Dichter in jenem blühenden Mannesalter zeigt, in dem er sich während seiner italienischen Reise befand, also im Alter von 37 bis 39 Jahren. Daß hierdurch eine wesentlich andre Auffassung der äußeren Erscheinung bedingt wurde, lag auf der Hand, und so war der Protest jener Künstler, die dem bevorzugten Meister den ehrenvollen Auftrag neideten, zum mindesten eine Unüberlegtheit.

Mit wahrer Begeisterung begrüßten die Italiener den Beschluß des Deutschen Kaisers, aber auch in diesen Becher ursprünglicher Freude glaubten einige deutsche Tagesblätter ein Tröpfchen Wermut schütten zu müssen, indem sie behaupteten, jenen sei unser unsterblicher Nationaldichter eine vollkommen unbekannte Größe. Nun ja, innig vertraut sind sie mit ihm nicht, aber die Ahnung seiner Bedeutung haben die Gebildeten doch, ja einem Italiener, dem Litterarhistoriker Antonio Valeri Carletta, dankten wir vor wenigen Jahren einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Goetheforschung, die völlige Aufklärung eines Rätsels, das bis dahin noch in nebelhaftem Dunkel geblieben war. Und jetzt, wo ein deutscher Künstler sich anschickt, die ewige Stadt mit einem Standbilde unsers Dichterheroen zu schmücken, erscheint es wohl angebracht, näher auf die Sache einzugehen. Es ist zwar nur eine Episode in dem italienischen Aufenthalt Goethes, aber eine rührende Episode, die sein Zartgefühl, seine ritterliche Gesinnung in helles Licht rückt.

Goethes Italienfahrt war, wie wir wissen, nicht nur eine Bildungs-, sondern auch eine Befreiungsreise, denn es galt, sich von dem Verhältnis zu Charlotte von Stein zu lösen, das ihm ein dauerndes Glück nicht verbürgen konnte. Es war also eine Art Flucht, aus welchem Grunde er auch die Abreise aus Karlsbad so heimlich betrieb, daß er nur den fürstlichen Freund, Herzog Karl August, und den treuen Diener Philipp Seidel davon unterrichtete. Aber nachdem er so der Freundin, die ihn der Treulosigkeit zieh, einen herben Schmerz zugefügt hatte, sollte er selbst bald darauf eine bittere Enttäuschung erfahren. Während seines zweiten Aufenthaltes in Rom lernte er durch Vermittlung von Angelika Kauffmann, der berühmten Malerin, die „schöne Mailänderin“ kennen, die er in seinen Aufzeichnungen auch die junge, die artige, die anmutige nennt. Wir wollen nun auf das zarte Verhältnis, das sich zwischen den beiden entspann, nicht näher eingehen, sondern verweisen auf den Dichter selbst und auf Robert Keils liebenswürdiges Buch „Ein Goethe-Strauß“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), dessen letzter Abschnitt eingehend die reizvolle Episode darlegt. Zur schnellen Orientierung nur ein paar Worte. Gleich beim ersten Anblick empfand Goethe eine warme Neigung für die Schöne, und in seinem Herzen keimte die Hoffnung reinen Liebesglückes auf, aber als er erfuhr, sie sei Braut, zog er sich in die Grenzen ritterlicher Höflichkeit zurück. An dem Schmerze der heimlich Geliebten über des Bräutigams Treubruch, der eine schwere Erkrankung im Gefolge hatte, nahm er innigen Anteil, und bevor er dem Lande Italia den Rücken kehrte, hatte er noch die Freude, die schöne Mailänderin dem Leben wiedergeschenkt zu sehen, ja er konnte die Hoffnung aussprechen, daß ihr neues Glück erblühe. Fast 25 Jahre später, 1813, formte Goethe aus den Briefen an die Freunde und aus seinen Tagebüchern die „Italiänische Reise“, wie wir sie kennen, und ohne Zweifel hat er bei der Ordnung und Herausgabe vieles ausgeschieden, das er im unmittelbaren Eindruck niedergeschrieben. Vielleicht ist dabei auch manches beseitigt worden, das sich auf die Mailänderin erstreckte, aber in allem, was uns aus Goethes Aufzeichnungen über sie bekannt geworden, fühlen wir doch den Hauch der Wehmut, die leise Klage hindurchzittern. Wie tief muß der Eindruck gewesen sein, daß der Wolfgang Goethe von 64 Jahren diese Empfindungen der Mit- und Nachwelt nicht hat vorenthalten wollen!

Viele Jahrzehnte herrschte über die Persönlichkeit der anmutigen Mailänderin, die Goethe auch mit dem Zeichenstift verewigt hat, völliges Dunkel. Erst in neuerer Zeit wurde der Name festgestellt, und nachdem er ermittelt worden, gelang es dem oben erwähnten italienischen Forscher Carletta, auch die näheren Lebensumstände zu ergründen. Die Schöne hieß **Maddalena Riggi**, ward am 29. November 1765 zu Mailand geboren und kam, nachdem die Eltern gestorben, mit 21 Jahren in das Haus ihres Bruders Carlo zu Rom. Nach der ersten Liebesenttäuschung, die ihr so schwere Erkrankung brachte, heiratete sie den jungen Mann, auf dessen „ernstere Absichten“ Goethe anspielt, Giuseppe Volpato, einen Sohn des mit Goethe befreundeten Kupferstechers Giovanni Volpato. Der Ehe entsprossen sechs Söhne, und ihrem zweiten Gatten Francesco Finucci schenkte sie einen Sohn und eine Tochter. Im Alter von 60 Jahren verstarb sie am 24. Juli 1825. Ein von Angelika Kauffmann gemaltes Bildnis Maddalenas, das die schöne Mailänderin in reiferen Jahren zeigt, ist schon vor fünf Jahren zugleich mit Carlettas Aufschlüssen veröffentlicht worden, neuerdings aber hat Dr. Otto Waser in Zürich in der Zeitschrift „Die Schweiz“ eine weitere interessante Entdeckung kundgemacht. Er weist nämlich nach, daß ein im Besitz des Herrn Rudolf Rieter-Ziegler zu Winterthur befindliches Gemälde, das immer als ein Werk von Angelika Kauffmann, aber bisher als Porträt der vielberufenen Lady Hamilton galt, eine fast genaue Kopie des von Carletta mitgeteilten Maddalena Riggi-Bildnisses ist. Vergleicht man nun Goethes Zeichnung mit diesem Bilde, so lassen sich gewisse Züge der Aehnlichkeit nicht abstreiten. Dort das junge Mädchen, von dem liebenden Dichter und Malerdilettanten idealisiert, hier die reifere Frau, von geschulter Künstlerhand und in unverkennbarer Angelika Kauffmann-Manier dargestellt.

Um nun der Wahrheit gerecht zu werden, ist hervorzuheben, daß Maddalena Riggi nicht die einzige Frau war, zu der Goethe während seines römischen Aufenthaltes sich hingezogen fühlte, vielmehr ist neben Angelika Kauffmann auch jener



Phot. H. Linck, Winterthur.

Maddalena Riggi. Nach dem Gemälde von Angelika Kauffmann.
(Im Besitze des Herrn Rudolf Rieter-Ziegler in Winterthur.)

Faustina zu gedenken, um die es sich in den „Römischen Elegien“ handelt, und deren Persönlichkeit Carletta in neuester Zeit (Februarheft der „Rivista Moderna“) ebenfalls festgestellt hat. Aber es war eine Neigung ganz andrer Art, als er sie zur schönen Mailänderin empfand. Drei Personen, schrieb Goethe unter dem 15. März 1788, betrübe sein Abschied von Rom, und es unterliegt kaum einer Frage, daß er hiermit die eben genannten drei Frauen gemeint hat. Doch wir wollen darauf nicht näher eingehen, sondern heben, zu unserm Ausgangspunkte zurückkehrend, nur hervor, mit welcher Liebe man gerade jetzt in Italien den Spuren unsers Goethe folgt. Allerdings sind es vorläufig nur die Feingebildeten, die daran Interesse nehmen, aber es beweist doch, wie unrichtig die Behauptung ist, im Lande Italia wisse man nichts vom großen deutschen Nationaldichter. Und erhebt sich erst nach dem Entschluß unsers kunstsinnigen Kaisers das Denkmal in der ewigen Roma, „wo der Dichter sich selbst zuerst gefunden, übereinstimmend mit sich selbst glücklich geworden“, dann wird auch das italische Volk sich bemühen, Fühlung zu gewinnen mit unserm Goethe. Jüngst sind uns freilich die Franzosen zuvorgekommen, indem sie in Rom ein Victor Hugo-Denkmal stifteten, aber heiter können wir den Wettbewerb mit ansehen. Victor heißt zwar Sieger, doch mit Olympierlächeln darf Wolfgang ihm den kleinen Vorrang lassen. **Ernst Schubert.**

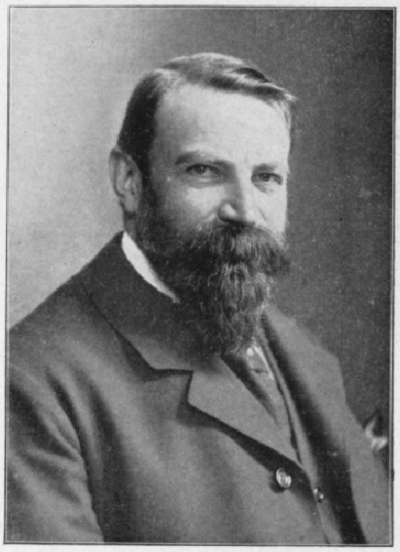
Franz Hoffmann-Fallersleben.

(Hierzu auch das Farbenbild Seite 621.)

In harmonischem Zusammenklang mit der Pfingststimmung steht die bedeutungsvolle Landschaft, die in der farbigen Erscheinung des Originals den vornehmsten Schmuck dieser Nummer bildet. „Der alte und der neue Glaube“ — auf einem von Heidekraut überwucherten Hügel die gewaltigen, ungefügigen Trümmer eines altgermanischen Heiligtums, einer Opferstätte, deren Malzeichen aus erratischen Blöcken aufgerichtet ist, die nur zum Teil dem Sturme der Zeit getrotzt haben, und im Hintergrunde, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, eine christliche Kirche mit ihrem zum Himmel aufstrebenden, auf den Höchsten weisenden Türmepaar. Bald nach der Ausgießung des heiligen Geistes, der mit Flammenzungen über die Apostel kam, zerstreuten sich die Jünger Jesu und ihre Nachfolger in alle Welt, um nach dem Geheiß ihres Herrn sein Evangelium den Heiden zu predigen und sie in seinem Namen zu taufen. Nirgends fanden sie zäheren Widerstand als in den Gauen Germaniens, wo das Volk mit echt deutscher Treue an seinen Göttern hing, und dieser Widerstand wurde zuletzt nur durch die Klugheit der unerschrockenen und unermüdlichen Glaubensboten gebrochen, die unmerklich heidnische Gebräuche zu christlichen umbildeten, die Erinnerung an heidnische Heiligtümer durch die Errichtung christlicher Gotteshäuser in ihrer Nähe verwischten. Auch sollte der Zauber, der nach dem Glauben des Volkes von solchen Stätten ausgeht, durch die gebietende Macht des Kreuzes gebrochen werden.

Diesen Zusammenstoß zwischen dem Götterglauben einer absterbenden Kultur und der völker- und menschenbefreienden Botschaft von dem neuen Gotte der Liebe und der Verheißung, der sich durch den Mittler auch den geringsten Sterblichen zuwendet, hat der Künstler versinnlicht, nicht in einer trockenen Allegorie, sondern in einem lebensvollen Landschaftsbilde, das nicht etwa für eine bestimmte Absicht komponiert, sondern unmittelbar aus der Natur geschöpft ist. Auf dem Wege von Braunschweig nach Helmstädt hat der Künstler die Denkmäler gefunden, die ihm die Anregung zu seinem tiefsinnigen Bilde gegeben haben. Auch in unsrer Zeit, wo die Ueberkultur als schonungsloser Pionier der Spekulation in die entlegensten Wald- und Gebirgswinkel dringt, findet der Künstler, der rastlos zu forschen und zu wandern weiß, immer noch Stätten, die für die Kunst und ihre lästigen Begleiter, die Berufs- und Amateurphotographen, noch jungfräuliches Land sind.

Franz Hoffmann-Fallersleben hat diese Fähigkeit, im deutschen Vaterlande noch „unentdeckte Länder“ aufzuspüren, schon von Jugend auf geübt. Wie sein Vater alte Schriftdenkmäler des deutschen Volkes aus dem Staube der Archive und Bibliotheken zum Leben erweckte und wie er zugleich in seinen Dichtungen das Weben und Sinnen der Volksseele enthüllte, so ist der Sohn in Wald und Heide den Spuren ehrwürdiger Vorzeit nachgegangen und hat uns das Walten unsrer germanischen Vorfahren in ihren Opfertischen, in ihren Ehrendenkmälern zum Gedächtnis toter Helden und in ihren Begräbnisstätten im schweigenden Waldesdunkel wieder lebendig gemacht. Die ersten Anregungen dazu empfing er auf westfälischer Erde, in der Umgebung von Korvei, wo sein Vater als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor einen ehrenvollen Ruheposten gefunden hatte, nachdem er seit 1853 in Weimar gelebt. In Weimar ist Franz Hoffmann-Fallersleben, der den Beinamen, unter dem der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles“ berühmt geworden ist, mit Ehren weiter-



Franz Hoffmann-Fallersleben.

führt, am 19. Mai 1855 geboren worden. Als sich im Anblick der westfälischen Wälder, der romantischen Gegenden des Weserthales und seiner anscheinend in Zauberschlaf versunkenen Renaissanceschlösser die schöpferische Phantasie des Knaben regte und auf Nachbildung drängte, fand er das liebevollste Verständnis bei dem sorglichen Vater. Er durfte, kaum achtzehn Jahre alt, nach Düsseldorf zum Besuch der Kunstakademie gehen, die damals das höchste Ansehen genoß, aber schon nach Jahresfrist rief ihn der Tod des Vaters zurück. Als er dann seine Studien wieder aufnehmen konnte, zog es ihn nach seiner Geburtsstadt Weimar, wo unter dem Einfluß hervorragender, teils selbständig schaffender, teils an der Kunstschule als Lehrer thätiger Maler ein reges Kunstleben aufgeblüht war. Hoffmann schloß sich besonders an Theodor Hagen an, der durch seine in die Tiefe dringende Naturauffassung und mehr noch durch seine glänzende, malerische Technik viele Schüler um sich versammelte. Daß der junge Künstler aber nicht in der platten Naturnachahmung stecken blieb, davor schützte ihn der Verkehr mit Friedrich Preller, dem ehrwürdigen Meister der historischen Landschaft, der aus dem Antlitz der Natur die großen, ewigen Züge herauslas und diese auch in voller Plastik zu gestalten wußte. Diesen großen Zug hat Hoffmann-Fallersleben von dem Altmeister, auf dem noch Goethes Augen mit Wohlgefallen geruht, mit Eifer aufgenommen; aber seine koloristische Begabung war von vornherein zu reich und zu scharf ausgesprochen, als daß er sich von einer rein plastischen Auffassung der Natur hätte beherrschen lassen. Seine ersten selbständigen Bilder behandelten Motive aus Westfalen und Hannover, wo er seine ersten Studien gemacht hatte und wohin es ihn immer wieder zog. Ein am Waldesabhang gelegener jüdischer Friedhof in der Senne und ein unbewohntes, in melancholische Einsamkeit versunkenes Renaissanceschloß im Weserthal waren die ersten Bilder, die seinen Namen bekannt machten. Das verlassene Schloß wurde vom städtischen Museum in Hannover angekauft, und mit diesem Erfolg fiel der erste Sonnenstrahl auf die Laufbahn des Künstlers, der sich aber immer noch als Werdender fühlte. Obwohl er schon durch weite Studienreisen, die ihn den ganzen Ostseestrand von Apenrade bis Danzig entlang geführt hatten, seinen Anschauungskreis erweitert hatte und damit auch die Kraft seiner malerischen Darstellung gewachsen war, wollte er noch an seiner technischen Ausbildung weiter arbeiten. Darum siedelte er 1879 nach Düsseldorf über, wo er im Verkehr mit den Meistern der Landschaftsmalerei, mit Dücker, Irmer, Kröner und dem ihm besonders eng befreundeten Adolf Böhm sein koloristisches Können verstärkte und vertiefte, ohne etwas an seiner schon scharf ausgebildeten Eigenart einzubüßen. Nach drei Jahren kehrte er nach Weimar zurück, wo er seine künstlerische Ausdrucksfähigkeit noch dadurch erweiterte, daß er die Kunst der Radierung erlernte. Sechs Jahre emsigen Schaffens strichen dahin. Ganz Nord- und Mitteldeutschland durchstreifte der rastlose Künstler, und überall fand er etwas Neues, etwas Ueberraschendes oder doch etwas, das niemand vor ihm mit solchen Augen angesehen, mit so großer koloristischer Kunst dargestellt hatte.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Weimar zog es ihn nach Berlin, nach dem Mittelpunkt des norddeutschen Kunstlebens, das durch seine zerstreuende und zersplitternde Hast einem so gefestigten Manne wie ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Auch in Berlin ist er der ernste Dichter geblieben, der in der Landschaft immer das Widerspiel eines großen göttlichen Gedankens sieht. Er meistert die Natur niemals, aber er sucht sie auch nur da auf, wo sie sich in ihrer herrlichsten Größe und Schönheit offenbart hat. Ein ernster, melan-



(Handschrift von A. H. Hoffmann von Fallersleben.)

Westfälisches Schloß. Nach einer Zeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben.



Der alte und der neue Glaube.

Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben.

cholischer Zug geht durch alle seine Landschaften. Er liebt die absterbende und die tote Natur mehr als die erwachende und erstarkende, vielleicht weil die liebliche Idylle allgemach zu einem Gemeinplatz der Landschaftsmalerei herabgesunken und das Erhabene, Strenge und Herbe zum Alleinbesitz der starken Temperamente geworden ist. Solch ein starkes Temperament lebt in Franz Hoffmann-Fallersleben, in dessen Bildern die trotzige Urkraft des alten Germanentums in Wald und Heide zu neuem Leben erwacht ist. Bilder wie der „neue und der alte Glaube“ haben einen erziehenden und mahnenden Wert. Sie sollen uns mahnen, daß die deutsche Kultur nur in beständigem Zusammenhang mit ihren Wurzeln, der altgermanischen Treue und dem Christentum, weiter gedeihen kann und daß fremde Schädlinge mit eisernen Waffen von diesem festwurzelnden Baum abzuwehren sind.

Adolf Rosenberg.

Gottgeboren.

Nichts geht verloren in der Welt,
Der Tropfen nicht, der in die Meere fällt;
Das Steinchen nicht, das hoch vom Alpenrand
Den Weg zur tiefsten Thalesrinne fand;
Kein Lebewesen, das im Lichte webt,
Kein Wurm, der durch den dunkeln Schlamm sich gräbt.
— Und meine Seele sollt' verloren gehen,
Die alle Wunder Gottes hat gesehen,
Und sie in ihrem Innersten empfunden
In ungezählten, weihevollen Stunden? —
O nein, sie wirkt und gärt in allen Säften,
Sie regt sich, schafft mit allen Erdenkräften,
Bethätigt sich in jedem Element,
Sie ruht und schläft — und lodert doch und brennt,
Sie liest den Gott von jeder Menschenstirne,
Sie macht ihn mit, den Wandel der Gestirne,
In Andacht schauert sie bei jedem Wunder —
Sie kommt von Gott und geht, wie er, nicht unter!

Adolf Palm.

Pfingstschnalzen im Waldviertel.

Schon vor Wochen war es zu bemerken, daß sich im Walddorf etwas Besonderes vorbereitete. Die Burschen waren voll Heimlichkeiten; einer traute dem andern nicht, und wenn es Abend war, schlichen sie in den Wäldern umher, und sie schienen Schreckliches im Schilde zu führen, denn jeder von ihnen trug ein scharfgeschliffenes Messer bei sich.

Kein Mensch aber sollte sehen, was da im Dunkel der Nacht vorging; am wenigsten der Eigentümer des Waldes selbst, der wohl nicht ruhig zugesehen hätte, wie die Buben gemach ihre Messer zogen und damit manch prächtiges Fichtenbäumlein knapp an der Wurzel durchschnitten, um es hernach flink zu entästen und damit zu verschwinden.

Diesmal galt es keinen Maibaum, wie der Bursche solchen seiner Herzliebsten in der ersten Mainacht auf den Dachfirst zu pflanzen pflegt, das Bäumchen hatte eine ganz andre Bestimmung; daheim hat es der Bursche handsam zugeschnitten und es fürsorglich verborgen, vielleicht gar, daß er es an eine Schnur band und in den Ziehbrunnen hängte oder im Garten vergrub, weniger deshalb, damit es vor unbefugten Händen gesichert sei, sondern vielmehr aus dem Grunde, damit es zäh und biegsam bleibe.

Nachdem diese Arbeit geschehen ist, dreht der Bursch aus einigen Stricken ein starkes Tau zusammen, das in der Länge gut seine vier bis fünf Meter mißt und das allmählich in ein feines Schnürchen aus Hanfgarn verläuft, an dessen Ende eine Seidenquaste festgemacht wird; dieses Tau wird hierauf tüchtig mit Wachs oder Harz bestrichen und am Fichtenstämmlein befestigt.

Das nun entstandene Ding ist die „Pfingstgoasl“ (Geißel). So eine Peitsche, die reichlich ihre sechs bis sieben Pfund wiegen mag, ist an und für sich schon sehenswert, und wenn man bedenkt, daß die Dorfburschen damit hantieren und am Sonnabend vor Pfingsten ein förmliches Schnalzkonzert veranstalten, so wird die Sache noch interessanter.

Das „Schnalzen“ (Knallen) verstehen sie ja alle, und schon das kleine Halterbüblein knallt lustig sein „G'setzel“ herab, wenn es mit der Rinderherde durchs Dorf zieht, und auf der Weide übt es sich im Schnalzen so lange, bis es dem Großknecht den „Drietakler“ (im Dreivierteltakt) nachknallt; und der kleine Bub hält nicht weniger von einem „fermen Gsteam“ (nettes Peitschenzeug) als der Fahrknecht, der mit Verehrung an seiner „Schnalzgoasl“ hängt — man muß es nur wissen, wie sie stolz sind auf ihre Peitsche und auf die Kunststückeln, die sie damit herunterknallen.

Um das „Pfingstschnalzen“ aber, das man am häufigsten im niederösterreichischen Waldviertel antrifft, ist es eine eigne Sache. Das Pfingstschnalzen versteht nicht ein jeder Bursche so vortrefflich, daß er sich damit öffentlich zeigen kann; aber es giebt auch wahre Virtuosen, und diese werden im Dorfe rechtschaffen respektiert, und jener, der es am besten kann, wird gleichsam als Meister betrachtet, den nennen sie so lange den „Pfingstmoar“ (Major), bis ein andrer sich die Meisterschaft über ihn erwirbt.

Die Buben freuen sich schon lange auf den Pfingstsamstag, und darum diese geheimnisvollen Vorbereitungen; keiner verrät es, in welchem Maßstab er sich seine „Pfingstgoasl“ anfertigt, jeder möchte die schwerste schwingen, um damit den stärksten Knall hervorzubringen. Nichts vermag dem Dorfvolk mehr zu imponieren als Körperkraft, und die Mädchen sind nicht wenig stolz auf ihren Herzensschatz, wenn er der „Pfingstmoar“ wird. Und das soll die Buben nicht in Aufregung bringen?!

Wenn es am Pfingstsamstag zu dämmern beginnt, suchen die Burschen mit ihren Geißeln geeignete Orte hinterm Dorfe auf, gewöhnlich eine Anhöhe, von welcher aus sie in einen Wald oder gegen das Dorf hinein schnalzen, um ein vollendetes Echo zu erzielen. Bald fängt es an verschiedenen Orten zu krachen und zu knallen an, und die Buben in den Nachbarortschaften werden auch lebendig. Es geht nun wie ein ununterbrochenes Donnern und Brausen durch die abendliche Stille, das sich erst mit der einbrechenden Dunkelheit allmählich verliert; man vernimmt endlich nur noch vereinzeltes Krachen, die meisten Pfingstschnalzer haben sich mit ihrer Peitsche erschöpft auf den Rasen hingelegt und lauschen voll Spannung dem Kampf, der jetzt zwischen vier oder fünf Nachbarortschaften ausgefochten wird. Und es hört sich ganz eigenartig an, wenn vier Burschen im schönsten Takt von vier verschiedenen Seiten zusammenschnalzen, ein Knall kraftvoller wie der andre und so dicht hintereinanderfallend, daß das Echo gar nicht schnell genug zu folgen vermag — jetzt gilt es die Meisterschaft, von diesen vieren muß einer der „Pfingstmoar“ werden. Das halbe Dorf hat sich um den Burschen versammelt, der wie ein Baum am grünen Wiesenanger steht und mit beiden Händen die Riesenpeitsche schwingt, daß die Luft erzittert von dem Knall; und die Leute sprechen allerhand Vermutungen aus, sie feiern den Burschen wie einen Helden, solange er den Nachbarschnalzern die Antwort nicht schuldig bleibt — aber wehe ihm, wenn er dies nicht mehr vermag! Die Leute sind mit ihrem Tadel noch schneller bei der Hand wie mit dem Lob, und der geschlagene Pfingstschnalzer braucht sich um die vernichtende Kritik nicht zu sorgen. Unter den Versammelten, die gespannt in die Nacht hinaus horchen, ist mancher alte Bauer, der in seinen Burschenjahren die Pfingstmoarschaft sich erschnalzt hatte, und es ist einem solchen Greis ein helles Vergnügen, den Wettstreit zu verfolgen, und er jubelt wie ein Junger, wenn ein Bursch aus dem Ort die Meisterschaft erwirbt; der Alte hat gewiß schon eine silberbeschlagene Tabakspfeife in der Tasche, die dem „Pfingstmoar“ vermeint ist. So etwas kann die Waldbauern begeistern wie eine große Heldengeschichte.

Solange vier Burschen schnalzen, wird dies „Vierballen“ genannt. Plötzlich geht ein Jubel durch die Leute, — einer hat das Schnalzen aufgeben müssen. Nun kommt das „Drieballen“; die Gänge werden immer kürzer — wieder ist einer abgefallen — die Leute werden immer aufgeregter, es schnalzen nur noch zwei, sie „zwieballen“; das Knallen wird immer schwächer, jeder nimmt seine letzten Kräfte noch zusammen — jedoch es geht mit bestem Willen nicht mehr, auch der letzte Rivale hat den Kampf aufgegeben, der „Pfingstmoar“ schnalzt noch weiter und schließt mit einem eigentümlichen „Drietakler“ das Pfingstschnalzen. Er ist der Meister für ein Jahr, und die Dorfleute haben eine ordentliche Hochachtung vor ihm bekommen; die Mädchen stecken ihm den Sonntagshut voll Pfingstnelken und duftenden Flieder, und am Kirchtagstanz hat nicht einer der Burschen das Verlangen, mit einem „Pfingstmoar“ Raufhändel anzufangen.

Was das „Pfingstschnalzen“ für eine Bedeutung hat, wissen die Jungen meistens nicht mehr, aber die alten Leute sagen, daß dieses Knallen mit den Pfingstgeißeln das Brausen des heiligen Geistes versinnbildliche, der zu Pfingsten über die Apostel herabkam. Und weiters sind diese Leute auch der Meinung, daß, so weit der Schall des Schnalzens reicht, die bösen Wetterhexen, die den Schauer und Hagel verursachen, keine Macht besitzen. Wer am Pfingstsonntag im Dorfe genau Umschau hielte, würde alle Hexen leicht erkennen, denn ihr Leib ist voll blutiger Striemen, weil jeder Schnalzer mit der Pfingstgeißel sie getroffen hat. Mancher der Burschen hat die Geißel gar mit einem Stück vom geweihten Wachsstock bestrichen — ei, das schmerzt dann um so ärger auf dem Leib der Hexe!

Und nun will ich noch erzählen, wie es einem solchen „Pfingstmoar“ einmal ergangen ist; denn so oft das Pfingstfest heran kommt, fällt mir das Wettschnalzen ein, das in meinem Heimatsdorf ausgefochten werden sollte und das so kläglich geendet hat.

Der „Pfingstmoarhansel“ war ein baumstarker Bursch und der tüchtigste Pfingstschnalzer von weit und breit. In der ganzen Waldgegend that's ihm schon seit Jahren keiner gleich, weshalb er mit seinem Ehrentitel allgemein bekannt und genannt ward. Die Dorfburschen und jene der umliegenden Walddörfer hatte er alle niedergeschnalzt; einen „Zwieballer“ hielt kein einziger mit ihm aus, ließ sich auch keiner mehr herbei.

Da tauchte einmal im Dorfe ein Bursche aus fremder Gegend auf, der beim Hofbauer als Großknecht eingestanden war. Saßen die Burschen einmal am Sonntagnachmittag beim Wirtstisch zusammen und prahlten mit ihrer Kraft, und der Pfingstmoarhansel war auch dabei.

Warum der Pfingstmoarhansel heiße, erkundigte sich der fremde Hofbauernknecht, weil er den Namen nicht verstand. Das wurde ihm erklärt, und darauf begann er sich für den langen Hansel zu interessieren.

Bald war der Bursch mit sich im reinen und so verwegen, daß er sprach:

„Was gilt's, Hansel, ich schnalz heuer mit dir!“

Das hat dem Hansel lange keiner mehr gesagt, und er ist darüber ordentlich hitzig geworden.

„Steh einmal auf, du Büaberl!“ hat er geantwortet, „und laß dich anschaun!“

„Wenn du auch zweimal so lang bist,“ hat der andre auf den Spott erwidert, „die Wett' gilt fünf Liter Heurigen!“

Die Sache wurde abgemacht. Bedingung war: erstens stärkstes Schnalzen, zweitens längste Ausdauer.

In der Hitze war der Hansel die Wette eingegangen, nachträglich gab ihm die Sache genug zu denken; daß der Hofbauerische eine Pfingstgeißel zu handhaben im stande war, das unterlag gar keinem Zweifel, wenn er auch nicht so lang war wie der Hansel, dafür aber hatte er eine eckige Gestalt, die etwas versprach! Der Hansel ging daran, sich mit großer Sorgfalt eine Pfingstgeißel anzufertigen, die ihm der Hofbauernknecht gewiß nicht nachmachen sollte. Einen Knall müsse das geben, daß der vermessene Hofbauernbub beim ersten Schnalzer vor Schreck umfiele. So hat sich der Hansel gedacht, und der andre war auch am Werk.

Die Peitsche des Pfingstmoarhansels war richtig gelungen, und sie mußte jede Vorstellung einer normalen Pfingstgoasl frei zu Schanden machen — das war ein Ungeheuer von Peitsche. Und als der Pfingstsamstag herankam, erschien der Hansel mit seiner Geißel. Nun weiß ich nicht, ob die Leute, die sich auf dem steilabfallenden Wiesenanger versammelt hatten, mehr über die Geißel oder über den Hansel gelacht haben — es war ein lautes Gelächter, und die Weiber haben die Hände zusammengeschlagen über den „Narren“.

Die heitere Stimmung ward jedoch bald durch den Signalschnalzer des Hofbauerischen in spannende Erwartung übergegangen. Etwas Interessanteres hat es im Walddorf überhaupt noch nie gegeben als dieses Wettschnalzen.

Der Hansel hatte seine Riesengeißel schon bereit gehalten, und der Signalschnalzer mußte ihm in die Beine gefahren sein, denn er knirschte etwas von einem „verhöllten Stutzen“, womit er den kurzen Hofbauernknecht meinte. Dann schritt er an den äußersten Rand des Angers vor und stellte sich in Positur; er spreizte seine langen Beine, gleichsam wurzelschlagend, auseinander, dann kommandierte er: „Aus 'm Weg, Leut' und Buben!“ Darauf begann er die Geißel ein paarmal über dem Kopf zu schwingen, daß es durch die Luft pfiff.

Es knallte. Noch war es etwas schwächlich; doch gleich kam die Sache in Schwung. Noch einmal ein Krach; diesmal ging es brausend durchs Dorf, hinüber zum Hofbauerischen. Darauf weiß ich mich nicht zu erinnern, ob dieser auf den Schnalzer umgefallen ist, glaube jedoch, daß dies nicht der Fall war, denn von drüben kam sogleich die Antwort — wie schneidig! Beim vierten Knall war der Hansel in seinem Element, und

beim fünften — Gott sei's geklagt — flog der Bursch mit samt seiner Pfingstgeißel den steilen Anger hinab.

Fast gleichzeitig war es auch auf der andern Seite still geworden. Wie es sich später aufgeklärt hatte, war dem Hofbauerischen der Geißelstiel gebrochen.

Nach einer Weile kam der Pfingstmoarhansel mit seiner schweren Peitsche, die ihn so elendiglich aus dem Gleichgewichte gebracht und über den Wiesenanger gerissen hatte, mit verdrießlicher Miene wieder zum Vorschein; er kroch unter heiterstem Gelächter der Zuseher langsam den Hang herauf, und von der Nase tröpfelte ihm ein wenig Blut, denn diese hatte er sich zerkratzt, als er stracks in einen blühenden Schlehdorn hineingefahren war.

Die Wette blieb unausgetragen, und dem Hansel that es nur am meisten um die fünf Liter Heurigen leid; die Nase war bald wieder heil. Der Ehrentitel „Pfingstmoar“ aber ist doch von dieser Zeit an ein wenig erschüttert worden, und als ich vor einigen Jahren in meiner Heimat war, gab's bereits wieder einen neuen „Pfingstmoar“.

Hans Kerschbaum.

Lys und Bocki.

Novellette

von

H. von Lieres und Wilkau.

(Schluß.)

Als das Paar zehn Monate verheiratet war kam des Kammerherrn Mutter auf zwei Wochen zum Besuch in die Villa. Die alte Freifrau bewunderte vierundzwanzig Stunden am Tage das Haus, vom Boden bis zum Keller und mit spezieller Berücksichtigung der mit allen Wundern von Elektrizität und Gas eingerichteten Küchen- und Wirtschaftsräume. Aber so wie zu Anfang der jungen Ehe schien sie doch nicht mehr von Lys' Eleganz bis zur Sprachlosigkeit überwältigt zu sein. Und am Tage vor ihrer Abreise sagte sie trockenen Tones: „Ja, da habt ihr nun euer blankes Puppenhaus. Aber so voll Merkwürdigkeiten es steckt von oben bis unten, ich finde doch einen Mangel daran. Ich wüßte keinen Raum hier, in dem mir der Gedanke käme: da könnte eine Wiege stehen.“

Sie saßen zu dreien im Salon, als das Wort fiel. Der alten Freifrau großes, strenges Gesicht hatte einen Ausdruck von verhohlener Erregung. Bocki stand auf ... als ob er Zigaretten und Feuerzeug suchte. Als er sich seiner Mama wieder zuwandte, that er's mit einer Bemerkung, die das Gespräch auf andre Bahn lenkte. Lys schwieg. Sie machte ein Gesicht wie ein kleines Mädchen, dem das Weinen nahe ist.

Sie hatte Angst vor dem Kind. Angst vor den Schmerzen, dem Unbekannten. Und Bocki ging's nicht viel anders. Er hatte auch Angst. Für sie, Lys! Wenn er an seine beiden Schwestern dachte, von denen allerdings bis jetzt keine auch nur verlobt war, konnte er sich diese großen, schon nicht mehr jungen Mädchen recht gut in fraulich mutterhafter Würde vorstellen. Aber Lys! Das war ganz etwas andres. Und die Mama hatte schon recht: ihr Leben war so eingerichtet, daß man sich ein Kind nicht gut darin denken konnte. Bocki wußte wirklich nicht, wie sie sich beide anstellen sollten, wenn etwas eintreten würde, woran allerdings bis jetzt gar kein Gedanke war.

Mama reiste ab, ohne auf das bedrohliche Thema noch einmal zurückgekommen zu sein.

Bocki und Lys setzten ihr Dasein in der bisherigen Weise fort. Ein Jahr verging. Im Sommer waren sie mehrere Monate in Tirol. Im Winter machte Bocki sich auf drei Wochen frei, damit er mit seiner Frau zu den großen Hofbällen nach Dresden gehen konnte. Lys behielt immer den gleichen Charme, das Kindliche und zugleich Ueberfeinerte, Vornehme und ein klein wenig Morbide. Keine einzige Rivalin — die geistreichste nicht und nicht die schönste — schien diesem delikaten Reiz etwas anhaben zu können.

In X. waren Wulfeneckes dann wieder viel im herzoglichen Schlosse, und bei sich selbst nahmen sie ihre reizende kleine Geselligkeit von neuem auf. Mit der großen hatten sie weniger Glück. Es gab in dem Residenzstädtchen nicht nur einige elegante, sondern auch eine ganze Menge altmodische Leute, verabschiedete Generale, Landadelige, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, u. dgl. Wenn in der Villa einmal fünfzig oder sechzig Personen und also auch diese entfernteren Bekannten zu Gast geladen waren, dann stand auf den krampfhaft lächelnden Gesichtern der a. D.s geschrieben, wie sie sich doch nicht genug auf moderner Höhe befanden, um Lys' Arrangements voll zu würdigen. Sie wunderten sich, daß man sechzig Personen gebeten hatte, wo doch nur Sitzplätze für fünfundzwanzig waren. Daß man beim Raout oder bei der garden-partie eine halbe Stunde kam und wieder wegging, wie in irgend einem öffentlichen Lokal, daß einem stundenlang die allerwinzigsten, allerdelikatesten Leckerbissen von den aufwartenden Lohndienern präsentiert wurden und sich keine solide Tafel darbot, unter die man die Füße stecken konnte. Vor allem darüber wunderten sie sich, daß dann erst gegen zehn Uhr die konsistentere Pracht des Büffetts sich entfaltete, während doch alle Menschen in X. — ausgenommen einige englisch gesittete Exklusive in der Nähe des Hofes — um zwei Uhr zu Mittag gegessen hatten und also schon um sieben das Recht auf den ehrlichsten Hunger besaßen. Und was der tragikomischen Mißverständnisse noch mehr waren. Die gottlosen Leutnants wollten sich heimlich darüber totlachen.

Ende Juli des zweiten Jahres ereignete sich in X. etwas noch nicht Dagewesenes. Man arrangierte ein Tennisturnier. Die Lorbeeren von Homburg v. d. Höhe und andern Modeorten hatten die kleine Residenz nicht schlafen lassen. Man spielte in dem parkähnlichen Garten, der sich an das Offizierkasino anschloß. Die ganze junge Welt aus der ersten Gesellschaft beteiligte sich. Auch eine zum Besuch der Erbprinzessin anwesende russische Großfürstin spielte mit. Und Freifrau von Wulfenecke auch.

Lys war als Weltdame selbstverständlich eine enragierte Sport-woman. Trotz ihrer Zartheit radelte und ritt sie vortrefflich. Sie lenkte ihren Wagen wie ein Troikakutscher; sie lief Schlittschuh wie eine Elfe — wenn Elfen Schlittschuh laufen können —, sie spielte Tennis wie ... nun eben wie angloamerikanisches Blut Tennis spielt. Um zu wissen, wie sie auf dem Sportplatze aussah, mußte man sie selbst dort gesehen haben. Sie war ganz Beweglichkeit und Leben, sobald sie das Racket in der Hand hatte. Sie drehte, sie wendete sich, sie lief. Im Sprunge hoch in der Luft schlug sie den Ball, die Gestalt gestrafft, daß sie einen Bildhauer zur reizendsten Tanagrafigur hätte begeistern müssen. Ihre Füßchen redeten eigne Sprache, während sie über den festgewalzten Grund tanzten. Besonders der eine, der, stets in der Luft schwebend, während der Ball flog, deutlich die Frage ausdrückte: Wo wird er landen?

In X. wurde darüber gestritten, ob der erste Gedanke an das Turnier nicht überhaupt an Lys' Kaminfeuer aufgestiegen sei, anstatt, wie es offiziell hieß, im erbprinzlichen Palais.

An eben diesem Kaminfeuer, das auch an manchem kühlen Sommertage brannte, hatten eines Abends Bocki und die Getreuen das bevorstehende Tennisturnier eben eifrig besprochen, als Lys mit ihrer Unschuldsmiene lispelte: „Ich werde die drei ersten Preise gewinnen.“

Es kam sehr komisch heraus, wie sie das so trocken sagte. Ihr Mann lachte laut auf; die andern erlaubten sich ebenfalls zu lächeln. Und von Wedel, der blasierte lange Blondin, nahm sich heraus, zu sagen: „Das kann nun kein Sterblicher so mit Sicherheit von sich behaupten, gnädige Frau. Es kommt doch auch schließlich darauf an, wie Ihnen die Bälle kommen, und dabei hat Ihr Partner eigentlich ein Wörtchen mitzureden.“

Lys war in Sportdingen brennend ehrgeizig. Ihr hierin entgegenzutreten, erschien so ziemlich als die einzige Methode, wie man sie böse machen konnte. So zog sie auch jetzt über dem Näschen ein paar krause Falten, und obwohl sie die Stimme nicht lauter erhob als sonst, lag doch eine deutliche Portion Eigensinn in ihrer betonten Wiederholung: „Ich werde die drei ersten Preise gewinnen.“

Man opponierte ihr also nicht weiter, und Wedel mußte sich sogar dazu bequemen, eine Wette mit ihr darüber einzugehen, ob sie den begehrten Sportsieg erkämpfen werde oder nicht.

Am ersten Tage des Turniers im single, im Dameneinzelspiel, gewann sie wirklich mühelos. Sie hatte vorher eifrig trainiert, und so flog sie in ihrem kurzen, weißen Piquéröckchen mit einer Leichtigkeit über den Platz, als sei sie selbst ein Ball, und verfehlte keinen Schlag. Im Damendouble, das am zweiten Tage begann, spielte sie mit der Großfürstin zusammen. Da wurde ihr der Erfolg plötzlich schwer. Die Großfürstin, eine sehr temperamentvolle Spielerin, ermangelte etwas der Kaltblütigkeit. Und jenseits des Netzes spielten zwei gewandte Kämpinnen. Eine davon, eine in X. bei Verwandten wohnende Irländerin, ein in seinem schlapp und grau wie ein Sack niederhängendem Leinenanzug möglichst reizlos erscheinendes, starkknochiges schwarzes Mädchen, erwies sich als eine Meisterin des Tennis. Dazu war Lys von Beginn dieser Partie, die sich durch einen Nachmittag und zwei Vormittage hinzog, von einem sonderbaren Lähmungsgefühl befallen. Vielleicht weil sie sich im single schon angestrengt hatte. So müde war sie, daß sie heimlich jedesmal ein oder zwei Glas Sekt trank, ehe sie auf den Tennisplatz kam. Dann fand sich für einige Stunden die alte Spannkraft ein, und das Racket traf wieder mit unfehlbarer Sicherheit die durch die Luft fliegenden Bälle. Heimkehrend war sie dann freilich von neuem so erschöpft, daß sie, kaum daß die Jungfer sie frottiert und ihr eins von ihren molligen Negligés angezogen hatte, auf ihrem Ruhebett in einen bleiernen Schlaf verfiel. Sie mußte es schlau genug anfangen, um Bockis Sorge zu täuschen und ihn glauben zu machen, daß sie sich dabei ganz wohl fühle und daß nichts als die natürliche Müdigkeit nach der starken körperlichen Bewegung sie die Ruhe suchen ließ. Schwerer als das erste Mal gewann sie dennoch auch bei dieser Partie die Anwartschaft auf den Preis.

Im Damen- und Herren-Doppelspiel dehnte der Kampf sich ebenfalls lange aus. Es begann am Mittwochnachmittag um zwei Uhr und wurde am Donnerstagvormittag und -nachmittag fortgesetzt. Und am Mittwoch früh im Bett sagte Lys sich schon, daß sie heut überhaupt nicht werde aufstehen können, wenn sie sich nicht irgendwie künstlich stimuliere. Ihr Kopf brannte, in ihrer Brust fühlte sie heftige Stiche. Bocki war zeitig ausgeritten, die Langschläferin ihrem anscheinend süßen Schlummer überlassend. Sie lag und biß vor kindischem Zorn in ihre Bettdecke und weinte vor Aerger. Zwei Preise hatte sie nun; sollte ihr der dritte entgehen, nur weil sie krank war?! Bei all ihrer Zartheit hatte sie noch nie in ihrem Leben eine wirkliche Krankheit zu bestehen gehabt. Ach, sie war auch heute nur angegriffen! Nach dem Turnier wollte sie sich ordentlich ausschlafen, und dann war alles wieder gut. Aber wie fing sie es an, um heute spielen zu können? Ihre fiebernden Gedanken fanden einen Ausweg. Die Jungfer war mit dem Gehilfen in der Apotheke gut bekannt. Lys schickte sie hin und ließ sich Morphiumpulver holen — ohne Rezept. Gegen Zahnweh, sagte sie. Es half auch. Die Stiche ließen nach. Und nun Sekt! Jetzt war ihr wirklich wieder ganz gut: sie konnte zum Turnier.

Bocki, der inzwischen von seinem Ritt zurückgekommen war, begleitete sie hin. Vorher frühstückten sie zusammen. Und nicht einmal ihm fiel es auf, daß sie etwa anders sei als sonst. Daß ihre Augen so stark glänzten, schob er auf ihre Freude am Sport und eine leichtbegreifliche Erregung.

Am Donnerstag früh und am Donnerstagmittag stellten die Rückschläge physischer Ermattung sich noch stärker bei ihr ein. Jedesmal peitschte sie sich in derselben Weise wieder auf. Mit Morphiumpulvern und Sekt.

Sie spielte gut an diesen beiden Tagen. Auch ihre Mitspieler waren gut. Nur kam ihr alles so schattenhaft vor, die sich hin und her bewegenden Gestalten, die fliegenden Bälle. Und es klang ihr so seltsam gleichgültig ans Ohr, wenn in den Pausen die von den Preisrichtern auf ihren hohen Stühlen festgestellten Resultate kolportiert wurden, ihre eignen wie diejenigen der Irländerin, die auf einem andern Court ebenfalls heiß um die Ehren des Sieges stritt.

Lys war nicht einmal besonders erstaunt oder erfreut, als sie vernahm, daß ihr auch diesmal die Palme gebührte.

Ein paar Stunden hielt sie sich noch aufrecht. In ihrem home waren an diesem Abend Gäste, der kleine Kreis von Junggesellen, der sich dort oft einfand. Es wurde geplaudert und gescherzt, und es mangelte nicht an Lobsprüchen für die Siegerin des Turniers. Die hall war voll Lachen. Nur die Hausfrau lehnte einsilbig auf ihrem gewohnten Platz. Ihr Gesicht war tief im Schatten des großen Spitzenschleiers auf der Ständerlampe. Und zum allerersten Male, seit die Getreuen sich erinnern konnten, vergaß Lys ihr gewohntes Sprüchlein, als der Pendulenschlag die Stunde vor Mitternacht anzeigte. Jedem in dem Kreise fiel es auf. Man sandte ordentlich befremdete Blicke nach ihr hin. Ihr Mann erhob seine lange Gestalt aus dem Schaukelstuhl, in dem er bis dahin gelegen hatte. „Bocki, es ist elf Uhr,“ sagte er parodierend nun selbst und ging zu seiner Frau hinüber, in komischer Grandezza die Arme ausbreitend. Wie er sich so zu ihr beugte, fuhr ihm ein jäher Schreck durch die Glieder ... er sah, wie Lys soeben von einer Ohnmacht befallen wurde.

Und da trug Bocki sie noch einmal aus der stimmenerfüllten hall auf starken Armen in ihr Schlafgemach.

Die andern warteten. Mütze und Säbel in den Händen, standen sie beklommen, bis nach einer halben Stunde Bocki noch einmal herauskam, um scheinbar gelassen die beruhigenden Versicherungen des rasch herbeigeholten Arztes zu wiederholen. Man ging.

Die durch die Erbprinzessin in den Empfangsräumen des Offizierkasinos stattfindende Verteilung der Ehrenpreise des Tennisturniers mußte ohne die Anwesenheit der dreimal ausgezeichneten Siegerin vor sich gehen. Die schönen Silbergeschenke wurden der kleinen Freifrau durch einen Abgesandten in die Villa gebracht.

Lys lag vierzehn Tage in hohem Fieber. Mit Schmerzen, mit quälendem Husten. Als dann eine Besserung eingetreten war, so daß die Kranke für reisefähig gelten konnte, sagte der Medizinalrat zu dem Gatten: „Aber nun fort! Nach Davos. Vielleicht später noch nach Mentone oder San Remo.“



Das Purtscheller-Haus am Hohen Göll bei Salzburg.

Nach einer Zeichnung von A. Heilmann. (Text S. 628.)

Bocki richtete auf den Arzt einen jener Blicke, wie sie Angehörige von Kranken für den Aeskulap in Bereitschaft halten, von dem sie nichts weniger als einen Zukunftsspruch über Leben und Tod haben möchten. Aber der Medizinalrat sah undurchdringlich aus: „Auf alle Fälle denken Sie daran, daß es vielleicht wünschenswert sein wird,“ wiederholte er leichthin mit einem Ton, der ebensogut Beruhigung bedeuten konnte wie Warnung.

Selbstverständlich wurde sein Rat befolgt. Zum zweitenmal in seinem Leben, aber unter so andern Umständen nahm Bocki nun auf ein halbes Jahr Urlaub, um Lys' willen.

Er mochte wohl daran gethan haben. In Davos-Platz erholte seine Frau sich augenscheinlich. Dennoch sprach Ende Oktober auch der dortige Arzt den Wunsch aus, daß sie, statt heimzukehren, nach San Remo gehe.

Bocki war erschreckt und überrascht. Er hatte nicht den Eindruck, daß Lys ebenso krank sei wie die andern Patienten, die man hier auf Schritt und Tritt sah. Und sie selbst glaubte es erst recht nicht. Sie hatte wenig Schmerzen und fast gar keinen Husten. Nur noch zarter und zerbrechlicher als früher sah sie aus.

Sie konnte in San Remos wundervoller Umgebung spazieren gehen und Partien machen, und soweit Bocki, der sehr ängstlich geworden war, es zuließ, beteiligte sie sich auch an allerlei geselliger Unterhaltung.

Im Dezember bekam sie plötzlich die Idee, sie müsse fort, heim. Nach X. Bocki wollte nichts davon wissen. Aber sie ließ nicht nach, bis er den Arzt darum fragte. Der untersuchte Lys' Lungen nochmals ganz genau und meinte schließlich: „Die Baronin kann reisen.“

Und als der Kammerherr nach ein paar Stunden in der Wohnung des Doktors mit diesem allein redete, bekam er die Erklärung dazu: „Es hat keinen Sinn, daß Sie Ihrer Gemahlin einen so dringenden Wunsch versagen.“

Bocki stand steif da, während ein fahles Grau sein Gesicht überzog. Wie unerwartet erhielt er die Todeswunde! Seine Lippen bebten so stark, daß er kaum die Frage auszusprechen vermochte, auf die die Antwort kam:

„Noch drei ... vier Monate.“

Der arme Gatte irrte drei Stunden auf den einsamsten Wegen umher, ehe er so weit war, um in äußerlicher Ruhe Lys unter die Augen zu treten und sein Martyrium auf sich zu nehmen. —

Nun waren sie wieder in X. Lys schien sich ziemlich gut zu befinden. Sie zeigte eine unbefangene Freude an der Teilnahme, die man ihr von allen Seiten entgegenbrachte. Sie fuhr mit Bocki ins herzogliche Schloß. Hin und wieder ging sie mit ihm in eine Gesellschaft oder machte einen Besuch. Sie war voll nervöser Lebhaftigkeit. Und mit den hektischen Rosen auf ihren Wangen, mit ihren Zügen, die ganz schmal, und ihren Augen, die unbeschreiblich groß geworden waren, gewann sie jetzt eine Schönheit, die sie nie zuvor besessen hatte: die klare, gleichsam transcendentale Schönheit vor dem Tode.

In der hall saßen auch wieder die Getreuen, aber mit Rücksicht auf die Hausfrau gingen sie unter allerlei Vorwänden gewöhnlich schon vor zehn Uhr weg.

Schon im Januar wurde die Kranke aufs neue von Unruhe erfaßt. Lys fing plötzlich an, von England zu reden. Da war ein so angenehmes maritimes Klima, eine Luft, in der man so leicht atmete. Und London! Und die Defiliercour vor der Queen! Bruder Tom hatte Lys, als sie noch Mädchen war, versprochen, sie solle das alles mitmachen. Aber es war damals nicht dazu gekommen. Wenn man's jetzt nachholen könnte! Lys hatte in England zwei Kindheitsfreundinnen, die seit einigen Jahren sich an dem allem beteiligten und ihr nachher immer begeisterte Briefe über all die Pracht und den unerhörten Toilettenglanz sandten. Und X. war eng und dumpf und bedrückend! Und Bocki war ja noch für längere Zeit dienstfrei!

In seinem Zimmer saß der Mann oft stundenlang in einem Schmerz, der ihm das Hirn zu veröden drohte. Aber wenn er dann vor seine Frau hintrat, beherrschte er sich und täuschte ihr heitere Laune vor. Er wußte, in seiner Hand lag es, ihr das Todesgrauen zu ersparen — ihr Leben bis zu den letzten Tagen hell zu machen — ihr den Optimismus bis zur äußersten Grenze zu erhalten. Und Bocki nahm sein schweres Seelenjoch auf sich als ein Held.

Ihre kranke Sehnsucht schrie immer noch ins Weite, da doch keine irdische Weite sie mehr von dem Druck auf der Brust befreien konnte, der sie ruhelos machte. Es wurde um Toiletten telegraphiert. Zehn Tage später zog die überzarte Gestalt wirklich jenseits des Kanals in den Gemächern der Königin die schwere Courschleppe hinter sich her.

Wulfenecks blieben drei Wochen in England, und sie waren noch nicht eine Woche wieder in X., als Lys von einer neuen fieberhaften Phantasie ergriffen wurde. In Berlin wurden fremde Potentaten erwartet. Die Spalten der Zeitungen waren voll von Ausmalung der Festlichkeiten, die für die gekrönten Gäste veranstaltet werden sollten.

Und der Opernhausball stand auch bevor. Und im Deutschen Theater spielte die Duse.

Lys hatte mit ihrer so klanglos gewordenen Stimme Bocki heut beim Frühstück das alles schon bruchstückweise vorgetragen. Das Zeitungsblatt in der Rechten, kam sie nachmittags zu ihm herein. Sie setzte sich auf die Lehne seines Sessels. „Bocki, laß uns nach Berlin gehen! Nur acht Tage! Ich will dich dann auch ganz gewiß nie wieder um etwas bitten.“ Ihre großen Sterbeaugen sahen ihn an. Ihre durchsichtige Hand strich ihm über die Wangen.

Ihm schien, als könne er die furchtbare Komödie, zu der er gezwungen war, nicht mehr ertragen. Aber es mußte sein. Und da ging es. Er meinte, es müßte eine Grimasse werden, doch es wurde wirklich sein altes gutes Lächeln, mit dem er ihr zunickte:

„Aber mit Vorsicht. Schonen, nichts übertreiben!“

Also Berlin! Galaoper und Hiller. Eine Loge zum Subskriptionsball. Und die Duse. Und Cirkus Busch.

Aber der Ausflug dauerte nicht so lange, als es beabsichtigt gewesen war. Unerwartet früh kehrte Bocki zurück. Mit einer Sterbenden. Ganz plötzlich war Lys zusammengebrochen.

Vom Eisenbahncoupé wurde sie in die Droschke getragen und von der Droschke in ihr Haus. Ihre Füßchen sollten sich niemals wieder einen Weg zuzumuten brauchen. Sie war sich jetzt mit einem Male bewußt, daß der Tod ihr nahe war. Und ganz ergeben war sie.

Ihr Verlangen ging nach einem Geistlichen. Der kam und blieb wohl eine halbe Stunde in ihrem Zimmer. Aber all ihrer Zweifel schien Lys dabei doch nicht ledig geworden zu sein. Als Bocki nachher bei ihr saß, begann sie zu ihm von dem zu reden, wovon der Priester sie nicht hatte befreien können. Sie hatte ihm jetzt in Berlin schon gestanden, wie damals bei dem Tennisturnier alles zugegangen war, und so war dies nur eine Fortsetzung der Beichte. „Ich bin so nutzlos gewesen, Bocki,“ sprach ihre stockende Stimme. „Ich hab' mein Leben verbracht wie ein Spiel. Ich kann nicht so sehr viel dafür, Bocki. Drüben Vater und Tom und auch mother, sie wollten immer nur, daß ich angenehm und reizend sei. Darum zogen sie sich von mir zurück, weil sie meinten, daß sie mir das selbst nicht so zeigen könnten, und hielten mir die teuersten Lehrer und Gouvernanten. Ich habe nie die tausend Wurzeln zur Familie haben dürfen, wie ihr sie hier besitzt und die doch da sind, wenn ihr — ihr jungen Leute alle — sie auch unter Tand verstecken wollt. So wurde ich nur angenehm, nur reizend — nur Form — und weiter nichts.“

Bocki konnte nicht gleich antworten. Ein Bibelspruch fiel ihm ein: „Sehet die Lilien auf dem Felde . . .“ Aber nachdem er sich mit einiger Mühe besonnen hatte, wie der Spruch fortfuhr, schien er ihm doch nicht herzupassen. Ebenso ging es ihm mit einem zweiten Bibelspruch, der ihm ins Gedächtnis kam. Aus sich selbst fand sein blutendes Herz dann das einzige Wort, das trösten konnte. Er rückte seinen Schemel dicht an das Bett heran und schob seinen Arm unter das Kopfkissen, und mit feuchten Wimpern sagte er:

„Lys, du hast einen Menschen ganz, ganz und gar glücklich gemacht. Ist das nichts?“

Ihr Köpfchen schob sich mit geschlossenen Augen näher an ihn heran: „Bocki.“

Das war ungefähr das erste Mal, daß sie sich ihr nun zur Rüste gehendes Glück in Worten gestanden.

Dann öffnete sie die Augen noch einmal sehr weit. Auf dem Antlitz der kleinen Lys, die kein Kind gehabt hatte, und die lachend durchs Leben getändelt war wie im Spiel, stand plötzlich ergreifend klar ein Ausdruck, den Bocki noch nie darauf gesehen hatte: der Ausdruck jener starken, reinen Frauenliebe, die immer wie mit Mutterzärtlichkeit die Ihren umsorgt. Und aus solch einer reinen, starken, nur für den Teuersten sorgenden Liebe heraus klagte die kleine Lys und achtete für sich selbst der Schrecken des Todes nicht: „Bocki, mein großer Junge, was wirst du nur anfangen, so ganz allein . . .“

*

Lys Wulfenecke starb und wurde begraben. In den Tagen darauf sprach die alte Freifrau zu ihrem Sohn kluge und treugemeinte Trostesworte. „Gott hat es gut mit euch im Sinn gehabt. Sie war eine Blüte, — du wirst es dir selbst sagen, armer Sohn — eine Blüte der Ueberkultur, und er hat sie in ihrem Frühling fortgenommen, bevor sie entblätterte. In späteren Jahren wären euch öde, trübe Stunden nicht erspart geblieben. Sie hätte nie ein Kind bekommen. Der Reiz all der Oberflächlichkeiten, mit denen ihr euch umgabet, wäre mit der Zeit doch abgefallen. Und kannst du dir Lys alternd vorstellen?“

Vielleicht hatte die Freifrau recht. Vielleicht hieß es in diesem Falle besonders: „Selig, die frühe sterben.“ Jawohl, Bocki hatte schon früher sich gelegentlich unbefriedigt gefühlt. Vielleicht hätte er seinen Gram um Lys bei verständiger Bemühung allgemach überwunden und in späterer Zeit noch ein zweites Glück mit einer gemütstiefen Deutschen gefunden.

Aber leider that er alles, was in seiner Macht stand, um seine Zukunft solcher Allheilmittel zu berauben. Zwei Wochen nach Lys' Begräbnis war er, ohne Abschied zu nehmen, aus X. verschwunden, — kein Mensch wußte zunächst, wohin. Unterdessen hat ein von ihm beauftragter Agent die Villa mit ihrer gesamten Einrichtung, die Pferde, die Equipage verkauft.

Und dann überließ der ehemalige Hofmann die Anwartschaft auf seinen väterlichen Erbsitz seinem jungen Bruder und kaufte sich mit dem Erlös seiner persönlichen Habe oben im Nordostwinkel des Reiches ein armes Waldgut. Es liegt zwanzig Meilen von Memel und fünf Meilen von der nächsten Eisenbahnstation, ganz einsam. Die Ostsee bespült seine Scholle; von der russischen Grenze kommen im Winter die Wölfe herüber.

Dort haust er seit Jahren völlig einsiedlerisch. Wedel und noch einer von den Kameraden sind einmal zu ihm gekommen. Aber sie blieben nur einen Tag dort, und sie meinen, es sei ein unmöglicher Aufenthalt. Das Haus habe überhaupt nur zwei bewohnbare Zimmer, und die seien in mehr als primitiver Art eingerichtet. Auch er, dem es gehört, der Mann, der für nichts auf der Welt mehr Teilnahme zeigt als für seine Scholle und seine Jagd, der große, finstere, wortkarge Mann in Flausch und Wasserstiefeln und mit dem wilden Bart, sei ein andrer, als den sie gekannt.

Jawohl, da haben sie recht. Der gute Bocki, der sporenklirrende Kürassier, der elegante Kammerherr, der lebt nicht mehr. Es kommt für jeden eine Daseinsstunde, in der die Faust des Schicksals, die tragische Wucht eines Erlebens ihm den Schleier von seiner nackten Seele reißt, daß er sieht: *Der* bist du! Und mancher hält auch daran fest und wird dann wahrhaftig, der er ist.

Das ist dem Einsiedler am Memeler Tief geschehen. Und da hat er mit Hohnlachen die Fetzen, die hohlen Kindereien seiner weltlichen Existenz von sich geschleudert und hat seine alte, echte, starke Rasse wiedergefunden und sich gesagt: der Wulf von Wulfenecke, *der* bin ich.

Wenn er jetzt aus den knorrigen Stämmen seines Waldes tritt und sich zwischen Klippe und Dünung niederwirft und seine gramumschatteten Augen in düsterem Brüten stundenlang die stählerne Flut treffen, dann ist er der überkultivierte moderne Mensch nicht mehr, sondern der Wulf von Wulfenecke, der einsame Mann, dem seine Liebe schicksalsgewaltig und tödlich geworden wie das Meer. Und die, an die er denkt und deren Gestalt seine Sehnsucht in den jagenden Wolken zu erblicken meint, das ist auch die kleine, feine, dekadente Lys, die Blüte der Ueberkultur, nicht mehr, sondern das ist ganz einfach das Weib, das der Wulfenecke geliebt hat und verlor.



Birkenzweig.

Von

Max Hesdörffer.

Mit Zeichnungen von Johanna Beckmann.

Die Birke, unser Pfingstbaum, ist der charakteristische Laubbaum des Nordens. Sie ist neben der Tanne überhaupt der einzige Baum, der noch im hohen Norden zu gedeihen vermag, und die Sitte, Birkenbäumchen und Birkenäste zur Verherrlichung des Pfingstfestes zu verwenden, hat in nordischen Ländern ihren Ursprung. Unsre Birke ist in vielfacher Hinsicht ein höchst interessanter und zugleich auch nützlicher Laubbaum. Sie vermag trotz ihres feinen Laubwerkes, trotz der zierlichen Struktur ihrer hängenden Zweige der stärksten Kälte erfolgreich Widerstand zu bieten, und ihre Anspruchslosigkeit ist so groß, daß sie nicht nur im sterilsten Flugsande, sondern auch zwischen Felswänden und in zerfallenen Ruinen alle Bedingungen zum guten Gedeihen findet. So ist die Birke auch in der Mark Brandenburg an vielen Stellen neben der anspruchslosen Kiefer der einzige Waldbaum, doch tritt sie als solcher nicht in ganzen Beständen, sondern immer nur truppweise auf, der sonst oft öden Landschaft durch ihre zierlichen Laubkronen und die weithin leuchtenden, weiß berindeten Stämme einen eigenartigen Schmuck verleihend.

Die ersten Blätter und gleichzeitig auch die niedlichen Kätzchen entwickelt die Birke im März und April, und die mit diesem ersten unentwickelten Schmuck versehenen Zweige werden seit Jahren schon lange vor Beginn des Pfingstfestes, häufig auch in künstlich angetriebenem Zustande, in den großstädtischen Blumenhandlungen feilgeboten und gern gekauft. Die männlichen Kätzchen der Birke stehen paarweise aufrecht, im Mai nehmen sie dann eine hängende Stellung ein und beginnen sich zu öffnen und zu stäuben. Durch den Wechsel von der aufrechten zur hängenden Stellung schützt die Birke ihren Blütenstaub vor dem schädlichen Einflusse des Regens. Bei trockenem Wetter entführt der Wind den Staub zu den kleinen Fruchtkätzchen, von denen später auch die geflügelten winzigen Samennüßchen durch ihn weit verbreitet werden. Wachsen die Zweige der Birke auch anfangs straff, so neigen sie sich doch bei älteren Bäumen abwärts und bilden bald lang herabhängende zackigbelaubte Strähnen, die vom leichtesten Winde kräftig bewegt werden.

Die Birke ist ein schnellwachsender Baum. Die Rinde ist bei unsrer heimischen typischen Art von blendendem Weiß, das durch die schwarzen Astnarben des Stammes noch an Leuchtkraft gewinnt. Diese weiße Rinde löst sich in dünnen Blättern ab und bleibt so stets rein in der Farbe. Erst im Alter wird die Birkenrinde schwarz und rissig; der Stamm erhebt sich bis zu einer Höhe von zwanzig und selbst dreißig Metern, die er unter günstigen Bedingungen in verhältnismäßig jungen Jahren erreicht, denn die Birke ist ein außerordentlich „wüchsiger“ Baum. Vielseitig ist der Nutzen, den sie namentlich den Bewohnern des Nordens bietet. Ihr Holz wird zur Verfertigung von Werkzeugen, Möbeln, für Schnitzarbeiten und gern auch als

Brennholz verwendet, da es hell brennt und eine starke Hitze entwickelt. Die Rinde dient in nördlichen Ländern als Dachbekleidung und zur Herstellung von Gefäßen. Bei uns werden die berindeten Aeste zu Zierarbeiten, namentlich zu Lauben, Gartenbrücken und zu Gartenmöbeln verarbeitet. Außerdem liefert der Birkensaft Oel und Teer, auch, nachdem er einer Gärung unterworfen wurde, ein vorzügliches Getränk, den sogenannten Birkenwein, ferner ein kräftigendes Haarwasser. Wie man früher aus den Zweigen des Besenstrauches Reiserbesen verfertigte, so verfertigt man heute vorzugsweise Besen aus den dünnen Zweigen der Birke, und wie sie als „Maien" zum Pfingstfeste das Symbol der Freude ist, so wird sie als Birkenrute in vielen Gegenden von der Jugend gefürchtet; in manchen Häusern pflegt man während des ganzen Jahres als Warnungszeichen eine kräftige Birkengerte hinter den Spiegel zu stecken.

Von unsrer gemeinen Weißbirke sind zahlreiche, oft außerordentlich schmuckvolle Varietäten vorhanden, auch hat man viele fremdländische Arten erfolgreich bei uns eingebürgert. In Europa, Asien und Nordamerika ist die Birke in vielen Arten heimisch. Die im hohen Norden vorkommenden Birken sind allerdings nur zwerghafte Bäume oder kriechende Sträucher. So erreicht die Zwergbirke nur eine Höhe von anderthalb Metern, die Alpenbirke wird nur einen Meter hoch, und die Kriechbirke hat in voll entwickeltem Zustande nur eine Höhe von 60 Centimetern. Sehr interessante Arten sind in unsern Gärten u. a. die dahurische Birke, die ihr Laub im Herbste prächtig rot und gelb färbt, die Zuckerbirke mit süßschmeckender Rinde, die mit Längs- und Querstreifen gezeichnet ist und im Alter sehr schwarz und rissig wird, die Papierbirke, deren Rinde das blendendste Weiß von allen zeigt, die ulmen- und die pappelblättrige Birke, sowie die in sumpfigen Gegenden wachsende Moorbirke. Durch zimmetbraun gefärbte Rinde zeichnet sich die Purpurbirke aus, durch tief goldgelb gefärbte Rinde die gelbe Birke. Auch im Winter, wenn Baum und Strauch kahl stehen, wirken die Birkenstämme durch eigenartige Färbung ihrer Rinde und der verholzten Aeste, die meist erst im Alter von sechs bis acht Jahren die charakteristische Färbung annehmen, außerordentlich schmuckvoll.

Als Pfingstbaum des Deutschen, speziell des Norddeutschen, ist die Birke seit altersher bekannt, und allenthalben heftet man ihre frischgrün belaubten Zweige zum Pfingstfest an Thür und Fenster, als Zeichen der Liebe und Freude. Nicht immer war die Verwendung der der Fricka geweihten Birke zum Pfingstfeste in der heute gebräuchlichen Weise üblich. In manchen Gegenden wurde an ihre Stelle am Tage vor Pfingsten eine hochstämmige Fichte oder Tanne im Walde geschlagen, bis zu den obersten Astfolgen der quirlförmig stehenden Aeste und der Rinde beraubt, worauf man dann den grünen Wipfel mit allerlei Tand behing und den so vorbereiteten Baum auf einem Platz im Orte aufpflanzte. Wer ihn erklettern konnte, der durfte sich von den in der Krone befestigten Gaben aneignen, was ihm erreichbar war. Dieser Brauch hat sich in etwas veränderter Form bis heute erhalten. Wir finden ihn noch bei unsern Schützen- und Volksfesten in Anwendung; bei solcher Gelegenheit wird ein ähnlich hergerichteter und geschmückter Baum aufgestellt, und die Jugend versucht dann ihn zu erklettern, meist vergeblich, da der an und für sich schon glatte, entrindete Stamm noch durch Bestreichen mit Seife glitschig gemacht ist.

Zurzeit des Pfingstfestes stehen die Birken in jungem, saftiggrünem und aromatisch duftendem Blätterschmucke, der sich prächtig von der leuchtend weißen Rinde und dem dunkeln Grün der jüngeren Zweige abhebt. Während in früherer Zeit das Holen der Maien für die Stadtbewohner ein poesiereiches Volksfest bildete, das freilich nicht immer mit Pfingsten zusammenfiel, sondern häufig am ersten Mai, dem Walpurgistag, gefeiert wurde, sind die Menschen heute bequemer geworden. Sie überlassen das Fällen und Einbringen der Birkenbäumchen den Händlern, und mit hochbeladenen Wagen ziehen diese in die Stadt, von Haus zu Haus ihre frischbelaubte Ware feilzubieten. Die Verwendung der Birken zum Pfingstschmuck ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Meist werden sie an Thüren und Fenster genagelt, wo allerdings das zarte Laub nur selten das Fest überdauert. Häufiger indessen stellt man sie in große, mit Wasser gefüllte Eimer oder in Vasen, um sie so als Zimmerschmuck zu verwenden. Der Wasserbedarf der abgesägten, jung belaubten Bäumchen ist recht erheblich; aber täglich mit frischem Wasser versorgt, behalten sie lange Zeit den grünen Blattschmuck. In früheren Zeiten machte die Geistlichkeit gegen die Verwendung von Maien zum Pfingstfeste Front, weil diese Sitte heidnischen Ursprungs ist, aber selbst ein Bonifazius und Ludgerus kämpften vergeblich dagegen an. Vergeblich wandten sich auch in späteren Jahren die weltlichen Fürsten mit strengen Verordnungen gegen den heidnischen Brauch. Er besteht nach wie vor, ja heutigen Tages werden sogar die Kirchen vielfach mit Maien zum Pfingstfeste geschmückt.



Kalmusstaude.

Ein gleich der Birke außerordentlich beliebtes Pfingstgrün liefert uns eine bescheidene Sumpfpflanze, die wir häufig in Sümpfen, an Teich- und Flußrändern finden, der Kalmus (Acorus Calamus). Die Verwendung zum Pfingstfeste ist in Deutschland, besonders in der Mark Brandenburg, wo die Pflanze außerordentlich häufig ist, sehr gebräuchlich. Noch heute ziehen die Bewohner der Reichshauptstadt am Sonntag vor Pfingsten vielfach mit Kind und Kegel in den Grunewald hinaus, um an den ausgedehnten Havelseen den dort stattlich sprossenden Kalmus zu schneiden. Er gedeiht hier in einer Ueppigkeit, in der er anderwärts wohl selten auftritt. Die kräftigsten Stauden fand ich auf der kleinen Havelinsel Pichelswerder, wo die Schäfte eine Höhe von $2^{1}/_{4}$ Metern erreichten. Auch von armen Kindern werden die Triebe gesammelt, zu kleinen Bündchen zusammengebunden und dann von Haus zu Haus getragen. Haucht schon das Birkenlaub einen angenehmen Duft aus, so ist der Geruch des Kalmus noch weit aromatischer. Schon wenige Kalmustriebe genügen, um das ganze Zimmer mit balsamischem Duft zu erfüllen, der von ätherischem Oel herrührt, das sich mäßig in den Blättern findet, sehr reich dagegen im knollenartigen Wurzelstock aufgespeichert ist. Dieses stark duftende ätherische Oel ist offizinell und findet auch als magenstärkendes Volksmittel vielfach Anwendung. Der Volksmund nennt die Kalmuswurzel „Magenwurz", weil sie appetiterregend wirkt; sie wird als Thee, als Pulver und in Weingeist ausgezogen genossen. Die praktische Hausfrau verwendet sie zur Herstellung eines vorzüglichen Liqueurs, der an Wirkung dem besten Magenbitter nicht nachsteht. Auch kandiert und mit Zucker eingekocht wird die etwas scharf schmeckende Kalmuswurzel von manchen gern gegessen. Fast noch mehr als die Birke eignet sich der Kalmus zum Pfingstschmuck unsers Heims. Seine aus schwertförmigen Blättern gebildeten Schäfte, die lebhaft an diejenigen der Schwertlilie erinnern, wirken, in mit Wasser gefüllte Vasen gebracht, schmückend, und so läßt sich der Kalmus überall in der Häuslichkeit verwenden, da er nur wenig Platz beansprucht, während selbst das kleinste Birkenbäumchen einen großen Raum einnimmt. Kraftvoll entsprossen die Kalmustriebe im Mai dem kalten Erdreiche, aber erst im Juni und Juli erscheinen die ziemlich unscheinbaren Blütenkolben, die uns sofort erkennen lassen, daß der Kalmus in die Familie der Araceen gehört, der auch die gleichfalls in Sümpfen wachsende heimische Schlangenwurz und die als Zimmerblütenpflanze beliebte Calla angehören.

Der Kalmus ist eine außerordentlich weit verbreitete Pflanze, ein echter Kosmopolit des Gewächsreiches. In Deutschland und im ganzen übrigen Europa finden wir ihn allenthalben, namentlich an den Rändern stehender Gewässer, aber auch in Asien und im atlantischen Amerika kommt er vor. Bei dieser großen Verbreitung ist es schwer, die ursprüngliche Heimat dieser interessanten Pflanze festzustellen. Die Botaniker nehmen vielfach an, daß der Kalmus ursprünglich in China und Indien heimisch gewesen sei, weil sich nur dort die Kolben mit rötlichen Beerenfrüchten schmücken, während er bei uns niemals Früchte trägt, weil unsern Klimaten wohl diejenigen Insektenarten fehlen, die befähigt sind, die Befruchtung der Blüten herbeizuführen. Die Vermehrung des Kalmus erfolgt deshalb bei uns ausschließlich auf vegetativem Wege, durch Ausbreitung der rhizomartigen Wurzelstöcke, und die Verbreitung ausschließlich durch die Wasserläufe, die abgerissene Wurzelstöcke fortführen und oft erst nach weiter Fahrt wieder an die Ufer anschwemmen, wo sie festwurzeln und austreiben.

Neben dem Pfingstgrün giebt es auch ausgesprochene Pfingstblumen. Allerdigs haben viele der zu Pfingsten blühenden Gewächse längst den Reiz als Saisonblumen verloren. Das Maiglöckchen, der Flieder und andre schönblühende Gartensträucher, die echte Pfingstblumen sein könnten, sind durch die Kunst der Gärtner Alltagsblumen geworden, die während des ganzen Winters nicht auf dem Blumenmarkte fehlen, und denen deshalb, wenn sie zu Pfingsten im Garten erblühen, wenigstens für den Städter, der Reiz der Neuheit und des Eigenartigen nicht mehr anhaftet. Nur eine der schönen Gartenblumen können wir noch als echte Pfingstblume anerkennen, die Pfingstrose oder Päonia. Ihren wissenschaftlichen Namen führt sie nach Päon, der nach der Mythe mit dieser Blume Pluto, den Gott der Unterwelt, von schwerer Krankheit geheilt haben soll. Weniger poetisch klingt der Name Bauernrose, den man vielfach unsrer Pfingstblume beilegt. Er ist auf den Umstand zurückzuführen, daß diese Pflanze zu einer Zeit, zu der sie aus den vornehmen städtischen Gärten durch neuere, wenn auch nicht gerade schönere Modeblumen verdrängt war, in unwandelbarer Liebe in den Bauerngärten weiter gepflegt worden ist. Heute ist die Bauernrose wieder eine Modeblume ersten Ranges; in vielen Arten und zahlreichen herrlichen Gartensorten, die meist erst der neuesten Zeit ihre Entstehung verdanken, wird sie mit Vorliebe gehegt und gepflegt, ja sogar als Treibblume ist sie in Aufnahme gekommen. Die Hauptblütezeit der



Pfingstrosen.

Päonia fällt ziemlich regelmäßig mit unserm Pfingstfest zusammen. Aus der reichen Fülle der vielfach zerteilten, frischgrün gefärbten, wie bei allen echten Stauden direkt dem Erdreich entsprossenden Blätter erheben sich die riesigen, schwach rosenartig duftenden Blüten. Aus dem grünen Kelch quillt die meist gefüllte Blüte förmlich heraus. Sie gleicht bei den dicht gefüllten Sorten in der Form täuschend einer edeln Rose, die sie allerdings erheblich an Größe übertrifft. Die Farbe der Blüten wechselt vom zartesten Rosa bis zum dunkeln Rot, auch Gelb und Reinweiß sind vertreten.

Neben den staudenartigen Pfingstrosen, von denen die chinesische in den Gärten die häufigste ist und auch die meisten Gartensorten geliefert hat, giebt es auch baumartige mit holzigem Stamm, die kleine Sträucher bilden und sich besonderer Wertschätzung erfreuen.

Notizblätter.

Heer und Flotte.

Der General der Artillerie Max Edler von der Planitz, seit 10. Juni 1893 Generalinspekteur der deutschen Fußartillerie, beging am 1. Mai seine goldene Militärdienstjubelfeier.



Kaiser Wilhelm und General Edler von der Planitz.

Als er an die Spitze dieser Spezialwaffe berufen wurde, stand sie in den Anfängen einer neuen Entwicklung. Unter seiner Führung hat sie einen ähnlichen frischen Aufschwung genommen wie seinerzeit die Feldartillerie unter General von Podbielski. Max Edler von der Planitz, zu Dresden am 15. September 1834 geboren, trat 1852 bei der 3. sechspfündigen Gardebatterie ein. Am 20. Oktober 1853 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant, 1866 diejenige zum Hauptmann. Im deutsch-französischen Feldzuge erwarb er das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. 1872 zum Major befördert, wurde er in den folgenden Jahren den rheinischen Feldartillerieregimentern 5. und 8. zugeteilt, letzterem als Abteilungskommandeur, 1879 wurde er zum Kommandeur letztgenannten Regiments ernannt, 1879 zum Oberstleutnant, 1883 zum Oberst. 1885 wurde er zum Generalstabschef des VIII. Armeecorps ernannt, 1887 erhielt er Rang und Kompetenzen eines Brigadekommandeurs, wurde 1888 Generalmajor und Kommandeur der 49. Infanteriebrigade (1. großherzoglich hessische); 1890 erfolgte seine Beförderung zum Generalleutnant und Kommandeur der 14. Division. Im Oktober desselben Jahres kam er in gleicher Eigenschaft zur 2. Garde-Infanteriedivision und wurde 1891 unter Versetzung in den Generalstab zum Oberquartiermeister ernannt, welche Stellung er 1892 mit dem Amte des Gouverneurs von Mainz vertauschte. Am 10. Juni 1893 übernahm er das Amt als Generalinspekteur der Fußartillerie und wurde als solcher am 2. Januar 1896 zum General der Artillerie befördert.

— In Wilhelmshaven erfolgte am 15. April in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Heinrich die Grundsteinlegung des Seemannshauses für Unteroffiziere und Mannschaften der Kaiserlichen Marine. Das Haus wird aus Mitteln erbaut, die von der unter Protektorat des Prinzen begründeten Gesellschaft zur Errichtung von Seemannshäusern beschafft worden sind. Bei dem seinerzeit ausgeschriebenen Wettbewerb trugen die Berliner Architekten Salinger und Breslauer den Preis davon und wurden alsdann auch mit der Ausführung betraut. Bei der feierlichen Grundsteinlegung that Prinz Heinrich, wie unser Bild S. 628 zeigt, die ersten drei Hammerschläge.

— Das deutsche Reichsmarineamt erteilte dem Stettiner „Vulkan" und der Germaniawerft in Gaarden den Auftrag zur Bauausführung je eines Linienschiffes von 13000 Tonnen Wasserverdrängung. Die Schlachtschiffe sollen kontraktlich im Jahre 1906 ihre Probefahrten aufnehmen. Von den für das laufende Rechnungsjahr bewilligten Schiffsneubauten stehen jetzt nur noch die Zuschläge der kleinen Kreuzer und Kanonenboote an die Werften aus.

Zeitgeschichte.

König Alfons XIII. von Spanien wird am 17. Mai sechzehn Jahre alt. Nach spanischem Gesetz wird er an diesem Tage für großjährig erklärt und übernimmt die Regierung, die bisher für ihn seine Mutter Maria Christine, Erzherzogin von Oesterreich, geführt hat. Der junge König erblickte erst nach dem Tode seines Vaters, des Königs Alfons XII., das Licht der Welt, denn dieser starb schon am 25. November 1885, also fast ein halbes Jahr vor der Geburt seines Sohnes. Mit der Regentschaft für den Knaben, den man sofort zum König ausrief, wurde die Königin-Witwe betraut, die sich ihrer Aufgabe mit voller Treue hingab. Schwere Zeiten kamen über Spanien, und erneut bewahrheitete sich das Dichterwort: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Aber festen Mutes trotzte die Königin-Regentin allen Stürmen, die von innen und außen drohten, und unter ihrer liebevollen Sorgfalt ist ihr Sohn, der von Geburt nur zarter Konstitution war, zu einem gesunden Jüngling erstarkt. Möge ihm eine glückliche, für das vielgeprüfte Land Spanien segensreiche Regierung beschieden sein!



Königin Maria Christine von Spanien.

— In den Tagen vom 27. bis 29. April weilte Kaiser Wilhelm als Jagdgast des Großherzogs von Sachsen wieder auf der Wartburg. Er bewohnte das „Zimmer der Landgräfinnen", das neuerdings von Maler Welter mit Malereien in romanischem Stil ausgeschmückt worden ist. (S. die Abb.) Das Zimmer liegt in dem „neuen Hause" zwischen Bergfried und Pallas. Dieses neue Haus enthält die Wohnräume für die höchsten Herrschaften.

Forst- und Landwirtschaft.

Die Nachricht, daß die Forstakademie in Tharandt als selbständiges Institut eingehen und nur noch in Zugehörigkeit zur Universität Leipzig weiterbestehen werde, bewahrheitet sich nicht. Das berühmte Institut, aus dem so viele tüchtige Forstmänner hervorgegangen sind und das sich andauernd eines starken Besuches erfreut, bleibt in der bisherigen Gestalt unter der bewährten Leitung des Geh. Oberforstrates Dr. Max Neumeister erhalten.

Jagd.

Die Zusammenstellung des Wildes und Raubzeuges, das im Bezirk des kgl. preußischen Hofjagdamtes in der Jagdsaison 1901/1902 erlegt wurde, ergiebt eine Strecke von insgesamt 15861 Tieren. Davon entfallen auf Hirsche 213, auf Spießer und Wild 471 von Rotwild; auf Schaufler 834, auf Spießer und Wild 2720 von Damwild, von Schwarzwild 544 grobe Sauen, 202 geringe Sauen, Rehe 234, Fasanen 844, Hasen 3321, Rebhühner 2018, Gänse, Enten, Schnepfen 386, Reiher, Kormorane 168, Füchse 366, Marder 82, Iltisse 129, Wiesel 179, Raubvögel 538, Verschiedenes 2612. Die Strecken wurden erzielt in den Jagdrevieren Kolbitz, Letzlinger Heide, Göhrde, Grunewald, Entenfang und Gallin.

Museen.

Die Sammlung holländischer Gemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg hat einen bisher unbekannten Gerard Terborch (1617—1672) erworben. Das Bild, 58 Centimeter hoch, 46 Centimeter breit, mit dem Monogramm Terborchs und der Jahrzahl 1658 signiert, stellt eine junge Dame dar, die, ein offenes Buch vor sich, an einem Tische sitzt.

— Arnold Böcklins berühmtes Gemälde „Der Sommertag" ist von einem Kunstfreund der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden geschenkt worden; desselben Meisters „Frühlingshymne" wurde für das Museum der Stadt Leipzig erworben.

— Das Berzelius-Museum in Stockholm, mit dessen Einrichtung im Jahre 1898 begonnen wurde, weist jetzt eine so große Sammlung von Apparaten, Instrumenten u. s. w. auf, die einst dem berühmten Chemiker Berzelius gehörten, daß dieses Museum besonders für Gelehrte und Forscher auf dem Gebiete der Chemie von größtem Interesse ist. Namentlich chemische Präparate sind sehr zahlreich vertreten, ferner ist eine reichhaltige Berzelius-Litteratur vorhanden.

— Eine Sammlung chinesischer Musikinstrumente hat der Stabshoboist des 2. Seebataillons, Herr W. Zehle, dem Berliner Königl. Museum alter Musikinstrumente geschenkt. Sie besteht aus 32 verschiedenen, meist sehr charakteristischen Instrumenten in durchweg vorzüglicher Verfassung, unter denen am zahlreichsten Trommeln in den mannigfachsten und bizarrsten Gestalten, wie sie der Europäer sich gar nicht vorstellen kann, zu finden sind; liebt doch der Chinese gerade die Schallinstrumente ungemein. Die andern Stücke sind Lauten, Guitarren, Klapperhölzer, Flöten und Oboen; eine lange Trompete mit Fahnentuch, in das chinesische Schriftzeichen kunstvoll eingewirkt sind, wurde vermutlich in einem Gefecht von den deutschen Truppen als Siegestrophäe mitgenommen.



König Alfons XIII. von Spanien.

Ausstellungen.

An der im September in Wien stattfindenden internationalen Fischereiausstellung werden Deutschland, Schweden und Norwegen, England, Rußland, Japan, Frankreich, Siam und Italien, wahrscheinlich auch Persien, teilnehmen. Gleichzeitig mit der Ausstellung wird ein Fischverkaufstag abgehalten werden, der die Begegnung der Händler mit den Produzenten bezweckt, um bei dieser Gelegenheit Jahresabschlüsse zu erzielen. Am 12., 13. und 14. September finden die Verhandlungen des 8. österreichischen Fischereitages statt.

— Der Generalbericht der Pariser Weltausstellung wird nicht vor Ende dieses Jahres erscheinen. Er wird 50 Bände füllen und 40000 Oktavseiten umfassen, die gegenwärtig in der französischen Nationalbuchdruckerei gesetzt werden.

— Eine allslawische Kunst- und Industrieausstellung soll im Februar 1903 in Petersburg eröffnet werden.

Denkmäler.

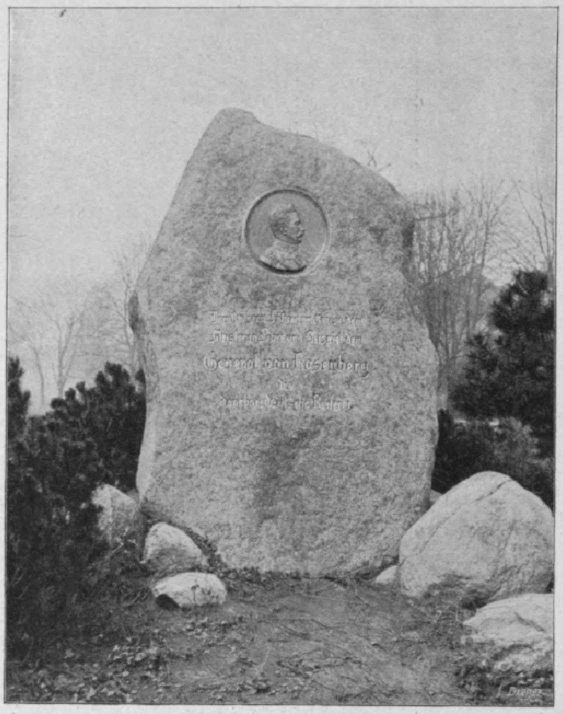
In Hannover wurde das Denkmal enthüllt, das dem General der Kavallerie von Rosenberg von mehr als 2000 deutschen Reiteroffizieren errichtet ist. Der Stein, ein gigantischer, von märkischem Boden stammender Granitfindling, zeigt das Bronzerelief des Generals, das von Bildhauer Kruse in Charlottenburg, dem Schöpfer des „Marathon-Kämpfers", modelliert ist. Unter diesem Bildnisse befindet sich die Inschrift: „Dem kühnen Führer im Kriege, dem Meister in Lehre und Beispiel, dem General von Rosenberg die dankbare deutsche Reiterei." In diesen lapidaren Worten sind die großen Verdienste, die von Rosenberg sich im Felde wie als erster



Phot. v. Cranach, Wartburg.

Das Kaiserzimmer auf der Wartburg.

Sportsman und Herrenreiter und nicht zuletzt als Bahnbrecher für die Bethätigung einer schneidigeren Reiterkunst im Heere erworben hat, erschöpfend gewürdigt. Das Denkmal hat seinen Platz in nächster Nähe der Herrenhäuser Allee gefunden, am Eingange des herrlichen Georgengartens, dessen mustergültige Anlagen sich bis zu dem Herrenhäuser Park hinziehen. Hinter dem Gedenksteine liegt unweit des Welfenschlosses, der jetzigen Technischen Hochschule, der steile Sandberg, an dem der damalig Major von Rosenberg seine Ulanen zuerst jene schnei-



Das Denkmal für General von Rosenberg in Hannover. Von Bruno Kruse.

digen Uebungen machen ließ, die anfangs als „wagehalsige Kunststücke" angesehen wurden, seither aber vorbildlich für die Ausbildung des deutschen Kavalleristen geworden sind.

— Mit der Ausführung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Charlottenburg ist Professor Uphues betraut worden. Das Denkmal wird sich auf dem Luisenplatz erheben, unweit des von Schlüter erbauten alten Schlosses, wo Kaiser Friedrich den größten Teil seiner kurzen Regierung zugebracht hat. Dem Sockel des Denkmals werden zwei Reliefs eingefügt, die Ueberreichung des Ordens pour le mérite durch König Wilhelm nach der Schlacht bei Königgrätz und die letzte Heerschau Kaiser Friedrichs im Charlottenburger Park darstellend. — Für Wiesbaden wird Prof. Uphues ein neues Schiller-Denkmal herstellen, das für die Front des neuen Theaters im Kurpark bestimmt ist.

— Die Enthüllung des Denkmals für den Prinzregenten Luitpold in Würzburg, seiner Geburtsstadt, ist bis zum Kilianifest (8. Juli) nächsten Jahres verschoben worden. St. Kilian, der Apostel Thüringens, ist auch Schutzpatron der Stadt Würzburg.

— Robert Franz, der treffliche, 1892 verstorbene Liederkomponist, erhält in seiner Vaterstadt Halle ein Denkmal, mit dessen Ausführung Professer Fritz Schaper in Berlin betraut worden ist.

— Ein Gedenkstein der Schlacht auf der Reede am 2. April 1802, wo eine kleine Schar Dänen und Norweger dem überlegenen Angriff des englischen Admirals Nelson standhielt, ist aus privaten Mitteln auf der Spitze des alten Kastellwalls bei Kopenhagen errichtet worden. Das Werk ist eine Arbeit des Bildhauers Birdesböll.

— Das Modell des Viktor Emanuel-Denkmals von dem verstorbenen Bildhauer Chiaradin soll demnächst probeweise auf dem Kapitol zu Rom vor dem Monumentalportikus aufgestellt werden. Wenn die Wirkung den Erwartungen entspricht, soll der Guß des 12 Meter hohen Reiterstandbildes beginnen, der 600000 Franken kosten wird.

— Dem Kongreß der Vereinigten Staaten ist eine von deutsch-amerikanischen Veteranen des Bürgerkrieges ausgegangene Eingabe unterbreitet worden, worin um die Errichtung eines Nationaldenkmals für den General von Steuben in Washington gebeten wird. Es wird darin ausgeführt, daß von den berühmten Mitkämpfern Washingtons General Steuben der einzige ist, an dessen Verdienste um die Erkämpfung der Unabhängigkeit noch kein Denkmal in der Bundeshauptstadt erinnert.

— Die ägyptische Regierung hat beschlossen, dem berühmten Altertumsforscher Mariette-Pascha ein Standbild zu errichten, das vor dem Museum in Masr-el-Nil seinen Platz erhalten soll.

Alpines.

Der Hohe Göll gilt den Alpinisten zwar nicht als ein schwieriger Berg, aber seine Besteigung erfordert immerhin Ausdauer, Sicherheit des Auges und Fußes. Auch war früher ein Verirren in den Felswildnissen, besonders bei einfallendem Nebel, sehr leicht möglich und von großer Gefahr für den führerlosen Wanderer. Neuerdings aber hat auch der Hohe Göll seine gut bewirtschaftete Schutzhütte erhalten, seine Steige sind verbessert und markiert, Versicherungen helfen dem weniger Geübten über bedenkliche Stellen hinweg. Die Hütte (s. die Abbildung S. 624) steht in einer Höhe von 1770 Metern auf dem sogenannten „Eckerfirst", der letzten grünen Zunge, die vom Eckersattel gegen die starren Wände des Göll sich hinzieht. Das Haus wurde nach dem besten Kenner der Göllgruppe, dem jedem Alpinisten unvergeßlichen Ludwig Purtscheller, benannt und von der Sektion Sonneberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erbaut. Man erreicht dieses prächtig gelegene Schutzhaus von Hallein oder Kuchel bequem in vier Stunden. Der Besuch lohnt sich allein schon wegen der herrlichen Ausblicke hinüber in die Berge des Salzkammergutes, aus denen der gletscherbedeckte Dachstein in imponierender Größe aufragt. Unser Bild zeigt den Blick hinunter in das liebliche Thal von Schellenberg, durch das die Alm ihr grünschillerndes Band zieht und das von den Wänden des sagenreichen Unterberges und den waldgrünen Hängen der Götschen flankiert wird. Gegen Norden erweitert sich der Blick, und vor uns liegt die Stadt Salzburg, überragt von Hohensalzburg.

Bühne.

Im Theater des Westens zu Berlin fand die vom Verein „Neue Bühne" veranstaltete Aufführung des Schauspiels „Die Hochstapler" von Alfred Nossig nur eine geteilte Aufnahme. — Günstigen Erfolg hatte im Stadttheater zu Nürnberg die Oper „Dornröschen" von Andreas Weickmann. Das dem bekannten Märchen nachgedichtete Libretto ist von H. Leuchs, einer Nürnberger Dame, verfaßt.

— Karl Schönherrs Bauerndrama „Sonnwendhof" fand im Wiener Burgtheater einmütigen Beifall. Großen Erfolg hatte ebenso die Oper „Der gläserne Pantoffel" von Josef Mraczek in Brünn.

— Der Bestand des Scala-Theaters in Mailand, der durch die Verweigerung der bisher geleisteten städtischen Beihilfe gefährdet war, scheint jetzt durch freiwillige Beiträge der Bürgerschaft vorläufig gesichert zu sein. Man hofft 400000 Mark aufzubringen und mit dieser Subvention auf wenigstens fünf Jahre das Weiterbestehen der berühmten Bühne zu gewährleisten.

— Gemma Bellincioni, die berühmte, auch in Deutschland wohlbekannte Opernsängerin, wendet sich der Schauspielbühne zu. Sie wird demnächst in Florenz als Kameliendame auftreten.

— Die schwierige Lage der Theater in den Vereinigten Staaten kam in einer Sitzung des Senats in Washington zur Sprache. Ein Redner wies mit genauen Zahlen nach, daß in der gegenwärtigen Saison nur sechs Theater von den vierzig oder fünfzig, die es in New York giebt, ihre Unkosten gedeckt haben; die andern arbeiten mit Defizit. Die Lage der Theater in andern Städten der Union ist nicht besser.

Statistik.

Im Jahre 1901 betrug die Zahl der Aerzte im Deutschen Reiche 28174. In Preußen wurden 17034, in Bayern 3090, im Königreich Sachsen 2115, in Württemberg 896, in Baden 1125, im Großherzogtum Hessen 699, in Elsaß-Lothringen 788 Aerzte gezählt. Die Ueberfüllung des ärztlichen Standes besteht noch immer, doch ergeben die Nachrichten von den deutschen Universitäten eine Verminderung der Medizinstudierenden. Indessen dürfte die Neuordnung des Berechtigungswesens zu Gunsten der Realgymnasiasten einen vermehrten Zudrang zum medizinischen Studium herbeiführen.

Ausgrabungen.

Bei Cumae in Italien wurden zwei prähistorische Gräber mit überreichem Schatze an Luxusgegenständen aus Gold, Silber, Bernstein und Bronze entdeckt. Der Fund, der auf die Zeit der alten griechischen Kolonie zurückzuführen scheint, hat einen unschätzbaren Wert.

Totenschau.



Fürst Heinrich XXII. Reuss ä. L.

Fürst Heinrich XXII. Reuß älterer Linie verschied am 19. April in Gera. Am 28. März 1846 geboren, folgte er seinem Vater, dem Fürsten Heinrich XX. († 8. November 1859), bis zur Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter Karoline, in der Regierung. Am 8. Oktober 1872 vermählte er sich mit Prinzessin Ida zu Schaumburg-Lippe, die ihm am 28. September 1891 im Tode vorangegangen ist. Aus dieser Ehe sind sechs Kinder hervorgegangen: der Erbprinz Heinrich XXIV. und fünf Prinzessinnen, die bisher alle noch unvermählt sind. Der Erbprinz (gegenwärtig 24 Jahre alt) ist unheilbar geisteskrank und kann niemals die Regierung übernehmen. Darum mußte eine Regentschaft eintreten, und nach den bestehenden Hausgesetzen fiel sie dem Fürsten Heinrich XIV. Reuß j. L. zu, der auch, nachdem der Landtag von Reuß-Greiz der Einsetzung einer Regentschaft zugestimmt, sich zur Uebernahme bereit erklärte. Fürst Heinrich XIV. ist am 28. Mai 1832 zu Koburg geboren. Er vermählte sich 1858 mit der Herzogin Agnes von Württemberg, aus welcher Ehe Erbprinz Heinrich XXVII. stammt.

•

Jules Dalou, ber. Bildhauer, 64 J., † 15. April, Paris. — Jacopo Brizzi, bed. Schauspieler, † 15. April, Mailand. — König Franz von Assisi, Gemahl der entthronten Königin Isabella von Spanien, Großvater des Königs Alfons XIII., 79 J., † 16. April, Epernay bei Paris. — Pfarrer Johannes Schmeidler, Führer des Protestantenvereins, 61 J., † 17. April, Berlin. — Historiker Prof. Martin Weibull, 66 J., † 17. April, Lund. — Genremaler Edmund Fr. Th. Rabe, 87 J., † 18. April, Friedrichshagen bei Berlin. — Oberst z. D. Otto von Giese, bekannt durch seine Bestrebungen zur Hebung der Kultur in der Eifel, 72 J., † 18. April, Aachen. — Anna Schimon-Regan, einst gefeierte Konzertsängerin, 60 J., † 18. April, München. — General d. Inf. William von Goeben, 84 J., † 19. April, Hannover. — Prof. Frhr. Hans von Pechmann, Vorstand des Chemischen Instituts der Universität Tübingen, † 19. April. — Historiker Nikolai Schilder, Direktor der kaiserl. Bibliothek in Petersburg, 60 J., † 19. April. — Ferdinand von Horanszky, ungarischer Handelsminister, 64 J., † 20. April, Budapest. — Oberförster Lange, bekannt durch seine langjährige Wirksamkeit im Bismarckschen Dienste zu Friedrichsruh, † 20. April, Mülheim a. d. Mosel. — Porträtmaler Siegmund Gerechter, 50 J., † 21. April, Kassel. — Romandichterin Agnes Kayser-Langerhannß, 83 J., † 22. April, Dresden.



Phot. Fr. Kloppmann Nachf., Bremerhaven.

Grundsteinlegung für das Seemannshaus in Wilhelmshaven, 15. April 1902.

Ueber Land und Meer.

№ 32.



Das eingestürzte Haus in der Gerichtsstrasse, vom Bahndamm aus gesehen.



Das eingestürzte Haus in der Gerichtsstrasse, dahinter der Damm der Ringbahn.



Ueberschwemmung der Yorkstrasse.



Notverkehr in der Yorkstrasse.



Am Matthäikirchhof.



Eingestürzter Strassenbahndamm in der General Pape-Strasse in Schöneberg.

Bilder aus der Wassersnot in Berlin, 14. April. (Text Seite 630.)

Nach photogr. Aufn. von Hugo Rudolphy in Berlin.

Die Wassersnot in Berlin.

(Zu den Abbildungen Seite 629.)

Ein furchtbares Unwetter entlud sich in der Nacht zum 14. April über Berlin. Früh um drei Uhr brach ein gewaltiges Gewitter los, das fünf Stunden anhielt und mit schweren Wolkenbrüchen in der ganzen Stadt wie in ihrer Umgebung arge Verwüstungen anrichtete. Die Dachrinnen der Häuser vermochten die herabstürzenden Wassermassen nicht zu fassen, auch die Kanalisationsröhren versagten, und so entstanden in vielen Straßenzügen Ueberschwemmungen, wie sie nie zuvor in Berlin stattgefunden haben. Eisenbahndämme wurden unterspült, viele Keller und Räume zu ebener Erde überflutet, so daß die Bewohner in ernste Gefahr gerieten. In der Gerichtsstraße stürzte ein Haus ein. Während des Unwetters wurde die Feuerwehr wegen Wassersnot nicht weniger denn tausendmal alarmiert, doch konnte sie natürlich nur in den dringendsten Fällen Hilfe leisten. Als ein wahres Wunder war es zu betrachten, daß keine Menschenleben verloren gingen. Der Verkehr der Straßenbahnwagen stockte und konnte in vielen Stadtteilen nur in beschränktem Maße wieder aufgenommen werden. Einzelne Stellen waren zeitweise überhaupt unpassierbar. Eine große Anzahl Schulen mußte, weil ihre Räume überschwemmt waren, den Unterricht aussetzen. Besonders arg wurde die Yorkstraße betroffen, indessen verstand man doch, durch Roll- und Möbelwagen eine Notverbindung herzustellen, und daß die Berliner, die ihre Stadt plötzlich zu einer Art Venedig umgestaltet sahen, der Sache auch Humor abzugewinnen wußten, das lehren die vergnügten Gesichter auf einigen unsrer Bildchen.

Litteratur.

In seinem „Poetischen Hausschatz der Nordamerikaner“ bietet Karl Knortz, der auch bei uns wohlbekannte deutsch-amerikanische Poet, eine Blütenlese aus den Schriften der beliebtesten und volkstümlichsten Dichter Nordamerikas in deutscher Uebersetzung, die teilweise von ihm selbst besorgt ist (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Die Anzahl der mitgeteilten Dichtungen schwankt bei den einzelnen Poeten ihrer Bedeutung entsprechend: so haben Edgar Allan Poe, Walt Whitman, Bayard Taylor, Cullen Bryant und Longfellow die zahlreichsten Beiträge liefern müssen. Dem Buche voraus geht ein Nachweis der benutzten Quellen, während den Schluß kurz gefaßte biographische Notizen über die einzelnen Dichter bilden.

— In zweiter Auflage erscheint Viktor Silberers Buch „Vom grünen Tisch in Montecarlo“ (Wien, Verlag der „Allgemeinen Sportzeitung“). Es handelt sich dabei keineswegs, wie ja auch schon nach dem Namen des Autors, des bekannten Wiener Sportsman, ausgeschlossen ist, um eine Reklame für die Spielbank, vielmehr geht er mit dieser scharf ins Gericht, und auch die Regierung des Fürstentums Monaco kommt recht übel fort. Eingehend legt er die Arten des Spiels dar, und wer der Lockung nicht widerstehen kann, einen Teil seines Mammons zu wagen, der thut gut, sich vorher aus diesem Büchlein zu unterrichten. Denn wer fremd und ohne Ahnung der Technik am grünen Tisch sein Heil versucht, der läuft nach mancherlei Richtung Gefahr der Uebervorteilung.

— Für weite Kreise von Bedeutung ist eine bei Wilhelm Rathke in Magdeburg erschienene Broschüre von A. Daul: „Werdende elektrische Gärtnerei“ im Freien, in Treibhäusern, Wintergärten u. s. w. Anfangs der 1880er Jahre bereits machte Dr. Siemens in England die ersten Versuche über den Einfluß des elektrischen Lichtes auf das Wachstum der Pflanzen, die dann seither namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fortgesetzt worden sind und wichtige Ergebnisse geliefert haben. Der Verfasser berichtet eingehend darüber, wie auch über die Resultate der ferneren Experimente bezüglich der Einwirkung des elektrischen Stromes auf das Erdreich, in dem die Samen keimen und sich entwickeln, um dann auszuführen, wie er sich die elektrische Gärtnerei und Landwirtschaft der Zukunft denkt, bei der er namentlich den Windmotoren eine wichtige Rolle zuweist. Es darf nicht mehr bezweifelt werden, daß man das elektrische Licht mit Vorteil zum Treiben der Pflanzen verwenden kann, daß durch die

Einwirkung der Elektrizität auf den Boden der Wuchs der Pflanzen befördert wird, daß manche Samen viel eher aufsprossen, rascher wachsen und größer werden, sowie daß manche Pflanzen viel eher blühen, als auf dem in gewöhnlichem Zustande gebliebenen Grund.

— Die unterfränkische Mundart gehört nicht zu denen, die sich durch vollgewichtige Leistungen hervorragender Erzähler wie Fritz Reuter oder gemütvoller Dichter wie Anzengruber die unbestrittene Geltung litterarischer Instrumente erworben haben. Aber sie ist reich an drolligen Effekten, und nach dieser Seite hin hat Alois Joseph Ruckert mit seinem Büchlein „Kurzweil. Schnurrige Gedichte und Geschichten“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) ihre Stärke mit Geschick und Erfolg ausgebeutet; er tischt dem Leser einen Extrakt urwüchsigen Humors auf, dem man sich mit Behagen hingeben wird, auch wenn die Mundart nicht sofort mit vollem Verständnis gewürdigt werden sollte.

— Den ins öffentliche Leben tretenden Jünglingen wichtige Fingerzeige mit auf den Weg zu geben, hat sich Marie Grimm in ihrem Buche „Unsre Söhne“ zur Aufgabe gestellt (Stuttgart, Schwabacher). Sie erteilt Weisungen über die Lebensführung in der Heimat wie in der Fremde, wobei besonders die englischen Sitten berücksichtigt sind, denn der größte Teil der jungen Leute, die über das Meer gehen, gelangt ja in Länder, in denen Sprache und Sitten Englands herrschen. Wie so ein junger Mann in der Fremde sich praktisch und möglichst wohlfeil einzurichten habe, das ist sehr eingehend dargelegt, und auch ärztliche Ratschläge, aus der Feder eines bewährten Praktikers, sind nicht vergessen.

— Seinem Romancyklus „Heimat“ hat Nikolaus Krauß jetzt den letzten Teil hinzugefügt: „Die Stadt“ (Berlin, Fontane & Comp.). Im Vordergrunde der Handlung steht auch hier die wackere Lene, die nach dem Tode ihres biederen Gatten, des Försters, in die Stadt Eger gegangen ist und hier ein Pensionat für Gymnasiasten errichtet hat. Wie sie, eigne Wünsche niederkämpfend, mütterlich für ihre Schutzbefohlenen sorgt, das ist wirksam und auch mit gutem Humor dargelegt. Zur Kenntnis des kernigen Deutschtums in Böhmen hat der Autor auch hier einen schätzenswerten Beitrag geliefert.

— Eine Ergänzung seiner vor einiger Zeit von uns besprochenen „Praktischen Ratschläge für Automobilisten“ giebt L. Baudry de Saunier in seinem neuen Buche „Grundbegriffe des Automobilismus“ (Wien, A. Hartleben). Der Verfasser beschränkt sich diesmal nicht auf das Benzin-Automobil, sondern zieht auch Dampf- und elektrische Wagen in den Bereich seiner Erörterungen. Zahlreiche Figuren dienen zur näheren Veranschaulichung, so daß auch der Laie einen klaren Begriff vom Wesen des Automobils und seiner verschiedenen Betriebsarten gewinnen kann.

— Ein liebevolles Bild vom Leben und Wirken Johann Sebastian Bachs, des großen Tonmeisters, entwirft Hermann Barth im neuesten Bande der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde (Berlin, Alfred Schall). Der Verfasser schildert den schlichten und doch seines Wertes bewußten Mann in seiner Eigenart, den arbeitsamen und schaffensfreudigen Künstler von Gottes Gnaden, seine Kämpfe mit der kleinlichen Gesinnung seiner Zeit und sein häusliches Familienglück. Zugleich orientiert er über die Schöpfungen Bachs und rückt das für alle Zeiten grundlegende Wirken und die Bedeutung des Tondichters vor Augen. Auf gründlichem Wissen beruhend, ohne doch durch Trockenheit zu ermüden, wird das Werk jeden, der noch nicht tiefer in den großen Meister eingedrungen ist, diesem nahe bringen und auch in dem Kenner neue Liebe zu dem ewig jungen Genius eines Bach erwecken. Eine Reihe Abbildungen führt Porträts des Meisters und Scenen aus seinem Leben vor.

— „Bilder zu Fritz Reuters Werken“, entworfen von Hans Stubenrauch, textlich erläutert von Paul Warncke, giebt der Verlag von R. Eckstein Nachfolger (H. Krüger) in Berlin heraus. Den Anfang der Sammlung macht „Stromtid“, Reuters bedeutendstes Werk, und man muß anerkennen, daß es dem Künstler trefflich gelungen ist, sich in den Geist des Dichters und der von ihm geschilderten Zeit hineinzuversetzen. So, wie sie hier vor dem Auge des Beschauers und Lesers erscheinen, mag Reuter sich seine Figuren vorgestellt haben. Der erläuternde Text ist hochdeutsch geschrieben, so daß dem des Plattdeutschen Unkundigen keine Schwierigkeiten erwachsen. Wir wünschen dem Werke, das die Volkstümlichkeit des Dichters nur erhöhen kann, gedeihlichen Fortschritt.


Trocken
IN DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT.
HENKELL TROCKEN.
Henkell Trocken.
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
H & Co
23792
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
HENKELL-
SEHR TROCKEN

Briefmappe.

F. O. in P. Es ist sehr erfreulich, daß unsre überrheinischen Nachbarn sich jetzt mehr mit deutscher Litteratur beschäftigen als früher, aber denjenigen, die das Zensoramt ausüben, ist doch größere Sorgfalt und ein wirkliches Studium anzuraten. Daß die Herren Franzosen es mit den deutschen Eigennamen nicht genau nehmen, mag noch hingehen, aber so arge Verwechslungen und Irrtümer, wie sie im Aprilhefte der „Revue“ ein von Herrn Charles Simond verfaßter Artikel über die deutschen Schriftstellerinnen (Les Femmes de Lettres en Allemagne) enthält, sollten nicht vorkommen. Um von vielem nur einiges hervorzuheben, läßt der Autor Frau Clara Viebig in Triest anstatt in Trier geboren sein, und unter andern erfolgreichen Schriftstellerinnen der Gegenwart führt er auch eine Dame Gensichen an. Unser geschätzter Herr Mitarbeiter Otto Franz Gensichen ist allerdings, soweit wir wissen, ein ritterlicher Verehrer der Frauen, aber bis zur Verleugnung seines Geschlechtes dürfte sein Opfermut kaum gehen.

Fr. P. in Cz. Ob Sie „gute“ Gedichte einsenden dürfen? Warum nicht?! Aber „gut“ ist ein relativer Begriff, und es erscheint immerhin fraglich, ob Ihre Anschauung sich mit der unsrigen decken würde.

Th. v. E. in L. Als ein gutes Rezept zur Herstellung von „Husarenbraten“ (ausreichend für sechs Tischgäste) wird uns das folgende empfohlen: 2 Kilo gutes Rindfleisch (Schmorstück) werden geklopft, gesalzen und gespickt und in 200 Gramm Butter bei fleißigem Begießen beinahe weich gebraten. Dann nimmt man die Kasserolle vom Feuer, macht einige ziemlich tiefe Einschnitte in das Fleisch und streicht eine Farce von gehackter, in zerlassenem Speck gebratener Zwiebel, geriebenem Schwarzbrot und Pfeffer oder Paprika hinein, füllt von der Bratensauce und einen Schöpflöffel Brühe darüber und läßt den Braten nunmehr ganz weich dünsten. Dann schmeckt man die sehr kräftige Sauce nach Salz ab, würzt sie mit ½ Theelöffel Maggi-Würze und giebt sie in einer Sauciere neben dem Fleisch zu Tisch.

Sänger vom Nesenbach. Gern veröffentlichen wir das Erzeugnis Ihrer Muse, schon aus dem Grunde, weil es in der ersten Strophe die deutsche Dichtkunst um einen prächtigen, bisher noch nicht verwendeten Reim bereichert:

Der schöne junge Mann.

Er war ein schöner junger Mann,
Nur leider wie ein Faß dick,
Und seiner Nase sah man's an:
Sie brauchte Rhinoplastik.

Auch war sein Blick ein wenig schief,
Doch nur des Augs des linken,
Und rechten Fußes, wenn er lief,
Thät er bemerklich hinken.

An Haaren litt er etwas not,
Sie waren knapp bemessen
Und glichen dem Sardellenbrot
Beim Kalkulatoressen.

Doch wer ist jeden Mangels bar?
Und was man auch getadelt,
Durch eine große Schönheit war
Er wunderbar geadelt!

Denn dieser liebe junge Mann,
Der reichste war's im Städtchen,
Der darum spielend auch gewann
Das allerschönste Mädchen.

N. E. in St., W. G. in K. und andre. Wir bitten dringend, uns keine Frühlingsgedichte mehr zu übersenden. Für die nächsten Menschenalter sind wir hiermit versorgt.

F. R. in H. Nach einer kürzlich vom Reichsgericht getroffenen Entscheidung ist ein für den redaktionellen Teil einer Zeitung bestimmter Brief als Urkunde anzusehen und demzufolge eine Irreleitung der Zeitung durch absichtlich falsche Angaben als Urkundenfälschung zu bestrafen. Dies hat zu seinem Schaden ein „Witzbold“ erfahren müssen, der einer Zeitung unter romantischer Ausschmückung den Tod eines Bekannten meldete, der frisch und gesund war und die Nachricht seines Ablebens in seinem Leibblatt fand. Der zur Verantwortung gezogene Witzling wurde zwar zunächst freigesprochen, aber schließlich nach der beim Reichsgericht eingelegten Revision zu drei Tagen Gefängnis verurteilt. Außerdem mußte er natürlich für die ganzen Kosten des Verfahrens aufkommen, was der verdrießlichen Geschichte noch einen sehr unangenehmen metallischen Beigeschmack verlieh.

G. E. in Br. Aus dem Wettbewerb um den englischen Krönungsmarsch ist der Komponist Percy Godfrey als Sieger hervorgegangen, ohne sich freilich mit besonderem Ruhm bedeckt zu haben. Nach der ersten öffentlichen Aufführung des Tonwerkes in London fällte die dortige Kritik recht absprechende Urteile, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen, daß der Preis von 50 Pfund (1000 Mark) eigentlich nicht Mr. Godfrey, sondern dem seligen Felix Mendelssohn gebühre, denn aus dessen Hochzeitsmarsch und seiner Musik zur Antigone des Sophokles sei der preisgekrönte Krönungsmarsch zusammengesetzt, also ein Potpourri aus den Schöpfungen unsers deutschen Tonmeisters.

Rudolf H. in J. Mögen Sie einsenden, obwohl wir — offen gesagt — aus Ihrer Zuschrift kein besonderes Vertrauen zu schöpfen vermochten. Aber auch große Dichter haben nicht immer geschickte Briefe geschrieben, und ebenso ist nicht jeder, der einen klugen Brief schreibt, zugleich auch ein Dichter. Also nur Mut!

W. A. in Sch. 1. Wird uns willkommen sein. 2. Hat keine Aussicht auf Erfolg.

J. E. in Wien. A. M. 1902. Mit Dank abgelehnt.







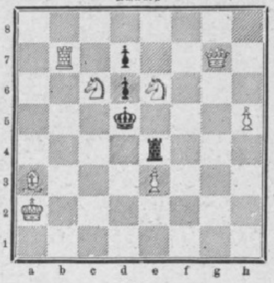


Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 20.

Von C. B. Schmidt in Hamburg. (Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 17:

W. 1. Sf5—e3
S. 1. Df1×f3
W. 2. Le7—d6†
S. 2. Ke5×d6, e4, —f6
W. 3 Se3×c4, Se6-c5, e4—e5 matt.

A.

S. 1. Sd4×f3
W. 2. Le7—f6†
S. 2. Ke5×e4, f6, —d6
W. 3. Se6—c5, Se3—g4, f5 matt.

B.

S. 1. Sd4×e6
W. 2. Se3—g4†
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Df3—e3 matt.

Auf alle übrigen Züge erfolgt sofortiges Matt auf g4 oder, wenn Schwarz diesen Punkt mit der Dame deckt, auf c4.

Partie Nr. 18.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 6. März 1902. (Für diese Partie erhielt der Führer der weißen Steine den vom Fürsten Dadian von Mingrelien ausgesetzten Glanzpreis von 500 Franken.)

Spanische Partie.

Weiß: J. Mason (London). — Schwarz: D. Janowski (Paris).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	23. Dd2—c3	Sh6—f5[3])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	24. Sd4×c6	Td8—d7
3. Lf1—b5	a7—a6	25. Sc6—d4	Sf5×d4
4. Lb5—a4	Sg8—f6	26. Dc3×d4	Le6—f5
5. 0—0	Lf8—e7	27. Tb1—c1	Db7—c6
6. Sb1—c3	d7—d6	28. Sa4—c3	h7—h5
7. La4×c6†	b7×c6	29. Sc3—e2	Lf8—h6
8. d2—d4	e5×d4	30. f2—f4	Lh6—f8
9. Sf3×d4	Lc8—d7	31. Dd4—f2	Lf5—e6
10. b2—b3	Dd8—b8[1])	32. Se2—d4	Dc6—b6
11. Lc1—b2	Db8—b7	33. Tc1—b1	Le6—f5
12. Tf1—e1	0—0—0	34. Ld2—c3	Lf5—e4
13. Dd1—d3	Th8—e8	35. a3—a4	c7—c6
14. b3—b4	Le7—f8[2])	36. a4—a5	Db6—a7
15. Ta1—b1	d6—d5	37. Tb1—b2	Td7—b7
16. e4—e5	Sf6—g4	38. Te1—b1	Kc8—d7
17. Sd4—f3	g7—g6	39. Kg1—h1[4])	Te8—b8
18. h2—h3	Ld7—f5	40. Df2—e1	Lf8—e7
19. Dd3—d2	Sf5—h6	41. Sd4—b3	Tb7—b5
20. a2—a3	Sh6—g8	42. Lc3—d4	Da7—b7
21. Sf3—d4	Lf5—e6	43. Ld4—c5	Le7×c5
22. Sc3—a4	Sg8—h6	44. b4×c5[5])	Tb5—b4
		45. De1—h4	Kd7—c8
46. Dh4—f6	Db7—d7	56. Kh2—g1	Kd7—c7
47. Kh1—h2[6])	Dd7—e6	57. Kg1—f2	Kc7—d7
48. Df6—h8†[7])	Kc8—d7	58. f4—f5	g6×f5
49. Sb3—d4!!	Tb4×b2	59. g4×f5	Kd7—e7
50. Dh8×b8	Tb2×b8	60. Kf2—e3	Le4—g2
51. Tb1×b8	Kd7—c7[8])	61. Sd4—f3	Lg2×h3
52. Sd4×e6†	Kc7×b8	62. Sf3×h4	Lh3—g4
53. Se6—d4	Kb8—c7	63. Ke3—f4	Lg4—e2
54. g2—g4	h5—h4	64. Sh4—f3	Lg4×f3
55. c2—c3	Kc7—d7	65. Kf4×f3	Aufgegeben.

[1]) Das hiermit eingeleitete Manöver ist nicht besonders empfehlenswert und wurde, wie L. Hoffer im „Field" berichtet, von den Zuschauern mit Lächeln aufgenommen.

[2]) Schwarz schlägt wohlweislich den b-Bauern weder sofort noch später, weil er dem Gegner nur die starke Angriffslinie öffnen würde.

[3]) Den Bc6 mit Kc8—d7 zu decken, wäre wegen der Oeffnung der b-Linie durch 24. Sa4—c5† jedenfalls gefährlicher für Schwarz als die Aufgabe des Bauern.

[4]) Wie sich später herausstellt, aber im gegenwärtigen Augenblick unmöglich vorausgesehen werden konnte, hätte Weiß ein Tempo gewonnen, wenn er den König sofort nach h2 gezogen hätte.

[5]) Bei 44. Sb3×c5† (was auf den ersten Anblick sofort gewinnbringend erscheint) Tb5×c5 45. b4×c5 Db7×b2 46. Tb1×b2 Tb8×b2 47. De1—h4 Tb2×c2 48. Dh4—f6 Tc2×g2 hat Weiß schwerlich auf mehr als Remisschluß Aussicht.

[6]) Vergl. die Anmerkung 4.

[7]) Dieser zunächst unverständlich erscheinende Zug erhält seine Erklärung durch den nachfolgenden wunderhübschen Springerzug und das damit eingeleitete, den Gewinn für Weiß verbürgende Damenopfer.

[8]) Schwarz hat nichts Besseres.

Schachbriefwechsel.

H. M. in Hamburg. Ihr Zug 1. Dh4—f4 löst die Aufgabe 17, wie wir uns überzeugt haben, nicht. Sie nehmen vermutlich an, daß Schwarz der Drohung 2. Df4—b8 und 3. Db8—a8 matt nur durch Th6—h8 zu begegnen vermöge. Diese Vermutung ist aber eine irrige; Se1—d3 ist der geeignete Gegenzug. Schwarz droht nun auf b2 oder e5 Schach zu bieten, und Weiß hat somit zu einem stillen Zuge keine Zeit mehr.

Silbenrätsel.

Wenn die Nerven rebellieren
Und der Schlaf ein seltner Gast,
Laß dich von der ersten führen
Zur ersehnten Ruh' und Rast.

Wird die Kraft sich wieder heben,
Lockt die zweite dich vielleicht,
Und du atmest neues Leben,
Wo dich frisch die Luft umstreicht.

Weit im Deutschen Reich, nach Osten,
Geht der Weg zum Ganzen hin,
Und nicht jedem ist ein Posten
Dort willkommener Gewinn.

Mag der erste Laut entfliehen,
Du beklagst es sicher nicht,
Wenn durch edle Melodien
Nun der Name zu dir spricht. M. Sch.

Fünfsilbige Charade.

1. 2. 3.

Gierig, aller Schönheit bar,
Fordert's manches Menschenleben,
Doch der Jagd wird die Gefahr
Immer größern Reiz nur geben.

4. 5.

Wie der Muschel inn'rer Pein
Sich die Perle soll entringen,
Mag es uns beschieden sein
Linderung dem Schmerz zu bringen.

Das Ganze.

Setz ein s geschickt hinein,
Aber ach! du siehst das Ganze
Nun das letzte Paar entweihn,
Reinheit rauben seinem Glanze.

Nicht aus Mitgefühl entsteht's,
Fern liegt ihm ein mild Versöhnen,
Nur des Herzens Falsch verrät's
Durch ein heimliches Verhöhnen. M. Sch.

Worträtsel.

Am Sonntag fragt' ich meine Frau:
„Was giebt es heut für Braten?"
„Was ich hier stricke," sprach sie schlau,
„Das giebt's! Kannst du's erraten?" F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 588 u. 589:

Des Worträtsels: Vulkan.
Des Silbenrätsels: Unheilbar.
Der Scherzfragen: 1. Ingraban. 2. Schiefer. 3. Hals. 4. Esparsette (Parse).

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Zürich (3). Carina von Ferber, Rittergut Melz. „Käthe" in Bregenz (2). „Moselblümchen" in Coblenz (3). Frau Ida Kremer in Robschütz (4). Julius Bender in Kopenhagen. Joh. P. Stoppel in Hamburg. „Ida und Johanna" in Memel (2). ? in Paris. Hermann Büllerbach in Elberfeld (3). „Stammtisch" in G. (4). „Maus und Muki" in Hamburg.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Die bevorzugte Frühlingsblume der Nordamerikanerinnen ist die Osterlilie (Easter-Lily). Diese, von den Bermuda-Inseln eingeführte, bei uns noch wenig bekannte zarte, duftige Blume wird drüben in kostbaren Arrangements zu Geschenken an Damen vielfach verwendet. Die Osterlilie bringt Glück, sagt man. Als im Duft vollendeten Ersatz der bei uns seltenen Blume hat die Firma Gustav Lohse in Berlin (Jägerstraße 46 und Unter den Linden 16) ein neues Parfüm „Osterlilie" herausgegeben, dessen Aroma genau dem natürlichen Wohlgeruch der transatlantischen Blume entspricht. Nächst dem wirklichen Werte dieses neuesten Parfüms macht aber auch die elegante Aufmachung in feinem Flacon und Etui Lohses „Osterlilie" besonders geeignet als Präsentartikel.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Damen-Konfektion.

Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Blusen für Damen.

Nr. 5394. Jugendliche Form, **Matrosenbluse** aus **waschecht bedrucktem Kattun, marine** mit **weiss gestreift, schwarz** mit **weiss gestreift** oder **rosa** mit **weiss gestreift.** Matrosenkragen, Latzteil und Cravatte aus einfarbigem Satin mit aufgesteppten Stoffstreifen und weisser Bisenstepperei verziert . . M. 5.—.

Nr. 5404. **Gediegene Bluse** aus **feingestreiftem Alpacca, schwarz** mit **weiss gestreift** oder **marine** mit **weiss gestreift,** durchweg gefüttert. Vorderteil und Rücken in Fältchen genäht. Stehkragen, Vorderteil und Aermel-Manschetten mit schwarzem Sammet-Vorstoss, hemdblusenartig gearbeitet, Blusenärmel . . . . M. 10.50.

Nr. 5405. **Solide, feine Bluse,** aus **sehr gutem, reinwollenen Foulé, schwarz, marine** oder **erdbeerfarben,** durchweg gefüttert. Vorderteil und Rücken travers in Fältchen genäht, Falte vorn herunter mit Knöpfen besetzt, hemdblusenartig gearbeitet, Blusenärmel . . . . M. 11.50.

Nr. 5406. **Sehr preiswerte Bluse** aus **leichtem Seidenstoff, rot, rosa** oder **hellblau,** durchweg gefüttert. Vorderteil mit abgenähten Fältchen. Stehkragen, Vorderteil und Aermel mit modernem Chinéband besetzt, hemdblusenartig gearbeitet, Blusenärmel . . . . M. 13.—.

Nr. 5407. **Beliebte Bluse** aus **sehr gutem, schwarzen Merveilleux,** durchweg gefüttert, Form wie Nr. 5406, jedoch nur mit Fältchengarnitur ohne Besatz, hemdblusenartig, Blusenärmel. M. 15.25.



Nr. 5404. Nr. 5405. Nr. 5406.

Kleiderröcke.

Nr. 5435. **Ausserordentlich preiswerter Kleiderrock** aus **meliertem Lodenstoff, graumeliert, schwarzmeliert** oder **grünlichmeliert,** glatte Form wie Nr. 5436, mit gegenseitig gelegter Falte, untere Weite ungefähr 3,2 Meter . . . . M. 5.—.

Nr. 5436. **Kleiderrock** aus **schwarz mit weiss gestreiftem Lüster,** durchweg gefüttert, glatte Form mit gegenseitig gelegter Falte, untere Weite ungefähr 2,6 Meter . . . . M. 6.75.

Nr. 5437. **Sehr praktischer Kleiderrock** aus **kräftigem, melierten Lodenstoff, modemeliert** oder **graumeliert,** glatte Form wie Nr. 5436, mit gegenseitig gelegter Falte, durchweg gefüttert, untere Weite ungefähr 3,3 Meter . . . . M. 10.—.

Nr. 5440. **Beliebter Kleiderrock** aus **gutem, schwarzen Panama,** durchweg gefüttert, mit angesetztem Serpentine-Volant und gegenseitig gelegter Falte, untere Weite ungefähr 4,35 Meter . . . . M. 15.25.

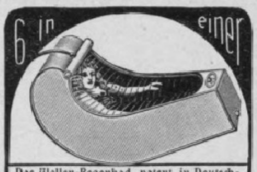
Nr. 5441. **Kleiderrock** aus **gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, vorn an der Seite geschlossen, hinten mit gegenseitig gelegter Falte, unten herum sehr hübsch mit Atlasblenden besetzt, untere Weite ungefähr 3,25 Meter . . . . M. 18.—.

Stoffproben
versenden wir
unberechnet und **portofrei.**

Unser ungemein reichhaltiges, mit annähernd 5000 Abbildungen ausgestattetes
Preisverzeichnis
versenden wir
unberechnet und **portofrei.**



Jubiläums-Kunstausstellung
Karlsruhe 1902
vom **25. April** bis **15. Oktober**
zu Ehren des 50-jährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich von Baden. Unter dem Protektorate Seiner Königlichen Hoheit des Erbgrossherzogs.
Ausstellungshalle 3 Min. vom Bahnhof.
Täglich geöffnet von 9 Uhr Vormittags bis Abends 6 Uhr. **Eintritt 1 Mark.**



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Technikum Altenburg S. A.
für Maschinenbau.
Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. Programm frei
Regierungs-Commissar.

Technikum Neustadt i. Meckl., städtisch, staatlich subventionirte, höhere Lehranstalt f. **Maschinen- u. Eisenbau, Bauingenieurwesen, Elektrotechnik.** Progr. kostenlos.



Serravallo's
China-Wein mit Eisen



ausgezeichnetes, appetitanregendes wiederherstellendes Mittel für Schwächliche, Blutarme u. Reconvalescenten. Empfohlen und verwendet von ärztl. Autoritäten. — Ueber 1200 ärztl. Gutachten.

Vorzüglicher Geschmack.

Ausgezeichnet mit mehreren goldenen und silbernen Medaillen. Nur in Originalflaschen zu ½ Liter à M. 3.— od. zu 1 Liter à M. 5.50.

Zu haben in allen Apotheken.

J. Serravallo, Apotheker, **Triest-Barcola.**

Gicht Rheuma
— Eine Hauskur —
Wiesbadener Gichtwasser
Prospecte gratis.
Brunnen-Contor Wiesbaden.

Photogr. Apparate
CHR. TAUBER WIESBADEN. Grösste Auswahl. Enorm bill. Preise.
Jll. Preisliste gratis & franko

Peloton Seide — Jdeal-Seide. — Schutz-Marke.

Um sich beim Einkauf
von
Näh-, Knopfloch- und Maschinen-Seide
vor geringen Qualitäten zu schützen
verlange man ausdrücklich die allgemein anerkannt beste

GÜTERMANN's Näh-SEIDE

H. Stork's
27mal preisgekrönte
Angelgeräte
Netze aller Art.
Versandthaus
Residenzstr. 15, **München I.**
Reich illustrierte Preisliste.

Wichtig bei Capitalsanlagen ist die
Berliner Finanz- und Handelszeitung
XIII. Jahrgang Berlin SW., Hafenplatz 4 *XIII. Jahrgang*
best informirtes, dreimal wöchentlich erscheinendes Finanzblatt.
Anfragen der Abonnenten über in- u. ausländische Werthpapiere werden im „Briefkasten" eingehend beantwortet.
Abonnementspreis Mark 5.00 pro Quartal.
Die Zeitung wird einen ganzen Monat hindurch auf Verlangen gratis und franco zugesandt.

KÖHLER Nähmaschine „DIE BESTE"
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Käuflich in allen besseren Geschäften des In- u. Auslandes.
HERMANN KÖHLER ALTENBURG S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.



Jeder umsichtige Industrielle und Kaufmann

sollte im eigenen Interesse von dem neuen Jahrgang der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE" das soeben erschienene

Heft 1 zur Probe gratis

verlangen.

Erweitertes Programm! Neue Erscheinungsweise! Jährlich 24 Nummern — Mk. 10.—

Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger), Abteilung „Deutsche Export-Revue", Stuttgart.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

„Es ist ein sonderbarer Abend heute", nahm Worms wieder das Wort. „Irgendwo in einem meiner Schränke hängt ein verstaubtes Kleid, mit dem ich vor Jahren einmal in den Bergen der Schweiz umhergewandert bin. Es ist nicht das Kleid des Tell, aber in Lodenjacke und nägelbeschlagenem Schuh liegt eine ferne Stimmung. Ich will sehen, ob ich die Sachen finde."

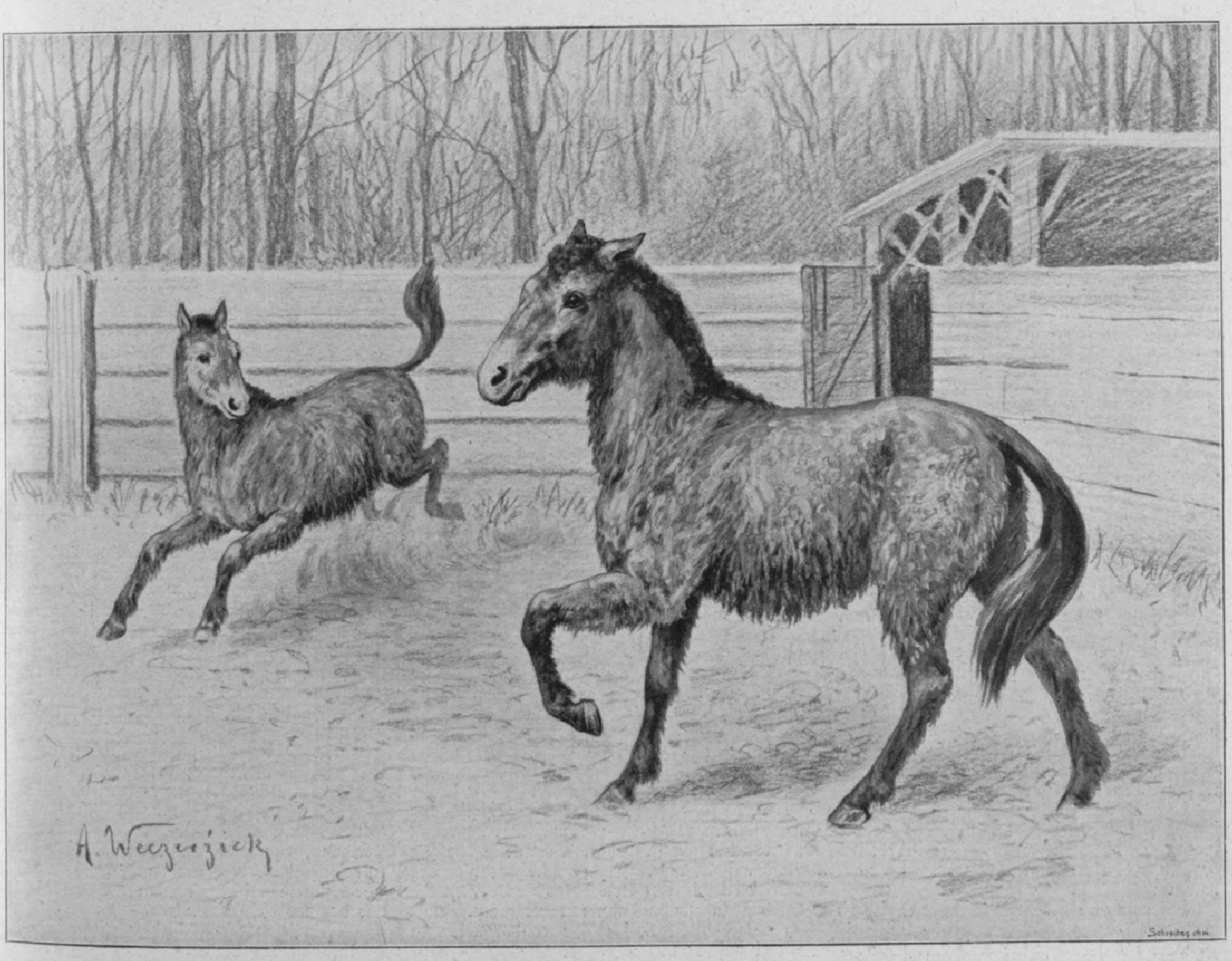
Eleanor war aufgestanden: „Soll ich dir suchen helfen?"

Er schüttelte den Kopf: „Bleib da sitzen."

Er ging an die Thür, aber dann wandte er sich noch einmal um:

„Setzt euch da drüben hin in die Ecke, nein dort, auf den Diwan. Ja, so. Es muß von hier, wo ich stehe, ein gewisser Abstand vorhanden sein. Und wenn ich hereinkomme, dann, bitte, kein Fragen oder keine Unterbrechung. Ich sage das namentlich zu dir, Eleanor. Es wäre ein wundersames Ding, wenn es mir gelingen würde, die alte, große Stimmung aus der Vergessenheit noch einmal heraufzuzaubern."

Eleanor und Süderssen waren allein. Einen Moment hatte sie die Empfindung, als ob sie irgend etwas sagen müßte, um den lächerlichen Einfall ihres Vaters gewissermaßen zu recht=



Wildpferde im Zoologischen Garten zu Berlin. Nach der Natur gezeichnet von Alfred Weczerzick. (Text S. 652.)

fertigen oder zu entschuldigen, aber dann versank um sie alles: Worms, das Zimmer, der Tag morgen mit dem Abschied, die ganze Welt.

Sie fühlte, wie Südersssens Finger sich leise um ihre Hand legten und diese Hand an sich zogen, nun saß sie und blickte geradeaus, unfähig sich zu bewegen und unfähig zu denken.

Wie Traumbilder, dünn und schattenhaft, zogen die letzten Wochen an ihr vorüber:

Südersssen war ins Haus gekommen, von Worms selbst geholt. Unten das kleine Zimmer mit den grünen seidenen Vorhängen wurde ihm eingeräumt. Der Arzt ging ein und aus, und die Krankenschwester kam, um Pflege zu leisten, diese liebe Schwester mit dem Kindergesichte und dem grauen Kleide, die um Eleanor beinahe mehr besorgt gewesen war als um ihren Patienten in dem grünen Zimmer. Ein solcher Friede war im Hause gewesen.

Dann, eines Tages, kam die Schwester nicht mehr, und statt ihrer trat Südersssen selbst aus der Thür des Krankenzimmers, den linken Arm in schwarze Tücher gebunden, das Gesicht so blaß und die Augen so müde, daß Eleanor, als sie ihn zum ersten Male sah, nichts hatte sagen können und die Augen voll Thränen hatte.

Sie hätte damals schon nach Vevey abreisen sollen, aber in Anbetracht des kranken Gastes hatte Worms den Termin hinausgeschoben.

Drei Wochen waren vorbeigegangen wie ein einziger Tag.

Als sie einmal bei einander saßen, schweigsam, wie es Südersssens Art war und immer blieb, hatte er sich plötzlich zu ihr gebeugt und wieder gesagt wie damals auf dem Rennplatze:

„Sie erinnern mich an meine Schwester, Eleanor —“

Nur daß er es mit einem ganz andern Ausdruck als damals gesagt hatte!

Und eines Tages verließ er das Haus. Er war wieder gesund, was man wenigstens so nennt. Er würde noch ein paar Wochen den Arm schonen müssen, aber die Rennsaison war jetzt in vollem Gange, und er hatte mehr zu thun, als hier im Zimmer zu sitzen und zuzuhören, wenn Eleanor auf sein Bitten ihre kleinen, matten Musikstücke zum besten gab.

Sie sah ihn, wie der Diener ihm den Mantel umhing und die Thür öffnete, um ihn nach dem Wagen hinaus zu geleiten. Sie sah Worms, wie er Südersssen auf die Schulter klopfte: „All right, mein Junge, alles wieder in Ordnung? — Dank? Wofür? — Mein lieber Südersssen, mein Haus steht Ihnen immer offen.“ Und sie sah, wie Südersssen sich vor ihr verneigte und auch ihr seinen Dank abstattete. Oder hatte sie es nicht gesehen? Hatte sich nicht alles vor ihren Augen verwirrt?

Sie ging dann durch das grüne Zimmer, die Treppe hinauf und blieb einen Moment an dem Klavier stehen, auf dem, noch aufgeschlagen, die Noten von „La Czarine“ lagen, — sie war wieder allein. —

Er kam seitdem oft, er hatte mit Worms täglich zu sprechen, er begrüßte auch Eleanor, aber sie sprachen fast nie miteinander. Solange sie ihn kannte, war er immer im Verkehr unsicher und befangen gewesen, aber nie so sehr wie in diesen Tagen.

Und nun war es zu Ende, morgen ging sie fort.

Wenn sie nach einem Jahre wiederkommen würde, war wohl alles anders geworden. Würde Südersssen noch hier sein? Möglich. Aber er würde sie längst vergessen haben, und die kleinen schwachen Beziehungen, die damals auf der Rennbahn und dann während seines Krankseins sich zwischen ihnen hin und her gespannt hatten, würden schon lange zertrennt sein. —

Worms kam immer noch nicht, irgendwo im Hause schlug es elf Uhr. Nur um etwas zu sagen und dieses lange Schweigen zu brechen, begann Südersssen eine kurze, gleichgültige Unterhaltung:

„Morgen um diese Zeit sind Sie schon weit fort.“

„Ja.“

„Sie haben eine schöne Reise vor sich.“

Eleanor nickte.

„Ihr Herr Vater begleitet Sie. Wird er lange in Vevey bleiben?“

„Nein, nur einige Tage.“

Ganz plötzlich preßte er ihre Hand fester.

Wenn er diese Stunde vorübergehen ließ, so bedeutete das nicht mehr und nicht weniger als den Verzicht auf die letzte schwache Hoffnung.

Es hatte immer noch für ihn hie und da einen kleinen Ausweg gegeben, irgend jemand, der ihm aushalf, aber seit Jahren war das ein Verzweiflungskampf, bei dem jeder Tag den Zusammenbruch bringen konnte. Ein Kampf um die Existenz, bei dem man matter und schwächer wird und schließlich das Steuer aus der Hand gleiten läßt.

Wenn Worms eine Ahnung davon hätte, wie es mit ihm stand, so würde er als der allererste ihn fallen lassen. Das war dann das Ende.

Wie ein schreckliches Erwachen war es über alle seine Gläubiger gekommen, als sie von Südersssens Sturze erfuhren. Wenn er bei diesem waghalsigen Gewerbe draufging, so hatten sie alle das Nachsehen. Sie drängten, keiner wollte mehr warten, und da waren vor allen diese Unsummen von Wettschulden, die ihn, wenn sie an die große Glocke gehängt wurden, das Letzte kosteten: die Existenz auf dem Turf.

Es wäre schon das beste gewesen, bei dem Sturze auf der Rennbahn liegen zu bleiben und nie mehr aufzustehen.

Was war ihm diese Eleanor? Im Grunde genommen nichts. Eine verschüchterte Seele, die auch niemand hatte auf der ganzen Welt, und die — wunderlich zu sagen — bei ihm Schutz und Halt suchte. Bei jemand, dem der Boden unter den Füßen wich, und der nie, selbst in den vergangenen Hamburger Tagen, in Reichtum und Glück die Kraft besessen hatte, auch nur für sich selbst, geschweige denn für andre die Steuerung des Lebens zu führen. Und der — das vor allem! — dieses Gefühl seiner Schwäche zu jeder Zeit deutlich empfunden hatte.

Die Frauen hatten mit ihm immer nur gespielt, ihn wie einen Ball aufgefangen und zurückgeworfen, sich schließlich kaum noch um ihn gekümmert. Es mußte schon ein Kind sein, wie dieses schwächliche, stiefmütterlich bedachte Ding da neben ihm, das bei ihm Schutz suchte und ihm ihre Liebe schenkte.

Er brauchte sich nur seitwärts zu beugen und sie in seine Arme zu ziehen, sie würde ihm nicht wehren, sicherlich nicht, — und das war der Ausweg. Die letzte Rettung. Die Meute, die hinter ihm jagte, würde stutzen, Halt machen und schweifwedelnd sich vor ihm in den Staub legen, — es war alles so einfach, so klar vorgeschrieben für jemand, dem das Messer an der Kehle sitzt.

Aber diese kleine Kraft versagte ihm. Wie sie immer in seinem Leben bei jeder Entscheidung versagt hatte.

Da war Worms, der in der nächsten Minute ins Zimmer hereinkommen und dem man alles sagen müßte, der außer sich sein und eine Scene machen würde. Ein paar von Worms' brutalen Worten, eine einzige höhnische Bemerkung: „Sie kommen her, um ein dummes Ding von sechzehn Jahren zu übertölpeln,“ — und er würde schweigend das Haus verlassen.

Um nie wieder zu kommen.

Ein andrer an seiner Stelle würde dann Widerstand leisten, Eleanor gegen ihren Vater ausspielen, zäh und hart es abwarten, bis Worms' Widerspruch im Laufe der Jahre gebrochen sein würde . . .

Er nicht.

Er stand auf und machte seine Finger von ihrer Hand frei. Es war das beste, wenn er ging, Worms' Vortrag und Geschwätz noch eine halbe Stunde anhören und dann gehen.

Er versuchte, über ein paar gleichgültige Worte nachzudenken, mit denen er das mühselige Schweigen unterbrechen könnte. Einen Moment haftete sein Blick auf Eleanor. Dann zuckte er zusammen und ließ hastig den Blick durch die Schatten des halbdunkeln Zimmers hin und her gehen. Aber im Augenblick darauf mußte er das Mädchen wieder anschauen:

„Eleanor, was ist?“

Er beugte sich zu ihr und nahm die zitternden Hände von ihrem Gesicht:

„Eleanor . . .“

Leise zog er sie an sich und legte ihren Kopf an seine Brust. Ohne Freude und ohne Glück, von nichts erfüllt als einer grenzenlosen Traurigkeit.

Fast ohne es zu wissen, wiegte er sie in seinen Armen, dann strömte aus ihren umklammernden Händen langsam etwas auf ihn über, das die Traurigkeit schwinden machte. Er würde sich aufraffen, zum ersten Male im Leben stark sein. Um ihretwillen. Ein ganz neues Gefühl! Seine Muskeln strafften sich, seine Augen öffneten sich weit und unnatürlich groß, — er beugte ihren Kopf zurück und küßte sie.

Er hatte sie lieb, — von diesem Moment an.

„Du . . .“

Eine seltsame Liebesstunde. Kein Rausch von erstem Ueberschwang, sondern ein Schweigen, ein schwermütiges Glück zweier scheuer Seelen, die einsam einander fanden und zusammengehen wollen.

Da fuhren sie auf, hastig auseinander!

Worms stand im Rahmen der Thür.

Er blickte zu ihnen hinüber, aber er sah nichts von der Umarmung mit diesem starren Blick des Schauspielers, der, auf die Bühne tretend, einen Zuschauer im Parkett zu fixieren scheint, ohne doch von dessen Figur mehr zu erfassen als blasse Umrisse ohne Inhalt.

„. . . Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's . . .“

Er sprach mit einer ruhigen, gedämpften, verhaltenen Stimme, und trotzdem klangen die Worte in das tote Schweigen der stummen Liebesstunde wie die grellen Töne einer knallenden Peitsche.

Dazu Worms' Erscheinung.

In einer Lodenjacke, die ihm zu eng geworden war: in der Hand, in Ermangelung einer Armbrust, eine englische Jagdflinte.

Er hätte grotesk gewirkt unter allen Umständen; in der Thür dieses nächtlichen Zimmers mit seinem Liebesschweigen erschien er wie etwas Ungeheuerliches. Wie die Personifikation der brutalen Alltäglichkeit, die, um den Eindruck ihrer Plattheit noch zu erhöhen, sich verkleidet hat und auf den Maskenball geht. Mit der Sicherheit seiner natürlichen Veranlagung traf er alle Töne des Monologs genau so, wie es jene Plattheit verlangte:

„Ich lebte still und harmlos, das Geschoß
War auf des Waldes Tiere nur gerichtet . . .“

dann nahm seine Stimme eine schwächliche, klagende Farbe an:

„Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wut
Beschützen, Landvogt!“

Er trat einige Schritte vor, hockte auf einer friesischen Holztruhe nieder und hob die Jagdflinte mit einer zärtlichen Bewegung in die Höhe:

„Komm nun hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz . . .“

bis er einen Moment unsicher wurde, als die Rede des Monologs auf einen Pfeil zu sprechen kommt, an dessen Stelle der Tell keinen zweiten zu versenden hat.

Er sprach langsam und in großen Absätzen, und so gewann Südderssen Zeit, die Lage dieser Stunde und deren Konsequenzen zu überdenken. Bis er plötzlich aus seinem Hinbrüten aufschreckte.

. . . Der Monolog war zu Ende, — Worms stand vor ihm. Vielleicht schon eine ganze Zeit lang, ohne daß er es bemerkt hatte. Mit einem Blicke, der über Südersssens Schweigen zunächst nur erstaunt schien, allmählich aber streng und hart wurde.

Da, rasch, impulsiv, mit dem einzigen lebhaften Entschluß seines Lebens, sprang Südersssen auf, ergriff Worms' Hände, preßte sie.

Ein Lächeln ging über dessen Gesicht, dieses matte Lächeln nach einer großen künstlerischen Erregung, das zu sagen scheint: ‚Ich begreife euer Schweigen. Ihr seid ergriffen und gerührt. Ihr könnt nicht sprechen und drückt dem Künstler nur dankbar die Hände.‘

„Mein lieber Junge,“ sagte er, „lieber Freund.“

Und da riß dieser größte Entschluß seines

Lebens Süderssen vorwärts. Er beugte sich nach rechts zu Eleanor und nahm ihre Hände. Er legte den Arm um Eleanors Schulter und zog sie mit sich vor Worms.

„Hier, wir beiden, — Eleanor geht fort. Ich liebe Eleanor. Geben Sie mir Eleanor.“

Worms trat einen halben Schritt zurück und öffnete seinen Mund und schloß ihn wieder. Und öffnete ihn von neuem. Er wollte irgend etwas sagen, vielleicht, ob das ein Fastnachtsscherz sei, oder ob Süderssen das im Ernst meine, aber in seinem Kopfe drehte sich alles rundum, so daß er sekundenlang zu keiner klaren Ueberlegung und noch weniger zu einer Entgegnung kam.

In der linken Hand hielt er immer noch die englische Jagdflinte, halbwegs oder wenigstens bis zu einem gewissen Grade bewegte sich sein Denken und Empfinden noch in dem Ideenkreise des Tell, seine rechte Hand fühlte er von Eleanor ergriffen und mit Küssen bedeckt, man wollte ihn überrumpeln, es war ganz klar. Sie hatten sich diese Minute ausgesucht, wo er nicht Worms der Mensch, nicht Worms der Kaufmann, nicht Worms der kluge und verständige Mann, sondern nur Worms der Künstler war.

Und sie hatten ihn überrumpelt, er fühlte das. Da war dieses kleine Ding, das er bis heute für ein Kind gehalten hatte und das nun plötzlich groß geworden war und um seinen Segen bat. Das an sein weiches väterliches Herz appellierte und wie im Drama zusammenbrechen würde, wenn nicht der großmütige Tell, sondern ein verbissener, erzürnter Vater sie mit rauher Hand zur Seite riß.

Er fühlte zwei Thränen in seinen Augen, echte Thränen, wie man sie im Leben so gut wie auf der Bühne weint, wenn eine große, feierliche Situation ganz plötzlich das Herz bewegt.

„Dieses Kind,“ sagte er nur, „dieses Kind —“

Er zog Eleanor an sich, den Kopf mit den dunklen Flechten an die graue, verstaubte Lodenjacke; dann reichte er, um die linke Hand frei zu bekommen, Süderssen die Flinte: „Nehmen Sie, thun Sie das weg.“

Er war wirklich bewegt, aber doch nicht so sehr, daß nicht während dieser stummen Pause, in der er sich über Eleanor neigte und ihre Stirn küßte, allerhand Gedanken und Erwägungen seinen Kopf durchkreuzten.

Sie würden warten, die beiden, natürlich, sie konnten nicht von heute auf morgen heiraten, aber immerhin, eine gewisse Sorge würde fortan von ihm genommen sein.

Es war da nun jemand, der fortan für Eleanor zu sorgen hatte, nicht im gemeinen Sinne des Erwerbslebens, aber doch so, daß er, Worms, fortan an dieser Sorge nur noch in zweiter Linie beteiligt zu sein brauchte. War Eleanor verheiratet, so war ihr Papa wieder ein freier Mann. Noch fünf oder sechs Jahre, und er würde das sein, was man mit mehr oder weniger Recht einen gealterten Mann nennt. Sollte er diese letzten sechs Jahre vertrauern, wie man es als Hüter einer unverheirateten Tochter zu thun gewissermaßen verpflichtet ist?!

„Lieber Süderssen,“ sagte er und bot ihm die Hand, „ihr seid Kinder, alle beide noch, es ist eine Kinderliebe, ihr habt mir das Herz zerrissen.“

Und Eleanor loslassend, legte er die Hände auf Süderssens Schulter und lehnte sich an ihn, bis er sich wieder aufrichtete, mit der Hand über die Augen fuhr und die feste Haltung des Vaters annahm, der in der Situation der Starke sein und mit klarem Kopfe für zwei phantastische Kinder das Denken besorgen muß.

Aber mit dem Denken kam sogleich wieder eine gewisse Erbitterung über ihn: im Grunde genommen war dieser Süderssen ein verteufelt kluger Fuchs!

„Wissen Sie, was die Hand meiner Tochter bedeutet? Das sind Millionen, mein lieber Süderssen! Ein Vermögen, wie man es auf dem Pflaster von Berlin nicht leicht wieder findet.“

Dann kam ihm das einigermaßen Lächerliche seiner Kleidung zum Bewußtsein. Dieses Ding von Jacke, das er da trug, in einer solchen Stunde! In dergleichen Lebenslagen trägt man den Gehrock oder den Frack, man setzt sich in einen Sessel und kreuzt die Arme über der Brust, dieses Kostüm hingegen war einfach würdelos und brachte ihn von vornherein in eine ganz falsche Situation!

Aber da kniete Eleanor neben ihm, hielt seine Hand fest und sagte leise, immer von neuem ganz leise: „Lieber Papa ...“

„Sie ist das Einzige, lieber Süderssen, was ich auf der Welt besitze. Wem ich sie gebe, dem gebe ich mein Bestes.“

Und nach einer stummen Pause fügte er hinzu: „Ich habe ihr nie eine zweite Mutter zugeführt, sie war mein Heiligtum, das Vermächtnis einer Verstorbenen, einer Heiligen, einer Heißgeliebten.“

Es zuckte etwas in Eleanor. Ein blasses Gesicht tauchte aus einer fernen Vergangenheit vor ihr auf, eine sterbensmüde Frau, die, soweit Eleanor denken konnte, immer mit weißem Gesichte auf weißen Kissen gelegen hatte, bis sie eines Tages auch da nicht mehr zu finden war und draußen auf dem Kirchhofe einen friedlicheren Schlaf träumte.

Es klang ihr im Ohr, wie die Mama so oft in erregten Scenen mit einem Tone müder Verzweiflung gesagt hatte:

„James, spiele nicht Theater, ich bitte dich, James ...“

Aber das Kind hatte nie verstanden, was das heißen sollte. Nun hatte sie es längst begriffen. —

Mit einem wunderlichen Gedankensprunge kam Worms wieder auf den Tell zurück:

„Mein Kind und meine Kunst, das waren meine Besitztümer. Ich weiß nicht, ob ich in meinem Urteil irre, aber ich habe die Ueberzeugung, ich würde auch heute noch in der Kunst das Höchste leisten. Urteilen Sie aufrichtig, Süderssen, ganz ohne Rückhalt, haben Sie von irgend jemand, mag er heißen, wie er will, den Tell in einer größeren Auffassung gehört als heute?“

Es flammte etwas über Süderssens Gesicht, ein Gemisch von Nichtbegreifen und einer Scham, einer Scham um Eleanors willen. Leise sagte er:

„Nein.“

„Eleanor ...?“

Sie schüttelte mit tief gesenkten Augen den Kopf: „Nein.“

„Man nennt mich glücklich,“ sagte Worms, „aber wahrhaftig, ich bin es nicht. Ich gäbe ein Vermögen darum, wenn ich noch einmal auftreten könnte. Aber natürlich, das ist undenkbar. Ich bin darüber hinausgewachsen, nach Stellung und Ansehen, nur daß es einen mit dieser heißen, ewig jungen Sehnsucht des Künstlers ewig zurückzieht! Ich bin nicht glücklich, Kinder, mögt ihr glücklicher werden.“

Es kam die Rede darauf, wie es nun mit Vevey gehalten werden und ob Eleanor nun doch dorthin gehen oder hier bleiben sollte, aber sofort erwachte Worms bei dieser Frage aus seiner wehmütigen Stimmung.

„Das ist selbstverständlich, daran ist nichts zu ändern. — Nein, nein! Morgen schon, keinen Tag später. Ueberhaupt, von dieser Verlobung wird nichts bekannt gemacht. Ein Mädchen, das noch nicht sechzehn Jahre alt ist! — Wie alt sind Sie, Süderssen? — Vierundzwanzig. Gut. Ihr seid Kinder, ihr könnt warten. Und überhaupt, da ist viel zu überlegen. Ich sage noch nicht ja und nicht nein, ich binde mich nicht.“

Es war zwei Uhr nachts, als Süderssen das Haus verließ.

Schluchzend hing Eleanor vor dem Schlafengehen an Worms' Halse: „Lieber Papa, guter, bester Papa ...“

Dann erst, als sie das Zimmer verlassen hatte und Worms allein war, kam er nach diesem Abend voller Aufregungen und thörichter Empfindungen zu einem ruhigen Nachdenken.

Es dämmerte in ihm auf: ‚Du hast eine kolossale Dummheit begangen! Eine Uebereilung, die nicht schnell genug repariert werden kann!‘

Und die nägelbeschlagenen Schuhe vor sich hingestreckt, die Hände in den Hosentaschen, träumte er von einer ganz andern Zukunft Eleanors: Wappen auf dem Wagenschlag, Wappen auf den Livreeknöpfen, all der Glanz, den man relativ billig kaufen kann und der von Eleanor auf ihn selbst hell und prächtig zurückstrahlen würde.

Was Süderssen betrifft — ganz unnötig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Das läßt sich alles arrangieren mit Zeit, mit Geld, mit —

Aber eine Dummheit war es auf jeden Fall gewesen, groß und unverzeihlich, eine dieser Narrheiten, die ein allzu weiches Herz begeht, wenn ein Kind mit seinen kleinen Händen liebeheischend pocht.

V.

Wenn in Adelens Gegenwart die Rede auf Hamburg kam: das Stadttheater, den Alsterpavillon, auf „Pforte“, die Austernkeller, die Helgoländer Hummern, die man nirgends so frisch verzehrt als in Hamburg, auf Blankenese, den Jungfernstieg, auf den Hamburger Hof, die Vierländerinnen und, kurz und gut, alles, was die ausgezeichnete Stadt an Schönem und Vortrefflichem bietet, so wurde Adele weich ums Herz. Sie war unter den Damen des Balletts, die den Ruhm des Hamburger Stadttheaters und des Hofrats Pollini vermehren halfen, keiner der Sterne gewesen, — nein, wirklich nicht, — aber Adele hatte sich in jener Jugendzeit einer so holden Schlankheit erfreut, und dementsprechend einer so ausgezeichneten Gesundheit, und dementsprechend einer immer heiteren Laune, daß man die Adele von heute in den etwas verblaßten Photographien jener Zeit nicht mehr recht erkennen konnte.

Sogleich als die Rede darauf kam, daß Old York mit den Derbypferden nach Hamburg gehen und dort während des Juni-Meetings das Große Jagdrennen bestreiten sollte, hatte Adele den Beschluß kundgethan, die Fahrt mitzumachen.

Keine amüsantere Reise als diese fünftägige Partie, bei der Worms und Adele am ersten Tage mit Süderssen zum Rennen fuhren, am zweiten Tage einen Abstecher nach Helgoland unternahmen, ohne Süderssen, am dritten Tage wieder zum Rennen fuhren, am vierten Tage einen Wagen nahmen und, durch alle möglichen Straßen kutschierend, Adelens liebe Jugenderinnerungen wach werden ließen, und schließlich am fünften und letzten Tage Old York in der Großen Steeplechase laufen sahen.

Die Hamburger Millionäre haben in alter und neuer Zeit, namentlich aber in der letzteren, Wert darauf gelegt, mit englischen Hindernispferden zu excellieren. Aus dem Inlande kommen alljährlich ein paar ergraute Steepler, um den Hamburgern den Preis im Großen Jagdrennen fortzuschnappen, aber jeder weiß, daß dieser Versuch nur selten gelingt, und kein Aerger konnte für die Hansaleute größer und kein Triumph für Worms erhebender sein als die ganz unfaßliche, jeden verblüffende, lächerlich leichte Art, in der Old York das Rennen gewann.

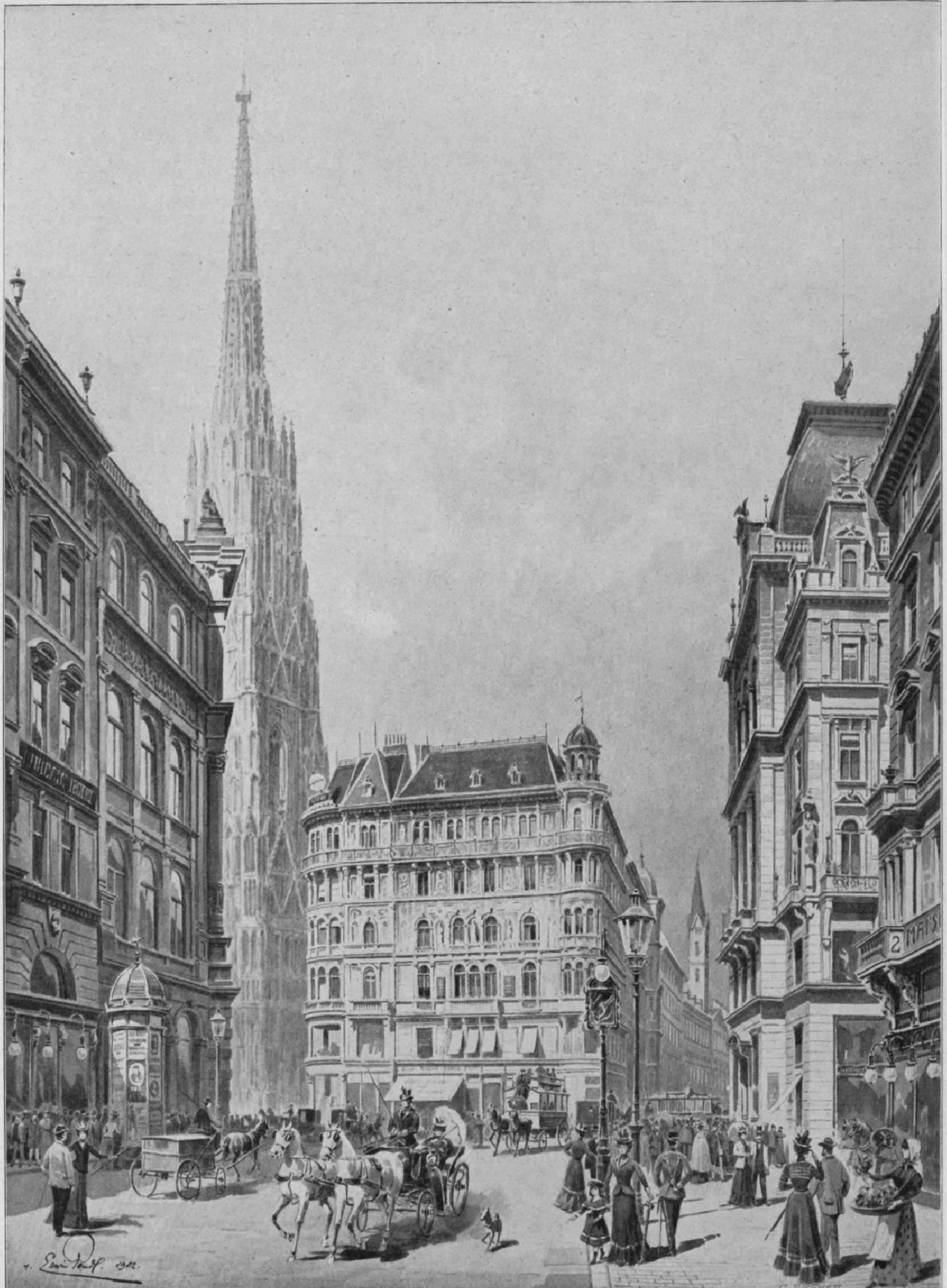
Man traute seinen Augen nicht, Worms selbst am allerwenigsten!

Es war, wie man zu sagen pflegt, „eines“ Pferdes Rennen, Old York von Anfang an vorn weg, Old York über die schweren Hindernisse springend wie über Streichholzschachteln, dann so weit vor den Hamburger Pferden ins Ziel galoppierend, mit einer so faulen Nachlässigkeit, daß man das Gefühl hatte, Old York werde, wenn Pferde diese schlechte Gewohnheit hätten, vor Langweile gähnen.

Nichts wundersamer als die jugendliche Leichtigkeit, mit der Worms in drei Sätzen die Tribüne hinuntersprang, um Old York entgegenzulaufen; nichts reizender als Adelens kleine Aufregung, die erst an den Sieg gar nicht glauben wollte und dann hinter Worms her rief: „Ich komme mit!“ und dann, als sie nicht rasch genug in die Höhe kam, um diese Absicht zu verwirklichen, sich zu Süderssen wandte und es immer noch nicht glauben wollte:

„Hat er wirklich gewonnen? Ist es wirklich schon vorbei?“

Sie klatschte die runden Hände in den weißen Handschuhen so heftig gegeneinander und beugte sich so weit vor, um Worms nachzuschauen, und so rasch wieder zu Süderssen zurück und war im Gesicht so glühend heiß vor Hitze und Aufregung, daß



Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz.

Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl.



Schnadahüpfln.
Nach dem Gemälde von Ernst Nowak.

die Hamburger Damen in den Logen rechts und links und hinter Adele durchaus Anlaß hatten, die Nase zu rümpfen, während die Herren trotz der großen Verluste, die jeder einzelne in diesem unbegreiflichen und vermaledeiten Rennen erlitten hatte, lächelten. Denn Adele sah in all dieser Aufregung wirklich sehr reizend aus. Oder nicht gerade reizend, weil diese Bezeichnung schließlich nur auf kleinere und kleine Damen paßt, aber doch — wie soll man sagen? — nett, hübsch, strahlend, alles in allem: famos.

Man stieß sich an und deutete auf sie.

„Ein verdammt hübsches Frauenzimmer," und dann lächelte man von neuem, denn diese große Freude in Adelens Gesicht hatte etwas Herzerfrischendes, das, von einer eleganten und gut gewachsenen Dame ausgehend, auf die Herren unter allen Umständen ansteckend wirkt.

Was Süderssen betrifft, so saß er neben ihr mit einem so merkwürdig verbitterten Gesicht, daß Adele, wenn sie Zeit und Ruhe gehabt hätte, darauf zu achten, erstaunt gewesen wäre.

Er hatte wieder verloren. Wie immer. Kein Mensch hatte an diesen Sieg geglaubt, nicht der Jockey, nicht der Trainer, er selbst am allerwenigsten.

Nur Worms. Natürlich! Mit dieser lächerlichen Ignoranz des Laien, der von Pferden und Rennsport keine Ahnung hat und vielleicht deshalb oder gerade deshalb das Glück auf seine Seite zwingt.

Er bemühte sich, ruhig zu bleiben und alle die kleinen albernen, aufgeregten Fragen Adelens zu beantworten; aber in seinem Kopfe gingen die Zahlen hin und her, die kolossalen Zahlen, die sich von Renntag zu Renntag vermehrten, und die er ohne eines andern Hilfe nie mehr zum Ausgleich würde bringen können!

Irgendwie war das Gerücht durchgesickert, daß Süderssen demnächst mit Worms in nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten werde, und dieses Gerücht hatte vollauf genügt, um seinen Kredit im Wettmarkte neu zu stützen.

Wenn er in den drei Monaten seit Eleanors Abreise Glück gehabt hätte, auch nur ein winziges Glück, so wäre alles gut geworden. Drei, vier große Erfolge, und die Berglast von Schulden und Verpflichtungen wäre erledigt gewesen.

Nun das. Ein Verlust, der nie wieder gut zu machen war. Nur mit Worms' Hilfe.

Er sah in zwanzig Schritt Entfernung ihn vorübergehen und zu Adele heraufnicken. Worms strahlte. Er war Old York entgegengelaufen und schritt jetzt neben ihm, in der linken Hand das dunkle spanische Rohr mit der Silberkrücke, die rechte Hand um den Zügel Old Yorks gelegt, das Pferd hereinführend, wie man es auf dem bekannten Bilde in der National Gallery zu London sieht, auf welchem Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales in dem erhebenden Augenblicke abgebildet ist, da Seine Königliche Hoheit auf dem Rennplatze zu Goodwood eines seiner siegreichen Pferde (St. George, Sieger in den Goodwood Stakes) durch die dichtgedrängte Menschenmenge selbst hereinleitet.

Außerordentlich war es und bemerkenswert, in welcher vortrefflichen Art Worms, dieser Neuling auf dem Turf, sich Haltung gab und in allem Glück eine gewisse überlegene Ruhe bewahrte. Er sprach mit dem Jockey, der nachlässig wie jemand, für den Siege und Erfolge alltägliche Dinge sind, im Sattel hing:

„Sie haben leicht gewonnen?"

„Yes, Sir."

„Sehr leicht?"

„Very easily."

Man drängte an Worms heran, um ihn zu beglückwünschen, und so verschwand er an Old Yorks Seite, Händedrücke austeilend und nach allen Seiten hin lächelnd, in der Menschenmenge.

Es war im weiteren Verlauf dieses wundervollen Sommernachmittags die Rede davon, ob Worms zur Feier des großen Sieges abends im Hamburger Hof eine kleine Fete veranstalten solle, aber Adele hätte diesem Festsouper fernbleiben müssen, und so kam man schließlich dahin überein, daß es am nettesten und jedenfalls gemütlichsten sein würde, zu dritt, also in Gesellschaft Süderssens, diesen letzten Abend in Hamburg zuzubringen.

Schließlich war aber auch Süderssen nicht von der Partie, d. h. er kam erst spät abends, als das ausgezeichnete kleine Souper längst verzehrt war, und so feierten Worms und Adele, was übrigens sehr reizend und unterhaltend war, Old Yorks Sieg ohne weitere Zeugen, in einem hübschen kleinen Raume, durch dessen dunkelrote Sammetportieren man die Tafelmusik und das Gläserklingen der andern Gäste nur gedämpft hereinklingen hörte. (Fortsetzung folgt.)

Der Konkurrenzkampf auf dem Gebiete der Funkentelegraphie.

Der wissenschaftliche Wettstreit auf dem Gebiete der Funkentelegraphie hat neuerdings einem Konkurrenzkampf um den wirtschaftlichen Vorrang Platz gemacht, der namentlich von der englischen Marconi-Gesellschaft mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen geführt wird. Trotzdem Marconi den Beweis für seine Behauptung, daß er das Problem der Ozeanfunkentelegraphie gelöst habe, noch nicht erbracht hat und wohl auch bis zu den englischen Krönungsfeierlichkeiten, wie er es zuerst in Aussicht stellte, nicht wird erbringen können, trotzdem es gelegentlich der Amerikareise des Prinzen Heinrich nicht einmal gelungen ist, ein Telegramm des Deutschen Kaisers an seinen Bruder vom Nantucket-Leuchtschiff aus auf etwa 260 Kilometer mittels Marconi-Apparates dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm" zu übermitteln, versucht die Marconi-Gesellschaft doch durch Gründung von Tochtergesellschaften und Abschließung von Verträgen mit Verkehrsunternehmungen im Hinblick auf die noch in grauer Ferne liegenden finanziellen Erfolge die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Funkentelegraphie sich zu sichern.

Die gefährlichste Leistung in dieser Hinsicht ist der Abschluß eines Uebereinkommens der Marconi-Gesellschaft mit dem Britischen Lloyd. Letztere Gesellschaft besitzt eine große Anzahl von Signalstationen in allen Weltteilen, die den Nachrichtenverkehr zwischen dem Lande und Schiffen in See vermitteln, soweit dies nicht durch staatliche Seetelegraphenanstalten geschieht. Nach dem Uebereinkommen sollen sämtliche Signalstationen des Britischen Lloyd mit Marconi-Systemen ausgerüstet werden, und während der nächsten 14 Jahre sollen die Stationen mit den Schiffen in See, die Funkentelegraphenanlagen an Bord haben, ausschließlich mittels der Marconi-Systeme in Verkehr treten. Für Schiffe dagegen, die Funkentelegraphenanlagen andrer Systeme benutzen, sollen die Lloydstationen keine Nachrichtenvermittlung auf funkentelegraphischem Wege übernehmen. Bei der Bedeutung, die die Lloydstationen für den Nachrichtenverkehr der Schiffe aller Nationen haben, würde die praktische Ausführung des Uebereinkommens sämtliche Schiffe zwingen, nur Marconi-Anlagen an Bord zu installieren; jedes andre System würde dann ausgeschlossen sein. Die Schiffahrt der ganzen Welt würde also in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Marconi-Gesellschaft geraten.

Die Marconi-Gesellschaft hat aber bei ihrer Rechnung einen Faktor vergessen: das Telegraphenregal der Staaten, in deren Gebiet die Lloydstationen liegen. Glaubt denn die Marconi-Gesellschaft wirklich, daß die Regierungen dieser Staaten einen solchen Eingriff in ihre Hoheitsrechte dulden würden? Sicher nicht! Immerhin würde es schon sehr bedenklich sein und der Marconi-Gesellschaft ein erhebliches Uebergewicht verschaffen, wenn es ihr gelänge, in dem Küstengebiet eines großen Staates, der kein Telegraphenmonopol besitzt, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vermöge jenes Abkommens allein Fuß zu fassen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat die deutsche Reichstelegraphenverwaltung sofort nach Bekanntwerden des Uebereinkommens (Dezember 1901) Veranlassung genommen, eine internationale Verständigung zwischen den hauptsächlich beteiligten Staaten anzubahnen. Die Meldungen der Tageszeitungen, daß die Weigerung der Marconi-Station auf dem Nantucket-Leuchtschiff, die Telegramme des Prinzen Heinrich auf seiner Rückreise aus Amerika anzunehmen, weil der Dampfer „Deutschland" nicht eine Marconi-Anlage, sondern das Slaby-Arco-System an Bord hat, erst den Anstoß zur Herbeiführung einer internationalen Regelung des Verkehrs mittels der Funkentelegraphie gegeben habe, sind also unzutreffend.

Inzwischen ist die Marconi-Gesellschaft selbst von der englischen Regierung mehrfach gewarnt worden, das Telegraphenregal zu verletzen. Da sich die Gesellschaft infolgedessen in der gewerbsmäßigen Ausbeutung ihres Systems auf englischem Boden und im Bereiche der englischen Gewässer behindert sieht, so hat sie eine Interpellation über die Marconitelegraphie bei dem englischen Parlament herbeizuführen gewußt. Die Interpellation blieb erfolglos; der englische Generalpostmeister Lord Londonderry lehnte die Forderungen der Marconi-Gesellschaft unter Hinweis auf das Interesse der Landesverteidigung ab. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika scheint man die Monopolgelüste der Marconi-Gesellschaft vom militärischen Gesichtspunkte aus einer Prüfung unterziehen zu wollen; der Präsident Roosevelt hat nämlich den Chef des Telegraphenwesens der Armee, General Greely, beauftragt, die Vorschläge Deutschlands zur Verhinderung eines Monopols der drahtlosen Telegraphie auf See zu studieren und über ihre Zweckmäßigkeit zu berichten.

Das viel besprochene Uebereinkommen der Marconi-Gesellschaft mit der britischen Regierung in Kanada über die Herstellung je einer Station für die Ozeanfunkentelegraphie in Neuschottland und in England, sowie die Einrichtung von Funkentelegraphenstationen an der kanadischen Küste gewährt dem Marconi-System ebenfalls kein Monopol. Immerhin ist dieses Uebereinkommen äußerst günstig für die Marconi-Gesellschaft; hiernach übernimmt die Regierung von Kanada die Kosten für die Herstellung der Station für die Ozeanfunkentelegraphie in Neuschottland bis zum Betrage von 80 000 Dollar. Man scheint also dort mehr als hier an das auf Aethers Schwingen über den Ozean beförderte Marconische „S" zu glauben. Dafür verspricht die Marconi-Gesellschaft auch die Telegramme für 10 Cents das Wort und Preßtelegramme sogar für 5 Cents das Wort über den Ozean zu befördern. Einen Zeitpunkt, wann die Anlage für die Ozeanfunkentelegraphie in Betrieb genommen werden soll, setzt das Uebereinkommen nicht fest, aber nicht etwa, weil die Möglichkeit der Ozeanfunkentelegraphie noch nicht erwiesen ist, sondern weil vielleicht unvorhergesehene Hindernisse und Schwierigkeiten die Betriebseröffnung verzögern könnten. Bezüglich des Verkehrs der etwa an der kanadischen Küste zur Einrichtung kommenden Marconi-Stationen mit Schiffen in See ist in dem Uebereinkommen eine Ausschließung für Schiffe, die andre als Marconi-Systeme an Bord haben, nicht vorgesehen.

In Deutschland ist nur eine Marconi-Anlage vorhanden; sie besteht aus den beiden Funkentelegraphenstationen Borkum-Leuchtturm und Feuerschiff Borkum-Riff. Der Betrieb dieser Anlagen, der zunächst noch als Versuchsbetrieb anzusehen ist, steht unter der Aufsicht der Reichstelegraphenverwaltung; die Stationen werden von preußischen Beamten, nämlich den Leuchtturmwärtern und dem Feuerschiffpersonal, bedient. Ein Einfluß der Marconi-Gesellschaft auf den Betrieb der Anlagen ist daher vollständig ausgeschlossen. Darum entbehrt also die Meldung der Tagespresse, daß die Marconi-Station Borkum ebenfalls die Funkentelegramme vom Dampfer „Deutschland" gelegentlich der Rückreise des Prinzen Heinrich nicht angenommen habe, jeder Begründung.

Da die englische Marconi-Gesellschaft aus dem Betriebe der von ihr eingerichteten Anlagen bisher nur geringfügige Einnahmen hat, so versucht sie, die erforderlichen Mittel im Wege der Gründung von Tochtergesellschaften zu beschaffen. So soll jetzt im Staate New-Yersey eine Marconi-Gesellschaft mit 1 Million Dollar Kapital gegründet werden, und zwar will man 750000 Dollar bar durch den Verkauf der Aktien aufbringen, und von diesem Barbetrage sollen 250 000 Dollar der englischen Muttergesellschaft zufließen. Die verbleibende halbe Million Dollar soll der neuen Gesellschaft als Betriebskapital verbleiben. Es wäre interessant zu erfahren, welche Gewinnaussichten die neue Gesellschaft ihren Aktionären macht. Da eine erfolgreiche Konkurrenz der Ozeanfunkentelegraphie mit der Kabeltelegraphie, wie bereits früher in diesem Blatte ausgeführt wurde, ausgeschlossen erscheint, so würden die Haupteinkünfte der Marconi-Stationen lediglich aus dem Verkehre mit den Schiffen in See erzielt werden. Diese Einkünfte würden aber nur dann eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals für die Stationen ergeben, wenn das Marconi-System thatsächlich das erstrebte Monopol erlangen würde und daher entsprechend hohe Taxen festsetzen könnte. Haben die Monopolbestrebungen, woran nicht zu zweifeln ist, keinen Erfolg, so wird es der Marconi-Gesellschaft und ihren Gründungen wie überhaupt jeder Gesellschaft zur gewerbsmäßigen

Verwertung der Funkentelegraphie sehr schwer fallen, eine einigermaßen befriedigende Rente aus dem Anlage- und Betriebskapital für die Stationen zu erzielen. Reichtümer sind mit der Funkentelegraphie nicht zu erwerben, weil die geringe Betriebssicherheit, die allen Systemen anhaftet, sie unfähig macht, im Nachrichtenverkehr mit der Drahttelegraphie in erfolgreichen Wettbewerb zu treten.

In gleicher Weise, wie die Marconi-Gesellschaft auf wirtschaftlichem Gebiete die Funkentelegraphie zu monopolisieren sucht, geht neuerdings Marconi selbst darauf aus, sich als Alleinerfinder hinzustellen und alle andern Funkentelegraphensysteme als eine Nachahmung seiner Arbeiten zu bezeichnen. Es gehört ein unglaubliches Selbstbewußtsein — um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen — dazu, um die Courtoisie, mit der unsre deutschen Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie die Verdienste Marconis anerkennen, auf solche Weise zu erwidern, wie es jetzt Marconi beliebt. In neuester Zeit hat sich sogar Marconi nicht gescheut, dem Professor Slaby den Vorwurf zu machen, daß er sein System auf dem aufgebaut habe, was er gelegentlich der Teilnahme an den ersten Versuchen Marconis gesehen und gehört habe. Professor Slaby ist die Antwort nicht schuldig geblieben: sie lautet:

„Ich habe nie verschwiegen und bei jeder Gelegenheit anerkannt, daß ich an den ersten Versuchen teilgenommen habe, die die englische Telegraphenverwaltung im Mai 1897 unter Leitung von Sir William Preece mit den damaligen Marconi-Apparaten anstellte. Die heutigen Systeme sind solche für abgestimmte Telegraphie und haben, wie auch Herr Marconi zugiebt, mit jenen primitiven Anfängen kaum noch etwas gemein. Das System Slaby-Arco beruht auch nicht auf jenen älteren Erfahrungen, sondern, wie Herrn Marconi sehr wohl bekannt ist, auf Entdeckungen, die ich am 22. Dezember 1900 bekannt gegeben habe (Entdeckung der abgestimmten und mehrfachen Funkentelegraphie), und die Herr Marconi selbst in einem Vortrage vor der Society of Arts mit den Worten bespricht: ‚I trust it will not be thought that I wish in any way to minimise the importance of Slabys' work.' (Ich verlasse mich darauf, daß der Gedanke nicht aufkommen wird, als wollte ich die Bedeutung von Slabys Werk in irgend einer Weise verkleinern.) Die auffallende Aenderung der Ansichten des Herrn Marconi bedaure ich aufrichtig. Slaby."

Das Vorgehen Marconis ist um so weniger verständlich, als seine Erfolge auf weite Entfernungen wohl nicht unabhäng sind von der Braunschen Senderanordnung für Funkentelegraphie (deutsches Patent vom 14. Oktober 1898). Professor Braun ist unbestreitbar der erste gewesen, der einen Sender für Funkentelegraphie hergestellt und benutzt hat, der kräftige, reine und lang anhaltende Schwingungen ausschickt. Solche Schwingungen sind aber die unerläßliche Bedingung für eine abgestimmte Funkentelegraphie, und mit letzterer allein ist man im stande, große Entfernungen zu überwinden. Mit der ursprünglichen Marconi-Anordnung war eine abgestimmte Funkentelegraphie nicht möglich; infolgedessen ist auch mit dem älteren Marconi-System eine dauernde sichere Verständigung auf Entfernungen über 50 Kilometer kaum zu erzielen. Bei seinem neueren System benutzt Marconi nach dem Vorgange von Professor Braun einen geschlossenen Schwingungskreis zur Erzeugung der elektrischen Wellen und überträgt dann diese induktiv auf den Senderdraht, dem die Aufgabe zufällt, sie in den Luftraum auszustrahlen. Der geschlossene Schwingungskreis wird durch die Funkenstrecke, regulierbare Kondensatoren und Selbstinduktionsspulen gebildet; er kann also elektrische Wellen beliebiger Länge erzeugen. Die von Marconi benutzte Anordnung fällt unter das Braunsche Patent; sie ist sogar in der Patentschrift schematisch dargestellt. Angesichts dieser Thatsache muß es eigentlich verwundern, daß die Braun-Siemens-Gesellschaft nicht Stellung nimmt gegen die unbefugte Benutzung des Braunschen Patents durch Marconi, wie es anfänglich wohl beabsichtigt war, und es fällt auf, daß Professor Braun unlängst gelegentlich eines Vortrags im Mannheimer Stadtparksaal den Arbeiten Marconis eine gar freundliche Anerkennung gezollt hat. Sollten etwa die vereinzelt laut werdenden Stimmen recht haben, daß die Braun-Siemens-Gesellschaft, unmutig über den Ausgang der kürzlich stattgehabten Kieler Vergleichsversuche zwischen ihrem System und dem System Slaby-Arco, nunmehr mit der Marconi-Gesellschaft zusammengehen wolle? Ein solches Vorhaben würde den deutschen Interessen zuwiderlaufen, denn hierdurch würde u. a. thatsächlich die Marconi-Gesellschaft schließlich ein Monopol erhalten, sofern der Patentstreit zwischen den Systemen Braun-Siemens und Slaby-Arco zu einem Siege des ersteren Systems führen sollte. Dies ist aber, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, leicht möglich. Die Braun-Siemens-Gesellschaft behauptet nämlich, daß die Slaby-Arco-Apparate bei den Vergleichsversuchen und auch sonst allgemein mit einer Senderanordnung arbeiten, die unter das Braunsche Patent fällt. Der einzige wesentliche Unterschied gegen die Braunsche Anordnung soll nur der sein, daß der Schwingungskreis zur Erzeugung der abgestimmten Wellen nicht induktiv, sondern direkt mit dem Senderdraht verbunden ist, eine Schaltung, die ebenfalls in der Braunschen Patentschrift erwähnt ist. Trifft dies zu, so dürfte allerdings der Ausgang des Patentstreites zu Gunsten der Braun-Siemens-Gesellschaft wahrscheinlich sein. Eine solche Thatsache wäre gleichzeitig eine Erklärung dafür, daß das Slaby-Arco-System bei den Vergleichsversuchen etwas besser gearbeitet hat als das Braun-Siemens-System, da letzteres nur während zwei kurzen Fahrten Gelegenheit gehabt hat, sich den Bordverhältnissen und wechselnden Entfernungen bei der Funkentelegraphie über See anzupassen. Das Slaby-Arco-System hat dagegen über zwei Jahre Gelegenheit gehabt, sich den Bedürfnissen der Kaiserlichen Marine entsprechend zu entwickeln. Wenn daher die Verständigung über See mit dem Braun-Siemens-System bei etwa 90 Kilometern aufhörte und es mit dem Slaby-Arco-System zwar noch gelang, einige Telegramme auf 130 Kilometer zu befördern, indessen eine dauernde sichere Verständigung nur bis 115 Kilometer vorhanden war, so ist diese Ueberlegenheit nicht gerade groß und wohl nur der besseren technischen Durchbildung der Slaby-Arco-Apparate zuzuschreiben. Zudem behauptet die Braun-Siemens-Gesellschaft, daß die sichere Verständigung mit ihrem System in der Richtung von der Landstation bei Bülk nach der Station auf S. M. Schiff „Prinz Friedrich Karl" zwar bei 90 Kilometern aufhörte, daß aber in umgekehrter Richtung die telegraphischen Zeichen von dem Schiffe nach der Landstation sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückfahrt noch bei mindestens 105 Kilometern fehlerlos ankamen. Weiterhin hält die Braun-Siemens-Gesellschaft durch die Vergleichsversuche für erwiesen, daß die Abstimmung bei ihren Apparaten eine wesentlich schärfere sei. Denn während der Braun-Siemens-Empfänger bis auf wenige Kilometer Entfernung von dem mit andrer Wellenlänge arbeitenden Slaby-Arco-Sender unbeeinflußt geblieben sei, wäre der Slaby-Arco-Empfänger noch auf große Entfernungen von dem Braun-Siemens-Sender beeinflußt worden. Der Braunsche Empfänger habe die Telegramme des Braunschen Senders auch dann klar und fehlerlos wiedergegeben, wenn beide Geber gleichzeitig durcheinander arbeiteten; er sei durch die Zeichen des Slaby-Senders nicht gestört worden. Da offizielle Veröffentlichungen über die Vergleichsversuche nicht erfolgt sind, so ist es schwer, sich aus den Meinungsverschiedenheiten der beiden Parteien ein zutreffendes Bild der wirklichen Sachlage zu schaffen. Den praktischen Erfolg hat jedenfalls das Slaby-Arco-System gehabt, da dieses infolge der bei den Vergleichsversuchen erzielten Ergebnisse zunächst allein bei der Kaiserlichen Marine zur Anwendung kommen soll. Dieser Erfolg würde in Frage gestellt sein, wenn in dem anhängigen Patentstreit das Braun-Siemens-System obsiegt, denn dann müßten die Slaby-Arco-Apparate wieder nach der älteren, heute nicht mehr konkurrenzfähigen Anordnung geschaltet werden. Die gegenseitige Befehdung der deutschen Systeme ist natürlich der Marconi-Gesellschaft sehr willkommen; ein langwieriger Patentstreit wirkt immer hemmend auf die Entwicklung der konkurrierenden Systeme. Im Interesse einer weiteren ruhigen und gedeihlichen Entwicklung der deutschen Funkentelegraphie wäre es daher dringend zu wünschen, wenn die beiden Parteien Braun-Siemens und Slaby-Arco die Streitaxt begraben und dafür gemeinsam gegen die Marconi-Gesellschaft Stellung nehmen würden.

Bei einer Fusion entsteht natürlich zuerst die Frage: was bringt die eine und was bringt die andre Partei mit in die Interessengemeinschaft? Diese Frage ist hier leicht zu beantworten: Braun-Siemens hat das Braunsche Patent der induktiven Sendererregung und des geschlossenen Schwingungskreises und namhafte Erfolge in der Funkentelegraphie über Land, Slaby-Arco dagegen die wohl ebenso hoch einzuschätzenden technischen Errungenschaften auf dem Gebiete der Funkentelegraphie über See. Ein Zusammenschluß der Gesellschaften würde jedenfalls sowohl für das beiderseitige wirtschaftliche Gedeihen als auch für die wissenschaftliche Weiterentwicklung der Funkentelegraphie von größtem Nutzen sein.

Otto Jentsch.

Unter guter Aufsicht.

Skizze aus dem Madrider Leben

von

M. Klipstein.

Es war im Mai. Das Fest von San Isidro hatte begonnen. Ganz Madrid war auf den Füßen. Die Provinzler waren nach der Hauptstadt geströmt, alles freute sich des Madrider Spezialheiligen und wallfahrtete hinaus zu seiner Kapelle auf der Pradera, der Wiese am Manzanares.

Nur Doña Concepcion Rodriguez de Perez, Witwe des Advokaten Don Baltasar Perez, saß schwermütig grübelnd in ihrem Zimmer; ja, sie würde rastlos hin und her geschritten sein wie die Löwin, der man ihr Junges geraubt, hätte ihre Körperfülle ihr diese leidenschaftliche Bewegung gestattet. Und in der That, es regte sich etwas von den Gefühlen der beraubten Löwenmutter in ihrem Innern, denn sie hatte das Unerhörte erleben müssen, daß ihr Perico, ihr angebetetes einziges Kind, sich in den Strudel des Straßenlebens gestürzt hatte, ohne, sei es von seiner Mutter, sei es von Andres, dem greisen Diener, oder von Pepa, der alten Amme, begleitet zu werden. Perico hatte zwar eben das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt, aber Doña Concepcion wußte, daß die Welt voller Schlingen und Gefahren ist, und deshalb hatte sie Perico gehütet wie ihren Augapfel. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie als reiche, unabhängige Witwe in der altberühmten Universitätsstadt Salamanca gelebt. Dort hatte Perico die Schule, dann die Universität besucht, dort war er mit Hilfe der landesüblichen Rekommandationen leidlich durch die juristischen Examina gelotst worden. Vor etwa einer Woche waren nun Doña Concepcion und Perico, begleitet von Andres und Pepa, in Madrid eingetroffen und wohnten bei Don Manuel Rodriguez, dem Bruder von Doña Concepcion.

Perico war ein hübscher junger Mann, mittelgroß, schlank und dunkeläugig, mit kleinem schwarzen Schnurrbärtchen, er gefiel den Mädchen — also war es Zeit, ihn zu verheiraten, denn das hatte Doña Concepcion fest beschlossen, die Schwiegertochter wollte sie sich selbst aussuchen. Es sollte keine der modernen Señoritas sein, die französisch parlieren und nur daran denken, sich zu putzen, nein, eine Spanierin von der alten Art, einfach, fromm und anspruchslos, die mit der Schwiegermutter jeden Morgen in die Messe gehen und ihr des Abends helfen würde, Pericos Strümpfe zu stopfen. Hübsch mußte sie sein und wo möglich aus der Verwandtschaft, aber natürlich nicht zu nahe verwandt wegen der lästigen Schwierigkeiten mit dem kirchlichen Dispens.

Dieses Zukunftsbild war auch jetzt zum vielhundertsten Male an Doña Concepcions geistigem Auge vorübergegungen, aber es vermochte nicht, ihr Herz zu berühren. Sie sah auf ihre Uhr: es war halb drei. Vor mehreren Stunden war Perico von zwei seiner Vettern abgeholt und nach der Pradera San Isidro entführt worden. Doña Concepcion hatte dagegen Einspruch erheben wollen, daß man drei unerfahrene junge Leute allein in jenes Jahrmarktstreiben hinauslasse, aber Don Manuel, ein alter Hagestolz, der in seiner Jugend lustig gelebt hatte, war bei den Worten seiner Schwester in helles Gelächter ausgebrochen, die jungen Leute hatten mit eingestimmt, Perico hatte zum Erstaunen der Mutter mitgelacht, dann hatten die Vettern Perico in ihre Mitte genommen und waren mit ihm davongeeilt.

Was war zu thun? Wen sollte Doña Concepcion den jungen Leuten nachschicken? Ihr Bruder war im Senat und konnte vor sechs Uhr nicht zurück sein; der alte Andres war nach Toledo gefahren, um seine Enkel zu besuchen; der Diener des Hauses war ein blutjunger Bursche; Doña Concepcion selbst konnte nicht daran denken, sich bei der glühenden Hitze einer solchen Strapaze zu unterziehen, — es blieb nur die alte Pepa. Kinderfrauen und Ammen sind in Spanien Vertrauenspersonen, sie haben in allen Familienangelegenheiten mitzureden, und Pepa hatte bei ihrer Herrin etwa die Stellung wie Julias Amme im Hause Capulet.

Doña Concepcion klingelte und hieß Pepa rufen. Eine ältliche, hagere Frau trat mit eiligen, trippelnden Schritten ein. Sie trug die Tracht der asturischen Bäuerinnen; einen schwarzen, mit Silberknöpfen besetzten Sammetspenzer, schwarzen Rock, unten mehrmals mit breiten lila Seidenbändern besetzt, schwarze Schürze mit lang herabhängender lila Schleife, lange silberne Ohrgehänge und ein rot und violett kariertes Tuch so um den



Nachbar[illegible]

Nach dem Gemälde von [illegible]



nder.

ssor Claus Meyer.

Kopf gewunden, daß es eine hohe, spitze Mütze bildete.

„Was befiehlt die Señora?" fragte sie, indem sie sich vertraulich näherte und sich auf die Lehne des Armsessels stützte, in dem ihre Herrin saß.

„Hören Sie, Pepa," sagte diese, „ich bin in großer Unruhe wegen des Señorito Perico. Er ist vor zwei Stunden ausgegangen, und ich begreife nicht, wo er bleibt. Sie müssen ihn suchen gehen."

„Ave Maria Purisima!" rief Pepa, sich bekreuzigend und ihren Daumen küssend. „Zwei Stunden! Was kann ihm nicht alles begegnet sein! Ich gehe sogleich," und sie war schon an der Thür.

„Halt, Pepa! So hören Sie doch erst! Er ist nach der Pradera zum Santo. Waren Sie je dort?"

„Ja, vor dreißig Jahren einmal. Aber ich erinnere mich sehr wohl; ich weiß genau, wo der Weg hinausführt." Sie stand schon draußen und wollte eben die Thür schließen.

„Por la Virjen santisima! Pepa, kommen Sie her! Hören Sie zu! Hier vor der Thür geht die Pferdebahn vorüber, Sie fahren zur Puerta del Sol, und von der —"

„Schön, schön, Señora! Und wenn ich den Señorito sehe, so rufe ich: Periquito!"

„Nein, nein, Pepa! Das geht nicht. Aber — hier, nehmen Sie meinen Regenschirm, es stehen dunkle Wolken am Himmel, es regnet sicher bald, und sobald der erste Tropfen fällt, treten Sie vor, überreichen dem Señorito den Schirm und sagen —"

„Die Señora schickt ihn, und Sie sollen nach Hause kommen!"

Und fort war Pepa.

Doña Concepcion öffnete das Fenster und sah ihr nach, wie sie, das sauber gefaltete Taschentuch in der einen Hand, den Regenschirm in der andern, die Straße hinabging, die Pferdebahn halten ließ und lange mit dem Kondukteur verhandelte, ehe sie einstieg.

Doña Concepcion wollte eben das Fenster schließen, als vor der gegenüberliegenden Villa ein Mailcoach vorfuhr. Auf dem Verdeck saßen mehrere sehr elegante Damen und Herren. Ein Lakai stieg ab, und bald erschien in Begleitung der Zofe ein hübsches, sehr junges Mädchen in hellem Kleide, rundem Hütchen mit viel Blumen und Federn und grasgrünem Sonnenschirm. Die Herren halfen ihr hinauf, es folgte allgemeines Händeschütteln, und schwatzend und lachend fuhr die Gesellschaft fort.

„Virjen de mi alma, welche Sitten!" seufzte Doña Concepcion, „San Pedro schütze meinen Perico, daß er nicht ein solches Mädchen zur Frau bekomme! Und sie war hübsch, wahrhaftig! Ob das nur die Mutter ist, die da drüben auf dem Balkon steht? Wohl mag sie ihrer Tochter nachschauen, es wird wenig nützen." Und Doña Concepcion schloß das Fenster.

Auch die Dame in der Villa zog sich vom Balkon zurück und ließ sich müde in einen Lehnsessel ihres elegant eingerichteten Salons gleiten. Sie war eine kleine, zarte Frau mit großen, schüchternen Augen.

„Ob es ihm nur recht sein wird?" murmelte sie kopfschüttelnd. „Er ist ja nie zufrieden mit mir."

„Er", dessen Mißfallen sie fürchtete, war ihr Gemahl, der Marques de Sanprado. Der Vater jenes Herrn war ein Wasserträger aus Galicia gewesen; der Sohn, klug und fleißig, war nach Südamerika gegangen, hatte in Buenos Ayres ein bedeutendes Vermögen erworben, später eine reiche Kubanerin geheiratet, dann den Marquestitel gekauft und sich in Madrid niedergelassen. Alles war ihm gelungen, nur seine Kinder wollten nicht die Wege wandeln, die er ihnen vorgezeichnet hatte. Statt eine Herzogskrone auf ihren Scheitel zu drücken, hatte die älteste Tochter einen armen Marineleutnant geheiratet, und der einzige Sohn hatte die Tochter eines wohlhabenden Schneidermeisters heimgeführt. Jetzt war nur noch ein Kind vorhanden, die ehrgeizigen Pläne des Marques zu verwirklichen: die hübsche Pilarcita, die auf dem Mailcoach nach der Pradera San Isidro hinausfuhr.

„Wie schön sah die Señorita Pilarcita aus, Señora Marquesa," sagte die eintretende Zofe. „Wie distinguiert, eine wahre Herzogin!"

Die Marquesa seufzte: „Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, sie der Condesa de Monteco anzuvertrauen. Die Gesellschaft ist etwas — ich will nicht gerade sagen —"

„Etwas leichtfertig," fiel die Zofe ein. „Ja, die von der Aristocracia sind alle so. Aber der junge Duque de Buenaguas, der Bruder der Condesa, ist ja doch der Novio (Bräutigam), den der Señor Marques für die Señorita Pilarcita wünscht, und der saß ja dicht neben ihr, ganz als wenn sie zusammengehörten."

„Das wohl, aber ihr gegenüber saß der Zeitungsschreiber, der immer die Gesellschaften und die Toiletten der Damen beschreibt, ein armer Bursche ohne Titel."

„Aber Señora, der? Der macht ja der Señora Condesa den Hof, der hat mit unsrer Señorita nichts zu thun."

„Wenn ich das nur gewiß wüßte, damit ich dem Marques berichten könnte!" sagte die kleine, zarte Dame, indem sie ihre großen schwarzen Augen wie hilfesuchend auf die Zofe richtete. Plötzlich erhob sie sich so schnell, daß der Fächer zu Boden glitt: „Wissen Sie, Lucia, das beste wird sein, Sie gehen hinaus nach der Pradera und sehen, was da vorgeht."

Die Zofe hob den Fächer auf und sagte: „Gern, Señora Marquesa. Ich gehe sogleich, ich beobachte alles, ohne daß mich jemand von der Gesellschaft bemerkt, ich erzähle der Señora, was ich gesehen habe, und die Señora kann dem Señor Marques alles so genau berichten, als wäre sie selbst dabei gewesen."

„Vortrefflich!" rief die Marquesa vergnügt, „Sie sind eine kluge Person, Lucia. Hier haben Sie einen Duro, fahren Sie hin und zurück und lassen Sie sich einen Imbiß geben."

Die Zofe ging auf ihr Zimmer, zog ein helles Sommerkleid an und steckte sich die Mantilla recht kleidsam auf ihr glänzend schwarzes Haar. Sie war ein hübsches Mädchen — Ende der Zwanzig —, und auf der Pradera traf sie gewiß viele Bekannte.

Der Tag war glühend heiß, die Pferdebahn gefüllt bis auf die Trittbretter. Lucia hatte den ganzen Tag Wäsche gebügelt, dann ihre Señorita angezogen — sie war todmüde, und als sie einen Sitzplatz erobert hatte, fielen ihr die Augen zu.

Sie erwachte; man war an der Station. Alles stieg aus, auch Lucia. Sie rieb sich die Augen, hielt sich den Fächer gegen das blendende Sonnenlicht vor und blickte hinab auf die Pradera. Der weite, große Rasenplan war mit Menschen besät. Ueberall fröhliche Gruppen, dort bei Guitarrenspiel tanzend, da auf dem Boden gelagert, essend und trinkend, dazwischen Buden und Zelte, Schaukeln und Karussels, und ganz im Hintergrunde auf der Anhöhe die Eremita, die Kapelle des Heiligen, in der das Glöckchen eben zur Vesper läutete.

Während Lucia mit der Menge den Pfad zur Pradera hinabging, fiel ihr eine ältliche Frau auf, die bald vorwärts schritt, bald stehen blieb und sich umblickte, als sei sie des Weges nicht kundig. Sie trug, wie die meisten Kinderfrauen in Madrid, die asturische Tracht und hielt in der einen Hand einen eleganten Regenschirm, in der andern ein sauber zusammengelegtes Taschentuch. Als Lucia sie eingeholt hatte, blickte die Frau sich um, beide schrieen laut auf und stürzten einander in die Arme.

„Beim Himmel, wer hätte gedacht, daß ich dich hier finden würde!" rief die Frau, Lucia auf beide Backen küssend. „Kind, Lucia, wie kommst du hierher?"

„Und du, Tante Pepa? Wie geht's, bist du gesund? Aber komm, hier in dem Gedränge können wir nicht plaudern, und wir haben uns so lange nicht gesehen."

Lucia führte die Tante Pepa auf die Pradera hinab, suchte einen schattigen Platz hinter einem der Zelte aus, dann holte sie Wein, Kuchen und Erdbeeren. Die beiden Frauen lagerten sich auf dem spärlichen Grase, und bald hatten sie Madrid und San Isidro über den Erinnerungen an ihr Heimatsdorf in den asturischen Bergen vergessen.

„Wie schön du aussiehst!" sagte Pepa im Laufe des Gesprächs, das glänzende Haar der Nichte streichelnd, „wie schön! Welch ein Glück wäre es für meinen armen Mateo gewesen, wäre er dein Schatz geblieben und hätte dich geheiratet! Dann säße er jetzt nicht drüben in Ceuta im Presidio (Zuchthaus). Oft sagte ich ihm: ‚Mateo,' sagte ich, ‚das gefällt mir, daß du die Lucia heiraten willst; sie ist schön und brav, und sie ist auch nicht arm. Ihre Eltern haben ein Haus und Feld, und wenn sie nach Madrid zur Marquesa dienen geht, so thut sie das, weil sie sehr fein ist und es ihr gefällt zu lernen, wie man Kleider macht und Hüte und dergleichen Dinge.' — ‚Ei Mutter,' sagte der Mateo, ‚es ist nicht wegen des Geldes und auch nicht wegen des Hauses, aber die Lucia gefällt mir, und es gefällt mir keine so wie die Lucia.' Das sagte der Mateo oft zu mir, seiner Mutter."

„Ja, ja, er sagte wohl, er hätte mich lieb," erwiderte Lucia, sich die Augen trocknend, „und doch, als die Andalusierin kam, die Lola mit den Hexenaugen, und die Sevillanas tanzte und Flamencas sang, daß alle Burschen im Dorfe toll wurden, da wurde auch der Mateo toll, und er verließ mich und lief hinter der Hexe her, und da — da geschah das Unglück."

„Virjen de las Angustias! Welch ein Unglück!" wiederholte Pepa. „Ich war gerade von Salamanca gekommen. Die Señora Concepcion sagte zu mir: ‚Pepa,' sagte sie, ‚Sie können auf eine Woche nach Hause reisen; es ist nimmer gut, wenn man die Kinder zu lange allein läßt, und sehen Sie zu, daß der Mateo sich bald mit der Lucia verheiratet.' Und ich reise ab und komme nach Zerragui, und die Antonia, meine Base, kommt mir entgegen und sagt: ‚Weißt du, was geschehen ist? Ein großes Unglück!' — ‚Was für ein Unglück?' sage ich. — ‚Der Mateo,' sagt sie. — ‚Was ist mit dem Mateo,' sage ich, ‚haben sie ihn zu den Soldaten genommen?' — ‚Nein,' sagt sie, ‚aber er hat Streit gehabt mit dem Vicente, mit dem Novio von der Andalusierin, und sie haben die Messer gezogen, und der Mateo hat den Vicente erstochen.' — ‚Ave Maria Purisima!' schrie ich, und es wurde mir finster vor den Augen, und — weiter weiß ich nichts."

„Ja, Tante Pepa, du wurdest krank, und wir dachten alle, du würdest sterben, und die Antonia sagte zu mir: ‚Sieh, Lucia, es ist besser, sie stirbt, die Aermste, als daß sie erlebt, daß der Mateo den grauen Kittel anziehen muß und sein Leben lang im Zuchthaus arbeiten."

„Nein, Lucia, da bist du im Irrtum!" rief Pepa heftig und faßte das Mädchen beim Arm, „nicht sein Leben lang!"

„Ich weiß, Tante Pepa, der Richter hatte ihm nur zwanzig Jahre gegeben, weil der Vicente zuerst das Messer gezogen hatte."

„So ist's. Und der Señor Don Manuel, der Bruder der Señora Concepcion, hatte sich für ihn verwendet, so daß er nur zehn Jahre bekam, und sieben sind schon vorbei. Der ist gut, wie das liebe Brot, der Don Manuel, und ich glaube, er wird bei der Königin bitten, daß sie dem Mateo die Zeit ganz erläßt, denn der Mateo hat sich sehr gut betragen im Presidio, wie ein Caballero, sagt der Señorito Manuel."

„Das war er immer, der Mateo, ein wirklicher Caballero. Und wenn diese Andaluza, diese Teufelin, nicht gekommen wäre, — möge sie einst büßen im Fegefeuer bei den andern Teufeln!"

„Still, still, Töchterchen, rede nicht Schlimmes von den Toten!"

„Wie, sie ist tot?" rief Lucia, und ihre schwarzen Augen glänzten vor Freude, „ist sie auch gewiß tot?"

„So gewiß, als du lebst. Sie ging mit einer Herrschaft nach der Habana; da drüben ist sie am gelben Fieber gestorben. Sie ruhe in Frieden!"

„Amen!" erwiderte Lucia. Beide bekreuzten sich und beteten ein Ave.

„Und von dem Mateo hast du oft Nachricht?"

„Gewiß, drei-, viermal im Jahre. Erst heute morgen — aber wie dumm ich bin!" rief Pepa, sich vor die Stirn schlagend, „du bist ja in die Schule gegangen und hast lesen gelernt, du wirst wissen, was darin steht. Sieh, der Briefträger kam gerade, als die Señora mich rief. Ich kann nicht lesen, und so steckte ich den Brief geschwind in die Tasche — wo hab' ich ihn doch?"

Sie hob ihren schwarzen Rock auf und suchte in einer großen Leinwandtasche, die sie darunter an der linken Seite hängen hatte. Zwischen mehreren Schlüsseln, einem alten ledernen Geldbeutel und einigen zusammengeklebten Bonbons fand sich ein uneröffneter Brief, den sie Lucia reichte. Diese riß ihn auf und las mühsam und stockend, während Pepa mit gefalteten Händen und offenem Munde horchte:

„Geliebte Mutter!

Dieses schreibe ich, um Dir zu sagen, daß ich am heutigen Tage abreise mit dem Schiff von Ceuta nach Malaga, und daß ich frei bin und sehr dankbar dem Señor Don Manuel, der für mich gebeten hat und die Königin mir die drei Jahre geschenkt, wo die Virjen de la Merced sie möge darum segnen. Ich bringe auch 420 Reales mit, die ich mir ehrlich verdient mit Arbeit im Felde, und ich habe Dir ein schönes Tuch gekauft und für die Lucia eine Halskette, und sage der Lucia, daß ich sie noch liebe, und wenn sie mich noch will, so heirate ich sie.

Dein gehorsamer Sohn

Mateo."

Der Brief war undeutlich geschrieben, und Lucias Lesekunst war mangelhaft; sie hatte Mühe, den Inhalt zu entziffern und zu verstehen. Als aber den beiden Frauen klar geworden war, was eigentlich in dem Briefe stand, brachen sie in Thränen aus, fielen einander um den Hals und lachten und weinten.

Die Gruppen in der Nähe wurden aufmerksam, die jungen Leute hörten auf, die Jota zu tanzen, und die Musiker hörten zu spielen auf, und bald hatte sich ein bunter Kreis von Neugierigen um die beiden Frauen gesammelt.

Lucia erzählte, Pepa bekräftigte und wischte sich die Augen mit dem Taschentuch, das sie noch schön gefaltet in der Hand hielt. Die Guitarrenspieler griffen wie zur Begleitung ein paar Accorde; ein junger Bursche im steifen, breitkrempigen Hute und der kurzen Jacke eines Torero schwang seinen ledernen Weinschlauch und rief: „Viva Mateo!“ und alle stimmten ein.

Die Begeisterung hatte den höchsten Grad erreicht, als plötzlich starker Donner sich hören ließ und große Regentropfen fielen. In dem Augenblicke kam ein Mailcoach mit Herren und Damen schnell daher gefahren. Die Landleute sprangen zur Seite. Lucia raffte den Rest ihres Imbisses zusammen, Pepa aber faßte ihren Regenschirm, schwang ihn in der Luft wie eine Fahne und warf sich wie toll dem Wagen entgegen: wie ein Blitzstrahl war es ihr durch den Sinn gefahren, weshalb sie eigentlich hierher gekommen war, und wie schnöde sie ihre Pflicht versäumt hatte.

„Tante Pepa!“ rief Lucia, sie beim Arm fassend und heftig zurückreißend, „bei der heiligsten Jungfrau, du kommst ja unter die Pferde!“

Pepa hielt noch immer ihren Regenschirm hoch empor. „Laß mich!“ schrie sie, nach Luft schnappend. „Siehst du nicht den dort auf dem Wagen? Das ist ja mein Señorito, mein Periquito! Und ich sollte auf ihn acht geben!“ setzte sie jammernd hinzu.

Lucia brach in helles Lachen aus. „Der hübsche Junge dort?“ rief sie. „Ei, um den brauchst du dich nicht zu grämen. Der sitzt neben meiner Señorita, der Pilarcita. Sieh doch, wie galant er den Schirm über sie hält! Die beiden werden sich gut verstehen.“

Spät am Abend saß Lucia am Bett der hübschen Pilarcita, um wie gewöhnlich dem verwöhnten Kinde ein asturisches Lied vorzusingen oder ihr etwas zu erzählen, bis sie einschlief.

Heute aber trug Pilarcita die Kosten der Unterhaltung.

„Hören Sie auf mit dem alten Liede, Lucia!“ sagte sie und schaute schelmisch mit ihren großen, dunkeln Augen auf die Zofe. „Ich will Ihnen etwas erzählen, was viel lustiger ist als Ihre abgesungene Jota. Sie dürfen es aber niemand verraten, hören Sie? Also, ich habe einen Novio, einen Schatz. Er ist groß und schön, und er heißt Perico. Er wohnt in dem Hause gegenüber.“

„Virjen de mi alma!“ rief die Zofe mit geheucheltem Erstaunen. Und ich dachte, es sei der Duque —“

„Ach, Dummheiten! Der Duque ist häßlich und langweilig; ich will nichts von ihm wissen. Hören Sie nur weiter. Also, es war draußen beim Santo, da wurde Perico der Condesa vorgestellt und dann mir, und die Condesa lud ihn ein, auf dem Mailcoach mit nach Hause zu fahren. Und als es anfing zu regnen, wollte der Duque seinen Schirm über mich halten, und, denken Sie! ich nahm ihm den Schirm aus der Hand und gab ihn Perico, und so saßen wir ganz nett zusammen unter dem Schirm. War das nicht lustig?“

„Gewiß, Señorita, aber was wird der Señor Marques dazu sagen?“

„Papa? O, dem werde ich die Einwilligung schon abschmeicheln, denn wir heiraten uns, das ist so sicher wie das heilige Evangelium. Und, hören Sie, Lucia, wenn Sie morgen früh zeitig in die Messe gehen, so wird Ihnen der Diener von drüben ein Briefchen geben. Das ist für mich, das darf die Mama nicht sehen . . . Und nun können Sie singen!“

Lucia strich über die Saiten ihrer Guitarre, und während sie eine lustige Jota sang, dachte sie des armen Sträflings, der auch sie nicht vergessen hatte, der jetzt frei und glücklich heimkehrte, und dem sie alles verzeihen wollte, — alles, alles! — Und ihre Thränen rollten auf die Saiten herab.

Und im Hause gegenüber, da kniete die alte Pepa vor ihrem kleinen Marienbilde und betete ihren Rosenkranz ab, und sie bat die Virjen de las Mercedes — die ganz besondere Gnaden austeilt —, nur ihren Mateo glücklich heimzubringen, und versprach ihr eine große, bunt bemalte Wachskerze dafür, ja, sie war eben im Begriff, San Mateo, dem Schutzheiligen ihres Sohnes, eine nur ein wenig kleinere zu versprechen, da trat der Diener ein und rief sie zu ihrer Herrin. Doña Concepcion wollte sich doch berichten lassen, was ihre treue, kluge Pepa gesehen hatte von Pericos Thaten auf der Wiese von San Isidro.

Unsre lieben Meisen.

Wenn der Liebhaber des freien Naturlebens in jetziger Zeit sich zur Beobachtung des gefiederten Völkchens im Walde niederläßt, wird ihm bald unter all dem verschiedenen Zwitschern und Zirpen ein scharfes, sich schnell und oft wiederholendes „sisi, sisi, sisi tühihiti“ entgegenklingen, dessen Urheber ausfindig zu machen ihm nicht leicht wird. Endlich hat er die zwitschernden Vöglein gefunden. Es sind ein paar Tannenmeisen, die im Kiefern- und Tannengeäst emsig umherflattern. Kurze, gedrungene Gestalten mit verhältnismäßig dicken Köpfchen und geraden, kegelförmigen Schnäbeln. Ihr Federngewand ist von dunkelaschgrauer Farbe, im Unterrücken hellgrau, Kopf, Hals und Kehle tiefschwarz; Wangen, Schläfe, Halsseiten und ein großer Fleck im Nacken reinweiß, Bäuchlein und Seiten dagegen gelblich weiß. Unermüdlich huschen sie von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, jedes Loch, jeder Riß in der Rinde wird genau untersucht und mit dem Schnabel beklopft. Zwei andre — ihre olivengrüne Färbung und die düsterblauen Flügeldecken sagen dem Beschauer, daß es Kohlmeisen sind — haben sich eben brüderlich in einen langen Regenwurm geteilt, wieder andre sind eifrigst mit der Durchstöberung eines mächtigen Tannenzapfens beschäftigt. Dann gesellt sich die ganze Schar zusammen, und gemeinsam streicht die temperamentvolle Gesellschaft lustig durch den schönen Wald, in lebhafter Bewegung, bis der Abend hereinbricht und man daran denken muß, ein gutes und sicheres Schlafplätzchen ausfindig zu machen. Als ein solches betrachten die Meisen am liebsten ein Astloch, ein von andern Vögeln verlassenes Nest, oder sie verkriechen sich zwischen dichtes Zweiggewirr. Die Federn werden aufgeplustert, das Köpfchen mit den leuchtenden, dunkelbraunen Aeuglein wird unter den Flügel gesteckt, so daß das Tierchen wie eine Federkugel aussieht, und dann — gute Nacht!

Es ist eine charakteristische Eigenschaft aller Meisenarten, nach der Brutzeit und Aufzucht der Jungen in größerer oder kleinerer Gesellschaft, in der sie auch andern Vögeln den Anschluß gestatten, umherzuwandern, allerdings immer in ihrer engeren Heimat, die sie — die Meisen gehören bekanntlich nicht zu den Zugvögeln — nicht verlassen. Im Frühling und Sommer aber leben sie paarweise und zwar die Kohl- und Blaumeise in Baumgärten und Laubwäldern, die Tannenmeise — nomen est omen — sowie die Haubenmeise, so genannt wegen ihres Schöpfchens, in Nadelholzwaldungen, die Schwanz- und Sumpfmeisen endlich halten sich am liebsten in am Wasser stehenden Erlengebüschen und Weidenpflanzungen auf. Besonders die letztere Art ist in ihrem rötlich braungrauen Farbenkleide ein allerliebstes, niedliches Vögelchen, dem seine große Nützlichkeit und das häufige Hämmern mit dem Schnabel im Volksmunde den Namen „Meister Hämmerlein“ eingebracht hat.

Kommt mit dem Monat April die Brutzeit heran, so geht's auf die Suche nach einem passenden Nestchen. Da kann man nun nicht behaupten, daß die Meisenarten bei diesem Geschäft sich gerade immer sehr wählerisch zeigen. Im Gegenteil! Ein hohler Weidenstamm, ein verlassenes Krähennest, eine entsprechend große Mauerritze, im Notfall auch eine Erdhöhle oder ein Maulwurfsloch, all diese Räumlichkeiten werden, nachdem sie mit Haaren, Federn und anderm weichen Material hübsch warm ausgepolstert sind, als „Wochenstube“ bezogen. So ist uns ein Fall bekannt, wo sich ein findiges Kohlmeisenpärchen im Innern einer kleinen Engelsfigur auf einem Friedhof häuslich eingerichtet hatte. Der abgebrochene hohle Arm des Engels bildete den Eingang zu der merkwürdigen Niststätte. Wieder andre haben wir in einem außer Gebrauch gesetzten Pumpenrohr ihre Brutgeschäfte besorgen sehen, ja sogar ein Briefkasten der Kaiserlichen Reichspost soll nach Zeitungsberichten einem Meisenpärchen als Zufluchtsstätte für die Familie gedient haben. Wir nehmen wohl richtig an, daß es keiner war, der fünf Minuten vor Abgang jedes Zuges geleert wurde!

Eine Ausnahme hierin macht allerdings die schmuck in Weiß und Schwarz gekleidete Schwanzmeise, die, als fleißigste ihrer Stammesgenossen, sich der Mühe unterzieht, ein eiförmiges, ca. 20 Centimeter hohes und 10 Centimeter weites Nest aus Gespinst, Flechten und Moos, mit einem meist schräg nach oben gerichteten Eingang, äußerst kunstgerecht herzustellen und an Ast und Zweiggabeln anzuweben. Die äußere Farbe des Heims wird von den geschickten Baumeistern der Rinde des betreffenden Baumes angepaßt, so daß es einem Knorren ähnlich sieht und somit nur schwer zu finden ist.

Zweimal, ausnahmsweise auch dreimal schreiten die Meisen zur Brut. Das Weibchen legt hierzu 5 bis 12 weiße, rotpunktierte Eier und brütet sie, abwechselnd mit dem galanten Gatten, in 12 bis 14 Tagen aus. Auch in die Fütterung der Kleinen teilen sich die Alten gewissenhaft, und sie haben damit tüchtig zu thun, denn die lieben Kinderchen sind mit einem unheimlichen Appetit gesegnet. Rechnet man nun 12 solche hungrige Schnäbel, so kann man sich denken, daß diese zu stopfen für die guten Eltern keine geringe Aufgabe ist. Indem sie dies fleißig besorgen, machen sie sich der Landwirtschaft durch die massenhafte Vertilgung von Raupen und Larven sehr nützlich, so daß man den Schaden, den sie dadurch verursachen, daß sie als kleine Feinschmecker dann und wann auch Beerenobst und Sämereien nicht verschmähen, leicht verschmerzen kann. Interessant ist es, zu beobachten, wie die Meisen schnabulieren. Haben sie einen Wurm oder ein Insekt erbeutet, so wird das Opfer mit den Füßen festgehalten, peu à peu verzehrt, und vorsichtig blinzeln sie dabei nach allen Seiten, ob nicht ein andres neidisches Meislein den leckeren Bissen durch Ueberrumpelung für sich erobern will. Wie manche andre Vögel haben auch die Meisen die Gewohnheit, sich in Baumspalten und Mauerlöchern eigne Vorratskammern, in denen sie Körner, Beeren, Nadelholzsamen u. s. w. aufspeichern, anzulegen. Als interessant sei hier noch erwähnt, daß verschiedene Meisenarten — besonders die Kohlmeisen — auch die Kadaver andrer Tiere, wie Füchse, Katzen u. s. w., als Leckerbissen nicht verschmähen.

Von einem eigentlichen Gesang der Meisen läßt sich nicht sprechen, denn weder das „sihit, pinkpink pink“ der Kohlmeise, noch das „sisi, sisi, sisi, tühihiti“ der Tannenmeise oder das „zit, zit, rerr rerr rerr“ der Blaumeise kann man so bezeichnen; zu den Singvögeln gehören sie eben nicht, und das ist wohl auch der Grund, daß sie als Stubenvögel nur sehr wenig gehalten werden. „Schade“, möchten wir sagen, denn die anmutigen Tierchen — besonders die Blaumeise — eignen sich sehr gut dazu, gewöhnen sich ungemein leicht ein, halten bei einigermaßen sorgsamer Pflege jahrelang aus und machen dem Besitzer durch ihr lebendiges, possierliches Wesen, ihre zierlichen Bewegungen beim Flug wie beim Klettern, ihre Neugierde und endlich ihre drollige Frechheit andern Mitbewohnern des Käfigs gegenüber so viel Spaß, daß es sich wohl lohnt, ein größeres Gesellschaftsbauer auch mit einigen Pärchen Meisen zu bevölkern. Die Kohlmeise allerdings eignet sich für die Volière, in der andre kleine Vogelarten gehalten werden, nicht, denn sie ist da ein ganz gefährlicher Patron, schlecht genug, kränkliche und schwächere Kameraden meuchlings zu töten, um ihr Gehirn zu verzehren. Auch die Eier andrer Pärchen sind vor dem Bösewicht nicht sicher. Diese schlechten Eigenschaften sind um so bedauerlicher, als gerade die Kohlmeise sich am widerstandsfähigsten erweist, während die Tannen-, Hauben- und Sumpfmeisen sich bedeutend schwerer an die Gefangenschaft gewöhnen. Wie schon oben erwähnt, empfiehlt sich am meisten die als eine der schönsten Arten geltende Blaumeise, deren im Käfig gezogene Junge sehr zahm und zutraulich werden.

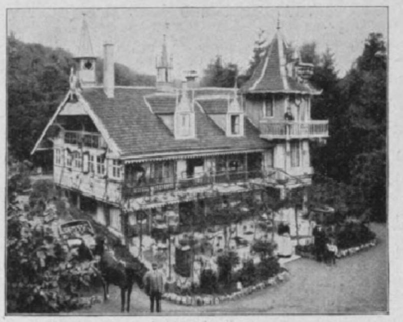
Ed. C. Rapp.

Abschied.

Wie blühten doch die Rosen
So wundervoll im Mai —
Die Rosen sind vergangen,
Der Sommer ist vorbei.
Das Ränzel hat der Bursch geschnürt,
Die Wanderlust hat ihn verführt;
Die Rosen sind vergangen
Auf Sträuchern und auf Wangen —
Der schöne Sommer ist vorbei!

Was soll ich thöricht hoffen
Auf seine Wiederkehr?
Die Rosen blühn aufs neue,
Kommt erst der Sommer her.
Der aber kehrt nicht mehr ins Land,
Der sich von seinem Schatz gewandt;
Die Rosen blühn aufs neue,
Mir spriesst der Dorn der Reue —
Doch keine Liebesrose mehr!

Richard Zoozmann.



Nebenhaus von Hausbaden.

Badenweiler.

(Hierzu auch die Abbildungen Seite 653.)

Auf das alte, malerisch auf den sonnigen Vorhügeln des Schwarzwaldes belegene Römerstädtchen Badenweiler wird sich demnächst das allgemeine Augenmerk richten, denn die deutsche Kaiserin hat für sich und die jüngeren Kinder den idyllischen Ort zur Erholungsstätte ausersehen. Eine bessere Wahl hätte kaum getroffen werden können. Köstlich wohnt es sich hier, Seelenfriede kehrt bei uns ein, wenn wir die Wälder durchstreifen rings um den Blauen, wenn wir den Schloßberg umkreisen und von dessen Abhängen aus den Blick in das schöne Rheinthal schweifen lassen, der dann an der Kette der Vogesen mit dem großen Elsässer Belchen haften bleibt. Ein wunderbares landschaftliches Bild, das in stets wechselnder Färbung und Beleuchtung den Beschauer fesselt. Die Aussicht vom Burgweg in Badenweiler kann im Lande Baden nur noch mit der von der Heidelberger Schloßterrasse verglichen werden. Beide Plätze erwecken die gleichen historischen Erinnerungen in uns, an das Walten und Wirken des kulturbringenden Römervolkes, an die schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und die Verheerungsarbeiten der Franzosen am Schlusse des 17. Jahrhunderts.

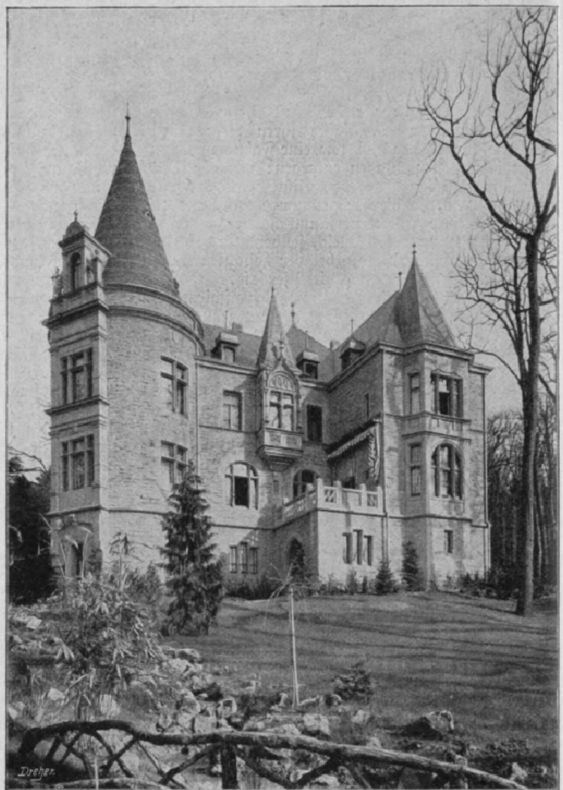
Das Schloß in Badenweiler fiel 1678, elf Jahre später das in Heidelberg den französischen Mordbrennern in die Hände. Inmitten des üppigsten Waldesgrüns und von köstlichen Anlagen umgeben, erheben sich die Trümmer des ersteren, von Epheu umrankt. Karge architektonische Details, ein Thürgestell mit Konsolensturz, ein dreifach gekuppeltes, in der Mitte überhöhtes Fenster mit den charakteristischen Hohlkehlengliederungen schauen aus den Trümmern hervor. Die mit Buckelquadern besetzten Ecken der noch hoch emporragenden Palasmauern, über deren Standfestigkeit noch kein restaurationssüchtiger Architekt zu berichten hatte, geben Aufschluß über die Art ihrer Ausführung, und die nur 14 Centimeter breiten, aber 1,06 Meter hohen Fensterschlitze in der über 3 Meter dicken Nordmauer zeigen, wie vorsichtig man bei der Anlage von Maueröffnungen nach der Außenseite zu Werke ging. Wir erkennen aus den übrig gebliebenen Mauerzügen noch die Anlage der oberen Burg mit der Palas und dem Burghof, den Zwinger mit der Ringmauer, die Umwallungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und die späteren Vorwerke und Fortifikationen. Zum ersten Male wird eines Schlosses in Badenweiler 1122 Erwähnung gethan, ein schöner Burgenbau ist aber nie daraus geworden.

Von der Burg herab gelangen wir durch den mit seltenen alten Bäumen besetzten Schloßpark und bei dessen Eingang an das von F. Eisenlohr erbaute Kurhaus, ein charakteristisches Ueberbleibsel seiner reichen Thätigkeit im deutschen Fachwerksbau. Nur wenige seiner einst hochgerühmten Bauten sind erhalten geblieben, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts war nichts mehr oder doch nur in Verstümmelung von ihnen übrig. Das ist der Lauf der Welt und das Ende von Ehre und ewigem Nachruhm!

Im rechten Winkel auf diesen Bau stoßend, erhebt sich die nach der Bergseite geschlossene, von Baudirektor Helbling aus Eisen elegant konstruierte Wandelbahn, mit weitem Bogen sich nach der großen Baumallee öffnend, als willkommener Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Hier ist das Dasein in sonnenhellen Morgenstunden, bei den Klängen des Kurorchesters und dem „Dreinreden“ der gefiederten Sänger und unter guten Menschen ein beglückendes, wenn nicht zuweilen ein Kranker im Rollstuhl an den Wandel und die Unvollkommenheit des menschlichen Daseins erinnert.

Die Regierung hat es aber verstanden, zum Wohle der Leidenden Einrichtungen zu schaffen, die manches besser ertragen lassen, und dazu gehört in erster Linie das große Schwimmbad, nach dem Vorbilde der antik-römischen Thermen von Baudirektor Leonhard gebaut. Ueber dem mächtig großen weißen Marmorbassin wölbt sich in Halbkreisform die Decke, durch deren Oeffnungen sich das liebe, gute Himmelslicht in bunt bemalten Scheiben bricht und mit einem magischen Schimmer den Raum durchzittert. Und wem die gedeckte Halle nicht luftig genug ist, findet größere Befriedigung in den blauen Wellen eines Freibassins. Auch für Einzelbäder ist gesorgt, und warme Luft- und Dampfbäder sind in Aussicht genommen.

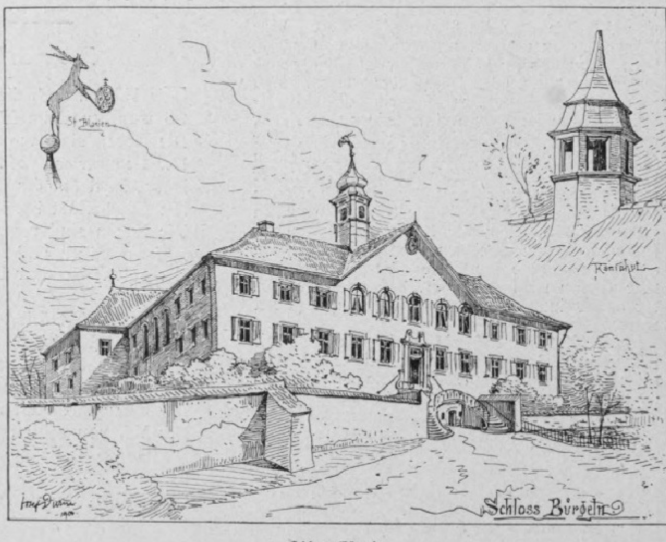
Anziehender für den Architekten und Archäologen ist aber das römische Original — eine Anlage mit vier Bassins, Wartesälen und Frigidarien nebst Ankleidesälen, Vestibülen und zwei Vorhöfen, die 1784 wieder aufgedeckt wurden. Die Ruine erhielt ein Schutzdach, das 1860 neu hergestellt wurde und jetzt in gutem Zustande erhalten wird. Die Anlage bildet ein Rechteck von 94×34 Metern; die Fundamente und Fußböden sind noch im ganzen erhalten, die Wände, zur Zeit der ersten Ausgrabungen noch 2—4 Meter hoch, haben seither von ihrer Höhe mehr oder weniger eingebüßt. Die Piscinen messen 9,5×12,0 Meter und 10,4×15,0 Meter; ihre Bekleidung mit Jurassischen Kalksteinplatten ist allenthalben noch erhalten. Nach den Münzfunden kann als die Periode des Bestehens des Bades die Zeit vom 2. bis 4. Jahrhundert angenommen werden. Im Vorhof aufgestellte Schränke bergen eine Anzahl von Kleinfunden. Der breite, mit schattenspendenden Bäumen besetzte Weg führt weiter nach einem von Schwänen, Enten und Goldfischen belebten Weiher, dessen Ufer mit seltenen Koniferen, Prachtexemplaren von Wellingtonien u. dgl. eingefaßt sind, — wieder das Bild einer entzückenden Anlage, die die Alltagssorgen vergessen macht.



Schlösschen der Gräfin Allcard-Konacska.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Landstraße steht die neue, aus rotem Mainthaler Sandstein in romanischem Stile von Oberbaudirektor Dr. Durm erbaute protestantische Kirche. Auf gleicher Stelle erhob sich einst ein mächtiges römisches Gebäude, dann eine kleine christliche Kirche in romanischer Bauweise, dann eine größere in gotischer, der ein viereckiger Kastenbau folgte, der in seinem schmucklosen Innern die Jahreszahl 1799 trug, als Jahr der Erneuerung des Baues. Der Römerbau war auf einen Pfahlrost gegründet, der gut erhalten beim Bau der neuen Kirche im Jahre 1892 zu Tage gefördert wurde. Den Bau des 18. Jahrhunderts zierte noch ein einfacher, viereckiger Turm, dessen Vorhalle jedoch einen kunsthistorischen Schatz barg, einen sogenannten Totentanz, oder, besser gesagt, die Malereien an den Wänden hatten die alte Sage der drei Könige und der drei Toten, oder wie sie im Altfranzösischen heißt: „Li trois vifs et li trois morts“ zum Vorwurf. Sie stammen aus der Zeit der Hochgotik; Darstellungen von Heiligenfiguren an den Schmalseiten der Vorhalle reichen in das 15. Jahrhundert zurück. Die Malereien mit ihrem sehr dünnen Auftrag der Farben wurden vor dem Abbruch des Turmes auf Kosten der badischen Regierung glücklich und gut von Maler Keim aus München abgelöst und auf Gipstafeln aufgetragen, die in der Turmhalle der neuen Kirche bleibende Aufstellung gefunden haben.

Gehen wir über den Bergpfad hinter der Kirche auf den nächstgelegenen Höhenweg, so bietet sich ein überraschend schöner Blick zwischen dem Gezweige der Laubhölzer auf die malerische Anlage der Kirche mit der offenen Glockenstube des Turmes, die polygonen Transepte und den Chorausbau mit dem Turme an der Seite, im Mittelgrunde zwischen Bäumen die Wohngebäude des Städtchens, während der Burgberg mit seiner malerischen Ruine den denkbar schönsten, abschließenden Hintergrund bildet, der in der duftigen Ferne der Rheinebene mit ihren Höhenzügen ausklingt.



Schloss Bürgeln.

Abbiegend nach der Kanderer Straße treffen wir auf das überaus stattliche Hotel Römerbad und ihm gegenüber auf das heutige erbgroßherzogliche Schlößchen, an Stelle eines sogenannten Amtshofes erbaut und vor einigen Jahren als Wohnsitz der hohen Herrschaften eingerichtet und im Aeußeren umgestaltet. Mit seinem sorgfältig gepflegten Garten und Parkanlagen, Stall- und Oekonomiegebäuden ist es ein reizendes Besitztum, mit uneingeschränktem Blick auf den Schloßberg und das Rheinthal mit den Vogesen.

Der Weg weiter nach Süden führt an prächtigen Villen vorüber, darunter die der bekanntesten Aerzte Badenweilers. Oberhalb dieses Villengürtels bildet den Schluß eines zweiten, inmitten von prächtigen alten Eichenbeständen am untersten Abhange des Blauen, das Schlößchen der Gräfin Allcard-Konacska, die hier sich und ihrem Gatten ein idyllisches Ruheplätzchen errichtet hat. Der Platz, einer der bestgewählten in Badenweiler, ist vor rauhen Winden und gegen jede Einschränkung durch nachbarliche Unternehmungen geschützt, indem die Besitzerin die jenseits der Straße liegenden Matten ankaufte und in herrliche Gartenanlagen umwandeln ließ. Mit seinen mächtigen Rundtürmen, Terrassen, Giebeln und Erkern giebt der Besitz ein gutes Bild eines altfränkischen Herrensitzes, der die Bauformen der späten Gotik und der beginnenden Renaissance zeigt und, ganz in graugelbem Mühlbacher Sandstein ausgeführt, prächtig gegen den Bergwald und die blaue Luft steht. Das Innere, mit elektrischer Beleuchtung, Wasserleitung und Dampfheizung versehen, ist geschmackvoll luxuriös eingerichtet; die Wände der Zimmer sind mit Stoffen bespannt, das Treppenhaus ist aus weißem Marmor ausgeführt, die anstehenden Hallen sind durch Majolikabekleidungen und Holzdecken ausgezeichnet und wie alle Räume mit stilvollem, feinem Mobiliar ausgestattet. Auch die Malerkunst hat ein Plätzchen gefunden, indem Bilder von Viktor Puhonny und Manuel Wielandt in bestimmter architektonischer Fassung die Wände schmücken. Auch dieses architektonische Schmuckstück Badenweilers verdankt der Ort dem genannten Erbauer der neuen Kirche, dem Oberbaudirektor Dr. Durm in Karlsruhe.

Zwanzig Minuten weiteren Gehens im dunkeln Baumwald bringen uns an das überraschend schön gelegene Hausbaden, das sich unsre Kaiserin zum Aufenthalt für die Frühlingsmonate, die schönste Zeit für Badenweiler und Umgegend, ausersehen hat. Vor ihr haben es zeitweise die junge Königin von Holland und die eben genannte Gräfin Allcard-Konacska bewohnt. Möge der hohen Frau all das Gute aus dem Aufenthalte im schönen Schwarzwalde erwachsen, was schon so vielen Sterblichen zu teil wurde: Jugendmut und Gesundheit!

In einer Stunde von da erreichen wir das köstlich gelegene, von J. P. Hebel besungene Schloß Bürgeln, von wo aus die Schwarzwaldberge, die Rheinebene und die fernen Alpenketten mit einem Blicke zu umfassen sind, und das in seiner Schloßkapelle ein interessantes Stück deutscher Rokokokunst birgt. Und wer Zeit und Muße hat, versuche auch einen Gang in die Ebene; er wird in Ober- und Niedereggenen auch Schönes finden und in der Kirche des letztgenannten Ortes an den neu aufgedeckten spätmittelalterlichen Fresken des Chorgewölbes einen besonderen Genuß sich verschaffen können.

Wer aber ermüdet von diesem Rundgang zurückkehrt nach Badenweiler, der findet in den gut gehaltenen Gasthöfen und Restaurants, wessen sein Leib bedarf, und wer dann noch neue Kraft in sich fühlt, überschreite die Thalmulde und gehe hinauf über die sogenannte „Schwärz" nach der Burg Neuenfels und wandere den schönsten Waldweg der Welt auf dem Kamme der Höhe bis nach Vogelbach entlang und gehe von da zurück in den vom Mondlicht erleuchteten Schloßpark und bevölkere in seiner Phantasie die gesehenen Kulturstätten mit den Gestalten vergangener Zeiten. Eine ruhige Nacht stärke ihn für einen Aufstieg zum Blauen im Morgensonnenschein, und er wird Badenweiler und seine nächste Umgebung nicht mehr vergessen. M.

Wandern.

In dem Spinde such' ich in der Ecke,
Wo ein altes Buch sich mir verstecke.

Blinkt da mein Genoss auf manchen Wegen,
Mir mein alter Wanderstab entgegen.

Ohne Säumen hebt er an zu plaudern:
Sag, wie lange willst, o Freund, du zaudern?

Durch das Fenster dringt schon süsses Düften,
Eine Lerche hört' ich hoch in Lüften.

Primeln blühen schon an jedem Stege,
Rauschend zieht der Strom hin seine Wege.

Wie einstmals in frohen Wanderzeiten
Warten auf uns tausend Herrlichkeiten.

Weisst du's noch, wie uns das Meer begnadet,
Wie es Leib und Sinn gesund gebadet?

Weisst du's noch, wie hold uns Welschland blaute,
Dass die Rinde uns vom Herzen taute?

Wie im Glas der Muskateller blinkte,
Während hoch die reine Firne winkte?

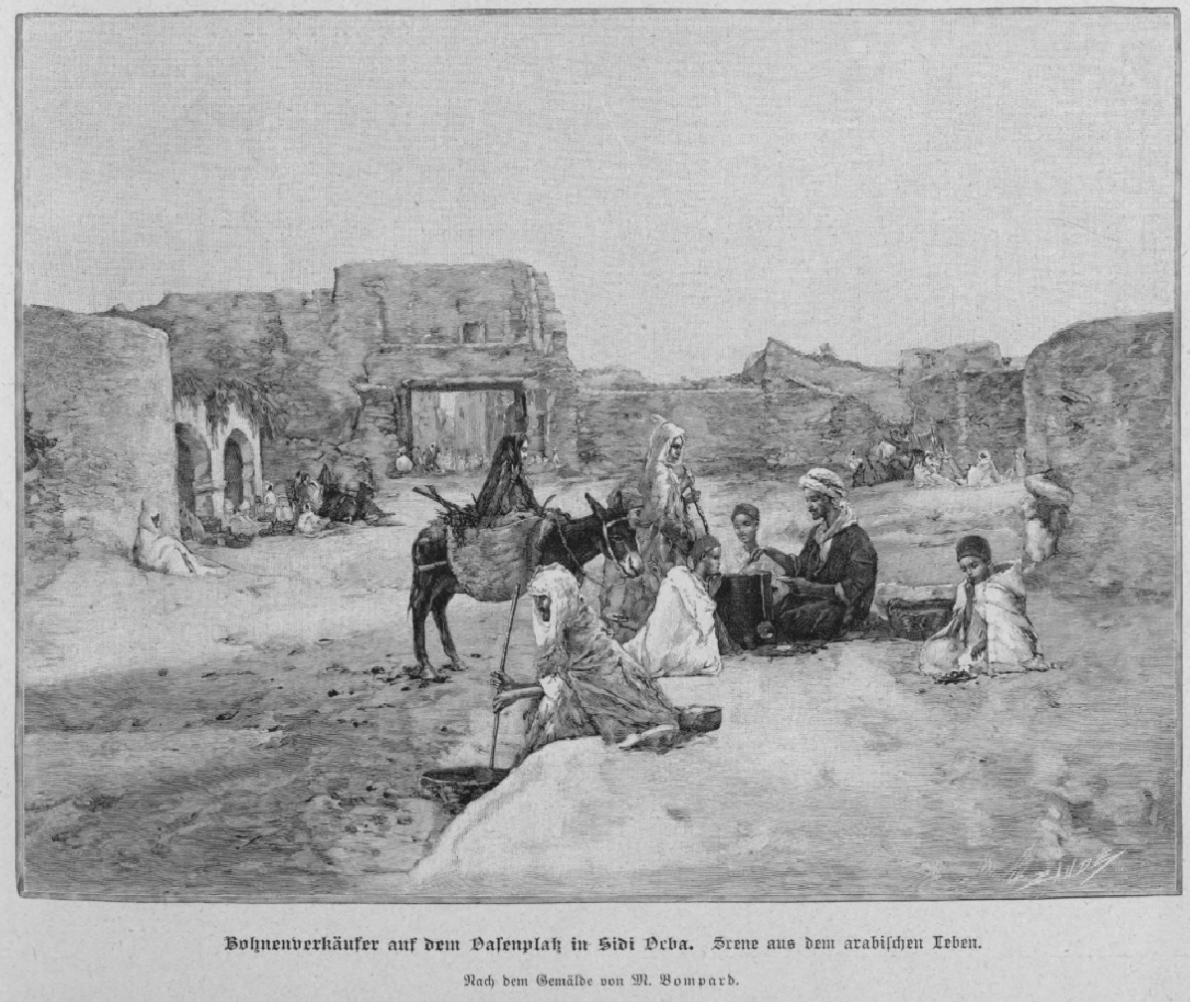
Sag, wie lange willst du denn noch rasten,
Auf Papier nur mit der Feder hasten?

Stösse Akten hast du vollgeschrieben,
Lang genug bist du daheim geblieben.

Schmal geworden sind dir volle Wangen,
Weisse Fäden im Gelock dir hangen.

Komm, die staub'gen Akten lass den andern,
Trautgenosse, lass uns wieder wandern!

Karl August Hückinghaus.



Bohnenverkäufer auf dem Oasenplatz in Sidi Okba. Scene aus dem arabischen Leben.

Nach dem Gemälde von M. Bompard.



Abgerichtete Kriegshunde.

Kriegshunde.

(Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen von E. Jacobi, Hofphotograph in Metz.)

Die natürlichen Eigenschaften des Hundes, seine Gelehrigkeit, Wachsamkeit, Ausdauer und Anhänglichkeit an den Menschen haben neuerdings dazu geführt, ihn auch für militärische Zwecke zu verwenden.

Die Aufzucht und Dressur des sogenannten Kriegshundes liegt in der deutschen Armee den Jäger- und Schützenbataillonen ob; die Ausbildung leitet ein Offizier. Seine Aufgabe ist es, die Hunde insbesondere für den Gebrauch im Vorpostendienst heranzuziehen. Hierzu gehört zunächst, daß dem Hunde die nötige Wachsamkeit beigebracht wird, d. h., daß er lernt, seinen Begleitern rechtzeitig durch leises Knurren die Annäherung jeder fremden Person bekannt zu geben.

Alsdann muß der Hund erlernen, Botengänge mit größter Sicherheit auszuführen. Meldungen, die ihm von Patrouillen oder weit vorgeschobenen Posten mitgegeben werden, soll er möglichst schnell an die rückwärtige Abteilung befördern. Hat er sich hier seines Auftrages entledigt, so kehrt er ohne weiteres wieder zu seinem Abgangsorte zurück. Zwei unsrer Abbildungen illustrieren diese Art der Verwendung des Kriegshundes. Die eine zeigt, wie einem Hunde eine Meldung — sie wird in einem kleinen, am Halsband befindlichen Täschchen untergebracht — zur Beförderung anvertraut wird; auf einer andern sieht man denselben Hund von seinem Meldegang zum Posten zurückkehren.

Hiermit aber ist die Thätigkeit eines guten Kriegshundes nicht erschöpft. Er soll ferner noch im stande sein, während eines Gefechtes ihm aufgepackte Munition der Schützenlinie zuzutragen. Endlich ist von ihm auch zu verlangen, daß er nach einem Gefecht beim Aufsuchen der Verwundeten behilflich ist, indem er diese aufspürt und alsdann seinem Begleiter „verbellt“.

Solche Erfolge sind natürlich, abgesehen von der hierzu nötigen Hingabe und Geduld des Lehrers, nur mit tadellosem Hundematerial zu erreichen. Laut Vorschrift gelangen daher nur Hunde reinen Blutes zur Benutzung. Als zur Verwendung besonders geeignet werden Pudel, Hühnerhunde und Schäferhunde (schottische, sogenannte Collies) empfohlen.

Von letzteren, die ihres Scharfsinnes und ihrer großen Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse wegen besonders bevorzugt werden, führt die obere Abbildung einige ausgezeichnete Exemplare vor. L.



Ein Kriegshund wird mit einer Meldung abgeschickt.



Von einem Meldegang zurückkehrender Kriegshund.

Litteratur.

Ihren wohlfeilen einbändigen Klassikerausgaben hat die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart jetzt auch Theodor Körners sämtliche Werke angereiht. Verhältnismäßig billige Körner-Ausgaben kannte man zwar schon bisher, aber teils waren sie nicht vollständig, teils ließ die Ausstattung zu wünschen übrig. Hier nun wird in vornehmem Gewande zu erstaunlich niedrigem Preise (gebunden 2 Mark) der ganze Körner geboten, ja noch mehr, denn der Band enthält auch den ganzen Nachlaß und die Gedichte deutscher und fremder Poeten auf Theodor Körner wie eine Reihe Uebersetzungen seiner Gedichte. Ein Vorwort von Otto Franz Gensichen schildert in schwungvollen Worten das Leben und Wirken des „deutschen Tyrtäus“, und die Stirnseite schmückt das Bildnis des Dichters nach der Zeichnung seiner Schwester Emma, die neben ihm unter der Eiche von Wöbbelin ruht. In der Gefolgschaft unsrer beiden großen, seinem väterlichen Hause befreundeten Dichter, Schiller und Goethe, wird Theodor Körner immer einen Ehrenplatz einnehmen, und im Herzen der deutschen Jugend werden seine feurigen Gesänge stets einen begeisternden Nachhall finden. So darf auch diese neue, sorgfältig zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke überall, wo Deutsche wohnen, der freudigsten Aufnahme sicher sein.

— Ein vortreffliches Charakterbild des Großherzogs Friedrich von Baden, der kürzlich unter herzlicher Teilnahme des gesamten deutschen Volkes das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Regierung beging, hat Professor Dr. Ottokar Lorenz entworfen (Berlin, Gebrüder Paetel). Der bekannte Historiker würdigt das Wirken des edlen Fürsten in seiner ganzen Vielseitigkeit und legt ein Hauptgewicht auf die hohen Verdienste, die der Großherzog sich um die Neuerrichtung des Deutschen Reiches erworben hat. In gleichem Maße ist lichtvoll die reich gesegnete Thätigkeit des Herrschers für die Entwicklung seines Landes dargestellt.

— Die „Badische Landtagsgeschichte“, herausgegeben von Professor Leonhard Müller, hat mit dem jüngst vollendeten vierten Bande ihren Abschluß erreicht (Berlin, Rosenbaum & Hart). Der Band hat die politische Entwicklung von 1833—1840 zum Gegenstande, und im Mittelpunkte der Darstellung steht die markige Persönlichkeit Karl von Rottecks. Die folgende Periode von 1840—1849 wird der Verfasser unter dem Titel „Die politische Sturm- und Drangperiode Badens“ schildern. Auch in dieser Fortsetzung steht ohne Frage ein hochinteressantes Werk zu erwarten.

— Wenn ein Gelehrter und Philosoph so hohen Ranges wie Kuno Fischer sich dazu versteht, ein Werk fremder Litteratur mit einem Geleitworte einzuführen, so nimmt man von vornherein an, daß es sich um eine außergewöhnliche Erscheinung handelt, und das ist denn auch der Fall bei dem Buch „Drei russische Frauengestalten“ von Fürstin Schanofskoy-Gleboff-Strechneff (Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung). Das Lebensbild „Eine geschiedene Zarin“ behandelt das erschütternde Martyrium der ersten Gemahlin Peters des Großen, „Eine Freundin von Katharina II.“ ist jene Fürstin Daschkow, die die Verschwörung gegen den Zaren Peter III. einleitete und auch später, wenngleich bisweilen in Ungnade, bedeutenden Einfluß auf Katharina ausübte, und in „Meine Ahnfrau“ schildert die Verfasserin ihre Urgroßmutter, eine Dame großen Stils, eigenartig bis zur Wunderlichkeit, aber edel und großherzig, von ihrer Umgebung aufs höchste verehrt. Alle drei Lebensbilder geben außerordentlich fesselnde Beiträge zur russischen Kultur- und Sittengeschichte, freilich zum erheblichen Teile nicht von erfreulicher Art.

— Obwohl Ralph Waldo Emerson, der berühmte amerikanische Moralphilosoph, schon seit zwei Jahrzehnten nicht mehr unter den Lebenden weilt, liest sich seine „Lebensführung“, trefflich verdeutscht von Karl Federn, wie ein durchaus modernes Buch (Minden i. W., Bruns' Verlag). Die Betrachtungen nehmen sich aus, als ob sie für unsre Zeit geschrieben worden wären. Sie sind die Offenbarung einer machtvollen geschlossenen Persönlichkeit mit umfassendem, in die Tiefe der Dinge dringendem Blick. „Conduct of Life“ ist ein Lebensevangelium voll befreiender Kraft, voll tiefer, geistiger Klarheit. Emerson ist Ethiker und Philosoph, Analytiker und Synthetiker, immer und überall aber erscheint er als ein hochstehender Geist, der die Welt und die uns umgebenden Dinge unter großem Gesichtspunkte zusammenfaßt. Das Leben des Alltags auf einen hohen Ton zu stimmen, unser Dasein zu einer Harmonie zu gestalten, die Welt mit all ihren Erscheinungen als einen feingegliederten Kosmos, eine große Einheit zu betrachten — das sind die Leitgedanken seiner „Lebensführung“.

— Max Kretzers Roman „Die Verkommenen“, eines jener Werke, mit denen der Autor seinen Ruf begründete, erschien in dritter Auflage (Leipzig und Berlin, Friedrich Luckhardt). Sind auch seit der ersten Veröffentlichung des Romans fast zwanzig Jahre verstrichen, so haben sich doch die Verhältnisse, die der Dichter schildert, im wesentlichen nicht geändert, und so kann die Erzählung noch immer als modern gelten. Das Bildnis des Autors ist dem Bande beigegeben.

— Von der vierzehnten, vollständig neu bearbeiteten Auflage der Jubiläumsausgabe von „Brockhaus' Konversationslexikon“ liegen nun schon sechs Bände vor, von Verleger und Drucker durch eine großartige Leistung in weniger als Jahresfrist geliefert (Leipzig, F. A. Brockhaus). Auch dieser sechste Band ist mit Beilagen reich ausgestattet. Außer 54 Tafeln, worunter sechs Chromotafeln, einem Lichtdruck und 245 Textabbildungen enthält er 15 Karten und Pläne. Wie einzelne Stichproben beweisen, ist gewissenhaft jeder Fortschritt und alles Neue auf allen Gebieten registriert, in der Naturwissenschaft und Technik sowohl als im Bereiche der Politik und der sozialen Wissenschaften oder des Rechtslebens. Ueber die modernen Bestrebungen, der Wohnungsnot in den Großstädten zu steuern, orientiert eine populäre Darstellung im Artikel Erbbaurecht, über Feuerversicherung eine noch nirgends veröffentlichte Statistik aus 1900, über die Einnahmen, Ausgaben und Schulden der wichtigsten Staaten der Erde der Artikel Finanzen mit vergleichenden Zahlen aus vier Jahrzehnten. Auch dem wirtschaftlichen Leben ist besondere Aufmerksamkeit geschenkt in Artikeln wie Feuerlöschwesen, Fleischhandel, Fortbildungsschulen u. s. w. Der Band schließt mit dem Artikel Frankreich, der in gedrängten Zügen die Geschichte bis in die neueste Zeit enthält.

Kunst.

Mit der kürzlich erfolgten Ausgabe der zweiten, das Mittelalter umfassenden Abteilung hat die Kunstgeschichte in Bildern ihren Abschluß erreicht, ein monumentales Bilderwerk, das in der deutschen und ausländischen Kunstlitteratur nicht seinesgleichen hat (Leipzig, E. A. Seemann). In fünf Abteilungen, deren jede 100 Tafeln enthält, liegt uns ein Material von etwa 2000 vortrefflichen Nachbildungen aller Werke der Architektur, Plastik und Malerei vor, die im Entwicklungsgang der Kunst aller Zeiten und Völker geschichtliche oder ästhetische Bedeutung erlangt haben, so daß wir thatsächlich eine lückenlose Kunstgeschichte in Bildern vor Augen haben. Auf das ästhetische Moment ist mit Recht ein größeres Gewicht gelegt worden, als es gewöhnlich bei solchen Bilderwerken der Fall ist. Die Hauptwerke der Kunst sind auf ganzen Seiten der stattlichen Foliobände so schön und klar wiedergegeben, daß auch die ästhetische Anschauung eines Kunstwerkes zu voller Geltung kommt. Für den wissenschaftlichen Wert der Auswahl und der Zusammenstellung des Materials bürgen die Namen der Herausgeber. Professor Dr. Franz Winter in Innsbruck hat den ersten, das Altertum behandelnden Band herausgegeben, die übrigen vier Bände sind von Professor Dr. G. Dehio in Straßburg bearbeitet worden, der in allen Abteilungen, ganz besonders in der mittelalterlichen, die Ergebnisse der neuesten Forschungen sorgfältig berücksichtigt hat. — Als Textbuch zu dieser Kunstgeschichte in Bildern sind die aus dem gleichen Verlage hervorgegangenen Grundzüge der Kunstgeschichte von Anton Springer zu empfehlen. Das berühmte Werk, das sich wegen seiner meisterlichen Darstellung das Prädikat „klassisch“ verdient hat, erscheint jetzt in sechster Auflage, die einer mehr oder weniger umfassenden Neubearbeitung unterzogen werden mußte, wenn das Werk auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung erhalten bleiben sollte. Für den in der neuen Auflage zuletzt erschienenen zweiten Band (das Mittelalter) hat Professor Dr. J. Neuwirth in Prag, einer der gründlichsten Kenner dieses Gebiets der Kunstgeschichte, die neue Bearbeitung besorgt, die besonders durchgreifend sein mußte, weil gerade die Kunstgeschichte des Mittelalters durch die Forschungen der letzten Jahre ebensosehr bereichert wie in ihrer früheren Darstellung berichtigt worden ist. Der Erweiterung des textlichen Inhalts entspricht die Ausdehnung des illustrativen Teils, der bis auf 529 Textabbildungen und 6 mustergültig ausgeführte Farbentafeln gebracht worden ist.

— Von dem Hausschatz älterer Kunst, den die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgiebt, sind das vierte und fünfte Heft erschienen. Unter den zehn Radierungen nach Gemälden alter Meister, die die beiden Lieferungen enthalten, seien hier nur die vortrefflichen Reproduktionen William Ungers nach Rembrandts „Geldwechsler“ in der Berliner Galerie, nach Jan Vermeers berühmtem Gemälde „Der Meister im Atelier“ in der Czerninschen Galerie in Wien und nach Giovanni Battista Tiepolos „Heiligem Ferdinand“ der Pester Galerie besonders hervorgehoben. Die übrigen Blätter geben Gemälde von Berckheijde, Boel, Paris Bordone, Brouwer, Heda, Adriaen van de Velde und S. de Vlieger wieder. Wie man sieht, eine reiche Auswahl von wenig bekannten Bildern berühmter Meister, die sicherlich bei allen Kunstfreunden lebhaftes Interesse erregen wird, um so mehr, als auch der außergewöhnlich billige Preis die weiteste Verbreitung des Werkes ermöglicht.



Mirabeau in der Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789.
Bronzerelief von Jules Dalou. (Siehe unter „Totenschau" S. 652.)

Notizblätter.

Zeitgeschichte.

In den Fürstentümern Reuß haben sich durch das Hinscheiden des Fürsten Heinrich XXII. Reuß älterer Linie ganz eigenartige Regentschaftsverhältnisse ergeben. Die Regierung ist nominell auf den bisherigen Erbprinzen, jetzigen Fürsten Heinrich XXIV., übergegangen, da er aber unheilbar geisteskrank ist und der verstorbene Fürst andre männliche Nachkommen nicht hinterlassen hat, so mußte die Regentschaft dem nächsten Agnaten, dem Fürsten Heinrich XIV. Reuß jüngerer Linie, zufallen. Dieser aber legte, nachdem er sich morganatisch in zweiter Ehe mit Friederike von Saalburg vermählt hatte, die Regierung nieder, mit seiner Vertretung den Erbprinzen Heinrich XXVII. betrauend. Nachdem nun der Landtag von Reuß-Greiz der Einsetzung einer Regentschaft zugestimmt und Fürst Heinrich XIV. sich zu ihrer Uebernahme bereit erklärt hat, tritt der bisher kaum dagewesene Fall ein, daß ein Fürst, der in seinem eignen Lande der Herrscherrechte entsagt hat, die Regierung eines andern Staates übernimmt. Nach menschlicher Berechnung wird dereinst, nachdem der geisteskranke Fürst Heinrich XXIV. dahingeschieden ist, die Regierung beider Fürstentümer Reuß auf den jetzigen Erbprinzen Heinrich XXVII., den Regenten von Reuß-Gera, übergehen. Der geisteskranke Fürst Heinrich XXIV. zählt erst 24 Jahre, Fürst Heinrich XIV., der für ihn die Regentschaft führt, steht im Alter von 70 Jahren, sein Sohn, Erbprinz Heinrich XXVII., vollendet im November d. J. sein 44. Lebensjahr. Vermählt ist er seit dem 11. November 1884 mit der Prinzessin Elise zu Hohenlohe-Langenburg, Tochter des Statthalters von Elsaß-Lothringen, aus welcher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen sind.



Phot. Aug. Lutz, Gera.
Erbprinz Heinrich XXVII. Reuss j. L.



Phot. Reichard & Lindner, Berlin.
Fürst Heinrich XIV. Reuss j. L.

Architektur.

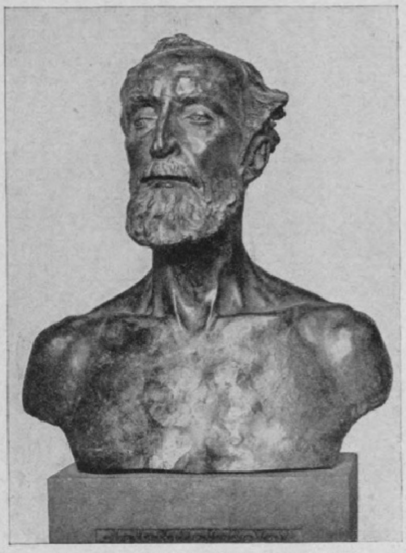
Der Platz im Mittelpunkte Wiens, dessen großstädtisches Getriebe unsre Abbildung auf Seite 640 vorführt, bildet den Uebergang vom Graben zum Stefansplatz und heißt „Stock im Eisen". Er hat seinen Namen von dem uralten Wahrzeichen der Kaiserstadt, dem an dem monumentalen rechtsseitigen Eckhause auf einem Steinsockel aufgestellten Baumstrunk, der ganz mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Ein Sagenkranz hat sich um die Entstehung dieses „Stockes im Eisen" gewunden; nach der neuesten Forschung ist es die Wurzel eines mächtigen Lärchenbaumes, und seine Nägelbekleidung rührt von einem alten Handwerksbrauche her. Während sich zur Rechten dieses Platzes der Eingang in die Singerstraße zeigt, öffnet sich links ein Blick auf den in seiner ganzen Höhe sichtbaren Stefansturm. Man erblickt schon vom Graben aus den mächtigen gotischen Turm mit seinen hohen Spitzbogenfenstern und zierlichen Giebeln vom Sockel bis zur Kreuzblume und dem glänzenden goldenen Kaiseradler an der Spitze. Bis vor einigen Jahren mußte man den Stefansplatz selbst betreten, um Dom und Turm betrachten zu können, wobei die große Nähe die Wirkung sehr beeinträchtigte. Als das den Ausblick hindernde alte Gebäude niedergerissen wurde, um einem Neubau Platz zu machen, zeigte sich den Wienern zum erstenmal dieser überraschende Blick auf den altehrwürdigen Stefansturm, und es wurde der Wunsch rege, dieses prächtige Stadtbild für alle Zeiten zu erhalten. Einer Anzahl lokalpatriotisch gesinnter Männer verdankt Wien seine „Domfreiheit". Den Neubau ganz zu verhindern, war leider nicht mehr möglich und man mußte sich darauf beschränken, eine möglichst große Grundfläche zu erwerben und frei zu erhalten, um den Ausblick auf den Turm zu retten. So entstand der schmale Bau mit abgerundeter Ecke, der sich an das den Mittelpunkt unsers Bildes bildende Haus „Zum goldenen Becher" anschließt. Im Flur des neuen Hauses erinnern zwei Gedenktafeln an diese patriotische That Wiener Bürger und die Förderung, die Kaiser Franz Josef dem Werke angedeihen ließ. Denn erst durch die vom Monarchen erteilte Bewilligung, daß der Stadterweiterungsfonds die durch die öffentliche Sammlung nicht gedeckten Mittel zum Ankaufe des Platzes ergänze, wurde die Freilegung des Stefansdomes ermöglicht. Es ward auch die kleinste Spende angenommen, denn jedermann sollte sein Scherflein beitragen können.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Erbprinzessin Elise Reuss j. L.

Denkmäler.

Als Wahrzeichen der auf den blutgetränkten Gefilden Frankreichs schwer erkämpften Einheit Deutschlands erhebt sich auf der sogenannten Göpelskuppe bei Eisenach das Denkmal der deutschen Burschenschaft, das am 22. Mai seine Weihe erhalten soll. Von einem 5 Meter hohen Pfeilerkranz halb umgeben, türmen sich die Massen des Rundtempels auf. Säulen von 2½ Meter Durchmesser und ca. 14 Meter Höhe fassen die monumentale Halle zusammen; sie sind verbunden durch das von hohen schmalen Fenstern durchbrochene Gemäuer des Innenraumes. In dem Architrav, der in einer Höhe von 14 Metern das Denkmal zusammenhält, ist in riesigen Lettern der Wahlspruch der Burschenschaft eingemeißelt: „Freiheit, Ehre, Vaterland". Der Unterbau der Kuppel zeigt die Köpfe sechs deutscher Männer: Hermann, der Befreier, Karl der Große, Luther, Albrecht Dürer, Goethe und Beethoven. Der 6 Meter hohe, von Adlern umgebene Helm schließt mit einem Knauf in Gestalt einer Krone ab. Im Innern des mächtigen Baues gewahren wir die Statue des Großherzogs Karl August, des Beschützers der deutschen Burschenschaft, des Kaisers Wilhelm I. und seiner Gehilfen am deutschen Einigungswerke: Bismarck, Moltke und Roon. Vier Tafeln verzeichnen die Namen der fürs Vaterland gefallenen Burschenschafter. Die Fenster der Halle, die einen Durchmesser von 9½ und eine Höhe von 12 Metern hat, sind aus Kathedral- und Opalglas hergestellt. Adlerpaare auf goldenem Ornament und eine Germanenschlacht, die Figuren der Götter und Heldensage verkörpernd, schmücken das Gewölbe. Eine Treppe inmitten einer Säule führt zu dem zwischen den sechs Köpfen am oberen Bau befindlichen Balkon empor, von wo aus man eine herrliche Fernsicht genießt. Das ganze Denkmal ist aus Kalkstein aufgeführt und mit dem Plateau 36 Meter hoch. Es ist ein Werk des Architekten Wilhelm Kreis in Dresden.



Jules Dalou. Modelliert von Auguste Rodin.



Das Denkmal der deutschen Burschenschaft bei Eisenach. Erbaut von Wilhelm Kreis.



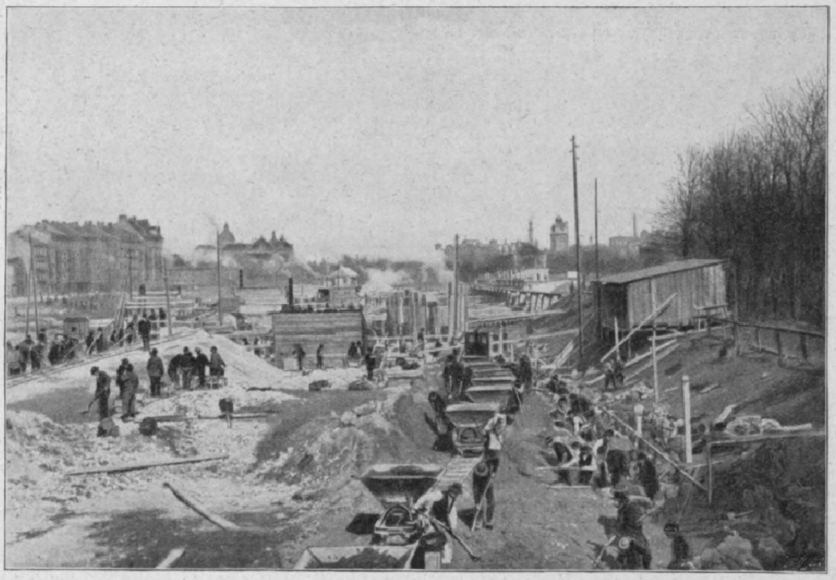
Die Isarregulierung in München: Neu aufgeführte Betonmauer; links die Kohleninsel, rechts die Vorstadt Au. Aussicht auf die Erhardt- und Schwanenbrücke, im Hintergrund das Müllersche Volksbad mit dem Aussichtsturm.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die Ueberschwemmung von 1899, der in München zwei Brücken und ein Wohnhaus zum Opfer fielen, war eine ernste Mahnung, eine durchgreifende Korrektur des Isargebietes im Stadtbezirke vorzunehmen. Die Arbeiten umfaßten zunächst die Herstellung der eingestürzten Brücken, und bereits im vergangenen Herbst konnte die Prinzregentenbrücke dem Verkehr übergeben werden. Der fortgerissene Teil der Kalkinsel, auf dem das in den Wellen verschwundene Wohnhaus gestanden hatte, wurde wieder ergänzt, ferner eine Betonmauer an der ganzen Westseite der Kohleninsel aufgeführt. Das Stromgebiet unterhalb der Kalkinsel wurde tiefer gelegt und der ausgehobene Kies mit Dampfbetrieb auf Schienengeleisen stromaufwärts geschafft und zu Betonarbeiten verwendet. Die Isar teilt sich unterhalb der Fraunhoferbrücke in zwei Arme und läßt die in weiten Kreisen durch die Kraftmaschinen- und Sportausstellung bekannt gewordene Kohleninsel, ferner die sich daranschiebende Kalkinsel in der Mitte. Die Arbeiten im vergangenen Winter erstreckten sich hauptsächlich auf den rechten Arm der Isar; die Betonmauer am rechten Ufer, die an der Schwanenbrücke endete, wurde bis zur Fraunhoferbrücke fortgesetzt. Die im vorletzten Winter aufgeführte Betonmauer an der Westseite der Kohleninsel wurde an der Südseite gegen Osten herüber bis zur Erhardtbrücke verlängert. Hauptsächlich aber betreffen die gegenwärtigen Arbeiten die Fundierung zum Bau der Corneliusbrücke. Sie bildet den Uebergangspunkt einer neuen Verkehrsader, die einen bis jetzt abgeschlossenen Teil der Vorstädte Haidhausen und Au direkt mit dem Innern der Stadt verbinden wird.

Bühne.

Ernst von Wolzogens Komödie „Die hohe Schule“, die früher auf andern Bühnen keinen rechten Erfolg erzielte, hatte im Lessing-Theater zu Berlin ein etwas besseres Schicksal. Wenigstens gefielen die vier ersten Akte, während freilich der fünfte bei einem Teile des Publikums heftigen Widerspruch hervorrief. — Im Schiller-Theater zu Kiel errang Felix Philippis neues Schauspiel „Asra“ einen vollen Erfolg. Ebendort



Die Isarregulierung in München: Aussicht von der Fraunhoferbrücke aus; links die Stadt, rechts die Vorstadt Au. Im Hintergrund links die Lukaskirche.

fand das Schauspiel „Junge Leute“ von Paul Linsemann, eine Offizierstragödie, wohlwollende Aufnahme. — Alexander Bissons neuer Schwank „Das historische Schloß“ erregte im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg große Heiterkeit. — In neuer Bearbeitung kam am Hoftheater zu München die Oper „Jung Heinrich“ von Freiherrn Karl von Perfall, dem früheren Generalintendanten, zur Aufführung. Zuerst 1886 gegeben, dann 1894 in geänderter Form vorgeführt, entbehrte das Werk, dessen Text die Dichtung „Heinrich von Schwaben“ von Wilhelm Hertz zu Grunde liegt, beide Male des vollen Erfolges. Jetzt abermals umgearbeitet, fand es eine günstige Aufnahme. — Das Münchener Künstler-Ueberbrettl „Die elf Scharfrichter“ hat nach kaum einjährigem Bestehen den Konkurs anmelden müssen.

Naturkunde.

Der Zoologische Garten in Berlin ist durch zwei Wildpferde bereichert worden, Angehörige einer sehr seltenen Tierart, die heute nur noch in den entlegenen Einöden Zentralasiens vorkommt. Es sind kleine, ponyartige Tiere mit verhältnismäßig großem Kopf, kurzer, aufrechtstehender Mähne und einem nur in der unteren Hälfte lang behaarten Schweif. Sie tragen jetzt noch das Winterkleid und sind, wie aus unserm Bilde Seite 637 ersichtlich, sehr dicht und zottig behaart. Der vordere Teil der Schnauze ist weiß, der Körper isabellgrau gefärbt. Die Beine sind auffallend dick und in der unteren Hälfte schwärzlich. Wie unser gezähmtes Pferd besitzen die Wildpferde die sogenannten „Kastanien“ an den Hinterfüßen. Die Existenz des Tieres war bis vor zwei Jahrzehnten in Europa noch unbekannt. Es wurde erst durch Nikolai von Przewalskij, den berühmten russischen Reisenden, entdeckt, der es auf seiner vierten Reise durch Mittelasien im Tarimbecken vorfand. Nach ihm hat man das Pferd equus Przewalskij benannt.

Totenschau.

Jules Dalou, der berühmte Bildhauer, dessen Hinscheiden wir schon kurz angezeigt haben, war 1838 in Paris geboren. Zunächst ein Schüler von Carpeaux, trat er später in das Atelier Durets ein und erhielt im Frühjahr 1870 für die Statue einer Stickerin einen Preis. Während des Krieges trat er in die Nationalgarde ein, wurde der Teilnahme am Kommuneaufstand beschuldigt und floh nach England, wo er durch eine Reihe Statuetten und Gruppen Aufsehen erregte. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er für zwei figurenreiche Reliefs — Sitzung der Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789 und Allegorie der Republik — die Ehrenmedaille des Salons. Das erstere Relief, das die weltgeschichtliche Scene vorführt, in der Mirabeau im Namen der Deputierten des vierten Standes die Erklärung abgab, daß sie dem Befehl des Königs zum Auseinandergehen nicht folgen, sondern nur der Gewalt der Bajonette weichen würden, wurde für die Deputiertenkammer in Marmor ausgeführt. (Siehe Abbildung und Porträtbüste Seite 651.) Weiter schuf Dalou zahlreiche Porträtbüsten, darunter diejenigen Rocheforts und Floquets, die Statuen Blanquis und Lavoisiers (letztere seinerzeit in unserm Blatte abgebildet), das Grabmal des vom Prinzen Peter Bonaparte erschossenen Journalisten Victor Noir u. a. m. Sein Hauptwerk war die 1900 auf der Place de la République enthüllte Kolossalgruppe „Triumph der Republik“. Vor seinem Tode hat er noch das Modell des für Bordeaux bestimmten Gambetta-Denkmals fertiggestellt.

*

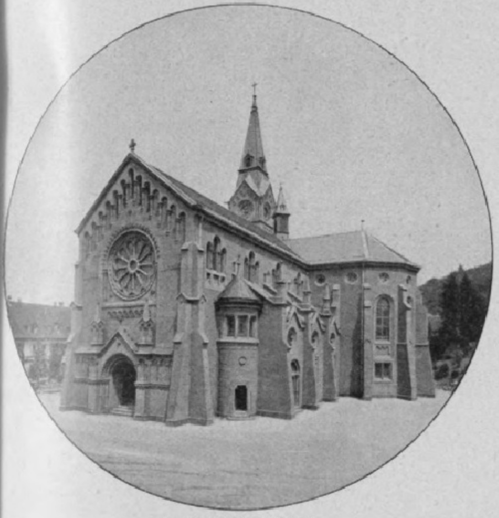
Francis Richard Stockton, Verf. humoristischer und phantastischer Erzählungen, 68 J., † 20. April, Washington. — Vizeadmiral Ménard, 65 J., † 21. April, Paris. — Kammersänger Adolf Hennig aus Weimar, † 22. April, Jena. — Hans Beringer, Begründer und Vorsitzender des Berliner Tierschutzvereins, † 23. April, Berlin. — Konzertsänger August Ruff, früher gefeierter Tenor, 61 J., † 24. April, Mainz. — Prof. Dr. Johannes Frentzel, Dozent der Chemie an der landwirtschaftlichen und technischen Hochschule zu Berlin, 42 J., † 25. April. — Geh. Ober-Reg.-Rat Niehaus, vortr. Rat im preuß. Ministerium für öffentliche Arbeiten, 48 J., † 25. April, Steglitz bei Berlin. — Generalarzt Dr. Möller, Chef des Sanitätswesens des dänischen Heeres, † 25. April, Kopenhagen. — Historienmaler August Woerndle Edler von Adelsfried, 72 J., † 26. April, Wien. — Professor Lazarus Fuchs, bed. Mathematiker, 69 J., † 26. April, Berlin. — Wirkl. Geh. Rat von Schönberg, vormals Präsident der Oberrechnungskammer, † 26. April, Dresden. — Kardinal Augustin Riboldi, Erzbischof von Ravenna, 63 J., † 26. April. — Prof. Henri Filhol, bed. Paläontologe, 60 J., † 28. April, Paris.



Die Isarregulierung in München: Aussicht von der Erhardtbrücke nach der Fraunhoferbrücke zu; rechts die Kohleninsel und die Maximilianskirche, links die Vorstadt Au.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.
№ 33.



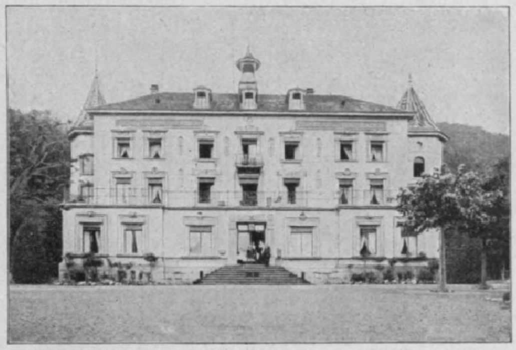
Die protestantische Kirche.



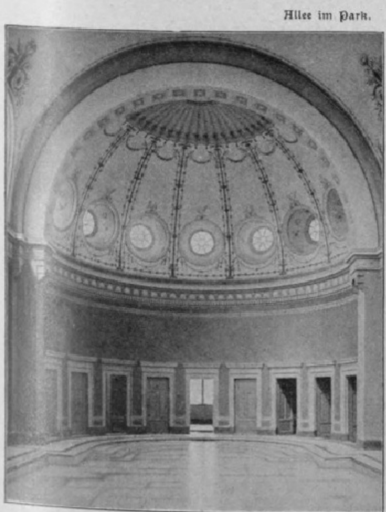
Badenweiler, von der Sophienruhe aus gesehen.



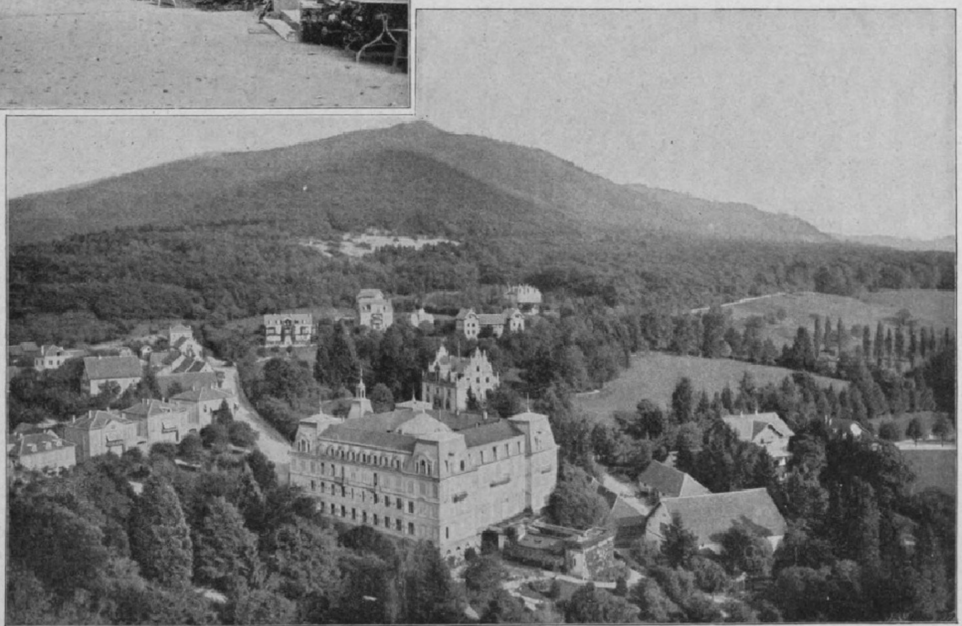
Allee im Park.



Schloss Hausbaden.



Marmorbad.



Schloss Hausbaden und seine Umgebung.

Badenweiler. (Text Seite 648.)

(Nach Aufnahmen von C. Clare, Hofphotograph in Freiburg i. B.)

Briefmappe.

Gourmet in Sch. Die Geschichte von dem teuren Dessert kommt in verschiedenen Varianten vor; am hübschesten ist wohl die von dem unlängst verstorbenen Restaurateur Bignon in Paris. Er nahm außergewöhnlich hohe Preise, um so sein Haus für die Elite der Lebewelt zu sichern, und klassifizierte außerdem seine Gäste, soweit sie ihm bekannt waren, nach ihrem Vermögen. So sollte eines Tages der russische Fürst Demidow für zwei Pfirsiche, die er zum Schluß des Diners sich kommen ließ, 30 Franken bezahlen. Auf die erstaunte Frage, ob denn heuer die Pfirsiche so selten seien, erwiderte Bignon mit verbindlichstem Lächeln: „Die Pfirsiche nicht, aber die Fürsten Demidow.“ Eine gute Lehre soll er einst einigen übermütigen Herrchen erteilt haben, die ihn nachts aus dem Bette herausklopfen ließen, weil sie nur von ihm selbst bedient sein wollten. Er folgte dem Verlangen, die Rechnung aber schloß mit dem Posten: „Vom Besitzer bedient — 1000 Franken.“

Otto F. in A. Ihr Gedicht „Traum“ ist zu lang, als daß wir es ganz abdrucken könnten, aber unsern Lesern dürfte es auch genügen, wenn sie erfahren, in wie furchtbarer Weise Ihre holden Traumgesichte durch die brutale Wirklichkeit zerstört wurden:

> Doch da reißt mich eine rauhe
> Hand zurück ins öde, graue
> Leben aus dem Traume süß.
> Blicke trüb in dunkle Weiten,
> Muß durch Schluchtentiefen schreiten,
> Verjagt aus dem Paradies . . .

B. Br. Leider nicht verwendbar.

Tafelrunde in G. „Ostpreußischer Maitrank“ ist ein Scherzausdruck für Grog, mit dem zarten Nebenbegriff, daß das Mischgetränk nicht zu viel Wasser enthält. Der alkoholische Beiguß kann aus Rum, Arrak oder Cognac bestehen. Jene Mischung, die man an der Ostseeküste unter dem Namen „Schimpanse“ kennt, ist nach der Grundidee auch nur ein Grog, aber mit dem feinen Unterschiede, daß statt des Wassers mit Zucker aufgekochter Sherry verwendet wird, wozu dann noch der obligate „Schuß“ Arrak kommt. Von diesem herrlichen Getränk geht das Wort um: „Schmeckst du prächtig, aber niederträchtig.“ Wie uns Kundige versichern, ist es nicht zu empfehlen, mehr als ein Glas davon zu nehmen, sonst stellen sich die Folgen ein, die dem Tranke zu seinem zoologischen Namen verholfen haben.

P. S. in W. Die in unsrer Zeitschrift veröffentlichten Pariser Modebilder sind nach Aufnahmen von Reutlinger in Paris wiedergegeben. Die Photographien erscheinen gesammelt in einem Lieferungswerk im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft zu Steglitz-Berlin. Sie können entweder abonnieren oder die Lieferungen einzeln kaufen.

E. P. in St. Sie wenden sich am besten an die von der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründete, aus Reichsmitteln unterstützte Zentralauskunftsstelle für Auswanderer, die am 1. April unter Leitung des Kaiserlichen Generalkonsuls a. D. Koser in Thätigkeit getreten ist und ihre Geschäftsräume in Berlin, Schellingstraße 4, hat. Sie erteilt auf mündliche oder schriftliche Anfragen unentgeltliche Auskunft.

W. N. in R. Politik steht außerhalb des Bereichs unsrer Erörterungen.

Thalia in H. Wir haben die von Grund aus verfehlte Sache von vornherein unberücksichtigt gelassen. Wie recht wir thaten, lehrt der trübselige Ausgang.

M. O. in Sch. Die internationale Ausstellung in St. Louis 1903 findet zur Feier des vor hundert Jahren vollzogenen Ankaufs des Louisiana-Territoriums durch die Vereinigten Staaten statt. Der Landkomplex, der durch diese Transaktion für 15 Millionen Dollar in den Besitz der Vereinigten Staaten überging, umfaßt über eine Million Quadratmeilen. Die Bevölkerung dieses Gebietes beläuft sich nach der letzten Volkszählung auf 14½ Millionen und der Wert des steuerpflichtigen Besitzes auf 6616 Millionen Dollar. Unter den zwölf Staaten, die aus dem Louisiana-Territorium hervorgegangen sind, nimmt Missouri den ersten Platz ein, und da seine bedeutendste Stadt St. Louis ist, so lag es auf der Hand, daß die Feier dort veranstaltet wird.

Camilla in U. Ihre in Nr. 30 veröffentlichten „Gedichte“ haben bei unsern Lesern so großen Beifall gefunden, daß wir Ihnen auch den folgenden Erguß nicht vorenthalten wollen:

Begier.

> Ach, warum hast, Schicksal du,
> Dem Menschen die Begier gegeben?!
> Soll ich denn wirklich immerzu
> Nur essen, trinken, um zu leben?
>
> Will einmal sich der Menschengeist
> Empor zu lichten Höhen wagen,
> Gleich kündet uns ein Knurrn im Magen,
> Daß wir noch nicht zu Nacht gespeist.

M. J. in N. „Hapag“ ist eine Abkürzung der umständlichen Bezeichnung: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft.

Schüchterner Jüngling in B. Für die Kunst, den Mitmenschen zu gefallen, lassen sich ganz zuverlässige Weisungen nicht geben, denn es ist doch unter den Individualitäten zu unterscheiden, aber eine Reihe beachtenswerter Grundregeln finden Sie in dem Buche „Wie mache ich mich beliebt?“ von E. von Franken (Stuttgart, Levy & Müller, 3. Auflage, geb. M. 3.—). Ueberdem ist das Buch ganz vergnüglich zu lesen.

Landratte in W. „Riemen“ ist der allgemein gebräuchliche seemännische Ausdruck für Ruder. Backbord ist die linke, Steuerbord die rechte Seite des Schiffes. Vom „Mastkorb“ zu sprechen, ist nicht seemännisch; es heißt „Mars“.

Franz E. in S., Niederösterreich. Mit Dank abgelehnt.









Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt.)

Dr. Frz. Tetzner, Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde. Mit 215 Abbildungen und vielen Beilagen. M. 15,—. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Bunte Brettl- u. Theaterbibliothek: Bd. 1, 3, 4: 3 Einakter von Hans Brennert: Hasenpfote. — Die indische Amme. — Wackelstein. Bd. 5: Alice Berend, Allerlei Poeterei. — Bd. 6: Leo Heller, Volkslieder in modernem Gewande. à M. 1,—. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Gertrud Lent, Im Sommer. 2 Novellen. M. 2,50. Ebd.

Ida Boy-Ed, Die säende Hand. Roman. M. 3,50. Stuttgart, Cotta Nachf.

Alt-Prag, 80 Aquarelle von W. Jansa. Mit Begleittext von J. Herain und J. Kamper. Lfg. 9/12. à M. 4,50. Prag, B. Koci.

Hedwig Erlin-Schmeckebier, Der Mut zum Glück. Roman. M. 3,—. Leipzig, List.

El-Correi, Das zweite Leben. Roman. M. 3,—. Ebd.

Paul Kompert, Drei Küsse. Novellen und Skizzen. M. 2,—. Dresden, Pierson.

Deutsches Lawn-Tennis-Jahrbuch. Baden-Baden, Sommermeyer.

L. Schemann, Meine Erinnerungen an Richard Wagner. M. 1,50. Stuttgart, Frommann.

Hans Degenhart, Unmoderne Gedichte eines jungen Deutschen. M. 2,40. Braunschweig, Sattler.

Wilh. Idel, Die neueste Schulreform und die Rektoratsschulen. Leitsätze. 50 Pf. Wermelskirchen, Kenzler.

Handschriften-Beurteilung.

A. A. in A. Die Schrift zeigt sowohl große Einfachheit und Natürlichkeit als auch Ernst, Gediegenheit und gleichmäßiges, zuverlässiges Wesen. Die Schreiberin hat nichts Blendendes, Bestrickendes, sie besitzt weniger gesellige als häusliche Talente; Größe der Auffassung und Weite des Horizonts fehlen. Sie ist aber gewohnt, alles gründlich zu machen, gewissenhaft und pünktlich, in ihrem Haushalt wird alles nett und geordnet sein. Sie hält auf Anstand und weiß mit einfachen Mitteln viel zu erreichen. Nur schwer tritt sie aus sich heraus und kann recht abweisend und reserviert sein. Wo sie sich erwärmt hat, ist sie treu in den Gefühlen, und wo sie sich heimisch fühlt, kann sie manchmal lustig sein. Sie strebt in allem nach Vorsicht und Ueberlegung.

Wilh. B. in Zch., Schweiz. Sie haben ein recht bewegliches Naturell und sind auch fleißig und thätig, solange eine Arbeit nicht zu viel Zeit beansprucht. Energisch, ausdauernd und beharrlich sind Sie nicht. Ihr Empfinden ist lebhaft, aber Ihre Gefühle nicht vertieft. Sie bleiben in allem leicht an der Oberfläche haften. Eine gewisse Gewandtheit — mehr in geschäftlichem als in geselligem Verkehr — ist Ihnen eigen. Im Umgang sind Sie angenehm, höflich-entgegenkommend.

E. M...g in Bonn. Karten sind ungeeignetes Material, und daher muß das Urteil etwas unsicher bleiben. Ihre Schrift hat viele Zeichen von gediegener Bildung, daneben aber frappieren wieder solche, die auf Unfertigkeit oder Einseitigkeit der Entwicklung schließen lassen. Sie haben ein gutes und empfindungsfähiges Herz, aber Sie üben Selbstdisciplin und lassen die Gefühle nicht über den Verstand vorherrschen. Weichere Regungen werden energisch dankedergehalten. Ihr Wille ist bestimmt und konzentrationsfähig, Ihr Verstand klar, Ihr Denken logisch. Sie haben Erwerbssinn, wissen geschickt einzuteilen und Unnötiges zu vermeiden. In manchen Dingen sind Sie sehr verschlossen und zurückhaltend, auch nüchtern und verständig. In der Lebensauffassung huldigen Sie keinen unerreichbaren Utopien, sondern vielmehr einer realistischen, gesunden Anschauung. Sie sind vorsichtig und überlegt in allem, was Sie thun und sagen.

Franz N. in Berlin. Sie haben nicht das Bestreben, sich in irgend einer Art hervorzuthun. Sie sind reell, wahr und zuverlässig und haben den Mut, zu Ihrer Ueberzeugung zu stehen. Im Wesen sind Sie ziemlich gleichmäßig, frei von Launenhaftigkeit. Nicht erfinderisch, nicht sonderlich originell, aber zuverlässig und praktisch.

F. H. R. Sie entbehren der verfeinerten Bildung, aber Sie sind ein intelligenter Mann, der Initiative und Schaffensfreudigkeit hat und energisch vorwärts und empor strebt. Zarte Rücksichtnahme kennen Sie allerdings dabei nicht, und Ihre persönlichen Interessen stehen Ihnen überall im Vordergrund. Sie werden mitunter unangenehm scharf und auch heftig, aber im Grund genommen haben Sie ein wohlwollendes Herz. Sie sind starker Empfindung fähig. Sie geben gern da, wo Sie sich für die Leute interessieren, und brauchen reichlich, ohne gedankenlos zu verschwenden. Eigentlich möchten Sie sparen und thun es auch vorübergehend, aber ohne den richtigen Einteilungssinn. Ihr Name und Ihre soziale Stellung erfüllen Sie mit Stolz und Befriedigung. Sie haben ein gewisses Selbstgefühl, treten sicher und bestimmt, aber nicht breitspurig auf und geben sich im Verkehr einfach und natürlich.

„Spiegel". Sie sind beweglich und geistig rege, im Verkehr angenehm, anregend und gesprächig. Geschickt und rasch können Sie sich Menschen und neuen Situationen anpassen und wissen Schroffheiten zu vermeiden. Gern fliegen Sie mit Ihren Gedanken der Gegenwart voraus, auch gelegentlich in höhere Regionen, ohne sich aber deshalb am idealen Moment der Dinge genügen zu lassen. Sie sind heiter veranlagt und können lustig sein.

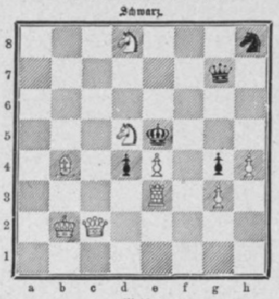
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 21.

Von August Horn in Hof.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 18:

W. 1. Tf3—h3
S. 1. g4×h3
W. 2 Th2×h3
S. 2. Kh8×h7
W. 3. Th3×h4 matt.

A.

S. 1. g4—g3
W. 2. Th2—g2
S. 2. Kh8×h7
W. 3. Th3×h4 matt.

Partie Nr. 19.

Gespielt im telegraphischen Wettkampf zwischen London und New York am 14./15. März 1902.

Damenbauernspiel.

Weiß: T. B. Girdlestone (London).
Schwarz: H. Helms (New York).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	19. e3×d4	e5×d4
2. e2—e3	Sg8—f6	20. f2—f3	Se4×d2
3. c2—c4	e7—e6 [1])	21. Dd1×d2	f5—f4
4. Sb1—c3	Sb8—d7	22. b3—b4	Ld6—b8
5. a2—a3 [2])	c7—c5	23. Tc1—e1	De8—d7 [9])
6. Sg1—f3	b7—b6	24. Dd2—c2 [10])	Sf6—d5!
7. b2—b3 [3])	Lc8—b7	25. Dc2—b3	Sd5—e3
8. Lf1—d3	Ta8—c8	26. Tf1—f2	Tf8—f7
9. 0—0	Lf8—d6	27. Te1—c1	Tf7—g7
10. h2—h3 [4])	Sf6—e4	28. Ld3—e4 [11])	Lb7×e4
11. Sc3—e2 [5])	f7—f5 [6])	29. f3×e4	g5—g4
12. Lc1—b2	0—0	30. c4—c5†	Kg8—h8
13. Se2—f4	Dd8—e8	31. h3×g4	Tg7×g4
14. Ta1—c1	Sd7—f6	32. g2—g3	Tc8—g8
15. d4×c5	b6×c5	33. Tf2—f3	Tg4—h4 [12])
16. Sf3—d2	d5—d4! [7])	34. Kg1—f2	Th4—h2†
17. Dd1—e1	g7—g5 [8])	35. Kf2—e1	d4—d3
18. Sf4—e2	e6—e5!	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Die Partie hat sich jetzt zu einem abgelehnten Damengambit gestaltet.

[2]) Zeitverlust, zum mindesten überflüssige Vorsicht.

[3]) Zu wenig Initiative. Mit 7. c4×d5 und 8. d4×c5 (oder in umgekehrter Reihenfolge) erreichte Weiß doch wenigstens einen isolierten Bauer beim Gegner, da dieser, um den Bd5 überhaupt zu decken, auf c5 mit dem Sd7 wiedernehmen mußte.

[4]) Weiß scheint in Verlegenheit, wie er das Spiel weiter zu behandeln hat, und thut deshalb wieder einen ganz nichtssagenden Zug. Der neue Tempoverlust wird in der Folge verhängnisvoll. Sc3—e2 nebst Lc1—b2 sollte geschehen.

[5]) Hier konnte Weiß 11. Ld3×e4 d5×e4 12. d4×c5 Sd7(Ld6)×c5 13. Sf3—d4 versuchen.

[6]) Schwarz beherrscht nun das Spiel.

[7]) Damit leitet Schwarz den entscheidenden Schlußangriff ein.

[8]) Minder gut wäre sofort e6—e5, worauf Weiß mit 18. Sf4—d5 seine Stellung verbessern würde.

[9]) Es drohte 24. Se2×d4.

[10]) Dies gestattet dem schwarzen Springer das Eindringen in das weiße Spiel und beschleunigt somit das Verderben, dem Weiß mit 24. Se2—c1! noch entgegenarbeiten konnte.

[11]) Auch ohne dieses freundliche Entgegenkommen würde Schwarz mit h7—h5 den Durchbruch auf dem Königsflügel erzwingen.

[12]) Schwarz führt den Angriff ganz vortrefflich. Es droht Dd7—h3.

Schachbriefwechsel.

J. B. in Hedewigenkoog. 1. Se6—g5 löst die Nr 17 nicht, ist aber eine starke Verführung, die wohl einzig durch die Entgegnung Sd4×f5 widerlegt wird.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Sengtler in Bulgarien zu 17 und 18; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg), Markus Birkenfeld in Husiatyn und Anton May in Wien zu 18.

Silbenrätsel.

Meine ersten beiden Silben
Schimmern in der Sonne Pracht,
Mehr noch als des Tages Leuchten
Fördert ihren Sinn die Nacht;
Doch, ob Tag, ob Nacht sie heben,
Immer ist's ein falsches Licht,
Glanz und Schein sind ihm gegeben,
Doch ein echter ist es nicht.

Meine zweiten beiden Silben
Sind von fest begrenzter Zahl,
Und sie hegen, buntgemischet,
Lust und Freude, Schmerz und Qual;
Mancher sieht den Wechseldingen
Ruhig zu, dem Ab und Auf;
Mancher, dem sie Wechsel bringen,
Aengstigt sich ob ihrem Lauf.

Aber was der Silben viere
Insgesamter Inhalt war,
Bleibt verschwiegen — ist sein eignes
Traut' Geheimnis jedem Paar,
Das — ob Lenz es oder Winter,
Da es innig sich geküßt, —
Still und heimlich kam dahinter:
Wie so gut zu zwei'n es ist!

Umstellrätsel.

Obgleich ein großer Philosoph er war,
Der Liebe mußte sich auch sein Herz fügen,
Doch bot sie nicht des Glückes Becher dar,
Leid und Entsagung nur in vollen Zügen.

Im Tode aber ist für alle Zeit
Er ihr vereint, die sein nicht ward im Leben,
Und treue Liebe wird verehrt noch heut
In Kränzen, die sich um das Grabmal weben.

Die Glieder umgestellt, das Haupt vertauscht,
Soll jeder Hauch von Poesie entschwinden!
Und wer dem Worte nun gezwungen lauscht
Wird schwer die Schlummerneigung überwinden.

M. Sch.

Buchstabenrätsel.

1. In Persien wirst du stets mich finden,
2. Mich nimmermehr in Afrika,
3. Zum Veilchenstrauß mußt du mich binden,
4. Ob ich auch bei Cypressen da.
5. Nie trenn' ich mich vom stolzen Rheine,
6. Doch bei der Elbe wohn' ich nie,
7. Fern blieb ich stets dem Mondenscheine,
8. Jedoch dem Tag ich Kraft verlieh.
9. Dem Ganzen gilt mein großes Sein —
Nun reih zum Wort mir 1—9.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 610:

Des Worträtsels: Blücher — Bücher.

Des Trennungsrätsels: Anstecken — an Stecken.

Des Bilderrätsels: Die Ringgruppen an den Birkenstämmen bedeuten je einen der untenstehenden Buchstaben, und zwar je den sovielten, als die Gruppe Ringe zählt. Man liest sie von unten nach oben und von links nach rechts:

Frohes Pfingstfest!

Richtige Lösungen sandten ein: Elise Niebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. „Moselblümchen" in Coblenz (4). Wilhelm Schüler in Stuttgart (2). „Käthe" in Heilbronn (3). Joh. P. Stoppel in Hamburg. „Ida und Johanna" in Konstanz. ? in Paris (2). „Köbi" in Bern (4). „Stammtisch" in G.

Bäder und Sommerfrischen.

Unter den zahlreichen Solbädern ist in neuerer Zeit das fürstlich Lippesche Kohlensäure-Solbad Salzuflen infolge der günstigen Zusammensetzung seiner Quellen sehr in Aufnahme gelangt. Aerztlicherseits empfohlen gegen Skrofulose, Rhachitis, Bleichsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten und besonders gegen chronische Katarrhe der Nase, des Rachens, des Kehlkopfs, der Luftröhren, liegt der Badeort geschützt im naturschönen, mit Laub- und Nadelwäldern bestandenen Lippeschen Hügellande nahe am Teutoburger Walde; er besitzt sehr ausgedehnte, im Kurpark gelegene Gradierwerke, Inhalatorien, Kohlensäure-Dampfdusche, Trinkbrunnen und Molkenanstalt, ein neu erbautes Kurhaus, Theater u. s. w. Prospekte verabfolgt unentgeltlich die fürstliche Badeverwaltung.

Berühmte Amerikanische Specialitäten

Alle in dieser Liste aufgeführten Fabrikanten in den Vereinigten Staaten sind von Duns und Bradstreets Agenturen financiell hoch eingeschätzt, und die Fabrikate jeder dieser Firmen haben den besten Ruf wegen ihrer Güte und Brauchbarkeit. Viele verlangen verläßliche Agenten in allen Ländern, bitten um diesbezüglichen Briefwechsel und senden Kataloge bereitwilligst. Alle Preisanfragen und verlangten Kostenanschläge werden sofort erledigt wenn man an dieses Registrierungs-Bureau kabelt.
Kabel-Adresse: „CABATES." CHARLES AUSTIN BATES, Vanderbilt Building, New York, U. S. A.

Equipagen, Kutschen, Einspänner, Phaetons — Wagen und Fuhrwerke für alle Zwecke, Sprengwagen, Straßenkehrmaschinen — Geschirre und Sattler-Ware für alle Zwecke.
STUDEBAKER BROS. MFG. Co.
South Bend, Indiana, U. S. A.
Zweiggeschäfte: New York, N. Y. Chicago, Ill. Kansas City, Mo. Denver, Colo.
100 Acker Fabrik-Gebäude; die größten der Welt. Kabel-Adresse: „STUDEBAKER."
Zweiggeschäfte: Portland, Ore. San Francisco, Cal. Salt Lake City, Utah.

Bier.
Pabst Brewing Co.,
Milwaukee, Wis., U. S. A.

Zweirad-Bremsen — Morrows Frei-Rad.
300,000 im Gebrauch; in der ganzen Welt verkauft. Für jedes Rad passend; die Erfinder.
R. H. Wolff & Co., Ltd., Neueberg 29, Hamburg;
Fred. O. Warrick, Stabius-Strasse 7, Nürnberg.

Genever und Whisky.
Fleischmann & Co.,
Cincinnati, O., U. S. A.

Schreibmaschinen — „New Century."
American Writing Machine Co.,
New York, U. S. A.

Explosiv-Stoffe — Nitro.
Pulver, Plastine, Kornpulver.
The Nitro Powder Co., Kingston, N. Y., U.S.A.
Kabel-Adresse: „Nitro." W. U.-Codex.

Elektrische Generatoren und Motoren.
Für Arbeiten mit direktem oder wechselndem Strom.
Northern Electrical Mfg. Co., Madison, Wis., U.S.A.
Verlange Katalog Nr. 249,
Verläßliche Agenten verlangt.

Ernte-Maschinerie.
Adriance, Platt & Co.,
Poughkeepsie, New York, U. S. A.

Brunnen-Bohr- und Tiefbohr-Maschinen.
Alles Erforderliche, um tiefe Schächte für Oel, Gas, Mineralien oder Wasser herzustellen.
Oil Well Supply Co., Pittsburgh, Pa., U. S. A.

Holz-Bearbeitungs-Maschinen.
BERLIN MACHINE WORKS,
Beloit, Wis., U. S. A.

Gasolindampf-Lampen
für den Laden, die Straße und das Haus.
THE TURNER BRASS WORKS,
Kabel-Adresse: „The Turner," Chicago. Chicago, U.S.A.

Photographische Trocken-Platten.
LOVELL DRY PLATE CO.,
New Rochelle, N. Y., U. S. A.

Schleifsteine für Alles, das eine Schneide hat!
Oelsteine, Sensensteine, Abziehsteine für Rasiermesser, Schleifsteine, Schmergel u. Adamant, u. alle in dieses Fach schlagend. Artikel.
The Pike Mfg. Co., Pike Station, N. H., U. S. A.

„Cling Surface" für Treibriemen.
Bringt eine nicht rutschende Oberfläche hervor, die nicht klebt. Rutschen ist unmöglich, erhöht die Kraft, läßt leicht laufende Treibriemen zu und präserviert dieselben dauernd in jedem Klima. Näheres durch die
CLING SURFACE MFG. CO., Buffalo, N. Y., U. S. A.

Schaufeln, Spaten, Schüppen und Entwässerungs-Werkzeuge.
THE WYOMING SHOVEL WORKS,
Wyoming, Pa., U. S. A.

Kessel und Hitzeerzeuger
für Dampf- und Wasser-Heizung.
Pierce, Butler & Pierce Mfg. Co., Fabrikanten.
Agenten verlangt. Syracuse, N. Y., U. S. A.

Rollende Stahlthüren und Fensterladen.
Stahlkästen und Fächerwerk für Waren und Papiere von Wert. Man verlange Katalog K-2.
The Kinnear Mfg. Co., Columbus, O., U. S. A.

Werkzeuge — für alle Metall- oder Holzarbeiter.
Katalog Nr. 16 A E frei.
The L. S. Starrett Co., Athol, Mass., U. S. A.

Böttcherei-Maschinerie.
The Peter Gerlach Company,
CLEVELAND, O., U. S. A.

Dampfmaschinen — Kessel &c.
Händler können Preise und Katalog verlangen.
COMSTOCK MFG. CO.,
Comstock, Mich., U. S. A.

Klaviere.
BALDWIN PIANO CO.,
„Grand Prix" Paris 1900. Cincinnati, O., U. S. A.

Harmonien — „Packard," 1871 etabliert.
Besonders für das Exportgeschäft geeignet.
THE PACKARD COMPANY,
Man verlange Katalog. Fort Wayne, Ind., U. S. A.

Seifen für Familien und Wäschereien.
JOS. S. & THOS. ELKINTON,
PHILADELPHIA, PA., U. S. A.

Geldschränke. (Feuersicher.)
THE HALL'S SAFE CO.,
P. O. Box 846. Cincinnati, O., U. S. A.

Hüte.
E. M. KNOX,
Fifth Avenue, New York, U. S. A.

Laternen — Dietz.
R. E. Dietz Company,
1840 etabliert. New York, U. S. A.

Artikel für Juweliere.
Brosche-Nadeln, Scharniere, Gewinde. Haken, Uhr-Karabiner &c.
Geo. H. Fuller & Son Co., Pawtucket, R. I., U. S. A.
Nur Engros. Briefwechsel erwünscht.

Rasiermesser
„Star"-Sicherheits-Rasiermesser.
KAMPFE BROS.,
8-10-12 Reade St., New York, U. S. A.

Tait's Diamanten

weisen die denkbar grösste Aehnlichkeit mit allen echten Diamanten auf. Sie können wie jeder echte Diamant gewaschen und gereinigt werden und ist ihr Glanz und Feuer von keiner künstlichen Rückseite abhängig.

Unerreichte Auswahl in



Ringen, Broschen, Ohrringen, Cravattennadeln, Haarnadeln — Halsketten, Schnallen, Manchettenknöpfen, Hemdenknöpfen

Verlangen Sie Illustrirte Preisliste gratis u. franco

zum Preise von **6 Mark das Stück**

In alte Fassungen sind wir gerne erbötig, Tait's Diamanten einzusetzen.

in den modernsten u. elegantesten Fassungen.

Für jeden gekauften Gegenstand geben wir eine schriftliche Garantie. Nicht Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Tait's Diamanten sind die beste Imitation der Welt, und haben sie in Erstaunen und Entzücken gesetzt.

Tait's American Diamond Palace,
BERLIN
Friedrichstrasse 181. Friedrichstr. 169. Central-Hotel Laden 15.

Ovos

Pflanzenfleisch-Extrakt
ist **bedeutend nahrhafter** und die **Hälfte billiger**, als alle **Fleisch-Extrakte;**
verstärkt Bouillon, Suppen, Saucen, Gemüse etc. Erhältlich in allen Colonialw.-, Delicatess-, Drogen- und einschlägigen Geschäften
Elweiss-Extrakt-Kompagnie, G. m. b. H.
Berlin N 58, Stargarderstrasse 60

Cannstatter Misch- Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik

Werner & Pfleiderer



36 höchste Auszeichnungen — Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London, Berlin * Wien * Paris * Moskau
Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

WENN SIE NICHT DEN NAMEN

Lea & Perrins

AUF DEM UMSCHLAG, DER ETIQUETTE UND FLASCHE IHRER SAUCE VORFINDEN, SO IST DIES EIN BEWEIS DASS MAN IHNEN EINEN GERINGEREN ERSATZARTIKEL VERABFOLGT HAT.

LEA & PERRINS' ALLEIN IST ÄCHT.

VERLANGE UND BESTEHE DARAUF MIT **LEA & PERRINS'** BEDIENT ZU WERDEN. SIE IST NACH DEM ORIGINAL-RECEPT HERGESTELLT. VERMEIDE ALLE ANDEREN SOGENANNTEN WORCESTERSHIRE SAUCEN.

SIE HAT WEGEN IHRER VORZÜGE EINEN WELTWEITEN RUF UND IST DIE BESTBEKANNTE SAUCE FÜR FISCH, FLEISCH, BRÜHEN, WILD UND SUPPEN.

SIE IST ALLEN ANDEREN SAUCEN WEIT ÜBERLEGEN.

Ursprüngliche und ächte
WORCESTERSHIRE Sauce

Im Engrosverkauf bei Lea & Perrins, Worcester
Crosse & Blackwell, Ltd., London; und bei Export-Materialwaarenhändlern im Allgemeinen.



Eine TADELLOSE BÜSTE

erzielt man in 2 Monaten durch den Gebrauch von RATIÉ'S

PILULES ORIENTALES

die einzig echten u. als *gesundheits-zuträglich* garantirt, welche ohne die Taille vergrössern ein **Graziöses Embonpoint** erzeugen.
FLACON mit NOTIZ M. 5.— Man wende s. an Apoth. B. HADRA, Berlin, Spandauerstr., 77, oder direct an Apth. RATIÉ, 5, Pass. Verdeau, Paris.

Adam Rackles

Hoflieferant
Frankfurt a/Main.
Aepfelwein naturrein. glanzhell. haltbar.

Etwas Kleingeld

genügt, um den Kindern eine delicate Speise zu liefern. Flammeris, bereitet mit **Dr. Oetkers Pudding-Pulver** à 10 Pfg., zeichnen sich aus durch Wohlgeschmack und hohen Nährwerth.
Dr. A. Oetker, Bielefeld,
Institut für Küchenchemie.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Frank R. Stockton †.

Zum Nordpol und Erdkern.

Eine Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert von
Frank R. Stockton.
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Marie Walter.
Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—

Ein Büchlein, gar lustig zu lesen, es ist in der Art Jules Vernes geschrieben und behandelt die Errungenschaften der Technik in gutmütig persiflierender Weise.
Schwarzwälder Bote, Oberndorf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Vereinigte Fabriken **C. Maquet,**
Heidelberg u. Berlin NW., Carlstr. 27. Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle**, verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle**, verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.





Canfield Schweissblatt.

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Grosse Bleichen 16.
Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield".

Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



Nº 34.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

Zunächst und im Verlauf der Abendmahlzeit war selbstverständlich nur von Old York die Rede.

Hatte man je ein solches Pferd gesehen?! Das vor vier Monaten mit einer Kleinigkeit von wenig mehr als viertausend Mark bezahlt wurde, und das es fertig bringt, über diese ganzen kostbaren englischen „Importen“ fortzugaloppieren, wie wenn ein Derbypferd mit Droschkengäulen konkurriert! Ein solcher Sieg nach so viel Mißerfolgen! Zähigkeit, das ist die Hauptsache, man muß warten können! Ah, Worms hatte gewartet!

„Ich gebe dir mein Wort, mein liebes Kind, ich war nahe daran, die Geschichte an den Nagel zu hängen! Diese ganzen zwei Dutzend Gäule abzuschaffen, nie mehr mit der Sache zu thun zu haben! Ah, man muß zäh sein, in allem, in jedem, auf der Bühne, auf der Börse, auf dem Rennplatz am allermeisten! Mein Gott, wenn ich mir vorstelle: morgen in Berlin diese Gesichter an der Börse! Sie lesen das morgen früh in der Zeitung, sie werden starr sein. Ja, Zähigkeit, mein liebes Kind, Zähigkeit, Adele! Trink, mein Liebling, schenk ein. Du darfst dir wünschen, was du willst, ganz egal.“



Ein Maitag im Tiergartenviertel zu Berlin.

Nach einer Zeichnung von Hermann Lüders.

Adele sagte, daß sie eine kleine Brillantbrosche nötig hätte, etwas Apartes und Einfaches, das man beim Ausgehen tragen kann, wenn man nicht auffallen will, und als Worms daraufhin des langen und breiten von Adelens Bescheidenheit gesprochen und sie gebeten hatte, durch das kleine Zimmer zweimal bis zu den roten Sammetportieren hin und her zu gehen, um ihr neues, auch viel zu bescheidenes und doch wirklich höchst reizendes Pariser Kleid zu studieren, — nach alledem kam man wieder auf Old York zu sprechen.

Das einzige Mal, wo dieses unvergleichliche Pferd sich in Deutschland eine Niederlage geholt hatte, war damals vor drei Monaten, als Süderssen Old York ritt. Nicht daß man für Süderssen daraus einen Vorwurf herleiten wollte. Ein Sturz beim Rennen ist kein Spaß, und jeder hütet sich vor dergleichen.

„Indessen bin ich fest überzeugt," sagte Worms, „daß Old York mit einem Jockey im Sattel damals nicht gefallen wäre. Keinesfalls möchte ich und wünsche ich, daß Süderssen ihn wieder reitet. Nie mehr!"

Ja, Süderssen!

Adele hatte gewiß nichts an ihm zu tadeln, er war ein sehr liebenswürdiger Mensch, vielleicht etwas zu schüchtern und zu befangen, immer aber Adele gegenüber von einer ausgezeichneten Höflichkeit. Einzig und allein darauf kam es an, und das war die entscheidende Frage, ob dieser Süderssen für Eleanor passen würde. Ein Kind, mein Gott, dem in zwei, drei Jahren die ganze Welt offen stehen würde und das nur die Hände auszustrecken brauchte, um an jedem Finger einen Bewerber zu halten! Männer von höchstem Stand und Ansehen, glänzende Partien, die Eleanor, und mit Eleanor ihren Papa, in eine Sphäre hinaufrücken würden, die man eben nur auf dem Wege der Heirat erreichen kann.

Es hatte jederzeit etwas Rührendes und Zärtliches, wie Adele um Eleanor besorgt war, um dieses kleine, schmächtige Ding, das sie immer nur — und zwar höchst selten — aus der Ferne gesehen hatte. Es gab da einen langen und komplizierten Traum, den Adele in den außerordentlich vielen Mußestunden ihres Lebens Eleanor betreffend zusammengeträumt hatte. Wie Penelope ihr künstliches Gewebe nachts auftrennte, um immer von neuem die Arbeit aufzunehmen, so modelte Adele an diesem Traume. Sollte Eleanor einen Grafen heiraten? Vielleicht hieß das die Ansprüche zu hoch schrauben, aber vielleicht, wenn das Glück Eleanor wohl wollte, ließ sich eine noch glänzendere Partie finden. Bewandert in jener großen und umfangreichen Litteratur, die, in dünnen Heften allwöchentlich erscheinend, durch den Kolportagebuchhandel zum Vertriebe gebracht wird, hatte Adele für Eleanors Zukunft ein Ideal zurechtgeschneidert, das, abgesehen von der Lebensstellung, auch der Figur nach in Süderssen durchaus nicht die passende Verkörperung fand. Groß, stark, üppig, hatte Adele an kleinen und hageren Männergestalten niemals Gefallen gefunden, und ganz unwillkürlich, ohne zu erwägen, daß nicht jeder jedes Geschmack teilt, übertrug sie ihre ideale Forderung auf Eleanors Wünsche.

Nein, Eleanor konnte unmöglich auf die Dauer mit diesem mageren, schmächtigen Süderssen sich zufrieden geben. Einstweilen war sie ja noch ein Kind, aber, mein Gott, wie sollte das werden, wenn Eleanor einige Jahre älter sein und sehen gelernt haben würde!

Sie hatte keine geschickte Art, diese und ähnliche Einwürfe, die sich gegen Süderssen richteten, in wohlgesetzter und überzeugender Weise vorzutragen, doch mußte Worms, der über diesen Einwurf — Süderssens Figur betreffend — zunächst höchst erstaunt gewesen war, bei näherem Nachdenken ihr einigermaßen recht geben.

„Er hat eine Reiterfigur," sagte er, aber das war auch die einzige Entschuldigung, die er Adele gegenüber in Süderssens Interesse vorzubringen wußte.

„Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht," fügte er hinzu, „wirklich nicht. Aber es ist wahr. Du hast recht, Adele, wie immer."

Ein Gefühl von Rührung überkam ihn, und er drückte Adele dankbar die Hand. Sie war nie eigennützig gewesen oder doch nur in jenem kleinen und bescheidenen Maße, das schließlich jeder, und vor allem eine alleinstehende Dame, sich selbst schuldet. Was ging Eleanor diese Adele an? Bei Lichte betrachtet keinen Pfifferling. Und doch sorgte Adele beständig um die Kleine. Sie waren nie zusammengekommen, diese beiden, und würden nie zusammenkommen. Ihre Wege waren, abgesehen von ihren beiderseitigen Beziehungen zu Worms selbst, wie zwei lange Streifen, die in weiter Entfernung sich hinziehen, ohne je einander berühren zu können.

Sehr richtig, was Adele sagte. Es war eine Uebereilung gewesen, diese Verlobung Süderssens mit Eleanor. Nicht wegen Süderssens Figur, aber aus sehr viel triftigeren Gründen: ein Mann, der Eleanor nie etwas würde bieten können, eine höchst mäßig fundierte Existenz, die Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. Und vor allem ein Mann ohne Willenskraft! Er, Worms, hatte in jener Angelegenheit nicht den Verstand, sondern sein Herz reden lassen, „das weiche Herz, das ihm so oft schon im Leben einen Streich gespielt hatte".

Immerhin gut, daß bei der ganzen Geschichte keine Uebereilung notwendig war. Alles das, die eigentliche Verlobung und eine Hochzeit, lag ja noch in weitem Felde, ganze Jahre hinaus. Irgendwann würde sich mühelos ein Anlaß finden, die Angelegenheit wieder einzurenken, die Verlobung aufzulösen, alles ins richtige Geleis zu bringen. Es lohnte sich faktisch nicht, heute schon, an diesem liebenswürdigen Abend, sich damit die Laune zu verderben.

Ganz unerwartet, kurz vor elf Uhr, kam Süderssen herein. Er bat um Entschuldigung.

„Ich war mit Melchers zusammen, dem Konsul und seinem Bruder, man ließ mich nicht los. Wenn ich nach Hamburg komme, muß ich mich wohl oder übel den alten Bekannten widmen."

Er küßte Adele die Hand in der korrekten Art, die er ihr wie jeder Dame gegenüber stets wahrte, und die Worms im Anfange ihrer Bekanntschaft beinahe lächerlich erschienen war.

Während jeder hier im Restaurant in dem Anzuge speiste, in dem er von der Rennbahn gekommen war, hatte Süderssen sich umgekleidet. Er trug Frack und schwarze Halsbinde, auch darin immer korrekt, mit einem leisen Stich ins übertrieben Feierliche.

Uebrigens war er in einer auffällig heiteren Stimmung, — er hatte mit seinen Hamburger Jugendfreunden getrunken, was er sonst selten that, sein blasses Gesicht war leicht gerötet, und er begann sofort zu sprechen, aufgeregt, beinahe frisch:

„Allenthalben ist von Old York die Rede, in ganz Hamburg. Er hat einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Wenn Sie Lust haben, zu verkaufen, so können Sie dreißig Mille für Old York bekommen, wahrhaftig; man hat es mir heute zweimal geboten."

„Nicht für fünfzig," sagte Worms mit einem zufriedenen Lächeln, „nicht für sechzig, mein lieber Junge. Nehmen Sie eine Zigarre, Süderssen, oder wollen Sie noch speisen? Nicht? Na, schön. Drücken Sie, bitte, auf den Knopf, der Kellner soll Sekt bringen."

Er war in glänzender Laune, und das Gespräch wandte sich von neuem Old York zu. Was konnte man auch andres heute reden? Unter einem solchen Eindruck! Er lehnte sich breit und behaglich in seinen Ledersessel zurück, legte die Beine auf einen Stuhl und ließ sich einschenken.

„Kinder, es ist einer der schönsten Tage in meinem Leben. Das will viel sagen."

Mitten in dieses Gespräch hinein von Old Yorks Rennen, Old Yorks früheren Rennen und Old Yorks künftigen Rennen begann Adele leise zu schnarchen. Sie war eingeschlafen, was nach einem solchen Tage voll Fahren und Laufen und Aufregungen schließlich nicht zu verwundern war. Sie hielt den Mund etwas geöffnet, das gab dem hübschen Gesichte etwas außerordentlich Einfältiges. Und wie sie so aufrecht saß, den Kopf leicht zurückgelehnt, die Arme herabhängend, erschien ihre große, massive Gestalt beinahe noch gewaltiger als sonst, von einer Fülle, die gewiß nicht jedermanns Geschmack sein mochte, die für Worms aber etwas förmlich Beruhigendes hatte.

„Lassen wir sie schlafen, lieber Süderssen. Sie ist das beste Geschöpf unter Gottes Sonne, — ein Kind. Es klingt vielleicht übertrieben, aber wahrhaftig, ich könnte ohne dieses Wesen nicht existieren. Sie hat das, lieber Freund, was ich von einer Frau verlange: das Zärtliche, das Nachsichtige, das Begütigende. Sie fährt mir mit ihren weichen Händen über eine Stirn voll Sorgen, und die Sorgen verflüchtigen sich. Man könnte einwenden, ich müßte Rücksichten nehmen, etwa auf Eleanor, aber großer Gott, ich bin nur ein Mensch. Nihil humanum a me alienum. Ein schwacher Mensch mit den Fehlern eines solchen, aber wenn man so will: auch mit dessen Vorzügen. Ich muß jemand haben, der gut zu mir ist, Süderssen, gut."

Zwei große Thränen liefen über sein Gesicht, von jener gerührten Art, die man weint, wenn man einen schönen Tag hinter sich hat und in einem Sessel ruht, die Beine über einen Stuhl gelegt, vor sich ein Glas Sekt und in der Hand eine Zigarre der guten Hamburger Qualität.

„Lassen wir sie schlafen. Es ist ihre Zeit. Sie ist auch darin wie ein Kind. Wenn es elf Uhr schlägt, wird sie müde. Thun Sie mir einen Gefallen, lieber Süderssen, holen Sie meinen Paletot, legen Sie den Paletot über ihre Beine. Ja, so, ganz recht."

Er nahm sein seidenes Taschentuch, glitt damit über die Augen, schneuzte sich und bat Süderssen, den Stuhl unter seinen Füßen eine Handbreit nach rechts zu schieben.

„So könnte ich bis morgen früh sitzen, wahrhaftig. Warum ist das Leben nicht immer so wie heute? Warum sitzen wir nicht immer so still und in Frieden zusammen? Vielleicht fehlt uns heute nur eine, natürlich Eleanor. Aber man kann nicht alles haben, und selbstverständlich wäre es ja auch undenkbar. Das Kind würde nicht hierher gehören. Um Eleanors willen nicht und auch nicht um Adelens willen."

Das war die Stunde, die Süderssen wahrnehmen mußte, um endlich Worms von seinen Schwierigkeiten Mitteilung zu machen. Er leerte sein Glas auf einen Zug und schenkte neu ein. Wenn er es heute nicht that, so würde er vielleicht nie den Mut finden, das entscheidende Wort Worms gegenüber zu sprechen.

So begann er, und gleich bei den ersten Worten horchte Worms auf.

Die Augen in einen Winkel des Zimmers geheftet, erzählte Süderssen — alles — von den Schulden, die ihn seit Jahren drückten und die im Laufe der letzten Monate zu einer Last angewachsen waren, von der er sich ohne Worms' Hilfe nie mehr würde befreien können. Er sprach mit einer farblosen Stimme, durch die nur hin und wieder Aufregung zuckte. Und als Worms immer schwieg, begann er, unsicherer als bisher, fast dasselbe mit andern Worten zu wiederholen, — dann noch ein drittes Mal.

Aber Worms schwieg noch immer.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Worms, mein Ehrenwort: es ist das erste und letzte Mal, daß ich Sie um Ihre Hilfe bitte. Es wird nicht wieder geschehen, ich schwöre es Ihnen. Ich bin in diese Lage geraten, weil ich keinen Ausweg wußte. Hätte ich den Mut gehabt, Sie zur rechten Zeit um Ihre Hilfe zu bitten, so wäre es nicht so weit gekommen. Wenn jemand in einer solchen Situation den Versuch macht, sich selbst daraus zu befreien, so gerät er immer tiefer hinein, bis er keinen Ausweg mehr hat. Verzeihen Sie mir das alles — und — helfen Sie mir!"

Er war aufgestanden und streckte Worms seine Hand hin, aber mit einem wunderlichen Blicke sah Worms an der Hand vorbei.

„Es ist für Sie, Herr Worms, schließlich nur eine — eine Bagatelle, nicht wahr? Sie werden mir helfen, nicht wahr?"

„Eine Bagatelle?" sagte Worms.

Das war alles, was er zunächst erwiderte.

Er hatte die Zigarre neben sich auf den Tisch gelegt, wo sie weiter dampfte und von wo er sie hin und wieder herüberholte, um einen Zug zu thun. Erst nach einer langen, stumpfen Pause, in der man eigentlich nichts hörte als die schnarrenden Töne aus Adelens Munde, schien er zu sich zu kommen. Er nahm die Beine von dem Stuhl, setzte sich aufrecht, knipste die Asche von seinem Beinkleide und atmete tief auf.

„Ich habe alles Mögliche erwartet," sagte er, „aber das nicht. Bei Gott im Himmel, das habe ich nicht erwartet."

Er stand auf und ging langsam im Zimmer auf und ab, immer zwischen Adele und Süderssen hindurch, und bei diesem minutenlangen Spaziergange überlegte er mit der ausgezeichneten Schnelligkeit, die einst an der Börse seine Kraft und Stärke gewesen war, was in der Angelegenheit zu thun sei, und wie er, Worms, diese ganz neue Konstellation in seinem persönlichen Interesse auszunutzen habe. Zwei- oder dreimal seufzte er tief auf, was Süderssen jedesmal wie ein Messer durchs Herz ging, aber dieses Seufzen war ein so rein mechanisches, einzig und allein aus der alten schauspielerischen Gewohnheit entspringend, die Seufzer in einer solchen Scene anwendet, daß Worms selbst diese Aeußerungen vielleicht gar nicht einmal bemerkte.

Es war ganz klar: hier war der Hebel anzusetzen. Wenn er je und irgendwann sich des unbequemen — wenigstens auf die Dauer und in Verbindung mit Eleanor unbequemen — Süderssen entledigen wollte, so war heute der Zeitpunkt gekommen. Es konnte das in der mildesten Form geschehen, ohne jede Uebertreibung, einfach so, daß man diesen harmlosen, gutherzigen und in vieler Beziehung nützlichen Süderssen sich zum Privatgebrauche erhielt, daß man hingegen die lächerliche und übereilte Verbindung mit Eleanor glatt durchschnitt.

Eine große Gelegenheit, in einer dramatischen Scene die alte Kunst des Darstellers und Menschenkenners zu bethätigen!

Er nahm auf seinem Stuhle wieder Platz, stützte den Arm auf die Lehne und den Kopf in die Hand und sagte mit tiefem Atemzuge:

„Nein, das hatte ich nicht erwartet, das nicht."

Süderssen wollte etwas entgegnen, aber Worms hob schwer, abweisend seine Hand empor.

„Ja, nun ist mir vieles klar. Mit meinem Herzen voll Vertrauen habe ich dergleichen nie auch nur für möglich gehalten. Arme Eleanor! Freilich, an alles das hätte man denken müssen, sofort an jenem Abend das alles klar erwägen müssen. Aber man sah nur sein Kind. Man sah das kleine, unschuldige Mädchen mit seinen leuchtenden Augen, das um Glück bat, und dem dieses Glück zu verweigern Herz und Verstand nicht die Kraft besaßen. Arme Eleanor! Man hat dich nicht um deiner selbst willen, um deines armen kleinen Selbst willen gesucht, sondern aus der verständigen Berechnung, die in dir nichts sah als die Tochter des reichen Mannes. Dein Vater war blind, — vergieb das deinem Vater, Eleanor! Verzeih ihm, denn es war diese blinde Liebe, die es nicht für möglich hielt, daß mit dem Liebsten und Besten ein solches Spiel getrieben werden konnte."

Süderssen saß ihm gegenüber, das Gesicht weiß, die Augen starr auf Worms gerichtet. Er öffnete die Lippen, um etwas zu erwidern, aber er brachte nur ein paar unartikulierte Töne hervor. Dann endlich, wie aus einer Hypnose erwachend, erhob er sich, trat wankend einige Schritte zu Worms hinüber und ergriff dessen Hand.

„Nein —"

Ohne Heftigkeit befreite Worms seine Hand.

„Ich werde Eleanor schreiben. Ich werde selbst, wenn ich im Herbst nach Vevey komme, mit dem Kinde sprechen. Sie wird weinen, aber die Worte ihres Vaters werden ihr ein Trost sein ... Nun bist du kein Kind mehr, Eleanor. Nun muß der, der dich am meisten liebt, dir die Augen öffnen und dir zeigen, was die Welt, in die du bisher mit frommen Kinderaugen geblickt hast, in Wahrheit bedeutet."

Süderssen stand an dem Tische, die Hand auf die Platte gestützt und den Oberkörper schlaff seitwärts auf den Arm geneigt. Hinter sich hörte er Worms auf und ab gehen und weitersprechen, während auf der andern Seite des Tisches, einen Schritt von ihm entfernt, Adele saß, still und friedlich schlafend.

Vor einer Stunde war er hier ins Zimmer gekommen in der sicheren Erwartung, daß Worms ihm helfen würde, — nun das! Es war der Zusammenbruch, kein Ausweg mehr möglich.

Er dachte an den Morgen, an dem er Arenswaldt erschoß. Auf der Waldwiese oberhalb von Gernsbach. Der andre hatte ihn zu jenem Duell gedrängt, in brutaler Weise ihn provoziert. Er erinnerte sich undeutlich, wie er die Hand von oben nach unten senkte, losdrückte, und wie man ihn ein paar Sekunden später vorwärts zerrte, zu Arenswaldt, der im Grase lag, die eine Hand um einen Büschel Gras gekrallt und mit der andern Hand noch zwei- oder dreimal um sich greifend, bis sie zu Boden fiel und erstarrte.

Er hatte nie Reue empfunden, kaum je wieder an die ganze Affaire gedacht, oder doch nur dann, wenn es ihm aus den Aeußerungen andrer zum Bewußtsein kam, daß er sich eigentlich erst in jener Stunde eine Position in der großen Welt geschaffen hatte. Dieser und jener hatte ihn bis dahin über die Schulter angesehen, das war von jenem Tage an durchaus anders geworden. Leute, die sich früher nicht um ihn gekümmert hatten, schüttelten ihm die Hand, und jener Nimbus war vielleicht — wunderlich zu sagen — so stark gewesen, daß er Süderssen auch in den finanziellen Schwierigkeiten eine Art Halt verlieh.

Nun war sein eigner letzter Gang klar vorgeschrieben. Irgend ein stiller Platz im Walde, wo er ein Ende machen konnte. Er sah sich am Boden liegen wie Arenswaldt, auch eine Kugel im Herzen, nur daß niemand kommen würde, um ihn aufzuheben, sondern daß er liegen bleiben mußte, bis jemand ihn fand. Dann kein feierliches Begräbnis wie das Arenswaldts, sondern irgendwo ein Verscharrtwerden.

Undeutlich, wie an etwas Fernes, Gleichgültiges, dachte er an Eleanor. Dieses arme, müde Ding, das sich an ihn geklammert hatte und aus ihrer Verlassenheit bei ihm hatte Schutz finden wollen! Traurig das alles, aber auch das nicht zu ändern. Sie wird sich trösten, und über kurz oder lang findet sich ein andrer, der die Kraft besitzt, das Mädchen aus seiner Vereinsamung zu retten.

Was Worms hinter seinem Rücken auf und ab gehend sprach und in seiner banalen Weise beständig wiederholte, war nichts andres als die Wahrheit: er hatte sich um Eleanor bemüht, weil sie reich war, weil sie ihm als das einzige Mittel erschien, um sich zu halten. Daß nebenbei ein Gefühl von Mitleid für das verlassene Mädchen mitgesprochen hatte, — gut, ja, — aber jenes Mitleid war so schwach gewesen, daß er jetzt in der Stunde seines Zusammenbruchs an das Kind kaum dachte.

Er blickte auf.

Der Kellner war geräuschlos hereingetreten und stand einen Schritt vor ihm, mit einem diskreten Blick auf die schlafende Adele schauend und sich dann vor Worms verneigend.

„Bringen Sie Feder und Tinte und Papier."

„Sehr wohl."

Der Kellner verschwand wieder, und gleich darauf fühlte Süderssen Worms' Hand auf seiner Schulter.

„Ich will Sie nicht unglücklich machen, Süderssen, um Eleanors willen. Und auch deshalb nicht, weil es nicht meine Art ist, jemand im Stiche zu lassen, der sich zu meinen Freunden gezählt hat. Wieviel haben Sie nötig?"

Süderssen starrte ihn ohne Verständnis an.

„Wieviel Sie nötig haben?"

Immer noch ohne zu verstehen, nannte er die Summe. Sie war von einer beträchtlichen Höhe, aber sie schien Worms nicht zu irritieren.

„Wir werden einen Kontrakt aufsetzen, lieber Freund, klar und verständlich. Ich könnte Ihnen einfach sagen: wir sind von heute an geschiedene Leute, aber ich will nicht. Es soll Eleanor diese Trennung in einer Form beigebracht werden, die dem Kinde nicht wehe thut. Wie das zu geschehen hat, das ist Ihre Sache. Sie werden das in einer Weise ausführen, die dem Kinde — wie soll man sagen? — einleuchtend erscheint, in einer Form, die Eleanor nicht verletzt, in einer Form vor allem, die ihr nicht den Glauben an die Menschen nimmt. Mir persönlich ist heute dieser letzte schwache Glaube in einer Weise zerstört worden, über die ich nicht weiter sprechen will, aber es kommt bei der traurigen Angelegenheit nicht auf mich an, sondern einzig und allein auf das Kind. Es giebt da kein Opfer, das für Eleanors Frieden zu groß sein könnte."

Und als Süderssen fassungslos und immer noch ohne rechtes Verständnis schwieg, legte er ihm von neuem die Hand auf die Schulter:

„Wenn Sie nicht wollen, lieber Freund, oder gar auf dieser Verbindung mit Eleanor zu beharren wünschen, auch gut. Der Effekt ist derselbe, mein Lieber. Nur daß man in solchem Falle Eleanor klaren Wein einschenken und ein schuldloses Kind mit der rauhen Wahrheit treffen muß."

Süderssen begriff.

Er hatte sich selbst mit seinem Anliegen bedingungslos in Worms' Hände gegeben, und der andre nutzte schnell zugreifend die günstige Gelegenheit aus. Eine Gelegenheit, auf die er vielleicht schon lange gewartet hatte.

Ein Handelsgeschäft, weiter nichts, — nüchtern und klar.

Noch einmal dachte er an Eleanor. Sie war das Kaufobjekt, und dieses arme Objekt würde die Kosten des Handels zahlen. Mit dem eisigen Entsetzen eines verlassenen Kindes, das ein einziges Mal jemand fand, um sich anzuklammern, und das dieser Jemand für Geld verkaufte.

Aber der Gedanke huschte vorbei, trübe und schattenhaft. Die roten Sammetvorhänge, Adele in dem blauseidenen Kleide, helle Lichter, — Worms, der vor ihn hintrat:

„Entweder — oder? Ja oder nein."

Einen Moment trafen sich ihre Augen.

Dann nickte Süderssen, stumpf, apathisch —: „Ja."

Im Augenblick war Worms wie verwandelt, nichts mehr von Strenge, ganz Güte und Heiterkeit:

„In wessen Interesse geschieht das alles? In Ihrem, lieber Freund, einzig in Ihrem. Mein Gott, Eleanor ist noch ein Kind. Sie hätten jahrelang warten müssen. Ein langer Brautstand taugt nie, für keines von beiden."

Er setzte sich an den Tisch, die Zigarre im rechten Mundwinkel zwischen den Zähnen, und begann zu schreiben.

„Welchen haben wir heute? Den Dreißigsten, was? Nein, den Neunundzwanzigsten. Richtig."

Und während Süderssen auf seinen Wunsch hin neben ihm Platz nahm und ebenfalls auf seinen Wunsch hin die Gläser neu füllte, formulierte Worms den Kontrakt, kurz, knapp, in diesem kaufmännischen Stil, der nur hin und wieder etwas Gewundenes und Gespreiztes hat. Dann las er das Konzept sich halblaut vor, strich durch, verbesserte und schrieb schließlich, nachdem er die Feder ausgewischt und neu eingetaucht hatte, das Ganze sauber ab.

„— verpflichtet sich mithin, gegen Zahlung obengenannter Summe definitiv für alle Zeit oben erwähnten Verzicht auf Fräulein Eleanor Worms nach Ehre und Gewissen aufrecht zu erhalten und durchzuführen."

„So, lieber Freund, lesen Sie das durch, dann unterschreiben Sie."

Süderssen nahm das Papier und las. Sein Gesicht war aschfahl geworden. Der letzte Rest seines Empfindens als Gentleman bäumte sich in ihm auf, der kümmerliche Rest, der in schweren Jahren voll Sorgen und nicht immer einwandsfreien Auswegen ihm geblieben war.

Dumpf sagte er: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Worms. Wenn Ihnen das nicht genügt, — ich unterschreibe nicht. Das nicht."

Adele war aufgewacht, vielleicht weil, während Worms schrieb, es im Zimmer still geworden war

und Worms' Reden und Lachen, bei dem Adele immer am besten schlief, aufgehört hatten.

Sie gähnte und dehnte sich ein wenig in Büste und Armen, dann stand sie verschlafen auf und legte ihre weichen Hände auf Worms' Schultern.

„Was giebt's, James? Was hast du da geschrieben?"

Aber Worms schob sie unsanft beiseite und sagte: „Laß mich." Er wandte sich noch einmal zu Süderssen: „Also Sie unterschreiben nicht?"

„Nein."

Einen Augenblick überlegte Worms, dann gab er sich einen Ruck und stand auf.

„Es ist gut. Ich will auch damit zufrieden sein. Auch ohne Geschriebenes. Sie geben mir Ihr Wort?"

„Ja."

In Worms' Gesicht kam ein sanfter Ausdruck: „Eines Mannes Wort ist heilig. Ich vertraue darauf." Er schüttelte Süderssens Hand: „Im übrigen, wir bleiben Freunde, Süderssen, ich lasse Sie nicht fallen. Es ist meine Art, von den Menschen das Beste zu denken, und ich will denken, lieber Freund, daß Sie in allen Dingen, und so auch in dieser nunmehr erledigten Affaire, bona fide gehandelt haben und immer handeln werden. Schenken Sie ein, wir wollen anstoßen: auf ein ferneres Zusammenstehen und Zusammengehen!" Er war in bester Laune, und als Adele sich todmüde an ihn lehnte: „Ich möchte schlafen gehen," widersprach er mit Emphase.

„Bestes Kind, es ist kaum zwölf Uhr vorbei. Außerdem, Süderssen soll jetzt nicht allein gelassen werden. Er hat einen schweren Entschluß gefaßt, der seinem Herzen und seinem freundschaftlichen Gefühl mir und uns allen gegenüber hohe Ehre macht, — wir haben die Pflicht, ihm heute nacht Gesellschaft zu leisten. Man kann im Leben Fehler begehen, aber wenn man sie zur rechten Zeit wieder gut macht, so bin ich der Letzte, dergleichen Fehler einem andern nachzutragen. Kinder, laßt uns vergnügt sein! Wir haben einen großen Tag hinter uns, und nichts ist widerwärtiger, als auf abgethanen Dingen herumzureiten."

Er bestellte von neuem Wein, und während Adele nach einiger Zeit wieder einschlief und Süderssen ihm stumpf gegenübersaß, nur von dem einen toten Gefühl beseelt, daß er nun im Grunde genommen erreicht habe, was er verlangte: das Freisein von den drückenden Lasten, lehnte Worms sich behaglich wieder in seinen Sessel, die Beine auf zwei untergeschobene Stühle gelegt, und begann von neuem das Thema des Tages:

„Old York . . ."

Es war vier Uhr nachts, als Worms auf sein Zimmer kam. Er gähnte etwas, aber er war nicht müde, wie er eigentlich nie müde war. Er gehörte zu den Leuten, die schlafen, wann es gerade einmal paßt, mehr aus Langeweile als aus Notwendigkeit. Wenn es auf ihn angekommen wäre, so wäre er in dieser Nacht überhaupt nicht zu Bett gegangen.

Es war heller Morgen, und vor seinem Fenster lag die Alster ganz still in der Sonne, deren Lichter die Lombardbrücke hell überstrahlten. Er machte das Fenster weit auf, steckte seine zwanzigste Zigarre an und sah noch eine Weile auf die todstille Straße, bis er schließlich gähnte und schlafen zu gehen beschloß:

„Morgen ist wieder ein Tag." —

Auf der Marmorplatte des Nachttisches lag eine Depesche, die er mißmutig musterte. „Was zum Kuckuck brauchte man ihm Depeschen zum Schlafengehen zu servieren! Das Zeugs hat Zeit bis zum andern Morgen."

Aber er machte sie doch auf und las. Dann verfärbte er sich. Er ging in das helle Licht des Fensters und las noch einmal:

„Eleanor seit letztem Dienstag erkrankt. Wäre sehr erwünscht, wenn Herr Worms Zeit hätte, auf einige Tage herzukommen."

Mechanisch, in der Art der Börsenleute, sah er nach, wann die Depesche aufgegeben sei: „Vevey 6 Uhr 30 Minuten nachmittags."

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster und blickte von neuem hinaus. Seine Miene, die im ersten Augenblick erregt und bestürzt gewesen war, nahm allmählich einen Zug verdrossener Müdigkeit an. Hatte er je im Leben eine reine Freude gehabt? Nie, nie! Immer kam Eleanor dazwischen mit irgend etwas, beinahe regelmäßig mit irgend einem Kranksein oder Krankwerden.

Wirklich, es war beinahe lächerlich.

Nie aber so sehr wie heute. Heute, wo er — von Old York und dessen ruhmreichem Siege ganz abgesehen — seine ganze Kraft wieder einmal darauf konzentriert hatte, für dieses Kind zu sorgen und dieses Kind von einer Last zu befreien.

Andre Menschen genießen ihr Glück und ihre Erfolge in ungetrübter Freude; in Worms' Leben fiel beständig der kleine graue Schatten, von dem er seit drei Monaten nichts gemerkt hatte, und der heute — just heute, ausgerechnet heute — trotz aller räumlichen Entfernung wieder dunkel, häßlich ins Fenster blickte und Worms' Lebensfreude ertötete.

Ach, er war müde.

Ein müder Mann, der nur noch wenige Jahre jugendlicher Spannkraft vor sich hat und dem man diese Jahre immer von neuem vergällen wird. Wie in früherer Zeit. Wie heute.

Müde, — müde. (Fortsetzung folgt.)

Deutsch-argentinische Handelsbeziehungen.

Nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist Argentinien unter allen transozeanischen Ländern dasjenige, das den stärksten Warenaustausch mit Deutschland zu verzeichnen hat, wie das Land überhaupt in bedeutendem Maße von deutscher Kolonisation und deutscher Kulturarbeit befruchtet ist. Deutsche Einwanderer waren an seinem Emporkommen in hervorragendem Maße beteiligt und haben Handel und Wandel erheblich gefördert. Gegen tausend Geschäftsleute und Gewerbetreibende sind über das Land verbreitet. Wiederholt bildete Argentinien das Ziel einer bedeutenden deutschen Auswanderung. So wurden dort in den Jahren von 1857 bis 1893 rund 67000 deutsche Einwanderer (mit Oesterreichern und Schweizern) gezählt, von denen jedoch, da die fortwährenden Revolutionen wiederholt eine starke Rückwanderung hervorriefen, ein großer Teil nicht dauernd im Lande blieb. Immerhin spielt auch der verbliebene Rest unter den kaum fünf Millionen Einwohnern neben etwa 500000 Italienern, 200000 Spaniern und 100000 Franzosen eine wirtschaftlich keineswegs unbedeutende Rolle. Wenn die Zahl der dauernd in Argentinien ansässigen und dabei ihre deutsche Staatsangehörigkeit behauptenden Deutschen auch nur auf 17000 beziffert wird, so ist in der That das deutsche Element in Argentinien doch viel stärker vertreten, denn einmal ist der weitaus größte Teil der Deutschen naturalisiert, und zweitens hat die heutige Auswanderung nach Argentinien zum großen Teil den Charakter einer Sachsengängerei angenommen, so daß die Zahl der vorübergehend dort arbeitenden Deutschen verhältnismäßig erheblich ist. Die Verbindungen über See haben an Schnelligkeit, Häufigkeit und Bequemlichkeit eben derart zugenommen, daß Wanderungen hinüber und herüber zur Regel werden. Die Deutschen, die nach Argentinien gehen, suchen dort ebenso oft nur zeitweilige Arbeit als dauernde Niederlassung, ebenso wie die Angehörigen andrer Nationen, namentlich die Italiener und Spanier. Es stand beispielsweise in Argentinien im Jahre 1899 einer Einwanderung von 84442 Köpfen bereits eine Rückwanderung von 38397 gegenüber. Und von den einwandernden 732 und den auswandernden 666 Deutschen, in denen wohl noch ein beträchtlicher Anteil von Geschäftsreisenden steckt, berichtete die obige Statistik nichts, obwohl die letzten Ziffern einen wertvollen Anhalt für die Beurteilung der Größe des deutschen Verkehrs bieten.

Argentinien hat in einem Zeitraum von fünf Jahren, von der Zählung vom 10. Mai 1895 bis zum 31. Dezember 1900, eine Bevölkerungszunahme von 3955000 auf 4794000 Einwohnern, also um 20% aufzuweisen, d. h. eine Zunahme, die doppelt so groß ist wie selbst diejenige der Vereinigten Staaten von Nordamerika im gleichen Zeitraum. Die schnelle Vermehrung ist zu zwei Fünfteln auf das Ueberwiegen der Einwanderung über die Auswanderung zurückzuführen. Trotz des schnellen Anwachsens ist aber die argentinische Bevölkerungszahl im Verhältnis zu dem großen Flächeninhalt noch eine recht schwache. In der am dichtesten bevölkerten Provinz Entre Rios betrug der Durchschnitt vier Menschen auf den Quadratkilometer, während im allgemeinen noch nicht zwei Menschen auf den Quadratkilometer kamen. Die Provinz Buenos Aires mit der Hauptstadt stellt allein ungefähr die Hälfte der gesamten Einwohnerzahl. Es muß aber berücksichtigt werden, daß große Gebiete im Umfang von etwa einer Million Quadratkilometer noch gänzlich unbewohnt sind. Besonders zu bemerken ist, daß nach Buenos Aires zahlreiche Deutsche aus Rußland auswandern, die Stamm und Art treu bewahren, sich bei der Auswanderung ausdrücklich als Deutsche bezeichneten und fest zu ihrem Stamme halten.

Aber so gering auch verhältnismäßig die Anzahl der Deutschen in Argentinien sein mag, sie haben doch, unterstützt durch die Deutschen im Mutterlande, sich eine angesehene und gesicherte Stellung errungen. Ihr Einfluß auf die industriellen, gewerblichen und Handelsunternehmungen des Landes steht dem andrer Länder vollwertig gegenüber; im Export von Landesprodukten nehmen deutsche Häuser sogar eine führende Stellung ein. Die Wirtschaftsbeziehungen Deutschlands sind mit keinem außereuropäischen Staat, die Vereinigten Staaten ausgenommen, so groß wie mit Argentinien. Man muß dabei berücksichtigen, daß Deutschland in stetem, hartnäckigem Kampfe mit der englischen und nordamerikanischen Konkurrenz lebt. Die Ursachen sind ältere: als man in Kapitalisten- und Handelskreisen vor etwa zwanzig Jahren aufmerksam wurde auf die „unerschöpflichen" Reichtümer dieses Landes, das für Nordländer zunächst auch günstigere Existenzbedingungen bot als die Mehrzahl der übrigen „unerschöpflichen" Gebiete, bemächtigte sich eine schnell steigende Spekulation der Ausbeutung aller dieser Reichtümer, Milliarden wurden angelegt und verloren oder auf Jahrzehnte hinaus zinslos verliehen. Deutschland war daran zwar beteiligt, aber nicht als Haupthandelnder und Leidender. Aber heute noch sind die Beziehungen aller der englischen und amerikanischen Eisenbahn-, Plantagen- und Bergbauunternehmer zahlreich und eng, so daß der Konkurrenzkampf hier schärfer und verlustreicher für den deutschen Kaufmann ist als anderswo.

Wie der deutsche Handel aber auch hier blüht, kann man verstehen, wenn man hört, daß allein in der Provinz und der Stadt Buenos Aires gegen 500 deutsche Firmen existieren, deren Kapital auf mehr als 150 Millionen Mark geschätzt wird. Diese Handelshäuser suchen in erster Linie den Handelsverkehr nach Deutschland hinüberzuspielen und führen ihre Waren möglichst nur aus Deutschland ein, aus fremden Ländern nur, soweit sie in Deutschland nicht erhältlich sind. Im Jahre 1900 exportierte Argentinien nach Deutschland für 234,6 Millionen Mark, während es aus Deutschland für 64 Millionen Mark bezog, d. h. Argentinien war an der Einfuhr Deutschlands mit vier Prozent beteiligt, stand also in dieser Beziehung für uns mit den Niederlanden und Italien ungefähr auf gleicher Stufe und war als Absatzgebiet ein besserer Abnehmer als beispielsweise China, Brasilien oder Spanien. Die deutsche Ausfuhr nach Argentinien hat, wie die Reichsstatistik zeigt, erfreulicherweise andauernd zugenommen; sie betrug 1897: 35,8; 1898: 44,7; 1899: 52,3; 1900: 63,9 Millionen Mark. Der Anteil der einzelnen Länder an der gesamten Einfuhr schwankte in den letzten Jahren ganz erheblich. Es steht jedoch fest, daß die früher vorherrschende Stellung Großbritanniens mehr und mehr schwindet und sein Einfluß relativ und absolut zurückgeht.

Die neueste Gestaltung der Dinge beleuchtet ein Bericht der nordamerikanischen Gesandtschaft in Buenos Aires über das erste Halbjahr 1901. Die Gesamteinfuhr in diesem Zeitraum hatte einen Wert von 237 Millionen Mark; daran waren beteiligt mit 78 Millionen England, mit 37 Deutschland, mit 33 Italien, mit 29 Millionen Mark die Vereinigten Staaten. Im Vergleich zum gleichen Zeitraum im Vorjahr war die Einfuhr annähernd konstant geblieben, Deutschland und die Vereinigten Staaten hatten jedoch auf Kosten aller übrigen in Betracht kommenden Staaten, insbesondere Englands, im Wettbewerbe Erfolge erzielt. Die deutsche Ausfuhr nach Argentinien hatte gegen das Vorjahr zugenommen um 3 Millionen Mark, die englische dagegen abgenommen um 3,4 Millionen, desgleichen im Verhältnis die sonstigen Staaten. Diese Ziffern werden bestätigt durch eine vom Reichsamt des Innern veröffentlichte Zusammenstellung des auswärtigen Handels in Argentinien, in dem es heißt, daß, während vor allem Belgien, Frankreich, Italien und Großbritannien in ihrem Absatze nach Argentinien ganz bedeutende Einbußen erlitten, Deutschland und die Vereinigten Staaten allein dem Vorjahre gegenüber



Frühlingsblumen.

Nach dem Gemälde von Max Nonnenbruch.

Fortschritte aufzuweisen hatten, und daß der Anteil Großbritanniens am Gesamthandel 35, Deutschlands 18, Italiens 12½ und der Vereinigten Staaten 12 Prozent betragen habe. In der Einfuhr Argentiniens steht also Deutschland an zweiter Stelle, und sein Handel ist derart im Steigen, daß es ihm wohl nicht schwer fallen wird, diesen Platz mindestens zu behaupten. Von den aus Argentinien überhaupt ausgeführten Waren bezog nach der argentinischen Statistik Großbritannien 16, Frankreich 15, Deutschland 14, Belgien 8½ Prozent; der Anteil der Hauptländer an der Ausfuhr ist also etwas gleichmäßiger verteilt als derjenige an der Einfuhr. Indessen ist auch hier eine Schwankung eingetreten, und zwar trat ein Rückgang in der Ausfuhr Argentiniens vor allem nach Belgien und Deutschland hervor, während der Export nach Großbritannien, Brasilien und Spanien zunahm. Dennoch nahm und nimmt Deutschland, wie in der Einfuhr, so auch in der Ausfuhr Argentiniens die zweite Stelle ein. Darauf, daß Deutschlands Einfuhr aus Argentinien zurückgegangen ist, braucht man kein allzu großes Gewicht zu legen, da es für uns in erster Linie darauf ankommt, daß unser Absatz im fremden Lande wächst.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel aus Argentinien sind Schafwolle (für 91 Millionen), Weizen (63 Millionen), Mais und Leinsaat (je 10 Millionen), Fleischextrakt, Häute, Felle und Leder und Quebrachoholz. Von uns bezogen hat Argentinien, um nur die hauptsächlichsten Artikel anzuführen, im Jahre 1900 Gewebe, Garn, Seidenwaren und Tuche für 10 Millionen Mark, daneben Maschinen aller Art, Gold, Kupfer, Kautschuk, Musikinstrumente, Papier, Spielzeug und Baumwollwaren.

Bedenkt man, wie gewaltig sich Deutschlands wirtschaftlicher Verkehr mit Argentinien gehoben hat, wie er, der früher hinter England und Frankreich sehr zurückstand, jetzt vor Frankreich gerückt und England nahe gekommen ist, wie der Geschäftsverkehr heute zwölfmal so groß ist wie 1890, so ermißt man, wie sehr auch der Schiffahrtsverkehr nach der Ostküste Südamerikas gewachsen sein muß, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Heute vermitteln nicht weniger als zwanzig Dampferlinien den Verkehr von dort nach Europa, von denen sieben in englischen und bis vor kurzem sechs in deutschen Händen waren, während die übrigen sich auf andre Nationen verteilen. Von den sechs deutschen Linien, dem „Norddeutschen Lloyd“, der „Hamburg-Südamerikanischen Dampfergesellschaft“, der „De Freitas-Linie“, der „Hamburg-Amerika-Linie“, der „Hansa“ und der Gesellschaft „Kosmos“ sind jetzt drei unter einer einheitlichen Führung vereinigt, und zwar der der Hamburg-Amerika-Linie. Sie erwarb die von der Firma A. C. de Freitas und Comp. bisher betriebenen Linien unter gleichzeitiger Uebernahme der in diesen Linien bisher beschäftigten, durchweg aus den letzten Jahren stammenden 14 Dampfer; es gelang ihr ferner, mit der Firma Gellatly, Hankey und Comp. eine Vereinbarung zu treffen, nach der auch die von dieser Firma betriebene Linie Antwerpen-Argentinien übernommen wurde, und endlich schloß sie für die angekauften Linien und zugleich für ihre Nordbrasil-Linien mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfergesellschaft, der Genua-La Plata-Linie, um die Konkurrenz auszuschließen, Verträge, nach denen die Linien nach Argentinien auf Grund eines einheitlichen Fahrplans und gemeinsamer Rechnung betrieben werden sollen.

Der Norddeutsche Lloyd läßt alle 10 Tage Dampfer nach Argentinien gehen und hat für diesen Teil seines Betriebes 14 Dampfer eingestellt; die Hamburg-Amerika-Linie mit den befreundeten Linien entläßt wöchentlich drei bis vier Dampfer dorthin, die Gesellschaft Hansa hat wieder vierzehntägige Fahrten eingeführt. Den Dampfern und andern Schiffen kam insbesondere im Jahre 1900 die vergrößerte Ausfuhr von Getreide aus Argentinien zu gute, so daß sie meistens zu guten Frachten volle Ladung fanden. Die an dem Verkehr hervorragend beteiligte Kosmos-Linie berichtet jedoch, es habe sich in ihrer Argentinienlinie ein Rückgang der Frachteinnahme fühlbar gemacht durch die Verminderung des ausgehenden Warenverkehrs, und sie klagt ferner, daß sie auf der Rückfahrt durch das englische Verbot der Einfuhr von lebendem Vieh aus Argentinien, in dem die Maul- und Klauenseuche herrschte, einen beträchtlichen Ausfall erlitten habe und die für diesen Viehtransport besonders eingerichteten zwei Dampfer in andern Betrieben beschäftigen mußte. Im letzten Jahre machte sich die allgemeine Depression auch auf jenen Linien zeitweise geltend.

Im Jahre 1900 kamen aus argentinischen nach deutschen Häfen 204 Schiffe mit 352402 Registertonnen, es gingen hin 110 mit 240467 Registertonnen, d. h. der Verkehr mit diesem Lande kommt im Verkehr mit außereuropäischen Ländern an vierter Stelle. Hinsichtlich der ankommenden Schiffe steht er zurück hinter den Schiffen aus den Vereinigten Staaten und Chile, hinsichtlich der ausfahrenden hinter dem Verkehr nach den Vereinigten Staaten und nach Brasilien, und ferner wird er überboten durch den Verkehr mit Ostindien. Eine Hamburgische Statistik aus dem Jahre 1899 weist nach: aus Argentinien 52 Segler mit 42269, und 92 Dampfer mit 203540 Tonnen, nach Argentinien 9 Segler mit 5675, und 51 Dampfer mit 135023 Tonnen. Die meisten dieser Schiffe fahren unter deutscher Flagge. Besonders zu beachten ist die große Zahl der Segler unter den nach Hamburg kommenden Schiffen. Das erklärt sich aus den günstigen Fahrt- und Witterungsverhältnissen, die diese Art der Schiffe auf dem Weg nach Südamerika finden. Dies ist infolgedessen diejenige Route, die noch am meisten von Segelschiffen frequentiert wird.

Neben dem Export- und Importhandel ist auch ein großer Teil der industriellen Unternehmungen in deutschen Händen. Zahlreiche führende Firmen der Textil- und Lederindustrie tragen deutsche Namen. In weiteren deutschen Unternehmungen werden fabriziert: Konserven und Konservenbüchsen, Hausgeräte, Bürsten und Zigarren, Drahtnägel und Schrauben, Eisenfassonstücke, Holzarbeiten. Zwei Pianofabriken sind ebenfalls deutsch, die vorhandenen Brauereien arbeiten sämtlich nach deutschem System. In einer sehr großen Zahl der industriellen Betriebe sind deutsche Maschinen in Thätigkeit. Es existieren deutsche Handwerker in fast allen Branchen, deutsche Apotheker, Musikalien- und Buchhändler, Waffen- und Uhrenhändler. Allein für Buenos Aires wird das in der Industrie angelegte deutsche Kapital auf 6,5 Millionen Mark geschätzt. Die meisten Firmen arbeiten mit sehr hohen Krediten, die man auf das Doppelte und Dreifache der effektiven Kapitalien ansetzen kann.

Eine Hauptträgerin des Geldverkehrs ist die Deutsche Ueberseeische Bank, die in Buenos Aires eine Filiale besitzt und so den größten Teil der Finanzgeschäfte dort in der Hand hat. Ihr Abschluß im Jahre 1900 wurde allerdings auch durch die Maul- und Klauenseuche und den Rückgang der Wollpreise beeinträchtigt, sie konnte aber doch auf ihre 20 Millionen Aktienkapital 8 Prozent Dividende verteilen und erzielte auch im letzten Jahre befriedigende Resultate.

Sehr ungünstig wirkt auf den ganzen Handel und insbesondere auf den Geldverkehr das Währungssystem Argentiniens ein. Für die dort herrschende Papierwährung ist es bezeichnend, daß im Jahre 1899 trotz der verhältnismäßig günstigen Lage des Landes Gold 178 Prozent mehr wert war als Papiergeld, während das Goldagio im Jahre 1900 seinen höchsten Stand mit $142\frac{5}{16}$ Prozent erreichte, also doch zurückgegangen war, und seinen niedrigsten Stand, allerdings nur sehr kurze Zeit, Anfang 1900 mit $128\frac{7}{8}$ Prozent hatte. Nach einer Aufstellung des Münzdirektors der Vereinigten Staaten von Nordamerika war in Argentinien 1899 überhaupt kein Silbergeld im Umlauf, sondern für 128 Millionen Mark Gold und für 1631 Millionen Mark Papiergeld (Nennwert), d. h. der Umlauf des Papiergeldes ist dreizehnmal so groß wie der von Gold. Die Regierung kann nur mit Mühe den Zwangskurs der Valuta aufrecht erhalten.

Deutsches Kapital beteiligt sich neuerdings auch, allerdings in nur geringem Umfange, an der Untersuchung über die Abbaufähigkeit von Goldminen in San Luis.

Der deutsche Grundbesitz ist, den großen deutschen Interessen entsprechend, beträchtlich; sein Wert wird auf 160 Millionen Mark geschätzt, einschließlich einiger Weinberge von 150 Hektar in Mendoza, die einen jährlichen Reinertrag von 45000 Mark liefern, und Zuckerrohrplantagen in Tucuman.

Geschlossene deutsche Ansiedlungen, Ackerbaukolonien, giebt es in den Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Entre Rios. Sie sind vielfach stark mit Deutsch-Schweizern durchsetzt. Die Staatsangehörigkeit haben die Kolonisten hier durch Nachlässigkeit, Scheu vor den Kosten oder der Wehrpflicht und durch die Bestimmung des deutschen Gesetzes, das Auswanderern nach zehn Jahren die Staatsangehörigkeit abspricht, verloren. Sie befinden sich im allgemeinen in guter Lage, wenn die letzten Mißjahre ihnen auch Schaden gebracht haben. Vor einiger Zeit hat sich in Bremen eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von fünf Millionen gebildet, die „Compania Rural Bremen“, die in Buenos Aires und andern Bezirken Grundbesitz erworben hat, um dort Ansiedlungen zu gründen und die Erzeugnisse von Ackerbau und Viehzucht durch Errichtung großer Mühlen und Fabriken verschiedener Art zu verwerten.

Auch sonst sind vielfach deutsche Kapitalien in Hypotheken, Aktien, Staats- und Provinzialpapieren angelegt. Das allein in Hypotheken angelegte Kapital wird auf 40 Millionen Mark geschätzt.

Alles in allem gewähren die deutsch-argentinischen Wirtschaftsbeziehungen ein zwar nicht schattenloses, aber dennoch stolzes Bild der Ausdehnung der deutschen Verkehrsinteressen über den Ozean, deutschen Fleißes und deutscher Kulturarbeit und des unaufhaltsamen, siegreichen Vordringens Deutschlands im Wettkampfe der Völker um die Erringung eines immer größer werdenden Anteils am Weltmarkt.

Arthur Dix.

Margarete.

Weisst du noch die Bergessteile,
Wo so süss die Vögel sangen,
Wo die goldnen Sonnenpfeile
Durch die Birkenzweige drangen?
Weisst du noch, wie aus dem Grunde
Süsses Duften uns umwehte?
Denkst du noch an jene Stunde,
Margarete, Margarete?

Weisst du noch, wie Seit' an Seite
Wir im kühlen Schatten sassen,
Wie wir schauten in die Weite
Und der Wirklichkeit vergassen?
Bis ein Vögelchen uns weckte,
Das verwundert nach uns spähte
Und aus süssem Traum uns schreckte,
Margarete, Margarete?

Weisst du noch, wenn rings im Walde
Aller Vögel Lieder schwiegen,
Wie wir von der Bergeshalde
Langsam sind zu Thal gestiegen?
Weisst du noch, wie ich mich neigend
Leise: „Morgen, morgen!“ flehte,
Und du nicktest still und schweigend,
Margarete, Margarete!

Weisst du noch, wie wir geschieden
In des Abends letztem Lichte?
Ach, welch trauervoller Frieden
Lag auf deinem Angesichte!
Und es bebten deine blassen
Lippen still wie im Gebete, —
Und so hab' ich dich verlassen,
Margarete, Margarete!

Aug. H. Plinke.

Traum in der Dämmerung.

Auf meinem Schreibtisch lag die warme, milde Abendsonne, lag auf all den lieben Sachen, die mir den Platz darauf so sehr beengen, von denen ich mich aber nicht trennen kann. Da ist die kleine Bronze „La Chanson“ von Baron, da sind die beiden Brautbilder meiner Frau, die Bilder meiner beiden süßen Mädel, und da ist auch ihr Bild, der neben diesen Liebsten ein stiller, frommer Winkel in meinem Herzen eignet. Eine blasse La France, die ich an ihrem Geburtstag neben ihr Bild gestellt hatte, neigte sich in voll erblühter Schönheit tief auf das liebe, junge Mädchengesicht.

Und die Abendsonne rötete die Wand über meinem Schreibtisch und lag warm auf der kleinen, grünen Wildnis im schwarzen Rahmen, dem stillen Parkteich, den jene junge Dame unter der La France gemalt hat. Unter diesem Bilde hängt in kleinem, grünem, goldverziertem Rahmen ein Porträt der jungen Malerin aus ihrer ersten Mädchenzeit, als sie die Schule verließ, um ins Pensionat zu gehen. Zu beiden Seiten dieses Mädchenbildes zwei kleine Medaillons in Empirerahmen: meine Frau und meine beiden Mädels.

Alles glühte in der warmen, milden Abendsonne. Nur Meister Thomas „Junger Geiger im Mondschein“ hing im Schatten, nur ein Eckchen des weißen Rahmens leuchtete.

Ein leiser, süßer Duft ging von der La France aus.

Und ich saß vor dem Schreibtisch und träumte, indessen die Glut des Abends blasser und blasser wurde, bis nur noch die Rose wie ein märchenhaftes Licht aus der Dämmerung grüßte. Ihr Duft schien mir stärker als zuvor. Ich schmiegte mich weicher in meinen Stuhl, schloß die Augen und atmete diesen süßen, feinen Duft.

Ich atmete diesen süßen, feinen Duft und träumte.

Es war ein Park, ein stiller, ganz einsamer alter Park, mit einem versteckten, übergrünten Teich. Und es war ein süßer Duft von Rosen, die ich nicht sah. Und es war eine Wiese, eine kleine, heimliche Lichtung in der Parkwildnis. Ja. Eine Lichtung voller Sonne. Aber eine milde, nicht blendende Sonne. Und die kleine Wiese war voll gelber Margeriten. Stern bei Stern. Ein goldener Teppich. Und Musik war.

Ja, eine leise, unendlich süße Musik. Ein Lied. Eine Mädchenstimme. Und eine ferne, feine Geige war. Töne wie Mondlicht.

Sang das Bronzebild? Das schlanke, graziöse Bronzebild dort, im Schatten des Jasminbusches?

Das Mädchen aus Erz hielt ein Notenbuch vor sich hin. Der Mund war wie singend geöffnet. Ein rührendes, unschuldiges Gesichtchen. Ein ganz klein wenig dümmlich. Das machte der offene Mund.

Sang dieses Bronzebild?

Und zu Füßen dieses Bildes saßest du, in dem schlichten schwarzen Hauskleid, in dem ich dich so gerne sah. Ganz ohne Schmuck. Nur deine reine, holde Jugend. Nein, deinen Gürtel schmückte eine blasse La France. Auf deinem Schoß saß mein jüngstes Töchterchen, und du spieltest mit seinem langen, weichen Blondhaar, und deine schönen, grauen Augen suchten mit einem lieblichen, zärtlichen Blick seine großen, dunkeln.

Meine Aelteste aber sprang auf der Wiese und pflückte Margeriten, einen großen Strauß gelber Margeriten, und sang dazu, unbekümmert um jenes andre Lied:

„Drei gelbe Margariten
In meinem grünen Glas“

Immer dieselben Verse, nach Kinderart.

Ihre Mutter ging an meiner Seite. Sie trug ein Kind unterm Herzen und sah schön und heilig aus. Und sie löste sich von mir.

Sie trat zu dir, sie küßte dich auf die Stirn.

Es war ein heiliges Licht um ihren schwarzen Scheitel, da sie sich zu dir neigte, und ein wundersamer Glanz hüllte euch beide ein.

Und du beugtest ganz leise deine junge reine Stirn und nahmst ihren Kuß hin, kindlich und mit einem bescheidenen Stolz. Und die Rose in deinem Gürtel leuchtete. Und war ein süßer, süßer Duft. Und war ein süßes, süßes Lied. Und eine heimliche Geige.

Und meine Aelteste kam mit ihren gelben Margeriten und wollte dich schmücken. Und die Jüngste sprang von deinem Schoß und half ihr.

Unter dem Kranz der gelben Sterne saßest du wie der Frühling selber. Und da du so geschmückt warst, nahmst du die Rose aus deinem Gürtel, und mit einem bittenden Blick, in dem alle Güte eines reinen Herzens lag und alle Scheu und Scham einer unschuldigen Seele, botest du die Rose ihr, deren Madonnenkuß noch auf deiner Mädchenstirn brannte.

Mich streiftest du mit keinem Blick. Aber ich freute mich eurer, und ich war voll eines tiefen, frommen Glückes.

Dann gingen wir Sterne pflücken. Nur sie, das Kind unterm Herzen, ließ sich langsam auf deinen Sitz zu Füßen des Bronzebildes nieder.

Die Rose hatte sich in ihrem Gürtel verwandelt: sie war tiefrot geworden und leuchtete in einem Glanze, der alles ringsum überglutete. Und war ein süßer, süßer Duft. Und war ein süßes, süßes Lied. Und eine heimliche Geige.

Und wir sprangen umher und pflückten Sterne.

Auf einmal rief meine Frau meinen Namen, streckte ihre beiden Arme nach mir aus, und in dem wehen Laut ihrer lieben Stimme war ein leiser, heimlicher Jubel ...

Da erwachte ich.

Es war fast dunkel um mich. Die blasse La France hatte sich entblättert und ihre Blätter über das Bild gestreut. Da küßte ich das Bild und sagte leise: Jedes Blatt tausend Segnungen für dich.

Dann ging ich zu meiner Frau. Die saß an der Wiege unsers Söhnchens und sang mit ihrer lieben, sanften Stimme:

„Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelein besteckt,
Schlupf unter die Deck.
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

Gustav Falke.



Hochalmspitze vom Säuleck.

Das Maltathal.

Ein Kärntner Landschaftsbild von **Frido Kordon.**

(Mit 16 Abbildungen nach Zeichnungen von E. T. Compton.)

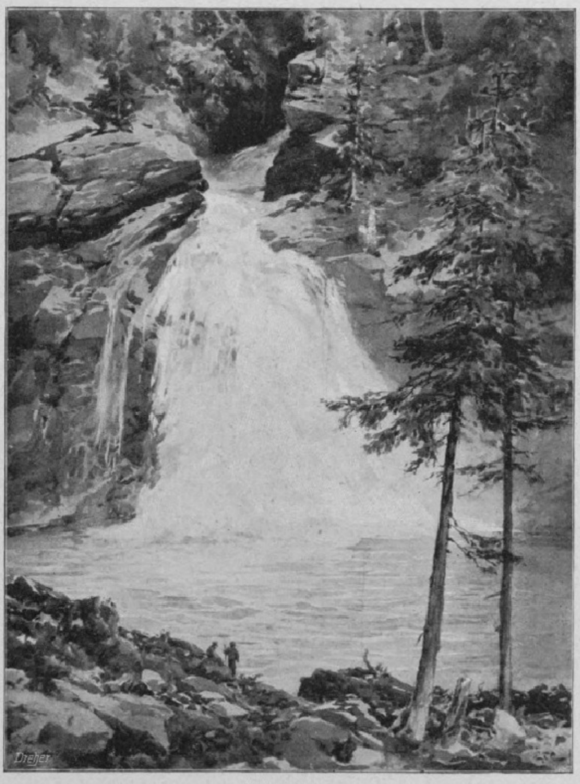
Unter den vielen fröhlich rauschenden Gletscherkindern, die die Hohen Tauern nach Süden entsenden, ist die Maltein eines der muntersten. Dieser Bergstrom, der an den Eisflanken des Ankogels und der Hochalmspitze, der zweithöchsten Gebirgsgruppe Kärntens, entspringt und bei dem altersgrauen Städtchen Gmünd in die Liser mündet, durcheilt im raschen Laufe eine der schönsten Alpengegenden das Malta- oder Malteinerthal. Es zeigt samt seinen Verzweigungen die Eigenschaft aller Tauernthäler, in jähen Stufen anzusteigen, in derart ausgezeichnetem Maße, daß es das an Wasserfällen reichste Thal der Ostalpen genannt werden kann. Mehr als dreißig dieser Wunderwerke der Natur schmücken es und verleihen ihm ein eigenartiges, ungemein malerisches Gepräge. Daher versäumen die Besucher Kärntens es selten, dem Maltathale einige Zeit zu weihen, seien es nun Thalbummler, die sich mit dem Anblicke der wichtigsten Wasserfälle begnügen, oder verwegene Bergsteiger, deren Sinnen nach eisumflossenen Spitzen geht.



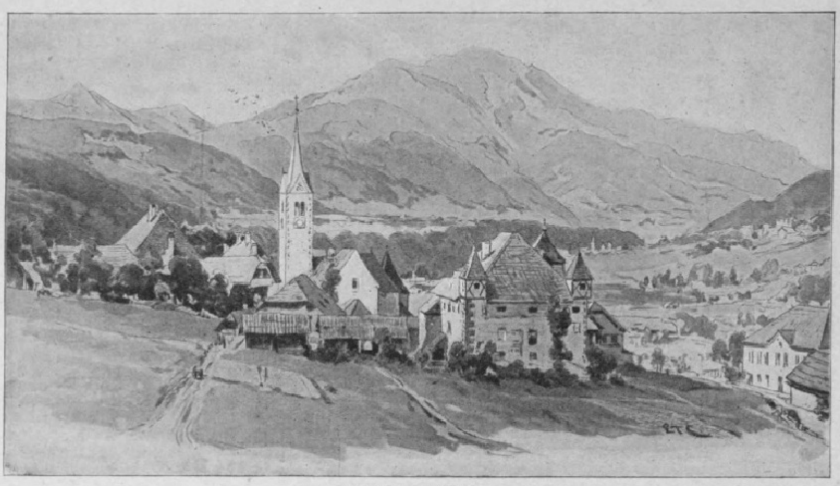
Ostgrat der Hochalmspitze mit den versteinerten Manndln.

Das Maltathal wird am schnellsten von der Südbahnstation Spital a. d. Drau erreicht. Eine gute, 15 Kilometer lange Kunststraße, dem tief eingerissenen Felsenrinnsal der ungestümen Liser abgerungen, verbindet diesen stattlichen Ort mit Gmünd, das durch seine schöne Lage am Ausgange des Maltathales überrascht. Die verwitterte Ringmauer mit den dunkeln Thoren, die beiden Burgen der Grafen Lodron und der große, von altertümlichen hohen Häusern umgebene Hauptplatz machen auf den Fremdling einen anheimelnden Eindruck. Das Städtchen wird auch von Sommergästen für längere Zeit gern besucht, da seine Umgebung viele schöne Waldspaziergänge aufweist. In Gmünd erschließt sich zum ersten Male der Blick auf die Maltathaler Berge, unter denen der Sonnblick (3025 Meter) mit seinen Firnfeldern am meisten auffällt. Durch das breite und fruchtbare vordere Maltathal führt nun eine Straße nach Maltein mit dem zerfallenden Schlosse Kronegg, wo sich für kurze Zeit die Königin der östlichen Tauern, die Hochalmspitze (3355 Meter), zeigt. Auf einer Anhöhe zur Linken liegt lieblich das Jagdschloß Dornbach inmitten eines Forellenweihers, den mächtige Baumriesen hüten. Wir fahren weiter zum Pflüglhofe (13 Kilometer von Gmünd), wo die Nagelschuhe in ihre Rechte treten. Das gastliche Alpenheim liegt unter dem Schutze einer mächtigen Linde auf großer, blumenbedeckter Wiese, die senkrechte Felsabstürze — bis 1000 Meter hoch — und Hänge dunkeln Waldes umschließen. Dort grüßt auch den Wanderer der Thorwart zum Thale der Wasserfälle: der 150 Meter hohe Fallbach, dessen schlanker Sturz besonders spät nachmittags ein unvergleichliches Bild gewährt, wenn die sinkende Sonne seine sprühenden Raketen in siebenfarbige Glut taucht.

Unweit des Pflüglhofes mündet der Gößgraben, und es ist nicht zu versäumen, wenigstens die drei Gößfälle, die die unterste Stufe dieses bedeutenden Seitenthales voll abwechslungsreicher Pracht durchtosen, zu besichtigen. Verfolgen wir diesen Pfad weiter, so gelangen wir mit fortwährendem Blick auf den zackigen, vergletscherten Hintergrund durch schattige Haine, wo mächtige Farne unter Fichten und Lärchen, Buchen, Ahornen und andern Baumgattungen üppig gedeihen, so daß es den



Blauer Tumpf.



Maltein gegen Gmünd.

Anschein hat, als befänden wir uns in einer Parkanlage, zur Kohlmayralm, die uns Rast, Erquickung und Herberge bietet. Der Weg führt nun durch das sich verengende Thal zum höchst merkwürdigen Doppelsturze des Zwillingsfalles, der in schauriger Felsenklamm mit überhängenden Wänden, wo Licht und Schatten geheimnisvolle Spiele treiben, seine empörten Fluten donnernd mengt.

Aus dem Gößgraben führen mühsame, jedoch sehr lohnende Uebergänge in die benachbarten Thäler, namentlich die Tour über die Döffenerscharte (2677 Meter) nach Mallnitz ist beliebt. Zu noch kühneren Unternehmungen lockt der Kranz stolzer Hochgipfel ringsum, namentlich der Zauberernock (2941 Meter), die Tristenspitze (2925 Meter), das Säuleck (3080 Meter) und die Hochalmspitze. Aus zerklüfteten Gletschern und weitgedehnten Schuttkaren ragen diese einsamen Höhen zum Himmel empor, und das Ohr des Alpenwanderers vernimmt hier keine andern Laute als das Rauschen der milchweißen Bäche, das Krachen stürzenden Gesteines und manchmal einen warnenden Gemsenpfiff.

Wir versetzen uns jetzt wieder zum Pflüglhofe zurück und wandern in das Maltathal hinein. Die Felswände, an denen sich das wilde Rauschen des Baches bricht, rücken beiderseits enger zusammen, bald folgt dem letzten Getreidefelde die erste Almweide, auf die der zierliche Schleierfall herniederstäubt. Sein funkelndes Gewebe ist ein Spiel der Lüfte. Dann kommen wir zu den Fallertümpfen, grottenartigen Kesseln, die die Maltein in vieltausendjähriger Arbeit aus dem harten Urgesteine gehöhlt hat und, einen wirbelnden Wasserfall nach dem andern bildend, durchrast. Kühngewölbte Brücken verbinden die glattgescheuerten Uferwände, aber kein Sterblicher kann sie beschreiten, denn Zauberin Sonne baute die schimmernden Bögen über den feuchten Staubwolken. Kaum ist das Rauschen dieser Abgründe hinter uns, so empfängt uns ein neues Bild. Ueber den Waldhängen ist plötzlich die eisgepanzerte mächtige Pyramide der Preimelspitze (3176 Meter) aufgetaucht, und wir stehen am Hochstege, der zwei überhängende Felsen, zwischen denen in schauriger Tiefe die Maltein schäumt, miteinander verbindet. Gleich Jahresringen lassen sich am Gesteine die verschiedenen aufeinanderfolgenden Grade der Aushöhlung durch das nimmermüde Wasser beobachten. In unmittelbarer Nähe stürzt der mehrere hundert Meter hohe Melnikfall herab. Er holt sich seine unversiegbare Kraft aus den Melnikseen, die in den Karen des Sonnblicks zwischen Schneefeldern eingebettet liegen.

In der Nähe des Hochsteges zweigt der Pfad zur Villacher Hütte ab. Dieses 2200 Meter hoch gelegene Schutzhaus, von dem man eine prächtige Schau auf das Hafneeck (3061 Meter) und seine Nachbarn genießt, vermittelt den bequemsten Anstieg auf die Hochalmspitze (3355 Meter). Welch wundersame Wonne erwartet die Wanderer da oben in den Höhen des ewigen Eises! Beim fahlen Dämmerscheine frühen Morgens wird der weitgedehnte Hochalpengletscher betreten. Die weißen Gipfel träumen, in dunkler Tiefe brütet das Thal. Plötzlich zuckt aus fernem Osten ein Lichtblitz herüber und läßt die Krone der Königin purpurn aufflammen. Und allmählich beginnt ihre ganze riesenhafte Gestalt zu glühen, und nun sinkt das Licht auch auf ihre Vasallen hernieder und überschüttet sie mit rosigem Feuer. Den goldenen Strahlen entgegen dringen mutig die Bergsteiger aufwärts. Klaffende Schründe, aus deren Rätseltiefen dumpfes Murmeln tönt, wollen den Weg zum hehren Ziele wehren. Aber die Erfahrung des treuen Führers weiß die Gefahr klug zu umgehen. Ueber schillernder Eiswand ragen zum hellen Himmel seltsame dunkle Felstürme, ungeheuren menschlichen Gestalten ähnlich. Es sind die Steinernen Manndln, die verwunschenen Senner und Sennerinnen der ehemals blühenden Hochalm. Zur Strafe für gottlosen Frevel wurden die grünen Matten unter blauem Eise begraben, die sündigen Aelpler aber versteinert ... Nun müssen Stufen in den sehr steilen Firn geschlagen werden, endlich ist der Vorgipfel erreicht und über einen schwindeligen Grat die höchste Spitze. Der fast grenzenlose Rundblick, der sich an klaren Tagen dem glücklichen Erklimmer darbietet, läßt sich mit Worten nur dürftig schildern. Die gesamten nördlichen und südlichen Kalkalpen und die zentrale Kette vom Ortler bis zu den östlichsten Ausläufern der Alpen ist zu überschauen, ein Gewirr von Höhen und Tiefen, von Formen und Farben, von Anmut und Furchtbarkeit, wie es gegensatzreicher nicht gedacht werden kann.

Nach diesem Abstecher, den wir im Geiste auf die Hochalmspitze unternommen haben, versetzen wir uns wieder in das Thal zurück. Wir gelangen zur Hochbrücke, unter der die Maltein einen stäubenden Wasserfall bildet, und kommen aus



Jagdschloss Dornbach.



Osnabrücker Hütte im Gross-Elendthale.



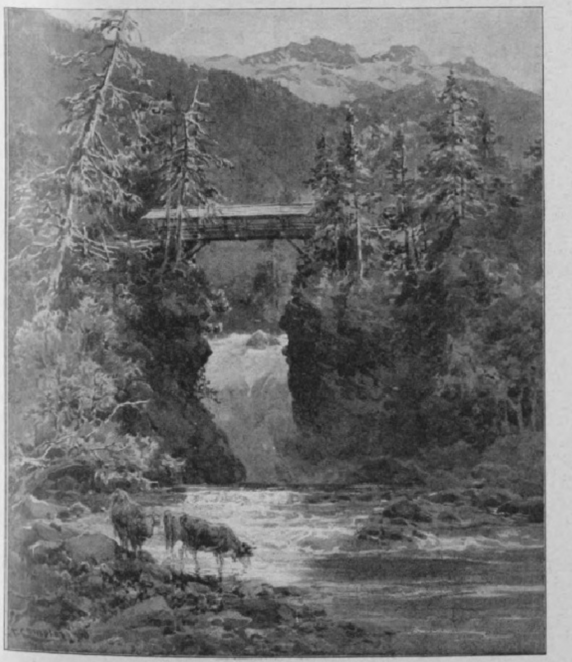
Villacher Hütte mit Preimelspitze.

Hochwalddunkel zur lieblichen Almidylle der saftiggrünen Schönau inmitten der trotzigsten Felswände. Im Gasthause Traxhütte können wir uns laben, dann treten wir in eine donnererfüllte Schlucht ein, wo einerseits der Hochalpenfall in einem einzigen 60 Meter hohen Satze mit betäubender Wucht herniederprasselt, andrerseits die Maltein, fächerförmig zu Schaumgarben aufgelöst, 20 Meter hinab in ein rundes, blaugrünes Becken rauscht. Wir stehen am Blauen Tumpfe, dem gewöhnlichen Ziele der Maltathalwanderer. Es ist eine Erquickung eigner Art, sich in glitzernde, siebenfarbige Wasserstaubwolken hüllen zu lassen, den Blick in das endlose Wallen und Wogen, zornige Aufbäumen, Trennen und Wiedervereinen der ungestümen Gletscherwässer zu versenken und mit ganzer Seele dem erhabenen Sturmliede ungebändigter Naturkraft zu lauschen! Wer eine Fortsetzung des Weges nicht scheut, wird noch bis zum herrlichen Klammfall gehen, wo die Maltein sich mit ihrer ganzen Flutenfülle 100 Meter hoch in einen furchtbaren Felsenschlund stürzt.

Den Wänden oberhalb des brüllenden Abgrundes durch verwegene Sprengungen abgerungen, führt der Alpenvereinspfad in das hintere Maltathal weiter. Noch manche Thalweitung mit sanften Wiesen und Beständen uralter Zirben und Lärchen, noch manche enge Schlucht und viele Wasserstürze — sowohl der Seitenbäche als auch der Maltein selbst — ergötzen uns, bis wir zur Sameralm gelangen, wo sich das Thal teilt und links als Großelend, rechts als Kleinelend weiterzieht. Nördlich zweigt von hier der bequeme Alpenvereinsweg über die aussichtsreiche Arlscharte (2251 Meter) ins Großarlthal nach Hüttschlag ab. Die weltberühmten Lichtensteinklammen und St. Johann im Pongau sind die Schlußpunkte dieser überaus lohnenden und auch als Zugang von Norden her sehr beliebten Wanderung.

Durch das Kleinelend geleitet gleichfalls ein guter Alpenvereinsweg zur vergletscherten Kleinelendscharte (2739 Meter), die einen besonders prächtigen Blick auf die Glocknergruppe bietet, und durch das Kötschachthal nach dem bekannten Alpenkurorte Wildbad-Gastein, der — ebenso wie das ganze beschriebene Gebiet — durch die im Bau begriffene Tauernbahn dem Weltverkehre bald angeschlossen sein wird.

Das Großelend verfolgend, gelangen wir zur trefflich eingerichteten Osnabrücker Hütte (2040 Meter), angesichts des mächtigen Großelendgletschers. Dieses ausgezeichnet gelegene Schutzhaus bildet einen Standplatz für eine Reihe von Touren, namentlich auf die Hochalm- und Preimelspitze, das Schwarzhorn (2938 Meter), die Tischlerspitze (3008 Meter) und den Ankogel (3253 Meter) sowie für den wichtigen Uebergang über die Großelendscharte (2673 Meter) zur Hannoverhütte (2445 Meter) in unvergleichlich schöner Lage angesichts des kühnen Ankogelgipfels, der furchtbaren Westabstürze der Hochalmspitze und der unnahbaren Nordwände des Säulecks. Von letztgenannter Hütte, die die Besteigung des Ankogels sehr erleichtert, lohnt sich der kurze Spaziergang auf die Arnoldhöhe (2692 Meter), wo die zackige Pracht der Dolomiten und die ganze Glocknergruppe zu sehen ist, ungemein. Einerseits können wir von der Hannoverhütte nach Mallnitz und Obervellach im Möllthale, andrerseits über den Korntauern, teilweise entlang den Resten einer uralten Straße aus vorrömischer Zeit, nach Böckstein und Gastein absteigen.



Hochbrücke.

Der Aufstieg von der Osnabrücker Hütte zum Ankogel erfolgt gewöhnlich über den Schwarzhornsee, ein 2800 Meter hoch unmittelbar neben dem oberen Kleinelendgletscher gelegenes Wasserbecken, das nur durch drei Monate des Jahres nicht zugefroren ist. Die stille Schönheit dieses weltverlorenen Sees läßt sich schwer beschreiben, sie muß an einem warmen Sommertage genossen werden, wenn die Eisespracht ringsum im Sonnenlichte flimmert und die weißen Spitzen mit dem tief dunkelblauen Himmel sich in der krystallenen Flut spiegeln, auf der losgelöste Eisschollen schwimmen. Dann Fremdling, sinne und träume und lausche dem spärlichen Leben der Wildnis, die dir tot und starr erscheint! Harre geduldig, bald wirst du ihre leisen Herzschläge spüren. Apolloschmetterlinge werden dich umgaukeln, Schneefinken und Schneeammern sich zwitschernd in der Luft balgen. Und hast du Glück, so kannst du schauen, wie ein Gemsenrudel aus dem kalten Borne trinkt und dann in tollen Sprüngen hin zu den Graten eilt.



Klammfall.

Vom Schwarzhornsee führt der verwegen aussehende, dem Geübten aber keine Schwierigkeiten bietende Ostgrat zum Ankogel empor. Sein Scheitel trägt die Spuren vieler Blitzschläge, daher geht die Sage, daß im Innern des Berges unendliche Metallschätze ruhen. Wer aber an einem reinen Morgen hier oben weilt, wird wenig nach verstecktem Golde in dunkeln Klüften fragen; liegen doch vor seinen Augen die köstlichsten Schätze der gütigen Natur im grenzenlosen Kreise ausgebreitet, so daß sich der Schönheitsdurstige daran in vollen Zügen satt trinken kann. Und nicht leicht wird es ihm fallen, auf dieser stolzen Zinne Abschied zu nehmen von der wundersamen Pracht des lieben Maltathales.

Unter den Linden.

Unter den Linden dort
Vor wenig Wochen
Hast du mit heissem Wort
Treu' mir versprochen.

Jetzt schon in Blüten stehn
Die alten Linden —
Blüten und Lieb' verwehn
Rasch mit den Winden.

Elinor von Monsterberg-Münckenau.

Die talentlose Crew.*)

Skizze aus dem Marineleben

von

Hermann Rückner.

Woher wir eigentlich den Namen „talentlose Crew“ hatten, ist mir nicht mehr recht erinnerlich. Jedenfalls paßte die Bezeichnung vortrefflich, denn wir waren absolut talentlos und konnten dreist behaupten, daß keine andre Offiziersmesse auf den Schiffen Seiner Majestät es mit uns in dieser Hinsicht aufnehmen konnte. Im Grunde genommen waren wir natürlich nicht besser oder schlechter als alle andern Offiziere, aber wir waren beeinflußt, sogar heftig beeinflußt! Von oben her wehte ein stark antikünstlerischer Wind, folglich war unser erster Offizier bereits ein ausgesprochener Feind jeder künstlerischen Regung, — und wir andern? Nun, wir setzten samt und sonders einen gewissen Stolz darein, als nüchterne, kaltblütige und praktische Menschen zu gelten. Alles übrige war unzeitgemäße Romantik und vermochte uns absolut nicht zu imponieren.

Es war merkwürdig, wie dieser ernüchternde Geist sich sofort jedem neu in die Messe eintretenden Kameraden mitteilte, wie der eben noch lyrisch, malerisch oder musikalisch gestimmte Herr Oberleutnant durch den eisigen Hauch unsres Skeptizismus in wenigen Tagen mit einer Blasiertheit, die wenigstens für drei Gardeleutnants ausgereicht haben würde, nur noch von „blöder Phrasendrescherei“ redete, worauf wir älteren dann mit einer gewissen stolzen Genugthuung uns zuprosteten. Die Kameraden andrer Schiffe machten sich zwar über uns lustig, aber es wagte doch keiner so recht, in unsrer Gegenwart ein Kunstthema anzuschlagen, denn man fürchtete unsre verächtlichen Mienen bald mehr wie unsre Lästerzungen, und — wir standen Schulter an Schulter, eine kompakte Majorität, und die hat bekanntlich immer recht.

Auf den übrigen Schiffen unsers Geschwaderverbandes sah es in dieser Beziehung wesentlich anders aus. „Br...“ hatte seinen Klaviervirtuosen, der Wagner vom Blatt spielen und das Lied „O du mein holder Abendstern“ ziemlich richtig singen konnte. „Ku...“ verfügte über einen geradezu berühmten Dichter, den Stabsarzt Dr. Pinxius, dessen neuestes Heldengedicht: „Der Amokläufer“ beinahe einen Verleger gefunden hätte. „Wo...“ konnte einen Maler aufweisen, der gleichzeitig auch Speisekarten- und Karikaturenzeichner war, und „We.....“ besaß sogar einen technischen Erfinder als Kommandanten, der der Schrecken seiner Ingenieure und Maschinisten war, die ihrerseits natürlich unentwegt mit erfinden mußten.

Den Erfinder ließen wir gelten, aber das übrige war „alt“ und gehörte in die Rumpelkammer. „Lieber Gott, das Leben ist doch zu ernst für solche Albernheiten... Sie geben, Herr Stabsarzt!“

Wir waren Stoiker und würden, was Beschaulichkeit und Selbstzufriedenheit anbelangt, es mit jedem indischen Omphaloskopisten aufgenommen haben. Dabei fühlten wir uns recht wohl in unsrer Haut, denn wir hatten einen ausgezeichneten Koch an Bord und einen verständig und sinnig veranlagten Getränkevorstand.

Eines Tages aber wurden wir doch ein klein wenig aus unsrer Beschaulichkeit aufgerüttelt. Es war während der großen Winterreparaturen, die unser Schiff beschaulich in einem der Trockendocks der kaiserlichen Werft verbrachte. Das Liegen auf der Werft wirkt immer etwas deprimierend auf das menschliche Gemüt, was Wunder also, daß unsre Ungenießbarkeit einen beängstigenden Höhepunkt erreichte.

In dieses Jammerdasein sollte plötzlich ein holder Lichtstrahl fallen. Wir hatten nämlich zufällig einen neuen Tischgast erhalten. Keinen sehr großen, er war sogar etwas unter mittelgroß und wog kaum 110 Pfund. Aber nichtsdestoweniger beherrschte dieser neue Gast die Situation mit dem Moment seines Auftretens. Dieser Tischgast hieß Frau Käthe Schirrmeister und war die erst vor kurzem angetraute Gattin des ersten Offiziers.

Nun, wir hatten alles mögliche aufgeboten, um unsrer Messe Ehre zu machen und dem reizenden kleinen Frauchen, das so entzückend drollig hinter dem riesengroßen Blumenarrangement der Tafel hervorlugte, zu imponieren; denn imponieren wollten und mußten wir! Die verwöhnte kleine Person sollte wenigstens merken, daß bei uns das Persönlich-Individuelle im Vergleich zu dem alltäglich Gebräuchlichen in den Vordergrund trat, und deshalb rückten wir ganz vorsichtig und diskret ein klein wenig mit unsern Anschauungen hervor.

Allmählich wurden wir dreister. Es war beim Dessert, als der Artillerieoffizier mit möglichst kaltblütiger Miene, während er mit Daumen und Zeigefinger eine Krachmandel öffnete, ein paar



Das Maltathal: Zwillingsfall im Gössgraben.

„Ueberzeugungen“ zum besten gab. Die kleine Frau stutzte und sah ungläubig von einem zum andern. Sie glaubte nicht recht verstanden zu haben. Wir machten natürlich die selbstverständlichsten Gesichter von der Welt.

„Aber, Herr Kapitänleutnant, soll das wirklich Ihr Ernst sein? Sie leugnen also die Romantik der Liebe ab?“

„Ah — ich weiß wirklich nicht, gnädige Frau...“

„O bitte!“

„Ja, meine verehrte gnädige Frau, so drückte ich mich allerdings aus, und ich muß dabei bleiben. Gegen die Liebe an sich habe ich ja durchaus nichts einzuwenden; die reale, praktische und vernünftige Liebe ist ja in jeder Hinsicht etwas ganz Selbstverständliches — ja — Schopenhauer schreibt in seiner Metaphysik ganz interessant darüber. Aber die romantische Liebe, die halte ich ebenso für einen Nonsens wie zum Beispiel einen lyrischen Erguß oder ein sentimentales Stimmungsbild.“

Wir waren stolz auf unsern Kameraden, denn die Frau Kapitänleutnant war ordentlich nachdenklich geworden. An der Spitze der Tafel saß unser Kommandant, ein eingefleischter Junggeselle. Er rieb sich vergnügt die Hände unter dem Tisch und warf dem Artillerieoffizier einen aufmunternden Blick zu, als wollte er sagen: ‚Ganz in meinem Sinne — nur weiter so!‘

Von nun an drängte sich jeder dazu, um seinerseits auch etwas in den Vordergrund zu treten. Der Navigationsoffizier, ein sonst ganz harmloser Mensch, hatte der Musik und dem „Wagnerrummel“ ein paar passende Worte mit auf den Weg gegeben. Er konnte dies um so eher, als er sich mit ziemlicher Sicherheit entsann, in Quarta einmal Geigenstunde gehabt zu haben. Die Malerei wurde auch mit einem kräftigen Wörtlein abgethan, wobei der dicke Herr Stabsingenieur, allerdings nur für seine nächsten Nachbarn verständlich, sagte, daß ein einziger vernünftiger Rohrplan seines Schiffes mehr wert sei als der ganze Böcklin.

Uebrigens eins hatten wir bald herausbekommen. In allen diesen Fragen der Aesthetik war die kleine Frau uns doch höllisch über. Sie kannte ja reineweg alles! Wenn wir auch nicht wollten, wir waren geradezu gezwungen, den Geist, der stets verneint, zu spielen, schon um uns nicht zu blamieren. Und wie geschickt wußte sie das Gespräch von der Sezession, von der wir ebenso wenig Ahnung hatten wie von den Worpswedern, auf die moderne Poesie hinzulenken!

„Also die Poesie lassen Sie überhaupt nicht gelten, Herr Stabsarzt?“

„Bitte sehr, gnädige Frau, ich verhalte mich im Prinzip der Dichtkunst gegenüber nicht direkt ablehnend. Ich bin stets bereit, ein Gedicht als solches anzuerkennen, falls es den vom Standpunkte der praktischen Vernunft an ein Gedicht zu stellenden hohen Anforderungen entspricht.“

Hier konnte sich die kleine Frau nicht mehr beherrschen. Ein helleres, ungezwungeneres Lachen war in unsrer Messe noch nie gehört worden, und wir lachten fröhlich mit, obwohl wir merkten, daß wir die Kosten dieses Lachens selber tragen mußten.

„Aber Theodor! Und das alles hast du mir verheimlicht? Davon hast du kein Sterbenswort verraten?“

Der „Erste“ sah recht verlegen aus.

„Aber meine Herren, das ist ja alles himmlisch amüsant, das ist ja köstlich. Ich hätte, nach meinem lieben Theodor zu schließen, nie gedacht; daß ich mit so interessanten Herren zusammenkommen würde. Sie sind ja sämtlich Originale! Und nun will ich Ihnen auch gleich erzählen, was ich mir während unsrer Kunstgespräche schnell ausgedacht habe.“

„Haben Sie's gehört, Zahlmeister? Sie sind 'n Original!“

„Na, Herr Ingenieur, ich glaube, Sie waren auch 'n bisken mit jemeint!“

„Scheußlich, was?“

Die Gespräche wurden am unteren Ende der Tafel im Flüstertone geführt.

„Also, meine Herren, gestern abend klagte Frau Kapitän von Meyer, die die Veranstaltungen für unsern Frauenbazar in die Hand genommen hat, daß diesmal gar nichts Neues, Aktuelles geboten würde! Einige interessante Nummern sind ja dabei. Die Herren vom „Br...“ werden eine Jahrmarktbude aufmachen, und einige Offiziersdamen werden einen Zigeunertanz aufführen, aber das alles ist alt! Da ist mir eingefallen — natürlich unter der Voraussetzung, daß die Herren mir helfen werden —, daß wir ein Ueberbrettl vorführen können! Was? Ich versichere Ihnen, wir werden rasenden Zuspruch haben!“

Herr du meine Güte, während wir tiefsinnig wurden und gewagte Themata anschlugen, hatte diese Frau darüber nachgedacht, uns aufs Ueberbrettl zu bringen!

„Aber Pardon, gnädigste Frau...“

„Nein, lassen Sie nur, Herr Oberleutnant! Ich habe mir das alles so schön zurechtgelegt. Sie, Herr Kapitänleutnant, erklären die Rätsel der Liebe ohne Romantik, und die übrigen Herren verteilen sich auf die andern Künste, — nur mache ich zur Bedingung, daß der Herr Stabsarzt ein Gedicht vorträgt, das den vom Standpunkt der modernen praktischen Vernunft an ein Gedicht zu stellenden hohen Anforderungen entspricht‘, — so war es ja wohl, Herr Stabsarzt? Dazu werde ich mit unserm

*) Crew (sprich Kruh) heißt so viel wie Besatzung. Die dem Englischen entnommene Bezeichnung findet in der Bordsprache häufig Anwendung.

liebenswürdigen Herrn Kapitän den reizenden ‚Lustigen Ehemann' tanzen — ‚Ringel ringel Rosenkranz — ich tanz' mit meiner Frau' —, wobei mein Mann, der leider nicht tanzen kann, die nötigen Erläuterungen am Klavier geben wird."

Aha, da hatten wir sie!

„Aber Verzeihung, gnädigste Frau, Ihr Herr Gemahl kann ja gar nicht Klavier spielen!"

„O Theodor! Und das läßt du dir sagen?" Und kategorisch wies der reizende runde Arm mit dem molligen Händchen nach dem Pianino, das grundsätzlich nicht geöffnet worden war. Und jetzt — wir wagten kaum zu atmen, o, wie waren wir betrogen — jetzt öffnete er sachgemäß das Instrument und spielte — Wagner! Herr du meine Güte, die Tannhäuserouvertüre! Und — weiß Gott — jetzt klang es voll und mächtig mit sonorem Baß durch die Messe: „Beglückt darf nun dich, o Heimat, ich schauen . . ."

Wir saßen still da und lauschten. Unsre anfangs noch spöttischen Mienen waren ernst geworden, und je mehr die Tonflut schwoll, um so seltsamer ward uns ums Herz. Jeder von uns entsann sich, diese gewaltige Melodie auch einmal gekonnt zu haben, und wie der Sänger einsetzte: „Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden," da fielen fünf kräftige Bässe, allerdings nicht mehr recht geschult, mit ein, und der Pilgerchor brauste durch das Schiff, so daß die Deckoffiziere vor ihre Messe traten und andächtig lauschten, und von der Batterie her standen die Mannschaften, Kopf an Kopf, und horchten erstaunt auf die ungewohnten Klänge.

Als der Spieler erschöpft nach dem Halleluja abbrach, erhob sich unser prächtiger, ritterlicher Herr Kapitän.

„Meine verehrten Anwesenden! Trinken Sie mit mir auf das Wohl unsers verehrten Gastes. Wenn wir auch, wie zu vermuten steht, mit dem heutigen Tage aufgehört haben werden, eine talentlose Crew zu sein, so glaube ich doch, daß der neue Kurs, den unsre verehrte Frau Kapitänleutnant sicher von jetzt an steuern wird, den Herren ebensoviel Genuß, wenn nicht mehr als der frühere bereiten wird. Wenn Sie, meine Herren, auch Originale sind, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß Sie noch einmal brauchbare Ueberbrettlmenschen werden. Ich natürlich fühle mich den neuen Anforderungen, die zweifelsohne demnächst auch an mich gestellt werden, nicht mehr gewachsen und erkläre feierlich, daß ich meine Abkommandierung beantragen werde, wenn Sie, meine hochverehrte gnädige Frau, nicht hoch und heilig versichern, niemals Kultivierungsversuche mit mir vornehmen zu wollen, worunter ich auch das Tanzen des ‚Lustigen Ehemann' verstanden haben möchte, denn als eingefleischtem Junggesellen liegt mir die Rolle nun einmal nicht . . . Also, meine Herren, trinken Sie mit mir auf den ‚neuen Kurs' und auf das Zugrabetragen der talentlosen Crew!"

Dem verehrten Leser wollen wir noch verraten, daß die kleine Frau thatsächlich mit uns noch ganz Erstaunliches erzielt hat. Wir schrieben Prologe, Gelegenheitsgedichte, wir tanzten Menuett, wir wurden überall bevorzugt, wenn es galt, Kunstsinn zu entfalten, wir arrangierten die reizendsten Schäferspiele à la Biedermeierzeit und vieles andre mehr. Den alten Titel waren wir zwar los, dafür aber nannte man uns jetzt mit Vorliebe: „Frau Kapitänleutnant Schirrmeister mit ihrer in Freiheit dressierten Künstler-Crew."

Der Maikäfer.

Wenn unter dem alles belebenden Einfluß der Frühjahrssonne sich Flur und Wald mit frischem Grün geschmückt, dann leidet es auch den Maikäfer nicht mehr im schützenden Erdreich, und fröhlich summend sehen wir ihn bald im Dämmerlicht des warmen Frühlingsabends dahinschwirren.

Bekanntlich unterscheidet man zwei Maikäferarten, die schwarzhalsige größere Spezies, Melolontha vulgaris, und die rothalsige kleinere Art, Melolontha hippocastani. Unbedingt maßgebend sind aber diese Farbenunterschiede nicht, denn unter den Schwärmen der ersten Art giebt es immer eine Anzahl von Exemplaren mit mehr oder minder rotbraun gefärbtem Halsschilde, während andrerseits mit schwarzem Halsschilde versehene Varietäten der zweiten Art nicht gerade selten sind. Der eigentliche Unterschied besteht, abgesehen von einigen minder auffälligen Merkmalen, in der Form der Hinterleibsspitze, die sich bei M. hippocastani ohne Uebergang plötzlich verjüngt, bei M. vulgaris dagegen allmählich verschmälert. Früher nahm man vielfach an, daß die erstere Art mehr eine Gebirgsform, die letztere hauptsächlich eine solche der Ebene wäre. Nach den Beobachtungen Sajos entscheidet nun aber nicht die höhere oder tiefere Lage, sondern die Beschaffenheit des Bodens über das Vorherrschen der einen oder andern Art. „Namentlich ist M. hippocastani die Flugsandform, während M. vulgaris den gebundenen Boden liebt, ja diesen zum guten Gedeihen vielleicht sogar nötig hat. Und daß die Gebirgslage dabei nicht in Frage kommt, bewies mir die Thatsache, daß in den Karpathen des Unger-Komitates die rothalsige Art beinahe gar nicht vorkommt, wohingegen sie in den zentralungarischen Flugsandebenen stellenweise zur Alleinherrscherin wird. In der Umgebung meiner Sommerwohnung, wo Flugsand mit Lehm und Humus gemischt vorkommen, erscheinen auch beide Maikäferarten gemischt." Nach Forstrat Feddersen, der in 76 königlichen Oberförstereien der Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder, Potsdam, Frankfurt a. O. und Bromberg eingehende Untersuchungen über den Maikäfer angestellt hat, fällt das Verbreitungsgebiet beider Käferarten im großen und ganzen mit den Wald- oder Feldrändern zusammen. M. hippocastani fliegt am stärksten in Kiefernwaldungen, die auf leicht austrocknendem Sandboden stehen; er allein ist es, der die furchtbaren Maikäferschäden verursacht hat, die namentlich in den Kiefernkulturen der geringeren Böden zu Tage getreten sind. Nach dem Waldrande hin läßt sein Vorkommen nach; wenige hundert Schritte davon finden sich auf den Alleebäumen und in den Gärten der Feldmarken kaum noch einige Käfer dieser Art vor. Hier hat man es fast ausschließlich mit M. vulgaris zu thun, so daß dieser Käfer kurzweg als „Feld-," der andre als „Waldmaikäfer" bezeichnet werden kann.

Die normale Flugzeit der Maikäfer ist, wie schon der Name andeutet, der Mai, welche Zeit aber durch jeweilig herrschende Witterung etwas vor- oder rückwärts geschoben, auch etwas abgekürzt oder verlängert werden kann. Ein besonders mildes Frühjahr lockt die Käfer schon im April aus der Erde, im umgekehrten Fall warten sie den Juni ab, und in ihren sogenannten Flugjahren kann man sie bisweilen vom Mai bis Juli antreffen. Bei beiden Arten pflegt der Hauptflug drei bis vier Wochen, der ganze Flug vier bis sechs Wochen anzuhalten. An kalten Tagen verschwinden die Käfer, meistens kommen sie aber bei warmer Witterung wieder zum Vorschein, obgleich auch, z. B. in Ostpreußen, bemerkt worden ist, daß hohe Kältegrade sie töten. Das massenhafte Auskriechen aus der Erde und das sich daran anschließende Schwärmen erfolgt eine halbe Stunde vor bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang.

Fast überall zeichnen sich einzelne Jahre durch massenhaftes Auftreten der Maikäfer aus; man spricht dann von „Maikäferjahren" oder „Flugjahren". Diese wiederholen sich in regelmäßigen Fristen. Alle Schriftsteller, die vom Maikäfer sprechen, so z. B. Altum, Taschenberg u. a., gehen dabei von der Anschauung aus, daß die vierjährige Flugzeit in Deutschland die Regel bilde, daneben aber mehr oder minder häufige Vorflüge und Nachflüge von ungleicher Stärke vorkommen. Die Vorflüge sollen aus der beschleunigten, die Nachflüge aus der verlangsamten Entwicklung der Larven hervorgehen. In Franken zeichnete man die Jahre 1805, 1809, später 1857, 1861, 1865, 1869, 1873, im Münsterlande 1858, 1862, 1866, 1870, 1874 u. s. w., um Berlin die Jahre 1828, 1832, 1836, 1860, 1864 u. s. w. als Maikäferjahre auf. In der Schweiz sowohl als auch in Frankreich und am Rhein wiederholen sich die Hauptflüge alle drei Jahre und unterscheidet man dort ein Baseler Flugjahr (1830, 1833, 1836 . . . 1896, 1899, 1902), das in Frankreich bis an den Jura und Rhein beobachtet ist, ein Berner Flugjahr, diesseits des Jura in der westlichen und nördlichen Schweiz (1831, 1834 . . . 1894, 1897, 1900) und ein Urner Flugjahr (1832, 1835 . . . 1895, 1898, 1901) südlich und ostwärts vom Vierwaldstättersee.

Der Grund für die verschieden lange Zeit, die der Maikäfer bis zu seiner völligen Entwicklung braucht, wurde lediglich auf örtliche Verhältnisse zurückgeführt, indem man annahm, daß die Verschiedenheit der Bodentemperatur und der mittleren Jahreswärme die Entwicklungszeit der Larven um einige Monate verlängern oder verkürzen kann, eine Anschauung, die als vollkommen erwiesen galt, nachdem man in dem rauhen Masuren eine fünfjährige Flugzeit beobachtet hatte. Dieser Lehre tritt nun auf Grund seiner schon erwähnten Untersuchungen der Forstrat Feddersen mit der Behauptung entgegen, daß M. vulgaris stets eine vierjährige, M. hippocastani dagegen eine fünfjährige Entwicklungszeit hat. Die Zeiträume, die beide Maikäferarten zu ihrer Entwicklung gebrauchen, sind danach thatsächlich ungleich lang, dabei aber fest begrenzt; durch klimatische Einflüsse wird die Entwicklung im wesentlichen nicht geändert. Zur Allgemeingültigkeit dieses Satzes gehört noch, so sagt Feddersen, die Feststellung, daß der im südwestlichen Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz vorkommende Maikäfer mit dreijähriger Entwicklungszeit als eine besondere Art auszuscheiden ist.

Ob Feddersens Anschauung die richtige ist, bedarf wohl noch weiterer Untersuchungen und Beobachtungen; jedenfalls ist eine Klarstellung dieser Frage von weitgehender Bedeutung für die sichere Vorausbestimmung der „Flugjahre" und der erfolgreichen Bekämpfung des Schädlings. Denn gerade in den sogenannten Maikäferjahren muß das Einfangen und Vertilgen der Käfer stattfinden, einesteils um die Bäume vor Kahlfraß zu schützen, andrerseits um den nachfolgenden noch größeren unterirdischen Schaden, den die aus den Eiern der Maikäfer hervorgehenden Engerlinge anrichten würden, zu verhüten. Diese Bekämpfungsarbeiten können aber nur dann erfolgreich durchgeführt werden, wenn sie behördlicherseits gehörig vorbereitet werden; ein gutes Resultat ist von der bestimmten Kenntnis, d. h. von der Vorhersage des künftigen massenhaften Fluges abhängig. Da nun das Auftreten der Flugjahre nicht bloß davon abhängt, ob der Maikäfer sich binnen drei, vier oder fünf Jahren entwickelt, sondern, wie oben durch die Angabe mehrerer Reihen von Flugjahren gezeigt ist, diese bei selbst nur drei- oder nur vierjähriger Entwicklungsperiode in einander naheliegenden Gebieten recht verschieden sein können, so wird es noch sorgfältigster Studien bedürfen, um für die verschiedenen Gegenden zu einer sicheren Vorhersage zu kommen. Besonders schwierig wird dies natürlich da sein, wo die Gebiete mit verschiedener Entwicklungszeit aneinandergrenzen oder ineinandergreifen, resp. da, wo nach Feddersens Anschauung die verschiedenen Maikäferarten nebeneinander vorkommen. Sajo empfiehlt, diese Verhältnisse kartographisch anschaulich zu machen. „Nur auf Grund solcher ‚Maikäferlandkarten' wird es möglich sein, daß ebensowohl die Behörden wie die Land- und Forstwirte ihre Maßregeln in jedem gegebenen Falle richtig und ohne Fehler treffen können. Solche Karten würden einen Nutzen bringen, der sich binnen wenigen Jahren auf Millionen beziffern würde, nur müssen noch viele Daten gesammelt werden, um die Verhältnisse endlich ins reine bringen zu können."

Von Wichtigkeit für die Bekämpfung des Maikäfers ist natürlich auch eine genaue Kenntnis seiner Lebensweise. Da sich nun alle bisherigen Schilderungen ausschließlich auf den gewöhnlichen Maikäfer, M. vulgaris, beziehen und von der Voraussetzung ausgehen, daß beide Maikäferarten in ihrer Entwicklung und Lebensweise wie in ihrem Vorkommen und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung völlig übereinstimmen, so dürften vielleicht die Beobachtungen Feddersens über M. hippocastani auch für weitere Kreise nicht ohne Bedeutung sein.

Zur Eierablage fliegt das Weibchen des „Waldmaikäfers" stets in den Wald und sucht hier mit Vorliebe die trockenen Böden und warmen Lagen der jüngsten Kultur- und Schlagflächen auf, während das Weibchen des „Feldmaikäfers" dies Geschäft in der Regel auf dem Felde erledigt. Am Ende des Fluges, wenn die Zeit drängt, treffen die Weibchen beider Arten meist keine Auswahl mehr. Von fieberhafter Unruhe befallen, stürzen sie massenhaft zur Erde und bohren sich dort ein, wo der Zufall sie gerade hingebracht hat. In ganz trockenem Sandboden wurden die Eier des Waldmaikäfers in einer Tiefe von 25 bis 35 Centimetern gefunden; in frischem Boden lagen sie nur 6 bis 10 Centimeter tief. Ratzeburg giebt für den Feldmaikäfer 10 bis 20 Centimeter Tiefe an. Je tiefer die Eier abgelegt werden, desto weniger scheint die Brut gefährdet zu sein, desto schwieriger ist es, die Eier durch den Pflug zu erreichen und zu zerstören. Anscheinend beträgt die Zeit, die der Waldmaikäfer zur Ablage der Eier gebraucht, zwei bis vier Tage. Nach Beendigung dieses Geschäfts kommt er meist neben der Eingangsöffnung wieder aus der Erde heraus, denn sehr selten ist ein totes Weibchen neben oder in der Nähe der Eier gefunden worden. Diese liegen in Häufchen von 18 bis 27 Stück zusammen. Es wurde in 16 Fällen festgestellt, daß nur der dritte Teil davon sich zu Larven entwickelte. Bemerkt werden mag hier, daß nach neueren Untersuchungen Raspeils, die sich auf den Maikäfer mit dreijähriger Entwicklungszeit beziehen, also denjenigen, den Feddersen unter der Bezeichnung „Bergmaikäufer" als dritte Art angesehen wissen möchte, das Weibchen dreimal, in Zwischenräumen von



Im Rathause.

Nach dem Gemälde von V. Tobler.



Glückliche Reise!

Nach dem Gemälde von G. Montemezzo.

8 bis 16 Tagen, Eier legt. Zusammen lieferte jedes Weibchen etwa 80 Eier, meist in abnehmender Zahl, bei den aufeinanderfolgenden Gelegen ungefähr nach der Formel 40+28+11 = 79 Eier.

Bis etwa Mitte Juli des ersten Sommers bleiben die Larven des Waldmaikäfers zusammen. Alsdann verteilen sie sich, gehen an die Erdoberfläche und befressen namentlich die feinen Wurzeln der jüngsten Kiefernsaaten. Im vierten Sommer erreicht der Fraß die größte Stärke. Die Engerlinge kommen schon um die Mitte April zum Vorschein und fressen bis Mitte Oktober. Wenn sie im Juni, Juli die drei- und sechsjährigen Kiefernkulturen, in denen sie sich vorzugsweise entwickeln, kahl gefressen und jeden Pflanzenwuchs, oft selbst das Heidekraut zerstört haben, ziehen sie massenhaft in benachbarte ältere Kulturen, wo sie fünfzehn- bis zwanzigjährige Kiefernwüchse vernichten, die Wurzeln der Stangenhölzer befressen und sogar Althölzer töten. Die Engerlinge fressen alsdann dicht unter der Bodendecke, wo sie massenhaft zu finden sind; aber auch an den Wurzeln alter Kiefern können sie in mehr als 1 Meter Tiefe in großen Mengen gefunden werden. In dieser Zeit scheinen sie sich zu großen Zügen zu vereinigen, die an den äußeren Rändern der meist kreisförmigen Fraßflächen die größten Larvenmengen enthalten. Nicht selten sind an solchen Orten 40 bis 80 Stück Larven auf einem Quadratmeter gefunden worden.

Die Tiefe, in der das Winterlager aufgesucht wird, richtet sich nach dem Alter der Larven. Die jüngeren Engerlinge liegen flacher, die älteren tiefer. Im fünften Sommer fressen die Larven von April bis etwa Mitte Juni, aber lange nicht so stark wie im vierten Sommer. Zu Anfang August kommen die ersten Puppen, zu Anfang Oktober die ersten Käfer zum Vorschein. Letztere bleiben bis zum nächsten Frühjahr in der Erde und schwärmen alsdann, sobald die Bodenwärme genügend groß geworden ist. Nach vollen fünf Jahren hat der Waldmaikäfer demnach den Kreislauf seiner Entwicklung beendet. Von dieser Zeit entfallen etwa 21 Monate auf das thätige, d. h. wuchsstörende Larvenleben und 39 Monate auf Zustände der Ruhe.

Das beste Bekämpfungsmittel des Waldmaikäfers scheint nach den Erfahrungen Feddersens im Einsammeln der Käfer und Larven zu bestehen. Dazu wird noch eine Reihe von Vorbeugungsmitteln empfohlen, unter denen sich als besonders vorteilhaft erwies, durch Kulturmaßregeln die Entstehung günstiger Brutplätze — trockener Boden und warme Lagen der jüngsten Kultur- und Schlagflächen — zu verhindern, so daß die Käfer zur Eierablage ungünstige Plätze wählen müssen. Bei der Zerstörung der an solchen Orten entwickelten Brut spielt der Maikäferpilz (Botrytis tenella) eine wichtige Rolle, die um so größer wird, je mehr es durch den Hieb gelungen ist, den schwachen und trockenen Kiefernböden die Feuchtigkeit zu erhalten und zu vermehren. Wahrscheinlich findet sich dieser Pilz allerorten, wo Engerlinge leben und daneben günstige Lebensbedingungen für ihn vorhanden sind, nämlich eine, wenn auch sehr mäßige, so doch größere Bodenfeuchtigkeit als diejenigen Orte bieten, die der Massenvermehrung des Waldmaikäfers besonders günstig sind. In solchem Boden ist wahrscheinlich der Pilz die Hauptursache der Larvenverminderung.

Wie für den Waldmaikäfer, so ist es auch für den Feldmaikäfer zweifellos, daß durch menschliches Eingreifen eine Verminderung möglich ist. Da dieser Käfer infolge des Vorkommens seiner Engerlinge im mittleren und leichteren Ackerboden in erster Linie den Landwirt schädigt, so wird es seine Sache sein, durch Einsammeln eine Vernichtung des Schädlings herbeizuführen. Jeden Gutsbesitzer aber in gleicher Weise dazu anzuhalten, dürfte schwierig sein, und so schlägt denn Feddersen vor, daß dies der Staat in die Hand nehmen und auch die damit verbundenen Kosten tragen solle, ein Vorschlag, der vorläufig wohl noch wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Dem freien Willen des einzelnen sollte es überlassen bleiben, von den übrigen bekannten Gegenmitteln entsprechenden Gebrauch zu machen. Dringend zu empfehlen ist dem Landwirt, sich genau zu merken, welche Schläge zur Flugzeit nicht benarbt waren, also wahrscheinlich vom Maikäfer belegt sind. Besser ist es noch, wenn er zur Zeit der Eierablage die gefährdeten Schläge abends begeht, um festzustellen, in welcher Menge die Weibchen dort einfallen und in welcher Tiefe die Eier abgelegt werden. Oft können sie durch den Pflug nach oben gebracht und so vernichtet werden.

Interessant ist, daß Sajo ein Vertilgen der Maikäfer nur in den Jahren des massenhaften Fluges empfiehlt. In den Zwischenjahren soll es unterlassen werden, weil die in diesen spärlich erscheinenden Käfer nicht eigentlich als Schädlinge, sondern vielmehr als nützlich zu betrachten sind. Dieser paradox klingende Satz, so schreibt der vorgenannte Forscher im „Prometheus“, wird mit der zuerst von Forstmeister Kienitz 1892 ausgesprochenen Meinung begründet, nach der das regelmäßige Eintreten der „Maikäferjahre“ aus dem Kannibalismus der Maikäferengerlinge gegeneinander abzuleiten ist. Und in der That können wir uns diese merkwürdige pünktliche periodische Erscheinung auf keine andre Weise erklären. Denn wenn die Sache nicht so stünde, so wäre es schwer verständlich, warum sich die in den Zwischenjahren in geringerer Menge auftretenden Maikäfer nicht normal vermehren könnten, wie es andre Arten dieser Familie thun. Es ist vollkommen sicher, daß die größeren Larven der Maikäfer, wenn sie im Boden kleineren begegnen, diese angreifen und auffressen. Die Engerlinge, die aus dem Hauptschwarme entstehen, machen also die Vermehrung der in den folgenden Zwischenjahren erscheinenden Käfer unmöglich. Da nun vorderhand bloß die Brut der Hauptschwärme gefährlich ist, so sollten alle Tiere geschont werden, die ihr ans Leben gehen, somit also auch die in den Zwischenjahren in harmloser Minderzahl auftretenden Maikäfer, deren Larven den jüngeren Larven der nachfolgenden Hauptmasse jedenfalls nachstellen. Natürlich ist das nur bis zu dem Zeitpunkte gültig, wo die Hauptschwärme infolge menschlichen Eingreifens auf ein gewünschtes Minimum reduziert sein werden. Später wären auch die Käfer der Zwischenjahre nicht mehr zu schonen, denn es könnte sich sonst ereignen, daß sich die Generation eines solchen zu einem Hauptschwarm vermehren würde.

Jedenfalls ist man sich darüber völlig einig, daß als bestes Bekämpfungsmittel der Maikäfer das Einsammeln nicht dringend genug empfohlen werden kann. Im übrigen dürften unsre Darlegungen wohl zur Genüge gezeigt haben, daß auch im Leben dieses für so bekannt gehaltenen Käfers noch manche Punkte der Aufklärung bedürfen. Hoffentlich wird es in nicht allzu ferner Zeit gelingen, vor allem über die durch Feddersen angeregten Fragen ins reine und so zu einer möglichst genauen Vorhersage der Maikäferflugjahre zu kommen, infolge deren dann rechtzeitig ein energischer Vernichtungskrieg gegen die Schädlinge ins Werk gesetzt werden kann, zum Segen unsrer Land- und Forstwirtschaft.

Dr. C. M.



Das Grabmal Arnold Böcklins auf dem Friedhof der Fremden bei Florenz. Entworfen von Carlo Böcklin.

(Text Seite 674.)

Litteratur.

„Bilder aus Grillparzer“ betitelt Friedrich Schiller eine Schrift, der zwei Vorträge zu Grunde liegen, die er unlängst im Wiener Buchhandlungsgehilfenverein „Buchfink“ gehalten hat (Wien, J. Eisenstein & Comp.). Gestützt auf zuverlässige Quellen, giebt der Verfasser sehr anziehende Mosaikbilder aus dem Leben und Schaffen des Dichters und schildert besonders eingehend die Anfänge seiner litterarischen Thätigkeit. Auch das Verhältnis Grillparzers zu den Frauen, seine Stellungnahme zu sozialen und künstlerischen Fragen werden lichtvoll dargelegt. Ein ergötzliches Kapitel ist dasjenige, das sich mit der Zensur jener Tage beschäftigt, die auch Oesterreichs größten Dichter nicht unbehelligt ließ. Die vom Autor angeführten Fälle möchte man nicht für möglich halten, wenn sie nicht verbürgt wären. Interessant ist auch der Hinweis auf die Kritik, die den Werken Grillparzers keineswegs immer jene unumwundene Anerkennung spendete, die ihnen heute gezollt wird. So enthält die Schrift manchen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis des Dichters und seiner Werke, insbesondere der Würdigung, die er bei seinen Zeitgenossen fand. Der Ertrag des Büchleins fließt den Wohlthätigkeitskassen des obengenannten Vereins zu.

— Einen Roman aus der vornehmen und zugleich der Kunstwelt bietet Gabriele von Lieres und Wilkau, unsre geschätzte Mitarbeiterin, mit ihrem Buche „Die Muse“ (Berlin, G. Grote). Der Held ist ein Maler, der, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, durch die Hilfe von Gönnern die Möglichkeit erhält, die Akademie zu besuchen. Sein Talent zeitigt zunächst nichts Besonderes, bis jene Frau in seinen Gesichtskreis tritt, deren Schönheit nicht nur sein Künstlerauge bestrickt, sondern auch sein Herz entflammt, die seine Muse wird und die Veranlassung giebt, daß er über Nacht ein berühmter Mann wird. Freilich ist dieser Ruhm teuer erkauft, denn die Treulose wendet sich bald von ihm ab, aber gerade im Schmerz über den Verlust erhält er die Inspiration zu bedeutenden Schöpfungen. Neben der spannenden Fabel fesselt die Leser besonders die Schilderung des Weltkurortes Wiesbaden, dessen buntes Treiben lebendig vor Augen gerückt wird.

— Seinen illustrierten Ausgaben von Werken hervorragender deutscher Erzähler hat der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart zwei neue Bände angeschlossen. Paul Heyse, der seit längerer Zeit einen Teil des Jahres an dem herrlichen Gestade des Gardasees zu hausen pflegt, hat dieses zum Hauptschauplatz seiner anmutigen Novelle „San Vigilio“ erwählt. Hier vollzieht sich unter dem Zureden der Verwandten und guten Freunde das Verlöbnis zweier junger Leutchen, die nicht recht zu einander passen, aber der „Vernunft“ gehorchen zu müssen glauben; hier erfolgt, nachdem die Heldin erkannt, daß nur ein Mißverständnis sie dem wirklich Geliebten entfremdet hat, die Entlobung, und hier findet endlich auch ihre Verlobung mit dem Bräutigam ihres Herzens statt. Das Geschichtchen scheint sich eine Weile lang tragisch zuspitzen zu sollen, aber glücklicherweise ist der entthronte Freier ein guter Kerl, der die Sache auf die leichte Achsel nimmt, und so ertönen dann am Schluß in der deutschen Heimat fröhlich die Hochzeitsglocken. Fritz Reiß begleitet die neckische Erzählung mit flotten Bildern, von denen einige die Pracht des Südens im Schmucke der Farbe zeigen. — Tragisch läßt sich, schon allein nach dem Titel, die Novelle „Die Todbringerin“ von Hanns von Zobeltitz an, aber da es um die Hauptfiguren, zwei Prachtmenschen lauteren Gemütes und edlen Charakters, doch schade wäre, so weiß der Autor nach mancherlei Beängstigung des Lesers doch einen frohen Ausgang herbeizuführen. Nach mehreren traurigen Erfahrungen ist die Heldin zu dem Irrglauben gelangt, daß sie denen, denen sich ihr Herz zuneigt, Verderben bringt, und deshalb verschließt sie sich einer heiß aufquellenden Liebe. So müßten zwei, die füreinander bestimmt scheinen, auseinandergehen und fürs Leben unglücklich werden, aber das Schicksal hat es doch anders bestimmt, und von ihrem Wahn geheilt, wird die Heldin eine glückliche Frau. Die Bilder von F. von Reznicek stehen mit der Erzählung in harmonischem Einklang.

— Wer nicht weiß, daß Max Grad das Pseudonym einer schreibenden Frau ist, dürfte hinter diesem Autor kaum eine Dame vermuten, denn männliche Kraft drückt sich in ihrer Darstellungsart aus. So ist es in dem umfangreichen Roman „Die „Overbecksmädchen“, den wir vor kurzem besprachen, und so verhält es sich mit der Novellensammlung „Wenn Früchte reifen“ (Berlin, Fontane & Comp.). Der ersten der achtzehn Erzählungen und Skizzen entlehnt, ist der Titel sinnig gewählt, denn er hat im Grunde eine tiefe, heimliche Beziehung zu jeder Arbeit, die der Band enthält. Dennoch sind die einzelnen Geschichten mannigfaltiger Art. Viele Saiten hat die Dichterin auf ihrer Leier: sie entlockt ihr bald die kräftigsten, bald zart-innige Töne; stärkste Tragik steht neben einfachen, aber gemütstief aufgefaßten Ereignissen, herbe Bitterkeit neben tiefem, stillem Schmerz, jauchzende Lust neben idealem Entsagen. Die Dichterin hat offene Augen und Ohren für das Leben, und was sie erspäht und erlauscht, giebt sie mit großer Gestaltungskraft wieder.



Phot. W. Höffert Nachf., Düsseldorf.

Prinz Georg von Preussen †.

Notizblätter.

Bildende Kunst.

Die Regierung des Königreichs Sachsen hat in den Etat außer den bisher üblichen 60000 Mark für Monumentalwerke der Plastik und Malerei noch 20000 Mark zur Bildung eines weiteren Fonds für Ankauf von Bildhauerarbeiten eingestellt. Wie das Beispiel Frankreichs und Belgiens lehre, sei die anregende Pflege der Kabinetts- und Kleinplastik für das Aufblühen der Bildhauerkunst von höchster Wichtigkeit. Der Staat müsse aber vorangehen, denn das Publikum sei nicht daran gewöhnt, Werke der Plastik zu kaufen. Für die 20000 Mark sollen zur Ueberweisung an öffentliche Gebäude und Sammlungen geeignete Bildhauerwerke vorzugsweise kleineren Umfangs, wie Büsten, Statuetten, Reliefs, Plaquetten, Denkmünzen, künstlerisch ausgestattete Gebrauchsgegenstände u. dgl., nicht nur in Marmor, Bronze und Edelmetallen, sondern auch in Eisen, Elfenbein und Holz, gebranntem und glasiertem Thon, Porzellan und Wachs bestellt werden. Die Absicht ist dabei, nicht nur den Künstlern wieder Gelegenheit zur Arbeit in diesen im Auslande längst wieder zu Ehren gekommenen, bei uns aber vernachlässigten Gebieten und Stoffen zu geben, sondern auch den Geschmack und die Kauflust weiterer Kreise in dieser Richtung anzuregen und zu leiten, sowie endlich unsre Bildhauerei auf diesem Gebiete mit der Zeit so konkurrenz- und exportfähig zu machen, wie es zurzeit die Kunst Frankreichs, Englands, Amerikas, sogar Dänemarks zum Schaden der unsrigen ist.

— Die Fresken von Boscoreale, deren Entdeckung seinerzeit so großes Aufsehen hervorrief — wir brachten einen Teil davon zur Abbildung —, sind von der italienischen Regierung für den Verkauf ins Ausland freigegeben worden. Der Ankauf durch den Staat scheiterte an der allzu hohen Forderung des Besitzers De Prisco; dieser schenkte nun der Regierung fünf der schönsten Gemälde und bedingte sich für die übrigen die Ermäßigung des Ausfuhrzolles auf 15000 Franken aus, was ihm zugebilligt wurde. Die fünf an den Staat abgetretenen Fresken sind in das Museum zu Neapel übergeführt worden.

— Während die Ueberreste der antiken Kultur in Griechenland sich einer befriedigenden Pflege erfreuen, liegen die Denkmäler des Mittelalters, die byzantinischen Kirchen und Klöster, die Burgen und Festungsanlagen der französischen und venetianischen Herren recht verwahrlost da. Monferrato, der neue griechische Unterrichtsminister, hat nun dem Generalephorat der Altertümer Anweisung gegeben, seine Aufmerksamkeit auch den mittelalterlichen Bauresten zuzuwenden, und dabei besonders auf Schloß Klemutzi am kyllenischen Vorgebirge hingewiesen. Das herrliche Schloß beherrscht mit seinem mächtigen Bau den Eingang eines Golfes, in dem sich die berühmte Schlacht von Lepanto abgespielt hat.

— Das berühmte Gemälde „Die heilige Familie“ von Rubens ist für 50000 Dollars von dem Millionär J. H. Smith in New York angekauft worden, der es dem dortigen Metropolitan-Kunstmuseum zum Geschenk gemacht hat.

Heer und Flotte.

In Bremerhaven lief das zweite Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd, „Herzogin Cecilie“, vom Stapel, eine viermastige Bark von 4400 Registertonnen. Seinen Namen trägt das Schiff nach der jüngeren Schwester des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. Das Schulschiff wird in der zweiten Hälfte des Juni in Dienst gestellt und tritt sodann die Reise nach der Westküste Amerikas an.

Feste, Vereine und Versammlungen.

Eine deutsche bibliographische Gesellschaft, der bereits 200 Mitglieder beigetreten sind, hat sich in Berlin gebildet. Sie bezweckt „den einheitlichen Zusammenschluß der die Litteraturgeschichte und ihre Grenzgebiete betreffenden bibliographischen Arbeiten, soweit sich diese auf periodische Erscheinungen und Sammelwerke erstrecken.“

— Der dritte deutsche Automobiltag wird vom 25. bis 28. Juli in Eisenach abgehalten. Vorher (23./24. Juli) findet die Konkurrenzfahrt der Motor-Lastwagen Leipzig-Eisenach statt.

— Die internationale kriminalistische Vereinigung hält ihre nächste Tagung vom 2. bis 5. Juli in Dresden. Dem Wunsche des deutschen Reichsmarineamts entsprechend, gelangt auch die Organisation der Strafrechtspflege in den Schutzgebieten zur Beratung.

— Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich hat eine für den Zusammenschluß der Deutschen in New York sehr erfreuliche Folge gehabt. In gemeinsamer Beratung beschlossen alle jene deutschen Vereine, die sich zu dem Fackelzug zu Ehren des Prinzen vereinigt hatten, die Gründung eines dauernden Verbandes, der den Namen Vereinigte deutsche Gesellschaften der Stadt New York führen soll.

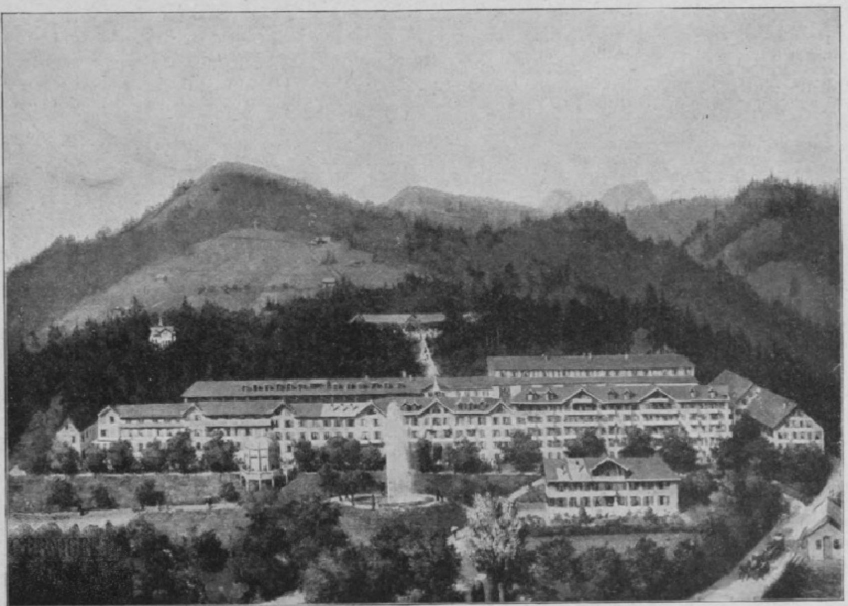
— Höchst vergnügte Tage stehen der Stadt Genf bevor. Vom 7. bis 15. Juni findet das kantonale Schützenfest statt, zu dem Preise in Gesamthöhe von 200000 Franken gestiftet sind. Vom 30. Juni bis 5. Juli werden, wie alljährlich, die Kinderfeste veranstaltet, bei denen die ganze Genfer Jugend bewirtet und mit Lustbarkeiten unterhalten wird. Am 15. August veranstaltet die „Weltliga der Touringsklubs“ ihren Kongreß in Genf. In dieselbe Zeit fällt auch der „Clou“ der diesjährigen Saison, das „internationale Musikpreisspiel“, das vom 15. bis 18. August dauert und an dem 12000 Musiker teilnehmen sollen. Nicht ausschließlich ein Genfer Fest, aber doch ein solches für alle Orte am Genfer See ist das „Narzissenfest“ in Montreux, das am 24. und 25. Mai stattfindet und bei dem ein neues allegorisches Spiel „Amors Schloß“ zur Aufführung gelangt.

— Ein großes Schützenfest, an dem auch nicht französische Schützen sich beteiligen können, findet vom 12. bis 28. Juli in Rouen statt. Es sind Preise im Gesamtbetrage von 110000 Franken ausgesetzt.

Stiftungen.

Das Vermögen der Nobel-Stiftung betrug Ende 1901 nahe an 28 Millionen schwedische Kronen. Für die diesjährige Verteilung der fünf Nobel-Preise stehen 955646 Kronen zur Verfügung. Da ein Viertel den preisverteilenden Körperschaften zur Bestreitung der Kosten ihrer Verwaltung zufällt, bleiben für die Preisverteilung dieses Jahres 709234 Kronen übrig, so daß jeder der fünf Preise diesmal aus 141847 Kronen oder ungefähr 159580 Mark besteht. Bei der vorjährigen ersten Preisverteilung betrugen die Preise je 150782 Kronen, also je 9000 Kronen mehr als diesmal. Der hauptsächlichste Grund dazu liegt in den Abschreibungen zum Baufonds, denn die Nobel-Stiftung will sich ein eignes Gebäude beschaffen, das u. a. einen Festsaal für die alljährlich stattfindende Preisverteilung erhalten soll.

— Die Deutsche Schiller-Stiftung hat im verflossenen Jahre für Pensionen und sonstige Bewilligungen 50420 Mark ausgegeben. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 17020 Mark, auf vorübergehende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen 28900 Mark, einmalige Bewilligungen 3700 Mark. Hierzu kommen die Leistungen der Zweigstiftungen im Gesamtbetrag von 8735 Mark und 8138,25 Kronen ö. W., so daß sich als Gesamtleistung der Deutschen Schiller-Stiftung im Jahre 1901 eine Totalsumme von 66085 Mark ergiebt.



Das Gurnigelbad im Kanton Bern vor dem Brande.

Alpines.

Das Kurhotel und Bad Gurnigel oberhalb Riggisberg im Kanton Bern ist in der Nacht zum 1. Mai ein Opfer der Flammen geworden. 1155 Meter über dem Meere gelegen und durch heilkräftige Schwefelquellen ausgezeichnet, war das Bad eine Musteranstalt ersten Ranges. Schon in Jeremias Gotthelfs „Uli der Knecht“ wird Gurnigel, ehemals der Familie Hauser gehörig, alsdann im Besitz einer Aktiengesellschaft, erwähnt. Der auf einer Terrasse belegene Hauptbau war 150 Meter lang und umfaßte 200 Fremdenzimmer, ferner die Bäder, Bureaux, das Café, die Billardsäle, die Konversations- und Musiksäle. Die Dependenzen mit den Küchen, den Speisesälen, der Bäckerei, der Beleuchtungsanlage, Dampfwäscherei, Schlächterei, Schmiede, den Glasgalerien u. s. w. bildeten ein kleines Dorf. Das ganze Etablissement zählte 560 Betten. Der Schaden dürfte den Wert einer Million übersteigen.



Phot. A. Krenn, Zürich.

Das Gurnigelbad nach dem Brande vom 1. Mai.

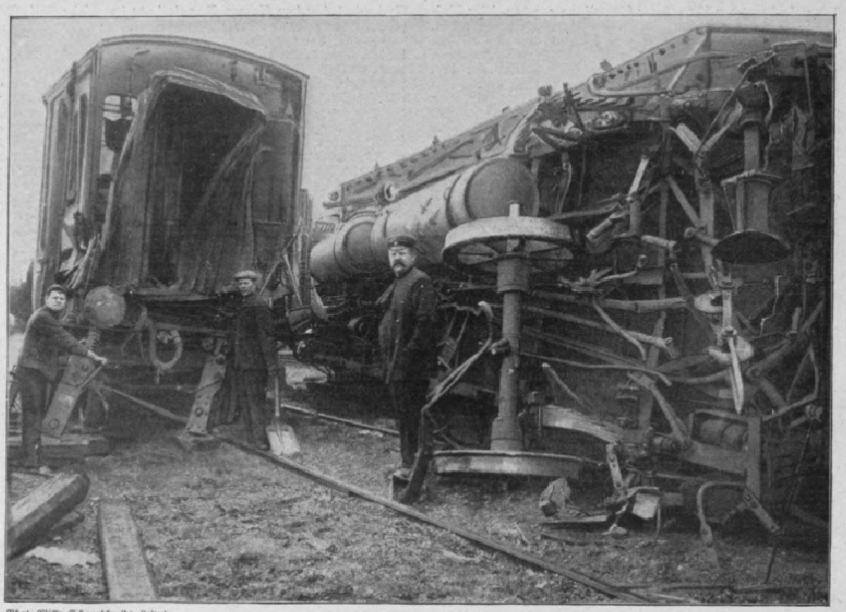
Museen.

Eine Schmetterlingsammlung von 200000 Exemplaren hat Lord Walsingham dem South Kensington-Museum in London vermacht. Die reichhaltige Sammlung, die kostbare Seltenheiten enthält, zusammenzubringen, waren mehr als dreißig Jahre erforderlich.

Unterrichtswesen.

Eine staatliche Frauengewerbeschule wird voraussichtlich in nächster Zeit in Potsdam errichtet werden. Die dortigen Stadtverordneten beschlossen, der Regierung ein Grundstück kostenlos zur Verfügung zu stellen. Die Schule soll zur Ausbildung von Lehrerinnen für Haushaltungs- und Handelsunterricht dienen.

— Die Gesamtzahl der Studierenden an den österreichischen Universitäten im abgelaufenen Wintersemester betrug



Phot. Willy Schaarschmidt, Leipzig.

Das Eisenbahnunglück bei Zschortau am 5. Mai.

18323, darunter 623 Frauen. Auf die theologischen Fakultäten treffen 1024, auf die rechts- und staatswissenschaftlichen 9410, auf die medizinischen 3299 und auf die philosophischen 4590 Hörer. Wien zählte 7003, Prag (tschechisch) 3342, Krakau 1741, Graz 1703, Lemberg 1637, Prag (deutsch) 1366, Innsbruck 989 und Czernowitz 542 Studierende. Bemerkenswert ist das Hinaufschnellen der Frequenzziffer an der Prager tschechischen Universität.

Unfälle.

Ein schwerer Eisenbahnunfall ereignete sich in der Frühe des 5. Mai bei der Station Zschortau der Linie Bitterfeld-Leipzig. Infolge Bruchs einer Tenderachse geriet der D-Zug München-Berlin, der kurz vor vier Uhr Leipzig verlassen hatte, zum Teil aus den Schienen, die Maschine mit Tender und Packwagen riß sich los und sauste noch etwa 600 Meter die Bahn entlang, bis sie auf den Schienen zum Stehen kam, während der erste Personenwagen nach rechts kippte, der zweite, sich vorbeischiebend, nach links umschlug und der Speisewagen sich an beiden vorbei auf das Gleis vorwärts schob und sich zur Seite neigte. Zwei Passagiere wurden getötet, eine Dame und der Reichstagsabgeordnete Johann Friedel, Vertreter des Wahlkreises Bayreuth. Eine große Anzahl andrer Personen wurde mehr oder weniger schwer verletzt.

Ausstellungen.

Auf der am 24. April eröffneten Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe ist die moderne französische Kunst in einer stattlichen Reihe ihrer wichtigsten Meister vertreten. Wir nennen u. a. die Namen Aman-Jean, Bartholomée, Bergès, Besnard, Carolus Duran, Ménard. Auch der norwegische Landschafter Thaulow hat mit den Franzosen ausgestellt. Belgien ist außer durch die moderne Landschaft (Courtens, Heymans, Claus u. s. w.) auch durch die ältere belgische Genre- und Figurenmalerei vertreten. Von den Hauptmeistern der belgischen Plastik stellt Meunier sieben Bronzen aus. Im Gesamtarrangement der Ausstellung ist eine möglichst intime und abwechslungsreiche Ausbildung der Räume erfolgreich angestrebt worden. Durch eine interessante architektonische Gliederung der einzelnen Säle und Kabinette, durch Einfügung architektonischer Einbauten, Nischen mit Brunnen, Cheminés u. dgl. ist große Mannigfaltigkeit geschaffen worden.

Bühne.

Im Schiller-Theater zu Kiel fand das Schauspiel „Frau Lili“ von Hermann Faber freundliche Aufnahme. — Für ein neues Stadttheater in Kiel, das nach den Plänen des Berliner Architekten Seeling zu errichten wäre, beantragt der Theaterbau-Ausschuß bei den Gemeindebehörden die Bewilligung von 1305000 Mark.

— Guten Erfolg erzielte im Stadttheater zu Straßburg die einaktige Oper „Nuredin“ von Johannes Fabian. Der Stoff des Textes ist dem Volksbuch von den „Sieben weisen Meistern“ entlehnt.

— Hofkapellmeister Hermann Zumpe, früher in Stuttgart, seit 1901 der Münchener Hofoper angehörig, ist zum Generalmusikdirektor ernannt worden. — Das satirische Drama „Der liebe Frieden“ von Korfiz Holm erfuhr im Münchener Schauspielhause eine herbe Ablehnung.

— „Die Helden der Feder“, ein Schauspiel von Wolfgang Madjera, das seine Polemik gegen den modernen Journalismus richtet, fand beim Publikum des Wiener Jubiläumstheaters Beifall. Die Kritik urteilt freilich minder günstig. — Im Jubiläumstheater zu Wien erwies sich das Trauerspiel „Die Tochter des Oedipus“, worin Eugen von Jagow den verwegenen Versuch gemacht, die Sophokleischen Oedipusdramen unter Weglassung der Chöre in fünf Akte zusammenzudrängen, als ein arger Fehlschlag.

— Das Schauspiel „Die Maske“ von Henry Bataille fand im Pariser Vaudeville, obwohl die Réjane mit einer Paraderolle bedacht war, nur geringen Anklang. — Ebenso begegnete „Die kleine Freundin“, ein Sittendrama von Brieux, das mit zwiefachem Selbstmord endet, in der Pariser Comédie Française nur einer geteilten Aufnahme.

— Maxim Gorkis Drama „Die Kleinbürger“ erzielte in Petersburg großen Erfolg. Die Kritik rügt zwar, daß es dem Werke an Bühnengeschick fehle, erkennt aber die Lebenswahrheit der Schilderungen an.

Denkmäler.

Auf dem Friedhofe der Fremden bei Florenz hat Arnold Böcklin ein würdiges, in seiner Schlichtheit tief wirkendes Grabmal erhalten. (S. die Abbildung Seite 672.) Eine Platte deckt das ganze Grab. Darüber erhebt sich ein altarartiger Unterbau mit einer mächtigen dorischen Säule. Als Aufschrift trägt er das Horazische Wort: „Non omnis moriar.“ (Nicht ganz werde ich sterben.) Die Inschrift der Grabplatte verkündet nur Namen und Lebensdaten des Meisters. Das ganze Monument, entworfen von dem ältesten Sohne des Meisters, Carlo Böcklin, ist aus Travertin aufgebaut. Der feierliche Eindruck wird durch den Hintergrund einer Cypressenallee nicht wenig erhöht.

— Auf dem Ehrengrabe, das die Stadt Wien dem Komponisten Karl Millöcker gewidmet hat, wurde am 29. April das Denkmal des Verewigten feierlich enthüllt. Es ist ein Werk des Wiener Bildhauers J. Tuch. Das in den Obelisken eingelassene Reliefporträt giebt lebenswahr die Züge Millöckers wieder. Auf dem Sockel ruht die Muse der Tonkunst, zu dem von Genien umschwebten Bildnis emporblickend.

— Der Bildhauer Gustav Jungs in New York hat ein Verbrüderungs-Denkmal der Columbia und Germania entworfen, das in zwei Exemplaren angefertigt werden soll, von denen eines in Washington, das andre in Berlin aufzustellen wäre. Die Kosten für das Washingtoner Monument sind angeblich schon gedeckt, dagegen hätte für das Berliner Denkmal Deutschland den Betrag von 350 000 Dollars selbst aufzubringen. Ob es geschieht, ist freilich sehr fraglich, denn bei uns hätte man für eine so große Summe nützlichere Verwendung.

Ausgrabungen.

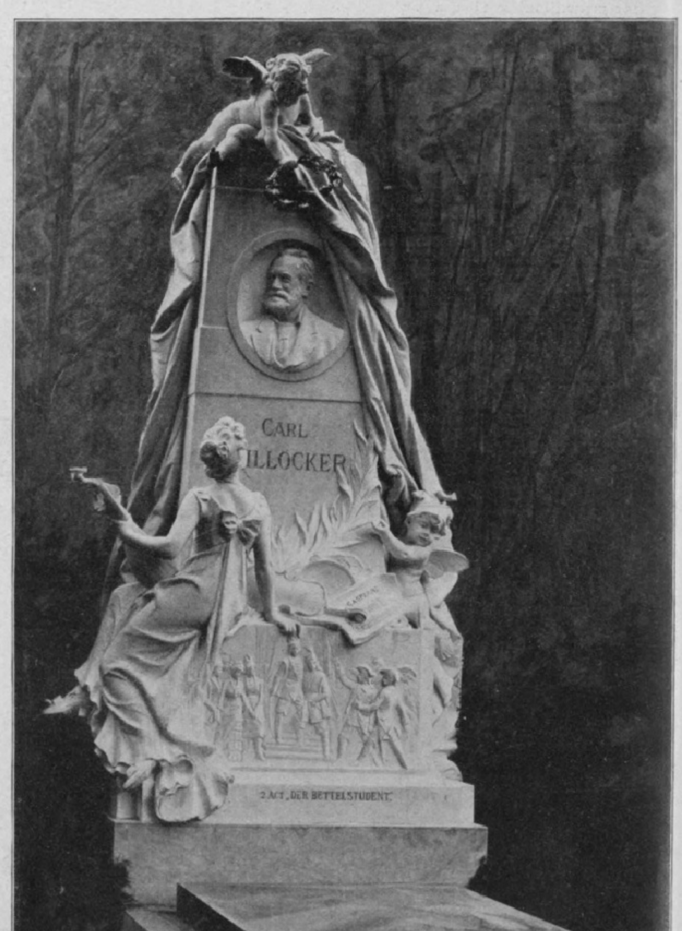
Eine dänische Expedition unter Leitung des Archäologen Dr. Blinkenberg wird von Kopenhagen nach der Insel Rhodos abgehen, um daselbst archäologische Untersuchungen vorzunehmen. Nach langen Verhandlungen ist es gelungen, vom Sultan Erlaubnis zu den Ausgrabungen zu erhalten. Diese sollen zunächst in der kleinen, an der nordöstlichen Küste der Insel gelegenen Stadt Lindos, die an Ruinen und alten Bauwerken sehr reich ist, vor sich gehen.

Totenschau.

In Berlin verschied am 2. Mai Prinz Georg von Preußen, der Senior des Königshauses Hohenzollern, als Dichter unter dem Namen G. Conrad geschätzt. Er war am 12. Februar 1826 als Sohn des Prinzen Friedrich, der als kommandierender General in Düsseldorf residierte, geboren; seine Mutter war die Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg. Seine Kindheit verlebte Prinz Georg am Rhein; mit zehn Jahren trat er nach der Sitte des preußischen Königshauses in die Armee ein, rückte in der üblichen Art auf, wurde 1861 Chef des 1. pommerschen Ulanenregiments und 1866 General der Kavallerie. Militärisch ist er jedoch nicht hervorgetreten, vielmehr wandte er sein ganzes Interesse den schönen Künsten und Wissenschaften zu, mit deren hervorragenden Vertretern er eine rege Verbindung unterhielt. Er hatte an der Universität Bonn studiert und große Reisen unternommen, deren Eindrücke er zum Teil in seinen Schriften niederlegte. An die Oeffentlichkeit trat er mit dem Drama „Phädra“, das zunächst im Hoftheater in Schwerin zur Aufführung kam und später auch in Berlin günstige Aufnahme fand. Es folgte weiter eine stattliche Reihe von Dramen, deren Stoffe zumeist der Geschichte entlehnt sind. Keines von ihnen gestaltete sich zu einem Zug- und Kassenstück, aber sie ernteten doch alle, soweit sie auf die Bühne gelangten, ehrende Anerkennung. Die meisten dieser Werke kamen in dem inzwischen abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Berliner Nationaltheater zur Darstellung, dem der Prinz sich als hochsinniger Gönner erwies. Solange er noch nicht die Beschwerden des Alters empfand, sammelte sich in seinem Palais in der Wilhelmstraße ein auserlesener Kreis von Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern. Wie es heißt, hat der Prinz Memoiren hinterlassen, in denen sich gewiß interessante Beiträge zur Kunst- und Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts befinden.

*

Sanitätsrat Dr. Florian Beely, verdient um die Entwicklung der orthopädischen Chirurgie, 56 J., † 30. April, Berlin. — Direktor Otto Albrecht, Betriebsleiter der mecklenburgischen Eisenbahnen, † 30. April, Schwerin. — Xavier de Montépin, Verf. zahlreicher Romane, 78 J., † 1. Mai, Paris. — Graf Stefan Szapary, vormals Obergespan des Budapester Komitates, 73 J., Budapest. — Prof. Dr. Friedrich Goltz, Physiologe, 68 J., † 4. Mai, Straßburg. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Moritz Ferdinand Trautmann, bed. Ohrenarzt, 69 J., † 4. Mai, Berlin. — Francis Bret Harte, berühmter amerikanischer Dichter, 63 J., † 5. Mai, Camberley bei London.



Phot. Herm. Heydenhauß, Wien.

Das Millöcker-Denkmal in Wien. Ausgeführt von J. Tuch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

Nº 34.











Ampezzanerin.
Junge Mädchen aus Ampezzo.

Mädchen aus San Vito-Cadore.

Alte Trachten aus Cadore.
Alte und neue Tracht aus Cadore.

Trachten aus Ampezzo und Cadore. (Text S. 676.)

Nach phot. Aufnahmen von Emil Terschak in Cortina, Südtirol.

Trachten aus Ampezzo und Cadore.

(Zu den Bildern Seite 675.)

Tausende von Menschen wandern im Sommer den herrlichen Lago Misurina entlang und über Tre Croci nach Ampezzo. Wer von Schluderbach nach dort heraufkommt, hält wohl kurze Rast zu Füßen des Monte Cristallo. Alsdann geht es die gute Straße hinab gegen Cortina weiter, und trunken schaut das Auge all die prächtigen Landschaftsbilder. Bald erblickt man durch eine Waldlichtung in der Tiefe Cortina, gleich einer Perle in smaragdgrüner Fassung, schmuck und sauber wie eine jugendfrische Ampezzanerin. Wir gehen bei den ersten Häusern vorüber, einige Kinder spielen am Brunnen und rufen uns ein fröhliches „Buona sera!" zu; braune, frische Jungen und Mädels sind's, die Gesundheit lacht aus den Kindergesichtern. Beim nächsten Haus sitzt eine junge Ampezzanerin in der kleidsamen, reinlichen Tracht des Thales, wie sie jetzt allgemein getragen wird. Ganz nahe bei Cortina, bei einem der letzten Häuser hockt ein Mädel auf dem Gartenzaun, die andre lehnt den Kopf an die Schulter der Freundin; der Schalk blitzt beiden aus den Glutaugen, und in lustiger Wechselrede gehen wir vorüber; lange klingt uns noch silbernes Lachen nach. Ja, lustige, freundliche Menschen sind die Ampezzaner, immer aufgelegt zum fleißigen Arbeiten, aber auch zu Gesang, Tanz und harmloser Fröhlichkeit. Am nächsten Morgen fahren wir mit der Post in zwei Stunden nach Borca (in Cadore-Italien), um bei Perrini Asti zu trinken, jenen herrlichen Trank, der schon so manchem Deutschen eine schwere Niederlage bereitet hat, aber prächtig ist der Wein dennoch. Alles ist anders dort unten, die Menschen, die Landschaft, die Häuser und sogar die Pferde, es trägt eben alles einen speziellen „Cadoriner" Charakter, und darüber lacht dem Maler das Herz im Leibe. Gleich in San Vito, dem ersten italienischen Dorf, sehen wir eine junge Cadoriner Arbeiterin; lachend grüßt sie uns, und zwischen den roten Lippen glänzen tadellose weiße Zähnchen hervor. Jede Bewegung ist Grazie, und doch Natur — und die herrlichen Farben in den alten, schmutzigen Kleidern! Ein Königreich für eine Palette und Leinwand! Auch die besseren modernen Trachten der Cadorinerinnen sehen wir, und bei besonderen Gelegenheiten sogar das alte, leider nur noch selten getragene Kostüm mit Hut oder dem reizvollen, nur auf den Kopf gelegten buntfarbigen Tuch. Und wir sitzen wieder bei Perrini in Borca; vor uns schäumenden Asti, und um uns ist alles lustig, singt und lacht, und süß schmeichelnd klingen die Mandolinen. Darüber der italienische dunkelblaue Himmel, und im purpurnen Lichte der sinkenden Sonne flammen die Berge ringsum auf. Der Asti thut seine Schuldigkeit, und einer von uns hebt sein Glas und ruft begeistert: „Evviva den reizenden, fröhlichen Mägdelein von Ampezzo und Cadore!"

Briefmappe.

G. Th. in L. Aus Anlaß des gefühlvollen Gedichtes „Der schöne junge Mann" in Nr. 32 fragen Sie an, was in der ersten Strophe der Ausdruck „Rhinoplastik" zu bedeuten habe. Ja, so sind diese modernen Dichter, sie geben zu raten auf! Nun, unter Rhinoplastik versteht man die ärztliche Kunst, für die fehlende oder verkrüppelte Nase durch Anleihen bei den benachbarten Gesichtsteilen Ersatz zu schaffen. Die heutige Wissenschaft leistet darin Wunder, aber besser als künstlicher Ersatz ist natürlich die angeborene Nase, selbst wenn sie von Natur nicht eben klassisch geformt sein sollte. Auch empfiehlt es sich nicht, eine selbstgewachsene Nase, die einem nicht behagt, abzuschneiden und durch Rhinoplastik zu ersetzen, denn man kann nicht im voraus wissen, wie das Kunstprodukt ausfällt.

B. B. IV., Wien. Wir bedauern, nicht verwendbar.

Frau H. H.-Tsch. in K. Schönsten Gegengruß auch an dieser Stelle. Hoffentlich ist bei Ihnen der Frühling fröhlicher dahergekommen als hier zu Lande.

H. v. G. in L. Das Wort „Vogt" ist allerdings nicht deutschen Ursprungs, sondern aus dem spätlateinischen vocatus (abgekürzt aus advocatus, d. h. Verweser, Aufseher) abgeleitet. Aber das Wort ist seit Jahrhunderten in die deutsche Sprache übergegangen und erst in neuerer Zeit aus der Mode gekommen. Wir können es nur billigen, wenn das einst viel gebrauchte Wort wieder eingeführt wird, wie dies jüngst die Regierung in Wiesbaden gethan hat, indem sie den schrecklichen Titel „Kellerkontrolleur" in „Kellervogt" umwandelte. Unter allen Umständen klingt es besser, wenngleich es, wie gesagt, nicht urdeutsch ist. Wir sind sonst Freunde der Sprachreinigung, aber allzu weit darf man darin nicht gehen, sonst gelangt man zu Geschmacklosigkeiten, wie sie manche Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts verschuldeten, die beispielsweise das Wort „Fenster" (fenestra) durch „Tageleuchter" ersetzen wollten.

Th. L. in G. Ein Heine-Denkmal giebt es in Berlin nicht, wohl aber soll an dem Hause, in dem der Dichter 1823 gewohnt hat (Taubenstraße 32), sein Reliefporträt in Bronze angebracht werden. Mit der Ausführung wurde der Bildhauer Hugo Berwald beauftragt. Eine Gedenktafel befindet sich an dem genannten Hause schon seit mehreren Jahren.

Meta W. in H. Näheres über das Heim katholischer deutscher Lehrerinnen in Paris erfahren Sie auf direkte Anfrage bei Fräulein Agathe Henze, Paris, 45 Rue Vaneau.

E. K. in N. Danebrog ist seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das dänische Reichsbanner: eine rote Fahne mit weißem, perlenbesetzten Kreuz. Nach der Legende ist das Banner zur Zeit König Waldemars II. (1202—1241) vom Himmel gefallen und hat dem König in einer Schlacht gegen die Esthen zum Siege verholfen. Daraufhin wurde von dem genannten König der Danebrogorden gestiftet.

F. Z. in N. Die Gartenbauschule für Frauen befindet sich in Marienfelde bei Berlin. Mögen Sie sich direkt an die Vorsteherin, Fräulein Dr. Elvira Castner, wenden.

Stammtisch in K. Sunda-Inseln nennt man den ostindischen Archipel, der aus den vier großen Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes und 39 kleineren Eilanden besteht. Ein Scherzgedicht, nach dem man sich die Namen aller einprägen könnte, ist uns nicht bekannt, wohl aber erinnern wir uns aus der Studentenzeit — „lang, lang ist's her" — eines Kantus, der nach der Weise des damals gerade aufgetauchten Arditischen Kußwalzers (Il bacio) gesungen wurde. Der sinnige Text lautete:

> Sumatra wie auch Java, Borneo, Celebes,
> Das sind die großen, ja die großen Sunda-Inseln.
> Aber die kleinen, ja die kleinen,
> Die kenn' ich nicht, nein, die kenn' ich nicht.

Versuchen Sie es, diesen schönen Text unter gebührender Wiederholung der Wörter nach der Weise des Kußwalzers zu singen, so werden Sie, je nach der Stimmung Ihrer Zuhörer, großen Erfolg ernten oder zu herber Strafe verurteilt werden.

L. v. R. in A. Das einzige Sportspiel, das in Deutschland ein eignes Jahrbuch besitzt, ist Lawn Tennis, und zwar erscheint dieses „Deutsche Lawn Tennis-Jahrbuch", herausgegeben vom Freiherrn R. von Fichard, bereits im achten Jahrgange (Baden-Baden, E. Sommermeyer). Es unterrichtet über alle wichtigen Vorgänge auf dem Gebiete dieses Sports, soweit es Deutschland betrifft.

A. M. in F. Den Maikäfer behandelt ein Artikel in der vorliegenden Nummer. Ausführlicheres über diesen Schädling und seine Vertilgung finden Sie in der Schrift „Maikäfer und Engerlinge" von Dr. E. S. Zürn (Leipzig, H. Seemann Nachfolger, 50 ₰). Derselbe Autor schildert in einer Schrift des gleichen Verlages „Die Hausgans" nach ihrer Naturgeschichte, Zucht und Nutzverwendung (80 ₰).

E. S. R. in G. Sie finden das Entsprechende in der „Anleitung zum Sammeln und Bestimmen der Pflanzen, sowie zur Einrichtung eines Herbariums" von Dr. K. G. Lutz, dem Vorstand des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde (Ravensburg, Otto Maier, 60 ₰).

O. Th. in P. Sie haben recht: die Zeitschrift hat die Unterschriften der Porträts verwechselt. Daß dies gerade in Berlin geschehen konnte, wo Paul Bulß eine stadtbekannte Persönlichkeit war und Franz Nachbaur früher häufig gastiert hatte, ist allerdings befremdlich.

O. M. in P. Schon früher haben wir erwähnt, daß die Internationale Fischereiausstellung zu Wien im September d. J. stattfindet.

M. K. in Wien, G. W. in E., R. v. L. in K. Mit Dank abgelehnt.

Handschriften-Beurteilung.

Louise S. in Gr. bei Berlin. Sie entbehren der inneren und äußeren Selbständigkeit und Festigkeit und haben in Ihrem Wesen noch etwas von dem Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird. Aber Sie streben nach Gleichgewicht und entwickeln dabei eine gewisse Willenskraft. Sie sind innerlich unruhig, erregbar, äußeren Einflüssen leicht zugänglich. Mehr anlehnungsbedürftig, als Sie zugeben wollen. In Ihrem Empfinden mehr fein als tief. Streben nach Reserve und Zurückhaltung.

Mauerblümchen. Sie sind wohl sehr einfach, natürlich und auch bescheiden im Auftreten. Im übrigen aber haben Sie wenig von dem an sich, was man geneigt wäre, hinter Ihrem Pseudonym zu suchen. Z. B. haben Sie nichts Zaghaft-Schüchternes, sondern treten sicher auf, wissen genau, was Sie wollen, und geben nicht so leicht nach. Sie sind widerstandsfähig gegenüber von äußeren Einflüssen, unbeugsam und ausdauernd. Sie haben die Fähigkeit, die Verdienste andrer anzuerkennen, und lassen sich auch gern durch Vornehmheit etwas imponieren.

Elisabeth vom Lande. Karten sind immer ungeeignetes Material und die wenigen vorhandenen Zeilen ungenügend, um ein sicheres Urteil zu ermöglichen. Große Lebhaftigkeit und Beweglichkeit würde man bei Ihnen wohl vergeblich suchen, Sie sind etwas langsam, dafür aber gründlich, gewissenhaft und recht genau. Was man Ihnen überläßt, wird gut ausgeführt und besorgt werden. Es dürfte Ihnen oft schwer werden, sich an eine Arbeit heranzumachen, viel eigne Initiative haben Sie überhaupt nicht, aber ist der erste Schritt gethan, so fassen Sie Mut und führen das Begonnene gut zu Ende. Sie sind nicht in Gefahr, das Herz mit dem Verstand durchbrennen zu sehen. Sie erwärmen sich langsam und schließen sich nur mit Ueberlegung an, sind aber treu in den Gefühlen.

M. C. aus Osnabrück. Es läßt sich mit Ihnen angenehm und leicht leben; denn Sie sind anpassungsfähig, schmiegsam und wissen klug vor- und nachzugeben. Sie knüpfen leicht neue Beziehungen an und sind überhaupt umgänglich. In häuslichen Angelegenheiten wollen Sie dominieren, aber Sie sind nie schroff oder hart.

E. P. aus Osnabrück. Mehr reell und achtbar als „liebenswürdig“. Sehr gemäßigt im Empfinden. Ohne Schwung und Phantasie. Nüchtern, verständig. Resistenzfähig. Etwas reserviert.

A. P. aus Osnabrück. Noch jung und unfertig. Hält sich noch streng an die Schablone und besitzt noch wenig individuelle Eigenart. Läßt sich nicht leicht beeinflussen und hat wenig Anlehnungs- und Liebebedürfnis. Spricht sich nicht leicht aus, ist vielmehr reserviert und bestrebt, dem Verstand die Oberhand zu lassen. Etwas langsam und ungewandt. Oft geniert und in der Bewegung unfrei.

M. P. aus Osnabrück. Ein tüchtiger, reeller Charakter, verständig in der Lebensauffassung, wahrheitsliebend, überzeugungstreu. Stärkerer Empfindung fähig, als der oberflächliche Beobachter annehmen mag; macht eher zu wenig als zu viel aus den Gefühlen und haßt Sentimentalitäten. Sehr bestimmt, doch bescheidenes Wesen.

Bedingungen, unter denen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, wo möglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gramm) extra beigefügt ist. Strengste Diskretion selbstverständlicherweise Ehrensache. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Kr. 3.—. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Kr. 5.50 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Fl. 11.25. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis.

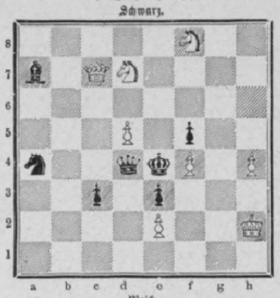
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 22.

Von Gotthard Heinrich in Güstrowerhöfen (Rügen). (Neu).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 19:

W. 1. Se3—c4
S. 1. Sa3×c4
W. 2. Sb7—c5††
S. 2. Ke4—d4, f5
W. 3. Sc5—e6, La8—e4 matt.

A.
S. 1. Ke4—d5
W. 2. Dg3—d3†
S. 2. Kd5—c6, e6
W. 3. Sc4—e5, Sb7—d8 matt.

B.
S. 1. Ke4—d4
W. 2. Dg3—e3†
S. 2. Kd4×c4, —d5
W. 3. Sb7—d6 matt.

C.
S. 1. Ke4—f5
W. 2. Sc4—d6†
S. 2. Kf5—g6, e6
W. 3. Dg3—d3, Sb7—c5 matt.

D.
S. 1. Ld1—f3
W. 2. Dg3—e5†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Sc4—b2 matt.

E. S. 1. e2—e1D, Sh3—f4 W. 2. Sb7—d6†† S. 2. Ke4—d4 (e5) W. 3. Dg3—e3 matt.

Silbenrätsel.

1.

Das Ende bin ich und der Anfang auch,
Bin anfangs da und bleibe bis zu Ende;
Ich bin gewollt, gefürchtet und ersehnt,
Ich mache wett, ich ehre und ich schände.

2. 3.

Ich bin so schön, es zieht dich zu mir hin,
Und bin doch häßlich Ding, voll düsterm Grauen;
Oft bin ich klein und oft entsetzlich groß;
Nicht bin ich Männern fremd, nicht fremd den Frauen.

1. 2. 3.

Wo ein ich kehrt', da bin und bleibe ich,
Und meine Wurzeln schlag' ich bis zum Grunde;
Wer mich erjagte, den verfolge ich, —
Gott geb ihm Gnad' in seiner letzten Stunde!

Buchstabenrätsel.

Er, dem des Rätsels Name beigegeben,
Für den sich wob in goldner Wiege Kissen
Der Traum von einem glanzvoll reichen Leben —
Wie grausam hat er ihm entsagen müssen!

Als Erbe eines stolzen Throns geboren,
Sah er als Jüngling sinken ihn in Trümmer,
Die Krone und die Heimat war verloren
Und eine Wiederkehr gab's für ihn nimmer.

Auf fremder Erde ist sein Blut geflossen,
Nicht für das Vaterland durft' er es wagen;
Und fragt ihr mich, von wem es ward vergossen:
Die Aend'rung seines Hauptes wird's euch sagen.

M. Sch.

Worträtsel.

Oft wird darin sich Schuld, oft Irrtum nur bekennen,
Entschwundnes trauernd hier und dankbar dort es nennen.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 635:

Des Silbenrätsels: Bromberg — Romberg.
Der fünfsilbigen Charade: Krokodilsthränen.
Des Worträtsels: Filet.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (3). Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (8). „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2). Gräfin B. in Ch. „Jagor" in Wien. Frau Ida Kremer in Robschütz (4). ? in Paris (2). „Sarolta" in Szarvas (2). „Maud and Mary" in Boston (5). Dr. B. in Zürich. „His darling" in Cannes (2). „Moselblümchen" in Coblenz. „Stammtisch" in G.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901–1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

VI.

Noch einmal nach jener Nacht in dem Hamburger Hotel kam es zwischen Worms und Süderssen zu einer erregten Scene; in allem späteren Verlauf ihres Nebeneinanderlebens waren solche Scenen nicht mehr möglich.

Es war auf dem Bahnhof zu Lausanne, wo acht Tage später Süderssen mit dem Baseler Schnellzuge vormittags eintraf und von Worms erwartet wurde.

Weshalb der ihn in seiner Depesche gerade nach Lausanne und nicht nach Vevey oder Territet beordert hatte — was viel einfacher gewesen wäre, und wo sie ebenso ungestört das hätten erledigen können, was zu besprechen war —, ließ sich kaum recht sagen. Vielleicht weil Worms das instinktive Gefühl hatte, auf dem neutralen Boden von Lausanne und von Eleanor durch eine Stunde Fahrt getrennt die heikle Angelegenheit besser mit ihm erledigen zu können als in Vevey selbst.

Man hat von dem hoch am Berghange gelegenen Bahnhofe zu Lausanne einen wunderbaren Ueberblick über die Gelände tief unten am See, über die blaue Fläche des Sees selbst und weit hinüber nach dem Rhonethal, das die Dent du Midi in gewaltiger Majestät abschließt. Aber Worms kannte diesen Anblick aus seinem nun bereits sechstägigen Aufenthalte zur Genüge, um darauf noch weiter zu achten, und was Süderssen betrifft, so nahm ihn der andre sogleich nach der Begrüßung in Beschlag, ohne ihm Zeit zu lassen, seine Aufmerksamkeit an Dinge zu verzetteln, die in dieser bedeutungsvollen Stunde ganz gleichgültig waren.

Er schüttelte ihm die Hände: „Lieber Freund, das vergesse ich Ihnen nicht. Es ist eine verteufelte Fahrt von Berlin hier herunter, aber ich wußte, Sie würden kommen, sofort. Ich bin Ihr Schuldner, und Sie wissen, ich bin nicht undankbar. Geben Sie Ihre Tasche, so. Den Gepäckschein.“ Er wandte sich an einen Gepäckträger: „Die Koffer werden sofort weiter expediert nach Territet, Grand Hotel. Der Herr kommt nach. Was? Das geht nicht? Sie müssen das Billet haben? Auch gut. Süderssen, geben Sie Ihr Billet. So. Sie bringen Zettel und Billet drüben in den Wartesaal.“ Dann nahm er Süderssens Arm: „Lieber Junge, ich habe schwere Tage durchgemacht. Ich muß mich aufstützen, auf Ihren Arm, ich bin um Jahre älter geworden. Wie es geht? Eleanor? Danke, besser, Gott sei Dank. Seit ich ihr gestern gesagt habe, daß Sie kämen, und daß ich depeschiert hätte, ist das Mädel wie umgewandelt. Es sind wunderliche Dinger, diese kleinen Mädchen. Kaum flügge geworden, wollen sie schon wie Damen ihre Amouren haben und lassen den Kopf hängen, wenn der Gegenstand ihrer Zuneigung nicht anwesend ist. Sie werden sogar krank davon, es klingt beinahe komisch, aber es ist so. Sie war



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von F. Andreotti.

ernstlich krank, faktisch. So ein Mischmasch von Heimweh und Sehnsucht u. s. w. Gott sei Dank, sie ist wieder im Gange, aber sie hat mir und den alten Damen in Vevey einen höllischen Schrecken eingejagt. Ich habe mir gesagt, bei solchen Kinderkrankheiten ist nichts einfältiger, als den Mädels gegenüber den Halsstarrigen zu spielen. Man giebt ganz einfach nach und sagt: Liebes Kind, wenn du dich nach ihm sehnst, sollst du ihn sehen, basta. Der ganze Spaß kostet ein Retourbillet."

Er lachte mit einem etwas künstlichen Lachen, bei dem er Süderssen prüfend von der Seite ansah; als dieser aber im Gehen starr geradeaus blickte und kein Wort erwiderte, wurde er unsicher: „Sind Sie hungrig, lieber Freund? Sie haben diese kolossale Fahrt hinter sich, kommen Sie her, wir setzen uns ins Freie. Kellner, die Speisekarte! Was wollen Sie trinken, lieber Süderssen? Nichts? Machen Sie keine Geschichten! Bringen Sie die Weinkarte, Kellner! Nun sagen Sie selbst, lieber Süderssen, was ist Ihre Ansicht von der Geschichte? Was sagen Sie dazu? Sollte ich Eleanor sagen: liebes Kind, die Geschichte mit Süderssen ist aus? Sollte ich das? Bei Gott, es wäre eine Grausamkeit gewesen, die ich nie übers Herz gebracht hätte. Ganz abgesehen davon, daß ganz natürlich die verdammte Krankheit damit nicht besser geworden wäre. Im Gegenteil, Eleanor wird, wenn sie Sie sieht, wieder gesund werden, und nach einem Jahr oder so, wenn das Mädel sich hier in der famosen Luft erholt hat und zurückkommt und kein alberner Backfisch mehr ist, sondern ein vernünftiges großes Mädchen, so schenkt man ihr reinen Wein ein. Man soll nichts im Leben überhasten, das war immer mein Prinzip. Soll diese ganze Geschichte übers Knie gebrochen werden, von heute auf morgen — es wäre einfach lächerlich. Sie geben mir recht?" . . .

Er hatte eifrig gesprochen mit einer leisen Nuance von Befangenheit; er sah dabei in die Weinkarte und zündete ein Streichholz für seine Zigarette an, — nun blickte er auf, Süderssen ins Gesicht.

Dann wurde er einen Moment blaß.

„Was denn?"

Und dann, immer unter diesem merkwürdigen Blicke des andern, verlor er die Haltung.

„Wieso denn? Was — was —?"

Langsam ließ Süderssen seinen Blick von ihm fortgleiten, nach rechts hinüber zu den Bergen.

Langsam sagte er: „Sie haben mich hergerufen, um mich Komödie spielen zu lassen mit Eleanor. Wie es möglich ist, daß jemand es wagt, einem andern so etwas anzubieten, weiß ich nicht."

Er sah nach einem Segel, das drüben den See kreuzte, aber vor seinen Augen verschwamm alles, kleine rote Punkte schossen vor ihm hin und her und verdichteten sich zu einem Gewirre, das ihm den Blick nahm.

Es war das Letzte, was man einem Menschen anthun konnte, das Aeußerste. Es gab darauf keine Erwiderung, nicht einmal die Erwiderung einer stummen Verachtung. Wem man dergleichen zu bieten wagt und bieten darf, ist an der Grenze einer Existenzberechtigung angelangt. Nicht nur im konventionellen Sinne des Gentlemans, sondern als Mensch überhaupt, als Mann.

Und während Worms weiter sprach, vielleicht sich entschuldigte, vielleicht sich bemühte, dieselbe Offerte in einer geschickteren Form zu wiederholen, zogen an Süderssen die letzten Jahre vorüber, im Grunde genommen nichts als eine Reihe kleinerer und größerer Demütigungen, die man Monat um Monat und Jahr um Jahr erträgt, bis einem plötzlich die Augen aufgehen und man sieht, daß der Weg aufhört, daß er jäh abbricht und man nur noch eine Wahl hat: ein Ende zu machen oder langsam im Schlamm zu versinken.

Er fühlte Worms' Hand auf seinem Arme, er hörte Worms' Bitten und Zureden und schließlich seinem Schweigen gegenüber ihn in Zorn ausbrechen: „Wie Sie wollen. Ganz wie Sie Lust haben. Zwischen uns beiden ist es aus! Aus!"

Aus. Süderssen erhob sich und ging den Bahnsteig entlang, und als er an das Ende gelangt war und hier keinen Ausweg fand, denselben Weg zurück, ganz mechanisch, ohne hin oder her zu sehen.

Eine Angst überkam Worms. Was hatte er gesagt? Ein Grimm über die unerhörte Empfindlichkeit. Dann wieder die Angst. Was sollte er anfangen, wenn er heute nach Territet kommen und Süderssen nicht mitbringen würde! Er sah den Arzt vor sich, der mit den Achseln zuckte, und sah Eleanor, wie bei der ersten Nachricht von Süderssens Kommen ihre matten Augen aufgeleuchtet hatten.

Dann begann er zu bitten. Sie gingen aus dem Bahnhofe hinaus, Straßen entlang, über eine Brücke, planlos weiter, immer Worms neben Süderssen, immer ängstlicher und angstvoller auf ihn einredend, je weiter sie gingen und je ferner der Bahnhof hinter ihnen zurückblieb.

„Einen einzigen Tag, Süderssen! Nur ein einziges Mal! Nur heute! Ich habe ihr gesagt: Sie kommen. Sie wartet auf uns. Mein Gott, was soll ich Eleanor denn sagen? Was soll ich denn anfangen?"

Sie kamen aus der Stadt hinaus in die Gärten, dann auf die Landstraße, die sich grau und verstaubt endlos vor ihnen dehnte.

Und als Süderssen immer schwieg, immer geradeaus ging, ohne je einen Blick zur Seite auf Worms zu richten, überkam in der Sonnenglut und in der Aussichtslosigkeit seiner Bitten Worms ein grenzenloser Zorn. Er hielt ihn am Arme fest:

„Gehen Sie nicht weiter! Ich habe nicht Lust, weiter zu gehen. Halten Sie mich nicht zum Narren, verstehen Sie!" Seine Worte überstürzten sich, wurden grob, roh, gemein: „Das Geld haben Sie angenommen, ja! Sie haben Eleanor verschachert, für Geld, ganz einfach. Und jetzt setzen Sie sich auf das hohe Pferd, spielen den moralisch Entrüsteten! Das Kind ist todkrank, es handelt sich um weiter nichts, als Eleanor über diese Krisis fortzuhelfen — mit einem Betruge, gut, aber dem bestgemeinten der Welt — und da weigern Sie sich?!"

Er rang nach Atem, er konnte nicht mehr. Er ließ Süderssens Arm los und sah ihn die Straße weitergehen. Er lehnte an einen Baum, ganz schlaff und wie zerbrochen.

Langsam, in einer müden Reihenfolge klangen Worms' Worte in Süderssen nach. Bis er an einer Biegung der Straße Halt machte und stehen blieb.

Ja, ganz recht. Ja, er hatte Eleanor verschachert für Geld. Ganz recht. Alles richtig, wie Worms es gesagt hatte. Wenn man das gethan hat, kann man auch das übrige thun, kann diese Komödie spielen, die für das kranke Mädchen vielleicht eine Heilung bedeutet. Man hat ja dafür bezahlt, ihm Geld gegeben. Wenn die Komödie Eleanor hilft, dann ist es ja gut. Dann ist ja alles schön. Was will man mehr! Sie ist die einzige, die von allen den schmutzigen Dingen nichts weiß, das unschuldige Opfer dieser schmutzigen Handelsgeschäfte. Also warum ihr nicht helfen? Weil man mit dieser Komödie den letzten und allerletzten Rest von Scham von sich thut? Das ist ein so kleiner Rest, daß es auf den auch nicht mehr ankommt. Wirklich nicht.

Er wandte um und ging den Weg zurück. Als er bei Worms anlangte, sagte er stumpf: „Ich komme mit."

Da, zum erstenmal seit undenklicher Zeit, begann Worms zu weinen. Es war zu viel für ihn gewesen, die Aufregung, die Sonnenglut, dieser verzweifelte Marsch ins Ungewisse hinein.

Er hielt Süderssens Hände.

„Das vergesse ich Ihnen nicht. Das vergesse ich Ihnen nicht —"

Und er klammerte sich an ihn wie jemand, der nahe vor dem Ertrinken einen Halt gefunden hat.

*

Von Chillon bis Vevey zieht sich, das ganze östliche Ufer des Genfer Sees entlang, eine fast ununterbrochene Reihe von Städten, Dörfern, Landhäusern, die sich um den Mittelpunkt Montreux gliedern. Kurz vor der alten Seefeste Chillon endet die glänzende Reihe mit Territet und seinem Grand Hotel, und wer den Genfer See in guter Laune genießen will, möglichst weit ab von allen jenen, die in Montreux für ihre arme Gesundheit Heilung suchen, und auch möglichst weit ab von dem etwas dunklen Vevey mit seinen unzähligen steifleinenen Jungen-Damen-Pensionaten, der geht eben nach Territet, und in Territet in das Grand Hotel.

So natürlich auch Worms.

Die ersten paar Tage hatte er in Rücksicht auf Eleanors Gesundheitszustand in Vevey gewohnt, wo ihm die schwere Pflicht erwuchs, vormittags und nachmittags je einige Stunden in dem Pensionat zuzubringen, in dem düsteren Besuchszimmer mit den alten Damen Thee zu trinken, an Eleanors Bett zu sitzen, täglich mit dem Arzt zu konferieren, von früh bis abends eine gedrückte Miene zu zeigen und, kurz und gut, wieder einmal in jener Krankenatmosphäre zu leben, die er auf den Tod haßte, und die seit Eleanors Auf-die-Welt-kommen eigentlich nie ganz aus seiner Nähe geschwunden war.

Bis er die glückliche Idee hatte — für die auch sogleich des Arztes Zustimmung erfolgte — Eleanor nach Territet hinüber zu schaffen und sie und sich selbst aus der puritanischen Nüchternheit des Pensionats in die lebensfrohe Umgebung dieses heitersten und pompösesten aller Schweizer Hotels zu versetzen.

Man speist in der Welt nirgendwo besser als in diesem Hause, man sitzt auf der Terrasse am See und hört die Italiener musizieren; hat man Lust, so steigt man hinter dem Hotel in die Zahnradbahn und gelangt in zehn Minuten so hoch in die Berge, daß die Schweiz und der See und Savoyen wie Kinderspielzeug unter einem liegen. Abends fährt man wieder hinunter, geht zum Diner (oder speist auf seinem Zimmer, wenn das in einem Sonderfalle wie demjenigen Eleanors richtiger erscheint), und wenn alles das vorüber ist und man noch eine Zigarre geraucht hat, ist man auf einmal müde geworden und geht zu einer Zeit schlafen, zu der man anderswo eigentlich erst aufzuwachen beginnt.

Natürlich, daß nach Verlauf einiger Tage dieses Leben Worms einigermaßen eintönig zu scheinen begann.

„— aber was will man! Liebe Kinder, der moderne Mensch denkt viel zu wenig an seine Gesundheit. Man müßte hier sechs Wochen aushalten und würde frisch und neu gestärkt nach Berlin zurückkehren."

Seit Süderssen in dem Salon neben ihm wohnte und Eleanor „wie ein Schmetterling" zaghaft zu flattern begann, ein wenig müde noch, aber doch eine ganz andre Eleanor als die, die er vor acht Tagen in dem kahlen Zimmer in Vevey schlafend gefunden hatte, seitdem war Worms' gute Laune in vollkommenster Weise zurückgekehrt. Das verdammte Leben hatte ihm wieder einmal einen Schreckschuß versetzt, nun man die ganze Geschichte bei Lichte besah, war es wieder einmal nichts gewesen. Eleanor steckte eben immer noch in den Kinderkrankheiten, und statt sich mit dieser Thatsache abzufinden und in Ruhe abzuwarten, bis sie ein an Leib und Seele vernünftiges und erstarktes Geschöpf geworden sein würde, ängstigte man sich bei jedem dieser Anfälle, als ob es ums Leben ging.

Immerhin gut, daß er Süderssen herbeicitiert hatte. Die beste Arznei für junge, überspannte Dinger, selbstverständlich. Ganz abgesehen davon, daß Süderssen auch als Mensch und Gesellschafter in dieser wie gesagt etwas eintönigen Lebensführung die besten Dienste leistete. Ueber Tag hatte er sich mit Eleanor zu beschäftigen, mit ihr spazieren zu gehen, die Zahnradbahn hinaufzufahren und überhaupt alle jene Verpflichtungen zu erfüllen, die man als Vater einige Tage lang aushilfsweise ganz gern und ganz selbstverständlich geleistet hat, die man aber ebenso selbstverständlich nicht in infinitum fortsetzen könnte. Abends hingegen, wenn Eleanor zu Bett geschickt war, war dieser selbe Süderssen der Gesellschafter für Worms selbst. Er hatte jemand, mit dem er eine Zigarre rauchen, eine Flasche Wein trinken und vor allem über Old York sprechen konnte. Es wäre nicht

auszudenken gewesen, was er hätte anfangen sollen, wenn Süderssen nicht gekommen und Worms verpflichtet gewesen wäre, diese vier Wochen allein zu verleben. Mit Eleanor, der er sich von früh bis spät hätte widmen müssen, und die, ein so liebes Kind sie auch sein mochte, für ihres Vaters Lebensinteressen jederzeit eine so geringe Anteilnahme bewiesen hatte, daß ein weniger gutherziger Vater aller Wahrscheinlichkeit nach darüber ernstlich erzürnt gewesen wäre.

Einmal, und dann noch ein andres Mal, als sie alle drei über die Wiese von Glion wanderten, empfand Worms ganz leichte Gewissensbisse: alles in allem war es doch eine starke Zumutung, die er an Süderssen gestellt hatte, und alles in allem eine Art — wie soll man sagen? — eine Unaufrichtigkeit, Eleanor gegenüber. Die beiden gingen da nebeneinander wie zwei, die für immer zu einander gehörten, während in Wirklichkeit — und dann sann er nach: schließlich kann kein Mensch in die Zukunft sehen. Möglich, daß er später einmal, wenn für Eleanor sich eventuell nichts Passendes finden sollte, doch noch auf Süderssen zurückkommen würde. Man will und kann im Leben nichts verschwören. Dieses Leben macht allerlei Zickzackwege. Vielleicht würde Süderssen am Ende doch für Eleanor der Richtige sein. Jedenfalls hatte er, Worms, nicht den geringsten Anlaß, die Geschichte zu überstürzen oder in einem schief-sentimentalen Lichte zu betrachten. Kommt Zeit, kommt Rat. Für jetzt und heute war diese Anwesenheit Süderssens die glänzende Lösung einer schwierigen Frage. Eine diplomatische Lösung, ein genialer Ausweg.

Und schließlich, zum Donnerwetter, war es keine Bagatelle, die er in einem Check auf die Deutsche Bank an Süderssen ausgezahlt hatte! Für eine solche Summe müssen kleine Leute zwanzig Jahre ihres Lebens sich quälen, während Süderssen für den gleichen Betrag hier spazieren ging, vortrefflich verpflegt wurde und sich vielleicht nicht gerade amüsierte — aber doch — na, und so weiter!

Er gab sich einen Ruck. Geradezu lächerlich, mit lauter Albernheiten sich den Kopf zu zerbrechen! Ewig der Zartfühlende sein, während die ganze Welt ringsum einander beschwindelt und in skandalöser Weise der eine den andern übers Ohr haut!

Einer der glücklichsten Zufälle in diesem ein wenig langweiligen Hinvegetieren war für Worms der, daß er in Montreux das „Pferdchenspiel" entdeckte. Es war unbegreiflich, daß er nicht eher davon gehört hatte, da doch jeder andre Fremde in Montreux die eintönigen Nachmittagsstunden in angenehmer Weise mit diesem Spiele ausfüllte!

Das Pferdchenspiel ist eine Spezialität des gesegneten Genfer Sees. Man spielt es im Kursaal zu Genf und spielt es im Kursaal zu Montreux, am rechten Ende des Sees und am linken, an beiden Seiten mit gleicher Anteilnahme, während in aller übrigen Welt, zum wenigsten außerhalb der Schweizer Grenzen, das Pferdchenspiel keine Anhänger hat oder vielleicht auch verboten ist.

Auf einem wohlgefügten runden Tische ist die Maschinerie aufgebaut: ein kleines Karussell, in dem, sobald der Direktor die Maschinerie in Bewegung setzt, acht kleine Rennpferde aus Blei mit niedlichen bunten Jockeys im Sattel einen rasenden Rundlauf beginnen. Sie drehen sich nebeneinander, Nr. 8 ganz innen im Kreise, Nr. 7 ein wenig mehr nach außen u. s. w. bis Nr. 1, die am äußersten Rande des Tisches läuft und mithin den weitesten Weg bei jeder Drehung zurückzulegen hat. Aber es kommt bei diesem Wettspiel durchaus nicht darauf an, welches Pferdchen am weitesten und längsten läuft, sondern einzig darauf, welches schließlich dem Ziele am nächsten steht. Dieses Ziel ist ein einfacher schwarzer Strich, ein Radius von der Mitte des Kreises nach der Peripherie des Tisches gezogen, und es ist klar, daß Nr. 1 genau dieselbe Chance hat wie Nr. 8, durch rechtzeitiges Anhalten dicht vor der Ziellinie stehen zu bleiben und als Sieger proklamiert zu werden.

Wer auf den Sieger gewettet hat, gewinnt, alle andern verlieren.

Form und Drehwerk des Apparats weisen ohne weiteres auf die Aehnlichkeit hin, welche das Pferdchenspiel mit der vielbeliebten Roulette hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Roulette mit 36 nichtssagenden Fächern arbeitet, in deren einem die Elfenbeinkugel schließlich Platz nimmt, während beim Pferdchenspiel eine gewisse Poesie zu ihrem Rechte kommt. Man sieht da ein Wettrennen, richtige kleine Rennpferde, richtige kleine Jockeys, — mit Hinzurechnung der ganz hübschen Summen, die man hier gewinnt und verliert, kann die rege Phantasie sich einreden, daß man nicht in einem kleinen, langweiligen Zimmer, sondern auf der fröhlichen Rennbahn sich befinde.

Es gab kein Spiel und kaum eine Beschäftigung auf der Welt, die Worms je so trefflich zugesagt hätten als dieses eigenartige Pferdchenrennen. Er war der erste, der nachmittags um drei, wenn die Rosse zu laufen begannen, am Platze erschien, und er war der letzte, der abends um elf bei Thoresschluß den Pferdchen Valet sagte. Gleich am zweiten Tage mußten Eleanor und Süderssen mitkommen, um Worms' Entdeckung kennen zu lernen, als Eleanor aber eine kleine Weile zugeschaut und ihr Taschengeld sowie weitere zwanzig Franken aus des Papas Tasche verspielt hatte, begann sie zu ermüden. Es war sehr nett, ja, aber sie hatte doch nicht das rechte Verständnis für den eigentlichen Zweck und Inhalt dieses Spiels. Und dann, sie war wirklich nicht im stande, noch länger in der dreifachen Reihe von Menschen zu stehen, die von rechts und links und hinten drängten und ihr den Atem nahmen. Eine solche Bläße überzog ihr Gesicht, daß Worms selbst erschrak und — nachdem er erklärt hatte, sogleich wiederzukommen und die Umstehenden aufgefordert hatte, ihm seinen Platz zu reservieren — mit Süderssens Hilfe Eleanor hinausbrachte. Sie wurde auf der Terrasse des Vorsaals in einen der weichen Korbsessel gesetzt, und als Worms Limonade bestellt hatte, dann Thee, dann Portwein und schließlich fand, daß Eleanor auch ohne Benutzung eines der drei Getränke wieder zu sich kam und zu lächeln versuchte, war es für ihn hohe Zeit, den reservierten Platz wieder einzunehmen.

„Wartet hier auf mich, Kinder. Eine Viertelstunde oder so, dann komme ich. Oder eine halbe Stunde, es ist ja gleich. Welch herrlicher Tag! Genieße die Luft, Eleanor, es giebt auf der Welt keine bessere Luft als am Genfer See."

Süderssen klopfte er auf die Schulter: „Seid vergnügt, Kinder, nehmt euch einen Kahn, laßt euch hinausrudern. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich bei diesem Spiel heute nicht tausend Franken gewänne. Es ist dabei ein Trick, irgend einer, ich muß das herauskriegen. Man darf nicht mit den Nummern wechseln, das ist die Hauptsache, immer ein und dieselbe setzen. Na, adieu. Wenn ihr nicht hier bleiben wollt, treffen wir uns abends im Hotel." — —

Als Süderssen am ersten Tage seines Aufenthalts in Territet spät in der Nacht in sein Zimmer gelangt war, halb betäubt von Worms' Wein und Worms' endlosen Gesprächen, hatte er darüber nachgesonnen, ob jetzt endlich die Stunde gekommen sei, ein Ende zu machen.

Einen Tag hatte er nun die Komödie gespielt, und er hatte ein solches Gefühl des Verbrauchtseins, einer solchen Scham und Sterbensmüdigkeit an Leib und Seele, daß er sich dessen klar bewußt wurde: es ist aus.

Wenn er Worms nie kennen gelernt hätte, es wäre besser gewesen. Vielleicht wäre dann alles schon längst vorüber, vielleicht hätte er irgendwo ein Mittel gefunden, ein neues thatkräftiges Leben zu beginnen, — beides einerlei, beides besser als diese letzte seelische Vernichtung.

Er hatte dann nachgesonnen über einen Abschiedsbrief an Eleanor. Der Brief würde eine letzte große Lüge sein, ganz wie alle die andern Lügen der letzten Zeit, aber eine ehrliche Lüge, in der er alle Schuld auf sich selbst zusammenhäufen wollte und Eleanor auseinandersetzen, daß sein Tod für sie eine Befreiung sei. Die Befreiung von jemand, der weiterlebend nie die Kraft besitzen könnte, ein Mädchen glücklich zu machen, der sie im Gegenteil mit sich niederziehen würde in ein Leben ohne Zweck und Halt und voll Unwahrheit und Komödienspiel.

So saß er die Nacht hindurch, bis der Morgen ins Fenster schaute und mit der Dämmerung der düstere Entschluß auch dieser Nacht zerflatterte.

Wie er immer zerflattert war.

Einmal, vor Jahren, war die rechte Stunde dagewesen, diesen letzten Entschluß zur Ausführung zu bringen, aber er hatte jene Stunde verpaßt, und wer sie einmal verpaßt hat, findet sie nie mehr.

Bisweilen noch, oft, holt man den Gedanken neu hervor und spielt mit ihm, aber bei jedem Male wird er schwächlicher, kraftloser — und langsam versinkt man.

*

Dann kamen die Sommertage von Territet.

Ein solches Glücksgefühl begann über Eleanors blasse Züge sich auszubreiten, eine so unbeschreibliche Freude aus ihren Augen zu leuchten, daß ganz langsam auch mit Süderssen eine Wandlung sich vollzog. Sein Leben hatte noch einmal, wenn auch nur für die wenigen Tage, einen Inhalt und einen Zweck. Eine wunderliche Empfindung nach so vielen leeren Jahren! Da war jemand, der noch seiner bedurfte, der sich an ihn lehnte, an ihn, den nie jemand nötig gehabt hatte.

Er vergaß, daß alles eine Komödie sein sollte.

Es war keine Komödie mehr.

Sie fuhren zusammen im Boote den kurzen Weg nach Chillon und zurück, sie wanderten über die grünen Matten von Glion, sie stiegen abwärts durch die Chaudron-Schlucht, niemand kümmerte sich um sie, sie waren immer allein.

Wie zwei, die das Leben draußen immer nur wenig beachtete und endlich vergessen hat. Zwei Menschen, die für das große hastende Dasein in ihrer Haltlosigkeit und Schwäche nichts mehr bedeuten, die man gleichsam beiseite geschoben hat als nutzlos und überflüssig.

Jeden Tag gingen sie denselben Weg, und jeden Tag, wenn sie die Chaudron-Schlucht hinabstiegen und Eleanor in der Enge des tosenden Wildbachs zu zittern begann, nahm Süderssen sie auf den Arm und trug sie die hundert Schritte über die Brücke durch den finsteren Engpaß. Keine schwere Last.

Einmal, als sie wieder an das Ende der Schlucht gelangt waren und sie lächelnd aus seinem Arm gleiten wollte, preßte er sie an sich mit einer wilden Heftigkeit:

„Eleanor! Eleanor!"

Er bedeckte ihren Mund und das blasse Gesicht mit Küssen, außer sich:

„Geh nicht von mir, Eleanor, bleib bei mir!"

Er hob sie in seinen Armen so hoch, daß sie darin wie ein kleines Kind lag, die Lippen an seinen Lippen. Sie würde gehen, um nie wiederzukommen. Er wußte es längst. Dorthin, von wo man nie wiederkommt.

Immer noch Eleanor in seinen Armen und an seinen Lippen, stammelte er Worte ohne Zusammenhang, Anklagen gegen sich selbst, die Eleanor nicht verstand: „Ich habe dich lieb, Eleanor, wie keinen Menschen auf der Welt. Ich habe ja auch keinen andern Menschen auf der Welt, ich habe nur dich."

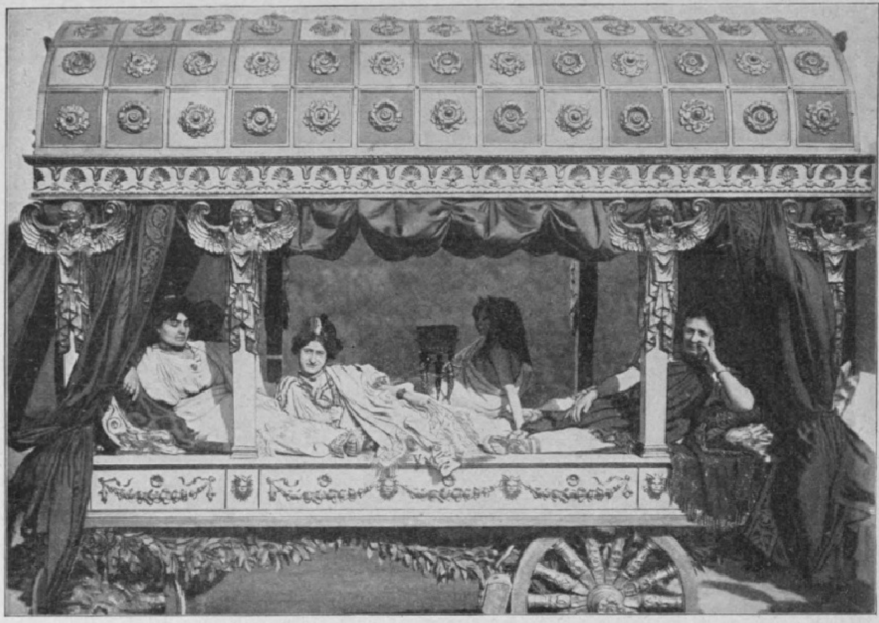
Es war längst keine Komödie mehr.

Längst nicht mehr.

Eleanors Wangen röteten sich, sie schien zu gesunden, aber dann kamen Tage, wo dieser Schimmer wieder schwand und sie Mühe hatte, neben Süderssen, wenn auch noch so langsam, Schritt zu halten.

Wenn sie unter den Kastanienbäumen an der Kirche saßen, wo man den weiten Blick hat über See und Berge und auf die Dächer der Häuser von Montreux, die sich in langen Streifen zwischen den Gärten und Weinbergen am See entlang ziehen, so schlossen sich unter diesem Meer von Licht Eleanors Augen, bis ihr Kopf auf Süderssens Schulter fiel und die kleine kraftlose Gestalt in sich zusammensank. Dann legte er seinen Arm um sie und saß ganz still, oft stundenlang, bis es Zeit wurde, Eleanor zu wecken.

Dicht neben dem großen Hotel von Territet



Patrizierinnen im Wagen.



Imperator mit Gefolge.



Patrizierin in einer Sänfte.



Musikanten und Gaukler.

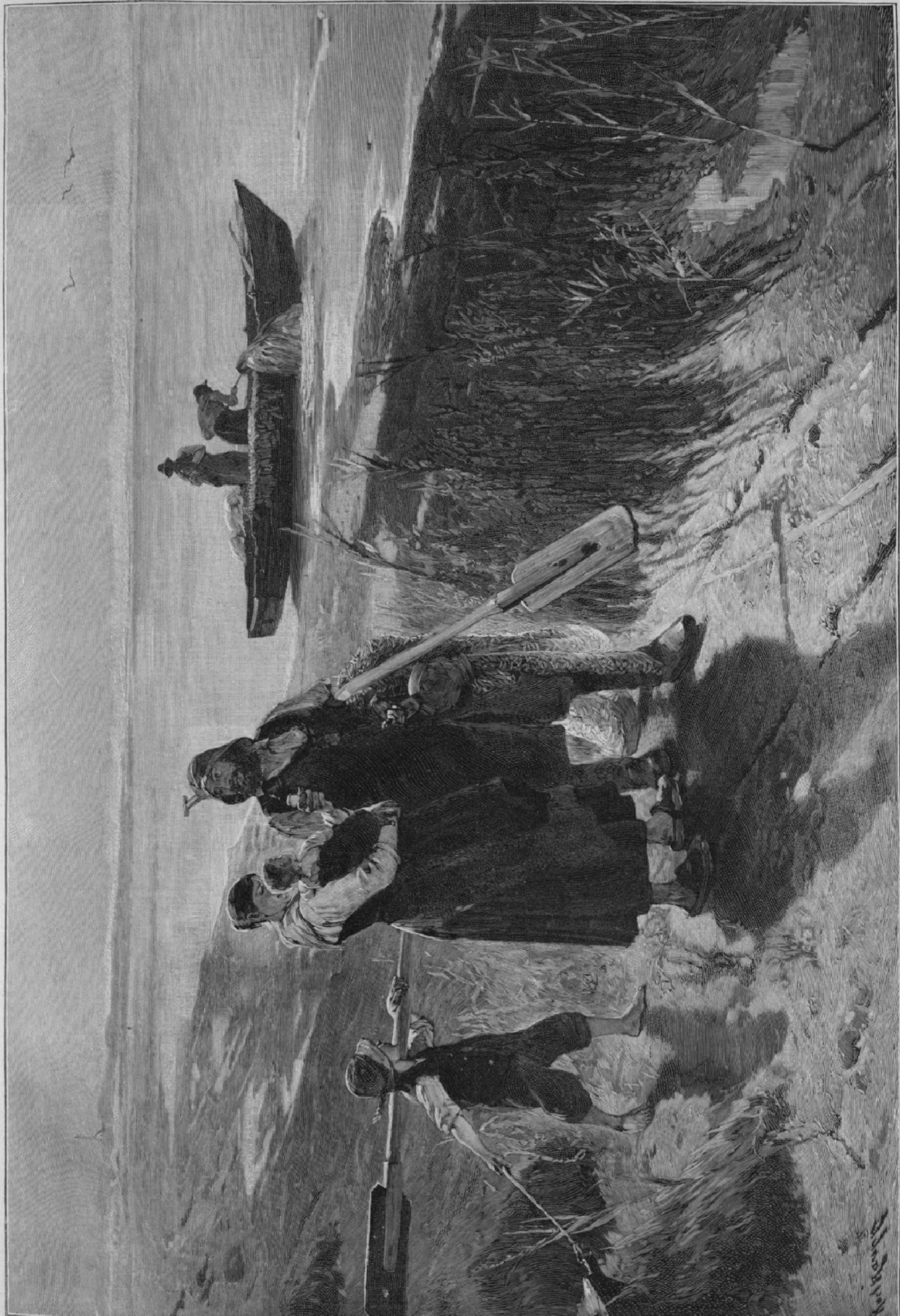


Priesterin.



Darbringung des Opfers.

Vom Palilienfest in Rom, 4. Mai 1902. (Text Seite 687.)



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Fischers Abschied.

Nach dem Gemälde von Karl Raupp.

liegt der Kirchhof, wo alle die Hunderte begraben sind, die aus einer weiten Ferne einst herbeikamen, um in der Sonne von Montreux die Gesundheit wieder zu suchen und statt ihrer den Frieden fanden. Dicht an der Straße lehnte sich der Kirchhof gegen den Berg, hell von der Sonne überstrahlt, ein kleiner Schmuckgarten, der den Vorbeiwandernden einladet hereinzutreten.

Eleanor las auf den Marmorkreuzen die Inschriften, italienische und russische, englische und französische, letzte traurige Worte, die aus der Heimat herübergeschickt waren, um hier in Stein gegraben zu werden und für die einsam Schlafenden ein letztes Zeichen der Liebe zu sein. Wie mancher von denen war zur Ruhe gebracht, ohne daß man Zeit gehabt hatte, von jenseits des Ozeans oder aus irgend einer Weltferne herbeizueilen, um ihm das letzte Geleit zu geben. So schliefen sie alle wie Vergessene, deren Grab niemand mehr besucht, eine traurige kleine Gemeinde, die sich im Sterben zusammengefunden hatte, von denen jeder wohl auch einmal draußen auf der Landstraße vorbeimarschiert war, auch einmal hier hereintrat, um die Inschriften zu lesen, und dann eines Tages hereingetragen wurde, um neben den andern einen Platz zu finden.

Die heiße Julisonne prellte auf Büsche und weiße Kreuze, aber über Eleanor ging ein Frösteln. Sie lehnte sich fester auf Süderssens Arm und drängte ihn leise zum Gehen. Nur am Ausgang machte sie noch einmal Halt und blickte über die Schulter zurück:

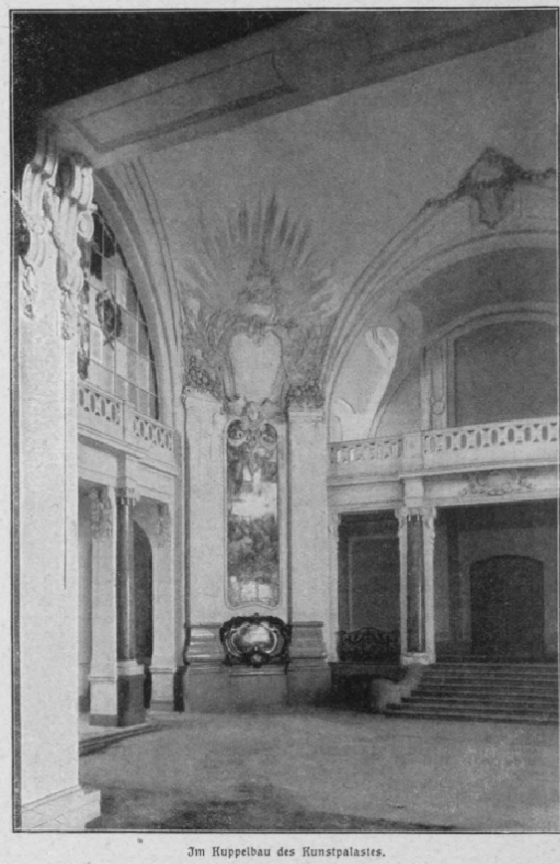
„Ich möchte da nicht ruhen. Versprich es mir.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 688 und 689.)

Von dem Umfange eines solchen Riesenunternehmens, wie es die Düsseldorfer Ausstellung ist, und von den Vorbereitungen, die es erforderte, kann sich der Fernstehende keinen rechten Begriff machen. Seit länger als drei Jahren arbeiteten nicht nur die Vertreter der Großindustrie und die führenden Männer der Künstlerschaft des Ausstellungsgebietes, sondern die gesamte Elite der Intelligenz Rheinland-Westfalens einschließlich der höchsten Würdenträger und Standespersonen beider Provinzen mit allen Kräften daran, die Ausstellung zu einer glanzvollen Schau der deutschen Industrie und Kunst zu gestalten. Man darf mit Fug und Recht sagen: der deutschen Industrie, denn alle ihre Zweige sind mehr oder minder bedeutend im rheinisch-westfälischen Industriezentrum vertreten. Bereits im Spätsommer 1898 traten auf Anregung des Geheimen Kommerzienrats H. Lueg-Düsseldorf, des Schöpfers der 1880er und des obersten Leiters der diesjährigen Düsseldorfer Ausstellung, die drei einflußreichsten wirtschaftlichen Vereinigungen Rheinlands und Westfalens, nämlich die nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der Verein deutscher Eisenhüttenleute und der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland-Westfalen, zusammen, um die Frage einer großen industriellen Provinzialausstellung in Düsseldorf 1902 zu erörtern.

Der Gedanke fand eine begeisterte Aufnahme in weiteren Kreisen, und man trat freudig der Finanzierung des Unternehmens näher. Allein seitens der Düsseldorfer Bürgerschaft war der ursprünglich vorgesehene Garantiebetrag von 2 Millionen Mark binnen kurzem um die Hälfte überzeichnet, so daß der Garantiefonds 3 Millionen Mark erreichte. Außerdem wurde ein Beitragsfonds (fonds perdu) von mehr als 600 000 Mark durch Spenden der Provinzen, der Stadt und einiger großen Vereinigungen aufgebracht, der eine weitere Gewähr für ein günstiges Facit der Ausstellung in finanzieller Hinsicht bot. Darauf galt es, ein geeignetes Ausstellungsterrain zu gewinnen. Auf Ersuchen des provisorischen Komitees stellte die Stadt das ihr gehörige Gelände der „Golzheimer Insel“ zur Verfügung; die damalige Beschaffenheit dieses Terranis war jedoch derart, daß große Aufwendungen erforderlich wurden, um es zweckdienlich zu machen. Im Dezember 1898 beschloß die Stadtverwaltung eine Vorschiebung des rechten Rheinufers und die Aufhöhung der Golzheimer Insel mit 4 Millionen Mark Kosten, und es konnte nun ein hochwasserfreies Terrain geschaffen werden, wie es wohl noch keine Ausstellung in schönerer Lage aufzuweisen hatte. Unmittelbar am Rhein entlang zieht sich das Gelände in einer Ausdehnung von 2 Kilometern hin, am Südende begrenzt von dem prachtvollen Hofgarten; dabei ist die Ausstellung von allen Seiten her bequem zu erreichen, gleichviel, ob man ihr mit dem Rheinschiff, mit dem Dampfroß oder mittels elektrischer Zugkraft zustrebt. Riesige Erdbewegungen waren erforderlich, um das sumpfige Terrain für die Ausstellungsbauten her-



Im Kuppelbau des Kunstpalastes.

zurichten, denn es mußten Aufschüttungen zum Teil bis 6, teils sogar bis zu 9 Metern über Düsseldorfer Pegel bewirkt und andrerseits sehr umfangreiche Abgrabungen des linken Rheinufers vorgenommen werden. Der so vorgerichtete Baugrund vereinigte alle Eigenschaften, die ein zweckmäßiger Ausstellungsplatz haben muß, und gewährte vor allen Dingen den nötigen Raum für die würdige Entfaltung des großartigen industriellen Bildes. Auf einer Fläche von mehr als 50 Hektar dehnen sich die Baulichkeiten aus, und schon hiernach kann man sich einen Begriff davon machen, in welch mächtigem Rahmen die Schau angelegt ist.

Während man so das Außenterrain vorbereitete, hatte die Innenorganisation der Ausstellungsleitung systematisch stattgefunden. Dem ersten Vorsitzenden und eigentlichen Schöpfer der Ausstellung, Geheimen Kommerzienrat H. Lueg, standen namentlich zur Seite die Herren Oberbürgermeister Haumann als Stellvertreter, Beigeordneter Dr. Wilms, der die umfangreichen Direktorialgeschäfte der Ausstellung im Ehrenamte führt, Professor Fritz Roeber als Vorsitzender der Kunstausstellung und Ingenieur E. Schrödter als Chef der Preßkommission. Aus dem Wettbewerb um einen Generalentwurf für die offiziellen Ausstellungsbauten ging der Architekt Georg Thielen in Hamburg, ein bewährter Spezialist in Ausstellungsbauten, als Sieger hervor. Im Geiste des leider mitten in seinem Schaffen Abberufenen übernahmen die Oberleitung der Bauausführung die Professoren Kleesattel und Schill in Düsseldorf, deren arbeitsreicher Thätigkeit die wohlgelungene architektonische Gestaltung der offiziellen Bauten hauptsächlich zu danken ist.

Die Ausstellung, die die Provinzen Rheinland und Westfalen, den Regierungsbezirk Wiesbaden und die Städte Hanau und Offenbach umfaßt, ist in 23 Gruppen gesondert. Der Löwenanteil entfällt naturgemäß auf die Stahl- und Eisen-Großindustrie, das eng damit verbundene Maschinenwesen und den Bergbau; aber auch die übrigen Industrien sind ebenbürtig vertreten. Fast sämtliche Ausstellergruppen konzentrieren sich in der Hauptindustriehalle mit ihren vier Erweiterungsbauten (38 000 Quadratmeter Fläche), soweit sie nicht, wie die Gruppen Bergbau, Hüttenwesen, Maschinenwesen und Elektrizität, in besonderen Hallen oder in den Pavillons der großen Einzelaussteller verteilt sind.

Eine vielversprechende Einleitung ist es, wenn man den herrlichen Vorpark betritt, der einen Teil des wundervollen alten Hofgartens bildet. Eine ganze Anzahl stattlicher Einzelpavillons sind malerisch darin verstreut, aber schon von weitem zieht den Blick der Rundbau des großen Panoramas: „Blüchers Rheinübergang bei Caub“ auf sich, das am Ende der Eingangsallee neben dem originellen Bau der außerordentlich reichhaltigen Jagdbeuteausstellung sichtbar wird. Die Klänge der schneidigen Militärmusik begrüßen von dem hier errichteten Musiktempel aus den überraschten Besucher, vor dessen Augen die Ausstellungsstadt sich schier unabsehbar ausdehnt. Links ragt zunächst der Riesenpalast der Firma Friedrich Krupp-Essen in seiner trutzigen, wuchtigen Panzerschiffarchitektur stolz empor; seine silbern schillernden Turmkuppeln gleißen in der freundlichen Frühlingssonne, und der 50 Meter hohe, buntbewimpelte Gefechtsmast mit voller Ausrüstung vervollständigt den kriegerischen Gesamteindruck.

In dieser gewaltigen Halle, die einen Längendurchmesser von 136 Metern hat und 4180 Quadratmeter Fläche bedeckt, gelangen die Fabrikate der Kruppschen Werke: Gußstahlfabrik Essen, Stahlwerk Annen i. W., Grusonwerk Buckau-Magdeburg, Germania-Tegel-Berlin und Gaarden-Kiel zur Ausstellung. Darunter befinden sich an großen Schmiedestücken: eine vollständige Welle für den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyd; an Stahlformgußstücken u. a. ein Vorder- und Hintersteven für das Linienschiff „H“, ein zweiteiliges Polgehäuse von 4800 Millimetern Durchmesser, Walzen u. s. w.; an Geschützen namentlich eine Reihe von Küstengeschützen in betriebsfähigem Zustande, ferner Modelle von Küstenbefestigungen und der Bruchteil eines Grusonschen Hartgußpanzerturmes. Eine Reihe beschossener Panzerplatten zeigt systematisch die Leistungen der sogenannten Krupp-Panzer. Die Leistungsfähigkeit der Einrichtung zur Fabrikation von Panzerplatten wird durch eine besonders große Platte von 130 Tonnen Gewicht vorgeführt. Unter den aus Stahl gepreßten Gegenständen fällt hauptsächlich ein ganz aus Preßteilen konstruierter 40 Tonnen-Eisenbahnwagen auf. Das Grusonwerk Buckau-Magdeburg stellt ganze Anlagen und Apparate für Bergbau und Erzaufbereitung, sowie sonstige Anlagen für industrielle Zwecke aus. Die „Germania“ ist durch eine Sammlung von Schiffsmodellen, einen Gefechtsmast mit Scheinwerfer, Munitionsaufzüge, Dampfzentrifugalpumpen, Ventilationsmaschinen, Betriebsmaschinen für Torpedoboote und eine Dampfbeibootanlage vertreten. Schließlich wird auch die Kruppsche Blechfabrikation u. a. durch ein Blech von ca. 100 Quadratmetern Flächeninhalt repräsentiert.

Dem Kruppschen Pavillon gegenüber erhebt sich der Kunstpalast. Schon der edel wirkende Außenbau weist durch den bildhauerischen Schmuck der im Barockstil gehaltenen Sandsteinfassade auf den Zweck des Gebäudes hin. Die innere Einrichtung ist ebenso praktisch wie komfortabel, und das Ganze gereicht dem Erbauer zu hoher Ehre. Der Kunstpalast umfaßt eine umbaute Fläche von ca. 8000 Quadratmetern; seine Hauptfront hat eine Länge von 132 Metern, die Höhe beträgt bis zu

22 Meter und die größte Tiefe bis zu 90 Meter. Die Säulengänge des in den Formen der Hochrenaissance ausgeführten Ehrenhofes dienen zur Aufstellung von Skulpturen, während der Bau selbst außer der Kuppelhalle sieben größere und sieben kleinere Ausstellungssäle enthält. Eine ganz einzige Ausstellung, die das Wertvollste dessen enthält, was die alte westdeutsche Kunst hervorgebracht hat, schließt sich der neueren Kunst ebenbürtig an. Man darf behaupten, daß diese erste deutsch-nationale Kunstausstellung zu Düsseldorf ein ebenso würdiges wie großartiges Gepräge trägt und den bedeutendsten Ausstellungen solcher Art mindestens gleichzustellen ist. Das größte Verdienst um die Schaffung des Kunstpalastes und die in allen ihren Teilen wohlgelungene Kunstschau gebührt Professor Fritz Roeber, der mit zäher Thatkraft dieses Ideal der Düsseldorfer Künstlerschaft einer glänzenden Verwirklichung entgegengeführt hat.

Ganz in der Nähe des Kunstpalastes dehnt sich die riesenhafte Hauptmaschinenhalle über eine Fläche von 14500 Quadratmetern aus. Dort sind alle großen Aussteller der Maschinenindustrie vertreten, soweit sie nicht besondere Pavillons errichtet haben, und daß die Schau einen so imposanten Eindruck macht, ist hauptsächlich das Verdienst des Ingenieurs Emil Rücker-Düsseldorf, dem die Leitung des gesamten Maschinenwesens der Ausstellung übertragen ist. Eine glänzende Reihe von Weltfirmen stellt in der Haupthalle ihre Erzeugnisse aus. Kein Zweig der Maschinenindustrie des Ausstellungsgebietes fehlt, vielmehr sind alle Abteilungen in gleich überraschender Weise vertreten. Man muß sie im Betriebe sehen, die cyklopenhaften Maschinenkonstruktionen, ungeheure Pumpen, Kompressoren, Walzenzug-, Hammer- und Stanzwerke, Werkzeugmaschinen u. s. w. mit ihren vielfach wahrhaft gigantischen Cylindern, Schwung- und Antriebsrädern von unglaublichen Dimensionen, wie sie in fast geräuschloser Exaktheit funktionieren, und man staunt über diese mächtigen Zeugen deutschen Erfindungsgeistes und deutscher Arbeit.

Die bedeutendsten Repräsentanten der rheinisch-westfälischen Montanindustrie und des Bergbaues haben große Sonderpavillons erbaut, deren jeder einzelne eine grandiose Ausstellung in seiner Art enthält. Neben dem Pavillon Friedrich Krupp-Essen erhebt sich der prächtige Kuppelbau des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins mit 1000 Quadratmeter Grundfläche. Die geräumige Halle umfaßt Hütten- und Walzwerkprodukte für die Zwecke des modernen Eisenbahn- und Schiffsverkehrs, die in ihrer Gediegenheit sprechendes Zeugnis von der hohen Leistungsfähigkeit des Vereins ablegen. Von fesselnder Wirkung sind die angrenzenden großartigen Anlagen des Deutschen Beton-Vereins. Er hat dicht am Rheinufer ein einzig dastehendes Monumentalbauwerk aus seinen Fabrikaten errichtet, durch das er die Entwicklung des Betonbaues, der Zement- und Kunststeinindustrie in Deutschland von ihren Anfängen an bis auf die Gegenwart in überaus lebendiger Weise veranschaulicht. Der mit reichen Wasserkünsten ausgestattete und mit gärtnerischen Anordnungen reizend geschmückte Bau bedeckt eine Grundfläche von 3500 Quadratmetern. Zwei 30 Meter hohe Säulen mit vergoldeter Figurenbekrönung und eine kühne Bogenbrücke von 30 Metern Spannweite geben dem Ganzen einen imposanten Charakter. Elektrisches Licht läßt abends die Wasserfälle in bunter Beleuchtung erstrahlen.

In dem nächsten, architektonisch besonders reizvoll ausgestatteten großen Sonderpavillon hat der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation seine Erzeugnisse in geschmackvollster Darstellung untergebracht; der 66 Meter hohe Glockenturm enthält ein mit elektrischer Betriebsvorrichtung versehenes mächtiges Gußstahlgeläute eigner Erzeugung, das mit wahrhaft weihevollen Klängen die Eröffnungsfeier einläutete. Neben dem Bochumer Verein erhebt sich der in reichgegliederter Architektur ausgeführte Renaissancebau der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik (Ehrhardt) in Düsseldorf-Derendorf, einen Flächenraum von 1200 Quadratmetern bedeckend. Der Sonderpavillon birgt eine Reihe neuester Schnellfeuergeschütze, Geschosse, nahtloser Rohre und sonstiger Spezialfabrikate der Firma.

Gegenüber dem Gebäude der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik präsentiert sich der große Doppelpavillon (3500 Quadratmeter) der Gutehoffnungshütte Oberhausen in Verbindung mit der Gasmotorenfabrik Deutz. Zwei schlanke Türme streben minaretartig 45 Meter hoch empor und bilden in ihrer durchsichtigen, kühnen Eisenkonstruktion gleichzeitig einen Beweis für die hohe Leistungsfähigkeit der erstgenannten Firma im Eisenfachbau. Die Spezialfabrikate der Gutehoffnungshütte, in erster Linie eine Hochofengebläsemaschine, die mit einem Gasmotor von 1000 Pferdekraftleistung der Gasmotorenfabrik Deutz gekuppelt ist, ferner Pumpen, Fördermaschinen, Schiffsteile, Wellen u. s. w., sowie Eisenbahnbedarfsmaterial und namentlich Brückenbauten in Eisenkonstruktion ergeben eine Ausstellung von ganz hervorragender Gediegenheit. Ueberdies führt die Gutehoffnungshütte auch einen Teil ihrer Erzeugnisse in der Hauptmaschinenhalle vor.

Unmittelbar neben dem originellen Bau der Dortmunder Aktienbrauerei hat die Düsseldorfer Handwerkskammer ein ausgedehntes Gebäude (2400 Quadratmeter) mit einem Kostenaufwand von 80000 Mark errichtet; die mittelalterliche Architektur bringt den Zweck des Gebäudes, die Erzeugnisse des Handwerks in sich zu vereinigen, auch nach außen hin angemessen zur Geltung. Im Innern giebt die außerordentlich reichhaltige Anordnung in zehn Gruppen ein übersichtliches Bild aller gewerblichen Erzeugnisse des Kammerbezirks Düsseldorf.

Der Handwerkskammer gegenüber erblickt man schon von weitem das hohe Fördergerüst, das die Maschinenbauanstalt „Humboldt“-Kalk erbaut hat und das ein Merkzeichen für den Bergbau darstellt, der in dem hier gelegenen Kolossalbau des Vereins für die bergbaulichen Interessen eine umfassende Ausstellung bietet. Durch das von zwei Riesenfiguren, „Industrie“ und „Bergbau“, flankierte Hauptportal eintretend, gelangt der Besucher durch ein Brikettthor, das von Kokspyramiden in seiner charakteristischen Wirkung unterstützt wird, in die Modell- und Maschinenräume, wo sich ihm, größtenteils im Betrieb, zunächst die großen modernen Wasserhaltungs- und Förderanlagen imposant präsentieren. Einrichtungen von Separationen, Erz- und Kohlenwäschen, Koksbereitungs- und Brikettierungsanlagen, Ziegeleien u. s. w. gelangen mit Darstellungen der Gewinnung wertvoller Nebenprodukte und in vielen instruktiven Modellen anschaulich zur Vorführung. Der gewaltige Bau von 600 Quadratmetern Grundfläche ist eine würdige Repräsentation des Bergbaues, der überdies durch zahlreiche Einzelaussteller in der Hauptindustriehalle noch weiter ergänzt wird.

Nördlich der Hauptindustriehalle tritt als bemerkenswerter Sonderpavillon namentlich das Gebäude der Königlichen Eisenbahndirektion Elberfeld durch seine charakteristische Architektur hervor. Neben wichtigen Bauanlagen und Verkehrsdarstellungen enthält es mechanische und elektrische Sicherheitseinrichtungen, sowie bewährte neue Konstruktionen auf dem Gebiete des Unfallrettungswesens und Krankentransports; außerhalb des Pavillons gelangen elektrische und mechanische Sicherheitsstellwerke und Signaloberbauanordnungen, ferner Arzt- und Gerätewagen für Hilfszüge bei Eisenbahnunfällen in natura zur Veranschaulichung.

Damit ist jedoch die bedeutende Anzahl großer Separatausstellungen bei weitem noch nicht erschöpft, doch wir können sie nicht alle einzeln anführen. Wir erwähnen nur noch das in Gruppe 11 der Hauptindustriehalle untergebrachte große Arrangement der Firma F. Soennecken-Bonn, die ihre weltbekannten modernen Bureau- und Comptoireinrichtungen und alle dazugehörigen Bedarfsartikel anschaulich vorführt. Ein Gang durch die 20 Gruppen der Hauptindustriehalle zeigt so viel des Interessanten, daß man thatsächlich ein abgeschlossenes Bild aller Industrien Deutschlands erhält.

Natürlich fehlt es der großartigen Schau auch nicht an allerlei Vergnügungsveranstaltungen. Regelmäßige Doppelkonzerte, Monstrefeuerwerke und Illuminationen finden statt, und über 30 größere Restaurants öffnen ihre gastlichen Pforten. Eine besondere Sehenswürdigkeit bilden die großartigen Elektrofontänen vor der Hauptindustriehalle, die mit einem Kostenaufwand von 130000 Mark angelegt worden sind und abends ihre Licht- und Wassereffekte zu überraschenden Wirkungen vereinigen. Den Verkehr auf dem langgestreckten Gelände vermittelt eine elektrische Rundbahn ebenso billig wie bequem.

M. Unterbeck.

Zu unsern Bildern.

Das Palilienfest, das alljährlich in Rom zur Erinnerung an die Begründung der ewigen Stadt gefeiert wird, trägt seinen Namen nach der altitalischen Gottheit Pales, deren Namen sich auch in Palatium und Palatin findet. Es war ursprünglich ein ländliches Fest mit Gebräuchen, wie sie in Deutschland am Johannistage zum Teil noch heute üblich sind: Hirten und Vieh sprangen zur Reinigung durch angezündetes Strohfeuer, und Kuchen und Milch wurden der Göttin zum Opfer gebracht. Heute sind die Gebräuche andre, aber der Name ist dem Feste geblieben. Nachdem schon der 21. April, der als Tag der Gründung Roms gilt, auf dem Palatin und dem Forum die Schuljugend zu einer Feier vereinigt hatte, fand am Nachmittag des 4. Mai auf der trümmerbedeckten, weitschauenden Höhe der Urbs quadrata ein historischer Festzug statt, der die bewundernden Zuschauer in die Glanzzeit des römischen Kaisertums versetzte. Den Zug eröffneten numidische Reiter, berittene Prätorianer und Leibgarden zu Fuß. Es folgten Mimen, Tänzer und Gaukler, Sängerchöre, darauf eine Gruppe von Daciern in Fellen wilder Tiere und die Kohorten der Legionssoldaten. Mit den in weiße, rote und blaue Tuniken gehüllten Gruppen der Wettkämpfer wechselten einzelne mit besonderer malerischer Kunst dargestellte Figurenbilder. Einer von vier mauretanischen Sklaven getragenen Sänfte mit einer berühmten Künstlerin, der Signora Mililotti, die wie aus einem pompejanischen Wandgemälde herausgeschnitten schien, folgten bunte Gruppen von Patriziern und Damen in kostbaren römischen und griechischen Gewändern mit Gold- und Edelsteinschmuck, zierliche Elegants, begleitet von Sklaven und schönen Pagen. Pompöse, aufgeblasene Freigelassene füllten den Raum zwischen jener und einer zweiten, noch prächtigeren Sänfte, in der eine vornehme Matrone lag, begleitet von einem Pagen, der ihr mit dem Pfauenwedel Luft zufächelte. Zwei Stiere mit vergoldeten Hörnern und breiten, gestickten Gurten zogen den Wagen der kaiserlichen Familie, dem außergewöhnlich stattliche Sklaven voranschritten und ein Trupp gallischer Leibwächter folgte. Unmittelbar dahinter kam der Kaiser im Konsulargewande auf einem Wagen, den äthiopische Sklaven zogen. Es folgten wiederum Prätorianer, sodann die Epheben, die an den Festspielen teilnehmen sollten, Kinder mit Kränzen und Blumenkörben, Hirten, Bauern, endlich die Opferdiener mit dem jungen Stier und den Schafen, Opferschlächter, Priester und Opferknaben, Vestalinnen in den faltenreichen weißen Mänteln und den wollenen Kopfbinden und Kopftüchern, endlich die Liktoren; eine bunte Volksmenge bildete den Schluß. Nach zweimaligem Umzuge durch das Stadium näherte sich der Zug dem in der Mitte errichteten Altar. Als die kaiserliche Familie und die Senatoren im Halbkreise in den kurulischen Sesseln Platz genommen hatten, die Opferdiener das heilige Gerstenschrot und die Kinder Blumen ausstreuten, der Oberpriester mit der Vestalis Maxima auf die Stufen des Altares trat und das Feuer entzündete, brach die Zuschauermenge in bewundernden Beifall aus. Ein Chor von 300 Stimmen begleitete die Opferhandlung mit dem Gesange des Horazischen Carmen Saeculare, das vom Maëstro Cellini in Musik gesetzt war.

Ein heiteres Bild aus dem bunten Münchener Leben vergegenwärtigt M. Barascudts mit seiner „Feldherrnparade“. Wenn das Schlagwerk der alten Theatinerkirche die Mittagsstunde verkündet, bildet sich auf dem Platz vor der Feldherrnhalle eine kleine Volksversammlung, um der Ablösung der Residenzwache zuzuschauen und sich dann der musikalischen Genüsse zu erfreuen, die nach altem Brauch mit dem militärischen Vorgang verbunden sind, damit auch der Zivilmensch etwas davon habe. Für den Dirigenten der Regimentsmusik aber ist es eine Ehrensache, dem lauschenden Publikum etwas Hervorragendes zu bieten; die Münchener Militärkapellen hätten ihre unbestrittene Höhe wohl kaum erreicht, wenn sie nicht stets in so enger, man darf wohl sagen persönlicher Fühlung mit dem kritischen Publikum gewesen wären. Und diese Höhe zu behaupten, thut der Dirigent und jeder seiner Leute, darunter genug, die auf der Musikschule einen regelrechten musikalischen Lehrgang durchgemacht haben, das Menschenmögliche. Das Publikum der Feldherrnparade ist im allgemeinen gewählter als das bei der Parade auf dem Marienplatz, wo die Hauptwache im Rathaus gleichfalls täglich zwischen 12 und 1 Uhr abgelöst wird. Der etwas despektierliche Ausdruck „Bauernparade“ hat eine gewisse Berechtigung; den Bauern, die ja in der Staffage des Münchener Straßenlebens in der Altstadt eine nicht zu übersehende Rolle spielen, ist der alte Schrannenplatz sympathischer geblieben. Ihren Hauptglanz entfaltet die Feldherrnparade an Sonntagen, wenn das Wetter den Damen gestattet, die neuesten Errungenschaften der Mode der geneigten Kritik der Zeitgenossinnen zur Schau zu stellen. Die Aufmerksamkeit des weiblichen Publikums ist dann zum mindesten geteilt zwischen den musikalischen Leistungen der Kapelle oben in der Feldherrnhalle und den Symphonien in Farbe und Schnitt, die auf und ab schweben.

In die Stimmungspoesie der oberbayrischen Landschaft versetzt uns Karl Raupp, der Altmeister des Chiemsees, mit seinem anmutigen Bilde. Das bayrische Meer hat man die große, weite Wasserfläche mit fast ebenso großer Berechtigung genannt, wie der Bodensee seit alters das schwäbische Meer heißt. Bei den Malern und Naturschwärmern der bayrischen Hauptstadt stand der Chiemsee längst in hohen Ehren; das Fremdenbuch des alten Wirtshauses auf Frauenwörth berichtet von manchem schönen Tag, den Maler und Poeten auf dem stillen Klostereiland dankbar genossen haben. In den Massenverkehr ist der Chiemsee erst dann einbezogen worden, als das unvollendete Schloß des unglücklichen Bayernkönigs auf der großen Insel Herrenwörth der allgemeinen Neugierde sich öffnete. Man braucht freilich nicht zu glauben, daß mit der Fahrt von Prien zum Herrenwörth, mit einem hastigen Gang durch das Schloß, mit einem daran sich schließenden eiligen Ausflug nach dem Frauenwörth dann auch alle die Reize des Chiemsees „absolviert“ wären. Entdeckt doch das liebevolle Studium Karl Raupps immer neue Schönheiten auf dem Fleck Erde, dem er schon so viele schöne Bilder abgewonnen hat, über denen der eigenartige Zauber einer gewissen Abgeschlossenheit liegt, die am Chiemsee Natur und Menschenleben zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Noch immer, wie vor tausend Jahren, durchfurcht der altertümliche Einbaum die weite Wasserfläche, und der Fischfang bildet die Beschäftigung zahlreicher Umwohner, eine Beschäftigung, die nicht immer in idyllischem Behagen verfließt. Wer nur das kleine Stück des Sees zwischen Stock, dem „Hafen“ von Prien, dem Herrenwörth und dem Frauenwörth kennt, der ahnt gar nicht, welchen Gefahren auf der gewaltigen Fläche des „Weitsees“ den Unvorsichtigen oder Ungeschickten umlauern. Ringsum von flachen Ufern umgeben, ist der See ein Tummelplatz der Winde, die sich hier in ganz andrer Weise bethätigen müssen als auf dem Lande. Bei klarem Himmel bist du ausgefahren und hast gar nicht bemerkt, wie sich im Westen ein Wölklein am Horizont heraufgeschoben hat. Da faucht plötzlich ein Windstoß über die Fläche, der See beginnt sich zu kräuseln, der Himmel wird düster, die kleinen Wellen rauschen mit weißen Schaumkappen einher und werden immer höher, bis sie als weißmähnige Wogenrosse in donnerndem Galopp einherrasen, in der Tiefe begrabend, was ihrem Zorn nicht entfliehen kann. Das weiß der Fischer, der jahraus jahrein den See beobachtet, und er weiß, wie viele Opfer schon das Wasser verschlungen hat. Jede Ausfahrt zum Fischen kann die letzte sein, und der Abschied von Weib und Kind ist mehr als Förmlichkeit. Und diese Stimmung liegt auch über dem Bild Karl Raupps.



Festhalle.



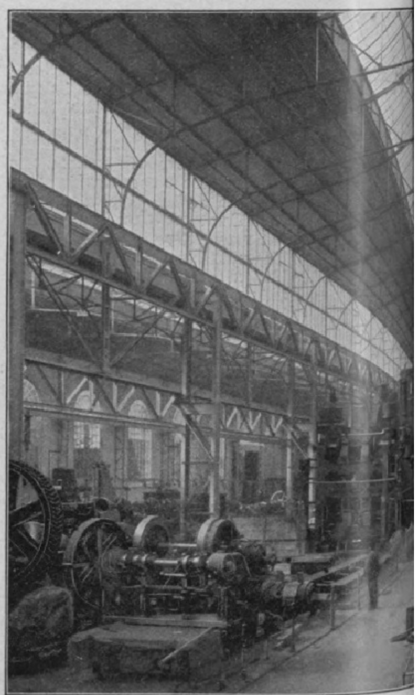
Gebäude des Vereins für bergbauliche Interessen.



Kruppscher Pavillon.



Hauptmaschinenhalle.



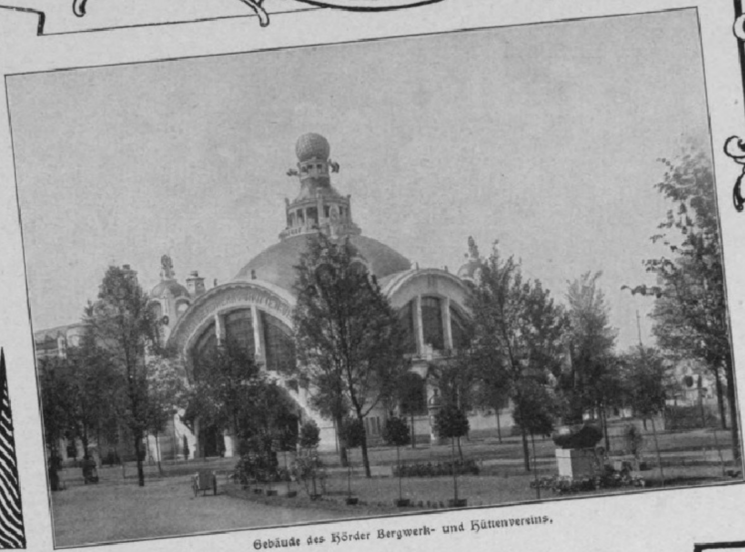
Inneres der H

Die Industrie-, Gewerbe- und Ku

Nach photogr. Aufnahmen von Juli



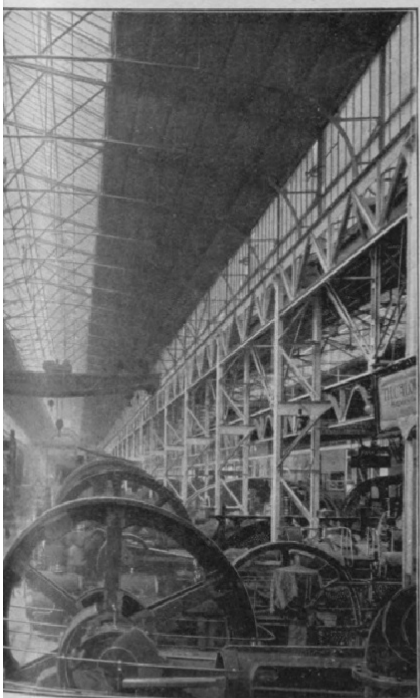
Eisenbahnpavillon.



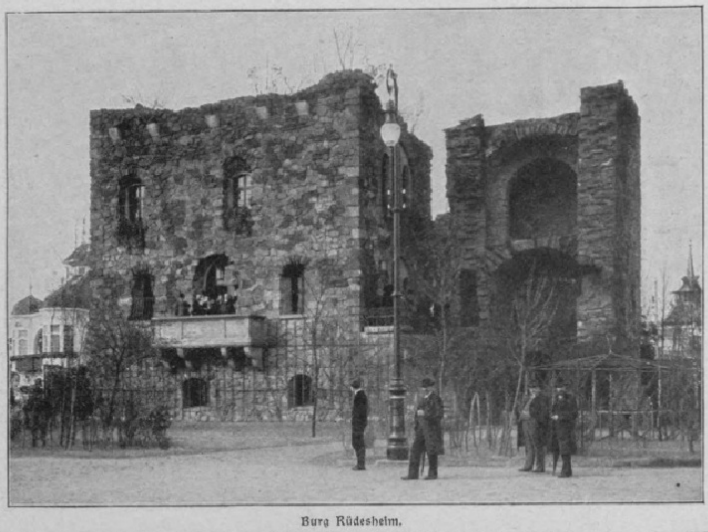
Gebäude des Hörder Bergwerk- und Hüttenvereins.



Hauptweinrestaurant.



nenhalle.



Burg Rüdesheim.

usstellung in Düsseldorf. (Text Seite 686.)

gemann, Hofphotograph in Düsseldorf.

Dômbadu.

Indische Gauklerskizze

von

M. von Ekensteen.

Hohe Bambusgebüsche und unabsehbare Bananenfelder dehnen sich zwischen dichten Urwaldungen, und das rauschende, riesige Schilf der Dschungeln wogt im glühenden Strahl der sengenden bengalischen Sonne. Hier und dort spielen nackte Kinder vor den niederen, mit Stroh und Palmblättern bedeckten Hütten, und die hohen Kokospalmen senden Schattenstreifen herab. Hindus mit farblosen Lendentüchern beackern die Felder, Büffel und Zebus ziehen den räderlosen Pflug, hoch über Tümpeln und dunkeln Weihern kreisen kreischend breitgeflügelte Adler.

Langsam zieht mit Eselgefährten eine wandernde Gauklertruppe Kalkutta zu. Kârâtnam ist der Zauberer und Besitzer der kleinen Akrobaten- und Seiltänzerbande; ihm gehören die Karren, die Esel und alle Musikinstrumente und Kostbarkeiten; er zahlt seine Leute gut, aber sie fürchten ihn, denn er ist schlau wie eine Schlange, und seinem scharfen Blick entgeht nicht leicht etwas.

Seine Truppe hat er sich aus vagabundierenden Dschungel-Gudscharatis*) und Eingeborenen aus Travancore zusammengestellt; ein echtes Zigeunervolk, ohne Heimat und Scholle, aber gewandt wie die Meerkatzen. Ihre geschickten und oft waghalsigen Tricks füllen Kârâtnams Kasse, aber den Hauptanziehungspunkt der Schaustellungen bildet doch der Zauberer selber, wenn er die schöne Mannasata vor den Augen des Publikums verschwinden läßt, um sie dann mit einem lauten: „Dômbadu“ plötzlich als reichgeschmückte Bajadere wieder hervorzuzaubern.

Mannasata ist ein zierliches, zartes Geschöpf mit braunglänzender Haut, wie die schwellenden Knospen der wilden Kastanie, und großen, sehnenden Augen mit feuchtschimmernden, blauschwarzen Pupillen, Augen, die suchend und voll Sehnsucht um sich blicken und die sich furchtsam vor dem Zauberstabe des hageren Mannes senken, dem sie gehorchen muß wie die flaumige Feder seinem blasenden Atemzuge.

Ihre Glieder sind beweglich wie die Wurzelfasern der Banianen, die sich von den Zweigen zur Erde spinnen, und wenn Kârâtnam auf seiner Rohrflöte und der ausgehöhlten Wassermelone mit quietschenden Klängen auf dem kleinen Podium umherschreitet, dann wiegt sie das Köpfchen mit den riesigen Ohrgehängen, die ihr bis tief auf die Schultern fallen, hebt sich auf den Fußspitzen und sucht mit den Augen in der Menge und neigt und biegt den Körper wie eine Lotosblume im Morgenwinde.

Kârâtnam berührt sie mit seinem Zauberstabe; da kriecht sie wie eine schleichende Zibethkatze in einen winzigen, strohgeflochtenen Korb; sie muß sich winden wie ein Wurm, und die Zuschauer flüstern sich leise zu: „Alle Knochen hat ihr der Zauberer zu Sehnen gewandelt.“

Aller Augen ruhen auf dem Geflecht, das Kârâtnam fest mit einem Deckel verschließt und mitten auf das Podium stellt; dann schließt er die Augen, zieht Kreise in der Luft und zählt mit immer lauter werdender Stimme von eins bis zehn: „ônnu, rënntu, mûnnu, nâlu.“ Wie er „ândji“ sagt, öffnet er den Korbdeckel und zeigt dem Publikum die kleine, zusammengeringelte Mannasata; dann beginnt seine Wanderung von neuem; bei „aru“ durchsticht er wie in Raserei mit einem Schwert das Geflecht; bei „jâlu“ springt er mit beiden Füßen darauf. Das ruft ein Grausen bei der Menge hervor: die Kleine muß zu Brei zermalmt sein! Aber Kârâtnam lächelt, und wie einen leichten Ball wirft er den Korb in die Luft, öffnet den Deckel und zeigt, daß die schöne Mannasata verschwunden ist. Gudscharatis führen in Federkleidern den Hühnertanz auf, die Trommel wird geschlagen, die Holzklappern rasseln, und der Zauberer zieht seine letzten Kreise. Jetzt ruft er laut und gebieterisch: „Dômbadu!“, und aus dem Korbe springt Mannasata im malerischen Bajaderengewand, Glöckchen an den silbernen Knöchelreifen, den helmartigen Kopfschmuck mit Perlen, Muscheln und Steinen verziert. Sie wiegt sich tanzend, daß die Mangoblüten an ihrem Busen zittern, ihre feinen Hände greifen in die Luft, als hasche sie nach Sternen, und die Menge jauchzt!

Es gab eine Zeit, da lachte Mannasata die Zuschauer an, da leuchtete ihr Auge wie Sprühfeuer, und wiegender, wogender war ihr Bajaderentanz. Kârâtnam hat mit seinem Schlangenblick schnell erspäht, warum die kleine Waise von Nilghiri-Hills, die er sich mit viel Geduld zum Haupttrick herangebildet hat, so lachende Augen hat und sich so kokett im Tanze bewegt! Seit einigen Monaten hat er einen jungen Tamilen angeworben, dem ein schlauer Jongleur mit dem Eselgespann und allen Habseligkeiten durchgegangen war, als er krank in einer Hütte lag, sich von einem Sturz zu erholen, den er bei seinen Produktionen auf hoher Bambusstange erlitten hatte. Shêklamia war zweifellos der schönste Mann aus Kârâtnams Truppe; sehnig und gelenkig, die Haut lichtbraun getönt, den Kopf voll krauser, schwarzer Haare, und Zähne so schimmernd weiß wie Perlmutterketten.

Wenn er seine Kunststücke machte, sah ihm das Mädchen mit schnellerem Herzschlag zu; wenn er von den schwankenden Bambusstangen gewandt wie ein Affe herunterglitt, dann atmete sie auf; und wenn sie beim Tanze mit den Knöchelreifen klirrte, dann stand er mit gekreuzten Armen, und seine Augen hingen an ihrer Schönheit, und seine Blicke weckten das Lachen und das Glück in ihr.

Saß die Gesellschaft beisammen beim steifen Reisbrei mit Hammelwürfeln und Paprika, dann streute das Mädchen ihm die größte Portion Maledivfischpulver auf die Speise, und sie redeten mit den Augen die stumme Sprache der Liebe.

Das alles hat Kârâtnam beobachtet. Eine Angst hat ihn erfaßt: wie, wenn das Mädchen sich mit dem verwegenen Burschen verständigte, wenn sie ihm seinen Haupttrick verriete?! Nein, nein, das darf nicht sein, er muß Shêklamia kündigen, koste es, was es wolle!

Eines Tages sagt er ihm unter vier Augen:

„Ich bin des Herumziehens müde und möchte meine Truppe auflösen; ich will in Kalkutta bleiben; wenn dir gerade daran liegen sollte, schneller hinzukommen, zahle ich dir gleich den ausbedungenen Lohn aus.“

Shêklamia sieht schlau von der Seite den geriebenen Zigeuner an: „Mir gilt es gleich! Ich finde überall Reis und Stockfisch.“

Der Alte lächelt; so leicht hat er sich die Sache nicht gedacht. „So laß uns gleich das Geschäft abmachen,“ sagt er.

‚Eilt es so?‘ denkt der junge Bursche und zwinkert mit den Augen, denn er weiß, warum Kârâtnam so drängt. Mannasata hat ihm in einer lauen Nacht unter Arekapalmen erzählt, wie ihn der Alte haßt, wie er fürchtet für sein Geheimnis. „Vielleicht fürchtet er noch andres?“ hat flammenden Auges Shêklamia geflüstert.

„Ich glaube, er ist eifersüchtig auf dich!“

Seit jener Nacht flüstern sie von Liebe, so oft Kârâtnam mit lautem Schnarchen verrät, daß ihre Stunde des Glückes angebrochen ist, und ein Gefühl der Sicherheit bahnt dem Stolz den Weg in seine Brust. Was hilft dem Zauberer sein Geheimnis, da er es jetzt auch kennt, was nützt dem Head-man sein Geld und seine Schlauheit! Er weiß alle seine Pläne, den Weg, den er zieht; alles hat ihm in schweigenden Nächten beim Rauschen des Schilfes seine braune Bajadere erzählt.

Darum überrascht ihn die Kündigung nicht, darum steckt er ohne Feilschen den Lohn ein, den ihm Kârâtnam aufzählt, und wie der Alte, etwas mißtrauisch geworden, fragt: „So freudig schlägst du ein?“ da sagt er achselzuckend:

„Mir gilt es gleich, mit wem ich ziehe, wenn nur einmal mein Weg nach Gangotri oder Puri*) führt, wenn ich nur einmal in den heiligen Gangawellen baden kann! Ich frage auch nichts danach, ob ich auf dem Bambus meine Kunst produziere oder Flechtarbeit mache und Muscheln aneinanderreihe, wenn mich die Arbeit nur ernährt!“

Bei der nächsten Rast schnürt er sein schmales Bündel und nimmt dann Abschied von den Kollegen, mit denen er kaum ein halbes Jahr umhergezogen ist. Wie er Mannasata die Hand reicht, sieht er ihr fest in die Augen; sie versteht seinen Blick, und sie pressen einander die Hände; beide fühlen es: „Das gilt für einen Schwur.“

Seitdem, wo auch Kârâtnam mit seiner Truppe rastet, eilt suchend und sehnend Mannasatas Auge durch die Reihen der Zuschauer: hat Shêklamia sie und sein Wort vergessen? Lange Wochen ist's her, daß er Abschied genommen hat, — versprach er nicht, heimlich wiederzukommen?

Sie haben Kalkutta verlassen, und sie hat kein Verständnis gehabt für die bewundernden Blicke der schönen Bengalen, die so stolz im Lendentuch und der malerischen, leuchtenden Toga aussahen; gleichgültig hat sie über das Schloß und die schönen Bungalos hingesehen, und durch die Wunderpracht des botanischen Gartens ist sie unter rauschenden Palmen und riesigen Orchideen wie im Traum gewandelt; ihr ganzes Sinnen und Denken ist bei Shêklamia, und sie lauscht auf das verabredete Zeichen, den hohlen Lockruf des Sarikavogels, den er so täuschend nachzuahmen versteht, und der ihr bedeuten soll: „Die Zeit ist gekommen, mache dich bereit.“

Jetzt rasten sie nahe Barassat in einem kleinen, schmutzigen Neste, wo sich die sengende Hitze mit dem indischen Staub mischt. Die Vorstellungen sollen auf einem freien Platz zwischen den niederen Hütten stattfinden; das Podium steht bereit, mit der Rückwand an den großen Wagen angelehnt; mit Flechtwerk und bunten Decken ist der Hintergrund geschmückt, und das ganze Dorf hat sich zur Schaustellung eingefunden.

Die Gudscharatis produzieren sich auf den hohen Bambusstangen, andre gehen vor dem Publikum umher und preisen unter kräftigen Schlägen auf den nackten Oberarm ihre Muskelkraft, einige bitten in wohlgesetzten Reden, den Lohn bereit zu halten und ihn nicht zu knapp zu bemessen, und die übrigen Mitglieder der Truppe, Jongleure und Seiltänzer, Frauen, Männer und Kinder begleiten alles mit rasselnder, klappernder und quietschender Musik auf den primitivsten Instrumenten, die von der Trommel laut übertönt wird.

Mitten in all den Lärm tönt ein langgezogener, hohler Pfiff, wie der Lockruf eines Vogels; niemand achtet darauf, nur Mannasata fährt zusammen, und mit flimmernden Augen starrt sie nach der Stelle, wo sich jetzt leiser und schmeichelnder der Lockruf wiederholt. Ein Mann geht langsam und unauffällig um die Hütten herum und verliert sich hinter den Wagen der Gauklertruppe.

Ein Zittern hat das braune Hindumädchen erfaßt; ihr Herz pocht zum Zerspringen.

Jetzt kündet Kârâtnam seinen Trick an: „Die schöne Mannasata wird durch Zauberspruch verschwinden und durch Zaubermacht wieder erscheinen, wenn ich ‚Dômbadu!‘ rufe.“

Die Menge lauscht und schaut in erwartungsvollem Schweigen.

Leichtfüßig wie ein Vogel springt Mannasata auf das Podium; ihre Augen sprühen, und Kârâtnam denkt: ‚Nun hat die Kleine endlich wieder den jubelnden Ausdruck im Gesicht, der das Publikum begeistert!‘

„Onnu,“ sagt er geheimnisvoll und schwingt den Zauberstab; das Mädchen schmiegt sich in das dehnbare Geflecht; rënntu, mûnnu, nâlu, geht es fort unter beschwörenden Zeichen, und bei „ândji“ zeigt Kârâtnam der Menge das zusammengeringelte Mädchen.

All seine Sprüche, all seine Zeichen macht er, unter dem Grausen der Zuschauer durchsticht er das Geflecht mit dem scharfgeschliffenen Schwert, er tritt und springt auf dem Korb herum, der sich zusammendrückt wie eine Matte, dann ruft er wie ein Sieger: „Dômbadu!“

Einen Moment herrscht lautlose, erwartungsvolle Stille.

„Dômbadu!“ ruft Kârâtnam ein zweites Mal. Nichts regt sich.

Der Zauberer knirscht mit den Zähnen und stampft mit dem Fuße; laut schreit er: „Dômbadu, Dômbadu!“

Die Menge lacht; sie hält es für ein Zubehör des Tricks, aber allmählich dämmert ihr doch auf, daß nicht alles in Ordnung sei, und ein Murren erhebt sich. Kârâtnam läuft wie ein Rasender herum, er schleudert den Korb mit dem Fuß davon, und die Leute sehen eine kreisrunde Oeffnung, die unter das Podium führt. „Schwindel, Betrug!“ schreien sie und rücken und heben das Podium; Kârâtnam, die Künstler und das Publikum, alles schreit durcheinander nach Mannasata.

Hinter dem Podium, dessen Rückwand durch eine bewegliche Oeffnung mit dem großen Wagen der Gaukler verbunden ist, liegen die gestickten, bunten Bajaderenkleider unberührt, und der kostbare Kopfschmuck kollert auf den Boden, aber von dem Mädchen ist nirgends etwas zu sehen.

Und mitten in all dem Wirrwarr und Gejohle tönt das Fluchen und Schreien eines fremden Gudscharati, der, zufällig des Weges kommend, sich auch die Kunststücke angesehen hat, weil er vielleicht einen neuen Trick absehen konnte. Er tobt wie ein Besessener; sein Eselsfuhrwerk, das er am Wege stehen ließ, ist verschwunden, mit seiner Gauklerware und seinem Proviant.

Und während im Dorf sich alles balgt und rauft, daß der Staub in dicken Wolken aufwirbelt, eilt ein kleiner, mit einem Esel bespannter Karren, in dem zwei junge Leute eng aneinander geschmiegt

*) Leute von der Halbinsel Gudscharat in der Präsidentschaft Bombay.

*) Wallfahrtsorte der Inder.

sitzen, auf einem schmalen Wege nordwärts. Der Esel läuft so flink, als ob es einen Wettlauf gelte, und wenn der junge Mann im Karren ermunternd mit der Zunge schnalzt, dann bewegt das Tier langsam die langen Ohren und zieht die Oberlippe hoch, ganz so, als lache es vor Vergnügen; und wenn der Mann ruft: „Palanée, erkennst du mich?“ dann schreit der Esel laut und fröhlich: „I—aaah, I—aaaah!“

„Wie hab' ich mich nach dir gesehnt!“ sagt das schlanke, zierliche Geschöpfchen, das neben dem Manne im Fuhrwerk sitzt.

„Manyasata, meine Silbermuschel, mein Goldstern!“ sagt Shéklamia. „Ich ließ dich freilich lang warten, aber — ich war dem Halunken auf der Fährte, der mir meinen Karren und Palanée gestohlen hatte. Nun haben wir doch gleich unser Heiratsgut bei uns, und den Trick nützen wir nun selber aus; jetzt zähle ich bis Dômbadu!“

„Und wenn sie uns verfolgen?“ fragt bang Manyasata.

„Sei ruhig, meine Perle!“ lacht Shéklamia. „Die suchen uns überall eher als auf der Straße, die Kâràtnam dir als sein Reiseziel angab, und dann: der Wagen und der Esel sind mein!“

„Und ich erst recht!“ haucht das Mädchen; und ihnen zur Seite raunt das riesige Schilfrohr und rauschen die alten Palmen.

Ist Gemüse gesund?

Wenn der Mai in das Land gezogen ist, beginnt die Hausfrau erleichtert aufzuatmen. Denn nun bedarf es keines Kopfzerbrechens mehr, wie für den Mittagstisch die begehrte Abwechslung beschafft werden soll. Kommt doch von jetzt an in immer steigender Fülle das wieder auf den Markt, was die mannigfachsten Zubereitungen zuläßt, frisches Gemüse. Der Volksmund bezeichnet Gemüse als gesund, den Grund für seine Beurteilung vermag er aber überhaupt nicht oder doch nur in sehr unklarer Weise anzugeben. Diese Unkenntnis ist nicht überraschend. Denn gerade beim Gemüse läßt es sich nicht mit einigen wenigen Worten entscheiden, ob und warum es für unser körperliches Wohlbefinden zuträglich und förderlich ist.

Der wichtigste Bestandteil unsrer Nahrungsmittel sind die Eiweißstoffe. An sie schließen sich die Kohlehydrate, wie Stärkemehl und Zucker, und die Fette. Nach dem Gehalt der Nahrungsmittel an diesen Nährstoffen bemißt man ihren Nährwert. Legt man diesen Maßstab an die Gemüse an, so ergiebt sich, daß ihr eigentlicher Nährwert nur gering ist. Die Hauptmasse des Gemüses bildet das Wasser. Auf 1000 Teile Kohlrabi entfallen rund 850, auf die gleiche Menge Wirsing oder Mohrrüben 870, auf Spinat, Rotkohl und Blumenkohl 900 und auf den Spargel sogar 930 Teile Wasser. Der Gehalt an Eiweißstoffen schwankt zwischen 10 und 30 Teilen. Noch kleiner ist der Prozentsatz an Kohlehydraten und Fetten. Würde man den Wert der Gemüse allein nach den Nährstoffen abschätzen, so müßte man sagen: die Gemüse sind für die Ernährung bedeutungslos.

Allein das, was den Gemüsen an eigentlichen Nährstoffen fehlt, ersetzen sie durch andre Bestandteile. Unter ihnen sind zu nennen die Nährsalze, die Pflanzensäuren und die aromatisch-ätherischen Oele. Von besonderem Interesse sind die Nährsalze des Gemüses. Kali, Natron, Chlor, Magnesia, Phosphor, Kalk, Eisen, sie alle sind in den Gemüsen enthalten, die diese Stoffe dem Boden entziehen und sie zu ihrem Aufbau verwenden. Justus von Liebig hat die Nährsalze so hoch bewertet, daß er erklärte, ohne sie schienen ihm die Nahrungsstoffe so gleichgültig wie Steine zu sein. Er vertrat die Ansicht, die Nährsalze müßten stets zusammen mit den Nahrungsstoffen in den Verdauungsapparat gebracht werden, da diese sonst weder verdaut und aufgesaugt würden, noch die Fähigkeit besäßen, Blut und Organe zu bilden. Auf jeden Fall steht fest, daß sie dem menschlichen Körper unentbehrlich sind. Sie finden sich in wechselnder Menge und Zusammensetzung in allen Organen vor, und die Bildung des Magensaftes, des Saftes der Bauchspeicheldrüse, der gallensauren Salze ist ohne sie nicht denkbar. Von den Alkalien ist die Verteilung im Körper so, daß sich die Kaliverbindungen vorwiegend in den Organen ablagern, während die Natronverbindungen in den Säften, wie Blut und Lymphe, vorherrschen. Phosphorsaurer Kalk und Magnesia sind in geringerer Menge nicht nur in allen Geweben enthalten, sondern sie stellen auch den Grundstock der Knochen dar. Von dem gesamten Gehalt des Körpers an Kalk und Magnesia kommen 99 Prozent Kalk und 71 Prozent Magnesia auf die Knochen. Wie notwendig der Kalk als Nahrungsbestandteil für die Erhaltung des Knochengerüstes ist, erweisen die Versuche, bei denen man Tieren alle Nahrungsstoffe mit Ausnahme der zureichenden Kalkmenge verabreichte. Bei jungen Hunden wurden infolge der Kalkentziehung alle jene krankhaften Knochenveränderungen beobachtet, wie sie bei der sogenannten englischen Krankheit der Kinder auftreten, während sich bei ausgewachsenen Hunden ein Schwinden des Zusammenschlusses im Knochengewebe feststellen ließ. Es ist dies ein ähnlicher Vorgang, wie er sich bei der Knochenerweichung, die namentlich Frauen befällt, vollzieht. Man führt diese Krankheit auf ungenügende Kalkzufuhr in der Nahrung oder doch wenigstens auf eine mangelhafte Verwertung der aufgenommenen Kalksalze zurück. Durch Kalkreichtum zeichnen sich aus Mohrrüben, Spargel, Wirsingkohl, Spinat, Radieschen.

Was der Kalk für die Knochen, das bedeutet das Eisen für das Blut. Eisen und Blut bilden einen festen Kitt auch für den einzelnen Menschen. Das Eisen ist der wichtigste Bestandteil des Hämoglobins, des roten Blutfarbstoffes, der dem Blute seine Farbe verleiht und es erst zu dem ganz besonderen Saft macht. Eisen ist außerdem ein Anregungsmittel für die Blutbildung, indem es die Entstehung der roten Blutkörperchen, der eigentlichen Träger des Blutes, fördert. Der Einfluß des Eisens in dieser Beziehung zeigt sich am besten bei der Bleichsucht, die auf einer Verarmung des Blutes an roten Blutkörperchen beruht. Hier, bei der Bleichsucht, ist Eisen außer einer allgemeinen zweckmäßigen Lebensweise das Hauptkampfmittel gegen die Krankheit, denn seine Darreichung hat eine Vermehrung der roten Blutkörperchen zur Folge. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß das Eisen, das mit den Pflanzenzellen eine organische Verbindung eingegangen ist, vom Körper viel besser aufgenommen und ausgenutzt wird als jenes Eisen, das ihm als Medikament zugeführt wird. Denn das Pflanzeneisen ist sozusagen vom Pflanzenleib vorverdaut, d. h. in eine Form gebracht, durch die der Verwertung des Eisens im menschlichen Körper wesentlich vorgearbeitet worden ist. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Gemüse als eine Handhabe zur Bildung des Blutes und Anreicherung des Körpers mit diesem zu betrachten. Das meiste Eisen wird aufgespeichert im Spinat, in den Mohrrüben und Endivien.

Schon der Gehalt an Kalk und Eisen würde genügen, um dem Gemüse seinen Platz in unsrer täglichen Nahrung anzuweisen. Namentlich der heranwachsende Organismus bedarf dieser beiden Stoffe. Allerdings haben viele Kinder eine Abneigung gegen Gemüse. Der hauptsächlichste Grund ist wohl der, daß der Geschmack den Kindern anfänglich nicht zusagt und sie sich erst an ihn gewöhnen müssen. Aber auch die Eltern sind oftmals an dem Widerwillen gegen Gemüse nicht schuldlos. Teils geben sie den Weigerungen der Kinder, Gemüse zu essen, zu leicht nach, teils begünstigen sie den Fleischgenuß. Nun ist ja das Fleisch ein vorzüglicher Kraftspender, aber mit dem Nährsalzgehalt der Gemüse kann es sich nicht messen. Darum muß zum Fleisch auch reichlich Gemüse gegessen werden. Der zarte Knochenbau und die Blutarmut vieler Kinder rühren nur davon her, daß ihr Gemüsegenuß so äußerst gering ist. Ueberhaupt sind die Nährsalze dem Körper unumgänglich nötig. Wenn man Tieren alle sonstigen Stoffe zuführt, aber keine Nährsalze, so verfallen sie dem Tode, und zwar Tauben, wie die Experimente gezeigt haben, nach 13 bis 29 Tagen und Hunde nach 26 bis 36 Tagen. Wir geben außerdem fortlaufend Nährsalze ab, und schon dieser Verlust heischt eine ergänzende Zufuhr, die am einfachsten und zweckmäßigsten im Gemüse beschafft wird.

Als weitere Bestandteile des Gemüses wurden genannt Pflanzensäuren und aromatisch-ätherische Oele. An Pflanzensäuren finden sich vor: Apfelsäure, Zitronensäure, Kleesäure, Bernsteinsäure; unter den Oelen ist das bemerkenswerteste das schwefelhaltige ätherische Oel, das namentlich in Radieschen, Rettichen, dem Schnittlauch und den Zwiebeln hervortritt. Die Pflanzensäuren und Oele bestimmen in erster Linie den Geschmack der verschiedenen Gemüsearten. Als geschmackgebende Stoffe regen sie aber auch die Aussonderung der Speicheldrüsen des Mundes an, wodurch die Verdauung der stärkemehlhaltigen Nahrungsmittel, die wir zugleich mit dem Gemüse genießen, also besonders der Kartoffeln, gefördert wird. Der wirksame Stoff des Speichels ist das Ptyalin, das Stärke in Zucker umwandelt. Dieser wird sehr leicht verdaut. Der Umwandlungsprozeß der Stärke in Zucker läßt sich übrigens schon durch den Geschmack verfolgen. Je länger wir ein Stück Kartoffel kauen, desto süßer schmeckt es. In gleicher Weise steigern ferner die Pflanzensäuren und aromatischen Oele die Aussonderung des Magensaftes, der ja die Grundlage für den ganzen Verdauungsprozeß bildet. Je größer aber die Menge des Magensaftes ist, desto glatter wird die Verarbeitung der Speisen vor sich gehen. Doch auch rein mechanisch erleichtert das Gemüse die Verdauung der übrigen, mit ihm zusammen verzehrten Speisen. Denn indem es sich zwischen die festeren Bestandteile, wie die Fleischstücke, als eine lockere Zwischenlage dazwischenschiebt, stellt es Leitungsbahnen her, auf denen die Verdauungssäfte in das Speisegemisch einzudringen vermögen, um nun von allen Seiten ihre Einwirkung auf die festeren Speiseteile zu entfalten. Diese Allseitigkeit des Angriffes bedingt aber eine Beschleunigung der Umsetzung und Ausnutzung. Die Pflanzensäuren besitzen außerdem fäulniswidrige Eigenschaften. Mit unsern Nahrungsmitteln gelangt eine große Anzahl von Gärungserregern in den Verdauungsapparat, die unter Umständen sehr lästige Gärungsvorgänge hervorrufen. Ihnen arbeiten die Pflanzensäuren entgegen, schwächen sie ab und bringen sie zum Verschwinden. Endlich werden die Pflanzensäuren auch in das Blut aufgenommen, so daß sie an der Blutmischung mitwirken. Es ist bekannt, daß auf mangelhaft verproviantierten Schiffen, wo die Bemannung monatelang auf Pökelfleisch mit einer spärlichen Zukost angewiesen ist, leicht der Skorbut ausbricht. Das bloße Kauen von Teilen frischer Pflanzen, die häufig gar nicht als Küchengewächse verwendet werden, genügt aber erfahrungsgemäß, um die Krankheitserscheinungen zu mildern. Dieser günstige Einfluß läßt sich nur durch die Aufnahme von Pflanzensäuren in die Blutbahn erklären.

Die Gemüse selbst sind nicht alle gleich gut verdaulich. Am besten werden verdaut gekochter Spargel, Mohrrüben, Spinat, Blumenkohl. Daran schließen sich Kohlrabi, Schnittbohnen, Rosenkohl, Wirsing, während Grünkohl, Rotkohl und Weißkohl am schwersten verdaut werden. Daher müssen sich diejenigen Personen, bei denen sich leicht Verdauungsbeschwerden einstellen, wenigstens hinsichtlich der letzteren Gemüsearten einige Beschränkung auferlegen.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Gehalt an eigentlichen Nährstoffen bei den Gemüsen gering ist. Die Ausnutzung dieser Nährstoffe wird zudem erschwert durch den derben Zellstoff, der das Gemüse gerüstartig durchsetzt und ein Hindernis für das Eindringen der Verdauungssäfte darstellt. Aber dieses Hindernis läßt sich durch die Zubereitung zum guten Teil aufheben. Werden die Gemüse durch Wiegen, Schaben oder Zerschneiden zerkleinert, so wird der Zellstoff zerrissen und damit den Verdauungssäften der Weg geöffnet. Uebrigens ist der Zellstoff auch für den Menschen nicht gänzlich unverdaulich. Bei jungem Gemüse wenigstens, wo er noch nicht seine volle Härte und Festigkeit erlangt hat, unterliegt er der Verdauung. Junge Gemüse, namentlich wenn sie fein zerkleinert werden, eignen sich deshalb vor allem für einen geschwächten Organismus, der, wie es nach der Ueberwindung einer Krankheit im vorgeschrittenen Genesungszustand der Fall ist, zwar noch vorsichtig behandelt werden muß, aber doch aller Hilfsmittel zu seiner Kräftigung bedarf. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß dem Gemüse bei der Zubereitung große Fettmengen zugefügt werden, die sie aufsaugen. Die Kohlarten gewinnen durch die Fettaufnahme bedeutend an Wohlgeschmack. Die Fette sind aber unter den Nährstoffen die hervorragendsten Wärmeerzeuger für den Körper, so daß durch ihre Verbindung mit dem Gemüse der Mangel an Nährstoffen gedeckt und ausgeglichen wird.

Gemüse ist also gesund. Und es hat, abgesehen von der allerersten Zeit, den Vorzug, billig zu sein. Hier trifft einmal Güte mit Wohlfeilheit zusammen.

Theo Seelmann.

Blühender Rotdorn.

Du standest gewappnet von Kopf bis zu Fuß,
Ein trutzig zäher Geselle.
Aufs Fähnlein schriebst du: „Wer's wagen mag, thu's,
Daß ich gründlich die Lust ihm vergälle!“

Das las Junker Lenz und lachte: „Ach, Witz!“
Und packte dich kecklich beim Schopfe.
Drob fuhr's durch die Glieder dir wie ein Blitz,
Und puterrot stieg dir's zu Kopfe.

Doch schau! Dein Zürnen ward blühende Pracht.
Ist das noch Unterliegen?
Mich dünkt, was Lenz, dich bezwingend, vollbracht,
Gedieh dir zu schöneren Siegen.

Th. Aemilius.



Feldherrn-Parade in München.
Nach einer Zeichnung von M. Barascudts.



Das Los Angeles-Hotel.

Eine Mondscheinnacht im Neapel Kaliforniens.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 697.)

Auf Los Angeles, die Hauptstadt des südlichen Kaliforniens, richtet sich gegenwärtig das allgemeine Augenmerk, denn hier ist die erste Station für drahtlose Telegraphie errichtet worden, und Mitte Mai sollten die Versuche zwischen der genannten Stadt und dem Seebade Avalon auf der Insel Catalina im Stillen Ozean beginnen. Kalifornien ist das Italien Amerikas, „Los Angeles" sein Neapel. Es ist der Ort, wo Tausende von Leidenden Heilung ihrer Leiden suchen, wo Unzählige, deren Leben im Osten und Norden der Vereinigten Staaten Mühe und Arbeit gewesen, ausruhen im Palmenschatten. Mögen mir die Leser folgen auf einem Gange durch die Stadt, zu dem wir die Abendstunden wählen.

Noch immer zeigt das Thermometer in der „Engelsstadt" 24 Grad R., während eben die Glocken des großen Hospitals die achte Stunde einläuten. Vom Ozean kommen sanfte Zephyrlüfte herübergeweht; von ihrem Hauche bewegt, schaukeln die Aeste der graziösen Pfefferbäume leise auf und nieder; zuweilen zaubert der Schatten nach den hängenden Aesten und den farnkrautähnlichen Blättern das feinste Spitzengewebe auf die mondbeschienene Fläche der breiten Straßen. Ein fast berauschender Blumenduft erfüllt die Atmosphäre. Des Mondes Strahlen küssen die üppigen Rosen, die großen, weitgeöffneten Veilchen, die feurig glühenden Nelken und all die andern blühenden Schwestern in ihrer tausendfarbigen Pracht. Der zauberhafte Blumenflor ist emporgeklommen an den Mauern der menschlichen Wohnstätten, so daß sie Dornröschens Schloß vergleichbar sind mit ihren dichten Rosenhecken, die hinauf bis über das Dach sich ranken. Was würde Crespi, der kühne Amerikaforscher, sagen, wenn er jetzt diese Stätte wiedersähe, auf der er einst, da er diesen Garten Eden betrat (2. August 1769), ausrief: „Nuestra Señora la Regna de Los Angeles" und dem Orte den Namen „Los Angeles" verlieh, da der Name der Engelskönigin an jenem Tage im Kirchenkalender stand. Damals entstand eine kleine Ansiedlung von Mönchen, von denen man schrieb, daß sie sich eines herrlichen Gartens und einer trefflichen Küche erfreuten. Heute ist Los Angeles eine Stadt von 130000 Einwohnern im buntesten Völkergemisch, eine Stadt, deren Bauten die verschiedensten Stile aufweisen.

Welch köstliche Nacht ist's! Tausendfach funkeln die Diamanten, mit denen das dunkelblaue Nachtgewand des Himmels besetzt ist. Zweimal größer, zweimal heller als daheim in deutschen Landen leuchten diese göttlichen Juwelen im kalifornischen Italien! Und jetzt wird's lichter und lichter am Firmament; da kommt er heraufgezogen in seiner majestätischen Purpurpracht, der Mond, der alles mit zauberischem Glanz erfüllt. Mit der elektrischen Bahn fahren wir die sich stundenlang erstreckende Templestreet hinunter. Wir steigen am Plaza aus, dem ältesten Stadtteil, der einst von Spaniern angelegt wurde. Ein Palmengarten befindet sich auf diesem Platze, dessen Bäume von ganz enormer Höhe sind. Bald stehen wir vor dem ersterbauten Gebäude der Stadt, einer Kirche. Wir treten ein. Eine dumpfe, weihrauchduftende Atmosphäre erfüllt den Raum. Halbdunkel ringsum, nur die ewige Lampe über dem Hochaltar flackert zuweilen auf. Wir nähern uns dem Altar. Eine gen Himmel schwebende Maria, in Oel gemalt, bildet den Hauptschmuck der Rückwand. Davor steht ein goldenes Kruzifix mit silberspitzendurchwirkter Decke. Der Kustos erscheint mit einer Laterne in der Hand: „Ich werde Ihnen leuchten, die berühmten Kalvarienstationenbilder zu betrachten, die einst von drüben aus der Alten Welt hergeholt worden sind." Er führt uns die Kirchenwände entlang. Dicht nebeneinander hängen hier alle Kreuzesstationen, die Figuren in Lebensgröße, nach alter italienischer Schule meisterhaft ausgeführt. Leider vermögen wir den Namen des Malers nicht zu entdecken, und auf unsre Frage antwortet der Kustos: „Das ist schon lange her, daß die gemalt worden sind; so alt bin ich nun doch nicht, das wissen zu können." Alsdann öffnet er eine schmale Thür, die in den Hof führt, der ehemals Klostergarten gewesen. Und welch ein Klostergarten! Die lebhafteste Phantasie vermag sich ein poetischeres Fleckchen Erde nicht vorzustellen. Welch köstlicher Blumenflor der seltensten tropischen Gewächse aller Art! Zu Strauch- und Baumhöhe gedeihen hier die bei uns nur mühsam in Töpfen und Kübeln aufgezogenen Pflanzen. Uns von dem freundlichen Führer verabschiedend, schreiten wir über den alten spanischen Plaza, wo die Kinder des nahen Chinesenviertels ihr Spiel treiben, hinweg in die Straße des Frühlings (Springstreet). Welch andres, interessantes Bild bietet sich hier unserm Auge! Wirklich, die Straße verdient ihren Namen! Frühling ringsum, wohin auch das Auge schaut. Die Pracht der in den Läden ausgestellten Blumen ist kaum zu beschreiben. Man muß es dem Kalifornier lassen, er entwickelt den feinsten Geschmack bei seinen Blumendekorationen. Da sind nie verschiedene Blumenarten in einem Strauße vereint, aber die Körbe, die originell und phantasiegeformten Blumenbehälter sind so geschmackvoll, so wunderbar schön arrangiert, daß man nicht leicht sonstwo in der Welt eine solche berückende Zauberpracht der duftenden Kinder Floras findet. Dazu kommt, daß die kalifornische Natur all ihre Pflanzen und Blumen in ganz außergewöhnlich großer Form gedeihen läßt. Die ganze Frühlingsstraße ist heute eine große Illumination, denn am Sonnabend abend feiert die fashionable Welt ihr „dolce farniente" von sechs Uhr an. Da nämlich des Sonntags jede Lustbarkeit verpönt ist, feiert man Sonnabends nach Herzenslust. Hier auf der Frühlingsstraße giebt man sich Rendezvous, hier führen die jungen Herren die Damen ihrer Bekanntschaft in die Konditorläden und setzen ihnen den berühmten Soda-Eiscream (Sodawasser mit Fruchteis) in vielen Auflagen vor, denn die Kalifornierin kann Süßigkeiten in unglaublicher Menge zu sich nehmen. Vor den Hausständen laden Neger die Vorübergehenden ein, auf den hohen Stühlen Platz zu nehmen, um sich für 10 Cents (40 Pfennige) die Schuhe wichsen zu lassen. Musikbanden ziehen mit schmetterndem Paukenschlag und lauter Instrumentalmusik in der Mitte der Straße daher. Reklamemänner zu Pferde und zu Fuße sind in die seltsamsten Kostüme gekleidet; mit lauter Stimme preisen sie die Waren, zu verkaufende Häuser, Landbesitzungen, alle Arten Vergnügungen an. Kurz, es ist ein Leben und Treiben wie auf einem Jahrmarkte. An uns vorüber ziehen die Großen des kalifornischen Reiches, die Dollarköniginnen und -prinzeßchen; das ist ein Funkeln von Diamanten an den Ohren und auf den zarten, wohlgepflegten Händchen, denn es ist jetzt Mode, keine Handschuhe zu tragen. Aber es sind wohl auch kaum anderswo in der Welt so viele Frauenschönheiten in so großer Anzahl bei einander wie in Kalifornien. Die Ursache davon mag wohl sein,



Alter Klostergarten in Los Angeles.



Echo-Park in Los Angeles: im Hintergrunde die San Bernardino-Berggruppe.

daß durch die Vertreter so vieler Nationen, die sich hier ehelich verbinden, immer neue Blutmischung stattfindet. Diese hohen, schlanken, graziösen Gestalten, dieser üppige Haarwuchs, dieser wunderbar



Kaktusgruppe in Los Angeles.

durchsichtige Teint, und welche Augen!... Dort auf der andern Seite der Straße, auf einem Holzboot, das an einer halb niedergebrannten Hausmauer schräg angestellt ist, schaukeln sich eine Anzahl halbwüchsiger, braunhäutiger Knaben. In Fetzen gekleidet, liegen sie platt auf dem Bauch und verspeisen ihre saftigen Melonen, während ihre Fortbewegungsglieder in der Luft baumeln. Plötzlich springt einer der Knaben auf die Straße herab. Ein Mann hält ihm einen Stoß Zeitungen hin, den er hastig ergreift. „The Liberta! Liberty!“ schreit er und ist mit einem Satze auf dem eben vorüberfahrenden Straßenwagen, in dem er den Passagieren die Abendzeitung für 5 Cents (20 Pfennig) offeriert. Später begegnen wir ihm wieder auf seinem Heimwege, er zählt mit befriedigter Miene seine Einnahme. Er steht vor einem jener kleinen Wagen, worauf ein Italiener unausgesetzt eine Art kleine kalifornische Nüsse röstet. Diese „peanuts“ sind für den Kalifornier das, was die gerösteten Maronen für den Italiener in Neapel sind, ebenso wie er anstatt der pumaroles (Paradiesäpfel) Tomaten in Menge verzehrt. Es giebt hier fast kein Gericht ohne Tomatenzuthat. Dort, wo der Duft der gröstelen peanuts emporsteigt, befindet sich in einem Hausflur ein kleiner Laden. Das ist eine kalifornische „banco del Lotto“. Mit welch gierigen Blicken die Umstehenden auf die Spielscheibe schauen! Ob wohl der große Zeiger auf der Nummer zwölf bleiben wird? Entsetzliche Enttäuschung! Halbwegs zwischen der Elf und Zwölf macht er Halt. Der amerikanische Arbeiter hat seinen letzten Cent verspielt und die goldene Uhr doch nicht gewonnen! Mit einem leidenschaftlich hervorgestoßenen „Damned!“ geht er von dannen.

„Wollen wir noch in den großen Volksladen gehen?“ fragt mich mein Begleiter. Es ist Sonnabend abends immer Freikonzert dort, und wer für einen Dollar Waren kauft, bekommt eine Porzellanschale mit Eiscream gratis. Wir treten ein in den Riesenladen, der sich durch ein vielleicht 20—30 Meter langes Steingebäude erstreckt und vier Etagen hat, zu denen man durch Elevators, die in großer Anzahl vorhanden sind, emporbefördert wird. Der Laden ist gestopft voll von Menschen und hat im Innern eine kaum zu beschreibende Ausstellung von aller Art Waren, die man zum Komfort des Lebens nötig hat. Die Verkäuferinnen sind in prächtige Toiletten gekleidet und gleichen Damen der reichen Gesellschaft. Von den Galerien ertönt Tanzmusik. Tänzelnd wiegt sich das schöne Geschlecht der Käuferinnen auf den Füßen. In dem sogenannten „ladyroom“, der reich mit Schaukelstühlen und Schreibtischen, Waschutensilien u. s. w. versehenen Halle, haben sich Freunde und Freundinnen zusammengefunden. Sie plaudern, lesen, schreiben Briefe und verspeisen ihr Gratiseis.

Es ist halb zwölf Uhr geworden, und wir begeben uns auf den Heimweg. Ein letztes großes Schauspiel bietet sich unserm Auge dar. Mächtig hohe Feuerflammen steigen vom Gipfel des Mount Lowe, eines der Berge der San Bernardino-Riesengruppe, empor. Mount Lowe ist anzusehen wie der feuerspeiende Vesuv, und mit seiner lächelnden Miene blickt Freund Mond genau so gelassen auf ihn hernieder wie weiland, da er Herculanum und Pompeji im Lavaregen verschwinden sah. Versunken in diesen großartigen Anblick, fühlen wir plötzlich den Boden unter unsern Füßen erzittern. War das nicht eine Erderschütterung? Jawohl, aber lange nicht so schlimm wie in der Weihnachtsnacht vorigen Jahres, wo wirklich mein Bett wie durch Geisterhand emporgehoben wurde und die Wände so wackelten, daß sämtliche Bilder herunterfielen, wo die meisten Leute aus den Häusern liefen und im Freien übernachteten. Obgleich der Boden hier stark vulkanisch ist und Gott Vulkan fast in regelmäßigen kurzen Zeitabschnitten im Feuerherde seines unterirdischen Schlosses ein wenig herumzuschüren scheint, so rühren doch die Feuerflammen des Mount Lowe nicht hiervon her, sondern von großen Waldbränden, die tage-, oft wochenlang dauern und deren Ursache man noch nicht zu ergründen vermochte.

Malwina Lampadius.

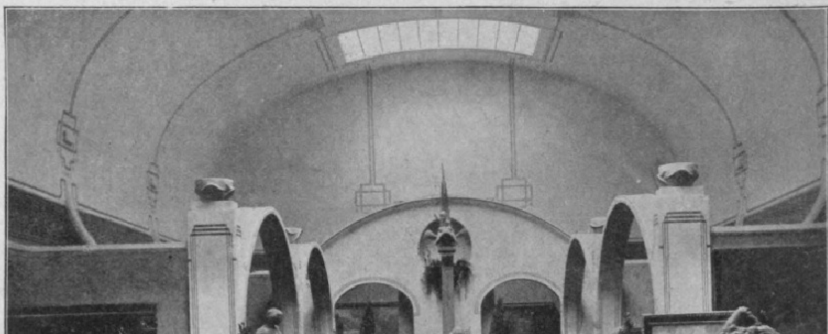
Litteratur.

Mit dem kürzlich erschienenen vierten Bande ist das monumentale Werk „Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms“, die Professor Heinrich Boos in Basel im Auftrage des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim verfaßt hat, zum Abschluß gelangt (Berlin, J. A. Stargardt). Wir überblicken die Frucht zwanzigjähriger Arbeit, einer unverdrossenen Quellenforschung, die ein Material zu Tage gefördert, das bisher noch keinem Geschichtschreiber zur Verfügung gestanden hat. Dieser Erfolg ist freilich zum großen Teil durch die Freigebigkeit und die unermüdliche Förderung des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim erreicht worden, dem es auch verdankt wird, daß dieses vier stattliche Quartanten umfassende, vortrefflich gedruckte und glänzend ausgestattete Werk für den beispiellos billigen Preis von 40 Mark käuflich ist. Trotz des gewaltigen Aufwandes von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn ist dem Verfasser auch die schwere Aufgabe geglückt, ein leicht lesbares Werk zu schaffen, und er darf sich mit Recht seiner That und der Begeisterung rühmen, die ihn während seiner langen Arbeit erfüllt hat. Diese Begeisterung klingt mit besonderer Wärme in dem Schlußworte an seine Leser durch, in dem er die Gesamtergebnisse seiner Forschungen zusammenfaßt. Sie gipfeln in der Erkenntnis, daß Deutschland sein Bestes seinem lange geknechteten und unterdrückten Bürgertum verdankt, dem erst Fürst Bismarck die ihm gebührende Stellung verschafft hat, und in der aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung gewonnenen Mahnung, „daß ein Staat, ein Gemeinwesen nur dann gedeihen kann, wenn ihm ein lebendiger Gemeinsinn innewohnt, der sich in Zeiten der Not über die Parteien erhebt und deren Gegensätze aufhebt, wenn der Bürger stets von wahrem Patriotismus beseelt ist und von wahrer Freiheitsliebe“. Die Zeichnungen von Josef Sattler, die den Text nicht illustrieren, sondern das Buch nur schmücken wollen, gereichen dem Werk zu großer Zierde. Was man auch gegen den Archaismus Sattlers im allgemeinen mit Recht einwenden mag — in diesem Geschichtswerk ist er am Platze. Sattler hat übrigens so viel Beweglichkeit gezeigt, daß sich seine Zeichnungen auch dem Geist des 17., 18. und 19. Jahrhunderts geschickt anschmiegen.

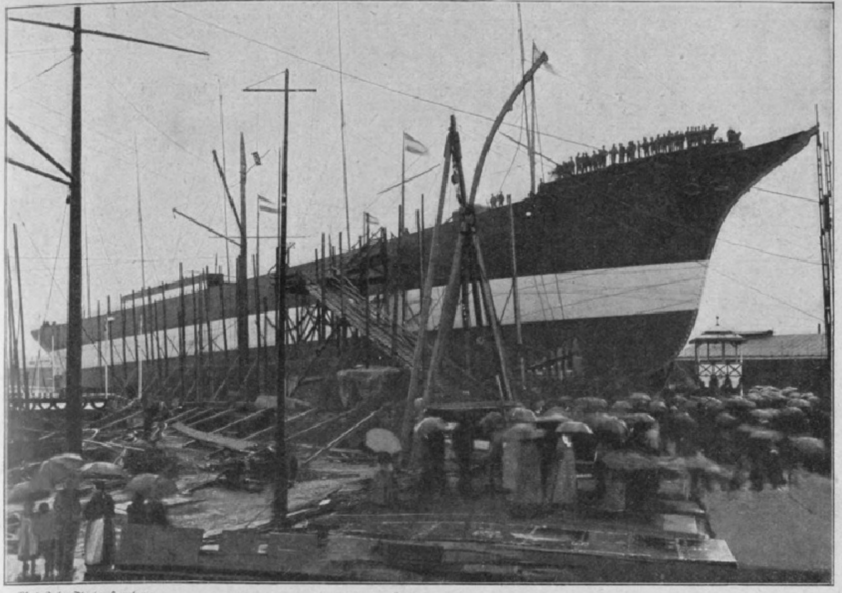
— Im 42. Bande der Biographiensammlung „Geisteshelden“ (Berlin, Ernst Hofmann & Comp.) behandelt Professor Dr. Heinrich Schneegans den großen französischen Dichter Molière. Die Ergebnisse der französischen und deutschen Forschung zusammenfassend, richtet der Autor sein Augenmerk zugleich auf die Originalität des Dichters, auf das eigenartige Kompositionsverfahren des Darstellers in künstlerischer und technischer Hinsicht, sowie auf Molières kulturelle Bedeutung als Vorkämpfer wichtiger Menschheitsinteressen. Besonders das, was Goethe so sehr an Molière schätzte, das überlegene künstlerische Verfahren wie auch das liebenswürdige Naturell, „der reine Mensch, an dem nichts verbogen und verbildet ist“, gelangt hier zur vollen Geltung. Sowohl den genialen Possendichter wie den Schöpfer des satirischen Sitten- und Charakterlustspiels weiß der Verfasser gleich sehr zu würdigen. Mit Recht betont er, keiner vor Molière habe gewagt, auf der komischen Bühne zeitgemäße Fragen in großem Stile zu behandeln, bestehende Einrichtungen anzugreifen, Sitten und Zustände litterarischer, religiöser und allgemein kultureller Art zu verspotten. „Vor ihm war die Gattung der Komödie in der That untergeordnet,“ heißt es treffend, „er erhob sie zu einer poetischen Gattung, die den nachhaltigsten Einfluß auf das Leben seines Volkes ausüben konnte.“ Molière war vor allen Dingen „Künstler, der sich von seinen jeweiligen Empfindungen, von den Eindrücken, die er von außen empfing, und von den Leidenschaften, die sein Inneres erfüllten, bestimmen ließ, bald eine lustige, harmlose, nur die Unterhaltung wollende Posse zu dichten, bald ein ernstes, die Gebrechen und Fehler der Zeit rügendes satirisches Lustspiel zu ersinnen.“

— „Sonnenschein“ hat Peter Rosegger mit gutem Rechte sein neuestes Buch betitelt (Leipzig, L. Staackmann), denn es ist von wärmendem, belebendem Hauch erfüllt, und goldener Humor strahlt uns daraus entgegen. Der stattliche Band enthält 29 Erzählungen und Skizzen in der urwüchsigen Eigenart des Dichters, der Natur und Menschen scharf beobachtet und namentlich das Volksleben in gewinnender Frische schildert. Zwar schlagen einige der Geschichtchen auch ernstere Töne an, und andre wieder sind satirisch zugespitzt, aber das Hauptgepräge des Buches ist doch sonnige Heiterkeit. Eine der kernigen Erzählungen, „Der Mann mit den sechs Händen“, erschien vor einiger Zeit zuerst in unsrer Zeitschrift.

— Ein Höhenkurort in der Schweiz ist der Schauplatz von Paul Oskar Höckers Roman „Letzter Flirt“ (Leipzig, Paul List). Die junge Frau, die dort Erholung sucht, könnte wohl genesen, wenn sie sich schonte, nur der Ruhe lebte, aber ihre Nervosität, ihre schon bis über die Grenzen des Erlaubten gehende Gefallsucht lassen sie das Gegenteil thun. Der Seeoffizier, der sie leidenschaftlich liebt und ihr in die Kuranstalt folgt, ist ihr willkommen zum Flirt, aber mehr hat er nicht zu erwarten, denn dem Gedanken, um seinetwillen den Ehebund zu lösen und das üppige Leben mit einem solchen in Armut zu vertauschen, weicht sie aus. Aber ganz missen möchte sie den Anbeter doch nicht, immer wieder weiß sie ihn, der sich den Banden entreißen will, zu fesseln, bis endlich die Ankunft des Gatten das gefährliche Spiel beendet. Für die Frau bringt es den tragischen Ausgang, denn bei einer letzten Zusammenkunft mit dem getäuschten Bewerber holt sie sich den Keim des Todes. Er trauert ihr gramvoll nach, bis er erfährt, daß er eigentlich für sie gar nichts bedeutet hat, nur eine kleine Sensation war, ein Flirt mehr zu vielen andern. Die niederschmetternde Kunde wird ihm vermittelt durch die Schwester der Verblichenen, eine wahre Heldin, die, tapfer die eigne Leidenschaft unterdrückend, den Freund ermahnt und gewarnt hat, ihn nun der Trauer um eine Unwürdige entreißt und ihn so dem Leben wiedergiebt. Die drei Hauptfiguren sind sicher gezeichnet, und zu der fesselnden Handlung, der lebendigen Schilderung des internationalen Publikums im Kurhotel bildet die alpine Landschaft einen wirkungsvollen Hintergrund — Sieben Humoresken hat derselbe Autor unter dem Titel „Von mir, von Durchlaucht und andern“ vereinigt (Berlin, A. Hofmann & Comp.). Es ist leichte Ware, doch ausreichend für behagliche Unterhaltung in Stunden der Abspannung.



Der grosse Mittelsaal in der Jubiläums-Kunstausstellung zu Karlsruhe. (Text S. 665.)



Phot. John Thiele, Hamburg.

Stapellauf des Riesenfünfmasters „Preussen“ in Bremerhaven.

Notizblätter.

Heer und Flotte.

Am 7. Mai ist der Riesenfünfmaster „Preußen“, das größte Segelschiff der Welt, auf der Werft von Joh. C. Tecklenborg in Bremerhaven vom Stapel gelaufen. Erbaut ist das stolze Schiff für die Reederei Ferd. Laeisz in Hamburg. Das bisherige größte Segelschiff der Welt war der ebenfalls auf der Tecklenborgschen Werft für dieselbe Firma erbaute, 1895 in Fahrt gesetzte Fünfmaster „Potosi“, der bei günstigem Wetter eine Fahrtgeschwindigkeit von 16½ Seemeilen in der Stunde erreicht hat. Der nunmehr fertiggestellte zweite Fünfmaster übertrifft den „Potosi“ noch um etwa 3500 Tonnen Wasserverdrängung; er hat bei einer Wasserverdrängung von etwa 12000 Tonnen eine Tragfähigkeit von rund 8000 Tonnen. Dieser Neubau ist als fünfmastiges Vollschiff nach den Vorschriften des Germanischen und des Englischen Lloyd für die höchste Klasse aus deutschem Stahl hergestellt. Er hat eine Länge von 133,5 Metern, eine größte Breite mittschiffs von 16,40 Metern und eine Tiefe vom Kiel bis Deck mittschiffs von 10,25 Metern. Im ganzen besitzt das Schiff, ohne die Reservesegel, 43 Segel mit einer Gesamtfläche von 5560 Quadratmetern. Sämtliche Masten, Rahen und Stengen, sowie das Bugspriet sind ebenfalls aus Stahl hergestellt.



Phot. Professor Koller, Budapest.

Professor Dr. Ludwig Lang, der neue ungarische Handelsminister.

Ausstellungen.

Aus der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe, auf deren reichen Inhalt wir schon in voriger Nummer hingewiesen haben, geben wir heute auf S. 694 den großen Mittelsaal wieder. Die Gruppe in der Mitte zeigt den „Kuß“ von Klimsch-Charlottenburg; der Brunnen im Hintergrunde, für das Rathaus in Duisburg bestimmt, ist ein Werk von Prof. Ratzel-Karlsruhe, der auch das Ausstellungsgebäude ausgeführt hat. Das Kaiserbild links ist von Max Koner, das Porträt des Großherzogs Friedrich rechts von Hans Thoma gemalt.

— Die Weltausstellung in St. Louis wurde auf das Jahr 1904 verschoben.

Denkmäler.

Das Denkmal König Ludwigs I. von Bayern, das am 8. Mai in Regensburg feierlich enthüllt wurde, erhebt sich in unmittelbarer Nähe des Domes zu St. Peter, eines der herrlichsten gotischen Bauwerke Deutschlands. Auf edlem Rosse sitzt, mit dem Krönungsornat angethan, in der rechten Hand das Zepter, in der linken die Zügel, die ehrfurchtgebietende Gestalt des Herrschers. Das ausdrucksreiche Haupt mit den geistvollen Zügen schmückt ein Lorbeerkranz. Ferdinand von Miller, Königl. Akademiedirektor in München, hat mit dieser Schöpfung aufs neue den Beweis hoher Meisterschaft geliefert. Den Erzguß des Monuments besorgte in gleicher Vollendung sein Bruder, Erzgießer Ludwig von Miller in München.

— Ein Kaiser Friedrich-Denkmal, ausgeführt vom Bildhauer Hans Arnold, wird am 29. Juni auf dem Marktplatz des durch sein Kloster berühmten Städtchens Lehnin enthüllt werden. Es ist eine Bronzefigur in anderthalbfacher Lebensgröße.

— Die Ausführung des in Weimar zu errichtenden Shakespeare-Denkmals wurde dem Berliner Bildhauer Professor Otto Lessing übertragen.

— Der Bildhauer Gallori hat von dem Ausschuß für Errichtung eines Viktor Emanuel-Denkmals in Rom den Auftrag erhalten, das große Reiterstandbild des Königs, das der verstorbene Chiaradia unvollendet hinterlassen hat, auszuführen. Die Enthüllung des gesamten Denkmalbaues soll spätestens in sechs Jahren erfolgen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die elektrische Fernbahn Halle-Merseburg ist am 1. Mai eröffnet worden.

— Die Einnahmen der preußischen Staatseisenbahnverwaltung haben im Etatsjahr 1901 gegenüber dem voraufgegangenen Etatsjahr einen Rückgang um mehr als 35½ Millionen Mark ergeben. Sie bleiben damit hinter dem Etatsansatz um mehr als 80 Millionen Mark zurück. Ein derartiger Ausfall ist in der Geschichte der preußischen Staatseisenbahn noch niemals vorgekommen. Der bisher größte Ausfall fand gerade vor zehn Jahren, im Etatsjahr 1891/92, statt, wo die Einnahmen um 49 Millionen Mark hinter dem Etatsansatz zurückblieben. Der jetzige Ausfall ist im Laufe des Etatsjahrs allmählich und langsam entstanden, so daß jeder Monat einen mehr oder minder großen Rückgang aufwies, der sich allerdings in den letzten Monaten etwas verringert hat.



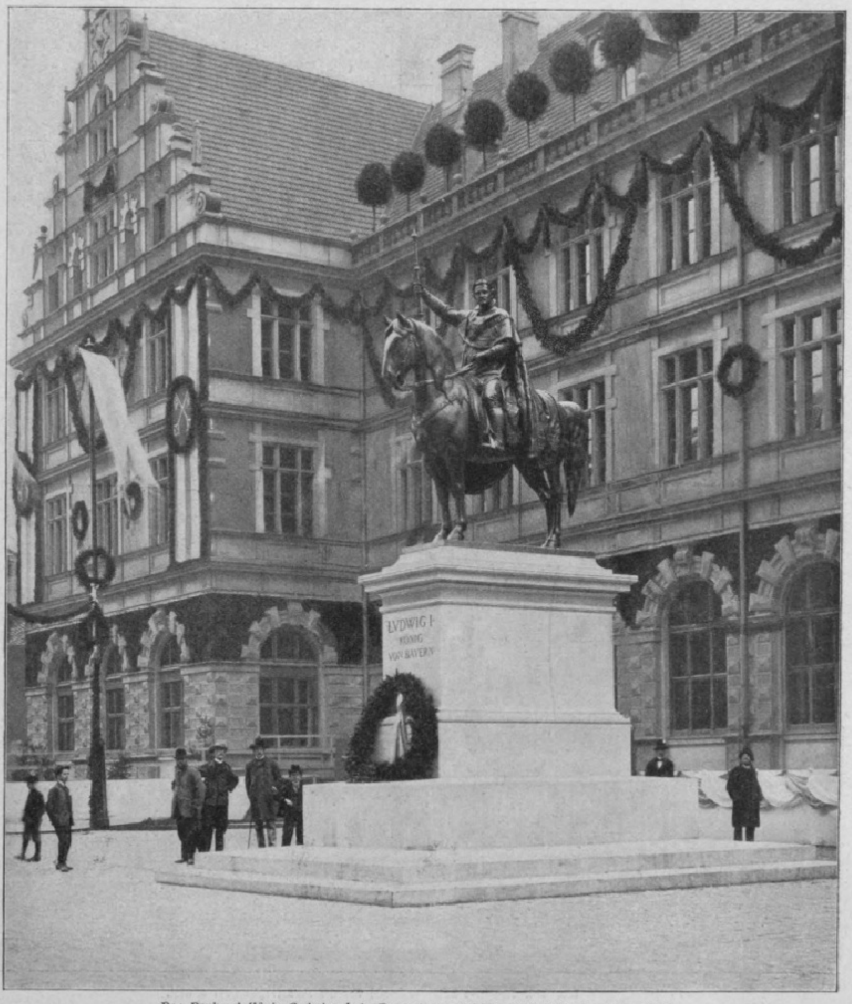
Phot. W. und D. Downey, London.

Francis Bret Harte †.

— Die Schnellzüge auf der sibirischen Ueberlandbahn sollen bis zum Jahre 1905 durch Legung schwererer Schienen auf eine Geschwindigkeit von 30 auf 50 Werst (53½ Kilometer) in der Stunde gebracht werden.

Kultur und Wissenschaft.

Ein lange verschollenes Werk Miltons, „Nova Solyma“, in einem Druck aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, ist aus dem Besitz der Antiquariatsbuchhandlung Weigel zu Augsburg in den



Das Denkmal König Ludwigs I. in Regensburg, enthüllt am 8. Mai. Von F. v. Miller.



Geburtshaus der Kaiserin Josephine in St. Pierre.

des anglikanischen Geistlichen Walter Begley übergegangen, der demnächst im Verlage von John Murray in London einen Neudruck veranstalten wird.

— Bei den Ausgrabungen in Pompeji wurden nächst dem Hause des Lucretius Fronto fünf Skelette mit schwerem Goldschmuck, darunter schlangenförmige Armringe bis zu einem Kilogramm Gewicht, aufgefunden.

Zeitgeschichte.

Professor Dr. Ludwig Lang, der neuernannte ungarische Handelsminister, ist aus der Journalistenlaufbahn hervorgegangen. Im Jahre 1849 zu Budapest geboren, studierte er in Paris und Berlin und ließ sich alsdann als Privatdozent in seiner Geburtsstadt nieder. Zugleich entwickelte er eine rege litterarische Thätigkeit. Er schrieb Novellen und kleine Dramen, wurde volkswirtschaftlicher Mitarbeiter ungarischer Blätter und übernahm schließlich den Posten als verantwortlicher Redakteur bei der bekannten Zeitung „Nemzet“. 1878 zum Abgeordneten gewählt, wurde er bald als Kapazität in wirtschaftlichen Fragen geschätzt; 1889—1893 war er Vizepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses. Seine jetzige Berufung zum Handelsminister wird mit den geplanten Reformen auf dem Gebiete der ungarischen Staatsbahnen in Verbindung gebracht. (S. das Porträt S. 695.)

— Einer furchtbaren Katastrophe, der sich seit einem Jahrhundert in ihren schaurigen Folgen nur die Erdbeben von Caracas (26. März 1812) und Krakatau (26.—27. August 1883) an die Seite stellen lassen, ist die blühende Stadt St. Pierre auf der westindischen, zu Frankreich gehörigen Insel Martinique zum Opfer gefallen. Durch einen vulkanischen Ausbruch des Mont Pelée wurde am 8. Mai die ganze Stadt nebst ihrer Umgebung zerstört, und auch die im Hafen liegenden Schiffe wurden vernichtet. Der Verlust an Menschenleben wird auf nicht weniger denn 40000 berechnet. St. Pierre war die größte Handelsstadt auf Martinique. 22 Kilometer von Fort-de-France, dem Sitz der Verwaltung, entfernt, erstreckte es sich am Fuße stumpfer Berge zwischen diesen und dem Hafen in Halbmondform; die Südspitze trat etwas schärfer nach der See zu hervor. Dieser Teil der Stadt hieß Le Monillage und war von dem höheren, Le Fort, durch den Fluß Roxelane getrennt. Hinter Le Fort erhoben sich in sanftem Aufstieg bis zu 70 und 100 Meter die Mulden mit vornehmen Villen; eine Reihe kleiner Hügel führte bis zur Montagne Pelée, deren Gipfel vor dem Ausbruch 1350 Meter hoch war. Auch ein kleiner See befand sich auf dieser Höhe. Die Stadt St. Pierre zählte mit den Vorstädten 36000 Einwohner, war der Sitz eines Bischofs, hatte ein Lyceum, ein Gericht, zahlreiche andre öffentliche Gebäude und eine offene, vor Winden nicht geschützte Reede, in der indes zahlreiche Landungsbrücken angelegt waren. Die Stadt war im Jahre 1635 gegründet worden; die Häuser waren dicht aneinander gedrängt und sehr hoch. Es herrschte ein reges geschäftliches Leben, aber namentlich während der Passatwinde galt das Klima als ungesund. Die Stadt war übrigens der Geburtsort der Kaiserin Josephine, Gemahlin Napoleons I. Der erste Ausbruch des Vulkans erfolgte in der Nacht zum 4. Mai. Am 5. erreichte die Lava die Faktoreien der Firma Guérin, 3,2 Kilometer von St. Pierre, und in der Frühe des Himmelfahrttages wurde die Stadt selbst von ihrem grausigen Schicksal ereilt.

Bühne.

Im Lessing-Theater zu Berlin fand das Lustspiel „So leben wir“ von L. Leipziger, eine Satire auf das moderne Gesellschaftsleben, beifällige Aufnahme. — Karl Bleibtreus Schauspiel „Zorndorf“, eine Episode aus der berühmten Schlacht gleichen Namens, hatte im Schiller-Theater zu Kiel großen Erfolg.

— Das Deutsche Volkstheater in Wien brachte Ibsens dramatisches Gedicht „Peer Gynt“ mit der Musik von



Der Fluss La Grande Anse, der am Fusse des Vulkans Pelée entsprang, und in dessen Bett die glühende Lava der Stadt St. Pierre zuströmte.

Ed. Grieg zur Aufführung. Die ersten drei Akte fanden lebhaften Beifall, während weiterhin die Teilnahme des Publikums erlahmte. — „Bürgermeister Bojer“, geschichtliches Trauerspiel von Adolf Schwager, erfreute sich in Linz großer Anerkennung.

— „Boule de Suif“, eine der keckften Novelletten Maupassants, erregte in der dramatischen Zurichtung, die ihr im Pariser Antoine-Theater zu teil geworden, große Heiterkeit.

— Das Theater zu Alessandria in Piemont ist am 10. Mai abgebrannt.

Stiftungen.

Zu einer Stiftung für bejahrte Frauen und Jungfrauen in Lübeck hat der Hamburger Kaufmann Karl von Borries ein Kapital von 400000 Mark und einen Bauplatz geschenkt.

Totenschau.

Zu Camberley in der englischen Grafschaft Surrey verschied am 5. Mai Francis Bret Harte, der berühmte amerikanische Roman- und Novellendichter. Am 25. August 1839 zu Albany im Staate New York geboren, ging er 1854 nach Kalifornien, war dort in den Goldminen als Lehrer und Expreßbote thätig und trat 1857 in San Francisco bei der Zeitung „Golden Era“ als Setzer ein. Skizzen aus dem kalifornischen Leben, die er in diesem Blatte veröffentlichte, machten ihn rasch bekannt. Er wurde Mitredakteur des Blattes und später Redakteur der litterarischen Wochenschrift „Californian“. Von 1864 bis 1870 war er Sekretär der Zweigmünze der Vereinigten Staaten in San Francisco. 1868 trat er an die Spitze des „Overland Monthly“, in der seine berühmte Novelle „The luck of Roaring Camp“ erschien. Im Jahre 1871 kehrte Bret Harte, nachdem er eine kurze Zeit Litteraturprofessor gewesen war, nach New York zurück, wurde 1877 Konsul in Krefeld, 1880 Konsul in Glasgow; 1885 siedelte er nach London über. Seine zahlreichen Novellen, Romane und Skizzen haben ihm zu großer Popularität in der ganzen Welt verholfen.

*

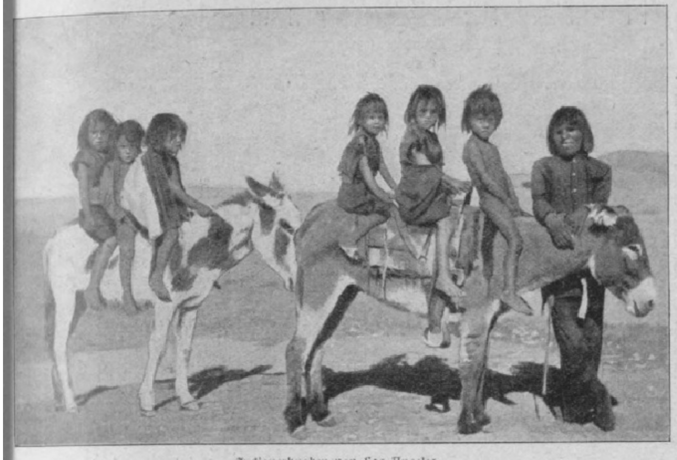
Pater Carlos Sommervogel, bed. Bibliograph, 68 J., † 4. Mai, Paris. — Admiral William Th. Sampson, während des spanisch-amerikanischen Krieges Befehlshaber des Geschwaders in den kubanischen Gewässern, 62 J., † 6. Mai. — Prof. Heinrich Schwach, Direktor der steirischen Landesgalerie, † 6. Mai, Graz. — Erzbischof Corrigan von New York, 63 J., † 6. Mai. — Paul Leicester Ford, bel. amerikanischer Roman- und Novellendichter, 37 J., † 7. Mai, New York (im Streit erschossen von seinem Bruder). — Hofrat Dr. Adolf Beer, Mitglied des österr. Herrenhauses, vormals Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften, 72 J., † 7. Mai, Wien. — Wirkl. Geh. Rat Dr. Adrian Bingner, Senatspräsident am Reichsgericht, 72 J., † 8. Mai, Leipzig. — Verlagsbuchhändler A H. Payne, 90 J., † 8. Mai, Leipzig. — Hofrat Prof. Dr. Julius Grosse, lyrischer und Romandichter, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, 74 J., † 9. Mai, Torbole am Gardasee. — Landschaftsmaler Herm. Ludwig Brinkmann, 72 J., † 9. Mai, Düsseldorf. — Erzbischof Otto Zardetti, vormals päpstlicher Nuntius in Bukarest, 55 J., † 10. Mai, Rom. — Generalleutnant Hugo v. Luppin, vormals Gouverneur von Stuttgart, 73 J., † 11. Mai, Stuttgart. — Verlagsbuchhändler Leopold Freund, Herausgeber der Breslauer Morgenzeitung, † 11. Mai, Breslau. — Ludolf Moritz Meyer, technischer Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, 53 J., † 11. Mai, Wiesbaden. — Pastor Henri Tollin, verdient um die Erforschung der Geschichte der französischen Kolonien in Deutschland, 69 J., † 11. Mai, Magdeburg. — Luftschiffer A. Severo, verunglückt mit seinem Ballon „Pax“, † 12. Mai, Paris. — Oberkonsistorialrat Prof. D. Julius Köstlin, 76 J., † 12. Mai, Halle a. S.



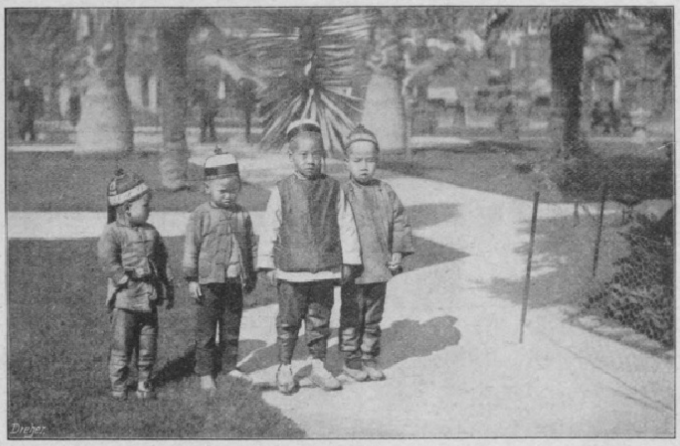
Die Stadt St. Pierre auf Martinique vor der Katastrophe vom 8. Mai.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.
№ 35.



Indianerknaben von Los Angeles.



Chinesenknaben auf der Plaza.



Kreuzung von Spring- und Templestreet.



Fourthstreet.



Thirdstreet.



Festlicher Umzug in Springstreet.

Bilder aus Los Angeles.

(Zu dem Artikel: „Eine Mondscheinnacht im Neapel Kaliforniens“, Seite 693.)


Trocken
IN DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT
HENKELL TROCKEN



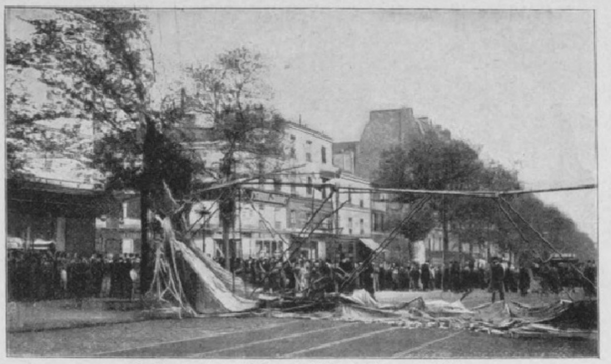
Der verunglückte Luftschiffer Severo und sein Gefährte.

Briefmappe.

G. v. W. in L. Nebenstehend geben wir das Bildnis des brasilianischen Deputierten Severo, der ein lenkbares Luftschiff erfunden zu haben glaubte und mit seinem Ballon „Pax“ am 12. Mai in Paris verunglückte. Als der Ballon sich 450 Meter erhoben hatte, erfolgte eine Explosion, mit rasender Geschwindigkeit stürzte er zur Erde, und mit Severo fand auch sein Gehilfe, Sachet mit Namen, den Tod. Ursprünglich hatte der Ingenieur Lachambre, berühmt als Luftschiff-Erbauer, mit aufsteigen wollen, doch blieb er zurück, weil der Ballon sich nur für zwei Personen tragfähig erwies.

G. W. in Wien. Ja; die Autorin, die in dem von der „Deutschen Litteraturgesellschaft“ ausgeschriebenen Wettbewerb den ersten Preis von 5000 Mark erhalten hat, ist identisch mit unsrer geschätzten Mitarbeiterin M. von Ekensteen. Aus ihrer Feder stammt auch die indische Skizze „Dômbadu“, die wir in der vorliegenden Nummer veröffentlichen.

P. M. in A. Die neueste Folge der von der Kasseler Hafer-Kakao-Fabrik (Hausen & Comp.) herausgegebenen Bildchen bringt Ansichten aus Terrarien und Aquarien. In ihrer farbigen Ausführung stellen sie sich den bekannten Liebig-Bildern ebenbürtig an die Seite und sind, in einer schmucken Mappe vereinigt, namentlich für die Jugend ein schätzenswertes Anschauungsmaterial, das durch ein beigegebenes Schriftchen seine nähere Erläuterung erhält.



Der herabgestürzte Ballon „Pax“ in der Avenue du Maine.

R. B. in Sch. Noch weiterhin Pfingstbräuche zu schildern, wäre für dieses Jahr für uns zu spät, aber eine hübsche Reihe dieser heiteren Bräuche finden Sie in der neuesten Folge der Liebig-Bilder. Die Rückseiten enthalten neben kurzen erklärenden Texten Kochrezepte, die der Hausfrau willkommen sein werden.

E. E. in Dresden. Sie teilen das traurige Geschick derjenigen, die keinen Sinn für Humor haben und überdem noch an schlechtem Stil kranken. Unser herzliches Beileid!

M. F. aus Br. 1. Einiges mit Dank angenommen. 2. Unserm Graphologen übergeben.

K. J. in Berlin. Sie haben recht: der Bildhauer Bruno Kruse, Schöpfer des General von Rosenberg-Denkmals in Hannover, wohnt nicht in Charlottenburg (dort hat sein Namensvetter Max Kruse sein Domizil), sondern in Berlin.

H. S. in B. Das in Nr. 28 S. 533 reproduzierte Porträt des Geheimrats Prof. Dr. Ernst von Leyden ist nach einer Aufnahme von Carl Berg, Hofphotograph in Berlin, angefertigt.

W. N. in H. Verbindlichsten Dank für Ihre Mitteilung über zweiköpfige Schlangen, die an unsre Notiz in Nr. 29 anknüpft. „Im Provinzialmuseum zu Hannover," schreiben Sie, „befinden sich zwei solcher Schlangen. Beide stammen aus Amerika und sind ungefähr 15, bezw. 30 Centimeter lang. Röntgenbilder, die ich davon angefertigt habe, sind wegen der feinen Knochen sehr mangelhaft, zeigen aber doch Wirbel und Rippen an der Teilstelle deutlich. Man erkennt, daß es sich um ein Spiel der Natur, nicht um ein Kunstprodukt handelt."

Arthur H. in Berlin, J. M. in Sch., E. L. in Dresden. Mit Dank abgelehnt.

Buchstabenveränderungsrätsel.

B	Z	G	A	B	W	W	L	S	B	L	S	F	F	B	P	K
u	w	e	r	e	o	e	i	e	a	e	p	a	ö	a	a	l
c	e	i	b	u	l	d	n	g	r	i	o	l	h	d	r	e
h	i	s	e	t	l	e	d	e	k	e	t	l	r	e	i	i
e	g	t	r	e	e	l	e	l	e	r	t	e	e	r	a	d

Die in den dicker umrahmten Feldern stehenden Buchstaben sollen derartig verändert werden, daß siebzehn neue Wörter entstehen. Sind die Veränderungen richtig vorgenommen, so ergeben die neu eingesetzten Buchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Verwandlungsrätsel.

Könnt ihr ein Phantasiegeschöpf mir nennen,
Das vier der Silben in sich faßt,
So mögen sich die beiden Paare trennen
Und o und a sie tauschen laßt;
Daß nun entdecke staunend euer Blick:
Hier eine Blume, dort ein Kleidungsstück. M. Sch.

Worträtsel.

Im Kampf mit Wogenbraus und Sturm ergraut,
Hab' oft dem Tod ins Auge ich geschaut,
Manch Kameraden birgt der Welle Schoß.
Ich könnt' von fernen Ländern viel erzählen,
Doch weiß ich nicht die Worte fein zu wählen,
Denn rauh und schweigsam macht das rauhe Los.

Nun ändre mir ein Zeichen nur und sieh,
Wie ich in holder Lenzesschönheit blüh',
Beperlt vom Tau der linden Maiennacht.
Eröffnend meiner Schwestern duft'gen Reigen
Hab' ich nach langen Winters Frost und Schweigen
Des Sommers ersten Gruß dir nun gebracht. G.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 657:

Des Silbenrätsels, Flitterwochen.
Des Umstellrätsels: Abälard — Salbader.
Des Buchstabenrätsels: Reichstag.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Fanny Kahn in St. Ingbert (3. Wir grüßen!). Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. ? in Paris (4). Frau Ida Kremer in Robschütz (5). Ada von Ch. in Berlin. „Romeo und Julia" in Winterthur (2). Annie Partenberg in Buffalo (3). Dr. B. in O. „Süddeutsche" in Köln (3). „Alter Abonnent" in Lodz.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt.)

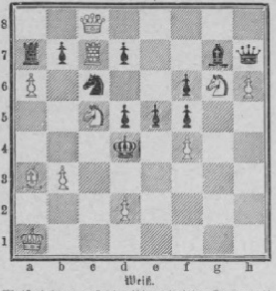
Dr. A. Dührssen, Verhütung und Heilung des Unterleibskrebses. 40 ₰. Berlin, Vogel & Kreienbrink.
Conr. Meyer, Die Lage der Zuckerindustrie. Berlin, Walther.
Klaus Rittland, Die das Leben lieben. Roman. Dresden, E. Reißner.
Henriette v. Meerheimb, Befreiung. Roman. Berlin, Janke.
Lilli Arber, Hysterisch. Novellen. ℳ 2.— Dresden, Pierson.
Rich. Hennig, Jugend u. Natur. Unmod. Gedichte. ℳ 2.—. Ebd.
A. v. Diemar, Wie feiern wir Hochzeit? ℳ 1.—. Stuttgart, Schwabacher.
Der Arzt als Erzieher. Gemeinverständliche Abhandlungen. Heft 3: Dr. Finckh, Die Nervenkrankheiten. ℳ 1.20. Heft 4: Ders., Geisteskrankh. ℳ 2.—. Heft 5: Dr. Greve, Zahn- und Mundleiden. 80 ₰. Heft 7: Dr. Meyer, Haarkrankh. ℳ 1.20. München, Aerztliche Rundschau.
Fel. Nabor, Mysterium crucis. Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. ℳ 4.—. Regensburg, Verlagsanstalt Manz.
Jos. Nießen, Kunsthandwerker im Tierreich. ℳ 120. Ebd.
Th. Gesky, Lenau als Naturdichter. ℳ 1.50. Leipzig, Gracklauer.
Rud. Brendli, Vom Wildhag. Leichte Strophen. ℳ 2.—. Zürich, E. Schmidt.
Eug. Sutermeister, Klänge aus stiller Welt. Geb. ℳ 2.—. Ebd.
Dr. W. Sievers u. Dr. W. Kükenthal, Australien, Ozeanien u Polarländer. 2. Aufl. Lfg. 1 (in 15 Lfgn. à ℳ 1.—). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 23.

Von P. H. Mikkelsen in Odense.
(„Nationaltidende".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 20:

W. 1. Dg7—g2
S. 1. Kd5×e6
W. 2. Dg2—g8† und
W. 3. Dg8—g6 matt.

A.

S. 1. Kd5×e6
W. 2. Dg2×e4†
S. 2. d6—d5
W. 3. Se6—d8 matt.

B.

S. 1. d7×e6, e6
W. 2. Se6-e7, Se6-e7†
S. 2. Kd5—e5, c4
W. 3. Dg2—g5, c2 matt.

C.

S. 1. Kd5—c4
W. 2. Dg2—c2†
S. 2. Kc4—d5
W. 3. Se6—e7 matt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 16; Hans Schaedel in Waltershausen und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 18; Senglier in Bulgrin zu Nr. 19.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Bei einer gestörten Wirkung der Verdauungsenzyme (des Pankreatins) ist schon öfters angeregt worden, jene durch Einführung von Hefe zu ersetzen. Daß dieses möglich ist, hat Nobécourt nachgewiesen. Wie E. Merck in seinem Jahresbericht für 1901 anführt, haben die Resultate der Studien des genannten Forschers zu dem Ergebnis geführt, daß die Hefe im Magen nur wenig angegriffen wird und somit im Darm gärkräftig genug anlangt, um bei Gegenwart von Zucker diesen aufzuspalten. Für die Praxis ergiebt sich hieraus, daß es möglich ist, dem Zuckerkranken unter Zuhilfenahme von Hefe eine größere Menge Kohlenhydrate einzuverleiben, die nutzbringend verarbeitet werden. Dr. Durand beobachtete bei Halsentzündungen einen auffallend günstigen Einfluß und rät zur Anwendung der Hefe bei jenen Mischformen der Diphtherie, gegen die sich andre Mittel unwirksam zu zeigen pflegen. Erwähnenswert ist ferner, daß die Hefenbehandlung bei Gesichtsausschlag und Pickel Jugendlicher sehr wohlthätig wirkt. Von Bedeutung ist weiter, daß der Hefenzellsaft demjenigen des Muskelzellsaftes des Fleisches sehr ähnelt, und daß der aus dem Hefezellsaft hergestellte Pflanzenfleischextrakt „Ovos" manchen Fleischextrakt an Wohlgeschmack, Geruchfreiheit und doppelter Nährkraft übertrifft, dabei aber um die Hälfte billiger ist. Die Deutsche Kaiserin hat bereits für die Küche der Pflegestation der Diakonissenschwestern „Ovos" gekauft.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

Die Liebenden gingen nie mehr an dem Kirchhof vorbei, sie machten lieber einen Umweg, um den Platz nicht zu sehen. Sie sprachen auch nie mehr davon und nie wieder von Eleanors Sterben. Sie gingen wie in einem Traume, denn das Glück war ja zu ihnen gekommen und breitete über diese Sommertage von Territet seinen weichen Glanz. Nur ein kleines, trauriges Glück, aber für beide neu und fremd, etwas, das sie nie gekannt hatten und das nun durch Wirrsal und Unwahrheiten hindurch sich seinen Weg zu ihnen gebahnt hatte und sie mit gütigen Armen umfing.

Wenn die Julihitze gar zu sengend über dem Genfer See brütet, die Kranken in die Berge gehen und die Fremden keine Lust bezeigen, in Montreux noch länger Station zu machen, so wird es zwischen Territet und Vevey einsam. Schließlich wird auch der Saal zugeschlossen, in dem sich das Pferdchenspiel befindet, und als dieser Tag eintrat — seit geraumer Weile angekündigt, aber immer wieder in Rücksicht auf die letzten anwesenden Fremden verschoben —, war auch für Worms der Moment gekommen, den Abschluß dieses übermäßig langen dolce far niente ins Auge zu fassen.

Es scheint nach den ehernen Gesetzen der Mathematik unmöglich, im Pferdchenspiel auf die Dauer Geld zu gewinnen oder auch nur den ursprünglichen Vermögensbestand aufrecht zu erhalten. Einfach deshalb, weil die Bank dem Sieger nicht den achtfachen Betrag seines Einsatzes auszahlt — wie es bei acht konkurrierenden Pferdchen der Fall sein müßte — sondern immer nur die siebenfache Summe. Nach je acht Spielen hat die Bank mithin so viel gewonnen, wie durchschnittlich bei einem einzelnen Spiele zum Einsatz gelangt, und wie jeder Mensch in Montreux weiß, sind diese Einkünfte aus dem Pferdchenspiel so beträchtlich, daß man damit alles bezahlt: die vortrefflichen Konzerte, den Kurgarten mit seinen Palmen und seltenen Blumen und schließlich auch den Kursaal selbst, der seltsamerweise hier mitten unter der französisch sprechenden Bevölkerung an dem internationalen Platze den deutschen Namen „Kursaal“ führt. Vielleicht weil diese „Kursäle“ mit dem munteren Glücksspiel eine deutsche Erfindung sind, deren Blütezeit in die lustigen Tage von Ems und Baden und Homburg fiel, ganz ungerechnet die hundert andern kleinen Bäder, die damals in Deutschland Einheimischen und Fremden Gelegenheit boten, ihr Geld zu verlieren.

Wie gesagt, man sollte es nicht für möglich halten, daß jemand im Pferdchenspiel die Balance halten oder gar gewinnen könne, — Worms war es vorbehalten geblieben, dieses Unmögliche möglich zu machen. Er hatte wirklich gewonnen, man konnte es ihm nachrechnen. Es hatte Tage gegeben, an denen er eine halbe Stunde und länger Schlag auf Schlag einheimste, bis die kranken Leute, die naturgemäß in Montreux beim Pferdchenspiel das größte Kontingent stellen — vielleicht



Im alten Rahmen. Nach dem Gemälde von F. Charderon.

in Erwartung, einen Teil der teuren Kurkosten hier zurückzugewinnen —, von einer solchen Hoffnungslosigkeit erfaßt wurden, daß sie das Feld räumten.

Kein Wunder, daß Worms sich in all dieser Zeit seiner guten und besten Laune erfreut hatte, aber auch nichts natürlicher, als daß er jetzt zur Besinnung kam und die Dauer seines Aufenthaltes nachrechnete: vier Wochen und fünf Tage! Man sollte es nicht für möglich halten, wie die Zeit verfliegt. In diesen vier Wochen und fünf Tagen hatte man die Rennen zu Breslau abgehalten, zu Berlin, zu Dresden, die Rennen in Leipzig, in Doberan, schließlich auch das große Meeting in Frankfurt am Main, und während all der Zeit hatte Worms hier wie ein Einsiedler gesessen und sich mit diesem immerhin etwas lächerlichen Pferdchenspiel begnügt. Einer Unterhaltung, die ganz nett ist für Leute, die das große Spiel des Turfs oder gar der Börse nur vom Hörensagen kennen, ein Spiel aber, das alles in allem und bei Licht betrachtet eines Mannes wie Worms doch nicht recht würdig gewesen war.

Nun stand Baden-Baden vor der Thür! Das größte Meeting des Jahres! Wo Old York in der Steeple-Chase zu laufen bestimmt war, wo man Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Wales als Gast erwartete, wo alle vornehmen Leute der Welt sich Rendezvous geben und wo ganz selbstverständlich derjenige nicht fehlen durfte, der mit unvergleichlicher Aufopferung wieder einmal vier Wochen und länger um dieses ewig kranken Kindes willen sich in Einsamkeit vergraben hatte.

Eine Art Zorn überkam ihn gegen Eleanor, gegen sich selbst; er war zu gutmütig, man soll auch in der Gutmütigkeit Maß und Ziel halten.

Außerdem, es ging ja Eleanor brillant. Sie war ganz wieder die alte, mit roten Backen und einem so zufriedenen, glücklichen Gesichtsausdrucke, wie man ihn nie bei diesem blassen Dinge gesehen hatte.

Er zog sie zärtlich an sich: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," und er fuhr liebkosend über ihre dunklen Haare: „Stell dir vor, daß ich vier Wochen und fünf Tage hier gesessen habe! Es hätte nicht viel gefehlt, und man hätte das Abreisen überhaupt vergessen. Süderssen, mein Junge, packen Sie Ihre Koffer."

Es flimmerte Eleanor vor den Augen. Es war ja nicht möglich! Sie klammerte ihre Hände um Worms' Hals:

„Nein!"

Aber er war unerbittlich.

„Das ist dummes Zeug, liebes Kind, alles muß ein Ende haben. Mittwoch in acht Tagen fängt das Badener Meeting an, da ist noch hunderterlei zu ordnen, zu arrangieren, zu besprechen. Ich muß sofort hinüber. Und Süderssen mit. Selbstverständlich."

Dann, als sie zu weinen begann und zu schluchzen, und schließlich in einem Stuhl zusammensank, wurde er böse: „Das geht zu weit! Das hat man davon. Man kommt her, um acht Tage hier zu sein, und bleibt fünf Wochen, und das Ende vom Liede ist das alte Geplärre."

Als er dann sah, wie Eleanor in dem Stuhle schwankte und ohnmächtig vornüber gefallen wäre, wenn Süderssen sie nicht rechtzeitig aufgefangen hätte, dämmerte es ihm auf, daß er sich im Tone vergriffen habe, daß mit Eleanor doch noch nicht alles so in Ordnung sei, wie er erwartet oder sich eingeredet hatte.

Aber da war nichts zu machen. Alles hat seine Grenzen. Das Badener Meeting verpassen — ganz unmöglich!

„Und dann schließlich, mein lieber Süderssen, das sind alles Dummheiten. Leute wie wir zwei sind keine Krankenwärter für ein junges Ding, das seine Pflege haben muß. Ein Mädchen paßt nicht ins Hotel, sie gehört nach Vevey zu den alten Damen und unter ihre Altersgefährtinnen. Da hat sie ihre Pflege, und da hat sie Mädels, mit denen sie schwatzen und sich beschäftigen kann. Es war ein Fehlgriff von mir, diese ganze Reise. Eine gewisse Strenge gehört zu jeder Erziehung, eine ruhige, feste, sichere Hand, vor allem zur Erziehung solcher kranken kleinen Mädchen. Und das ist Frauensache, nicht Männersache."

Er zitterte, daß irgend ein unglücklicher Zwischenfall die Abreise verzögern könne, und er war im weiteren Verlauf des Tages ängstlich bemüht, Eleanor in Laune zu erhalten und damit einem solchen Zwischenfall möglichst die Spitze abzubrechen. Er nahm sie auf seinen Schoß und scherzte mit ihr: „So ein kleiner, dummer Kerl, sie hat geglaubt, wir blieben ewig hier. Nun Kopf hoch, wir kommen wieder, alle beide. Im Herbst, ich verspreche es dir. Süderssen, versprechen Sie es ihr."

Eleanor versuchte zu lächeln, und dann versuchte sie noch einmal, an Worms' Brust gelehnt, einzig das zu erbitten, daß er die Abreise verschieben möge: „Nur einen Tag, nur einen einzigen Tag!"

Aber es ging nicht. Es ging wirklich nicht. Worms hatte keine Zeit. Wenn man heute abend um zehn den Kurierzug nahm, so war man morgen früh in Baden-Baden. Old York würde schon da sein, es war die allerhöchste Zeit.

Süderssen sagte kein Wort. Er saß in dem Sessel, die Hände auf die Kniee gelegt, und starrte vor sich hin.

Das alles war nicht wahr. Selbst wenn sie dieses Badener Meeting mitmachen wollten und mußten, so war noch Zeit genug vorhanden. Mehr als acht Tage. Aber er widersprach nicht. Wozu auch? Worms würde durch einen gereizten Widerspruch die Sache verschlimmern, und Eleanor würde nur um so deutlicher erkennen, wie man sie herzlos und ohne Grund verließ.

Am ganzen übrigen Tage war Worms in heiterster Stimmung. Er speiste mit den beiden, er nahm einen Wagen, und sie fuhren nach Villeneuve, am Ufer des Sees entlang und zurück, dann kam die Abschiedsstunde. Es schien nicht passend, daß Süderssen Eleanor bis Vevey begleitete, so trennten sich die beiden schon im Hotel zu Territet.

Er sagte: „Ich komme wieder, Eleanor," er sagte immer nur dasselbe, und so trug er sie die Treppe hinunter nach dem Wagen, in dem Worms bereits Platz genommen hatte.

Eine kurze Weile dauerte es noch, bis die Hausknechte Eleanors Koffer befestigt hatten, — eine Verzögerung, die Worms in Zorn versetzte, — dann reichte Süderssen noch einmal die Hand in den Wagen, lüftete er den Hut, verbeugten sich Wirt, Kellner, Dienerschaft, und vorwärts rollte der Wagen, vorbei an dem Kirchhof, nach dem Eleanor einen toten Blick hinübersandte, vorbei an dem Kursaal, vor dem der Direktor stand und mit der Hand winkte:

„A revoir! A revoir!"

‚Warte auf mich,' dachte Worms, ‚warte auf mich, mein Lieber. Es giebt auf der Welt amüsantere Orte und nettere Unterhaltungen als dein Pferdchenspiel.'

Montreux blieb zurück, und die Weinberge kamen, Worms ließ einen Moment halten, um seine Zigarre anzuzünden.

„Weiter!"

Nichts hübscher als Clarens, wo Rousseau einst wohnte, keine Fahrt reizender, als durch alle diese Städtchen und Flecken und Dörfer, wenn die Abendsonne schräg über den See schaut und die große Hitze vorüber ist.

Als sie über das holprige Pflaster von Vevey fuhren, war es Dämmerung geworden. Die Leute standen vor den Thüren, schwatzten, lachten, in manchen Fenstern brannte schon Licht.

Dann hielt der Wagen. Vor einem düsteren, verschlossenen Hause, dessen Jalousien herabgelassen waren.

„Da wären wir," sagte Worms, und er mühte sich, seiner Stimme einen heiteren, leichten Ton zu geben, obwohl dieses Haus mit der Erinnerung an die Krankenbesuche für ihn etwas Fatales und Ungemütliches hatte. Ganz leise pochte etwas an sein Herz: „Nimm Eleanor wieder mit, bring sie nicht hinein," aber da trat schon jemand aus der Thür mit einer Laterne in der Hand, und da öffnete sich auch ein Fenster, rollte die Jalousie in die Höhe, — Unsinn das alles!

„Ah monsieur! Bon soir, monsieur! Ah mademoiselle!"

Da plötzlich preßte Eleanor sich an ihn. Sie sagte nichts, sie brachte keinen Ton hervor. Und als er verlegen und mit aufsteigendem Aerger sich von ihren Armen freimachte, umklammerte sie die Lehne des Wagens: „Nein, nein!"

Er löste diese schwachen Hände mit einem unsanften Ruck: „Was zu viel ist, ist schließlich zu viel, nichts lächerlicher als solche hysterischen Anfälle," und alles andre, Eleanors Begrüßung durch die Damen und Eleanors Hineinführen ins Haus vollzog sich dann auch in der ruhigsten und vernünftigsten Weise.

Man trank noch eine Tasse Thee, die beiden alten Damen im Sofa, Worms, mit der Erlaubnis zu rauchen, behaglich in einem Fauteuil zurückgelehnt, Eleanor auf einem Rohrstuhl mit hoher, gerader Lehne.

Dann war es neun Uhr, und um diese Zeit giebt es in einem Pensionat junger Damen so viel zu besorgen und mit den Vorbereitungen zum Schlafengehen zu thun, daß man unmöglich noch länger Herrenbesuch im Hause dulden kann.

Die alten Damen glitten diskret aus dem Zimmer hinaus, um Eleanor und ihrem Papa Gelegenheit zu geben, in Liebe und Herzlichkeit voneinander Abschied zu nehmen; aber von diesem Abschiede war nun schon einen ganzen Tag hindurch so viel die Rede gewesen und so viel darüber gesprochen, daß Worms effektiv nicht recht wußte, was da groß noch zu sagen sei. So begnügte er sich mit einem Kuß auf Eleanors Mund und einem andern auf Eleanors Stirn, und eine halbe Minute später befand er sich in freier Luft und hörte den Schlüssel hinter sich schließen.

Noch einmal hatte er einen Moment die Empfindung: Kehr um, hol sie heraus, nimm sie mit! Aber mit dieser Vorstellung verknüpfte sich eine so komische Vorstellung des Klingelns, Klopfens, des Erschreckens der Insassen u. s. w., daß Worms vor sich hin lächelte und mit der Hand glättend über seine Stirn fuhr:

„Man ist und bleibt ein Phantast."

VII.

Was Ascot und Goodwood für die Engländer und in sehr verkleinertem Maßstabe Deauville für die Franzosen, das bedeutet am Ausgange jedes Sommers Baden-Baden für die deutschen Sportsmen. Was aber weder Ascot noch Goodwood noch Deauville je boten, das ist die große Internationalität, die von alters her dem Schwarzwaldthale seinen eigenartigen Glanz verleiht. Ueber acht Tage und mehr erstreckt sich Ende August das große Rennmeeting. Zwei- oder dreimal giebt es dazwischen einen Ruhetag, an dem die müden Leute ausschlafen und die weniger müden heitere Ausflüge mit fröhlichen Damen in die Berge unternehmen können; an allen übrigen Tagen haben die Anwesenden so viel zu thun, daß sie kaum recht zur Besinnung gelangen. In aller Herrgottsfrühe, wo möglich schon um vier und noch eher fährt man nach Iffezheim, um die Morgengalopps der Rennpferde zu sehen, um acht ist man wieder daheim, frühstückt, badet, kleidet sich um, um elf wird Tennis gespielt, um eins sitzt man wieder bei Tische, um zwei wird von neuem nach Iffezheim kutschiert. Bis sechs dauern die Rennen, bei deren Hinundher niemand eine Minute Zeit gewinnt, um Atem zu schöpfen, und wenn man dann zum viertenmal die zwei Meilen Wegs von Iffezheim bis Baden im Wagen gesessen hat, so sind alle Damen und Herren ungefähr am Ende ihrer Kräfte angelangt, während doch die letzten und schwersten Pflichten immer noch unerledigt sind. Man muß sich vom Staube reinigen, sich umkleiden, zum Diner gehen, dann in den Kurgarten, zur Illumination, zum Feuerwerk, und wenn jeder schließlich todmüde ist und sich nach nichts so sehr sehnt als nach einem ausgiebigen Schlaf, so finden sich immer noch Leute, die das Verlangen stellen, daß man mit ihnen ein Glas Sekt trinken oder Karten spielen soll. Baden-Baden ist schön, aber es giebt in dieser Hinsicht nur eine Stimme: „Baden-Baden

ist zu anstrengend.“ Alle Welt kommt in der vagen Voraussetzung, im Schwarzwaldthale Erholung zu finden, während jeder jedes Jahr so müde und verbraucht wieder abreist, als ob man mitten in der Hochsaison des Winters eine Woche lang mit seinen armen Lebenskräften Fangball gespielt hätte.

Am 24. August, dem zweiten Tage des Meetings, gewann Worms' kleine Stute „Lady Macbeth“ das Sandweier Rennen, und von diesem Moment an schwamm Worms, der an den ersten Tagen gar nicht der fröhliche Worms von sonst gewesen war, in einem Strom des Entzückens. Man schüttelte ihm die Hände, man gratulierte, der Graf von Loo klopfte ihm coram publico anerkennend auf die Schulter: „Ein nettes Pferdchen, mein Lieber, gut gewählter Name, Bühnennamen sind immer die besten. Sie wissen, ‚Amalie von Edelreich‘ gewann 1873 das Deutsche Derby, ausgezeichnetes Pferd, Buccaneer-Stute a. d. Sweet Katie. Grimshaw ritt sie. Wem gehörte sie doch? Renard! Natürlich, dem alten Johannes. Sie wissen, Amalie von Edelreich, einzige weibliche Figur in den ‚Räubern‘. Uebrigens, die ‚Räuber‘, erste Aufführung war hier ganz in der Nähe, Mannheim, hat mich immer interessiert. Mannheimer spielen heute abend in Baden-Baden, Gastspiel, Kurtheater, Sie müssen hinkommen, mein Lieber. Bin jeden Abend da. Sehr gute Truppe.“

Montreux, Eleanor, die ganzen letzten Wochen versanken in Worms' Erinnerung, nur das Pferdchenspiel kam ihm hin und wieder noch bei Gelegenheit der Rennen ins Gedächtnis. Dann lächelte er, wenn er an diesen fetten Bourgeois dachte, den sie in Montreux Direktor nannten, und dessen einzige Thätigkeit es war, das Geld einzukassieren und die Maschine zu drehen. Es war ein Idyll gewesen mit Zwanzigfrankenstücken und kleinen harmlosen Aufregungen, die es aber immerhin zuwege gebracht hatten, daß man vier Wochen lang sich den Kopf zerbrochen hatte, wie man diesen Pferdchen und ihren Chancen am besten beikommen könnte.

Ein Idyll.

Was Adele betrifft, so war sie mit drei großen Koffern von Berlin her angelangt, aber all dieser Reichtum ausgezeichneter, von Worms selbst Stück für Stück ausgewählter Toiletten kam für die arme Adele zunächst nicht in Betracht. Sie erhielt strikten Befehl, sich im Hintergrunde zu halten, und zwar deshalb, weil Worms sich selbst oder jemand sonst ihm eingeredet hatte, daß man an einem Platze wie Baden-Baden mehr als anderswo die Form wahren müsse. Wenn man irgendwo in der Welt eine schwache Aussicht gewinnen kann, vermittelst seiner Persönlichkeit in jene vornehmen Kreise Eingang zu finden, in die hineinversetzt zu werden vieler Menschen innigster Wunsch ist, so geschieht das am ehesten an einem Platze wie Baden-Baden. Man bewegt sich da frei durcheinander, man promeniert, man wird vorgestellt; wenn man Glück hat, kann man da an einem Tage weiter gelangen als in Berlin während eines Jahrzehnts.

Ganz undeutlich schwebte Worms die Idee vor, daß man ihm in dieser Umgebung Adele gewissermaßen — wie soll man sagen — übelnehmen könnte, sie als ein Anhängsel betrachten, das dem jungen Worms (jung im Sinne von „neu“, von „bisher nicht eingeführt“) den Grandseigneurs gegenüber hinderlich sein würde.

So sahen sie sich in den ersten Tagen nur ganz von weitem, mit einem flüchtigen Gruß, einem schwachen Lächeln Adelens und einem gütigen Lächeln von Worms' Seite, beider Lächeln aber durchaus unmerklich und für niemand sonst erkennbar.

Bis Worms nach allerlei Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß im Gegenteil diese hübsche, elegante Adele ihm nur nützlich sein könnte. Jeder Mensch, der in Baden-Baden etwas auf sich hielt, hatte eine Adele mitgebracht, Adelen aus Paris und Adelen aus Berlin, englische Adelen und ungarische, eine solche Fülle reizender Damen, von denen jede einzelne ihrem Beschützer zur glänzenden Folie gereichte, daß Worms in seinem Alleinsein die Ueberzeugung gewann, man werde ihm dieses Alleinsein nichts weniger als günstig deuten. Ein Gentleman sorgt nicht nur für sich selbst, sondern unter allen Umständen auch für ein zweites Lebewesen. Thut er das nicht, so hat er dafür entweder ganz besondere Gründe, oder aber man hat alle Ursache, ihm sein Einsiedlerleben als Sparsamkeit zu deuten, als einen Geiz, dessen sich der Kavalier nicht schuldig machen darf.

So wurde Adele aus der Versenkung hervorgeholt. Sie durfte an dem Blumenkorso teilnehmen, ganz in weißer Seide, ganz eingebettet in weiße Rosen, die Diener, Pferde, Wagen, Räder in so verschwenderischer Fülle bedeckten, daß diese weiße Rosenpracht in einer einzigen Stunde den vierwöchentlichen Gewinn aus dem Pferdchenspiel mit Haut und Haar verschluckte.

Adele durfte mit zum Rennen fahren. Adele durfte neben Worms in der Loge sitzen. Adele durfte Lady Macbeth streicheln und der „Lady“ nach dem hübschen Siege einen Veilchenstrauß hinters Ohr stecken. Adele wurde mitgenommen ins Theater und dem Grafen von Loo vorgestellt, der sie nett fand. Adele bekam die Illumination zu sehen, das Feuerwerk, und so lieb und reizend war sie in diesen Tagen, daß Worms eigentlich zum erstenmal die Ueberzeugung gewann, er werde dieses Mädchen schwerlich je ganz aus seinem Leben streichen dürfen.

Er wiederholte, was er schon früher einmal gesagt hatte: „Sie hat das Weiche, lieber Süderssen, das Anmutige, das Zärtliche, sie ist ein Weib, eine Frau, — mein Gott, das ist das, was man sucht, was dem einsamen Manne unentbehrlich ist.“

Ein klein wenig war Adele in den allerletzten Monaten zu stark geworden, aber aus der Form gehen wir mit der Zeit alle, Worms selbst, Gott sei es geklagt, in einer Weise, die ihn bisweilen in eine Art Angst versetzte.

Man riet ihm, Tennis zu lernen, und in dieser lebensheiteren Luft von Baden-Baden, wo der Mensch wieder jung wird und auf allerhand Jugendthorheiten verfällt, die er anderswo erstaunt von sich weisen würde, fand Worms sich auch dazu bereit.

„Wir werden es beide lernen, Adele, man steht früh auf und übt. Um sechs, wo der Platz noch leer ist. Wir werden noch einmal Kinder werden und Ball spielen.“

Er zog Adele an sich. Ein großes Gefühl von Zärtlichkeit erfüllte ihn.

„Wieder ein Kind werden, Adele, weshalb nicht? Wir sind beide ja noch jung, wenigstens was man noch so nennt. Du natürlich mehr als ich. Man hat die Harmlosigkeit verloren, die muß man wieder gewinnen. Man schleudert den Ball, man läuft hin und her, man bückt sich, die alte Elastizität kehrt zurück.“

Er erschien dann allerdings nur zweimal beim Tennisspiel, das, wie zu erwarten gewesen war, für ihn mit einem Fiasko endete. Er schob die Schuld auf Adele, die natürlich bei dieser Beschäftigung keine glückliche Figur machte; aber sie hatte doch immerhin aus der Mädchenzeit die Fähigkeit behalten, Bälle zu werfen und Bälle zu fangen, was beides Worms nie gelernt hatte und unter keinen Umständen zu lernen noch fähig war. Das Spiel irritierte ihn, erbitterte ihn, brachte ihn in fünf Minuten so in Schweiß und Aufregung, daß ihn Adele inständig bat, aufzuhören. Aber eine Wut überkam ihn und ließ ihn weiterspielen. Rechts und links auf den übrigen Tennisplätzen sah er Leute, die den Ball in der mühelosesten Weise dirigierten, auffingen, zur Erde springen ließen und, ohne auch nur einen Schritt zu thun, das runde Ding zwangen, wieder auf den Schläger zu hüpfen; das alles erschien so leicht und selbstverständlich, daß ihm seine eigne Ungeschicklichkeit ganz unfaßlich war. Es war eine Art Kampf, den er zwei Tage lang mit diesem verdammten Balle ausfocht. Hundertmal flog das Ding an ihm vorbei, holte er es wieder, schlug es, traf nicht, hob es auf, ließ es von neuem fallen, bückte sich, lief rechts, lief links, bis seine Beine zu zittern begannen und Sonnenlicht, Menschen, Bälle, Adele, Tennisplatz vor seinen Augen flimmerten und ineinander verschwammen.

Adele mußte ihn in den Wagen schaffen und ins Hotel fahren, wo er völlig erschöpft auf das Sofa gelegt wurde und so sehr über Rückenschmerzen klagte, daß Adele in grenzenloser Bestürzung einen Arzt holen wollte. Er war dann nachträglich von einer derartigen Grobheit und ließ allen Grimm in so unmotivierter Weise an Adele aus, daß es nach einem fünfjährigen Zusammenhalten zwischen den beiden beinahe zum Bruch gekommen wäre.

Unter Thränen flehte sie ihn am nächsten Tage an, das unglückliche Spiel nicht fortzusetzen, und als Worms genügend widersprochen hatte, um sich in dieser Sache nicht als schwach zu erweisen, gab er schließlich großmütig nach und versprach, die Fortsetzung der Tennisübungen bis zur Rückkehr nach Berlin zu vertagen.

Das war der einzige Mißklang in diesen heiteren Tagen von Baden-Baden.

Die Krone des Meetings war, wenigstens für Worms, der große Sieg Old Yorks im Alten Badener Jagdrennen; aber vielleicht gab es eine Minute in jenen Tagen, die selbst diesen unvergleichlichen Triumph Old Yorks mit seinen Ehren, Beifallsbezeugungen und immensen Geldgewinnen in den Schatten stellte — die feierliche Minute, in welcher Worms dem Baron von Rothschild vorgestellt wurde! Die Minute, da Rothschild leicht an seinen Hut faßte und bemerkte, er freue sich, oder es sei ihm angenehm, man habe ihm von Worms erzählt, — jawohl — Worms wohne in Berlin — richtig. War Worms schon öfter in Baden-Baden? Nein? Weshalb nicht? Aber es gefällt Worms in Baden-Baden?

Ja, es gefiel Worms in Baden-Baden, und als er dieser Thatsache in etwas verwirrten Worten Ausdruck gegeben hatte, nickte der Baron von Rothschild gütig, legte zwei Finger an den Hut und sagte im Gehen:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle.“

An diesem Tage speiste Worms auf dem Balkon seines Zimmers allein zu Nacht, ohne Adele, ohne Süderssen. Er saß ganz still und rauchte auch nicht, er trank in kleinen Zügen den Wein und blickte von seinem Hotelfenster auf das schlummernde Thal, aus dem nur das Plätschern der Oos und weither die Musik des Kurgartens herauftönte.

Rothschild!

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle —“

Es summte ihm im Ohr, immer dasselbe. Diese wenigen tiefen Worte.

Rothschild!

Das war der Traum seines Lebens gewesen, diesem Manne einmal Gesicht zu Gesicht gegenüberzustehen, mit ihm zu reden wie mit einem Gleichgestellten. Nicht von Börsendingen und Papieren, sondern von — ja von was? — von einfachen Dingen des Lebens, wie der Gleichgestellte mit dem Gleichgestellten:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Perle —“

Plötzlich überkam ihn eine Angst: wenn er diese Worte vergessen würde. In einer einzigen Nacht beim Schlafen entschwindet einem der Wortlaut aus dem Gedächtnis, und man findet ihn nie richtig wieder.

Er ging ins Zimmer hinein und machte Licht. Dann nahm er aus dem Schreibtisch einen großen Bogen weißes Papier und schrieb darauf mit starken Schriftzügen:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle.“

*

Es war die Rede davon gewesen, daß Mr. W. H. Moore, damals der beste englische Herrenreiter, Old York im Badener Jagdrennen reiten solle, aber in letzter Stunde wurde er engagiert, um Mr. Abingtons „Earl of Dartrey“ zu steuern. So blieb nichts übrig, als Süderssen den Ritt zu übertragen.

Worms war außer sich: „Er wird wieder stürzen, ich weiß es; ich verliere mit diesem Rennen ein Vermögen.“

Und wie Worms, so war alle Welt in Aufregung. Man hatte auf den Gaul Riesensummen



Schön Suschen.

Nach dem Gemälde von R. Eichstaedt.



Victoria regia (Paraguay). [Text Seite 712.]

Originalzeichnung von Karl Oenike.

in Wetten angelegt, immer in der Voraussetzung, daß der lange Mr. Moore auf Old York im Sattel sein würde. Nun ein solcher Zwischenfall! Nicht daß Old York in schlechter Hand sein würde, denn Süderssen war immer ein guter und zuverlässiger Reiter gewesen, aber erstens fehlte ihm die Uebung — er war seit Monaten der Rennbahn fern geblieben — und zweitens konnte man ihn ganz selbstverständlich nicht mit Moore vergleichen. Die beiden nicht in einem Atem nennen! Der eine ein ganz guter Reiter, dessen wesentlichste Eigenschaft im Rennen immer seine große Ruhe gewesen war, der andre ein Künstler, ein Genie der Reitkunst.

Und schließlich war alle Welt gleich Worms überzeugt, Süderssen werde mit Old York stürzen. Wie er schon einmal mit ihm gestürzt war. Dergleichen wiederholt sich, man weiß das aus alter Erfahrung. Jeder Reiter, auch der beste, ist auf einem Pferde, mit dem ihm ein Malheur passiert ist, unsicher.

Aber Süderssen stürzte nicht. (Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Heimwärts schritt ich nach des Tags Gebrause,
Und geflügelt eilten meine Füsse
Nah und näher meinem stillen Hause;
Eine Sehnsucht brannte mir tiefinnen,
Dass dein liebes Angesicht mich wieder grüsse.

Plötzlich kamst du, wo der Weg sich wendet,
Mir entgegen, und ein goldiggelber
Schein umwob mich, dass ich stand geblendet . . .
War's die Sonne, die im West sich neigte,
Oder war's dein Schimmer, Lichte, warst du's selber?

Karl August Hückinghaus

Vulkanische Ausbrüche.

Die Geschichte der Geologie ist noch jung. Das klassische Altertum hat uns trotz seiner zahlreichen Lehrgebäude über die Weltentstehung nur einige wenige Aufzeichnungen wirklicher geologischer Beobachtungen überliefert. Das Mittelalter ging darüber wenig hinaus, ja es verfiel zum Teil in noch größere Irrtümer, und auch die erste Hälfte der Neuzeit brachte nur geringe Fortschritte. Etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnen die Anfänge einer wissenschaftlichen Geologie. Einen höheren Aufschwung erhielt sie jedoch erst ein Jahrhundert später durch Gottlieb Werner. Aber auch in der Folgezeit waren die Ansichten noch vielfach ungeklärt, so daß über die grundlegenden Fragen nur ganz allmählich eine gesicherte Auffassung heranreifte. Unter diesen Umständen ist auch die Erforschung des Vulkanismus, dessen ungebändigte Kraft uns soeben die Ausbrüche des Pelée und Soufrière vor Augen geführt haben, erst spät in Angriff genommen worden, und wie die Lehre über die Entwicklung und den Bau unsrer Erde überhaupt, so hat auch die Deutung der vulkanischen Erscheinungen mannigfache Wandlungen erfahren.

Die ältere Geologenschule mit Leopold von Buch an der Spitze ging bei der Erklärung der Vulkanbildung von der Voraussetzung aus, daß das Erdinnere von feuerflüssigen Massen erfüllt sei. Diesen feuerflüssigen Kern dachte man sich von einer verhältnismäßig dünnen Erdkruste umschlossen. Gleichwohl sollte die dünne Erdschale im stande sein, unterstützt durch die Entwicklung von Gasen, auf die feuerflüssigen Massen einen derartigen Druck auszuüben, daß sie emporgepreßt wurden und nun an Punkten schwächeren Widerstandes die „oberflächlichen“ Erdschichten blasenförmig emportrieben. Verstärkte sich der Druck, so wurde die blasenförmige Hervorwölbung schließlich durchbrochen, und die feuerflüssigen Massen schossen nun in die Atmosphäre empor oder liefen an der Durchbruchstelle als Lavaströme über. Nach dieser Auffassung beruhte also die äußere Gestalt der Vulkane auf einer von innenher bewirkten Hervortreibung der Erdrinde. Demgemäß stellte man denn auch die Klasse der Erhebungskrater auf.

Diese Anschauung über den Aufbau der Vulkane wurde zunächst in Zweifel gezogen. Eingehendere Untersuchungen ergaben, daß von einer blasenförmigen Hervorwölbung, wogegen schon die geringe Elastizität der Gesteinsmassen spricht, nicht die Rede sein könne, sondern daß alle diejenigen Vulkane, die mit größeren, aus festen Gesteinen gebildeten Kegeln ausgestattet sind, ihre Erhöhung und Form durch allmähliche Ueberlagerung von ausgeworfener Masse selbst herbeigeführt haben. Aber auch die Ansichten über die Beschaffenheit des Erdinnern änderten sich. Die Untersuchungen von Thomson und G. H. Darwin, die die Verhältnisse der Gezeiten betrafen, haben den Hinweis erbracht, daß die Erde in der Hauptmasse nicht aus flüssigen oder zähflüssigen Stoffen bestehen kann. Vielmehr muß der Erdkörper entweder fest sein oder sein Kern besitzt einen gasähnlichen Zustand und wird dann also von einer über dem kritischen Punkt befindlichen Masse gebildet, die infolge der ungeheuren Verdichtung aller freien Beweglichkeit der Teilchen beraubt ist. Bei dieser Sachlage kann der Herd eines jeden Vulkans nur in der festen Erdkruste angenommen werden. Dagegen herrschen darüber noch Meinungsverschiedenheiten, in welche Tiefen der Erdkruste die Vulkanherde zu verlegen sind und wie es zur Bildung der vulkanischen Auswurfsmassen kommt. Ein kleinerer Teil der Geologen vertritt die Ansicht, daß die vulkanischen Herde verhältnismäßig „oberflächlich“ liegen. Durch chemische Vorgänge soll eine Selbstentzündung von Schwefelverbindungen herbeigeführt werden, die dann weiterhin in Kohlenlagern genügende Nahrung findet, um einen Feuerherd zu schaffen, der im stande ist, die benachbarten Gesteinsschichten zu schmelzen. Als treibende Kraft, die die feuerflüssigen Massen emporhebt, werden überhitzte Wasserdämpfe angesehen.

Allein gegen diese Theorie kann eine ganze Reihe von Gegengründen geltend gemacht werden. Einer davon ist der, daß die Lavamassen von den verschiedensten Vulkanen der Erde eine übereinstimmende Zusammensetzung aufweisen, was kaum der Fall sein würde, wenn sie den oberflächlichen, vielfach wechselnden Schichten der Erde entstammten. Darum hat denn auch eine andre Annahme die allgemeinere Anerkennung erhalten. Man darf voraussetzen, daß in der Urzeit die Gesteine der Tiefe durch den dort obwaltenden ungeheuren Druck bei einer Temperatur erstarrten, unter der sie an der Erdoberfläche noch flüssig geblieben wären. Der auf ihnen lastende Druck ist es, der sie noch heute in dem festen Zustand verharren läßt. Wird er an einer Stelle aufgehoben, so erfolgt eine Rückwandlung der Tiefengesteine in feuerflüssige Massen, also in diejenige Form, die sie vor ihrer Erstarrung besaßen. Natürlich muß dabei zugleich eine sehr hohe Temperatur des Erdinnern angenommen werden. Für diese sprechen außer andern Erfahrungen die ausfließenden Lavaströme, deren Temperatur 1200° C. und mehr betragen kann. Die Erstarrung der Gesteine und ihre Wiederverflüssigung kann experimentell erläutert werden. Wird Paraffin oder Walrat in einer Glasröhre einem hohen Druck ausgesetzt, so bleiben sie so lange erstarrt, als dieser Druck auf sie einwirkt. Wird aber der Druck durch Oeffnen der Glasröhre beseitigt, so verflüssigen sie sich alsbald. Dieses Experiment ahmt im kleinen nach, was sich bei der Einleitung der vulkanischen Vorgänge im großen vollzieht.

Unbedingt nötig ist also die Aufhebung des gewaltigen Druckes, dem die Tiefengesteine unterliegen. Sie wird herbeigeführt durch die Bildung einer tief hinabreichenden Spalte, und zwar eben jener Spalte, die später zum Kraterkanal sich erweitert. Infolge der fortschreitenden Abkühlung des Erdkörpers sind von Anbeginn Lageveränderungen seiner Schichten eingetreten, die auch in der Gegenwart noch andauern. Ein jedes Gebirge ist reich an Unter- und Ueberlagerungen älterer und jüngerer Gesteine. Eine Folge dieser Verwerfungen ist die Bildung von Spalten. Auch wenn das Vordringen einer solchen Spalte in die Tiefe nur ganz langsam vor sich geht, so wird doch immer auf ihrer ganzen Bahn der bisher herrschende Druck aufgehoben. Geschieht dieses endlich mit dem allmählichen Vorschreiten der Spalte auch in größeren Tiefen, wo die nötige Temperaturhöhe gegeben ist, so wird es dann hier zu einer Umwandlung der festen Gesteine zu feuerflüssigen Massen kommen, die nun, den hydrostatischen Gesetzen folgend, im Verlaufe der Spalte an die Oberfläche empordrängen.

Die Emporhebung des Magma, wie man die feuerflüssigen Massen wissenschaftlich bezeichnet, wird unterstützt durch zwei Faktoren. Einmal werden bei der Verflüssigung der Gesteine ungeheure Mengen von Gasen frei, die vordem absorbiert waren, aber wegen des Druckes in der Tiefe nicht zu entweichen vermochten. Ferner aber durchtränkt sich das Magma mit überhitztem Wasserdampf. Das Wasser, das verdampft wird, fließt vielleicht vom Meere auf unterirdischen Wegen zu. Wenigstens liegt die Mehrzahl der Vulkane in der Nähe des Meeres. Bedeutende Wassermassen sind aber sicher erforderlich, da sich die Rauchwolken der Vulkane vorwiegend aus Wasserdampf zusammensetzen. Gase und Wasserdämpfe entwickeln nun ihre Spannkräfte in immer steigendem Maße. Sie treiben und drücken das Magma höher und höher, sprengen und erweitern den noch engen Spaltengang, wuchten gegen die noch bestehenden Deckschichten, bis sie endlich das letzte Hindernis wegräumen und unter donnernden Explosionen emporrasen, kleinere und größere Lavablöcke mit sich in die Höhe reißend und die glühendfeurige Lavaschlange über die nun gebildete Kratermündung hinweghebend.

Wie angedeutet, erfolgt die Beseitigung der letzten Widerstände nur schrittweise. Die aufdrängenden Gase, Wasserdämpfe und Lavamassen branden immer von neuem gegen die Wandungen des Katerkanals und verursachen dadurch Erschütterungen des Durchbruchgebietes, die sich als Erdbeben kundgeben. Auch auf Martinique gingen dem Ausbruch des Pelée länger als acht Tage leichte Erdbeben voran. Mit der Zertrümmerung der noch bestehenden Hindernisse bei der schließlichen Eruption verbindet sich dann abermals ein Erdbeben, das je nach seiner Heftigkeit auf einem kleineren oder größeren Gebiete die Veranlassung von oberirdischen Spaltenbildungen oder auch von Bodensenkungen werden kann. Wie die Meldungen besagen, sind beide Erscheinungen in der Umgebung des Pelée eingetreten. Die in die Atmosphäre emporschießenden Gase, besonders aber die Wasserdämpfe sind auch weiterhin noch vielfach an den vulkanischen Vorgängen beteiligt. In den in die Höhe geschleuderten Lavablöcken dehnen sich die eingeschlossenen Wasserdämpfe plötzlich aus und zersprengen daher die Blöcke zu kleineren Bruchstücken oder mehr noch zu jenem feinen Staub, der sich als Asche im näheren Bereich des Vulkans in hohen Schichten niederschlägt. Aschenschichten von 3, 4 und 5 Metern gehören nicht zu den Seltenheiten. Beim Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, bei dem die gleichnamige kleine Insel im malaiischen Archipel geradezu in die Luft zerstob, fiel der Aschenregen im Umkreis von fast hundert geographischen Meilen nieder. Man hat seine Menge auf 18 Kubikkilometer geschätzt. Mit der größeren Erhebung in die Höhe kühlen sich die Wasserdämpfe notwendigerweise ab, so daß sie sich zu Wasserkügelchen verdichten, die dann in Form von heftigen Regengüssen niederstürzen können. Teils fangen die Regenmassen schon auf dem Wege zur Erdoberfläche Aschenteile auf, teils verschlammen sie mit den schon niedergesunkenen Aschenlagen, und so bilden sich dann die reißenden Schlammströme, von denen, wie bei vielen andern vulkanischen Ausbrüchen, so auch bei demjenigen auf Martinique berichtet wird. Diese an freien Säuren reichen Schlammfluten erhärten später zu den vulkanischen Tuffen.

Die Lavaströme bewegen sich meist mit einer überraschenden Geschwindigkeit vorwärts. Hierbei sprechen die Stärke des Stromes, seine Dünnflüssigkeit und der Neigungswinkel des Geländes mit. Es sind einzelne Lavaströme beobachtet worden, die in 24 Stunden nur 20—40 Meter vorrückten. Doch waren dies Ausnahmen. Ihr Gegenstück bilden Lavaströme, die in einer einzigen Stunde 15, 20, ja 30 Kilometer vorstürmten. Die Flächenausdehnung der Lavaströme hat sehr wechselnde Grenzen. Einige sind kaum 300 Meter lang und noch nicht die Hälfte breit; andre erreichen einen ganz gewaltigen Umfang. Vulkane auf Hawaii, wie der Hualai, haben Lavaströme von 30 Kilometer Länge und 15 Kilometer Breite entsendet, und vom Skaptar auf Island sind Lavaströme bekannt, die 90 Kilometer in die Länge und 25 Kilometer in die Breite messen. Ebenfalls sehr verschieden ist die Mächtigkeit der Lavaströme. Mitunter sind sie nur 2 bis 3 Meter stark. Der soeben erwähnte Lavastrom des Skaptar hat dagegen eine Mächtigkeit von 35 Metern. Erkaltet der Lavastrom, so entstehen unter der Schlackenumhüllung teils krystallinische Gebilde, die mit den Basalten, Phonolithen und Trachyten verwandt sind, teils glasige Gesteinsformen, wie der Obsidian und Bimsstein. Bei stärkeren Lavaströmen schreitet die Erkaltung nur langsam vorwärts, so daß sich im Innern noch nach Jahrzehnten sehr hohe Temperaturen vorfinden.

Der Mensch ist der Herr der Erde; er bohrt durch ihre Bergriesen seine Tunnels, er treibt tief hinein in sie seine Schächte, er durchquert ihre Meere und beutet alle ihre Schätze aus. Und doch, wie schwach ist er in Wirklichkeit gegen die Naturgewalten! Ein leises Zucken und Beben des Erdkörpers, eine verhältnismäßig nur leichte Anspannung seiner Kräfte, und die Schöpfungen, an denen Generationen emsig gearbeitet haben, sind zerstört und vernichtet. Bei Katastrophen wie denen auf Martinique und Saint Vincent klingen von selbst die Worte Schillers wieder:

„Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.“

G. F. Haller.

In Gewalt der Erde.

Javanische Skizze
von
S. Barinkay.

Wirajadu besitzt die anmutigste Bambushütte im ganzen Kampong. Rotbemalte Pfeiler stützen sie, die offene Vorhalle ist mit Pisangblättern bedeckt, seitlich von rosigen Orchideen umrankt und gewährt einen schattigen, angenehmen Aufenthalt; ein Hängeleuchter ist in der Mitte befestigt, zahlreiche Käfige reihen sich an der Brüstung hin, mit Perkuluts besetzt, den Lieblingsvögeln der Javaner; ihr Girren und Zwitschern klingt traulich und süß.

Der Tandjung streut seine weißen Sternblüten über das Häuschen, die feurigen Blumen der Soka prangen im Garten daneben, und der linde Duft der goldenen Tjampakas mengt sich mit dem des gelbgrünen Kenangan.

Der Ausblick zeigt einen Höhenzug, mit hohen Kasuarinen bestanden, deren Zweige wie smaragdne Schleier hängen; dahinter den Doppelgipfel des Vulkans Merapi. Zu Füßen der Hügel breiten sich weithin in lieblichem Terrassenbau fruchtbare Reisfelder. Sie sind Kommunaleigentum, und Wirajadu bewirtschaftet sie.

Bei niemand im Kampong ist Wirajadu beliebt, denn er ist hart und grausam, nutzt die Kulis bis zur Erschöpfung aus, und man flüstert sogar, daß er nicht ganz ehrlich sei im Abrechnen mit der Gemeinde. Aber man fürchtet ihn und schweigt und weicht ihm aus. Nur ein Nachbar, ein Mattenflechter, dessen Hütte durch eine Luntashecke von der seinen getrennt ist, verkehrt viel mit ihm. Ist dieser auch äußerlich unterwürfig und demütig, besitzt er doch ein geistiges Uebergewicht über Wirajadu, denn er ist jahrelang in Batavia in Ehren Soldat gewesen und hat viel erfahren. Und wohl eben darum ist Wirajadu gegen ihn freundlicher, denn es gilt, auch aus dem alten Mann noch Nutzen zu ziehen.

Der Mattenflechter hat einen Sohn, einen blutjungen, schlanken Burschen mit glänzendem langen Haar und sanften, träumerischen Augen. Er spielt zauberisch schön auf dem Rabab, der javanischen Geige. Abends, wenn die Eingeborenen rastend und rauchend in den Veranden sitzen und der wehmütige Ton der Geige wie die klagende Stimme eines Nachtgeistes über den Kampong hintönt, verstummen alle Lippen, alle Ohren lauschen. Aber niemand mit solch zitterndem Herzen wie Tjarutaja, das Töchterchen Wirajadus. Atemlos ruht es auf dem Baleh-Baleh, der nächtlichen Ruhebank, und saugt jeden Klang voll brennenden Wohlgefallens ein. Und wenn die Geige längst verstummt ist, liegt Tjarutaja noch mit wachen Augen und heißen Wangen. Schläft sie endlich ein, so tönt das Girren der Perkuluts gleich verlorenen Tönen der Geige Kasumos in ihre Träume.

Sie blickt zu Kasumo wie zu einem Gott auf. Blumen und Beeren bringt sie ihm, kauert oft stundenlang an seiner Seite und reicht ihm Bast und Stroh zum Flechten der Matten dar. Will er sie mit etwas belohnen, bittet sie nur um ein Lied auf dem Rabab.

Einmal, nachdem er gespielt, wieder für sie gespielt hat, legt sie die Aermchen um seinen Hals und flüstert ihm zärtlich ins Ohr: „Wenn ich groß bin, will ich dir den Reis kochen!“ Das bedeutet nach javanischem Brauche: Ich will dein Weib werden.

Da hebt sie Kasumo lachend auf und schaukelt sie in die Luft, daß die schwarzen Locken fliegen und sich der gelbe Sarong bläht, den sie trägt.

„Ja, Turteltäubchen, das sollst du! Du und keine andre!“ sagt er gerührt.

Von dieser Stunde ab nimmt Tjarutaja eine gravitätische Würde an, denn der Gedanke beseelt sie, daß sie die Gattin des Mannes werden soll, den sie mit ihrem ganzen ungestümen Kinderherzen bewundert. Und auch in Kasumo faßt der Wunsch, sie einmal sein eigen zu nennen, Wurzel. Er liebte die Kleine schon immer und liebt sie nun mehr und mehr. Sie ist ein gutes und schönes Mädchen, und sie wird ein gutes und schönes Weib werden, so gewiß als tadelloser Bast tadellose Matten giebt! Freilich, ungeschickte Hände dürfen diesen nicht anfassen, und böse Eindrücke müssen auch von dem Mädchen fern gehalten werden. So viel hat er von der Weisheit seines Vaters, der nun seit einigen Wochen zu seinen Ahnen eingegangen ist, schon gelernt!

Um sich also hierin Einfluß zu sichern, wirbt er bei Wirajadu um Tjarutaja, als sie zehn Jahre zählt.

„Was verlangst du für sie?“ fragt er.

Wirajadu reibt die Daumen aneinander und macht ein unschlüssiges Gesicht. Dann nennt er eine Summe, die Kasumo einen heißen Schrecken durchs Herz jagt.

„Das hab' ich nicht und kann ich auch nicht so leicht verdienen,“ erwidert er niedergeschlagen.

„Mit dem Mattenflechten freilich nicht,“ meint Wirajadu listig. „Aber ich brauche einen Aufseher! Komme zu mir! Bis meine Tochter reif ist, hast du sie abverdient.“

„Und Tjarutaja ist dann mein?“

„Ja! Das heißt, wenn du noch fünfzig Gulden zulegst! So viel hast du doch wohl?“ spricht der Mann mit scheinheiliger Miene, denn es ist ihm bekannt, daß der alte Mattenflechter seinem Sohn genau diese Summe hinterlassen hat.

Kasumo nickt sinnend mit dem Kopf.

„Sie ist meine einzige und wird schön werden! Wenn du nicht willst, ich ...“

„Ich will!“ unterbricht ihn der Bursche hastig, den der hohe Kaufpreis etwas verwirrt hat. Für eine Fürstentochter wird kaum viel mehr bezahlt. Aber was soll er mit den fünfzig Gulden, und was liegt an seiner Arbeitskraft! Er ist ja noch so jung und Tjarutaja so lieblich wie keine andre. Er wirft also Matten, Bast und Stroh in einen Winkel seiner Hütte und wird Aufseher über die Kulis auf den Reisfeldern.

*

Vier Jahre dient Kasumo schon um Wirajadus Tochter. Seine Liebe wächst mit der Schönheit des Mädchens. Tjarutaja ist schlank wie ein junger Pinangstamm, ihre Augen leuchten wie der Abendstern; die langen schwarzen Locken wallen glänzend und wie ein Mantel um den Nacken; ihre hellbraune Haut ist weich wie der Flaum des Pelikans, ihre Worte sind süß wie der Duft der Melatis.

Im ganzen Kampong wird sie bewundert. „Sie wäre wert, in ein Keputrem, in einen Harem, zu kommen!“ sagen die Leute.

Der Vater hört das wohlgefällig an. Kasumo wird unruhig und beginnt zu drängen. Doch Wirajadu bleibt starrköpfig.

„Ein Jahr noch!“ sagt er fest. „Tjarutaja ist zart, auch ist die verlangte Summe noch nicht voll!“

Und der junge Mann muß sich fügen. Mit Murren thut er's und mit ihm Tjarutaja, deren Herz rascher zu schlagen, deren Blut voller zu brausen beginnt.

Eines Abends aber, als Kasumo heimkommt, findet er das Mädchen nicht mehr vor. Eine Cambodjablume liegt auf seinem Baleh-Baleh, die bedeutet: ich bin unglücklich!

Mit ungeduldigem Zorn tritt er Wirajadu entgegen, der erst am nächsten Morgen in den Kampong zurückkehrt, und zwar allein.

„Wo ist Tjarutaja?“

„Ich habe sie nach Surakarta in die Obhut einer frommen Frau gebracht! Es ist gut für dich und sie. Ein Jahr müßt ihr doch noch warten.“

Von da ab wird Kasumo mißmutig, und Mißtrauen gegen Wirajadu keimt in ihm auf. Der Mann ist habgierig, unehrlich und grausam. Davon hat er sich in den Jahren seiner Dienstbarkeit überzeugt.

Wenn er nun auf dem Rabab spielt, ergreift ihn ein wildes Verlangen, und wenn er nachts schlaflos liegt, taucht das braune Gesichtchen der Geliebten vor ihm auf. Voll Wehmut sind die Züge, voll Sehnsucht die Augen, und der Mund flüstert schmerzlich, was ihm schon die Cambodjablume gesagt: ich bin unglücklich!

Voll Unrast irrt er umher, und als Wirajadu bald darauf wieder nach Surakarta reist, besteht Kasumo darauf, daß er ihn mitnimmt. Er will Tjarutaja sehen!

„Ei,“ sagt der Mann mit süßer Freundlichkeit, „ich wollte dich so wie so mithaben! Du sollst auch lernen, wie man einen Handel abschließt.“

Auf zwei kleinen kräftigen Pferden reiten die beiden vom Kampong fort. Der eine — dem Tode entgegen, der andre, um ein gutes Geschäft zu machen. Diesmal nicht mit Reis, sondern mit Menschen.

Wirajadu hat seine Tochter zu einer Tänzerin gebracht, die ihr Anstand und Sitte lehren soll. Morgen wird das Mädchen verkauft für den Harem eines Reichen. Außerdem hat er in Surakarta einen Chinesen gedungen, der ihn durch Meuchelmord von dem unangenehmen Begleiter befreien soll. Ueber vier Jahre hat ihm Kasumo umsonst Dienste geleistet, und die fünfzig Gulden, die der Bursche in seinen Gürtel eingenäht immer am Leib trägt, sollen auch noch sein werden, wenn dem jungen Kidang (Rehbock) die Lebensflamme ausgelöscht ist.

Ein vorzügliches Geschäft, das seinem Streben das ersehnte Ziel giebt! Dann wird er dem elenden Kampong den Rücken kehren und in Batavia, das ihm der alte Mattenflechter so verlockend geschildert hat, das Leben eines wohlhabenden Mannes führen.

Ahnungslos reitet Kasumo neben dem tückischen Feinde durch eine wundervolle Landschaft. Grüne Reisfelder schimmern freundlich in der Sonne; die fruchtbeladenen Kronen der Palmen ragen mächtig ins Blaue; bunte Vögel, leuchtende Schmetterlinge, fröhliche Käfer fliegen und schwirren umher. Die Wedel hoher Bambusse rauschen leise, zerfallene Tempel liegen träumerisch am Wege, Bäche plätschern über Steine, und am Ufer stehen langbeinige Strandvögel mit zarten Federhauben und lieblichem Gefieder. Den Horizont begrenzen groteske, baumlose Bergzacken und die waldbedeckten hohen Kegel des Sendoro und Sumbing.

Bald rückt der Doppelgipfel des Merapi näher. Ein Paradies scheint zu erstehen, eine Gegend voll Ueppigkeit und wonniger Schönheit. Kasumo hat Blicke dafür, Wirajadu aber ist erfüllt von seinen gierigen, nichtswürdigen Gedanken. Er sieht auch die aufsteigenden schwarzen Wolkenballen nicht, nicht die Düsternis, die sich mit einem Male über die Landschaft senkt.

Doch seine Augen werden stier, seine Wangen grau, als plötzlich unterirdisches Rollen, Klirren und Krachen hörbar wird.

„Der Merapi, der böse Berg!“ schreit er angstvoll und schlägt dem Pferde die Fersen in die Weichen, als könnte es ihn von dem drohenden Unheil beflügelt hinwegtragen.

Das erschreckte Tier wirft ihn ab. In der gleichen Minute schießt eine schwefelgelbe Dampfsäule aus dem Schlunde des Vulkans empor, furchtbares Donnern und Grollen ertönt, die Erde schwankt von einem gewaltigen Stoße.

Nur einen Atemzug lang währt das Entsetzliche, doch die Wirkung ist ungeheuer. Bäume sind entwurzelt, Felder und Wiesen verschüttet, Felsen eingestürzt, Hütten zerstört, die Erdoberfläche hat Risse und Brüche. Und in einem solchen Spalt steht Wirajadu aufrecht, bis über die Schultern eingeklemmt. Sein Kopf allein ragt über den Boden empor, unheimlich anzuschauen mit dem leichenhaften Gesicht und den geschlossenen Augen.

So findet ihn Kasumo, als er sich erhebt, denn Schreck und Furcht hatten ihn niedergeworfen. Bestürzt und voll Abscheu blickt er auf ihn.

Wirajadu in der Gewalt der Erde! Ein schlimmes Zeichen! Der Boden hat sich aufgethan und ihn verschlingen wollen! Das ist eine Machtthat der Erdgeister, die auf den Grund des Herzens sehen, wie das Menschenauge auf den Grund des klaren Wassers. Dieser Mann muß ein großer Bösewicht sein!

Mit Grauen naht sich ihm Kasumo.

„Hilf mir! Hilf mir!“ ächzt der Verunglückte, den die geborstene und wieder zusammengedrängte Erde preßt.

Kasumo weicht zurück. Er will sich nicht beflecken durch die Berührung eines von höheren Mächten als verrucht bezeichneten Geschöpfes.

„Speise und Trank will ich dir bringen, bis du kräftig genug bist, dich selbst herauszuarbeiten! Mehr kann ich für dich nicht thun!“

„Hilf mir, Kasumo! Ich ersticke! Tjarutaja soll dein Weib werden, heute noch, wenn du barmherzig bist!“

„Sie wird es auch so! Heute noch hole ich sie aus Surakarta.“

„Du findest sie nicht! Kasumo, ich wollte dich betrügen! Ich wollte dich morden lassen, und meine Tochter sollte morgen in den Harem eines vornehmen Indiers verkauft werden. Nichts von alledem soll geschehen! Du sollst leben, mit Tjarutaja leben in ehelichem Glück! Nur rette mich!“

Kasumo sträubt sich das Haar.

„Schändlicher! Wenn ich dich auch retten wollte, wäre es nur mein und Tjarutajas Unglück! Denn die Erdgeister verfolgen den mit Rache, der ihren Willen stört!“

Wirajadu röchelt.

„Aber wo ist dein Kind?“

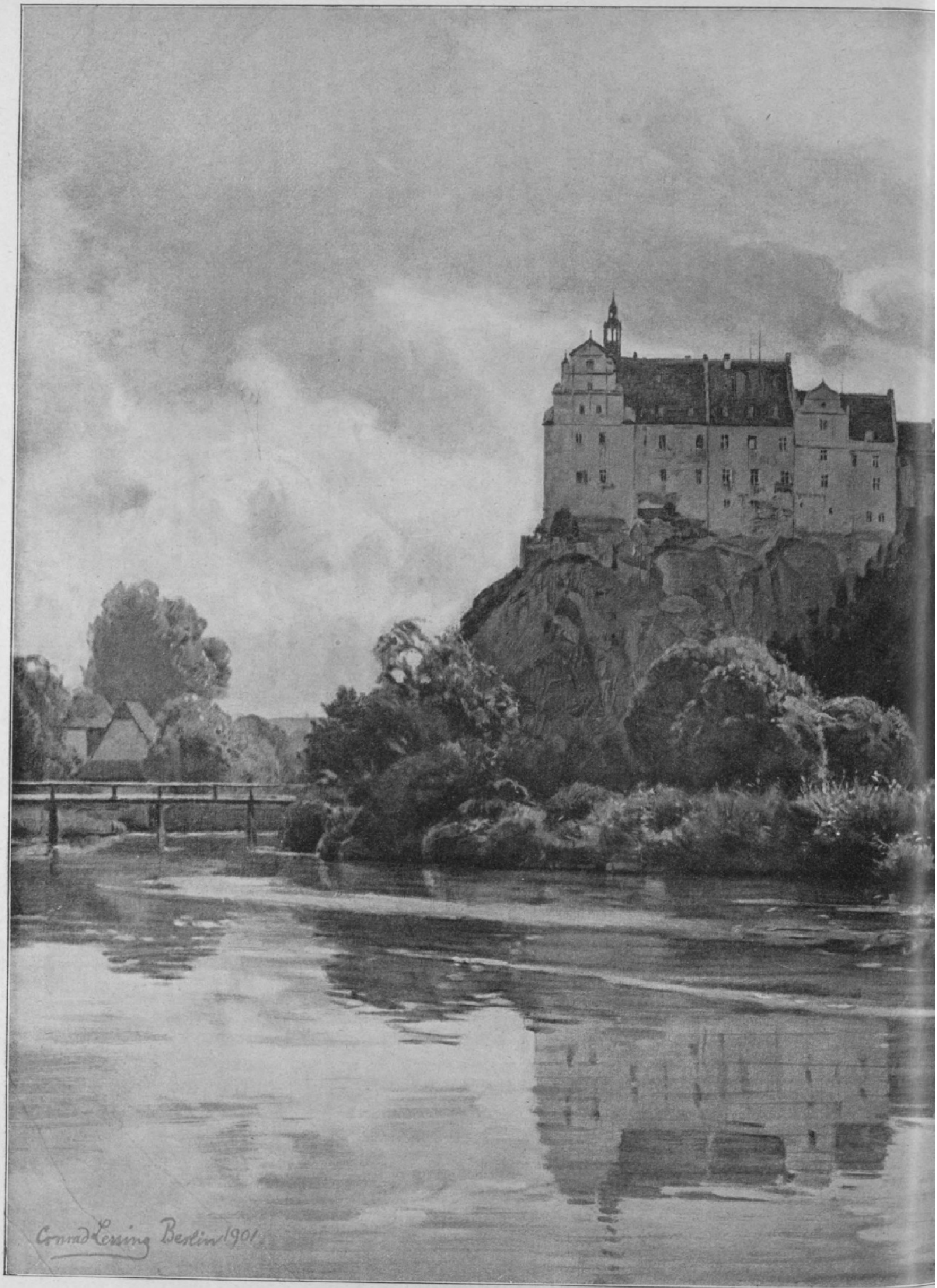
Schweigen. Voll kalter Bosheit richtet der Mann die Augen auf den Burschen.

„Wo ist deine Tochter?“ drängt Kasumo angstvoll, aber Wirajadu schweigt.

„Ich will suchen gehen! Vielleicht finde ich einen Gottlosen, der dir helfen mag! Nenne mir den Aufenthalt Tjarutajas!“

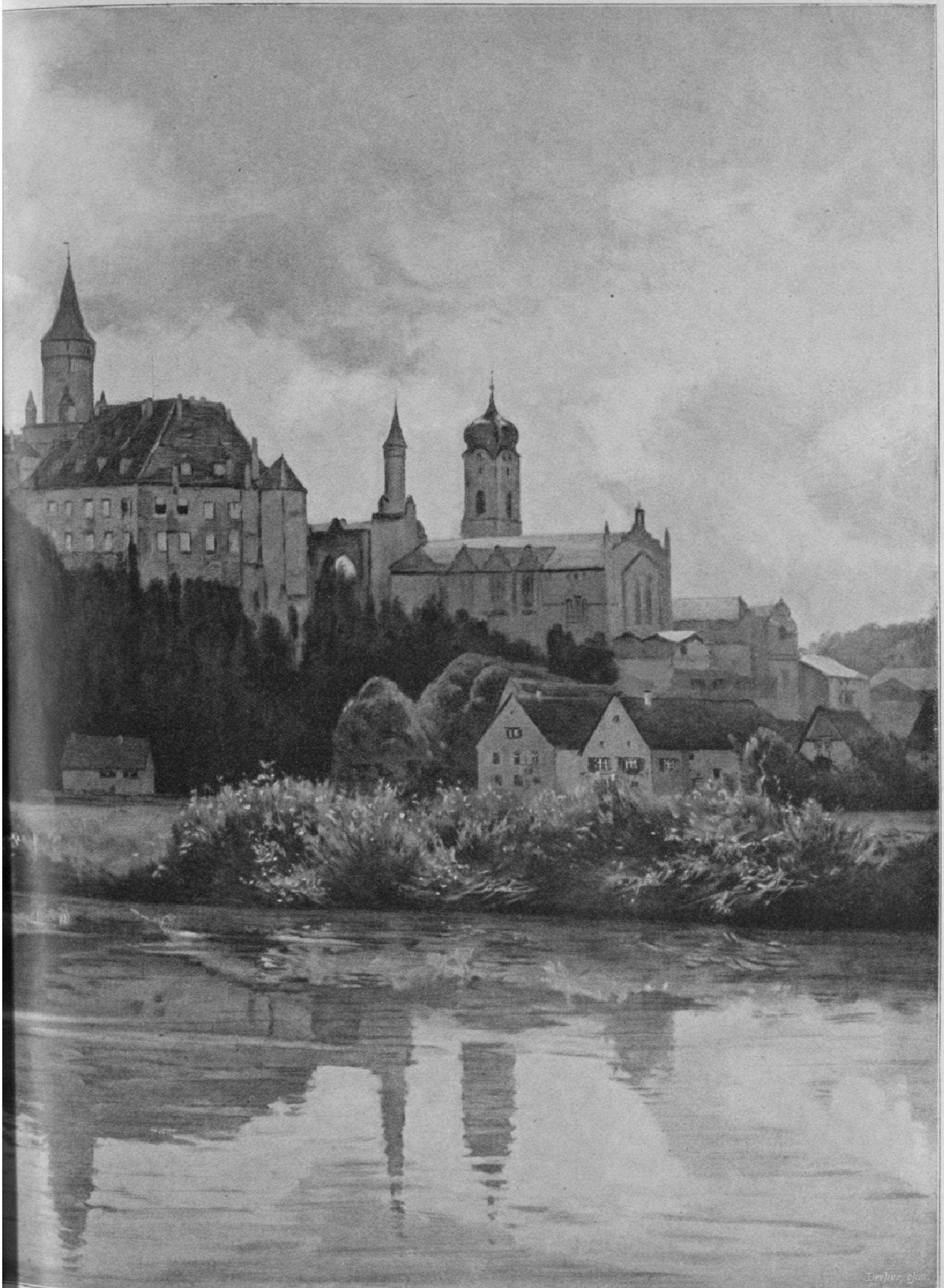
„Wenn ich gerettet bin!“

Kasumo eilt in den nächsten Kampong. Wehklagen und Jammer überall, denn das Erdbeben



Schloß Sigma

Nach dem Gemäl



gen. (Text S. 717.)

n Conrad Lessing.

hat alle Heimstätten in die Luft geschleudert. Doch für seine fünfzig Gulden findet er einen Mann, der Wirajadu zu berühren wagt. Als sie aber bei diesem anlangen, ist er tot. Voll Verzweiflung blickt Kasumo auf die Lippen, die für alle Ewigkeit verstummt sind ...

Am nächsten Tag wandert ein hübscher brauner Bursche durch Surakarta. Auf dem Rabab melancholische Weisen spielend, geht er alle Straßen auf und ab. Die Leute werfen ihm Geldmünzen und Früchte zu, er läßt sie fallen und liegen, spielt nur und spielt mit bebendem Herzen und rastlos hin und her irrenden Augen.

Er spielt nur für eine!

Schon steht die Sonne wie eine Riesenleuchtkugel auf der Zacke des Berges, da wird eine Hausthür aufgestoßen und ein Mädchen fliegt heraus, schlank wie ein junger Pinangstamm, ihre Augen leuchten wie der Abendstern, die schwarzen Locken wallen unter dem wehenden Schleier wie ein Mantel.

„Kasumo!“

Der Bursche wirft die Geige weg und fängt das Mädchen mit beiden Armen auf.

„Die wahre Liebe ist stark wie der Tiger und klug wie die Schlange!“ sagt ein javanisches Sprichwort.

Aus dem Reiche der Sterne.

Wie schon früher dargelegt worden, sendet die Sonne ununterbrochen eine alle Vorstellung überbietende Wärmemenge in den Weltraum, und sie muß daher an Wärme verlieren, wenn ihr nicht von irgend einer Seite Ersatz für den fortwährenden Verlust zu teil wird. Man hat sich lange vergeblich bemüht, die Quelle dieses Ersatzes ausfindig zu machen, bis es endlich dem berühmten Forscher Helmholtz gelang, sie aufzufinden. Hiernach wird der Ersatz der ausgestrahlten Sonnenwärme durch die Zusammenziehung des Gasballes selbst geleistet, der die Sonne bildet. Durch die Verdichtung dieser Sonnenmaterie entsteht neue Wärme, so daß ein Ausgleich stattfindet, durch den die Sonnentemperatur auf ihrer Höhe erhalten wird. Dieser Zustand ist nun von sehr langer, aber keineswegs von ewiger Dauer. In sehr entlegener Vorzeit, vor vielen Millionen Jahren, strahlte die Sonne mehr Wärme aus als gegenwärtig, und durch die infolgedessen stattfindende Zusammenziehung ihrer glühenden Gasmassen erhöhte sich damals sogar noch ihre Temperatur. Wie viele Hunderttausende von Jahren hindurch dies gedauert haben mag, ist unbekannt; jedenfalls aber begann von einem gewissen Zeitpunkte an die Wärmeabnahme durch Strahlung die Zunahme durch Zusammenziehung zu kompensieren, so daß keine Zunahme der Sonnentemperatur mehr eintrat. Wiederum lange Zeit hindurch muß die Wärmeausstrahlung überwiegen, und dann beginnt das Sinken der Sonnenwärme, die Abnahme ihrer Temperatur und im Laufe von ferneren Millionen Jahren endlich die vollständige Erkaltung des Sonnenballs. In ihrem gegenwärtigen Zustand hat die Sonne den Höhepunkt ihrer Temperatur schon überschritten, sie ist vielleicht schon am Ende des zweiten Stadiums angelangt, aber noch wird ihr Wärmeverlust durch Zusammenziehung fast völlig gedeckt, da in den letzten beiden Jahrtausenden keine Abnahme der Sonnenwärme sich für uns bemerkbar gemacht hat.

Wie viele Jahre die Sonne überhaupt schon Wärme aussendet, d. h. leuchtet, ist nicht mit Genauigkeit anzugeben, doch kann man eine obere Grenze dafür ermitteln. Nach den Untersuchungen des berühmten Physikers Lord Kelvin darf man als gewiß annehmen, daß die Sonne als leuchtender Fixstern nicht 500 Millionen Jahre alt ist, möglicherweise ist ihr Alter sogar geringer als 100 Millionen Jahre. Was die Zukunft anbelangt, so läßt sich nur im allgemeinen sagen, daß die Sonne sich auf dem absteigenden Aste befindet, d. h. daß sie nicht ebenso lange mehr leuchten wird, als sie bereits geleuchtet hat. Für mehrere Millionen Jahre aber wird ihre Wärme, also auch ihr Licht gewiß noch ausreichen, um auf der Erde Leben und Bewegung zu unterhalten. Wenn wir nun bedenken, daß die ganze beglaubigte Menschengeschichte kaum sechs Jahrtausende umfaßt, so hat die Menschheit noch einen schier unermeßlichen Zeitraum vor sich, ehe es ihr an Sonnenwärme fehlen wird. Sehr viel früher wird es hienieden an Steinkohlen fehlen, ja man kann annehmen, daß schon im nächsten Jahrhundert England den Mangel heimischer Kohlen schwer empfinden wird. Deutschland braucht in dieser Beziehung noch keine Sorge zu haben; allein für viele tausend Jahre reicht die Steinkohle auf der Erde überhaupt nicht aus. Wenn alsdann nicht neue Hilfsquellen zur irdischen Wärmeerzeugung entdeckt sind, so müssen die Maschinen dereinst stille stehen, kein Eisenbahnzug wird mehr über die Schienen donnern, kein Dampfer die Fluten des Ozeans mehr durchschneiden. Nur die eine Hoffnung bleibt der Menschheit, daß es ihr bis dahin gelungen sein wird, die Sonnenwärme in irgend einer Form aufzuspeichern und in ähnlicher Weise praktisch nach Bedarf zu benutzen, wie es jetzt durch die Steinkohle geschieht. Ob und wie weit dies gelingen wird, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört, doch ist im allgemeinen zuzugeben, daß die Möglichkeit dieses Zieles wenigstens nicht zu leugnen ist. Alles aber hängt davon ab, daß die Sonne dann überhaupt noch leuchtet, d. h. uns Wärmestrahlen zusendet.

Wie jeder Gebildete weiß, ist die Sonne ein Fixstern unter zahllosen andern, und daher erscheint es von hohem Interesse, auch über die Temperaturen der andern Fixsterne etwas zu erfahren. Wahrnehmbare Wärme senden uns diese wegen ihrer ungeheuren Entfernungen nicht zu, allein in der neuesten Zeit hat man in gewissen Eigenschaften des Spektrums des Sterns, also des Farbenbandes, in das das Sternlicht beim Durchgang durch Prismen auseinandergezogen wird, ein Mittel gefunden, auf die Temperaturen dieser Sterne zu schließen. Dadurch hat man gefunden, daß der glänzende Sirius eine weit höhere Temperatur besitzt als die Sonne, nämlich eine solche von fast 10000 Grad; der ebenfalls helle Stern Wega in der Leier ist auch noch um etwa 2000 Grad heißer als unsre Sonne. Diese beiden Sterne sind bläulichweiß, während die Sonne gelblich weiß ist. Die hellen Sterne Arktur, Aldebaran und Beteigeuze (im Orion) haben dagegen Temperaturen, die erheblich niedriger, zum Teil nur halb so hoch sind als die Sonnentemperatur. Bezeichnenderweise sind diese letzten drei Sterne von rötlicher Farbe, d. h. von dem Stadium höchster Weißglut schon herabgesunken. Mit der Zeit wird dies auch für unsre Sonne eintreten; ihr Licht muß im Laufe unzähliger Jahrtausende mehr und mehr von seiner Weiße verlieren, es wird rötlich und gewinnt nach und nach jenen düsterroten Schimmer, den man bei einigen Sternen beobachtet, und der als Anfang vom Ende der Leuchtkraft zu betrachten ist. Auch über das Verhältnis der Leuchtkraft der Sonne zu jener einiger Fixsterne hat man in jüngster Zeit wesentliche Aufschlüsse erlangt. Natürlich ist dies nur möglich bei solchen Fixsternen, deren Entfernung man ermitteln konnte. Würde unsre Sonne in die Entfernung des Sirius versetzt, oder könnte man sie aus dieser Entfernung betrachten, so würde sie 27mal weniger hell erscheinen als Sirius. Folglich ist Sirius an und für sich 27mal heller als unsre Sonne, d. h. wäre er an deren Stelle, so würde der Erde 27mal mehr Licht zu teil. Ein am südlichen Himmel stehender Stern, der den Namen Canopus führt, ist nach den jüngsten Ermittlungen sogar 900mal lichtstärker als die Sonne. Andrerseits giebt es aber auch Fixsterne, die an und für sich viel weniger hell sind. Wir dürfen daraus schließen, daß unsre Sonne in Bezug auf Temperatur und Leuchtkraft, wahrscheinlich auch in Hinsicht ihrer Größe, eine mittlere Stellung unter den Sternen einnimmt.

K.

Victoria regia.

(Zu dem Bilde Seite 707.)

Das Reich der Victoria regia, der Königin der Wasserrosen, ist das tropische Südamerika. Dort herrscht sie in den ruhigen, verborgenen Buchten der Flüsse, weithin bedeckt sie mit ihren großen runden Blättern das stille Wasser und entfaltet ihre Blütenpracht ungesehen und ungestört in der Einsamkeit.

Unser Bild führt uns nach Paraguay an die seeartige Ausbuchtung eines Flusses, die durch ihr stehendes Wasser die Lebensbedingung zur üppigen Entwicklung der Victoria regia bietet. Einen eigenartigen Anblick gewährt die ganze Scenerie, fremdartig und farbenprächtig. Die kreisrunden, tellerartigen Blätter, mit hohem, aufgebogenem Rand, erreichen einen Durchmesser bis zu 2 Metern, und dementsprechend ist auch die Blüte von außerordentlicher Größe. Glänzend leuchten in der Sonne die grünen Blätter, deren Unterseite dunkel purpurrötlich gefärbt ist, aus dem Wasserspiegel hervor; heller rötlich heben sich die starken, hervorstehenden Mittelrippen von ihnen ab und ebenso die kleineren Querrippen, die sich netzartig zwischen ihnen ausbreiten. Im Gegensatz zu den dunkeln Blättern ist die Blüte, in der Form ähnlich unsrer weißen Wasserrose, rein weiß, und erst beim vollständigen Aufblühen kommen die inneren, hell purpurroten Blumenblätter zum Vorschein. Doch nur ein Dasein von zwei Nächten ist dieser schönen Blüte beschieden; am ersten Tage öffnet sie sich langsam bis zum Abend und schließt sich am Morgen wieder. Am zweiten Abend entwickelt sie sich bis zur vollen Entfaltung, um dann schon am nächsten Morgen verblüht in die Flut zurückzusinken.

Wie ein gigantisches Mosaikornament reiht sich Blatt an Blatt auf der spiegelnden Wasserfläche aneinander, bis zum jenseitigen Ufer, auf dem sich der Urwald in seiner Mannigfaltigkeit und seinem Formenreichtum erhebt. Der dichte, schattige Laubwald, dessen Bäume von Lianen und Orchideen bedeckt sind, wird unterbrochen von Palmen, deren helle grüne Blätter blinkend in der Sonne glitzern. Dicht verwachsenes Gestrüpp bedeckt den Boden, und oft ist es kaum möglich, diese Wildnis zu durchdringen; nur der eingeborene Paraguayer und Indianer, vertraut mit dem Walde, bahnt sich seinen Weg mit Leichtigkeit hindurch. Auch das Wasser bietet dem Indianer kein Hindernis, denn auf schmalem Kanoe kreuzt er den Fluß und windet sich geschickt durch die engen, freigebliebenen Kanäle der Victoria regia.

Karl Oenike.

Die Frau vom Steine.

Hoch über dem Wald vom Ardennenstein
Durch stürmische Nacht bricht glänzender Schein,
Hell schimmert die türmende Feste.
Und drinnen da klingt es und singt es zumal,
Da schwingt es den Reigen im leuchtenden Saal,
Da wimmeln viel fröhliche Gäste,
Versammelt zum lieblichsten Feste.

Die Kinder des Hauses sie kehrten zurück,
Der greisenden Eltern erwachsenes Glück,
Die blühenden Töchter und Söhne;
Die Söhne zugleich mit den züchtigen Fraun,
Die Töchter mit Rittern, so stattlich zu schaun,
Und dass die Freude sich kröne:
Mit Enkeln in knospender Schöne.

Und wie nun so woget der festliche Schwall
Und dröhnet der Saal von dem tosenden Schall,
Die Greisin sie lächelt, sie schauet
Stillschweigend hinein in das frohe Gewühl,
Und wird ihr im Busen vom Glücke so schwül —
Ihr schwindelt, ihr banget, ihr grauet
Vor dem, was sie fühlt und erschauet.

Fortschleicht die Fraue sich heimlich und stumm;
Sie kehrt an der Thüre noch einmal sich um,
Als würd' es ihr sauer zu gehen;
Dann öffnet und schliesst sie die Thüre gar sacht,
Und hatte des niemand im Saale kein acht,
Und liessen die Stunden vergehen,
Nicht ahnend, was draussen geschehen.

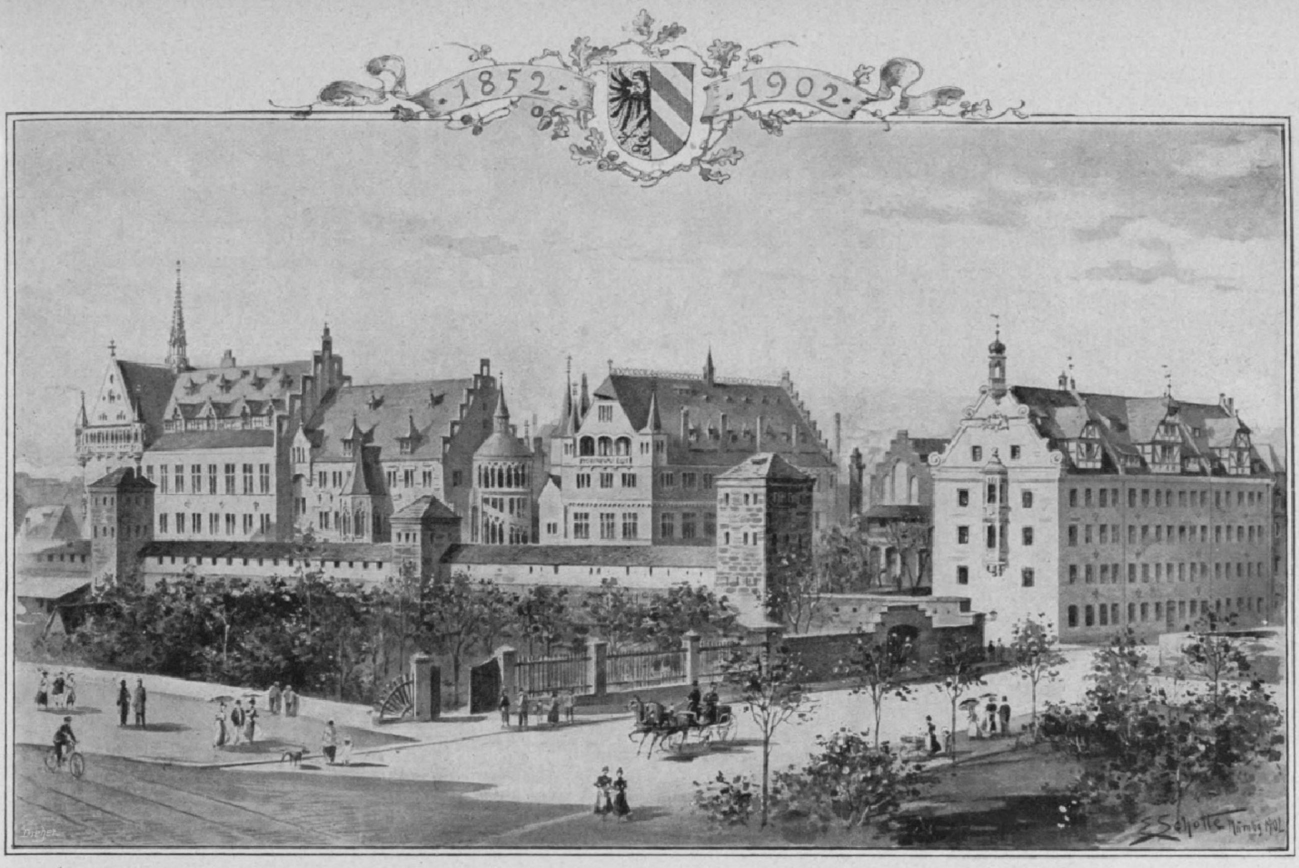
Da flüchtet ein Weib sich in Bettlergewand
Aus den Pforten der Burg und hinunter ins Land;
Die Wolken am Himmel hin fliegen.
Im Sturme sie wandert mit wehendem Haar,
Und im Mondlicht wird sie ein Bildnis gewahr
Und bleibet am Wege da liegen,
Inbrünstig ans Kreuz sich zu schmiegen.

Das Glück will ein Opfer; so nimm es denn an!
Der Engel des Todes, er schwebte heran,
Ich sah ihn die Kinder umschweben.
Und wie er die Flügel ums Haupt ihnen schlug,
Ich haschte danach, und ich hemmt' ihm den Flug
Und bat ihn: Lass jenen das Leben!
Gern will ich das meine dir geben.

O Heiland, du weisst ja, wie Liebe bezwingt;
Du kennst sie, die selber zum Opfer sich bringt;
Zu folgen dir will ich nun wagen.
Nur segne mein Haus, dass es halte am Recht
Und rage mit Ehren ins fernste Geschlecht!
Dank will ich im Elend dir sagen,
Solange die Füsse mich tragen.

Und wanderte fort in die Nacht, in die Welt
Auf göttlichen Wegen, die niemand erhellt,
Soviel er auch forsche und frage. –
Hell strahlte das Haus durch Jahrhunderte fort,
Des Ruhms und der Ehren ein glänzender Hort
Voll goldener, glücklicher Tage,
Voll himmlischer Mühsal und Plage.

Albert Matthäi.



Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, von Süden gesehen.

Das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg.

Zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens.

Mit 8 Abbildungen nach Zeichnungen von Eduard Schotte.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 719.)

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat in Deutschland manches Dutzend von Museen entstehen sehen. Kannte man in früheren Zeiten, ausgenommen etwa die ebenso den Kuriositäten wie den geschichtlichen Altertümern gewidmeten fürstlichen Sammlungen, eigentlich als Museen nur diejenigen, die den künstlerischen Genuß vermitteln sollten, also die Gemälde- und Skulpturengalerien, so war es dem neunzehnten Jahrhundert mit seiner besonders der historischen Erkenntnis zugewandten Geistesthätigkeit vorbehalten, die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit auch über die politische und wirtschaftliche Geschichte hinaus in allen Zweigen der Lebensäußerung zur Entfaltung und reichen Entwicklung zu bringen.

Die Denkmale und das Material zur Erforschung der deutschen Kultur und Kunst der Vergangenheit in ihrem ganzen Umfang zu sammeln und sie dem deutschen Volke und der deutschen Wissenschaft zur Belehrung und als Hilfsmittel der Forschung zur Verfügung zu stellen, diese Aufgabe hat sich das Germanische Mnseum in Nürnberg gesetzt, das demnächst das fünfzigste Jahr seines Bestehens vollendet. Seine heutige Ausdehnung, sein Ruf weit über die deutschen Grenzen hinaus thun kund, daß die Anstalt, wenn auch noch weit entfernt, ihr Programm vollständig erfüllt zu haben, in stetiger, unabläßiger Arbeit eine glänzende Entwicklung genommen hat. Eine Entwicklung, die um so mehr mit Befriedigung erfüllen kann, als sie eine nichts weniger als leichte und kampflose gewesen ist. Ein kurzer Ueberblick über die Schicksale des Museums seit seiner Begründung mag dies erläutern. Als am 18. August 1852 auf der Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsvereine unter dem Vorsitz des Prinzen und späteren Königs Johann von Sachsen die Errichtung des Germanischen Museum erklärt wurde, waren seitens des eigentlichen Begründers, der von derselben Versammlung als erster Vorstand erwählt wurde, des Freiherrn Hans von und zu Aufseß, schon vieljährige Bemühungen zu diesem Zwecke vorangegangen. Bereits 1819 hatte der Freiherr von Stein mit dem von ihm gegründeten Geschichtsverein ein allgemeines deutsches Museum verbinden wollen. Diesen Gedanken hatte Freiherr von Aufseß wieder aufgenommen. Entstammend einem der ältesten fränkischen Adelsgeschlechter, hatte er, kaum fünfzehnjährig, im Jahre 1816 die Universität Erlangen bezogen und dort an den nationalen Bestrebungen der deutschen Burschenschaft lebhaften Anteil genommen. Nach Absolvierung der juristischen Studien und Erwerbung des Doktorgrades hatte der ideal gesinnte Jüngling sich die Erforschung der deutschen Geschichte in ihrem gesamten Umfang zur Aufgabe gestellt. Diese suchte er durch den von ihm geplanten Zusammenschluß der deutschen Geschichtsvereine, durch Begründung einer Zeitschrift (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters) und vor allem durch die Gründung eines Museums zu erfüllen, das ein Repertorium aller deutschen historischen Quellen und Denkmäler bilden sollte. Gestützt auf die wohlwollende Förderung durch König Ludwig I. von Bayern, suchte Aufseß sein Vorhaben 1833 in Nürnberg ins Werk zu setzen. Der Plan scheiterte an der Teilnahmlosigkeit und an dem nicht ganz unberechtigten Skeptizismus gegenüber den allzu großartig gedachten Plänen. Aber Aufseß war nicht die Natur, durch ein- oder mehrmaliges Mißgeschick sich abschrecken zu lassen und die einmal als richtig erkannte Idee aufzugeben. Er zog sich auf seinen Stammsitz zurück, vervollständigte mit Glück unter den damals freilich auch noch weit günstigeren Umständen seine große Bibliothek und seine kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen und wandte sich von Zeit zu Zeit wieder an die Oeffentlichkeit mit seinen weitausschauenden Plänen. Endlich, nachdem die Stürme von 1848/49 vorübergerauscht waren, gelang ihm in der That die Verwirklichung.

Das im Spätsommer 1852 begründete, am 15. Juni 1853 dem Publikum zugänglich gemachte Museum war freilich bescheiden genug. Die Sammlungen waren fast ausnahmslos noch Privateigentum des Vorstands. Untergebracht waren sie zum größeren Teile in dem malerischen Tiergärtnerthorturm in der Nähe der Burg, dem einzigen aus der älteren Nürnberger Stadtbefestigung unversehrt überkommenen, zum kleineren Teil nebst Bibliothek und Verwaltungsräumen in dem wiederum sehr malerischen, aber räumlich ebenfalls recht beschränkten Toplerhause am Paniersplatz. Welch ein Abstand zwischen damals und heute, wo dem Museum auf weitem Areal schon über hundert Sammlungsräume zur Verfügung stehen, von denen einer der zuletzt gebauten allein mehr Flächenraum beansprucht als alle ursprünglichen Museumslokale zusammengenommen. Stattlicher im Verhältnis war der Verwaltungsapparat. Daß sofort nach der Eröffnung die Suche nach einer entsprechenden Unterkunft begann, läßt sich begreifen, und daß gleich drei deutsche Fürsten dem neuen Unternehmen ein Asyl anboten, mag als Beweis der werbenden Kraft der nationalen Ziele der Anstalt und ihres Begründers gelten. Es waren dies der Großherzog von Sachsen-Weimar, der die Wartburg und die Räume des unter ihr gelegenen St. Georgenklosters zur Verfügung stellte, der Herzog von Sachsen-Koburg, der die Feste Koburg anbot, und König Max von Bayern, der das Germanische Museum seinem Lande erhalten wollte. In Bayern zu bleiben, war wohl auch von Anfang an der Wunsch des Freiherrn von Aufseß, der in dem verfallenen und verfallenden Gebäudekomplex des ehemaligen Kartäuserklosters eine passende Wahl getroffen hatte. Die Verhandlungen gaben freilich von dem kleinlichen Geist, der in allen deutschen Staaten zu jener Zeit herrschte, beredtes Zeugnis. Nur durch die Munifizenz König Ludwigs I., der auch hier in weitblickender Weise sich als großherziger Förderer von Kunst und Wissenschaft zeigte, gelang es, die wichtigsten Teile der Kartause, die für die etwas romantisch angehauchte Gründung wie geschaffen erschien, zu erwerben und damit den Sitz des Museums in Nürnberg dauernd zu sichern. Dies geschah im Jahre 1857.

Für das, was Aufseß plante, konnte eine notdürftige Wiederherstellung und ein teilweiser Umbau der vorhandenen Gebäulichkeiten, von denen die Kirche und die Kreuzgänge die wichtigsten waren, genügen. Denn ein Museum im modernen Sinne, das in der Erwerbung und wissenschaftlichen Verarbeitung einer möglichst großen, systematisch alle Zweige umfassenden Denkmälersammlung besteht und wie es heute sich im wesentlichen darstellt, hatte der Begründer eigentlich nicht im Auge. Für ihn sollte das Museum, d. h. die Sammlung von Originalen, nur eine Illustration der deutschen Geschichte für die weiteren Kreise sein, während die Hauptaufgabe, das Generalrepertorium der Quellen und Denkmäler der nationalen Vergangenheit, der wissenschaftlichen Forschung vorbehalten blieb. Die Ausführbarkeit dieses gewaltigen Planes — es sollten u. a. sämtliche deutsche und auf Deutschland Bezug habende Urkunden, Handschriften, ältere und neuere Druckwerke, dann das gesamte künstlerische und kulturgeschichtliche Denkmälermaterial in Abbildungen verzeichnet werden — mag hier nicht erörtert werden. Nur das eine ergab sich, daß bei den damaligen politischen Verhältnissen eine



Neuer Flügel (Hofansicht).

Eingang zum Waffensaal.

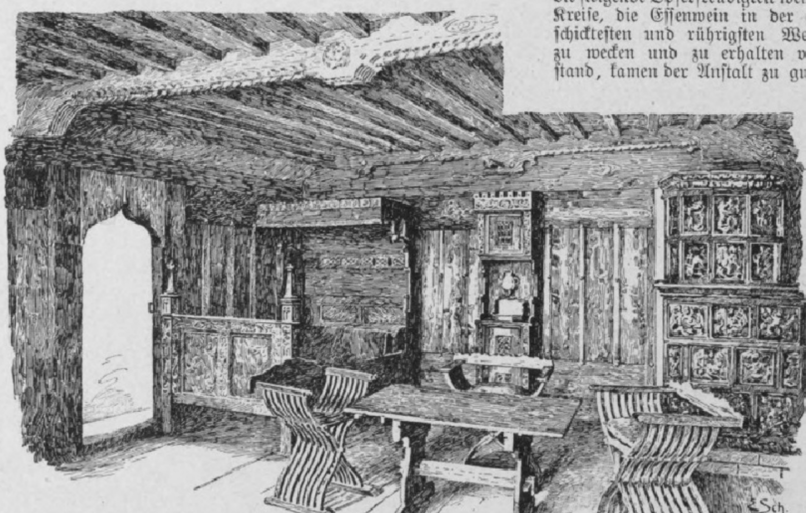
staatliche, auch nur einigermaßen den ziemlich großartig aufgenommenen Betrieb deckende Unterstützung ausbleiben mußte, während das Publikum dieser rein gelehrten Unternehmung ziemlich kühl gegenüberstand. Zur Ausführung des bis ins einzelnste mit wahrhaft bewundernswertem Organisationstalent ausgearbeiteten Planes fehlten trotz des unermüdlichen Appells an die deutschen Geschichtsfreunde nur zu bald die Mittel. Trotzdem blühte das Museum auf und vergrößerte sich in den ersten zehn Jahren seines Bestehens mächtig.

Mancherlei Angriffe auf die von ihm mit äußerster Konsequenz verfochtenen Prinzipien und auch auf seine Person veranlaßten Hans von Aufseß, nach zehnjähriger unermüdlicher und selbstloser Thätigkeit von der Stelle des ersten Vorstandes zurückzutreten. Der zunächst an die Spitze berufene Geheime Justizrat Michelsen aus Schleswig legte nach kaum einjähriger Thätigkeit das Amt nieder. Sein zweiter Nachfolger, Professor Rein aus Eisenach, starb, ehe er sein Amt antrat. Während der kritischen Jahre bis zur definitiven Wiederbesetzung der Vorstandsstelle kam aber die Anstalt durch das hochherzige nochmalige Einspringen König Ludwigs I. von Bayern über eine Existenzfrage hinweg, nämlich die dauernde Erhaltung der den Grundstock des Museums bildenden Aufseßschen Sammlungen. Der Vorbesitzer, der einen wesentlichen Teil seines Vermögens darin festgelegt und sie ohne jedwede Entschädigung auf zehn Jahre dem Museum überlassen hatte, sah sich dazu für die Folge nicht mehr in der Lage. Von dem sehr mäßig angesetzten Kaufpreis von 120 000 Gulden süddeutscher Währung zahlte der große Mäcen 50 000 Gulden an. Der neue erste Direktor wurde 1866 August von Essenwein, damals Professor der Architektur an der Grazer Hochschule. Begabt mit einer geradezu wunderbaren Arbeitskraft und einer unbeugsamen Energie, faßte er alsbald die Aufgabe von der ihm allein praktisch erscheinenden Seite an, nämlich in den Mittelpunkt die Vermehrung der Sammlungen und den Ausbau der Räume zu stellen. Dies war freilich nicht plötzlich möglich, denn der als Ehrenvorstand bis zu seinem 1872 erfolgten Tode fungierende Freiherr von Aufseß setzte der Programmänderung zähen, aber schließlich fruchtlosen Widerstand entgegen. Immerhin wurde bis heute, was sich mit der neuen Tendenz vereinbaren ließ, beibehalten, so die weit über die Grenzen einer Museumsbibliothek hinausgehende, alle Gebiete der historischen Forschung berücksichtigende Bibliothek und das Archiv. Auch das Gebiet des eigentlichen Museums wurde in so weiten Rahmen gefaßt, wie es wohl bei keiner Sammlung der



Aus dem Zunftzimmer.

Welt der Fall ist. Ja, Essenwein war selbst noch stets bemüht, durch immer neue Abteilungen das Programm zu bereichern. Die Begründung des neuen Deutschen Reiches, die damit wachsende Begeisterung für die Vorzeit und auch die steigende Opferfreudigkeit weiter Kreise, die Essenwein in der geschicktesten und rührigsten Weise zu wecken und zu erhalten verstand, kamen der Anstalt zu gute.



Südtiroler Bauernstube aus dem 16. Jahrhundert.

Die Einbeziehung der qualitativ und quantitativ sehr beträchtlichen Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg, die Ueberweisung der bis dahin selbständigen bayrischen Filialgemäldegalerie und die Ueberlassung künstlerisch und geschichtlich wertvollen Familienbesitzes unterstützten den unermüdlichen Sammeleifer Essenweins auf das glücklichste. So entwickelte sich die heutige systematische Einteilung der Sammlungen, die zehn Gruppen mit dreiundvierzig Abteilungen umfaßt, von denen manche, wie z. B. die Hausgeräte, mit der gesamten Keramik, den Möbeln, den Gold- und Silberarbeiten, so umfangreich geworden sind, daß im museologischen Interesse eine weitere Teilung unabweisbar erscheint.

Mit der Ausgestaltung der Sammlungen ging unter Essenwein die der Bauten Hand in Hand. Nach wenigen Jahren seiner Amtsthätigkeit waren die Räume der Kartause zu klein. In rascher Folge entstanden, um nur das Wichtigere zu nennen, die Obergeschosse des großen Kreuzganges für Zwecke der Gemäldegalerie, der Wiederaufbau des alten 1874 abgebrochenen Augustinerklosters mit Kreuzgang an der Südseite, die große Halle für Renaissancemöbel, die, zwischen Augustinerstock und Südbau liegend, mit diesen den malerischen Wasserhof mit der luftigen, französischen Mustern nachgebildeten Turmtreppe umschließt. Der Südbau enthält im Erdgeschoß Verwaltungsräume, im ersten Obergeschoß Renaissancemöbel mit Oefen, im zweiten Obergeschoß eingerichtete Zimmer, von denen das Südtiroler Zimmer der Spätgotik und der Saal aus einem Nürnberger Patrizierhaus (um 1600) mit ihren anheimelnden Vertäfelungen in einem unsrer Bilder wiedergegeben sind. Im Osten erhob sich — für die Zwecke der Sammlung mittelalterlicher Skulpturen in Gipsabgüssen im Erdgeschoß, für die der Gemäldegalarie im Obergeschoß und zugleich als eine Vorführung der hochmittelalterlichen Bauformen — der Friedrich-Wilhelm- und Viktoriabau, dem damaligen Kronprinzen-, späteren Kaiserpaar zu Ehren so benannt, das dem Museum mit besonderer Gunst zugethan war. Für die prähistorische Sammlung entstand der (erst nach Essenweins Tod) an der reichen Decke mit dem Reichs- und den deutschen Staatenwappen gezierte Reichssaal, der Saal der Musikinstrumente, eine Stiftung der mecklenburgischen Ritterschaft, der Saal der technischen Modelle mit den Wappen der deutschen Reichsstädte an der Decke, der Waffensaal im Augustinerstock mit den Wappen der deutschen Standesherren, der Kostümsaal mit den Wappen der mittelbaren Städte.

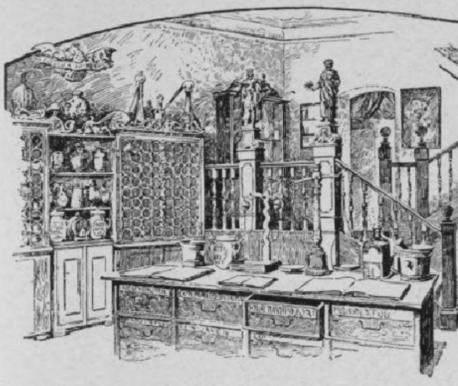
Groß und glänzend stand das Museum da, als sein zweiter Begründer — so wird Essenwein mit Recht genannt —, durch die unermüdliche Arbeit seines Lebens aufgerieben, 1892 die Augen schloß. Aber immer neue Aufgaben gesellten sich zu denen, die noch nicht zu Ende geführt waren. Als er dahinschied, hatte er nach langem Bemühen gerade auch die Verwaltungsorganisation, lange Zeit das Stiefkind des gewaltigen Unternehmens, durch ein verstärktes finanzielles Eingreifen des Reiches, Bayerns und der Stadt Nürnberg in einigermaßen sichere Bahnen gelenkt.

Die dadurch freigewordenen Mittel und die erhöhte Vermehrung der freiwilligen Beiträge gestatteten eine entsprechende Erweiterung der Sammlungen. Abermals wurden die Räume viel zu eng, und

kleinere Einbauten, wie die malerischen Räume der Material- und Kräuterkammer der Apotheke, die Säle für die Altertümer der Zünfte und Handwerke und der Kinderspielgeräte, fügten sich der älteren Reihe ein. Die Denkmäler der frühchristlichen und fränkisch-karolingischen Periode werden demnächst in einem bereits hergestellten Saale eine übersichtlichere Aufstellung erhalten. Bibliothek, Kupferstich und Archiv, die neben den eigentlichen Museumsräumen selbständige Abteilungen bilden, waren längst in ihrem Umfang über die sehr primitiven Unterkunftsräume, die sie seit langem innehatten, hinausgewachsen. Hat doch die Bibliothek einen Bestand von mehr als einer Viertelmillion Bänden, das Kupferstichkabinett einen solchen von annähernd ebensoviel Blättern erreicht. Im Jahre 1897 gelang es nun, drei an der Südostecke des Kartausengartens belegene Häuser, die seit den fünfziger Jahren der von König Maximilian I. begründeten Stiftung für Beschaffung von Wohnungen für kleinere Gewerbsleute dienten, verhältnismäßig billig zu erwerben. Durch einen glücklichen Umbau in den Formen deutscher Renaissance wurde das neue Bibliothekgebäude daraus geschaffen. Die Giebelfront ziert ein sogenanntes Nürnberger Chörlein, das, eines der schönsten seiner Art, beim Abbruch eines Hauses in der Theresienstraße, an Stelle des jetzt dort befindlichen Postneubaus, in den Besitz des Museums überging. Das neue Bibliothekgebäude, dessen Ankauf und Umbau durch eigens zu diesem Zwecke dargebrachte Spenden von Gönnern des Museums gedeckt wurde, konnte im Frühjahr 1902 in Benutzung genommen werden. Fast gleichzeitig begonnen wurde der unmittelbar an den Augustinerstock sich anschließende neue Südwestbau, der zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums zum größeren Teile der Benutzung übergeben werden soll. Wie die Abbildungen zeigen, ist er, dem Gesamtcharakter des Museums entsprechend, in spätgotischem Stile gehalten. Die Geschosse bilden drei gewaltige Säle. Der untere, durch Säulenordnungen in drei Schiffe geteilt, ist für die Sammlung mittelalterlicher Waffen bestimmt, das erste Obergeschoß enthält bäuerliche Haus- und Zimmereinrichtungen, der große Saal des zweiten Obergeschosses, mit gewölbter Holzdecke und seitlichem Oberlicht, die überaus reichhaltige bäuerliche Kostümsammlung, deren ausstellungsgerechte Herrichtung allerdings noch einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Die Sammlung der bäuerlichen Einrichtungen, die zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums ihre Einreihung finden wird, dürfte die malerischste Abteilung des Museums sein. Sie enthält das vollständig eingebaute Flett eines niedersächsischen Bauernhauses mit seinen Nebenräumen und dem eichenholzgetäfelten Schlafzimmer. Fesselt im Flett vor allem die eigenartige und dabei primitive Herdanlage das Auge, so erzielen im Wohnzimmer die über ganz Niederdeutschland verbreiteten Bettkasten die gleiche Wirkung. Daran schließt sich das einfache Gelaß eines egerländischen Zimmers, wo insbesondere das Bett mit seinen aufgehängten Heiligenbildern und die fremdartige Ofeneinrichtung die Blicke auf sich ziehen. Das Unterinnthaler und das Thurgauer Zimmer zeigen in charakteristischen Vertäfelungen die Ausstattungsweise unsrer Alpenländer. Besonders das letztere würde jedem Herrensitze zur Zierde gereichen. Wie an der Ostseite des Saales das niederdeutsche Haus, so ist an der Westseite ein solches aus der Wetterau (Oberhessen) mit seinen hauptsächlichsten Räumen eingebaut. Daneben das reichste und eigenartigste Zimmer, das holländische (Hindelopener). Hier ist vielleicht die bäuerliche Kultur der städtischen am meisten nahegerückt. Kamin, reiche Vertäfelung und Wandbekleidung aus Delfter Fliesen, die teils geschnitzten, teils bunt mit Lackfarben bemalten Möbel und der reiche Hausrat lassen die Wohlhabenheit erkennen. Durch einen Thorweg, der von dem hessischen Bauernhause herrührt, betritt man eine weitere Reihe von Zimmern, ein oberbayrisches mit den eigenartigen, besonders in Tölz gefertigten buntbemalten sogenannten Kistlermöbeln. Ein völlig andres Bild entrollt sich in dem anstoßenden Zimmer aus der Wilstermarsch und dem kleinen Halligenzimmer, das seine Verwandtschaft mit dem holländischen nicht verleugnen kann. Ein weiterer Raum enthält ebenso wie die Gänge Möbel und Hausgeräte bäuerlicher Herkunft aus verschiedenen Gauen. Das Südwesteck des Neubaus ist dem sogenannten Nassauerhaus in Nürnberg in freier und reicherer Weise nachgebildet. Die an zwei Seiten herumlaufende Galerie enthält in den Brüstungsfeldern die Wappen der deutschen Staaten. Das Dach wird von einem schlanken, zierlichen Dachreiter, ebenfalls in gotischen Formen, gekrönt. Nördlich daran schließt sich ein neues Treppenhaus, das mit einer reizvollen, aus einem Würzburger Domherrnhofe stammenden Treppengeländer geziert ist. Nach dieser Seite sollen an Stelle der noch stehenden Teile des alten Bibliothekgebäudes weitere Bauten für Sammlungszwecke entstehen.

Möchten die immer im Steigen begriffenen Zuwendungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes, die dem Museum eine so große und verhältnismäßig rasche Entwicklung gestatteten, es ermöglichen, daß der weitere Ausbau, der im Interesse einer übersichtlichen und geschmackvollen Aufstellung der großen, jetzt noch gar nicht ganz zu würdigenden Schätze dringend nötig ist, bald in Angriff genommen werden kann.

Dr. Hans Stegmann.



Pharmazeutische Material- und Kräuterkammer.



Südwestlicher Flügel (Neubau).



Nürnberger Patrizierzimmer aus dem 17. Jahrhundert.



Bibliothek u. Kupferstichsamlung.

Zu unsern Bildern.

Das Schloß Sigmaringen, auf langgestrecktem Felsrücken emporragend, grüßt schon von weitem denjenigen, der sich dem freundlichen, an der Donau belegenen Städtchen gleichen Namens naht. Die fürstliche Residenz zeigt sich nicht mehr ganz in der alten Gestalt, denn ein Brand, der am 17. April 1893 bei Anlage der elektrischen Beleuchtung ausbrach, vernichtete den östlichen Flügel, den „Fürstenbau", der einst dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern als Residenz gedient hatte. Inzwischen ist dieser Hauptteil der imposanten Schloßanlage neu erstanden. Wenn auch wegen der Lage auf hohem Felsen an den Grundformen nichts geändert werden konnte, so ließ doch der Abbruch der alten Mauerreste keinen Zweifel bestehen über die Form und Gruppierung dieses Bauteiles, wie er etwa vor dem Dreißigjährigen Kriege sich dargestellt haben mochte. Der äußerste, östliche Teil war nämlich durch Hofräume von den übrigen Schloßteilen getrennt und wurde erst später, vermutlich nach jenem furchtbaren Kriege, unter einem großen Dache mit den nächstliegenden Bauteilen vereinigt. Diesen geschichtlichen Umständen wurde in der jetzigen Form des Daches mit seinen Giebeln architektonisch Ausdruck verliehen, so daß die alte Form mit den späteren größeren Raumbedürfnissen harmonisch verschmolzen ist. Bestimmend mußte hierbei die Einfachheit des gesamten Schlosses in seiner äußeren Erscheinung mitwirken, das, mit Ausnahme des interessanten westlichen Aufgangsthores, flankiert von zwei runden, alten Türmen, lediglich durch seine Gruppierung, ohne bestimmte architektonische Stilformen, wirksam ist. Indem diese Einfachheit beibehalten wurde, klingen die Mauerkörper in klaren Formen der deutschen Renaissance aus, ohne die Harmonie des mächtigen Gebäudezuges zu stören, der im 18. Jahrhundert durch den westlichen Hauptteil, den „Josephsbau", seine charakteristische Form erhielt.

Noch einige Tage, und in der Westminsterabtei zu London findet die Krönung des Königs Eduard VII. von England und seiner Gemahlin statt. Indem wir das hohe Paar in dem Ornat wiedergeben, in dem es bei der pomphaften Feier erscheinen wird, sagen wir einige Worte über das Zeremoniell, das sich bei solcher Gelegenheit von alters her entfaltet und das in seinen Hauptzügen auch bei der bevorstehenden Krönung beobachtet werden soll. Der Höhepunkt der Feier ist natürlich erreicht, sobald die Krone thatsächlich auf dem Haupte des Monarchen ruht, aber vorher sind viele Zeremonien durchzumachen. Der Herrscher betritt die Abtei durch die westliche Thür und nimmt seinen Platz auf dem Sessel unter dem Throne ein. Die Form der Anerkennung erfolgt in der Art, daß der celebrierende Erzbischof den Herrscher den Anwesenden vorstellt und sie fragt, ob sie gewillt seien, ihm zu huldigen, worauf die Menge laut ruft: „God save the King!" und Trompeten erschallen. Der König geht nun zu seinem Sitz auf der Südseite des Altars und kniet auf dem Krönungsschemel nieder. Die Litanei nach altem Kirchengebrauch und die Predigt folgen, sobald der Eid auf die große Bibel geleistet ist, die im Krönungszuge einhergetragen wurde. Hierauf salbt der Erzbischof den Herrscher, der seinen Platz auf St. Edwards Stuhl eingenommen hat, mit dem heiligen Oel, wobei er das Zeichen des Kreuzes auf Haupt und Hände macht. Sodann werden die Sporen vom Altar gebracht und dem Herrscher dargereicht. Der Erzbischof übergiebt ihm das Reichsschwert und, nachdem der Monarch mit dem Krönungsmantel bekleidet ist, den Reichsapfel, der alsdann wieder auf dem Altar niedergelegt wird. Hierauf wird zunächst der Ring an den rechten Zeigefinger des Monarchen gesteckt, und nachdem ein Paar „prächtiger Handschuhe" dargereicht ist, legt der Erzbischof das Zepter mit dem Kreuz in die rechte Hand des Herrschers, den Heroldsstab mit der Taube in die linke. Nun kommt die wirkliche Krönung. Der Erzbischof, vor dem Altar stehend, erhebt die Krone mit beiden Händen, und nachdem er sie wieder auf den Altar niedergelegt hat, spricht er ein kurzes Gebet. Nun trägt der Dechant von Westminster die Krone vom Altar herbei, der Erzbischof nimmt sie ihm ab und setzt sie ehrfurchtsvoll auf des Königs Haupt. In diesem Augenblick ertönt der Jubelruf der Anwesenden: „God save the King!" wozu die Kanonen des Tower Salut schießen. Hierauf folgen die Ueberreichung der Heiligen Bibel, der Segen und das Tedeum. Nachdem nun der Herrscher seinen Sitz auf dem Thron eingenommen hat, beginnt die Zeremonie der Huldigung. Zuerst kommen die Erzbischöfe und Bischöfe, nach ihnen die Peers, die Herzöge, dann die Marquis, die Earls, die Viscounts und die Baronets, jede Ranggruppe für sich. Sobald diese Zeremonie vorüber ist, werden die Trommeln gerührt, die Trompeten geblasen, und abermals ertönt der Ruf: „God save the King!" Dies bildet den Abschluß des eigentlichen Krönungsaktes, dem das allgemeine Kirchengebet sich anschließt, während dessen der Herrscher ein Opfer darbringt, bestehend in einer Altarbekleidung und einem Barren Goldes.



König Eduard VII. von England und Königin Alexandra im Krönungsornat.

Nach dem Gemälde von Alfred Hayward.

Litteratur.

Bausteine zu einer Selbstbiographie kann man die Sammlung von Lebenserinnerungen nennen, die unser verehrter, langjähriger Mitarbeiter Richard Voß unter dem Titel „Allerlei Erlebtes" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) zu einem schmucken Bändchen vereinigt hat. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von dreißig Jahren, von der Zeit, wo Richard Voß als Träger des Roten Kreuzes mit in den Krieg nach Frankreich zog und dort nach der Schlacht bei Sedan so erschütternde Eindrücke empfing, daß seine dichterische Begabung dadurch erweckt wurde, bis zu dem Tode des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der dem Dichter schon frühzeitig seine besondere Gunst zugewandt hatte. Wie in den Erinnerungen an die Schrecken des Schlachtfeldes von Sedan das Persönliche hinter dem Allgemeinen zurücktritt, so ist auch in den Schilderungen des Verkehrs mit dem Großherzog und seiner hochsinnigen Gemahlin das Bild des edeln Fürstenpaares in den Vordergrund gerückt worden. Die schlichte Erzählung der Ereignisse, die die Ernennung des Dichters zum Bibliothekar der Wartburg zur Folge hatten, ist zu einem Gedenkblatt geworden, das weiteren Kreisen des deutschen Volkes erst zum Bewußtsein bringt, was Großherzog Karl Alexander und Großherzogin Sophie für das geistige Leben ihrer Zeit gewirkt haben. Diese Schilderung ihres einfachen, die Herzen gewinnenden Wesens rückt uns diese vornehmen Gestalten näher, als es die feierlichen Gedächtnisreden nach ihrem Tode vermocht haben. Das Büchlein ist mit einem Jugendbildnis des Verfassers geschmückt, das ihn mit der Binde des Roten Kreuzes um den Arm darstellt.

— Isolde Kurz steht unter den deutschen Erzählern und Erzählerinnen der Gegenwart als feinsinnige und tiefgründige Seelenforscherin an erster Stelle. Sie stellt sich die schwierigsten Probleme, und wenn sie sie auch nicht immer so zu lösen weiß, daß auch der kleinste Rest aufgeht, versteht sie den Leser doch so zu fesseln, daß er mit atemloser Spannung selbst einer Erzählung folgt, deren ganze Handlung nur auf seelischen Vorgängen aufgebaut ist. Diese fesselnden Eigentümlichkeiten zeichnen auch ihren neuesten Novellenband „Genesung, Sein Todfeind und Gedankenschuld" aus (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Am eigenartigsten und am tiefsten begründet ist die Erzählung „Sein Todfeind", die Geschichte eines Mannes, der wegen eines unglücklichen Vornamens, mit dem ihn sein starrköpfiger Vater belastet hat, um sein ganzes Lebensglück betrogen wird und zuletzt durch eigne Hand einem qualvollen Leben entflieht. Noch erschütternder wirkt die „Gedankenschuld", eine Schilderung tragischer Verwicklungen, die auch den an der Gedankenschuld Unschuldigen ins Verderben ziehen. Aus dem Leben geschöpft, werden diese Erzählungen durch die Darstellungskunst der Verfasserin über die Alltäglichkeit der gewöhnlichen Unterhaltungslitteratur zu Dichtungen erhoben, die im Gemüte nachdenklicher Leser ihre Spuren hinterlassen werden.

— Aus seinen Jugenderinnerungen schöpft Josef Lauff, der vielgenannte und nicht immer günstig beurteilte Dichter, den Stoff zu seinem Roman „Kärrekiek" (Berlin und Köln, Albert Ahn). Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des Buches hat der Autor diese niederrheinische Geschichte in dramatischer Form („Heerohme") auch auf die Bühne gebracht, und wieder waren die Meinungen darüber sehr geteilt. Wir nun haben es nur mit dem gedruckten Werke zu thun und erkennen unumwunden an, daß es als echte Dichtung zu bewerten ist, die man anheimelnd und liebenswürdig nennen könnte, wenn der Ausgang nicht gar so düster wäre. Wenn irgendwo der Ausdruck „Heimatkunst" berechtigt erscheint, so ist es hier der Fall. Mit Anmut und frischem Humor schildert der Autor das Kleinstadtidyll, und wenn es auch sehr breit ausgesponnen ist, so liegt doch gerade in dieser Kleinmalerei ein hoher Reiz. Die Handlung kommt dabei freilich zu kurz, und das Grundmotiv ist nichts weniger als neu. Zu Dutzenden ließen sich die Romane, Novellen und Epen aufzählen, in denen der Held ein dem Priesterstande geweihter Jüngling ist, der, von der Liebe erfaßt, die Ketten bricht und damit über sich und die Geliebte Unheil bringt. Aber der Verfasser hat die bekannte Idee doch in eine eigne Form gekleidet, und mit dem Gegensatz der harmlosen, den Ernst des Lebens kaum ahnenden Jugendschwärmerei zu der sich schwermütig entwickelnden Tragik erzielt er eine starke Wirkung. Also ein echtes, hochzustellendes Dichtwerk. Zur Erklärung des Titels sei noch hinzugefügt, daß er in Klangmalerei den Ruf der Schilfdrossel nachahmt, der dem nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrenden Erzähler all die Bilder früher Jugend, die traulichen wie die ergreifenden, in der Erinnerung wachruft.

— Der Titel „Leiden", den Bernhardine Schulze-Smidt einer anmutigen Novelle verliehen hat, soll wohl in zwiefachem Sinne aufgefaßt werden (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Die Tagebuchblätter, in die der Leser hier Einblick erhält, schildern die seelischen, zum Teil freilich nur eingebildeten Qualen eines jungen Mädchens, das sich für unverstanden hält, zugleich aber spielt sich die Handlung großenteils in der niederländischen Stadt Leiden ab, deren Eigenart die Dichterin prächtig zu charakterisieren weiß. Der Heldin erweist sich die Stadt mit dem ominösen Namen als Heil- und Kurort, denn hier findet sie die starke Hand, die sie sicher durchs Leben geleiten wird.



Phot. Léon Bouët, Paris.

Empfang bei Madame Loubet im Elysée-Garten zu Paris.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Herzog Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein hat dem Kieler Museum vaterländischer Altertümer ein wertvolles Geschenk durch Ueberweisung zweier gewaltiger Runensteine aus dem 9. Jahrhundert gemacht. Es sind Denksteine zu Ehren nordischer Helden und Seefahrer. Die Inschrift des größeren, 60 Zentner schweren Steins besagt, daß das Denkmal dem tapferen Helden und Seefahrer Erik gelte, der bei der Belagerung des Handelsplatzes Heithabn an der Schlei südlich von Schleswig gefallen sei. Der zweite Stein ist dem gefallenen Königssohn Sigtryg gewidmet. Die Steine dürften die älteste schriftliche Kunde der schleswig-holsteinschen Geschichte enthalten.

— Bei Vulkanen wie an vulkanischem Gelände sind Veränderungen der Höhe, Form u. s. w. nichts Seltenes; bei thätigen Vulkanen sind sie an der Tagesordnung. So hat sich in den letzten Jahren die Form des Vesuvs durch Anhäufung neuer Lava und Einbrüche am Kraterrand ganz erheblich verändert. Minder augenfällig sind die Umgestaltungen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts mit dem erkalteten Hauptkrater des Aetna vor sich gegangen sind, während durch die zahlreichen Ausbrüche an seinem Abhange nicht wenige neue Kegel, zum Teil von beträchtlicher Höhe, in kurzer Zeit entstanden sind. Die Veränderungen am Hauptkrater würden wegen ihrer langsamen Entwicklung unbemerkt bleiben, wenn nicht Professor Ricco in Catania gelegentlich neue Messungen vornähme und mit den früheren vergliche. Der Gelehrte hat neuerdings festgestellt, daß der Gipfel des Aetna nicht mehr 3313 Meter wie im Jahre 1818, sondern nur noch 3274 Meter hoch ist, während die Höhe des nördlichen Kraterrandes seit 1868 von 3250 auf 3231 Meter gesunken ist. Die Weite des Hauptkraters ist gewachsen; sein größter Durchmesser ist auf 500, sein kleinster auf 400 Meter gestiegen.

— In der Grafschaft Mayo in Irland ist in einem Torfmoor ein wohlerhaltener prähistorischer Einbaum, ein aus einem Eichenstamm ausgehöhltes Boot für 20 Sitze, 46 Fuß lang, von Arbeitern entdeckt und ausgegraben worden; das Alter wird auf 2000 Jahre geschätzt.

— Die Universität Philadelphia in Pennsylvanien wird infolge der Zuweisung der von Professor Hilprecht in Babylon aufgefundenen Thontafeln mit Inschriften und Aufzeichnungen, die der Sultan dem Genannten zum Danke für die Einrichtung des Museums in Konstantinopel geschenkt hat, ein ebenso reiches Material für die Erforschung der altbabylonischen Kultur besitzen wie das Britische Museum in London.

— Das Erechtheion in Athen soll nach den Plänen des Ingenieurs Balanos restauriert werden, glücklicherweise sind nur geringe moderne Ersatzstücke notwendig

— Das wohlerhaltene Skelett eines Ichthyosaurus ist bei Grosny im Kaukasus aufgefunden worden. Ohne den Schädel beträgt die Länge zwölf Fuß, wovon zwei auf den Hals entfallen, das Schwanzende stellt eine fächerförmige Wirbelbildung dar. Nach Annahme russischer Geologen scheint hier eine in der Paläontologie bisher unbekannte Variation des Ichthyosaurus gefunden worden zu sein. Anfangs sollte das Skelett im ganzen ausgegraben und nach Petersburg geschafft werden, doch erwiesen sich viele Knochenteile als zu sehr verkalkt. Infolgedessen werden die einzelnen Teile sorgfältig ausgegraben, numeriert und verpackt, um in Petersburg zum vollständigen Skelett rekonstruiert zu werden.



Denkmal für den Herzog Amadeus von Aosta in Turin. Von Davide Calandra.

Versteigerungen.

In den Tagen vom 10. bis zum 13. Juni findet bei Amsler & Ruthardt in Berlin die Versteigerung einer wertvollen Sammlung englischer und französischer Farbendrucke und Schabkunstblätter des 17. und 18. Jahrhunderts statt. Zugleich gelangen zahlreiche Arbeiten der Rubens-Stecher, Doubletten des Kgl. Kupferstichkabinetts in Berlin, zum Verkauf. Der von vielen Abbildungen begleitete Katalog verzeichnet rund 2000 Blätter.

Ehrungen.

Große Ehrungen wurden dem berühmten Wiener Geologen Professor Eduard Sueß, der aus Altersrücksichten seine Lehrthätigkeit an der Universität eingestellt hat, bereitet. Zur Förderung geologischer Studien wurde eine nach ihm benannte Stiftung im Betrage von 42000 Kronen errichtet.

Preisausschreiben.

Einen Wettbewerb für Fassadenentwürfe zu Neubauten und Umbauten mit Preisen im Gesamtbetrag von 8400 Mark hat der Verein zur Erhaltung und Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler in Danzig ausgeschrieben.

— Ein Preisausschreiben mit einer Gesamtsumme von 30000 Mark hat der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen für wichtige Erfindungen und Verbesserungen im Eisenbahnwesen erlassen. Die Preise zerfallen in Einzelbeträge von je 7500, 3000 und 1500 Mark und sind ausgesetzt für hervorragende Arbeiten aus dem Gebiete der baulichen und mechanischen Einrichtung der Eisenbahnen einschließlich ihrer Unterhaltung, beziehungsweise für das Gebiet des Baues und der Unterhaltung der einschlägigen Betriebsmittel. Mit Preisen können nur solche Erfindungen beziehungsweise Schriftwerke ausgezeichnet werden, die in der Zeit vom 16. Juli 1895 bis zum 15. Juli 1903 ausgeführt, beziehungsweise erschienen sind. Die Bewerbungen sind in der Zeit vom 1. Januar bis 15. Juli 1903 an die Verwaltung des Vereins einzusenden.



Aufn. von Hofphot. Held, Weimar.

Julius Grosse †.

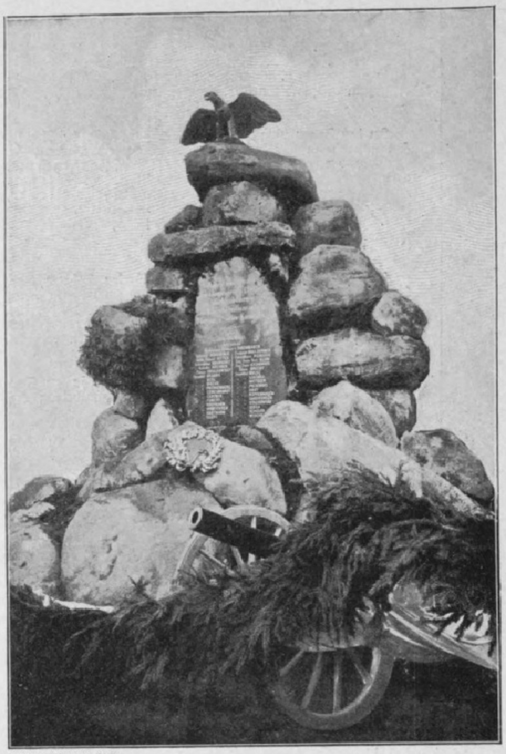
— Die preußischen Ministerien des Krieges und der Landwirtschaft haben für die besten in Deutschland hergestellten Vorspannmaschinen mit Spiritusmotor drei Preise im Betrage von 10000, 5000 und 2500 Mark ausgesetzt. Ein allgemeiner Plan über den Gang der Prüfungen wird allen Bewerbern mitgeteilt, die ihre Teilnahme am Wettbewerb spätestens bis zum 15. Januar 1903 durch Einsendung der von der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen, Berlin SW., Wilhelmstraße 101, zu erbittenden Anmeldelisten erklärt haben. Als äußerster Zeitpunkt für die Bereitstellung der Fahrzeuge zur Prüfung ist vorläufig der 3. Februar 1903 bestimmt.

Bühne.

„Blanka von Kastilien“, ein bisher noch nicht aufgeführtes Jugendwerk Grillparzers, gelangte im Schillertheater zu Kiel unter großem Erfolge zur Darstellung. — „Professor Helmer“, ein Drama von Paul Wilhelm, erlitt im Dresdener Residenztheater Fiasko.

— Für Errichtung eines neuen Hoftheaters in Kassel hat sich ein Konsortium gebildet, das das bisherige Theatergrundstück ankaufen und den Neubau bis 1905 fertigstellen will.

— Richard Wagners „Götterdämmerung“ fand bei der ersten Aufführung im Château d'Eau-Theater zu Paris eine begeisterte Aufnahme, obwohl die gesangliche Vorführung nach deutschem Begriffe zu wünschen ließ.



Phot. A. Renard, Kiel.
Denkmal der gefallenen Chinakrieger auf dem Hofe der Seebataillons-Kaserne in Kiel.

— Die Gesellschaft dramatischer Autoren in Paris hat beschlossen, die öffentlichen Generalproben, die thatsächlich Erstaufführungen „vor ausverschenktem Hause“ waren, aufzuheben.

Zeitgeschichte.

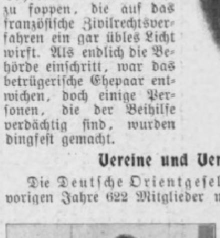
Ein Millionenschwindel, der weit über die Grenzen Frankreichs ungeheures Aufsehen erregt, ist von Frau Therese Humbert aus Toulouse mit Beihilfe ihres Gatten Frédéric Humbert Sohn des früheren Justizministers, und andrer Spießgesellen ausgeführt worden. Unter Vorspiegelung einer Erbschaft von 100 Millionen, die nur nicht so schnell flüssig zu machen seien, gelang es der Betrügerin, im Laufe von beinahe 20 Jahren die Summe von etwa 60 Millionen zu erbeuten und die Behörden in einer Weise zu foppen, die auf das französische Zivilrechtsverfahren ein gar übles Licht wirft. Als endlich die Behörde einschritt, war das betrügerische Ehepaar entwichen, doch einige Personen, die der Beihilfe verdächtig sind, wurden dingfest gemacht.



Frédéric Humbert.

Vereine und Versammlungen.

Die Deutsche Orientgesellschaft in Berlin zählte im vorigen Jahre 622 Mitglieder mit jährlichen Beiträgen und 34 immerwährende Mitglieder (gegen 561 Mitglieder im Vorjahre). Die Einnahmen betrugen 167 847 Mark, die Ausgaben 132,917 Mark Die Expedition Koldewey nahm 60 277 Mark in Anspruch.



Therese Humbert.

Sport.

In dem durch Pfarrer Kneipp und seine Kaltwasserkur berühmt gewordenen Badeorte Wörishofen findet vom 3. bis 10. August eine große Sportwoche statt. Das Hauptereignis ist ein Tenniswettspiel, wobei neben andern Einzel- und Doppelspielen die Meisterschaft von Wörishofen im Herren- und Damen-Einzelspiel zur Austragung gelangt. Es sind hierzu namhafte Preise gestiftet. Außerdem finden während der Sportwoche Wettkämpfe statt in Ping-Pong, Croquet, Ringwerfen (Quoits), Radfahren (langsam fahren), Billard, Photographie, Schach; auch hierfür wurden namhafte Preise ausgesetzt. Dieses Sportfest findet in dem vom Tennisklub gegründeten neuen Heim statt. Auskünfte erteilt der Vorsitzende des Tennisklubs, Dr. med. Baumgarten in Wörishofen.

— Der am 19. Mai bei Fontainebleau mit dem Automobil verunglückte Rennfahrer Alex Verheyen war in Frankfurt a. M. geboren und zählte zu den namhaftesten Siegern auf Radrennbahnen. Dem Automobilsport wandte er sich vor etwa einem Jahre zu und brachte es auch hier bald zu tüchtigen Leistungen.

Totenschau.

Zu Torbole am Gardasee verschied, wie bereits kurz erwähnt, am 9. Mai der Dichter Julius Grosse, Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung. Am 25. April 1828 in Erfurt geboren, studierte er einige Jahre in Halle die Rechte, entwickelte aber gleichzeitig eine fruchtbare litterarische Thätigkeit. Kein Gebiet der Dichtkunst hat er seitdem unangebaut gelassen, aber seine dichterische Kraft reichte über Lyrik und Novelle nicht hinaus; seine Romane und Dramen brachten es nicht zu bedeutendem Erfolge. Die endlose Reihe seiner Werke einzeln aufzuzählen, würde zu weit führen Hervorgehoben zu werden verdienen seine „Gedichte“, zuletzt von Paul Heyse 1882 zusammengestellt, die epischen Dichtungen „Das Mädchen von Capri“ (1860) und „Gundel vom Königsee“ (1864), die „Erzählenden Gedichte“ (1871—73), die Dramen „Die Ynglinger“, „Der letzte Grieche“, „Tiberius“ (1876), ferner das „Volkramslied“ (1884), worin er mit Glück den Versuch machte, die neuere politische Entwicklung Deutschlands von 1848 bis 71 episch-lyrisch auszubeuten, und das Mysterium „Fortunat“ Von den Novellen und Romanen ist vor allem „Der getreue Eckart“ zu nennen. Seine Lebenserinnerungen: „Ursachen und Wirkungen“, deren erster Band im Jahre 1896 erschien, und deren zweiten zu vollenden ihn der Tod gehindert hat, gehören zu den fesselndsten Selbstbiographien der neueren Zeit. Nachdem Julius Grosse geraume Zeit ein litterarisches Wanderleben geführt hatte und bei verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern thätig gewesen war, wurde er 1869 zum Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung erwählt, welches Amt er seitdem mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet hat.

*

Gen.-Leutn. Ernst von Knappe, vormals Kommandeur der Eisenbahnbrigade, 63 J., † 12. Mai, Würzburg. — Landschaftsmaler Camille Bernier, 79 J., † 12. Mai, Paris. — Ernst Hodel, Maler alp. Landschaften, 51 J., † 13. Mai, Luzern. — Prof. Dr. Louis Secretan, Dozent der inneren Medizin, 49 J., † Lausanne. — Oberstleutnant Eduard Wimmer, vormals Vorstand des Bayrischen Armeemuseums, Verfasser historischer Schriften, 62 J., † München — Prof. Ferdinand Wibel, vormals Direktor des chemischen Staatslaboratoriums in Hamburg, 62 J., † 14. Mai, Freiburg i. B — Prof. Dr Rudolf Arendt, Redakteur des „Chemischen Zentralblattes“, 74 J., † 14. Mai, Leipzig — Captain Machell, bek. Sportsman, 64 J., † Hastings in England. — Elsbeth Meyer-Förster, dramatische und Romandichterin, Gattin des Dichters Wilhelm Meyer-Förster, 32 J., † 17 Mai, Bozen — Regisseur Ernst Riedt, 62 J., † 17. Mai, Wien. — Graf Franz Fünfkirchen, Mitglied des österr. Herrenh, 75 J., † 17. Mai, Graz. — Klemens Grün, beliebter Charakterkomiker, † 18. Mai, Frankfurt a. M. — Hofrat Prof. Theodor von Kezmarßky, bed. Gynäkolog, 61 J., † 18. Mai, Budapest. — Dr. Adalbert Svoboda, vorm. Redakteur der „Neuen Musikzeitung“, einst Entdecker und Förderer Peter Roseggers, 74 J., † 19. Mai, München. — Gustav von Mauthner, Direktor der österr. Kreditanstalt, 55 J., † 19. Mai, Wien. — Schriftsteller Hermann von Löhner, einst Dramaturg Heinrich Laubes, 61 J., † 19. Mai, Wien. — Geh. Obermedizinalrat Strzeczka, Autorität in Staatsarzneikunde, 70 J., † 20. Mai, Berlin-Steglitz.

Denkmäler.

Am 7. Mai sind in Turin und seiner Umgebung zwei Denkmäler italienischer Fürsten enthüllt worden. Auf dem zehn Kilometer von der piemontesischen Hauptstadt belegenen Berge Superba erhebt sich das von Tancredi Pozzi geformte Monument für König Humbert von Italien, eine sieben Meter hohe Säule, gekrönt von einem durch einen Pfeilschuß verwundeten Adler. Zu Füßen des Sockels steht in drohender und verteidigender Stellung eine Kriegergestalt. In Turin selbst wurde das Denkmal für den Herzog Amadeus von Aosta enthüllt, den jüngeren Bruder des Königs Humbert, der am 4. Januar 1871 den spanischen Thron bestieg, aber schon nach zwei Jahren, der Unruhen, Intriguen und Wirren müde, die Regierung niederlegte und in die Heimat zurückkehrte, wo er am 18. Januar 1890 starb. Im Felde hatte sich der Herzog wiederholt ausgezeichnet, namentlich bei Custozza (1866), wo er eine Verwundung davontrug. Der Schöpfer des Denkmals, Davide Calandra, hat den Prinzen über das Schlachtfeld dahinsprengend dargestellt. Den Sockel des Denkmals umgeben kühn bewegte Kriegergruppen, die hervorragende Kriegsthaten von Fürsten und Prinzen des savoyischen Herrschergeschlechts aus neun Jahrhunderten schildern.

— An demselben Tage, da die Marine-Infanterie das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feierte, dessen Bedeutung wir vor kurzem in Wort und Bild würdigten, erfolgte in Kiel die Enthüllung des Denkmals, das der Erinnerung an die Teilnahme des 1. Seebataillons an den Kämpfen in China gewidmet ist. Es ist eine von einem Adler gekrönte Steinpyramide, deren Inschrifttafel der Gefallenen gedenkt.

— In Florenz ist ein Marmordenkmal zur Erinnerung an die Schlacht von Mentana enthüllt worden, in der die Freischärler Garibaldis 1867 von den französischen Truppen geschlagen wurden und 500 Tote auf dem Schlachtfeld ließen. Der Bildhauer Oreste Calzolari hat in der Gruppe der beiden Kämpfer, von denen der eine verwundet niedersinkt, während der andre ihn stützt und den Revolver zur Verteidigung ausstreckt, ein lebensvolles Werk geschaffen.

— Die Bronzestatue Friedrichs des Großen, die Kaiser Wilhelm zum Geschenk für die Vereinigten Staaten ausersehen hat, wird ihren Platz bei der neuen, im Bau begriffenen Kriegsschule in Washington erhalten. Mit der Ausführung der Statue wurde Prof. Uphues in Berlin betraut.

— In der ungarischen Stadt Czatad, wo Nikolaus Lenau vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, wird an seinem Geburtstag, 15. August, ein Denkmal enthüllt werden, bestehend aus einer Säule mit dem Reliefbildnis des Dichters.

— In dem Wettbewerb um das Bolognesi-Denkmal in Lima hat der spanische Bildhauer Agustin Querol den Preis davongetragen. Bolognesi war jener heldenmütige peruanische Oberst, der im letzten Kriege mit Chile bei der Verteidigung der Festung Arica samt der ganzen Besatzung den Tod fand. Die Kosten für das Denkmal, das gegen 40 Figuren aufweisen soll, sind durch eine Nationalsubskription aufgebracht, die 400 000 Mark ergab. An dem Wettbewerb hatten sich an 400 Bildhauer und Architekten aus aller Herren Ländern beteiligt.

— An dem Hause Hadikgasse Nr. 74 in Wien, in dem Richard Wagner während der Jahre 1863 bis 64 die „Meistersinger“ geschaffen hat, ist eine Gedenktafel mit dem von Professor Johann Benk geformten Reliefbildnis des Meisters angebracht worden.

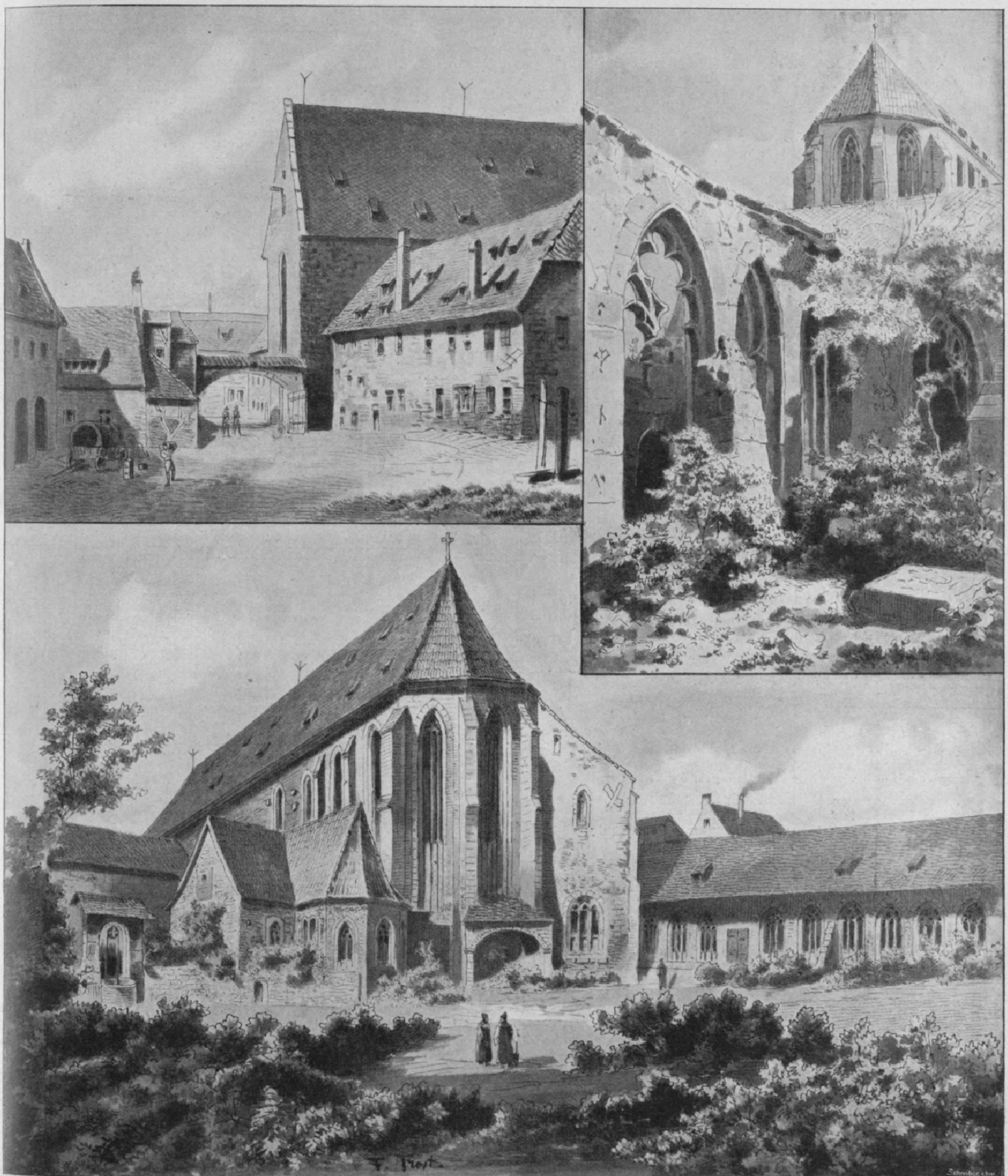


Das Denkmal für König Humbert auf dem Berge Superba bei Turin. Von Tancredi Pozzi.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

Nº 36.



Heusserer Hof der Kartause.

Die Kartause, vom Klostergarten aus gesehen.

Partie aus dem Kreuzgang.

Das Kartäuserkloster in Nürnberg, heute Germanisches Nationalmuseum. (Text Seite 713.)

Nach alten Handzeichnungen ausgeführt von F. Trost.

Litteratur.

Der fünften, vermehrten Auflage erfreut sich das „Gartenbuch für Anfänger“, herausgegeben von Johannes Böttner, Chefredakteur der bekannten Fachzeitschrift „Praktischer Ratgeber im Obst- und Gemüsebau“ (Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn). Das Werk erteilt sehr eingehende Weisungen für Anlegen, Bepflanzen und Pflege des Hausgartens. Ob man vornehmlich Blumenzucht oder Obst- und Gemüsebau betreiben wolle, für alle Fälle sind ausführliche Ratschläge unter Beifügung außerordentlich zahlreicher Abbildungen und Pläne gegeben. Hervorragende Fachmänner auf diesem Gebiete haben dem Buche wärmste Anerkennung gezollt.

— In dritter, neubearbeiteter Auflage erscheint in der C. Hoffmannschen Buchhandlung zu Stuttgart (A. Bleil) das groß angelegte Werk „Die Schmetterlinge Europas“ von Dr. A. Spuler. Jeder Sammler und Liebhaber wird diese Neuauflage mit Freude begrüßen. Der als hervorragender Systematiker bekannte Herausgeber hat sich in der Namengebung und Umgrenzung der Arten dem neuen Staudingerschen Katalog angeschlossen, und die auf 95 Tafeln verteilten, mit allen Vorteilen der lithographischen Technik hergestellten 2700 Abbildungen führen die europäischen Schmetterlinge in einer Vollständigkeit und in künstlerisch so vollendeter Art vor Augen, wie es bisher kaum anderswo geschehen ist. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht ferner darin, daß die ergänzten und verbesserten Tafeln des vergriffenen Raupenwerkes ebenso wie der Text in das Schmetterlingswerk Aufnahme gefunden haben. In 38 Lieferungen wird es vollständig sein.

— Professor A. L. Hickmanns Geographisch-statistischer Universal-Taschenatlas für 1902 ist im Verlage von G. Freytag zu Wien und Leipzig erschienen. In der bekannten übersichtlichen Anordnung enthält das Buch ein ungemein reiches Material aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in allen Staaten. Zahlreiche Karten und farbige Tafeln gewähren im Moment einen genauen Ueberblick über den Stand der Verhältnisse in den einzelnen Ländern.

— Eine der wichtigsten Regeln für den historischen Roman ist es, die Lebensschicksale frei erfundener Personen in den Vordergrund zu stellen und die Gestalten der geschichtlichen Größen nur episodisch zu verwenden. Diese Regel beobachtet auch Wilhelm Jensen in seinem jüngsten Werk „Die fränkische Leuchte“ (Dresden, Karl Reißner). Die so benannte Feste ober dem Städtchen Heldburg im Herzogtum Sachsen-Meiningen ist der Schauplatz der wechselreichen Erzählung, in der neben den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges die scheußliche Verirrung der Hexenprozesse und das Treiben der fahrenden Leute — kulturhistorisch interessante Erscheinungen — einen breiten Raum einnehmen.

— In dritter Auflage erschien R. Alberts „Wegweiser für Radfahrer durch Thüringen“ (Halle a. S., H. Hothan). Gegenüber den früheren Auflagen bedeutend erweitert, ist das Büchlein von einer großen Straßenkarte, drei Städteplänen und Karten der Umgebung von Kösen und Eisenach versehen.

— Auch über die Kreise der Fachmusiker und der Fabrikanten von Musikinstrumenten hinaus wird das Buch „Stradivaris Geheimnis“ von dem Berliner Geigenbauer Karl Schulze Interesse erregen (Berlin, Fussinger). Seit dem Tode des Meisters von Cremona hatten alle Nachfolger sich vergeblich abgemüht, hinter das Geheimnis zu kommen, das seinen Geigen die wunderbare Fülle, den hinreißenden Wohllaut und den edeln Klang verlieh. Das Gleiche zu erreichen, gelang keinem Geigenmacher, trotzdem Stradivari-Geigen in ihren Maßen auf hundertstel Millimeter genau nachgearbeitet wurden, trotzdem ihr Lack chemisch untersucht und annähernd kopiert

Kaiser-Borax.

Unter den Mitteln, die sich den täglichen Bedürfnissen anpassen und neben hygienischem Wert hohe wirtschaftliche Vorteile bieten, nimmt der Kaiser-Borax einen bevorzugten Platz ein. In ihm ist der Frauenwelt ein Mittel in die Hand gegeben, dessen Vorhandensein für jeden Haushalt in gesunden und kranken Tagen eine hervorragende Annehmlichkeit bedeutet.

Bereits in alten Zeiten wurde der Borax als Konservierungs- und Toilettenmittel sehr geschätzt; die Kulturgeschichte berichtet, daß schon die alten Römer und Aegypter Borax zur Pflege ihres Körpers verwendeten. Er war und blieb auch später stets ein kostbarer Artikel, so daß nur die Begüterten sich den Luxus des Borax gestatten konnten.

In unsrer Zeit der zunehmenden Verfeinerung wurden nun die vorzüglichen Eigenschaften des Borax als Toilette-, Heil- und Reinigungsmittel aufs neue erkannt, und die starke Nachfrage führte zur Auffindung neuer, ergiebiger Boraxlager in Südamerika, Kalifornien und Kleinasien, die eine Verbilligung des Artikels zur Folge hatten. Während früher der Gebrauch des Borax mit großen Kosten verknüpft und demgemäß sehr eingeschränkt war, ist er jetzt infolge des niederen Preises in den allgemeinen großen Konsum übergegangen, und die Verwendung des Kaiser-Borax — eines für Toilette und Haushaltzwecke besonders fein zubereiteten, chemisch reinen, schneeweißen Boraxpulvers — hat heutzutage die weiteste Ausdehnung angenommen.

Die Pflege der Haut mit Kaiser-Borax sollte jede Dame, die eine Verbesserung und Konservierung des Teints erstrebt, sich angelegen sein lassen. Tägliche Boraxwaschungen entsprechen der sanitären Reinlichkeit und sind im Interesse der Schönheit und Gesundheit nicht genug zu empfehlen. Sie verleihen der Haut Jugendfrische, Zartheit und Elastizität und beseitigen zugleich Schönheitsfehler aller Art, als: Rauheiten, Mitesser, Flechten, Pickel und Sommersprossen. Bei der Mund- und Zahnpflege ist die Anwendung des Kaiser-Borax ebenfalls von schönstem Erfolg gekrönt. Ausspülungen mit Boraxwasser stärken das Zahnfleisch, desinfizieren Zähne und Mundhöhle und machen den Atem frisch und rein. Das Waschen der Kopfhaut mit einer lauwarmen Boraxlösung gilt als ein vortreffliches Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall. Um die Kopfhaut gesund und die Haare voll und seidenweich zu erhalten, sollte niemand diese kleine Mühe scheuen. Kalte oder lauwarme Körperwaschungen oder warme Bäder mit Kaiser-Borax bilden ein Haupterfordernis zur Gesundheitspflege, da sie die der Haut anhaftenden fettigen Substanzen gründlich entfernen. Namentlich nach körperlichen Anstrengungen wirkt ein solches Erfrischungsmittel ungemein belebend und ist daher besonders bei Sportsliebhabern in Gunst.

Aeußerst umfangreich gestaltet sich fernerhin das Anwendungsgebiet des Kaiser-Borax in der Krankenpflege, was im allgemeinen noch viel zu wenig bekannt ist. Nicht nur als Heil-, sondern auch als Vorbeugungs- und Schutzmittel spielt er hier eine hervorragende Rolle.

Unübertrefflich erweist sich der Kaiser-Borax bei verschiedenen Mundkrankheiten. Schwämmchen bei kleinen Kindern beseitigt man in kürzester Zeit, indem man den Mund mit einem leinenen, in Boraxwasser getränkten Läppchen fleißig auswäscht. Bei Heiserkeit und Halsentzündungen leisten Gurgelungen und Inhalationen mit einer Lösung von Kaiser-Borax ausgezeichnete Dienste.

Schwache und entzündete Augen werden durch Waschungen mit lauwarmer Boraxlösung angenehm erfrischt und gekräftigt. Ausspülungen der Nasenhöhle wirken bei Schnupfen überaus günstig auf die erkrankte Schleimhaut ein und gewähren wohlthuende Erleichterung.

Auch in der Wundbehandlung bewährt sich der Kaiser-Borax als ein Antiseptikum vorzüglicher Art. Jede Verletzung, und ist sie noch so geringfügig, mahnt stets zur Vorsicht. Vor Anlegung eines Verbandes desinfiziere man daher jede frische Wunde einige Minuten in lauwarmem oder auch kaltem Boraxwasser. Oefteres Desinfizieren in Heilung begriffener Wunden ist zur Förderung des Heilungsprozesses sehr empfehlenswert. Bei Brandwunden befeuchte man zunächst die betreffende Stelle mit Olivenöl, streue sodann auf Verbandwatte eine dicke Schicht Kaiser-Borax und umhülle damit das verletzte Glied. Das Mittel wirkt sowohl kühlend als schmerzlindernd und verhindert, rechtzeitig angewandt, jegliche Blasenbildung.

Nach starken Schweißabsonderungen, bei übelriechenden Körperausdünstungen, bei Fußschweiß und wunden Körperstellen bringen Waschungen oder warme Bäder mit Kaiser-Borax zuverlässige Linderung und Heilung.

Als Vorbeugungs- und Schutzmittel gegen Infektionskrankheiten verwendet man Kaiser-Borax, der sich durch Wirksamkeit, Reinigungskraft und Geruchlosigkeit unter den zahlreich existierenden Desinfektionsmitteln vorteilhaft auszeichnet, gleichfalls mit bestem Erfolg.

Der Nutzen des Kaiser-Borax für Haus und Küche liegt hauptsächlich in seiner eminenten Reinigungskraft. Bei unzähligen häuslichen Verrichtungen zeigt er sich als ein treuer Helfer, der in zweckdienlicher Weise das Nützliche mit dem Angenehmen vereint. Fußböden, Fenster, Thüren, Porzellanöfen, Spiegel, Möbel, Teppiche, kurz alle Gegenstände aus Glas, Porzellan, Holz, Metall oder Marmor kann man durch Borax säubern. Und welche bedeutenden Geld-, Zeit- und Arbeitsersparnisse bedingt sein Gebrauch bei der Wäsche! Es giebt kein andres Wasch- oder Bleichpulver, das ohne Schaden für die Gewebe und Farben eine so durchgreifende Reinigung bewirkt als dieses Präparat. Mit Kaiser-Borax behandelte Wäsche ist gänzlich geruchlos und bewahrt auch nach längerem Liegen ihr blütenweißes Aussehen. Feine Spitzen, weiße und farbige Sommerkleider, Blusen, buntgestickte Decken, sowie zarte Wollenstoffe werden nach einer Boraxwäsche vollständig wie neu.

Auch als Zusatz zu Reis- und Weizenstärke ist Kaiser-Borax, der der Wäsche prächtigen Glanz und Steife verleiht, besonders beliebt.

Einen Ueberblick über die vielseitige, praktische Verwendbarkeit des Präparates gewinnt man aus der jedem Karton beigefügten Gebrauchsanweisung. Wahrlich kein Mittel ist auch nur annähernd im stande, so wesentliche Vorteile zu bieten als der Kaiser-Borax, den man durch alle Droguerien, Apotheken und Kolonialwarengeschäfte in Kartons zu 10, 20 und 50 Pfg. bezieht. — Freunden von Wohlgerüchen wird für Toilettezwecke der parfümierte Kaiser-Borax empfohlen, der in eleganten Kartons zu 50 Pfg. und M. 1.— käuflich ist und einen wundervollen Duft verbreitet. Kaiser-Borax wird niemals lose, sondern nur in roten Kartons mit nebenstehender Schutzmarke geliefert. Wenn also loser Borax dem Publikum unter der patentamtlich geschützten Bezeichnung „Kaiser-Borax“ angeboten wird, so handelt es sich stets um ein Falsifikat, denn nur allein die Firma Heinrich Mack in Ulm a. D. (welche durch ihre Fabrikate Macks Doppel-Stärke und Macks Pyramiden-Glanz-Stärke in Damenkreisen rühmlichst bekannt ist) ist berechtigt, die Bezeichnung Kaiser-Borax zu gebrauchen.



Schutzmarke für „Kaiser-Borax“.

Auf Grund seiner wertvollen Eigenschaften, seiner vielfachen, vorteilhaften Verwendbarkeit und Wohlfeilheit sollte der Kaiser-Borax in jeder Haushaltung vertreten sein.

Charlotte von Dewitz.

wurde. Man nahm daher an, daß das Alter des Holzes dem Instrumente den besonderen Vorzug gebe. Aber auch diese Annahme erwies sich als falsch, denn man hat Geigen aus jahrhundertealten Möbeln gebaut und doch nicht den Klang der Meistergeigen der klassischen Zeit erreichen können. Nun hat Karl Schulze nach jahrelangen Untersuchungen die Entdeckung gemacht, daß alle Maße der Stradivari-Geige zu einander in den Verhältnissen musikalischer Intervalle stehen; er hat festgestellt, daß der Körper der Geigen des Cremoneser Altmeisters ein genau konstruierter akustischer Raum ist, und zwar hat er diesen Raum nicht, wie seine Vorgänger, von außen, sondern von innen gemessen. Der Beweis, daß dies das Geheimnis Stradivaris sei, wird in dem Buche dadurch erbracht, daß alle Verhältnisse an der Geige als akustische nachgewiesen werden, selbst die Entfernungen, in denen der Steg und die Stimme den Geigenkörper teilen, zeigen sich als Verhältnisse von dem angegebenen Charakter. Sechs Tafeln erläutern den Text.

Alpines.

Das neueste Heft der „Alpinen Majestäten" (München, Vereinigte Kunstanstalten) ist zum beträchtlichen Teile dem Innthal und dem Karwendelgebirge gewidmet. Weiter gelangen wir ins Ortlergebiet. Der Ortler selbst wird uns in mehreren Bildern näher gebracht. Der Gipfelanstieg vom Tschirfeck oberhalb der Payerhütte zeigt ihn uns in Eis und Schnee. Eine noch gewaltigere Meinung von diesem Riesen und seiner Umgebung nötigen uns die Ansichten vom „weißen Knott" und der Franzenshöhe an der Stilfserjochstraße auf. Vom Stilfserjoch sehen wir den nahegelegenen Piz Umbral und Piz Lad und in weiter Ferne die Engadiner Berge, ja sogar das Fluchthorn der Silvrettagruppe. Das Suldenhotel gegen den Suldenferner und die Gampenhöfe mit Suldenhotel zeigen andre Bilder. Ferner finden wir in diesem Hefte vorzügliche Partien aus den Dolomiten. Der Monte Nuvolau bei Andraz mit Sachsendankhütte und Bad Ratzes mit seinem mächtigen Wahrzeichen, dem Schlern, die Langkofelhütte (unlängst durch eine Lawine zerstört) gegen das Plattkofelkar, Val Culea mit Sas dal Lec und Pizza Culea, sowie Lago Ajad bei Cortina d'Ampezzo charakterisieren in trefflichen Bildern die Eigentümlichkeit dieses Alpengebietes.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Dr. Vogel, Eine Mittelmeerfahrt von Hamburg über Gibraltar nach dem Bosporus. ℳ 3.—. Hamburg, Verlagsanst. Richter.

Lothar Schmidt, Tagebuch der Maria Bashkirtseff. Aus dem Französischen. 2. Aufl. 2 Bde. ℳ 6.—. Oppeln, Maske.

P. Fr. Schröder, Graf Götzen. Vaterländ. Schauspiel. Ebd.

Wilh. Zenker, Das Walten der Natur. Streiflichter auf eine neue Weltanschauung. ℳ 1.20. Braunschweig, Graff.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1566/70: Willibald Alexis, Der Werwolf. R. ℳ 1,25. — Nr. 1571/73: A. Weiß, Poln. Novellenbuch. 75 ₰. — Nr. 1574: Fritz Reuter, Kein Hüsung. 25 ₰. — Nr. 1575: Fr. Halm, Der Fechter v. Ravenna. Trauersp. 25. ₰. — Nr. 1576: E. Augier, Familie Fourchambault. Schauspiel, 25 ₰. Halle, O. Hendel.

Maria Lorenz, Liebes-Phasen. Aus dem Skizzenbuche. ℳ 1.—. Berlin, G. Buschhardt.

Margarete Bruns, Der Stil unserer (Frauen-)Kleidung. Mit 24 Abbildungen. ℳ 1.—. Minden, Bruns.

Dr. E. Bohn und Hans Busse. Geisterschriften und Drohbriefe. Wissenschaftl. Untersuchg. z. Fall Rothe. München, K. Schüler.

V. Chiavacci, Bei uns z' Haus. Genrebilder aus dem Wiener Leben. 3. Aufl. ℳ 2.40. Stuttgart, Bonz & Comp.

Aug. Ganther, Dannezapfe us 'em Schwarzwald. Luschdigi Gedichtli. 3. Aufl. ℳ 1.20. Ebd.

— —, Stechbalma. Luschdige Schwarzwaldg'schichde. Illustr. von Fr. Kohlund. 2. Aufl. ℳ 2.—. Ebd.

Ad. Ott, Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Ill. von Hugo Engl. ℳ 3.60. Ebd.

Heinrich Hansjakob, Letzte Fahrten. Erinnerungen. Ill. von Curt Liebich. ℳ 4.—. Ebd.

Briefmappe.

E. N. in W. In der Reihenfolge der Orden rangiert die Chinamedaille hinter der Kriegsdenkmünze von 1864.

G. B. in O. Sie finden das Entsprechende in dem Büchlein „Wie feiern wir Hochzeit?" (Stuttgart, Schwabacher, M. 1.—). Es enthält Vorträge, Ansprachen und Scherze in gebundener Rede und bedenkt sowohl die grüne wie die silberne und goldene Hochzeit.

Lining und Mining. Drei Jahre seiner langwierigen Haft hat Fritz Reuter auf der damaligen Festung Silberberg in Schlesien zugebracht. Neuerdings ist die Zelle der Kasematte in den Zustand gebracht worden, wie sie sich ausgenommen haben mag, als der Dichter während der Jahre 1834—37 dort unfreiwillig hauste. Eine Wand zeigt sein lebensgroßes Brustbild, und an andern Stellen finden sich Abschriften aus jenen Teilen der „Festungstid", die auf die Klausur in Silberberg Bezug haben.

M. H. S. in Berlin. Eines der Gedichte mit Dank angenommen. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse.

Sänger vom Nesenbach. Allerschönsten Dank für das neueste Erzeugnis Ihrer formgewandten und gedankentiefen Muse. Es finden sich darin wieder einige Reime, die den kurzsichtigen Poeten der Gegenwart bisher entgangen sind. Die Mit- und Nachwelt wird Ihre Verdienste um die deutsche Dichtkunst zu würdigen wissen, und hätten wir Orden zu verleihen, so erhielten Sie, um den Hals zu tragen, den zweiköpfigen Pegasus mit der blauen Schleife und der Devise „Dem Reimer ist alles Reim". Hier also Ihr Allerneuestes:

Der Tyrann.

Die Träume quälten ihn die Nacht
Mit greulichen Phantasmen,
Und als er ächzend aufgewacht,
Schrie er nach Kataplasmen.

Angstbleich der alte Sklave kam,
Zu kühlen Brust und Stirne, —
Und als er noch zwei Cognacs nahm,
Ward freier ihm im Hirne.

Nach einer Stunde protzt' er schon
Im alten Hochgefühle
Und nahm den dürren Hundesohn
Zum Ziele des Nargileh.

Der Alte hub die Scherben auf
Und stöhnt': „So sind sie immer!
Krank ist's mit ihnen ein Geschnauf, —
Gesund sind sie noch schlimmer."

Globetrotter. Kursbuch und Reiseführer für den Verkehr nach Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland über Saßnitz-Trelleborg sind von der Verwaltung dieser Linie in Berlin (Unter den Linden 59) zu beziehen.

L. H. in K., Rußland. Kaiser Wilhelm II. ist Chef von 20 Regimentern, von denen 9 dem preußischen, 2 dem bayrischen, 1 dem sächsischen, 1 dem württembergischen, 3 dem österreichischen, 2 dem russischen, 1 dem großbritannischen und 1 dem portugiesischen Heere angehören. Unter den Regimentern befinden sich 11 der Infanterie, 8 der Kavallerie und 1 der Feldartillerie. Im österreichischen und großbritannischen Heere wird der Kaiser als Feldmarschall, in der russischen, großbritannischen, schwedischen und norwegischen Marine als Admiral geführt.

B. Br. in Wien, Josef W. in ? (Poststempel unleserlich), H. N. in Z., Mähren, M. B. in K., Mecklenburg. Mit Dank abgelehnt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: W. Wöhler in Moskau zu 18; H. Menzel in Hamburg und Julius Richter in Brünn zu 19; Dr. F. Binder in Weimar zu 18 und 20; Marcus Birkenfeld in Husiatyn zu 19 und 20; Senglier in Bulgrin zu 20 und 21.

Worträtsel.

Durch die Felder wandelten zwei Bauern,
Sprachen von der Ernte und vom Wetter,
Von dem Preis des Kornes und zuletzt auch
Von den Söhnen; jeder hatte einen
Studiumshalber nach der Stadt gesendet.
Beide Söhne, nach der Mütter Meinung,
Der der Väter und nach der des Pastors
Waren 's ganze Wort, und darum sollten
Steigen sie auch zu besondern Ehren! —
„Nun, wie steht es denn mit deinem Ulrich?"
Frug der eine der Gevatter forschend,
Und die freudig ihm gegebne Antwort
Lautete: Wie immer, 's ganze Wort!
„Und wie geht's dem Hannes?" — „Ja, der Hannes,"
Sagt der andre, „ist ein Schockschwernöter,
Kostet mich alljährlich zwei Paar Ochsen,
Ist das Wort auch, aber nur getrennt!" —

Heimwärts wandelten die beiden Väter;
Und der erste schmunzelte vergnüglich, —
Und der zweite kratzt sich hinterm Ohre.

Scherzrätsel.

Dein Herzblatt, nicht ganz orthographisch,
Ein Maß, dem wir Erinnrung weihn,
Vereinigen sich morganatisch
Und fliegen fort im Sonnenschein M. Sch.

Worträtsel.

Es muß ein Irrtum dabei walten,
Und doch soll man es heilig halten?
Ich bitte um Belehrung
Durch gütige Erklärung. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 679:

Des Silbenrätsels: Todsünde.
Des Buchstabenrätsels: Lulu — Zulu.
Des Worträtsels: Vergangen.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Niebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. (Besten Gegengruß!) Lea v. D. in Berlin (2). „Adam und Eva" in Boston (2). ? in Paris. Egon Mailet in Slobosia, Rumänien (4). „Alter Abbonnent" in Schneidemühl. v. E. in Bern (2). Dr. R. in Prag. „'s Lorle" in Biberach (2). Agnes v. S. auf Schloß S., Mähren (3). „Stammtisch" in G. (2).

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Den Uebelständen, die sich früher bei Verwendung des Petroleums für Kochzwecke ergaben, hat die Firma Adolph Ludolphi in Hamburg durch ihre neuen „Saturn"-Petrolgas-Kochherde abgeholfen. Im Saturn-Kocher verbrennt das Petroleum unter vollständig selbstthätiger Vergasung und unter Mischung mit überhitzter atmosphärischer Luft mit einer reinen bläulichen Gasflamme bei hochgradiger Wärmeentwicklung und einem Verbrauche von nur 2—3 Pfennig die Stunde. Jeder Geruch, jedes Dunsten sind vollständig beseitigt. Das Bassin bleibt stets kühl, eine Explosion ist daher unmöglich. Die Behandlung ist die denkbar einfachste und kann von jedem Dienstboten oder Kinde besorgt werden. Die Petrolgasflamme entwickelt sich von selbst ohne jede Schwierigkeit und kann groß oder klein brennen; niemals bietet sie irgend eine Gefahr oder Unannehmlichkeit. Die absolute Geruchlosigkeit und die hübsche, gefällige Form der Ludolphis Saturn-Kocher, die mit 1—3 Kochstellen und auch mit Backöfen geliefert werden, macht die Apparate sowohl für die Benutzung in Wohn- und Schlafzimmern als in der Küche durchaus geeignet. Preislisten werden von der Fabrik auf Anfrage übersandt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

No. 37.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

(Fortsetzung.)

Mit einem seltsam apathischen Gesicht ritt Süderssen durch die Menschenmenge, die ihn rechts und links anstarrte, auf die Rennbahn hinaus. Gleichgültig, als ob ihn das alles nichts angehe und seine Gedanken weit fort seien, folgte er den andern Reitern, nur bisweilen flüchtig achtgebend, wenn das Rudel der Pferde einem der schweren Hindernisse sich näherte. Old York lief, wie man zu sagen pflegt, allein, von seinem Reiter nicht unterstützt und nicht behindert, und erst als man sich zum letztenmal den Tribünen näherte und das Getöse der Menschen ihnen wie eine Meeresbrandung entgegenbrauste, wachte Süderssen auf. Er sah sich um, gab Old York den Zügel frei und gewann so leicht, daß er schließlich die Zügel wieder verkürzen und im langsamsten Tempo durchs Ziel gehen konnte.

Man stürzte auf ihn zu, man schüttelte ihm die Hände, die Musik spielte, und ein stürmisches Bravo tönte ihm entgegen, als sein Pferd nach dem Sattelplatze zurückgeführt wurde.

Er dachte flüchtig darüber nach, daß alles in allem dieser Sieg der größte Erfolg seines Lebens sei, und vornübergebeugt, lässig im Sattel hängend, ging es ihm durch den Sinn: du hast nichts zu diesem Erfolge gethan, das Pferd hat gewonnen, nicht du.



Ein Wetter kommt. Nach dem Gemälde von E. Heß. (Text S. 738.)

Er sagte das auch zu den Herren, die ihn beglückwünschten, aber man lachte ihn aus: „Lieber Freund, das ist die ganze Kunst des Rennreitens: das Pferd gewinnen lassen, das Pferd laufen lassen, ihm nicht das Maul abreißen und so ruhig im Sattel sitzen, als ob nichts ringsum vorginge und man hübsch in einer Wiege säße."

Er lächelte: „Ja, ja," aber er wußte es besser; mit diesem Siege hatte er nichts zu thun. Wenn er Old York hatte gewähren lassen, so war das nicht die überlegte Ruhe gewesen, die einem als Verdienst angerechnet werden kann, sondern ganz einfach eine Gleichgültigkeit, eine Apathie, die kaum recht weiß, was ringsum vorgeht.

Er fragte nach Worms.

Wo war Worms? Sonderbar. Er hatte doch sonst diese verteufelte Art, sich heranzudrängen und in solchen Augenblicken alle Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen.

Um so besser, wenn er sich heute im Hintertreffen hielt.

Er kleidete sich um und kam eine Weile später wieder hinaus, als eben das letzte Rennen des Tages seinen Anfang nehmen sollte. Er wollte nach der Tribüne hinübergehen, als ihn jemand am Arme festhielt:

„Herr Süderssen —!"

„Was?"

Es war Adele. Sie hatte den Schleier über ihr Gesicht gezogen, es war schneeweiß, und man sah, wie ihr die Thränen über die Backen liefen.

„Was ist geschehen?"

Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme versagte, dann ging sie vor ihm her über den ganzen Rennplatz fort nach dem Ausgange.

Vor dem Thor stand der Wagen, und in diesem Wagen, dessen Verdeck halb in die Höhe geschlagen war, saß Worms in der Ecke und weinte.

Süderssen begriff nicht: „Was ist geschehen, was ist?" — Dann las er die Depesche, die Worms ihm entgegenhielt:

„Eleanor von neuem sehr schwer erkrankt. Seit gestern abend ohne Besinnung. Aerzte bitten, umgehend zurückzukommen. Bitten dringend."

Er nahm in dem Wagen Platz, Adele gegenüber, die Pferde zogen an, und an der Rennbahn vorbei, die links hinter ihnen im Abendglanze verschwand, ging es die Chaussee entlang in der Richtung nach Baden-Baden.

Sie sprachen nicht. Adele hatte ihren Arm um Worms gelegt; so saß er ganz still, den Kopf an ihrer Schulter, die linke Hand mit dem Taschentuch vor die Augen gepreßt.

Die Schwarzwaldberge kamen näher, weit hinter ihnen, jenseits des Rheins und seiner großen Ebene ging die Sonne in den Vogesen unter.

Nun fuhr man bergauf; die Pferde trabten langsamer. Links säumten dunkle Tannen den Weg. Es war Dämmerung geworden, und ein herbstlich kalter Wind kam hinter ihnen von der Ebene her in das enge Thal.

Erst dicht vor Baden, als schon die ersten Lichter der Häuser sichtbar wurden, richtete Worms sich in die Höhe. Er tastete nach Süderssens Hand: „Sie stirbt!"

Süderssen antwortete nicht, Adele aber schrie leise auf, in einem so aufrichtigen Schmerz, daß der Kutscher auf dem Bock zusammenfuhr und einen Moment lang die Pferde anhielt, um sich fragend umzuschauen. — — —

Der Kurierzug nach Basel verläßt Oos erst um halb ein Uhr nachts, so blieben ihnen noch sechs Stunden, die langsam und endlos hinschlichen.

Während der ersten Stunden saß Worms wie betäubt, dann begriff er, daß man auch im tiefsten Schmerze dem Alltagsleben die notwendigsten Zugeständnisse einräumen muß.

Es waren die Koffer zu packen, es war nachzusehen, mit welchem Zuge morgen früh Adele nach Berlin zurückfahren konnte. Sie bat unter Thränen, Worms solle sie nach Vevey mitnehmen, — mein Gott, eine Frau konnte da vielleicht helfen, vielleicht retten! — aber es war, als ob diese einfache Bitte Worms plötzlich ernüchterte, ihn aus der dumpfen Lethargie des Schmerzes zum Nachdenken kommen ließ.

„Davon kann keine Rede sein. Nein, nein. Sprich nicht weiter darüber. Ich will es nicht."

Er ging auf und ab im Zimmer, er war gekränkt, geradezu beleidigt. Wie war es möglich, ein so geringes Maß von Taktgefühl zu beweisen! Ihm gegenüber, dem Vater! Adele mitnehmen an das Sterbelager seines Kindes! Das ist dieser Mangel an Bildung und feiner Empfindung, die bei den Frauenzimmern immer erst dann zu Tage tritt, wenn die Seele des Mannes auf den Tod verwundet ist!

Er sprach an dem ganzen Abend kein Wort mehr mit Adele, die in einer Ecke des Zimmers saß und still vor sich hin weinte. Er wandte sich zu Süderssen: „Sie reisen mit mir?"

„Ja."

Dann drückte er ihm die Hand.

„Ich vergaß, Ihnen zu danken, lieber Freund. Für den Ritt. Es war meisterhaft. Aber, mein Gott, Sie wissen, in einer Stunde wie dieser schwindet alles das so weit, liegt so weit hinter mir, daß man kaum noch daran denkt."

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte vor sich hin, aber nach einer Weile begann er wieder davon zu sprechen:

„Ich kam von der Tribüne, ich wollte Ihnen entgegenlaufen, ich war — ich versichere es Ihnen — der glücklichste Mensch. Da giebt man mir diese Depesche! Ich habe nichts mehr gesehen, Sie nicht, das Pferd nicht, es war, als ob alles vor mir versank und Nacht wurde. — Sie haben sehr leicht gewonnen? Wie?"

„Ja."

Er kam dann darauf zu sprechen, daß man ihm geraten habe, Old York im Winter nach England zu schicken, in erster Linie zu versuchen, die „Liverpool Grand National" zu gewinnen, aber er sprach das alles in einem müden Tone, als ob er das Thema damit vor sich selbst entschuldigen müsse. Und als Süderssen mit keinem Wort darauf einging, sondern stumm ihm gegenüber saß, ließ er das Gespräch schließlich fallen.

Dann schlief Worms ein. Auf dem Stuhl am Tische sitzend. Er war seit heute früh vier Uhr wach, eine Fülle von Aufregung hatte sich über ihn ausgebreitet, Freude und Leid, alles an diesem einen Tage. Er gehörte zu den seltsamen Leuten, die ein Uebermaß von körperlichen und seelischen Strapazen mühelos ertragen, ohne dabei sonderlich zu ermüden oder nach Schlaf zu verlangen; das einzige, was er nicht ertragen konnte, war ein erzwungenes Schweigen.

Süderssen sprach nicht, Adele saß in der Ecke, aus der hin und wieder ihr leises Schluchzen tönte, — das ging über Worms' Kraft. Er kämpfte mit sich, zwei- und dreimal riß er sich aus dem Einschlummern wieder auf und blickte einen Moment im Zimmer umher, er versuchte an Eleanor zu denken, er malte sich das Traurige in den dunkelsten Farben aus, nur um überhaupt auf Gedanken zu kommen und nicht einzuschlafen, aber schließlich erlag er.

In dem Augenblicke, da sein Kopf vornüber sank und schwer auf die Tischplatte fiel, schauten Süderssen und Adele auf, schraken leise zusammen, blickten sich an.

Dann starrten sie wieder vor sich hin. Langsam schlichen die Stunden weiter.

VIII.

Der Winter kam, und der Winter verging, es wurde wieder Frühling und Sommer; nun war ein Jahr vergangen, seit man Eleanor von Vevey heimgebracht hatte.

Man findet sich mit Enttäuschungen immer nur schwer ab, selbst mit freudigen Enttäuschungen. Man eilt an das Lager einer „Sterbenden" und erkennt nach einigen Tagen, daß der Tod seine Beute für dieses Mal wieder frei gab. Man freut sich, man ist glücklich, aber die Enttäuschung spielt in dieses Glück hinein und wirft Schatten darüber. Die Thränen, die man geweint, und die herzzerreißenden Schmerzen, die man empfunden, waren sozusagen zwecklos, und zwecklos geweinte Thränen haben schließlich etwas Lächerliches. Keinesfalls darf das gleiche Schauspiel sich allzu oft wiederholen, und diese armen Kranken, die immer und immer wieder uns in Angst und letzte Hoffnungslosigkeit versetzen, um dann immer von neuem ihr schwaches Lebenslicht aufglimmen und weiterflackern zu lassen, verlieren schließlich das Beste: das leidenschaftliche Mitleid.

Worms hatte für Eleanor seine beiden eignen großen Zimmer einräumen lassen, deren eines auf die Veranda ging, während man von den Fenstern des andern einen freundlichen Blick in den kleinen grünen Garten hatte. Wenn Eleanor, wie der Arzt ihm versicherte, nach Berlin nur geschafft wurde, um sie in der Heimat sterben zu lassen, so wollte Worms seinem Liebling diese letzten paar Wochen oder Monate verschönen. Er selbst nahm vorlieb mit zwei andern Zimmern, die nach der Straße hinausgingen, und er fand sich damit ab, daß im Grunde genommen das ganze Arrangement des Hauses durch diesen Wechsel in empfindlicher Weise gestört worden war. Die Zimmer hatten keinen rechten Zusammenhang mehr: wollte man aus dem Speisesaal ins Billardzimmer gehen, so mußte man jetzt einen förmlichen Umweg machen, eine Treppe hinab und eine Treppe wieder hinauf, und wie in diesem Einzelfalle, so war eigentlich alles im Hause auf den Kopf gestellt.

Er ließ nie Eleanor oder sonst jemand gegenüber betreffs aller dieser Unbequemlichkeiten auch nur ein Wort fallen. Er schwieg auch dann darüber, als Monate vorübergegangen waren und die kleine Eleanor immer noch keinerlei Anstalten machte, das Haus und die beiden Zimmer zu verlassen. Er war glücklich, selbstverständlich, obwohl nichts so traurig ist, als ein geliebtes Wesen in seiner Nähe zu wissen, das krank in seinem Zimmer liegt, das große Leben draußen nie mehr sehen wird und nicht einmal die Kraft besitzt, zu sterben. Er hatte das deutliche Gefühl, daß es für Eleanor eine Erlösung sein würde, wenn sie eines Abends mit der sinkenden Sonne die Augen zum letzten Male schließen würde, aber er sprach das nie aus, auch nicht Adele gegenüber.

Dann kam der Winter von neuem, und wieder der Frühling und wieder der Sommer.

Ein einziges Mal, als Worms' gesellschaftliche Verpflichtungen es forderten, daß er einen kleinen Kreis Herren bei sich zu Gaste lud, dachte er flüchtig daran, Eleanor zu bitten, ihre früheren hübschen Zimmerchen in der zweiten Etage wieder zu beziehen. Für das Kind war das ja ganz gleich. Sie stieg keine Treppen, sie lag immer auf ihrem weißen Bettchen.

Aber er bezwang sich: nein!

Mochte Eleanors kleine Lebensflamme noch Jahre und Jahre weiter brennen, nie sollte sie empfinden, daß sie irgend jemand im Hause lästig oder im Wege sei. Was lag an ihm und seinen kleinen Bequemlichkeiten! Er würde ein alter Mann werden und sich darein finden, daß es das Schicksal seines Lebens gewesen war, in der Pflege und der Sorge für eine müde Kranke sich zu opfern.

Mit der Zeit gewann er jene klare Sicherheit, die am Krankenbette zehnmal mehr Wert hat als übertriebene Aengstlichkeit. Man holte ihn zu verschiedenen Malen aus dem Klub, mitten in der Nacht, dann fand er Süderssen, der mit todblassem Gesichte neben dem Bette saß, die Dienstmädchen weinend, die Krankenschwester auf dem Bettrand sitzend, den Arm so um Eleanor gelegt, daß die nach Luft ringende Brust eine Stütze fand.

Er war dann der einzige, der seine Ruhe behielt. Mein Gott, man kannte ja diese Anfälle, sie kamen, sie gingen vorüber, Eleanor hatte sie alle überstanden und würde auch diesen überstehen. Er schickte die Mädchen zu Bett: „Geht schlafen, steht da nicht umher, mit Thränen und Geweine hilft man hier nicht."

Und es zeigte sich jedesmal, daß er recht gehabt hatte.

„Sie sehen, lieber Freund, ich habe wieder einmal klar gesehen. Wenn man bei solchen Gelegenheiten den Kopf verliert, so erweist man diesem unglücklichen Kinde damit den allerschlechtesten Dienst."

Er nahm Süderssen mit sich und trank noch ein Glas Wein mit ihm. Bis die Krankenschwester rapportierte, daß Eleanor schlafe und der Anfall vorüber sei.

Wenn er, wie gewöhnlich, dann noch nicht müde war, so klopfte er der Schwester gütig auf die Schulter:

„Ich bleibe wach. Man soll mir jede Stunde Bericht erstatten. Nehmen Sie eine Zigarre, Süderssen, legen Sie sich da auf den Diwan. Wir dürfen nicht zu Bett gehen, wir werden noch plaudern.“

— — — Ueberhaupt Süderssen!

Er war der Krankenwärter, der seit zwei Wintern und zwei Sommern das Haus nicht mehr verlassen hatte. Er wohnte wieder unten in dem grünen Zimmer, wo er damals nach dem Sturz Old Yorks gelegen hatte und von derselben Schwester mit dem lieben Kindergesichte gepflegt worden war. Das war nun freilich kein rechtes Kindergesicht mehr, ein wenig schmal und spitz geworden, aber er war auch nicht mehr der Süderssen von damals. Sein Gesicht hatte einen alten, müden Ausdruck angenommen; nichts sonderbarer als der Vergleich zwischen ihm und Worms. Wirklich, Worms hatte in diesen Jahren sich förmlich verjüngt. Möglich, daß man bei näherem Zusehen in seinen Zügen den leichten Ausdruck von Kummer gefunden hätte, der sich schließlich bei so viel Trauer in jedes Antlitz zeichnet, aber in allem übrigen war er der heitere Worms geworden, der er so manches Jahr hindurch nicht mehr hatte sein dürfen.

Es gab da niemand mehr im Hause, der nach seinem Kommen und Gehen fragte, niemand, der verlangte, daß Worms zum Mittagessen und zum Abendessen sich einfand. War er aufgestanden und hatte gefrühstückt, so ging er in Eleanors Zimmer, nie ohne eine Blume, nie ohne irgend ein kleines Geschenk, das ihr Freude machen konnte. Er saß eine Viertelstunde oder auch eine halbe Stunde und plauderte mit ihr: ging es ihr heute besser? Man darf den Mut nicht sinken lassen! Wenn sie wieder gesund sein wird, soll Eleanor heiraten. Dann wird draußen im Garten die Tafel gedeckt, die kleinen Mädchen von damals werden zur Hochzeit geladen, und es wird nach all dieser kranken Stubenluft eine lustige Hochzeit im Freien, ganz anders als alle übrigen Hochzeiten.

Er malte das aus, breit, mit seiner Phantasie, die es liebte, derartige Zukunftspläne im großen Rahmen zu entwerfen. Und erst wenn er nach der Uhr gesehen und bemerkt hatte, daß es höchste Zeit sei, sich zu verabschieden, und Eleanor einen Kuß gegeben hatte und zur Thür hinausschritt, erst dann kam eine Thräne in sein Auge, die er leise zerdrückte:

„Arme Eleanor!“

Was Süderssen betrifft, gut, ja, er opferte sich. Es war nicht recht zu verstehen, dieses Opfer, aber mein Gott, sollte er, Worms, das zurückweisen? Eleanor würde, wenn Süderssen je ging, unglücklich sein, und von neuem würde die ganze schwere Last auf Worms allein zurückfallen. Er müßte tagsüber zu Hause sein, dem Kinde Gesellschaft leisten, ewig um sie sorgen, und wenn er alles das nach Zeit und Mühe auch nur halb so umfangreich wie Süderssen ausführen wollte, so würde ihm von seiner endlich wiedergewonnenen Freiheit nur ein kümmerlicher Rest bleiben.

Ob Süderssen wirklich glaubte, daß Eleanor noch einmal gesunden würde? Ob er mit seiner Zähigkeit die Heirat für solchen Fall erkämpfen wollte? Möglich. Ein wunderlicher Trugschluß freilich, aber was gingen ihn, Worms, Süderssens Trugschlüsse an?

Und schließlich, auch das konnte Worms nicht übersehen, hatte Süderssen eine Art Heim gefunden. Er hatte da seine behaglichen Zimmer, seine vortreffliche Verpflegung, keine Sorgen mehr um das tägliche Leben, alles in allem ein Zustand, den er aller Wahrscheinlichkeit nach dem bisherigen ungewissen Dasein vorzog. Also weshalb ihn nicht gewähren lassen?

In den ersten Monaten, als Eleanor noch im stande war, sich bisweilen in die Veranda hinaus tragen zu lassen oder gar an Süderssens Arm einige Schritte zu thun, sprachen sie noch von der Zukunft. Was alles geschehen sollte, wenn Eleanor wieder gesund sein würde. Sie malten diese Bilder weit aus: eine Reise in die Welt, sie beide allein zusammen, zuerst nach Montreux und Territet, um die lieben Erinnerungen wieder aufzuwecken, dann über die Berge nach dem Süden.

Aber dann sprachen sie nicht mehr von der Zukunft.

Süderssen versuchte es wohl noch das eine und andre Mal, aber sie verstand, was er damit wollte, und wehrte ihn ab: „Nein, nein, nicht mehr davon sprechen.“

Was brauchten sie auch eine Zukunft? Sie hatten eine Gegenwart, und die zog sich lang hin, und wenn es nur ein schwaches, armseliges Glück war, das diese Gegenwart ihnen noch einmal geschenkt hatte, so war es doch mehr, als sie beide je hatten erhoffen dürfen. Sie waren allein, niemand hatte Zeit und Lust, je zwischen sie zu treten, die Tage von Territet waren wiedergekommen, nur daß sie nicht mehr zusammen durch Wälder und Berge gingen, sondern daß Süderssen neben Eleanors Bett saß und ihre Hand hielt.

Es war ein langsames Sterben, auch für ihn. Ein Einschlafen der Seelen in dieser weichen Stimmung der Krankenstube, die doch nichts Trauriges hatte, nur etwas Verklingendes.

Er vergaß, daß es Frühling wurde und Sommer und wieder Winter. Er vergaß die Welt draußen und die Rennen, und nur bisweilen, wenn Worms ihm davon erzählte, vernahm er noch von alledem, was so weit zurücklag.

Hin und wieder fanden sich Besucher ein, die mit Eleanor plaudern wollten, alle die jungen Damen ihrer einstigen Bekanntschaft, aber mit der Zeit kamen sie seltener und blieben endlich ganz aus.

Der wunderlichste Besuch war Eleanor freilich noch vorbehalten.

Als Adele zum ersten Male Worms gegenüber die schüchterne Bitte vorbrachte, Eleanor ein einziges Mal nur sehen und ihr eine Blume bringen zu dürfen, war Worms empört, außer sich. Wie damals in Baden-Baden, als sie den geschmacklosen Einfall gehabt hatte, nach Vevey mitreisen zu wollen. Aber Adele fand sich so oft trotz aller Zurückweisungen mit ihrer Bitte von neuem ein und weinte so schmerzlich, als man ihr diese Bitte in verletzenden Worten abschlug, daß Worms schließlich darüber nachzudenken begann.

In den zwei Jahren seit den schönen Badener Tagen und dem verunglückten Versuche des Tennisspielens war Adele, bei Lichte betrachtet und aufrichtig gesprochen, das geworden, was man nicht gerade alt nennt, was aber doch mit Jugend und Jugendfrische so gut wie nichts mehr zu thun hat. Und trotzdem: er kam immer zu ihr zurück. Nach all den lustigen Seitensprüngen, die er in dieser Zeit seiner neu gewonnenen Freiheit hatte machen dürfen, zog es ihn immer wieder zu Adele. Sie schmollte nicht, sie schalt nicht. In ihrem einfachen Heim mit den bescheidenen Möbeln, die sie gegen andre und bessere zu vertauschen sich immer energisch gesträubt hatte, gab es die friedliche Behaglichkeit, die schließlich nach dem Bummelleben der Tage und den Mühsalen des ganzen vertrackten Lebens das Beste ist. Es fanden sich tausend amüsantere und reizendere Geschöpfe, mit denen man die lustigsten Stunden zubringen konnte, aber in der Welt gab es nicht wieder eine so weiche Hand, die so zärtlich über Worms' Stirn fuhr und die Falten glättete.

Dann endlich eines Tages willigte er in Adeles Bitte. Diese sterbende kleine Eleanor war nun nicht mehr auf eine Stufe zu stellen mit den jungen Damen ihres Alters, vor denen man in Hinsicht auf ihr künftiges Leben eine beständige Komödie spielt. Wenn der Tod an die Thore pocht, hat der Mensch ein Recht, als Mensch behandelt zu werden und nicht mehr als Puppe, der man zimperlich die Thatsachen des Lebens vorenthält.

Im ersten Augenblick begriff Adele nicht, sie war so sehr an Worms' in allen Dingen geschraubte Lebensauffassung gewöhnt, daß diese eine echte Empfindung sie überraschte und in Verwirrung setzte.

Natürlich war der Besuch nicht von heute auf morgen zu bewerkstelligen. Worms selbst bestimmte das Kleid, in dem Adele kommen sollte, die Blume, die sie mitbringen würde, dann jeden der Sätze und jedes der Worte, die sie mit Eleanor zu wechseln habe. Ferner die Art ihres Hereintretens ins Zimmer, die gemessene Entfernung, in der sie Eleanor gegenüber Platz zu nehmen habe, schließlich genau die Zeitdauer des Besuches: fünf bis zehn Minuten, je nach dem Verlauf des Gesprächs und allen den Umständen entsprechend, die man unmöglich vorher so genau bestimmen konnte. Er hatte dann weiter die sehr schwierige Aufgabe zu erledigen, Eleanor auf diesen Besuch vorzubereiten, ihr ungefähr anzudeuten, wer diese Dame sei: eine sehr liebenswürdige ältere Dame, der Eleanors Papa in mancher Hinsicht zu Dank verpflichtet sei.

Zwei- oder dreimal versuchte er, mit Eleanor darüber zu sprechen, aber jedesmal stockte er und war dann, wenn er unverrichteter Sache die Kleine wieder verließ, von einem solchen Grimm gegen Adele erfüllt, daß er die größte Lust hatte, ihre alberne Bitte nun doch nicht zur Ausführung zu bringen.

Bis er eines Tages in Eleanors Zimmer sich ein Herz faßte und das Thema in Fluß brachte. Sie war erstaunt, zuerst verstand sie ihn nicht recht, dann begriff sie. Und als sie begriff und nicht zürnte und ihn mit einem langen, seltsamen Blick anschaute, wurde Worms weich. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und begann zu reden, hastig, ohne rechte Ueberlegung, vielleicht zum ersten Male davon durchdrungen, daß diese kleine Sterbende seine wahre Vertraute sei und die einzige, die das Recht habe, in sein Herz zu sehen.

„Sie hat dich immer lieb gehabt, ohne dich zu kennen. Liebes Kind, ich war alle Zeit ein einsamer Mann, und ich habe dir nie eine zweite Mutter geben wollen. Solche Einsamkeit erträgt kein Mensch auf die Dauer. Man sehnt sich nach einem andern Wesen, das gut zu einem ist und, wenn auch in noch so schwachem Maße, einem das ersetzt, was man allzu jung verloren hat. Sei gut zu ihr, Eleanor, sie hat's um dich verdient.“

Und so kam eines Tages Adele. Worms hatte sie hineingeleitet, dann ging er hinaus, und die beiden Frauen waren allein.

Aber gleich in der ersten Sekunde hatte die arme Adele alles vergessen, was Worms ihr einstudiert hatte und was sie sagen sollte.

Sie begriff ja nicht! War denn das Eleanor, die sie damals auf dem Rennplatz und dann später noch ein- oder zweimal flüchtig gesehen hatte? Sie erkannte sie nicht wieder, und als sie etwas sagen wollte, versagte ihre Stimme.

Eleanor war es dann, die das Schweigen unterbrach. Sie suchte nach Adeles Hand, nahm die Blumen aus dieser Hand und legte sie vor sich auf die weiße Decke.

„Ich freue mich.“

In dieser Minute ihres fassungslosen Schluchzens hätte niemand Adele gram sein können, aber auch sonst ging von ihrer breiten Figur und dem gutmütigen Gesicht etwas so Herzliches aus, daß Eleanor, die der Stunde mit Angst und Erregung entgegengesehen hatte, nun nichts mehr that, als leicht mit ihren schmalen Fingern über Adeles Hand hin und her gleiten.

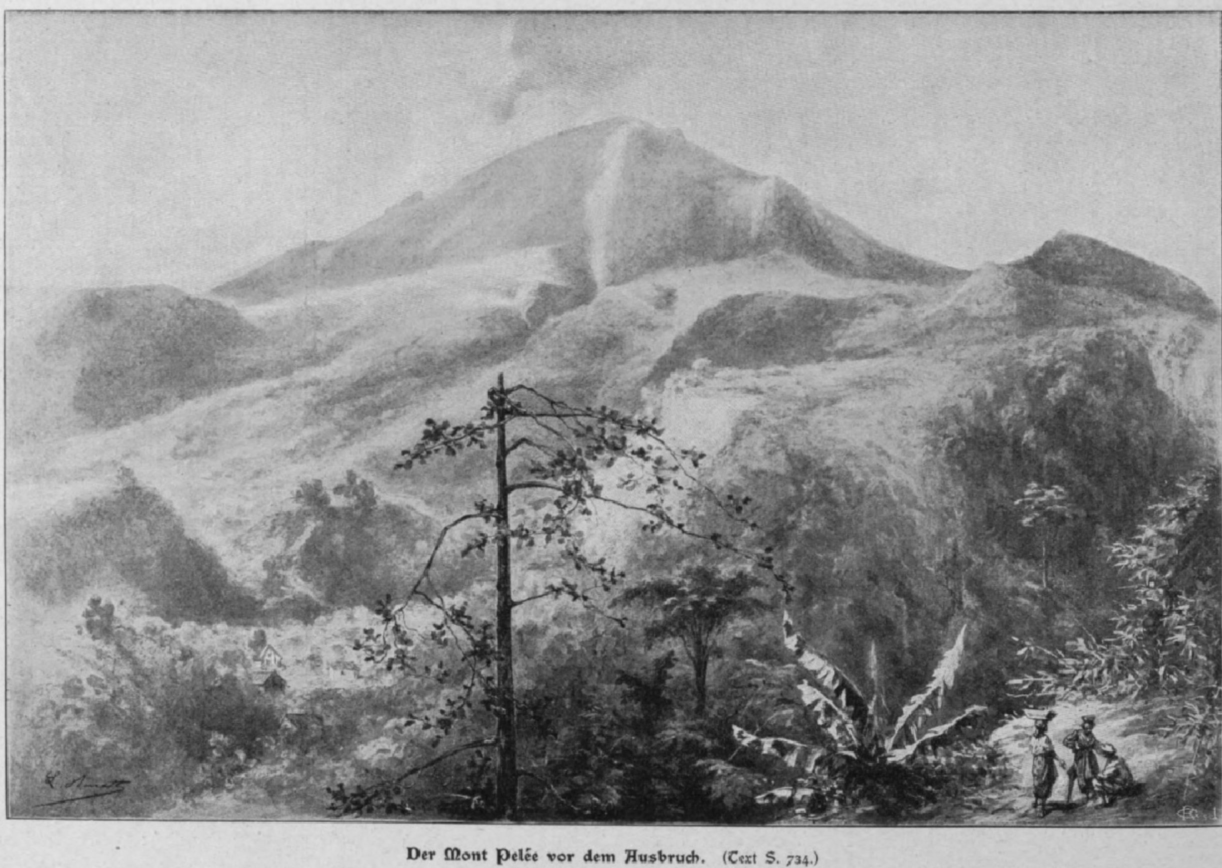
Und erst dann verflüchtigte sich die feine Stimmung der ersten Minuten, als Adele ihre Fassung wiedergewonnen hatte und zu sprechen begann. Sie hatte ja nichts zur Verfügung als die schwachen Trostworte in der konventionellen Art, die Worms verlangt hatte, die ihr nun alle der Reihe nach wieder ins Gedächtnis kamen und die sie alle in der vorgeschriebenen Folge zum besten gab.

Eleanor nickte nur noch:

„Ja — ja — ja.“



Die Stadt Fort de France auf Martinique. (Text S. 734.)



Der Mont Pelée vor dem Ausbruch. (Text S. 734.)



Erzherzog Otto und Erzherzogin Auguste.

Vom aristokratischen Karussell in Budapest: Die Hofquadrille vor der Königsloge. (Text S. 738.)

Nach einer Zeichnung von Arthur Heyer.

Und dann trennten sie sich.

Adele ging hinaus; als Worms sie aber unten erwartete und fragen wollte, machte sie sich von ihm frei. Sie konnte ihn nicht sehen, ihn nicht sprechen, tagelang schloß sie sich in ihren Zimmern ein und ließ ihn vergebens um Einlaß bitten, sie wußte selbst nicht recht weshalb. Aber alle die vielen Jahre waren wieder vor ihr lebendig geworden, diese Jahre, in denen sie und Worms und Worms und andre das Leben heiter genossen hatten, während Eleanor — ach, arme Eleanor!

*

In den dritten und letzten Winter Eleanors fielen alle jene mühseligen Studien und Proben und Vorbereitungen, die Worms im Interesse der Kunst und noch mehr im Interesse der Wohlthätigkeit von früh bis spät in Anspruch nahmen.

In der allerersten Zeit, als der Graf von Loo das Projekt der Wohlthätigkeitsvorstellung „großen Stils“ angeregt und bei allen Damen und Herren der Gesellschaft natürlich begeisterten Beifall gefunden hatte, war Worms — um der Wahrheit die Ehre zu geben — der einzige, der Widerspruch erhob.

Er saß damals nächtelang mit Süderssen in einem Zimmer und ging das Für und Wider, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Sache hundertmal mit ihm durch:

„Das ist die uralte Ueberhebung der Dilettanten! Leute, die von den gewöhnlichsten Regeln der dramatischen Kunst keine Ahnung haben, wollen Shakespeare spielen. Gardeoffiziere als venetianische Edelleute und die Comtessen als Portia und Jessika und Lancelot! Es ist lächerlich, lieber Freund, lächerlich!“

Süderssen, ermüdet und stumpf, hörte nur mit halbem Ohr auf diese für ihn so unendlich gleichgültigen Dinge, aber Worms zwang ihn zu einem Urteil: „Was sagen Sie denn dazu? Natürlich haben sie jemand nötig, der das alles arrangieren und sich selbst als Darsteller beteiligen soll. Natürlich mich. Aber man hat sein künstlerisches Gewissen, lieber Freund, und man hat keine Lust, seinen einstigen großen Namen bei einer dilettantischen Farce aufs Spiel zu setzen.“

Und genau dieselben Sätze brachte er bei jedem an, der Zeit und Lust hatte oder aus irgend welchem Grunde gezwungen war, sie anzuhören: bei Eleanor, seinen Freunden an der Börse, dann bei Adele, schließlich bei allen den Schauspielern, die, ohne von Worms' weit zurückliegender Künstlerzeit noch etwas zu wissen, hin und wieder seine Gäste waren.

Er war bei der hundertmal wiederholten Erzählung der große Darsteller von einst, an den man eine gewissermaßen beleidigende Zumutung gestellt hat. Aber dieser langatmige Bericht, wie die kleinen Comtessen jeden Tag ihn quälten: „Sie müssen helfen, lieber, bester Herr Worms, Sie dürfen uns nicht im Stich lassen, ohne Sie ist alles unmöglich,“ diente ganz selbstverständlich zu nichts anderm, als die Leute an der Börse und die Schauspieler und überhaupt jeden, dem es erzählt wurde, vor Neid erblassen zu machen. Ja, Worms ging bei den Comtessen aus und ein, Freund und Berater der Damen vom Hof und der Kavaliere, der berühmte Mann, der auf der Rennbahn in der großen Gesellschaft Aufnahme gefunden hatte und nun deren künstlerischer Mittelpunkt geworden war.

Natürlich gab er schließlich nach. Konnte er so vielen Bitten widerstehen? Ja, er würde den Shylock spielen. Er opferte sich damit selbst, es war ganz klar. Ein Künstler, der in seinen Jugendjahren in Warschau der vergötterte Darsteller der Helden gewesen ist, kann schwerlich zwanzig Jahre später Erfolge erzielen mit einer Rolle, für die er nie der geeignete Mann gewesen war und nie sein wird. Er und Shylock! Zwei diametral einander gegenüberstehende Charaktere! Gewiß, der wahre Künstler vermag alles, er wird auch das Unmögliche möglich machen, aber es ist ein Opfer, das er nicht nur andern, sondern vor allem sich selbst bringt.

Er trug in dieser Zeit eine trübe und ernste Miene zur Schau. Man verhätschelte ihn, denn er erwies sich, zur größten Zufriedenheit des Grafen von Loo und aller Beteiligten, als vortrefflicher Fachmann. Er mietete das Theater, er ließ die Dekorationen herstellen, er gab mit vollen Händen aus seiner eignen Tasche, um den für die Wohlthätigkeit bestimmten Gewinn des Abends nicht zu schmälern; er studierte mit den Comtessen, er leitete die Proben, er hatte so viel zu thun, daß er die fünf Minuten für Eleanor an jedem Morgen sich mühsam absparen mußte.

Nur an dem großen Tage der Entscheidung saß er eine Stunde und länger an ihrem Bette:

„Ganz Berlin spricht von nichts anderm. Alle Zeitungen sind voll davon. Stell dir das vor, Liebling. Wenn man denkt, was für mich auf dem Spiele steht! Keine Existenzfrage wie für irgend einen hergelaufenen Komödianten, sondern mehr! Der Name, den man sich einst mit seinem Herzblut erkämpft hat, wenn man will: noch mehr! Sozusagen meine ganze Persönlichkeit. Nehmen wir an, ich gefalle nicht. Worms, der große Banquier, der berühmte Rennstallbesitzer, versagt in einer künstlerischen Aufgabe, die über seine Kräfte ging! Man wird lachen, mich auszischen, dieses ganze Parkett von Börse und Menschen, die mich beneiden und aus dem jämmerlichen Neid heraus mich hassen!“

Eleanor versuchte, mit ihrer todmatten Stimme ihn zu beruhigen, und einen Moment erschrak er über die heiseren, mühsamen Worte. Er beugte sich zu ihr:

„Wie geht es dir, Liebling? Es geht dir nicht gut; nein, nein, sprich nicht, reg dich nicht auf. Und dann stell dir vor, Berlin! Ich habe nie in Berlin gespielt. Warschau ist nicht Berlin. Es ist vielleicht mehr, weiß Gott, es ist mehr! Leute, die hier die großen Rollen haben und angestaunt werden, wären in Warschau einfach unmöglich gewesen. Wenigstens zu meiner Zeit, heute ist das vielleicht auch dort anders geworden. Die große Kunst ist tot, tot, Eleanor.“

Sie nickte vor sich hin. Sie verstand nicht, was er gesagt hatte, er sprach zu rasch, zu laut, die Töne verwirrten sich vor ihren Ohren.

„Tot —“

Er küßte sie auf die Stirn: „Ich rege dich auf, Kind, das darf nicht sein. Ich wäre heut abend, ehe ich gehe, noch einmal hereingekommen, aber es ist besser, ich unterlasse das, um deinetwillen, liebste Eleanor, und schließlich auch um meinetwillen. Heute wenigstens muß ich mich schonen, jede unnatürliche Erregung mir fernhalten; von morgen an gehöre ich wieder meinem süßen Liebling. Sich vorzustellen, daß die ganze Kritik heute abend im Theater versammelt ist, für die es da natürlich nur eine Rolle giebt, den Shylock!“

Und verirrt in den engen Kreis seiner Gedanken, legte er, ohne Eleanor anzuschauen, die linke Hand auf ihre fieberheiße Stirn:

„— — — Jessika, mein Kind,
Acht auf mein Haus! Ich geh' recht wider Willen,
Es braut ein Unglück gegen meine Ruh,
Ich träumt' in dieser Nacht von Säcken Geldes —“

Er blickte sich um, aber da war kein Lancelot, der ihm das Stichwort brachte. Dann fuhr er sich über die Augen: „Ja, ja, es ist noch nicht so weit.“

Eleanor war eingeschlafen. Ganz leise ging er hinaus. (Schluß folgt.)

Rat.

Läuft eine Stunde auf leichten Sohlen
Vor dir her,
Eine Stunde des Glücks, eine Stunde der Ruh —
Müh dich nicht, du,
Hastigen Laufes sie einzuholen.
Geh weiter deinen alten Schritt
Und nimm ja alle die Träume mit,
Die am Wege stehn und warten . . .
Plötzlich dreht sich die Holde herum,
Legt dir die weichen Arme um
Und führt dich in ihren stillen, glückspendenden Garten.

Heinrich Spiero.

Warum scheuen die Pferde?

Die Thatsache, daß die Pferde scheuen, ist allgemein bekannt, und als Grund der merkwürdigen Erscheinung wird gewöhnlich Kopflosigkeit oder eine andre Charakterschwäche angenommen. Daß diese Erklärung nicht zutreffend ist, soll im Nachstehenden dargethan werden.

Um das Verhalten der Tiere richtig zu verstehen, kommen folgende Gesichtspunkte in Betracht. Einmal besitzt das Tier noch gewisse Eigenschaften, die der Kulturmensch verloren hat, z. B. ein erstaunliches Ortsgedächtnis, sodann ist die Verteilung der Sinnesschärfe bei zahlreichen Tieren anders als beim Menschen, woran wir gewöhnlich nicht denken und deshalb zu ganz verkehrten Resultaten gelangen.

Es war schon lange bekannt, daß die Natur keinem Geschöpfe mehr mitgiebt, als zu seiner Existenz notwendig ist. Tiere mit Hörnern haben kein scharfes Gebiß, umgekehrt haben Raubtiere keine Hörner. Derselbe Satz gilt auch für die Sinne; Geschöpfe mit scharfen Augen haben keine feine Nase, wie feinnasige Tiere keine guten Augen haben. Daß der gutsehende Mensch nicht wittern kann, ist also kein Zufall; ebenso trifft man Geruchsstumpfheit bei Affen, Luchsen, Vögeln, Katzen u. s. w. Umgekehrt haben eine ausgezeichnete Nase: Pferde, Rinder, Hunde, Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w. Die blöden Augen des letztgenannten Tieres waren ja schon lange bekannt, nur bei den andern Geschöpfen war es weniger aufgefallen. Halten wir uns nun vor Augen, daß das Pferd ein vorzügliches Ortsgedächtnis, aber nur ein schwaches Sehvermögen besitzt, so wird uns vieles verständlich. Beispielsweise schreibt der ausgezeichnete Pferdekenner und gerichtliche Sachverständige auf diesem Gebiete, Major Schönbeck, in seinem Reit-Abc folgendes: „In der Nacht pflegen die Pferde sehr sicher zu gehen. Man thut daher am besten, das Pferd zwar fest zwischen den Schenkeln, aber mit viel längeren Zügeln zu führen, und mit Bezug auf das Auffinden des richtigen Weges nach Hause darf sich der Reiter getrost seiner Führung überlassen.“ Weil ferner das Riechvermögen der Hauptsinn ist, so verstehen wir vollkommen, was Major Schönbeck über das Scheuen sagt: „Fürchtet sich das Pferd infolge ängstlichen Charakters oder aus Unbekanntschaft von Gegenständen, die dem Reiter unterwegs aufstoßen, so darf es nicht gestraft werden, da solche Strafe sich dem Pferde einprägt und die Furcht vor dem betreffenden Gegenstand damit vergrößert wird. Man muß im Gegenteil versuchen, dicht heranzukommen, indem man den auswendigen Zügel und Schenkel gegenhaltend mit dem inneren des Pferdes heranzuführen sucht, dabei begütigend und kalmierend sprechend. Der Ernst hat sich dahin zu dokumentieren, daß man nicht eher weiterreitet, als bis das erreicht ist, und das Pferd durch Beriechen des gefürchteten Gegenstandes sich von der Grundlosigkeit seiner Furcht überzeugt hat — worauf Streicheln und Loben erfolgt.“

Nun ist der Einwand naheliegend, daß das Pferd, wenn es so gut riechen könnte wie der Hund, auch zum Spüren der Fährten abrichtbar sein müßte. Selbstverständlich wäre das möglich, wenn es wie der Hund von Natur ein Raubtier wäre. Aber von einem Pflanzenfresser zu verlangen, daß er sich für eine Hasenspur erwärmt, ist doch unverständig. Der Rat, ein durchgehendes Pferd in die Nüstern zu fassen, weist auf deren Empfindlichkeit hin, wie ja auch bei den Hunden die Nase diese Eigentümlichkeit besitzt.

Für alle witternden Tiere ist die Windrichtung von der größten Wichtigkeit. Wie wir rückwärts nicht sehen können, so können die feinnasigen Geschöpfe nicht das unter dem Wind Befindliche wittern. So wird es verständlich, weshalb der Jäger so sehr auf die Windrichtung sein Augenmerk lenken muß. Es läßt sich hieraus erklären, daß wandernde Antilopen, ebenso Pferdeherden stets gegen den Wind laufen. Ein sie verfolgendes Raubtier kann sie schwer einholen, ohne zuvor durch das Gehör wahrgenommen zu werden. Ein vor ihnen befindliches kann sie nicht überraschen, da es vorher gewittert wird.

Daniel Schlatter, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Jahre bei den Tataren lebte, um dieses merkwürdige Reitervolk aus eigner Anschauung kennen zu lernen, berichtet gelegentlich, daß die halbwilden Pferde- und Rinderherden oftmals abhanden kämen, ihre Auffindung sei aber dadurch erleichtert, daß die Pferde stets gegen, die Rinder stets mit dem Winde zögen.

So einleuchtend die Eigenschaft der Rosse ist, so schwer verständlich ist im ersten Augenblick die

der Rinder; denn auch diese sind feinnasig und sehen schlecht. Und doch ist eine Erklärung nicht schwer zu geben. An sich marschiert es sich, wie jeder weiß, viel bequemer mit als gegen den Wind. Zwar ist das Rind auch ein Pflanzenfresser, aber es ist im Gegensatz zu den Pferden und Antilopen kein „fliehender“, sondern ein wehrhafter Pflanzenfresser. Es braucht bloß daran erinnert zu werden, daß die wilden Büffel weder Tiger noch Bären scheuen. In Wißmanns Jagderlebnissen zeigt ein Bild einen starken Löwen, der vor einem anstürmenden Kaffernbüffel Reißaus nimmt. Noch heute kann man beobachten, daß, wenn man mit einem großen Hunde über eine Wiese geht, auf der Rindvieh weidet, die Kühe sofort eine drohende Haltung annehmen. Das Pferd sucht sein Heil in der Flucht, das Rindvieh in der Verteidigung. Deshalb scheut das letztere nicht.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Pferde deshalb scheuen, weil sie alles größer sehen, kann schon aus dem Grunde nicht richtig sein, weil es Entfernungen, wie z. B. Breite des Grabens, Höhe der Barriere u. s. w. richtig abmißt, auch seinen Artgenossen sofort für seinesgleichen hält. Dagegen trifft es zu, daß es infolge der Stellung seiner Augen die Peitsche des Kutschers u. dergl. erkennen kann.

Nehmen wir einen beliebigen Fall des Scheuens an. Beispielsweise scheut das Pferd, falls der Reiter sich einem am Chausseerande liegenden Steinhaufen oder einem Baumstumpf nähert oder ein Rebhuhn auffliegt, ein Hund bellt u. s. w. Bei dem Steinhaufen und Baumstamme ist die Kurzsichtigkeit der Grund; das freilebende Pferd läuft nur gegen den Wind, wo es wissen würde, daß hier kein Unheil droht. Ich möchte die Behauptung aufstellen, daß bei einem ruhenden Gegenstande, dem sich das Pferd wie in der Wildnis langsam unter dem Winde nähern kann, ein Scheuen nur ausnahmsweise erfolgt, wenigstens hat mir noch kein Beobachter ein einwandfreies Beispiel vom Gegenteil anführen können. Nur darf man dabei nicht außer acht lassen, daß das genaue Sehen schon einen gewissen Zeitraum erfordert, das genaue Riechen aber noch viel mehr. Neulich stand ich am Fenster und erblickte ein Eselsfuhrwerk. Ein in der Nähe befindlicher Dachshund hatte solch ein Grautier noch nicht erblickt, er kam ganz dicht heran und beroch es zweimal sehr gründlich, wie wenn wir einen neu Angekommenen nach allen Seiten umdrehen und ausrufen: „Mensch, laß dich einmal beschauen!“ — Wie Menschen, die sich in der Angst befinden, mit ihrem Sehen irren können, dafür liefern die Gerichtsverhandlungen ergötzliche Beweise. Nur ein Beispiel statt vieler sei hier angeführt. Ein gefährlicher Verbrecher bedrohte die Gefängnisbeamten mit Niederstechen; letztere wollten vor dem Richter beschwören, daß er ein großes Messer in der Hand gehabt hätte. Es gelang dem Verbrecher jedoch der überzeugende Nachweis, daß er ihnen lediglich mit einem — Heringe gedroht hatte.

Bei dem Bellen des Hundes, dem Auffliegen des Rebhuhns wird das Scheuen dadurch begründet, daß das Pferd ein fliehender Pflanzenfresser ist. Pflanzen fliegen nicht in die Luft oder bellen nicht oder machen ähnliche Geräusche, wohl aber können diese von einem Raubtiere herrühren. Was soll das Roß da lange zögern? Würde es im Freien sich überzeugen, was in Wirklichkeit das Geräusch verursacht, so säße ihm schon der Tiger, der Leopard, der Wolf u. s. w. an der Kehle, also ist die Flucht das einzig Vernünftige. Daraus erklärt sich in der einfachsten Weise, weshalb das Pferd nicht nur scheut, sondern auch durchzugehen sich bemüht.

Umgekehrt läuft der Hund als früheres Raubtier jedem Beweglichen nach. Denn wo Bewegliches ist, da vermutet er mit Recht etwas Lebendiges, das möglicherweise etwas Erwünschtes für den Magen ist. Deshalb bellt er das rollende Rad an, verfolgt er in der Jugend Schneeflocken und flimmernde Sonnenstrahlen. Die Katze ist zwar auch ein Raubtier, aber ein Schleichtier, das durch Beschleichen sein Opfer erhascht, es nicht durch Ausdauer im Rennen, wie der Hund thut, einzuholen sucht. So gut sie klettert, so kann sie doch nur auf kurze Entfernung durch gewaltige Sprünge ihre Beute einholen, mit ihrem Laufen ist es nicht weit her.

Daß ein Pferd, wenn es ein Raubtier wittert, am besten thut, wenn es flieht, bedarf wohl keiner langen Auseinandersetzung.

Im Urzustand flieht das Pferd zwar nicht immer, sondern der Hengst bekämpft z. B. einen einzelnen Wolf. Es ist jedoch eine alte Erfahrung, daß gewisse Umstände — z. B. Oberhaupt einer Herde zu sein, der Anlaß, die Jungen zu verteidigen — manche Tiere völlig verwandeln. Man vergleiche beispielsweise eine Glucke mit Küchlein mit einer gewöhnlichen Henne. Bei unsern Pferden kommen solche besonderen Anlässe selten vor. Uebrigens hat sie die Verwandlung in Haustiere nicht mutiger gemacht. Das Entnervende der Kultur erkennt man schon daran, daß zahlreiche Haustiere Hängeohren haben, die kein freilebendes Tier besitzt.

Nun verstehen wir auch, weshalb sich bei den Pferdeherden manchmal ein panischer Schrecken zeigt. Der Reisende Murray schildert einen solchen bei den verwilderten südamerikanischen Herden folgendermaßen: Einen gefährlichen Feind tragen die Herden in sich selbst. Zuweilen ergreift sie ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich durch kein Hindernis aufhalten, rennen gegen Felsen oder zerschellen sich in Abgründen. Den Menschen, der zufällig Zeuge von solchem Ereignis wird, erfaßt ein Grausen; selbst der kalte Indianer fühlt sein sonst so mutiges Herz furchterfüllt. Ein Dröhnen, das immer größere Stärke erlangt und schließlich den Donner, das Brausen des Sturmes oder das Toben der Brandung übertönt, verkündet und begleitet den Vorüberzug der auf Sturmesfittichen dahinjagenden, angstergriffenen Pferde. Sie erscheinen plötzlich im Lager, stürzen sich zwischen den Feuern hindurch, über die Zelte und Wagen weg, erfüllen die Lasttiere mit tödlichem Schrecken und reißen sie mit fort in ihrem lebendigen Strom.

Ein großer Gelehrter sucht solche Vorgänge damit zu erklären, daß er meint, das Pferd besitze Phantasie, und daraus ergebe sich sein Verhalten. Bei aller Hochachtung, die ich vor diesem Gelehrten empfinde, muß ich doch behaupten, daß die Phantasie in diesem Falle auf seiner Seite zu suchen ist. Diese Angabe ist ebenso unbegründet wie das Erstaunen darüber, daß das durchgehende Pferd gegen Häuser und Bäume läuft und sich den Kopf einrennt.

Wenn ich mich in einem gefüllten Theater befinde und plötzlich der Schreckensruf: „Feuer!“ ertönt, was mache ich dann? Da ich als einzelner gegen den Menschenstrom nichts vermag, so werde ich ebenfalls hinauszueilen suchen. Bin ich denn nun ein Thor gewesen, falls sich herausstellt, daß die Furcht ganz unbegründet gewesen ist? Gewiß nicht! Das Pferd lebt in der Wildnis herdenweise. Hat eines von ihnen ein Raubtier gemerkt, so stürzt es mit allen Zeichen des Schreckens davon. Die andern schließen sich ihm an — das ist das Vernünftigste, was sie thun können. Bei ihrer Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit kann diese allgemeine Flucht unbegründet sein, aber ein bißchen Laufen schadet ja nichts, ist im Gegenteil sehr gesund.

Aber ist das Rennen gegen Häuser und Bäume nicht der Gipfel der Thorheit? Wie ist das bei einem sonst so verständigen Tiere erklärlich? Nun, ich meine, die Beispiele ließen sich in Unmenge anführen, wo der Mensch ererbte Gewohnheiten dahin verpflanzt, wohin sie nicht passen. Haben nicht europäische Kolonialbeamte schwarze Verbrecher ins Gefängnis gesteckt, bis sie sich überzeugten, diese fühlen sich sehr wohl dort, wenn sie nur zu essen bekommen und nicht zu arbeiten brauchen? Das Pferd ist — und das ist der letzte Grund — ein Tier der Ebene. Schon Telemachos will keine Rosse als Geschenk haben, weil das felsige Ithaka sich zur Rossezucht nicht eignet. In den endlosen Ebenen Arabiens, Innerasiens, Rußlands, Ungarns u. s. w. giebt es fast nirgends Bäume, Häuser, Abgründe, durch die die wild fliehende Pferdeherde geschädigt werden kann. Auch der so kluge Hund begeht heute noch ererbte Handlungen, die ganz zwecklos sind. Noch heute dreht er sich um, ehe er sich hinlegt, als müßte er, wie sein Urahn, das Gras niederdrücken, ehe er liegen kann. Noch heute verscharrt er, wie die Katze, seine Exkremente, was in der Wildnis sehr verständig war, denn das feinnasige Wild konnte sie sonst wittern, daraus die Anwesenheit seiner Feinde erraten, was naturgemäß ein sofortiges Verlassen der Gegend zur Folge gehabt hätte. Können wir uns da wundern, daß das Pferd seine in der Freiheit einzig verständige Handlungsweise, das Fliehen um jeden Preis, beibehalten hat?

Bei der Schnelligkeit des Pferdes hat das Fliehen einen Zweck. Kamele, Maultiere u. s. w., bei denen die Sache ähnlich liegt, wissen sehr wohl, wie selten ihr Laufen ihnen nutzt, und deshalb werfen sie sich beim Ueberfall durch ein behendes Raubtier stöhnend zur Erde. Uebrigens neigen Maultiere auch zum Durchgehen, wie besonders die Erfahrungen des Krieges der Engländer gegen die Buren bewiesen haben.

Die Gründe, weshalb das Pferd scheut und demzufolge manchmal durchgeht, sind also folgende: weil es kurzsichtig ist, weil es ein Pflanzenfresser ist, weil sein Heil in der Flucht liegt, weil es ein Tier der Ebene ist. Uebrigens soll mit Kurzsichtigkeit lediglich das schlechte Sehen des Pferdes bezeichnet werden, ohne daß behauptet werden soll, daß dieses mit der Kurzsichtigkeit des menschlichen Auges identisch ist.

Im Einzelfalle kommt es natürlich auf individuelle Aengstlichkeit, auf Gewöhnung u. dergl. an. Junge Tiere scheuen eher als alte; ein Berliner Droschkengaul läßt sich durch die rasselnde Stadtbahnlokomotive über seinem Haupte nicht aus der Ruhe bringen u. s. w.

Das Scheuen hat also seine Wurzel in der Urnatur des Pferdes. Weil es ursprünglich Herdentier war, so rührt daher eine andre Unart, die dem Reiter höchst fatal ist, das sogenannte „Kleben“, d. h. das Nichtfortwollen von andern Pferden. Uebrigens erklärt sich aus demselben Grunde, weshalb ein Pferd im Zweigespann weit mehr erträgt denn als Einspänner.

Th. Zell.

Die Bereisung.

Ein Tag aus dem Försterleben.

Von

Fritz Skowronnek.

In der Amtsstube der Revierförsterei Theerbude hatten sich die Forstbeamten der umliegenden Reviere versammelt. Heute sollte „die Bereisung“ kommen, wie die Grünröcke die alljährliche Besichtigung der Kulturen und Schonungen durch die beiden höchsten Beamten des Bezirks, den Oberforstmeister und den Forstrat, zu nennen pflegen. Etwa ein Dutzend Förster, Forstaufseher und Hilfsaufseher hatten sich eingefunden, alle in höchster Gala, mit blankgewichsten Kniestiefeln, den blankgeputzten Hirschfänger an der Seite. Nur der alte Revierförster Adam Lerche, ein großer, vierschrötiger Mann mit eisgrauem Schnurr- und Knebelbart, war noch nicht in Uniform. Er ging in Hemdärmeln in der großen Stube auf und nieder, während die Kollegen sich schweigsam, aber energisch den guten Dingen widmeten, die Frau Revierförster zum Frühstück aufgetragen hatte. Durch die offenen Fenster lachte die Maisonne herein, im Vorgarten dufteten die Fliederbüsche, und dahinter rauschte im Morgenwind der dunkle Tannenwald.

Es war, als wenn ein Druck auf der ganzen Gesellschaft lastete. Kein Wunder! Die beiden hohen Vorgesetzten erschienen zum erstenmal auf der Bildfläche, und neue Besen kehren immer scharf. Zudem ging ihnen ein Ruf voraus, der für die Grünröcke nicht sehr ermutigend war. Der Oberforstmeister von Motzfeldt sollte ein wortkarger Herr sein, der weder lobte noch tadelte, aber hinterher kamen die „Nasen“. Von dem Forstrat Krassentin wurde noch Schlimmeres berichtet. Er fuhr die alten Knasterbärte an, als wenn er Rekruten vor sich hätte, und eine entschuldigende Antwort war bei ihm nicht anzubringen. So hatte wenigstens Wittstock berichtet.

Wer Wittstock war? Ein Unikum, ein Original, die lebendige Zeitung des Waldes. Einer Verfehlung wegen, die sich erst nach langen Jahren als sehr unbedeutend erwies, war er als junger Förster von Amt und Brot gekommen. Er wäre mit Weib und Kind verhungert, wenn er nicht auf den Gedanken verfallen wäre, bei den früheren Kollegen Hilfe zu suchen. Und er fand sie. Aus jedem Forsthause nahm er ein Scherflein Geld mit. Die Frau Förster steuerte Mehl, Eier, Butter, Speck u. dergl. bei. In jeder Woche schickte er ein Päckchen an seine Frau ab, er selbst wanderte weiter von einer Försterei zur andern. Jetzt trug er seinen Wanderstab und Ranzen schon mehr als dreißig Jahre. Die Haare waren ihm ergraut und weiß geworden, aber seine hohe Gestalt war noch ungebeugt. Seine beiden Söhne waren tüchtige Menschen geworden, seine Frau hatte er begraben, er aber pilgerte weiter, überall gern gesehen und freundlich empfangen.

Denn die Nachrichten, die er brachte, wurden in den einsamen Forsthäusern mit Sehnsucht erwartet. Er brachte Grüße von Bekannten und Verwandten, er berichtete über die Veränderungen im Forstpersonal, über Versetzungen und Pensionierung, er gab Auskunft über jedes Mitglied jeder Försterfamilie bis zum kleinsten Sprößling herab, er wußte, wie hier und dort die Ernte ausgefallen war, wie die Kulturen im Walde gediehen, er hatte auch die Kunde über die neuen Vorgesetzten gebracht. Jeder der Grünröcke hatte das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, aber manche Schonung wollte trotz aller Pflege nicht gedeihen, und einzelne Pflanzungen zeigten nur zu deutlich die zerstörende Arbeit bösartiger Insekten. Ein wohlwollendes Urteil würde die Schuld an dem Mißerfolg nicht ihnen zur Last legen, aber ...

Einer der Kutscher, der am Hofthor Posten gestanden, kam jetzt mit der Meldung, daß der Wagen





Träumerei.

Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

mit den Vorgesetzten in Sicht sei. Eilig warf der Revierförster seinen Rock über und steckte den Hirschfänger ein. Eine Ehrenwaffe war's, vom Jagdschutzverein für einen mutigen Kampf mit Wilderern gestiftet. Eine Minute später standen die Grünröcke, nach dem Dienstalter geordnet, vor dem Forsthause und salutierten militärisch die Vorgesetzten. Langsam schritt der Oberforstmeister die Reihe ab, während der Oberförster die Namen nannte. Ein wenig bärbeißig sah der alte Herr aus, aber das Auge blickte wohlwollend auf die wetterfesten Gestalten. Nur einer schien ihm nicht zu gefallen, der Forstaufseher Eckardt, ein schlanker, sehniger Jägersmann.

„Sie sehen ja so hohl aus um die Augen herum. Es wird doch im Walde kein Heu geharkt, werden auch keine Beeren gelesen?"

„Nein, Herr Oberforstmeister."

„Sind Sie krank?"

„Nein, Herr Oberforstmeister."

„Na, zum Teufel, was fehlt Ihnen denn?"

„Ich habe drei Wochen, Tag und Nacht, im Walde kampiert."

„Zum Vergnügen?"

„Nein! Wir haben einen sehr bösartigen Wilddieb hier im Revier, dem nicht anders beizukommen war. Da nahm ich mir drei Wochen Urlaub und ..."

„Bravo, bravo! Und der Erfolg?"

„Gestern früh trafen wir zusammen. Er schoß vorbei, ich traf."

„Tot?"

„Nein, Kugel sitzt im rechten Schulterblatt."

Als Zeichen der Anerkennung griff der Oberforstmeister an seinen Hut, während die Grünröcke befriedigte Blicke tauschten und der alte Förster Wenger seinem Nebenmann zuflüsterte: „Das war der Rausreißer!" Es war in der That ein echtes Jägerstück, das der Forstaufseher vollbracht hatte. Während alle Welt glaubte, daß er in seine Heimat verreist sei, lag der junge Mann tagsüber in dichter Schonung versteckt, nachts wanderte er umher oder stand am Waldrand, dem Gehöft des Wilddiebs gegenüber auf der Lauer. Nur ab und zu schlich er sich um Mitternacht in ein Försterhaus, um seinen Proviant zu ergänzen. Ein paarmal war der schlaue Bursche dicht an ihm vorbei in den Wald gewechselt, aber ohne Gewehr, das er irgendwo in einem Dickicht versteckt haben mochte. In der Dunkelheit hatte er ihm nicht zu folgen vermocht. Aber gestern im Morgengrauen fiel der Schuß, auf den er so lange gewartet. In eiligem Lauf hatte er dem Wilddieb den Weg abgeschnitten und sich dann vorsichtig angebirscht. Ganz frech wanderte der Kerl im lichten Stangenholz umher und suchte den krank geschossenen Bock. Und dann die alte Geschichte: auf den Zuruf „Gewehr weg!" hatte der Wilderer die Flinte an die Backe gerissen und Dampf gemacht. Eine halbe Sekunde später lag er mit zerschmetterter Schulter am Boden ...

Der Oberforstmeister war auf einen Augenblick ins Haus getreten, um die Diensträume sich anzusehen, während der Forstrat mit dem Revierförster die Scheune und Stallungen revidieren ging. Das war ein unangenehmer Rundgang für den alten Graubart, denn der Vorgesetzte entdeckte mit scharfem Blick allerlei Dinge, die in den Dienstvorschriften nicht ausdrücklich erlaubt, aber bisher stillschweigend geduldet waren. An den Holzschuppen war sogar eine Wagenremise angebaut, von der nichts in den Akten stand. Und der Ton, mit dem dies Staatsverbrechen gerügt wurde! Das gab zum mindesten einen protokollierten Rüffel!

Im Forsthause hatte sich inzwischen eine viel angenehmere Scene abgespielt. Auf seinem Rundgang war der Oberforstmeister auch durch das Wohnzimmer gekommen. Da hing über dem Sofa zwischen Rehkronen und Geweihen das Bild eines alten Herrn in Forstuniform, von Immortellen umkränzt. Ueberrascht war der Oberforstmeister stehen geblieben. Das war ja sein Lehrmeister, der von der Wand herab ihn mild lächelnd anschaute! Der Oberförster Kettner, bei dem er seine Lehrjahre verlebt! Ganz leise stieg in ihm die Erinnerung an den alten prächtigen Herrn auf, an ein blondes Mädel mit krausen Haaren, die trotz ihrer Jugend so energisch dem verwitweten Vater die große Wirtschaft geführt, an einen jungen Forstschreiber, der ihn in die Anfangsgründe des edlen Weidwerks eingeweiht ... Die rundliche Frau Förster mit dem grauschimmernden Scheitel deutete auf das Bild und sagte mit leiser Stimme: „Mein Vater."

Das war ein Wiedersehen, bei dem dem Graubart das Herz aufging! Und der Revierförster war kein andrer als sein Jagdkumpan aus der Lehrzeit. Der Forstrat machte ein ziemlich erstauntes Gesicht, als er den Oberforstmeister gemütlich beim Frühstückstisch mit der Hausfrau plaudernd fand. Diese Vertraulichkeit mit Untergebenen hatte er bei dem alten Herrn noch nicht erlebt. Und wie er den Revierförster jetzt begrüßte! Wie einen Freund, den man nach langer Trennung wiedersieht. Ja, es ist doch ein eignes Ding um die Erinnerungen aus der Jugendzeit, wie sie den Menschen packen und wandeln ... Mit feinem Takt hatte der Forstrat sich in die Veränderung der Situation gefunden. Eine halbe Stunde später stieg die ganze Gesellschaft in vergnügter Stimmung auf die bereitstehenden Wagen, um die Rundfahrt zu den Kulturen anzutreten. Am Waldrand harrte ihrer eine lustige Ueberraschung. Da hielt auf kleinem Bauernpferde eine groteske Gestalt. Die langen Beine des Mannes hingen so tief herab, daß er sie mit Bequemlichkeit unter dem Leibe des mageren Kleppers hätte kreuzen können. Der ebenso lange Oberkörper war mit einem grauen Wandkittel bekleidet, auf dem stolz die Abzeichen der Forstuniform prangten. An der Seite hing eine gewaltige Jagdtasche aus einer Dachsschwarte, über dem Rücken eine einläufige Flinte von vorsündflutlichen Dimensionen. Mit augenscheinlichem Vergnügen musterte der Oberforstmeister die groteske Gestalt, während er den respektvollen Gruß freundlich erwiderte.

„Unser ‚Torfdeuwel', wie wir ihn nennen, der Torfmeister Roman Lipa," erklärte der Oberförster, der mit den Vorgesetzten fuhr.

„Wie lange ist das alte Möbel im königlichen Dienst?"

„Im französischen Kriege, als uns das Personal knapp wurde, ist er zur Aushilfe eingestellt und, da er sich bewährte, beibehalten worden. Sonst hätten wir einen gefährlichen Wilddieb an ihm gehabt, denn er schießt aus seinem alten Muskedonner ganz vorzüglich; so haben wir einen unermüdlichen, pflichttreuen Beamten gewonnen ..."

Solch eine angenehme Bereisung hatten die Grünröcke noch nicht erlebt wie die diesjährige. Noch nie hatten sie so frisch von der Leber weg ihre aus praktischer Erfahrung gewonnenen Ansichten aussprechen dürfen. Der Oberforstmeister hatte oftmals beistimmend genickt und schließlich für die Kiefernkultur ein neues Pflanzeisen in Aussicht gestellt. Er lachte sogar laut auf, als der „Torfdeuwel" in seinem gebrochenen Deutsch losplatzte: „Herr Oberforschtmeister! Is nich nötig! Hat sich jeder Förschter auf der Lucht*) zwanzig Zentner Alteisen, lauter Pflanzeisen, und immer kommt neues, aber nich besser."

Das war eine freimütige Kritik und doch so berechtigt. Aus vollem Herzen hatten die Förster in das frische Lachen des Vorgesetzten eingestimmt. Zum Schluß hatte es sogar ein kurzes, aber volles Lob gegeben, so daß der Oberförster vor Freuden strahlte.

In froher Laune saß abends die ganze Gesellschaft am gastlichen Tisch des Revierförsters. Die Ereignisse des Tages, der so trübe begonnen hatte und so fröhlich endete, waren schon längst in allen Einzelheiten durchgesprochen. Die Unterhaltung steuerte bereits auf die lateinischen Geschichten zu, mit denen die älteren Grünröcke ihre jüngeren Kollegen zu erfreuen pflegen, als der beste Freund des Hausherrn sich allgemeines Gehör verschaffte und ihn über die sonderbaren Gerüchte befragte, die seit einiger Zeit über sein Revier umgingen. Es würde erzählt, daß in der Schonung am Kirchhof ein Gespenst umginge; andre wollten sogar wissen, daß sich ein wildes Tier im Revier herumtreibe und schon Menschen angefallen hätte.

Der Revierförster lachte bei diesen Worten aus vollem Halse. „Wenn ihr reinen Mund haltet, will ich euch in meine Kunstgriffe einweihen. Also: im vorigen Jahr fand sich in der Schonung um den Kirchhof eine Menge der schönsten Morcheln. Bloß für mich waren keine da, denn schon im Morgengrauen rückten die Weiber aus dem Dorf an und sammelten jeden Pilz auf. In diesem Jahr wäre es mir natürlich ebenso gegangen. Da habe ich mir denn auf meine Art geholfen. Ihr wißt, daß ich vor einigen Wochen in jener Schonung eine tote Frau fand oder vielmehr nur ihre geringen Ueberreste, denn das arme Wesen muß wohl schon im Winter dort untergekrochen und eingegangen sein, ihr Korb mit einigen erbettelten Brotstücken und einer leeren Schnapsflasche stand neben ihr. Sie ist jetzt meine Helfershelferin: sie geht um!"

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesicht, der noch durch das Zukneifen des einen Auges verstärkt wurde, sah der Erzähler die eifrig horchenden Kollegen an.

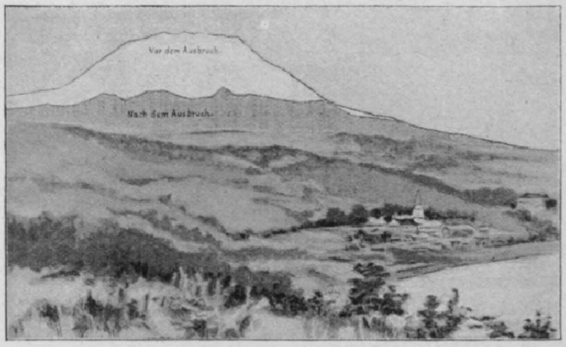
„Ach so, ihr wollt wissen, wie ich das angestellt habe? Sehr einfach. Eines Abends, als ich aus dem Wald gekommen war und mich in der Hinterstube zu Tisch setzte, stand die Thür nach der Küche offen. Mit möglichst aufgeregter Stimme erzählte ich meiner Frau, daß mir das namenlose Weib, das dort in der Schonung begraben sei, soeben in der Abenddämmerung begegnet sei, den Korb in der Hand und den Kopf, grauenhaft anzusehen, im Korbe. Vor einigen Tagen schon, ganz in der Frühe, hätte ich das Gespenst von weitem gesehen, aber nicht genau erkannt. Heute aber wäre es ganz dicht an mir vorübergegangen. Ich merkte, wie es nebenan in der Küche still wurde, der Zweck der Uebung war erreicht. Wie ein Lauffeuer muß die Geschichte weitergegangen sein, denn den zweiten Tag darauf war der Wald wie gefegt. Kein Weib traut sich mehr herein."

Unbändiges Gelächter folgte dieser Schnurre. Dann fuhr der Alte fort: „Mit dem wilden Tier habe ich auch meinen Zweck erreicht. Ihr wißt, daß ich im Frühjahr, wenn man alle Hände voll zu thun hat, von Leuten überlaufen werde, die sich das eingeschlagene Bau- und Nutzholz ansehen wollen. Mein Revier liegt ja leider so dicht an der Stadt! Eines Nachmittags — ich war von frühmorgens auf den Beinen gewesen — wollte ich gerade im Lehnstuhl die Augen zumachen und ‚über den Dienst nachdenken', als der Holzhändler Neureiter, den ihr ja alle kennt, bei mir eintrat und mich wenig höflich ersuchte, ihm das Holz zu zeigen. Na, da kam mir der Gedanke, auch dies Gelaufe etwas einzudämmen. Ich suchte auffällig im Gewehrschrank nach Patronen, ließ einige Redensarten fallen, daß ich nur mit geladenem Drilling in den Wald ginge, und gab auf seine Frage nach dem Warum ausweichende Antwort. Beim ersten Fichtendickicht im hohen Holz forderte ich Neureiter auf, einen Stein hineinzuwerfen, während ich mich mit gespanntem Gewehr schußfertig machte. Natürlich kam sofort die Frage: weshalb? Halb flüsternd gab ich zur Antwort, daß jenseits der Grenze eine Hyäne aus einer Menagerie ausgebrochen sei und sich hier versteckt halte. Erst heute früh hätten die Holzarbeiter an der Landstraße ein Paar Pantinen gefunden und nichts weiter darin als die Füße eines Menschen mit kurzen Beinstümpfen. Alles andre hätte die Bestie aufgefressen ... In unglaublich kurzer Zeit hatte der Mann das Holz besehen. Auf dem Rückweg ging er stets vor mir her. Seitdem läßt sich keine Seele blicken."

„Schade, daß dir noch keine Geschichte eingefallen ist, die auf inspizierende Forsträte wirkt."

„Mir erscheint es praktischer, angehende Oberforstmeister in der Jugend zu Freunden zu gewinnen."

*) Auf dem Hausboden.



Der Mont Pelée vor und nach dem Ausbruch.

Vulkanische Katastrophen und der Untergang von St. Pierre.

(Hierzu auch die Abbildungen Seite 728.)

Das Ueberwältigende solcher Ereignisse, wie das, das kürzlich auf der westindischen Insel Martinique eintrat, beruht vornehmlich darauf, daß sie sich in der Regel nur in großen Zwischenpausen wiederholen, nachdem die früheren Katastrophen der Erinnerung der Menschen entschwunden sind. Wenn man aber in den Annalen der Erdgeschichte blättert,



Kreolin von Martinique.

findet man, daß derartige Vorfälle nicht gar so große Seltenheiten sind. Noch sind es nicht zwanzig Jahre her, daß eine weit großartigere vulkanische Katastrophe, die von Krakatau im August 1883, die Kulturmenschheit mit Entsetzen erfüllte. Alle furchtbaren Elementarereignisse, die die Geschichte als Weltunglückstage in ihrem Kalender schwarz angestrichen hat: das Erdbeben von Lissabon, jenes von Caracas, von Lima u. s. w., waren Kinderspiel gegenüber dem überwältigenden Ereignis im Sundameer. Nicht weniger als 16 Vulkane begannen in einem und demselben Augenblick ihre Thätigkeit. Die feindliche Naturgewalt hatte sich aber nicht mit dem Festlande allein begnügt, sondern suchte sich auch durch das Meer einen Ausweg. Eine Flutwelle übergoß die Küste und ließ binnen wenigen Sekunden 3 Städte und 50 Dörfer spurlos vom Erdboden verschwinden! Bei dieser Wasserkatastrophe gingen allein in Batavia 25000, in den übrigen Ortschaften zusammen 30000 Menschenleben verloren. Das unterirdische Feuer hatte sich durch 14 im Meere entstandene Vulkankrater Luft verschafft. Dafür verschlang die See ganze Inseln und 16 Leuchttürme, die längs der Westküste von Java aufgerichtet waren. Der Vulkan Maha-Meru spaltete sich in 7 Krater, die ungeheure Massen von glühenden Felsstücken, kopfgroßen „Lavatropfen", fließender Lava, Bimssteinen und Asche über Land und Meer schleuderten. An den Mündungen der Küstenflüsse stauten sich Berge von erschlagenen Rhinocerossen, Tigern und Reptilien, die aus dem Innern der Insel dort angeschwemmt wurden. Die Zahl der umgekommenen Menschen aber wurde auf 100000 geschätzt!

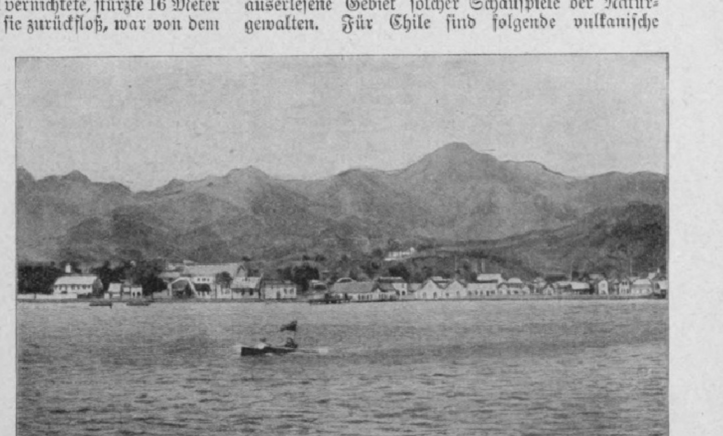
Zu den bevorzugtesten Schauplätzen solcher Ereignisse zählt seit jeher der amerikanische Weltteil. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Vulkanismus besonders am Küstensaume der Festländer und auf Inseln, zuweilen auf ganzen Inselreihen sich bethätigt. Alle sogenannten „Reihenvulkane" gehören hierzu. Man kann ihr Vorhandensein auf großartige Störungen im Gefüge der äußeren Erdkruste, auf eine Linie der Auflockerung zurückführen, längs deren zu verschiedenen Zeiten und bis auf den Tag ein Durchbrechen des feuerflüssigen Erdinnern möglich wurde. Die ganze amerikanische Westküste ist von solchen Vulkanreihen gesäumt. An der südamerikanischen Pacificküste sind es die chilenischen und peruanischen Vulkane, die sich über fast 20 Breitengrade erstrecken. Die Reihe schließt nordwärts an die äquatoriale an, die auf einer Ausdehnung von 180 Kilometern eine Doppelreihe der mächtigsten Vulkane der Erde aufweist. Ebenso bedeutend ist die große Vulkanreihe, die sich vom Isthmus von Panama durch Mittelamerika und Mexiko bis zur Sierra Newada verfolgen läßt und an der pacifischen Küste am dichtesten ist. In Mexiko selbst ist die Reihenfolge der Kegel nicht mehr so dicht wie in den vorher erwähnten Gebieten. Ueber San Francisco hinaus folgt eine Reihe stattlicher, aber erloschener Vulkane, dann wieder einige thätige jenseits des Columbiaflusses, von denen der Mount Hood mit 5800 Metern Höhe zu den gewaltigsten vulkanischen Bergen der Erde zählt. Die Spur der Reihenvulkane läßt sich bis Alaska verfolgen, wo die letzten großen Ausbrüche im Oktober 1883 stattfanden, die in ihrem Verlauf und in ihren Wirkungen lebhaft an die wenige Monate vorher in der Sundastraße stattgehabte Katastrophe erinnerten. Die westliche Fortsetzung der Vulkankette von Alaska wird durch die noch viel bedeutendere Reihe der Alëuten gebildet, die 48 thätige Vulkane aufweist.

Ein hervorragendes vulkanisches Gebiet bilden die Inseln von Westindien, im besonderen die Kleinen Antillen: Martinique, Guadeloupe, Dominica, Sta. Lucia und St. Vincent. Alle westindischen Inseln steigen von einem sehr seichten Meeresboden auf, denn das Karaibische Meer ist ein vulkanisches Becken. Die Antillen, die gewissermaßen eine Brücke zwischen den beiden Festlandsmassen Amerikas bilden, haben sich schon vor langer Zeit vom Kontinente losgelöst und gehören sonach zu den sogenannten „alten Inseln". Die kleineren Eilande sind durchweg vulkanisch. Die Insel Trinidad besitzt überdies eine Merkwürdigkeit, die gleichfalls zu den vulkanischen Phänomenen dieser Gruppe zu zählen ist: einen Pechsee, dessen Oberfläche so hart ist, daß man ohne Gefahr über ihn hinwegschreiten kann. Gesäumt wird dieser See von einer Unzahl kleiner Krater, in denen der Asphalt in flüssigem Zustande auftritt. Die letzten großen Vulkanausbrüche auf den Antillen fallen zum Teil in das 18. Jahrhundert, so die furchtbare Katastrophe auf Guadeloupe im Jahre 1797. Der Mont Pelée auf Martinique, der am 8. Mai d. J. binnen einiger Minuten ganz St. Pierre mit seinen 40000 Menschen unter einem Stein-, Lava- und Aschenregen begrub und alles Lebende durch giftige Gase erstickte, gab die letzten Beweise seiner Thätigkeit im Jahre 1851. Seitdem galt er für erloschen. Aber solche Annahmen sind immer trügerisch, namentlich wenn ein solch scheinbar schlummernder Unhold einer Vulkanreihe angehört. Beweis dessen, daß auch diesmal sich der vulkanische Ausbruch nicht auf den Mont Pelée beschränkte. Auch der Kegel von St. Vincent kam in Thätigkeit und vernichtete mehrere hundert Menschenleben, während die von ihm ausgestoßenen Aschenmassen bis zu der 200 Kilometer entfernten Insel Barbados getragen wurden.

Wie bei allen großartigen Ereignissen dieser Art, trat auch bei Martinique das Meer als mitverheerender Faktor in Thätigkeit. Heftige vulkanische Vorgänge an den Küsten verursachen nämlich eine Gleichgewichtsstörung im Zustande des Meeres. Diese Störung äußert sich in der Regel zuerst in einer kurzen, raschen Emporhebung der Fluten an der Küste, gleichzeitig oder unmittelbar nach dem Stoße. Ihm folgen heftige Oscillationen des Meeresspiegels und mächtige Flutwellen, die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit fortbewegen. So bewegte sich die Erdbebenflut gelegentlich der Katastrophe von Arica in Peru am 13. August 1868 in den nächsten drei Tagen mit einer Geschwindigkeit von 200 bis 400 Seemeilen in der Stunde (je nach der Tiefe des Meeres) über den ganzen pacifischen Ozean, so daß sie noch an den Küsten von Neuseeland, Australien und Japan fühlbar war. Diese Erscheinung tritt in verschiedener Weise auf: entweder flutet das Meer von der Küste weg, oder es bricht über letztere herein, oder es dringt ebenso heftig gegen die Küste vor, wie sie (von demselben Stoßpunkte aus) in die offene See abflutet. Am großartigsten zeigte sich die letztere Erscheinung während des Erdbebens von Lissabon am 1. November 1755. Die größte Woge, die damals die Stadt überflutete, maß etwa 20 Meter. Gelegentlich des Erdbebens von Callao am 28. Oktober 1746 wurde eine noch größere Höhe erreicht: 26 Meter. Die Flutwelle, die am 2. April 1868 den Ort Punalua auf Hawaï vernichtete, stürzte 16 Meter hoch über das Ufer. Als sie zurückfloß, war von dem Orte nichts mehr zu sehen. Ein mächtiger Schlund öffnete sich, auf dessen Grunde Lava, Schlamm, Bäume und Felsen zum Meer trieben. Die Welle kehrte ungefähr zwanzigmal wieder, ehe das Meer den alten Gleichgewichtszustand erlangte. Nach fünf Stunden traf diese Flutwelle an der 600 geographische Meilen entfernten Küste von Kalifornien ein. Sie hatte sonach ungefähr 120 geographische Meilen in der Stunde oder 250 Meter in der Sekunde zurückgelegt. Als am 13. August 1868 die vorher erwähnte Katastrophe an der peruanischen Küste (Arica) sich zutrug, warf die Flutwelle Schiffe, die vor Anker lagen, 1000 Meter weit ins Land. In Arica hob sich die Flutwelle fünfmal empor, und es hätten wenige Fuß genügt, um die ganze Oberstadt wegzuspülen. Gelegentlich der Katastrophe von Krakatau türmten sich die Wassermassen in dem engsten Teile der Sundastraße bis 40 Meter auf. Die durch die Eruption verursachte Flutwelle wurde an allen Küsten des Indischen Ozeans, an vielen Punkten des Großen Ozeans und selbst noch im Antlantischen Ozean verspürt.

Eine andre Begleiterscheinung solcher Katastrophen ist der Aschenregen, oft mit heißen Dämpfen vermischt, wodurch sich der verderbliche Schlammregen bildet. Es wurde bereits erwähnt, daß der diesmalige Ausbruch der „Soufrière" auf der Antilleninsel St. Vincent seine Aschenmassen bis zu der 200 Kilometer entfernten Insel Barbados trug und hier Straßen, Bäume und Kulturen mit einer dichten Schicht bedeckte. Aehnliche Aschenmassen verbreiteten die Ausbrüche des Mont Pelée über Martinique und die benachbarten Eilande. Bei Krakatau war das Meer meilenweit fußtief mit Bimssteinmassen bedeckt, und auf Deck eines holländischen Passagierdampfers, der zur Zeit der Katastrophe eben vorbeifuhr, watete die Mannschaft bis zu den Knieen in vulkanischer Asche. Bekanntlich mußten die vor St. Pierre ankernden Schiffe schleunigst die See aufsuchen, weil die Mannschaften der Erstickungsgefahr ausgesetzt waren. Auch wurde eine Anzahl von ihnen durch den niedersausenden Steinregen getötet. Welche Verheerungen die Vulkane — die man ganz unberechtigerweise als „Sicherheitsventile der Erde" bezeichnet hat — mit ihren Auswürfen herbeiführen, ersieht man an der Hand einiger Ziffern. So wird z. B. die Lavamasse, die der Aetna im Jahre 1855 auswarf, auf 30 Millionen Kubikmeter geschätzt. Das ist übrigens eine verhältnismäßig geringe Masse gegenüber den Auswürfen der Vulkane auf Island und auf den Sandwichinseln. Am 11. Juni 1783 ergoß der Skaptar Tökul einen glühenden Strom, der das Thal des Skaptarflusses, das zwischen Felsen durchschnittlich 160 Meter tief eingeschnitten ist, bis zum Ueberfließen ausfüllte. In der Ebene breitete sich die glühende Masse in Flächen von 30 Metern Dicke und 15 bis 20 Kilometern Breite aus, bei einer Gesamtlänge von 80 Kilometern. Der Vesuv schleuderte im Jahre 1799 Felstrümmer bis zur Höhe von 3000 Metern empor. Bei dem gewaltigen Ausbruche des Cosequina in Mittelamerika im Jahre 1835 wurde der Regen von Asche und Bimsstein bis auf Entfernungen von 1500 Kilometern geworfen! Gelegentlich der Eruption des Mauna Loa auf Hawaï, 27. März 1868, erhob sich der aus dem Krater aufsteigende Dampf bis zu einer Höhe von fast 7000 Metern, während der ausbrechende Schlamm eine 25 Kilometer lange und 8 Kilometer breite Fläche bedeckte und die gegen das Meer vorgerückte Lavamasse ein 200 Meter langes Vorgebirge bildete, um das das Meer aufkochte.

Das alles beweist, daß die Katastrophe von Martinique zwar eine der furchtbarsten der letzten fünfzig Jahre ist und vornehmlich durch die große Zahl der hierbei zu Grunde gegangenen Menschenleben die Einbildungskraft mächtig beeinflußt, daß aber die Zahl ähnlicher Ereignisse und die damit verknüpften furchtbaren Verheerungen innerhalb eines relativ beschränkten Zeitabschnittes durchaus nicht so spärlich gesät sind, als man so obenhin annehmen möchte. Ueberhaupt ist Amerika das auserlesene Gebiet solcher Schauspiele der Naturgewalten. Für Chile sind folgende vulkanische

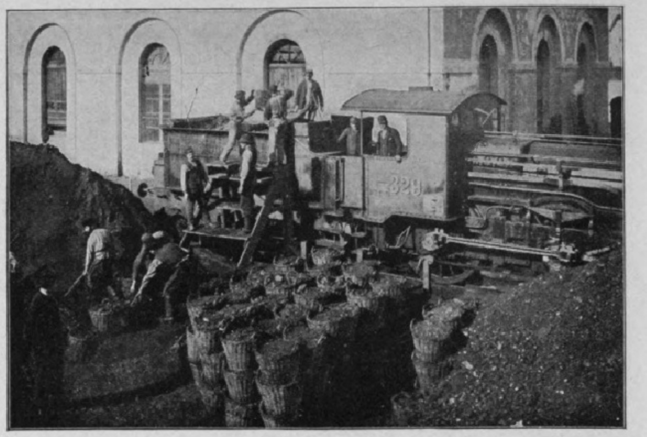


Kingstown mit dem Vulkan Soufrière.

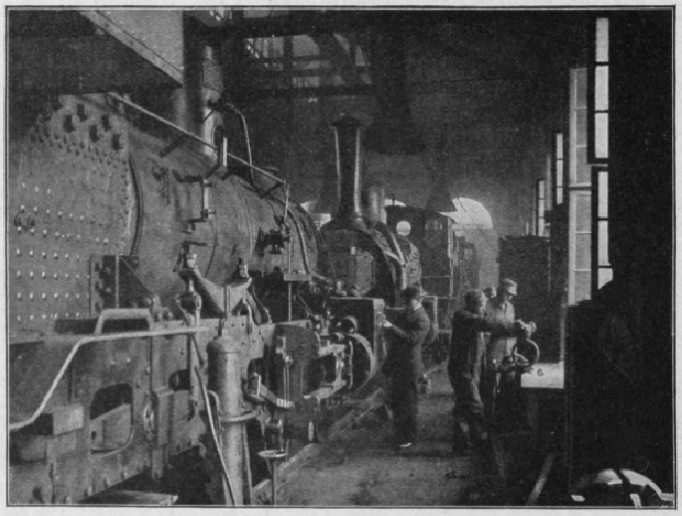
Ereignisse (Erdbeben) denkwürdig geworden: das von 1570, in welchem Jahre Concepcion zerstört wurde, das von 1647, wo Santiago unterging, das von 1657, das abermals Concepcion traf und wobei über diese Stadt die See hereinbrach; die Erderschütterungen von 1688 und 1722, dann jene von 1730, die unter Mitwirkung des Meeres alle Küstenorte zwischen Coquimbo und Concepcion zerstörte. Im Jahre 1751 wurde Concepcion zum drittenmal zerstört, Chillan und Santiago gingen unter, und die Insel Juan Fernandez wurde von Flutwellen furchtbar überschwemmt. Andre Katastrophen fallen in die Jahre 1783, 1819, 1822 und 1829 Im Jahre 1835 wurde Concepcion zum viertenmal zerstört, 1837 Valdivia.

Alle diese Erinnerungen aber treten erklärlicherweise zurück vor dem aktuellen Geschehnis, das sich in der Schreckensnacht vom 7 auf den 8. Mai auf dem idyllischen Eilande zugetragen hat, dessen tropische Reize manche Feder in überschwenglichen Schilderungen gepriesen hat. Dem Fernstehenden freilich wäre das alles nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen, wenn die Insel nicht zugleich der Schauplatz einer der reizendsten Idyllen wäre, die die Weltlitteratur kennt: Bernhardin de Saint-Pierres „Paul und Virginie“. Wo die Bananen standen, unter denen die verirrten Kinder rasteten und der frische Born entquoll, der ihren Durst stillte, starrt nun die glühende Lava und decken Asche und Steine den triebkräftigen Boden. Die Palmen sind geknickt, die üppigen Lianen versengt, die betäubenden aromatischen Gerüche sind von giftigen Gasen verdrängt. Das ist das Ende eines blühenden Lebens, das kaum jemals wieder erwachen wird.

A. von Schweiger-Lerchenfeld.



Kohlenfassen vor der Fahrt.



Im Heizhaus.

Abseits vom Perron.

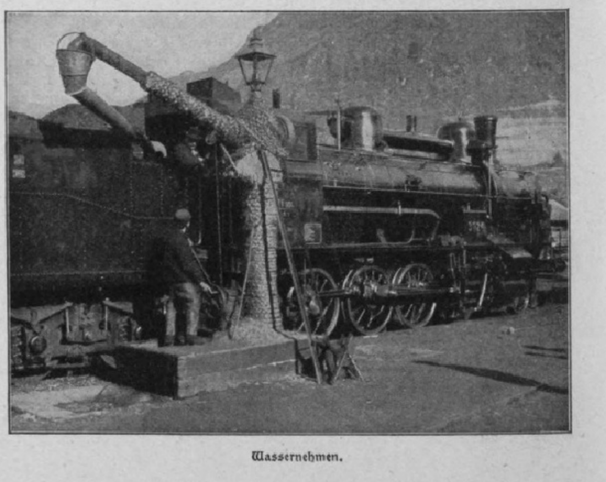
(Mit neun Spezialaufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen.)

Fast 120 Jahre sind verflossen seit dem Tage, an dem James Watt bei den englischen Behörden eine Erfindung anmeldete, der der Gedanke zu Grunde lag, Lasten auf Schienen vermittelst einer sich selbst fortbewegenden Dampfmaschine weiterzubefördern. Der geniale Erfinder mochte damals wohl selbst nicht daran gedacht haben, daß er damit den ersten Impuls zu einer Institution gegeben habe, die — nachdem sie ihre ersten zaghaften Schritte unter den skeptischen und spöttischen Blicken der Menschheit gethan — einige Jahrzehnte später die Welt im Fluge erobern und dem neunzehnten Jahrhundert ihr ureigenstes Gepräge aufdrücken würde. Nur so ist es erklärlich, daß Watt, der damals in der Vollkraft seines Lebens stand, diesen Gedanken nicht weiter verfolgte und seine angemeldete Erfindung nirgends zur Ausführung brachte. Erst achtzehn Jahre später erbaute R. Trevithik im Verein mit dem Maschinenbauer Vivian die erste gebrauchsfähige Lokomotive. Aber auch diese Maschine mußte drei Jahre auf ihre Verwendung warten, und als sie endlich auf der Bahnstrecke Merthyr-Tydvill in Gebrauch genommen wurde, zeigte es sich, daß sie nur wenig mehr als ihr Eigengewicht fortzubewegen vermochte. Die Techniker schrieben diese geringe Leistungsfähigkeit dem Umstande zu, daß die Radreifen an den glatten Schienen zu wenig Reibung fänden; die Erfinder wandten darum ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit dem Zahnradsystem zu, und Trevithiks Lokomotive wurde als recht interessantes, aber ziemlich nutzloses Inventarstück außer Gebrauch gesetzt. Zu gleicher Zeit wie Trevithik hatte auch O Evans in Philadelphia eine auf Schienen laufende Dampfmaschine erbaut; aber auch ihr war kein nennenswerter Erfolg beschieden. George Stephenson, dem es vorbehalten war, der Schöpfer der Dampfbahnen zu werden, hatte schon 1814 einige brauchbare Lokomotiven erbaut, und im Jahre 1825 eröffnete die Eisenbahn Stockton-Darlington als erste Lokomotivbahn der Erde ihren Verkehr. Die Sache fand aber wenig Anklang, zumal die Eisenbahn Stockton-Darlington nicht in der Lage war, hinsichtlich der Geschwindigkeit mit guten Pferden zu konkurrieren. Erst als sich Stephenson entschloß, an einem von dem Direktorium der Manchester-Liverpooler Bahn ausgeschriebenen Wettbewerb teilzunehmen und bei den vom 6. bis 12. Oktober bei Rainhill abgehaltenen Probefahrten mit seiner Maschine „Rocket“ auf dem Plan erschien — die ihr fünffaches Eigengewicht mit einer Maximalgeschwindigkeit von 22 Kilometern in der Stunde fortzuschaffen vermochte, mit einem mit 30 Personen besetzten Wagen aber 40 Kilometer und endlich unbelastet gar 47 Kilometer in der Stunde durchlief — erst da begann die Welt an die Leistungsfähigkeit der Lokomotive zu glauben. Die „iron horses“ (so nannte man damals die Lokomotiven) stiegen rapid im Ansehen; Stephenson gewann den von der Bahnverwaltung ausgesetzten Preis von 500 Pfund Sterling; seine Erfindung jedoch begann ihren Siegeszug durch die Welt, der bis zur Stunde noch nicht abgeschlossen erscheint.

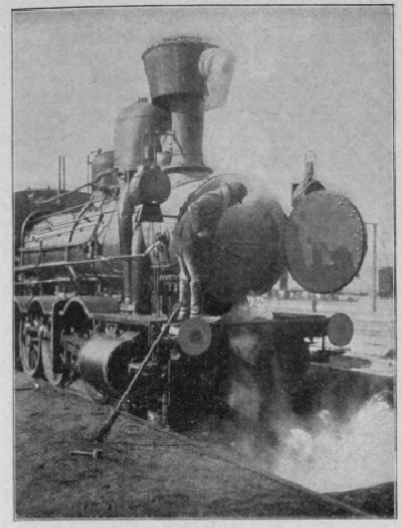
Deutschland erbaute seine erste Dampfbahn — die Linie Fürth-Nürnberg — im Jahre 1835; Oesterreich folgte drei Jahre später mit der Strecke Wien-Wagram. Schon im Jahre 1840 war in Deutschland eine Strecke von 548 Kilometern, in Oesterreich eine solche von 144 Kilometern im Betriebe. Europa hatte damals ein Gesamteisenbahnnetz von 2925 Kilometern, Amerika gar schon ein solches von 4754 Kilometern. Im Jahre 1853 wurde die erste Eisenbahn in Asien (Britisch-Ostindien) eröffnet; ein Jahr später folgte Australien (Neusüdwales) und 1856 Afrika mit der Bahnstrecke im Nildelta. Im Jahre 1870 zählte Europa schon 104914, Amerika 93139, Asien 8185, Afrika 1786 und Australien 1786 Kilometer Eisenbahnen. Bis zum Schlusse des Jahres 1896 waren diese Ziffern für Europa auf 257203, für Amerika auf 374742, für Asien auf 45883, für Afrika auf 14798 und für Australien auf 22372 Kilometer gestiegen. Die Lokomotiven sind inzwischen wohl auch andre geworden, und die stolze, preisgekrönte „Rocket“ mit ihrem Eigengewicht von $4\frac{1}{2}$ Tonnen, ihrer Heizfläche von $11\frac{3}{4}$ Quadratmetern und ihrem Dampfdruck von kaum 3 Atmosphären würde neben einer modernen Doppelverbundmaschine, deren Gewicht bis zu 88 Tonnen, deren Heizfläche bis zu 216 Quadratmetern und deren Dampfdruck bis zu 15 Atmosphären beträgt, wohl kaum besonders vorteilhaft aussehen. Dafür sind die anfangs bespöttelten „iron horses“ aber auch den Menschen unentbehrlich geworden; sie zählen auf sie und auf ihre unermüdlichen eisernen Lungen, wenn es gilt, mit einem Zeitaufwande, der ehedem kaum zu einer Reise von Berlin nach Leipzig oder von Wien nach Brünn ausgereicht hätte, Europa von einem Ende zum andern zu durchfliegen.

Trotz des innigen Kontaktes, der heute allenthalben zwischen Bahn und Publikum besteht, nimmt der Reisende doch zumeist nur einen geringen Bruchteil von allen jenen Thätigkeiten wahr, deren Summe zum geordneten Bahnbetriebe unerläßlich ist. Er kommt zumeist nur mit dem Zugbegleitungspersonal und mit den zum Verkehr mit dem reisenden Publikum bestimmten Organen in Berührung, er hört allenfalls die hastigen Schritte des Mannes, der über die Dächer der Waggons eilt, um die Zugleine — die das sogenannte Notsignal zur Lokomotive leitet — anzubringen, er hört die kurzen, klingenden Schläge, die ein andrer Bahnbediensteter mit einem Hammer auf die Radreifen der Wagenräder führt, um sich durch den Klang zu überzeugen, daß keiner dieser Reifen schadhaft geworden, — aber das Reich, das sich bei allen größeren Stationsanlagen seitwärts des eigentlichen Bahnhofs ausdehnt, bleibt ihm fremd, und nur im Vorbeieilen thut er ab und zu einen Blick hinein.

In diesem Reiche, dessen Boden wirr sich kreuzende Geleise bedecken, zwischen denen finstere Gruben klaffen, Brunnen und eine Unzahl von Laternen aufragen, zwischen denen sich ungeheure Kohlenhaufen und Stöße von Holzbündeln erheben, während dessen Flanken von rußgeschwärzten Heizhäusern, langgestreckten Warenhäusern, riesigen Kranen mit mächtigen Ketten und offen lagernden Waren aller



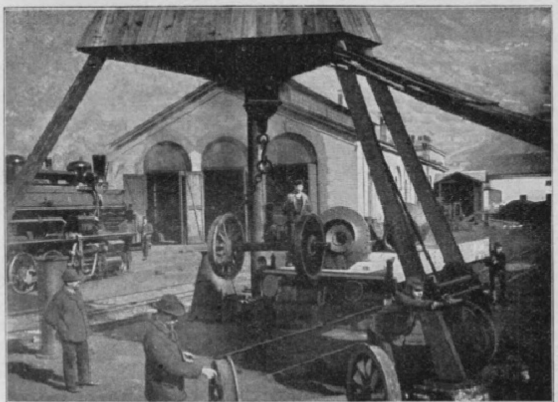
Wassernehmen.



Auf der Löschgrube.

Art gebildet werden, spielt sich ein großer und wichtiger Teil des Eisenbahnbetriebes ab.

In den Heizhäusern, ausgedehnten Gebäuden von rechteckiger oder auch halbkreisförmiger Form mit mächtigen Rauchabzugsrohren und Geleiseanlagen, die es ermöglichen, der Lokomotive auch von unten beizukommen, stehen die außer Betrieb befindlichen Lokomotiven aufbewahrt; hier werden die Heizrohre auf ihre Dichtigkeit, die Kessel auf ihren tadellosen Zustand und die Manometer und Ventile auf ihr richtiges und verläßliches Funktionieren geprüft und alle jene Reparaturen vor-



Verladen schwerer Frachtstücke.

genommen, die nicht unbedingt den großen Reparaturwerkstätten vorbehalten sind.

Die zur Fahrt bestimmte Lokomotive wird hier angeheizt und fährt dann hinaus zu den Kohlenvorräten, wo schon die schwarzen Diamanten in Körben aufgeschichtet bereit stehen, um dann, von Hand zu Hand wandernd, in den Tender entleert zu werden. Es braucht einer erklecklichen Anzahl — 60 bis 100 — solcher Körbe, um den schier unersättlichen Schlund eines großen Tenders zu sättigen. Dann holt sich die Lokomotive ihr zweites Lebenselement: das Wasser. Auch davon nimmt der Tender eine erhebliche Menge auf; sehr große Lokomotiven laden auf einmal bis zu 18 Kubikmetern Wasser. Der Bedarf einer Lokomotive an Wasser und Kohlen schwankt nach Geschwindigkeit, Last und Neigung; unter schwierigen Verhältnissen vermag eine Lokomotive in einer Stunde 1000 bis 1500 Kilogramm Kohlen und etwa 4000 Liter Wasser zu konsumieren.

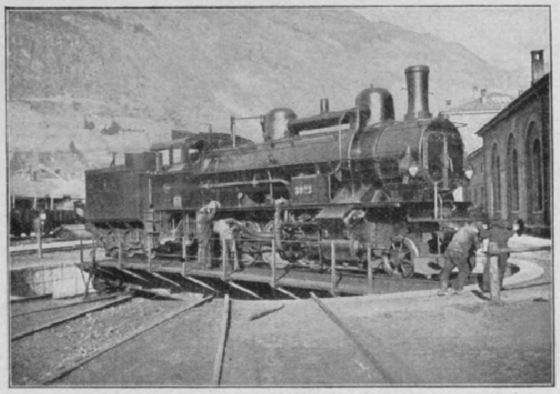
Nach beendeter Fahrt läuft die Lokomotive zunächst auf die Löschgrube, eine Vertiefung zwischen den Schienen, in die vorher ein Bahnbediensteter hinabgestiegen ist, der dann von unten her den Aschenkasten der angesammelten Asche und Glut entledigt. Zugleich wird die an der Brustseite der Lokomotive liegende Rauchkammer geöffnet und der dort lagernde Ruß entfernt. Die Reinigung der äußeren Bestandteile der Lokomotive, das Oelen u. s. w. pflegt zumeist unmittelbar vor der erneuten Verwendung zu geschehen.

Zu den unerläßlichen Behelfen jeder größeren Stationsanlage zählen die Kräne, die das Verladen schwerer Gegenstände auf die Lastwagen erleichtern, und eine oder mehrere Drehscheiben. Diese sinnreichen Einrichtungen, die es ermöglichen, daß die Kraft von einem oder zwei Männern hinreicht, um eine große Lokomotive samt gefülltem Tender — eine Last von 100000 Kilogramm und darüber — umzuwenden, bestehen in der Hauptsache aus einer Eisenbrücke von etwas mehr als Geleisbreite, die um ihren Mittelpunkt drehbar ist. Die Drehung erfolgt um einen starken stählernen Drehzapfen, der nebst einigen auf Schienen laufenden Rädern an den Endpunkten der Brücke zugleich das ganze Gewicht der Konstruktion und deren Belastung zu tragen hat.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß Lokomotiven auch als Feuerspritzen verwendet werden können; gleichwohl haben sie auch in dieser Eigenschaft manchen guten Dienst geleistet. Damit sie aber auch den kleinen Bedürfnissen des täglichen Lebens dienstbar seien, müssen sie ihren Dampf den Bahnangestellten auch zum — Reinigen ihrer Pfeifenrohre zur Verfügung stellen. Man versichert, daß die Lokomotiven auch in dieser Hinsicht ihrer Aufgabe glänzend gerecht werden.

Damit wäre einiges von dem Treiben geschildert, das sich abseits von den dem Personenverkehr zugänglichen Räumen eines Bahnhofes abspielt. Aber nicht nur das Treiben und die Einrichtungen dort, sondern auch die Menschen, die hier ihr Tagwerk vollbringen, sind ernster Beachtung wert. Im steten Umgang mit der Gefahr, im steten Kontakt mit Gewalten, die Menschenkraft um Vieltausendfaches überragen, sind diese rußigen Männer stark und kühn geworden, und manche wahre Heldenthat zeugt davon, was für tapfere Herzen unter fetttriefender und rauchgeschwärzter Arbeitsbluse schlagen. Einer solchen That sei hier gedacht, denn sie rettete vielen Menschen das Leben.

Eines Tages traf in der Station Franzensfeste der österreichischen Südbahn ein Telegramm ein, das meldete, bei der 8 Kilometer oberhalb Franzensfeste gelegenen Station Grasstein hätten sich vier leere Waggons von einem Lastzuge losgelöst und liefen über das steile Gefälle gegen Franzensfeste hinab. Bei dem nur wenige Minuten betragenden Spielraum, der zwischen dem Eintreffen der Depesche und der Ankunft der durchgegangenen Waggons liegen konnte, mußte man sich in Franzensfeste, einem viel frequentierten Bahnknotenpunkte, darauf beschränken, die dort haltenden Personenzüge in Sicherheit zu bringen, für die zu erwartenden Waggons freie Fahrt zu schaffen und alle weiteren Maßregeln telegraphisch der elf Kilometer weiter südwärts liegenden Station Brixen anheimzustellen. Kaum waren alle diese Vorkehrungen getroffen, als auch schon die von ihrem eignen Gewichte getriebenen Waggons die Station Franzensfeste durchflogen und in rasendem Laufe über das steile Gefälle hinab gegen Brixen rollten. Dort mußten die verderbenbringenden Wagen um jeden Preis zum Stillstand gebracht werden, denn von Süden herauf war ein Personenzug auf dem Geleise, dessen Flug nicht mehr zu hemmen war. Der Stationsbeamte von Brixen beauftragte mit dem lebensgefährlichen Werke den Lokomotivführer Menati, der eben dort mit einer Lastzugsmaschine stand, und ohne eine Sekunde zu zögern, setzte dieser seine Maschine in Bewegung — der rasenden toten Last entgegen. Sein Plan war, sobald er die heranrollenden Wagen in Sicht bekäme, Konterdampf zu geben und seine Maschine rückwärts laufen zu lassen. So wäre er nach der gleichen Richtung in Bewegung

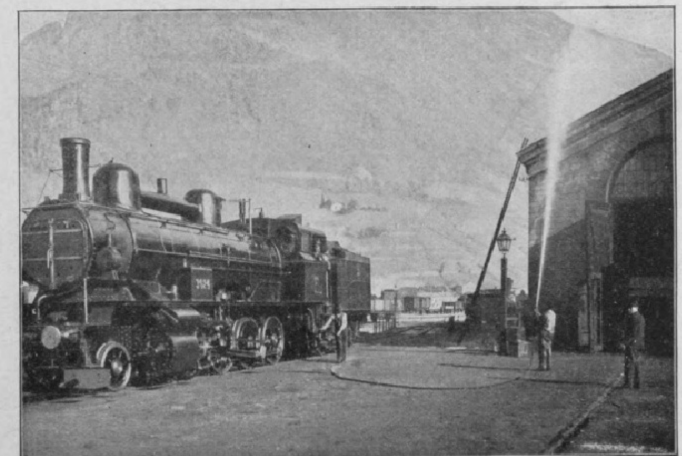


Auf der Drehscheibe.

gewesen wie die aufzuhaltenden Waggons, wodurch der Anprall den größten Teil seiner Wucht hätte verlieren müssen. Es kam jedoch anders! Kaum hatte Menati seine Maschine in Gang gesetzt, als schon mit der denkbar größten Schnelligkeit die führerlosen Waggons um die Kurve dahergesaust kamen. Es waren aber nicht vier leere, sondern acht mit Steinen beladene Lastwagen, die nunmehr schon 19 Kilometer auf einem Gefälle von durchschnittlich 15 Metern pro Kilometer zurückgelegt hatten. Der furchtbare Anprall erfolgte in derselben Sekunde, und in der nächsten lagen die Lokomotive und der größte Teil der Waggons zertrümmert auf dem Geleise. Lokomotivführer Menati und sein Heizer wurden schwer verletzt vom Platze getragen, der fällige Personenzug aber war gerettet! Nach mehrmonatlichem Krankenlager konnten die beiden tapferen Männer wieder ihren Dienst versehen; beide avancierten sofort, und Menati erhielt eine Kaiserliche Auszeichnung. Heute lenkt er die Lokomotive des Eilzuges zwischen Innsbruck und Bozen.

Männer, die gleichen Mutes, gleicher Entschlossenheit und gleicher Pflichttreue sich rühmen dürfen, giebt es noch viele in den Reihen jener, die ihren schweren und verantwortungsvollen Dienst im Zeichen des Flügelrades versehen. Und das Bewußtsein, daß dem so ist, läßt uns ruhig träumen in den Polstern des Coupés, während der Zug in rasendem Laufe Meilen auf dem eisernen Pfade zurücklegt, auf dem sonst jeder Zoll Gefahren für uns bergen würde.

Hans Biendl.



Die Lokomotive als Feuerspritze.



Reinigung der schweren Berglokomotive.

(Zu dem Artikel: „Abseits vom Perron“, Seite 736)

Zu unsern Bildern.

Zu wohlthätigem Zwecke fand am 17. Mai in der prunkvoll geschmückten Ausstellungshalle des Tattersall zu Budapest ein aristokratisches Karussell statt, das in glänzenden, farbenreichen Bildern die Beschauer in jene Zeit zurückversetzte, da König Matthias Corvinus über Ungarn herrschte. Neben dem Kaiser und König Franz Joseph wohnten dem Feste zahlreiche Mitglieder des Kaiserhauses bei, und einige von ihnen wirkten persönlich mit. Die Vorführungen begannen mit dem pomphaften Einzug der Falkenjäger und -jägerinnen, darunter Erzherzog Joseph August und seine Gemahlin Auguste, Enkelin des Kaisers. In langer Kavalkade, die hie und da von glänzend bespannten Jagdwagen unterbrochen wurde, zogen die Ritter und Edelfräulein auf und nahmen in malerischer Gruppierung vor der Hofloge Aufstellung. Alsdann begann die Falkenjagd. In scharfem Trabe, in abwechslungsvollen Figuren wurde die Manege umfahren und umritten, ein glänzendes Schauspiel hippischer und Fahrkunst. Jägerburschen, die Meute an der Leine führend, tummelten sich zwischen den Kavalieren. Das Hifthorn erschallte, immer schärfer wurde die Pace, immer lebhafter und bewegter die Scenerie. Jetzt flog der Falke in die Höhe, und im nächsten Augenblick sank die Beute des Jagdvogels, ein mächtiger Reiher, in den Sand nieder. Der Jagdleiter springt vom Rosse, reißt dem Reiher die schönste Feder aus und überreicht sie als Trophäe der führenden Amazone, der Erzherzogin Auguste. Wohl um den vornehmen Reitern und Reiterinnen eine Ruhepause zu gönnen, andrerseits aber auch, um den Zuschauern eine Sehenswürdigkeit auf dem Gebiete der Pferdedressur zu verschaffen, wie sie sonst kaum geboten wird, folgte nun unter dem Titel „Herolden-Quadrille“ eine Produktion von vier Hofbereitern, zu denen sich als Fünfter der größte Reitkünstler der Wiener Hofstallungen und sicherlich auch einer der besten Reitkünstler der Welt, Oberhofbereiter Meixner, gesellte. Alle fünf erschienen in silberblinkenden Panzerhemden, weißen, zeitgetreuen Knappenkostümen, mit seidenem, das ungarische Wappen aufweisendem Mantel. Sie ritten auf herrlichen weißen Vollblutpferden und zeigten wahre Wunder der hohen spanischen Schule. Es folgte ein „Caracole“, d. h. ein von 16 Husarenoffizieren ausgeführtes Reiterspiel mit erstaunlichen Proben der Gewandtheit und Kühnheit, und hieran schloß sich die Hofquadrille, an der sich neben der Erzherzogin Auguste die Erzherzoge Otto und Ferdinand Karl beteiligten. Prachtvoll wirkten die nach Zeichnungen des Malers Michael Nemes hergestellten Kostüme. Noch größerer Glanz entfaltete sich darauf bei dem Turniere. In alten Ritterromanen und auch in den Erzählungen moderner Schilderer längst vergangener Zeiten ist das Zeremoniell eines solchen Wettkampfes beschrieben. Der Einzug der Teilnehmer zu Wagen und zu Pferde, die Wappenprobe der einander befehdenden Ritter, der Aufmarsch der letzteren, dann der Zweikampf mit zu brechenden Lanzen, die Verabreichung der Siegesprämien durch zarte Damenhände — wer hat nicht schon mit Spannung von solchem grandiosen Schauspiel gelesen? Hier nun bekam man es mit eignen Augen zu sehen. Als Turnierkönig fungierte Erzherzog Otto in silberblinkender Rüstung, den Helm auf dem Haupte — alles Prunkstücke aus der Sammlung des Schlosses Ambras bei Innsbruck. Auch in den übrigen Kostümen entwickelte sich größte Pracht, verbunden mit historischer Treue.

Auf seinem Gemälde „Ein Wetter kommt“ stellt E. Heß einen auf der Wildentenjagd begriffenen Weidmann dar, der vor dem drohend am Himmel emporsteigenden Gewitter, gefolgt von seinem treuen Karo, schleunigst Fersengeld giebt. Bereits im Juni, wenn die jungen Wild- oder Stockenten noch nicht flugbar sind, werden die Vorbereitungen zur Jagd getroffen. Man läßt in großen Brüchen oder schilfreichen Gewässern Verhaue oder Schneisen im Schilf herstellen, um später die hineingetriebenen Vögel vom Nachen aus zu erlegen. Im Juli können dann auf großen Bruchflächen Ententreiben veranstaltet werden. Der „Ansitz“ findet im Spätherbst in Erdhütten oder hinter Schirmen an einem „Entenfall“ statt, auch auf Aeckern, wo geschnittenes Getreide liegt. Während der Sommermonate ist die Suche auf Wildenten in geeignetem Gelände, in sumpfigen Brüchen, Mooren oder „Morsen“, wie sie in Bayern heißen, lohnend und beliebt; es gehört aber ein guter Wasserhund dazu. Mancher Jäger hat sich freilich auch schon einen tüchtigen Rheumatismus bei diesem feuchten Weidwerk geholt, doch vermag das die Liebhaber nicht abzuschrecken. Droht aber, wie auf unserm Bilde, zu der Feuchtigkeit von unten auch noch gründliche Durchnässung von oben, dann bleibt nichts andres übrig, als den Elementen zu weichen und sich „rückwärts zu konzentrieren“.



Lokomotivführer Menati.

(Zu dem Artikel: „Abseits vom Perron“, Seite 736.)

Litteratur.

Der zweite Band der jetzt im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig in neuer Auflage erscheinenden „Allgemeinen Völkerkunde“ enthält: Australien, Ozeanien und die Polarländer von Prof. Dr. Wilhelm Sievers und Prof. Dr. Willy Kükenthal (mit 198 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 24 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung). Durch den Zusammenschluß der australischen Kolonien zu einem Bundesstaat ist Australien, durch mannigfache Besitzverschiebungen das in mehr als einer Beziehung zu ihm gehörige Ozeanien, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß sich die Verlagshandlung entschlossen hat, gerade diesen Band schon jetzt neu herauszugeben. Der Hauptteil „Australien und Ozeanien“ ist, wie bisher, von Prof. Dr. Wilhelm Sievers bearbeitet, der Abschnitt „Die Polarländer“ von Prof. Dr. Willy Kükenthal, der ebenfalls schon bei der ersten Auflage, und zwar als Bearbeiter Grönlands mitwirkte. Vor uns liegt das erste Heft, dem die weiteren in kurzen Zwischenräumen folgen sollen. Nach dem Plane für die zweite Auflage der „Länderkunde“ wird den einzelnen Bänden eine neue Gruppierung des Stoffes, nämlich nach natürlichen geographischen Gebieten, bezw. Einzellandschaften, zu Grunde gelegt. Im vorliegenden Falle werden sich, wie der Prospekt meldet, der „Erforschungsgeschichte“ und der „Allgemeinen Uebersicht“ die folgenden Abschnitte anreihen: „Das Festland Australien und Tasmanien“, „Neuseeland“, „Melanesien“, „Polynesien“, „Mikronesien“. Allgemeine Anerkennung wird auch die Ankündigung finden, daß der Band „Australien“ die sämtlichen Polarländer enthalten wird, die sonst in vier verschiedenen Bänden der „Allgemeinen Länderkunde“ verstreut behandelt waren.

— Von Meyers wohlbewährtem Führer durch die Rheinlande ist jüngst die zehnte Auflage erschienen (mit 21 Karten, 19 Plänen und 7 Panoramen, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig). Unter der Bezeichnung „Rheinlande“ sind darin jene herrlichen Gaue zusammengefaßt, die innerhalb des Kreises Heidelberg, Frankfurt, Düsseldorf, Aachen und Metz liegen. Alljährlich strömen Hunderttausende von Erholungsbedürftigen und Wanderlustigen in diese gesegneten Gefilde, und ihnen kann kaum ein besserer Wegweiser empfohlen werden als der Meyersche, der die Wandlungen und Erfahrungen eines Zeitraums von bald vierzig Jahren in sich birgt. Diese neue Auflage ist gründlich gesiebt und erneuert. Die vorgenommenen Stichproben ergaben dies nicht nur in Bezug auf Oertlichkeiten, Museen und Gasthöfe, sondern auch hinsichtlich der Touren, Verbindungen und der dankenswerten Winke und Reisepläne für Radfahrer. Neu eingefügt wurde ein Abschnitt „Photographieren auf Reisen“, womit den Liebhabern dieser Kunst besonders gedient sein wird. Der Kartenapparat ist durch Nachträge bis auf die letzten Tage ergänzt und durch die Beigabe der neuen Karten: „Der Rhein von Rüdesheim bis Coblenz“ und „Das Moselthal von Trier bis Coblenz“, sowie der Textkärtchen: „Homburg, Kurpark“ und „Die Saalburg“, ferner eines Kärtchens der „Eifelmaare bei Daun“ nicht unwesentlich vermehrt worden.

— Kriminalistischen Hintergrund hat der Roman „Die Grafen von Buchenau“ von Arthur Zapp (Dresden, Pierson). Es handelt sich vornehmlich um zwei Brüder, von denen der eine, leichtsinnig veranlagt, in den Verdacht eines schweren Verbrechens gerät, doch von dem jüngeren Bruder, der seine Unschuld nachweist, gerettet wird. Die ausgestandene Qual gereicht jenem zur Läuterung, und es läßt sich hoffen, daß auch er zu einem tüchtigen Manne erstarke. An Spannung fehlt es dem Buche nicht, und so kann es zur Unterhaltung für müßige Stunden ausreichen. — Aehnlich steht es mit dem im gleichen Verlage erschienenen Roman „Hohe Schule“ von E. von Dornau. Hier steht im Vordergrunde der Handlung ein junges Mädchen aus vornehmer Familie, das, nachdem die Not eingekehrt ist, sich dem Cirkus widmet, eine berühmte Reiterin mit hohen Einnahmen wird und sich so den Ihrigen hilfreich erweisen kann. Bevor sie und der Geliebte ein Paar werden können, hat auch dieser seine „hohe Schule“ durchmachen müssen.

— „Die Leichenmarie“, diesen sensationellen Titel hat Heinz Tovote einer neuen Sammlung seiner Novellen nach der ersten gegeben, die ein Mädchen schildert, dem es das größte Vergnügen bereitet, Leichen zu sehen (Berlin, F. Fontane & Comp.). Diese bald zur Leidenschaft ausgeartete Neigung führt es zum Mord an seiner Dienstherrin, den es nur begangen hat, um das Vergnügen zu genießen, „ein paar Nächte bei einer Leiche sitzen zu können“. Den übrigen Novellen des Bändchens fehlt es zwar auch nicht an sensationellem und pikantem Beigeschmack, aber sie sind doch zumeist erfreulicher als die erste. Seine Abhängigkeit von Zola, Guy de Maupassant und ähnlichen französischen Vorbildern vermag Tovote übrigens auch in diesen Novellen nicht zu verleugnen.

Kunst.

Den beiden Bänden „Die Meisterwerke der Kgl. Aelteren Pinakothek zu München“ und „Die Meisterwerke der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden“, die sich bereits überall aufs beste eingebürgert haben, hat Franz Hanfstaengls Kunstverlag in München nunmehr einen weiteren Band angereiht: „Die Meisterwerke der National-Gallery zu London“ (geb. 12 Mk.). Nach einer kurzen, alles Wesentliche über Geschichte, Bedeutung, Gemälde der berühmten Londoner Nationalgalerie enthaltenden Einleitung aus der Feder des Kunsthistorikers Dr. Karl Voll folgen in 222 Kunstdrucken reproduziert die hauptsächlichsten Gemälde dieser Sammlung, die in Hinsicht auf Reichhaltigkeit wie auf den künstlerischen Wert der von ihr bewahrten Schätze zu den Galerien ersten Ranges zählt. Die Reproduktionen in dem Werke sind durchweg nach Originalaufnahmen hergestellt und geben diese in vortrefflicher Weise wieder. Der Preis des Buches ist bei der vornehmen Ausstattung, dem gediegenen Inhalt und der Masse des Gebotenen sehr mäßig. Mit den „Meisterwerken“ der Museen zu München, Dresden, London ist dem Kunststudium ein höchst schätzbares Hilfsmittel und ein unentbehrliches Nachschlagebuch geboten, während andrerseits das Verständnis für die Kunst der alten Meister dadurch immer mehr verbreitet und volkstümlich gemacht wird. Der Besucher dieser Galerien findet darin als liebgewonnene Bekannte alle die Meisterwerke, die ihm dauernd in Erinnerung geblieben sind und die er sich so jederzeit wieder vergegenwärtigen kann. Dem aber, der nicht Gelegenheit hat, die Originalgemälde selbst zu bewundern, geben diese Ausgaben ein abgerundetes Bild der betreffenden Kunstsammlungen. Weitere Galerie-Ausgaben ähnlicher Art hat der Verlag bereits in Vorbereitung.

— Von E. A. Seemanns Sammelwerk „Alte Meister“, das die Perlen der europäischen Gemäldegalerien in farbiger Nachbildung bringt, liegen uns jetzt die Lieferungen 6 bis 8 vor. Neben Werken wie Rembrandts Selbstbildnis mit seiner Gattin Saskia, Dürers Selbstbildnis, G. Renis Aurora und Liotards Schokoladenmädchen, die zum eisernen Bestande der Sammlung jedes Kunstfreundes zählen, enthalten die neuesten Lieferungen auch die Wiedergaben einiger vielgenannter, aber in ihrer koloristischen Wirkung nur wenigen bekannter Stücke, wie z. B. Velazquez' Spinnerinnen, Goyas Maja und Turners berühmtes Seestück „Der Téméraire“. Gerade von solchen in schwarzer Nachbildung in allen Kunstgeschichten vorhandenen Schöpfungen endlich einmal eine wahre Vorstellung ihrer farbigen Erscheinung zu erhalten, wird vielen von höchstem Werte sein. Der Preis jeder Lieferung von 8 Tafeln, die von einem eingehenden, inhaltsreichen Texte begleitet sind, beträgt 5 Mark.

— Dem aus unversieglichem Born schöpfenden Meister des deutschen Humors in der Kunst, Eduard Grützner, ist der neueste Band der Künstler-Monographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) mit 105 Abbildungen gewidmet, und damit hat der Verlag jedem Freunde echt deutschen Humors eine Freude bereitet. Alle die wohlbekannten und viel belachten und immer wieder gern gesehenen Schilderungen aus dem gemütlichen Stillleben der Mönche in den bayrischen und tirolischen Klöstern, die lustigen Geschichten aus dem Leben von Förstern und Jägern, von Schauspielern und allerlei fahrendem Volk findet man hier in einem handlichen Bändchen vereinigt, und man erfährt daneben auch durch Grützners Biographen, Fritz von Ostini, und durch zahlreiche Wiedergaben von Naturstudien, wie ernst es Grützner mit seinem Beruf genommen, wie fleißig er nach der Natur gearbeitet hat und wie es ihm keineswegs so leicht geworden ist, wie man nach seiner reichen Produktion meinen sollte, seine Bilder aus dem Handgelenk zu schütteln. Von dem schlesischen Bauerssohn bis zum gefeierten Meister der Malerkunst ist ein weiter, schwieriger Weg gewesen!

— Das zweite Heft des laufenden Jahrganges der „Graphischen Künste“ (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) ist zum großen Teile Emil Orlik gewidmet. Der vom Direktor J. Leisching verfaßte Text giebt eine eingehende Biographie und Charakteristik des vielseitigen Künstlers mit besonderer Berücksichtigung seiner japanischen Studienreise und der durch diese hervorgerufenen Wandlung seines Kunstschaffens. Emil Orlik tritt überdies auch selbst als Schriftsteller auf und fügt eigne interessante Anmerkungen über den Farbenholzschnitt in Japan hinzu. Zahlreiche Bilder im Text und auf Tafeln sind beigegeben, nicht bloß vorzüglich gelungene Reproduktionen, sondern auch originale graphische Arbeiten in farbigem Holzschnitt und in Radierung. Noch zwei Oesterreicher kommen in dem glänzend ausgestatteten Hefte zu Worte: der Prager Heinrich Jakesch und Rudolf Jettmar, der eine kraft- und phantasievolle Originalradierung gebracht hat. Das Ausland ist durch den Belgier R. Frédéric und den Norddeutschen Anton Albers vertreten. Aus dem reichen Inhalte der Mitteilungen, des Beiblattes der „Graphischen Künste“, sei besonders der Aufsatz C. Giehlows hervorgehoben, in dem dieser Gelehrte die litterarische Quelle des berühmten Dürerschen Stiches „Das große Glück oder die Nemesis“ überzeugend nachweist.

— Eine „Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft“, die Arthur L. Jellinek in Wien herausgiebt, hat in B. Behrs Verlag (Berlin W. 35) zu erscheinen begonnen. Die Notwendigkeit einer derartigen Zeitschrift ist schon lange in allen Kreisen erkannt worden, die an alter oder neuer Kunst lebendigen Anteil nehmen, von Künstlern, Kunstgelehrten, Kunstschriftstellern, Kunstkritikern wie von kunstgenießenden Laien. Die neue Bibliographie will eine rasch orientierende, allgemeine, umfassende und systematische Uebersicht über die zahlreichen und weit verstreuten Erscheinungen geben, die hier in Betracht kommen. Sie enthält folgende, in sich wieder mehrfach gegliederte Hauptkapitel: 1) Bibliographie, Lexika, Neue Zeitschriften; 2. Aesthetik, Kunstphilosophie, Kunstlehre; 3. Kunstgeschichte; 4. Baukunst; 5. Skulptur; 6. Malerei; 7. Graphische Künste; 8. Kunstgewerbe; 9. Verzeichnis der wichtigsten neu erschienenen Reproduktionen. Ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister am Schlusse jedes Bandes (6 Hefte, Gesamtpreis 10 Mark) wird die Benutzung erleichtern. Auch die Litteratur über die lebenden Künstler soll in vollem Umfange berücksichtigt werden.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

In Beschine bei Winzig in Schlesien wurde ein heidnischer Begräbnisplatz aus dem zweiten bis dritten Jahrhundert v. Chr. aufgedeckt, der etwa 60 Meter lang und 40 Meter breit ist. Zahlreiche Begräbnisurnen fanden sich vor, die meisten mit Asche, Knochenresten und Sand gefüllt. Jeder Urne waren Teller, Tassen und Töpfe beigegeben.

— Ein Gabelsberger-Museum ist in jenem Hause Münchens errichtet worden, in dem einst Franz Xaver Gabelsberger die nach ihm benannte Kurzschrift erfand. Das Museum (Gabelsbergerstraße 10) füllt mehrere Zimmer, die teils Erinnerungen an den Verewigten, teils Lehr- und Uebungsbücher nach seinem System enthalten.

— Die behufs Erforschung der mutmaßlichen uralten Nekropole des römischen Forums unternommenen Ausgrabungsarbeiten vor dem Faustinatempel brachten die untere Hälfte einer gutgearbeiteten, auf dem Thron sitzenden Marmorbildsäule der Kaiserin Faustina zum Vorschein. Auch der beschädigte Kopf wurde gefunden.



Phot. W. Höffert, Bonn a. Rh.

Erzbischof D. Hubertus Simar †.

— Ein wichtiger Fund ist bei den Ausgrabungen in Karthago gemacht worden. Unterhalb der Fundamente einer römischen Villa stieß man auf einen punischen Töpferofen, der so gut erhalten war, daß die ganze Anlage genau festgestellt werden konnte. Dabei zeigte es sich, daß eine ganze Reihe von Thonfabrikaten, die man früher für importiert ansah, nach Ausweis der Formen in Karthago selbst hergestellt worden ist.

— Nachdem, wie schon neulich erwähnt, von der griechischen Regierung die Restaurierung des Erechtheions beschlossen ist, soll eine ähnliche Arbeit auch mit dem Apollotempel von Phigalea vorgenommen werden. Dieser Tempel, der von den Archäologen hinsichtlich seiner Bedeutung dem Parthenon gleichgestellt wird, wurde im Jahre 1812 von Lord Elgin seiner schönen Marmorfriese beraubt, die sich jetzt im British Museum befinden. Zahlreiche Säulen und Bauglieder sind aber noch um den Bautempel zerstreut und können, da sie in der Hauptsache unversehrt sind, wieder an ihre Stelle gesetzt werden. Vielleicht bringen auch die Ausgrabungen in der Umgebung des Tempels Bruchstücke ans Tageslicht. Die Restaurierungsarbeiten werden etwa drei Jahre dauern.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die Versuchsfischerei im Kaiser Wilhelm-Kanal hatte bereits in früheren Jahren ergeben, daß die neue Wasserstraße trotz des Salzgehalts von Süßwasserfischen, deren Anpassungsvermögen überraschte, belebt ist. Aber auch die Ostseefische drängen in den Kanal. Außer dem Strufbutt, der Ostseekrabbe, beobachtet man im östlichen Teil Heringe. Die kürzlich aufs neue begonnenen Untersuchungen stellten eine auffällige Vermehrung des Heringsbestandes und ein starkes Vordringen der Tiere über Rendsburg hinaus gen Westen fest, wo der Salzgehalt wesentlich geringer ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Kanal und namentlich die Kanalseen dauernd vorzügliche Laichplätze für die Heringe bieten werden.

— Der österreichische Eisenbahnminister hat im Reichsrat erklärt, die Versuche mit dem elektrischen Betrieb auf der Wiener Stadtbahn hätten ein so günstiges Resultat ergeben, daß die Staatseisenbahnverwaltung entschlossen sei, dort den elektrischen Betrieb einzuführen. Seit mehreren Jahren sind Versuche mit zwei elektrisch betriebenen Zügen gemacht worden. Die Züge bestehen aus Wagengruppen mit zwei oder mehr Motorwagen, denen nach Bedarf Beiwagen zugesellt werden, so daß Züge mit einer Länge von sechs bis zwölf Wagen gebildet werden können. Mit Hilfe der einheitlichen Steuerung an der Spitze des Zuges kann trotzdem dieselbe Geschwindigkeit mit allen Zügen auf der ganzen Strecke, ungeachtet der großen Gefälle bei der Wiener Stadtbahn, eingehalten werden.

— Eine neue Mode in der Korrespondenz bricht sich in Frankreich Bahn. Sie besteht in der umgekehrten Anordnung der Aufschriften auf den Briefumschlägen. Oben wird zuerst der Bestimmungsort, dann die Straße und zuletzt unten der Name des Adressaten geschrieben. Dadurch wird die Arbeit der Postbeamten entschieden erleichtert, denn die Ortsangabe, die sie in erster Linie interessiert, springt sofort in die Augen.

Forschungsreisen.

Der durch seine Reisen im Kaukasus bekannt gewordene Forschungsreisende Dr. Gottfried Merzbacher aus München hat eine neue Reise angetreten, die die Erforschung des zentralen und östlichen Teiles des Thian-schan-Gebirges (Himmelsgebirges) bezweckt. In seiner Begleitung befinden sich der Geologe Johannes Keidel aus Freiburg i. Br., Ingenieur Hans Pfann von München und der Bergführer Franz Kostner aus Corvara. Die Reise geht von Batum durch Transkaukasien über das Kaspische Meer und mit der Transkaspischen Eisenbahn nach Taschkend, wo die Expedition organisiert wird und in das Gebirge aufbricht. Von der russischen Regierung wurde Merzbacher eine Kosakeneskorte zur Verfügung gestellt, die die Expedition von der russisch-chinesischen Grenze ab auch auf chinesisches Territorium, auf dem das zu bereisende Gebiet liegt, begleiten wird. In Aussicht ist unter anderm auch die Ersteigung des Chan-Tengri, der höchsten Erhebung des Thian-schan-Gebirges, etwa 7400 Meter hoch, genommen.



Phot. v. Cranach, Wartburg.

Kemenate der heiligen Elisabeth auf der Wartburg.

Gelingt die Bezwingung dieses Gipfels, so wäre damit die höchste Bergbesteigung ausgeführt. Die Dauer der Forschungsreise wird sich auf anderthalb bis zweieinhalb Jahre erstrecken.

— Die schwedische Gradmessungsexpedition wird am 26. Juli von Tromsö mit dem Dampfer „Laura“ nach Spitzbergen abgehen. Leiter der Expedition ist Dr. phil. Rubin, ferner gehen als Astronom Dr. von Zipel und als Kartograph Leutnant Duner mit. Ziel der Expedition sind die Sieben Inseln nördlich von Spitzbergen. Die Rückkehr nach Tromsö soll am 10. September d. J. erfolgen.



Phot. v. Cranach, Wartburg.

Kemenate der heiligen Elisabeth auf der Wartburg.

Bildende Kunst.

Bei der jüngsten Anwesenheit des Kaisers Wilhelm auf der Wartburg zeigte sich die Kemenate der heiligen Elisabeth im Erdgeschoß des Landgräfinnenhauses, ein neben der sogenannten Schauküche gelegenes Gemach, zum erstenmal in der neuen Ausstattung, den der Raum durch den Berliner Maler August Oetken erhalten hat. Die hochgewölbte Decke des Gemaches, in dem nach der Ueberlieferung die Landgräfin Elisabeth mit ihren Dienerinnen den häuslichen Pflichten obgelegen hat, ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Mosaiken aus Glasstiften und verstreuten Perlmutterstücken geschmückt worden. Heitere Rankengewinde mit phantastischen Blättern und Blumen bedecken die einzelnen Felder der Gewölbe und der mächtigen breiten Gurtbogen, die in der Mitte auf einer alten romanischen Säule zusammenstoßen. An der einen Wand unterhalb des Gewölbes steht die Widmung: „Seinem unvergeßlichen Großoheim, dem Herzog Karl Alexander, Wilhelm II. I. R. 1902.“ Oetken, der im Auftrag des Kaisers auf einer längeren Studienreise die Mosaiken der alten Italiener erforschte, hat auch zwei Rundbogen des Gemachs mit der Darstellung von Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth geschmückt, die vorläufig auf Karton ausgeführt sind. Das eine Bild stellt Klinsor dar, auf der Wartburg die Geburt der heiligen Elisabeth weissagend, das zweite führt den Beschauer an den ungarischen Königshof in Preßburg und veranschaulicht den Empfang der landgräflichen Gesandtschaft.

— Für den berühmten Matthias Corvinus-Becher, im Besitz des städtischen Museums zu Wiener Neustadt, ein Prachtwerk spätgotischer Goldschmiedekunst — vergoldetes Silber mit emailliertem Zierwerk —, angeblich vom Ungarkönig selbst im Jahre 1482 der Stadt geschenkt, erhielt der Gemeinderat ein Angebot von 200000 Kronen, das aber einstimmig abgelehnt wurde.

Heer und Flotte.

Die Erprobung der neuen, auf den westlichen Höhen von Dover aufgestellten 9,2-zölligen Geschütze ergab, daß sie nicht nur dem Feinde gefährlich werden können. Als die schweren Geschütze abgefeuert wurden, erfolgte eine heftige Erderschütterung, deren Gewalt so groß war, daß in vielen Häusern die Fenster sprangen und die Decken einstürzten. In der Nähe der Küstenwache blieb nicht ein einziges Haus unbeschädigt.

— Eine große Flottenvermehrung steht in Japan bevor. Während der nächsten sieben Jahre sollen neu beschafft werden 4 Schlachtschiffe zu je 15000 Tonnen, 2 gepanzerte Kreuzer zu je 9900 Tonnen, 4 Kreuzer zweiter Klasse zu je 5000 Tonnen, 15 Torpedobootzerstörer und 50 Torpedoboote.

Ausstellungen.

Der starke Andrang zu der im September in **Wien** stattfindenden **internationalen Fischereiausstellung** hat die Durchführung der Schau im Fürst Schwarzenbergschen Hofgarten unmöglich gemacht; sie wird nunmehr in den Prater verlegt. Die dort vorhandenen zahlreichen Gebäude, Hallen und Pavillons sind zur Veranstaltung der Ausstellung vollkommen geeignet, um so mehr, als zwei Wasserleitungen (Donau- und Hochquellenwasser) zur Speisung der Aquarien vorhanden sind. Ebenso günstig gestalten sich auch die Verkehrsverhältnisse, die es gestatten, den Ausstellungsplatz von allen Punkten der Stadt aus in kürzester Zeit zu erreichen.



Phot. Ed. Schultze, Heidelberg.

Prof. Dr. Adolf Kussmaul †.

— Die am 22. Mai eröffnete **Geographische Ausstellung in Antwerpen** ist ein wissenschaftliches Ereignis von allgemeinem Interesse. Die angesehensten geographischen Gesellschaften, ferner Forscher und Missionare sandten wertvolle Beiträge und Andenken; darunter befinden sich Stanleys Congokarte, eine Sammlung alter Atlasse, die reichhaltigste, die je ausgestellt worden ist, ferner Sammlungen von Instrumenten und Apparaten für Meteorologie und Ozeanographie. Vorgeführt ist alles, was auf den Fortschritt der Schiffahrt Bezug hat. Reliefpläne der Kanäle und andrer Kunstbauten moderner Zeit, Modelle von Fahrzeugen aller Zeiten erregen allgemeine Bewunderung, namentlich die Modelle der neuesten Riesendampfer des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie.

Bühne.

Ernst von Wolzogen hat die Leitung des von ihm begründeten „**Bunten Theaters**“ in Berlin niedergelegt. Wenn er in einer Zuschrift an die Zeitungen für seinen Mißerfolg die unfreundliche Haltung der Presse verantwortlich macht, so befindet er sich im Irrtum. Die Presse hat ihm vielmehr großes Wohlwollen bezeigt, aber das Publikum ist der Ueberbrettelei überdrüssig.

— Eine verschollene Oper von **Boieldieu**: „**Die umgeworfenen Wagen**“, ist vom Münchener Orchesterverein mit gutem Erfolge neu belebt worden. Das Werkchen war ursprünglich 1808 in Petersburg als einaktiges Vaudeville erschienen und wurde dann in Paris zur komischen Oper umgearbeitet, wo es am 29. April 1820 zum erstenmal gegeben wurde.

— Im Théâtre de l'Oeuvre zu Paris und im Monnaie-Theater zu Brüssel gelangte das Schauspiel „**Monna Vanna**“ von **Maurice Maeterlinck** mit gleich großem Erfolg zur Vorführung. Es behandelt eine Episode aus den Kämpfen zwischen Pisa und Florenz und ist eine Variation des Judith-Holofernes-Stoffes.

— „**Alessandra**“, eine Oper des erblindeten jungen Komponisten **Pacini**, fand in Mailand begeisterte Aufnahme.

Denkmäler.

Kaiser Wilhelm hat den neuen Entwurf des Bildhauers Hermann Hidding für das **Ehrengrab** des in Peking ermordeten Gesandten **Freiherrn Klemens von Ketteler** endgültig genehmigt. Der für das Ehrengrab bestimmte Platz liegt im Schloßgarten zu Münster, an einer vorspringenden Ecke auf einer Art Halbinsel, umgeben vom Wasser des Schloßgrabens; die Front des Denkmals wird sich dem Friedhofe zuwenden, auf dem der Verewigte seine Ruhestätte gefunden hat. In dem Entwurf hat Hidding das sanft ansteigende Plateau des Schloßgartens zu einer architektonischen Anlage ausgestaltet. In der Mitte führt, von Rasen eingefaßt, eine Freitreppe in zwei Absätzen hinauf zum Plateau. Das eigentliche Denkmal ist auf der Höhe des alten Festungswalles architektonisch eingebaut und wird von einer 17 Meter breiten Terrassenanlage umschlossen. Halbrunde Stufen führen zu einer weiteren Freitreppe, auf der sich dann das Monument erhebt. Es hat die Form eines Obelisken. Am Fuße ist der Eingang zu einem altgermanischen Hünengrabe in rohen Blöcken der Architektur vorgelagert. Darüber zeigt sich das Profilrelief Kettelers, darunter die mit dem Eichenkranz geschmückte Reichsfahne. Links ist das bekannte Bild des Kaisers „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“ in Reliefform übertragen. Die Stirnseite des Obelisken ist für die Widmungsinschrift und das Familienwappen vorbehalten. Die Skizze auf der rechten Seite des Obelisken zeigt die Germania am Meeresstrande, wie sie ihre auf den Schiffen befindlichen Söhne in die Ferne sendet. Auf dem Obelisken erhebt sich die kraftvolle Gestalt des heiligen Michael.



Das von Kaiser Wilhelm entworfene Relief für das Ketteler-Denkmal in Münster i. W.

— Der preußische Lehrerverein hat beschlossen, dem früheren preußischen Unterrichtsminister **Adalbert Falk** in Hamm, der letzten Stätte seiner Wirksamkeit, ein Denkmal zu errichten. Die Mittel in Höhe von etwa 30000 Mark stehen zur Verfügung.

— Vor der Sorbonne in **Paris** ist ein Denkmal für den Philosophen **Auguste Comte** († 1857) enthüllt worden.

Alpines.

Die schon vor einiger Zeit erwähnte Gangbarmachung der **Höllenthalklamm** bei **Garmisch** soll noch in diesem Jahr ausgeführt werden. Zur Vornahme von Sprengungen werden dort Anfangs September 3 Offiziere und 80 Mann des Münchener Pionierbataillons eintreffen. Die Sprengungen werden mit Pikrinsäure durch elektrische Zündungen vorgenommen. Es soll zunächst der Weg bis zum zweiten Wasserfall (etwas über ein Drittel der ganzen Länge) fertiggestellt werden.

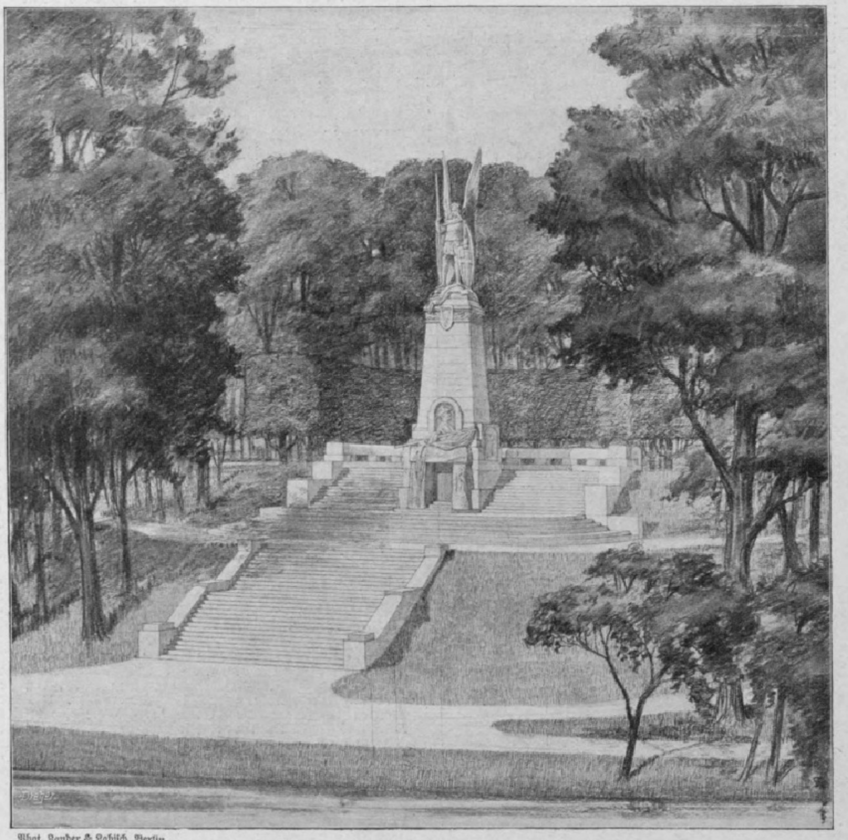
Totenschau.

In der Nacht zum 24. Mai verschied der Erzbischof von Köln D. **Hubertus Simar**, einer der bedeutendsten deutschen Kirchenfürsten. Zu Eupen am 14. Dezember 1835 geboren, wurde er am 2. Mai 1859 zum Priester geweiht, wirkte als Kaplan in Bonn und wurde zum Lizentiaten der Theologie promoviert. 1860 erhielt er eine Repetentenstelle im theologischen Konvikt. 1864 zum außerordentlichen Professor für systematische Theologie ernannt, erlangte er 1867 den theologischen Doktorgrad honoris causa von der Fakultät in Münster i. W. 1880 wurde er zum ordentlichen Professor der Dogmatik und Apologetik ernannt. Nach mehr als 30 Jahren akademischer Thätigkeit erging an Simar 1891 der Ruf, an Stelle des verstorbenen Bischofs Drobe von Paderborn den dortigen Bischofsstuhl einzunehmen, und 1899 kam er als Nachfolger des Kardinals Krementz nach Köln. Inthronisiert am 20. Februar 1900, hat er den erzbischöflichen Stuhl nur $2^1/_4$ Jahre eingenommen. Der Verewigte hat sich auch vielfach schriftstellerisch auf dem Gebiete der Theologie bethätigt.

— Professor Dr. **Adolf Kußmaul**, der berühmte Mediziner, ist am 28. Mai in Heidelberg gestorben. Am 22. Februar 1822 in Graben bei Karlsruhe geboren, studierte er in Heidelberg, wurde 1848 badischer Militärarzt, wohnte dem Feldzuge in Holstein bei, praktizierte 1850—53 als Arzt in Kandern und setzte dann seine Studien zu Würzburg fort. Er habilitierte sich 1855 in Heidelberg, ging 1859 als Professor der inneren Medizin und Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik nach Erlangen, 1863 nach Freiburg und 1876 nach Straßburg. Seit April 1889 lebte er im Ruhestand zu Heidelberg. Gemeinsam mit seinem Freunde A. Tenner schrieb er „Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt“, die die Lehre von der Epilepsie bedeutend förderten. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Einführung verschiedener mechanischer Behandlungsmethoden in die innere Medizin. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften veröffentlichte er eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Sein letztes, 1898 erschienenes Werk waren die „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“.

*

Geschichts- und Landschaftsmaler **Paul Merwart** aus Wien, verunglückt bei der Katastrophe auf Martinique. — Eisenbahningenieur **Wilhelm von Pressel**, Erbauer der ersten Bahnen in der Türkei, 81 J., † 17. Mai, Konstantinopel. — **Edwin Lawrence Godkin**, vormals Herausgeber der New Yorker „Evening Post“, 71 J., † 20. Mai, London. — Historiker Professor Dr. **Wilhelm Ihne**, 81 J., † 21. Mai, Heidelberg. — **Theresia Graf**, unter dem Namen **Resi Grafenberg** einst geschätztes Mitglied des Burgtheaters, 81 J., † 21. Mai, Wien. — **Prinz Albert von Sachsen-Altenburg**, 59 J., † 22. Mai, Serrahn in Mecklenburg. — Großindustrieller Kommerzienrat Dr. **Karl Diffené**, 66 J., † 22. Mai, Mannheim. — **Karl Gimbel**, bek. Kunstsammler, Autorität auf dem Gebiete der Waffenkunde, † 23. Mai, Baden-Baden. — **Lord Julian Pauncefote**, englischer Botschafter, 74 J., † 24. Mai, Washington. — Monsignore **Francesco Tarnassi**, päpst. Internuntius im Haag, 54 J., † 24. Mai, Rom. — Wirkl. Geheimer Rat Dr. **Kügler**, Präsident des Oberverwaltungsgerichts, 56 J., † 25. Mai, Berlin. — **Georg Eberhard Ernst**, Inhaber des Berliner Kunstverlages Ernst & Sohn, 50 J., † 25. Mai, Lugano. — **Freiherr Anton von Banhans**, Präsident der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, vormals Handelsminister, 77 J., † 26. Mai, Wien. — **Alice Durand**, unter dem Namen **Henry Gréville** als Romandichterin bekannt, 60 J., † 25. Mai, Boulogne. — **Benjamin Constant**, berühmter Orientmaler, 57 J., † 26. Mai, Paris. — Impresario **Max Dorval** (eigentlich Maximilian Leucht), verunglückt mit dem Automobil, † 26. Mai, Paris.

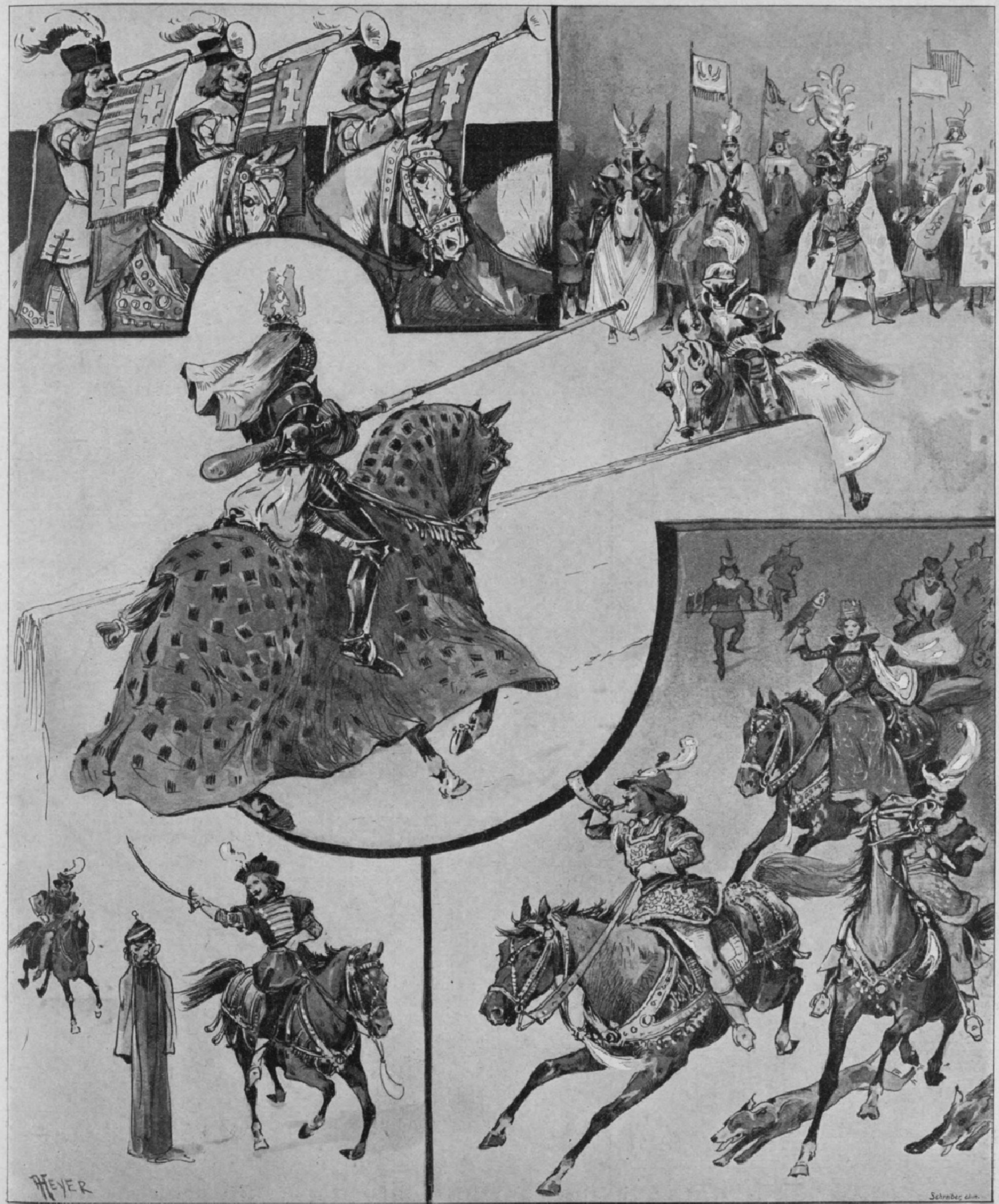


Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Der Platz in Münster i. W. auf dem das Ketteler-Denkmal aufgestellt wird.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Fanfarenbläser. Scene aus dem Turnier.
Caracole. Falkenjagd.

Vom aristokratischen Karussell in Budapest. (Text Seite 738.)

Nach Zeichnungen von Arthur Heyer.

Hausmusik.

Im Verlag von Gebr. Hug & Comp. in Leipzig erschien eine Anzahl geschmackvoll zusammengestellter Albums von Klavierkompositionen. Vor allem bietet das „Album russe" in seinen zwei Bänden zu billigem Preise eine Auswahl der beliebtesten Tonstücke russischer Meister. Rubinsteins allgemein beliebte „Melodie" und „Trot de cavallerie", Konzertwalzer von Moninszko, Arensky, Lindow und Rachmaninoff und mehrere der hübschesten Nummern aus Tschaikowskis Jahreszeitencyklus finden sich hier vereinigt. Gewandte Klavierspieler werden diese Sammlungen mit Interesse begrüßen. Für minder Vorgeschrittene empfehlen sich die „Billigen Bandausgaben klassischer und moderner Klaviermusik" aus dem gleichen Verlage. Die Hefte enthalten je 6 bis 8 bekannte und beliebte Salonstücke, teils in ganz leichter, teils auch in anspruchsvollerer Form. „Salonalbums" mit Kompositionen von Ascher, Richards, Oesten u. a. m., ferner die Sammlungen „Aus den Alpen", „Aus dem Konzertsaal", „Beliebte Salontänze", „Opern-Album", „Für die Kinderwelt" tragen jedem Geschmack und jeder Fertigkeit Rechnung. Wir begegnen in einzelnen der sehr billigen Gesamthefte den besten Kompositionen unsrer klassischen Musikmeister. — So recht geeignet für Haus und Familie, wo Mutter und Kinder mitsammen singen, erscheint ebendort ein Heft mit sechs zweistimmigen Liedern, mit leichter Klavier- oder Harmoniumbegleitung von J. Nater. — „O Maienzeit, o Liebestraum", Gedicht von Viktor Blüthgen", ist von Leo Held in Musik gesetzt (Wien, Josef Eberle). Warm und empfindungsvoll, leicht sangbar, ist das Lied für hohe und auch mittlere Stimmen geschrieben und mit ansprechender, nicht schwerer Klavierbegleitung versehen.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Ant. Frhr. v. Perfall, An der Tafel des Lebens. Roman. M. 4.80. Stuttgart, Bonz & Comp.
Fel. Ludw. Langenbach, Erbgift. Schwank. 75 ₰. München, Bayr. Kolonialhaus.
Otfrid Hagen, Scherz- und Minneweisen eines Spielmanns. M. 1.50. Berlin, H. Walther.
A. Attenhofer, Auf sonnigen Pfaden. M. 2.—. Zürich, C. Schmidt.
M. v. Kaisenberg, Die Intriguen der Gräfin Elisab. Seefeld. Hofroman aus d. Memoiren eines souv. Fürsten. M. 4.—. Ebd.
P. Mantegazza, Die Physiologie der Wonne. M. 4.—. Ebd.
Die Memoiren d. Königs Milan v. Serbien. M. 4.—. Ebd.
J. Oestring, Die Grafen Lasicz. Mod. Sittenrom. M. 3.—. Ebd.
Schartenmayer red. Der südafr. Krieg. Heldenged. M. 1.—. Ebd.
B. Speckmann, Der Untergang v. „Weltevreden". R. M. 2.40. Ebd.
Gräfin Wedel-Bérard, Regina Bertolina. Dr. M. 1.50. Ebd.
— — Seine Madonna. Sittengemälde. M. 2.40. Ebd.
E. Müller-Waldeck, Siciliana. Auf Goethes Pfaden. M. 2.—. Ebd.
El-Correi, Falsche Straßen. Roman. M. 3.—. Berlin, Schall.
Dr. Jos. Müller, Das sexuelle Leben der Naturvölker. 2. Aufl. M. 1.50. Leipzig, Grieben.
— — Das sex. Leben der alten Kulturvölker. M. 2.50. Ebd.
Dr. R. Ehrenberg, Große Vermögen; ihre Entsteh. u. Bedeut. (Fugger—Rothschild—Krupp). M. 3.—. Jena, G. Fischer.
Paul u. Victor Margueritte, Der große Krieg 1870/71. Ein Romancyklus. Deutsch von U. Fricke. Bd. I/II: Der Unstern. M. 5.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Martha Asmus. Im Frühling. Novelle. M. 2.—. Ebd.
C. Rosner, Der Ruf des Lebens. Erzählung. M. 2.50. Ebd.
Osk. Levertin, Der Magister v. Oesteras. Erz. M. 3.—. Ebd.
Victor Blüthgen, Die Spiritisten. Roman. M. 3.—. Ebd.
Carry Brachvogel, Der Nachfolger. Rom. a. Byzanz. M. 4.—. Ebd.
Chr. Petzet, Die Blütezeit der deutschen polit. Lyrik von 1840 bis 1850 (in 5 Liefgn.) Liefg. 1 M. 1.80. München, Lehmann.
Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 11. Jahrg. Hrsg. E. v. Schenckendorff u. Dr. F. A. Schmidt. Leipzig, Voigtländer.
Dr. Jul. Hoffmann, Alpenflora f. Touristen u. Pflanzenfreunde (in 10 Lfg. à 60 ₰). Lfg. 1—3. Stuttgart, Verlag f. Naturkunde.
Toussaint-Langenscheidt, Russisch z. Selbststudium. (36 Briefe à M. 1.—) Brief 1—8. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshdlg.
Schär-Langenscheidt, Kaufmänn. Unterrichtsstunden in 2 Kursen à 21 Lektionen. Lekt. 1. M. 1.—. Berlin, Dr. P. Langenscheidt.

Briefmappe.

L. in C., Elsaß. Schönsten Dank für Ihre Beisteuer zum Kapitel der „Seeschlange“. In verschiedenen Variationen treten immer von neuem Erzählungen von Fröschen, Kröten, Molchen oder Schlangen auf, die sich längere Zeit in einem menschlichen Magen häuslich niedergelassen hätten und dann gelegentlich erbrochen worden seien. Gewöhnlich wird beigefügt, daß die betreffenden Tiere im Ei- oder Laichzustand beim Trinken von Wasser verschluckt wurden und sich im Magen weiter entwickelten, wo sie sich's wohl sein ließen und sich an den aufgenommenen Speisen gütlich thaten. Ungewöhnlich großer Appetit der von ihnen bewohnten Personen ist dann die Folge davon! Meist passiert die Sache in einem Dorfe „bei Paris“, im „Berner Oberland“ oder in einer Gemeinde mit unaussprechlichem ungarischem oder russischem Namen, die durch die Post nicht aufzufinden ist. Nur selten ist die Ortsangabe so genau, daß man der Sache auf den Grund gehen kann. Ausnahmsweise war dies bei folgendem, unter dem 6. Februar d. J. aus Winkel im Oberelsaß gemeldeten Falle möglich. Das vierjährige Söhnchen eines Ackerers, so hieß es in dem Bericht einer Straßburger Zeitung, hatte seit einiger Zeit einen stark geschwollenen Unterleib, dazu auch einen ungewöhnlichen Appetit, wie man ihn bei manchen erwachsenen Personen nicht findet. Trotz des vielen Essens aber wurde das Kind immer magerer, nur der Unterleib immer dicker. Dem Kinde wurden auf ärztliche Anordnung hin Abführmittel gegeben, aber es half nichts. Eines Morgens, als man an das Bettchen des Kleinen trat, lag dort eine etwa 50 Centimeter lange lebende Schlange, die das Kind angeblich durch den Mund abgegeben hatte und die durch Schläge auf den Kopf getötet wurde. Das Kind, so hieß es weiter, sei wieder völlig hergestellt. Man glaube, daß es durch Wassertrinken die Schlange in den Körper aufgenommen habe. — Durch die von mir an Ort und Stelle vorgenommenen Ermittelungen wurde festgestellt, daß man allerdings im November v. J. im Bette eines kränklichen Knaben eine zusammengerollte lebende Schlange, eine halb ausgewachsene Ringelnatter, gefunden hatte, die dann getötet wurde. Davon, daß das Tier erbrochen worden, ist keine Rede. Die Schlange wurde auch nicht des Morgens, sondern abends, als man den Knaben zu Bett bringen wollte, aufgefunden; sie hatte sich also, wie das nicht selten geschieht, untertags in das Haus eingeschlichen. Erst später, als eine mit Anschwellung des Unterleibs verbundene Krankheit sich besserte, wurde die Geschichte von der verschluckten Schlange in Umlauf gesetzt. Im Volke werden solche Geschichten allgemein geglaubt, und darauf sind auch die zahlreichen Votivtafeln an Wallfahrtsorten zurückzuführen, auf denen Kranke abgebildet sind, die in drastischer Weise riesige Schlangen oder Frösche von sich geben. Wissenschaftlich steht längst fest, daß durch Lungen oder Kiemen atmende Tiere, wenn sie durch einen Zufall in den menschlichen Magen kommen, in kürzester Zeit zu Grunde gehen. Trotzdem taucht diese Art von „Seeschlange“ immer wieder auf und findet, wie unser Fall beweist, Gläubige.

K. R. in R. Ahlbeck in Pommern gehört zu den beliebtesten Ostseebädern und ist nicht teuer. Dort ist in diesem Jahre auch die Einrichtung der Familien-Seebäder eingeführt. Nähere Auskunft erteilt die Badedirektion.

O. K. K. in Berlin. Halten Sie ein! Die Wucht Ihrer Muse zermalmt uns.

M. W. in U.-R. Die Zahl der Zeitungen ist zu groß, als daß wir sie hier aufzählen könnten. Jeder Buchhändler nennt Ihnen die Titel der Hauptblätter.

K. J. in H., Holstein. Die Dichterin Camilla, deren ergreifende Schöpfungen wir kürzlich brachten, wohnt nicht in dem von Ihnen bezeichneten Orte, aber den kleinen Irrtum wird sie Ihnen gewiß verzeihen, sobald sie erfährt, daß ihre Muse auch Sie zu poetischer That entflammt hat. Sehr begreiflich ist es auch, daß dieser karge Lenz Ihrer Harfe gerade ein Herbstlied entlockte. Hier folgt es in seiner ganzen Schöne:

Die Nacht ist mondenmilde,
Das Dorf liegt mäuschenstill,
Ich schweife im Gefilde
Und weiß nicht, was ich will.

Mein Herz war sonst so grämlich,
So selbst-sich-unbewußt,
Jetzt klopft es laut vernehmlich
Die Fluten durch die Brust.

Ich muß mein Herz verkorken,
Ich weiß, warum es lacht:
Die Gorken, die sauren Gorken,
Die werden heut eingemacht.

Tuff-Tuff. Von der Berliner Automobilausstellung wurde uns berichtet, daß besondere Nachfrage nach Last- und Geschäftswagen herrsche, in welcher Wagengattung Deutschland das Hervorragendste leistet. Danach hat es den Anschein, als ob verschiedene Großbetriebe und Warenhäuser an Stelle ihres Pferdebetriebes nunmehr den Motorwagenbetrieb einzuführen gedenken.

Max R. in München. Uns ist früher für solche Zwecke Grenoble empfohlen worden.

B. B. in Wien, Paul W. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 20.

Gespielt im telegraphischen Wettkampf zwischen London und New York am 14./15. März 1902.

Sizilianische Partie.

Weiß: E. Hymes (New York). — Schwarz: D. Y. Mills (London).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**c7—c5**	23. Dd4—c3	Dd7—e7
2. Sg1—f3	e7—e6	24. Le3—d4	e6—c5
3. Sb1—c3 [1])	d7—d5!	25. Ld4—e5	d5—d4
4. e4×d5	e6×d5 [2])	26. Dc3—a5	Sf8—g6 ? [9])
5. Lf1—b5†	Sb8—c6	27. Td1×d4!! [10])	Sg6×e5 [11])
6. Sf3—e5	Lc8—d7	28. Td4×e4	f5×e4
7. Se5×d7	Dd8×d7	29. f4×e5	De7×e5
8. 0—0	Lf8—e7 [3])	30. Da5—d2	De5—d4†
9. d2—d4	c5×d4	31. Dd2×d4 [12])	c5×d4
10. Lb5×c6	b7×c6	32. Tf1—d1	Ta8—d8
11. Dd1×d4	Le7—f6	33. Kg1—f2	Kg8—f7
12. Dd4—c5	Sg8—e7	34. c4—c5	Kf7—e6
13. Lc1—e3 [4])	0—0	35. c5—c6	Ke6—d5
14. Ta1—d1	Se7—g6	36. c6—c7	Td8—c8 [13])
15. b2—b3 [5])	Lf6—d8	37. Td1—c1	Kd5—d6
16. Sc3—a4 [6])	Ld8—e7	38. Tc1—c4!	Tc8×c7
17. Dc5—d4	Tf8—d8 [7])	39. Tc4×d4†	Kd6—e5
18. Sa4—c5	Le7×c5	40. Td4—d2 [14])	Ke5—f4
19. Dd4×c5	Sg6—f8	41. Kf2—e2	Kf4—e5
20. f2—f4	f7—f5	42. Ke2—e3	Tc7—c3†
21. Dc5—d4	Td8—c8	43. Ke3—e2	Tc3—c7
22. c2—c4	Tc8—e4	44. Ke2—e3	Tc7—c3†

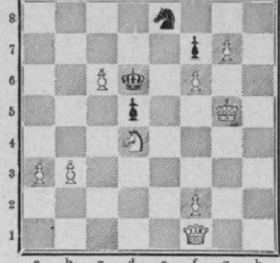
Als unentschieden abgebrochen.

[1]) L. Hoffer (im „Field") ist der Ansicht, daß sofortiges 3. d2—d4 den Vorzug verdient.
[2]) „The Field" hält nunmehr, da Schwarz keinen schwachen d-Bauern habe, das schwarze Spiel für besser.
[3]) Hier käme unsers Dafürhaltens auch d5—d4 (9. Tf1—e1† Lf8—e7 10. Sc3—e4 0—0—0) in Frage.
[4]) Mit 13. Tf1—d1 droht 14. Sc3—e4, was indes mit Dd7—f5 leicht in vorteilhafter Weise umgangen wird.
[5]) Jetzt wäre mit 15. Sc3—e4 das Opfer des Bb2 verbunden, für das Weiß ein Aequivalent wohl kaum erhielte.
[6]) Den Springer nach e4 zu ziehen, wäre jetzt ein Tempoverlust, da er nach f7—f5 (wegen der Drohung f5—f4) sofort wieder nach c3 zurück müßte.
[7]) Um dem Springer den Weg über f8 zu eröffnen.
[8]) Auf 24. Lc3—e1 (d2) oder 24. Tf1—e1 folgt natürlich sofort d5—d4, auf Le3—f2 dagegen Bauerngewinn durch d5×e4 nebst Td4×f4. Der Textzug ist sonach gegenwärtig der beste.
[9]) Schwarz sieht die Absicht des Gegners nicht; sonst wäre er ihr mit Ta8—d8 oder Sf8—e6 begegnet.
[10]) Ein prachtvoller Zug, der die für Weiß recht ungünstig stehende Partie rettet.
[11]) Auf c5×d4 folgt natürlich 28. Da5—d5† (auf Te4×d4 zuvor Le5×d4).
[12]) Weiß könnte den Schwierigkeiten, die sich durch die beiden freien Mittelbauern möglicherweise ergeben, durch 30. Dd2—f2 vorbeugen. e4—e3 könnte darauf wegen dreizügigen Matts nicht geschehen.
[13]) Auf e4—e3† 37. Kf2—e2 folgt ähnlich wie im Text Td8—c8 38. Td1—c1 Kd5—e4 39. Tc1—c4, womit Weiß die Partie nicht nur rettet, sondern vielleicht sogar gewinnt.
[14]) Damit ist augenscheinlich das Remis gesichert.

Aufgabe 24.

Von Dr. Hans Hoche in Freienwalde (Oder).
(Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 21:

W. 1. Sd5—f6
S. 1. Ke5×f6
W. 2. e4—e5 matt.

A.
S. 1. Dg7×f6
W. 2. De2—e5 matt.

B.
S. 1. d4×e3, —d3
W. 2. De2—e3 matt.

C.
S. 1. S beliebig, D beliebig anders
W. 2. Sf6—d7, ×g4 matt.

Richtige Lösungen sandten ein: J. F. Thaden in Nordenham zu 18; J. B. in Hedewigenkoog zu 19; F. Schneider in Neunkirchen zu 19 und 20; Marcus Birkenfeld in Husiatyn, Julius Richter in Brünn, E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg), Hänschen Dietrich in Tharandt und P. in Graz zu 21; Senglier in Bulgrin zu 22.

Worträtsel.

Ich gebe dir alles, was du nicht hast,
Ich nehme dir ab der Sorgen Last;
Ich nehme dir weg, was dir gegeben,
Ich lass' dich in Trübsal und Kummer schweben:
Du hast mich, und du fassest mich nicht,
Nicht bin ich zu deinem Wollen verpflicht';
Du sahst mich nicht kommen und sahst mich nicht gehn,
Du sehnest, du fürchtest mein Wiedersehn.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 700:

Des Buchstabenveränderungsrätsels:

B	Z	G	A	**M**	W	W	L	S	B	L	S	**H**	F	B	P	K
u	w	e	**u**	e	**e**	e	i	e	a	e	**c**	a	**ä**	a	a	l
c	e	**ä**	b	u	l	**s**	n	g	r	**s**	o	l	h	**u**	r	e
h	**r**	s	e	t	l	e	**i**	e	**d**	e	t	l	r	e	**m**	i
t	g	t	r	e	e	l	e	**n**	e	r	t	e	e	r	a	**e**

„Träume sind Schäume“.

Des Verwandlungsrätsels: Osterhase — Aster, Hose.

Des Worträtsels: Matrose, Mairose.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Mukt“ in Hamburg-Uhlenhorst (3). „Lea“ in Mannheim. ? in Paris (2). Gabriele Melting in Jefferson City (5). Werner Müller in Rorschach. „Süddeutsche“ am Klingelpütz in Köln (2). Frau Ida Kremer in Robschütz (5). Adeline und Otto v. B. in Ch. (3). Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg. „Liselotte“ in Hannover. Alice Dutoit in Morges. „Stammtisch“ in G. (3).

Silbenrätsel.

Das erste Paar, wo immer man es sieht,
Gehaßt, verfolgt wird's überall auf Erden,
Und wenn ein Hirsch die Letzten nach sich zieht
So kann es für ihn selbst gefährlich werden.

Verlockt hat einst des Ganzen Zauberkraft
Nicht nur die Ersten, auch geliebte Wesen,
Sonst hätt' es sich wohl nie den Ruhm verschafft,
Daß Dichtung und Musik es auserlesen. M. Sch.

Bäder und Sommerfrischen.

Das Ostseebad Zoppot hat ein umfassendes Unterhaltungsprogramm festgestellt, das geeignet sein wird, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die Blicke der Sportfreunde auf sich zu lenken. Eine große Sportwoche vom 13. bis zum 20. Juli wird neben zwei großen Pferderennen vor allem ein Tennisturnier mit glänzenden Preisen bringen, das mehrere Tage in Anspruch nimmt und für das der Kaiser einen Preis gestiftet hat. Alle andern Zweige des Sports kommen ebenfalls zum Worte. Es verlohnt sich also wirklich, Zoppot in sein Reiseprogramm aufzunehmen.

Im Interesse des gebildeten, minderbemittelten Publikums, für das noch keine Lungenheilstätten gebaut sind, machen wir auf die segensreiche Einrichtung der weltbekannten Dr. Brehmerschen Heilanstalt zu Görbersdorf in Schlesien aufmerksam, die eine Zweiganstalt für Minderbemittelte enthält. Man versäume nicht, Anfragen zu adressieren: Dr. Brehmers Heilanstalt, Görbersdorf—Schlesien, da noch andre Anstalten am Orte sind.

Die Internationale Plakatkonkurrenz für Reklameplakate für den Kurort Wörishofen hat einen außerordentlich guten Erfolg gehabt. Es sind 157 Einsendungen aus den verschiedensten Ländern eingelaufen. Die ursprünglich in Aussicht genommenen drei Preise (600, 300 und 100 Mark) mußten fallen gelassen werden. Dagegen wurde die Preisverteilung im Rahmen der ausgesetzten Gesamtsumme (1000 Mark) wie folgt vorgenommen: 1. 500 Mark Plakat-Nr. 39 Kunstanstalt Grimme & Hempel Akt.-Ges., Leipzig (ausgeführt von Fritz Rehm, Kunstmaler, München). 2. 125 Mark Plakat-Nr. 77 Frau Hannah Kolb, Ebersberg bei München. 3. 125 Mark Plakat-Nr. 121 Martin Rohrlapper, Kaditz bei Dresden. 4. 100 Mark Plakat-Nr. 65 Fritz Faber, Kunstmaler, München. 5. 100 Mark Plakat-Nr. 2 Michael Randel, Kunstmaler, München. 6. 50 Mark Plakat-Nr. 4 Adolf Wolf-Rothenhan, Maler, Wien.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Der diesjährige Lenz hat sich recht unfreundlich erwiesen. Husten und Schnupfen waren und sind seine Begleiterscheinungen. Als Vorbeugungsmittel gegen solche Störungen dient bekanntlich kräftige Bouillon, das einfache und überaus wirksame Hausmittel, das stets zur Hand ist: denn ein Töpfchen mit echtem „Liebig“ fehlt wohl in keinem Haushalt. Junggesellen und sonstigen einzeln lebenden Personen werden die vor kurzem in den Handel gebrachten Zinntuben mit Liebig Fleischextrakt, je 1/16 Pfund enthaltend, gute Dienste leisten; sie nehmen wenig Raum ein, sind leicht zu handhaben und gewähren auch bei nur geringem Bedarf die Möglichkeit, rasch eine Tasse stärkender Fleischbrühe zu bereiten.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Damen-Konfektion.



Nr. 5366. Nr. 5371.

Nr. 5366. **Aparte Hemdbluse** aus **breitgestreiftem Percal**, weiss mit schwarz gestreift, weiss mit blau gestreift oder weiss mit rosa gestreift, abknöpfbarer Stehkragen, Vorderteil travers gestreift mit schmalen, abgenähten, gezogenen Fältchen, Rücken kollerartig gearbeitet. M. 5.75.

Hemdblusen.

Nr. 5362. **Hemdbluse** in gefälliger Form aus **waschecht gestreiftem Percal**, **weiss mit rot und schwarz** gestreift, **weiss mit grau und schwarz** gestreift oder **weiss mit blau** gestreift, abknöpfbarer Stehkragen, Vorderteil mit schmalen Fältchen, Mittelfalte mit weissem Spitzenbesatz . . . . M. 4.—.

Nr. 5363. **Duftige Sommerbluse** aus **weissem Mull**, abknöpfbarer Stehkragen, Vorderteil mit abgenähten Fältchen. Mittelfalte mit Spitze besetzt. Rücken kollerartig gearbeitet . M. 4.50.

Nr. 5364. **Reichgestickte Bluse** aus **einfarbigem Batist, rosa, schwarz** oder **modefarben**. Vorderteil mit Fältchen und schwarz-weisser Stickerei verziert. Stehkragen, Rücken und Aermel-Manschetten mit abgenähten Fältchen. Sehr preiswerte Bluse . . . . M. 4.50.

Nr. 5371. **Elegante, weisse Mullbluse**, abknöpfbarer Stehkragen, Rücken mit Fältchen, Vorderteil mit reicher Stickerei u. Application verziert. M. 9.50.

Reise-Costumes.

Nr. 5480. **Modernes Kleid**, bestehend aus Rock und Jaquet, aus **sehr gutem Homespun, marinemeliert, braunmeliert** oder **graumeliert**. Jaquet vorn halbanliegend mit verdeckter Knopfpatte zu schliessen, im Rücken anliegend, sehr hübsch mit Tuch-Application verziert. Rock mit angesetztem Volant und aufgesteppten Tuchstreifen ausgestattet. Rock und Rumpf des Jaquets auf baumwollenes Futter gearbeitet . . . . M. 30.—.

Nr. 5485. **Feines gediegenes Kleid**, bestehend aus Rock und Jaquet, aus **meliertem Stoff** mit karierter Abseite, **braunmeliert, graumeliert** oder **marinemeliert**. Jaquet vorn halbanliegend, zweireihig geknöpft, im Rücken anliegend. Rock mit angesetztem Serpentine-Volant. Umlegkragen, Revers, Aermel-Manschetten und Rock mit karriertem Stoff besetzt . . . . M. 40.—.

Unser ungemein reichhaltiges Preisverzeichnis sowie Stoffproben versenden wir unberechnet u. portofrei.



Nr. 478.

Nr. 478. **Aparter Garten- und Schutzhut, Fantasiegeflecht**, crême mit modefarben geringelt, mit weissem Mull und Winden garniert . . . . M. 4.75.

Nr. 479. **Reizender Garten- und Schutzhut, weiss oder beigefarben, Fantasiegeflecht**, geschmackvoll mit weissem, gesteppten Mull und Feldblumen garniert . . M. 5.50.



Küster Perry & Co. Nachf.,

Frankfurt a. M., empfiehlt
Engl. L. Tennis Schläger ℳ 5.-, 8.-, 11.- bis 55.-

„Champion" **Ia Schläger** ℳ 12.50 (üb. 3500 vkft.)
Lawn Tennis Schläger — Bälle — Pressen,
Lawn Tennis Netze — Netzpfosten,
Complete Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schuhe — Anzüge.
Illustr. Preisliste grat. u. frco. Regeln (deutsche) ℳ 0.50.

✚ Um Schlank ✚

zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **"Vesiculosine"** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab*, sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **"Pilules Apollo"** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **"Pilules Apollo"** sind selbst den **delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig forbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).

Flacon mit Notiz Mark **5.** — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ**, Apoth., 5, **Passage Verdeau, Paris, IX**e. — Depot in BERLIN: Apotheke zum **WEISSEN SCHWAN, Spandauerstrasse. 77.**

Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., **Königsgasse, 12.**

Man verlange auf den Schachteln den Stempel der "Union des Fabricants".

Eppers Dikatopter

Patent in all. Staaten



Zeichen-Apparat zum mechanischen Abzeichnen.
Vergrössern oder **Verkleinern** von Vorlagen, Modellen, **Landschaften nach der Natur** etc.
ferner: **Ia. Platin-Holzbrandapparate**
G. J. Pabst, Nürnberg.
Prospekte gratis.

Buchführung lehrt brieflich.
Prospecte und Probe frei. O. Härtel, Görlitz.

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart**, Cannstatterstr. 107.

Ovos

Pflanzenfleisch-Extrakt
ist **bedeutend nahrhafter** und die **Hälfte billiger**, als alle **Fleisch-Extrakte**;
verstärkt Bouillon, Suppen, Saucen, Gemüse etc. Erhältlich in allen Colonialw.-, Delicatess-, Drogen- und einschlägigen Geschäften
Eiweiss-Extrakt-Kompagnie, G. m. b. H.
Berlin N. 58, Stargarderstrasse 60

Stotterer

erh. schnell u. sicher e. **vollk. natürl.** Sprache in der Anstalt von **Prof. Rud. Denhardt**, Eisenach i. Th. **Einz. Anst. Deutschl.** i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgez., zul. d. S. M. Kaiser Wilhelm II. Prosp. grat. Honor. n. Heil.

Reizender herrschaftl. Landsitz, kleines massives Schlößchen, wundervolle Lage, schweiz. Bodensee, Bahnknotenpunkt, 55,000 Frs. fest verkäuflich. Offerten sub **Z. D. 3904** an **Rudolf Mosse, Zürich.**

Bret Harte †.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Cressy. Roman von Bret Harte.

Geheftet ℳ 2.50, elegant gebunden ℳ 3.50.

Nach jeder Richtung hin so vollendet und originell, daß es jedem, ob er nur Unterhaltung sucht oder nebenbei auch noch einen künstlerischen Maßstab anlegt, hohen Genuß gewähren wird. General-Anzeiger, Leipzig.

Ein fahrender Ritter der Foot-Hills und andere Novellen.

Von **Bret Harte**. Geheftet ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50.

Gesunde, herzerfrischende und geisterquickende Poesie, die in dem Mutterboden der Wirklichkeit wurzelt und nach Schönheit strebt — das ist die Hauptsignatur dieser Novellen. Hamburgischer Korrespondent.

→ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.** ←

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz · Rechnen · Schönschrift
Gründliche Ausbildung
Brieflicher Unterricht
Bessere Stellung. Höheres Gehalt.
Verlangen Sie gratis Prospekt u. Probebrief.
F. Simon gerichtlicher Bücher-Revisor. Berlin O. 27.

Cannstatter Misch-Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik

Werner & Pfleiderer

96 höchste Auszeichnungen. Patente überall.

Cannstatt (Württbg.), London, Berlin • Wien • Paris • Moskau, Saginaw U.S.A.

Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Briefmarken billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.

CHAMPAGNE FROMM

„Demi Sec." „Sec."

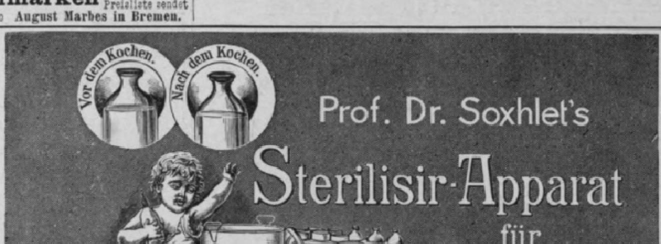


Garantirt ausschliesslich Wein der Champagne.

SCHUTZ-MARKE.

Sekt-Kellerei J. FROMM G. m. b. H.
Frankfurt a/M.

Verkaufsstellen an allen bedeutenderen Orten Deutschlands.



Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an die Firma.

Nur der **Original-Soxhletapparat**, gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich wertlosen Nachahmungen, ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

Actien-Gesellschaft Metzeler & Co. Gummiwarenfabrik und Asbestwerke
München. Wien VII/2, Mariahilferstrasse 12 u. 14.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Süderssen.

Roman
von
Wilhelm Meyer-Förster.

(Schluß.)

Es war heller Mittag, als Worms am andern Tage erwachte. Er rieb sich die Augen. Wie war es möglich gewesen, so lange zu schlafen? Das war die Reaktion auf die Wochen voll Mühen und Aufregung und vor allem die Reaktion auf den gestrigen Abend.

Er setzte sich im Bette aufrecht. Wie war doch das alles gewesen? Ein Erfolg sondergleichen! Das Publikum außer sich, „Portia“ rufend, „Shylock“ rufend, immer wieder „Shylock“, bis er vor den Vorhang gekommen war und die andern vor den Vorhang gekommen waren. Von unten warf man Kränze, reichte Blumenbouquets herauf, und Shakespeares Komödie, die für den verzärtelten Geschmack moderner Zeit als Lustspiel kaum noch recht paßt, war in einem solchen Beifallssturm zu Ende gegangen, wie er nur Leuten gespendet wird, die im Alltagsleben auf den Höhen der Menschheit stehen und sich ein einziges Mal dazu herabgelassen haben, der holden Wohlthätigkeit zuliebe ein lustiges Spiel zu agieren.

Dann die Ausfahrt aus dem Theater. Schauspieler und Schauspielerinnen, auf die eine lange Reihe glänzender Equipagen vor dem Theater wartete, Equipagen mit englisch rasierter Dienerschaft, mit silberbeschlagenem Geschirr und gekrönten Wagenlaternen, deren Licht durch geschliffene Krystallscheiben die nächtliche Abschiedsscene überstrahlte. Hier unten vor dem Portal inmitten der rechts und links wie Mauern zusammengedrängten Zuschauer hatten die Comtessen



Landschaft. Nach dem Gemälde von Camille Corot im Louvre zu Paris.
(Eine Landschaft von Corot ist Ende Mai in Paris für 231000 Franken verkauft worden.) [S. S. 760.]

noch einmal Worms' Hände geschüttelt: „Es war zu schön, Herr Worms. Sie haben herrlich gespielt. Nicht wahr, es war ein großer Erfolg? Ach, es ist schade, daß nun alles zu Ende ist."

Bis Worms' Equipage, als der letzte Wagen in der Reihe, vor dem Portal erschien, und Worms, in seinen Pelz gehüllt, von dem Diener sorglich mit einem zweiten Pelz bedeckt, Platz nahm. Eine kalte Nacht. Dem Kalender nach hätte es eigentlich schon Frühling sein müssen, aber über die nächtlichen Straßen breitete sich eine feine, leichte Schneedecke.

Dann weiter erinnerte er sich, wie er, zu Hause angekommen, ganz leise und vorsichtig die Thür zu Eleanors Zimmer geöffnet und hineingeschaut hatte. Welch ein Gegensatz zu dem glanzvollen Jubel des unvergleichlichen Abends! Ein düsterer Raum, nur schwach von einem Nachtlicht erhellt, im Hintergrunde das weiße Bett und daneben sitzend eine schwarze, einsame Gestalt, Südersſen. Ja, das war Worms' Heim! Das war es, was ihn zu Hause erwartete, so oft er, das Herz von irgend einer großen Bewegung oder einer künstlerischen Erregung geschwellt, zurückkehrte! So war es immer gewesen. Ein Heim ohne Freunde, das sich auf die feinen Blüten seiner immer wieder jungen und herzlichen Lebensfreude wie ein kalter Rauhfrost legte.

Ganz leise hatte er die Thür wieder geschlossen und war die Treppe hinaufgestiegen in seine einsamen Zimmer. Niemand, der ihn willkommen hieß, der ihn fragte: „Wie war es? War es ein Erfolg? Was hat das Publikum gesagt?"

Der Künstler bedarf eines solchen Empfanges. Er kann das Spiel seiner Seele nicht schrill abbrechen, das will austönen und ganz langsam verklingen.

Schließlich hatte er das quälende Alleinsein nicht länger ertragen. Er hatte dem Diener geklingelt: „Ich lasse Herrn Südersſen bitten, ein paar Minuten heraufzukommen." Aber er hätte dann ebensogut zu den leeren Wänden sprechen und erzählen können wie zu diesem Südersſen. Ein Mensch, der zwei Stunden lang ihm gegenüber gesessen und in die Luft gestarrt hatte, ohne ein einziges Mal durch irgend eine Frage anzudeuten, daß er wenigstens den Versuch machen wollte, irgendwie auch nur auf Worms' Seelenstimmung einzugehen. Ein Mensch, der nicht im stande war, über den engen Kreis seiner kleinen Sportinteressen hinaus für irgend etwas andres, von der Kunst ganz zu schweigen, je eine warme Anteilnahme zu beweisen. — — —

Ganz plötzlich fiel es ihm ein: die Zeitungen, die Berichte!

Mit einem Satz war er aus dem Bett, er klingelte, dann riß er, noch ehe der Diener Zeit gehabt hatte, hereinzueilen, die Thür auf: „Die Zeitungen!"

Nun las er und las, Blatt um Blatt, dann noch einmal, und zum drittenmal.

Und dann atmete Worms schwer auf.

Er empfand keine rechte Freude, es war zu viel, um sich einem echten und einfachen Glücksgefühl hingeben zu können.

Worte von einem Ueberschwang, die Worms' Herz zusammenzucken ließen, Worte so voll von Anerkennung, daß sie beinahe einen Schmerz verursachten. Man sprach auch von den andern Darstellern, selbstverständlich, man hatte für sie jene liebenswürdigen Lobsprüche, die bei solchen Gelegenheiten alte Tradition sind und die besagen, daß selbst die besten Berufsschauspieler ihre Aufgabe nicht besser hätten erfüllen können, und daß man nur eine bedauern müsse: die deutsche Bühne, die alle diese großen Talente nur an einem einzigen Abend und dann nie wieder in ihrem Dienste gehabt habe.

Aber Shylock, dieser Shylock!

Wer der Darsteller des Shylock gewesen war — ?

Worms.

Wer Worms ist? Eine Frage, die man nicht zu beantworten braucht. Jeder kennt ihn. Der große Banquier, dessen Rennpferde in Baden-Baden und auf allen Rennplätzen des Reichs für die rote Seidenjacke Erfolg auf Erfolg erringen, der Mäcen der Schauspieler, zu denen er vor freilich langer, langer Zeit gehört zu haben nicht vergessen hat. Ja, dieser selbe Worms, der heute zu den reichsten Männern der Hauptstadt zählt, war vor zwanzig Jahren einer der gefeiertsten Darsteller Europas. O, man hat ihn in Erinnerung behalten! Man erzählt in Künstlerkreisen noch heute von jener Zeit und jenen Erfolgen, aber für den Mimen hat die Nachwelt keine Kränze; er muß, will er nicht vergessen werden, diesen Kranz sich selbst neu flechten. Und das hat Worms gethan! Mit einer Darstellung des Shylock, die den Vergleich mit den besten Vertretern dieser Rolle ohne weiteres herausfordern darf.

Soll man noch etwas hinzufügen? Soll man die Hoffnung aussprechen, daß dieser große Künstler den Schritt, den er gestern gethan hat, wiederholen möge?

Eine nur schwache, kleine Hoffnung, mit deren Erfüllung Herr Worms freilich dem Höchsten auf Erden, der Kunst, einen Tribut zahlen würde, den er ihr ohne jede Frage schuldig ist.

Eine Thräne lief über Worms' Gesicht.

Er stand auf. Er nahm den Lorbeerkranz, den man ihm gestern gereicht hatte, und ging langsam die Treppe hinab. Durch das Glasdach, das sich hoch und weit über das Treppenhaus spannte, fiel der helle Sonnenschein. Die schüchterne Schneedecke der Nacht zerrieselte in den warmen Strahlen, der Frühling war da.

Und in dieser Mittagssonne, die hell und freundlich in die Fenster ihres Krankenzimmers blickte, war Eleanor eingeschlafen. Zum letzten Schlaf.

Ganz still und friedlich.

Ihre Hand lag in Südersſens Hand, und er ließ diese Hand auch nicht los, als er neben dem Bette zusammenfiel.

So fand ihn Worms.

Im ersten Moment begriff Worms nicht; was denn —? — — was?

Dann that er einen Schritt vorwärts und blickte in des Kindes Gesicht, dann ging ein Zittern über ihn hin. „Eleanor?" Dann brach er in die Kniee: „Eleanor, Eleanor!"

Südersſen war aufgestanden und hatte ihm Platz gemacht. Er stand am Fenster und schaute hinaus.

Er vernahm hinter sich Worms' Schluchzen, das bisweilen leiser wurde und dann wieder zu einer fast maßlosen Heftigkeit sich steigerte. Es war ein Weinen, das jedem Fremden das Herz zerrissen hätte, aber für Südersſen war es nur ein Geräusch, ferne Töne, die etwas unendlich Gleichgültiges hatten, auf die er in der ersten Minute gehört hatte und dann nicht mehr.

Er blickte in den Garten, über den eine Wolke hinzog, um dann gleich darauf wieder der Sonne Raum zu geben. Von den Bäumen und Büschen tropfte der zerfließende Schnee; nur unter den Sträuchern in der einen Ecke lag er noch als eine dünne Schicht über den Schneeglöckchen, die jedes Jahr an dieser Stelle zuerst wuchsen, und von wo Südersſen sie in drei Frühjahren für Eleanor gepflückt und hereingeholt hatte.

Leise Schritte gingen hinter ihm durch das Zimmer, einmal trat die Schwester zu ihm und fragte ihn etwas, die Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen.

Worms' Weinen wurde leiser und verklang. Vielleicht war er gar nicht mehr im Zimmer. Dann hörte Südersſen den Arzt sprechen, und dann schienen wieder andre ins Zimmer zu kommen und zu gehen, aber alles das geschah weit hinter ihm, wie ferne Dinge, die einem ans Ohr tönen, ohne daß man besonders darauf achtgiebt.

Die Sonne verschwand hinter der hohen Mauer des Nachbarhauses, da richtete er sich unwillkürlich auf. Es war sechs Uhr nachmittags. Um diese Stunde, jeden Tag um ein oder zwei Minuten länger verweilend, verschwand die Sonne, dann wußten Eleanor und er, ohne nach der Uhr zu blicken, wie spät es sei.

Er schaute sich um und war allein. Mit Eleanor. Aber sie sah nicht mehr aus wie heute mittag. Man hatte eine weißseidene Decke über sie gebreitet, ihre Hände ineinander gefaltet und zwischen die schmalen Finger einen kleinen Strauß Blumen geschoben. Das Wunderlichste war der Lorbeerkranz, der die halbe Decke und Eleanors Arme mit seinem gewaltigen Kreise umfing. Es war der Lorbeer des Ruhmes, den vor wenigen Stunden eine begeisterte, beifallsfrohe Menge Worms gereicht hatte und den der Vater nun niedergelegt hatte an dem Sterbelager seines geliebten Kindes.

Südersſen blickte auf den Kranz. Was sollte der hier? Er wußte nicht, wo er herstammte und was es mit ihm für eine eigne Bewandtnis habe, aber er begriff nicht recht. Dieser Lorbeer mit den rotseidenen Schleifen für das tote Kind? Was hatte die mit Lorbeer zu schaffen? Vor allem mit einem solchen Riesenkranze, der mit seinem Gewicht die dünnen Arme niederzupressen schien.

Dann setzte er sich wieder auf den Stuhl neben das Bett, wo er immer gesessen hatte, als ob das sein Platz sei, von dem niemand ihn je vertreiben würde.

*

Es war am Abend dieses Tages, als Adele ins Haus kam. Sie war lange nicht hier gewesen, aber es drängte sie, Worms zu sehen, ihm zu dem großen Erfolge, den alle Zeitungen berichteten, Glück zu wünschen. Sie trug ihr neues hellseidenes Kleid und den Frühlingshut, der vielleicht noch ein wenig deplaziert war, Adele aber viel zu reizend zu Gesichte stand, um noch lange im Schranke zu warten, bis der launische Frühling endgültig Einzug halten würde.

Der Diener, der sie empfing, blickte sie seltsam an; fremde, schwarzgekleidete Menschen kamen das Treppenhaus herab und gingen an ihr vorbei zur Thür hinaus. War etwas geschehen? Ganz unsicher trat sie in die Thür zu Worms' Zimmer, die der Diener ihr öffnete, und ganz unsicher erhob sie die Hände und sagte, in das dunkle Zimmer schauend, in dessen Hintergrunde Worms' Gestalt sich gegen das Dämmerlicht des Fensters abhob: „Welch ein Erfolg! Ich mußte herkommen, ich mußte Glück wünschen."

Langsam kam Worms zu ihr heran, den Kopf vornüber gebeugt. Schwerfällig nahm er ihre Hände und führte sie nach dem Sessel:

„Setz dich. Nimm Platz. Eleanor ist tot."

Eine Minute und noch eine Minute sprach er ganz ernst und ruhig wie ein Mann, der auch das Härteste zu tragen weiß und in das grausame Schicksal sich gefunden hat. Aber bei Adelens fassungslosem Weinen verlor auch er die künstliche Haltung:

„Adele, sie war mein einziges Kind! Adele, ich habe alles verloren!"

Er warf sich an ihre Brust, er zitterte, und so weinten sie zusammen wie zwei, denen man etwas Unersetzliches genommen hat und die nicht wissen, ob je oder von woher ihnen Trost werden soll.

Bis Worms langsam seine Fassung wiederfand. Es war nun ganz finster im Zimmer geworden. Er richtete sich im Sessel in die Höhe und zog Adele an sich:

„Bleib bei mir, Adele. Geh du nicht auch von mir. Das Schicksal hat mir alles genommen, vor langen Jahren meine geliebte Frau und nun mein Kind. Es giebt keinen einsameren Menschen als mich auf Gottes weiter Welt. Bleib du bei mir, Adele."

Sie verstand ihn zuerst nicht recht, ein Schrecken fuhr durch ihr Herz, ein Schreck der Freude und der Erwartung. Als sie aber in einem plötzlichen Erkennen seines Willens den Kopf an seiner Brust vergrub, so fest, daß der kleine Hut mit seinen Federn und dem künstlichen Aufbau zerdrückte und zerknickte, richtete er ihren Kopf empor:

„Ja, Adele. Von nun an gehören wir beide zusammen. In dieses große, einsame Haus gehört eine Frau. Wie viele Jahre habe ich denn noch vor mir? Gewiß nicht viele. Sie werden mich bald zu Eleanor hinaustragen. Der Lebensabend soll uns beiden zusammen gehören. Ich kann nicht anders! Vergieb mir, Eleanor! Vergebt mir alle, ich kann nicht anders!"

Er klingelte einem Diener: „Bringen Sie Kerzen, leuchten Sie uns voran.“ Dann reichte er Adele den Arm und schritt mit ihr durch die lange Flucht der Zimmer, während der Diener, in der Hand den silbernen dreiarmigen Leuchter, vor ihnen her schritt und die Thüren öffnete.

So gingen sie fast durch das ganze Haus, gleichsam als ob Worms die neue Herrin einführen und ihr das Reich ihrer künftigen Herrschaft zeigen wollte.

Nun stiegen sie die Treppe hinab in den weiten Korridor nach der dunkeln Eichenthür, die zu Eleanors Zimmer leitete.

Er winkte dem Diener, zurückzutreten: „Es ist gut, gehen Sie.“ Er öffnete die Thür: „Komm, Adele.“

Einen Moment zögerte sie, mit einem etwas ängstlichen Blick auf das hellseidene Kleid, aber er verstand dieses Zögern nicht: „Komm doch!“

Sie hob hastig die Arme und nestelte an ihrem Hütchen, und als sie in das halbdunkle, nur von Kerzen erleuchtete Zimmer getreten war, blieb sie am Eingang unsicher stehen und suchte ängstlich mit den Augen nach einem Stuhl, auf den sie den Hut niederlegen konnte.

Worms nahm sie bei der Hand.

Und während Süderssen, immer noch neben dem Bette sitzend und den Kopf in den Händen vergraben, sich nach ihnen nicht umwandte, das Oeffnen der Thür wohl gar nicht gehört hatte, traten sie an das weiße Bett heran.

Eine Weile standen sie nur und schauten, dann sagte Worms: „Sie liegt so still, als ob sie schliefe.“

Bis unwillkürlich nach dem langen, toten Hinstarren ihre Blicke sich zur Seite lenkten auf Süderssen.

Das Kerzenlicht, immer etwas zitternd und flackernd, beleuchtete ihn von allen Seiten, und wie er so zusammengekrümmt saß, sah er hager und verfallen aus. Sein dünnes blondes Haar erschien in der seltsamen Beleuchtung wie ergraut.

Er rührte sich nicht, es war, als ob er schliefe.

„Süderssen,“ sagte Worms und legte leise die Hand auf seine Schulter, „da ist Adele.“

Langsam schaute Süderssen sich um und sah sie beide mit einem wunderlichen, verständnislosen Blick an, dann stand er auf, schob den Stuhl beiseite und trat neben sie.

Wieder standen sie lange Zeit schweigend, nur Adelens leises Schluchzen unterbrach die Stille.

Dann sagte Worms, tief aufatmend:

„Sie hat den Frieden gefunden, sie hat von uns allen das beste Teil erwählt.“ Und als keiner antwortete, fuhr er nach einer Weile mit diesem schrecklichen Trost fort, der an so vielen Särgen gespendet wird: „Wir haben es ja seit Monaten gewußt, seit Jahren. Es war für Eleanor das beste, das beste für uns alle.“

Süderssen wandte den Kopf und sah ihn an mit einem Blicke, den Worms nicht verstand, nicht begriff, der ihn einen Moment erschreckte und im nächsten Augenblicke nach unruhigen Worten suchen ließ:

„Lieber Junge,“ sagte er und nahm seine Hand, „Sie und wir gehören fortan zusammen. Ich werde für Sie sorgen wie für meinen eignen Sohn, das schwöre ich bei dieser geliebten Toten!“

Er zog ihn an sich und legte dann Süderssens kalte, starre Hand in die Adelens: „Wir wollen zusammenhalten, wir gehören fortan zu einander. — Nun kommt.“

Adele wollte noch bleiben, sie mußte fast gewaltsam hinausgeführt werden, Süderssen folgte ohne Widerspruch.

Sie saßen zu dritt den langen, einsamen Abend in dem kalten Speisezimmer, in dem die Diener in der Verwirrung des Tages vergessen hatten, Feuer zu machen, und das sich erst langsam, nachdem man das Versäumte nachgeholt hatte, zu erwärmen begann.

Die Rede kam selbstverständlich, wenn auch nur flüchtig, auf den Erfolg des gestrigen Abends, da schien über Worms etwas hinzugehen, dieses kraftvolle Erwachen, das in Verbindung mit irgend einem großen Gedanken uns in der tiefsten Trauer plötzlich aufrichtet:

„Es giebt für mich fortan nur noch eins, das ist die Kunst und die Arbeit. Arbeit und Kunst sollen meine Tröster werden. Ist es nicht seltsam, wenn man die Dinge im Zusammenhang betrachtet? Die Kunst ist zu mir zurückgekehrt an demselben Tage, fast zu derselben Stunde, an dem die Familie für mich starb! Es ist, als ob die Muse mit einer Thräne im Auge sich neigt und sagt: ‚Verzage nicht, ich bin bei dir. Ich war dir so lange fern, aber schau auf, ich bin da.‘“

Er sah große Perspektiven sich öffnen, glanzvolle Zukunftsbilder: der Worms von einst, an dem die Ketten der Liebe hinabgefallen sind und der wieder frei die Arme recken kann und der Kunst sagen: fortan gehöre ich dir, nur dir!

Flüchtig glitt sein Blick über Adele. Sie würde ihn nicht hindern, gewiß nicht. Sie war nichts als das schwache, zärtliche Geschöpf, das ihm die Falten aus der Stirne streichen und bemüht sein würde, die kleinlichen Sorgen aus seinem Wege zu räumen.

Ja, der Künstler muß frei sein. Alles Beste und Liebste, was das Glück der Menschen ausmacht, muß er die Kraft haben, von sich zu thun, einsam muß sein Weg sein, denn die Muse will ihn allein und keinen neben ihm, der ihn ihr streitig macht.

Seine Augen leuchteten. Er sprach nicht mehr. Immer neue Bilder tauchten vor ihm auf.

Er sah nicht, daß Süderssen längst das Zimmer verlassen hatte, und daß nach dem Tage mit seinem Uebermaß von Glück und Traurigkeit Adele die Arme todmüde auf den Tisch gebreitet und den Kopf hineingelegt hatte und mit leisem Surren schlief.

*

Eleanor wurde in dem großen Saale aufgebahrt, der von den Gärtnern in einen Lorbeerhain und von den Tapezierern in einen tristen, schwarzverhangenen Raum verwandelt war. Sie sperrten die Fenster durch schwere Teppiche, damit das Sonnenlicht nicht mehr herein scheine, und sie gaben sich alle Mühe, um das entschlafene Mädchen eine solche Fülle von Düsterkeit zu lagern, daß dem Eintretenden in dieser Luft der Atem versagte und die Blumen an den Kränzen vorzeitig verwelkten.

Als die Tapezierer diesen Teil ihrer Aufgabe erledigt hatten, gingen sie sogleich daran, Worms' Zimmer neu in stand zu setzen. Er zog wieder in die unteren Räume, die er drei Jahre hatte entbehren müssen und die speziell bei der Leichenfeier zum Empfange des Trauergeleites dringend notwendig waren. Selbstverständlich war da Eile vonnöten, und sobald man Eleanor hinausgetragen hatte, begann die Thätigkeit der Aufräumefrauen. Sie rissen die Fenster auf und ließen frische Luft herein. Sie stiegen auf Leitern, um die Gardinen und Vorhänge abzunehmen. Dann trugen sie das Bett hinaus.

Da verließ auch Süderssen das Zimmer und kam nicht wieder hinein. In diesen zwei Tagen hatte das Zimmer noch ihm und Eleanor gehört. Es war wohl hin und wieder jemand eingetreten, um Eleanor zu sehen, aber er hatte kaum darauf geachtet. Und erst in diesem Augenblicke, als er hinausging, überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit, der Heimatlosigkeit.

Was nun?

Er stand im Korridor mitten in dem großen Treppenhause. Alle um ihn her waren beschäftigt, Thüren standen auf, von oben her klangen Hammerschläge. Man hatte alle Teppiche entfernt, und die Marmorfliesen wurden mit Wasser überschwemmt, um das ganze Haus für den großen Tag der Beisetzung feierlich herzurichten. Niemand kümmerte sich um ihn. Vor einer Stunde war die Schwester, die gestern das Haus verlassen hatte, noch einmal gekommen, um ihren Koffer zu holen und sich zu verabschieden. Sie waren drei Jahre zusammen gewesen und gute Freunde geworden.

„Vielleicht sehen wir uns einmal wieder,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln; aber wann und wo sollten sie sich wohl wiedersehen? Sie hatte bei dem Abschiede ihre Fassung ganz gut bewahrt, in einem Leben als Krankenschwester geht das ja nun einmal nicht anders. Heute hierhin, morgen dorthin, vielleicht einmal, wie jetzt, ein paar Jahre an einer und derselben Stelle, aber dann weiter, immer weiter. Ein Leben so voll von Sorgen und harter Arbeit, daß man da nicht Zeit hat, jeder Trennung Thränen nachzuweinen.

Er ging auf sein Zimmer und blickte um sich. Er mochte nun auch seine Koffer packen.

Es klang ihm im Ohr, was Worms gesagt hatte: „Sie und ich gehören fortan zusammen, ich werde für Sie sorgen wie für meinen eignen Sohn,“ und dann beugte er sich über den Koffer und suchte, bis er gefunden hatte: die Pistole. Dieselbe, mit der er damals Arenswaldt ins Herz getroffen hatte. Er lud sie und setzte sie an die Schläfe. Aber er ließ sie wieder sinken.

Ein einziger fester Entschluß; großer Gott, nur eine einzige Sekunde Mut, dann war alles vorbei.

Er legte die Pistole wieder im den Koffer und verschloß ihn. Er nahm Hut und Mantel und ging die Treppe hinunter zum Hause hinaus.

Ein einziges Mal den Mut finden, ein einziges Mal!

Es war helles Frühlingswetter, Ostern stand vor der Thür.

In allen drei Jahren hatte er selten das Haus verlassen, Menschen und Straßen erschienen ihm neu und fremd.

Auf den Wegen des Tiergartens lustwandelten die Leute, Eltern und Kinder, Dienstmädchen und Kinder, allenthalben Kinder, immer andre, immer neue, laufend, lachend, jubelnd. Dazwischen Frauen, die Blumen feilboten, und andre, die Luftballons zu verkaufen hatten, riesige Mengen roter und blauer Ballons, die kerzengerade in der Luft standen und von der Sonne ganz durchstrahlt wurden.

Er kam an das Brandenburger Thor und Unter die Linden. An den Säulen waren blaue Plakate befestigt: „Rennen zu Carlshorst, Anfang zwei Uhr nachmittags.“ Er blieb stehen und las. Dann las er auch die andern Zettel: Metropoltheater, Schauspielhaus, Centraltheater, Residenztheater.

Er musterte im Weitergehen die Herren. Sie führten neue Moden spazieren, die er nicht kannte, und er blickte dann in einen der großen Spiegel und betrachtete sich selbst: Hut und Paletot, wie sie niemand mehr trug, beide etwas verstaubt und unmodern. Und er sah sein Gesicht, das die ewige Krankenstubenluft gebleicht und müde gemacht hatte, und das eigentlich doch noch immer ein junges Gesicht war.

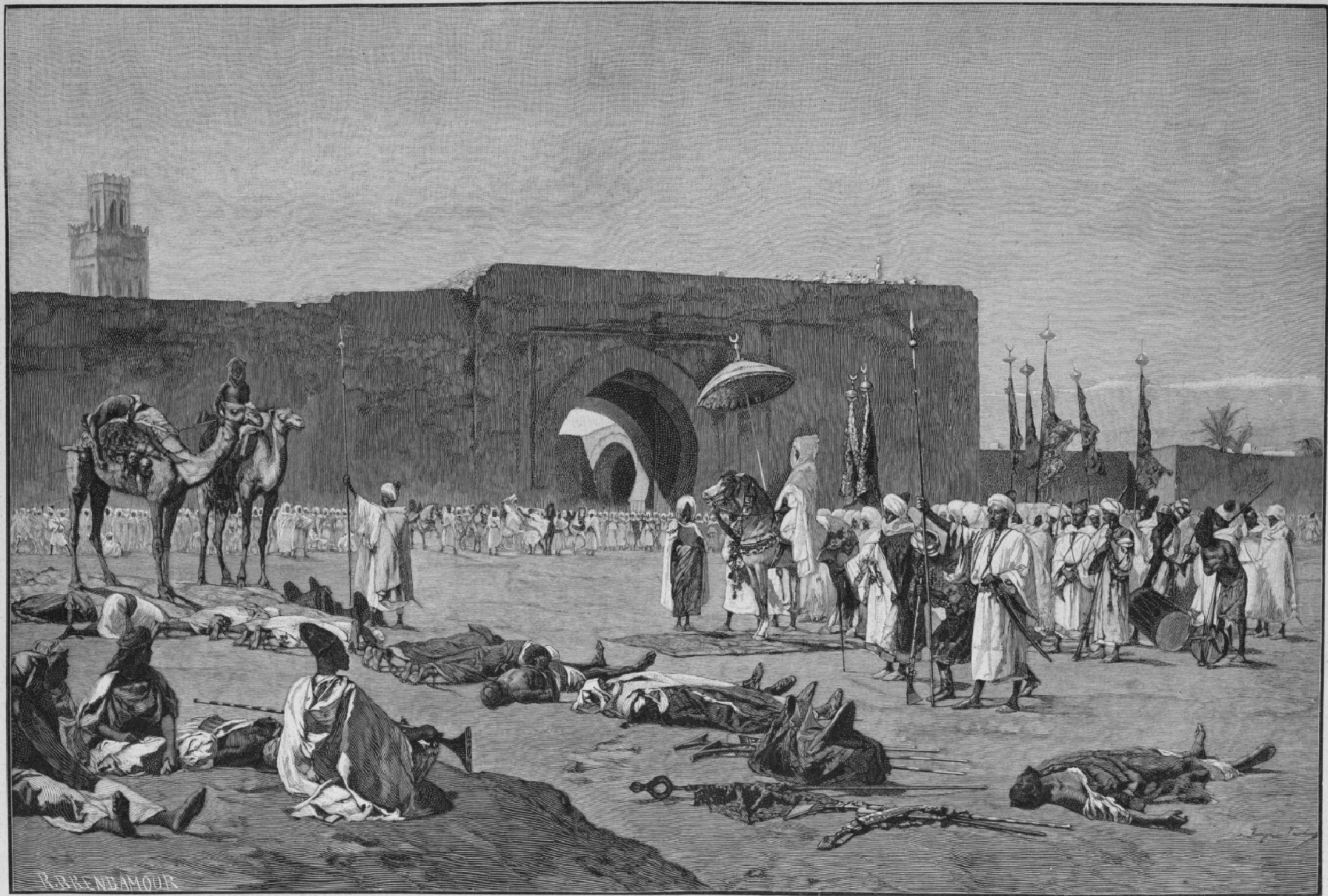
Offiziere gingen an ihm vorüber, die er kannte. Sie waren auch älter geworden, alles in allem sahen sie indessen nicht viel anders aus als damals. Er grüßte, und sie grüßten ihn wieder, aber er hatte den unbestimmten Eindruck, als ob sie ihn nicht erkannt hätten und ihn fragend, erstaunt angeschaut hätten.

In langer Reihe rollten die Equipagen und Droschken an ihm vorüber, alle nach dem Tiergarten, alle ins Freie.

Er folgte ihnen, den Weg zurückgehend, und dann stieg die bittere, schamhafte Frage in ihm auf, die er so oft erwogen hatte: war dein Verhältnis zu Eleanor wirklich Liebe oder nur ein verzweifeltes Anklammern? Nicht ein Anklammern aus Gründen der Selbsterhaltung und der brutalen Versorgung in einem sicheren Hafen, o nein, das nicht, aber das Anklammern eines verlassenen Menschen, der endlich jemand fand, der ihn lieb hatte, und den er nicht wieder verlieren will. Er dachte an Lausanne und die Scene, in der er Eleanor um Geld verkauft hatte, und nach der er trotzdem wieder zu ihr gegangen war; aber dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und wurde ganz ruhig. Das Damals lag so weit zurück, das war längst getilgt. Nein, seine Liebe war nicht unecht gewesen, ganz gewiß nicht ...

Nun stand die Sonne schon tief am Horizont. Die Wagen kehrten heim, ein kalter Wind hatte sich erhoben und strich durch die Straßen.

Er ging die Friedrichstraße entlang und bog jenseits der Weidendammerbrücke links ab nach



Photographie-Verlag von Braun, Clément & Co. in Dornach, Paris und New York.

Der Einzug der Sieger.

Nach dem Gemälde von Benjamin Constant († 29. Mai 1902). [Text Seite 762.]



Rosen.

Nach dem Gemälde von Otto Lingner.

der Markthallenstraße, die sich wie ein verlorener Winkel mit ihren weißen Häusern um den Cirkus zieht.

Da war das Haus, wo er früher gewohnt hatte. Er ging hinauf und zog die Glocke. Er wußte selbst nicht recht, was er da wollte, aber in der grenzenlosen Einsamkeit dieses Tages hatte er das Gefühl, jemand sehen und sprechen zu müssen, mit dem er früher irgendwie zusammen gewesen war.

Man öffnete ihm und zuckte die Achseln: „Nein, die Frau wohnt hier nicht mehr.“ Man glaubte, sie sei nach der Marienstraße verzogen, und so ging Südersſen weiter und suchte.

Schließlich fand er sie, aber zuerst erkannte sie ihn gar nicht. Dann natürlich freute sie sich: Herr Südersſen sollte nähertreten; welch eine Freude, nach so vielen Jahren einen alten Mieter wiederzusehen. Sie hatte gedacht, er wäre tot, ja wirklich. Sie hatte gehört, er wäre beim Rennen gestürzt und daran gestorben. Wie das merkwürdig war, daß er nun doch lebte und da vor ihr saß. Aber Totgesagte haben ein langes Leben, das ist eine alte Geschichte, die sich immer bestätigt hat. Solche Leute werden uralt.

Er sah sie mit einem sonderbaren Blick an. Ja, er würde nicht sterben, er würde ja nie den Mut dazu haben, ach, nie!

So saß er einige Zeit bei ihr und hörte auf ihre Reden. Er mußte auch die Wohnung besichtigen, drei Zimmer und eine Küche. Eine sehr hübsche Wohnung, wie? Viel heller und freundlicher als in der Markthallenstraße. Aber leider, alle drei Zimmer waren besetzt. Wenn Herr Südersſen sich verpflichten wollte, zum 1. Mai eines der Zimmer zu nehmen, so würde sie dem Referendar kündigen, ja, wahrhaftig.

„Ich werde es mir überlegen,“ sagte er, „ich komme gelegentlich einmal wieder.“

Dann ging er.

Von neuem irrte er Straßen auf und Straßen ab. Er kam bis zum Alexanderplatz, in Gegenden und Gassen, wo er nie gewesen war. Schließlich todmüde, winkte er einem Wagen: „Nach dem Savoy Hotel!“

Da war alles wie damals. Die Zigeuner spielten, und der Kellner geleitete ihn sogleich an einen kleinen Tisch am Fenster, wo er oft gesessen hatte.

„Wünschen Herr Südersſen zu speisen?“

Er bestellte nur Wein.

Sonderbar, daß dieser Kellner ihn noch erkannt hatte. Aber viel sonderbarer, daß er that, als sei Südersſen nie fort gewesen, als hätte er an jedem Abend wie früher hier am Tische gesessen und als seien die langen drei Jahre ein Traum gewesen, etwas, das Südersſen sich nur einbildete und in Wahrheit gar nicht existiert hatte.

Ohne Aufforderung brachte ihm der Kellner die Abendausgabe der „Sportwelt“, eines der noch halbfeuchten Blätter, die eben die Druckerei verlassen hatten und draußen auf der Friedrichstraße und vor dem Bahnhofe in Hunderten und Tausenden von Exemplaren ihren Absatz fanden.

Mechanisch faltete Südersſen die Zeitung auseinander und sah hinein:

„Rennen zu Carlshorst am 2. April, Rennen zu Dresden am 3. und 4. April, Rennen zu Hamburg — Herrn Worms' ‚Red Rose‘, Herrn Worms' ‚Skandinavia‘“, alles wie früher. Neue Namen, andre Namen, andre Pferde, andre Jockeys, aber sonst alles, wie es vor Jahren war und immer bleibt.

Er las aufmerksam Spalte auf Spalte, jeden Satz, jedes Wort.

Wenn er wieder auf die Rennbahn kommen würde, man würde ihn mit offenen Armen empfangen. Da war dieser große Sieg in Baden-Baden, mit dem er vor drei Jahren vom Turf Abschied genommen hatte. Dergleichen wird nicht vergessen, die Leute auf der Rennbahn haben ein besseres Gedächtnis als andre. Man würde ihm die Hände drücken: „Wo haben Sie gesteckt, Südersſen? Sind Sie endlich wieder da? Wann reiten Sie wieder?“

Er lächelte matt vor sich hin.

Man würde ihn bitten: „Wollen Sie mein Pferd reiten?“ Man würde ihn mit solchen Angeboten bestürmen.

Er trank sein Glas auf einen Zug leer und schenkte von neuem ein und stürzte auch das zweite Glas hinunter.

Das war immer das Beste gewesen: der Ritt über die Rennbahn. Man vergißt dabei alles andre, man fühlt den Wind vorbeistürmen und reitet vorwärts.

Er starrte vor sich hin; vielleicht reitet man dabei einmal doch in den Tod, und dann sind alle Sorgen vorbei, und die größte Sorge um das Sterben ist auch vorbei.

Er erinnerte sich, was Worms ihm gestern gesagt hatte: „Von jetzt an, mein lieber Südersſen, teilen wir unsre Arbeit. Ich werde von neuem der Kunst leben, und alles übrige leiten Sie, vor allem den Rennstall. Ich gebe Ihnen da freie Hand, lieber Freund. Berlin bedarf einer neuen Bühne, vielleicht ist der Mann gefunden, der diese neue Bühne aus dem Nichts erstehen läßt.“

Alles wird wieder werden, wie es war. Wieder Reisen über alle Rennplätze. Nach Baden, nach Hamburg, nach Hannover, nach Wien. An den Winterabenden wird er wieder hier sitzen im Hotel, jeden Abend. Das Spielen wird von neuem beginnen und das Wetten, und die ganzen drei traurigen, glücklichen Jahre werden sich verwischen, wie sie jetzt schon weit zurückzuliegen scheinen.

Er war ein andrer Mensch geworden und wird nun wieder werden, was er war: ein Mensch ohne Halt, ohne rechten Lebenszweck, der mit den andern stromab treibt.

Stromab.

Er leerte sein Glas von neuem. Vielleicht war es auch eine Narrheit, drei Jahre lang sich zu vergraben. Ist es nicht hübsch und lustig auf der Rennbahn und überhaupt in dem ganzen Leben? Nur daß man einsam ist und keinen eignen Willen hat und Stunden sitzen und zuhören muß, wenn Worms schwatzt. Etwas Eisiges ging über ihn hin.

Den Mut finden, ach Gott, ein einziges Mal! Ein Ende machen, es wäre wirklich das beste. Ein so lieber und weicher Gedanke, Eleanor zu folgen. Sie winkte ihm ja: komm mit!

Er riß die Augen auf und starrte um sich.

Und in dieser Minute fühlte er es deutlich: das Leben hielt ihn fest, es duldete nicht, daß er sich gewaltsam befreite, es würde langsam seine Fänge um ihn schlagen und ihn langsam erwürgen.

Er ließ, ohne recht zu wissen weshalb, den Blick durch den Saal gehen, von einem Tisch zum andern.

Er horchte auf die Musik.

Er bestellte von neuem zu trinken.

Einige Offiziere, die ihn vorhin flüchtig begrüßt hatten, kamen vorbei, um zu gehen, und machten bei ihm Halt: „Wie geht es Ihnen, Südersſen? Kommen Sie mit, nebenan ins Metropol?“

Er verneinte.

„Aber Sie kommen nach Carlshorst am Montag?“

„Ja.“

Ein brennender Durst erfüllte ihn, er leerte Glas auf Glas. Dann überkam ihn ein Gefühl der Gleichgültigkeit und der Ruhe. Er würde jeden Abend jetzt hierher kommen und trinken. Man vergißt da alles, das ist so schön. Man lehnt sich in den Sessel, schließt die Augen, stößt den Rauch der Zigarette durch die Zähne und horcht, wie an den Tischen ringsum die Mädchen lachen.

Wiener Walzer.

Die Zigeunermusik ist immer die beste. Wien ist lustig. Der Prater, die Freudenau. Früh um vier fährt man im Fiaker hinaus und steigt draußen aufs Pferd.

Bis er plötzlich sich aufrichtete.

Nicht weitertrinken.

Er rief den Kellner und zahlte. Er hatte eine gewisse Mühe, gerade aufzustehen und über den weichen Teppich des Saales gerade hinauszugehen.

Nun stand er vor der Thür des Hotels, der kalte Nachtwind stieß ihm entgegen. Vor ihm lag die Friedrichstraße mit ihrem Lichterglanz und ihrem nächtlichen, brausenden Leben.

Wo war er denn eigentlich? Er mußte einen Moment die Hand an die Stirn legen und nachdenken. Dann trat er hinaus auf die Straße, mit einem Lächeln um den Mund, einem leeren Lächeln, ohne Ausdruck.

Kirchtag im Kärntner Oberland.

Sonntag war's! Ein sonniger Tag mit der lockenden, kosenden Pracht des Frühsommers. Die Berge winkten und grüßten, und die Thäler und Auen dampften im warmen Morgen; aus den Obstgärten der Dörfer zog bestrickendes Blütenduften über die Landschaft hin, und im Wald rief der Kuckuck.

Hinter uns rollte das Dampfroß, das wir in Villach verlassen, gen Italien weiter; wir aber wendeten uns abseits ins grüne Bergland hinein, das über der Drau sich erhebt und das man hinter St. Martin die Fellach nennt. Dort drüben krachten die Böller und klangen die Kirchenglocken; an uns vorüber eilten schmucke Dirndeln in der älplerischen Festtagstracht, und stramme Burschen, denen die Freude des Tages im Antlitz sich spiegelte, und Bauersleute, die von den Bergen und Wäldern herbeikamen, — alle voll rosiger Sonntagsstimmung, denn drüben auf der Fellach wurde Kirchtag gefeiert.

Kirchtag! Wenn sie bloß daran denken, die jungen Burschen und Mädchen, so geht's wie ein Jubel durch ihre Herzen; denn das muß man nur richtig begreifen, was der „Kirchtsonntag“ im Dorfe für eine Bedeutung hat. Gar nicht einmal extra angemerkt steht er im Kalender, dieser Freudentag, und dennoch wissen sie es ganz genau, wann er gefeiert werden muß; sogar der kleinste Dorfbub weiß es schon, denn am Kirchtag giebt's immer süßen Met und Lebkuchen — und so etwas vergißt man eben nicht.

Gerade das eine ist schade, daß der Kirchtag des Jahres nur ein einziges Mal gefeiert zu werden pflegt, des ist das Jungvolk einer Meinung; und weil die Kirchtage schon einmal so rar sind, so bilden sie auch jedesmal ein ganz besonderes Ereignis für das Dorf. Freilich bringt so ein Kirchtag die meisten Genüsse dem ledigen Volke, doch ist er den Alten von nicht geringerer Bedeutung, und als Hauptvergnügungstag des Jahres ist er eben allen willkommen. Die Vorbereitungen für den Kirchtag sind keine kleinen, und den meisten Anteil daran haben natürlich die jungen Burschen, die zur Kirchtagszeit „Zechburschen“ heißen; sie wählen vorerst einmal aus ihrer Mitte einen „Zechmeister“, das ist jener, der die Sache zu leiten hat, und das muß ein ganz außerordentlich aufgeweckter und fideler Kumpan sein, denn wir werden ja noch sehen, wozu ein Zechmeister solcherlei Vorzüge benötigt. Wenn es sein muß, können die Buben wohl alle etwas leisten, aber so etwas versteht doch nicht ein jeder, und es kommt nur auf den Zechmeister an, eine große Schar Burschen für sich zu gewinnen, die in jenem Wirtshause „zusammenhalten“, das er bestimmt. Einem tüchtigen Zechmeister wird das freilich nicht sonderlich beschwerlich, die Zechburschen scharen sich gern alle um ihn, und eines Sonntagnachmittags geht er mit seinen Getreuen zum „Wirten“, um mit diesem die notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Bei der Weinflasche, die der Wirt ihnen kredenzt, verpflichten die Burschen sich ehrenwörtlich, daß am Kirchtag jeder erscheinen und keiner „abspringen“, d. h. abtrünnig werden wird. Jeder zahlt dann das „Zechgeld“, das für den Wein bestimmt ist, der in der Dauer des Kirchtages getrunken werden soll, und welchen Betrag, 3 bis 4 Gulden per Bursche, der Zechmeister in Verwaltung nimmt. Der Wirt hat seine Spendierhosen an und ist ein splendider Schenke; und so einer ist den Buben schon recht, sie kommen einstweilen schon ordentlich in Stimmung, was für das Gedeihen des Unternehmens die erste Notwendigkeit ist.

Als wir also an die Dorfkirche herankamen, war der Kirchtag auf der Fellach bereits im Gange. Der Pfarrer hatte eine Predigt gehalten, und dann hub die Orgel zu klingen an, und der Weihrauch strömte zur offenen Thür heraus, damit auch jene davon etwas abbekamen, die nicht mehr in das kleine Kirchlein hinein konnten oder wollten und lieber im Schatten der alten Nußbäume standen oder auf dem grünen weichen Rasen saßen. Vor der Kirche standen auch die Zechburschen, mit Rosen in den Knopflöchern und Blumengewinden um die Hüte, die sie angesichts des Gottesdienstes einstweilen freilich noch in den Händen halten mußten, und man merkte es ihnen ordentlich an, daß sie schon ungeduldig auf das Ende warteten, und ein paar begannen zu murren über den alten Pfarrer, der ihnen die Predigt zu lange gemacht hatte.

Nun rückten die Musikanten mit ihren blinkenden Blechinstrumenten an, und als drinnen der Orgelklang verstummte und die Leute aus der Kirche herausdrängten, alle noch rasch mit der Rechten in den steinernen Weihwasserkessel fahrend und das

Kreuz schlagend, ging heraußen auch schon das weltliche Leben und Treiben los. Die Spielleute huben zu trommeln und zu blasen und zu flöten an, daß es den Leuten gleich so in die Beine fuhr, und am Kirchplatz, wo die Lebzelter ihre Stände aufgeschlagen hatten, faßten die Zechburschen die Mädchen um die Mitten und fingen einen Walzer zu tanzen an, daß der Staub davonwirbelte.

Das Tanzen und Fröhlichsein vor der Kirche dauerte eine Stunde. Die Burschen sangen und jauchzten und versuchten sich im „Lebzeltenhacken“ und kauften ihren Tänzerinnen süßen Honigmet und „Busserln“ und „Herzlein“ vom Lebzelter, die sie sich ins saubere Taschentuch banden.

Es ging schon auf Mittag, als die Burschen mit ihren Tänzerinnen unter dem Spiel der Musikanten durchs Dorf zogen, dem Wirtshaus zu; unterwegs aber kehrten sie in der wohlhabenden Santnermühle ein, wo sie sich im sauber gefegten Hofe aufstellten. Die Musik spielte wieder zu einem Walzer auf, und der Zechmeister holte die hübsche Santnerstochter aus dem Hausflur, um mit ihr einen Ehrentanz zu thun; das Paar tanzte allein einen Reigen, und dann sang der Bursche ein kleines Liedchen aus dem Stegreif, das die Müllerstochter betraf. Es war ein gereimter Scherz, der nicht übel gelang, so daß die Leute, die ihre ganze Aufmerksamkeit dem Zechmeister, der ein wirklich munterer und schlagfertiger Bursche war, zuwendeten, voll Vergnügen darüber lachten und die alte Müllerahnl zum Fenster herabrief: „Toni, du bist ein Luderskerl!“ Er schmunzelte nur und drehte sich schon wieder mit der Müllerstochter im Kreise, und jetzt durften die Zechburschen auch mittanzen; das Tänzchen war ganz kurz, und als es beendet war, schwang Toni, der Zechmeister, seinen Hut gegen das Fenster der Müllerahnl und ließ keck ein treffendes Spottliedel auf das alte Weiblein los, daß es ein lautes Hallo gab, und die Ahnl lachte herzlich mit; dann rief sie einem Mühlburschen zu: „Konrad, bring den Bubmens was z' trinken!“ Und gleich darauf kam der Bursche mit einer großen Flasche Wein und einer Reihe kleiner Trinkgläser, und die Burschen ließen die alte Müllerahnl hochleben und jauchzten und schwangen ihre Hüte. Als die Flasche leer war, kam sie gleich wieder gefüllt heraus, und Mädchen aus der Mühle trugen Backwerk, „Reindling“, auf Tellern und reichten es den Burschen hin; jeder von ihnen nahm ein kleines Stück, den Rest banden sich die Spielleute ins Tuch.

Der Zechmeister wußte eine Menge Liedchen und sang nach jedem kurzen Reigen ein andres. Zum Abschied, unterdessen noch einigemal die Flasche mit Wein gefüllt worden war, stellten die Burschen sich im Kreise auf und sangen zusammen einen selbsteinstudierten Kärntner Liederchor; der Zechmeister war nun Chormeister, und die Sache gelang so vortrefflich, daß die „Bubmens“ auf Verlangen der Müllerahnl noch einen zweiten Liederchor sangen. Hierauf bedankte sich der Zechmeister für die Bewirtung mit einem: „Dank' schean, Frau Muatter!“, indem er ihr seinen Hut zuschwang, dankte auch mit einer artigen Verbeugung der Müllerstochter für die Ehre des Tanzes, und das „Hofrecht“ war beendet; die Musikanten stimmten einen Marsch an, und die Zechburschen zogen, zum Gruße die Hüte schwenkend, weiter, dem Wirtshause zu.

Der Wirt stand schon mit der bekränzten „Burschenflasche“ vor der Thür, um seine lustigen Gäste zu empfangen; das erste weingefüllte Glas bekam der Zechmeister, der mit hellem Jauchzen das funkelnde Weinglas erhob und ausrief: „Unser Wirt, der Niederdorfer, soll leben — hoch!“ Das Hoch klang im Chorus nach, und dann griffen die Burschen nach den übrigen Weingläsern und stießen mit dem Wirt auf „Gesundheit und Glück“ an, daß es klirrte, wozu die Musik einen Tusch spielte. Dem Wirte samt seiner Familie wurde in aller Form das Hofrecht gemacht. Der Zechmeister sang wieder eine Reihe seiner kleinen Vierzeiligen, und getanzt wurden auch wieder ein paar Stücke; dann ging's auf den Tanzboden, und nun hatte jeder der Zechburschen das Recht, den Musikanten Lieder „aufzugeben“, was vorher stets nur der Zechmeister hatte thun dürfen.

Jetzt ging es aber auch ordentlich los, denn das Singen verstehen die Kärtner Bauernburschen vortrefflich. Der erste, der mit einem malerisch gekleideten Mädchen den Reigen eröffnete, sang ein Tanzlied:

Wer da Tänz' kann,
Giebt Tänz' an,
Wer a Geld hat,
Zahlt aus;
Wer a Diandle hat,
Kann tanzen,
Wer kan's hat,
Bleibt z' Haus.

Die Musikanten begannen die Walzermelodie nachzuspielen, und die Paare fingen zu tanzen an. Der Tanz war kurz, und als er beendet war, sang der zweite Bursche:

Van Tanzen is 's lusti,
Van Aufgeb'n is 's toll,
Und i waß no Liadlan
An Bucklkorb voll.

Wieder folgte darauf das Tänzchen, und dann kam der dritte, der eine andre Weise anschlug:

Is a siggrisch scheans Diandle,
Hat saggrisch scheane Schuah,
Sie thuat siggrisch schean tanz'n,
I schaug saggrisch gern zua.

Der vierte will einen „Steirischen“, und er singt:

Steirisch tanzen
Kann nit a niader.
I selber kann's a nit,
Aber meine Brüader.

Und der nächste singt wieder in einer andern Melodie:

Diandel, geh, tanz' mer amal,
Drahn mer uns rund im Saal,
Lahn di nur an an mi,
Bin's ja glei i!

In dieser Art und Weise ging's weiter; jeder wußte ein andres, alle aber bezogen sich aufs Tanzen, denn es wurde der „Liedertanz“ getanzt, der bis über den Mittag hinaus währte, bis endlich einer den Schluß machte mit folgendem trefflichen Liedchen:

Tanzen und prahl'n
Und de Spielleut' nit zahl'n,
Von de Liadlan aufgeb'n
Können d' Spielleut' nit leb'n.

Der Vormittag des freudenreichen „Kirchtsonntages“ war zur Thür hinausgejubelt, und die Musikanten spielten den Burschen auf dem Heimweg durchs Dorf. Daheim gab's heute einen fetten Braten — aber weiß Gott: die Burschen verschmähen so etwas nie, heut haben sie keine Ruhe daheim, und es dauerte gar nicht lang, waren sie auch schon wieder da im Wirtshaus, wo sie sich völlig häuslich bequemten und bei Wein und Gesang und Kegelspiel auf die Stunde warteten, wo sie ihre Tänzerinnen holen konnten, die sich unterdessen zum Tanze geschmückt hatten.

Bald waren sie alle wieder beisammen, die tanzlustigen Diandeln und die sangesfrohen Burschen, und das ungezwungene Treiben auf dem Tanzboden wurde fortgesetzt. In den Pausen saßen die Zechburschen mit ihren Tänzerinnen um den großen, gedeckten „Burschentisch“ und tranken gemeinsam von der bekränzten Weinflasche und sangen noch manch klangschönes Volkslied zusammen; unter anderm hörten wir auch folgenden Kärtner Liederfünfgesang:

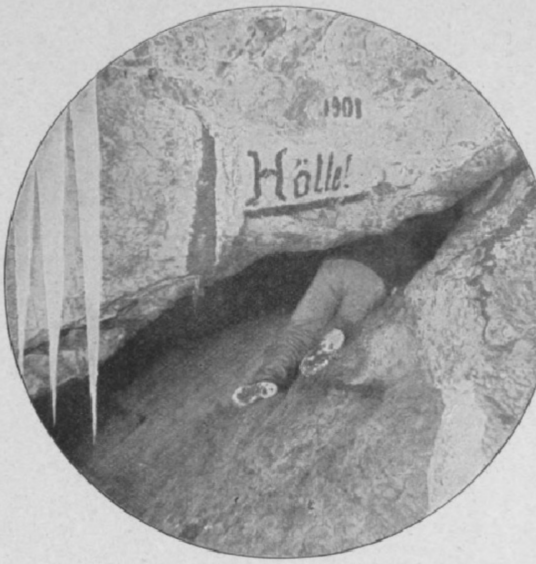
I waß a scheans Glöckle,	Das Diandle, das mecht' i,
Das hat an schean Klang.	Das hätt' i so gern,
I waß a scheans Diandle,	Das hat a paar Aeuglan
Das hat an schean Gang.	Als wia a paar Stern.

Haar, Augen, wia Tinten,
Die Zahnlan wia Schnee,
Is ka gleiche mehr z' finden,
So weit i a geh'!

Die Burschen waren voll Lust und Frohsinn, und es hatte uns gewundert, wie anständig es beim Burschentische herging; der Zechmeister sorgte mit Umsicht für den gemütlichen Verlauf des Kirchtages.

In dieser Art und Weise wird die Nacht durchgejubelt, in der Morgenfrühe wird ein wenig geschlafen, was mancher gleich im Wirtshause besorgt, und am „Kirchtmontag“ geht die Sache wieder von neuem an. Der Montag steht dem Vorgänger nicht viel nach, und die Kirchtage im Oberlande dauern bis zum Morgen des Dienstags; dann sind die Buben allerdings kirchtagssatt, und der Zechfonds will auch nicht mehr Schritt halten mit der lustigen Kirchtagszeit. Wenn man die Strapazen in Betracht zieht, die die Burschen seit Sonnabend, wo es mit dem „Hofrechtmachen“ bei den Bauern des Dorfes seinen Anfang nahm, durchgemacht bis zum Dienstag Morgen, so wird man gewiß zugeben, daß es keine Kleinigkeit ist, so lange bei dem notwendigen Humor zu bleiben!

Hinter der Tauernkette verglühte die Sonne, über die Berge des Unterlandes krochen die Schatten empor; über die Julischen Alpen hin glänzte wie silbern der Firnschnee, und im Wald verstummte der Vogelsang. Der sonnige Tag versank in die Nacht, aber süßes, bestrickendes Blütenduften zog über die Landschaft hin, und als wir durch den dunkelnden Wald hin wanderten im Frieden des Abends, verklang hinter uns die Musik und das Jauchzen des Kirchtages. Hans Kerschbaum.



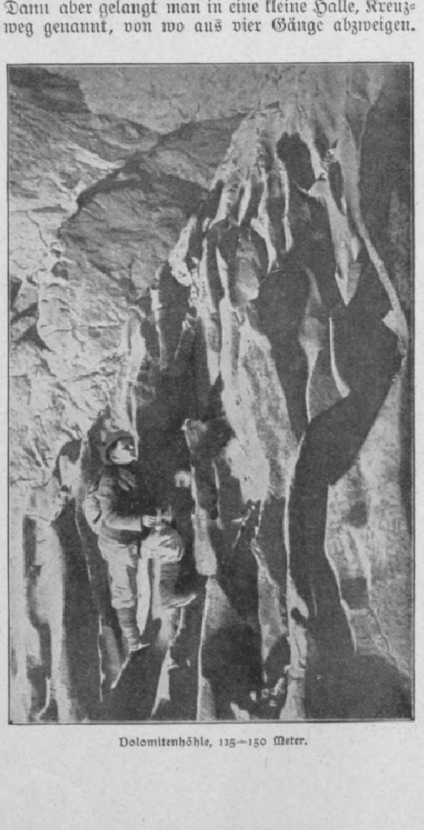
Eingang zur Hölle.

Sechsundvierzig Stunden in der Unterwelt.

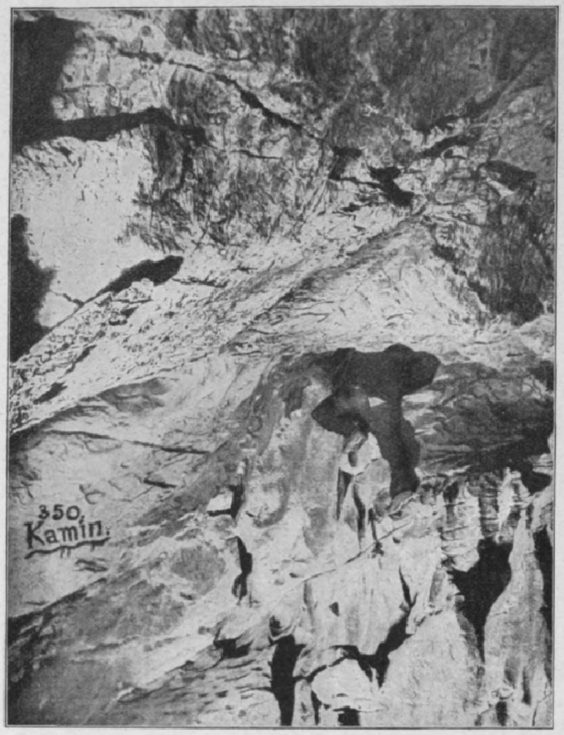
(Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von Gebr. Wehrli in Kilchberg-Zürich.)

Schon seit Jahren war der Eingang einer Höhle im Muotathale, Kanton Schwyz, bekannt, ohne daß aber bisher Näheres darüber in die Außenwelt gedrungen wäre. Vier Herren aus Zürich, H. Widmer-Osterwalder, August Saxer, Gustav Zimmermann und Arthur Wehrli stellten sich nun die Aufgabe, diese Höhle näher zu erforschen. Aber der Plan war leichter erdacht als ausgeführt, denn sieben beschwerliche Expeditionen waren notwendig, bis ein endgültiges Resultat erzielt werden konnte.

Der Eingang zur Höhle liegt 3,5 Kilometer hinter dem Dorfe Muotathal, 120 Meter über der kleinen Ortschaft Stalden und ist leicht zu erreichen. Mit Leitern, Seilen, Instrumenten und Lebensmitteln gut ausgerüstet, traten die vier Teilnehmer am 20. Februar 1902 ihre siebente Expedition an, entschlossen, diesmal das Ende der Höhle zu erreichen. Der Eingang ist eng und bedingt auf eine Strecke von 50 Metern ein Kriechen auf dem Bauch. Dann aber gelangt man in eine kleine Halle, Kreuzweg genannt, von wo aus vier Gänge abzweigen.



Dolomitenhöhle, 135—150 Meter.



Kamin, 350 Meter

Der Hauptgang, groß und geräumig wie ein Eisenbahntunnel, führt steil abwärts, und unversehens steht man an einer zerklüfteten Felswand. Pfeiler an Pfeiler türmt sich hier auf, weshalb der Raum den Namen Dolomitenhalle erhielt. Immer tiefer geht es hinab bis zum Syphon, einer Stelle, wo die Decke weit herunterhängt und bei Hochwasser in dieses eintaucht. Von hier aus steigt der Gang und führt zum Kamin. Eine enge Oeffnung zeigt sich in der Decke, mühsam zwängen wir uns hinauf und stehen nun 12 Meter höher wieder vor einem großen Gang, der ein bequemes Vordringen gestattet. Schon bis dahin haben wir auf unserm Wege eine Menge Gletschermühlen wahrgenommen, jene runden Kessel, in denen sich kugelige Steine vorfinden. Diese Gebilde mehren sich, je weiter wir vordringen. Der Boden aus festem Fels gleicht einem stürmischen Meer, das plötzlich erstarrt ist. Bei 530 Meter Tiefe stehen wir vor einem Raum, den wir Kapelle nennen. Kirchturmhoch führen zwei senkrechte weite Löcher in die Höhe, und zischend sausen die Raketen hinauf. Scheinbar hat hier die Höhle ein Ende, da uns überall steile Wände entgegenstarren. Da zeigt sich zu unsrer Linken eine kaum handbreite Spalte, die sich weiter oben verbreitert. Mit Hilfe der Leiter erklimmen wir den Felsen, „Schrafen“ getauft, und bemerken, oben angelangt, daß kein Hindernis ein weiteres Vordringen verbietet.

Nach vielem Klettern gelangen wir zum Kletterfels, einer Halde, die aus lauter, zum Teil zerstörten Gletschermühlen besteht. Noch ca. 100 Meter, und wir stehen am Fuße der von uns anfänglich so gefürchteten „Bösen Wand“, 980 Meter im Bergesinnern. Dieser äußerst steile Fels ist 52 Meter hoch bei einer durchschnittlichen Steigung von 57 Grad. Keine unsrer Acetylenlaternen ist im stande, bis oben hinauf zu leuchten. Mit Hilfe der Seile und der mitgenommenen Nägel, die wir einschlagen, erklimmen wir auch dieses Hindernis und stehen nach zwei Stunden angestrengter Arbeit oben. Der Luftzug, nach dem Innern der Höhle gehend, ist hier sehr stark, die Temperatur beträgt 4 Grad C. über 0. Wir befinden uns hier 18 Meter tiefer als der Höhleneingang.

Entgegen unsrer Vermutung, daß die Höhlengänge sich im Innern des Berges verengern würden, bemerken wir, daß sie weiter und geräumiger werden. Bei 1100 Meter Tiefe stehen wir vor dem sogenannten „Keller“. Der Fels stürzt hier 6 Meter tief vollkommen senkrecht ab. Prächtige Gletschermühlen finden sich hier, mit klarem Wasser gefüllt. Ueber Schutt und Geröll dringen wir weiter vor und gelangen, immer aufwärtssteigend, in einen mächtigen Raum. Erhaben schön ist der Anblick beim Scheine des Bengalfeuers Der weiter führende Gang ist so eigen geformt, daß man den Eindruck gewinnt, als habe sich hier ein sagenhaftes Ungetüm seinen Weg gebahnt. Die ringförmige Gesteinsschichtung erinnert an die Schuppung einer Schlange. „Alligatorenschlucht“ benennen wir den Raum, der 1260 Meter vom Eingang entfernt liegt. Das Vordringen kann hier nur mit Hilfe der Leiter stattfinden. Der Fels steigt etwas überhängend ca. 15 Meter hoch auf. Die Seitengänge werden nun zahlreicher, aber mit Hilfe des Kompasses und an der Hand der von uns früher schon gemachten Distanzmarken und Zeichen finden wir uns leicht zurecht. Einer der Gänge führt zur „Nordischen Kammer“. Hier befindet sich eine Quelle, unsichtbar fürs Auge, doch hört man deutlich das Rauschen der unterirdischen Gewässer. Oft klingt es wie Glockentöne aus der Tiefe hervor.

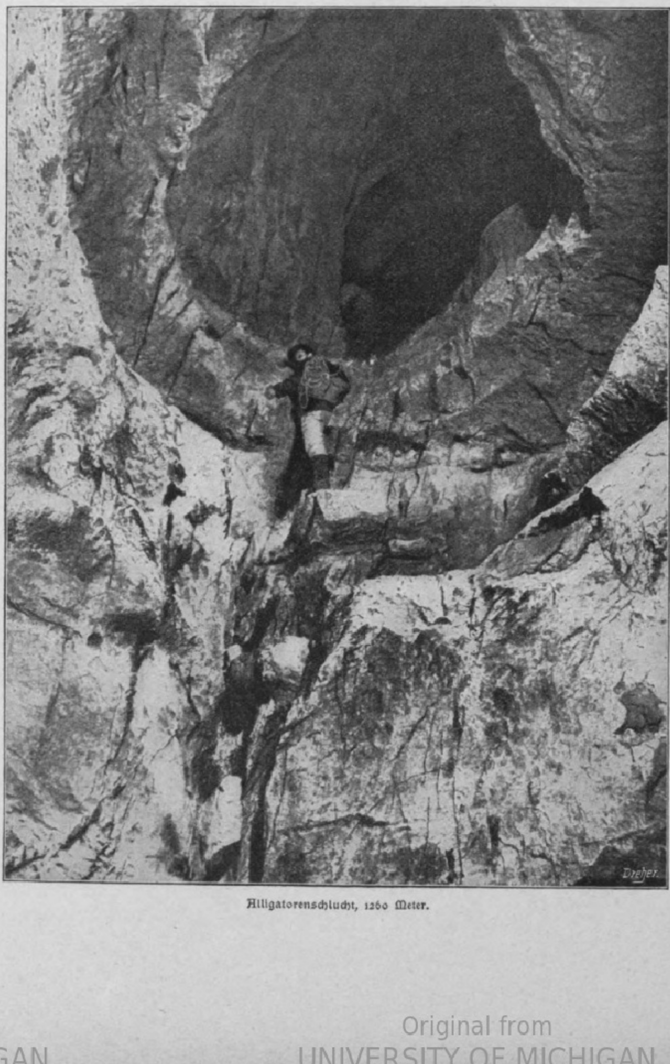
Doch zurück zum Hauptgang. Immer dem herrschenden Luftzuge folgend, gelangen wir nach langer Wanderung zum ersten See, 1400 Meter vom Eingang entfernt. Zehn volle Stunden sind wir schon unterwegs, weshalb die Kochapparate in Funktion treten.

Nach zweistündigem Aufenthalt brechen wir wieder auf. Wir folgen dem linken Ufer des kleinen Sees. Es ist schmal, überdacht von weit überhängenden und tief herabragenden Felsen. Teils kriechend, teils auf den Knieen rutschend dringen wir langsam vor, da und dort verkündet ein Plätschern, daß einer von uns ins Wasser gerutscht ist. Bald ist der See hinter uns Ein Bach rauscht über die Felsen, und ihm folgend gelangen wir zum zweiten See, der etwas schmäler als der erste, aber länger ist. Die Tiefe dieser Gewässer ist, soweit wir feststellen konnten, nicht bedeutend und dürfte 2 Meter nicht übersteigen.

Bald gelangen wir an eine Stelle, wo der früher erwähnte Bach als Quelle dem Felsen entspringt. Der Gang wird nun bequemer und weist nicht mehr so viel Trümmer auf. In vielen Windungen führt er zur „Riesenhalle“, 2000 Meter tief gelegen. Man stelle sich einen Raum vor, der 140 Meter lang und 50 bis 55 Meter breit ist, bei einer durchschnittlichen Höhe von ca. 2 Metern. Nirgends wird diese gewaltige Halle von einem Pfeiler gestützt.

Von hier aus erstrecken sich wiederum verschiedene Gänge, und es kostete keine geringe Mühe, sie alle zu erforschen. Von diesen Abzweigungen führt aber nur eine weiter in das Innere des Berges hinein. Dieser Gang ist ebenfalls äußerst geräumig und weist seinerseits wieder mehrere Seitengänge auf. Am Ende einer dieser Abzweigungen befindet sich abermals ein kleiner See, „Schwarzes Meer“ von uns benannt. In seiner Nähe schlagen wir unser Nachtlager auf, können aber infolge der Kälte keinen Schlaf finden. Nach zwei Stunden brechen wir wieder auf.

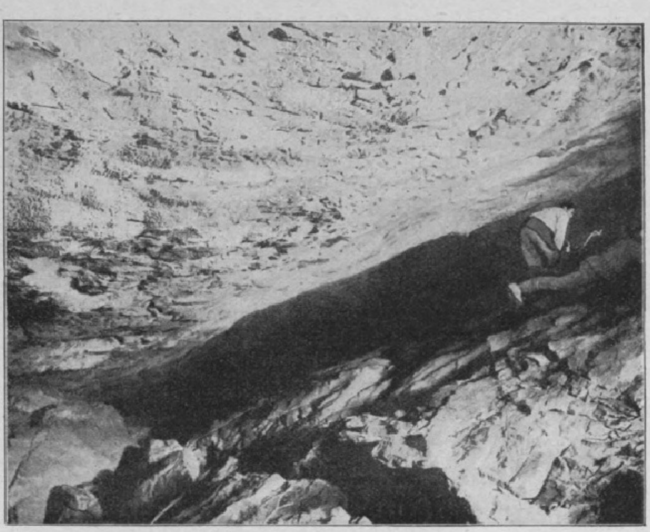
Der Gang, dem wir nun folgen, steigt stetig an, und nach etwa einer Stunde glauben wir am Ende zu stehen, da die Decke sich plötzlich ganz zu Boden senkt. Vergeblich sehen wir uns nach einer Oeffnung um. Hierbei bemerken wir, daß immer noch ein Luftzug herrscht, der sich zwischen die Felstrümmer hineinzieht. Einer der Teilnehmer klettert auf eine Felsplatte und bricht plötzlich durch sie hindurch. Wir stehen nun unerwartet vor einer neuen Oeffnung und gelangen kriechend in eine mächtige Halle von bedeutender Höhe. Das herumliegende Gestein ist morsch und zerbröckelt unter unsern Füßen, weshalb wir diesem Ort den Namen „Fauler Dom“ geben. Aehnlich wie der Zugang zu dieser Halle ist auch der Ausgang beschaffen, auch hier müssen wir hindurchkriechen. Der uns nun aufnehmende Gang besteht wieder aus festem Felsen. Von fern vernehmen wir ein dumpfes Getöse, das immer näher zu kommen scheint, je weiter wir vorrücken. Dem Geräusch nachgehend, stehen wir bald am Rande einer tiefen Schlucht, von deren Grund herauf der Lärm kommt. Die Böschung ist sehr steil und mit feuchtem Lehm überzogen. Vorsichtig rutschen wir hinab, und nach ca. 20 Metern sehen wir beim Laternenschein unter uns einen See. Aus der Höhe stürzt ein mächtiger Wasserfall herab. Wir sind in der „Wolfsschlucht“. Den Abfluß suchend, gewahren wir eine enge Oeffnung am Boden, in der sich das Wasser verliert. Wir kriechen hinein und verfolgen den engen Gang noch ca. 200 Meter weit. Da er sich aber immer mehr verengert und unsre Situation keine angenehme ist, wollen wir umkehren; aber wenden können wir uns nicht und sind somit gezwungen, den Weg zur Wolfsschlucht rückwärts kriechend zurückzulegen. Der äußerste Punkt, den wir in diesem



Alligatorenschlucht, 1260 Meter.



See, 1500 Meter.



Riesenhalle, 2000 Meter.

Krebsgange erreicht haben, liegt 2950 Meter tief im Innern des Berges.

Am oberen Teil der Wolfsschlucht zeigen sich hübsche Tropfsteingebilde. Auch an dieser Stelle zweigen wiederum mehrere Gänge ab, die wir genau untersuchen. Keiner von ihnen führt weiter, alle hören nach ca. 200 Metern auf oder laufen in enge, ungangbare Spalten aus.

Beim Eintritt in den letzten Nebengang bemerken wir, daß die Temperatur bedeutend höher ist als in der ganzen Höhle überhaupt. Sie beträgt hier 11 Grad Celsius. Kaum sind wir einige Schritte darin vorgedrungen, so gewahren wir ein eigentümliches Leuchten und Flimmern, das von der Decke und den Wänden ausgeht. Kleine Krystalle sind es, die hier das Gestein vollständig bedecken. Je weiter wir vordringen, um so intensiver wird das Blitzen, und plötzlich stehen wir in einer prächtigen Krystallhöhle. Wie tausend und abertausend Sterne funkelt es um uns herum, ein Anblick, wie er schöner nicht gedacht werden kann Massenhaft liegen die Krystalle am Boden, und wir beeilen uns, die schönsten Stücke zu sammeln.

Unser Aufenthalt in der Erde dauert nun schon 36 Stunden, und da auch die Krystallgrotte nicht weiter führt, beschließen wir, umzukehren. Nach zweistündigem Marsche stehen wir wieder in der Riesenhalle, wo wir eine kleine Rast machen. Merkwürdigerweise nehmen wir jetzt keinen Luftzug mehr wahr. Sollte die Witterung an der Erdoberfläche umgeschlagen, sollte Föhnwetter eingetreten sein? Dieser Gedanke genügte, uns zur Eile anzuspornen. Lautlos geht es so schnell wie möglich abwärts. Da, was ist das? Ein Rauschen und Tosen dringt an unser Ohr, und wie wir die Alligatorenschlucht erreichen, sehen wir hier, wo früher kein Wasser vorhanden war, einen Bach über die Felsen stürzen. Das Wasser kann nach unsrer Ansicht nur durch die Schneeschmelze hervorgerufen sein. Ist das aber der Fall, so sind wir von der Außenwelt abgeschlossen! Bald stehen wir am oberen Rande der bösen Wand, die Seile werden festgemacht, und der Gefahr nicht achtend, rutschen wir eilig in die Tiefe. Nach weiteren drei Stunden befinden wir uns am Fuße des Kamins. Es ist Sonntag morgen sieben Uhr. Horch! Ist das nicht Glockengeläute? Leise, aber doch deutlich wahrnehmbar dringen die Töne an unser Ohr: es sind die Glocken des Thales, die zur Morgenandacht rufen, und hier in der Tiefe von 350 Metern verkünden sie uns, daß der Ausgang noch offen ist.

Nach zwei Stunden stehen wir am Ausgang, ganz geblendet von dem hellen Sonnenschein. Die Bevölkerung war schon etwas beunruhigt über unser langes Ausbleiben, hatten wir doch volle 46 Stunden in der Höhle zugebracht. Staunend hörten die Leute der Erzählung unsrer Erlebnisse zu und bedauerten nur, daß wir nicht irgendwo an einer andern Stelle einen Ausgang gefunden hatten.

A. W.

Im Wattenmeer.

Von

C. Lund.

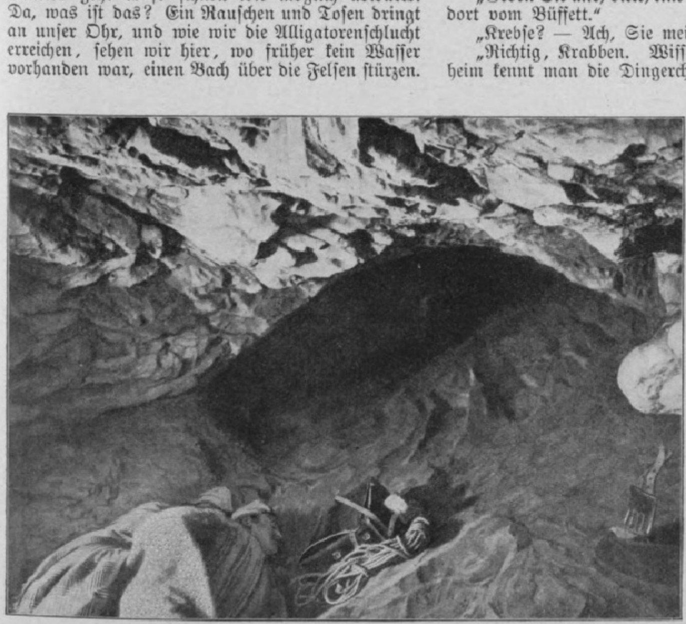
„Frau Wirtin, bitt' schön."

„Sie wünschen?"

„Geben Sie mir, bitte, eine Portion der Krebschen dort vom Büffett."

„Krebse? — Ach, Sie meinen wohl Krabben?"

„Richtig, Krabben. Wissen Sie, bei uns daheim kennt man die Dingerchen eben nicht."



Nachtlager, 2100 Meter.

Die junge Wirtin im Gasthof zu Tönning (an der Eidermündung) beeilte sich, dem Gaste, der sich als Baumeister K. aus Myslowitz ins Fremdenbuch eingetragen hatte und wie ich auf einer Erholungsreise an die See begriffen war, das Verlangte zu servieren.

K. schmunzelte, als er das kräftige Aroma der Tierchen, das so sehr an den Stranddust erinnert, einsog. Wiederholt hatte er, seinem späteren Geständnis zufolge, während seiner Reise gesehen, mit welchem Behagen die Krabben von reich und arm verspeist wurden; selbst jedoch hatte er sich zu keiner Probe entschließen können, weil er fürchtete, daß seine völlige Unerfahrenheit im Entkrusten die Lach- und Spottlust der anwesenden Mitgäste wecken könnte. Jetzt aber war die Gelegenheit günstig, da außer ihm und mir zu dieser Vormittagsstunde kein Gast anwesend war. Er griff also frischen Mutes zu ... aber, welch Mißgeschick! Wie behutsam er auch vorging, die Tierchen brachen in der Mitte auseinander, so daß stets das leckere Fleisch in den beiden Panzerhälften stecken blieb.

Unser Baumeister brummte eine Verwünschung durch die Zähne und schielte bald nach dem Büffett, bald nach meinem Tische. Endlich faßte er einen Entschluß.

„Bitt' schön, Frau Wirtin, möchten Sie mir nicht zeigen, wie man die Tierchen anfassen muß; ich bring' keins aus der Schale 'raus."

Die Wirtin, die einen ähnlichen Verlauf erwartet haben mochte, trat lächelnd hinzu, setzte sich ihm gegenüber und entsprach bereitwillig seinem Wunsche. Ihre geübten Finger hatten schnell ein Häufchen der Tiere der Panzer entkleidet, so daß Herr K. die Hälfte seines Brötchens damit belegen konnte. Er dankte lebhaft, speiste mit sichtlichem Wohlgefallen und hatte zudem die Genugthuung, den Rest der Tiere selbst entkrusten zu können.

Nach der Mahlzeit wurde K. gesprächig; er wußte den Geschmack der Tiere nicht genug zu rühmen und wünschte näheres über die Lebensweise und den Fang der Krabben zu wissen. Der mittlerweile erschienene Wirt erzählte dies und jenes, machte ihm aber schließlich den Vorschlag, am nächsten Tage einen ihm bekannten Krabbenfischer auf einer Fangreise ins Wattenmeer zu begleiten. Der Baumeister lehnte jedoch nach einigem Schwanken ab, da der notwendig werdende längere Aufenthalt seinen ganzen Reiseplan umstoßen würde. Mir war die Ablehnung lieb, denn die Andeutungen unsers Wirtes hatten genügt, in mir den Wunsch rege zu machen, selbst an einer Fahrt ins Wattenmeer teilzunehmen, wovon ich den freundlichen Mann sofort in Kenntnis setzte. Am Abend begleitete mich der Wirt zu dem betreffenden Fischer. Dieser, Namens Hansen, erwies sich als ein biederer Fünfziger mit stark gebräuntem Teint, lebhaften Augen und sehnigen Gliedern, den charakteristischen Merkmalen der Seefahrt oder Fischfang treibenden Bevölkerung unsrer Nordseeküsten. Er machte zwar einige Einwendungen, als ihm der Wirt meinen Wunsch übermittelte, erklärte sich jedoch bald bereit, mich mitzunehmen.

„Sei möt'n abers präzis sin, Herr. Klock veer mor'n fröh sett de Ebb' in, denn seil'n wi los un kamt erst gegen Klock söß abends mit de Floot t'rügg. Dat is en langen Dag, Herr." —

Am nächsten Morgen stand ich bereits vor vier Uhr, mit einem Proviantkorb und einer Flasche Hennessy ausgerüstet, an der Schiffbrücke und konstatierte mit Genugthuung, daß weder Hansen noch einer seiner Leute sichtbar war. Ueber dem Hafen und der fern sich ausbreitenden Bucht lagerte ein dünner Dunstschleier. Der kaum merkbare Südost vermochte dem Wasserspiegel nur ein leichtes Schwanken abzunötigen; Ewer und Kutter lagen

wie im Traum, und die ganze Bucht bot ein Bild des tiefsten Friedens. Welchen Zauber barg dieser Junimorgen! Da schlug die Turmuhr vier. Aus einer Seitengasse nahten schwere Männerschritte über das holperige Pflaster. Bald erkannte ich die Ankommenden; es war Hansen mit seinem Bestmann (Gehilfen) und dem Jungen. Alle waren mit Körben, Geräten u. s. w. bepackt.

„Guten Morgen, Hansen."

„Moi'n, Herr. Nu kaunt gliek losgahn; ward 'n hitt'n Dag hüt. — Fix, Jung, mak de Joll' los."

Schnell war das kleine Boot vom Bollwerk gelöst und an die Treppe gezogen, so daß wir mit unserm Gepäck einsteigen konnten. Der Bestmann ergriff die Riemen (Ruder), und nach wenigen Minuten lagen wir neben einem Kutter von ansehnlicher Größe, an dessen Heck in vergoldeten Buchstaben die Namen „Gesine. Tönning" prangten. Wir schwangen uns an Bord, nur der Bestmann ruderte weiter, um die Vertäuung zu lösen, die der Junge mit großer Geschicklichkeit an Bord holte. Dann folgte auch der Bestmann. Vom Ebbestrom erfaßt, drehte die „Gesine" den Bug langsam seewärts. Noch bedurfte es einiger Arbeit, um von den dort ankernden Fahrzeugen freizukommen, bald aber hatten wir offenes Wasser vor uns. Nun wurde das Großsegel gesetzt, und vor der auffrischenden Brise glitt die „Gesine" wie ein riesiger Vogel mit dem Strome dahin. Welch ein Duft! Die Brust weitete sich, um die reine Seeluft einzuziehen. Ueber die endlos weite, grünschimmernde, sanftwogende Fläche huschten die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne. Der Nebelschleier begann zu weichen, und die hinter uns liegende Stadt trat mehr und mehr zurück. Weiter, schneller ging die Fahrt. Zur Rechten begleitete uns noch lange die mehr und mehr zurücktretende Küste der Halbinsel Eiderstedt, dann aber, als unser Kurs südlicher führte, entschwand das Land unsern Blicken. In unmittelbarer Nähe der Küste lohnt der Krabbenfang nicht mehr, da sich die Zahl der Tiere infolge der stetigen Nachstellungen dort sehr vermindert hat.

Die zierlichen, 3—5 Centimeter langen Geschöpfe, die zur Gruppe der zehnfüßigen Krebse gehören und lebend fast durchsichtig wie das Seewasser selbst erscheinen, bevölkern alle überfluteten Sandbänke des Wattenmeeres an der gesamten Nordseeküste, sind aber nirgends häufiger und von besserer Qualität als an der Westküste Schleswig-Holsteins, wo Büsum als Fang- und Exportplatz den ersten Rang einnimmt, da die Jahresausbeute dieses Ortes sich auf rund eine Million Pfund beziffert.

Die Krabben oder richtiger Garneelen halten sich stets am Grunde auf und wissen sich mit großem Geschick in den Sand einzuwühlen, so daß nur die gestielten Augen hervorschauen. So lauern sie auf ihre aus winzigen Ruderfußkrebsen, Würmchen u. s. w. bestehende Beute. Bei drohender Gefahr schnellen sie aus dem Sandbett empor und vermögen mittels des kräftigen Ruderschwanzes blitzschnell meterweite Sätze durch das Wasser auszuführen. Ihre Schutzfärbung und große Beweglichkeit sichern sie einigermaßen gegen die Nachstellungen ihrer Feinde, deren Schar nach Legionen zählt, da so ziemlich alle See- und Strandvögel, Raubfische und größeren Krebse Jagd auf sie machen.

„Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren," berichtete Hansen, der seinen „Brösel" rauchend an der Ruderpinne saß, „wurde der Krabenfang auf viel primitivere Weise als heute betrieben. Da wateten während der guten Jahreszeit vom April bis zum Oktober Männer und Frauen, mit Tragkörben bepackt, zur Ebbezeit in die Watten hinaus. Als Fanggeschirr führten sie langgestielte Ketscher, die sie, oft bis an die Brust im Wasser schreitend, vor sich her über den Sand schoben und in kurzen Zwischenpausen ihres Inhalts entleerten. Zum Zwecke der Entleerung mußten sie jedesmal aufs Trockene. Natürlich war die Arbeit eine sehr saure, die Ausbeute aber trotzdem nur gering. Freilich hätte man größere Fänge auch kaum verwerten können, da der Verkauf ausschließlich unter der Küstenbevölkerung geschehen mußte. Die Krabben verderben nämlich leicht, und die Verbindung mit dem Hinterlande war nicht wie heute, auch verstand man damals nicht, die Tiere zu konservieren. In das Binnenland kamen daher die Krabben überhaupt nicht oder doch in einem Zustande, daß ihr Genuß wenig befriedigen konnte."

Mittlerweile war es gegen sechs Uhr geworden. Die „Gesine" glitt schneller dahin. Wir hatten auch die letzte Landmarke aus den Augen verloren, rings um uns den goldig-grün schimmernden Meeresspiegel, über uns den blauen, lachenden Himmel. Dann und wann tauchte in der Ferne ein Segel auf; ein Ewer oder kleiner Schoner glitt an uns vorüber, den Eiderhäfen zu. Ueber dem westlichen Horizont schwebte lange ein Rauchstreifen von einem fern hinziehenden Dampfer. Prächtig blaurot gefärbte Quallen umspielten uns; Möwen und Seeschwalben schossen an unserm Fahrzeug vorbei, und in der Ferne zog eine Kette von Wildenten landwärts.

„Wie weit fahren wir noch, Hansen?"

„Noch en lüttje Halvstunn, denn kann 't Fischen losgahn."

Höher stieg die Sonne, frischer wurde die Brise, unruhiger die See, schneller die Fahrt. Infolge des kolossalen Winddruckes auf die Segel neigte die „Gesine" stark nach Lee und nahm oft Wasser über. Hei, wie uns dann das Sprühwasser ins Gesicht klatschte!

„Ist die ‚Gesine' bei schlechtem Wetter ziemlich seetüchtig?" fragte ich, ohne Arges zu denken.

Hansen sah mich mit einem mitleidigen Blick von der Seite an, spie über Bord und fragte ohne Umschweife: „Hebbt Sei Angst? Slecht Wedder givt't to düsse Fahrstied nich — un denn süht slecht Wedder op de Nordsee bannig anders ut. Sei möt'n Cognac drinken; de givt Mod in de Mag un makt seefast." Dabei blinzelte er nach meinem Proviantkorb und schnalzte mit der Zunge. Ich verstand den Wink und bot ihm die Flasche, die er auch nicht verschmähte.

Nach einer kurzen Weile erhob sich Hansen, hielt Umschau und meinte befriedigt: „Sehn Sei dor in Norwesten dat Fürschipp? Sobald wi dat dwars hefft, fischen wi bit na Buschsand un wedder t'rügg."

„Und wie weit sind wir jetzt von Tönning fort?"

„En Mil'ner dree gewiß."

Nun erfolgte der Befehl zum Klarmachen des Fanggeschirres. Dieses war ein großes, über einen segmentartigen Eisenrahmen gespanntes, engmaschiges Netz, das am hinteren, sackartigen Ende durch eine Ringschnur geschlossen wurde. Von dem Eisenrahmen liefen Drahtseile aus, die sich bald zu einem stärkeren vereinigten. Das Drahtseil lief über mehrere Leitrollen zu einer auf dem Vorderschiff angebrachten Handwinde. Die Konstruktion des Rahmens war derartig, daß er am Meeresgrunde stets auf der glatten Seite ruhen mußte. Als die Vorbereitungen vollendet waren, legte der Schiffer das Steuer um, daß der Kutter durch eine scharfe Wendung vor den Wind kam. Während die schlaffen Segel klappernd den Mast peitschten, hoben die Schiffsleute mit vereinten Kräften das Netz über die Reeling, worauf die Stahltrosse von selbst ablief. Bald standen die Segel wieder voll, der Kutter machte Fahrt und schleppte das Netz in ziemlich weiter Entfernung hinter sich her über die Sandbank, die nach des Schiffers Angabe etwa 10 bis 15 Meter unter dem Wasserspiegel lag.

Uebrigens erschienen alsbald zu unsrer rechten wie linken Seite ähnliche Fahrzeuge auf den Bänken, die der Schiffer größtenteils als Büsumer Fischer erklärte. In größerer Entfernung gewahrten wir einen Fischdampfer bei der Arbeit; ringsum war man bemüht, dem Wattenmeer seine Gaben abzuringen.

Da vorderhand nichts Besonderes zu thun war, wurde gefrühstückt. Der Junge, der zugleich Kochsdienste that, hatte in der Kombüse Kartoffeln gebraten. Derbes Schwarzbrot, einige geräucherte Heringe und schwarzer Kaffee vervollständigten das frugale Mahl. Da die Sonnenstrahlen schon recht lästig wurden, zog ich mich für einige Zeit in die sogenannte Kajüte zurück.

Etwa eine Stunde mochte verstrichen sein, als Hansen mich wieder rufen ließ, weil das Netz gehoben und entleert werden sollte. Der Kutter lag beigedreht, und der Bestmann nebst dem Jungen hantierte an der Winde. Es kostete nicht geringe Anstrengung, das schwere Netz aus dem Wasser zu heben. Als die Verschlußschnur gelöst war, purzelte der gesamte Inhalt in einen großen, flachen Kasten.

Da gab's fürwahr eine bunte, seltsame Gesellschaft: Krabben, Muscheln, Taschen- und Einsiedlerkrebse, Seesterne, Quallen, Schollen, Aale und andre Fische, daß ich meinen Augen kaum traute. Alles wogte, wimmelte, krabbelte durch- und übereinander oder suchte sich unter den mit heraufgebrachten Tangen und Steinen zu verkriechen. Die Fischer, an einen derartigen Anblick gewöhnt, achteten nicht darauf, sondern reinigten das Netz, das sie so schnell als möglich wieder auswarfen, um die Schleppfahrt fortzusetzen. Dann aber begann das Sortieren und Verarbeiten des Fanges. Die größtenteils minderwertigen Fische, die Muscheln und Einsiedlerkrebse wurden kurzweg über Bord geworfen, einige größere Fische für die Mittagstafel zurückgelegt, das Hauptinteresse aber den Krabben zugewandt, deren Menge Hansen nach oberflächlicher Schätzung auf 25 bis 30 Pfund taxierte. Sie wurden zunächst sortiert, die kleinsten entfernt, dann gewaschen und gesiebt, bis die letzten ihnen anhaftenden Sand- und Schlickteilchen entfernt waren. Die völlig sauberen Tiere wurden zuletzt in einen großen Korb geschüttet, mit zerkleinertem Eis bedeckt und sorgfältig vor der Sonne geschützt, da sie gleichzeitig mit dem Ergebnis des zweiten Schleppzuges gekocht werden sollten.

Unterdessen sollte ein eigenartiges Vorkommnis unsre Aufmerksamkeit erregen. Schon seit einiger Zeit hatten wir im Nordwesten einen Dampfer gesichtet, der seinen Kurs offenbar auf die Eider richtete. Als er langsam näher kam, gewahrten wir am Heck die deutsche Kriegsflagge. Es war der Aviso „Greif", der ein Segelfahrzeug im Schlepptau hatte.

„Das it god, so is't recht!" rief Hansen lebhaft dem am Ruder stehenden Bestmann zu.

„Natürlich wedder so'n verdammten Englishman," entgegnete dieser. Auf meine verwunderte Frage erklärte der Schiffer, daß der Aviso mit dem Schutze der deutschen Fischereiinteressen in der Nordsee betraut sei und daß er den „Englishman" auf verbotenem Revier, d. h. innerhalb des deutschen Küstenrayons fischend angetroffen habe und ihn deswegen nach Tönning zur Aburteilung seitens der deutschen Behörden bringe.

„De ward nett berappen möten, und de Netten (Netze) samt de Fisch nehmt sei em ock noch weg," setzte Hansen befriedigt hinzu.

Nach dem Mittagsmahl begann Hansen mit dem Kochen der bis dahin gefangenen Krabben. Für diesen Zweck fand sich ein großer Kessel in der Kombüse. Das Kochen geschah mit Seewasser. Die gesottenen Tiere, die jetzt die eigentümliche, grau-rötliche Färbung zeigten, wurden sofort auf Eis gekühlt, denn schon während der Heimfahrt sollten sie verpackt und zum Versand fertiggestellt werden, damit Hansens Abnehmer, ein Hamburger Großhändler, sie am folgenden Morgen an die Detailhändler weitergeben konnte.

Das Fischen wurde bis nachmittags zwei Uhr trotz der glühenden Hitze ununterbrochen fortgesetzt, so daß die Gesamtbeute dieses Tages auf ca. 180 Pfund bemessen werden konnte; dann trat die „Gesine" die Heimreise an. Während dieser wurde die Verarbeitung und Verpackung der Tiere fortgesetzt. Mein Schiffer hatte jetzt wieder seinen Platz am Steuer, und ich gesellte mich zu ihm. Da erfuhr ich, daß in manchen Küstenorten Konservenfabriken bestehen, an die ein beträchtlicher Teil der frischen Krabben abgegeben wird. Dort unterwirft man die von Frauen und Kindern sauber entkrusteten Tiere einem besonderen Konservierungsprozeß, worauf sie in Blechdosen verpackt und diese verlötet werden. So verarbeitet sind die Tiere sehr haltbar, so daß sie selbst in die Tropenländer exportiert werden können.

Konservierte Krabben, gewöhnlich Dosenkrabben genannt, dienen als Belag für Butterbrote, als Einlage in Suppen, zur Herstellung von Salaten und Mayonnaisen u. s. w. und werden mit Recht hochgeschätzt. Neuerdings werden die Krabben auch nach einem patentierten Verfahren zu Extrakt verarbeitet, der sich durch leichte Löslichkeit, Ausgiebigkeit, Aroma und vor allem durch Haltbarkeit auszeichnet, da geöffnete Dosen jahrelang stehen können, ohne daß ihr Inhalt verdirbt. Dieser Extrakt findet hauptsächlich zur Bereitung von Krebssuppen, Fischsaucen u. s. w. Verwendung. Der Krabbenfang an der gesamten deutschen Nordseeküste kann auf einen Jahresertrag von ca. 10 Millionen Pfund im ungefähren Wert von 2 Millionen Mark geschätzt werden. Einzelne Küstenorte, wie z. B. Büsum, beschäftigen jahraus jahrein eine ganze Flottille von 30 und mehr Schiffen im Krabbenfange. Hauptabnehmer der frischen Ware sind außer den Fabriken die großen Städte Norddeutschlands, da die wohlschmeckenden und nahrhaften Tiere in Mittel- und Süddeutschland bisher anscheinend nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen. Während der Wintermonate wird der Fang eingestellt, weil die Witterungsverhältnisse ihn unmöglich machen. Häufig lohnen schon die Herbstfahrten nicht, besonders wenn längere Zeit stürmisches Wetter geherrscht hat, auch sind die Fahrzeuge zu leicht Havarien ausgesetzt.

Die weitere Heimfahrt bot nichts, das einer besonderen Erwähnung wert wäre. Bald nach fünf Uhr legte die „Gesine" wieder am Bollwerk in Tönning an, und ich verabschiedete mich dankend von den biederen Schiffsleuten. In meinem Gasthof fand ich eine Karte des Baumeisters aus Myslowitz vor, auf der er mich einlud, ihn in Wyk auf Föhr, wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedenke, aufzusuchen. Dann hoffe er auch, von meinen Erlebnissen im Wattenmeer zu hören, fügte er hinzu. Der Zufall wollte nicht, daß ich seinem Wunsche nachkam; vielleicht erfüllen ihn zum Teil diese Zeilen.

Der große Nildamm bei Assuan.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 763.)

Das erste gigantische Bauwerk, das im zwanzigsten Jahrhundert zur Vollendung gelangt, wird wohl der riesige Nildamm sein, den die Engländer bei Assuan in Aegypten bauen. Dieses gewaltige Unternehmen wird nicht weniger als 100 Millionen Mark kosten, und nebst den damit in Verbindung stehenden Werken von Assiout beschäftigt es eine Armee von 25000 englischen, italienischen und eingeborenen Arbeitern. Während der letzten Monate sind große Fortschritte gemacht worden, und unsre erst vor kurzem an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien zeigen, daß ein Teil des Dammes schon ziemlich fertig ist.

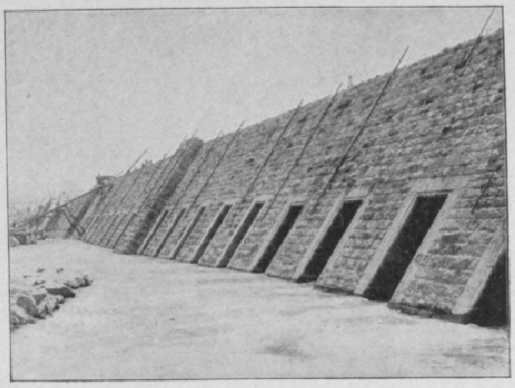
Das Fortschreiten dieser Arbeiten wird von der ganzen Welt mit dem größten Interesse verfolgt, denn jeder, der die Geschichte Aegyptens kennt, weiß, daß dieser Damm das Heil Aegyptens bedeutet. Er wird weite Strecken brennenden Sandes in fruchtbaren Boden verwandeln, der nicht nur für Aegypten selbst genügend Weizen hervorbringen, sondern noch viele Länder Europas, die heute ihren Kornbedarf aus Amerika decken müssen, mit Weizen versehen kann. „Der Nil ist Aegypten, und Aegypten ist der Nil,“ — die Erkenntnis der Wahrheit dieses Ausspruches führte zu dem Gedanken, den Damm von Assuan zu bauen. Ohne den Nil könnte Aegypten nicht existieren, und mit dem Nil, wie er bisher gewesen, war es nur ein armes, wiederholt von Hungersnot heimgesuchtes Land. Das Wasser, das die trockene Sandwüste in einen dreimal im Jahre tragenden Boden hätte verwandeln können, floß nutzlos in das Mittelländische Meer ab.

Der Damm, der jetzt gebaut wird, soll 10 Millionen Tonnen Wassers zurückhalten. Mit andern Worten, hinter dem Damm wird sich alljährlich ein riesiger See bilden, in dem der fruchtbare Schlamm, den der Nil aus den oberen Regionen des Sudans herunter bringt, sich ansammeln wird. Mit Hilfe von Seitendämmen wird man diese riesigen Wassermassen in verschiedene Kanäle leiten, die ihrerseits wieder das Land bewässern werden. Gegenwärtig findet man in Aegypten bekanntlich nur in einem schmalen Streifen an beiden Seiten des Nils entlang bebautes Land; es reicht nur so weit, als die Wasser des Stromes in der Flutzeit gehen. Durch den Damm wird dieses kulturfähige Land zunächst schon um 2500 englische Quadratmeilen erweitert, die allein einen Wert von 1600 Millionen Mark darstellen. Die Unkosten, die der Bau des Dammes dem Lande machen wird, betragen nur, wie schon erwähnt, 100 Millionen Mark, und auch diese Summe wird Aegypten nur in dreißig jährlichen Raten zurückzuzahlen brauchen, wenn das Werk vollendet ist.

Der Damm, den die weltbekannte Firma Aird & Sons in London baut, besteht in einer kolossalen Granitmauer, die zwei Kilometer lang sein wird, und reicht von dem rechten Ufer des Nils bis an das linke. Bei niedrigem Wasserstand ragt die Mauer 90 Fuß aus dem Wasser heraus, und der Kamm hat dann noch eine Breite von etwa 50 Fuß. Ueber diese eigenartige Brücke werden die ägyptischen Karawanen in kurzer Zeit über den Nil setzen können. Der Damm hat 180 Schleusen, von denen jede $6^1/_2$ Fuß weit ist. Die Tiefe wechselt, einige Schleusen sind nur $11^1/_2$ Fuß tief, andre 23 Fuß, je nach der Tiefe des Flußbettes. Einige von diesen Schleusen werden einen Druck von 10 Tonnen Wasser aushalten müssen, was natürlich ganz enorm ist; sie sind aber so eingerichtet, daß ein einziger Mann sie regulieren kann.

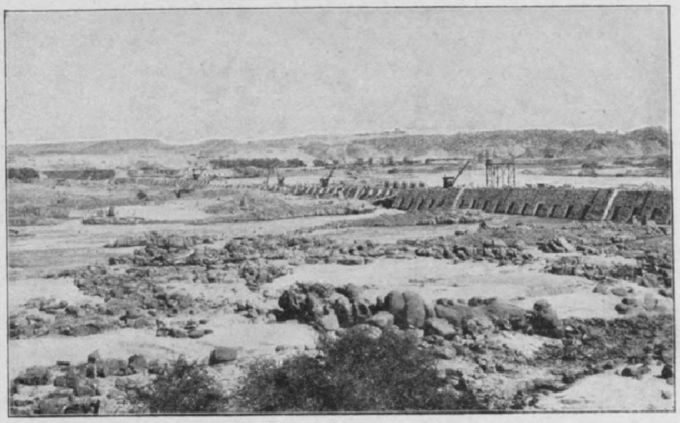
Unendliche Schwierigkeiten mußten natürlich bei der Ausführung dieses riesigen Planes überwunden werden. Jedesmal, wenn die Wasser des Nils stiegen, wurden die unvollendeten Teile des Dammes überschwemmt, und die Arbeiten mußten öfter für Monate unterbrochen werden. Dann mußte man manchmal sehr tief bohren, um festen Grund für die Fundamente zu finden. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden überwunden, und es dürfte jetzt kein Zweifel mehr obwalten, daß das Riesenwerk glücklich vollendet werden wird.

Als die Pläne für den Damm zuerst bekannt gemacht wurden, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung unter Altertumsforschern und Kunstfreunden, denn man fürchtete, daß durch die Wasseransammlungen die berühmten Tempel von Philä zerstört werden würden. Diese alten Ruinen stehen bekanntlich auf einer kleinen, palmenumwachsenen Nilinsel, die in den Fluten verschwinden wird, sobald die Schleusen des Dammes geschlossen sein werden, und wären die Pläne so ausgeführt worden, wie sie zuerst entworfen waren, dann würden die Tempel ebenfalls überschwemmt worden sein. Aber eine ganze Anzahl einflußreicher Männer, Gelehrter und Kunstfreunde in allen Ländern, erhob energischen Widerspruch, und so wurden die Pläne so geändert, daß die Ruinen jetzt auch bei dem höchsten Wasserstande unberührt bleiben werden, während die Insel selbst, zum erstenmal in einer dreitausendjährigen Geschichte, unter den Fluten verschwinden wird. Viel historisches Interesse hat die ägyptische Regierung vormals in der ganzen Angelegenheit nicht bewiesen, aber man muß immer bedenken, daß die ganze Zukunft des Landes auf dem Spiele stand. Diese Indifferenz erinnert an Mehemet Ali, der bei einem großen Bau, der einst in Kairo unternommen werden sollte, dem Ingenieur sagte: „Sie können dazu die unnützen Haufen Steine verwenden, die die Leute Pyramiden nennen.“ Der Klugheit jenes Ingenieurs haben wir es zu verdanken, wenn die uralten Denkmäler heute noch vorhanden sind.

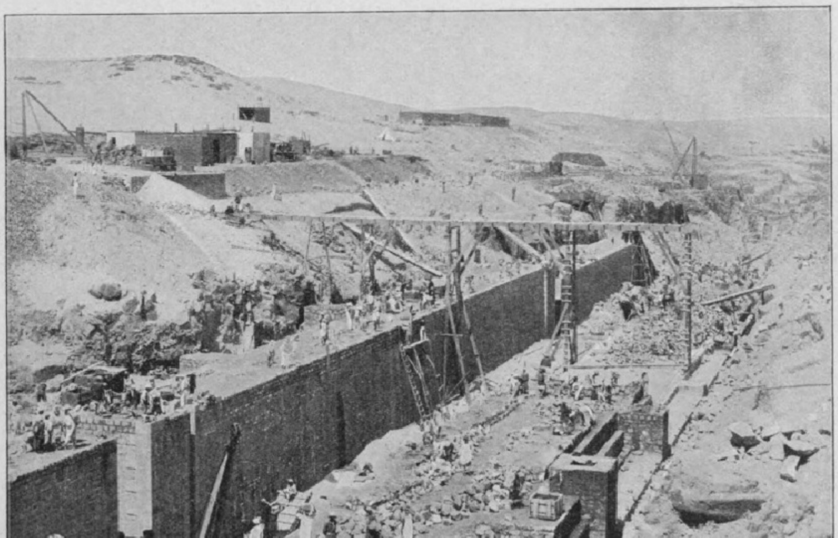


Nordseite des östlichen Dammes.

Interessant ist auch die Geschichte des Kontraktes, mit dem das gewaltige Unternehmen angebahnt wurde. Als der Plan, einen solchen Damm zu bauen, auftauchte, berieten einige Londoner Herren, die ein Interesse daran hatten, die Sache, und in der Folge wurden Sir Benjamin Baker und Sir John Aird um ihre Meinung befragt, die beide sofort ihre Zustimmung erteilten. Dann wurde die Frage aufgeworfen, wie man das notwendige Geld beschaffen könne, und nun erklärte Ernest Cassel, bekanntlich ein Deutscher von Geburt, der neulich erst von sich reden machte, als er dem König Eduard von England eine große Summe zur Begründung eines Sanatoriums für Schwindsüchtige zur Verfügung stellte, sich bereit, das Geld vorzustrecken. Die drei genannten Kapitalisten reisten dann nach Kairo, und unterwegs wurde der Kontrakt aufgesetzt. An einem Mittwoch kamen sie in Aegypten an, und am darauffolgenden Sonntag hatte die ägyptische Regierung bereits die Bedingungen angenommen und den Vertrag unterzeichnet. Am nächsten Morgen waren Mr. Cassel und Sir B. Baker bereits auf dem Wege nach Hause. So hatte Aegypten in vier Tagen ein Angebot erhalten und angenommen, dessen Ausführung für das Land von gar nicht absehbarer Tragweite ist. Denn daß dieser Damm eine vollständige Umwälzung in den ägyptischen Verhältnissen hervorrufen wird, ist ohne weiteres klar. Jetzt wird man erst anfangen können, die Landwirtschaft nach modernen Prinzipien



Nordwestlicher Damm.



Kanalbau bei Assuan.



Spitzenklöpplerinnen in Barcelona.
Nach dem Gemälde von José L. Barrau. (Text Seite 760.)



Der Dampfer „Roraima" beim Ausbruch des Vulkans Mont Pelée auf Martinique.

Nach der Skizze des überlebenden Schiffsoffiziers E. S. Scott. (Text Seite 760.)

zu betreiben, während man sich bisher mit den altertümlichsten Gerätschaften behelfen mußte.

Das Geld, mit dem das am Dammbau beschäftigte Heer von Arbeitern bezahlt wird, wird jede Woche in riesigen Säcken auf Kamelrücken an Ort und Stelle gebracht. Die Tiere werden damit vor den Thüren der „Assouan-Bank“ beladen und tragen dann, begleitet von einer bewaffneten Eskorte, ihre wertvolle Ladung durch die Wüste nach der Arbeitsstätte. Die Steine, mit denen der Nildamm gebaut wird, kommen aus denselben Brüchen, aus denen die Steine geholt wurden, mit denen man Philä baute, und aus denen die berühmte Nadel der Kleopatra stammt, die heute den Themsequai in London schmückt. Mit denselben Steinen, aus denen vor dreitausend Jahren die gewaltigen Grabmäler der Pharaonen aufgetürmt wurden, baut man heute den Damm, der Aegypten eine neue, bessere Zukunft bringen soll.

E. D. Bernhardt.

Zu unsern Bildern.

Einen neuen Beweis für die ungeheure Werterhöhung, die im Laufe der Jahre Kunstwerke erfahren können, lieferte eine Versteigerung, die Ende Mai in Paris stattfand und einen Erlös von mehr als 1800000 Franken brachte. Besonders hoch stiegen die Preise für Gemälde von Camille Corot, dem berühmten Landschaftsmaler, deren eines, eine Ansicht vom Gardasee, die Summe von 231000 Franken erzielte. Der Meister (geb. 1796, gest. 1875) war zwar auch zu Lebzeiten ein geschätzter Künstler, aber seine Werke wurden doch nicht besonders hoch bezahlt; der Preis schwankte von 5000 bis 10000 Franken. Jetzt nun, 27 Jahre nach seinem Tode, ist für eines seiner Werke mehr als das Zwanzigfache des Preises bezahlt worden, den vielleicht einst der Künstler erhalten hat. Die von uns wiedergegebene Landschaft Corots, eine Perle des Louvre-Museums, läßt die Eigenart des Meisters trefflich erkennen: etwas skizzenhafte Ausführung, aber vorzügliche Wiedergabe der landschaftlichen Stimmung und vor allem ein zarter, poetischer Hauch.

„Fern im Süd das schöne Spanien“ — das stellte sich der deutsche Leser lange Zeit als ein Land vor, dessen stolze Bewohner kaum etwas andres zu thun hatten als die Goldorangen zu pflücken und im Mondenschein mit der Mandoline vor den romantischen Balkonen Ständchen darzubringen. Heute ist man besser unterrichtet, man weiß recht gut, daß auch Spanien die soziale Frage kennt, daß insbesondere Barcelona eine durchaus moderne Handels- und Industriestadt ist, wo so energisch gearbeitet werden muß wie im gewerbefleißigen Deutschland oder in England. Nur eines hat der Süden voraus — ein guter Teil der Arbeit, die bei unserm Klima in die enge Stube gebannt ist, wird dort vor den Häusern auf der Straße abgemacht. Und das giebt unserm Bild „Spitzenklöpplerinnen in Barcelona“ von José Barrau einen Zug liebenswürdiger Heiterkeit des Lebens. Das Klöppeln von Spitzen ist im Süden alteinheimische Hausindustrie und erst von dort nach dem Norden gebracht worden. Das walzenförmige und drehbare Polster ist nicht nur in Spanien üblich, sondern auch im sächsischen Erzgebirge; der Streifen Papier, auf dem das Muster in Nadelstichen vorgezeichnet wird, die Holzstäbchen der Klöppel und die ganze Technik sind längst international. Die spanischen Spitzen werden aus Gold- und Silberdraht hergestellt, der, mit bunter Seide und kleinen Perlen untermischt, farbenprächtige Leistungen ermöglicht.

Der furchtbare Vulkanausbruch auf Martinique wurde, wie bekannt, auch den meisten der Schiffe verderblich, die auf der Reede von St. Pierre ankerten. Die Katastrophe trat so plötzlich ein, daß die Mehrheit der Fahrzeuge nicht mehr die offene See zu gewinnen vermochte, sondern, von glühender Lava überschüttet, in Flammen gehüllt wurde und in wenigen Minuten unterging. Auch der Dampfer „Roraima“ wurde von diesem Schicksal ereilt, fast die ganze Besatzung kam in den Flammen oder in den Wellen um, und nur wenige Personen entgingen, von einem andern Schiffe



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Die neuaufgefundene Marmorgruppe „Mutterliebe“ im Park von Sanssouci.

aufgenommen, dem schaurigen Tode. Nach der Skizze eines der Ueberlebenden, des Schiffsoffiziers E. S. Scott, ist unser Bild angefertigt.

Litteratur.

Eine Reise durch den malaiischen Archipel, die der Professor der Botanik an der Universität München Dr. K. Giesenhagen vom Juli 1899 bis zum Frühjahr 1900 unternommen, hat ihm eine so reiche Ausbeute geliefert, daß er, abgesehen von den Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Spezialforschungen, die Fülle seiner Beobachtungen und Erfahrungen auch dem großen Publikum zugänglich machen wollte. Dies ist in einem schön gedruckten und ausgestatteten Bande unter dem Titel „Auf Java und Sumatra, Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien,“ geschehen (mit 16 farbigen Tafeln und weiteren Abbildungen im Text, Leipzig, B. G. Teubner). Obwohl dem Verfasser das Spezialgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit am nächsten lag, hat er doch auch ein offenes Auge für alles übrige gehabt. Neben der staune“swerten Pracht der tropischen Pflanzenwelt hat ihn auch das Studium der Bevölkerung, ihrer Lebensweise, der Bodenverhältnisse, der Vulkane und nicht zum wenigsten der Kunst beschäftigt, die in kolossalen Tempeln, die über und über mit Bildwerken bedeckt sind, Denkmäler eines imponierenden Könnens hinterlassen hat. So ist es dem Verfasser gelungen, ein nach allen Seiten abgerundetes und ungemein detailliertes Bild von den beiden Hauptinseln zu zeichnen, das auf lange Zeit hinaus allen folgenden Forschern die Richtschnur liefern wird, zumal da der Verfasser auch vielfach falsche Vorstellungen, die aus der früheren Reiselitteratur in unser Wissen übergegangen sind, berichtigt hat. Die Lektüre seines Buches, das sich durch seine Fülle an positivem Gehalt von den seichten Plaudereien der Globetrotter sehr vorteilhaft unterscheidet, wird auch durch die Lebendigkeit der Darstellung jedem Freunde ernsten Wissens einen hohen Genuß bereiten.

— Als 16. Band der „Monographien der Weltgeschichte“, die Professor Dr. Ed. Heyck in Verbindung mit andern im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig herausgiebt, ist eine von dem Herausgeber verfaßte Monographie über den Großen Kurfürsten erschienen. Die Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg ist in der letzten Zeit Gegenstand eifriger Forschungen und häufiger Darstellungen gewesen, in denen eine allzu fein siebende Hyperkritik das ursprüngliche Lichtbild fast in sein Gegenteil verkehrt hat. Heyck hat sich das Verdienst erworben, das Gleichgewicht zwischen dieser unberechtigten Hyperkritik und der kritiklosen Verhimmelung herzustellen. Es ist ihm gelungen, ein Charakterbild festzustellen, das auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck machen wird, daß hier das Richtige getroffen worden ist. Ueber unbestreitbaren Schwächen behält der Zug genialer Größe die Oberhand. Die zahlreichen Abbildungen (101 nebst zwei Faksimiles von Briefen und einer Karte) geben eine lebendige Anschauung von dem Reflex dieses großen Geistes in seiner und den späteren Zeiten.

— Die Einführung einer einheitlichen Rechtschreibung in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz hat noch das Erscheinen weiterer Handbücher gezeitigt. Das „Ausführliche grammatisch-orthographische Nachschlagebuch der deutschen Sprache“ von Dr. August Vogel (Berlin, Langenscheidt) trägt im Titel das Eingangsbeiwort mit gutem Recht, denn es ist wohl das umfangreichste seiner Art. Einen Hauptwert legt es auf die grammatischen Beziehungen der Wörter. Die Hauptwörter sind in Ein- und Mehrzahl durchdekliniert und bei den Zeitwörtern die schwierigeren Formen angegeben. Ebenso fehlt es nicht an Erläuterungen der Fremdwörter. Das Gleiche ist der Fall bei dem „Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung“ von Professor Dr Gustav Gemß (Berlin, Weidmann). Auch hier finden wir durchweg sichere und leichtverständliche Weisungen, deren Beobachtung jeden Irrtum ausgeschlossen erscheinen läßt.

Kunst.

Adolf von Menzels berühmtes, 1852 gemaltes Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci, das zu den kostbarsten Schätzen der Kgl. Nationalgalerie in Berlin gehört, hat erst jetzt eine künstlerische Wiedergabe erfahren, die den malerischen Reizen des Originals in vollem Umfange gerecht wird. Der Berliner Kupferstecher F. A. Börner, dem wir sie verdanken, hat dazu die Radierung gewählt, die allein im stande ist, den Zauber der wunderbaren Lichtwirkungen des Originals festzuhalten. Es hat der mühevollen Arbeit mancher Jahre bedurft, ehe es dem Künstler gelungen ist, seine Aufgabe so zu lösen, daß Menzel selbst, bekanntlich der schärfste und unerbittlichste Kritiker, wo es sich um Reproduktionen nach seinen Werken handelt, seine volle Zufriedenheit mit dieser Radierung ausgesprochen und sie noch dadurch bekundet hat, daß er die Remarquedrucke eigenhändig unterzeichnet hat. Der Radierer hat in der That eine Leistung zu stande gebracht, die um so staunenswerter ist, wenn man bedenkt, daß die Bildgröße der Radierung ohne Papierrand 93.74 Centimeter beträgt. Namentlich ist die Lichtwirkung der zahlreichen Kerzen mit dem höchsten Glanze wiedergegeben worden, der der Schwarz-Weiß-Technik überhaupt erreichbar ist, und in der Charakteristik der zahlreichen Porträtköpfe ist der Radierer dem Meister Strich für Strich mit unverbrüchlicher Treue gefolgt, so daß wir eine wirkliche Faksimilenachbildung vor uns haben. Der Meister selbst hat das zugehörige Erläuterungsblatt gezeichnet und in seinen charakteristischen Schriftzügen jeder Person ihren Namen beigesetzt. Das Prachtblatt, das im Verlage von Paul Sonntag in Berlin erschienen ist, ist in drei Abdrucksgattungen herausgegeben worden, in Remarquedrucken zu 350 Mark, in Drucken vor der Schrift zu 150 Mark und in Drucken mit der Schrift zu 50 Mark. Das erste Exemplar der Remarquedrucke hat der Kaiser angekauft.

— Unter der ausdrücklichen Verwahrung, einen „bloßen Registrierapparat“ bieten zu wollen, hat Max Martersteig in Berlin unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden ein „Jahrbuch der bildenden Kunst 1902“ herausgegeben, das einen orientierenden Ueberblick über das Kunstschaffen, die hervorragendsten künstlerischen Ereignisse, wie Ausstellungen u. dergl. m., und über neue künstlerische Erscheinungen des verflossenen Jahres in Einzeldarstellungen gewährt (Berlin, Verlag der Deutschen Jahrbuchgesellschaft). Obwohl der Herausgeber in seinem Vorwort die Erörterung, „ob das Jahrbuch modern sein will oder konservativ“, vermeidet, lassen schon die Namen der Mehrzahl der Mitarbeiter und demgemäß auch ihre Beiträge erkennen, daß uns hier nur Kunsturteile geboten werden, die auf dem Standpunkt der sogenannten „Moderne“ stehen, die im nächsten Jahre vielleicht nicht mehr modern sein wird. Manche Beiträge, wie z. B. über die mißglückte Veranstaltung der Darmstädter Künstlerkolonie, haben schon jetzt nur noch ein mäßiges historisches Interesse. Um sein Unternehmen vor rascher Veraltung zu bewahren, würde der Herausgeber vielleicht besser thun, seine Mitarbeiter nicht so ausschließlich aus den Kreisen der extremen Parteigänger für die „Moderne“ zu wählen, sondern auch solche Schriftsteller zu Wort kommen zu lassen, die zwischen den Extremen zu vermitteln wissen. Wer sich ausschließlich für die moderne Richtung interessiert, dem wird freilich das Jahrbuch gute Dienste leisten, da es ihn über alles Wichtige orientiert und ihm namentlich eine Fülle meist vortrefflicher Nachbildungen von Kunstwerken bietet, die ihm übrigens auch die Möglichkeit eines selbständigen Urteils gewähren. Uneingeschränkte Anerkennung verdient das mit großem Fleiße zusammengestellte statistische Material, das für jeden Künstler und jeden Kunstfreund ungemein wichtig ist. Es bietet eine Uebersicht über Museen, Galerien und Privatsammlungen, über Akademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, über die ausübenden Künstler, Ausstellungen und Kunstsalons, Künstler-, Kunst- und Kunstgewerbeverbände u. dergl. m. in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.



Die Adresse der Deutschen für König Alfons von Spanien.



Die Adresse der Deutschen für König Alfons von Spanien.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

In der Wiener Akademie der Wissenschaften erstattete Professor Karabacek Bericht über die von einem österreichischen Forscher, dem Olmützer Geistlichen Alois Musil, gemachte Entdeckung eines Kalifenschlosses in der nordarabischen Wüste, dessen kulturgeschichtlich äußerst wichtige Wandzeichnungen im Vorjahre von ihm im Verein mit dem österreichischen Offizier Mielick unter wiederholter Todesgefahr photographiert wurden. Das Schloß heißt Kosseir Amra und liegt östlich von Aegypten, zwischen dem Toten und dem Roten Meere. Die Reisenden brachen von Jerusalem zu einer Zeit auf, in der zwischen den Beduinen heftige Kämpfe stattfanden. Sie waren als Beduinen verkleidet und hatten fünf Eingeborene bei sich. Bei ihrer Ankunft wurden sie, trotzdem Schloß Amra als verwunschenes Schloß gilt und daher ganz unversehrt erhalten ist, überfallen und entgingen nur mit Mühe dem Tode. Bei 54 Grad Hitze waren sie oft zwei Tage ohne Wasser, trotzdem gelang es, in vierzehn Tagen 400 Quadratmeter Wandfläche zu kopieren. Wie aus den Funden unzweideutig erwiesen, ist Amra als Badeschloß auf Befehl des Prinzen Ahmed, eines Enkels von Harun al Raschid, um 860 erbaut worden. Ueber den sprachlich, kulturell und geschichtlich hochwichtigen Fund bereitet die Wiener Akademie ein großes Werk vor.

Kunstgewerbe.

Ein hervorragendes Zeugnis deutschen Kunstgewerbes ist die Adresse, die die in Spanien ansässigen Reichsdeutschen dem jungen König Alfons aus Anlaß seiner Thronbesteigung überreicht haben. Die Adresse besteht aus dem Hauptblatt, der Textadresse, sechs Beiblättern und der Umhüllung. Sämtliche Entwürfe stammen aus der Künstlerhand von Hans Kolb, Direktor der Kunstgewerbeschule in Stuttgart. Das auf Pergament ausgeführte Hauptblatt trägt am Kopfe in Miniaturmalerei eine wohlgelungene Ansicht von Barcelona, dem ersten Seehafen Spaniens. Zur Seite gewahrt man zwei Frauengestalten. Eine Germania, in der Linken die Embleme des Handels, reicht mit der Rechten einer Spanierin den Lorbeer; diese hält ihre Hand schützend über Spaniens Krone und Wappen, sowie über die allegorische Germania. Das Textblatt trägt in den Ecken die Wappenschilde der vier bedeutendsten spanischen Handelsplätze; sechs Beiblätter, jedes mit ornamentaler Umrahmung verschiedener Art, enthalten die Namen von etwa 800 Unterzeichnern. Die Umhüllung wurde in der kunstgewerblichen Werkstätte für Lederarbeiten von Hoflieferant Albert Feucht in Stuttgart ausgeführt. Die prächtige Mappe in Lederschnitt (60:45 Centimeter) zeigt verschiedene Abtönung mit teilweiser Vergoldung, die Eckbeschläge sind vergoldet. Es ist für das Stuttgarter Kunstgewerbe ein glänzender Beweis seines guten Rufes, daß dieser ehrenvolle Auftrag gerade ihm zu teil wurde, und das Vertrauen wurde nicht getäuscht, da unsre Landsleute in Spanien dem Entwurf und der Ausführung des Kunstwerkes rückhaltloses Lob gezollt haben.



Phot. Louis Held, Weimar.

Das Franz Liszt-Denkmal in Weimar, enthüllt am 31. Mai. Von Hermann Hahn.

Denkmäler.

Das Franz Liszt-Denkmal in Weimar, das am 31. Mai feierlich enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Münchener Bildhauers Hermann Hahn. Das Monument, das in dem von großen Erinnerungen verklärten Weimarer Park seinen Platz gefunden hat, zeigt die Gestalt des Meisters auf einem einfachen Sockel, an den sich zu beiden Seiten eine gleichfalls ganz einfach gehaltene Bankanlage angliedert. Das Standbild selbst ist in Laaser Marmor ausgeführt und hat eine Höhe von 2,40 Metern. Hoch aufgerichtet steht Liszt in der für seine Erscheinung in den späteren Jahren so charakteristischen Kleidung des Weltpriesters da, das unbedeckte, von der gewaltigen Lockenmähne umwallte Haupt etwas in die Höhe gerichtet, als blicke er einem fernen, großen Ziel entgegen. Die vor die Brust gelegte Linke — über den Arm hängt in großen, einfachen Falten der Ueberrock herab — hält eine Notenrolle; der rechte Arm liegt ruhig an der rechten Seite, so daß die Hand mit den leise bewegten Fingern, die nur lose an der Hüfte anliegt, in der Silhouette des Ganzen höchst ausdrucksvoll und charaktergebend mitspricht.

— Der herrliche Park von Sanssouci bei Potsdam hat durch zwei „neue", in Wahrheit jahrhundertealte Bildwerke eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Am Eingang zum Park wurde die Marmorgruppe „Mutterliebe" aufgestellt, die Dr. Paul Seidel, Direktor der Kgl. Kunstsammlungen, in einem Seitenraum der Gemäldegalerie Friedrichs des Großen unter allerlei Gerümpel vorfand und aus der unwürdigen Umgebung befreite. Gereinigt, erwies sich die Skulptur als ein anmutiges Kunstwerk, das wahrscheinlich von der Hand eines niederländischen Meisters herrührt. Vor dem Hauptportal der Orangerie hat der vielerwähnte Pekinger Riesenglobus seinen Platz gefunden. Mit den astronomischen, einst von gelehrten Jesuiten für den Pekinger Hof angefertigten Instrumenten kam der in Bronze gegossene, mit feinen Reliefs und Ziselierungen bedeckte Globus nach Deutschland. Gleich jenen Instrumenten sollte er nach Beendigung der ostasiatischen Wirren nach China zurückgesendet werden, doch verzichtete der Pekinger Hof auf die Rückgabe.

Heer und Flotte.

Schießübungen mit den neuen Geschützen des österreichisch-ungarischen Heeres wurden bei Budapest veranstaltet. Zuerst wurde das neue 7 Centimeter-Gebirgsgeschütz erprobt, das durch seine Rücklaufshemmung bemerkenswert ist. Das Charakteristische dieses Systems besteht darin, daß bei Abgabe des Schusses ein Federsporn, der sich in die Erde eingräbt, den Rücklauf des Geschützes hemmt und die Feder hierauf das Geschütz in die frühere Lage zurückbringt. Die Tragweite des neuen Gebirgsgeschützes beträgt 5000 Schritt, während das frühere nur 2500 Schritt weit trug. Bei den Schießproben mit der 10 Centimeter-Feldhaubitze gestaltete sich das Schießen mit Granaten gegen Gräben und Erdwerke besonders interessant. Die Distanz betrug 4000 Schritt, die eigentliche Tragfähigkeit des Geschützes ist jedoch 8000 Schritt. Mit der Feldhaubitze wurden in der Minute 9, mit dem Gebirgsgeschütz 8 gezielte Schüsse abgegeben. Die Besichtigung ergab, daß der Zweck der Geschützwirkung, nämlich einen sich hinter starken Deckungen verbergenden Gegner kampfunfähig zu machen, vollkommen erreicht wird.



Copyright Gerschel, Paris.

Benjamin Constant †

Vereine und Versammlungen.

Die Ortsgruppe Stuttgart des Schillerverbandes deutscher Frauen, der bekanntlich bezweckt, zur Schillersäkularfeier 1905 der deutschen Schillerstiftung für nationale Schriftsteller und Schriftstellerinnen und ihre Hinterbliebenen eine große Geldspende darzubringen, hat überall in Württemberg die Organisation der Sammlungen eingeleitet. Die Königin Charlotte von Württemberg hat sich mit einem namhaften Beitrag für die Jahre 1902—1905 an die Spitze der Sammlung gestellt.

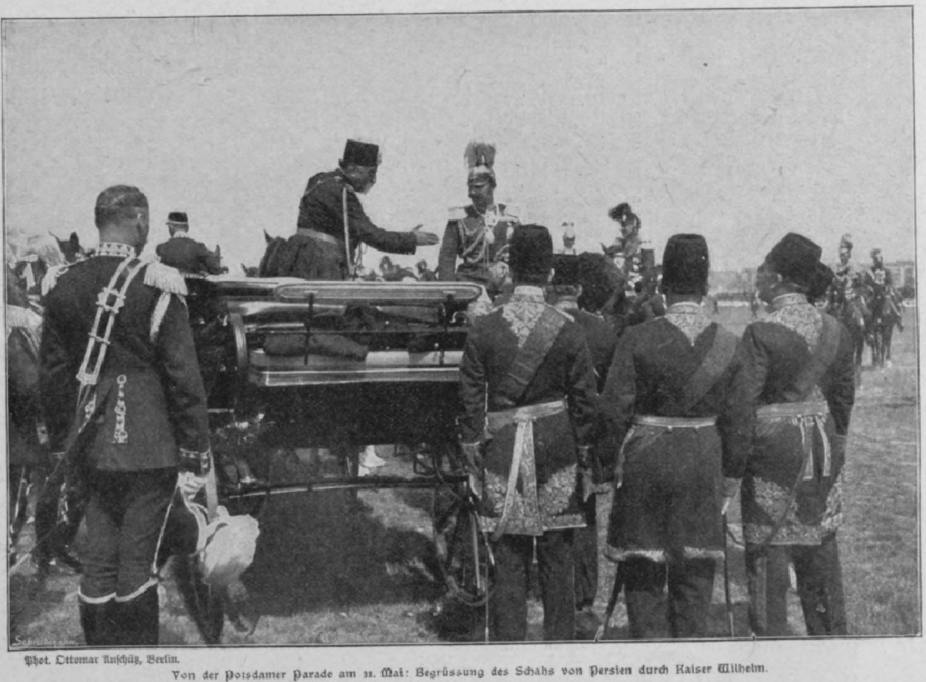
— Unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg hielt die Deutsche Kolonialgesellschaft in Halle a. S. ihre Hauptversammlung ab. Nach dem Geschäftsbericht ist der Mitgliederstand im letzten Jahre von 34 666 auf 32 756 zurückgegangen. Das Vermögen der Gesellschaft beträgt 353 000 Mark. Die Einnahmen bezifferten sich auf 207,444 Mark, die Ausgaben auf 206 054 Mark. In den Voranschlag für 1902 wurden 190 000 Mark eingestellt und als Ort für die nächste Hauptversammlung Karlsruhe bestimmt.

Bühne.

Adolf Wilbrandts Lustspiel „Der Blumen Rache" fand im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg nur eine laue Aufnahme. Günstigeren Erfolg hatte „Der Zugvogel", Drama von Richard Voß, im Leipziger Stadttheater.

— Altmärkische Volksspiele wurden Anfangs Juni unter Mitwirkung von mehr als hundert Personen in Tangermünde mit großem Erfolge veranstaltet. Zur Aufführung kam das von Pastor Dr. Koch verfaßte Schauspiel „Grete Minde"; die Heldin ist jenes Mädchen, dessen tragisches Geschick Theodor Fontane in einer seiner fesselndsten Erzählungen behandelt hat.

— Die Zukunft des berühmten Scala-Theaters in Mailand, die durch Verweigerung des Zuschusses seitens der Stadt sehr bedroht erschien, scheint sich wieder freundlicher zu gestalten. Durch Eingreifen der Gesellschaft der Logenbesitzer, der schließlich auch die Stadtgemeinde entgegenkam, ist der Betrieb wenigstens für die nächsten fünf Jahre gesichert.



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin.

Von der Potsdamer Parade am 31. Mai: Begrüssung des Schahs von Persien durch Kaiser Wilhelm.



Der von Kaiser Franz Joseph für die Wiener Offizier-Steeplechase gestiftete Preis.
Entworfen und ausgeführt von Karl Waschmann.

Das Theaterunternehmen arbeitet mit einem Zuschuß von 310000 Lire jährlich.

Koloniales.

Mit den Ergebnissen der Grenzvermessungen in Kamerun, die eine Verlegung der deutschen Niederlassungen an der äußersten Südostecke notwendig machen, hat sich die in erster Linie daran interessierte Gesellschaft Süd-Kamerun bereits abgefunden. Um alle Weiterungen zu vermeiden, sind Vorbereitungen getroffen, die nach den neuesten Feststellungen auf französisches Gebiet fallende Niederlassung am Naoko aufzugeben und auf deutsches Gebiet zu verlegen. Da die Regierung mit ihrer Station zweifellos in gleicher Weise verfahren wird, darf die Grenzfrage als erledigt betrachtet werden.



Phot. J. W. Hornung, Tübingen.
Staatsrat Dr. Gustav von Mandry †.

Stiftungen.

Der verstorbene ehemalige Direktor des Parktheaters in Brüssel, F. Candeilh, hat sein Vermögen von 1000000 Franken je zur Hälfte dem belgischen Schriftstellerverein und den Brüsseler Wohlthätigkeitsanstalten vermacht.

Wohlthätigkeit.

Das neue „Schauspielerheim“ in New Brighton, Station Island, ist feierlich eingeweiht worden und erfreut sich schon eines zahlreichen Besuches. Von den 70 Zimmern, die das Heim vorgesehen hat, sind bereits 50 besetzt.



Phot. J. W. Hornung, Tübingen.
Prof. Dr. Hugo von Meyer †.

Alpines.

Der Durchstich des großen Albula-Tunnels der Rhätischen Bahn ist erfolgt. Die Arbeiten sollen derart gefördert werden, daß die Linie Thusis-St. Moritz schon im Juni 1903 dem Betrieb übergeben werden kann.

Preisausschreiben.

Der Verein deutscher Maschinen-Ingenieure hat ein Preisausschreiben in der Höhe von 10000 Mark erlassen. Es wird der vollständige Entwurf einer Dampflokomotive verlangt, die befähigt ist, auf gerader, wagerechter Bahn einen Personenzug im Gewicht von etwa 180 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 120 Kilometern in der Stunde auf die Dauer von drei Stunden ohne Aufenthalt zu befördern. Der Zug soll nur eine Klasse führen und mindestens 100 Reisende mit ihrem Gepäck aufnehmen können. Die Beteiligung an dem Wettbewerb, der am 1. Dezember 1902 geschlossen wird, steht deutschen Reichsangehörigen und in Deutschland ansässigen Lokomotiv- und Wagenbauanstalten offen. Nähere Auskunft erteilt der Schriftführer des Vereins deutscher Maschinen-Ingenieure, Geheimer Kommissionsrat Glaser in Berlin.

Unterrichtswesen.

In der letzten Zeit hatte die französische Rechtschreibung und Formenlehre dank dem nachdrücklichen Eifer des Unterrichtsministers Leygues eine nicht geringe Vereinfachung erfahren, indem viele Ausnahmefälle, die bis dahin mühsam durch die Lehrbücher sich durchschleppten, beseitigt wurden. Jetzt soll auch der grammatische Unterricht in den andern Sprachen den Schülern erleichtert werden. Der französische Oberschulrat hat beschlossen, daß der Unterricht im Lateinischen und im Griechischen in den unteren Klassen auf die hauptsächlichsten Musterbeispiele und die unumgänglich notwendigen Regeln beschränkt werde, und daß nur solche Lehrbücher zugelassen werden sollen, die dieser Forderung entsprechen. Diese Verordnung tritt aber erst mit dem Beginne des nächsten Schuljahres in Kraft. Inzwischen soll ein Ausschuß, der von Leygues ernannt worden ist, die Scheidung zwischen notwendiger und überflüssiger grammatischer Lehre vornehmen.

Sport.

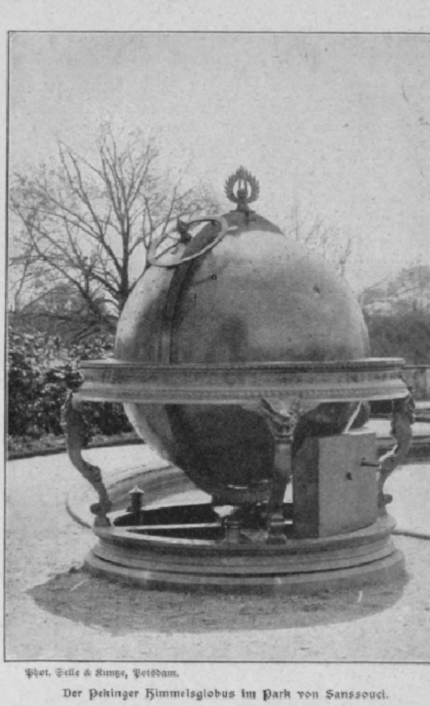
Wie alljährlich spendete auch heuer Kaiser Franz Joseph für den Gewinner der am 29. Mai gerittenen Wiener Offiziers-Steeplechase einen Ehrenpreis. Die in Silber auf Onyx montierte Gruppe stellt eine Scene aus der österreichischen Kriegsgeschichte dar: General Johann von Sporck, der, vor der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab am 1. August 1664 niederknieend, den Pallasch in der rechten Hand, sein Gebet sprach: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türken nicht, und du sollst deinen Spaß sehen.“ Hinter dem Knieenden hält ein Troßknecht das Pferd. Dieser Ehrenpreis, der auch diesmal dem Dragoner-Oberleutnant Grafen Chorinsky zufiel, ist ein Werk des als Bildhauer und Ziseleur geschätzten Künstlers Professor Karl Waschmann in Wien, der auch den Ehrenpreis für die Regatta des k. k. Jachtgeschwaders in Pola ausgeführt hat. Die gleichfalls auf Onyx montierte Silberplatte zeigt in erhabenem Relief den österreichisch-ungarischen Zentralkriegshafen Pola. Man sieht vorn das Kriegsschiff „Wien“, rechts das Kriegsschiff „Arpad“ und im Hintergrunde in schöner Perspektive die Stadt Pola mit den Ruinen des römischen Amphitheaters.

Totenschau.

Im Alter von 57 Jahren verschied, wie bereits kurz erwähnt, Benjamin Constant, der berühmte französische Orientmaler. Am 10. Juni 1845 zu Paris geboren, wurde er zunächst ein Schüler Cabanels, des akademischen Malers der Frauenschönheit. Als junger Mann begleitete er eine französische Gesandtschaft nach Marokko und wählte seitdem vorwiegend aus dem dortigen Leben die Stoffe für seine Bilder: Haremsfrauen, Krieger und Gefangene, marokkanische Zeremonien, Volksleben. Eine Perle dieser Kunst geben wir auf Seite 747 wieder. Im Salon von 1869 erntete er große Erfolge durch sein Bild „Hamlet und der König“; 1878 malte er „Hamlet auf dem Friedhofe“. In der Pariser Weltausstellung von 1878 war sein größtes Bild, eine Leinwand von ungeheuren Dimensionen, zu sehen: „Der Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel am 29. Mai 1453“. Andre bekannte Bilder Constants sind: „Samson und Dalila“, „Herodias“, „Judith“, „Theodora“. Im Luxembourg-Palast befindet sich sein Hauptwerk: „Die letzten Rebellen“. In der Pariser Weltausstellung von 1900 war er wieder durch ein figurenreiches Kolossalgemälde vertreten: „Der Einzug des Papstes Urban II. in Toulouse.“ (Porträt S. 761.)

— Zwei hervorragende Gelehrte, beide bedeutende Vertreter des juristischen Faches, sind in Tübingen verstorben. Am 29. Mai verschied der Strafrechtslehrer Professor Dr. Hugo von Meyer, der seit dreißig Jahren an der Universität Tübingen gewirkt hat. In Stettin 1837 geboren, begann er 1860 in Göttingen seine akademische Lehrthätigkeit, die er in Halle fortsetzte, um alsdann nach Tübingen berufen zu werden. Hunderte von württembergischen Juristen und Verwaltungsbeamten sind dort seine Schüler gewesen. Von seinen zahlreichen Schriften fand die meiste Verbreitung sein Lehrbuch des deutschen Strafrechts.

Einen Tag später, am 30. Mai, verschied Staatsrat Dr. Gustav von Mandry, einer der hervorragendsten Mitarbeiter bei Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Zu Waldsee am 31. Januar 1832 geboren, war er von 1856 bis 1861 als Richter in Stuttgart und Ulm thätig. 1861 wurde er zum ordentlichen Professor des römischen Rechts in Tübingen ernannt, 1884 zum Mitglied der ersten Kommission für die Ausarbeitung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs, was eine Unterbrechung seiner akademischen Thätigkeit herbeiführte. 1889 nahm er diese wieder auf und wurde

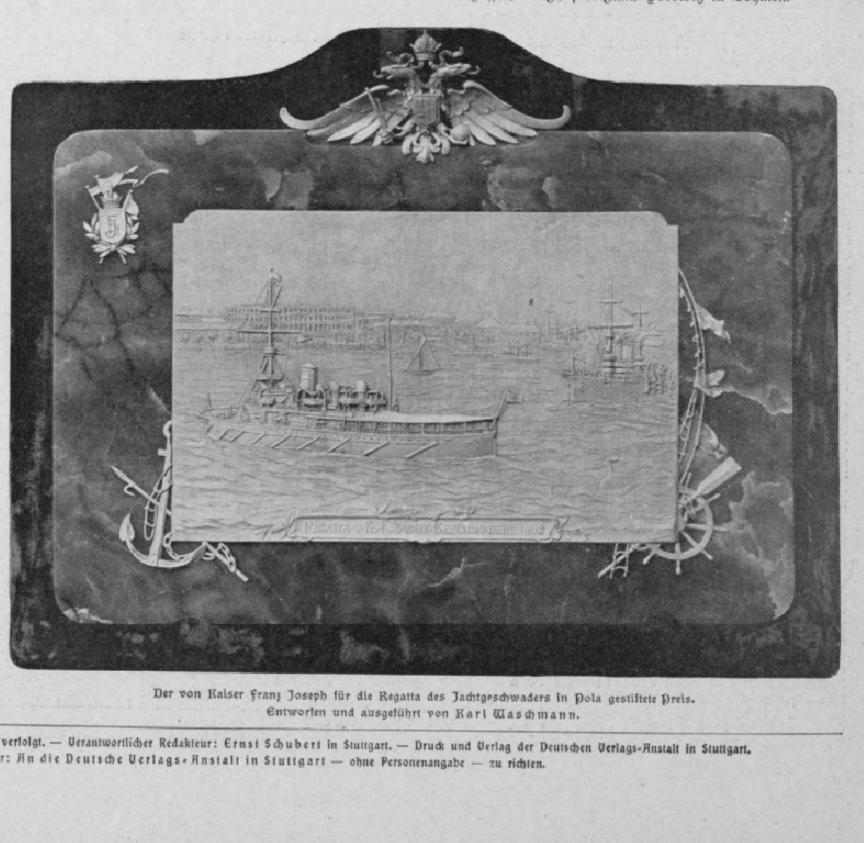


Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.
Der Pekinger Himmelsglobus im Park von Sanssouci.

1890 zum Mitglied der zweiten Kommission für die Revision des Entwurfes ernannt. Von seinen Werken ist namentlich die wiederholt aufgelegte Schrift „Der zivilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze“ zu erwähnen, ferner das zweibändige „Gemeine Familiengüterrecht mit Ausschluß des ehelichen Güterrechts“. Am Archiv für zivilistische Praxis war er seit 1879 als Mitherausgeber beteiligt.

*

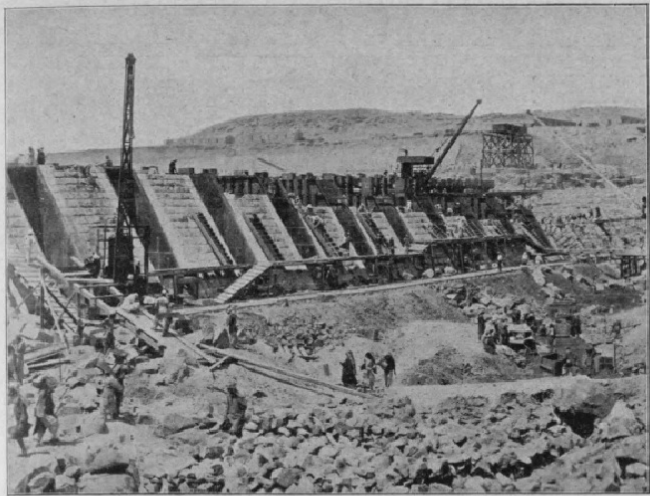
Professor Dr. Karl von Böhmer, bed. Hygieniker, 75 J., † 27. Mai, Mödling bei Wien. — Schriftsteller Hans Merian, 45 J., † 29. Mai, Leipzig. — Wirkl. Geh. Rat Jakob Horstmann, vormals vortr. Rat im preuß. Justizministerium, 85 J., † 30. Mai, Berlin. — Fürst Wilhelm von Hanau, Sohn des 1866 entthronten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, 66 J., † 3. Juni, Horowitz in Böhmen.



Der von Kaiser Franz Joseph für die Regatta des Jachtgeschwaders in Pola gestiftete Preis.
Entworfen und ausgeführt von Karl Waschmann.

Ueber Land und Meer

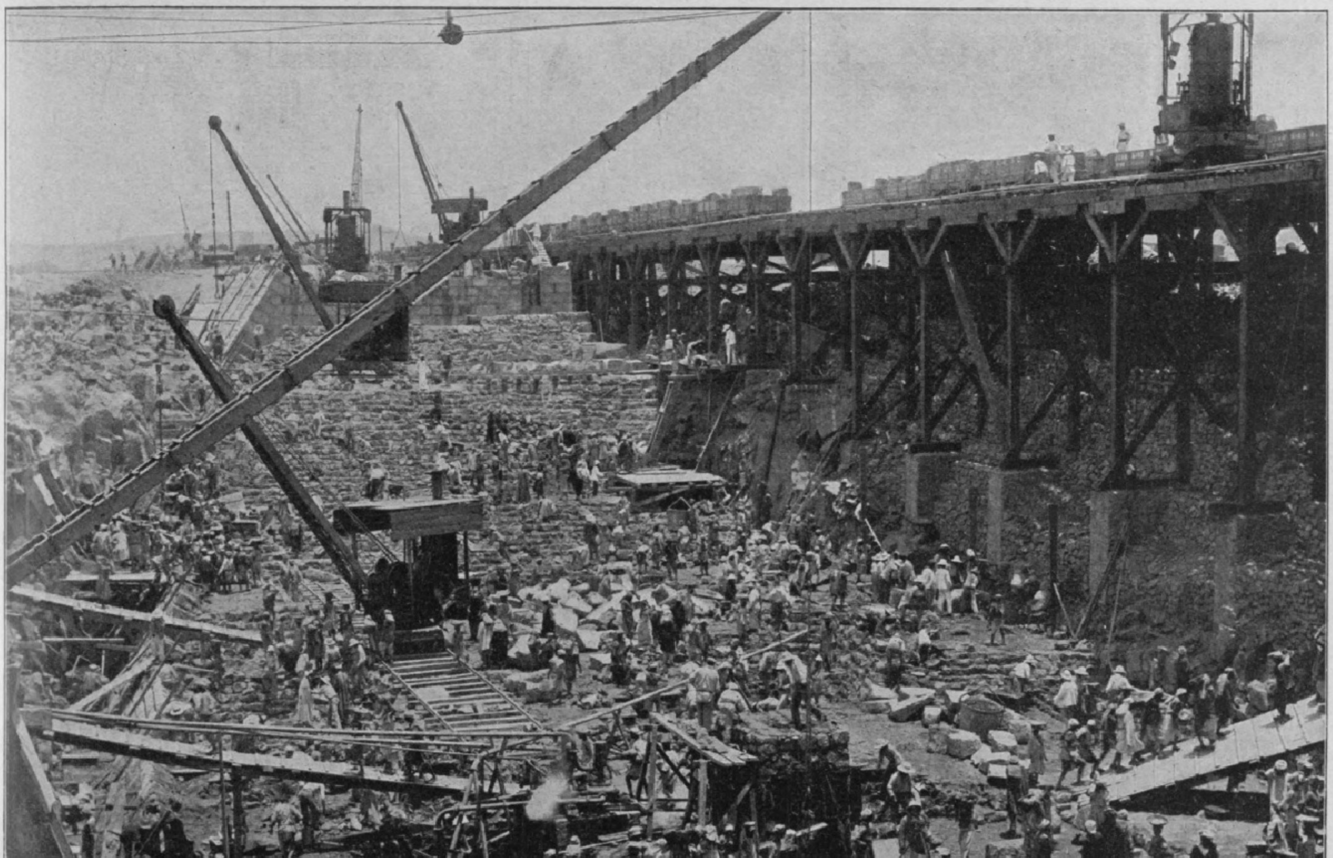
№ 38.



Schleusen am westlichen Damm.



Dammbau am westlichen Kanal.



Bauten am westlichen Damm.

Der grosse Nildamm bei Assuan in Aegypten. (Text Seite 757.)

Briefmappe.

L. J. K. in Temesvar. Ihre Karte ist uns unverständlich. Bitte, wiederholen Sie in deutlichen Worten die Anfrage.

L. S. in Wien. Für den Hausgebrauch recht gefällig, doch für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Jedenfalls aber schönsten Dank!

A. G. 52, Budapest. Das jüngst mitgeteilte Soldatenlied vom Andreas Förster, der den Heldentod bei Sedan fand, kommt allerdings in verschiedenen Variationen vor. Ueber den Verfasser und die Persönlichkeit des Gefallenen haben wir leider nichts ermitteln können. Die Annahme, daß das Lied ursprünglich auf Andreas Hofer gedichtet sei, erscheint uns haltlos, bis wir etwa vom Gegenteil überzeugt werden.

R. B. in L. Einen Dichter „Ernst von Wilbrandt“ giebt es nur in der böswilligen Erfindung des Schreibfehlerteufels, der manchmal noch Aergeres anrichtet als sein Vetter, der Druckfehlerteufel. Dem armen Korrespondenten sind in der Hast zwei Dichternamen durcheinander geraten: Adolf Wilbrandt und Ernst von Wildenbruch. Dergleichen kommt eben in dem überheizten Getriebe der großstädtischen Tagespresse vor.

Quidam in H. Warm empfunden, doch in der Form nicht vollkommen. Im übrigen besten Dank.

P. R. in W. Schon wiederholt haben wir auf die Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe und ihren reichen Inhalt hingewiesen. Den wiederholten Besuch können Sie sich durch Entnahme einer Dauerkarte (5 Mark) verbilligen.

A. H. d. R. B. Ein wissenschaftliches Werk über den Grafen Raousset-Boulbon und seine Expedition nach Sonora giebt es unsers Wissens nicht. Romanhaft ist der Abenteurer wiederholt behandelt worden, doch sind für die geschichtliche Erkundung diese Machwerke wertlos

H. L. in J. Der Name des oberschlesischen Ortes Kudowa oder Kudoba (früher Cudowa geschrieben) hat die Betonung auf der ersten Silbe. Es ist ein ursprünglich tschechisches Wort, das „Armut“ bedeutet. Diesen Namen gaben die aus Böhmen ausgewanderten Protestanten ihrer neu begründeten Ansiedlung. Heute wird Kudowa bekanntlich als Stahlbad und klimatischer Kurort geschätzt.

„Maiglöckchen“. Mit den „unverträglichen Blumen“, von denen die Tagespresse berichtete, hat es seine Richtigkeit. Stellen Sie eine oder mehrere der lieblichen Blumen, deren Namen Sie für sich erwählt haben (convallaria majalis) mit einer echten Narzisse (narcissus poeticus) in ein mit Wasser gefülltes Glas, so werden Sie wahrnehmen, daß letztere Blume schnell zu welken beginnt, während eine zu gleicher Zeit abgeschnittene Narzisse, für sich allein ins Wasser gestellt, sich längere Zeit frisch erhält. Noch unverträglicher ist die Reseda, die das Wasser für alle andern Blumen, mit denen sie in ein Gefäß gestellt worden, verdirbt. Zum Gegenbeweis dürfen Sie sich nicht auf Hermann von Gilm berufen. Er bittet zwar:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei“ —

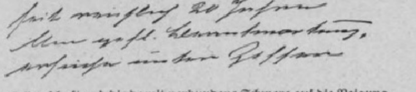
aber er sagt nicht, daß beide Blumenarten in einer Vase vereinigt werden sollen.

G. v. R. in H. Das von der Reichswerft in Kiel zum Verkauf gestellte Schiff ist die ehemalige Kreuzerfregatte „Hertha“, 1869 bei der Eröffnung des Suezkanals Flaggschiff des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich. Die Fregatte wurde schon 1884 aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichen und diente zuletzt als Kohlenhulk.

R. M. in L. Sie mögen sich durch die „Schule des Automobilfahrers“ von Wolfgang Vogel beraten lassen (Berlin, Gustav Schmidt, ℳ 3,60). Das von sehr zahlreichen Abbildungen begleitete Buch giebt ausführliche Weisungen über sachgerechte Handhabung des Fahrzeuges und über zweckmäßige Ausrüstung des Fahrers. Daran schließt sich die Schilderung zweier interessanter Fahrten von Eisenach nach dem Berner Oberland und von Berlin über Tirol und das Stilfser Joch nach Oberitalien.

Handschriften-Beurteilung.

E. K. in H. Die geringen Schwankungen der Linienbasis, abgesehen vom Steigen und Fallen der Linie als Ganzes genommen, verbunden mit den scharfen Winkeln, lassen auf Charakterfestigkeit, Entschlossenheit und Beständigkeit schließen; die häkchenartigen Endungen auf Eigensinn, die scharfen Winkel auf Widerstandsfähigkeit, die sehr liegende Schrift auf starke Empfindungsfähigkeit

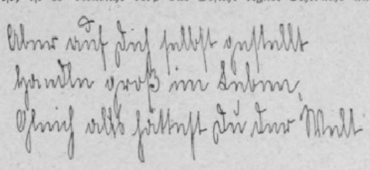


und Leidenschaft und die damit verbundene Schwere auf die Neigung, alles ernst zu nehmen. Sie können also scharf werden und sind schwierig im Verkehr, weil wenig nachgiebig. Die wenig sorgfältige Ausführung der Buchstaben und das zeitweilige Fehlen der Interpunktion (z. B. i-Zeichen) läßt auf geringe Wertschätzung der Details schließen und auf Unpünktlichkeit, um so mehr als die u-Zeichen nur fliegende Striche sind (ein Beweis von geistiger Lebhaftigkeit). Der aus dem „t“ herausgezogene Querstrich (s. „seit“) läßt auf eine lebhafte, ihrer selbst nicht immer mächtige Natur schließen. Sie haben es immer eilig. Die meist verbundene und dabei schwere Schrift deutet auf einen mehr praktischen als theoretisierenden Verstand. Die steil aufsteigenden Anstriche am Zeilenanfang verraten Widerspruchsgeist. Die kurzen Endstriche bei gezogener Schrift deuten auf relative Sparsamkeit, die stets abnehmenden Wortendungen auf Verschlossenheit und das Bestreben, sich undurchdringlich zu halten.

Amélie in A—see. Sie lieben und pflegen an sich und um sich mehr das Feine und Zierliche als das Große und Einfach-Vornehme. Sie sind auch etwas selbstgefällig, aber beides nicht in anmaßendem oder störendem Maße. Sie sind nicht in Gefahr, das Herz mit dem Verstand durchgehen zu sehen. Heiter, schlagfertig, taktvoll. Nicht sonderlich originell, aber ordentlich, pünktlich, in allem korrekt. Etwas zurückhaltend.

Stiefschwester in A—see. Lebhafter in der Empfindung, umgänglicher und entgegenkommender als „Amélie“. Nicht tiefgründig und zu leicht an der Oberfläche haften bleibend, aber umgänglich, angenehm und anpassungsfähig. Nimmt die Dinge gern ein wenig in Bausch und Bogen.

Lore v. S. Die fast schattenlose, feine Schrift läßt auf Feinfühligkeit, Losgelöstheit von materiellen Interessen schließen, in Verbindung mit den meist rückwärts gestellten Buchstaben und den Rundungen in den kurzen Minuskeln aber auch auf Mangel an Widerstandskraft. Die offenen o, a 2c. und die anwachsenden Endungen der Wörter deuten auf ursprüngliche Offenheit, indessen scheinen besondere Verhältnisse oder Einflüsse Sie zu Zurückhaltung, Verschlossenheit und sogar Verstellung zu leiten (senkrechte, sogar rückwärts gestellte Schrift); da aber die Schrift dabei sehr schattenlos ist, ist es vielleicht bloß das Gefühl eigner Schwäche und



Furcht, mißverstanden zu werden. Eine leise Neigung zu Extravaganz, Uebertreibung oder vielleicht auch nur Gesuchtheit zeigt das u-Zeichen in „auf“.

Dukka Hbg. Ein ausgesprochener Charakter mit festem, bestimmtem Willen, mehr gewohnt, selbst zu dominieren, als sich liebevoll und willig andern unterzuordnen, deshalb im Verkehr etwas schwierig, etwas eitel und selbstbewußt. Sie können heiter, schlagfertig und lustig sein.

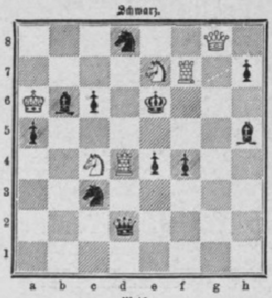
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 25.

Von K. Erlin in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 22:

W. 1. Dc7—e4
S. 1. Dd4×e4
W. 2. Sd7—f6†
S. 2. Ke4—d4, ×f4
W. 3. Sf8—e6, g6 matt.

A.

S. 1. Ke4×f4
W. 2. Sf8—g6†
S. 2. Kf4—g4, e4
W. 3. Sd7—f6 matt.

Partie Nr. 21.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 20. Februar 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der zweite Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Russische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: Eisenberg. — Schwarz: H. N. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	23. Tb1×b7	De3—e1†
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	24. Ld3—f1	De1—e6
3. Sf3×e5	d7—d6	25. g2—g3	De6×d7
4. Se5—f3	Sf6×e4	26. Tb7×d7	Te8—d8
5. d2—d4	d6—d5	27. Td7—c7	Td8—d6
6. Lf1—d3	Lf8—e7	28. Lf1—g2	a7—a5
7. 0—0	0—0 [1])	29. c2—c4!! [9])	Sc6—b4
8. Tf1—e1	Se4—f6 [2])	30. a2—a3	Sb4—a6 [10])
9. Sf3—e5	c7—c5 [3])	31. Tc7—c8†	Kf8—e7
10. d4×c5	Le7×c5	32. Lg2×d5	f7—f5
11. Sb1—c3	Sb8—c6	33. Kg1—f1 [11])	Td6—b6
12. Lc1—g5	Lc8—e6	34. Tc8—a8	Ke7—d6
13. Dd1—f3	Lc5—e7 [4])	35. Kf1—g2	Kd6—c5
14. Lg5×f6 [5])	Le7×f6	36. Kg2—f3	g7—g5
15. Df3—h5	h7—h6 [6])	37. g3—g4!	Tb6—f6
16. Se5—g4	Le6×g4	38. g4×f5	Tf6×f5†
17. Dh5×g4	Lf6×c3	39. Kf3—e4	Tf5—f4†
18. b2×c3	Dd8—f6	40. Ke4—e5	Kc5—b6
19. Te1—e3	Tf8—e8 [7])	41. f2—f3	Sa6—c7
20. Te3×e8†	Ta8×e8	42. Ta8—b8†	Kb6—c5 [12])
21. Dg4—d7	Kg8—f8 [8])	43. Tb8—c8	Kc5—b6
22. Ta1—b1!	Df6×c3	44. c4—c5†	Aufgegeben.

[1]) Hier wird Sb8—c6 8. Tf1—e1 Lc8—g4 empfohlen; doch hat sich neuerdings hiergegen die Fortsetzung 9. c2—c3 f7—f5 10. c3—c4 als besonders kräftig erwiesen.

[2]) Schwarz hat nichts Besseres. Der Rückzug des Springers ist in dieser Eröffnung meist unvermeidlich.

[3]) Hierdurch erhält Schwarz einen vereinzelten Bauern. Tf8—e8 nebst Sb8—d7—f8 verdiente den Vorzug.

[4]) Dieser Rückzug ist erzwungen, weil sonst durch den Abtausch auf f6 die schwarze Bauernstellung gänzlich zerrüttet würde.

[5]) Mit 14. Ta1—d1 hätte Weiß dem Gegner vielleicht mehr Verlegenheiten bereitet als mit der immerhin etwas eiligen Fortsetzung des direkten Angriffs.

[6]) Bei g7—g6 15. Se5×g6 f7×g6 16. Ld3×g6 h7×g6 17. Dh5×g6† Kg8—h8 18. Te1×e6 läßt sich das schwarze Spiel nicht lange mehr halten.

[7]) Auch bei Sc6—e5 erobert Weiß einen Bauern, nämlich mit 20. Dg4—d4. Falls darauf etwa Df6—d6, so 21. c3—c4 Ta8—d8 22. c4×d5 Dd6×d5 23. Dd4×a7 Td8—a8 24. Da7—b6 2c.

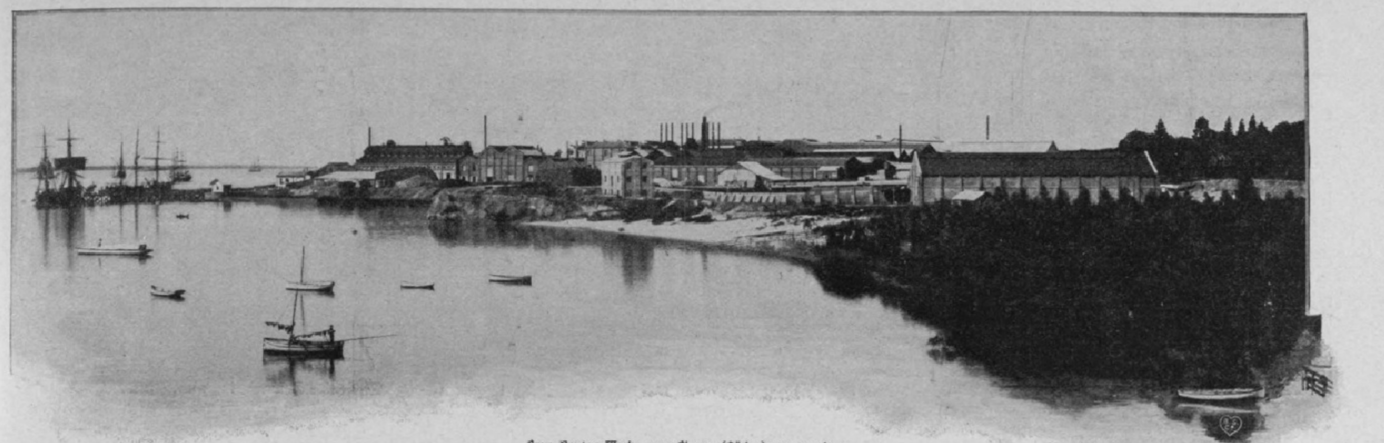
[8]) Schwarz könnte, da das Bauernmehr des Gegners nicht besonders kräftig aussieht, mit Df6—e7 22. Dd7×d5 Te8—d8 2c. auf Remis spielen!

[9]) Prachtvoll gespielt! Weiß führt das Endspiel äußerst kräftig.

[10]) Falls Sb4—c2, so 31. Lg2×d5 Sc2×a3 32. Tc7×f7† Kf8—e8 33. Tf7—a7 2c.

[11]) Mit Rücksicht auf die weiter folgenden Königszüge hätte Weiß hier den König besser gleich nach g2 gezogen.

[12]) Auf Kb6—a6 kann 43. Ld5—c6 Tf4×c4 44. Ke5—d6 Sc7—e6 45. Lc6—b5†, bezw. 43. . . . . Tf4—f7 44. Ke5—d6 h6—h5 45. Tb8—c8 Ka6—b6 46. c4—c5† die Folge sein.



Fray Bentos-Werke vom Flusse (Süden) aus gesehen.

Vom Fleischextrakt und seiner Ursprungsstätte.

Unter den vielen Plakaten, die zu neuerer Zeit vom Kunstgewerbe sinnig erdacht und hübsch ausgeführt in den Straßen der Städte das Auge der Vorübergehenden anziehen, befindet sich eins, das den Spruch vom „Schatten kommender Ereignisse“ illustriert: Ein prächtiger Ochse mitten im Wiesengrün der südamerikanischen Pampas; auf seinem Schatten erscheinen die Worte: „Liebig's Fleisch-Extrakt.“

„Eigentlich schade,“ so hörte ich, wie ein kluger Backfisch der jüngeren Schwester das Plakat erklärte, „daß ein so großes schönes Tier sein Leben lassen muß, nur damit aus seinem Fleisch einige Töpfchen Extrakt bereitet werden.“

„Aber wie sollen wir denn unser „Liebig“ erhalten,“ erwiderte die Schwester, „womit wir so oft unsere Speisen verbessern, so daß wir es doch wohl nicht entbehren möchten.“

„Freilich,“ gab die Aeltere zu, „also muß es wohl so sein. Drüben giebt's ja auch Rinder genug!“

Darin hatte die „höhere Tochter“ recht. Wenn man in Betracht zieht, daß die Liebig-Compagnie seit ihrem Bestehen schon weit über 5 Millionen bester Rinder geschlachtet hat, und daß in Fray Bentos die Verarbeitung von 1500 bis 2000 Stück an einem einzigen Tage nichts Seltenes ist, so erscheint der Fleischreichtum Argentiniens und Uruguays im hellsten Lichte.

Weniger begründet war das Bedauern der jungen Dame darüber, daß der biedere Hörnerträger nur wegen der wenigen Pfunde Extrakt hingeopfert werde. Die übrigens vielverbreitete irrige Anschauung, daß man eben wegen des Fleischreichtums „drüben“ auch verschwenderisch mit der guten Gottesgabe umgehe, stammt aus der Zeit, zu der Gerstäcker seine Romane schrieb. Damals allerdings tötete man in Amerika vielfach noch die Rinder um ihrer Haut und um weniger Bratenstücke wegen. Der Rest blieb meist ungenutzt liegen. Andre Verhältnisse schuf Justus von Liebig, der, so erwähnt Karl Vogt in seinen Briefen, im Gespräch mit diesem berühmten Naturforscher bemerkt hatte: „Den Gerstäcker halte ich hoch; als ich in einem seiner Romane las, wie Hunderttausende von Zentnern Fleisch in den Pampas zu Grunde gehen, sagte ich mir: Dieses Fleisch muß für uns verwertet werden.“ So entstand der Gedanke, die Gewinnung des Fleischextrakts in großem Maßstabe in Südamerika anzubahnen. Das um 1852 in der Münchner Hofapotheke hergestellte Extrakt war viel zu teuer, um dem größeren Publikum dienen zu können, und daß die bedeutungsvolle Entdeckung sich segensreich für alle Welt erweisen könne, davon war der geniale Gelehrte bereits fest überzeugt.

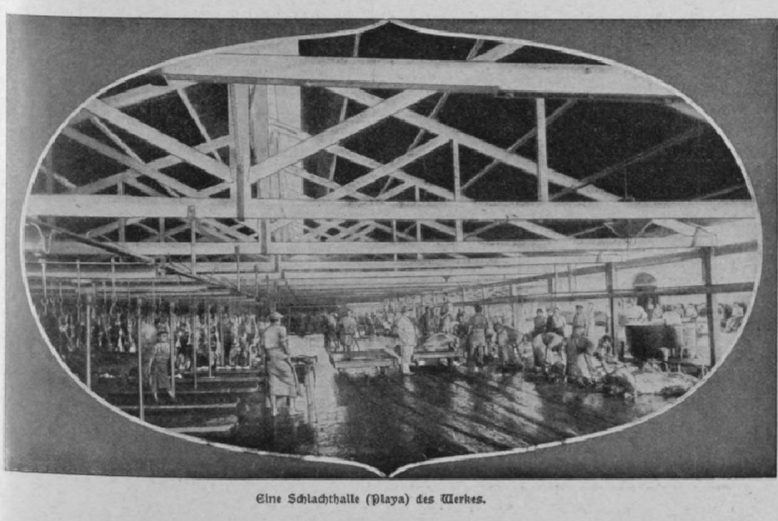
Somit hatte auch das kleinere Fräulein recht, das von der Unentbehrlichkeit des „echten Liebig“ sprach. Während man sich früher notdürftig mit den zeitraubenden und schwierig herzustellenden Coulis, „Stockpot“, „Soupstock“, „Jus de viande“ und ähnlichen Mitteln behelfen mußte, haben wir jetzt im Fleischextrakt einen Universalhelfer in der Küche, der alle jene alten Mittel weit übertrifft. Neben dieser großen Erleichterung des Waltens der Kochkunstbeflissenen kommt noch in Betracht, wie allbekannt, die



Alter Gaucho mit Kind zu Pferd.

beträchtliche Förderung der Krankenpflege, die wirksame Erquickung Leidender und Stärkung Genesender durch eine rasch bereitete Tasse kräftiger, reiner, wohlschmeckender Fleischbrühe aus Liebig's Fleischextrakt; welche Hausmutter und welche Krankenschwester würde dies entbehren wollen!

Die Wissenschaft der Neuzeit hat aber noch manches dazu beigetragen, den Wert dieser Fleischextraktstoffe höher schätzen zu lernen. War schon vor längeren Jahren von einigen Autoren nachgewiesen worden, daß stark ausgekochtes Fleisch oft länger im Magen ganz unverdaut liegen bleibt, so haben in letzter Zeit besonders Professor Pawlow und seine Schüler, ferner Verhaegen, Professor Herzen und seine Mitarbeiter in eingehenden Experimentaluntersuchungen festgelegt, daß von allen Bestandteilen unsrer Nahrung die Stoffe des Fleischextraktes nicht nur den Appetit sehr anregen, sondern auch die Verdauung so vorteilhaft fördern, daß Fleischextrakt nunmehr als die wichtigste und erfolgreichste safttreibende Substanz gelten muß, die an der Spitze der sogen. chemischen Erreger im Ernährungsprozesse steht. Nicht minder günstig wirkt Fleischextrakt, wie Privatdozent Koeppe zuerst näher dargelegt hat, infolge seines reichlichen Gehaltes an den natürlichen Fleischsalzen durch osmotischen Druck auf die Resorption der Nahrung im Magen und Darm, sowie auf den Austausch der Stoffe der Ernährungsflüssigkeit und der Zellen im Körper. Koeppe glaubt die belebende und erquickende Wirkung, welche man durch eine Tasse guter Fleischbrühe an sich erfährt, hauptsächlich auf diese physikalische Wirkung mit zurückführen zu können. Durch diese und andre Forschungen der Neuzeit hat die Wissenschaft dazu beigetragen, die alte Erfahrung des praktischen Lebens, welche eine Tasse guter Fleischbrühe seit alter Zeit so hoch schätzen läßt, wenigstens zum großen Teil näher zu erklären und zu begründen. Hiernach ist es kein Zufall oder bedeutungsloser Brauch, daß die Mahlzeit möglichst mit einer guten Fleischbrühe eingeleitet wird. Was die Hausfrau längst schon, durch die Erfahrung geleitet, praktisch ausnützt, ist jetzt von der Wissenschaft als nutzbringend bestätigt worden.



Eine Schlachthalle (Playa) des Werkes.

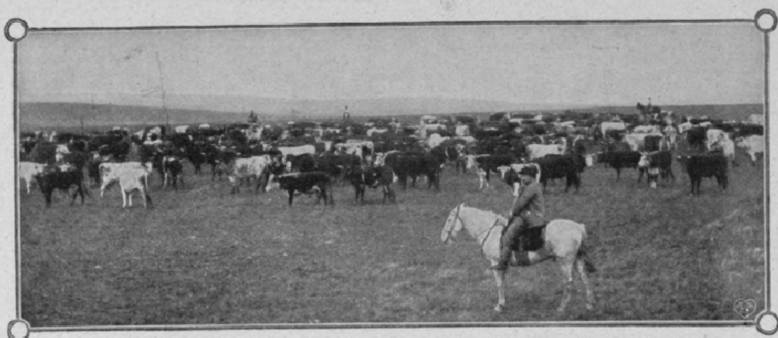
Berücksichtigt man nun, daß das aus südamerikanischem Fleisch bereitete Extrakt wegen der billigen Viehpreise dort sich mindestens dreimal billiger stellt als dasjenige, welches aus europäischem Fleisch hergestellt werden könnte, so ergiebt sich der Grund, weshalb Liebig davon überzeugt war, mit der Einführung des nach ihm benannten Fleischextrakts der Menschheit einen großen Dienst geleistet zu haben, und weshalb alle Autoritäten der seitdem so mächtig entwickelten Ernährungslehre ihm jetzt völlig beipflichten. Diese Anerkennung des Wertes von Fleischextrakt in unsrer Ernährung kommt auch darin zum Ausdruck, daß in neuerer Zeit gar so viel versucht wird, Surrogate für Liebig's Fleischextrakt herzustellen und fast ausnahmslos unter Täuschung der Konsumenten einzuführen.

Doch nach dieser Abschweifung sei zu dem übergegangen, was sich über die jetzige rationelle Ausnutzung des Schlachtviehes in Südamerika sagen läßt, soweit Fray Bentos in Betracht kommt.

Diese Ursprungsstätte des Liebig'schen Fleischextrakts, belegen am Uruguaystrom, etwa 22—24 Stunden Dampferfahrt oberhalb Montevideos, setzt jeden in Erstaunen, der sie besucht, wobei bemerkt werden mag, daß das alte Sprichwort, man solle in keine Küche gucken, hier nicht zutrifft. Was strengste Reinlichkeit anbelangt, kann die größte Kochanstalt aller Zonen auch aller Welt zum Muster dienen. Staunen erregen sowohl die Großartigkeit wie auch die Vielseitigkeit und die rationelle Einrichtung der Anlagen. Die chemischen und technischen Errungenschaften der Neuzeit wirken hier in sinnreicher Weise gemeinsam, um „der Rinder breitgestirnte Scharen“ bis zum letzten Knöchelchen und bis zur geringsten Faser nutzbar werden zu lassen; darin läßt sich der Gesamteindruck zusammenfassen, den eine Wanderung durch diese Räume hervorruft.

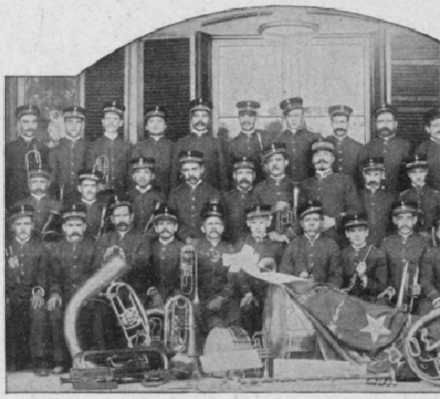
Etwas schwierig wäre eine vorherige gründliche Besichtigung der Speisekammer, nämlich der ausgedehnten Ländereien, auf denen das zu schlachtende Vieh gemästet wird; sie umfassen mehr als 200 000 Hektare, also etwa 36—37 Quadratmeilen, zum großen Teil Eigentum der Compagnie Liebig. Dort grasen neben dem eignen Viehbestand, etwa 100 000 Köpfe, auch die aus den umliegenden Provinzen von den „Troperos“ zusammengekauften Herden der zum Schlachten geeigneten, d. h. ausgesucht besten Rinder in aller Gemütsruhe; „sie ahnen es nicht“, was in Fray Bentos, wohin sie nach und nach von den berittenen Hirten (Gauchos) getrieben werden, ihrer harrt. Die Corrals, Einzäunungen, deren erste 5000 Rinder fassen kann, nehmen sie auf; in die letzte, kleinste und engste, treibt der Gaucho je 10—12 Rinder. Früher zerrte sein Lasso sie dann einzeln zum Genickfang heraus; dies Geschäft ist jetzt schon lange an eine Dampfwinde abgegeben worden, die es beschleunigt und vereinfacht; auch

ist die eigentliche Schlachthalle den Blicken der Tiere entzogen. In der Halle empfängt der durch den Stich in den Nacken blitzschnell getötete und auf einem Karren rasch dorthin gebrachte Ochse noch den Bruststich, blutet aus und wird mit erstaunlicher Geschwindigkeit enthäutet und zerlegt. Das Blut, in Fässern aufgefangen und fortgeschafft, wird getrocknet und in besonderer Mühle zu Blutmehl verarbeitet.



Eine Herde Schlachtochsen auf dem Wege nach Fray Bentos.

Wenn der „Desnucador", der den Genickstich versetzt, und die „Desolladores", die für Enthäutung und Zerlegung sorgen, ihre Arbeit beendet haben, was in der fast unglaublich kurzen Zeit von 15—20 Minuten geschehen ist, hängt das Fleisch in Stücken an Haken, um von Knochen und Sehnen befreit zu werden. Zunächst nimmt jedoch ein deutscher Tierarzt nebst einigen erfahrenen Beamten die sorgfältigste Fleischbeschau vor, denn es darf durchaus nur völlig gesundes Fleisch zur Verarbeitung auf Extrakt gelangen. Hier schneiden Burschen die Zungen aus, die als Delikatesse besondere Verwendung finden. Andre Leute laden die Eingeweide auf bereitstehende Rollkarren. Spüljungen beseitigen sofort jedes Fleckchen und Restchen, das sich etwa in dem mit schottischen Fliesen ausgelegten Schlachthause bemerkbar machen sollte, mittels des überall reichlich fließenden Wassers, das durch ein weitverzweigtes Abflußröhrensystem in den Strom geführt wird. Dies Spülwasser bietet den Fischen des Uruguay so reichliche Nahrung, daß sie bei dem oft vorgenommenen Fischzug zahlreich in die Netze gehen; alsdann werden sie durch Dampf ausgesotten, und das auf diese Weise gewonnene Oel dient



Musikkapelle (Fray Bentos).

zur Gasbereitung — eine Verwertung selbst der unscheinbarsten Abfälle, die dem Geschäftsgeist und dem Scharfsinn der Leiter der Anstalt zur Ehre gereicht.

Aus dem Schlachthofe wandern die großen Fleischstücke in die Kühlhallen, sechs an der Zahl, mit sauberen Mettlacher Platten gepflastert. Dort hängt das Fleisch der täglich geschlachteten 1500—2000 Ochsen luftig 12—24 Stunden, je nach den Witterungsverhältnissen, zur Abkühlung, um dann in die eigentliche Extraktionsabteilung, die größte Küche der Welt, geschafft zu werden. Daselbst wird es in kleine Stücke geschnitten, und zwar durch die sogen. Grobschneider, auf einer Achse sich drehende zahlreiche Messerscheiben; es folgen die Feinschneider, die die Verarbeitung zu einem Mus beschaffen. Als solches geht das Material in die Kochpfannen, je 6—7000 Liter fassend, die größten Kochtöpfe der Welt. Der Kochvorgang muß genau nach Liebig's Bedingungen für die Gewinnung des besten, möglichst leimfreien Extrakts bewirkt werden. Alles aufsteigende Fett wird sorgfältig abgeschöpft. Schließlich fließt die bereits sehr starke Brühe in die tiefer stehenden Klärpfannen, um nach dem Absetzen der feinen Fleischteilchen in die großen Vakuumapparate zu gelangen, die sich in einem besonderen Gebäude befinden; sie können an einem Tage bis zu 500 000 Liter Brühe konzentrieren und sind so eingerichtet, daß die Verdampfung bei niedriger Temperatur binnen kurzer Zeit vor sich geht. — Filterpressen entfernen die letzten Fleischteilchen, ein Reservoir dient zur Abschöpfung der letzten Fettreste. In der Fertigmachabteilung vollzieht sich mittels besonderer Apparate die letzte Konzentration auf dickes Extrakt. Der in einem Abfüllbehälter gesammelte Inhalt der Verdampfapparate von einer Tagesfabrikation wird in Blechkanister von 50 kg Inhalt gefüllt, die, in Kisten verpackt, die Reise nach Europa antreten.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Verwertung der Hauptabfälle. Die Häute werden in sieben große, gemauerte, mit Salzsole gefüllte Becken gelegt, in denen sie 24 Stunden bleiben, um alsdann in den Häuteniederlagen eingesalzen und zu Haufen aufgeschichtet zu werden; mindestens 14 Tage liegen sie so, um sich durch ihr eignes Gewicht zu entwässern, ehe die Verschiffung vor sich gehen kann.

Zum Dämpfen aller Abfälle und zum Ausschmelzen des Talges dient die große „Graseria" mit ihren 14 gewaltigen Hochdruckdämpfern (tinas); jeder faßt 20 000 kg. Die Abfälle werden, je nach ihrer Art, meist 5 Stunden lang mit Dampf von $2^1/_2$—3 Atmosphären Druck gekocht; dann läßt von unten eingelassenes Wasser den Talg in die Rinnen übersteigen, mittels deren er in die Raffinationsabteilung geleitet wird. Die Ueberbleibsel, also die gedämpften Knochen, Eingeweide, Fleischabfälle ꝛc. werden im Zentrifugenhaus ausgeschleudert, wodurch sie noch etwas Talg hergeben und entwässert werden, um dann auf großen, mit Backsteinen gepflasterten „Canchas" durch die Sonne und durch kräftigen Luftzug zu trocknen. Nach Abtrennung der größeren Knochenstücke wird der Rest zu einem in Europa sehr gesuchten Düngemittel vermahlen.

Das von der Fleischbrühe abgeschöpfte Fett wandert zur kleinen Graseria; gleichwie das aus den Röhrenknochen gewonnene Mark wird es zu einem überaus feinen Speisefett („Markfett") raffiniert, das besonders an den Pacificküsten sehr beliebt ist.

Die ausgelaugten Fleischfasern, nach geschehener Trocknung in einer Mühle vermahlen, liefern ein in Europa hochgeschätztes Viehfutter.

Die großen Beinröhrenknochen dienen in Europa zu verschiedenen Zwecken, ebenso wie die Hörner und Hufe (Drechslerarbeiten ꝛc.); Sehnen, Ohren und andre Teile kauft der europäische Leimfabrikant, die dazu geeigneten eingesalzenen Därme dienen der Wurstfabrikation. Der eingelegten Zungen gedachten wir bereits; außer ihnen versendet die Abteilung für Konservenfabrikationen noch „Corned Beef" und Ochsenschwanzsuppe.

Noch sei der Fabrikation des „Tasajo" gedacht, des getrockneten Fleisches, die nur betrieben wird, wenn die Marktverhältnisse in den Absatzländern Brasilien und Cuba günstig erscheinen. Die dortige Bevölkerung verbraucht dies aus den „Mantas", den Rippenstücken, hergestellte Salztrockenfleisch; das Trocknen geschieht, nach dreimaligem Salzen, in einer Sole von 24 Grad, auf Balkengerüsten an der Sonne. Dieser Vorgang hat ähnliche Wirkung wie die bei Völkern der verschiedensten Erdteile gebräuchlichen Trocknungsarten für Fleisch, z. B. in Nordamerika „Pemmikan", in Südafrika das anläßlich des Burenkrieges vielgenannte „Biltong".

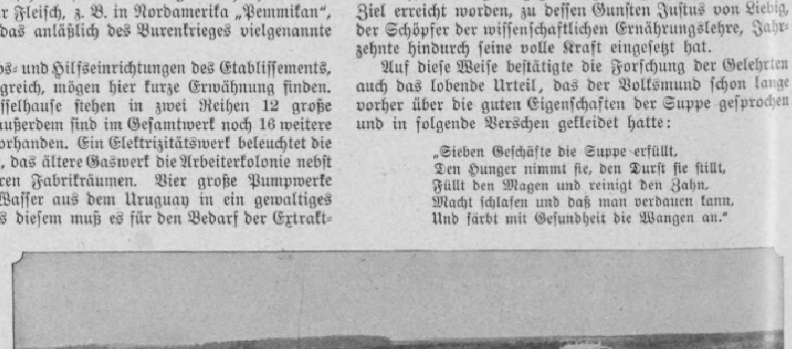
Die Betriebs- und Hilfseinrichtungen des Etablissements, an sich umfangreich, mögen hier kurze Erwähnung finden. Im Zentralkesselhause stehen in zwei Reihen 12 große Dampfkessel; außerdem sind im Gesamtwerk noch 16 weitere Dampfkessel vorhanden. Ein Elektrizitätswerk beleuchtet die Fabrikanlagen, das ältere Gaswerk die Arbeiterkolonie nebst einigen kleineren Fabrikräumen. Vier große Pumpwerke fördern das Wasser aus dem Uruguay in ein gewaltiges Reservoir; aus diesem muß es für den Bedarf der Extraktfabrik und der Konservenabteilung erst eine trefflich wirkende Kies- und Sandfilteranlage passieren. Schmiede, mechanische Werkstatt, Gießerei, sogar mit Dampfhämmern ausgestattet, Klempner- und Tischlerarbeitsstätten, ein chemisches Laboratorium und mancherlei Aufbewahrungsräume vervollständigen das Bild des regen Betriebes; daneben liegt das Bureaugebäude nebst der „Meß", dem Wohngebäude für unverheiratete Beamte, mit prachtvoller Aussicht, reich mit Garten, Lesezimmer, Billard, Stallung ꝛc. ausgestattet. Zur Arbeiterstadt gehören das unter Aufsicht eines deutschen Arztes stehende Spital und die „Liebigschule". Auch die Unterhaltung kommt zu ihrem Recht; so existiert z. B. seit einer Reihe von Jahren eine eigene Musikkapelle, welche von einem Berufsdirigenten geleitet wird. Der Hafen des Etablissements nimmt neben vielen kleineren Fahrzeugen stets auch große Seeschiffe auf, die mittels Dampfkranen ihre Ladung einnehmen.

Dasjenige Gewand, in dem sich fast ausschließlich Liebig's Fleischextrakt am Orte seiner Hauptwirksamkeit, also in der Küche, präsentiert, nämlich das weltbekannte größere oder kleinere Steinguttöpfchen, erscheint erst in Europa, im Generaldepot der Compagnie Liebig zu Antwerpen. Dorthin muß alles von der Gesellschaft produzierte Fleischextrakt gehen; von jeder Tagesfabrikation werden Muster genommen, die der strengen Prüfung durch den wissenschaftlichen Beirat der Gesellschaft in Deutschland unterzogen werden (früher J. v. Liebig und M. v. Pettenkofer, nach deren Tode jetzt C. v. Voit und M. Rubner). Das Extrakt muß den von Liebig gegebenen Vorschriften durchaus entsprechen; es darf nur eine einzige Qualität in den Handel gelangen, die allerbeste. Erst nach dem Bestehen der Probe wird das Extrakt in die Steinguttöpfchen gefüllt und versandfertig gemacht.

Und wohin geht dieser Versand? — Nun, man kann füglich antworten: Nach allen Ländern der zivilisierten Welt, denn nirgends will man echtes Liebig-Fleischextrakt entbehren, überall ist es beliebt, und stetig wächst der Bedarf. Nie und nimmermehr hätte die Fabrikation einen so ungeheuren, selbst die kühnsten Voraussetzungen weit übertreffenden Aufschwung genommen, wenn nicht die Verbraucher selbst dies bewirkt hätten. Die Hausfrauen und Krankenpflegerinnen, die Reisenden vom Ferientouristen bis zum Weltumsegler, die Aerzte, die Militärintendanturen und noch so viele andre zuständige Beurteiler loben fort und fort namentlich die vielseitige Verwendbarkeit und die unbegrenzte Haltbarkeit und fördern dadurch die Verbreitung des Fleischextrakts. Wäre dieses dazu bestimmt, den Gebrauch von frischem Fleisch in unsrer Kost zu verdrängen oder zu ersetzen, so hätte es das längst schon thun müssen. Das ist aber bekanntlich keineswegs der Fall. Daher erleiden auch die Interessen der inländischen Viehzucht nirgends irgendwelche Beeinträchtigung durch Einführung einer Substanz, die ja nur einen, wenn auch sehr wesentlichen Bestandteil des Fleisches enthält, und zwar eine solche Ergänzung der Nahrung, deren Beschaffen die heimischen Verhältnisse unmöglich machen, wenigstens für breitere Schichten der Bevölkerung. Das hat aufs eindringlichste und überzeugendste die praktische Erfahrung gelehrt, die forschende Wissenschaft bestätigt! Die wertvollsten Stoffe des Fleisches werden durch das Extrakt den Kulturvölkern in höherem Maße zugeführt, als das durch den Konsum von frischem Fleische geschehen kann; frisches Fleisch und Extrakt stehen keineswegs im Gegensatz zu einander, sondern in Wechselwirkung, in gegenseitiger Ergänzung. So ist das Ziel erreicht worden, zu dessen Gunsten Justus von Liebig, der Schöpfer der wissenschaftlichen Ernährungslehre, Jahrzehnte hindurch seine volle Kraft eingesetzt hat.

Auf diese Weise bestätigte die Forschung der Gelehrten auch das lobende Urteil, das der Volksmund schon lange vorher über die guten Eigenschaften der Suppe gesprochen und in folgende Verschen gekleidet hatte:

„Sieben Geschäfte die Suppe erfüllt.
Den Hunger nimmt sie, den Durst sie stillt,
Füllt den Magen und reinigt den Zahn,
Macht schlafen und daß man verdauen kann,
Und färbt mit Gesundheit die Wangen an."



Der letzte Corral und der sogenannte Todesweg.

Schachbriefwechsel.

W. Wöhler in Moskau. Das Schachspiel ist nach dem Ergebnis der Forschungen um 500 n. Chr. in Indien entstanden, allerdings in einer von der heutigen Form himmelweit verschiedenen Gestalt. Es hat sich von Indien nicht nur nach Osten, sondern namentlich nach dem Westen hin, zunächst nach Persien, dann nach Europa, weiter verbreitet und auf seiner Wanderung verschiedene Entwicklungsstadien durchgemacht, die mit der gegenwärtigen Gestalt wohl zu einem Abschluß gekommen sein dürften. — Lösung zu Nr. 19 richtig.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 18; H. Menzel in Hamburg zu 20 und 21; Hans Schaedel in Woltershausen zu 21; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) und Markus Birkenfeld in Husiatyn zu 22.

Worträtsel.

Ein Name, der sich wie dem Thron
Auch Sphären minder stolz verbindet,
Und dessen Träger, welcher Hohn!
Man selbst im Stall zuweilen findet.

Nimmst du die letzte Silbe fort
Versetzend die gebliebnen Lettern,
Erwächst leicht aus dem neuen Wort
Ein Kräutchen mit heilkräft'gen Blättern. M. Sch.

Umstellrätsel.

Trauer, Freude, Fluch und Segen,
Haß und Liebe, Dank und Klagen
Nehmen willig sie entgegen,
Gleichgültig sie weitertragen.

Willst du neuen Sinn gestalten
Und die Lettern anders reihen,
Kann sich schlimme Macht entfalten
Und dem Tode Opfer weihen. M. Sch.

Worträtsel.

Er hat sich auf der Ehre Feld
Als Jüngling schon bewähret
Und Achtung in der neuen Welt
Vor deutschem Schwert gelehret.

Als Mann durft' für der Freiheit Gut,
Fürs Vaterland er's schwingen,
Und daß vergeblich nicht das Blut
Geströmt in schweren Ringen,

Dazu hat seine Tapferkeit
Und Kriegskunst beigetragen,
Daß hell sein Ruhm für ferne Zeit
Erglänzt aus jenen Tagen.

Sie ist vom heimatlichen Port
So schmuck und stolz geschieden,
Und heiße Wünsche sie von dort
Geleiteten gen Süden.

Wer aber dürfte jemals baun
Auf Wind und Meereswogen?
Nur gar zu oft ward solch Vertraun
Aufs bitterste betrogen.

Den Elementen konnt' auch sie
Nicht Trotz im Kampfe bieten,
Und mit ihr sanken, ach! so früh
Viel frische Lebensblüten. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 723:

Des Worträtsels: Vielversprechend — viel versprechend.
Des Scherzrätsels: Libelle (Lieb, Elle).

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Küsnacht (3). F. K. in St. Ingbert (wir wünschen guten Erfolg!). Archibald Ford in Buffalo (3). „Lydia und Hermann" in Düsseldorf. Annie White in New York. „Ottilie" in Marbach. ? in Paris (2). Evangeline v. P. in B. (2). „Auf der Hochzeitsreise" in Nizza. „Süddeutsche" in Köln (5). „Stammtisch" in G. v. E. in Bern. „Moselblümchen" in Coblenz.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung für Steppdecken.

Eigene Erzeugung.



Steppdecken aus guten, haltbaren Baumwollstoffen,

einfarbig und bedruckt.

Nr. 4326. Türkisch bedruckt, mit Baumwollfüllung . . . . Stück M. 3.75.
Nr. 4327. Einfarbig türkischrot mit Baumwollfüllung . . . . . . Stück M. 4.50.
Nr. 4330. Türkisch bedruckt mit schönem Muster (Medaillon und Kante), mit Normal-Tricotfutter und Baumwollfüllung . . . . Stück M. 8.50.

Steppdecken aus bestem, reichglänzendem Baumwoll-Satin.

Vorrätig in bordeaux und blau, aber auch in jeder andern Farbe lieferbar.

Nr. 4303. Mit Normal-Tricotfutter und Baumwollfüllung . . . . Stück M. 12.50.
Nr. 4304. Mit Normal-Tricotfutter und Krauswollfüllung . . . . Stück M. 15.—.
Nr. 4305. Gleichseitig Satin mit Baumwollfüllung . . . . Stück M. 15.50.
Nr. 4306. Gleichseitig Satin mit Krauswollfüllung . . . . Stück M. 18.—.

Kinder-Steppdecken, auch Kinderwagen-Steppdecken

in verschiedenen Ausführungen von M. 3.50 an.

Steppdecken aus Woll-Atlas

in mittleren und feinsten Qualitäten.

Nr. 4231. Secunda-Wollatlas mit Normal-Tricotfutter und Baumwollfüllung. Stück M. 7.25.
Nr. 4233. Prima Wollatlas mit Normal-Tricotfutter und Baumwollfüllung. Stück M. 11.25.
Nr. 4311. Extra prima Wollatlas mit Normal-Tricotfutter und Baumwollfüllung. Stück M. 17.50.
Nr. 4309. Prima Wollatlas, gleichseitig, mit Baumwollfüllung . . Stück M. 15.75.
Nr. 4310. Prima Wollatlas, gleichseitig, mit bunter Krauswollfüllung. Stück M. 18.25.
Nr. 4315. Extra prima Wollatlas, gleichseitig, mit feinster weisser Schafwollfüllung. Stück M. 29.—.

Steppdecken

aus prima Seiden-Atlas, von M. 28.50 bis M. 45.— das Stück.

Steppdecken mit Daunenfüllung,

aus einfarbigem Zanella, das Stück M. 55.—,
aus bedrucktem Seidenstoff, das Stück M. 72.— bis M. 90.—.

Unsern mit circa 5000 Abbildungen versehenen Haupt-Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Tait's Diamanten

weisen die denkbar grösste Aehnlichkeit mit allen echten Diamanten auf. Sie können wie jeder echte Diamant gewaschen und gereinigt werden und ist ihr Glanz und Feuer von keiner künstlichen Rückseite abhängig.

Unerreichte Auswahl in

Ringen, Broschen, Ohrringen, Cravattennadeln, Haarnadeln



Halsketten, Schnallen, Manchettenknöpfen, Hemdenknöpfen

zum Preise von **6 Mark das Stück**

Verlangen Sie illustrirte Preisliste gratis u. franco.

In alte Fassungen sind wir gerne erbötig, Tait's Diamanten einzusetzen.

in den modernsten u. elegantesten Fassungen!

Für jeden gekauften Gegenstand geben wir eine schriftliche Garantie. Nicht Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Tait's Diamanten sind die beste Imitation der Welt, und haben sie in Erstaunen und Entzücken gesetzt.

Tait's American Diamond Palace,
BERLIN
Friedrichstr. 181. Friedrichstr. 169. Central-Hotel Laden 15.



14 goldene Medaillen. 6 Ehrenkreuze.

Kein Schwindel!

Wer sich auf diese Zeitung beruft, dem sende sofort Probefläschchen natürlich. Citronensaft nebst Kurplan u. Dankschreiben vieler Geheilter von Gicht, Rheuma, Ischias, Fettsucht, Magen-, Hals- und Blasenl. u. s. w. gratis und franco, oder Saft von ca. 60 Citronen 3.50 Mk., von 120 Citronen 6,— Mk. franco; in Berlin und nächste Vororte ¼ Kilo 1,— Mk. und 1 Kilo 3,— Mk. frei Haus. Nur echt mit Plombe H. T. für Küche und Haushalt unentbehrlich.

H. Trültzsch, Berlin N., Boyenstr. 37.

Zuckerkranken und MAGENLEIDENDEN

wird von ersten **ärztlichen Autoritäten**

Günther's Aleuronat-Gebäck

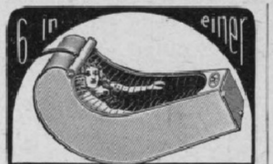
empfohlen. Versand von Aleuronat-Brod, -Zwieback, -Biscuit und -Präparaten nach allen Ländern.

Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie versende kostenfrei.

F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik, Frankfurt a. M.

---

6 in einer



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 40 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Gicht Rheuma

— Eine Hauskur —

Wiesbadener Gichtwasser

Prospecte gratis.
Brunnen-Contor Wiesbaden.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich u. unfehlbar nur durch mein einzig sicheres **Specialmittel.** Garantirt unschädlich. Franko gegen Mk. 2.50 (Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreichem Buche: „Die Schönheitspflege". Glänzende Dankschreiben über grossartige Erfolge.

Otto Reichel Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Reiner Teint!

Gesichtspickel, Mitesser, Haut- und Nasenröte, Hautunreinigkeiten, nach wissenschaftlicher Methode, einzig und allein schnell, sicher zu beseitigen Mk. 2,— (franko Mk. 2,50) nebst lehrreich. Buche **Die Schönheitspflege** als Rathgeber. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Ueberraschende Wirkung. Unzählige Anerkennungen.

Otto Reichel, Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Niederlagen: **Wien,** Apotheke zum schwarzen Bären. **Prag,** Einhorn-Apotheke. **Budapest,** Apotheke Jos. v. Török. Schweiz: **Steckborn,** Hartmann's Apotheke. Russland: **Riga,** A. Loss & Co., Kaufstr. 13.

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart,** Cannstatterstr. 107.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 300.- M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc. billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. **158**

Katalog (450 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**





Fahrräder

u. Nähmaschinen d. allerneuest. Mod. sow. sämtl. Zubehör lief. am best. u. bill. 5 Jahre Garant.

Hammonia-Fahrrad-Fabrik u. Metallwaren-Manufactur

Cataloge gratis. Vertreter gesucht

von **A. H. Ueltzen, Hamburg.**

Filiale: Berlin SW., Alexandrinenstrasse 105.

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,

Köln und Wien.



Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolade.

Grammophon

Chatullen und Automaten.
Harte Platten, keine weichen Walzen.
Concert-Monarch m. Concertschalldose, das Beste aller existirenden Sprechapparate. Concertplatten, 25 cm Durchmesser, mit über 3 Minuten Spieldauer. — Man verlange Special-Preislisten und Verzeichnisse.



„Grammophon".
Bernhard Basting
Berlin W.
Friedrichstr. 189.

Non plus ultra.

NEU! Der leichteste Koffer der Gegenwart.



NEU! Viel billiger wie jeder Rohr- und Patent-Koffer.

Solid — Hochelegant — Dauerhaft.

Nr.	cm lang	cm breit	cm hoch	Gewicht ca. kg	Schloss	Einsatz	M.
4577.	66	43	33	5,5	1	1	33
4579.	76	47	38	6,8	1	1	37
4581.	86	49	40	8,5	2	1	42
4583.	96	51	43	10,2	2	1	48
4585.	106	54	47	12,5	2	1	55
4586.	86	51	51	11,5	2	2	52
4588.	96	56	56	13,7	2	2	60
4590.	106	58	60	15,5	2	2	68
4591.	82	52	32	Cabinenkoffer	1	1	42
4592.	92	52	32	Cabinenkoffer	2	1	47

Versand gegen Nachnahme, Verpackung und Fracht frei nach jeder Bahnstation.

F. A. Winterstein, Koffer-, Taschen- und Lederwaarenfabrik, gegr. 1828, **Leipzig,** Hainstrasse Nr. 2.

Goldene und silb. Med. • Preislisten kostenfrei. • Goldene und silb. Med.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 39.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle
von
Julius R. Haarhaus.

I.

Der letzte und zugleich auch trübeste Novembertag des Jahres 1632 ging zu Ende. Der Nebel, der seit dem frühen Morgen wie ein schwerer grauer Mantel auf der Flamersheimer Flur gelegen hatte, begann sich in feine Tropfen aufzulösen und Weg und Steg, Strauch und Stein mit schlüpfriger Nässe zu überziehen. Die kahlen Linden im engen Burghofe zu Schweinheim, auf die aus den Fenstern der Kemnate ein heller Lichtschimmer fiel, glänzten von der Wurzel bis zu den äußersten Zweiglein, als wären sie in Firnis getaucht worden, und als der alte Thorwart die hölzernen Außenladen des Turmfensters zurückwarf, um vor Anbruch der Nacht noch einen Ausblick in die Umgegend zu thun, sprühte ihm der Regen so kalt in das verwitterte Antlitz, daß er den Kopf schleunigst wieder zurückzog und sich mit dem Aermel seines Flauswamses die Stirn abtrocknete.

„Wenn Sankt Andreas weint, giebt's böse Zeit und Pestilenz," sagte er zu einem jungen Manne mit groben, aber gutmütigen Zügen und kurzem blonden Kraushaar, der auf einem Schemel am Kaminfeuer saß und aus Roßhaaren Schlingen für den Dohnenstieg drehte.

„Wär' auch ein Mirakel, wenn gute Zeit käm'," meinte dieser, „hab' mein Lebtag nicht gehört, daß der Schwede andres ins Land brächt' als Raub, Brand und Seuchen." Er hielt mit seiner Hantierung inne und starrte ins Feuer.

„Wißt Ihr auch, weshalb der Kurier drunten beim Herrn sitzt?" fuhr er fort, während er ein Auge zukniff und mit dem andern den Alten geheimnisvoll anblinzelte, „soll ich's Euch sagen? Weil schlimme Zeitungen angekommen sind."

„Hat Euch der Kurier das selbst gesagt?"

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Nun, woher wollt Ihr's dann wissen?"

„Eben, weil er nichts gesagt hat. Wär's was Gutes gewesen, so hätt' er's nicht bei sich behalten. Er konnt' auch gar nicht schnell genug zum Herrn kommen. Ob ich das Roß absatteln sollt', fragt' ich ihn. Aber er ohne Antwort wie der Blitz ins Haus. Nach einer Weile läßt er mir durch den Buben sagen, der Rapp' sollt' unterm Sattel bleiben, er müßte noch vor Nacht zurück. Und wieder nach einer Weile heißt's: absatteln! Der Herr Kurier bleibt bis zum Morgen hier. Wißt Ihr auch, was das zu bedeuten hat?"

„Daß er sich nicht getraut, durch den Nebel den Weg nach Hause zu finden."

„Dann müßt' er ein schlechter Kurier sein, Vater Christian! Nein! Das hat zu bedeuten, daß sich unser Herr nicht resolvieren kann, ob er der kurfürstlichen Durchlaucht mit ja oder nein antworten soll."

„Mit ja oder nein? Worauf soll er denn Antwort geben?"

„Das ist's eben, was ich auch wissen möcht'. Aber was Wichtiges wird's schon sein. Der Bube hat brav zapfen müssen und das vom Besten. Wenn's was Gemeines wär', würden sie's nicht mit Dattenberger begießen. Da thät's der Haustrank auch."

Derselbe Gegenstand, der in der Turmkammer des Thorwarts auf so tiefsinnige Weise erörtert wurde, hatte auch schon die Bewohner der Kemnate beschäftigt. Frau Anna, die junge, sonst allzeit thätige Burgherrin von Schweinheim, saß mit gefalteten Händen in ihrem Korbsessel und richtete den Blick unverwandt auf die Thürnische, in der, die Hand auf dem Drücker, die alte Gertrud, Annas Amme und Wärterin, stand, um bei jedem Geräusch, das sich auf dem Korridor vernehmen ließ, leise die Thür zu öffnen und hinauszulauschen. Als jetzt auf der entgegengesetzten Seite des Ganges flüchtige Schritte laut wurden, trat sie hinaus und kehrte einen Augenblick später mit einem halbwüchsigen Burschen zurück. Sie nahm ihm die bauchige Weinkanne aus der Hand und zog oder schob ihn zum Sitze ihrer Gebieterin.

„Nun, Engel, was giebt's?" fragte diese, „reden sie vom Krieg?"

„Das will ich meinen, Euer Liebden! Der Reutersmann referiert soeben über eine gar grausame Schlacht, so im Sächsischen vorgefallen. Die Kaiserlichen waren gen Leipzig gerückt, in dortiger Gegend die Winterquartiere zu beziehen. Da ist ihnen denn der Schwede gefolgt, nicht geradenwegs, sondern durch das Thüringerland und hat bei einem Städtlein am Saalfluß — den Namen hab' ich nicht recht verstehen können — ein starkes Lager aufgeschlagen. Da aber der Wallenstein, den der Kaiser als obersten Kriegshauptmann über die Armada gesetzt, solches vernommen, ist er mit mehr denn zwölftausend Mann dem Schwedenkönig entgegengezogen und hat ihm ein Treffen geliefert. Da ist denn der König Gustavus vom Roß geschossen und elend erschlagen worden. Die schwedischen Völker aber, da sie des Königs lediges Roß erblickt, haben alle Hoffnung auf die Viktorie fahren lassen und sind eilend retirieret. Das ist's, was ich drinnen bei den Herren gehört hab', und ich dächt', die Zeitung wär' wichtig genug."

„Gott und seinen Heiligen sei Dank!" sagte Frau Anna, während sie sich erhob und zu der Nähterei griff, die seit der Ankunft des Kuriers unberührt auf dem Tische gelegen hatte, „nun



Totverbellt. Nach dem Gemälde von O. Vollrath.

der Ketzerkönig tot ist, wird der unselige Krieg ein Ende nehmen. Geh, Engel, und sieh, ob du auch darüber etwas zu hören bekommen kannst!"

Engelbert nahm die Kanne auf, eilte, so schnell er konnte, in den Keller und dann in die Trinkstube zurück, wo ihn der Burgherr und sein redseliger Gast schon mit leeren Gläsern erwarteten. Er schenkte ein und machte sich, um möglichst viel von der Unterhaltung zu vernehmen, am Kredenztisch zu schaffen, bis ihn Herr Reichard mit einem Auftrage in die Küche sandte.

Auch jetzt wurde er wieder von der Alten abgefangen und in die Kemnate geführt.

„Euer Liebden haben den Heiligen zu früh gedankt," sagte er, als er Frau Annas graue Augen erwartungsvoll auf sich gerichtet sah. „Die Schweden sind zwar retiriert, alsbald aber hat der Weimar sie wiederum versammelt und durch einen Sermon so zur Wut stimuliert, daß dem Zurückweichen ein Einhalt geschehen ist und sie sich mit vermehrter Gewalt auf die Kaiserlichen gestürzt haben. Selbige haben die Attacke nicht aushalten können, sondern sind alsbald echappiert, sind aber ihrer viele niedergemacht worden. Auch der Pappenheim und der Abt von Fulda sind tot geblieben. Sollen von den Kaiserlichen nahe an neuntausend gefallen sein. Der Generalissimus selbst ist blessieret worden. Aus dem allen geht herfür, daß nicht den Kaiserlichen, vielmehr den Lutherschen die Viktorie zugefallen ist."

„Die unser Herrgott verfluchen möge in Ewigkeit, Amen!" setzte die alte Amme hinzu.

„Nunmehr ist wenig Hoffnung, daß der Krieg sobald ein Ende nehme," sagte Frau Anna, die ihre Näharbeit längst wieder auf den Tisch gelegt hatte. „Der Himmel möge dawider sein, daß der böse Traum, der mich jüngst geängstigt, in Erfüllung gehe. Wir werden der Schwedischen nicht mehr ledig werden."

„Euer Liebden sehen zu schwarz," erlaubte sich Mutter Gertrud zu bemerken, „ich habe immer sagen hören, daß das schwedische Volk an seinem König hinge und nur um seiner Person willen unter den Fahnen bliebe. Nun da er tot ist, werden sie auseinanderlaufen wie die Schafe, wenn der Blitz den Hirten erschlagen hat."

„Die schwedischen Haufen, so am Rheinstrom ihr Wesen treiben, sollen jetzt grausamer wüten, als da Gustavus noch lebte," berichtete Engelbert weiter. „Der Kurfürst hat durch Kundschafter vernommen, daß sie ins Kölnische rücken wollen; sind auch schon etliche starke Parteien bei Linz gesehen worden. Mit Verlaub, ich muß eilen, in die Küche zu kommen!"

Der Bursche schoß hinaus und ließ Frau Anna in Sorgen zurück. „Gebt acht, Mutter Gertrud, es wird kommen, wie ich's in meinem Traum gesehen habe: um der Schweden willen werde ich den Eheliebsten verlieren, und wird ein großes Jammern im ganzen Lande sein!"

Sie schlug die Hände vor das Antlitz und weinte bitterlich. Umsonst bemühte sich die gute Alte, die junge Herrin zu trösten.

„Hättet Ihr's in den Zwölfen geträumt, so wollte ich nichts dawider sagen," bemerkte sie. „Aber wer hätte je gehört, daß es mit ordinären Träumen etwas auf sich hat! Wie sollte Herr Reichard auch um der Schweden willen ums Leben kommen! Ja, wenn er noch Offizier wäre! Aber so, da Ihr ihn doch hier unter Euern Augen habt! Gen Schweinheim wird kein Schwede rücken, möcht's auch keinem raten, fehlt's uns doch nicht an guten Wallbüchsen, Blei und Schießkraut!"

Frau Anna konnte bei diesem Argument der Alten trotz aller bösen Ahnungen ein schwaches Lächeln nicht unterdrücken. Wie es mit der Tüchtigkeit der Burg und der kleinen Besatzung bestellt war, wußte sie denn doch besser. Ein Angriff der Schweden war es auch nicht, was sie fürchtete. Bei der Annäherung feindlicher Heerhaufen würde man auf Schweinheim auch gar nicht an Widerstand gedacht, sondern mit aller beweglichen Habe in den festen Mauern Kölns Schutz gesucht und die kahlen Räume der Burg dem Feinde preisgegeben haben.

Aber sie war seit jenem Traume den beängstigenden Gedanken nicht losgeworden, ihr junger Gemahl könnte sich durch die Aussicht auf Kriegsglück und Auszeichnung verleiten lassen, das bescheidene und ruhige Heim eines Landedelmannes mit dem geräuschvollen Lagerleben zu vertauschen. Sie glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß er, obwohl erst kaum ein Jahr verheiratet, in der letzten Zeit die kriegerischen Ereignisse mit der größten Aufmerksamkeit verfolge und die Standesgenossen, die sich unter den Fahnen der Liga und des Kaisers Lorbeeren und Beute errangen, mit offenkundigem Neide betrachte. Dazu kam, daß er vor Jahr und Tag schon Kriegsdienste gethan und in der Schlacht bei Höchst als zwanzigjähriger Leutnant einen Musketenschuß durch den linken Arm erhalten hatte. Tilly selbst war bei jener Affaire auf ihn aufmerksam geworden, hatte ihn am Abend nach der Schlacht in sein Zelt beschieden, durch seinen eignen Leibchirurgus die Wunde untersuchen lassen und ihn, da diese einer längeren Pflege bedurfte, mit dem ausdrücklichen Versprechen nach Hause entlassen, daß er ihn nach seiner Wiederherstellung zum Hauptmann machen werde. Nun hatte sich die Heilung aber wider alles Erwarten verzögert, darüber war Reichards Vater gestorben, und so war dem Sohne die Pflicht zugefallen, die Verwaltung der Güter zu übernehmen und für die Mutter und zwei jüngere Schwestern zu sorgen.

Auf diese Weise war der junge Offizier mitten im Kriege dem Waffenhandwerk entfremdet und aus einer Laufbahn herausgerissen worden, von der er sich eine glänzende Zukunft versprochen hatte. Neuerdings lagen die Verhältnisse anders. Die Schwestern hatten durch Eintritt ins Kloster und Heirat beide ihre Versorgung gefunden, die Mutter war zu der Verheirateten gezogen, und so durfte sich denn Reichard von der Verpflichtung, einzig und allein der Bewirtschaftung seines Landbesitzes zu leben, entbunden betrachten. Allerdings hatte er inzwischen Anna heimgeführt, die mit großer Liebe an ihm hing, sich selbst aber am allerwenigsten so viel Einfluß auf ihn zutraute, um ihn auf Burg Schweinheim zurückzuhalten, falls er nämlich, was sie fürchtete, die Absicht gefaßt hatte, noch einmal um die Gunst des Kriegsglücks zu werben.

Mit dem feinen Instinkt, der den Frauen eigen ist, hatte sie die Ankunft des Kuriers mit jenem nie ausgesprochenen Lieblingswunsche ihres Mannes in Verbindung gebracht und, wie wir sehen werden, sich in ihren Vermutungen nicht getäuscht. Die Furcht vor dem, was kommen mußte, wirkte auf die junge Frau geradezu lähmend. Sie blieb den ganzen Abend über in ihrem Sessel sitzen, zitterte bei jedem Geräusch und wies den Vesperimbiß und das Nachtmahl, so sehr ihr die gute Dienerin auch die weißen Wasserwecken und das gebratene Rebhuhn anpreisen mochte, mit Entschiedenheit zurück.

Der kleine bronzene Saturn der Augsburger Kunstuhr auf dem Kaminsimse zeigte mit seiner Sense gerade die elfte Stunde, als der schwere Schritt des Hausherrn Frau Anna aus ihrer Träumerei, Mutter Gertrud aber aus einem rechtschaffenen Schläfchen aufschreckte. Reichard schickte die Alte zu Bett und wanderte, ehe er ein Wort an seine Frau richtete, mit so unverkennbaren Anzeichen innerer Erregung auf und nieder, daß Anna wie gebannt sitzen blieb und nur in banger Erwartung die Augen auf den Gatten richtete.

„Freue dich, liebes Weib," sagte er endlich, „eine große Ehre ist uns widerfahren! Die kurfürstliche Durchlaucht bietet mir eine Compagnie Dragoner an. Gegen den Schweden soll's gehen, und das sobald als möglich. Nun — du schweigst? Was soll das heißen, Anna?"

Die junge Frau hatte sich erhoben und ihre Hand auf die Schulter des Mannes gelegt.

„So ist es denn eingetroffen, was ich so lange schon gefürchtet!" sagte sie schluchzend. „Ich wußte wohl, daß du meiner schon überdrüssig geworden seiest, und noch nicht ein volles Jahr ist vergangen, seit du mich als dein ehelich Weib nach Schweinheim geholt!" Thränen erstickten ihre Stimme.

Dem Burgherrn schoß das Blut bis zu den Schläfen. Er hatte den Auftritt vorausgesehen und sich vorgenommen, dem Appell an seine eheliche Liebe mit harter Entschlossenheit zu begegnen.

„Sei keine Närrin, Weib," entgegnete er, „und kränke mich nicht mit solchen Reden! Sag selber, ob du willst, daß dein Gatte müßig zuschauen soll, wenn alle andern rings im Land sich gegen die frechen Ketzer rüsten? Bei Gott, ich habe lange genug als Bauer hier auf der Scholle gesessen, da ich als Offizier mein Glück hätte machen können."

„Genügt dir das Glück nicht, das du bisher genossen? Willst du mehr? Gelüstet dich nach der Ehre, Obrister oder General zu werden, da jeder Roßbube, der Fortun hat, heute doch schneller als einer vom Adel avanciert?"

„Du sprichst, wie du's verstehst, und ich will dir darob nicht zürnen. Sieh, Anna, ich will mir ja nur das Glück, das du mir bietest, sichern. Der Kurfürst hat gewisse Botschaft, daß die Schwedischen in sein Land zu fallen gedenken. Glaubst du, die Mordbrenner würden Schweinheim verschonen, weil es auf Jülichschem Boden liegt? Soll ich warten, bis sie mir den roten Hahn aufs Dach setzen, bis sie mir das Korn aus der Scheuer und das Vieh aus dem Stalle holen?"

„Wir könnten doch mit Hab' und Gut nach Köln ziehen," warf Frau Anna ein.

„Das könnten wir und das werden wir auch, das heißt, du und die Mägde, ihr sollt nach Köln hinein, sowie sich die ersten Parteien in der Gegend zeigen. Dort hinter den Wällen werdet ihr sicher sein. Aber verlange von mir nicht, daß ich mich wie eine Memme verkrieche, wenn Kaiser Ferdinandus Männer braucht. Wenn ich nicht ins Feld wollte, wer sollte dann den Degen führen? Könnt's auch vor Gott und den Heiligen nicht verantworten, wenn ich um eines Weibes willen die Ketzer in ihrem freventlichen Thun bestärken sollt'!"

Die junge Frau erwiderte nichts. Sie schluchzte still vor sich hin. Herr Reichard trat ans Fenster, öffnete es und starrte in die düstere Regennacht hinaus. Mehr als der in Gesellschaft des Kuriers genossene Wein hatten ihm die Thränen seines Weibes den Kopf erhitzt.

Nach einer Weile wandte er sich um.

„Wer weiß," fuhr er ruhiger fort, „ob der Krieg nicht bald ein Ende nimmt. Der König ist auf dem Lützener Feld gefallen. Und Oxenstierna, der ihm im Oberkommando succedieret, ist ein hochfahrender Herr, dem die Häupter der Lutherischen gar bald den Gehorsam aufkündigen werden. Wenn aber erst in ihrem Lager Zwietracht einkehrt, hat der Kaiser leichtes Spiel. Eh' der Frühling kommt, kann der Friede proklamiert sein."

„Bis dahin kann ich hundertmal Witib sein," jammerte Frau Anna.

„Nicht jede Kugel trifft," warf der Gatte ein, „und wem's bestimmt ist von der Vorsehung, der muß dran glauben, und ob er auch in einem verborgenen Gelaß hundert Klafter tief unter der Erde säße. Hab' ich bei Höchst nicht schon dem Schicksal meinen Tribut gezahlt? Müßte absonderlich zugehen, wenn mir eine zweite Kugel etwas anhaben sollt'. Hab' einen Generalfeldzeugmeister gekannt, der ein Soldat von Fortun war, achtundzwanzig Affairen mitgemacht hatte und nie verwundet worden ist. Es hieß zwar, er verstehe sich auf die Passauer Kunst, trüge auch ein Koller aus Elensleder, das sieben Tage und sieben Nächte im Schreine des heiligen Rupertus gelegen hätte, aber so ihn einer danach fragte, wies er auf seine Augen und seinen Arm und sprach: scharfes Aug' und sichere Hand, das ist der beste Kugelzauber!"

Als Herr Reichard die Wahrnehmung machte, daß seine Frau sich ein wenig beruhigt hatte, beschloß er die Unterredung abzubrechen. Hätte sie den ersten Schrecken erst überwunden, so würde sie sich, wie er meinte, auch bald genug mit dem Gedanken an eine kürzere oder längere Trennung vertraut machen. Unter dem Vorwande, daß er mit dem Kurier noch einen Becher Muskatweins leeren und ihm sodann seine Kammer anweisen

wolle, verließ er mit erheblich leichterem Herzen die Kemnate.

Mit Frau Anna war in der That während des Zwiegespräches eine Wandlung vorgegangen. In ihrer Angst hatte sie nach triftigen Gründen gesucht, den Gatten von seinem Vorsatze abzubringen. Da ihr aber in ihrer Aufregung nichts Stichhaltiges einfallen wollte und ihr überdies der entmutigende Gedanke gekommen war, daß das, was ihrer Person nicht gelungen sei, nämlich Reichard auf Schweinheim zurückzuhalten, ihren Worten noch viel weniger gelingen werde, so war sie kleinmütig geworden und hatte vor der Zeit die Waffen gestreckt.

Zudem wußte sie, daß es Reichards Art nicht war, sich durch Einwände und Gegengründe in einem einmal gefaßten Entschlusse wankend machen zu lassen. Sie hatte also, sich in das Unvermeidliche fügend, jeden Widerstand aufgegeben und sich im Geiste schon mit der Frage beschäftigt, was sie thun könne, um den geliebten Mann gegen die Gefahren, denen er sich entgegenwerfen wollte, zu feien. Zuerst war ihr eine Wallfahrt zum Gnadenbilde von Einsiedeln in den Sinn gekommen, dann aber hatte die Erwähnung der Passauer Kunst und des geweihten Kollers sie auf den Gedanken gebracht, ob nicht mit solchen Mitteln dem Schicksal wirksamer zu begegnen sei. Jetzt verstand sie auch, weshalb sie gerade vor wenigen Nächten den bösen Traum gehabt hatte: es war eine Warnung gewesen, den Gatten nicht ohne ein kräftiges Schutzmittel ins Feld ziehen zu lassen.

Während sie alles dies jetzt ruhig überdachte, fiel ihr Blick auf die Uhr. Die Sense des bärtigen Greises zeigte noch immer die elfte Stunde. Sie erschrak. Es war das erste Mal in ihrer jungen Ehe, daß die Uhr stehen geblieben war. Zu jeder andern Zeit würde sie diesem Umstande nicht die geringste Bedeutung beigemessen haben, in diesem Augenblicke jedoch, wo sie, erregt und überreizt, wie sie war, alles in Beziehung zu sich und ihrem Kummer brachte, glaubte sie auch hier wieder einen Wink des Schicksals zu erkennen. Was konnte für sie, die im Kloster erzogen worden, der heidnische Name „Saturn“ bedeuten! Vom ersten Tage an, da sie die Burg betreten, hatte sie in dem metallenen Manne mit der Sense den Schnitter Tod erblickt, den ja ein christliches Gemüt ohne sonderlichen Zwang mit den rinnenden Stunden in Verbindung bringen kann. Daß nun die Sichel auf der Elf haften geblieben war, gerade als sie mit ihrem Manne über die ihm drohende Lebensgefahr gesprochen hatte, erfüllte sie mit Grauen. Die elfte Stunde drohte ihm Verderben! Daran war nicht zu zweifeln.

Der Schritt des Burgherrn war kaum auf der Treppe verhallt, als der graue Kopf der alten Amme wieder in der Thür sichtbar wurde. Nachdem sich die treue Seele davon überzeugt hatte, daß die Luft rein sei, schlüpfte sie leise in das Gemach.

„Nun, Euer Liebden, wird die alte Gertrud wieder trösten müssen?“ sagte sie mit der Vertraulichkeit, zu der die langjährigen Dienste, die sie Frau Anna geleistet, sie berechtigten.

Die junge Frau wies statt zu antworten nach der Uhr. Die Amme verstand nicht gleich, was sie damit ausdrücken wollte.

„Seht Ihr nicht, daß sie stehen gebieben ist?“

„Weil Euer Liebden sie vorgestern nicht aufgezogen hat. Der Traum war dran schuld. Sie mochten an nichts andres denken.“

„Aber daß sie gerade auf der Elf stehen geblieben ist und das just in dem Augenblick, da ich ihn bat, mich nicht zur Witib zu machen! Ist das kein Wink des Schicksals?“

„Der Herr will also ins Feldlager?“

„Der Kurfürst ruft ihn. Er will ihm eine Compagnie Dragoner geben.“

„Dann mag sich der Schwede hüten.“

„Aber er wird nicht wiederkehren. Ich weiß es. Sie werden ihn mir töten.“

„Nur wenn die Heiligen es zulassen, Euer Liebden. Aber steht es nicht bei ihm selbst, sich zu schützen? Ein Vetter von mir ist Wachtmeister bei den Hessischen. Wissen Sie noch, das schöne Mannsbild mit dem Schimmel? Als wir vor vierzehn Jahren mit dero Herrn Vater durch das Vest Recklinghausen reisten, kam er an unsern Wagen, uns seine Reverenz zu machen. Sie zählten freilich erst acht Jahre und haben dazumal so viel Kriegsvolk gesehen, daß Sie sich meines Vetters nicht wohl mehr erinnern werden. Aber ein stattlicher Reutersmann war's, und er hielt was auf sich und trug eine Montur, deren sich kein Obrister hätte zu schämen brauchen. Und die schönen Federn, die er am Hute hatte! Und das Pferdezeug! Selbiger ist bis heutigentags ohne Schaden davongekommen, obschon er nicht nur etliche große Aktionen mitgemacht hat, sondern auch oft genug auf Partei geritten ist. Und weiß Euer Liebden auch, weshalb er heil und gesund geblieben ist?“ Sie dämpfte die Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern. „Weil er ein Georgenhemd trägt! Das macht ihn fest, und wenn der grüne Jäger selbst sein Rohr auf ihn abdrücken wollte!“

Frau Anna hatte den Redeschwall der Alten geduldig über sich ergehen lassen. Jetzt aber wandte sie sich erstaunt nach der Sprecherin um. Nicht, daß der hessische Wachtmeister ein Georgenhemd trug, setzte sie in Verwunderung, sondern daß sie zum zweiten Male in so kurzer Frist auf ein solches Schutzmittel aufmerksam gemacht worden war. Sie erkannte auch hierin wieder die Stimme der Vorsehung und beschloß, die Mahnung nicht unbeherzigt zu lassen.

„Ein Georgenhemd trägt Euer Vetter?“ fragte sie, „und solch ein Hemd macht kugelfest?“

„Nicht nur kugelfest, auch sicher gegen Hieb und Stich; kann überhaupt dem, der es trägt, keine irdische Gewalt etwas anhaben,“ berichtete Gertrud eifrig.

„Und Ihr glaubt an seine Kraft?“

„Muß man's nicht, da sie sich so sichtbarlich bewährt hat? Trägt nicht auch der Herzog von Friedland ein Nothemd?“

„Hört, Mutter Gertrud!“ begann die junge Frau nach einer Pause, „wißt Ihr, wie man solch ein Hemd erlangen kann?“

„Nichts leichter als das! Eine reine Jungfrau muß es an heiligem Orte spinnen und weben und den Faden gar fleißig mit Weihwasser netzen.“

„Und ist kein höllischer Zauber dabei? Bringt es seinem Träger auch keine Gefahr für die Seele?“

Die Alte sah zu Boden und ließ die Perlen des Rosenkranzes, den sie am Gürtel trug, mechanisch durch die Finger gleiten.

„Seinem Träger nicht,“ sagte sie bedeutungsvoll.

„Wem denn sonst?“ fragte Frau Anna erstaunt.

„Der Jungfrau, die es verfertigt. Ihre Seele kommt in die Gewalt des Bösen.“

Die Burgherrin erhob sich und machte eine abwehrende Gebärde.

„Dann nicht!“ sagte sie ernst. „Dann um keinen Preis! Ich will mich nicht mit der Schuld beladen, ein Menschenkind um seiner Seele Seligkeit gebracht zu haben.“

„Kann's Euer Liebden nicht verdenken,“ erwiderte Mutter Gertrud mit verlegenem Lächeln. „Ich freilich, wenn ich einen Eheliebsten hätte und könnte ihn vor einem grausamen Tode bewahren, ich würde mich nicht lange besinnen. Sollt' auch meinen, es wär' ein gerechter Handel. Seele für Seele. Oder glauben Sie, so einer dahinführe mitten im Morden, ohne geistlichen Zuspruch und Absolution, er hätte es näher zum Himmel als zur Hölle?“

Frau Anna antwortete nicht. Sie nahm die Näherei vom Tisch und legte sie in einen Korb auf dem Spinde. Dann gebot sie der Alten, das Kaminfeuer zu löschen, ergriff den Handleuchter und begab sich in die Schlafkammer.

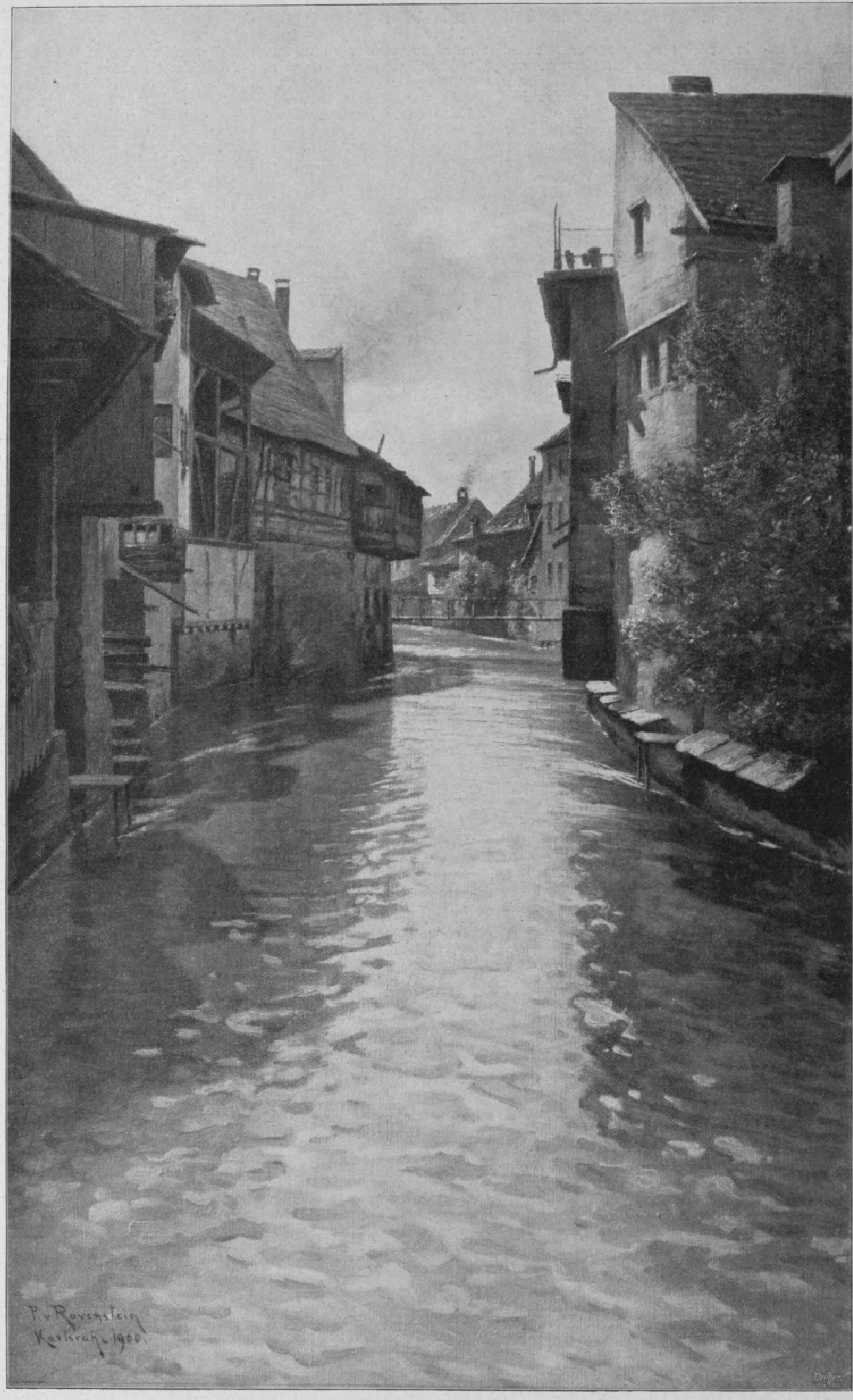
II.

Schon am nächsten Tage trug Herr Reichard ein völlig verändertes Wesen zur Schau. War es bisher seinem jungen Weibe mit einer gewissen rauhen Strenge begegnet, die freilich keineswegs einem etwaigen Mangel an Liebe entsprang, sondern dem Landedelmann von der Würde eines Haus- und Eheherrn untrennbar schien, so zeigte er jetzt ein rücksichtsvolles Benehmen, das Anna um so mehr in Erstaunen setzte, als sie aus ihrem Unmut über seinen Entschluß kein Hehl machte. Sei es, daß ihm die Art, wie seine Frau die Ankündigung der bevorstehenden Trennung aufgenommen, erst zum Bewußtsein gebracht hatte, wie sehr sie an ihm hing, sei es, daß er in der kurzen Frist, die ihm bis zu seiner Abreise noch blieb, manches harte Wort wieder gutmachen wollte, jedenfalls war er jetzt der liebevollste und fürsorglichste Gatte, den sich ein Weib nur wünschen kann. Frau Anna, der nun erst die Erkenntnis aufging, was sie an ihm besaß und voraussichtlich so bald schon verlieren sollte, machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht eher einen Blick in ihr Herz gestattet. Sie glaubte es sich selbst zuschreiben zu müssen, daß die unsichtbare Schranke, die sie bisher von Reichard getrennt, nicht schon längst gefallen war. Sie selbst, so redete sie sich ein, trage die Schuld daran, wenn ihr Gatte des Lebens auf der Schweinheimer Burg überdrüssig geworden sei und nun die erste sich ihm darbietende Gelegenheit ergriffen habe, im Kriegsgetümmel das Glück zu suchen, das ihm sein Heim bisher nicht habe bieten können.

Sie trat nun auch ihrerseits aus der bisher beobachteten kühlen Zurückhaltung heraus und überhäufte Reichard mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, wobei sie sich im stillen der Hoffnung hingab, er würde noch in letzter Stunde in seinem Entschlusse, sie zu verlassen, wankend werden. In dieser Voraussetzung täuschte sie sich jedoch. Schon der Eifer, mit dem der Burgherr die Vorbereitungen zur Abreise betrieb und den Meiereiverwalter mit Instruktionen versah, mußte die junge Frau darüber aufklären, daß ihr Gatte keineswegs gesonnen sei, das einmal angenommene Kommando nachträglich wieder abzulehnen. Er wartete vielmehr mit offenkundiger Ungeduld auf eine Nachricht aus der kurfürstlichen Kammer, wann und wo er sich zur Uebernahme der ihm bestimmten Compagnie einzufinden habe, und war nicht wenig enttäuscht, als er die Mitteilung erhielt, daß die im Wallonischen angeworbenen Reiter nicht vor Mitte des Christmonats marschfertig sein würden.

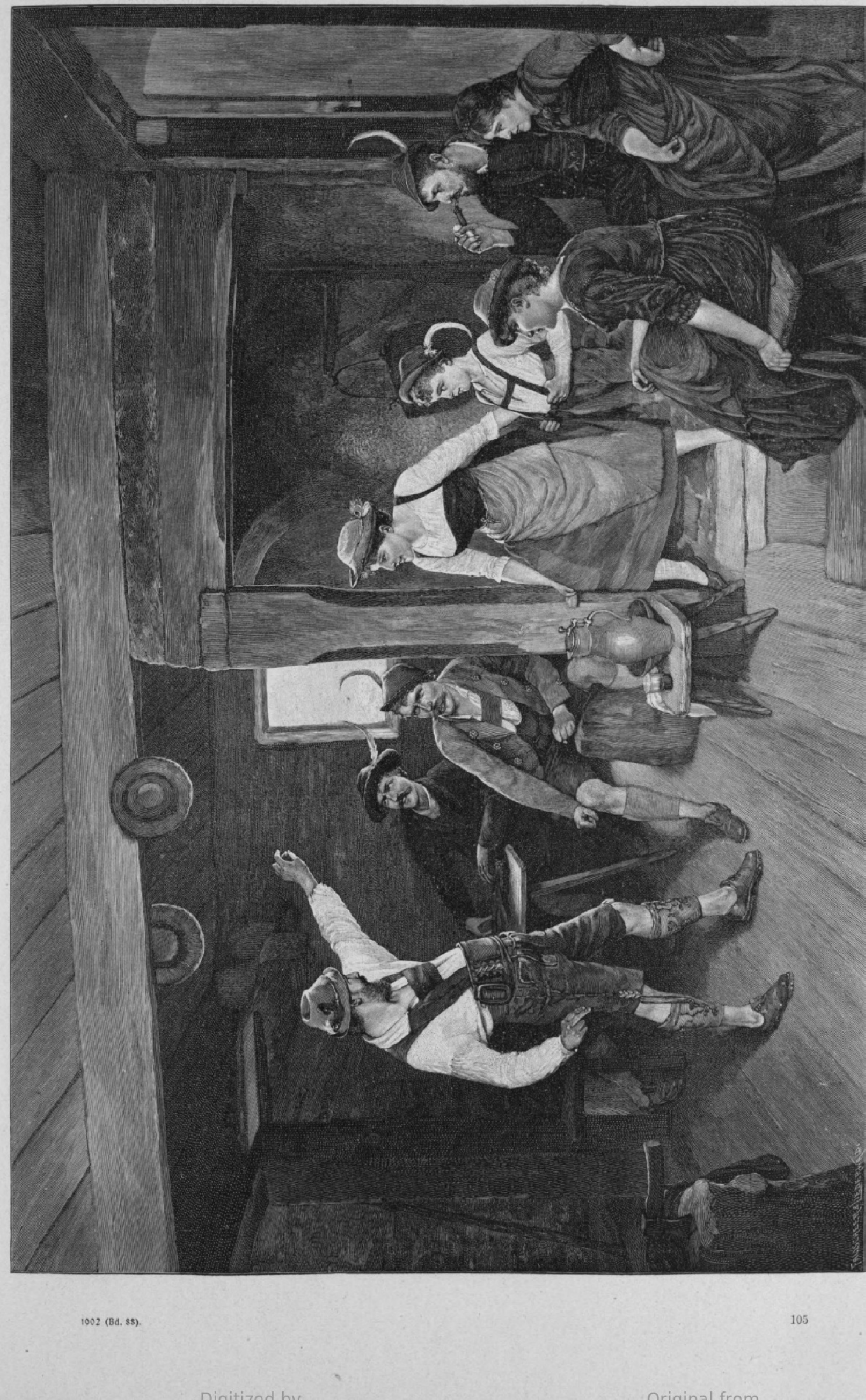
Der Kanzleisekretarius, der diesen Brief geschrieben, auch die vorausgegangene Korrespondenz mit Herrn Reichard geführt hatte und sich für eine ihm nach Abschluß des Vertrages zugekommene Remuneration aus der Schweinheimer Räucherkammer erkenntlich zeigen wollte, hatte der amtlichen Zustellung privatim eine Nummer der Frankfurter Wochenzeitung beigefügt, die einen genauen Bericht über den Verlauf der Lützener Schlacht enthielt. Der Tod des Schwedenkönigs war darin mit allen Einzelheiten beschrieben; was aber auf Frau Anna einen nachhaltigen Eindruck machte, war die in dem Blatte ausgesprochene Behauptung, daß auf beiden Seiten fast alle Offiziere schwer verwundet worden seien. Seit sie dies gelesen, fühlte sich das geängstigte Weib nicht mehr stark genug, den Gedanken an das Georgenhemd, so verwerflich er ihr auch anfangs erschienen war, von sich zu weisen, und sie suchte sich zu der laxeren Anschauung der alten Gertrud zu bekehren, um schließlich selbst darüber zu erstaunen, wie schnell es ihr gelang, das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. Welchen Wert konnte in einer Zeit, die Männer forderte, das Seelenheil eines Mädchens haben! War nicht der Kampf, zu dem sich ihr Gatte rüstete, ein Glaubenskrieg? Sollte nicht jeder Schwertstreich dem Schutze der Kirche, der Rettung der einzig wahren Religion gelten?

Als sich ihr Gelegenheit bot, mit der alten Amme unter vier Augen zu reden, brachte sie das Gespräch scheinbar ganz beiläufig auf die Reise, die sie in ihres Vaters und Gertruds Gesellschaft als achtjähriges Kind ins Münstersche unternommen. Sie erkundigte sich nach den näheren Umständen, unter denen die Wärterin damals ihren Vetter, den Wachtmeister, getroffen habe, und ließ sich sogar die höchst weitläufigen verwandtschaftlichen Beziehungen auseinandersetzen. Schließlich äußerte sie noch einmal ihren Zweifel an der Wirksamkeit des von dem Vetter gebrauchten



Partie aus Bruchsal.

Nach dem Gemälde von Paul von Ravenstein. (Text S. 784.)



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

In der Almhütte.

Nach dem Gemälde von M. Wachsmuth.

Schutzmittels. Die Alte war klug genug, um aus dieser, wie sie wohl merkte, nicht ganz absichtslos herbeigeführten Wendung der Unterhaltung die versteckte Aufforderung herauszuhören, das jüngst behandelte Thema wieder aufzunehmen. Sie kam dem unausgesprochenen Wunsche ihrer Herrin um so bereitwilliger nach, als sie im stillen längst nach einem Mädchen Umschau gehalten hatte, dessen Wandel und Ergebenheit ihr einen Erfolg des geplanten Werkes zu verbürgen schienen.

„Ich weiß, was ich weiß," sagte sie mit pfiffigem Lächeln, „und laß mir's nicht ausreden, daß mein Vetter längst hätt' über den Rhein fahren müssen, wenn er das Nothemd nicht trüge. Aber wenn Euer Liebden nichts davon wissen will, so darf ich nicht zureden. Bin ja nur ein thöricht und ungelehrt alt Weib . . ."

„Gelehrt bin ich auch nicht," lenkte Anna ein, „und ob ich thöricht bin, das mögt Ihr selbst entscheiden. Ihr aber seid so viel länger auf der Welt, daß ich denken sollt', Ihr hättet auch mehr erfahren. Also nichts für ungut, Mutter Gertrud! Hab' Euch nicht kränken wollen. War mir nur um das Mädchen leid, das seine unschuldige Seele um unsertwillen der Hölle überantworten müßte."

„Wenn es die Vorsehung bestimmt hat, daß der Böse über eine arme Seele Gewalt haben soll, so wird er sie schon zu holen wissen. Deshab braucht Euer Liebden sich also keine Sorge zu machen. Lassen es die Heiligen zu, daß eine Seele der ewigen Verdammnis verfällt, wer von uns schwachen Menschen dürfte sich da eine Schuld beimessen? Ist es nicht vielmehr ein Gott wohlgefällig Werk, wenn Euer Liebden einer elenden Person, die sichtbarlich des ewigen Heils verlustig werden soll, Gelegenheit giebt, ihre Seele dem Bösen recht teuer zu verkaufen und also auf Satans Kosten Gutes zu wirken?"

Dieser Logik vermochte die junge Frau nicht mehr standzuhalten. Ihr war, als spräche aus der Alten das Schicksal selbst. Wie wäre sie auch sonst so beredt gewesen? Anna verstand sich zu wenig auf die Kunst, die Menschen zu durchschauen, sonst würde sie erkannt haben, daß es nicht gerade die Teilnahme an ihrem Kummer war, was Mutter Gertrud mit solchem Eifer erfüllte. Die wahre Triebfeder ihres Dichtens und Trachtens war vielmehr die Eitelkeit, bei einem geheimnisvollen, ins Uebersinnliche hineinspielenden Geschäfte die Vermittlerin zu machen. Es reizte sie, die sich rühmen durfte, mit dem Himmel und seinen Heiligen auf gutem Fuße zu stehen, nun einmal zur Abwechslung und ohne Gefährdung ihrer eignen Seele der Hölle Kupplerdienste zu leisten.

„Wird schwer halten, eine Jungfrau zu finden, die auf den Handel eingehen möchte," bemerkte Frau Anna, der jetzt, da sie die letzten Bedenken überwunden hatte, daran lag, sobald als möglich Schritte zur Verwirklichung ihres Planes zu thun.

„Nicht gar so schwer, wie Euer Liebden denkt," entgegnete die Alte. „Hat schon manches Mägdlein seine Seligkeit um Gunst und Gold verkauft. Wüßt' auch eine, die sich zu dem Geschäft gar trefflich schicken würde."

„Eine aus dem Dorf?"

Mutter Gertrud lachte laut auf. „Nein," sagte sie, „im Dorf sind die Jungfrauen noch zu klein, als daß sie mit der Spindel und dem Schiffchen umzugehen verständen. Aber im Schornbusch des Försters Liebmundis, ein Jüngferlein von sechzehn Jahren, das wäre die rechte."

„Die kenn' ich nicht."

„Glaub's schon, Euer Liebden. Sie sind ja nie weit in den Wald hinein gekommen, und was das Mägdlein ist, die kommt nicht heraus. Der Vater hütet sie, als wenn's eine verwunschene Prinzessin wär'. Und ist doch nur einer Wandlepperin Tochter."

„Wandlepperin? Was soll ich darunter verstehen?"

„Richtig! Das kann Euer Liebden nicht wissen. Hab's auch selber erst vor etlichen Wochen vom alten Christian erfahren. Ist ein Flecken hier in der Nähe, heißt Stoitzheim. Die dort wohnen, nennt man Wandlepper. Sie sind aber anders als andre Christenmenschen, und der Christian meint sogar, es müßten Heiden sein. Er sagt, sie wären vor langen Zeiten aus dem Ungerland hergezogen; ist auch ein gar seltsam Volk mit pechschwarzem Haar und Augen, darin das Weiße blau ist. Wenn sie untereinander sind, reden sie mancherlei Worte, so ein ehrlicher Mensch nicht verstehen kann."

„Und jenes Mägdleins Mutter war eine solche?"

„Der Christian sagt's wenigstens. Und als ich am St. Lambertustag draußen hinter dem Speckelstein war, Pilze und Wurzeln zu suchen, ist mir des Försters Tochter begegnet. Ach, Euer Liebden, war das ein schwarz Hexlein! Streifte ganz allein im Wald mit des Vaters Pürschrohr und schoß, eh' ich recht wußte, was geschah, eine Elster aus der Luft, als ob's nur so sein müßt'!"

„Und Ihr glaubt, daß sich dies Mägdlein bereit finden lassen wird, uns zu Diensten zu sein?"

„Das will ich meinen! Euer Liebden muß ihr nur was Gleißendes versprechen, eine Schaumünze, ein Kettlein oder Kreuzlein, es braucht ja nicht grad' von Dukatengold zu sein."

„Und wollt' Ihr es auf Euch nehmen, sie herzuholen?"

„Ich will's versuchen. Besser freilich wär's, Euer Liebden bemühte sich selbst. Was das Hexlein mir abschlagen kann, wird es Ihnen nicht versagen. Der Herr ist heut nach Bonn geritten, und vor Abend kommt er schwerlich wieder. Wir könnten die Zeit benutzen, um hinauszufahren. Ich habe schon einen Plan gemacht. Wir lassen die Kutsche im Tannicht halten und gehen das Stücklein Weges bis zum Försterhause zu Fuß. Dort treten wir denn ein, und Euer Liebden giebt vor, ein wenig rasten zu wollen, und läßt sich einen Trunk Wasser reichen. Ist der Förster zu Hause, so sagen Sie ihm, Sie hätten vernommen, daß Liebmundis ein gar sittsam Mägdlein sei, wohl erfahren in allerlei Nadelarbeit, und da Sie nun für etliche Tage der Hilfe bedürften, sintemalen vor Herrn Reichards Abreise noch mancherlei an feinem Linnenwerk zuzurichten sei, so wäre es Euer Liebden angenehm, wenn Liebmundis für eine Woche nach Schweinheim käme. Haben wir das Mägdlein dann erst hier, so wird sich das weitere schon finden."

Man mußte es der Alten lassen: sie verstand ein Geschäft einzufädeln, besonders wenn es der Art war, daß sich ein andrer nicht gern damit befaßte. Frau Anna war ihr für ihre Fürsorge dankbar. Sie hatte die Empfindung, als ob die Amme ihr zugleich mit der Mühe einen Teil der Schuld abnähme.

„Gut, es bleibt dabei," sagte sie, „gleich nach dem Mittagsmahle fahren wir." (Fortsetzung folgt.)

Das Trinken im Sommer.

Während unser Bedürfnis an festen Nahrungsstoffen in der kalten und warmen Jahreszeit so gut wie gleichmäßig ist, ist das Verlangen nach flüssigen Erfrischungsmitteln in den heißen Sommertagen bedeutend größer als in dem winterlichen Jahresabschnitt. Dazu kommt noch ein zweiter Unterschied. Im Gegensatz zum Winter, wo wir uns zwar gegen kühle Getränke nicht gänzlich ablehnend verhalten, aber doch für solche von einer höheren Temperatur eine gewisse Vorliebe zeigen, beschränken wir im Sommer die warmen Getränke auf ein möglichst geringes Maß und bevorzugen nicht nur kühle, sondern vielfach sehr kalte Flüssigkeiten. Beides aber, sowohl die Vermehrung der Flüssigkeitszufuhr als auch die niedrige Temperatur der Getränke, ist für unsern Körper nicht gleichgültig, und darum verdient gerade das Trinken im Sommer in gesundheitlicher Beziehung besondere Beachtung.

Der Grund, warum im Sommer unser Durstgefühl wächst, liegt darin, daß mit der Zunahme der Lufttemperatur auch die Wasserdampfausscheidung durch die Haut steigt. Von der gesamten Körperoberfläche werden bei einer Temperatur von 28° C. in einer Stunde 51 Gramm Wasser abgegeben, dagegen bei einer Temperatur von 33° C. in der gleichen Zeit schon 122 Gramm. Bei starker körperlicher Bewegung erhöht sich dann die Wasserdampfausscheidung erheblich, so daß man beispielsweise für einen Bergsteiger einen Wasserverlust von durchschnittlich 232 Gramm in der Stunde berechnet hat. Nun ist aber unser Körper gegen Wassermangel viel empfindlicher als gegen eine zeitweilige Stockung in der Versorgung mit den eigentlichen Nahrungsmitteln. Die Fastenversuche Tanners und andrer Hungerkünstler haben ergeben, daß der Mensch 40 Tage ohne Nahrungsaufnahme zu leben vermag, wenn ihm nur Wasser zur Verfügung steht. Ebenso verhält es sich mit der Tierwelt. Tauben können den Hunger 12 Tage und darüber ertragen, den Durst aber nur 4—5 Tage. Störungen des Wohlbefindens, wie Unruhe, Zittern und Struppigwerden des Gefieders, stellen sich bereits ein, wenn ihr Körper 11 Prozent des normalen Wassergehaltes eingebüßt hat; steigt diese Einbuße auf 22 Prozent, so gehen sie zu Grunde. Die Erklärung für das verschiedene Verhalten des menschlichen und tierischen Körpers gegen Hunger und Durst liefert seine Zusammensetzung. Denn der menschliche und tierische Organismus besteht im Durchschnitt aus 70 Prozent Wasser. Eine starke Verminderung seines Wasservorrates bedeutet demnach einen tiefgehenden Eingriff in seinen Hauptbestandteil und muß ihn um so härter treffen, als das Wasser das Transportmittel bildet, auf dem die Nährstoffe zu den Organen und ihren Zellen hingelangen und die Stoffwechselprodukte dieser fortwandern.

Es ist also bei dem vermehrten Wasserverlust, wie er infolge der Temperaturerhöhung der Luft in den heißen Sommertagen eintritt, eine Steigerung des Ersatzes durch reichlichere Flüssigkeitsaufnahme an sich durchaus gerechtfertigt. Wie groß die Flüssigkeitsmenge zu bemessen ist, kann nur in allgemeinen Umrissen angegeben werden. Für einen erwachsenen Mann von mittlerem Gewicht muß auf Grund wissenschaftlicher Erwägungen eine tägliche Flüssigkeitsaufnahme von 2—2½ Litern als genügend angesehen werden. Ein erheblicher Teil dieses Quantums ist schon in den sogenannten festen Speisen enthalten, da sie im Durchschnitt zu 50 Prozent aus Wasser bestehen. Auch das übliche Morgen- und Nachmittagsgetränk rechnet zu der angegebenen Flüssigkeitsmenge mit. Es verbleibt daher nur ein Rest von etwa ¾ Liter, der durch jene Getränke zu decken wäre, die beim Mittagsmahl oder des Abends genossen werden. Mit dieser Flüssigkeitszufuhr würde also der Körper eines Erwachsenen ganz gut auskommen können, solange sein Wasserverlust nicht durch eine höhere Lufttemperatur gesteigert wird. Man darf schon eine ziemlich hohe Lufttemperatur voraussetzen und gleichzeitig eine stärkere körperliche Bewegung in Rechnung ziehen, wenn man die nötige Mehrzufuhr an Flüssigkeiten auf 1 Liter für den Tag veranschlagt. Damit wird die vermehrte Wasserabgabe vollauf ausgeglichen.

Statt dessen gehen im Sommer zahlreiche Personen über dieses Maß beträchtlich hinaus, und zwar nicht ausnahmsweise, sondern gewohnheitsweise Tag für Tag. Die Folge davon ist nicht eine Erquickung und Erfrischung des Körpers, wohl aber eine Erschlaffung und Abgemattetheit. Dabei braucht es sich keineswegs um alkoholische Getränke zu handeln. Denn auch übergroße Mengen von Wasser rufen diese Wirkung hervor. Namentlich sind es zwei Gruppen, die die Neigung zeigen, die Flüssigkeitsaufnahme zu übertreiben, die Fettleibigen und die Neurastheniker. Bei einer ganzen Reihe von Fettleibigen besteht nicht sowohl eine Verfettung der Muskulatur, als vielmehr eine allgemeine Ueberwässerung, die die Fettleibigkeit vortäuscht. Es sind dies besonders Personen von blassem Aussehen, die immer eine gewisse Behäbigkeit der Formen besessen haben und deren Herz trotz der steigenden Köperfülle lange Zeit seine Schuldigkeit thut. Gerade sie werden von einer starken Wasserverdunstung durch die Haut betroffen, und infolgedessen glauben sie auch eine reichlichere Flüssigkeitszufuhr nötig zu haben. Natürlich arbeiten sie durch das übermäßige Trinken der Selbsthilfe des Körpers entgegen, so daß nun früher oder später der Zeitpunkt eintritt, wo die Herzmuskulatur wegen des zu hohen Wassergehaltes die ihr aufgebürdete Arbeit nicht mehr befriedigend zu leisten vermag. Sind sie dagegen darauf bedacht, die Flüssigkeitsaufnahme in bescheidenen Grenzen zu halten, so unterstützen sie die Entwässerung des Körpers, erleichtern dem Herzen sein Arbeitspensum und beugen zugleich der Hauptgefahr der Fettleibigkeit, der Schwächung und Entartung der Herzmuskulatur, vor. Bei den Neurasthenikern ist es die allgemeine Unruhe und das Verlangen, die Lebensgeister anzuspornen und anzufachen, durch die sie sich zu einem übermäßigen Genuß von Getränken verführen lassen. Allerdings schwindet die Unruhe und stellt sich, da man meist zu alkoholischen Getränken greift, ein Gefühl der Kräftesteigerung ein, später jedoch erfolgt ein um so empfindlicherer Rückschlag. Dann ist die Ruhelosigkeit geradezu peinigend, und die geistige Niedergedrücktheit wird um vieles stärker, als sie es zuvor

war. Daher ist den Neurasthenikern nur zu empfehlen, ihrem Trieb nach überreichlicher Flüssigkeitsaufnahme soweit als irgend möglich Widerstand zu leisten. Aber auch für die Gesunden ist der übermäßige Genuß von Getränken, und sei es auch nur von Wasser, wenn er sich auf eine längere Zeit erstreckt, nicht zuträglich. Es steht fest, daß die Körpersäfte verdünnt werden, der Magen sich erweitert, der Appetit leidet, die Verdauung der festen Nahrungsstoffe erschwert und die allgemeine Leistungsfähigkeit des Körpers herabgesetzt wird.

Das viele Trinken, wie es so leicht der Sommer mit sich bringt, muß daher als eine üble Angewohnheit erachtet werden. Es erhöht nicht den Kräftevorrat des Körpers, sondern es verringert ihn. So ist denn auch ein weises Maßhalten in der Flüssigkeitszufuhr eine der Hauptregeln beim Training. Die englischen Trainer, die die Jockeys, Ruderer und Radfahrer vorbereiten, bestreben sich methodisch, den Sportsmen eine „trockene“ Körperkonstitution zu verschaffen. Sie gestatten ihnen täglich nicht mehr als 2 Liter Flüssigkeiten. Und doch ist zu den Sportübungen die größte Kraftanspannung erforderlich. Ebenso befleißigen sich die Wüstenstämme der Sahara, solange sie auf einer Wanderung begriffen sind, absichtlich einer Beschränkung der Flüssigkeitszufuhr. Nachtigal kann seiner Bewunderung nicht genug Ausdruck geben, daß seine Begleiter aus dem Tubustamme unter den glühenden Strahlen der Wüstensonne die anstrengendsten Tagesmärsche ohne Ermüdung zurücklegten, obgleich sie nur ganz wenig Wasser tranken, während er selbst trotz reichlichen Wassergenusses der Erschöpfung nahe war. Man ersieht hieraus, daß in der That das Durstgefühl und seine Befriedigung bis zu einem gewissen Grade Gewohnheitssache sind. Gewiß dürfen wir im Sommer, wenn sich das dringliche Bedürfnis einstellt, einen guten Trunk thun, aber wir sollen uns auch davor hüten, uns jener Gruppe anzuschließen, die man scherzhaft als durstige Seelen bezeichnet. Besonders sollen wir dann Maß üben, wenn an den Körper ungewöhnliche Anforderungen gestellt werden. Ein Tourist, der auf der Wanderung durch das Gebirge in einem jeden Wirtshaus, an dem ihn sein Weg vorbeiführt, fröhliche Einkehr hält, handelt durchaus zweckwidrig. Seine Wanderlust wird bald einer unangenehmen Erschlaffung und Trägheit weichen, so daß er sich schließlich zu einer vorzeitigen Beendigung der Tour gezwungen sehen kann, während derjenige, der dem Durst nur zögernd nachgegeben hat, das gesteckte Tagesziel ohne Schwierigkeit und frisch an Körper und Geist erreicht.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Temperatur der Getränke. Wenn wir diese im Sommer kühl wünschen, so ist das ein ganz natürliches Verlangen, wogegen nichts einzuwenden ist. Vielfach begnügt man sich aber nicht mit kühlen Getränken, sondern wählt kalte oder sogar eiskalte. Durch die plötzliche Einführung einer Flüssigkeit von sehr niedriger Temperatur wird jedoch der Magen empfindlich gereizt. Wie die Schleimhaut der Nase und der Luftröhre durch kalte Luft, so wird auch die Schleimhaut des Magens durch ein kaltes Getränk geschädigt, so daß sich daraus ein Magenkatarrh zu entwickeln vermag. Man sagt dann, man habe sich den Magen erkältet. Diese Schädigung wird zwar in der Regel bald wieder ausgeglichen. Anders aber liegt die Sache, wenn man gewohnheitsgemäß sehr kalte Getränke, und zumal in größeren Mengen, genießt. Dann kann der akute Magenkatarrh in einen chronischen übergehen, eine Störung, die sehr empfindlich ist und sich oftmals nur schwer wieder beseitigen läßt. Unterstützt wird die schädliche Einwirkung kalter Flüssigkeiten auf die Magenschleimhaut dadurch, daß größere Mengen davon die Eigenbewegung des Magens, wodurch sein Inhalt weiter befördert wird, aufheben. Sie verbleiben so lange im Magen, bis sie sich erwärmt haben und der Kältereiz verschwunden ist. Erst darauf werden sie vom Magen weiter gegeben. Man sollte sich daher gewöhnen, kalte Getränke in größerer Menge nie unter einer gewissen Temperaturgrenze zu sich zu nehmen. Diese Temperaturgrenze ist bei den einzelnen Getränken verschieden. Für Trinkwasser ist die beste Temperatur 12,5° C., wobei es kühlend und erfrischend schmeckt, während eine tiefere Temperatur schon kalt empfunden wird. Die kohlensauren Wässer müssen höher temperiert sein als das Trinkwasser, da sie bei gleicher Temperatur wesentlich kälter erscheinen. Noch bei 12,5° C. schmeckt Sodawasser außerordentlich kühl. Am besten wird es mit 14 bis 16° C. genossen. Auch die Milch wirkt kühler als Wasser von der gleichen Temperatur. Noch mit 10° und selbst mit 12,5° C. erscheint sie recht kalt. Soll sie ein kühles und erfrischendes Getränk sein, so sind 16—18° C. am geeignetsten. Die beste Temperatur für Bier sind 15° C. Es ist dabei genügend kühl und zugleich vom größten Wohlgeschmack. Beim Weißwein kann man bis zu 10° C. heruntergehen, wenn er schwer und gehaltvoll ist. Für leichte Weißweine sind dagegen 15° C. die untere Grenze. Diese Unterschiede beruhen auf dem verschiedenen Alkoholgehalt der einzelnen Weinsorten. Champagner kann sich, wenn die Flasche dauernd im Eiskübel gehalten wird, bis auf 2° C. abkühlen. Trinkt man ihn mit dieser Temperatur, so ruft er keineswegs im Magen eine so starke Abkühlung hervor als Wasser oder andre gleich kalte Getränke, da der Alkoholgehalt trotz des Freiwerdens der Kohlensäure eine erwärmende Wirkung ausübt. Gleichwohl wird man gut thun, ihn nicht kühler als mit 10 oder 8° C. zu genießen. Für Personen, deren Verdauungsapparat nicht in Ordnung ist oder die leicht zu Magenstörungen neigen, ist es ratsam, in ihrer Häuslichkeit die Getränke wiederholt mit dem Thermometer auf ihre Temperatur zu prüfen. Sie werden dann bald in der Lage sein, allein durch das Temperaturgefühl im Munde zu erkennen, ob das betreffende Getränk zu kühl ist oder nicht.

Uebrigens kommt es viel auf die Begleitumstände an, unter denen man die kühlen Flüssigkeiten zu sich nimmt. Ist der Magen leer, so leidet er am leichtesten unter der Kälteeinwirkung. Wenn er dagegen Speisen enthält, so teilen diese ihre Temperatur der getrunkenen Flüssigkeit mit, und die Abkühlung der Magenschleimhaut ist dann nur eine schnell vorübergehende. Der vielfach geübte Brauch, während des Trinkens irgend eine kleine Speise zu sich zu nehmen, ist daher durchaus zu billigen. Auch der Umstand spricht mit, ob der Körper in Bewegung bleibt oder nicht. Bewegen wir uns, so kreist der Blutstrom viel schneller durch den Körper als in der Ruhe. Die Magenwände werden deshalb in dem ersteren Falle stärker erwärmt, so daß die Kälteeinwirkung durch die Getränke gehemmt und gemildert wird. Man darf sich daher, wenn der Körper in der Bewegung erhalten wird, eher einmal einen kühleren Trunk gestatten. Wer aber ganz sicher gehen will, der braucht nur den praktischen Wink zu befolgen, anfänglich langsam und in kleinen Schlücken zu trinken. Behält man die kleinen Schlücke einige Augenblicke im Munde, so werden sie angewärmt und können nun, wenn sie in den Magen gelangen, keine Schädigung mehr hervorbringen.

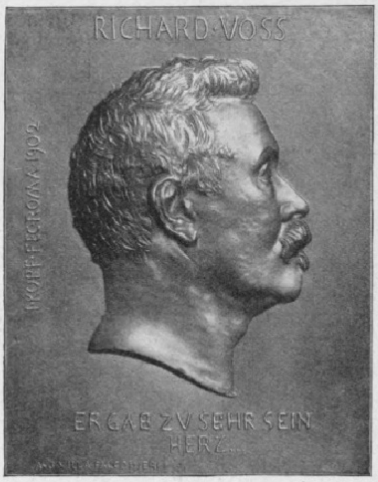
In der Gegenwart ist ein heftiger Kampf gegen den Alkohol entbrannt. Soweit er sich gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke richtet, ist er völlig berechtigt. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Abgesehen davon, daß einige alkoholische Getränke, wie die Biersorten, einen nicht unbeträchtlichen Nährwert besitzen, so regen sie zweifellos den Appetit und die Verdauungskraft an und tragen auch zur Erhöhung der Freude am Leben bei. Nur muß man sich bemühen, die Grundsätze einzuhalten, die wir soeben kennen gelernt haben. Wer dieses thut, kann sich unbedenklich am Schluß eines Spazierganges oder nach des Tages Last und Hitze zu einem Schoppen schäumenden Gerstensaftes in einem schattigen Wirtshausgarten niederlassen und, frei von Selbstquälereien, in den Reimspruch einstimmen: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!“ Theo Seelmann.

Aus dem Reiche der Sterne.

Nächst der Sonne ist der Mond der augenfälligste Himmelskörper, und gleich ihr hat er schon in den frühesten Zeiten die Augen der Menschen auf sich gezogen. Sein Umlauf um die Erde diente dazu, einen größeren Zeitabschnitt als den einzelnen Tag, nämlich den Monat, abzugrenzen, ja bei manchen Völkern wird die Jahresdauer nach dem Mondlaufe bestimmt. Diese augenfällige Bedeutung kam dem Monde nicht etwa deshalb zu, weil er gleich der Sonne an und für sich ein gewaltiger Weltkörper ist, sondern nur weil er in unmittelbarer Beziehung zur Erde und dieser sehr nahe steht. Der Mond ist ein verhältnismäßig kleiner Weltkörper, sein Durchmesser beträgt nur 3482 Kilometer; er erscheint uns aber ungefähr so groß wie die Sonne, weil er durchschnittlich nur 384400 Kilometer vom Erdmittelpunkte entfernt ist. Da die Bahn des Mondes kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, so kommt er uns bald etwas näher, bald steht er weiter vom Erdmittelpunkt entfernt, und seine größte Entfernung von diesem kann auf 405 500 Kilometer steigen, die kleinste auf 363 000 Kilometer sinken. Der Mond bewegt sich um die Erde und gleichzeitig mit dieser um die Sonne; seine wirkliche Umlaufszeit beträgt 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten $11^1/_2$ Sekunden, die Zeitdauer dagegen, nach Ablauf deren die Lichtgestalten des Mondes wiederkehren, umfaßt etwas mehr als $29^1/_2$ Tage. Während nun der Mond sich um die Erde bewegt, läuft er mit dieser zugleich um die Sonne, und seine Bahn mit Bezug auf diese ist daher eine sehr flache Wellenlinie, die abwechselnd auf der inneren und der äußeren Seite der Erdbahn sich hinschlängelt.

Aus der oben angegebenen Größe des Monddurchmessers folgt, daß die Oberfläche des Mondes 136mal kleiner als die Erdoberfläche ist; sie umfaßt nur 38 Millionen Quadratkilometer oder ist nur so groß als unser Erdteil Amerika. Das Volum der Mondkugel beträgt nur $^1/_{50}$ vom Volum der Erde, so daß diese Materie genug besitzt, um 50 Mondkugeln daraus zu bilden. Der Erde wendet der Mond stets dieselbe Seite zu, wir sehen also von seiner Oberfläche gleichzeitig nur so viel, als der Oberfläche von Südamerika an Größe entspricht. Da der Mond der Erde während seines ganzen Umlaufs die nämliche Seite zuwendet, so würde ein Auge etwa auf der Sonne während der gleichen Zeit nach und nach seine ganze Oberfläche einmal zu Gesicht bekommen, und daraus folgt, daß der Mond sich während eines Umlaufs um die Erde auch einmal um seine Achse dreht. Bei dieser Drehung werden für uns gelegentlich einige Randpartien der Mondoberfläche, die schon der abgewandten Seite angehören, sichtbar, aber außer diesen bleibt den Menschen der Anblick der entgegengesetzten Mondoberfläche entzogen. Diese Thatsache, daß der Mond unsrer Erde stets die nämliche Seite zuwendet oder daß seine Umdrehungsdauer seiner Umlaufszeit genau gleich ist, ist höchst merkwürdig und kann nicht zufällig sein. In der That ist es die Anziehung der Erde gewesen, die sie verursacht hat in uralter Zeit, als der Mond sich noch in heißflüssigem Zustande befand. Wie nämlich der Mond heute durch seine Anziehung im Ozean Ebbe und Flut verursacht, so verursachte die Erde, solange die Mondoberfläche noch flüssig war, auch dort Fluten. Diese waren aber viel bedeutender als die Fluten in unsern Meeren, indem sie, wie die Rechnung zeigt, Höhen bis zu 140 Fuß erreichen mußten. Diese gewaltige Masse bildete auf dem Monde eine gegen die Erde hin gerichtete Verlängerung, die wie ein Hemmschuh auf die Umdrehung des Mondes wirkte und diese im Verlaufe unzähliger Jahrtausende so lange verlangsamte, bis sie völlig der Umlaufszeit des Mondes um die Erde gleichkam. Nachdem der Mond zu einer festen Masse erstarrt war, blieb diese Verlängerung bestehen und ist in der That heute noch vorhanden. Wie die Erde auf den Mond, so wirkt dieser auf die Erde ein, aber mit geringerer Kraft, entsprechend seiner geringeren Masse. Die durch den Mond verursachte Flut in unsern Weltmeeren wirkt aber auch wie ein Hemmschuh auf die Umdrehung der Erde um ihre Achse und strebt dahin, diese Umdrehungszeit, also die Gesamtdauer von Tag und Nacht, zu verlängern. Diese Verlängerung des irdischen Tages ist indessen höchst gering, denn während eines Jahrhunderts bleibt die Erde nur 22 Sekunden hinter einer richtig gehenden Uhr zurück. Diese Mondeinwirkung, die die Flutbewegung im Ozean hervorruft, wird erst aufhören, wenn die Umdrehung der Erde um ihre Achse, also die Gesamtdauer von Tag und Nacht die gleiche ist wie der Umlauf des Mondes um die Erde, d. h. wenn die Erde dem Monde auch stets die nämliche Seite zuwendet. Solches wird indessen einen Zeitraum von so ungeheurer Länge oder Dauer erfordern, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können. Auch wird dieser Endzustand thatsächlich niemals erreicht werden, denn bis dahin giebt es auf der Erde wahrscheinlich keine Ozeane mehr, und sobald diese verschwunden sind, kann der Mond keine Flutwirkung mehr ausüben. Auf der Mondoberfläche ist schon längst kein Wasser in freiem Zustande mehr vorhanden, obgleich ihr Bau deutlich erkennen läßt, daß dort in der Vorzeit Meeresbecken vorhanden waren. Wo deren Wassermassen später geblieben sind, ist schwer mit Sicherheit zu ermitteln; ein Teil, vielleicht der größte, ist aber jedenfalls vom Mondboden aufgesogen worden oder im Innern der Mondkugel versunken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es mit den irdischen Wassermassen ähnlich gehen wird, ja es ist geradezu merkwürdig, daß im Laufe der Millionen Jahre, während deren die feste Erde besteht, nicht schon längst alles Wasser von der Oberfläche verschwunden ist. Das Volum des Erdballs ist 850mal so groß als das Volum der Wassermasse aller irdischen Ozeane, und diese könnten daher bequem im Erdinnern verschwinden. Wahrscheinlich befinden sich

in der Tiefe der Erde auch bereits ungeheure Wassermassen, die früher an der Oberfläche waren. Die einzige Ursache, die bis jetzt das völlige Verschwinden des Wassers an der Erdoberfläche verhindert hat, ist die mit der Tiefe im Boden zunehmende innere Erdwärme. Der Mond, als ein kleiner Weltkörper, hat im Laufe der Zeit seine innere Wärme längst verloren, und dadurch sind die Wasser von seiner Oberfläche in die Tiefe versunken, und jene Oberfläche bietet heute das Bild einer völligen Wüste. Die Erde besitzt noch eine erhebliche innere Hitze und deshalb auch noch reichliche Wassermassen an ihrer Oberfläche, aber mit der Zeit müssen diese Wasserschätze abnehmen, und zuletzt wird auch die Erdoberfläche zu einer toten Wüste, wie es die Mondoberfläche längst ist. K.



Richard Voß.
Relief von Josef Kopf.

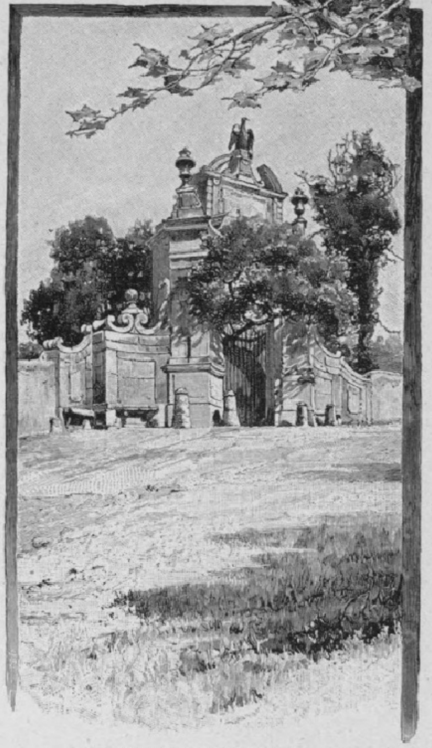
Villa Falconieri.

Tuskulum und Villa Falconieri — zwei Namen, die dem Deutschen lieb und bekannt sind, auch wenn er es nie zum Ideal einer Romfahrt gebracht hat. Tuskulum, wo der große Römer sich von den Sorgen und Mühen der bösen Politik erholt und im Schatten der Pinien und Cypressen sich daran erinnert, daß er auch Mensch sei, — Villa Falconieri, die älteste der Villen Frascatis, ja eine der schönsten, die mit ihrem poetischen Reize mehr als einen Dichter bezaubert, begeistert hat. Eine eigentümliche Mischung von Antike und Renaissance, zum Teil auch Mittelalter, ist es, die uns hier oben umfängt. Zu unsern Füßen die unabsehbar weite Ebene mit dem fernen Rom, von der strahlenden Kuppel des Petersdomes überragt; dort das langhin flimmernde Meer, die Berge Etruriens, Umbriens, der Sabina und dicht unter uns die weiße Häusergruppe Frascatis. Zu Häupten aber die von wildem Buschwerk überwucherten Höhen, wo sich in jener glücklichen Zeit, da noch die Götter Griechenlands die Welt regierten, die Prachtvillen römischer Großen erhoben. Dort rechts, kaum ein paar Meter in der Luftlinie entfernt, das Tuskulum Ciceros, wenn man den Ziegelsteinen mit der Inschrift „M. TVLI" glauben darf; noch höher den Hügel hinauf, über Halden, die einst Marmorterrassen, Tempel, Nymphäen trugen, die Villen des Lucull, des Sulla, des Gabinius — dieses trefflichen Nachbarn Ciceros. Eine Gegend, wie die Welt sie im Glanze ihrer Vergangenheit, im Zauber ihrer ewig berückenden, unvergänglichen Schönheit nicht wieder kennt — es sei denn jene lachende antike Landschaft um den Vesuv. Doch was ist aus all diesen Stätten alter Pracht geworden? Aus den Marmortempeln und Hallen, aus den Hainen, darin die weißen Leiber der Statuen glänzten, wo zu Cymbel- und Flötenklang die Schwärme froher Bacchantinnen durch das Dickicht rasten, wo das Evoë der munteren Thyrsosschwinger erscholl? „Eine schöne Welt ist da versunken" — und auf den Trümmern des wonnig heidnischen Olymps erheben sich heute die finsteren Mauern von Klöstern und Konvikten. Denn — als wäre es Ironie der Geschichte oder aber eine herbe Nemesis — kein Platz um Rom wird von den religiösen Orden so sehr bevorzugt als diese Villegiatur der Alten. Und so reichen sich über dem sündigen Tuskulum heute die Jesuiten in „Mondragone", die „Propaganda" in der „Tuscolana", endlich — von andern ganz zu schweigen — die Trappisten in Villa Falconieri brüderlich die Hände.

Da sind wir also glücklich bei der Villa angelangt, die unlängst in den Besitz der Kirche überging und bei dieser Gelegenheit wieder einmal in der Presse zu Ehren kam. Es ist in der That die älteste Villa Frascatis — d. h. die älteste der Renaissancezeit; denn die Antiken, die schon das Frühmittelalter samt und sonders zerstört sah und von denen nur da und dort ein paar Gewölbe und zerfallenes Gemäuer reden, zählen nicht mit. Von den Römern der Dekadenz, 1191, (und zwar unter Mitschuld Heinrichs VI.) vom Erdboden getilgt, blieb Tuskulum bis in das 15. und 16. Jahrhundert, d. h. bis lang nach der Gründung Frascatis, eine Wildnis, von Hirten und Jägern durchstreift. Erst der Aufschwung Roms in der Renaissance und die Zunahme von Reichtum, Luxus und Kunstsinn ließ die Villen entstehen, die heute eine Zier Italiens, der Welt sind. Und deren erste war Villa Falconieri.

Von einem Kardinal Ruffini, Bischof von Melfi, um 1540 gekauft und zum Park gestaltet, trug das Anwesen zunächst den Namen „Ruffina" oder auch — wie Raggi berichtet — nach der „dama di Monsignore" (d. h. der Herzenskönigin des Prälaten) den Namen „Maddalena". Ein paar Jahrzehnte später kam die Besitzung in die Hände des Hauses Falconieri, das von dem berühmten Borromini, dem talentvollen Rivalen Berninis, den heute noch erhaltenen Palazzo bauen ließ; und Eigentum dieser Patrizierfamilie blieb sie, bis auch die Falconieri, wie so viele des römischen Adels, in den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen unsrer Zeit Ansehen und Reichtum verloren und samt ihrem stolzen Namen im Strudel der unerbittlichen Neuzeit untergingen.

Villa Falconieri — seit kurzem Sommerresidenz des Trappistenordens — liegt eine Viertelstunde nordöstlich über dem Städtchen Frascati, fast dicht neben der stolzen Villa Piccolomini. Wir durchschreiten ein vom Falken, dem Wappentiere der Familie, gekröntes Thor, dann ein zweites Portal im Barockstil, rechts und links mit seltsamen Nischenfiguren, die an die tollen Phantasiegeschöpfe des Fürsten Palagonia in Palermo (vergl. Goethe, Sizilien 9. April) erinnern; es sind ungeschlachte Bauerntypen, wie aus einem holländischen Gemälde gesprungen und in plumpe Steinklötze verwandelt. Auf großer Tafel über dem Thor der Name „Horatius Falconerius". Von hier aus führt eine Allee von Steineichen zu dem ganz von Bäumen umgebenen Schlosse Borrominis, einem stattlichen Renaissancebau mit dorischem Säulengang, von turmähnlichen Flügeln flankiert und einer herrlichen Loggia mit hoher Nische überragt. Korinthische Säulenkapitäle, die zu Ruhebänken dienen, antike Fragmente, Inschriften aus der Zeit der Päpste, endlich das neulich enthüllte Relief des langjährigen Bewohners der Villa, Richard Voß — ein Werk Josef Kopfs — schmücken den Portikus. Prunkvoll sind die Gemächer und Säle, die wir von der Säulenhalle aus betreten — aufs verschwenderischste ausgemalt von Meistern des Seicento, Ciro Ferri, Maratta u. a. Zunächst der von Pierleone Ghezzi mit lustigen Familienbildern der Falconieri geschmückte Billardsaal. Unter gemalten Säulenhallen, auf prangenden Terrassen wandeln da die eleganten, steifen und doch so verführerischen Rokokodamen einher, mit hochgetürmten Perücken und goldgestickten Miedern, begleitet von ihren Kavalieren. Und jede der Schönen — denen trotz ihrer gepuderten Würde im Auge zu lesen: Nil humani a me alienum (wobei das „Menschliche" vielleicht mehr als einmal ins „Männliche" übergehen mochte) — jede der Holden ist getreulich mit ihrem Namen versehen. Mit Namen — guter Gott! — deren sich auch die Chronique scandaleuse der Zeit erinnert, denn die reizende Ottavia hier endete als Mörderin ihres Gatten auf dem Schafott und eine andre, Teresa, in den Fluten des nahen Teiches, in die sie ihr



Eingang zur Villa Falconieri.



Villa Falconieri bei Frascati.



Freskogemälde in der Villa Falconieri.

eifersüchtiger Gatte gestoßen hatte. Den Damen leistet ein kluger Mönch Gesellschaft, Padre Rocco von Neapel, den Ghezzi darstellt, wie er in seiner Zerstreutheit, trotz des Kneifers auf der Nase, mit dem Spazierstock ein Fenster einstößt; auch sein eignes hübsches und frisches Gesicht hat der junge Künstler in Fresko verewigt mit dem bescheidenen lateinischen Sprüchlein:

„Ghetius hic faciem, gestus, se, pinxit et artem,
Sed magnum ingenium pingere non potuit.“

(Ghetius malte sich hier in Antlitz, Haltung und Kunst, doch den erhabenen Geist vermochte er nicht zu malen.)

Die folgenden Säle, die einst Wandgemälde von Herzberg trugen, die heute verschwunden sind, sind mit allegorischen Deckengemälden Ciro Ferris (die vier Jahreszeiten) geschmückt, aber keines reicht an Pracht an den großen Ecksaal heran, das einstige Brautgemach der Falconieri, das heute Richard Voß zum Arbeitszimmer dient! Die hohen königlichen Wände ein Hain exotischer Pflanzen, von Putten, Genien, Amoretten belebt, im Hintergrund der Tempel der Venus, mit Marmorstatuen und rosengeschmückten Altären. In diesem Paradiese, das Maratta geschaffen, geschah es, daß Ottavia Falconieri ihren Herrn und Gebieter mit ihren kleinen weißen Händchen ins Jenseits schickte — vermutlich, um desto ungestörter mit dem jungen Herrn schäkern zu können, der mit ihr auf der Wand des Billardsaales promeniert. Nach der andern Seite des Gebäudes reihen sich gleichfalls Gemächer, die einem Königsschlosse nicht zur Unehre gereichen würden; hier ist auch die Kapelle mit der wunderthätigen Leiche eines im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Falconieri.

Und um die Kapelle nicht allein zu lassen, haben die neuen Besitzer den stattlichen Speisesaal, wo einst Lucien Bonaparte und nach ihm die schöne Gräfin Spauer, die Freundin und Retterin Pius' IX. (1848), getafelt, in eine Kirche verwandelt und Marattas „Geburt der Venus“ an der Decke und die koketten Damenprofile der Falconieri unter grauer Tünche und vergoldetem Schnörkelwerk versteckt.

Ein Schritt aus dem Schlosse, und wir sind aus der Zeit des Rokoko mit einem Male zurückversetzt in die blühende, sonnige Antike. Aus dunkeln Pinien, gewaltigen Eichen, schwermütigen Cypressen, aus der poetischsten aller Wildnisse lockt und schmeichelt es wie ein Traum verlorener Schönheit, und im reizenden Teiche hinter der schwarzen Cypressenmauer tauchen neugierige Nixchen empor, wie damals, als Diana mit ihren Gespielinnen die jungfräulichen Glieder im heimlichen Waldsee badete.

B.

Die Sommerkönigin.

Eine Geschichte aus Slavonien.

Wenn Janko Jankowitsch allein durch die Stadt geht, thut er's in der Weise der sorgenlosen Menschen. Er zischelt ein paar lustige Takte durch die Zähne, führt mit seinem Spazierstock Hiebe in die Luft oder nach den Kühen, die abends von der Weide kommen, sticht durch die Gartenzäune nach den Hunden, spricht wildfremde Zigeunerkinder an und tätschelt dem Pater Guardian von den Franziskanern im Vorübergehen freundschaftlich die Schulter. Geht aber Janko Jankowitsch mit seiner Frau spazieren, dann ist er lauter Ernst und Würde. Das



Eichenhain vor der Villa Falconieri, darüber Villa Tusculana.

thut er nur, um sein Glück nicht in alle Winde hinauszuschreien. Denn dazu spürt er am meisten Lust.

Frau Jankowitsch ist aber auch zu lieb und hübsch. Sie bringt Leute ins Lachen, die eben zum Doktor gehen, um sich einen Zahn reißen zu lassen. Zwei Brezeljungen raufen sich — da geht sie vorüber, die Buben grüßen, warten artig —, und erst wenn Frau Jankowitsch zwanzig Schritte vorbei ist, balgen sie weiter.

Ganz Golubintzi ist verschossen in Frau Jankowitsch. Tschika Pero, der Gemeindepandur, ist doch sicherlich ein alter Murrkopf. Aber wenn er *sie* sieht, lacht er. Na, wenn die den seligen Diogenes gefragt hätte, was er sich wünsche: ich weiß die Antwort!

Komisch — dieser Janko verdankt den Besitz seiner Frau eigentlich mir. Wenn ich nämlich nicht gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich einen ganz andern geheiratet. Die Sache ist die, daß ich mit ihr in gleichem Alter bin und damals, als sie noch die siebzehnjährige Jelitza Mora war, bei Moras wie ein Kind im Haus verkehrte.

Es war im Sommer vor fünf Jahren. Moras wohnten auf der Pußta draußen. Jelitza hatte einen kleinen, scheckigen Ziegenbock, der abgerichtet war, die Leute umzurennen — und einen gelben Dackel, den sie immer huckepack herumtrug. Wenn sie sagte: „Mato — hopp!“, dann richtete sich der Ziegenbock auf, faßte sie mit seinen Läufeln um die Taille, der Dackel gab Laut, der Bock meckerte, Jelitza schrie muh! — und das Ganze sollte die Bremer Stadtmusikanten vorstellen.

Freilich, Frau Mora, Jelkas Mutter, durfte es um Himmels willen nicht sehen. Aber sie sah es



„Aurora“, Deckengemälde von Carlo Maratta in der Villa Falconieri.

auch nicht. Wenn Mama zuschaute, war das Fräulein wie ausgewechselt. Ueberhaupt, sowie Leute dabei waren, kannte Jelitza weder Dackel noch Mato. Still und sittsam brachte sie Thee und Kuchen, lächelte bindfadendünn mit dem zusammengezogenen Mäulchen, strich sich zart über die Stirnhaare und konnte wie eine Alte über Regen und Sonnenschein, Thee und Kuchen schwatzen. Die leise Schwermut, die ihr in den Augen lag, teilte sich dann der Gesellschaft mit. Man fragte sie teilnahmsvoll, ob sie die Stadt nicht allzusehr vermisse. Man riet ihr dieses oder jenes Buch an, das ihre Langeweile verkürzen würde, und verabredete Ausflüge ins Gebirge, um ihre Beschaulichkeit durch einen heiteren Familiennachmittag zu unterbrechen. Wurden die Tanten allzu melancholisch, dann wechselte Jelka einen schnellen Duckmäuserblick mit mir und kniff mich ins Bein, daß ich ins schwere Atmen kam.

Abends fuhren die Tanten ab. Frau Mora, Jelka, die zwei kleinen Cousins und ich geleiteten die Gäste zum Wagen. Noch im Wegfahren sahen sich die Tanten müde lächelnd um, Frau Mora rief ihnen Abschiedsgrüße zu, Jelka winkte langsam mit dem Taschentuch. Die Bengels waren davon gesprungen. Auf einmal, als Frau Mora schon um die Ecke dem Hausthor zugeschritten war, riß Jelka sperrangelweit den Mund auf und streckte die Zunge nach den Tanten aus, ganz wie der aller-, allerunartigste Gassenbub von Golubintzi. Herrgott, war das ein Spaß! Im Nu schaufelte der Dackel herbei und sprang ihr auf den Rücken, Mato mußte Hopp machen, das Mädel im Röckchen, Dackel und Böckchen tanzten und musizierten, als gäbe es in aller Welt nichts als grünes Gras und goldene Träume. —

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich bei Moras eintrat, fand ich Janko Jankowitsch dort. Er war damals schon Praktikant beim Bezirksgericht in Ruma und auf Urlaub gekommen. Frau Mora las die „Wiener landwirtschaftliche Zeitung“ durch die große Hornbrille, die ihren harten Zügen eine amtliche Strenge aufprägte. Janko Jankowitsch erzählte interessante Erlebnisse aus seiner sechswöchentlichen Thätigkeit beim Bezirksgericht, Jelka stickte. Angeblich an einem Serviettenring, in Wahrheit sollte es aber ein Halsband für den Ziegenbock werden.

Ich grüßte — Mama nickte, ohne recht aufzublicken, Jelka sehr herablassend, und Janko drückte mir väterlich die Hand.

„Thee oder Kaffee?“ fragte meine Kameradin wohlerzogen, als ich mich gesetzt hatte.

„Bitte, Kaffee.“

Jelka stand auf, brachte natürlich — Thee und nahm überdies den Zucker für Mato heimlich in Beschlag. Während ich Armer den bitteren Trank mit widerwilligen Schlückchen hinunterwürgte, blinzelte sie mich unschuldig und so gewissensruhig an, als hätte sie eben einem kranken Greise Wohlthaten erwiesen.

„Weißt du schon, daß wir heute Besuch erwarten?“ fragte sie scheinheilig.

„Besuch?“

„Ja, es kommt ein Herr aus Essegg — du, Mama, ich bitte schön, wie heißt doch der Doktor aus Essegg, der heute kommen soll?“

„Mottelberg heißt er,“ gab Mama zurück, „und er ist kein Doktor, sagte ich dir schon, sondern ein Direktor.“

„Ja, Mottelberg! Ich wußte, daß er einen hübschen Namen habe!“ meinte Jelka ohne eine Spur von Spott. „Ueber was ist er denn der Direktor, Mama?“

„Was soll das heißen?“

„Nun, ein Direktor muß doch Direktor über etwas sein — einfach Direktor ganz allein für sich giebt's doch nicht, Mama!“

„Pfandleihanstalt,“ erwiderte Frau Mora zögernd.

„Ja — also der kommt heute,“ sprach Jelka, wieder zu mir gewendet. „So trink doch aus, Branko! Möchtest du noch eine solche Tasse?“

Ich wäre am liebsten heftig geworden, begnügte mich aber, den Kopf zu schütteln. —

Gegen Abend kam wirklich Herr Mottelberg. Er war ein kleines Kerlchen mit ruppigem, braunem Bart, sprach ein wenig durch die Nase ... doch nein, er sprach sehr viel und immer nur durch die Nase, meistens vom Essen und Trinken. Mit Wohlbehagen blätterte er im Buche seines Gedächtnisses und fand auf jeder Seite ein Festmahl verzeichnet, dessen Speisenfolge er getreulich und nachgenießend hersagte. Einmal sei der Bischof in Essegg gewesen, erzählte er, da gab's Sagopudding zum Nachtisch, aber nicht den gewöhnlichen Sagopudding mit Himbeerüberguß, sondern einen mit zart gebrannten Mandeln, einem Stäubchen Zimmet darüber und einer Idee von Vanille; das schien die schönste Erinnerung in Herrn Mottelbergs Leben zu sein.

„Ein Stäubchen Zimmet darüber ...,“ lispelte Jelitza und trat mir mörderisch auf die Zehen.

Herr Mottelberg sollte bis übermorgen bleiben. Uns war das sehr angenehm. Er sprach immerzu mit Mama, hielt sie im Vorgarten fest, und wir drei Jüngeren konnten unterdessen thun und lassen, was wir mochten. —

Jelka nahm ihren Dackel auf den Rücken und führte uns ums Haus herum an einen Feldrain, wo vormittags ein Maulwurf frisch gewühlt hatte. Wenn er jetzt wieder graben würde, sollte ihn der Dackel abfassen, plante sie.

Wir setzten uns auf den Rain und warteten eine Zeitlang stumm wie die Haftelmacher, als sich aber immer noch nichts rühren wollte, ward Jelitza ungeduldig und schickte mich nach einer Schaufel. Ich holte die Schaufel vom Gärtner, kam zurück und übergab ihr sie. Janko war merkwürdig erregt und biß sich auf die Lippen, Jelka rot über beide Ohren. Der Dackel, den sie vorhin noch auf dem Schoß gehätschelt hatte, schnupperte jetzt weiter oben im Weizen herum.

„Graben wir also!“ rief ich zögernd und befremdet.

„Ah — was!“ antwortete sie unwirsch, „es ist Feierabend — der Maulwurf will auch schlafen,“ stand auf und ging. Janko und ich folgten langsam.

*

„Herr Branko! Herr Branko!“ rief am nächsten Morgen Frau Moras Kutscher über den Zaun zu uns herüber. „Sie möchten gleich kommen, das gnädige Fräulein bedarf Ihrer.“

„Zu spät!“ raunte mir Jelitza zornfunkelnd zu, als ich gleich darauf Frau Moras Vorhalle betrat. „Nun muß ich wirklich und wahrhaftig mit dem Zottelbären im Garten herumstelzen.“

„Warum mußt du, Jela?“

„Mamas Befehl. Wozu bist du eigentlich gut auf der Welt, wenn du nicht früher kommen kannst?“

Herr Mottelberg machte eine einladende Armbeuge, Jela legte ihre Fingerspitzen hinein, und sie gingen. Ich wollte mit ...

„Du bleibst!“ herrschte Frau Mora. „Heut ist Samstag.“ Samstagvormittag mußte ich allemal den Taglöhnerausweis ins Reine schreiben.

Gegen Abend war Auszahlung. Frau Mora saß an einem Tisch, den man zum Thor gestellt hatte, rief die Arbeiter einzeln auf und zählte jedem seine paar Kreuzer zu, von den Nickel- und Silbergeldsäulen, die sauber auf den Tisch geschichtet standen. Herr Mottelberg schaute neugierig zu — bald in die demütigen Gesichter der Leute, bald auf die merkwürdige Frau, die so flink und sicher Männerarbeit that.

Jelka stickte im Vorgarten. Ich setzte mich zu ihr und streichelte Mato, der, mit dem Dackel wetteifernd, um die Gunst der Herrin buhlte. Schmeichelte der kleine Kläffer gar zu arg, dann senkte der Ziegenbock die Hörner und stieß ihn eifersüchtig beiseite.

Plötzlich legte Jelka ihr Serviettenband hin. Sie sah mich fest an und sprach lachend: „Na, Kleiner! Was gilt's, daß ich vor dir heirate?“

„Wie — du — du — willst — heiraten?“

„Ich will?? Fällt mir nicht im Traume ein. Aber der Zottelbär möchte.“

„Was du nicht sagst!“ rief ich bewundernd. Ich war noch nie auf den Gedanken verfallen, daß Jelitza heiraten könnte.

Sie sagte nichts weiter, machte aber eine lange Nase zu Mama und Mottelberg hin und rührte dabei so eifrig die Finger, als spiele sie Triller auf der Klarinette.

*

Sonntag früh hatte sie rotgeweinte Augen.

„Was ist dir?“ fragte ich betroffen.

Sie blickte sich scheu um, ob Mama nicht komme, dann eilte sie in den Stall und winkte mir, nachzukommen.

„Was ist dir, Jelka?“ fragte ich noch einmal. Statt zu antworten, beugte sie sich laut aufschluchzend auf eine leere Krippe nieder und weinte und weinte zum Steinerweichen. Erschreckt stand ich bei ihr und wagte kein Wort. Kläglich erzählte sie mir dann das ganze Unglück, indem sie immer noch mit den Thränen kämpfte. Ein Zucken, das durch ihren Leib ging, machte sie jeden Augenblick stocken. Mama, jawohl, Mama selber wolle durchaus, daß Jelka den Mottelberg zum Manne nehme. Gestern abend hatte ihr Mama streng und kalt den Standpunkt klar gemacht. Mottelberg sei ein ernster, gescheiter Mensch, lebe in guten Verhältnissen und habe die Empfehlung der Tante Wilhelmine für sich, die ihn seit Jahren kenne. Mottelbergs Besuch so kurz nach dem der Tante, der gestrige Spaziergang auf Befehl — alles war abgekartet gewesen.

„Du mußt ihm aber doch sagen, Jelka, daß du ihn nicht magst,“ rief ich bestürzt.

„Ich kann nicht,“ jammerte sie. „Du weißt, wie Mama ist.“

Ja, ich weiß, wie Mama ist!

Da war guter Rat teuer. Wir dachten an Mögliches und Unmögliches. Aber gegen Frau Moras Willen anzukämpfen, würden sich alle Mittel zu schwach erweisen.

Der Dackel hatte Jelkas Spur gefunden. Ihm nach sprang der scheckige Mato.

O, Zottelbär wird nicht von seiner Werbung ablassen — und Mama? Die hat noch nie einen gefunden, der ihr widersprochen hätte.

„Du — Jelka — wenn ich nun den Direktor —“

„Was denn?“

„Wenn ich den Direktor — fordere?“ fragte ich schüchtern.

„Pah!“ machte sie. „Er lacht dich einfach aus.“

„Oder — wenn ich — im Garten auf ihn aufpasse — und — ihn mit einem derben Knüttel —“

„Du bist ein Esel!“ entschied sie unmutig.

Dann schwiegen wir beide und sannen nach. In leisem Weinen zitterte Jelkas Busen.

Plötzlich schrie ich auf: „Jelka, ich hab's. Du machst die Sommerkönigin.“

*

Frau Mora saß mit ihrem bärtigen Schützling auf der Veranda. Herr Mottelberg hatte sich des Sonntags wegen ganz besonders fein gemacht. Das Haar war glatt gescheitelt, sogar der Bart gekämmt. Wovon sie redeten, hörten wir nicht, aber den Mienen der beiden nach mußte es was recht Wichtiges sein. Herr Mottelberg kritzelte fortwährend in seinem Notizbuch, just so, als zähle er Ziffern zusammen.

Da öffnete sich das Thor, und herein fuhr ein Zug, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat: ein Kutschierphaeton, über und über mit Blumen und Guirlanden geschmückt, mit drei Jochen weißer Ochsen bespannt, die im Takt des Trittes ihre langen Hörner wiegten. Ich auf dem Bock, in altkroatischer, goldstrotzender Magnatengala, schwang die lange Peitsche.

„A Bimbó — na! Tschengi — Roscha!“*) schrie ich aus voller Kehle.

Im Fond des Wagens aber stand, in Mamas seidenen Brautstaat gekleidet, Jelena — das Haar mit Aehren bekränzt, den ährenbekränzten Dackel auf dem Rücken. In der Rechten hielt sie ein Büschel Klee, das in einer Herrenmanschette stak, um einen Strauß vorzustellen. Mato, der scheckige Ziegenbock, hatte sich stolz im Schmuck des gestickten Halsbandes aufgerichtet und naschte an dem Strauße der Sommerkönigin. Jubelnde Pußtenkinder schlossen als Pagen den Zug. Ach, es war herrlich, noch viel herrlicher als damals im vorigen Jahre, da wir das Schauspiel der Sommerkönigin in Mamas Abwesenheit zum erstenmal versucht hatten.

Herr Mottelberg hatte sich eben eine Cigarre angezündet gehabt. Sie fiel ihm aus dem Munde. In einer halben Stunde packte er seine Koffer und fuhr auf und davon.

Und Frau Mora? Die war bleich geworden vor Schreck, sagte aber kein Wort. Ich mußte ihr nur von nun an noch sorgfältiger ausweichen als bisher.

Das Jahr darauf heiratete Jelka dennoch — den Janko Jankowitsch.

Wenn er jetzt mit Jelka am Arme durch Golubintzi promeniert, stolz im Bewußtsein, von aller Welt beneidet zu werden, denkt er gar nicht daran, daß ich es eigentlich war, der ihm diese süße, kleine, liebe, reizende Frau rettete!

Roda Roda.

*) Mit diesen und ähnlichen Ausrufen pflegt der ungarische Beresch (Knecht) sein Sechsgespann — ohne Leine — zu führen. Bimbó (Knospe) und Rózsa (Rose; Name eines berühmten Räubers) sind die Namen der Ochsen; „Tschengi“ wie das „Hott“ der deutschen Fuhrleute — „links“.

Die Schnellste.

Zögernd wohl und langsam lenkt die Schritte
Scheue Armut, dass sie Hilfe bitte.

Fest und rüstig geht, ein Bild der Stärke,
Hin die Arbeit zu dem ernsten Werke.

Rascher strebt, das Haupt in duft'gen Kränzen,
Lebenslust zu froher Feste Glänzen.

Doch am schnellsten sah ich ungezügelt
Liebe schreiten, die die Angst beflügelt.

Karl August Hückinghaus.



Pflanzen junger Reisstecklinge.

Reiskultur in Japan.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 787.)

Wie die Statistik nachweist, ist das wichtigste Nahrungsmittel keineswegs das Brot, auch nicht etwa der Mais oder die Kartoffel, sondern vielmehr der Reis. Diese zur Familie der Gramineen zählende Nährfrucht, die schon seit den ältesten Zeiten im materiellen Leben der Völker eine hervorragende Rolle gespielt hat, bildet nämlich gegenwärtig für die größere Hälfte der ganzen Erdbewohnerschaft den fast ausschließlichen oder doch vorwaltenden Nährstoff. In den beiden am dichtesten bevölkerten Ländern der Erde, in China und in Indien, besteht die Volksnahrung beinahe nur aus Reis. Auch im „Lande der aufgehenden Sonne“, in Japan, darf der Reis bei keiner Mahlzeit fehlen; er ersetzt den intelligenten und rührigen Bewohnern des ostasiatischen Inselreiches Brot und Kartoffeln und bildet selbst bei den Mahlzeiten der wohlhabenden Leute die sogen. pièce de resistance, während er für die Armen gewöhnlich das einzige Nahrungsmittel ist.

Es ist wahrscheinlich, daß der Reis zwei ursprüngliche Kulturmittelpunkte gehabt hat: China und Indien, von denen aus die weitere Verbreitung vor sich gegangen ist. Aus dem Reich der Mitte gelangte er wie nach Innerasien auch nach Japan und Korea. Wirtschaftlich betrachtet, ist Japan in erster Linie Ackerbauland und als solches für den Welthandel von Wichtigkeit. Da, wie schon gesagt, die Bevölkerung sich vorwiegend von Reis ernährt, so war die Ausfuhr dieser Nährfrucht früher trotz der nicht unbedeutenden Ernten nur als mäßig zu bezeichnen; sie hat sich in neuerer Zeit aber sehr stark vermehrt. Zuweilen hört man klagen, daß der japanische Reis in der Qualität abgenommen habe. Die früher vorgeschriebene Entrichtung der Steuern in Reis ist ohne Frage von wesentlichem Einfluß auf seine Beschaffenheit gewesen, weil nur gute Frucht in Zahlung genommen wurde; es mag wohl sein, daß das Wegfallen dieses obrigkeitlichen Zwanges hie und da schädigend in jener Richtung gewirkt hat. Im allgemeinen aber ist der japanische Hijakuscho oder Bauer sorgsam und fleißig, und wie vor Jahrhunderten, so hängt auch heute noch seine Wirtschaft in erster Linie vom Reisbau ab, der den größten Teil seiner Bodenfläche und seine Hauptarbeit in Anspruch nimmt. Unsre Illustrationen nach photographischen Aufnahmen, die an Ort und Stelle gemacht worden sind, führen dem Leser die wichtigsten Momente der japanischen Reiskultur vor Augen.

Von dem gesamten Kulturboden Japans kommen mindestens 25 Prozent auf die Reisfelder; man erzeugt darauf jährlich gegen 4 Millionen Tonnen Reis, von denen drei Viertel im Inlande verbraucht werden. Man kann danach einen durchschnittlichen Konsum von 74 Kilogramm Reis pro Kopf und Jahr berechnen, gegen nicht ganz 3 Kilogramm in Deutschland.

Die im Frühjahr auf den Monsunwechsel folgende Regenperiode bildet auch in Japan, wie in ganz Süd- und Ostasien, die natürliche Grundlage für den Reisbau; da diese Regen jedoch durchaus nicht immer und überall mit voller Regelmäßigkeit in genügender Stärke eintreten, so hat man seit den ältesten Zeiten für künstliche Bewässerungsanlagen gesorgt. Auf diese Weise ist es möglich, auf demselben Felde zwei Ernten im Jahre zu erzielen, wie denn überhaupt die Kultur des Bodens im Reiche des Mikado eine ungemein intensive ist. Das bei dem Reisbau gewöhnlich angewendete Bewässerungssystem zerlegt die betreffende Fläche in terrassenförmige Abteilungen, die durch Erddämme voneinander getrennt werden. Jeder von diesen Scheidedämmen enthält mehrere Durchstiche für den Zu- und Ablauf des Wassers, das mit schwachem Strome das Feld bis zu einer gewissen Höhe überrieselt, um dann zum nächsten Grundstück abzufließen. In wasserarmen Gegenden hat man Sammelbecken, die vielfach auch zur Fischzucht benutzt werden.

Auf den sorgsam vorbereiteten Saatbeeten zieht der Reisbauer nun zunächst die jungen Pflanzen, die dicht nebeneinander stehen. Wenn sie etwa 20 Centimeter hoch sind, was meist nach 35 Tagen der Fall zu sein pflegt, so werden diese jungen Reisstecklinge ausgezogen und auf die eigentlichen, vorher entsprechend gereinigten und gleichfalls bewässerten Felder in Gruppen von 4 bis 6 Stecklingen mit bestimmten Abständen eingepflanzt. Während sie dort wachsen, müssen die Felder von Zeit zu Zeit wiederum vom Unkraut befreit und bewässert, je nach Bedarf auch gedüngt werden. Diese Arbeit ist fortzusetzen, bis die Halme gelb zu werden beginnen. Sind sie völlig reif, so reißt man sie aus der Erde und „köpft“ sie gleich auf dem Felde mittels hechelartiger Werkzeuge; das Stroh findet vielseitige Verwendung, vorzugsweise zur Korb- und Mattenflechterei und zur Papierbereitung.

Jeder Reishalm trägt oben eine Rispe mit 30 bis 100 kantigen Samenkörnern, die mit den Blütenspelzen innig verwachsen und von zwei Hüllen umgeben sind; die innere ist eine helle, feine Haut, die äußere eine gelbliche, kräftige Schale. Die Rispen werden mit hölzernen Flegeln von hammerartiger Gestalt in ganz origineller Weise gedroschen, und die Körner dann in Schwingen, die man hin und her schwenkt, oder unter Zuhilfenahme großer Fächer von den Spelzen befreit.

Das Schälen der Körner, d. i. die Beseitigung der Hüllen, erfolgt in noch recht primitiven Hammerwerken, die durch Treten mit den Füßen bewegt werden; nachdem die Körner dann noch in einer Art Bürstenmaschine poliert wurden, werden sie in Säcke von Reisstroh verpackt. Auch verschiedene wohlschmeckende alkoholische Getränke werden in Japan aus Reis — wie in Indien und auf Java der Arrak — erzeugt; so vor allem das Reisbier, das dort Saki, in China Samschu heißt und in ganz Südostasien mit Vorliebe getrunken wird.

E. M.

Im Zenana.

Skizze von La Terros.

Ueber dem gelben Sande Indiens strahlt noch in vollem Glanz die glühende Sonne, aber schon liegt als erster Künder der rasch herabsinkenden Nacht ein rosiger Schimmer über Himmel und Erde. Meine Augen sehen den weichen, Abend kündenden Farben ungeduldig entgegen. Die heutige tödlich starre Sonnenglut läßt mich lechzen nach der wohlthätigen Kühlung des Abends.

Und allmählich vollzieht sich vor meinen Augen das allabendlich stets mit neuem Entzücken genossene Schauspiel. Der mattrosa zarten Farbe, die den Horizont säumte wie eine Himmel und Welt verbindende Wolke von hellem Duft, folgen bald schärfere Tinten in leuchtend tiefem Kolorit. Die schroff senkrecht fallenden Strahlen der Sonne erscheinen nun dem Beschauer gleich rotglühenden Flammensäulen. Zwischen ihnen ist der wolkenlose Himmel in einen violetten Schimmer getaucht, in seiner intensiven Färbung glänzt er fast metallisch. Sogar der Boden, am Tage in stumpfer Sandfarbe und sengendem Sonnenbrand öde und eintönig erscheinend, schmückt sich jetzt mit einem königlich stolzen Kleide, das ihm die sinkende Sonne leiht. Die weite Erde prangt in allen Farben, vom satten Rostbraun bis zum hellen smaragdenen Grün. Die Bäume, die nur vereinzelt das starre, bewegungslose Bild der Landschaft unterbrechen, werfen im Zauber der Dämmerung phantastische Schatten. In den tagsüber staubig und welk herabhängenden Zweigen beginnt ein reges Leben. Bunt schillernde Vögel, zierliche Aeffchen, grau und schwarz gezeichnete Eichhörnchen, sie tanzen und hüpfen und schwirren wie toll durcheinander. Majestätisch schreiten die Pfauen; sie meiden das schützende Gesträuch, als wären sie sich der Heiligkeit, die ihnen der Hinduglaube verleiht, voll bewußt. Der wunderschöne graue Königskranich äugt mit klugen, wachsamen Blicken um sich, und der helle Lockton des kleinen Geiers, fast einem froh begehrlichen Lachen von schönen Frauenlippen gleichkommend, erklingt in den Lüften.

Diese karge Spanne Zeit, die Indiens Sonne sinken läßt, diese wenigen Minuten zwischen Tag und Nacht sind unvergleichlich schön. Sonst strahlt in vernichtender Grausamkeit die Sonne auf den indischen Boden nieder. Not und Elend reden die Gesichter mit den heißen, schwermütigen Augen, die hageren, oft von Krankheit zerstörten Gestalten der arbeitenden Bevölkerung. Mühselig tragen die Tiere ihre schwere Bürde durch den erbarmungslos heißen, trockenen Sand. Und grausam sind auch die Stimmen der Nacht. Das Bellen der hungrigen Schakalrudel, das Heulen der beutegierigen Hyänen, das klagende Schreien der Kamele, das scharfe Pfeifen der großen Aasgeier, der Unheilsruf der Eulen, das alles giebt eine schauerliche Sinfonie der Nacht, düster und unheimlich in ihren scharfen Klangrhythmen, grausam in den todlüsternen Kampfestönen …

Ich war traumverloren in den wechselvollen Farbenreiz des herrlichen Sonnenuntergangs versunken. Nur noch ein durstig genießender Blick streifte die mählich in Nachtdunkel sinkende Erde, dann wandte ich mich dem Hause meines Gastgebers zu. Ein Begebnis harrte dort meiner, dem ich mit hohem Interesse entgegensah. Für einen Moment stockte von neuem mein Fuß. Die Farbenwunder indischer Sonne lagen noch wie ein letzter Gruß über dem Palast vor mir. Der rote Sandsteinbau mit seinen willkürlich vieleckigen Formen war noch in Abendglut getaucht. In dem feinen Rankenwerk des oberen, in maurischem Stil aufgeführten Frauenbaues grenzten sich Licht und Schatten scharf ab. Hinter dem steinernen Gitter dieser offenen Dächer würde ich die nächste Stunde verbringen — im Zenana.

Nur äußerst selten wird einem weiblichen Gaste der indischen Fürsten ein Zenana zugänglich gemacht. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich das ehrenvolle Anerbieten des Maharajs zuerst gar nicht verstanden hatte, bis mir dann erklärt wurde, im Zenana befänden sich, ähnlich dem türkischen Harem, die Frauen der vornehmen Hindus. Sie leben in strengster Abgeschiedenheit, nichts von der schönen Gotteswelt schauend als die geringe Sehfläche, die ihnen ein zierlich gemeißeltes Mauerwerk zwischen Rosetten und Ranken frei läßt, nichts vom Leben ahnend und nichts erfahrend als das, was der Herr des Hauses ihnen davon kündet.

Da ich Hindostanisch weder spreche noch verstehe, so war mir von meinem liebenswürdigen Gastgeber als Führer und Dolmetsch ein junger Maharaj zugesagt worden, über dessen verwandtschaftliches Verhältnis zum Hausherrn ich im unklaren blieb. Der Hindu kennt nur wenige verwandtschaftliche Begriffe: Mutter, Geschwister und Kinder. Somit werden auch Onkel und Tante als Vater und Mutter, Neffe und Nichte als Sohn und Tochter, Vetter und Base als Bruder und Schwester dem Fremden gegenüber genannt, ein Faktum, das natürlich in meinem Kopfe eine heillose Begriffsverwirrung anrichten mußte.

Pünktlich um sieben Uhr fand ich mich, unsrer Verabredung gemäß, im Salon ein, einem Raum mit geschmacklosen grellgelben Möbeln, die freilich nach der Meinung des Hausherrn den Gipfel europäischer Eleganz repräsentierten. Ein schlanker, noch sehr junger Mann wurde mir als mein



Unterwegs. Nach dem Gemälde von Max Schlichting.

Cicerone vorgestellt. Der bronzefarbene Jüngling in farbenfreudigem Brokatkleide schritt mir voran; eine betäubende Wolke scharfen Parfüms strömte von ihm aus. In dem Schreibzimmer des Maharajs stand ich plötzlich vor einer Thür, die, geschickt kaschiert, mir bis jetzt noch gar nicht aufgefallen war. Also hier begann das Geheimnis, die Poesie des Hauses!

Mein Führer leuchtete, nachdem die Thür hinter uns leise ins Schloß gefallen war, mit einer kleinen Laterne über eine enge, steinerne Wendeltreppe. Ein paar Ratten und Mäuse hasteten eiligst über die Stufen — ach, ich hatte es längst aufgegeben, mit einem mehr oder minder entsetzten Aufschrei vor diesen schnellfüßigen Tierchen zu entfliehen. Ich war allmählich schon an die zu Tausenden und aber Tausenden in Haus und Garten geduldeten kleinen Nagetiere gewöhnt.

Die schwere, eingeschlossene Luft des Stiegenhauses, geschwängert von dem vorhin erwähnten orientalischen Parfüm, ließ mich die Treppe in ihren scharfen, engen Windungen als recht mühselig empfinden. Aber nun standen wir oben vor einer zweiten Thür. Mein Begleiter schlug leise dreimal in die Hände, von innen erklang das gleiche Zeichen, und dann öffnete er.

Ich fand mich wie in einem Märchen! Die Halle, die sich vor mir aufthat, war nur spärlich beleuchtet von den flackernden Flammen niedriger Windlichter und kleiner Räucherlampen. In den Winkeln lag fast nachttiefes Dunkel. Als meine Augen sich an die weiche Dämmerung gewöhnt hatten, erkannte ich auf dem Boden kauernde oder an den Wänden lehnende Frauengestalten in dunkeln Gewändern: die zahlreichen Dienerinnen der „queens“, wie der indische Fürst seine Frauen dem Fremden gegenüber bezeichnet.

Meine vor Erregung kalten Finger wurden von zwei dunkeln Frauenhänden erfaßt, und vor mir stand die Gattin des Hausherrn, eine kleine, magere Frau, bunt aufgeputzt mit goldfädigen Schleiern, mit schimmernden, reich mit Edelsteinen



Beim Kugelspiel.

Nach einer Zeichnung von R. Mahn.

besetzten Gewändern. An den nackten Armen und über den ebenfalls nackten Füßen trug sie eine schwere Last goldener Spangen, die nun beim Vorwärtsschreiten melodisch klirrten.

Noch immer meine beiden Hände haltend, führte sie mich durch einen schmalen Gang, in den die Thüren matt beleuchteter und unwohnlich leerer Gemächer mündeten, in einen von oben offenen Raum. Er war von den eingangs erwähnten Steinfiligranen umschlossen.

Hier erwarteten mich die übrigen Fürstinnen. Bei meinem Eintritt erhoben sie sich von den eng zusammengerückten Plüschfauteuils, um mich zu begrüßen und sich mir vorstellen zu lassen. Mit dem Pathos feierlichster Grandezza ging beides vor sich, dann setzten wir uns, und nun konnte ich ungeniert den fürstlichen Glanz dieser phantastischen Prunkgewänder genießen. Mit gleichmütiger Gefallsucht ließen die Frauen meine staunenden Blicke über sich ergehen, und ich bewunderte das reizvolle Bild, das mich wie ein lebendig gewordenes Märchen aus Tausend und eine Nacht anmutete, in ehrlichem Entzücken.

Das Gespräch schleppte sich nur mühsam hin und wurde lediglich von der ältesten, daher in ihrem Range vornehmsten Gemahlin des Maharajs geführt. Eintönig murmelnd, übersetzte mein Begleiter die hindostanischen Worte der alten Dame, und ebenso plärrte er meine englische Antwort der freundlich aufhorchenden „queen“ vor. Nur einmal verstieg sie sich zu ein paar englischen Brocken, indem sie mir ein kostbares Stück echter Perlstickerei an der Gewandung ihrer Tochter zeigte mit den Worten: „Twelve thousand rupees!“ Ich mußte lächeln über diese naive Prahlerei — also auch indischen Damen steht die Toilettenfrage obenan!

Die Kleidung der Frauen war, wie schon erwähnt, ungemein kostbar. Auf dem glattgescheitelten, tiefschwarzen Haar ruhte der golddurchwirkte Schleier, von wertvollen Nadeln und Spangen gehalten. Auch das Leibchen war, wie der kurze, faltige Rock, mit Edelmetall, Perlen und Juwelen geschmückt. Die Hände, Arme und Fußgelenke waren mit Geschmeide überladen. Ohren und Nasen, mit orientalischem Aufputz behangen, bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den durchaus modernen Ringen, die alle zehn Finger aufwiesen.

Die Frauen waren durchwegs klein gewachsen, aber vollkommen proportioniert gebaut, und dadurch wirkten ihre graziösen Gestalten ungemein anmutig. Hände und Füße waren klein, wie die eines Kindes. In dem bronzefarbenen, schmalen Gesicht dominierten die großen, schwarzen Augen. Die blauschwarze Tusche, mit denen ihre Umrandung grob gefärbt war, gab ihnen einen opalisierenden, fascinierenden Glanz. Ihr schwermütiger, fast trauriger Blick war von mächtiger Wirkung. Die schwarze Färbung der Zähne hingegen machte sich beim Sprechen und Lachen aufdringlich bemerkbar und wirkte ungemein abstoßend. Es herrscht nämlich die barbarische Sitte, am Tage der Hochzeit das blendend weiße Gebiß schwarz beizen zu lassen.

Die Unterhaltung war mühsam und spärlich. Mich frappierte aber ein Moment, das die inferiore Stellung auch der vornehmen Indierin ungemein charakteristisch beleuchtet. Der Dolmetscher übersetzte mir, daß die „ladies“ schon seit vier Stunden auf meinen Besuch warteten. Ich hatte freilich schon um drei Uhr am Nachmittag die mit rosa Teppichen malerisch verhangenen, festgeschlossenen Wagen der „queens“ auf den durch hohe Mauern eingeschlossenen Hof fahren sehen, in dem ein Turm den unterirdischen Eingang zum Zenana birgt. Die von mir benutzte Treppe ist sonst nur dem Herrn des Hauses zugänglich. Meine erschrockene Bitte, nicht mir diese stundenlange Wartezeit sowohl der Damen des Hauses als auch der nur meinetwegen anwesenden Frauen benachbarter Fürsten zur Last zu legen, da mir ausdrücklich die siebente Abendstunde für meinen Besuch genannt worden sei, übermittelte mein jugendlicher Führer einfach gar nicht.

„Oh, that does not matter,“ wandte er sich an mich. „Das ist ohne Belang, sie hätten noch länger warten müssen, wenn es ihrem Herrn gefällt!“

Als ich mich verabschieden wollte, schlug die Patroneß des Hauses, wie beim Empfang, leicht die Hände zusammen. Plötzlich kam reges Leben in die gesamte Schar der bisher vollständig teilnahmlosen Dienerinnen. In leisem Hinundherhuschen bildeten sie einen weiten Kreis. Zwei Mädchen traten vor und überreichten der Fürstin auf einem großen, grünseidenen Blatt einige frische, stark duftende Blumenketten und auf einem silbernen Tablett ein goldenes Parfümflacon. Mit über der Brust gekreuzten Armen neigten die Damen und ihre zahlreiche Dienerinnenschar das Haupt. Nur die kleine Gestalt der alten Fürstin reckte sich, um mir Kopf, Nacken und Arme mit den betäubend stark riechenden Blumenkränzen zu schmücken. Darauf bestrich sie mir mit leichter Hand Gesicht und Arme, sowie auch das Kleid mit schwülem, schwerem Parfüm, das sie dem goldenen Fläschchen entnommen.

Diese Zeremonie entbehrte nicht einer gewissen Feierlichkeit; sie ist der höchste Beweis gastfreundlicher Ehrung seitens der indischen Fürstinnen. Aber ich atmete doch erleichtert auf, als ich mich nicht mehr als den Mittelpunkt dieses in betender Stellung verharrenden Frauenkreises fühlte. Nach fast zärtlichem Abschied — den Kuß kennen die Hindus in keiner Form — führte mich die Gattin des Maharajs wieder an die Eingangspforte zurück, und mein Besuch im Zenana war zu Ende.

Zu unsern Bildern.

Die Stadt Bruchsal, aus der wir eine Ansicht wiedergeben, blickt auf ein fast tausendjähriges Bestehen zurück. Das alte Bruxolegum war eine kaiserliche Pfalz, die Kaiser Otto III. 1002 an seinen Vetter, den Herzog von Francien, abtrat. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts kam die Pfalz an das Hochstift Speyer, und die Bischöfe wählten sie zur Sommerresidenz. Allmählich zur Stadt herangewachsen, blieb Bruchsal bis zum Lunéviller Frieden im Besitze des Bistums, bis es 1802 nebst andern Teilen des letzteren an Baden fiel. Unter den Bauten der Stadt sind besonders bemerkenswert das ehemals fürstbischöfliche Residenzschloß, 1720 bis 1770 im Barockstil aufgeführt, und die in italienischer Bauart errichtete Peterskirche mit der Gruft der Fürstbischöfe. In den Kriegswirren des 17. und 18. Jahrhunderts hatte die Stadt viel zu leiden; wiederholt wurde sie von den Franzosen niedergebrannt. Aus der neueren Zeit ist das Gefecht bekannt, das am 2. Juni 1849 zwischen den badischen Aufständischen und den preußischen Truppen vor den Thoren Bruchsals stattfand. Mancher der Insurgenten, die sich an den Kämpfen beteiligt hatten, mußte dafür im dortigen Zellengefängnis büßen, so der bekannte Schriftsteller Otto von Corvin-Wiersbizki, der, ursprünglich zum Tode verurteilt, zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt wurde. — Bruchsal besteht aus der eigentlichen Stadt und zwei jenseits der Saalbach liegenden Vorstädten. Der Name der Stadt wird übrigens auch hergeleitet von diesem Flüßchen und der alten Landschaft Bruhrain, in der Bruchsal (Bruh-Saal) gelegen ist.

Litteratur.

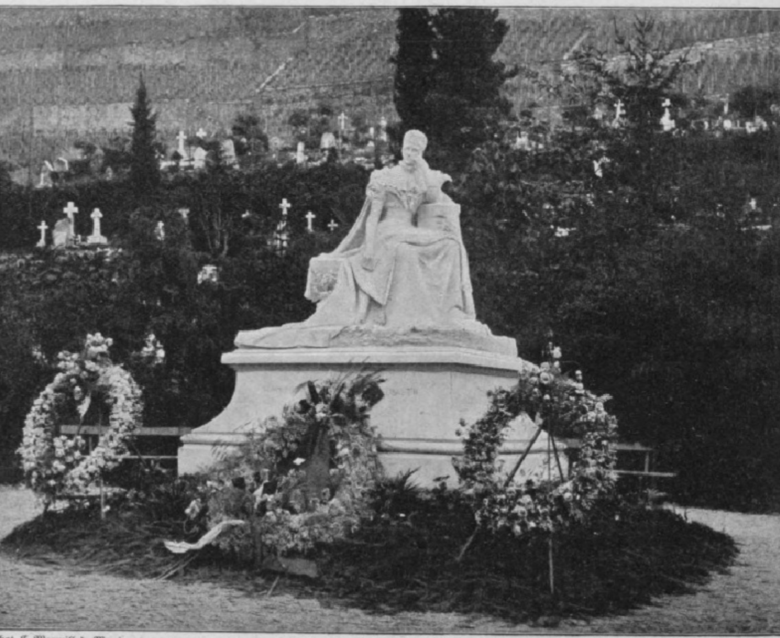
Die rasch zu großer Beliebtheit gelangte Romansammlung „Deva“, die mit eleganter Ausstattung einen ungewöhnlich wohlfeilen Preis verbindet, bietet eine neue Folge von Werken fesselnder Erzählungskunst dar (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In einem Bande sind vereinigt die Novellen „Madame Sourdis“ und „Nantas“, worin Emile Zola, der berühmte Romandichter, sich auch als einen Meister der knappen, fein zugespitzten und doch seelisch vertieften Erzählung bewährt. Schon der zweiten Auflage erfreuen sich einige Erzeugnisse unsrer deutschen Litteratur. In ihrem Roman „Ich“ wendet sich Ida Boy-Ed, unter den modernen Dichterinnen eine der bedeutendsten, gegen den naturalistischen Zug der Zeit; doch stellt sie den unschönen Auswüchsen des Egoismus auch freundliche und liebenswürdig anheimelnde Bilder gegenüber. Aus dem Leben der Gegenwart schöpft auch Paul von Szczepanski seine Stoffe. Der Band „Neu-Berlin“ vereinigt sieben Erzählungen, in denen das Getriebe der jüngsten, immer erstaunlicher anwachsenden Weltstadt in markanten Zügen wirkungsvoll geschildert wird, und auf berlinischem Boden spielt im Hauptteile der Handlung auch der Roman „Die Falzgräfin“. Die Heldin ist ein Mädchen aus dem Volke, das sich zu hoher gesellschaftlicher Stellung aufschwingt, doch nicht ohne Opfer, denen es wohl im stillen trotz allen Glanzes nachklagt. Von glücklicher Beobachtung und Wiedergabe zeugen die Schilderungen aus dem berlinischen Volksleben.

— Die Meister des deutschen Briefstils führen in einer sorgfältig zusammengestellten Auswahl Dr. Theodor Klaiber und Professor Dr. Otto Lyon vor Augen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Nachdem die Anfänge des Briefverkehrs in deutscher Sprache kurz geschildert worden, wird das 17. Jahrhundert näher charakterisiert, namentlich durch die humorvolle „Liselotte“, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die den Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., heiratete und so ergötzliche Bilder vom Leben am französischen Hofe entwarf. Aus dem 18. Jahrhundert werden zunächst Gellert, Rabener, Klopstock, Wieland und Schubart angeführt, und mit Herder, Lessing, Schiller und Goethe folgt das klassische Zeitalter des deutschen Briefes. In dieselbe Epoche fällt, nicht weniger anziehend, der Frauenbrief des 18. Jahrhunderts. Das folgende Centennium bringt die Beispiele aus der Romantik, der Zeit der Befreiungskriege, aus den Tagen des „jungen Deutschland“ und dem Briefwechsel der politischen Dichter, woran sich die Nachklassiker und die Begründer des Realismus, endlich die bedeutenden Männer der neueren Zeit anschließen. Es sind in buntem Wechsel Gelehrte, Künstler, Dichter, Techniker, Staatsmänner. Unter letzteren fehlt natürlich nicht Bismarck, einer der größten Stilisten aller Zeiten, und in seinem Gefolge sehen wir Moltke, der wie den Degen so die Feder elegant zu führen wußte.

— Weit erheben sich über die landläufige Reimerei die „Balladen und Lieder“ von Lulu von Strauß und Torney (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Den weitaus größeren Teil des stattlichen Bandes nehmen die rein lyrischen Schöpfungen ein, gesondert in die vier Abschnitte: Aus Einsamkeiten, Kampf, Heimat, Kunst und Leben. Ob die Dichterin Naturschilderungen bietet, Stimmungen wiedergiebt oder sich in sinnigen Betrachtungen ergeht, stets verbindet sich mit edlen Gedanken eine vollendete künstlerische Form. Die unbekümmerte Lebensfreude gelangt allerdings nicht zum Durchbruch, vielmehr ist ein getragener Ernst das Hauptgepräge der Dichtungen. Noch höher möchten wir die Balladen stellen, namentlich diejenigen, die ihren Stoff der deutschen Vergangenheit entlehnt haben und sich durch markige Kraft auszeichnen. Einige von ihnen erscheinen nicht unwürdig, den Perlen der deutschen Balladendichtung angereiht zu werden.

— „Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich“, die Graf Fleury in seinem bei K. Siegismund in Berlin erschienenen Buche vorführt, sind zwar keineswegs die Gesamtheit der hervorragenden Frauen jener weltgeschichtlichen Epochen, vielmehr handelt es sich nur um eine kleine Anzahl jener merkwürdigen Gestalten, und von den Berühmtheiten ersten Ranges ist nicht eine einzige darunter, aber was der Autor erzählt, ist doch in hohem Grade fesselnd. Er giebt weniger Biographien als Zeit- und Sittenbilder, und ist manches davon auch nur flüchtig skizziert, so erhält der Leser doch ein anschauliches Bild von dem bewegten Leben jener stürmischen Tage. Von besonderem Interesse sind jene Abschnitte, die von zwei Frauen berichten, die zur Rettung des Gatten ihr eignes Leben aufs Spiel setzten: Frau von Custine und Frau von Lavallette. Die Erzählungen sind romanhaft, abenteuerlich, aber durch die Geschichte ist verbürgt, daß sie in der Hauptsache auf Wahrheit beruhen. Wie viel der Autor aus eigner Phantasie hinzugethan hat, muß freilich dahingestellt bleiben.

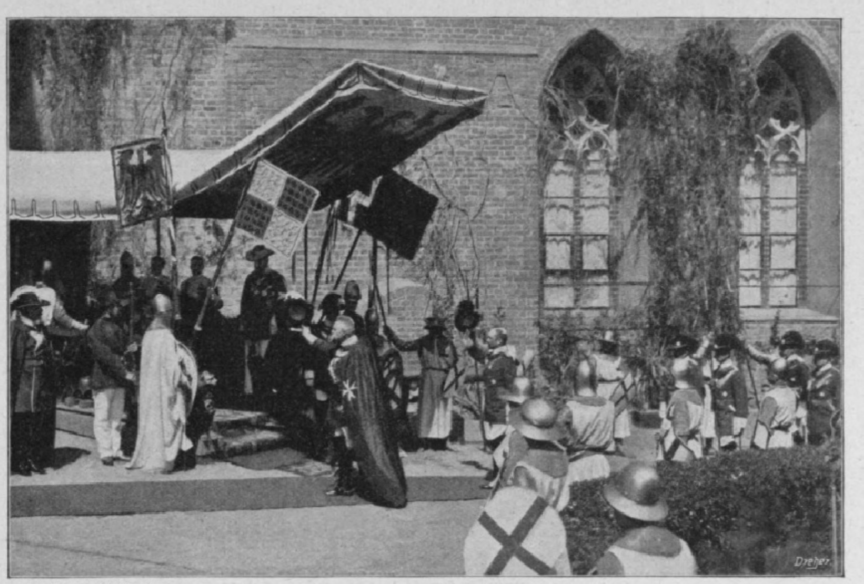
— Nächst Tolstoj hat von den russischen Schriftstellern der Gegenwart keiner so viele Leser in Deutschland gefunden wie Maxim Gorki. Das beweisen die zahlreichen Uebersetzungen seiner Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der russischen Kleinbürger und Bauern, die dieses Leben zwar mit unbarmherziger Wahrheitsliebe, aber auch mit höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern. Eine neue Sammlung von sieben Erzählungen, die nach der ersten der Reihe den Titel „Die Geschichte eines Verbrechers“ erhalten hat, ist kürzlich im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschienen. Jener ersten möchten wir übrigens „Die Erfahrungen eines Teufels“ vorziehen, in denen sich Gorki auch nach dem Vorbilde des von ihm hochverehrten Tolstoj als Moralphilosoph zeigt.



Phot. C. Marmillod, Montreux.

Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Territet-Montreux. Von Antonio Chiattone. (Text S. 786)

Notizblätter.



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin.

Vom Ordensfest in der Marienburg: Die Ritter defilieren an dem Kaiser vorbei.

Zeitgeschichte.

Die Wiederherstellung der altehrwürdigen Marienburg in Preußen erhielt am 5. Juni ihren Abschluß durch die feierliche Einweihung der erneuerten Schloßkirche, wozu auch die Deutschritter aus andern Staaten geladen waren. Besonders farbenprächtige Bilder bot der Zug der Johanniterritter, die vom großen Remter aus an Kaiser Wilhelm vorbeidefilierten, um sich alsdann zur Kirche zu begeben. Die alte Architektur in der hellen Sommersonne, die militärischen Gestalten der Troßknechte, malerisch auf ihre Lanzen und Schwerter gestützt, boten den Hintergrund. Die Ritter trugen über der roten Uniform einen Mantel von schwarzem Moiré, die österreichischen Ritter lange weiße Mäntel mit Schwarz. Reckenhaft nahmen sich die Gestalten der vier Offiziere aus, die in der Tracht des Deutschen Ordens, das schwarze Kreuz auf weißem Mantel, mit gewaltigem Schwert und Schild dem Kaiser und dem Prinzen Albrecht, dem Herrenmeister, voranschritten. Dieser trug über der Uniform einen langen schwarzen Mantel, dessen Schleppe die Pagen nachtrugen. Der Kaiser als Hochmeister trug einen gleichen Mantel, der ebenfalls von Pagen gehalten wurde, darüber einen Kragen von Hermelin, auf dem Haupt einen mit weißen Federn verbrämten schwarzen Hut. Langsam und feierlich bewegte sich der Zug zur Kirche.

— Dr. Justin Louis Emile Combes, der neu ernannte französische Ministerpräsident, ist 1835 in Roquecourbe im Departement Tarn geboren. Nachdem er in der Medizin promoviert hatte, erwarb er auch noch das litterarische Doktorat. In seinem heimatlichen Departement war er zuerst Mitglied, dann Vorsitzender des Generalrats. Nachdem er 1876 zum Bürgermeister von Pons gewählt worden war, wurde er unter der Präsidentschaft Mac Mahons während der Krisis von 1877 abgesetzt, doch noch in demselben Jahre wiedergewählt. Im Jahre 1885 wurde er zum ersten-, 1894 zum zweiten Male in der Unteren Charente in den Senat gewählt, dessen Vorstand er 1893 und 1894 als Vicepräsident angehörte. Vom November 1895 bis April 1896 war er Unterrichtsminister im Kabinett Bourgeois; in dieser Eigenschaft bekämpfte er die Lehrthätigkeit der religiösen Orden, und es ist für die gegenwärtige Richtung der französischen Politik bezeichnend, daß seine damalige Haltung jetzt seine Berufung an die Spitze des Kabinetts mit veranlaßt hat. Auch in schriftstellerischer Thätigkeit hat sich Combes als einen entschiedenen Gegner des Ultramontanismus bekundet. Im Senat war er Vorsitzender der Gruppe der demokratischen Linken.



Phot. E. Pirou, Paris.

Dr. Combes, der neue französische Ministerpräsident.

Stiftungen.

Das in Berlin verstorbene Kuszinskische Ehepaar hat testamentarisch für Musiker und Dichter eine Stiftung von 250000 M. errichtet, deren Zinsen zunächst derart verwendet werden sollen, daß alljährlich an zwei bestimmten Terminen Unterstützungen im Betrage bis zu höchstens je 2000 Mark vergeben werden sollen.

— Zu Gunsten des bayrischen Nationalmuseums zu München und des Germanischen Museums zu Nürnberg hat der Rentner Karl Faber in München, ein Sohn des verstorbenen Bleistiftfabrikanten Johann Faber in Stein bei Nürnberg, eine Schenkung von 1 Million Mark gemacht.

— Zu einem Tugendpreis für besondere Hingabe an bedürftige Eltern und Geschwister hat der Rentner Bastin in Brüssel die Zinsen eines Legates von 170000 Franken bestimmt. Sie sollen alljährlich im Betrag von 5100 Franken abwechselnd an einen jungen Mann oder ein Mädchen gegeben werden, die nicht mehr als 25 Jahre alt sind, durch persönliche Arbeit ihren Unterhalt verdienen und einen musterhaften Lebenswandel führen.

— Der kürzlich in Rom verstorbene Präfekt a. D. Senfales hat 1200000 Lire für Stipendien an Schüler ausgesetzt.

Ausstellungen.

Im Kgl. Landesgewerbemuseum zu Stuttgart findet in den Tagen vom 1. August bis 1. Oktober eine Ausstellung von Kunstschmiedearbeiten und andern kunstgewerblichen Arbeiten aus Eisen und Stahl statt. Die Anmeldungen sind unter genauer Angabe der erforderlichen Raumverhältnisse und der Art der Ausstellung an die Verwaltung des Kgl. Landesgewerbemuseums zu richten. Die Einsendung der Gegenstände beginnt vom 20. Juli ab.

— Das Defizit der vorjährigen Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie beträgt 252288 Mark, die Garantiefondszeichner werden mit 96 Prozent der gezeichneten Beträge herangezogen werden müssen.

— Eine Ausstellung zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich veranstaltet zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes die Société de l'histoire du protestantisme français in Paris. Bilder der hervorragenden Reformatoren und Hugenotten, wichtige Dokumente, Medaillen auf die Bartholomäusnacht und die Aufhebung des Edikts von Nantes u. s. w. sind in großer Fülle zusammengebracht.

Kultur und Wissenschaft.

In den Ruinen der alten Etruskerstadt Ferentinum bei Viterbo ergaben die Ausgrabungen wohlerhaltene lebensgroße Marmorstatuen, wohl Musen darstellend. Ferner wurden ein schöner Eros, vielleicht griechische Originalarbeit, die Köpfe eines Satyrs und einer Venus, eine Gedenktafel der Julia, Tochter des Germanicus, bunte Marmorplatten und sonstige Bruchstücke gefunden.

— Bei den italienischen Ausgrabungen auf der Insel Kreta wurden in der Nähe von Phästos Teile eines ehemaligen Landhauses, vielleicht der Herrscher der Stadt, entdeckt. Die Außenwände sind mit ornamentalen Fresken geziert Unter den gefundenen Gegenständen erregen 300 Siegel mit Buchstaben des vorgriechischen kretischen Alphabets, eine Platte mit Inschrift und eine Anzahl einfacher Thonfigürchen besonderes Interesse.

Vereine und Versammlungen.

Der deutsche Technikerverband zählt, wie auf der jüngst in Dortmund gehaltenen Tagung festgestellt wurde, gegenwärtig fast 11000 Mitglieder. Im vergangenen Jahre hat seine Einnahme 120290 Mark betragen, für 1902 wurde sie auf 133778 Mark, für 1903 auf 140778 Mark geschätzt. Die Sterbekasse schloß mit 93221 Mark, die Witwenkasse mit 40022 Mark ab. Es wurde beschlossen, bei der Behörde vorstellig zu werden, daß die Zahl der etatsmäßigen Technikerstellen vermehrt werde, ebenso soll ersucht werden, die Kündigungsbedingungen für die Techniker günstiger zu gestalten. Auf Vorschlag des Verbandes München beschloß ferner der Verbandstag, eine öffentliche Warnung ergehen zu lassen, bei der heutigen Lage der Industrie die Laufbahn eines Technikers zu ergreifen. Der Technikerstand sei überfüllt, die Gehälter ständen heute auf gleicher Stufe wie vor zwanzig Jahren, obwohl die Lebensverhältnisse stetig schwieriger und die Anforderungen größer würden.

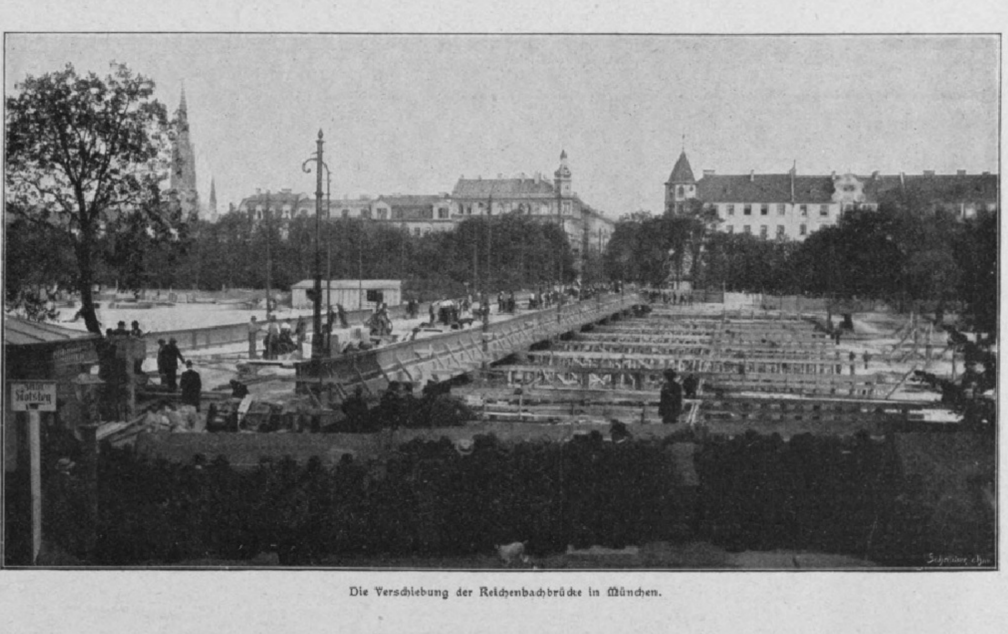
— Ein deutscher Kolonialkongreß ist von ca. 60 wirtschaftspolitischen Vereinigungen, gelehrten Gesellschaften und Handelsinstituten für die Zeit vom 16. bis 19. Oktober 1902 anberaumt worden. Mit dem Kongreß soll eine Solidarität der verschiedenen, vielfach getrennt operierenden kolonialen und überseeischen Bestrebungen herbeigeführt werden. Dem Komitee, dessen Vorsitz Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg übernommen hat, steht ein Ehrenkomitee aus hundert Persönlichkeiten der verschiedensten Gesellschaftskreise zur Seite. Mitglieder des Kongresses können Herren und Damen gegen Zahlung von 10 Mark werden. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle des Kongresses, Berlin W., Schellingstraße 4.

Alpines.

Der Schweizerhof in Davos-Platz ist für 1100000 Franken in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen, die das Hotel bedeutend zu vergrößern gedenkt.

Technik.

Als ein technisches Novum muß die derzeitig in München erfolgende Verschiebung der Reichenbachbrücke, die 170 Meter Länge, 11 Joche und ein Gewicht von 1200000 Kilogramm hat, um 25 Meter seitlich bezeichnet werden. Die Ausführung liegt der Firma Sager & Wörner ob, die nach den umfassenden Vorarbeiten — Abhebung der Fahrbahn, deren Trennung von den Jochen durch starke Querbalken und Fußschrauben, Einschiebung von ⊔förmigen, mit den Oeffnungen sich gegenüberstehenden Eisenschienen u. dergl. — die Verrückung der Brücke mittels Winden und Drahtseilen am 3. Juni in Angriff nahm. Die Fahrbahn zum künftigen Standort der Brücke ist etwas geneigt, die Brücke selbst läuft in den Eisenschienen auf Stahlkugeln. Die Seitwärtsbewegung wird durch 11 auf der Brücke selbst stabile Hebewinden mittels Drahtseilen, die über ebenfalls stabile, am Bestimmungsort der Brücke verankerte Rollen laufen, bewirkt. Je drei Winden unter jedem Joch sind zur Verminderung des Druckes bestimmt. Die Wanderung der Brücke selbst ist dem Auge kaum sichtbar. An der Stelle der fortgerückten Brücke kommt eine neue steinerne zu stehen, die innerhalb Jahresfrist fertiggestellt sein soll. Die umfassenden Korrektionsarbeiten am Isarbett nehmen, begünstigt von gutem Wetter, einen raschen



Die Verschiebung der Reichenbachbrücke in München.

Fortgang. Die Damm- und Uferbauten, sämtlich aus Beton hergestellt, lassen die reizvolle Schönheit des Bildes nach deren Vollendung bereits klar erkennen.

Denkmäler.

In den Champs Elysées in Paris wurde am 31. Mai das Marmordenkmal für Alphonse Daudet enthüllt. Eine Schöpfung des Bildhauers René de Saint Marceaux, stellt



Das Alphonse Daudet-Denkmal in Paris. Von René de Saint-Marceaux.

es den Dichter nicht in der Blüte der Jahre dar, sondern giebt ihn so wieder, wie er den Freunden aus der Zeit seiner langwierigen schleichenden Krankheit im Gedächtnis haftet: ein gebrochener Mann in sitzender Stellung, die gelähmten Kniee von einem Plaid bedeckt, melancholisch dreinblickend. Ohne Frage giebt das Denkmal den gealterten, müden Dichter, wie er in seinen letzten Tagen sich zeigte, lebenswahr wieder, aber in dieser Form will es nicht recht in die lachende Umgebung passen, in der dem Vergnügen der breiteste Raum gewährt ist.

— Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal, das am 22. Mai in Territet-Montreux feierlich enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Bildhauers Antonio Chiattone in Lugano. Es zeigt die hohe Frau auf einer Bank sitzend. Der linke Arm stützt sich auf ein Stück Gemäuer, der Kopf ist sinnend auf die Hand gelehnt; die Rechte hält ein Buch; der Arm ist herabgesunken, die Lektüre macht dem Nachdenken Platz. Die Kaiserin ist kostbar gekleidet; das weit hinabrauschende, über den ganzen Sockel sich ausbreitende seidene Kleid ist an der Taille mit Spitzen besetzt; die Hände stecken in langen Lederhandschuhen; quer über den Schoß ist, zu angenehmer Unterbrechung der breiten Fläche, ein Brokattuch gelegt, von dessen einer Ecke eine Quaste herabhängt. Von den Schultern gleitet ein Mantel nach links hin über die Bank hernieder. Die Gestalt ist ins Profil gerückt, während der feine Kopf, um den sich in mehrfachem dichtem Kranz die geflochtenen Haare legen, nach vorn gewendet ist. Die Ausführung in Marmor zeigt jene technische Virtuosität, auf die die moderne italienische Skulptur so großen Wert legt; die Stoffe sind alle aufs genaueste charakterisiert, das Detail bis ins letzte Fältchen hinein mit aller nur denkbaren Feinheit herausgearbeitet. (Siehe die Abbildung Seite 784.)

— In Ischl wurde ein Denkmal für Johannes Brahms enthüllt, das privater Initiative seine Entstehung verdankt.

— In New York hat sich ein Komitee von hervorragenden Bürgern zu dem Zwecke gebildet, um dem Kaiser Wilhelm als Gegengabe für sein Geschenk der König Friedrich-Statue an die Vereinigten Staaten eine Statue George Washingtons anzutragen.

Museen.

Das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, das dem bekannten, unlängst verstorbenen Friedensfreunde Johannes von Bloch seine Entstehung verdankt, ist am 7. Juni der Oeffentlichkeit übergeben worden. Ursprünglich hatte Bloch seine Sammlungen für die Pariser Weltausstellung bestimmt, doch mußte die Ausführung des Planes aus gewissen Rücksichten unterbleiben, und so trat er mit der Stadt Luzern wegen Errichtung eines ständigen Museums in Verbindung, in der Meinung, daß es hier, an der großen Völkerstraße gelegen, am besten Gelegenheit habe, seiner Bestimmung zu genügen. Neben allen Stadien der Kriegskunst vom Altertum bis zur Gegenwart werden auch die abschreckenden Greuel des Krieges gezeigt, und ebenso wird an der Hand der immer raffinierter werdenden Bewaffnungs- und Verteidigungskunst darzustellen gesucht, daß durch diese fortwährende Steigerung der Krieg schließlich unmöglich werden müsse. Bloch hatte zur Ausführung seines Gedankens eine Reihe hervorragender Mitarbeiter gewählt, die das begonnene Werk nach seinem Ableben glücklich zu Ende führten. Das Museum, wie es heute fertig dasteht, bietet jedem Besucher eine Fülle des Belehrenden und Interessanten.

— Ein Teil der Königlichen Skulpturensammlung zu Dresden ist aus dem Albertineum in das ehemalige Palais der Gräfin Cosel, zuletzt von der Polizeidirektion bewohnt, verbracht worden. In dem großen, durch zwei Stockwerke reichenden Hauptsaal sind die Abgüsse nach modernen französischen Werken aufgestellt worden.

— Die verblichenen Fresken in den Flügeln des Münchener Maximilianeums sollen in Glasmosaik erneuert werden; drei derselben sind von Piloty, eines von Echter und das letzte von Feodor Dietz.

— Das Museum der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin hat eine wertvolle Bereicherung durch die Zuwendung der Deeringschen Sammlung von 28 großen Modellen zur Erläuterung der Entwicklung der Mäh- und Bindemaschinen erhalten. Diese Modelle, die einen Wert von mehr als 50 000 Mark repräsentieren, sind mit bewundernswerter Genauigkeit und Sorgfalt bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt und von hohem historischem Interesse.

— Ein neues polnisches Museum wurde zu Krakau unter dem Namen Hutten-Czapski-Museum eröffnet, es enthält alte polnische Münzen, Medaillen, seltene Bücher und Drucke aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, dann kirchliche Gegenstände und Schmucksachen in großer Fülle. Der Katalog der Münzsammlung (in polnischer und französischer Sprache) umfaßt vier starke Bände.

Bühne.

Im Berliner Opernhause erfuhr die Oper „Matteo Falcone“, Text und Musik von Th. Gerlach, eine kaum verhüllte Ablehnung. Der Stoff ist Chamissos berühmtem Gedichte entlehnt, doch weder in Worten noch in Tönen glücklich bearbeitet.

— „Die deutsche Komödie“, ein Lustspiel von Hermann Schlag, fand im Hoftheater zu Weimar freundlichen Beifall.

— Die Stadtverordneten von Darmstadt bewilligten 245 000 Mark für den Erwerb des alten Theaters und des zugehörigen Geländes, ferner 120 000 Mark als Beitrag zu den Kosten des Umbaus des Hoftheaters und zur Errichtung eines Interimstheaters.

Land- und Forstwirtschaft.

Die belgische Regierung hatte einen Preis von 10 000 Franken für ein zuverlässiges Vorbeugungsmittel gegen Maul- und Klauenseuche ausgesetzt. Es meldeten sich 119 Bewerber, doch fand der Preisausschuß kein einziges der vorgeschlagenen Mittel und Verfahren einer eingehenden Nachprüfung für wert. Fast sämtliche empfohlenen Arzneimittel waren schon bekannt. Der Minister für Landwirtschaft hat daher, dem Antrag des Ausschusses entsprechend, von einer Verleihung des Preises abgesehen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Das von der Türkei erlassene Verbot der Schwammfischerei an den Küsten von Tripolis hat in Griechenland sehr unangenehm berührt, denn ein großer Teil der griechischen Küstenbevölkerung, vor allen Dingen die Bewohner von Hydra und Aegina, fanden bisher in der Schwammfischerei ihren Lebensunterhalt und verwendeten für diese Beschäftigung nicht weniger als 250 kleine Schiffe. Durch das Verbot der Türkei, das mit der Furcht vor der Besetzung von Tripolis durch Italien zusammenhängt, ist ein blühender Geschäftszweig Griechenlands, der dem Lande jährlich zehn Millionen Drachmen einbrachte, lahmgelegt.

— Der von Edison neu konstruierte elektrische Motor für Automobilfahrten von sehr großer Entfernung soll nach Angabe des Erfinders im stande sein, 100 englische Meilen ohne Nachladung der Batterien zu fahren. Nach Zurücklegung von 85 Meilen habe der Motor noch 83 Prozent seiner ursprünglichen Kraft.

— Die Regierung von Korea hat den Bau einer Eisenbahn begonnen, die von Söul über Pochjönjan zur chinesischen Grenze führen soll.

Unterrichtswesen.

An der in Tokio unter dem Protektorat der Kaiserin von Japan neu gegründeten Hochschule für Mädchen ist Fräulein Margarete Emerson als Professorin der europäischen Sprachen angestellt worden.

Sport.

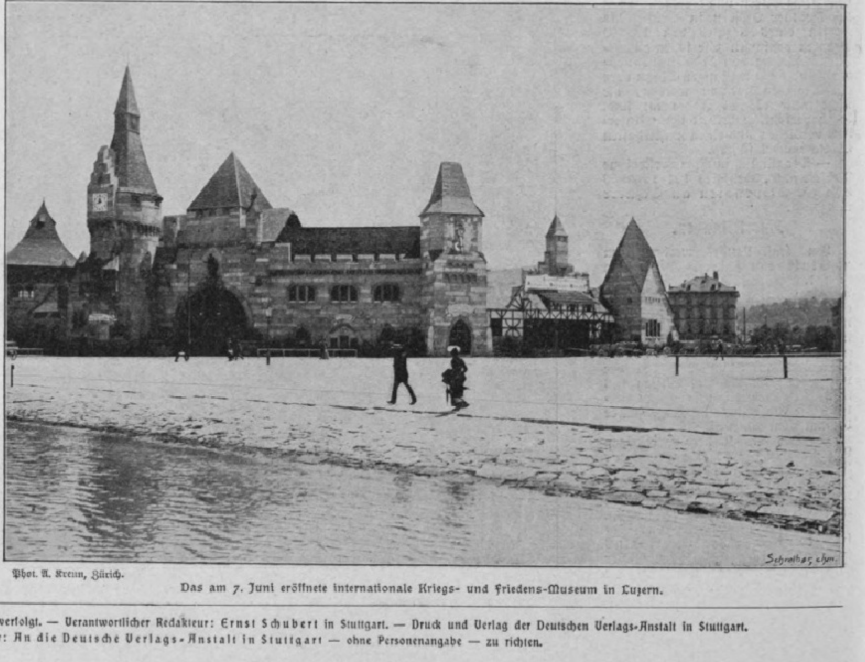
Ein Verein deutscher Rennstallbesitzer ist unter Beteiligung zahlreicher Rennpferdebesitzer und Vollblutzüchter in Berlin begründet worden. Der Verein will versuchen, durch den Zusammenschluß aller aktiv Beteiligten gewisse Mißstände im deutschen Rennbetriebe zu beseitigen. So wurden in der Diskussion die üblen Verhältnisse des Eisenbahntransports von Vollblutpferden, die Schwerfälligkeit der Rechtsprechung des nur einmal im Jahre zusammentretenden Großen Schiedsgerichts, eine Verbesserung des preußischen Rennreglements und der veraltete Zuschnitt mancher Rennprogramme als Punkte bezeichnet, in denen der Verein zu wirken habe.

Luftschiffahrt.

Sir Hiram Maxim hat für die Erfindung einer Flugmaschine (Luftballon ausgeschlossen), die für militärische Zwecke verwendet werden kann, einen Preis von 1 000 000 Mark ausgesetzt. Die Erfindung muß durch Patente entsprechend geschützt sein. Maxim hat sich selbst jahrelang mit dem Problem der Luftschiffahrt beschäftigt und glaubt, daß der Papierdrache den Weg weist, auf dem die Lösung der Aufgabe zu erreichen wäre. Er selbst hat ein Luftschiff auf dieser Grundlage konstruiert, und die Herstellungskosten betrugen in einem Jahre nicht weniger als 400 000 Mark. Was das Gelingen verhinderte, war der Mangel entsprechender Motoren. Sie konnten nicht leicht genug hergestellt werden, und als einer seiner Gehilfen, Mr. Pilcher, bei einem in der Abwesenheit Sir Hirams vorgenommenen Flugversuche aus beträchtlicher Höhe niederstürzte und dabei seinen Tod fand, wurden die weiteren Arbeiten eingestellt. Das Prinzip bei der Konstruktion einer Flugmaschine, wie es Sir Hiram aufgestellt, hält er für richtig, und wenn es gelingt, entsprechende Motoren zu erfinden, so glaubt er, daß das Problem alsbald gelöst werden könnte.

Totenschau.

General der Inf. William von Voigts-Rhetz, 90 J., † 2. Juni, Montreux. — Schauspieler Maubant, einst gefeierter Tragöde des Théâtre Français, 81 J., † 3. Juni, Courbevoi bei Paris. — Prof. Woldemar Ribbeck, vormals Direktor des Askanischen Gymnasiums in Berlin, 72 J., † 4. Juni, Berlin. — Geh. Archivrat Woldemar Harleß, vormals Direktor des Düsseldorfer Staatsarchivs, 75 J., † 4. Juni, Düsseldorf. — Dramendichter Josef Trübswasser, 35 J., † 4. Juni, Iglau. — Genremaler Nicola Mašić, 50 J., † 4. Juni, Agram. — General der Kavallerie Freiherr Otto von Gagern, 72 J., † 5. Juni, Wien. — Landschaftsmaler Emil Lugo, 62 J., † 5. Juni, München. — Magistratssekretär Ferdinand Meyer, verdient um die Erforschung der berlinischen Geschichte, † 5. Juni, Berlin. — Hermann von Brandt, vormals Polizeidirektor von Hannover, 75 J., † 6. Juni, Hannover. — Liederkomponist Wilhelm Hill, 63 J., † 6. Juni, Homburg. — Jesuitenpater Wilhelm Kreiten, Verfasser zahlreicher litterarhistorischer Schriften, 55 J., † 6. Juni, Kirchrat in Holland. — Hans Graß, bek. Bergführer, 74 J., Pontresina. — Marie Foucaux, als Romandichterin unter dem Namen Mary Summer bekannt, † 7. Juni, Paris. — Hofrat Prof. Dr. Karl Zangemeister, Universitäts-Oberbibliothekar, 65 J., † 8. Juni, Heidelberg. — Maler Viktor Barvitius, vormals Direktor der Prager Gemäldegalerie, 68 J., † 8. Juni, Prag. — Jan van Droogenbroeck, als vlämischer Liederdichter unter dem Namen Jan Fergunt bekannt, 67 J., † Brüssel. — Heinrich Stürmer, vormals beliebtes Mitglied des Leipziger Stadttheaters, 94 J., † 9. Juni, Leipzig. — Opernsänger Heidkamp, † 9. Juni, Köln. — Auguste Schmidt, bek. Vorkämpferin der Frauenbewegung, Mitbegründerin des Allg. deutschen Lehrerinnenvereins, 69 J., † 10. Juni, Leipzig. — Maler Otto Eckmann, Professor am Berliner Kunstgewerbemuseum, † 11. Juni, Badenweiler. — Sidi Ali, Bey von Tunis, † 11. Juni.

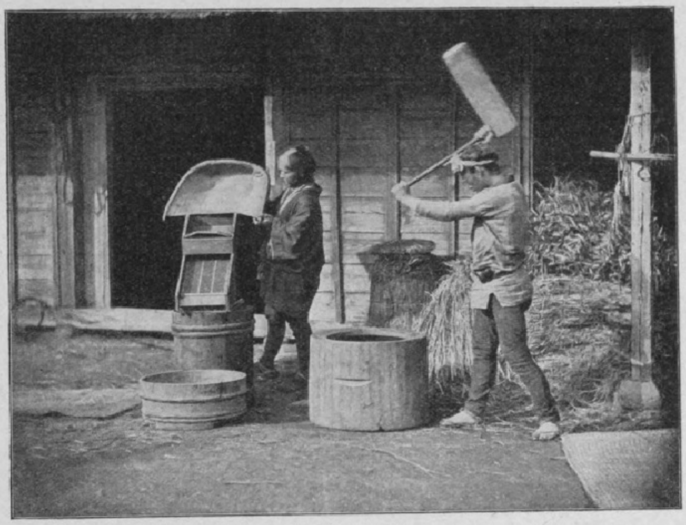


Phot. A. Krenn, Zürich.

Das am 7. Juni eröffnete internationale Kriegs- und Friedens-Museum in Luzern.



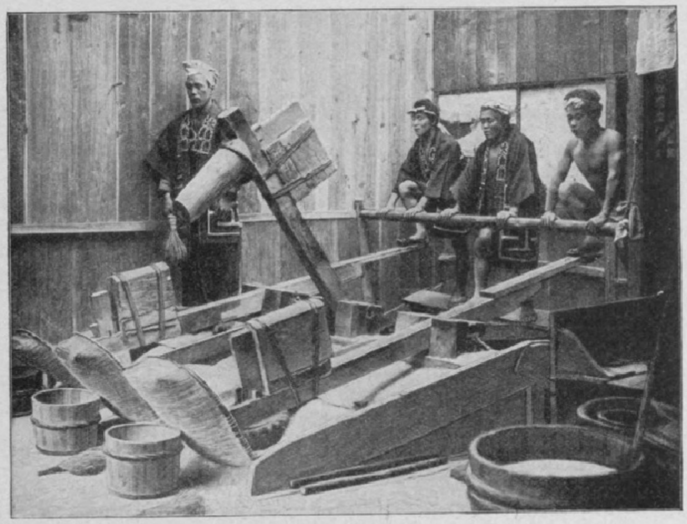
Köpfen der Reishalme.



Dreschen von Reis.



Reinigen des gedroschenen Reises.



Schälen von Reis.



Polieren des Reises.



Verpacken von Reis.

Reisernte in Japan. (Text Seite 781.)

Briefmappe.

G. W. in Köln. Ein Druckfehler, wie Sie richtig erkannt haben. Der Leiter des Maschinenwesens auf der so großartig gelungenen Düsseldorfer Ausstellung heißt Dücker, nicht Rücker.

B. Br., Wien. Abermals müssen wir, höflichst dankend, verzichten.

Cignir (?) in T. Besten Dank, aber für den Druck nicht geeignet. Mögen Sie uns behufs Rücksendung Ihre genaue Adresse angeben.

Berthold Sch. in Breslau. Wir senden unverwendbare Gedichte, Sprüche u. dergl. nur zurück, wenn das Porto beigefügt ist.

L. J. in T., Ungarn. Die Anfrage ist uns nicht verständlich.

M. v. G. in K. Eine Reise nach dem landschaftlich und ethnographisch interessanten siebenbürgischen Hochland läßt sich durchaus empfehlen. In Hermannstadt haben die städtischen Behörden gemeinsam mit dem siebenbürgischen Karpathenverein eine Fremdenverkehrskanzlei errichtet, in der Touristen schriftlich oder mündlich sich stets Rat holen können.

E. N. in Z. Wir besitzen unter unsern Mitarbeitern leider keinen Mormonen und können uns somit, was die Nachkommenschaft Brigham Youngs anbetrifft, nur an die Angaben amerikanischer Blätter halten. Hiernach hinterließ der würdige Herr bei seinem Tode (22. August 1877) neben einem Vermögen von 2 Millionen Dollar 17 Frauen und 56 Kinder; wie letztere sich auf die einzelnen Damen verteilen, haben wir nicht ergründen können. Von den Kindern sollen noch 47 am Leben sein, und wenn der große Brigham noch auf Erden wandelte, so könnte er auf eine Schar von 294 Enkeln und 745 Urenkeln herabblicken — macht zusammen mit genannten 47 Kindern 1086 lebende Nachkommen. Ob die Rechnung stimmt, können Sie leicht erfahren, wenn Sie Erkundigungen an Ort und Stelle einziehen. Salt Lake City soll eine recht hübsche Stadt sein, und dort plötzlich mehrfach verheiratet zu werden, brauchen Sie nicht zu befürchten, denn seit 1890 ist die Polygamie durch amerikanisches Bundesgesetz verboten.

Der Sänger vom Nesenbach, den wir aufgefordert hatten, uns auch fernerhin mit den Eingebungen seiner erhabenen Muse zu beglücken, sendet uns diesmal nur den folgenden

Seufzer.

Ich werde niemals mich verpflichten —
Doch ist mir's so, als müßt' ich dichten,
Nun ja, dann dicht' ich eben was, —
Es fragt sich nur: gefällt euch das?!

Indem ich so zur Feder greife,
Zu dichten aus dem Stegereife,
Da fällt mir ein: mir fällt nichts ein,
Und drum laff' ich das Dichten sein.

H. K. in P. Nach dem französischen Flottenerweiterungsplan wird Frankreich Ende 1904 über 65 Unterseeboote verfügen. Pariser Fachblätter befürworten aber schon jetzt eine weitere Vermehrung, wonach bis Ende 1906 die Zahl dieser Boote auf 80 zu erhöhen sei.

W. G. in H., Siebenbürgen. Die Stadt Karlsruhe ist 1715 von dem Markgrafen Karl Wilhelm von Baden begründet worden, mit dessen Statue jetzt Großherzog Friedrich aus Anlaß seines Regierungsjubiläums seine Hauptstadt beschenken will. Mit der Ausführung des Bildwerkes wurde Professor Fridolin Dietsche in Karlsruhe betraut.

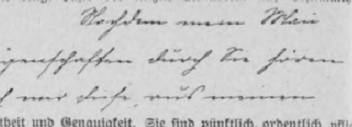
K. v. G. in R. Die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I. war die Kornblume, Kaiser Friedrich soll eine Vorliebe für Veilchen gehabt haben, und von Kaiser Wilhelm II. wird behauptet, daß er die Nelke andern Blumen vorziehe.

Julie R. in Wien, M. Sch. in Budapest, J. L. in H. Mit Dank abgelehnt.

Handschriften-Beurteilung.

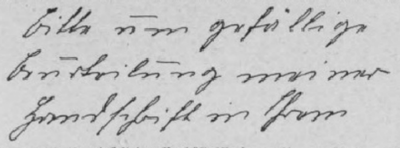
J. Sch.-N. in Ungarn. Lebhaft, thätig, geistig regsam. Empfindet lebhaft. Hat es meist eilig und hält sich nicht lange bei Nebensächlichem auf. Ist sehr impulsiv, detailliert wenig und legt das Hauptgewicht auf den Kernpunkt der Sache. Tritt trotz eines gewissen vorhandenen Selbstgefühles bescheiden auf und erhebt keine Prätensionen.

E. Sch.-N. in Ungarn. Die sehr gleichmäßige, feine Schrift läßt auf Feinheit der Empfindung und harmonisches Wesen schließen. Die genaue, sorgfältige Ausführung, die wohlplazierten i-Punkte, die gleichmäßige Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes und die eckige Basis der kurzen Minuskeln auf Bestimmtheit,



Korrektheit und Genauigkeit. Sie sind pünktlich, ordentlich, pflichtgetreu, kurz, eine perfekte, gewissenhafte Hausfrau. Die kleinen Häkchen im Schluß-n und -r verraten etwas Eigensinn. In Ihren Gefühlen sind Sie sehr ausdauernd und gleichmäßig, und wo Sie sich angeschlossen haben, aufopfernd und hingebend, dagegen schließen Sie sich langsam an. Die klare, leserliche und gut schattierte Schrift beweist: gute Intelligenz und klaren Verstand. Sie sind ein sehr vertrauenerweckender, reeller Charakter, aber man möchte Ihnen mehr Weichheit wünschen; immerhin sind Sie in der Empfindung gleichmäßig. Alles in allem: ein Charakter, dem man vertrauen kann.

Cousine Dora. Der ganze Duktus Ihrer Schrift macht einen sympathischen und angenehmen Eindruck; sympathisches, angenehmes Wesen; er ist einfach, natürlich und doch gewandt und individuell eigenartig: eine im Wesen und Auftreten einfache, dabei aber doch gewandte und geistig selbständige Individualität. Schnörkel und Ziererei fehlen — frei von gewöhnlicher Eitelkeit und Gesuchtheit —, dabei ist aber die Schrift groß und zugig: an



eine gewisse Ueppigkeit der Verhältnisse immerhin gewöhnt, auch umgänglich und gesellig. Obere Rundungen in u, n und m, in Verbindung mit harmonischer und sehr einfacher Schrift: Wertlegung auf Anstand, Beobachtung des guten Tones, aristokratisches Selbstgefühl und Empfänglichkeit für vornehme Allüren, überhaupt Sinn für Vornehmheit. Schrift liegend: empfindungsfähig, empfänglich für äußere Eindrücke. Rasch hingeworfene Schrift: lebhafte Auffassungsgabe. Verdoppelungen im „t" ꝛc.: Vorstellungsvermögen. Weit gezogen: Leichtigkeit im Anknüpfen neuer Beziehungen. Ansteigende Linienendung: Zuversichtlichkeit. Wörter in Gruppen geteilt, mehr Trennungen als Silben: vor allem auf das Ideale gerichteter Geist, nicht sehr praktisch, ein wenig in Gefahr, sich zu zersplittern. u-Zeichen ein leicht geschwungener Strich: Heiterkeit, Sinn für Humor. Alles in allem: ein in Bezug auf Veranlagung und Bildung über dem Durchschnitt stehender Frauencharakter. L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Trennungsrätsel.

Bei einem Werke kann's erfüllen
Den Schöpfer mit der reinsten Freude,
Beim Leben Schmerz und Sehnen stillen,
Hier friedlich, dort nach schwerem Leide.

Trennst du das Wort an rechter Stelle
Und schaffst noch mit des Strumpfes Nadeln,
So wirst am Garn als eine Quelle
Des Aergers du es bitter tadeln. M. Sch.

Worträtsel.

Zu viel gerühmten Retterinnen
Gesellt die Zier der Charitinnen,
Dann habt ihr wen'ge Strichlein klein,
Doch lange Reden gehn hinein. M. F.

Silbenrätsel.

Die ersten können viel umfassen,
Obgleich sie pfeilgeschwind entfliehn,
Uns Glück und Unheil hinterlassen,
Auch inhaltlos vorüberziehn;

Doch eins ist sicher: wenn das Leben
Sie noch so zahllos uns beschert,
Nie werden sie zurückgegeben,
Umsonst es mancher heiß begehrt.

Die andern drei, wo wir sie finden
In freundlich lockender Gestalt,
Sie können kurz und länger binden
Den Wandrer zu willkommnem Halt.

Das Ganze mit der ersten Schnelle,
Oft ungeahnt und dauernd bannt,
Was sonst so flüchtig wie die Welle,
Vom Auge kaum erfaßt, entschwand. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 745:

Des Worträtsels: Traum.
Des Silbenrätsels: Rattenfänger.
Des Worträtsels Seite 723: Versprechen.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst. Lea v. P. in D. (2). „Treuliebchen" in Ludwigsburg. „Alter Abonnent" in Buffalo (4). Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (3). F. K. in St. Ingbert. Frau Rentamtmann Z. in G. bei B. Louise von Fernrodt in Wien. ? in Paris (2). Werner Meyer in Zürich. Dr. B. in Jassy (2). O. Bellier in Antwerpen (3). Frau Ida Kremer in Robschütz (4).

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Blutarmut und Bleichsucht bleiben oft jahrelang trotz guter und sorgfältiger Ernährung unverändert, bis sie schließlich durch ein richtig gewähltes Eisenpräparat in kürzester Zeit Heilung finden. In der Eisensomatose, die das Eisen in einer Form, wie es in den natürlichen Nahrungsmitteln vorkommt, enthält, besitzen wir solch ein Radikalmittel. Da sie fast völlig frei von Geschmack ist und, gegenüber andern Eisenmitteln, die Zähne nicht angreift, wird sie von Patienten gern genommen. Sie verbindet die kräftigende Wirkung der Somatose mit der blutbildenden des Eisens, reizt den Magen nicht und regelt Verdauung und Appetit. Schon nach kurzem Gebrauche schwinden die für obige Krankheiten charakteristischen Erscheinungen, Müdigkeit, Kopfschmerz, Schwäche u. s. w. Der Appetit hebt sich, und unter Zunahme des Körpergewichts kommt bald eine gesunde Gesichtsfarbe zum Vorschein.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt **an Private zu Fabrikpreisen**
Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich, 6,** gegründet 1840.
Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in Arth und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris.
Muster umgehend franko.

Hamburg-Amerika Linie



Nach den Nordischen Hauptstädten

Die Hamburg-Amerika Linie verfügt über 279 Schiffe — darunter **127 grosse Ocean-dampfer** — mit einem Gesammtrauminhalt von **661355** Brutto-Register-Tonnen; ihre Schiffsverbindungen umspannen den **ganzen Erdball.**

Auf dieser mit der Lustyacht **„Prinzessin Victoria Luise“** ausgeführten **Vergnügungsreise** werden angelaufen: *Christiania, Marstrand, Gothenburg, Wisby, Stockholm, St. Petersburg (Kronstadt; Sonderfahrt nach Moskau), Kopenhagen, Kiel.*

Abfahrt von Hamburg 22. August 1902.

Reisedauer 23 Tage.

Alles Nähere enthält der Prospect.

Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu Originalpreisen zu haben, oder können bestellt werden bei der

Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Die **Kölnische Unfall-Versicherungs-Actien-Gesellschaft** gewährt unter **kurzen und liberalen Bedingungen** gegen eine **einmalige** äußerst billige Prämie

Eisenbahn-Unfall- und Dampfschiff-Unglück-Versicherungen auf Lebenszeit

für Jedermann, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Gesundheit, gültig für die ganze Welt und für alle Arten von Bahnen, auch für **Strassenbahnen**, bezw. für alle Flüsse und Binnengewässer Europas.

Für eine Versicherung auf den Todesfall von	einer lebenslänglichen jährlichen Rente im Falle gänzlicher Invalidität von	auf Tagesentschädigung von	beträgt die nur **einmal** zu zahlende Prämie	in 4 Vierteljahrsbeiträgen von je
M. 3 000	M. 300	M. 1.—	M. 10.—	M. 2.60
„ 6 000	„ 600	„ 2.—	„ 20.—	„ 5.20
„ 12 000	„ 1 200	„ 4.—	„ 40.—	„ 10.40
„ 25 000	„ 2 500	„ 8 1/3	„ 80.—	„ 20.80
„ 50 000	„ 5 000	„ 16 2/3	„ 160.—	„ 41.60
„ 100 000	„ 10 000	„ 33 1/3	„ 320.—	„ 83.20
„ 200 000	„ 20 000	„ 66 2/3	„ 640.—	„ 166.40

Zum Abschluß von Versicherungen empfehlen sich die Direction und sämmtliche leicht zu erfragenden Vertreter der Gesellschaft.

Vertreter für die Vermittlung obiger Versicherungsarten werden gegen hohe Provision gesucht.

Meldungen sind an die Direction in Köln zu richten.



Bilz' Naturheilbuch zu bez. d. alle Buchhandl. Tausende verd. d. Buche ihre Genesung.

Hôtel u. Kuranstalt Gottschalkenberg
Ct. Zug 1150 M. ü. M.

1 St. 10 M. von Eisenbahnstat. Biberbrücke: S. O. B. Route Art—Rigi.

Gottschalkenberg ist bis jetzt von **165 000** Personen besucht worden, fast bei Allen war die Kur von bestem Erfolge: Für Migräne, Appetit- und Schlaflosigkeit ist die Kur bei Aufenthalt von 15—30 Tagen von bestem Erfolge. — Das Hôtel ist mit allen Anforderungen der Neuzeit ausgestattet, von grossen Tannenwaldungen umgeben, staubfreie, stärkende Waldluft, reiche Alpenflora, grossartige Aussicht auf die Schwz. Alpen und Gletscher; die Milchkur, die Sool-Kalt- und Warmwasserbäder stehen unter Aufsicht des Hausarztes. Mai, Juni und September ermässigte Preise. Saison vom 1. Mai bis 15. Oktober; Prospekte auf Verlangen. Post, Telephon im Hôtel.

Kurarzt: **Dr. M. Eberli.** Besitzer: **G. Uehli.**

Empfehlenswerte Hotels für die Leser von „Ueber Land und Meer.“

Baden-Baden, Engl. Hof, Schönst. Lage g. Kurh.
„ „ Hotel Victoria, I. Rgs. bst. Lage.
Dresden, Hôtel Bellevue, sehr vornehm.
Elgersburg, Hot. u. Wasserheilanst. Herzog Ernst.
Hornberg, Hotel u. Kurhaus Schloss Hornberg.
Interlaken, Hôtel Métropole, Lift, elektr. Licht.
Kissingen, Hôtel Métropole, I. R. a. Park u. Bäd.
Köln, „Belgischer Hof“. Bes. P. J. Thelen.
„ Monopol-Hotel, nahe Bahnh. u. Dom, comfortabelst. Hotel i. Köln. Dir. E. Rosmanith.
Mürren (Schweiz), Grand Hôtel des Alpes, I. Rgs.
Bad-Nauheim, Augusta Victoria-Hôtel, I. R. 2c.
Niederbronn i. E., Hot. Matthis. H. I. R. ctv. Pr.
Ostende, Splendid-Hôtel a. Strd. 350 Bett. Lift.
Triberg, L. Bieringer's Schwarzwald-Hôtel.
Wien, „Hôtel Métropole“, Zimm. v. 3 Kron. an, Bed. u. elektr. Licht werd. nicht extra ber. Lift.
Wiesbaden, Hotel u. Badh. Block, I. R., neu erb.
Wildungen, Kurhaus, Hotel u. Villa Goecke.
Würzburg, Hôtel de Russie, vollkommen umgebaut, größtes am Platze.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich u. unfehlbar nur durch mein **einzig sicheres Specialmittel.** Garantirt unschädlich. Franko gegen Mk. 2.50 (Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreichem Buche: „**Die Schönheitspflege**“. Glänzende Dankschreiben über grossartige Erfolge.

Otto Reichel Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Schönheit

zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisch. Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände, in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë,** Beseit. wunderbar leicht, gelbe Haut **Runzeln,** Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, Dose Mk. 2,— (franko Mk. 2,50 Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreich. Buche „**Die Schönheitspflege**“.
Tausende Anerkennungen. Erfolg garantirt.

Otto Reichel, Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Niederlagen: Wien, Apotheke zum schwarzen Bären. **Prag,** Einhorn-Apotheke. **Budapest,** Apotheke Jos. v. Török. Schweiz: **Steckborn,** Hartmann's Apotheke. Russl.: **Riga,** A. Loss u. Co., Kaufstr. 13.



Anschütz' Klapp-Kamera
mit Goerz' Doppelanastigmat.
Anschütz' Porträt-Kamera
mit Goerz' Doppelanastigmat.
Neue lichtstarke Serie Typ. B.

Handkameras jeglicher Art etc.
• • • Preisliste kostenfrei. • • •

Die Photographie im Hause.
Lehrbuch von Ottomar Anschütz.
• • • II. Teil: Das Porträt. • • •
(Direkt od. durch Buchhandl. zu beziehen.)

OTTOMAR ANSCHÜTZ,
Berlin W., Leipzigerstrasse 116.



Beetham's Lait Larola (Larola-Milk) übertrifft alle anderen Präparate für Conservierung der Haut im Sommer gegen den Einfluss von Sonne, Wind u. hart. Wasser, erhält die Haut kühl u. frisch, entfernt u. verhind. Rauheit, Röthe, Entzündung etc. Zu haben in all. besseren Geschäften der Droguen-Branche etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— u. M. 3.50 etc. In Berlin: Max Schwarzlose, Potsdamerstr. 7a; in **Hamburg**: Elfried Lubbers; in **Dresden**: Paul Schwarzlose; in Erfurt: C. H. Schmidt Nachf.

Buchführung lehrt brieflich.
Prospecte und Probe frei. O. Härtel, Görlitz.

✚ Um Schlank ✚

zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **“Pilules Apollo”**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **“Vesiculosine”** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab,* sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **“Pilules Apollo”** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **“Pilules Apollo” sind selbst** den **delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig forbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).

Flacon mit Notiz Mark **5.** — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ,** Apoth., **5, Passage Verdeau, Paris, IXe.** — Depot in **BERLIN**: **Apotheke zum WEISSEN SCHWAN, Spandauerstrasse, 77.**

Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK,** Apoth., **Königsgasse, 12.**

Man verlange auf den Schachteln den Stempel der “Union des Fabricants”.

Kurort und Ostseebad Ahlbeck

Mitglied des Verbandes deutscher Ostseebäder

1½ Kil. unmittelb. längs d. Meeres gel., rück- u. seitw. a. Höhenz. m. meilenw. Hochw. gelehnt, wunderb. reiner Strand, hervorrag. gleichm. Klima. Warmbäder f. alle med. Zwecke, Gelegenh. zu Brunnen- u. Milchtrinkkuren. Arzt, Apoth. im Ort. Tägl. Konz. auf der ca. 100 m ins Meer rag. Seebrücke od. i. Kurh.-Theat., Reunions, Wassersp. Eisenb.- u. Schiffsverbind. m. Berlin, Stettin 4 Stnd., mäss. Preise. Ausf. Ausk. u. Prosp. kostenl. d. d. **Badedirection.**



Gossmanns Natur-Heilanstalt

Wilhelmshöhe bei **Cassel.**

Sanatorium I. Ranges.

Psychisch-physikalisch-diätetische Heilmethode.
Herrliche Lage direct an Hochwald und Park.
Sanitäts-Rat Dr. Bilfinger, Frl. Dr. med. Sophia Gomberg (Schweiz prom.), Gossmann, Direktor.

Städtisches Eisen-Moor-Bad

Fernsprecher — Elektr. Licht

Bahnstation. **Schmiedeberg** Postbez. Halle.

Preisgekrönt: Sächs.-Thür. Industrie- u. Gewerbe-Ausst.
Vorzügl. Erfolge bei **Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.** Saison: 1. Mai bis Ende Septbr.
Prosp. u. Ausk. d. d. **Städt. Bade-Verwalt.** u. Badearzt Dr. med **Schütz.**

Stuttgart Neues Tagblatt

und General-Anzeiger für Stuttgart und Württemberg.
Verbreitetste Tageszeitung Württembergs.
Wirksamstes Insertionsorgan.
Verlangen Sie Probenummern und Berechnungen.
Tägl. Auflage 43000





Vereinigte Fabriken **C. Maquet,**
Heidelberg u. Berlin NW., Carlstr. 27. Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



Bildschön!

ist ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, sammetweiche **Haut** und blendend schöner **Teint.**

Alles dies erzeugt:

Radebeuler Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à Stück 50 Pf. Ueberall vorrätig.

Brennabor



In jedem der letzten **Geschäftsjahre** wurden gegen 40 Tausend Fahrräder verkauft. Diese Zahl wurde bisher von keiner andern Fabrik auch nur annähernd erreicht.

Brennabor ist die beliebteste Marke. — Kataloge postfrei.

- Fabrikate I. Klasse. - Ueberall verbreitet. -
Ludolphi's neue **„Saturn“**

Petroleum-Kocher



verbrennen gewöhnl. Petroleum mit reinster Gas-Blauflamme. Kein Geruch, kein Schwalken, grösste Wärmeentwicklung, Verbrauch nur ca. 2 Pfg. die Stunde, einfachste Behandlung, für 1—3 Töpfe und Backofen.

Ludolphi's neue **„Polaria“**
Gas-Kochplatten.
Ludolphi's „Astral“ und „Universal“
Petrolgas-Heizöfen.
═ Spiritus-Gas-Kocher. ═
Adolph Ludolphi, Hamburg.
Special-Fabrik v. Heiz- u. Koch-Apparaten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 40.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle von Julius R. Haarhaus.

(Fortsetzung.)

Kurz nach zwölf stand die Kutsche, mit zwei stattlichen Ackergäulen bespannt, im Burghofe. Es war ein schweres, plumpes Fuhrwerk mit hölzernem Tonnendach, harten Sitzbänken und wurmzerfressenen Ledervorhängen, als Reisewagen zur Not zu gebrauchen, aber zu Lustfahrten nicht gerade einladend. Auf dem Kutschersitze thronte Christian, der Thorwart, in einer betreßten Liverei, die im Schnitt und Maß die Mitte hielt zwischen eng und weit und drei Reihen Knöpfe hatte, da sie einem jeden vom Burggesinde, wenn es die Gelegenheit erforderte, passen mußte. Daß man den Alten zu dieser Dienstleistung herangezogen hatte, kam daher, weil er mit Weg und Steg im Schornbusch genau bekannt war, und weil sich Frau Anna auf seine Verschwiegenheit verlassen zu können glaubte. Christian war auch nicht wenig stolz auf das Vertrauen, das ihm seine Herrin schenkte, und würde mit Freuden seinen Kopf zum Pfande für ihre Sicherheit eingesetzt haben. Deshalb hatte er auch aus der Rüstkammer die beiden besten Pistolen hervorgesucht und sie mit der



Besuch auf der Hallig. Nach dem Gemälde von J. Alberts. (Text Seite 795.)

größten Sorgfalt geputzt und geladen. Denn allerlei marodierendes Volk, das sich im Lande umhertrieb, machte solche Vorsichtsmaßregeln nötig.

Endlich trat Frau Anna mit ihrer Begleiterin aus dem Hause. Sie hatte sich der Kälte wegen, die nach langen Regenwochen zu Anfang des Monats eingetreten war, in einen Marderpelz gehüllt, indes Gertruds spitze Nase aus einer mit Fuchsfell verbrämten Kapuze gar fürwitzig in die Welt lugte. Als die Frauen im Wagen Platz genommen und nun, einander gegenübersitzend, mit gedämpfter Stimme Zwiesprach hielten, ward es so recht ersichtlich, wie verschieden das Rauchwerk auf das Aussehen seiner Trägerin wirkte. Während Annas weiche Haut im Rahmen des Pelzes noch zarter und rosiger als sonst erschien, während das Menschlich-Schöne ihres wohlgeformten Antlitzes durch den dem Tiere entlehnten Schmuck gehoben wurde, verlieh der Amme die struppige Kopfhülle eine gewisse Aehnlichkeit mit einer alten Füchsin.

Die Kutsche setzte sich langsam in Bewegung, rasselte durch das enge Burgthor und verließ bald hinter dem Mühlweiher die Dorfstraße, um den Schweinheimer Pfad einzuschlagen, der für gewöhnlich nur bei Streu- und Holzfuhren benutzt wurde und dessen tiefe Räderspuren nicht gerade zur Annehmlichkeit der Fahrt beitrugen. Frau Anna ließ die bedenklichen Schwankungen und Stöße des alten Kastens mit Geduld über sich ergehen; ihr Geist war so beschäftigt, daß sie die körperlichen Torturen des Ausflugs kaum empfand. Desto mehr lamentierte Mutter Gertrud. Sie sprang bei jedem derben Stoße empor, schimpfte auf das Fuhrwerk und den Weg und versuchte, indem sie den Kopf zum Fenster hinaussteckte, den alten Christian darüber zu belehren, wie er zu kutschieren habe. Als dieser, um sich ihrer zu erwehren, der Alten plötzlich ein Pistol vor die Nase hielt, fuhr sie mit gellendem Gekreisch zurück und erschöpfte sich nun in langen Klageliedern über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und des männlichen Geschlechts im besonderen. Die junge Herrin ließ sie ruhig reden und hing ihren Gedanken nach, nur von Zeit zu Zeit ihre Begleiterin fragend, ob man denn noch nicht bald am Ziele sei.

Der Holzpfad wurde immer schmaler, die Räderspuren verloren sich nach und nach, und das Geäst hing so tief herab, daß der Kutscher absteigen und die Pferde am Kopfe führen mußte. Bei der ihm von der Alten bezeichneten Stelle, am Rande des Fichtenwaldes, machte man Halt. Dort stand ein roh behauenes Holzkreuz, das vor Zeiten, als die eingeschnittene Inschrift noch leserlich war, dem Wanderer verkündet hatte, an eben jenem Orte sei der oder jener wohlehrsame Ackerbürger beim Fällen eines Baumes vom stürzenden Stamme erschlagen worden und eines gottseligen Todes verblichen. Während Christian die Zügel um einen Fichtenast schlang, sprach Mutter Gertrud vor dem Kreuze in aller Eile ein Ave und zwei Paternoster, im stillen nicht wenig über ihre Herrin erstaunt, die sich an dieser beschleunigten Andachtsübung nicht beteiligte. Aber Frau Anna wäre es in diesem Augenblick um keinen Preis der Welt möglich gewesen, ein Gebet zu verrichten. Ihr Gewissen sagte ihr immer vernehmlicher, daß sie auf bösem Wege wandle.

Freilich nur im übertragenen Sinne, denn der Weg, den die beiden Frauen jetzt unter Christians Führung quer durch den Wald einschlugen, war bei weitem nicht so böse wie der Holzpfad. Auf dem glatten braunen Nadelgrunde schritten sie wie auf einem wohlgedielten und gewächsten Boden dahin. Außer dem Lockrufe einer Tannenmeise oder eines Goldhähnchens ließ sich weit und breit kein Laut vernehmen. Der winterliche Wald schien nicht erst abgewartet zu haben, daß ihm der Himmel eine Schneedecke beschere, sondern lag schon im ersten Schlafe, und der ist bekanntlich der festeste. Es war deshalb auch nicht anzunehmen, daß die altersmüden Fichten träumten; hätten sie dies aber gethan, so würde das blühende junge Menschenbild, das zwischen den braunroten, runzelbedeckten Stämmen dahinschritt oder vielmehr der alten Begleitern vorauseilte, ihrem Traume eine liebliche Wendung gegeben haben.

Nach kurzer Wanderung erreichte man einen Durchschlag, an dessen jenseitigem Ende die Behausung des Försters sichtbar wurde. Christian kehrte zu den Pferden zurück, und die Frauen gingen allein weiter. Als sie vor der Hütte, denn anders konnte man das Forsthaus kaum bezeichnen, standen, schlugen drinnen ein paar Hunde an, die eine rauhe Männerstimme aber sogleich wieder beschwichtigte. Die Besucherinnen warteten eine Weile; ihre Hoffnung, daß der Förster, dem ihre Ankunft ja durch seine vierbeinigen Weidgesellen angekündigt sein mußte, von selbst öffnen werde, erfüllte sich jedoch nicht. Nicht ohne Grauen entschloß sich Frau Anna zur Thür zu gehen, die von oben bis unten mit Eulen- und Sperberleichen benagelt war, und den gewichtigen Pocher in Bewegung zu setzen.

Gleich darauf rief oder richtiger sang es drinnen:

„Herein! Herein!
Wenn's keine Schwebden oder alte Weiber sein!"

Da weder die Burgherrin noch Mutter Gertrud sich zu einer dieser beiden, hier offenbar nicht sonderlich beliebten Menschenkategorien zu rechnen Veranlassung hatte oder zu haben glaubte, so leisteten sie der sonderbaren Einladung Folge. Frau Anna prallte, als sie die Thür öffnete, zurück: ein dicker blauer Qualm, in dem sich alle übeln Gerüche der Welt vereinigt zu haben schienen, schlug ihr aus dem Raume, der zugleich Vorsaal, Wohngemach und Küche war, entgegen. Zunächst vermochte sie drinnen nichts zu erkennen als die rußigen, mattroten Flammen eines Feuers, dessen Rauch offenbar keine Neigung empfand, das gastliche Gelaß durch die für ihn im Dache angebrachte Oeffnung zu verlassen.

Als sich die Frauen an die Finsternis gewöhnt hatten, vermochten sie einen Mann zu erkennen, der sich am Feuer eifrig zu schaffen machte und aus allerlei Büchslein und Flaschen etwas in einen Tiegel schüttete, wobei er, vermutlich um die richtige Reihenfolge einzuhalten, sich das in sinnreiche gereimte Merksprüche gebrachte Rezept laut vorsagte:

„Mohnensaat ein ganzes Pfund
Duftet süß und ist gesund".

Er warf den Besucherinnen einen Blick zu und deutete ihnen durch eine Handbewegung an, daß sie sich gedulden und ihn bei seinem Thun nicht stören sollten.

„Dann zu Weidmanns Nutz' und Heil
Eine Unze Bibergeil.
Krähenaugen, wohl zerstampft,
In den Tiegel, eh' es dampft."

Er schlug mit dem hölzernen Rührlöffel nach dem struppigen Leithunde, der die Gäste knurrend beschnupperte.

„Wurzeln von Levisticum,
Rühr das Ganze tüchtig um!
Wenn es an zu kochen fängt,
Wacker Kampfer zugemengt!
Nun vom trägen Dachs das Feist,
Einen Guß Melissengeist,
Heringslake nicht gespart,
Eines toten Juden Bart
Klein geschnitten Haar für Haar,
Roggenmehl und Honig klar,
Bis es schäumet, rühr' es fort,
Schlag das Kreuz und sprich das Wort:
Sanctis adjuvantibus,
Steht dir jeder Hirsch zum Schuß!"

Er war mit seiner Kocherei fertig und öffnete Thür und Fenster, worauf der Durchzug den Rauch vertrieb. Jetzt erst nahm er die Besucherinnen näher in Augenschein. Als er der alten Amme ansichtig wurde, die bis dahin hinter Frau Anna gestanden hatte, trat er entsetzt zurück, griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe und rief: „O du Grundgütiger! Nun ist alles Gebräu vergebens! Muß mir der Gottseibeiuns ein alt Weib auf den Hals schicken!"

„Ihn hat wohl der Rauch in die Augen gebissen, Meister Ringelhard," sagte Gertrud gekränkt, „sonst säh' Er wohl, daß hier kein alt Weib ist. Er kennt uns nicht, sonst würd' er nicht so unziemliche Reden führen."

„Bei Sankt Eustachii grausamem Martyrium! Da mögt Ihr recht haben! Weibsleut' und Drosseln im grünen Hag — ein Narre, der alle kennen mag!"

„Hat Er keinen Schemel zur Hand, ihn der Dame anzubieten?"

„Mit Respekt zu fragen, für wen soll ich die Dame ansprechen?"

„Wir sind von der Schweinheimer Burg; die Frau, meine vielgnädige Herrin, giebt Ihm in Dero hochadliger Person die Ehre."

„Wüßt' nicht, was ich mit denen von Schweinheim zu schaffen hätt'. Ich dien' der Flamersheimer Herrschaft, daß Ihr's wißt."

„Aber Ihr werdet trotzdem wohl ein paar Frauen, die sich im Walde erlustigt und den Weg verloren haben, unter Eurem Dache zu rasten erlauben," wandte jetzt Anna ein. „Und wenn Ihr einen Trunk Wassers hättet, würdet's nicht zu bereuen haben."

„Wasser, Schatten und Sonnenschein — müssen umsonst für jeden sein. Oder beliebt der Dame gebrannt Wasser?"

Die junge Frau machte eine abwehrende Handbewegung. Da nahm Meister Ringelhard einen zinnernen Becher vom Gesims, schöpfte damit aus dem Wassereimer und bot ihn dem Gaste mit den Worten:

„Vieladlige Frau, ich bring's Euch dar.
Ist frisch und kalt, ist kühl und klar,
Muß besser als Muskateller sein,
Ist's doch des edlen Hirschen Wein!"

Während Anna trank, breitete er eine Wolfsdecke über die an der Wand stehende Truhe und lud die Frauen zum Sitzen ein.

„Ist Seine Tochter nicht daheim?" fragte die Alte.

„Ist auf Rheinbach geritten, Schießkraut zu holen," erwiderte der Förster.

„Soll ein wacker Mägdlein sein," bemerkte Frau Anna.

„Das will ich meinen! Sitzt wie ein Reutersbub' auf dem Roß und schießt Euch eine Schwalbe im Fluge!"

„Wird's von ihrem Vater haben," meinte die Burgherrin.

„Oder von der Mutter — Gott hab' sie selig! Die traf mit jeder Kugel ins Schwarze. Saß ganze Tage und Nächte in der Luderhütte und blies Euch die Wölfe weg, daß es eine Art hatte. Vierundzwanzig in einem Winter, das war ihr ein Kinderspiel."

„Liebmundis heißt Eure Tochter?"

„Liebmundis — nach der Gnädigen auf der Flamersheimer Burg."

„Ein feiner Name!"

„Nicht zu fein für das Mägdlein," sagte Ringelhard mit Stolz. „Solltet sie nur kennen."

„Wird mancher brave Bursch ihr zu Gefallen durch den Schornbusch spazieren," warf Mutter Gertrud dazwischen.

„Möcht's keinem raten, der seine Zeit nicht unnütz verthun will. Auf das Mannsvolk ist das Kind nicht zu sprechen."

„Dann ist der Rechte wohl noch nicht gekommen," meinte die junge Frau.

Der Förster schüttelte den Kopf. „Das Mädel ist ein halber Bub," sagte er, „und solche taugen nicht zum Scharmieren. Denkt Euch, sie leidet es nicht, daß ich sie mit ihrem Namen nenne. Muß ‚Liebmund' zu ihr sagen, als ob sie ein rechter Junge wär'."

Draußen ließ sich jetzt Pferdegetrappel vernehmen. Der Leithund und die beiden Spürhunde, die auf den warmen Steinplatten des Herdes gelegen hatten, sprangen von ihrer Ruhestatt herab und kratzten schweifwedelnd an der Thür. Durch das noch immer offenstehende Fenster vermochte Frau Anna den Ankömmling zu sehen; es war ein zierlich-schlankes Mädchen, in hochgeschürztem Rock und kurzer, pelzverbrämter Jacke. Das glänzend schwarze Haar war in zwei starken Zöpfen um den Hinterkopf gelegt und unter einem verwetterten, mit Eulenfedern geschmückten Männerhut halb verborgen.

Liebmundis, denn diese war es, sprang aus dem Sattel, auf dem sie nach Männerart gesessen hatte, und führte das Pferd in den Stall. Bald darauf trat sie ein, von den Hunden mit einem Freudengeheul empfangen. Sie klopfte jedem von ihnen Kopf und Rücken, warf dem Vater die Schweinsblase mit dem Schießpulver zu

und begrüßte die beiden Gäste mit einer leichten Verneigung.

Anna empfand dem einfachen Kinde gegenüber etwas wie Verlegenheit. Sie war gewohnt, daß ihr Leute dieses Schlages mit Ehrerbietung begegneten. Liebmundis bekümmerte sich jedoch nicht weiter um sie, sondern öffnete ein kleines Wandspind, nahm ein Schwarzbrot und ein Messer heraus und schnitt sich eine derbe Scheibe ab, die sie, im Gemache auf und nieder wandelnd und mit den Hunden spielend, mit großem Behagen verzehrte. Hin und wieder schoß aus ihren schwarzen Augen ein halb neugieriger, halb mißtrauischer Blick auf die feine Dame und deren Begleiterin.

„Ich habe mancherlei Gutes über dich vernommen, Liebmundis," sagte die Burgherrin endlich.

„So? Wüßt' nicht, wer Gutes von mir sprechen sollt'!" gab das Mädchen trotzig zurück. „Wer seid Ihr überhaupt?"

„Die Schweinheimerin. Die Leute sagen, du wüßtest besser als die Männer mit dem Pürschrohr umzugehen."

„Ist was Rechts, wenn man von Kind auf mit Gewehren gespielt hat!"

„Aber wie steht's mit Spinnen und Weben? Bist du in solchen Künsten auch erfahren?"

„Muß man's nicht, wenn einen der Herrgott als Weibsbild erschaffen hat? Und glaubt Ihr etwa, für uns wächst die Leinwand auf den Bäumen? Seht einmal her!"

Sie trat dicht vor Frau Anna hin, streifte den Aermel ihrer groben Jacke empor und wies ihr das Hemd von blendend weißem Linnen, das den schlanken bräunlichen Arm bis zum Ellbogen umhüllte. „Eigne Arbeit!" sagte sie stolz.

Die Burgherrin ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Liebmundis," begann sie, „hör mich an! Eine solche, wie du bist, thät' uns auf Schweinheim not. Möchtest du mit uns kommen?"

Das Antlitz des jungen Mädchens verfinsterte sich. Sie machte mit einer hastigen Bewegung ihre Hand los und trat einen Schritt zurück.

„Sucht Euch wo anders eine Magd!" sagte sie schroff, indem sie sich zu dem Leithunde, der nicht von ihrer Seite gewichen war, hinabbeugte und seinen zottigen Kopf an ihre Brust drückte. „Und wenn Ihr mir einen Scheffel Goldes bieten wolltet, ich käm' nicht zu Euch."

„Nicht als Magd und auch nicht für immer sollst du kommen, Liebmundis," beschwichtigte sie Frau Anna, „das würd' schon dein Vater nicht erlauben, der dich sicherlich nicht lange entbehren kann. Aber wenn du auf etliche Tage bei uns Einkehr halten wolltest, mir bei den Zurüstungen zu Herrn Reichards Abreise ins Feldlager zur Hand zu sein, ich würde dir's danken, so gut ich's vermöchte."

Das Mädchen horchte auf. „Ins Feldlager?" fragte sie. „Herr Reichard zieht wider den Schweden?"

„Der Kurfürst rüstet und will meinem Eheliebsten Dragoner geben."

„Dann stehe ich Euch zu Diensten," rief Liebmundis, „wenn's wider den Schweden geht, thu' ich, was Ihr wollt. In Rheinbach der Krämer wies mir ein fliegend Blatt, darauf war abkonterfeiet, wie der Schwede wütet ... Wann bedürft Ihr meiner? Wann soll ich kommen?"

„Je eher, desto besser!"

„Soll ich gleich mitkommen?"

Frau Anna warf der Alten einen fragenden Blick zu. Als diese durch lebhaftes Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen gab, antwortete sie: „Wüßt' nicht, was mir erwünschter wär'." Und zu Ringelhard gewandt, fügte sie hinzu: „Ihr habt doch nichts dawider, daß Eure Tochter uns begleitet?"

„Wenn sie selbst will," gab der Förster zurück, „so mag sie's mit sich selbst ausmachen. Ich kann mich schon ein paar Tage ohne sie behelfen, obgleich ich nicht verhehle, daß ich das Mädel ungern misse."

Liebmundis eilte hinter den Bretterverschlag im dunkelsten Winkel des Gemaches, der ihre Lagerstatt umschloß, und kehrte mit einem in ein Linnentuch geknoteten Bündel zurück.

„Ich bin bereit," sagte sie. Als aber Frau Anna sich erhob, warf das Mädchen ihr Bündel noch einmal hin, schlüpfte in den Stall, um von dem Pferde Abschied zu nehmen, streichelte die Hunde und reichte endlich dem Vater die Hand, der ihr seine derbe Rechte auf den Scheitel legte und dabei einige unverständliche Worte, die wie ein Segenswunsch oder Stoßgebet klangen, in den Bart murmelte.

Die matte Wintersonne neigte sich schon dem Horizonte zu, als die drei Frauen bei der Kutsche anlangten. Die Alte nahm Christian beiseite und schärfte ihm ein, daß er dem Gesinde gegenüber der heutigen Ausfahrt und ihres Ergebnisses mit keinem Worte gedenken solle und von der Ankunft eines Gastes auf der Schweinheimer Burg nicht das geringste zu wissen habe.

Während der Fahrt versäumte man nicht, auch das Mädchen vorzubereiten.

„Wir müssen Sorge tragen, dich vor den Leuten wohlversteckt zu halten, Liebmundis," sagte Anna mit gezwungenem Lächeln und einem Ausdruck, der deutlich verriet, welche Ueberwindung es sie kostete, das arglose Kind zu täuschen, „aber unsre Schweinheimer Bauern, denen es obliegt, grobe Handdienste zu verrichten, würden es gar übel aufnehmen und uns auf tausenderlei Art vergelten, wenn ihnen zu Ohren käme, wir hätten für die feine Arbeit eine Fremde ins Haus genommen. Und daß ich den Weibern aus dem Dorf meinen feinen Flachs nicht anvertrauen möchte, das wirst du mir wohl glauben, Mädchen."

Unter diesen Umständen verlief Liebmundis' Einzug in die Burg sehr geräuschlos. Der Verabredung gemäß blieb die Fremde, nachdem Frau Anna und Mutter Gertrud ausgestiegen waren, bei dicht verschlossenen Vorhängen in der Kutsche sitzen, die sogleich von Christian in den Schuppen neben dem Stalle geschoben wurde. Erst als völlige Dunkelheit eingetreten und das Gesinde zum Vesperimbiß versammelt war, schlich sich die alte Amme in den Hof, riegelte die Schuppenthür auf und führte das Mädchen auf einer Seitenstiege zur Kemnate, wo die Burgherrin sie bereits erwartete.

Sie hieß Liebmundis auf einen Schemel am Kamin niedersitzen und begann ein Gespräch mit ihr, während Mutter Gertrud in ihrer eignen Kammer dem Gaste eine Lagerstatt zurüstete. Dabei wußte sie durch klug gestellte Fragen bald zu ermitteln, daß das arme Kind von einem Georgenhemd noch nie etwas vernommen hatte, mithin auch die Gefahr nicht ahnen konnte, der es, wenn es sich den weiteren Wünschen der Burgherrin gefügig zeigen würde, entgegenging.

Diese Erkenntnis gab Frau Anna ihre Sicherheit zurück. Sie zögerte nun auch nicht länger, Liebmundis darüber aufzuklären, zu welchem Zwecke man sie nach Schweinheim geholt habe, wobei sie natürlich die Folgen, die ihr aus der zu verrichtenden Arbeit erwachsen mußten, sorgfältig verhehlte.

Das Mädchen war denn auch ohne weiteres bereit, ein Werk zu vollbringen, von dem man sich eine so wunderbare Wirkung versprach, und vermochte kaum den kommenden Morgen zu erwarten, an dem die Arbeit beginnen sollte. Herr Reichard, den sie nie gesehen, erschien ihr wie ein Sankt Georg oder Sankt Michael, vom Himmel zu dem verdienstlichen Unternehmen berufen, den schwedischen oder, was für sie gleichbedeutend hiermit war, den lutherischen Lindwurm zu vertilgen. Und der Himmel, der durch eine reine Jungfrau ja das größte aller Mirakel gethan hatte, wollte nun sie, die arme Försterstochter aus dem Schornbusch, der unbegreiflichen Gnade würdigen, den Drachentöter gegen Gifthauch und Zahn des grimmen Ungeheuers zu feien.

*

Der erste Strahl der über dem bewaldeten Hügelrücken des Speckelsteins emporsteigenden Sonne fand Liebmundis schon bei der Arbeit. Mutter Gertrud hatte das Mädchen zu zeitiger Stunde auf Schleichwegen in die kleine Burgkapelle geleitet und sie darüber belehrt, unter welchen Gebeten und Zaubersprüchen sie den Flachs um den Rocken zu winden, den Faden auszuziehen, das Rad zu treten und das Garn aufzuwickeln habe. Auch daß der Faden fleißig mit Weihwasser genetzt werden müsse, hatte sie der Spinnerin gehörig eingeschärft. Dieser war bei ihrer Arbeit seltsam genug zu Mut. Die stille Kapelle, die durch bemalte Scheiben nur spärliches Licht empfing, die kühlen Mauern, der erhöhte Altarplatz, auf dem sie sitzen mußte, das ernste Muttergottesbild aus braunem Birnbaumholz — alles das wirkte auf das Mädchen, das gewohnt war, tagaus tagein in der freien Luft zu leben und durch den Wald zu streifen, in hohem Grade beängstigend. Das Schnurren des Rades klang in dem gewölbten Raume doppelt laut, und ihre eigene Stimme schien ihr, wenn sie halblaut die Gebete vor sich hinsprach, aus der Tiefe des Grabes zu kommen. Zuweilen schaute sie von der Spule auf und ließ den Blick über den mit einer spitzenbesetzten Decke bekleideten Altar und zu den bunten Fenstern schweifen. Dabei bemerkte sie, daß in dem einen, auf dem die heilige Ursula abgebildet war, gerade im Fuße der Märtyrin ein Stückchen Glas fehlte. Durch die schmale Oeffnung fiel ein Sonnenstrahl quer durch die Kapelle bis zu der Thürschwelle, wo er einen beinahe kreisrunden goldnen Flecken abzeichnete. Dieser Fleck wanderte langsam an der Wand entlang bis zum Altarplatze, wo er dann Liebmundis' Fuß traf, so daß die beiden Jungfrauen, die gemalte heilige und die lebende profane, durch einen schräg herabfallenden Lichtstreif verbunden schienen. Das Mädchen versuchte dies Zeichen zu deuten. Sie entsann sich, in der Rheinbacher Kirche ein Bild gesehen zu haben, das die Verzückung des heiligen Franziskus darstellte. Vor dem Heiligen schwebte ein Kreuz mit dem Erlöser, dessen Wundmale durch goldne Strahlen mit Händen, Füßen und Seite des Mönches verbunden waren. Sollte jener verbindende Lichtstrahl nicht auch ihr ankünden, daß sie vor den Augen der Himmlischen Gnade gefunden habe und zu einem Gott wohlgefälligen Werk berufen sei? War es nicht eine goldene Brücke, die sich zwischen ihr und Sankt Ursula ausspannte? Sie streckte die Hand aus, als ob sie den Strahl hätte greifen wollen. Da merkte sie erst, daß der flammende Streif sich aus Himmlischem und Irdischem zusammensetzte, aus Licht und Milliarden von winzigen Stäubchen, die in wundersamem Wechsel auf und nieder tanzten und nach unergründlichen Gesetzen entweder auf der leuchtenden Bahn emporfluteten oder in das Nichts versinkend erloschen. Und ihre im steten Umgang mit der Natur erstarkte Phantasie sah auch in diesem Spiele der Sonnenstäubchen ein Gleichnis: den seligen Aufstieg der Begnadeten und den rettungslosen Fall der Verdammten am Tage des jüngsten Gerichts. Sie beschloß, das alltägliche Phänomen, das ihr in diesem Augenblick so bedeutungsvoll erschien, als Orakel zu benutzen, um sich über ihr eignes Los Gewißheit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke heftete sie den Blick ihrer Luchsaugen auf ein einzelnes Stäubchen, das in dem flimmernden Chaos gerade unbeweglich zu schweben schien. Die Bahn, die dieses winzige Atom nehmen würde, sollte ihr das Schicksal ihrer unsterblichen Seele verkünden. Irgend eine leichte Bewegung ihres Kopfes, vielleicht auch ein Luftzug, der durch die Lücke im Fenster drang, setzte ihr Seelenstäubchen in Bewegung. Sie sah mit klopfendem Herzen, wie es sich drehte und langsam sank, immer tiefer sank, bis es aus dem Bereiche des Sonnenlichtes zu entschwinden drohte. Dann aber raffte es sich scheinbar auf und zog, von einer geheimnisvollen Kraft fortgerissen, die goldene Bahn empor. Es stieg höher und immer höher, so hoch, daß Liebmundis es aus dem Auge verlor und statt der Gewißheit nur die Hoffnung erhielt, es würde den Flug nach oben bis zum Ausgangspunkte der Lichtquelle beibehalten haben. Diese Hoffnung genügte ihr. Sie hätte um keinen Preis das Schicksal ein zweites Mal befragen mögen. Beruhigt, wie sie nun war, wandte sie ihre Gedanken wieder der Heiligen zu. Aus der Legende war ihr deren Leben und Sterben hinreichend bekannt. Sie mußte lächeln, als sie sich bei dem Versuche ertappte, gleichsam eine

Parallele zwischen sich und jener zu ziehen. Was konnte sie, das arme Försterkind, mit der britannischen Königstochter gemeinsam haben? Um ihre Hand hatte noch kein christlicher Bauernbursch, geschweige denn ein heidnischer Fürstensohn angehalten, sie hatte nicht einmal eine einzige Gespielin besessen, geschweige denn elftausend, sie hatte noch nie den Fuß auf ein Schiff gesetzt, war auch noch nicht nach Rom gepilgert, nicht einmal nach dem heiligen Köln, vor dessen Mauern jene von rohem Kriegsvolk zu Tode gemartert worden war. Nein, mit Sankt Ursula durfte sie sich nicht vergleichen, wenigstens nicht, soweit ihr Leben in Betracht kam!

Aus diesen sonderbaren Gedanken wurde sie durch leise Schritte aufgeschreckt. Sie hörte, wie jemand die Thür behutsam öffnete, und sah Frau Anna hinter sich stehen, die ihr auf blankem Zinnteller ein Glas Wein und eine mit einer derben Schinkenscheibe belegte Brotschnitte zum Frühstück brachte. Bei diesem Gruße aus der Wirklichkeit zerstoben die mystischen Phantome vollends. Ja, sogar die goldene Brücke zwischen ihr und der Heiligen schien abgebrochen, denn als sie nach einer Weile den Lichtstrahl suchte, war er verschwunden.

Die junge Frau setzte sich in einen der beiden Betstühle und schaute dem arbeitenden Mädchen zu. Liebmundis spann so eifrig, daß Anna sie mehrmals daran erinnern mußte, sie solle das Frühstück nicht vergessen. Endlich erhob sie sich, nahm den Teller vom Altar und ließ sich damit auf die Stufe des Altarplatzes nieder, gerade zu Frau Annas Füßen, die darauf warten wollte, bis Teller und Glas geleert seien, um als ordnungsliebende Hausfrau beides wieder mitzunehmen. Als die Burgherrin das arglose Kind so behaglich essen und trinken sah, empfand sie aufrichtiges Mitleid mit Liebmundis und damit zugleich auch das Bedürfnis, ihre selbstsüchtige Absicht vor sich selbst wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu beschönigen. Sie lenkte das Gespräch auf ihren Gatten, dessen ritterliche Tugenden und hohen Mut sie nicht weniger zu rühmen wußte als die liebevolle Fürsorge, mit der er sie umgab, und die sie um so mehr hervorheben zu müssen glaubte, als sie ihr selbst noch neu und ungewohnt war.

Das Mädchen hörte ihr aufmerksam zu; entsprach doch diese Schilderung nur zu sehr dem Bilde, das Liebmundis sich von Herrn Reichard gemacht hatte. Und das Interesse, das sie für ihn an den Tag legte, war für Frau Anna eine weitere Veranlassung, mit ihren Herzenserleichterungen nicht zurückzuhalten und die neue Freundin mit allen Einzelheiten der Geschichte ihrer jungen Ehe bekannt zu machen. Es war ein seltsamer Freundschaftsbund, den der Zufall gleichsam über Nacht zwischen zwei nach Alter, Erziehung und Stand so grundverschiedenen Wesen geknüpft hatte, doppelt seltsam durch den Gegensatz der Personen und der Motive, die sie zu einander hinzogen. Die junge Frau, einem altadligen, wenn auch nicht begüterten Geschlechte entstammend, im Kloster erzogen, vor jedem rauhen Lufthauche ängstlich behütet, dabei von Natur ruhig, kühl und geneigt, sich dem Willen und der besseren Einsicht andrer bedingungslos unterzuordnen, sah in Liebmundis, der wilden Waldblume, die, ohne Unterricht aufgewachsen, nur den Weisungen des eignen Instinktes folgte und sich nicht einmal Mühe gab, die leidenschaftlichen Regungen, zu denen ihr Temperament sie trieb, zu unterdrücken oder zu verbergen, ihr ausgesprochenes Widerspiel. Sie betrachtete das Mädchen, wie wir schon wissen, mit herzlichem Mitleid, aber dieses Gefühl war nicht ganz rein, es wurde beeinträchtigt durch eine Art von teilnehmender Neugier, zu erfahren, auf welche Weise die Spinnerin den höllischen Mächten anheimfallen werde. Anna schloß aus mancherlei Anzeichen, daß Meister Ringelhards Tochter nichts von jener weichen Hingebung und demütigen Ergebenheit an sich habe, die nach ihrer Ueberzeugung die wesentliche Seite der Weiblichkeit ausmachten, daß sie vielmehr im Hassen und Lieben gleich maßlos sein würde und somit dem Bösen, falls er es auf ihre Seele abgesehen hatte, eine bequeme Handhabe biete, sie zu verderben. In diesem Falle konnte Mutter Gertrud wirklich recht haben, wenn sie behauptete, eine Seele, die den Keim der Verdammnis in sich trage, dürfe nicht als ein allzu kostbares Opfer angesehen werden. Diese Erkenntnis beruhigte Frau Anna ungemein, und sie beschloß, das arme Kind, dessen Dienste sie trotz alledem keineswegs unterschätzte, durch liebevolle Behandlung in diesem Leben für die unausbleiblichen Qualen in jenem wenigstens einigermaßen zu entschädigen.

Liebmundis hingegen, weit entfernt, die wahre Ursache von Annas Herzlichkeit zu ahnen, nahm vielmehr jedes freundliche Wort, jede erwiesene Wohlthat als einen wohlverdienten Tribut der Dankbarkeit mit dem ihr eignen Stolz entgegen und fand es ganz selbstverständlich, daß die Dame, der sie, wenn auch nur durch eine geringe Mühe, den geliebten Gatten erhielt, die Schranke fallen ließ, die das arme Försterkind von der adeligen Burgherrin trennte. Ueberdies hatte sie die Empfindung, als ob Frau Anna ihren Gatten, wenn sie ihn auch mit beredten Worten rühmte, doch nicht ganz so, wie er es nach ihrer Meinung verdiente, zu schätzen wisse. Sie hielt die gleichmäßige Ruhe der schönen blonden Frau für einen unverkennbaren Mangel an Gefühl und glaubte, da sie in ihrem jungen Leben noch wenig Menschen kennen gelernt hatte, daß sich, wie bei ihr selbst, so auch bei allen andern Zuneigung und Abneigung in stürmischer Weise äußern müßten. Dazu kam noch, daß sie herausgefunden zu haben glaubte, Anna begegne ihrem Manne mit einer gewissen Scheu oder hege sogar Furcht vor ihm. Das war dem Kinde des Waldes, das nicht einmal die Autorität des Vaters, viel weniger die eines andern Menschen anerkannte, völlig unverständlich. Die Burgherrin war nämlich, als sich im Hofe Pferdegetrappel hatte vernehmen lassen, mit allen Anzeichen der Bestürzung aus ihrem Betstuhle aufgesprungen und an das Fenster geeilt, wo die kleine Lücke in dem Glasbilde ihr gestattete, einen Blick in den Burghof zu werfen. Dann war sie mit der leicht hingeworfenen Bemerkung: „Daß mich der Adrian so erschrecken muß!“ lächelnd zu ihrem Sitze zurückgekehrt. Wenn sie, die Herrin, in ihrem eignen Hause jemand fürchtete, so konnte das nach Liebmundis' Vermutung nur der Gatte sein. Und offen, wie sie war, gab das Mädchen dieser Vermutung auch ohne Säumen Ausdruck.

„Weshalb fürchtet Ihr Euch, Schweinheimerin? fragte sie.

„Fürchten?“ Anna wollte der unbequemen Frage durch einfaches Leugnen der Thatsache ausweichen; als sie aber Liebmundis' schwarzes Auge mit ruhig-durchdringendem Blick auf sich gerichtet sah, besann sie sich eines andern.

„Es wär' mir unlieb, wenn Herr Reichard uns hier überraschte,“ sagte sie zögernd. „Dich darf er um alles in der Welt nicht sehen!“

Liebmundis stutzte und ließ das Rad ausschnurren, ohne auf den Lauf des Fadens zu achten. „Und weshalb nicht, Schweinheimerin? Thun wir denn ein bös Werk?“ Sie sprach diese Worte, ohne den Blick von Annas niedergeschlagenen Augen abzuwenden.

Diese zeichnete sich sonst nicht gerade durch Geistesgegenwart aus. Aber jetzt, wo das Gelingen eines sorgfältig eingefädelten Unternehmens von einem einzigen Worte abhing, fand sie blitzschnell eine annehmbare Ausrede. Sie wußte, daß ihr Gatte zu dem Werke, das sie bereitete, nie seine Zustimmung geben würde, besonders, wenn er erführe, mit welchem Opfer sie ein Schutzmittel zu erkaufen suche, an dessen Wirksamkeit er nimmer glauben konnte. Aber ebenso gewiß wußte sie auch, daß er das Nothemd, wenn es einmal fertig sei und ihm von ihr beim Abschiede mit der Bitte, es zu tragen, überreicht würde, nicht zurückweisen werde. Dies durfte sie jedoch Liebmundis nicht verraten, denn wenn diese, als die Verfertigerin des Hemdes, durch eine solche Eröffnung veranlaßt würde, auch nur den leisesten Zweifel an der Kraft des Zaubers zu hegen, so wäre die ganze Arbeit umsonst gewesen.

„Ein bös Werk? Wie du nur redest, Mädchen!“ erwiderte sie. „Nein, ich will dir sagen, warum dich mein Eheliebster nicht sehen darf: Deine schwarzen Aeuglein könnten mir sein Herz abspenstig machen. Das merk dir für die Zukunft: eine Frau, wenn sie klug ist, hütet ihren Mann vor solchen, die schöner sind als sie selbst.“

Das Mädchen beugte sich über das Rad und machte sich an der Kurbel zu schaffen. Eine Blutwelle hatte ihr das Antlitz bis zu den Stirnhaaren gerötet.

„Bin ich denn schön?“ fragte sie, ohne aufzuschauen.

„Das weißt du nicht?“

„Wir haben keinen Spiegel daheim.“

„Hast dich auch nie im Waldweiher beschaut?“

Die Gefragte errötete zum zweiten Male. „Hab' immer nur zur Nachtzeit drin gebadet,“ gab sie leise zurück.

„Bist ein lieb närrisch Mädel,“ sagte Frau Anna, indem sie ihre feine weiße Hand auf den bräunlichen Nacken des Kindes legte und mit den schlanken Fingern durch das schwarze Haar fuhr, „und bei lichtem Tag bist du nie ans Ufer getreten und hast auf das stille Wasser geschaut?“

„Wenn ich des Tags vorbeigekommen bin, ist stets der Faßan, unser Hund, dabei gewesen, und der springt dann gleich hinein und tollt drin umher wie unsinnig, weil er das Wasser gar so gern hat, und dann trübt sich's und ist nicht mehr glatt, und wenn man auch hineinschaut, so sieht man nichts mehr.“

Frau Anna war länger, als sie beabsichtigt hatte, in der Kapelle geblieben. Jetzt erhob sie sich, nahm Teller und Glas, lauschte erst eine Weile an der Thür und begab sich, als draußen alles still blieb, mit leisen Schritten in die Kemnate zurück.

Liebmundis saß einen Augenblick in Gedanken versunken vor dem Spinnrad und starrte ins Leere. Dann aber raffte sie sich auf, strich sich mit dem Handrücken über Stirn und Haar und setzte mit heftigem Tritt das Rad in Bewegung, wobei sie wie geistesabwesend die Zauberformel vor sich hinsprach:

„Sankt Petrus gut, Sankt Petrus lieb,
Bewahr ihn gnädig vor Stich und Hieb
Und laß ihn nicht verderben!
Sankt Barbara halt' die Kugel auf,
Und lenke von ihm ihren Lauf,
Erhalt ihn heil, erhalt ihn gesund,
Auf daß sein Blut zu keiner Stund'
Dies Linnen möge färben!“

Immer schneller schnurrte das Rad, aber auch immer schneller jagten sich die Gedanken hinter der weißen Stirn des spinnenden Waldkindes. Und was für seltsames Zeug ihr in den Sinn kam! Sie sollte schöner sein als die stolze, blühende Burgherrin! Schöner als die vornehme junge Frau, die sie, seit sie ihre Bekanntschaft gemacht, um ihre rosige Haut und das schimmernde Gold ihres Haares beneidet hatte! So schön sollte sie sein, daß Frau Anna sie von ihrem Gatten verbergen zu müssen glaubte! Ob Herr Reichard denn sein Weib überhaupt liebte? Ob er ihr Anlaß gegeben hatte, zu verhüten, daß ihm andre Frauen und Mädchen in den Weg träten? Liebmundis empfand plötzlich aufrichtiges Mitleid mit ihr. Es schien ihr unmöglich, daß eine Frau glücklich sein könne, wenn sie der Liebe ihres Mannes nicht jederzeit gewiß sein dürfe. Aber trotz dieser Erwägungen vermochte sie Herrn Reichard nicht zu zürnen. Ihr war, als müsse ein Mann, der so tapfer und ritterlich sein sollte — und daß er es war, daran durfte sie nicht zweifeln —, auch von seinem Weibe eine heißere Liebe verlangen, als die schöne kühle Frau Anna sie ihm bieten konnte. Wäre es da so ganz unverzeihlich gewesen, wenn er bei andern Weibern das gesucht hätte, was er beim eignen nicht fand? Und das gute Kind entschloß sich, einen Teil des Mitleids, das sie für die Burgherrin hegte, auf den Burgherrn zu übertragen. (Fortsetzung folgt.)

Mondlicht.

Der Mond, der nachts die Welt mit mildem Licht verklärt,
Am Tage siehst du ihn als leichtes Wölkchen schweben,
So wie ein Trost verblaßt im sonnenheitern Leben,
Der sich dem dunklen Leid als Himmelsfreund bewährt.

Th. Remilius.



Knabe von der Hallig.

Die Halligen der Nordsee.

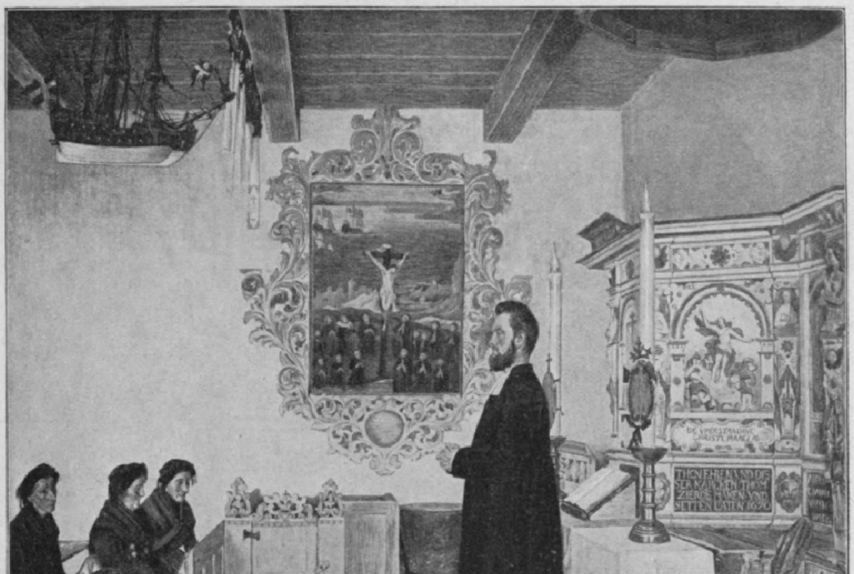
Mit sieben Abbildungen nach Gemälden von J. Albert

In der äußersten Ecke des deutschen Vaterlandes, und zwar an der schleswigschen Westküste, liegt eine kleine Inselgruppe, die Halligen. Von den Seebädern Wyk auf Föhr und Amrum aus sieht man sie am Horizonte schimmern oder, um mit dem Worte Theodor Storms zu reden, „ein Traum auf dem Wasser liegend“. Gegenwärtig existieren noch zwölf dieser Eilande: Hooge, Langeneß, Nordmarsch, Gröde, Nordstrandischmoor sind die größeren, Oland, Appelland, Hamburgerhallig, Norderoog, Südfall, Süderoog, Habel die kleineren Inseln. Einige sind nicht mehr bewohnt, denn ihre Werften und Brunnen sind längst verschwunden, und auf manchen hat nur noch je eine Familie ihre Wohnstätte. Manche Halligen sind im Laufe der Zeit ganz von der Nordsee weggespült worden, denn fort und fort nagt die Flut an den zerklüfteten Rändern der etwa 1 Meter über den Watten emporsteigenden Ufer. Und so geschieht es, daß die Halligleute oft ihre Geburtsstätte überleben und daß Jetztlebende sich noch kleiner Halligen und Wohnplätze erinnern, die verschwunden sind und über die jetzt Schiffe hinsegeln. Da diese Inseln, ohne Dünen und Deiche, beständig der See preisgegeben sind, liegen die Häuser auf künstlich erhöhten Hügeln, Werften genannt, die sich in sanft ansteigender Linie vom Halligplan emporheben, um so die Wellen der gefürchteten Hochfluten zu brechen.

Bei schweren westlichen Stürmen ist die Hallig in kürzester Zeit unter Wasser. Die Flut steigt höher und höher, und bald schlagen die wildschäumenden Wogen gegen die Werften und oft auch gegen die Wohnstätten der Menschen. „Der blanke Hans klopft ans Fenster“, sagen dann die Halligleute, und dieser Umstand erfüllt selbst die kaltblütigen Inselfriesen mit banger Sorge. Denn die Sturmfluten haben oft unsägliches Unheil herbeigeführt. Anno 1300 am 16. Januar, so erzählt die Chronik, erhob sich ein starker Sturm, jagte das Wasser vier Ellen hoch über die höchsten Deiche, wütete schrecklich in allen Marschländern und riß die Länder Dithmarschen, Eiderstedt und Nordstrand, die bisher nur ein kleiner Strom trennte, gänzlich auseinander. Weiter wird berichtet von einem ungeheuren Sturm, der sich am Weihnachtsabend 1717 erhob. Die armen Leute flüchteten auf die Dächer, aber dem Anprall der Wellen hielten nicht alle Häuser stand. Menschen- und Tierleichen trieben umher, Schränke, Truhen und Hausgerät aller Art bedeckten das Meer. Auf der Hallig Nordmarsch stand das Wasser eine Elle hoch in der Kirche; 19 Häuser wurden völlig vernichtet. Die letzte verheerende Sturmflut, von der die Chronik meldet, fand in der Nacht vom 3. Februar 1825 statt. Sogar zu den Toten drang das Meer. Weigelt erzählt: „Auf der Kirchwerft der Hallig Oland wurden die Särge bloßgelegt oder zertrümmert. Das Meer nagte ruhelos, unaufhaltsam an dem Totenhügel, und man mußte die in ihrer Ruhe Gestörten zum zweitenmal bestatten.“ Noch unheimlicher ist's, was man aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Pastorat der Hallig Gröde berichtet. Damals riß eine Sturmflut Särge aus den Gräbern, sie stießen mit den Wogen gegen die Wände des Hauses und drangen ins Zimmer. „So kamen im Geheul des Sturmes die Toten, um die Lebenden zu rufen.“ Aber trotz dieser beständigen Lebensgefahr liebt der Halligbewohner seine Heimat aufs innigste; denn obschon er als Seemann Menschen und Dinge vom Polarmeer bis zu den Tropenländern kennen gelernt hat, zwingt es ihn immer wieder zurück nach seiner eintönigen, gefahrvollen Hallig.

Die Halligbewohner sind Friesen, und wegen ihrer Abgeschiedenheit haben sich dort Sprache und Sitten noch reiner erhalten als auf den größeren Nachbarinseln. Die Sprache ist dem Englischen sehr verwandt, doch existieren auf jeder einzelnen Insel und am Festlande bedeutende Dialektabweichungen Die Halligleute sind ruhig und ernst, und ein fester Charakter ist ihnen in der Regel eigen. Linkische Verlegenheit, die man sonst so oft bei Landbewohnern antrifft, ist den Halligleuten fremd. Sie besitzen im Gegenteil dem Fremden gegenüber eine bescheidene, sichere Weise, die sie sich meist auf ihren Reisen erworben haben. Denn der Halligmann muß fort, um seinen Erwerb zu finden. In früheren Zeiten widmeten sich fast alle jungen Leute ausschließlich dem Seemannsberuf, und sie waren bekannt und hochgeschätzt als tüchtige Seefahrer, meist nach Holland und Westindien. Viele brachten es zum Kapitän und kehrten als wohlhabende Leute heim, um ihren Lebensabend in beschaulicher Weise auf ihrem Eiland zu beschließen, stets umrauscht und umbraust von dem ihnen vertrauten Element. Aber sie brachten von den Seereisen mehr mit als sichere Existenzmittel, denn vieles der ungemein behaglichen Einrichtung ihrer Häuser stammt aus Holland und zeigt noch den Charakter des 17. Jahrhunderts. Die Wände der Innenräume sind mit Delfter Fayencen bekleidet, mit kleinen, quadratischen Kacheln, die auf hellem Grund ein leuchtend blaues Bild zeigen, und zwar biblische Scenen, holländische Ziehbrunnen, Schiffe, Windmühlen, Vögel, Jagdbilder u. s. w. Wirkliche Prachtstücke, um die jedes Kunstgewerbemuseum sie beneiden könnte, sind die großen, aus vielen Kacheln zusammengesetzten Schiffe. Diese, in der Regel über dem kleinen, gleichfalls mit Bildern verzierten Ofen in die Wand gefügt, sind oft Porträts der Schiffe, die Halligleute befehligten und die sie sich in Holland anfertigen ließen. Fast alle Zimmer enthalten zweischläfrige Wandbetten, die durch Vorhänge oder Holzthüren verschlossen werden, so daß man das Bett selbst nicht sieht. In älteren Häusern sind Thüren wie die Decke und alle Holzverkleidung mit biblischen Bildern oder mit Blumen und Sinnsprüchen bemalt. Der Eindruck von eigentümlicher Behaglichkeit und großer Sauberkeit tritt einem überall entgegen. Wohl das schönste und reichste in der Ausstattung ist das „Königshaus“ auf der Hallig Hooge. Den Namen verdankt es es einem Besuch des dänischen Königs Friedrich VI., der nach der Sturmflut von 1825 auf die Hallig kam, um sich persönlich von den Verheerungen zu überzeugen. Der Besuch war auf einen Tag vorgesehen, allein wegen Sturmes war der König genötigt, drei Tage dort zu verweilen. Das Zimmer, das er bewohnte, heißt seitdem „Königspesel“. Ueber dem Bett steht die geschnitzte Inschrift: „Wie Gott es füget, so mir genüget, und wünsche zu ererben ein seliges Sterben.“ Die in der That vornehme, geschmackvolle Einrichtung ist tadellos erhalten und kunstgewerblich außerordentlich charakteristisch für den Stil des 17. Jahrhunderts. Das bekannte Bild von Jakob Alberts, das diese Stube wiedergiebt, befindet sich im Thaulow-Museum zu Kiel.

Interessant ist auch die Küche der Halligháuser. Sie zeigt einen sehr geräumigen Herd aus Ziegelsteinen, unter dem sich der Backofen befindet. Denn der Halligbewohner backt sich sein kräftiges Roggenbrot selbst, versteht es aber auch, ein feines, schmackhaftes Gebäck zu bereiten. Auch von außen gewähren die strohgedeckten Häuser mit dem alten Ziehbrunnen daneben einen höchst malerischen Anblick. Jedes Haus hat seinen 10—12 Fuß tiefen



Beichte auf der Hallig Oland.

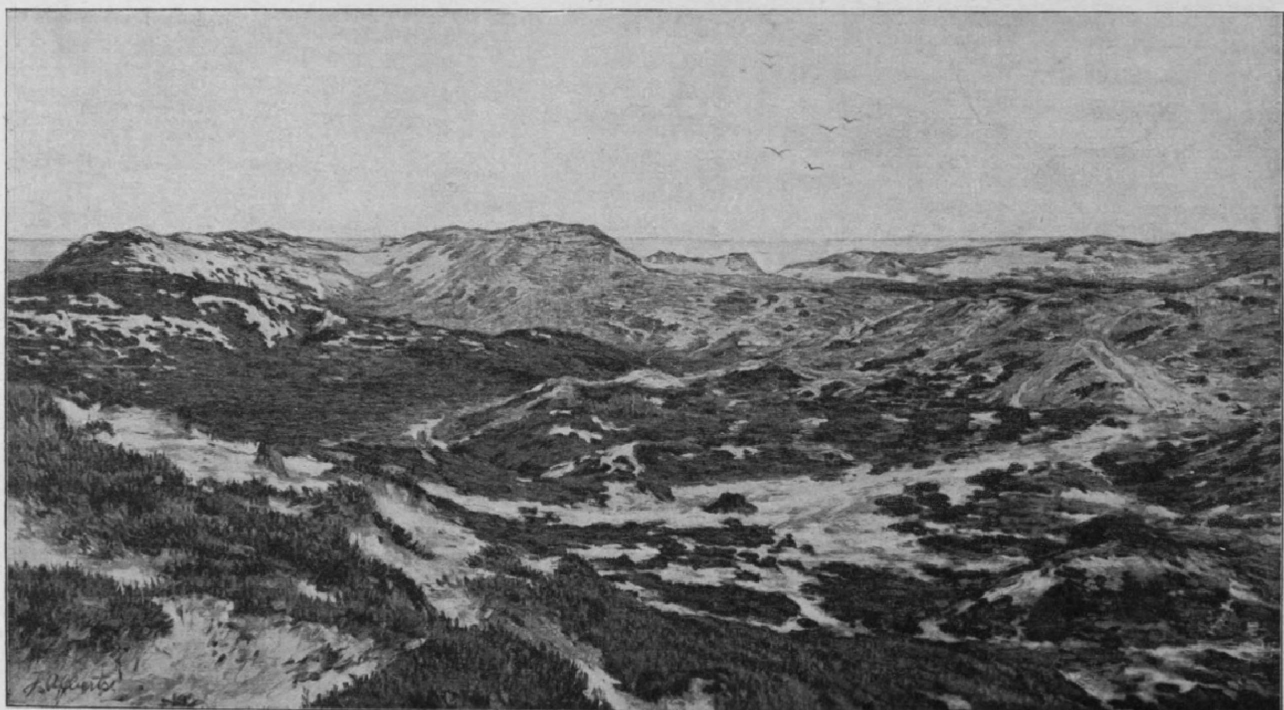


Junges Mädchen von der Hallig.

Brunnen, der aus Ziegelsteinen oder einfachen Erdsoden aufgemauert ist und in dem das vom Dache überlaufende Regenwasser aufgefangen wird. Natürlich ist dies kein tadelloses Trinkwasser, aber dem Halligbewohner genügt es, denn er weiß, welch entsetzliches Unglück es ist, wenn die Sturmflut die Brunnen salzig gemacht hat oder wenn dürre, regenlose Zeit sie austrocknete. Dann muß das Wasser in Booten von den nächsten größeren Inseln oder vom Festlande geholt werden, damit Menschen und Vieh nicht verschmachten. Die Tränken für das Vieh heißt man Fädings; auf manchen Werften giebt es ihrer zwei bis drei. Es sind größere Bassins, die bis an den Boden der Hallig hinabreichen, häufig von Fliederbüschen umgeben. Auf manchen Werften bildet übrigens dieser vom Westwind zerzauste, verkrüppelte Flieder den einzigen Baumschmuck. Die Gärten sind meist sehr klein, geben aber doch, wenn gut gehalten, das Notwendigste.

Obschon die Halligbewohner im Besitz des fruchtbarsten Marschbodens sind, können sie nicht säen noch ernten, da die Insel jederzeit der Salzflut preisgegeben ist. Aber den Winterbedarf an Heu für ihre Schafe und Kühe ringen sie der Insel ab, und da diese einzige Ernte thunlichst schnell beschafft sein will, greifen Kinder und Greise zur Harke. Um diese Zeit belebt sich das sonst so stille Halligfeld mit fieberhaft thätigen Menschen; denn ein Sturm aus Westen kann vieles verderben und alles fortschwemmen. Nach den größeren Halligen Hooge und Langeneß werden zur Heuzeit Pferde vom festen Lande gemietet und nach der Ernte wieder hinübergeschafft. Sonst wird das Heu in große Leinentücher fest zusammengebunden, in Booten bis an die Werft gefahren und dann auf den Köpfen zu Boden getragen. Eine harte, mühevolle Arbeit! Aber wie lebt der Halligbewohner auf, wenn er seinen Wintervorrat sicher geborgen hat, und mit dankbarem Gemüt hört er die Erntepredigt. Denn eine ungeheuchelte, echte Frömmigkeit wurzelt in den Herzen aller. Daher steht der Prediger in großem Ansehen und kann sich leicht Zutrauen und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde erwerben. Natürlich besitzt nicht jede Hallig ihren eignen Seelsorger; noch jetzt haben Oland, Gröde und Habel einen Prediger, der gleichzeitig Lehrer und Küster ist. Das Innere der Kirchen, wie z. B. von Oland und Gröde, ist sehr malerisch, aber nordisch herb und tiefernst. Die Wände sind hell getüncht, Kanzel und Gestühl geschnitzt und bemalt, und von der Decke hängt ein Miniaturschiff herab. Auf Oland ist es das prachtvoll geschnitzte Modell eines dänischen Kriegsschiffes. Durch die Kirchenfenster geht der Blick aufs Meer und die vorbeiziehenden Schiffe, was dem schlichten Gottesdienst viel Stimmung giebt. Bei besonderen Anlässen, Begräbnissen und Hochzeiten, hat man Gelegenheit, alte Sitten zu beobachten, und dann bieten die Frauen in ihrer alten, malerischen Friesentracht ein anziehendes Bild. Große Bedeutung für die Halligfamilien haben die Frühjahrs- und Herbstmärkte in Husum, weil sie hier ihre Wirtschaftserträge an Butter, Käse, Fellen und Wolle, sowie Thran und Seehundsfelle verkaufen und dafür andre Bedürfnisse einkaufen.

Die Halligen erfreuen sich eines ungemein gesunden und kräftigen Klimas. Auch im Hochsommer sind windstille, unerträglich heiße Tage etwas sehr Seltenes; die See bringt stets einen frischen Lufthauch. Darum kann es außer auf dem Meer kaum eine gesündere, reinere Luft geben als auf den Halligen, die auch in der Regel von Epidemien ganz verschont bleiben. Bedarf man in dringenden Fällen eines Arztes, so muß er von den nächsten größeren Inseln mit dem Boot geholt werden. Sind just anhaltende Stürme, so muß der Kranke sich tagelang gedulden, aber auch bei gutem Wetter dauert es eine geraume Zeit, bis ihm Hilfe zu teil werden kann. Fast gänzlich ausgeschlossen ist ärztlicher Beistand, wenn im Winter die Hallig von Eisschollen umgeben ist, und es kommt vor, daß die Halligen monatelang gänzlich isoliert und ohne jede Verbindung mit der Außenwelt bleiben. Die Hallig Hooge erfreut sich der Wohlthat einer Kabelverbindung. Zur Zeit der Ebbe kann man von verschiedenen Halligen die Nachbarinsel durch eine Wanderung übers Watt erreichen. Dies ist bei einiger Ortskenntnis zur Sommerszeit und bei beständigem Wetter ganz gefahrlos, aber im Herbst, wenn die Flut oft ungeahnt schnell steigt, bei plötzlich aufsteigendem Nebel oder gar im Dunkeln mit größter Lebensgefahr verbunden. Denn obschon die Angehörigen des Wattengängers, wenn Gefahr droht, vom Strande aus das weithin vernehmbare Nebelhorn blasen, bleibt es oft reiner Zufall, wenn er seine Hallig wieder findet. Man berichtet von vielen Unglücksfällen. So erzählt Traeger über einen Vorfall, der sich vor Jahren bei Nacht auf dem Watt zwischen Nordstrand und der kleinen Hallig Südfall ereignete. Der Besitzer der genannten Hallig hatte sich zu Wagen mit Frau und Kindern nach der großen Insel begeben und einen Verwandten zurückgelassen mit dem Auftrage, des Abends eine brennende Laterne hinter einem Fenster aufzustellen. Als nun das Gefährt bei der Heimkehr in finsterer Nacht das Watt wieder erreicht hatte, bemerkten die Insassen



Dünen.



Im Sonnenschein.

wirklich ein Licht ungefähr in der Richtung ihrer Hallig und fuhren guten Mutes darauf zu. Die Luft war unruhig, die Dunkelheit so dicht, daß man mit Ausnahme jenes Lichtschimmers nichts bemerken konnte. Ob es dem Manne infolgedessen ganz entgangen ist, daß er nicht den gewohnten Weg fuhr, oder ob er es doch bemerkte und trotzdem den seinen innehielt, weil ihn die Laterne in Sicherheit wiegte, genug, er kam statt nach der Hallig in immer tiefer strömendes Flutwasser. Welche Versuche er dann gemacht haben mag, ihm durch Aenderung der Fahrrichtung zu entgehen, hat man nie erfahren; der Thatbestand am folgenden Morgen ließ nur folgendes vermuten: Als der Mann eingesehen hatte, daß in der grauenvollen Finsternis an ein Entrinnen aus dem von allen Seiten den Wagen umrauschenden Flutstrom nicht mehr zu denken sei, spannte er die Pferde aus und überließ sie ihrem Schicksal; dann legte er die Bodenbretter des Wagens quer über die Leitern und flüchtete mit den Seinen auf diese unsichere Zufluchtsstätte, wo sich alle mit einem Tau umschlangen, um von den Wellen, die der zunehmende Wind höher und höher trieb, nicht einzeln herabgespült zu werden. So fühlte die arme Familie die Flut unerbittlich an sich emporsteigen, während die Leuchte, die sie nicht hatten erreichen können, ruhig aus der Ferne herüber schimmerte. Als dann die beiden Kinder zu ertrinken drohten, hoben die Eltern sie auf ihre Arme, und sich gegenseitig stützend, kämpften sie in schrecklicher Verzweiflung, bis die Wucht der schweren Wogen sie hinabriß und ihre Jammerrufe im Gurgeln des Wassers erstickten. Später fand man das leere Wagengestell, die Familie ertrunken auf den Watten liegend, die Pferde aber ruhig grasend am Deiche von Nordstrand, wohin sie instinktiv den Weg gefunden hatten. Im Strome lag der Zollkreuzer vor Anker, der in der Nacht vorschriftsmäßig seine Laterne am Signalmast gehißt hatte. An der Hallig waren die Unglücklichen vorübergefahren, denn dort war das Fenster nicht erleuchtet worden!

Aber trotz aller Schrecken, aller Mängel und Entbehrungen kann man das Heimweh der Halligleute begreifen, denn auch auf Fremde, die Gelegenheit hatten, die Halligen näher kennen zu lernen, übt diese höchst eigentümliche Welt den größten Zauber aus. Zumal zur Sommerszeit ruht herrlicher Friede auf diesen Eilanden, die dann mit einer wunderschönen zartlila Blume schier übersät sind. Lerchengetriller vermischt sich mit dem weichen Geplätscher der Wogen. Die Konturen der Häuser verschwimmen, ganz am Horizont ahnt man die Nachbarhalligen, und eine unbeschreiblich freundliche Stimmung ist über diese schweigende Einsamkeit ausgebreitet.

L. B.

*

Die Abbildungen zu der obigen Schilderung der Halligen, die die eigenartige Natur dieser Eilande, ihre Bewohner und ihre Behausungen unsern Lesern mit höchster Lebendigkeit und peinlicher Treue vor Augen führen, verdanken wir dem Maler **Jakob Alberts**. Ihm gebührt das Verdienst, diese Inseln, denen vor ihm der Holsteiner Biernatzki in seiner Erzählung „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee“ (1836) ein litterarisches Denkmal gesetzt, auch für die Kunst gewonnen und ihre landschaftlichen, ethnographischen und kulturhistorischen Reize ausgebeutet zu haben. Wie der Pfarrer von der Hallig Nordstrandischmoor, ist auch der „Maler der Halligen“, wie man Alberts mit seinem Ehrennamen kurzweg zu nennen pflegt, ein Sohn der Nordmarken. Am 30. Juni 1860 in Westerhever bei Garding geboren, begann Alberts, bei dem sich der künstlerische Trieb schon frühzeitig in der Nachbildung von Tieren geregt hatte, nach beendigter Schulzeit seine Kunststudien 1880 auf der Akademie in Düsseldorf, setzte sie dann in München fort und verlebte darauf einige Jahre auf Reisen in Ungarn, Italien und England. 1886 ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er auch in den Ateliers von J. Lefèbvre und B. Constant reiche Anregungen empfing; aber seine eigentliche künstlerische Kraft wurzelte doch in der Heimat und ihrer weiteren Umgebung. Das kam ihm zum vollen Bewußtsein, als er 1888 zum ersten Male die Halligen besuchte. Ihre Natur und ihre Bewohner machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er fortan Jahr für Jahr einen Teil des Sommers auf den Halligen zubrachte und jedesmal mit einer Fülle von malerischen Motiven heimkehrte, die er seit 1890, wo er seinen Wohnsitz in Berlin nahm, zu Bildern ausgestaltete. Mit seinem ersten großen Bilde, der „Beichte auf der Hallig Oland“ (s. S. 795), die vor zehn Jahren auf einer Berliner Ausstellung erschien, eröffnete er den Kunstfreunden eine neue Welt, und mit jedem folgenden Bilde wuchs das Interesse an dieser eigenartigen Welt wie an der Kunst des Malers, der diese wetterharten, eckigen Menschen und ihr sauberes, meist mit den Erzeugnissen ihrer Hände geschmücktes Heim mit so schlichter,



Trautes Daheim.

treuherziger Wahrheit und zugleich mit peinlichster Genauigkeit in allen Einzelheiten wiederzugeben wußte. Eine 1893 vollendete „Predigt auf der Hallig Gröde“ ging später in das Museum zu Magdeburg über, und ein besonders reich ausgestatteter Innenraum, „Königspesel (Königszimmer) auf der Hallig Hooge“, der seinen Namen von einem Besuche des Königs Christian VIII. von Dänemark erhalten hat, wurde für das Museum in Kiel angekauft.

Neben dem hohen künstlerischen Werte der Albertsschen Halligenbilder, unter denen sich die landschaftlichen durch besonders feine Stimmungsreize auszeichnen, ist ihr kulturhistorischer Wert nicht gering anzuschlagen. Wie sehr auch die preußische Staatsregierung bemüht ist, durch Schutzvorrichtungen der wilden Kraft der Elemente, die diese Eilande umtosen, zu begegnen, so ist zu befürchten, daß einmal doch der letzte Tag für diese von steten Gefahren umrungenen Kulturstätten kommen wird, und dann werden Alberts' Bilder zu Urkunden von unschätzbarer Bedeutung werden als letzte Zeugen einer untergegangenen Welt. A. R.

Mathilde.

Von

A. J. Mordtmann.

Ein englisches Diner ist bekanntlich eine greuliche Sache: man sitzt im Frack neben Damen in Balltoilette, muß sich in acht nehmen, daß man keine der Sünden wider den heiligen Geist des entsetzlich albernen Eßcomments begeht, auf die ein richtiger Engländer stolzer ist als auf alle Siege Wellingtons und Nelsons, und würgt jene übelberüchtige Kost hinunter, die ebenso geschmacklos ist wie die zu ihrem Verschlingen ausgesonnene Etikette. Hat man eine hübsche Nachbarin, so ist sie langweilig und will unterhalten sein, ist sie häßlich, so kennt ihre Geschwätzigkeit keine Grenzen. Ist man zu allem Unglück ein bedauernswerter Ausländer, der „Yeß!“ sagt und nicht vorschriftsmäßig „Yä—ä—ä—s“, so hat man den stupiden Hochmut zu ertragen, der unter der dünnen Hülle jener korrekten Liebenswürdigkeit hervorleuchtet, die man in besseren englischen Kreisen sogar dem umnachteten Fremdling entgegenbringt.

Ein solches Diner hatte ich mitgemacht und unmittelbar nach seiner Beendigung die Flucht ergriffen, weil es mir doch an der nötigen Seelenstärke gebrach, um die nach Aufhebung der Tafel zu erwartende Weinsitzung und die darauf folgende musikalische Unterhaltung ohne ernstliche Schädigung meiner geistigen Gesundheit ertragen zu können. Ich nahm ein Cab und ließ mich noch ein Stündchen ohne eigentliches Ziel herumfahren.

Mir war Einsamkeit ein Bedürfnis. Nicht nur wegen der eben überstandenen Marter, sondern mehr noch, weil ein junges Mädchen mit lieben, grauen Augen und einer dichten Fülle lichtblonden Haares mich an meine Jugendliebe erinnert hatte, die, wie ich nun mit Schrecken bemerkte, noch immer in einem innersten Winkel meines Herzens regierte, unbeeinträchtigt durch alle Erlebnisse eines vierzigjährigen Junggesellendaseins, in dem das ewig Weibliche einen beschämend großen Raum eingenommen hatte. Und nun mußte ich allein sein, um ihr Bild wieder lebendig vor mir erstehen zu lassen und mich zu fragen, wie es komme, daß sie, die damals eben erblühte, schüchterne, kaum des langen Kleides würdige Mathilde, der ich kaum meine Liebe eingestanden hatte — denn ich war ein zwar im Ovid und Horaz sehr bewanderter, aber trotzdem schüchterner Sekundaner —, dauernder Sitz und Stimme in meinem Herzen behauptet hatte als alle blonden, braunen und schwarzen Schönheiten, die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen eine unerbittliche Tyrannis über mich ausübten.

Warum konnte ich, den so mancher üppige Mund geküßt hatte, nicht jene eine Sekunde vergessen, da wir uns bei unserm letzten Beisammensein — wir wußten beide selbst nicht, wie es kam — in den Armen lagen und mit der ganzen rührenden Ungeschicklichkeit des ersten Versuchs Lippe auf Lippe preßten?

Ich versenkte mich in die Erinnerung an diese frühen Jugenderlebnisse und bemerkte darüber nicht, daß wir in einen „block“, eine Verkehrsstockung hineingeraten waren. Erst als mir „cabby“ (der Kutscher) entschuldigend sagte, wir müßten Geduld haben, ward ich des mir übrigens gleichgültigen Umstandes inne. Wir befanden uns in einer langen Wagenreihe, die unausstehliche Gäste zu irgend einem grauenvollen Tanzfeste führte, und die nur sehr langsam vorrückte, da jeder einzelne an dem betreffenden Hause vorfahrende Wagen erst seine Ladung absetzen mußte.

Plötzlich kam mir eine unsinnige Idee.

Schuld daran war wieder Mathilde, oder vielmehr mein gestörter geistiger Zustand, der mir in jedem Weibe das Bild der verlorenen Jugendgeliebten vorspiegelte. Dem unmittelbar vor mir fahrenden und eben haltenden Wagen entstiegen nämlich zwei Damen, eine in mittleren Jahren und eine jüngere, die mich beide so lebhaft an Mathilde erinnerten, daß ich über mich selbst in ein ärgerliches Lachen ausbrach. Und trotzdem war mein Entschluß augenblicklich gefaßt.

Es ist nicht überflüssig, hier einzuflechten, daß ich ein Mann plötzlicher Entschlüsse bin, welche Eigenschaft mich schon unzählige Male in die dümmsten Schwierigkeiten verwickelt haben würde, wenn sie nicht ihren Ausgleich in einer andern Eigenschaft fände, die zu beschreiben unnötig ist, da sie im folgenden deutlich genug hervortreten wird.

Ich sprang aus meinem Cab, warf dem Kutscher den Betrag seiner Taxe nebst einem so reichlich bemessenen Trinkgeld zu, daß er mich unzweifelhaft für irrsinnig gehalten haben wird, und kam eben rechtzeitig, um das der Dame in mittleren Jahren entfallene Taschentuch aufzunehmen und ihr zu überreichen, wobei ich, unbefangen den Hut lüftend, sagte:

„Wie freue ich mich, Sie hier zu treffen, Mylady, und Ihnen sofort einen Dienst leisten zu können!“

Mutter und Tochter, denn offenbar waren sie das, sahen mich mit jenem stereotypen Gesichtsausdruck an, der weder schön noch geistreich ist und den man zur Schau trägt, wenn ein gänzlich Unbekannter uns eröffnet, daß wir der unschätzbaren Ehre seiner Bekanntschaft teilhaftig seien. Ueber die Züge der Mutter glitt jedoch gleich darauf jener intellektuelle Zug, der Wiedererkennen verrät, und sie sagte verbindlich:

„Danke Ihnen sehr! Es freut mich . . .“

Aber was sie freute, entging mir; denn es war unsers Bleibens dort nicht, und der Strom der Gäste trennte uns; nur das sah und hörte ich noch, daß der Begleiter der beiden Damen — einer jener Männer, deren rotblonder Typus, kurzgehaltenes Haar und einwandfreier Backenbart eine Gewähr dafür geben, daß man sich unbedingt nicht irrt, wenn man sie „Sir Thomas“ anredet — sich an die Mutter mit der knurrenden Frage wandte:

„Wer zum Teufel ist das?“

Die Antwort auf diese liebenswürdige Erkundigung kam jedoch nicht zu meinen Ohren, und ich folgte nunmehr, gespannt darauf, wie das unbedacht unternommene Abenteuer sich weiter entwickeln und ob es verdientermaßen mit einem moralischen Hinauswurf oder unverdientermaßen harmlos endigen würde, den übrigen Gästen die breite und vornehme Treppe hinauf.

Es traf sich einigermaßen unglücklich, daß ich etwas längere Zeit in der Garderobe aufgehalten wurde und so, anstatt in einer Flutwelle andrer Eingeladener beinahe allein die Charybdis des Empfanges durch die Frau vom Hause zu passieren hatte.

Aber obgleich die ebenso liebenswürdige wie herzerquickend tief ausgeschnittene Dame offensichtlich nicht wußte, wie sie mich anreden sollte, so stieg doch kein Verdacht in ihr auf, und mit freundlichem Lächeln redete sie mich an:

„Das ist lieb von Ihnen, daß Sie kommen. Ich hatte es kaum gehofft.“

Worauf ich in ebenso vorsichtiger und unverbindlicher Weise erwiderte: „Eine Einladung von Ihnen, das wissen Sie doch, geht jeder andern vor.“

„Sie finden Hermine drinnen,“ sagte die prächtige und arglose Frau, und ich folgte dem Wink, froh, wenigstens den Vornamen der Tochter vom Hause erfahren zu haben. Die Mutter ihrerseits glaubte unzweifelhaft, ich werde wohl ein Bekannter ihrer Tochter sein.

Das weitere mußte sich nun finden.

Fräulein Hermine aus der Flut der jungen Mädchen heraus zu erkennen, war nicht sehr schwierig, und ich gedachte so geschickt zu manövrieren, daß ich in ihre Nähe gelangte, wenn irgend jemand mit ihr sprach, der nicht verfehlen würde, sie mit dem Familiennamen anzureden.

Auf dieser Entdeckungsreise erlitt ich jedoch einen Aufenthalt, veranlaßt durch eine winzige Kleinigkeit, so winzig, daß sie einen mäßigen Stecknadelknopf an Größe nicht übertraf, und doch eine Kleinigkeit, die mich für einige Minuten vollkommen aktions- und dispositionsunfähig machte.

Diese Kleinigkeit war weiter nichts als ein Leberfleckchen, gestaltet wie ein Herz, ein Mal, das sich des beneidenswerten Vorzuges erfreute, den milchweißen Nacken einer Dame zu zieren. Und da ich für weiße Nacken und Schultern immer eine thörichte Schwäche gehabt habe, so würde besagtes Leberfleckchen mich auch dann angezogen und in eine angenehme Zerstreuung versetzt haben, wenn es nicht an genau derselben Stelle gesessen hätte, wo Mathilde auf ihrem feinen Backfischnacken ein solches Fleckchen von genau derselben Größe und Gestalt gehabt hatte.

Und nun war es noch dazu die von Sir Thomas hereingeführte Dame, die diese Erinnerung in mir erweckte, dieselbe Dame, die schon unten mich so lebhaft an Mathilde erinnert hatte. Glücklicherweise fiel es weder ihr noch sonst jemand auf, daß ich sie fast unhöflich so lange anstarrte, bis ich in den schönen Zügen der anmutigen Frau das liebe Gesichtchen Mathildens wiederzufinden glaubte.

„Ich glaube, das ist unser Tanz, Miß Leonards?“ und Mathildens — so will ich sie einstweilen nennen — Mathildens Tochter hängte sich in den Arm eines jungen John Bull, der zu diesem Zweck (weil es eben nicht anders ging) die Lieblingspositur der jungen Engländer, beide Hände tief in den Hosentaschen, vorübergehend aufgab und stolz mit seiner Tänzerin abschob.

Also Leonards hieß sie — ob wohl Sir Thomas ihr Mann und der Vater des jungen Mädchens war? Vielleicht — denn eben jetzt glotzte er argwöhnisch zu mir herüber; vielleicht auch nicht — denn er war doch gar zu alt und häßlich!

Zunächst sah ich ein, daß ich nicht länger geistesabwesend unter diesem Getümmel herumwandern dürfe, wie ein Lexikograph unter den nackten Gottheiten Griechenlands: ein frivoler Vergleich, aber Albions sittsame Töchter haben mich dazu verführt. Ihre Kleidung auf Bällen ist nicht grausam oder, wenn man will, sehr grausam und giebt meiner oben erwähnten liebenswürdigen Schwäche umfassende Gelegenheit, sich zu bethätigen.

Ich steuerte also auf die Tochter vom Hause zu, ein wirklich ungemein hübsches Mädchen, dem zuliebe man wohl eine kleine Untreue begehen konnte; sie gab eben einem Herrn, der sich um einen Tanz bewarb, achselzuckend und mit einem Hinweis auf ihre Tanzkarte eine abschlägige Antwort.

„Ist keine Hoffnung, Miß Travers?“ fragte er betrübt.

Ich aber war seelenfroh, denn nun wußte ich es, Travers hießen die Gastgeber. Im nächsten Augenblick war ich an Fräulein Travers' Seite und wiederholte die noch in meinen Ohren klingende Redensart von vorhin, weil mir gerade nichts Besseres einfallen wollte:

„Ich glaube, das ist unser Tanz, Miß Travers?“

Sie sah mich verwirrt und erstaunt an. „Ich glaube nicht, Herr . . .“, sie stockte, aber ich war so klug zu schweigen und ihr nicht zu helfen. „Sehen Sie her!“

Und sie zeigte mir ihre Tanzkarte. Welch ein Glück ich wieder einmal hatte! Neben dem Tanze stand nicht ein Name, sondern nur Initialen.

„Sehen Sie!“ rief ich vergnügt. „Das sind ja meine Initialen!“

Und die Lüge war nicht allzugroß, da bloß statt des J. S. ein N. B. hätte dastehen müssen, um die Anfangsbuchstaben meines Namens wirklich zu ergeben.

„Ich weiß doch nicht!“ sagte die junge Dame etwas ängstlich, und ihre Augen flogen durch den Saal, offenbar auf der Suche nach dem rechtmäßigen Inhaber der von mir usurpierten Initialen. Da ein solcher sich aber nicht blicken ließ, so zog ich triumphierend mit meiner hübschen Beute ab.

Habe ich schon erwähnt, daß ich trotz meiner vierzig Jahre ein flotter und eleganter Tänzer bin? Wenn nicht, so ist daran nur die Bescheidenheit schuld, die eine meiner liebenswürdigsten Eigenschaften ist. Jedenfalls sei es hiermit nachgeholt.

Fräulein Hermine Travers schien infolge dieses Vorzuges mit mir ausgesöhnt, und wir plauderten sehr vergnüglich miteinander; es ergötzte mich, ihren immer erneuerten Versuchen, meinen Namen ausfindig zu machen, mit schlauer Tücke ausweichen zu können; selbst die scharfe Beobachtung, der ich, wie mir nicht entging, von seiten des Sir Thomas und Mathildens ausgesetzt war, störte meinen Seelenfrieden nicht. Das Verhängnis nahte sich erst, als ich nach Beendigung des Tanzes Miß Travers in den nächsten Saal führte.

„O, da ist Mr. Smith!“ rief sie ängstlich.

‚Der Beraubte‘, dachte ich mir; ich wappnete mich mit Kaltblütigkeit und sagte gelassen: „Ich bin entzückt, ihn kennen zu lernen.“

Es war ein kleiner, kugeliger und eleganter



Blindekuhspiel.

Nach dem Gemälde von Hermann Seeger.

Herr, der vor heftiger Aufregung vergaß, seine Hände in die Hosentaschen zu versenken.

„O Miß Travers," jammerte er, mit einem entrüsteten Seitenblick auf mich, „wir haben unsern Tanz eingebüßt!"

„Hier dieser Herr," sagte die junge Dame, verlegen auf eigne, und mit einer Beimischung von Zorn auf meine Rechnung, „behauptete, es wäre sein Tanz. Und einem Gentleman mußte ich doch glauben."

„So, Mr. what's your name — und diese Initialen?" fragte der kleine Herr wütend. „Heißen Sie J. S.? Ist Ihr Name James Smith?"

„Glücklicherweise nicht!" gab ich boshaft zur Antwort. „Aber trotzdem sind es meine Initialen."

„Und diese hier? Und diese?"

Wahrhaftig, dieser unternehmende Herr Smith hatte sich nicht weniger als vier Tänze von Hermine gesichert. Ich lachte ein wenig, sagte harmlos: „Lassen Sie mich sehen," und untersuchte die Ballkarte mit der Miene eines römischen Prätors. „Nein," sagte ich dann, „das habe ich nicht geschrieben, aber es ist merkwürdig, wie ähnlich unsre Handschriften sind. Sehen Sie."

Und unverfroren strich ich neben einem der Tänze die Chiffre des Herrn James Smith aus und schrieb statt dessen die meinige hin, worauf beide sich in der That so ähnlich sahen, wie etwa ein Papagei einem Alligator.

Eben rauschte Frau Travers, die schulternschöne, heran, und ihre Tochter flüchtete sich zu ihr. Was jetzt kommen würde, war dunkel, einstweilen aber trotzte ich mit rühmlicher Entschlossenheit dem Sturme, indem ich Mr. James Smith beim Arm nahm und jovial zu ihm sagte:

„Kommen Sie, Mr. Smith, ich bin Ihnen einige Erklärungen schuldig."

„Das scheint so."

Ich schleppte ihn mit mir fort, noch eben früh genug, um zu sehen, wie Mathilde mit Frau Travers sprach, und es stürzte mich in einen Abgrund von Verwirrung, daß ihre lachenden Augen jenen köstlichen Ausdruck von Schelmerei trugen, den ich — Gott weiß es! — nur zu gut kannte.

Meinen neuen Freund, dessen Hände allgemach den nationalen Aufenthaltsort in den Hosentaschen endlich wieder gefunden hatten, lockte ich mit einiger Anstrengung in einen ruhigen Winkel, wo keine andern Ohren als die seinigen hören konnten, was ich ihm aufzubinden gedachte; groß und rot genug waren sie zu diesem Zwecke. Mit gutgespielter Unbefangenheit sagte ich also zu diesem stolzen Briten, der einstweilen sehr argwöhnisch schnaufte und prustete:

„Sie müssen nämlich wissen, Mr. Smith, daß Miß Travers mir einen großen Dienst erwiesen hat, der mich zum glücklichsten der Menschen macht..."

Mr. Smith schnaufte stärker.

„Ich bin nämlich mit ihr verlobt..."

„Den Teufel sind Sie!" platzte der Jüngling los, rot wie ein Truthahn. „Ich bin ihr Verlobter!"

„Wollen Sie doch nicht so mörderlich schreien, Teuerster! Ich meine ja nicht Miß Travers, sondern Miß Leonards."

„Miß Leonards! Aber Sir, die ist doch die Braut von Sir Thomas Wobblesnout!"

„Eben deswegen!" Ich bewunderte selbst meine Schlagfertigkeit, die sofort jeden neuen Umstand, der mich mit Verwirrung und Verderben bedrohte, auszunutzen wußte. „Sie können sich denken, daß das wunderhübsche junge Mädchen die Ehe mit einem so viel älteren Manne..."

O weh! Da war ich eingegangen! Ich sah es an dem stieren Blick, den der immer rotohriger werdende Mr. Smith auf mich heftete.

„So viel älter!" unterbrach er mich. „Sir Thomas! Ein Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren!"

„Lassen Sie mich ausreden, Mr. Smith!" sagte ich. „Ich sehe, Sie sind mit den eigentümlichen Verhältnissen der Familie Leonards nicht vertraut. Sir Thomas Wobblesnout ist nur eine vorgeschobene Figur; eigentlich soll sie den Alten heiraten, Sie wissen, den, der sie heute herbegleitet hat."

„Was — ihren Onkel — Sir Robert Mac Intosh!"

„Ganz recht, Sir Robert Mac Intosh."

„Aber dessen Frau lebt ja noch!"

Wahrhaftig, ich hatte heute kein Glück. Ich geriet immer tiefer in den Sumpf hinein und fing schon an, mich mit dem Gedanken an eine schimpfliche Flucht zu beschäftigen.

„Sir Robert will sich scheiden lassen!" sagte ich. „Es ist entsetzlich, und ich finde es begreiflich, lieber Herr Smith, daß Sie von diesen Enthüllungen überrascht oder vielmehr betäubt sind."

„Ja, betäubt, das ist das Wort!" Er griff sich an den Kopf und stöhnte. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, der so sehr den Eindruck machte, als müßte er jeden Augenblick seinen völligen geistigen Bankerott erklären. Aber gerade das gab mir meine ganze Kaltblütigkeit wieder.

„Also das ist die scheußliche Intrigue," fuhr ich fort. „Sir Robert hintergeht seine Frau und Sir Thomas Wobblesnout; Mistreß Mathilde Leonards aber, die von diesen Intriguen keine Ahnung hat, begünstigt sie durch ihre Unthätigkeit. Der einzige, der Miß Leonards vor diesen Intriguen retten kann, bin ich, und eben deswegen verfolgt mich Sir Robert mit Argusaugen. Ich liebe Miß Leonards, aber sie selbst weiß es noch nicht, und meine einzige Vertraute ist Miß Travers. Begreifen Sie nun, daß mir bei der Annäherung von Sir Robert Mac Intosh — Sie wissen ja, wie jähzornig er ist — nichts andres übrig blieb, als Miß Travers zum Tanze zu entführen?"

„Verzeihen Sie, ich begreife es noch immer nicht; aber da spielt man die Lanciers — ich muß..." Und mein Freund Smith, offenbar froh, mich loszuwerden, sprang fort, um seine Dame zu holen.

Die Geschichte amüsierte mich, ich hatte sie tollkühn so verwickelt, daß ich nachgerade selbst neugierig war, wie ich aus diesem Wirrwarr herauskommen würde.

Einstweilen begab ich mich, um die Zeit, während drinnen die Lanciers abgeklopft wurden, nützlich hinzubringen, in das eine Treppe tiefer belegene Zimmer, wo man Erfrischungen bekommen konnte. Nur einige Individuen älterer Jahrgänge männlichen und weiblichen Geschlechts waren hier anwesend und huldigten mit fanatischem Eifer denselben Bestrebungen, die mich herführten.

Ein schweigsamer Greis trank hier Portwein mit jener heiteren Seelenruhe, die ihren Quell nicht so sehr in einem sündenfreien Gewissen als im Fehlen gichtischer Anlagen hat. Er gefiel mir, und ich redete ihn fröhlich an, indem ich mit Kennermiene meinen Champagner schlürfte:

„Angenehmer hier als da oben, Mr. Thompson."

„O ja. Aber ich bin nicht Mr. Thompson."

„Wirklich nicht? Aber Sie sehen ihm ähnlich, als wenn Sie sein Zwillingsbruder wären. Wirklich, ganz erstaunlich."

„Ja, sehr!" antwortete er trocken.

„Ich weiß nicht, warum Leute, die einen Ball geben, immer ein solches Gedränge veranstalten müssen," fuhr ich fort.

„Ich auch nicht."

„Man kommt schließlich kaum dazu, mit seinen Gastgebern einige Worte zu wechseln. Es hat mich einen förmlichen Kampf gekostet, um bis zu Mr. Travers zu gelangen, dem prächtigen alten Herrn..."

„O ja — o ja, indes..."

„Sie wollen das nicht zugeben? Ah, dann kennen Sie meinen Freund Travers nicht so gut, wie ich ihn kenne."

„Jedenfalls kenne ich ihn länger. — Verzeihen Sie..."

Diese Bitte um Entschuldigung galt nicht seiner längeren Bekanntschaft mit unserm Gastgeber, sondern dem Umstande, daß er sich entfernte, nachdem er seinen Portwein ausgetrunken hatte. Ich trank noch ein Glas Champagner und trat dann, ungemein zufrieden mit mir selbst, den Rückweg in den Ballsaal an. Ein weiser Mann hätte sich jetzt entfernt, aber wann wäre ein Verliebter jemals weise gewesen? Und wann hätten einige Gläser Champagner die Verliebtheit vermindert und die Weisheit erhöht?

In der Thür stieß ich fast mit meinem Portweinfreunde zusammen, der sich eben von meiner Jugendliebe trennte; beide sahen sehr belustigt aus, und das unangenehme Bewußtsein, daß irgendwo etwas nicht ganz in der Ordnung sei, wuchs riesengroß, als Mathilde mich lachend, und zwar auf deutsch, anredete:

„Wenn Sie nur nicht so entsetzlich lügen wollten, Norbert!"

„Mathilde!"

„Ja, Mathilde!" antwortete sie mit graziöser Verbeugung, so graziös, daß ich nur darum nicht auf der Stelle vor ihr niederkniete und ihre Hand küßte, weil ich als besonnener Mensch doch erkannte, daß ein solcher Auftritt beträchtliche Sensation erregen müßte.

„Erklären Sie mir doch..."

„O bitte, die Reihe zu erklären ist an Ihnen," erwiderte Mathilde mit lächelndem Pathos, „wenn Sie nicht einen würdelosen Abgang nehmen wollen. Von zwei Seiten habe ich eben hören müssen, welche bedenkliche Windbeuteleien Sie gemacht haben."

„O Schwerenot!"

„Ja, jetzt heißt es nicht fluchen, sondern sich herausziehen. Und da ich doch einmal Ihre alte Jugendfreundin bin, so will ich Ihnen helfen..."

„Süße Mathilde!" stammelte ich entzückt.

Eine flammende Röte flog über ihr Gesicht und strafte das entrüstete Zusammenziehen der Augenbrauen Lügen. „Keine Thorheiten jetzt, Norbert!" sagte sie ernst. „Mir wäre es unlieb, wenn ein Deutscher hier kompromittiert würde. Haben Sie daran bei Ihrem tollen Streich nicht gedacht?"

„Ich habe Sie gesehen und darüber alles vergessen."

„Bitte, Norbert, mich lügen Sie doch gefälligst nicht an. Ich kenne Sie zu gut, um Ihnen zu glauben."

„Es ist ja auch einerlei," murmelte ich ernüchtert und gekränkt. „Die stolze Frau Leonards darf ja doch nicht anhören..."

Sie sah mich mit einem eigentümlichen Blick an, indem sie antwortete: „O deswegen! Warum sollte es einer Witwe nicht erlaubt sein, feurige Liebesworte anzuhören?"

Mathilde brach ab, und wieder bedeckte Röte ihr Antlitz bis auf den wundervollen weißen Hals; denn meine Augen mochten eine gar zu beredte Sprache geführt haben.

„Jetzt versuchen Sie einmal, für einige Augenblicke vernünftig zu sein," sagte sie, umsonst bemüht, ihre Verwirrung zu verbergen und ihre Worte strenge klingen zu machen.

„Wie kann ich das, solange Sie da sind?"

„Um Gottes willen, Norbert, nehmen Sie sich zusammen — meinetwegen!"

„Gut, Mathilde — deinetwegen!"

Sie ließ die dreiste Vertraulichkeit ungeahndet. „Sobald dieser Tanz aufhört," gebot sie, „gehen Sie zu Fräulein Travers und nehmen sie ihrem Tänzer weg unter dem Vorwande, sie zu ihrem Vater zu führen, der nach ihr verlangt hätte..."

„Aber ich kenne ihn ja nicht!"

„Wie denn? Er ist doch Ihr langjähriger Freund!" Kecker Uebermut blitzte in den lieben grauen Augen. Ganz die alte Mathilde! War es wirklich mehr als zwei Jahrzehnte her, daß ich diese Schalkhaftigkeit im Antlitz des frohsinnigen jungen Mädchens bewundert hatte, wenn ich sie wegen irgend einer Ungelegenheit, in die ich mich hineingeritten hatte, um guten Rat anging?

„Versuchen Sie nur Ihr Heil," fuhr sie, wieder ganz ernst geworden, fort, „und verlassen Sie sich einmal auf mich. Ich werde rechtzeitig zu Ihrem Succurs eintreffen. — Ah, da hört die Musik auf! Jetzt, Norbert! Vorwärts!"

Und gestärkt durch ihr süßes Lächeln — ja, jetzt weiß ich es, dies unbeschreiblich köstliche Lächeln, worin Gutmütigkeit und sonniger Humor sich so wunderbar mit einem gewissen sinnig-heiteren Ernste paarte, war es, was mich vormals ganz besonders an sie gefesselt und was ihr Andenken in meinem flatterhaften Herzen lebendig erhalten hatte — gestärkt durch dies Lächeln stürzte ich mich mit Todesverachtung in das Gewimmel, um Fräulein Travers herauszufischen und durch stürmische Meere einem unbekannten Etwas, ihrem verehrungswürdigen Vater entgegen zu lotsen.

Miß Travers schrak zusammen, als ich sie in einer, wie es schien, nicht gerade angenehm belebten Unterhaltung mit ihrem Bräutigam störte, die höchst wahrscheinlich meine verdächtige Persönlichkeit betraf; dessenungeachtet verbeugte ich mich so tadellos wie immer (meine tadellosen Verbeugungen sind berühmt) und sagte mit verbindlichem Lächeln (auch mein verbindliches Lächeln ist berühmt), kurz mit vollendeter Eleganz, um Fräulein Travers den Gegensatz zwischen mir und ihrem Herrn Smith recht nachdrücklich vor Augen zu führen:

„Miß Travers, ich habe von Ihrem Herrn Vater den ehrenvollen und schmeichelhaften Auftrag erhalten, Sie zu ihm zu führen. Darf ich?" Und ich bot ihr mit gewinnender Freundlichkeit meinen Arm.

„O bitte," protestierte der kleine Herr Smith sehr eifrig, „das kann ich auch besorgen."

„Vielleicht doch nicht — jedenfalls nicht so gut," erwiderte ich mit überlegener Kaltblütigkeit. „Ueberdies hat Herr Travers ausdrücklich mich zu dieser ebenso angenehmen wie ehrenvollen Mission ausersehen."

Miß Travers fügte sich und legte ihren hübschen runden Arm in den meinigen, worauf ich mit ihr eine kleine Entdeckungsreise durch die Säle antrat, um sie dem ersten alten Herrn, der ihr entfernt ähnlich sah, zuzuführen; ich war überzeugt, daß irgend ein Wort von ihr, ein Zucken ihres Armes, ein Zwinkern ihres Auges oder sonst ein Zeichen mir die Nähe des würdigen Patriarchen, der die Ehre hatte, ihr Vater zu sein, verraten würde.

Darin sollte ich mich auch nicht getäuscht haben, wenn auch die Sache nicht ganz den von mir gewünschten Verlauf nahm. Denn indem ich an dem alten Herrn, der sich unten am Büffett von mir hatte unterhalten lassen, mit einem vertraulichen

Nicken vorbeischlüpfen wollte, hielt Miß Travers still und sagte: „Aber da ist ja Papa!“

O Himmel! Der Greis mit dem Portwein, dem ich mich als guten Freund des alten Travers vorgestellt hatte, war niemand anders als dieser selbst, eine Thatsache, die der geneigte Leser natürlich längst erraten hat, und die ich ebenso natürlich längst erraten haben würde, wenn ich nicht, wie einmal einer meiner vertrautesten Freunde bemerkt hat, neben andern rühmlichen Vorzügen auch die beneidenswerte Gabe hätte, zu Zeiten so gründlich und hoffnungslos ein Esel zu sein wie kein andrer. Diese ebenso freundschaftliche wie zutreffende Bemerkung fiel mir gleichzeitig mit all den thörichten Dingen ein, die ich unten losgelassen, und womit ich die Richtigkeit besagter Bemerkung wieder einmal schlagend bewiesen hatte.

Nun, jetzt saß ich in der Patsche drin, und eine kurze Ueberlegung zeigte mir, daß jede Rettung abgeschnitten und ein geordneter Rückzug der einzige Ausweg sei, der mir noch offen stünde.

„Ah, vortrefflich!“ sagte ich unbefangen, „fast hätte ich Sie nicht gesehen,“ — und dabei hatte ich ihm zugenickt — „hier, Mister Travers, führe ich Ihnen Ihre Tochter zu, wie Sie gewünscht haben ...“

Herr Travers zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe, und alsobald erkannte ich mit Entsetzen, an welchen nachtschwarzen Abgrund mich die boshafte Mathilde geführt hatte. Nun war alles aus!

Am meisten aber verdroß es mich selbst in jenem kritischen Augenblick, daß mein blindes Vertrauen zur holden Weiblichkeit mich so tief in die Tinte hineingeritten hatte, daß nicht mehr ein geordneter Rückzug, sondern nur noch schimpfliche Flucht in Betracht kam. Doch jetzt in diesem schwärzesten Dunkel kam die Rettung. Allerdings konnte nur ein Engel sie bringen, aber ein Engel war es auch, der sie brachte: Mathilde.

„Erlauben Sie, Herr Travers,“ ertönte ihre prächtige Stimme, die noch nichts von ihrem silbernen Schmelz verloren hatte, „erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen besten Freund ...“

Ist sie nicht wirklich ein Engel?

„Meinen besten Freund, Herrn Norbert Bronikowski, den berühmten Schriftsteller, vorstelle, der nirgends seine phänomenale Erfindungsgabe verleugnen kann und Vergnügen daran findet, überall kleine improvisierte Lustspiele aufzuführen. Ich hoffe, Sie werden mir dankbar sein, daß ich mir erlaubt habe, ihn mitzubringen und Ihnen eine kleine Probe seiner Fähigkeit zu zeigen.“

Ich muß Herrn Travers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Aufklärung nicht wie ein griesgrämiger Philister, sondern wie ein lebenslustiger alter Herr aufnahm, mich am Arm packte, zu seiner Frau schleppte, mich ihr vorstellte und dann mit mir und Sir Robert, dem von mir so schmählicher Intriguen bezichtigten Schwager Mathildens, in den unteren Saal ging, wo wir eine formidable Champagnersitzung abhielten, deren Folgen wir alle drei zu spüren hatten. Trotz der Bescheidenheit, die, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, eine meiner liebenswürdigsten Eigenschaften ist, verzeichne ich mit einiger Genugthuung die Thatsache, daß Fräulein Hermine Travers unzweideutig schmollte, als ihr Vater mich zu solchem Thun entführte, und daß Herr James Smith die nächsten Wochen von ihr in die härteste Zucht genommen worden ist, deren nicht ganz unschuldige geheime Ursache ich war. Aber es hat Herrn Smith nicht geschadet, wenigstens hat er begriffen, daß es für die Hände eines Gentleman auch noch andre Plätze giebt als in seinen Hosentaschen.

Wie es dann gekommen ist, daß ich nach Jahresfrist ein gewisses entzückendes kleines Mal am Nacken von Frau Mathilde Bronikowski, so oft mich danach gelüstete, küssen durfte, ohne dadurch gegen göttliche und menschliche Gesetze zu verstoßen, das ist eine Geschichte für sich, die aber nicht in diese Historie hinein gehört.

Schon und nur.

Von

S. Barinkay.

Ein hohes, saalartiges Gemach in einem Palazzo am Canale Grande in Venedig. Altertümliche Gobelins überspannen die Wände, Smyrnateppiche den Boden; lebensgroße Statuen, Mohren mit glänzendem Gürtel-, Haar- und Spangenschmuck tragen Lampen mit Milchkugeln; ein langer Spiegel in kunstvollem Mosaikrahmen giebt das Bild eines jungen Mädchens wieder, das an einem der mächtigen Bogenfenster sitzt und mit sichtbarem Eifer liest.

Mitten im Zimmer spielt eine sechs- bis siebenjährige Kleine mit einer schönen, blondlockigen Puppe. Diese muß Knickse machen, tanzen, hüpfen, und sie thut all dies zur Unzufriedenheit der niedlichen Puppenmama.

„Abscheuliches dummes Ding, glotzt immer so albern geradeaus und kann nichts!“ zankt sie und dreht und wirbelt das Spielzeug ungeduldig nach allen Seiten.

„Viktoria, benehmen Sie sich artig und etwas ruhiger!“ mahnt eine Stimme vom Fenster her.

Die schwarzen Kinderaugen blitzen.

„Mademoiselle, ich langweile mich! Wann gehen wir spazieren?“ sagt sie in herrischem Tone.

„Wenn Sie so sprechen, gar nicht! In zwanzig Minuten halten wir die französische Stunde, dann eine Stunde Naturgeschichte. Gegen Abend fahren wir mit der Gondel aus.“

„Mit der Gondel?! Wie öde! Ich möchte gehen, in die Läden gucken!“

Mademoiselle ignoriert das Murren. Sie hat Eile, in zwanzig Minuten mit dem spannenden Romane fertig zu werden.

Viktoria zupft grimmig an der schmucken Puppe im seidenen Kleide herum, zerknüllt die Spitzengarnitur, zerzaust die goldfarbenen Locken und hat ihr im Nu mit zornigem Griff einen Arm ausgedreht. Befriedigt wirft sie sie in eine Ecke, geht hierauf ans Fenster, kauert sich in einen Muschellehnstuhl und starrt hinaus.

Dunkel und geheimnisvoll liegen unten die Fluten des Kanals. Märchenhaft schön spiegeln sich in dem schwarzen Wasser die Paläste und jagenden Wolken am tiefblauen Himmel. Bisweilen verzerrt eine daher gleitende Gondel das Spiegelbild, das alle zehn Minuten vorüberdampfende Vaporettchen zerstört es für kurze Weile ganz.

Viktoria kennt dieses Spiel der Wellen, dieses Zerfließen und Wiederzusammenschmiegen bis in die kleinste Nuance. Sie hat es schon dutzendmal gesehen. Die stampfenden Schiffchen, die Gondoliere mit ihrem düsteren Gesang, die Herrschaftsgondeln mit den schwarzen Tuchschleppen, die Kinder, die in alten Booten waghalsig umherschaukeln, das alles hat sie in der ersten Zeit riesig interessiert. Jetzt ist es ihr längst gleichgültig geworden.

Mit Sehnsucht denkt sie an die Heimat zurück, an die Großstadt mit ihrem Treiben und Wogen, ihrer Abwechslung zu jeder Stunde, an die zahlreichen Freundinnen, das Tummeln im weiten Garten und auf großen, grünen Plätzen. Wenn es hier gut geht, darf sie die Tauben auf dem Markusplatz füttern oder auf dem Lido im Sande spielen. Und weil das Wetter jetzt so trüb ist, muß sie auch auf letzteres Vergnügen verzichten, das, so allein genossen, überhaupt nur ein halbes Vergnügen ist. Sie begreift nicht, was Papa so lange in dieser toten Stadt festhält, wo es keine Kutschen, keine Reiter, keine elektrischen Bahnen giebt.

Verdrießlich gähnend schaut sie einige Minuten zum Fenster hinaus. Dann fängt sie an, Papierkügelchen zu drehen und hinabzuwerfen. Sie gehen nicht unter, sondern schwimmen leicht obenauf. Das ärgert das mißgestimmte Kind. Es holt sich nach kurzem Besinnen den losgerissenen Puppenarm und schleudert ihn ebenfalls hinunter. Er versinkt, und wachsende Ringe zeigen sich auf der Oberfläche.

Ein Lächeln der Befriedigung erscheint in Viktorias Gesicht. Es thut ihr wohl, ihre schlechte Laune an etwas auszulassen. Die Vorstellung, die dumme Puppe, die nicht im stande ist, ihr die Langeweile ein wenig zu vertreiben, im Wasser verschwinden zu sehen, reizt sie. Ohne Zögern nimmt sie sie am Kopfe und schleudert sie in großem Bogen durchs Fenster.

„Viktoria, was thun Sie?“ fragt das Fräulein erschrocken, das eben mit dem Roman fertig ist und den Gegenstand noch fliegen sieht.

„Mon Dieu, Mademoiselle,“ entgegnet das Mädchen ruhig, mit einem zufriedenen Lächeln um den Mund, „sie hatte schon einen Arm verloren und war ein Scheusal! Ich bin froh, daß ich sie los bin!“ — —

Auf der Kuppel der Santa Maria della Salute flimmern die letzten Sonnenstrahlen. In den schmalen Gassen der Lagunenstadt beginnt es zu dunkeln. Eine Horde braunhäutiger, barfüßiger Kinder jauchzt und johlt in der Calle dei Fabbri wie eine Schar Wilder. Sie jagen und haschen sich, drehen sich im Reigen, lachen und schreien, erzeugen die Musik glückseliger, übermütiger Jugend.

Vom Canalazzo her kommt mit langsamen, trägen Schritten ein Gondoliere. „Holla, Poppa!“ ruft er mit heller Stimme, als er den Knäuel fröhlicher Kinder sieht.

„Anka, bist du darunter? Heran zu mir! Schau, was ich dir mitgebracht habe!“

Ein kleines Mädchen, sonn- und luftgebräunt, mit wildem Zigeunerhaar, leuchtenden Augen und behendem Gebaren, tritt aus der Schar.

Der Gondoliere hält ihr eine Puppe entgegen. Mit offenem Mäulchen starrt sie das Wunderwerk an.

„Magnifico! E possibile! Wo hast du's her, tutore?“ fragt sie neugierig und kann den Blick nicht losreißen davon.

„Aus dem Canalazzo gefischt, an der Sonne getrocknet! Sie hing an einem Nagelhaken am Gondelpfahl und wurde bei der Ebbe sichtbar. Weiß Gott, wie sie hinkam! Willst du sie, kleiner Unband?

„Bitte, bitte!“

Mit gierigen Fingern greift Anka danach. Sie hat in ihrem Leben eine einzige Puppe besessen, ohne Füße und Arme, nur aus Rumpf und Kopf bestehend.

„Erst für einen Kuß, Lämmchen!“ sagt der Vormund lachend.

Und sie stellt sich auf die Zehenspitzen und bietet ihm hastig die roten Lippen.

„Grazie, mille grazie, tutore!“ jauchzt sie und springt dann in langen Sätzen das Gäßchen entlang. Atemlos stolpert sie in ein zu ebener Erde gelegenes Stübchen, in dem beim Schein einer Oellampe eine magere, blasse Frau mit ausgeglühten Augen Spitzen klöppelt.

„Madre, mammina, guck her, was mir der tutore geschenkt hat! Eine Puppe, eine liebe, wunderschöne Puppe mit Spitzen und einem seidenen Kleid, mit Füßen und Strümpfen und Lackschuhen wie eine große Dame! Nichts fehlt ihr, nichts, als nur ein Arm, ein einziger Arm!“

Luftveränderung.

Durch den Besuch einer Sommerfrische oder eines Kurortes gewinnen wir uns in erster Linie gesunde Luft. Darüber, was die Luft gesund macht oder, anders ausgedrückt, über die Unterscheidungsmerkmale, durch die sich die Luft des freien Landes vor der Stadtluft auszeichnet, herrscht indessen vielfach Unklarheit. Gewöhnlich legt man der Landluft einen größeren Sauerstoffreichtum bei. Diese Annahme ist ziemlich bestechend, aber sie findet in den wissenschaftlichen Untersuchungen keine Stütze. Denn so oft man auch die Luft der Berge, Wälder und Seeküsten auf ihre Zusammensetzung geprüft hat, hat sich stets ein fast völlig gleicher Gehalt an Sauerstoff ergeben. Auf 100 Teile Luft entfallen etwas über 20 Teile Sauerstoff. Dieses Verhältnis besteht für die Luft in Berlin, auf dem Brocken, dem Rigi, am Strande der Nordsee und des Mittelländischen Meeres. Die Schwankungen, die überhaupt vorkommen, betragen nur wenige hundertstel Prozent. Der Gehalt an Sauerstoff ist es also nicht, was der Landluft ihre gesundheitliche Zuträglichkeit verleiht. In gewisser Hinsicht schon eher daran beteiligt ist das Ozon, jene eigentümliche Form des Sauerstoffs, die man wegen ihrer hohen Oxydationsfähigkeit aktiver Sauerstoff genannt hat. Das Ozon bildet sich bei elektrischen Entladungen aus dem gewöhnlichen Luftsauerstoff. Ueber seine Einwirkung auf den menschlichen Organismus ist nichts Sicheres bekannt, wohl aber besitzt es desinfizierende Eigenschaften. Jedoch ist es in der Landluft — in der Luft geschlossener Räume fehlt es — nur äußerst fein verteilt. In 100 Kubikmetern Luft finden sich nur 1,4 Milligramm Ozon vor. In der täglichen Atmungsluft eines Erwachsenen sind daher nicht mehr als 0,2 Milligramm Ozon enthalten. Der Grad der Verdünnung dieses Gases ist demnach derartig, daß von einer nennenswerten desinfizierenden Wirkung auf die Luftwege des Körpers nicht die Rede sein kann. Würde sie sich überhaupt geltend machen, so würde sie schon in den ersten Abschnitten des Atmungsapparates, in Nase, Mund und Rachen, ihr Ende erreichen und sich auf keinen Fall bis auf die Lunge erstrecken. Also auch nach der desinfizierenden Seite hin kann dem Ozon kaum ein unmittelbarer Einfluß auf unsern Organismus zugeschrieben werden. Dagegen darf angenommen werden, daß es sich wegen seiner kräftigen oxydierenden und desinfizierenden Eigenschaft an der Beseitigung und Vernichtung der feinst zerteilten organischen Stäubchen und flüchtiger Verbindungen der Luft bethätigt und auf diese Weise nicht unwesentlich zur Selbstreinigung der Atmosphäre beiträgt.

Die Reinheit ist denn auch der Hauptunterschied zwischen der Luft des offenen Landes und der Stadtluft. Verunreinigt und verschlechtert wird die Stadtluft durch die Staubentwicklung und die Beimischung von Ruß und Rauchgasen. Durch die Straßenanlagen und Höfe, die gewerblichen Betriebe und den beständig flutenden Verkehr werden der Stadtluft ununterbrochen die größten Staubmengen zugeführt, während dort, wo Wiesen, Pflanzenkulturen oder Wälder die Erdoberfläche bedecken

oder fester Fels ansteht, die Staubentwicklung nur ganz gering ist. In einem Kubikcentimeter Luft ließen sich nachweisen auf dem Lande 500 Stäubchen, in einer Großstadt 5000, in einem Sitzungssaal vor der Sitzung 175 000 und ebendaselbst nach der Sitzung 400 000 Stäubchen. Unter den Stäubchen befinden sich Teilchen von Gesteinen, Holzfasern, Härchen von Kleidungsstücken aller Art, namentlich aber zahlreiche Rußkügelchen, die dem Meere der städtischen Schornsteine entstammen. Für Paris und Berlin hat man berechnet, daß innerhalb 24 Stunden auf jeden Quadratmeter 6 Milligramm Ruß niedergehen, auf 1000 Quadratmeter also 6 Gramm. Der Ruß ist aber keineswegs eine belanglose Beimischung der Stadtluft, denn an ihm haften schweflige Säure, Salzsäure und Schwefelsäure, Stoffe, deren Schädlichkeit schon die Pflanzenwelt sichtbar zeigt, die durch sie verkümmert und dahinsiecht. Unter den Rauchgasen ist ferner zu nennen das Kohlenoxyd oder der sogenannte Kohlendunst, dessen Gefährlichkeit darin besteht, daß er den Blutfarbstoff zur Aufnahme des Sauerstoffs unfähig macht. Ist auch das Kohlenoxyd in der Stadtluft stark verdünnt, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß es, dauernd mit der Atemluft aufgenommen, eine Sauerstoffverarmung des Blutes nach sich zieht. Gute Landluft ist frei von Ruß und Kohlenoxyd.

Es wurde bisher ein Bestandteil des Luftstaubes, der aber so wichtig wie alle übrigen ist, unerwähnt gelassen: die lebenden Keime, die sich hauptsächlich aus Hefepilzen, Schimmelpilzen und Bakterien zusammensetzen. Auch in Bezug auf sie stellt sich die Landluft bedeutend günstiger als die Stadtluft. Genauere Untersuchungen über den Keimgehalt der Luft sind in Paris angestellt worden. Es ergaben sich hier für einen Kubikmeter Luft in den neueren Stadtvierteln 4500 und in den älteren Bezirken 36 000 Bakterien. Schon im Park von Montsouris, das in der Nähe von Paris liegt, wurden für das gleiche Raummaß Luft nur 490 Bakterien gefunden. Auf dem offenen Lande sinkt der Bakteriengehalt bis auf einige Hunderte. Mit steigender Höhe nimmt er weiterhin ab. Die Luft höherer Gebirge ist nahezu frei von Bakterien. Aehnlich ist das Verhältnis bei den Schimmelpilzen. In der Pariser Stadtluft ließen sich für den Kubikmeter 1680, im Park von Montsouris dagegen nur 205 Schimmelpilze nachweisen. Auch wenn man davon absieht, ob unter diesen kleinsten Lebewesen eigentliche Krankheitserreger vorkommen — Tuberkelbazillen sind im Straßenstaub wiederholt festgestellt worden —, so liegt es doch auf der Hand, daß schon das bloße massenhafte Auftreten von Mikroorganismen in der Luft für die Gesundheit nicht gleichgültig sein kann. Alles in allem hält also die Stadtluft keinen Vergleich mit der Landluft aus. Mag man die Schädlichkeit der Verunreinigung an sich noch so gering veranschlagen, so muß man doch bedenken, wie groß der Luftbedarf des Menschen ist. Ein Erwachsener thut bei ruhiger Atmung etwa 16 Atemzüge in der Minute und saugt bei jeder Einatmung durchschnittlich 0,65 Liter Luft in die Lunge ein. In einer Stunde beträgt sein Luftverbrauch demnach 625,8 Liter und in 24 Stunden rund 15 000 Liter. Auch die kleinsten schädigenden Reize müssen unter diesen Umständen auf die Länge der Zeit zu einem schwerwiegenden Faktor anschwellen, während umgekehrt der Genuß gesunder Luft für die Atmungsorgane, für den sich in ihnen vollziehenden Gaswechsel und für die Auffrischung des Blutes von förderlichstem Einfluß sein muß.

Wäre es nur reine Luft, was wir uns durch den Aufenthalt fern von der Stadt verschaffen, so wäre es schon genug. Aber wir erweisen durch die Luftveränderung unserm Körper noch andre Wohlthaten. In der Zeit unsrer Berufsausübung sind wir alle mehr oder weniger Stubenhocker. In der Sommerfrische dagegen verweilen wir vorzugsweise im Freien und beschränken unsern Zimmeraufenthalt auf ein möglichst geringes Maß. Wir werden zu Naturmenschen, die ihren Körper unbesorgt dem Spiel der Lüfte aussetzen. Die Luft im Freien ist niemals ganz unbewegt. Sie erscheint uns nur deshalb ruhend, weil wir geringe Luftbewegungen nicht mehr als solche fühlen. Bewegungen, bei denen die Luft 0,5 Meter in der Sekunde zurücklegt, bezeichnet man noch als Windstille. Als mittlere Geschwindigkeit im Freien kann man 2—3 Meter in der Sekunde annehmen. Aber schon eine Luftbewegung, die etwas über 1¼ Meter in der Sekunde hinausgeht, durchdringt die Kleidung bis auf die Haut. Infolgedessen wird die kohlensäurereiche Kleiderluft fortgeführt und an ihre Stelle tritt ununterbrochen die reine Außenluft. Wir genießen auf diese Weise, solange wir im Freien verweilen, eine Art Luftbad, dessen Wellen an unsern Körper anschlagen. Eine Folge des Luftwellenschlages ist die Anregung der Hautatmung, durch die, ebenso wie in der Lunge, Kohlensäure und Wasserdampf abgegeben und Sauerstoff aufgenommen wird. Wie bedeutungsvoll die Hautatmung ist, zeigen größere Verbrennungen. Sie bedrohen nur aus dem Grunde das Leben, weil durch sie die Hautthätigkeit auf umfangreicheren Strecken unterdrückt wird. Gleichzeitig greift die Luftbewegung auch in die Wärmeökonomie des Körpers ein. Selbst geringe Luftgeschwindigkeiten entziehen uns erhebliche Wärmemengen, ein Verlust, den der Körper durch eine Steigerung seiner Wärmeerzeugung auszugleichen sucht. Dieser Ausgleich bedingt eine Vermehrung des Gesamtstoffwechsels, wobei Fett zersetzt und aufgebraucht wird. Die Schwankungen der Lufttemperatur endlich führen ganz von selbst das herbei, was wir sonst durch Bäder und Waschungen zu erreichen trachten, die Abhärtung der Haut. Wer hätte es nicht schon an sich selbst zu seinem stillen Erstaunen erfahren, daß er im Gebirge oder an der See sogar einen schroffen Temperaturwechsel ohne irgendwelche Störungen seines Wohlbefindens erträgt? Unsre Haut gewinnt unter dem Einfluß der Luftbewegungen von bald höherer, bald niedrigerer Temperatur die verschwundene Elastizität wieder, sie erwirbt sich das verlorene Anpassungsvermögen, sich durch Zusammenziehung oder Erweiterung der feinen Blutgefäße auf die jeweilig herrschende Temperatur zweckmäßig einzustellen, zurück, und sie wird dadurch von neuem für den Körper zu jener natürlichen Schutzdecke, die ihn feit gegen die Angriffe und Schädigungen der Witterung.

„Des Aermsten allgemeines Gut“, nennt Schiller im „Tell“ das Licht der Sonne. Ja, es ist ein allgemeines Gut, aber leider wird uns auch dieses Naturgeschenk durch die Enge der Städte, durch unser Gebundensein an die Wohnräume und Arbeitsstätten beschnitten und verkürzt. Wir sind ebenso sonnenlichtentwöhnt, wie wir luftentwöhnt sind. Und doch ist das Sonnenlicht für unsern Körper ein vielseitiges Anregungsmittel von hervorragendem Werte. Um so mehr verdient es Beachtung, daß uns dieses wahrhafte Lebenselixier durch den mit der Luftveränderung verknüpften Aufenthalt im Freien in einem viel reicheren Maße zu teil wird als daheim. Keineswegs beschränkt sich die Einwirkung des Sonnenlichtes nur auf die unbekleideten Körperstellen, wie Gesicht und Hände. Vielmehr sind auch die Kleidungsstücke für die Sonnenstrahlen durchlässig, und zwar die weißen und farbigen in höherem Grade als die schwarzen. Ebensowenig erstreckt sich der Wirkungsbereich des Sonnenlichtes nur auf die Körperoberfäche. Bringt man mit Chlorsilber gefüllte Röhrchen unter die Haut von Tieren, so schwärzt sich das Chlorsilber, ein Beweis, daß die Sonnenstrahlen durch die Haut hindurchgehen. Auch die Augenlider durchsetzen sie. Schließt man im Sonnenschein die Augenlider, bedeckt sie mit der Hand und hebt diese dann wieder ab, so sieht man deutlich den roten Schimmer der geschlossenen Augenlider. Selbst durch die flache Hand dringen die Sonnenstrahlen hindurch. Legt man in ein Holzkästchen, in das eine runde Oeffnung eingeschnitten ist, eine photographische Platte und bedeckt das Loch mit einem schwarzen Tuch, so tritt bei Sonnenbestrahlung keine Veränderung der Platte ein. Preßt man dagegen die flache Hand an die Oeffnung, so entsteht nach ungefähr fünf Minuten ein dem Loch entsprechender dunkler Fleck auf der Platte.

Schon nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit äußert sich der Einfluß der Sonnenbestrahlung in einer Steigerung des Stoffwechsels, indem sowohl die Sauerstoffaufnahme als auch die Kohlensäureausscheidung vermehrt wird. Und zwar erfolgt die Erhöhung des Gasaustausches nicht nur innerhalb der Lungenatmung, sondern auch unmittelbar bei der Hautatmung, wie sich experimentell an Tieren hat nachweisen lassen. Aber auch bei der Zusammensetzung des Blutes macht sich auf Grund seines Eindringens in die Gewebeschichten die Einwirkung des Sonnenlichtes geltend. Denn es wird durch sie die Bildung der roten Blutkörperchen und in geringerem Grade auch diejenige des roten Blutfarbstoffs angeregt. Daneben einher geht eine Beschleunigung jener Vorgänge, von denen der stetige Wiederersatz unbrauchbar gewordener Körperelemente und das Wachstum abhängen. Von den Haaren und Nägeln kann durch Messungen sichtbar dargethan werden, daß sie am Tage, also im Lichte stärker wachsen als im Dunkeln und zur Nachtzeit. In den sonnenarmen Monaten bleibt, wie vergleichende Untersuchungen ergeben haben, das Wachstum der Kinder hinter ihrer Entwicklung in der sonnigen Jahreshälfte erheblich zurück. Noch mehr aber spricht für die Wichtigkeit des Lichtes in Bezug auf den regelrechten Verlauf der Lebensprozesse ein Experiment, das man an Krebsen angestellt hat. Wurde deren Körper mit einem undurchsichtigen Lack angestrichen, so gingen sie zu Grunde, überstrich man sie aber mit durchsichtigem Lack, so gediehen sie vortrefflich. Nur die Ausschaltung der Lichteinwirkung also brachte sie zum Absterben. Endlich ist das Sonnenlicht ein schöpferischer Beleber unsers Nervensystems. Es reizt die Nervenendapparate, und dieser Reiz überträgt sich durch die nervösen Leitungsbahnen auf das Gehirn. Ein sonnenheller Tag stimmt uns heiter und freudig, erfüllt uns mit innerer Befriedigung und spornt die Lebensenergie an. Bei bedecktem Himmel lagern sich dagegen über alles die blauen, grauen Töne, die uns unbewußt seelisch niederdrücken. Sonnenschein und Sonnenmangel durchdringen unser ganzes Wesen. Rot und Gelb, die vorwiegenden Farben des Sonnenlichtes, erwecken in uns den Eindruck des Behaglichen, blaue Töne, die Farben des Dämmerlichtes, den Eindruck des Kalten und Unbehaglichen. Es giebt ein italienisches Sprichwort, das treffend die Gesamtwirkung des Sonnenlichts zusammenfaßt: „Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin.“

Die Aufwendungen, die man macht, um sich eine Luftveränderung zu verschaffen, sind keine Luxusausgaben. Im Gegenteil, sie bringen hundertfältigen Gewinn. Und nicht nur für eine kurze Zeitspanne. Noch lange nachher, wenn wir in unser Heim zurückgekehrt sind, klingen in uns die wohlthätigen Einflüsse nach, die der Luftveränderung entspringen. Auch in gesundheitlicher Beziehung gilt daher der Ausspruch des Dichters:

> „Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt.“

C. H. Haller.

König Albert von Sachsen.

Mit dem am Abend des 19. Juni entschlafenen König Albert von Sachsen ist aus dem Kreise der deutschen Regenten eine Persönlichkeit geschieden, um die weit über die Grenzen des von ihr beherrschten Landes hinaus überall da, wo deutsche Herzen in Treue und Liebe für ihr Vaterland erglühen, allgemeine und aufrichtige Trauer herrscht. War König Albert doch der letzte Ueberlebende aus jener erlesenen Schar von tapferen Helden und Heerführern, die einst mit König Wilhelm I. von Preußen auszogen, um den gewaltigen Kampf gegen Frankreich auszufechten und nach beispiellosen Siegen inmitten des daniedergeworfenen Nachbarreichs die alte deutsche Kaiserherrlichkeit aufs neue erstehen zu lassen, so das verwirklichend, was den Besten und Getreuesten unsers Volkes so lange als das Ziel einer ungestillten Sehnsucht, ja fast wie ein unerreichbares Traumbild vorgeschwebt hatte. Er war der letzte von jenen berühmten deutschen Kriegshelden, die damals den Feldmarschallstab sich erwarben, wie er auch der letzte war, der das Großkreuz des Eisernen Kreuzes getragen. Unvergessen werden die kühnen Thaten bleiben, für die er sich diese seltenen Auszeichnungen erwarb. Ihre bloße Erwähnung genügt, um an unserm geistigen Auge fast ein vollständiges Bild der ganzen großen Kriegszeit vorüberziehen zu lassen. Am 18. August 1870 brachte er mit seinen Sachsen die heiße Schlacht bei Gravelotte durch Erstürmung des stark verschanzten Dorfes St. Privat zur Entscheidung, als Oberbefehlshaber der Maasarmee hatte er, der damals so viel genannte Kronprinz von Sachsen, hervorragenden Anteil an den Siegen bei Beaumont und bei Sedan, und bei der folgenden Einschließung der französischen Hauptstadt hielt er die Nord- und Ostfront von Paris besetzt. Nach Abschluß des Präliminarfriedens übernahm er den Oberbefehl über alle in Frankreich verbleibenden deutschen Truppen und leistete mit denselben der französischen Regierung wichtige Dienste bei der Unterdrückung des blutigen Kommuneaufstandes. Die Verdienste, die er sich auf diese Weise erwarb, erfuhren durch Kaiser Wilhelm I. auch dadurch die höchste Anerkennung, daß ihm bei Gelegenheit des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, am 16. Juni 1871, sowie in Dresden, am 11. Juli des gleichen Jahres, die höchsten militärischen Ehrenstellungen verliehen wurden, diejenigen eines Armeeinspekteurs und eines Generalfeldmarschalls. Letzteren höchsten militärischen Rang verlieh ihm zu derselben Zeit auch der Kaiser von Rußland.

Ueber die hervorragende militärische Befähigung des Dahingegangenen hat sich während des deutsch-französischen Krieges eine Stimme geäußert, deren Zuständigkeit wohl niemand anzufechten wagen wird, diejenige Moltkes. „Es giebt im deutschen



König Albert von Sachsen †.



Königin-Witwe Karola von Sachsen.

Heere," so lautete das Wort des großen Schlachtenlenkers, „wohl viele gute Generale, aber nur einen Feldherrn wie den Kronprinzen von Sachsen." Und wie an kriegerischem Geschick und kühnem Heldenmut leuchtete der nunmehr entschlafene große Sohn des Hauses Wettin von jeher unter allen deutschen Fürsten auch durch seinen staatsmännischen Blick und seine unerschütterliche Liebe zu dem deutschen Gesamtvaterlande hervor. Wollte ein eigentümliches Verhängnis es auch fügen, daß er in den heißen Kriegstagen des Jahres 1866 die Waffen gegen die berufene deutsche Vormacht führen sollte, so hatte er doch geraume Zeit vorher schon klarer als vielleicht irgend ein andrer erkannt, worin der einzige Weg zum Heile Deutschlands bestehe. Als er im Jahre 1849 mit dem sächsischen Bundeskontingente als junger Offizier sich an dem Kriege gegen Dänemark beteiligte und er während der kriegerischen Vorgänge in den Monaten April und Mai in glänzender Weise die Feuertaufe bestand, richtete er von einem kleinen Orte bei Flensburg aus am 19. April, wenige Tage nach dem Gefechte bei Düppel, einen Brief an einen höheren Beamten seines Heimatlandes, in dem folgende denkwürdige Stelle vorkommt: „Der Krieg hier hat, abgesehen von Recht und Unrecht, das schwer zu erklären, für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele, es ist dies der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen ist es Pflicht, namentlich des Fürsten, vorauszugehen, und gelte es das Leben."

Auf den böhmischen Schlachtfeldern und vor allem in der folgenschweren Schlacht von Königgrätz am 13. Juli 1866 sollte sich übrigens das überlegene Feldherrntalent des damaligen Kronprinzen von Sachsen zum erstenmal in seiner ganzen Bedeutung offenbaren. Der kühne Heerführer hielt nicht nur in dem Wirrwarr des Rückzuges unerschütterlich bei seinen Soldaten aus, sondern deckte auch die ganze Bewegung durch die energische Verteidigung des Dorfes Problus und der Waldecke von Bor in einer Weise, wie nur der kundige und erprobte Truppenführer es vermag.

König Albert von Sachsen war Soldat mit Leib und Seele. Bei seinem goldenen Militärdienstjubiläum im Jahre 1893 hat er die Armee seine



König Georg von Sachsen.

„Jugendliebe" genannt, der er immer treu geblieben sei; es ist das ein Ausspruch, an dessen Aufrichtigkeit gewiß nicht zu zweifeln ist, allein derjenige, der ihn gethan, ist doch im hervorragenden Sinne des Wortes ein Friedensfürst gewesen, wie ihn für einen solchen ja auch sein Vater, König Johann, der unter dem Namen „Philaletes" bekannte Dichter und Danteforscher, durch die sorgfältige Erziehung, die er ihm hatte zu teil werden lassen, gewissermaßen vorherbestimmt hatte. Seit seiner Thronbesteigung am 29. Oktober 1873 hat der im hohen Alter von vierundsiebzig Jahren entschlafene Fürst nicht mehr Gelegenheit gehabt, seine Feldherrntalente auszuüben, und seinen schlichten Sinn, sein ritterliches Wesen und seine unermüdliche Thatkraft lediglich in den Dienst der Werke des Friedens gestellt. Er ist seinem Volke immerdar ein Führer und Vorbild gewesen, vornehmlich in treuem Festhalten an Kaiser und Reich, und unter ihm hat das Sachsenland bei jeglicher Friedensarbeit sich einen Platz im ersten Treffen zu erobern gewußt.

Der Nachfolger des verewigten Königs auf dem Throne ist sein einziger Bruder Georg, am 8. August 1832 auf Schloß Pillnitz geboren. Gleich König Albert hat Prinz Georg hohen Ruhm als Heerführer geerntet, besonders im deutsch-französischen Kriege, in dem er nach dem Sturm auf St. Privat den Oberbefehl über das sächsische Armeecorps übernahm. Doch auch im Frieden erwarb er sich hohe Verdienste um die Entwicklung des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens. Im Mai 1859 vermählte er sich mit der Infantin Maria Anna von Portugal, die ihm am 5. Februar 1884 durch den Tod entrissen wurde. Zur Thronfolge im Königreich Sachsen wird dereinst sein ältester Sohn berufen sein, der jetzige Kronprinz Friedrich August, geboren am 25. Mai 1865 und seit 1891 vermählt mit Erzherzogin Luise Antoinette Maria von Oesterreich, die heute 32 Jahre zählt. Dem glücklichen Ehebunde sind drei Söhne und zwei Töchter entsprossen.

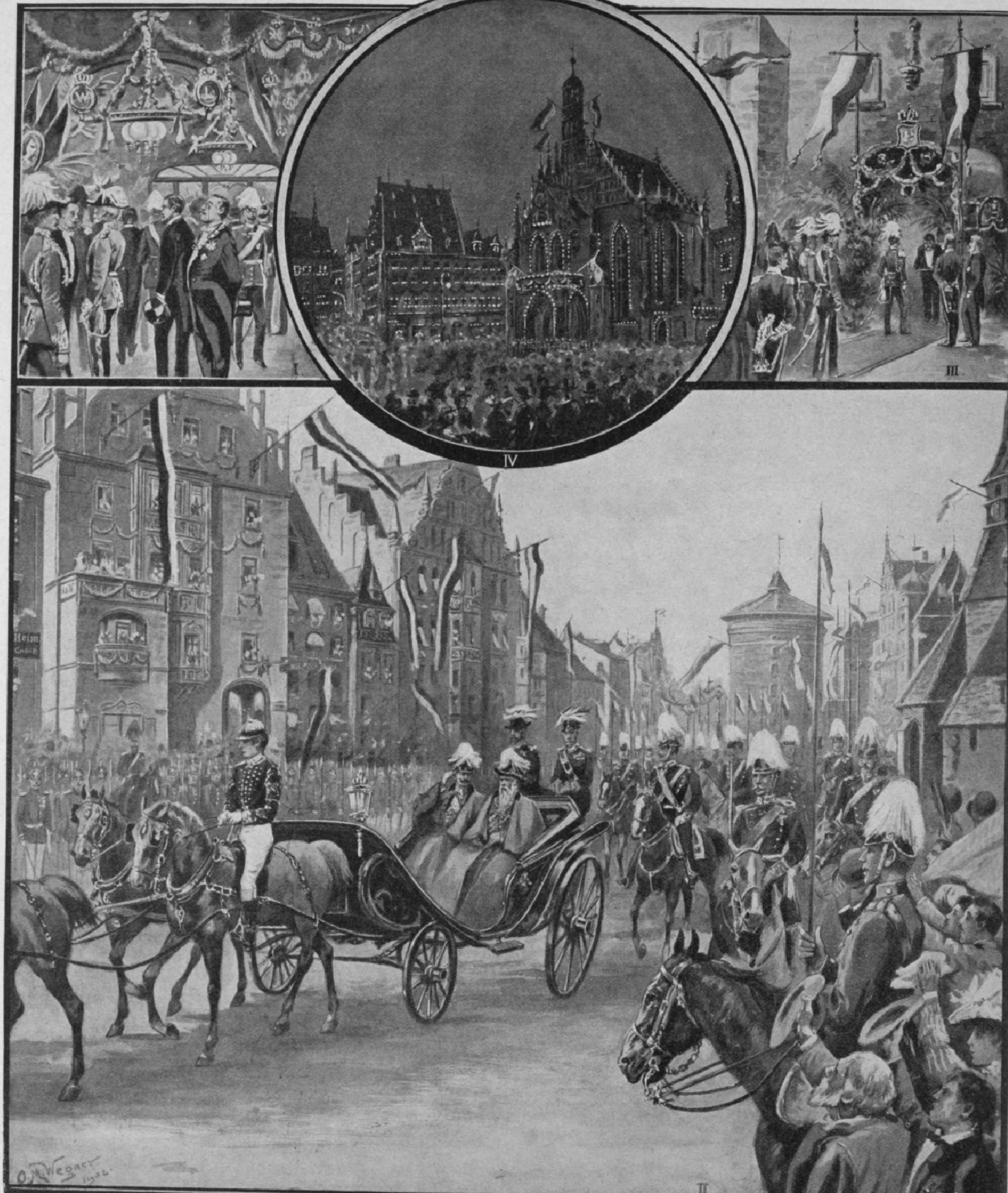
G. Hoff.



Kronprinz Friedrich August von Sachsen.
Aufnahmen von Otto Mayer, Hofphotograph, Dresden.



Kronprinzessin Luise Antoinette von Sachsen.



I. In der Empfangshalle des neuen Bahnhofgebaudes — II. Der Einzug des Kaisers und des Prinzregenten durch die Königsstrasse. — III. An der Ehrenpforte des Germanischen Museums. — IV. Die Illumination auf dem Hauptmarkt.

Vom Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Nach Zeichnungen von O. Meyer-Wegner.

Unter großen Festlichkeiten wurde in Nürnberg das fünfzigjährige Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums begangen. Die Feier begann am Vormittag des 15. Juni mit einem Festakt in der neuen gotischen Waffenhalle des Museums, und am Nachmittag folgte in der Lorenzkirche ein großes Konzert, veranstaltet von der Kgl. Vokalkapelle in München. Am nächsten Morgen trafen die geladenen fürstlichen Gäste in der reich geschmückten Stadt ein. Der Prinzregent Luitpold, begleitet von den Prinzen Ludwig und Leopold, begrüßte nach der Folge der Ankunft zunächst den Großherzog Friedrich von Baden und den König Wilhelm von Württemberg, und bald darauf rollte der Zug des Kaiserpaares in den Bahnhof ein. Nachdem es dem Zuge entstiegen war, fand eine herzliche Begrüßung zwischen den Monarchen statt. Der Prinzregent küßte der Kaiserin die Hand und umarmte wiederholt den Kaiser, und Umarmungen tauschte dieser alsdann auch mit dem Großherzog von Baden und dem König von Württemberg aus. Die Prinzen Ludwig und Leopold wurden vom Kaiser und der Kaiserin mit herzlichem Händedruck begrüßt. Beim Austritt aus dem Waggon ertönte die Nationalhymne, worauf die Ehrencompagnie abgeschritten wurde, während die Kaiserin und Prinzessin Gisela sich lebhaft unterhielten. Dann fand Cercle in der im Bahnhofneubau hergerichteten Halle statt, und gleich darauf erfolgte die Fahrt zur Stadt. Der Prinzregent fuhr mit dem Kaiser, die Kaiserin mit der Prinzessin Gisela, der König von Württemberg mit dem Prinzen Ludwig, der Großherzog von Baden mit dem General von Haag. Nach der Parade am Färberthor, bei der der Kaiser persönlich das 6. Infanterieregiment dem Prinzregenten vorführte, begaben sich die Monarchen in ihre Quartiere, um später, jeder von einer Kavallerieeskorte geleitet, zum Museum zu fahren, wo nun die Hauptfeier stattfand. Am Abend war die Stadt festlich beleuchtet.

Notizblätter.

Zeitgeschichte.

Eine neue Verbindung zwischen dem österreichischen und dem bayrischen Herrscherhause ist geschlossen durch das Verlöbnis des Herzogs Siegfried in Bayern mit der Erzherzogin Maria Annunciata. Die Braut, am 31. Juli 1876 in Schloß Wartholz bei Reichenau geboren, ist die ältere Tochter des verewigten Erzherzogs Karl Ludwig aus seiner dritten Ehe mit der Erzherzogin Maria Theresia, Infantin von Portugal. Seit der Vermählung ihrer Stiefschwester, der Erzherzogin Margareta Sophia, mit dem Herzog Albrecht von Württemberg (1893) war sie Aebtissin des adeligen Damenstiftes auf dem Hradschiner Schlosse in Prag. Herzog Siegfried, der älteste Sohn des 1893 verstorbenen Herzogs Max Emanuel und seiner Gemahlin Amalia, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg, ist am 10. Juli 1876 in Bamberg geboren, zur Zeit Oberleutnant im ersten schweren Reiterregiment Prinz Karl von Bayern und Großprior des bayrischen St. Georgenordens.



Aufn. von B. Dittmar, Hofphot., München.

Herzog Siegfried in Bayern.

Kultur und Wissenschaft.

Professor Camille Jullian von der Universität Bordeaux hat die Gründung eines Corpus topographicum orbis antiqui angeregt. Das Corpus soll in alphabetischer Ordnung alle aus dem Altertum erhaltenen geographischen Namen enthalten. Die Ausführung dieses Planes soll nach Jullian dadurch ermöglicht werden, daß sie von der internationalen Akademienvereinigung übernommen wird. Dabei soll jede Nation ihr eignes Land bearbeiten, der Rest der antiken Gegenden aber nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte verteilt werden.

— Die von französischen Gelehrten veranstalteten Ausgrabungen in Delphi haben wieder eine Reihe wichtiger Inschriften zu Tage gebracht. Eine Auswahl davon ist jetzt veröffentlicht worden. Darunter finden sich umfangreiche Rechnungslisten der delphischen Schatzverwaltung, Angaben über die Einkünfte, die der Apollotempel aus der Vermietung heiliger Gebäude und Landstücke gewann, und über die Gehälter einiger Beamten. Es wird ein Werk vorbereitet, das die Gesamtergebnisse der Ausgrabungen in Wort und Bild darstellen soll. Theophile Homolle, der Leiter der französischen Schule in Athen, giebt es heraus.

Heer und Flotte.

Das neue Lotsenhaus im Hamburger Hafen ist zu dem Zwecke errichtet worden, daß von der Kuhwärder Spitze aus die anlangenden Schiffe mit Hafenlotsen besetzt werden können, was sich vom Elblotsenwachtschiff nicht bewerkstelligen ließ. Im Lotsenhaus befinden sich die Bureaux des Hafenmeisters und seiner Gehilfen, außerdem Schlaf- und Wohnräume für die Lotsen, die hier einen zehn- bis vierzehnstündigen Dienst haben. Auch die Mannschaften des Lotsenwachtschiffes haben hier ihre Unterkunftsräume. Seitwärts auf der Abbildung gewahren wir die Docks von Blohm & Voß, wo sich augenblicklich der Schnelldampfer „Kaiser Friedrich“ befindet, der als Ersatz für die von einem Unfall betroffene „Deutschland“ für die Fahrten Hamburg-Amerika hergerichtet wird.

— Die Maste, die den Seeschiffen bisher ihre charakteristische Gestalt gaben, sind auf den Dampfern immer mehr verkümmert. Das Segel, das früher auch bei Dampfern als Notbehelf galt, hat wegen der Größe der Schiffe praktisch gar keinen Zweck mehr, und die großen Dampfer entbehren daher auch wirklicher Segelvorrichtungen, ja sie führen oft gar keine Segel mehr mit sich. Wenn die Maste in verkürzter und verminderter Zahl noch beibehalten wurden, so ist das nur geschehen, weil man sie zu Signalzwecken und in ihren unteren Teilen zur Anbringung der Ladebäume bei Einnehmen der Ladung braucht. Vielfach sind auf neuen Schiffen auch elektrische und hydraulische Krane angebracht, durch die das Entladen unabhängig von den Masten bewerkstelligt wird. In dem Bestreben, den Bau der Schiffe immer praktischer zu gestalten und eine erhöhte Schnelligkeit im Laden und Entladen herbeizuführen, ist man nun noch einen Schritt weiter gegangen und hat auf einem schwedischen Frachtdampfer, dem „Kronprinz Gustav“, die Maste nicht mehr auf der Mitte des Schiffes hintereinander, sondern je zwei Maste auf dem Vorderschiff und dem Hinterschiff nebeneinander aufgestellt. Damit ist mit allen Rücksichten auf Ueberlieferung gebrochen, aber erreicht worden, daß sowohl auf dem Vorder- wie auf dem Hinterschiff gleichzeitig je vier Luken von den Ladebäumen bedient werden können. Dadurch vollzieht sich die Ladung viel schneller. Die beiden nebeneinander stehenden Maste oder richtiger Maststumpfe sind durch eine Laufbrücke miteinander verbunden, von der Ausguck gehalten und signalisiert werden kann. In Schiffahrtskreisen hat dieser neue Dampfer beträchtliches Interesse erweckt, und es scheint Neigung vorhanden zu sein, dem gegebenen Beispiel zu folgen.



Das neue Lotsenhaus im Hamburger Hafen.

Kunstgewerbe.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Hamburger Rennklubs hat der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg einen Ehrenschild gestiftet, mit dessen Ausführung Alexander Schönauer betraut wurde. Der Künstler hat seine Aufgabe in der Art gelöst, daß er ein um die Rundung des Schildes sich abwickelndes Wagenrennen zur Darstellung brachte. Vier Quadrigen jagen über das Stadion, das durch fünf Viktorien auf hohen Säulen bezeichnet ist. Der Sieg ist noch unentschieden; die Aufregung der Zuschauer ist durch lebhaft bewegte, über die Fläche geschickt verteilte Figuren deutlich zur Anschauung gebracht. Als Sieger glaubt die Phantasie jenen Wagenlenker zu erkennen, dessen Viergespann in rasendem Galopp, die Pferde in gleicher Beinstellung nebeneinander, an einer Viktoria, vielleicht dem Ziele, vorbeisaust. Als ornamentaler Mittelpunkt ist ein Kopf der Athena, der Schutzgöttin der Panathenäen, angebracht. Das Ganze ist flach in Silber getrieben, das nur an den Ornamenten des Randes und der Mitte teilweise vergoldet ist; der weitvorspringende Athenakopf ist aus einem prächtigen Elfenbeinstück geschnitzt. Dieser Anschluß an die chryselephantine Technik der Alten hat eine überaus reizvolle koloristische Wirkung erzielt. Der Schild ist an einem Gehänge aus Silber mit Bergkrystallen befestigt, das oben von einer Platte mit dem emaillierten Hamburger Wappen und der Widmungsinschrift zusammengehalten wird.



Der Ehrenschild zum Jubiläum des Hamburger Rennvereins. Von Alexander Schönauer.



Phot. Adèle, Wien.

Erzherzogin Maria Annunciata.

Kunst.

Bei dem Wiederaufbau eines der bekannten Kunsthandlung Artaria gehörigen Hauses in Wien wurde unter einem Haufen von unbrauchbaren Dingen eine große Leinwandrolle gefunden. Bei genauerer Prüfung stellte sich heraus, daß sie drei Gemälde von Battista Tiepolo enthielt, von dem bekannt ist, daß er mit einem Vorfahren des jetzt lebenden Kunsthändlers persönliche Beziehungen unterhielt. Die Gemälde stellen dar: die Vertreibung der Selene durch Hera, den Triumph der Aphrodite und Bacchus und Ariadne. Die Farbengebung ist wohlerhalten.

— Ein Gemälde des alten italienischen Meisters Perugino wurde in Treviso entdeckt. Es stellt die Anbetung des Christuskindes dar. Die authentische Herkunft ist durch die Unterschrift des Meisters bestätigt.

Industrie, Handel und Verkehr.

In Italien wird die Schiffbarmachung des Mincio geplant, um durch diesen Fluß den Gardasee mit dem Po und dem Adriatischen Meere zu verbinden. Der Mincio, der im Oberlaufe Sarca heißt, entspringt in der Adamellogruppe, ergießt sich bei Torbole in den Gardasee und verläßt ihn bei Peschiera unter dem Namen Mincio als schiffbarer Fluß. Bei Mantua erweitert er sich und mündet bei Governolo in den Po. Die Länge der Sarca beträgt 70, die des Mincio 80 km.

— Behufs Herbeiführung eines Postvertrags zwischen Deutschland und den Niederlanden tagten in Utrecht Vertreter von Handelskammern aus beiden Ländern. Einstimmig wurde eine Resolution angenommen, die einen Postverein zwischen Holland und Deutschland, ähnlich dem deutschen Postverein mit Oesterreich-Ungarn, für wünschenswert erachtet und die Anwendung nicht nur auf Briefe, Drucksachen, Geldsendungen und Pakete, sondern auch auch auf Telegramme und Telephongespräche empfiehlt.

Vereine und Versammlungen.

Die Arbeitsnachweiskonferenz findet in Berlin vom 9. bis 11. Oktober statt. Man wird sich hauptsächlich mit der Frage beschäftigen, welche Erfahrungen die Arbeitsnachweise bei der letzten Krisis auf dem Arbeitsmarkt gemacht haben.

— Der deutsche Verein für Knabenhandarbeit hält seine diesjähr. Hauptversammlung am 12. und 13. Juli in Augsburg ab.

Bühne.

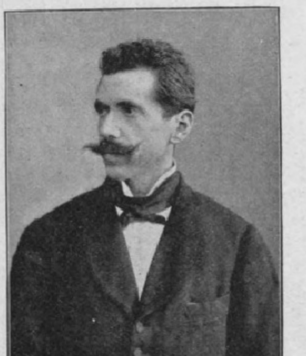
Im Kgl. Opernhause zu Dresden kam die Märchenoper „Rübezahl“ von Alfred Stelzner zur ersten Aufführung. Von besonderem Interesse war, daß die vom Komponisten erfundenen Streichinstrumente Violotta und Cellone zum ersten Male im Orchester gespielt wurden. Von der Oper wird gesagt, daß sie den Musikern und Sängern außerordentlich schwierige Aufgaben stelle, und ihnen hauptsächlich habe der Beifall gegolten.

— Das Lustspiel „Eine gute Idee“ von Freiherrn von Schlicht (Graf Wolf Baudissin) hatte im Residenztheater zu Dresden einen freundlichen Erfolg, ebenso im Sommertheater zu Köln das Schauspiel „Der Umweg“ von Henri Bernstein, verdeutscht von Annie Neumann-Hofer.

— Ein verspäteter Fastnachtsschwank kam mit dem „Hochzeitstag“ von Wilhelm Wolters und Franz von Königsbrunn-Schaup im Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung. Er fand beifällige Aufnahme, gleich dem Einakter „Pflicht“ von Robert Well, wie sich pseudonym Julius Herzka, Regisseur der Bühne, nennt.

— Großen Erfolg errang in Madrid das neue Drama „Böse Erbschaft“ von José Echegaray. Das Stück baut sich auf dem Romeo und Julia-Motiv auf, führt jedoch zu glücklichem Ausgang.

— In die Gesellschaft dramatischer Autoren Frankreichs ist ein zehnjähriges Mädchen, Carmen Asselve mit Namen,



Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Prof. Otto Eckmann †.



Das Goethe-Denkmal in Görlitz. Von Prof. Joh. Pfuhl und Architekt Hugo Behr.

aufgenommen worden. Die Kleine hat bereits sieben Stücke geschrieben, von denen einige in der Provinz erfolgreich aufgeführt worden sind.

Denkmäler.

In Görlitz wurde am 4. Juni ein Goethe-Denkmal enthüllt. Oberhalb einer Brunnenanlage erhebt sich auf einem Postament die Büste des Dichters. Sie ist von dem Berliner Bildhauer Professor Johannes Pfuhl modelliert, während der Aufbau von dem Architekten Hugo Behr in Görlitz herrührt. Eine Tafel an der Rückseite des Postaments weist auf die Entstehung des Denkmals hin, dessen Schöpfung am 150. Geburtstage des Dichters von Goethefreunden der Stadt Görlitz angeregt wurde

— Auf dem Platze vor dem Stadttheater in Straßburg ist ein herrlicher Monumentalbrunnen enthüllt worden, eine Schöpfung des in Florenz lebenden Bildhauers Professor Adolf Hildebrand. Auf einer von einer Balustrade umgebenen Terrasse, zu der von drei Seiten Stufen emporführen, ruht das kleeblattförmige Brunnenbecken, in dessen Mitte auf wuchtigem Sockel die Figur des Rheines steht. Keinen greisenhaften Vater Rhein hat der Künstler geschaffen, auch keinen theatralisch posierenden Flußgott, vielmehr einen humorvollen Wassergeist mit fröhlichem Gesicht, triefendem Haar und kurzem Bart. Als ob ihm der feste Boden ein ungewohntes Element wäre, stützt er sich auf einen Schifferhaken, mit der Rechten einen Fisch darbietend. Das aus ganz groß behandelten, am Fuß des Sockels angebrachten Fischmäulern sprudelnde Wasser fällt über den Rand des vorderen Brunnenbeckens über Stufen in ein etwa 20 Meter langes Bassin. Als Hintergrund dient dem Kunstwerk die breite Freitreppe und der von ionischen Säulen getragene Vorbau des Stadttheaters.

— Das großartig geplante Kaiser Friedrich-Denkmal in Charlottenburg, mit dessen Ausführung Professor Uphues betraut worden ist, soll bis zum 1. April 1905 fertiggestellt werden. Der Künstler erhält ein Honorar von 222000 Mark.

— Am Wannsee bei Potsdam ist das von Reinhold Begas geschaffene Bismarck-Denkmal aufgestellt worden. Ein Felsenaufbau trägt die Marmorbüste des großen Kanzlers. Der Blick wendet sich hinüber nach Gatow, der Geburtsstätte von Bismarcks Mutter. Die Büste ist eine Wiedergabe nach dem Denkmal vor dem Reichstagshaus. In ein vertieftes Rechteck oben an dem Felsen soll eine Bronzetafel eingelassen werden, die in vergoldeter Schrift das Wort „Bismarck" trägt.

— Mit der Ausführung des in Breslau zu errichtenden Gustav Freytag-Denkmals wurde der Bildhauer Ernst Seger in Berlin betraut. Das in Form eines Brunnens gedachte Monument soll im nächsten Frühjahr enthüllt werden.

— In Wien hat sich ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Vincenz Prießnitz, den Begründer der neueren Wasserheilkunde, gebildet.

Unterrichtswesen.

Der Senat der Universität Göttingen hat die Immatrikulation von Frauen mit Stimmeneinheit abgelehnt.

— Der deutsche gesellig-wissenschaftliche Verein in New York hat den Plan angeregt, anläßlich des auf den 7. November d. J. fallenden siebzigsten Geburtstages seines vieljährigen Ehrenmitgliedes Andrew D. White, des amerikanischen Botschafters in Berlin, eine nach diesem benannte Stiftung einer Professur für deutsche Kulturgeschichte an der Columbia-Universität ins Werk zu setzen. Zur Ausführung dieses Gedankens ist zunächst ein aus 150 hervorragenden Deutschen bestehender Ausschuß gebildet worden. Karl Schurz wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Statistik.

Die Ergebnisse der am 1. März 1901 in Indien vorgenommenen Volkszählung lassen sich jetzt annähernd überschauen. Wie der staatliche Zählungskommissär Elliot mitteilt, ist innerhalb der letzten zehn Jahre — seit dem Zensus vom Jahre 1891 — die Zahl der katholischen und evangelischen Christen in Indien um mehr als eine halbe Million gewachsen und beträgt jetzt nahezu 2½ Millionen bei einer Gesamtbevölkerung von 294¾ Millionen. In der Präsidentschaft Madras hat sich von 1891 bis 1901 die Zahl der Christen um 159417 vermehrt, im Durchschnitt also pro Jahr um 15941. Im Kaddapakdistrikt vermehrten sie sich um 94 Prozent, im Godawerydistrikt um 86 Prozent. In allen Distrikten, außer in drei, hat ihr Wachstum die Vermehrung der übrigen Bevölkerung übertroffen.

Alpines.

Zwischen der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der Jura-Simplonbahn ist ein Vertrag über den Bau eines Tunnels durch den Mont d'Or zur Abkürzung der Vallorbelinie abgeschlossen worden. An der Genehmigung seitens der beiden Regierungen ist nicht zu zweifeln.

Stiftungen.

Der verstorbene Herr Bernhard Loose in Bremen hat reiche Vermächtnisse für öffentliche und gemeinnützige Zwecke gestiftet. Die Gesamtsumme beläuft sich auf 150000 Mark. 75000 Mark sind für ein in Bremen zu errichtendes Moltke-Denkmal bestimmt.

Ehrungen.

Samuel L. Clemens, unter seinem Autornamen Mark Twain weltbekannt, ist von der Universität Missouri zum Ehrendoktor der Rechte ernannt worden.

Museen.

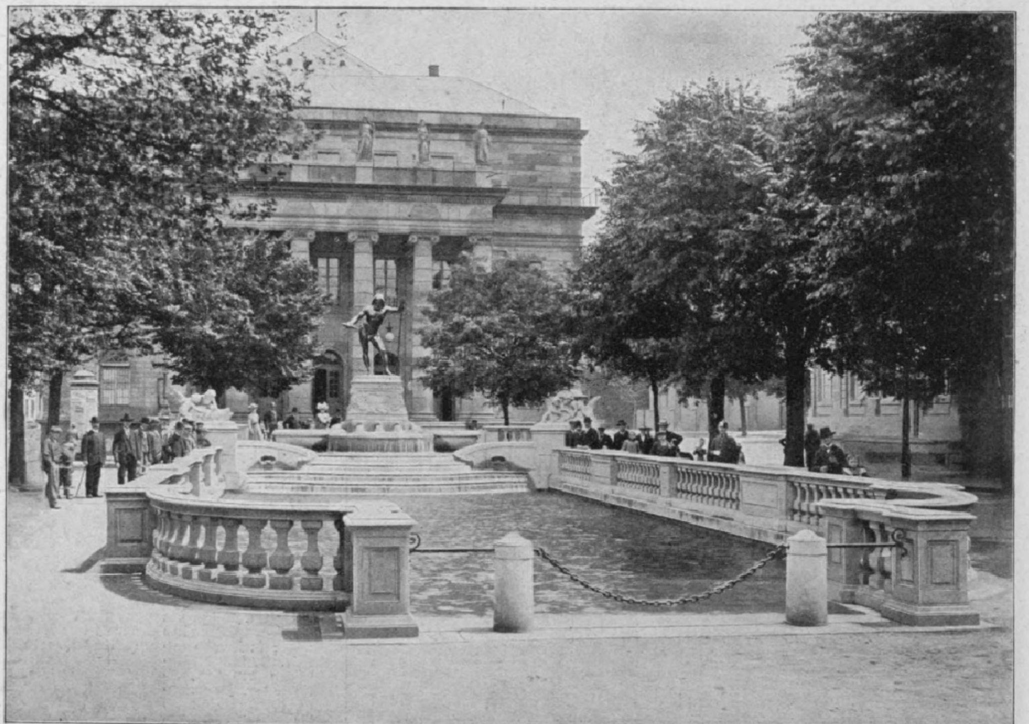
Aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg ist der Plan entstanden, in diesem ein medico-historisches Kabinett zu begründen. Nach dem von zahlreichen Vertretern der medizinischen Wissenschaft erlassenen Aufruf soll in diesem Kabinett alles zusammengestellt werden, das geeignet ist, die Entwicklung der deutschen Heilkunst zu kennzeichnen.

Totenschau.

In Badenweiler, wo er Genesung suchte, verschied am 11. Juni, wie bereits kurz erwähnt, Professor Otto Eckmann, hoch verdient um die Entwicklung des deutschen Kunstgewerbes. Am 19. November 1865 in Hamburg geboren, widmete er sich zunächst dem Kaufmannsstande, besuchte alsdann die Gewerbeschule in seiner Vaterstadt und später, da sein Interesse am künstlerischen Schaffen wuchs, die Baugewerbe- und Kunstschule in Nürnberg, wo er zuerst auf eigne Hand nach der Natur zu studieren begann. Während der Jahre 1884 bis 1887 gehörte er der Kunstakademie in München an, wo besonders A. Wagner sein Lehrer war. Landschaftliche Stimmungsbilder brachten ihm 1891 die ersten Erfolge, doch bald wendete er sich dem Kunstgewerbe zu, in dessen Ausgestaltung er binnen kurzer Frist eine führende Rolle übernahm. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf verschiedenartige Gebiete, auf die Kleinarchitektur, die Metallindustrie, auf Ornamentik im Holzschnitt und in der Typographie. Im Jahre 1897 wurde er, eben 32 Jahre alt, als Lehrer an das Berliner Kunstgewerbemuseum berufen, wo er eine ungemein fruchtbare und erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Schaffend und lehrend war er ein maßvoller, erfinderischer und mit Kunstverstand abwägender Vertreter der neueren dekorativen Richtung, deren Einfachheit und ansprechende Linienmotive er pflegte, ohne die Verirrungen der Originalitätssucht mitzumachen.

*

Wirkl. Geheimrat Dr. August Nebe-Pflugstädt, vormals Unterstaatssekretär im preuß. Justizministerium, 73 J., † 9. Juni, Koblenz. — Jacinto Verdaguer, gefeierter catalanischer Dichter, 57 J., † 9. Juni, Barcelona. — Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Lehmann, Unterstaatssekretär im Finanzministerium, † 11. Juni, Berlin. — Geh. Baurat Adolf Heyden, Schöpfer zahlreicher großer Bauten, 63 J., † 11. Juni, Berlin. — Dr. George von Bleichröder, Mitinhaber des Bankhauses S. Bleichröder, 46 J., † 11. Juni, Lechenich bei Düren. — Prof. Hermann Schiller, vormals hessischer Oberschulrat, 63 J., † 11. Juni, Leipzig. — General der Infanterie Eberhard von Mantey, 67 J., † 12. Juni, Dessau. — Maler Friedrich Schaarschmidt, Konservator der Düsseldorfer Kunstakademie, † 12. Juni, Böblingen. — Toni Raab, einst geschätzte Pianistin, † 12. Juni, Hadersdorf in Niederösterreich. — Generaldirektor Friedrich Goldschmidt, vormals Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 65 J., † 13. Juni, Berlin. — Hofopernsänger Ferdinand Jäger, einst gefeierter Tenor, 64 J., † 13. Juni, Wien. — Dr. Oskar von Wächter, Vorstand der württemb. Privatfeuerversicherungsgesellschaft, Mitbegründer der Deutschen Partei in Württemberg, 77 J., † 15. Juni, Stuttgart. — Liederkomponist Karl Kleiber, 64 J., † 15. Juni, Wien. — Landschafts- und Tiermaler Siegwald Dahl, 75 J., † 16. Juni, Dresden. — Hofrat Prof. Dr. Ernst Schröder, bed. Mathematiker, 61 J., † 17. Juni, Karlsruhe. — Albert Fleiner, bek. schweiz. Schriftsteller, 43 J., † 17. Juni, Rom.

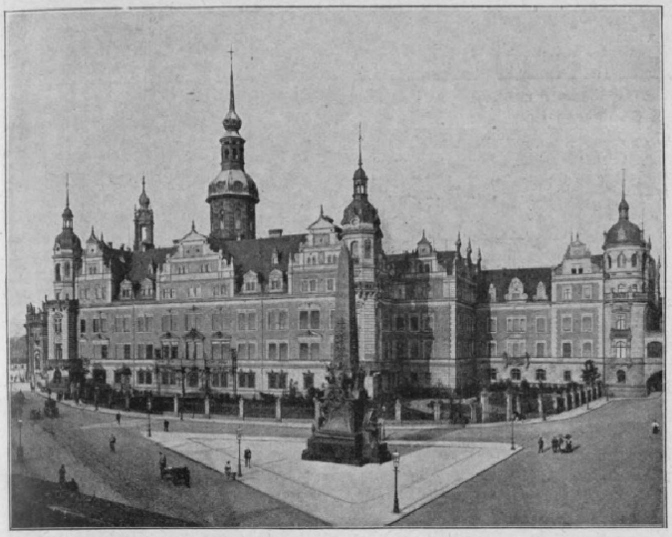


Der neue Monumentalbrunnen in Strassburg. Von Prof. Adolf Hildebrand.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 40.



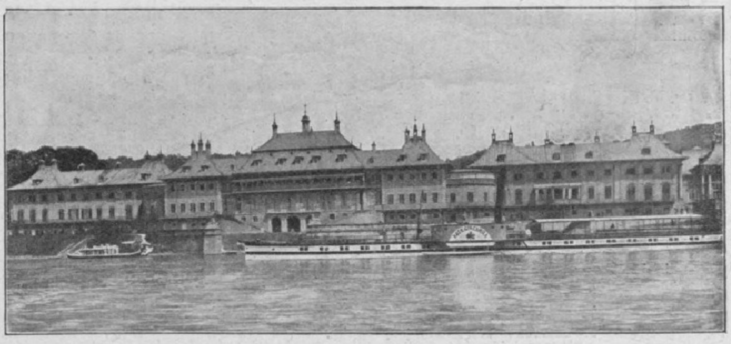
Dresden.



Strehlen.



Pillnitz (Schlossgarten).



Pillnitz.



Phot. Ed. van Delden, Breslau.

Schloss Sibyllenort, wo König Albert am 19. Juni entschlafen ist.

Die sächsischen Königsschlösser. (Text S. 802.)

Briefmappe.

W. A. C. in Washington. 1. Nach der dürftigen Beschreibung läßt sich über die Herkunft der Münze nichts sagen. 2. Dem Graphologen übermittelt.

Armin W. in C., Mähren. Sie leiten Ihre geschätzte Sendung mit den Worten ein: „Als Ausländer wagte ich es in der deutschen Sprache neue Zeitwörter zu grunden, und sollte mich es freuen, wenn mein Thun Ihr Wolgefallen fände.“ Nun, Ihr Thun hat unsern höchsten Beifall gefunden, und wir zweifeln nicht, daß unsre Leser Ihrer Grundung die gebührende Anerkennung zollen, nachdem sie die folgende schöne Dichtung gelesen haben:

Den Spiritisten.

Das Leben ist kein Rebusraten,
Kein Zaubern ist es und kein Hexen,
Und wer Gediegenes will fechsen,
Hat saure Müh' mit Pflug und Spaten.

Und wer was Rechtes will erreichen,
Der laß das Abern sein und Wennschen;
Nur seichte, wankelmüt'ge Menschen
Auf Wunder bauen und auf Zeichen.

Die zweite Strophe bringt geradezu den erlösenden Reim, denn was man bisher auf Mensch und Menschen reimte, war nur ein kümmerlicher Notbehelf, hier aber haben wir das Wahre, das unvergänglich Schöne. Fahren Sie so fort, und erfreuen Sie uns ferner mit Ihren glücklichen Wortgrundungen.

G. F. in R. Auf der Gewerbeakademie zu Friedberg in Hessen ist die Zahl der Besucher allerdings in letzter Zeit derart gestiegen, daß die Räumlichkeiten des alten Augustinerklosters nicht mehr ausreichen. In der jüngsten Stadtverordnetensitzung wurde aber beschlossen, als Notbehelf bis zur Fertigstellung des projektierten großen Akademiegebäudes auf dem Schulhofe einige Baracken als Zeichensäle zu errichten. Entsprechende Beträge für Herstellung und Einrichtung wurden bewilligt.

Prof. C. in U. Sie haben recht; nicht die von der furchtbaren Katastrophe betroffene Insel Martinique ist der Schauplatz des berühmten Idylls „Paul und Virginie“, sondern Isle de France, auch Mauritius genannt. Als Bernardin de St. Pierre seine Erzählung schrieb, war die Insel noch französisch; seit 1814 gehört sie den Engländern.

B. G. in H. Aus Ihren „Dichtungen“ sollen wir auf Ihr Alter, Ihre Veranlagung und Ihre gesellschaftliche Stellung schließen! Das ist ein etwas starkes Verlangen, aber in gewissem Sinne glauben wir doch urteilen zu können. Erstens haben Sie überhaupt noch kein „Alter“, denn Sie sind blutjung, zweitens besitzen Sie keine Veranlagung zum Dichten, ausgenommen vielleicht zur Verherrlichung von Familienfesten, die Sie weiter poetisch verklären mögen, und drittens haben Sie noch keine gesellschaftliche Stellung, denn eine solche wird doch einem Backfischchen, selbst wenn es noch so niedlich und keck ist, nicht eingeräumt. Nicht wahr, Sie sind erkannt?!

R. G. in Lodz. Sachsengängerei nennt man die alljährlich im Frühjahr stattfindende Wanderung ländlicher Arbeiter des östlichen Deutschlands nach den westlich der Elbe gelegenen Gegenden. Weil diese Wanderung sich zumeist nach der Provinz Sachsen erstreckt, erhielt sie den Namen Sachsengängerei. Auch bezeichnet man sie als „Rübenwanderung“, weil diese Arbeiter — es sind zumeist Frauen und Mädchen — hauptsächlich mit der Bearbeitung und Ernte der Rüben beschäftigt werden. Die Zahl der Sachsengänger, die sich zum großen Teil aus der polnisch sprechenden Bevölkerung rekrutieren, wird auf rund 75 000 im Jahre geschätzt.

B. B. in Wien, Carl B. in H., Alfred v. L. in D. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Edela Rüst, Frauenherzen. 50 ₰. Berlin, Eckstein Nachf.
Gg. Halster, Auf sumpfigem Boden. 50 ₰. Ebd.
C. Kälble, Die Heirat des Hrn. Cornelius. M. 1.50. Dresden, Pierson.
Aug. Trinius, Thüringer Wanderbuch. Bd. 8 (Schluß). M. 5.—. Minden, Bruns.
— — Vom Thüringer Walde. Geschichten. M. 3.—. Ebd.
Dr. O. v. Greyerz, Albrecht Haller als Dichter. Vortrag. M. 1.—. Dresden, H. Schultze.
Georg Webers Lehr- u. Handbuch d. Weltgeschichte 21. Aufl., hrsg. Dr. A. Baldamus. II. B.: Mittelalter. M. 6.—. Leipzig, Engelmann.
Erste deutsche Lehrerfahrt nach Aegypten-Palästina. Aug.-Sept. 1902 (Progr. ꝛc.). 50 ₰. Solingen, Hugo Bolthausen.
Die Arbeitslosenversicherung wie allg. Volksversorgung. 50 ₰. Altona, Selbstverlag von A. Burgdorff.
Meyers Volksbücher, Nr. 1291: Reichsges. ü. Urheber- u. Verlagsrecht vom 19. 6. 01. 10 ₰. — Nr. 1292/1301: Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürl. Zuchtwahl. 2 Bde. M. 1.—. Nr. 1302/6: Renan, Das Leben Jesu. 50 ₰. — Nr. 1307/8: Mod. franz. Novellenbuch. 20 ₰ — Nr. 1309: Halevy, Eine Heirat aus Liebe. Nov. 10 ₰ — Nr. 1310: Mikszáth, Feldzeugmeister. Servus! 2 Nov. 10 ₰. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Ossip Schubin, Ehre. Roman 10. Aufl. M. 4.—. Dresden, Minden.
Dolorosa, Confirmo te chrysmate. Gedichte. Eleg. geb. M. 3.—. Berlin, M. Lilienthal.
H. E. Wallsee, Der Nordland- u. Spitzbergenfahrer. Mit 40 Abbildungen u. 2 Karten. M. 5.—. Hamburg, Verlagsanst. Richter.
Rich. Görter, „Mehr Licht.“ Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust, II. Teil. M. 2.—. Leipzig, Wartig.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 26.

Von Karl Bernh. Schmidt in Hamburg.
(Neu.)
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 23:

W. 1. De8—g8
S. 1. Dh7×g8
W. 2. Sg6—h4 und
W. 3. Sh4—f3, ×f5 matt.

A.

S. 1. Lg7 bel., d7—d6, b7 bel.
W. 2. Sg6—e7 und
W. 3. Dg8×d5, —g1, La3—b2, Se7×f5 matt.

B.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Dg8×d5†
S. 2. Kd4×d5
W. 3. Te7×d7 matt.

Auf 1. . . . . Se6-e7 (b4) folgt natürlich sofort 2. La3-b2 matt.

Partie Nr. 22.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. Februar 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der dritte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Italienische Partie.

Weiß: Dr. S. Tarrasch (Nürnberg).
Schwarz: M. Tschigorin (Petersburg).

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	23.	h4—h5	Sg6—e7
2.	**Sg1—f3**	**Sb8—c6**	24.	f2—f4	c6—c5
3.	**Lf1—c4**	**Lf8—c5**	25.	Sd4—f3	Da6—c4
4.	Sb1—c3	Sg8—f6	26.	Sf3—h4[5])	Dc4—e6
5.	d2—d3	d7—d6	27.	f4—f5	De6—f7[6])
6.	Lc1—e3	Lc5—b6	28.	h5—h6	Kg8—h8
7.	Dd1—d2	Lc8—e6	29.	h6×g7†	Df7×g7
8.	Lc4—b5	0—0	30.	Dg3—h2	Tf8—f7
9.	Lb5×c6	b7×c6	31.	Tf1—f3	Ta8—g8
10.	d3—d4	Lb6—a5	32.	Ta1—f1[7])	Dg7—g5
11.	Dd2—d3	Dd8—b8	33.	Le3—b2	Ld7—b5
12.	0—0[1])	Db8×b2	34.	Lb2—c1	Dg5—g4
13.	Le3—d2	La5×c3	35.	Tf1—e1[8])	Tg8—g7
14.	Ld2×c3	Db2—b5	36.	Lc1—h6	Tg7—g8
15.	d4×e5	Le6—c4[2])	37.	Lh6—f4	Tf7—g7
16.	Dd3—e3	Sf6—g4[3])	38.	Lf4—h6	Tg7—f7
17.	De3—g5	Sg4×e5	39.	Lh6—d2	Lb5—c6[9])
18.	Sf3—d4	f7—f6	40.	Tf3—f4	Dg4—g5
19.	Dg5—g3	Db5—a6	41.	Tf4—f2	Dg5—h5[10])
20.	Sd4—f5[4])	Se5—g6	42.	Tf2—f3	Tg8—g4
21.	h2—h4	Lc4—e6	43.	Tf3—h3!!	Tf7—g7
22.	Sf5—d4	Le6—d7	44.	Sh4—g6†!	h7×g6
			45.	f5×g6[11])	Aufgegeben.

[1]) Ein Bauernopfer für die Aussicht auf einen Angriff; doch erscheint letzterer nicht unter allen Umständen sicher.

[2]) Bis hierher hat Schwarz — wie „The Field" meint — vorausgerechnet, als er den Bb2 nahm; jetzt hat er aber wohl übersehen, daß er den Tf1 doch nachher nicht schlagen darf.

[3]) Falls Lc4×f1, so 17. e5×f6 Lf1—c4 (oder g7×f6 18. Ta1×f1) 18. f6×g7 Tf8—e8 19. De3—h6 f7—f6 20. Lc3×f6 Lc4—f7 21. Sf3—d4 Db5—h5 22. Sd4—f5 Dh5—g4 23. Dh6—e3.

[4]) Weiß hat nun einen Angriff erhalten, der nicht mehr vernachlässigt werden darf.

[5]) Alles dies ist sehr hübsch und kräftig gespielt.

[6]) Der Be4 darf wegen 28. Ta1—e1 offenbar nicht genommen werden.

[7]) Dieser Turm hätte, wie die Folge lehrt, lieber sofort nach e1 gezogen werden sollen.

[8]) Vergl. die vorhergehende Anmerkung.

[9]) Schwarz hätte ruhig wieder Tf7—g7 ziehen und es dem Gegner überlassen sollen, einen andern Zug zu erfinden.

[10]) Schwarz übersieht hierbei die kräftige Fortsetzung des Gegners.

[11]) Schwarz glaubte, Weiß würde die Dame sofort schlagen. Gewonnen war die Partie für Weiß auch dann; doch war der Textzug erheblich stärker.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung sandte ein: Senglier in Bulgrin zu Nr. 23.

Umstellrätsel.

Aus je zwei der folgenden Worte wird eins gebildet, und wenn die richtigen gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben einen lateinischen Spruch.

Geier, Vater — Anhänger besondrer Lebensweise.
Lohe, Pia — eine Shakespearesche Heldin.
Nixe, Ems — ein spanischer Würdenträger aus früherer Zeit.
Paris, Opern — eine Göttertochter.
Jo, Aster — ein ausländisches Wirtshaus.
Ares, Po — Vaterstadt eines berühmten Komponisten.
Rache, Ruhm — ein Kunsthandwerker.
Basel, Pfeile — eine Frucht.
Herat, Anis — Beiname einer deutschen Hauptstadt.
Nest, Bali — eine Priesterin.
Horn, Pause — eine Stätte der Kunst.
Roxane, Sekt — ein griechischer Philosoph.
Bad, Hero — weiblicher Name und Titel eines bekannten Schauspiels.
Neger, Ei — eine Eigenschaft.
Eli, Trommel — eine Blume.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Den ersten drein sich sehr verschieden
Die Welt bei ihrem Eintritt zeigt,
Zum Schlummer finden sie die Müden,
Zum Tanze Jugendlust geneigt.

Hier geht's im Kreise froher Zecher
Bei Wein und Spiele lustig her,
Dort beut sich nur der Sorgenbecher
Und macht die Augen thränenschwer.

Auch ängstlich angehauchte Seelen
In Menge wird das Kleeblatt schaun,
Die abergläubisch ihm vermählen
Ein unbegründet heimlich Graun.

Da ein so ganz verändert Leben
Erweckt das letzte Silbenpaar,
Bleibt nach Naturgesetz es eben
Getrennt vom Anfang immerdar.

Und doch, zuweilen voll Entzücken
In einem fernen Himmelsstrich
Als Ganzes wir vereint erblicken,
Die sonst beharrlich meiden sich.

M. Sch.

Worträtsel.

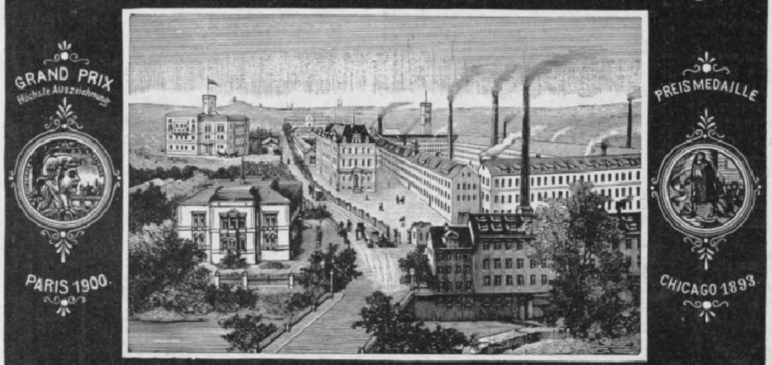
Was häufig an dein Ohr gedrungen,
Von deinen Lippen ist erklungen,
Dem Folge wohl die meisten geben,
Hier freudig, dort mit Widerstreben;
Was von der größten Wichtigkeit
In eines jeden Lebenszeit,
Obwohl sich nicht stets felsenfest
Auf solche Stimme bauen läßt —
Es liegt in deiner Ruhestätte
Schon ehe sie dein letztes Bette,
Und später auch entfernt sich's nie,
Nennst in des Rätsels Sinn du sie.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 769:

Des Worträtsels: Isabelle — Salbei.
Des Umstellrätsels: Briefe, Fieber.
Des Worträtsels: Gneisenau (Feldherr — Schiff).

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Küsnacht. „Maus und Muki" in Hamburg. Joh. P. Stoppel in Hamburg. ? in Paris (2). Dr. v. E. in Brünn. Archibald Wormser in Jefferson City (4). Leon Gauthier in Vevey. „Nora" in Elberfeld. „Abonnent" in Kreuzlingen. „Tante" und Nichte in Durlach (3). Dr. O. in Jaffy (2). Lilian Osborne in Cambridge. „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln (2). Hermann Kunze in Biel.



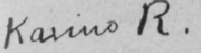






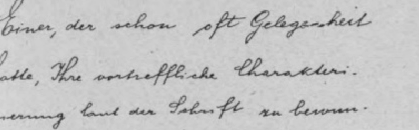
Handschriften-Beurteilung.

Kasino R. Langjähriger Leser. Sie wissen in allem Maß zu halten, sind überhaupt ein harmonischer Charakter mit klarem Verstand, gleichmäßigem Empfinden (gleichmäßige Lage der Schrift) und einfachem, natürlichem Wesen (einfache, natürliche Schrift). Sie sind pünktlich, genau und gewissenhaft (gute Interpunktion), auch nüchtern-fachlich.



Im Verkehr liebenswürdig, angenehm, korrekt, höflich. Sie lieben mehr das Hübsche als das Schöne (kleine, feine, zierliche Schrift). Sie verstehen es, Ihre Gefühle in taktvoller, liebenswürdiger Art und Weise zum Ausdruck zu bringen. Im Urteil sind sie klar und verständig.

Kasino M. Ein Charakter, der große Aehnlichkeit mit



„Kasino R." hat, nur etwas mehr Prätensionen. Legt mehr Wert auf Geselligkeit 2c. Ist weniger sparsam, aber gutherzig.

A. H—n in B., Ungarn. Fleißig, thätig, voll Initiative und Schaffensfreudigkeit. Ein ehrenhafter, achtbarer Charakter, resistenzfähig, aber auch unbiegsam und wenig geneigt, vor- und nachzugeben. Rasch, momentan aufbrausend und leidenschaftlich. Hat es immer eilig. Frei von Kleinlichkeit und Engherzigkeit. Etwas empfindlich und dann kurz angebunden oder schroff abweisend. Kann sich hartnäckig auf etwas versteifen. Nüchtern-verständig in seinen Ansichten, sachlich und vorwiegend materielle Interessen pflegend.

Stenograph. Abonnent in Triest. Sie begehren nicht eine Rolle zu spielen, streben aber energisch vorwärts und blicken zuversichtlich in die Zukunft. Sie wissen genau, was Sie wollen, und lassen sich nicht leicht in Ihren Ideen und Ansichten beeinflussen. Warm in der Empfindung und gleichmäßig in den Gefühlen, in allem maßvoll, doch können Sie sich auch abweisend verhalten und lassen sich nicht zu nahe treten.

E. M., Hamburg. Sie pflegen das Besondere und geraten im Streben nach Apartem leicht in Extravaganzen. Der Verstand ist stärker entwickelt als das Gemüt. Es lebt sich nicht unbedingt angenehm mit Ihnen, weil Sie immer Ihre eignen Interessen in den Vordergrund stellen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Bäder und Kurorte.

Herrenalb, in der Mitte zwischen Baden-Baden und Wildbad gelegen, hat trotz der jedes Jahr zunehmenden Frequenz seinen Charakter als stiller, ländlicher Kurort bewahrt. Wer fern vom Getriebe der Großstadt einige Wochen in herrlicher Natur seine Nerven kräftigen will, der findet hierzu in den meilenweit zusammenhängenden Tannenwäldern Herrenalbs, durchzogen von gut gepflegten Spazierwegen, die schönste Gelegenheit. Zwei renommierte Kuranstalten (Wasserheilanstalt von Hofrat Dr. Mermagen und Sanatorium „Hummelsburg" von Dr. Humel) geben Gelegenheit zu Spezialkuren. Das Klima ist der geschützten Lage zufolge ein sehr mildes, jähe Temperaturschwankungen kommen nicht vor. Unterhaltung bieten neben den wunderbaren Naturschönheiten tägliche Konzerte im städtischen Konversationshaus, ferner Lesezimmer, Billard, Lawn-Tennis u. s. w. Die Preise sind mäßig, die Verpflegung ist eine anerkannt gute. Herrenalb ist Endstation der Linie Karlsruhe-Herrenalb, außerdem verkehren Personenposten zwischen Herrenalb und Höfen und zwischen Herrenalb und Gernsbach.

Der Kurort St. Blasien im Schwarzwald erfreut sich bereits jetzt eines regen Besuches. Abgesehen von der ganz eigenartigen Schönheit der Lage am Zusammentreffen dreier Gebirgsthäler und der sich hieraus ergebenden Fülle schönster Spaziergänge rechtfertigen die Anstrengungen des Kurorts auf dem Gebiete des Gesundheits- und Kurwesens (Kanalisation, Wasserleitung, elektrische Beleuchtung, meteorologische Beobachtungsstation) die Beliebtheit, deren er sich fort und fort erfreut. Besonders verdienen die vom Hotel und Kurhaus St. Blasien ins Leben gerufenen Neuerungen der letzten Zeit erwähnt zu werden. Der 250 Personen fassende Speisesaal wurde elektrisch ventiliert und ist jetzt auch nach der dritten Seite hin mit einer hocheleganten Terrasse versehen. Die neue Wasserheilanstalt hat den auf sie gesetzten Erwartungen in vollem Maße entsprochen.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Unter dem Namen „Eibischin" bringt die bekannte Firma für Kosmetik Franz Schwarzlose, Berlin SW., Leipziger Straße 56, neben den Kolonnaden, eine äußerst milde, vornehm duftende und konservierende Toiletteseife für Kinder und Erwachsene auf den Markt. Richtige Hautpflege ist ein sehr wichtiger Faktor für das Wohlbefinden eines jeden Menschen. Deshalb sollte zum Waschen und Baden die bewährte Eibischin-Seife, à Stück 35 ₰, 5 Stück ℳ 1.50, bevorzugt werden. Nur von genannter Firma zu beziehen.

Um Schimmelbildung auf eingemachten Früchten zu verhindern, hat sich seit Jahren Dr. Oetkers Salicyl (à 10 ₰) bewährt. Die Anwendung ist so einfach, der Nutzen so auffallend, die Ausgabe so klein, daß jede Hausfrau es versuchen und dann stets wieder verwenden wird. Ein Verderben der Früchte ist dann ausgeschlossen. Man verlange beim Einkaufen ausdrücklich Dr. Oetkers Salycil mit Rezept, und jede Hausfrau wird sich im Winter über den Wohlgeschmack des Eingemachten freuen.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten
für die **Pflege der Haut:**



EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser **zur Erhaltung der vollen Jugendfrische**, sowie zur sicheren Entfernung von **Sommersprossen,** Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und **allen Unreinheiten des Teints.**

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die **reinste** und **mildeste aller Toiletteseifen,** erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut.

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46 BERLIN.

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Erfinder von Lohse's Maiglöckchen-Parfümerie.

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.





Fahrräder

u. Nähmaschinen d. allerneuest. Mod. sow. sämtl. Zubehör lief. am best. u. bill. **5 Jahre Garant.**
Hammonia-Fahrrad-Fabrik u. Metallwaren-Manufactur von A. H. Ueltzen, Hamburg.
Cataloge gratis. Vertreter gesucht. Filiale: Berlin SW., Alexandrinenstrasse 105.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

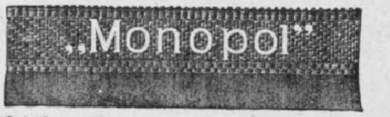
München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders **Ludwigs-Apotheke zu München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

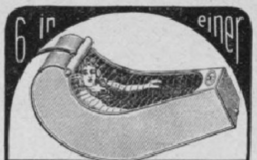
Allererste Qualitäten:



Mann & Schäfer's „Monopol" vorzüglichste Mohairschutzborde



Mann & Schäfer's „Hercules" schwerste Mohairschutzborde



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

✚ UM SCHLANK ✚

zu werden, ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts.
Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will. Preis per Flac. mit Notiz Mk. 5 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth. 5, Passage Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Österr.-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest. — *Man verlange den Stempel der "Union des Fabricants".*

Regelt die Verdauung!

„Liebe's" echten Sagradawein verlangen!



¹/₁ Fl. 2.30. ½ Fl. 1.50.

Dieses Extract aus 1 Th. Sagradarinde und 3½ Südwein wirkt **ohne Beschwerde** mild abführend und wird von den Herren Aerzten **glänzend begutachtet u. empfohlen.**

Kein Fussleiden mehr!

keine Schweissfüsse, Sohlenbrennen, Hautverhärtungen, Hühneraugen, Schwielen **mehr!** bei Benützung der

Dr. Högyes'schen Asbest-Sohlen.

Per Paar: 70 Pfg., M. 1.– u. M. 2.–



So sieht der Fuß beim Tragen der Asbest-Sohlen aus.

So sieht der Fuß beim Tragen der altgewohnten Brand-Sohlen aus.

Prospecte mit Anerkennungen von Militärbehörden und höchsten Kreisen gratis. Versandt Nachnahme.
Centrale: Wien, I. Dominikanerbastei 21. J/3.

Tait's Diamanten

weisen die denkbar grösste Aehnlichkeit mit allen echten Diamanten auf. Sie können wie jeder echte Diamant gewaschen und gereinigt werden und ist ihr Glanz und Feuer von keiner künstlichen Rückseite abhängig.

Unerreichte Auswahl in



Ringen, Broschen, Ohrringen, Cravattennadeln, Haarnadeln, Halsketten, Schnallen, Manchettenknöpfen, Hemdenknöpfen

zum Preise von **6 Mark das Stück**

Verlangen Sie illustrirte Preisliste gratis u. franco.

In alte Fassungen sind wir gerne erbötig, Tait's Diamanten einzusetzen.

in den modernsten u. elegantesten Fassungen.

Für jeden gekauften Gegenstand geben wir eine schriftliche Garantie. Nicht Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Tait's Diamanten sind die beste Imitation der Welt, und haben sie in Erstaunen und Entzücken gesetzt.

Tait's American Diamond Palace,

BERLIN

Friedrichstr. 181. Friedrichstr. 169. Central-Hotel Laden 15.

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Negergarn

ist das beste baumwollene

Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

Soeben erschien die **7. Lieferung** des Werkes

Die Völker der Erde.

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker

von Dr. Kurt Lampert.

Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben.



Opiumraucher. Illustrationsprobe aus „Die Völker der Erde".

Erscheint in 35 Lieferungen
à 60 Pfennig = 72 Heller ö. W. = 80 Cts.
Auf feinstes Kunstdruckpapier gedruckt.

Urteile der Presse:

Ein zeitgemäßes Unternehmen, das einer guten Aufnahme sicher ist. Auch dem Lehrer wird das interessante Werk viel Belehrung und Anregung bringen.
Württemberg. Schulwochenblatt, Stuttgart.

Ein wirklicher Hausschatz geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Wissenschaft, in gleich glänzender erzählender, wie ausschmückender Darstellung.
Wochen-Rundschau f. dramat. Kunst, Litteratur u. Musik, Frankfurt a. M.

Lebendig und anschaulich sind die Schilderungen, plastisch heben sich die Figuren von der in wenigen Strichen scharf gezeichneten Landschaft heraus, und ein wahrer Schatz an charakteristischen Bildern belebt und erläutert den Text, giebt dem Buche Reiz und Anziehung. Die Welt auf Reisen, Berlin.

Das Werk kann durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden, auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die erste Lieferung wird auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 41.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle
von
Julius R. Haarhaus.

(Fortsetzung.)

Um die Mittagszeit erhielt Liebmundis den Besuch der Mutter Gertrud. Diese brachte ihr das Essen, verweilte jedoch nicht lange, angeblich, weil es ihr in der Kapelle zu kalt war, in Wirkkeit aber, weil ihr Gewissen sich an dem geheiligten Orte regsamer zeigte und sie die Gegenwart des arglosen Kindes als einen drückenden Vorwurf empfand. Die zeitig eintretende Dämmerung machte der Arbeit ein Ende, und das Mädchen wunderte sich daher nicht, als beim Vesperläuten die Alte erschien und sie aufforderte, das Spinnrad hinter den Altar zu stellen und ihr in die Kemnate zu folgen. Was ihr dabei jedoch seltsam vorkam, war die große Eile, zu der Mutter Gertrud sie antrieb. Sie konnte ihr das Rad gar nicht schnell genug beiseite bringen, gar nicht schnell genug über den schmalen, düsteren Gang zum Gemache der Burgherrin flüchten. Als Liebmundis Frau Anna deshalb befragte, erfuhr sie, Herr Reichard verrichte nach alter Gewohnheit um diese Zeit in der Kapelle sein Abendgebet.

Auch in der Kemnate herrschte den ganzen Abend über die lebhafteste Angst, der Hausherr könne aus irgend einer Veranlassung erscheinen. Die Alte mußte fortwährend an der Thür Schildwacht stehen oder vielmehr sitzen, beim leisesten Geräusche auf den Korridor hinaus lauschen und, wenn sich Schritte näherten, das Mädchen in ihre Kammer schlüpfen lassen.

Der zweite Tag verlief genau wie der erste. Wieder brachte Frau Anna der Spinnerin ihr Frühstück, wieder setzte sie sich in den Betstuhl, und wieder war der Gatte der einzige Gegenstand ihres Gespräches. Liebmundis hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht nach alledem, was sie über Herrn Reichard vernommen, das kaum noch zu bezähmende Verlangen verspürt haben würde, ihn endlich selbst einmal zu sehen. Als die junge Frau sie verlassen hatte, erhob auch sie sich, trat an das Fenster und versuchte durch die kleine Lücke im Fuße der heiligen Ursula in den Hof hinab zu sehen, wo, wie sie noch während Annas Anwesenheit deutlich gehört hatte, ein Roß vorgeführt und nicht ohne Mühe gesattelt worden war. Es gelang ihr auch, auf einem schmalen Vorsprunge des Mauerwerkes stehend, einen Blick in den Burghof zu werfen, aber sie gewahrte dort nur einen Knecht, der die Stallthür verriegelte und dann den Tauben aus seiner Tasche eine Handvoll Hafer hinstreute. Plötzlich flogen die Tauben, durch einen täppischen jungen Hund von ihrem Mahle aufgescheucht, empor, kreisten mit lautem Flügelschlage ein paarmal um den Turm und ließen sich dann in einer langen Reihe auf dem Firste des Stalldaches nieder. Liebmundis, gewohnt, an allem Lebenden Anteil zu nehmen, faßte die schmuckem Tiere scharf ins Auge und bemerkte bei dieser Gelegenheit in einiger Entfernung einen Reiter, der auf der Wiese zwischen dem Baumgarten der Schweinheimer Burg und dem Mühlbache sein Roß tummelte. Das konnte nur Herr Reichard sein! Er trug freilich ein Kleid, das sich durch nichts von dem eines gemeinen Reitknechtes unterschied, sein Hut war mit keiner einzigen Feder aufgeputzt, und das Pferdezeug hätte zu jedem Bauerngaule gepaßt; aber die Art, wie der Reiter im Sattel saß und wie er das offenbar junge und feurige Tier meisterte, verriet auf den ersten Blick den echten Kavalier. Das Roß war vom edelsten spanischen Schlage, nicht zu leicht und nicht zu schwer, ein Tiger mit langem vollen Schweif und schwarzer Mähne, dessen sich ein Fürst oder Oberfeldherr, ja sogar die kaiserliche Majestät selbst nicht hätte zu schämen brauchen. Es schien noch nicht gar zu lange unter dem Reiter gegangen zu sein, und das kundige Auge des Mädchens erkannte, daß



Im Sommer. Nach dem Gemälde von V. P. Mohn.

es vor dem schweren Degen scheute, der, am Bandelier baumelnd, bei schnellen Wendungen die Flanken des Tieres berührte. In solchen Momenten griff es mächtig aus, bäumte, wenn es der Reiter beim Bachufer parierte, laut wiehernd empor, tänzelte wie ein Schulpferd in der Pesade und schoß, sobald sein Meister ihm Luft ließ, in gestrecktem Galopp am Rande der Wiese dahin, wo das glänzende Weiß seines Felles wie das Gefieder eines Seevogels im vollen Sonnenlichte leuchtete. Und als Herr Reichard das aufgeregte Tier dann zu langsameren Gangarten zwang und endlich im Schritt gehen ließ und sich hierbei dem entgegengesetzten Rande der Wiese, also auch der heimlichen Zuschauerin, näherte, konnte Liebmundis den prachtvollen Paßgang des Rosses, die Haltung seines Kopfes und den vortrefflichen Sitz des Reiters nicht genug bewundern. Sie war von dem Schauspiele so hingerissen, daß sie am liebsten hinausgeeilt wäre und Herrn Reichard gebeten hätte, sie nur ein einziges Mal das edle Tier besteigen zu lassen. Jetzt bemerkte sie, daß der Burgherr mit jemand sprach, der am Zaune des Baumgartens, also für sie unsichtbar, stehen mußte. Er hielt in der Mitte der Wiese an und winkte dem Unsichtbaren zu. Als dieser aus seiner Deckung trat, erkannte das Mädchen den Knecht, der soeben die Tauben gefüttert hatte und wahrscheinlich jener Adrian war, dessen Erscheinen im Hofe am Tage vorher Frau Anna so erschreckt hatte. Der Knecht näherte sich dem Reiter und reichte ihm ein Pistol zu, das dieser, nachdem sich jener wieder von der Wiese entfernt, dicht hinter dem Kopfe des Pferdes losschoß. Das geängstigte Tier fuhr zusammen, daß es mit dem Bauche beinahe den Boden berührte, dann wollte es, von Entsetzen gepackt, sinnlos davonstürmen, aber Herr Reichard hielt es mit eisernem Griffe zurück. Nun versuchte es nach der Seite auszubrechen und drehte sich, als sein Reiter auch dies zu verhindern wußte, auf den Hinterhufen windschnell im Kreise, wobei ihm der Schaum in langen Flocken aus dem Maule stob. Das schöne starke Tier mochte die Kraft und den festen Willen seines Herrn erkannt haben, es beruhigte sich bald und machte nur, wenn es wieder an der Stelle vorüber mußte, wo der Schuß gefallen war, schwache Versuche, umzukehren oder zur Seite zu springen. Aber ein rechtzeitig einsetzender Schenkeldruck that im kund, daß sein Reiter sich die verhängnisvolle Stelle ebenfalls gemerkt hatte. Und als dann die kurze Gerte im weiten Schafte des Stiefels verschwand und aus der strafenden Hand eine liebkosende wurde, die Hals und Schulter des Rosses freundlich klopfte, schien dieses sich mit seinem Geschick ausgesöhnt zu haben und seiner Freude über die mildere Behandlung durch lustiges Wiehern Ausdruck verleihen zu wollen.

Klopfenden Herzens kehrte Liebmundis zu ihrer Arbeit zurück. Die Luft in der kleinen dämmerigen Kapelle kam ihr jetzt doppelt dumpf vor, und sie kämpfte mit sich, ob sie heimlich die Burg verlassen und in ihren heimischen Wald flüchten oder, wie sie es Frau Anna versprochen, bis zur Vollendung des Werkes ausharren sollte. Allein der Gedanke, daß sie berufen sei, das Leben des Mannes, den sie soeben in seiner ritterlichen Jugendlust geschaut und bewundert hatte, zu erhalten, bannte sie an das Spinnrad. Wer aber am Abend das Ergebnis ihrer Thätigkeit während dieses Tages genau geprüft hätte, der würde sich wahrscheinlich über die ungleiche Stärke des Fadens und über die vielen Knoten gewundert haben. —

Nach und nach war das Mädchen, ohne daß es Frau Anna und die alte Dienerin darüber befragt hätte, mit Herrn Reichards Lebensführung und Gewohnheiten genau bekannt. Es lernte jedes Geräusch, jedes Hundegebell und jeden Hufschlag deuten, wußte, um welche Zeit der Burgherr ausritt und wann er heimkehrte, wann er sein Campagnepferd schulte und wann er mit dem Beizvogel auf die Hasen- und Rebhühnerjagd zog.

Das Garn, das zum Weben der Leinwand benötigt wurde, war nahezu vollständig gesponnen, und die junge Frau hatte schon davon gesprochen, daß am nächsten Morgen der kleine Handwebstuhl in der Kapelle aufgestellt werden sollte, als ein unvorhergesehener Zufall beinahe ein Zusammentreffen Reichards und Liebmundis' herbeigeführt hätte. Dem Mädchen lag daran, den Rest des Flachses noch vor Feierabend vom Rocken zu spinnen, und da man in der Kemnate wußte, der Hausherr sei zur Entenjagd nach den Mieler Teichen geritten, so hatte man es auch nicht besonders eilig, beim Eintritt der Dämmerung den Gast wie gewöhnlich von der Arbeit zu rufen. Liebmundis mußte bei ihrer eifrigen Thätigkeit das Vesperläuten überhört haben. Als sie nun auf dem zur Kapelle führenden Gange plötzlich Männerschritte und klirrende Sporen vernahm, war es zur Flucht zu spät, und sie hatte nur noch Zeit, das Spinnrad aufzuraffen und sich mit ihm hinter dem Altar zu verbergen.

Herr Reichard trat ein, wie er vom Pferde gestiegen war; in Jagdhabit und Reitstiefeln, das Federspiel und die Falknertasche am Gürtel und den Habicht auf der Faust. Er setzte den Vogel auf den Altar, zog den gesteppten Handschuh von der Rechten und ließ sich in demselben Betstuhle, den seine Gattin bei ihren Besuchen in der Kapelle als Ruhesitz zu gebrauchen pflegte, auf die Kniee nieder. Liebmundis wagte Anfangs kaum zu atmen, sie dachte mit Schrecken daran, was sich ereignen werde, wenn ein tückischer Zufall sie zwingen sollte zu husten oder zu niesen. Dazu kam, daß der Jagdvogel die Anwesenheit eines Fremden zu wittern schien, den Kopf trotz der Haube nach allen Seiten drehte, schnarrende Töne ausstieß und, wie die am Geschühe befestigten Schellen deutlich genug verrieten, seinen Stand fortwährend veränderte. Aber Herr Reichard bemerkte hiervon nichts. Er sprach mit halblauter Stimme sein gewohntes Gebet zur allerheiligsten Jungfrau und zu Sankt Ursula, der Schutzpatronin seines Hauses, von deren Gebeinen ein Partikelchen in dem silbernen Reliquiar ruhte, das der Altar umschloß. Das Mädchen sagte sich, daß für das Auge eines Menschen, der eben erst aus dem Freien in die düstere Kapelle getreten sei, die Finsternis des Chores und besonders der Altarnische undurchdringlich sein müsse, und gewann es daher über sich, leise ein wenig vorzutreten und behutsam durch das Schnitzwerk des Altars hindurch nach dem ahnungslosen Beter hinüberzuspähen. Von seinem Antlitz sah sie zunächst freilich nicht viel, da er die Stirn auf die über dem Pultbrette gefalteten Hände gelegt hatte. Erst als er sich wieder aufrichtete und auf dem Sitze des Betstuhls noch eine Weile in Gedanken versunken verharrte, vermochte sie seine Züge zu erkennen. Hätte sie sich auf die Deutung menschlicher Gesichter verstanden, sie würde auf den ersten Blick den Widerspruch wahrgenommen haben, in dem die obere und die untere Partie von Herrn Reichards Antlitz zu einander zu stehen schienen. Stirn und Augen verrieten einen Ernst und eine Entschlossenheit, wie man sie bei einem Manne von einunddreißig Jahren nicht häufig findet, Wangen, Kinn und vor allem die vollen roten Lippen, die ein kurz gehaltener Bart umrahmte, ließen dagegen auf eine stark entwickelte Sinnlichkeit und eine auffallende Weichheit, wenn nicht gar Weichlichkeit des Gefühls schließen. Liebmundis bemerkte nur den ernsten Ausdruck der Augen, der ihre Vermutung, daß der junge Kavalier nicht glücklich sei, zu bestätigen schien. Und das Mitleid, das sie ihm schon lange zollte, wuchs.

Am nächsten Tage wurde mit dem Weben begonnen. Da Herr Reichard wieder nach Bonn geritten war, um den Harnischmacher, bei dem er sich einen Brustharnisch bestellt hatte, zur Eile anzutreiben, konnte das Mädchen länger als sonst bei der Arbeit bleiben und aus dem Vorrat von Garn ein Stück Leiwand weben, groß genug, um ein einzelnes Hemd daraus zu fertigen. Damit war Liebmundis' Aufgabe erfüllt, und sie selbst bestand darauf, noch vor Einbruch der Nacht nach Hause zurückzukehren. In ihrer Freude über das glücklich gelungene Werk war Frau Anna mitteilsamer als je und erzählte, am Morgen sei die Nachricht angelangt, daß ihr Gatte kommenden Dienstag um die Mittagsstunde in Neukirchen zu den ihm bestimmten Dragonern stoßen solle, um sich dann sogleich mit dem Volke des Grafen von Merode zu vereinigen. Sodann beschenkte sie das Mädchen mit einem goldenen Kettlein, daran ein Kreuz hing, das sie selbst während ihrer Klosterjahre auf der Brust getragen hatte, schärfte ihr noch ein, niemand, auch ihrem Vater nicht, zu verraten, welcher Art die von ihr in der Schweinheimer Burg verrichtete Arbeit gewesen sei, küßte sie bewegt auf Stirn und Wangen und ließ sie wohlverhüllt durch Mutter Gertrud bis ans Burgthor geleiten.

Als die Alte nach einer Weile zurückkam und ihr mitteilte, der Gast habe, von keines Menschen Auge bemerkt, die Burg verlassen, atmete die junge Frau erleichtert auf. Jetzt wußte sie, daß keine Kugel und kein Schwert ihr den Gatten rauben konnte!

IV.

Als die friedliebenden Bewohner des Fleckens Neukirchen am Morgen des 17. Dezember aus den Thüren ihrer Hütten traten, waren sie nicht wenig erstaunt, Kirchplatz und Dorfgasse von abenteuerlichen Reitergestalten belebt zu sehen, die sie ihres wilden Aussehens und ihrer fremden Sprache wegen anfänglich für die gefürchteten Schweden hielten. Wer einen Spieß, eine Hakenbüchse oder eine ähnliche Waffe besaß, holte sie schleunigst aus dem Versteck hervor; wer über ein solches Mordinstrument nicht verfügte, griff zu Mistgabel oder Dreschflegel, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, wenn die Ankömmlinge feindselige Absichten an den Tag legen sollten. Aber diesen lag nichts ferner, als die armen Neukirchener ihres elenden Lebens oder ihrer kümmerlichen Habe zu berauben. Wonach sie Verlangen hatten, das war eine warme Hafersuppe für sich selbst und ein Bündel Heu für ihre Pferde, deren trauriger Gestalt man ansah, daß sie als echte Dragonermähren ihren Besitzern keineswegs ans Herz gewachsen waren, sondern ihnen nur als Beförderungsmittel dienten und bei jeder ernsteren Affaire sich selbst und dem Feinde preisgegeben wurden. Die Reiter — es mochten wohl an die siebzig sein, ohne die Troßknechte, Fourierschützen und Weiber, die mit den Bagagewagen noch nicht eingetroffen waren — koppelten ihre Rosse zusammen, lehnten Arkebusen und Lanzen an die Kirchenmauer und versuchten mit mehr oder weniger Glück, sich bei den Bauern Einlaß zu verschaffen. Verständlicher als ihr wallonisches Kauderwelsch waren ihre Gesten, durch die sie sehr geschickt die Thätigkeit des Getreidemahlens, Suppenrührens und Auslöffelns auszudrücken wußten; und da überdies ihre breiten Gesichter trotz der tiefliegenden dunklen Augen den unverkennbaren Ausdruck großer Gutmütigkeit trugen, so fand sich denn ein Neukirchener nach dem andern bereit, den fremden Gästen mit einer Morgensuppe aufzuwarten. Zum Ueberfluß stellte es sich heraus, daß der Korporal der Truppe ein wenig Deutsch verstand und sprach. Und als dann der schnell herbeigerufene Geistliche auf einem Papiere, das jener ihm vorwies, den eigenhändigen Namenszug der kurfürstlichen Durchlaucht erkannte und aus dem Inhalte der Schrift ersah, daß das frühstückende Kriegsvolk die wallonischen Dragoner seien, die Herr Reichard von Schweinheim wider den Schweden führen sollte, schlug die Stimmung im Dorfe plötzlich zu Gunsten der Gäste um. Nun kamen allerlei gute Sachen zum Vorschein: ein Schwarzbrot, eine Speckseite, ein paar Eier, ein Krüglein Wacholderbranntwein oder eine Kanne Hausbier. Und der Appetit, mit dem die stämmigen Söhne des Warche- und Amblèvethals den ihnen so bereitwillig dargebrachten Gaben zusprachen, verriet, daß sie ihren Frühritt nicht gerade mit überfülltem Magen angetreten hatten.

Inzwischen waren auch die Wagen mit dem Troß angelangt, der aus allerlei Gesindel, halbwüchsigen Buben und Weibern bestand und von den Bauern das, was diese den Dragonern freiwillig gegeben hatten, als pflichtgemäßes Deputat heischte. Darüber kam es zu Streitigkeiten, man

bedrohte sich gegenseitig mit den Waffen, und die Weiber gebärdeten sich am wildesten. Die Soldaten versuchten anfangs neutral zu bleiben, als sich aber die Wut des schwachen Geschlechts gegen sie kehrte und die Herzallerliebste des Rottmeisters einem Reiter den Birnenhelm vom Kopf schlug, ergriffen sie gegen ihre Wirte Partei und eilten zu den Arkebusen.

Zum Glück behielt der Rottmeister in der allgemeinen Verwirrung den Kopf oben, befahl dem Weibel, jede seiner Schutzbefohlenen, die sich nicht sofort zu ihrem Wagen begeben würde, auszupeitschen und drohte jedem Dragoner, der ohne Befehl ein Gewehr anrühre, mit dem Profossen. Das wirkte. Nur aus des Rottmeisters eignem Wagen steckte die Holde den roten Zottelkopf hervor, ließ das geballte Händchen folgen und rief erst in deutscher und dann in wallonischer Zunge: „Wart, Kujon, komm du mir heut ins Quartier!"

Um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, beschlossen Korporal und Rottmeister, einen Boten nach der Schweinheimer Burg zu senden, der dem ihnen bestimmten Offizier die Ankunft der Compagnie anzeigen und ihn bitten sollte, so bald als möglich das Kommando zu übernehmen. Ein Bauer fand sich bereit, Kurierdienste zu thun, kam jedoch bald wieder mit der Nachricht zurück, er habe den Schweinheimer mit seinen Trabanten auf der Höhe zwischen Loch und Irlenbusch auf Neukirchen reiten sehen. In der That traf Herr Reichard denn auch kaum eine Viertelstunde später ein. In seiner Begleitung waren der Kaplan, der Schulmeister, der als Compagnieschreiber mit ins Feld mußte, der Reitknecht Adrian und zwei Troßbuben, alle wohl gerüstet und beritten. In einiger Entfernung folgte ein Planwagen mit der Bagage und dem Zeltwerk. Der Korporal rief die Mannschaften unters Gewehr und ließ sie vor Herrn Reichard präsentieren. Er selbst salutierte mit Hut und Sponton, trat an das Roß des neuen Hauptmanns heran und überreichte diesem Certifikate und Werbebriefe. Der Burgherr antwortete auf die in sehr zweifelhaftem Deutsch gehaltene Ansprache französisch, beförderte den Korporal zum Leutnant, händigte dem Fähnrich die von Adrian getragene Standarte mit dem kurfürstlichen Wappen ein und zahlte jedem Mann einen vollen Monat Sold im voraus.

Dies namentlich erwarb dem jungen Offizier die Sympathien seiner Leute, die sich nicht genug darin thun konnten, das herrliche spanische Roß und die kostbare Kleidung ihres Hauptmanns zu loben. Und der Neid mußte es ihm lassen, daß er in seinem Wams aus Elenleder, das die reich galonnierten Westenärmel aus dunkelblauem Sammet freiließ, stattlich genug aussah. Der gewaltige Schlapphut mit den wallenden weißen Straußfedern, der lange Degen am handbreiten Bandelier und die mächtigen Stiefel mit den schweren silbernen Sporen gaben dem Landedelmann etwas Kriegerisches, das ihm sonst fremd war, zu seiner neuen Umgebung jedoch vortrefflich paßte. Er schien sich auch bald in seiner Rolle zurechtgefunden zu haben und erteilte Befehle, als ob seit der Höchster Schlacht kaum ein paar Tage verflossen seien. Nachdem er jeden einzelnen Mann genau in Augenschein genommen und den Zustand der Waffen und Pferde sorgfältig geprüft hatte, ließ er den Trompeter das Signal zum Aufsitzen blasen und setzte sich an die Spitze der Compagnie. Ueber die hartgefrorenen Aecker weg bewegte sich der Zug geradeswegs auf Rheinbach zu, von wo man noch vor Einbruch der Dunkelheit das an der Straße nach Bonn gelegene Dorf Witterschlick erreichen wollte.

Während dieses Rittes bemerkte man in einiger Entfernung zur Linken einen Reiter, der auf kurze Augenblicke zum Vorschein kam, dann aber wieder im dichten Walde verschwand. Er mußte die Richtung des Convois genau innehalten, denn der Abstand zwischen ihm und den Dragonern blieb stets der gleiche. Der Leutnant machte Herrn Reichard auf die verdächtige Erscheinung aufmerksam, und dieser gab Befehl, den Troß in die Mitte zu nehmen und die Gewehre in Bereitschaft zu setzen. Der Fremde schien diese Maßnahme richtig zu deuten und sich von dem Verdachte, als hege er feindliche Absichten, reinigen zu wollen. Er setzte seinen Klepper in Galopp und sprengte querfeldein auf die Soldaten zu. Es war ein blutjunger Bursch mit kurzgeschorenem pechschwarzen Haar und ebenso schwarzen Augen. Sein Gewand war aus grobem Flaus, mit gemeinem Pelzwerk eingefaßt und auf den Schultern von Regen, Schnee und Sonnenschein stark ausgebleicht. Am Gürtel, der für den schlankgewachsenen Leib zu weit schien, hing ein Weidmesser mit breitem Blatt und hirschhornenem Heft.

Der Ankömmling parierte sein rauhhaariges Rößlein vor dem Hauptmann, riß die Pelzmütze vom Kopf und rief mit heller Knabenstimme: „Euer Gnaden, ein landfahrender Bursch, der wider den Schweden fechten möcht', bittet um Gehör!"

Der Angeredete wandte sich nach seinem Compagnieschreiber um und sagte: „Schulmeister, seht Euch den Buben an! Ist der Euerm Bakel entwischt? Habt Ihr ihm das Hosenleder gar zu arg gegerbt, daß er vermeint, er müßte seinem Ingrimm wider den Schweden Luft machen?"

„Ist mancher Obrister geworden, der als Troßbube oder Reiterjunge angefangen hat, Euer Gnaden. Und das Kleine ist nicht immer verächtlich, sonst müßten Perlen und Edelsteine wohlfeiler als Nüsse sein. Und das Große ist auch nicht allemal tüchtig, das mögt Ihr aus der Historia von Goliath erkennen, den der jüdische Troßbube David erschlug. Wollt Ihr mich, oder wollt Ihr mich nicht?"

„Schau einer den Knirps an!" erwiderte Herr Reichard belustigt, „will mich in den biblischen Historiis unterweisen!"

„'s thät' not, Herr! Wenn die Kapläne zu Roß steigen, werden die unmündigen Kindlein predigen müssen."

Der Schweinheimer Kaplan lächelte süßsäuerlich. Er mochte an seine warme Ofenbank daheim denken, an das Fäßlein in seinem Keller und an die brave Magd Emerentia, die ihn besser hielt als manches Eheweib seinen Mann.

Herrn Reichards Antlitz verfinsterte sich. Er setzte die Sporen ein und wollte an dem sonderbaren Bittsteller vorüber. Aber dieser blieb dicht an seiner Seite und wiederholte sein Anliegen in inständigem Tone.

„Herr Hauptmann," sagte er, „nehmt mich mit. Ich werde Euch treu dienen. Sollt Eure Freude an mir erleben. Werd' Euch das Roß striegeln, daß Ihr's als Spiegel gebrauchen könnt."

„Scher dich von dannen, Junge! Siehst du nicht, daß mein Troß schon ohnehin zu stark ist?"

„Der Mäuler sind's freilich genug, aber der Hände zu wenig, Euer Gnaden. Mich braucht Ihr nicht zu füttern. Ich weiß, wo die Bauern die Rüben bestattet haben und wie man die Hühner lockt, daß sie einem in den Kochtopf laufen."

Der Hauptmann wandte sich wieder nach seinem Sekretarius um. „Schulmeister", sagte er, „zieht den Bakel herfür und jagt den Buben damit nach Haus! Er will sich und uns an den Galgen bringen."

Der Junge warf dem dürren Männlein, das auf dem breiten Rücken seines Gaules zum Erbarmen hin und her schaukelte, einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zu. „Bemüht Euch nicht, Schulmeister," rief er, „wär' mir leid um Euer Weib und Eure vierzehn unversorgten Kindlein, wenn Ihr um meinetwillen den Hals brechen müßtet. Ich kann schon allein den Weg nach Hause finden." Und mit trotziger Gebärde drückte er sich die Pelzmütze, die er bis jetzt respektvoll in der Hand gehalten hatte, auf den Hinterkopf, warf den Klepper herum und galoppierte davon.

„Oho, Junge!" schrie ihm Herr Reichard nach, „willst wohl im Eulenbach ein Bad nehmen?"

Aber der Reiter that, als ginge ihn die Mahnung nichts an, hielt die eingeschlagene Richtung inne und setzte mit mächtigem Sprunge über das hochgehende Wasser. Keiner der Zuschauer hätte dem Buben den Mut und dem elenden Rößlein die Fähigkeit zugetraut, ein solches Hindernis so leicht und kunstgerecht zu nehmen. Ein Bursch, der so zu reiten verstand und über ein solches Pferd verfügte, war in der That nicht zu verachten.

„He, Junge! So hör doch!" Der Hauptmann strengte seine Stimme an — umsonst. Das „Centaurenküchlein", wie der Schulmeister dem Kaplan zuraunte, setzte jenseits des Wassers unbekümmert um den Rufenden den Ritt in genau demselben Tempo fort.

„Holt ihn zurück! Schnell, schnell, eh' er den Wald erreicht!" rief der Offizier.

Drei oder vier Dragoner machten Anstalten, dem Flüchtling zu folgen, hielten aber, am Rande des Baches angekommen, ihre Mähren fürsorglich an.

„Warum springt ihr nicht, ihr Schelme?" schrie der Hauptmann, der angesichts der Unbehilflichkeit seiner eignen Leute den Ausreißer immer mehr zu schätzen lernte.

„Herr!" Wie sollten wir mit diesen Mähren? Wenn's Kavalleriepferde wären, ja, dann möcht's noch angehen. Aber so!"

Jetzt erbot sich Adrian, den Burschen einzuholen, allein Herr Reichard wußte nur zu gut, daß der schwere Ackergaul, den der Knecht ritt, nie und nimmer das andre Ufer erreichen würde. Was blieb ihm also übrig, als mit seinem eignen Roß den Sprung zu wagen? Der Spanier machte seine Sache gut, aber als er drüben landete, rutschte die Uferböschung, die den leichten Klepper getragen hatte, ab, und nur dem Zufalle, daß er beim Sturze mit den Sporen des Reiters in Berührung kam, hatte dieser das Glück zu danken, unbeschädigt die Wiese, auf deren entgegengesetzter Seite der Flüchtling zu verschwinden drohte, erreicht zu haben. Jetzt freilich war er bald genug dem Burschen auf den Fersen. Dieser hielt denn auch seinen Gaul mitten im Galopp an, so daß der Hauptmann noch etliche Klafter über ihn hinausschoß, und sagte ruhig:

„Euer Gnaden bemüht sich selbst, mich nach Hause zu jagen?"

„Ich will's mit dir versuchen, Junge," entgegnete Herr Reichard, ohne dem in der Frage versteckten Spotte Beachtung zu schenken. „Vier Gulden Sold und zwei Gulden Handgeld — bist du's zufrieden?"

„Darüber läßt sich reden, Euer Gnaden."

„Wie heißt du, woher bist du, und weshalb bist du deiner Mutter von der Schürze entlaufen?"

„Ihr fragt gleich viel auf einmal, Herr Hauptmann. Aber Ihr sollt Antwort haben. Sie nennen mich daheim Liebmund, bin ein Stoitzheimer Wandlepperkind, und wenn ich noch eine Mutter hätt', könnt' sein, daß ich daheim geblieben wär' und den Schweinen Futter schütten thät', als ob der Schwede sie nimmer aus dem Stall holen sollt'."

„Bist du christlich getauft?"

„Kann's nicht sagen, Euer Gnaden. Wüßt' mich nicht drauf zu besinnen. Aber so christlich wie das Volk, das die Ehre hat, von Euch kommandiert zu werden, bin ich allemal."

„Scheinst ein locker Maulwerk zu haben, Bursch!"

„Kein Wunder, wenn man in sieben Zungen redet."

„In sieben Zungen? Soll das heißen, daß du siebenerlei Sprachen sprichst?"

„Sieben Sprachen, Herr Hauptmann. Zum ersten die der ehrlichen Leute, zum andern die der Wandlepper, zum dritten die der Topfbinder, zum vierten die der Kesselflicker, zum fünften die der Korbflechter, zum sechsten die der Roßdiebe und zum siebenten und letzten die der Wildschützen."

„Und was verstehst du sonst noch?"

„Der Rosse zu warten und sie zu kurieren, wenn sie Gebrechen haben oder verzaubert sind."

„Das läßt sich hören. Aber wenn dein Mittel nun nicht hilft und der Gaul eingeht?"

„Dann stehl' ich Euch einen andern, Euer Gnaden. Nicht von den armen Bauern", fügte er hinzu, als sich des Hauptmanns Stirn runzelte, „aber vom Gegenpart. Laßt uns erst vor den Schwedischen sein, so will ich Euch Eure Dragoner beritten machen, als ob sie Kürassiere wären."

Sie hatten ihre Pferde gewendet und ritten



Orangenwald in Paraguay.

Nach einer Zeichnung von Karl Oenike. (Text Seite 827.)



Vorbereitungen zum Feste. (15. Jahrhundert.)
Nach dem Gemälde von L. Carrier-Belleuse.

gemächlich den Bach entlang, bis ihnen der hölzerne Steg am Flerzheimer Pfade Gelegenheit bot, ohne Fährnis das andre Ufer wieder zu erreichen.

„Hier bring' ich den Ausreißer zurück," sagte Herr Reichard, als er an der Spitze des Convois angelangt war, zu seinen Trabanten, „wenn er in allem so flink bei der Hand ist, wie mit dem Maul, so soll mich der Sold nicht reuen. Ihr, Herr Kaplan, werdet ein verdienstlich Werk thun, wenn Ihr den Buben einmal ins Gebet nehmt. Denn ich fürcht', mit seinem Christentum ist's nicht weit her. Ihr aber, Schulmeister, mögt ihm in den Quartieren beibringen, wie man Geschriebenes und Gedrucktes liest. Könnt' sein, daß wir uns seiner als eines Kuriers bedienen müßten, und dann wär's gut, wenn er zu lesen verstünde, damit er, im Fall er vom Gegenpart bedrängt wird, den Brief lesen und dann zerreißen oder verschlucken mag. So, Junge, hier hast du Handgeld und Sold."

Er wollte ihm das Geld hinüberreichen, allein der Bube weigerte sich, es anzunehmen.

„Nur das Handgeld, Herr Hauptmann! Den Sold nach einem Monat. Wer sagt Euch, daß ich nicht entwisch' und bei einer andern Partei noch einmal Sold nehme?"

„Dein ehrliches Gesicht, Junge!" Herr Reichard griff ihm mit der Rechten unters Kinn und blickte ihm scharf in die Augen. Eine Sekunde lang ertrug Liebmund den Blick, dann aber schoß ihm dunkle Röte in die Wangen, und die langen Wimpern senkten sich, als hätte er in die Sonne geschaut.

„Bist noch ein rechter Kindskopf," sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. „Wenn du ein braver Soldat werden willst, wirst noch lernen müssen, Lob und Tadel ohne sonderliche Emotion zu ertragen."

Während er noch sprach, beugte sich der Kaplan zum Schulmeister hinüber und flüsterte ihm zu:

„Was dünket Euch von dem Buben? Wenn ich die Stimme im Beichtstuhl hören thät', so möcht' ich wohl glauben, daß ein Weibsbild redete."

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Schwalbennester.

Alle Welt strebt nach Neuerungen, nach Modernisierung; die Künstler schwärmen für die Moderne — sollen da die Schwalben, die Baukünstler unter den Vögeln, zurückbleiben? In der That hat ein französischer Naturforscher die Wahrnehmung gemacht, daß die Schwalben heutzutage ihre Nester nach einem andern System zu bauen angefangen haben wie die Schwalben in früheren Zeiten. Ihre Nester zeigen jetzt nicht mehr die bekannte Kugelform mit einer runden Oeffnung oben, sondern eine ovale Form mit einer Querspalte. Dadurch, so meint der Forscher, wird den Alten das Aus- und Einfliegen erleichtert, die Jungen gewinnen mehr Raum für ihre Bewegungen, und die Luft wird nicht mehr abgesperrt. Demnach hätten wir es mit einer wohl überdachten Konstruktion zu thun, zu dem Zwecke erdacht, den jungen Schwälblein, ganz in modernem menschlichen Geiste, gewisse hygienische Vorteile zuzuwenden und ihnen das Sitzen auf der Nestbank bequemer und rationeller zu gestalten.

Zu gleicher Zeit haben aber auch die Alten an sich gedacht: sie haben das kleine, unbequeme Loch abgeschafft und sind zur Konstruktion einer Art von Vorbank gelangt, die ihnen das Sitzen bei der Atzung gestattet, während sie vorher an dem Neste und vor dem Loche sich anheften mußten, um ihre Jungen füttern zu können.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Wahrnehmung mit dem modernisierten Schwalbenneste zuerst in Frankreich gemacht worden ist, denn von Frankreich gehen ja die Moden aus, und Paris ist die Herrscherin im Reiche der Moden.

Wenn man also annimmt, daß die neuen Nester zuerst in der Nähe von Paris entdeckt worden sind, so wäre das ganz begreiflich. In die übrige Welt und auch über den Rhein sind die französisch-modernen Schwalbennester noch nicht gedrungen. Aber auch in unsern Gegenden hat man eine Aenderung im Bau der Schwalbennester konstatieren können, eine Aenderung, die aber durchaus nicht auf eine wohlüberdachte Konstruktion aus Gesundheits- und Bequemlichkeitsrücksichten zurückzuführen ist, sondern im Gegenteil auf eine zunehmende und nachweisbare Gleichgültigkeit der Schwalben bei ihrem Nestbau. Jeder Mensch, der den Sommer auf dem Lande zubringt, kann die einschlagende Beobachtung machen. Der Vorgang liegt klar zu Tage, weil er sich vor den Augen der Menschen abspielt.

Die Schwalben (es handelt sich nur um die Haus- oder Mehlschwalbe und um die schöne Rauchschwalbe) klebten ihre Nester mit ihrem Drüsenspeichel, nachdem sie ihn mit Schlamm gemischt hatten, an die Hauswand, wo möglich in einem Winkel unter einem Balken oder dicht unter dem Plafond. Oft sieht man viele Nester nebeneinander; zuweilen auch in Klumpen, sogenannte Klumpennester. Diese kommen am häufigsten vor in verlassenen Gebäuden, in Kirchen, Ruinen — kurz dort, wo die Schwalben sich selbst überlassen sind.

In den Häusern der Menschen sind sie aber durchwegs nicht mehr sich selbst überlassen, sondern die Menschenhand hat sich in ihre Nestbauarbeit eingemischt. Der Mensch baut der Schwalbe ein Haus, oder jedenfalls das Fundament, den wichtigsten Teil, ganz ähnlich wie er für das Haushuhn und die Haustaube ein Nest herrichtet. Das Fundament besteht einfach in einem Brettchen, das er unter dem Thorweg, im Hausgang, in Stallung oder Scheuern für die Schwalbe, die von den katholischen Bauern in Bayern, am Rhein, in Oesterreich u. s. w. der Muttergottesvogel genannt wird, herrichtet. Die Schwalbe beschützt das Haus und bringt dem Hause Segen. Für sie wird das Brettchen angebracht und ihre Ankunft mit Ungeduld erwartet. Für den Vogel ist das von großer Wichtigkeit. Er hat sich daher überall sehr schnell an diese neue Niststelle gewöhnt.

Die Städter, die auf das Land ziehen, haben es in ihren Landhäusern und Villen den Bauern nachgemacht, und sie bringen das Schwalbenbrettchen dort an, wo der Schmutz am wenigsten geniert. Ist nun dieser Vorgang sehr verschieden von dem Nest im Korbe, das die Bauersfrau für ihre Hennen herrichtet? Oder von dem kleinen Verschlag, den der Züchter für seine Tauben zimmert? Es ist derselbe Vorgang, derselbe Prozeß — und er hat in der That auch dasselbe Resultat.

Das Haushuhn hat im Laufe der Zeiten ganz verlernt, sein eignes Nest zu bauen. Die meisten Haustauben desgleichen. Wenn das Frühjahr herankommt, und schon in einem milden Februar, hört man das Gackern der Henne, und die Bäuerin beeilt sich, im Stalle nachzuschauen, ob die Magd das Nest im Korb gehörig hergerichtet hat. Es muß zum Ueberfluß noch ein altes Ei (das Nist- oder Brutei) hineingelegt werden, um die Henne kirre zu machen. Indessen läuft diese mit einem Strohhalm im Schnabel über den Hof und weiß mit dem Halm, mit dem „Material" für das Nest nichts anzufangen! Den Vorgang kann man jeden Tag im Frühjahr auf dem Lande beobachten, und jeder Bauer und jeder, der einen Hühnerhof hat, kennt ihn.

Das Huhn hat vergessen, wie es sein Nest baut! Mit der Taube verhält es sich ebenso, und je freier die Taube ist, die echte Brieftaube, um so sorgfältiger wird für ihren Nestbau gesorgt. Dem Tiere ist diese Arbeit abgenommen worden. Es ist ja zu „Höherem" berufen worden.

Vom Standpunkte der Wildtaube und des wilden Geflügels sind diese Tiere offenbar entartet. Darum kümmert sich der Mensch natürlich nicht; er vertritt seinen eignen Standpunkt — der ihm, dem Menschen, Vorteil bringt. Bei der Schwalbe ist es nur ein moralischer Vorteil; es kann auch ein Vergnügen sein; sicher ist, daß der Vorgang der Schwalbe einen Teil ihrer Arbeit abgenommen hat, und zwar das schwerste Stück Arbeit. Die Schwalbe braucht jetzt nicht mehr die langwierige Arbeit für den „Untergrund" ihres Hauses, den sie mit ihrem klebrigen Schleim und mit einer Mischung von Straßenkot besorgt, zu machen. Sie hat mit ihrem Material nur noch das eigentliche Nest, die Rundung, zu bauen. Sie baut jetzt ihr Nest nachlässiger. In sehr vielen Fällen läßt sie es sogar offen. Auch dafür hat sie ihre guten Gründe.

Das Brettchen ist an einer Stelle angebracht, wohin kein Feind gelangen kann. Der Mensch sorgt schon, daß dort, wo er das Brettchen anbringt, keine Katze und kein Marder hinkommen kann. Sogar verscheucht er die Spatzen, die früher oft die Schwalben beim Bau ihrer Nester belästigten. Wenn wir diese verschiedenen Momente betrachten, dann kommen wir unwillkürlich auf eine Aehnlichkeit mit der Vorsorge, die der Mensch dem Haushuhn gegenüber entwickelte und durch die dieses zur Vernachlässigung seines Nestes gebracht wurde. Zu verwundern ist es daher nicht, daß ganz das gleiche Resultat sich ergab.

Auf unsern Dörfern finden wir jetzt überall Schwalbennester, die offen auf den Brettchen stehen. Oft genug haben die Leute diese hinaufgenagelt, damit die Schwalben unterhalb ihre Nester nach ihrem alten Systeme ankleben. Die Schwalben aber zogen es vor, die Nester auf dem Brettchen zu bauen.

Wir haben aber noch zwei andre Beispiele, die beweisen, daß der freie Vogel im Umgang mit dem Menschen zu einer Vernachlässigung seines Nestes gelangt.

Der Star richtet sich in dem Häuschen, das ihm der Landmann auf einem Baum befestigt, ein ganz nachlässiges Nest her. Das Nest, das der kluge Vogel sonst im Freien, auf einem alten Baume oder zwischen Felsen erbaut, ist sehr schön, ein Kunstwerk. Das Nest, das er sich im Nistkästchen herrichtet, ist ein Häuflein von Halmen, Wolle, Federn u. s. w. mit einer Vertiefung. Meistens haben die Leute auch schon das Heu als Unterlage hineingegeben. Wozu soll der Star sich plagen, wenn ihm alles so schön hergerichtet wird? Dazu ist er viel zu klug! Er kommt auf diesem Wege schneller zu einer zweiten Brut.

Und noch deutlicher ist der Prozeß beim Sperling. Von allen Vögeln baut der Spatz das liederlichste Nest. Es ist nichts andres als ein Haufen Wolle, Federn, Haar, sogar Papier, den er in seinem Winkel unter dem Dache zusammengetragen hat. Von einem künstlichen Bau ist gar keine Rede. Der Mensch überläßt ihm das Nistloch und das Baumaterial. In zwei Tagen ist er mit dem Bau fertig. Durch diese Geschwindigkeit gelangt er zu einer zweiten, zu einer dritten, oft sogar zu einer vierten Brut in demselben Sommer.

Sollen wir nun annehmen, daß der Vorgang bei der Schwalbe ein andrer ist, daß sie durch eine höhere „zeitgemäße" Entwicklung ihrer Intelligenz zu einer höheren architektonischen Baukunst gelangt ist?

Gewiß, die Thatsache ist nicht zu bestreiten, daß viele Schwalben heute ein andres Nest bauen, eine andre Form für ihr Nest angenommen haben als in früheren Zeiten. Wahrscheinlich ist jenseits des Rheines dasselbe der Fall wie diesseits. Aber dort wie hier wird man bei näherer Betrachtung und Vergleichung finden, daß man es mit einer Vervollkommnung des „Bauwerkes" nicht zu thun hat. Man findet ja oft genug die beiden „Bauten", die alten und die neuen Nester, unter demselben Dache, und jedermann ist in der Lage, Vergleiche anstellen zu können. Eine Vernachlässigung kann nachgewiesen werden, gewiß aber keine Vervollkommnung.

F. A. Bacciocco.

Rosenzeit.

In unsers Pfarrers Garten
Stehn ungezählte Röselein,
Stehn Blumen aller Arten,
Levkoin, Vergissnichtmein.

Die Abendsonne schreitet
Und blinzelt goldig durch den Zaun;
Ein Füsschen heimlich gleitet —
Was werd' ich doch erschaun?

Es naht die schönste Rose
Aus ihres Vaters Blumenbeet;
Leicht wie der Wind und lose
Hüpft Pfarrers Margaret.

Sie sieht mich an den Hecken,
Da winkt sie leis und wirft im Nu
Mit Lachen und mit Necken
Mir eine Rose zu.

Die Rose, Kind, veracht' ich;
Sie blüht und welkt, der Dorn, der sticht.
Nach dir, Margrete, tracht' ich,
Du süsses Angesicht.

Die Sonne wirft ihr rotes
Lichtgold auf Margaretens Haar —
Im ganzen Garten loht es
So fremd und wunderbar.

Da schlossen unsre Hände
In heissem Drucke festen Bund,
Da küsst' ich ohne Ende
Den schönsten Rosenmund!

Richard Zoozmann.

Onkelchen.

Novellette
von
R. Godin.

Was fängt man jetzt an, Papa!" sagte Emma kläglich und ließ die Hand, die das eben eingetroffene Telegramm hielt, mit einer Gebärde niedersinken, als seien ihr alle Lebenshoffnungen gescheitert. „Hätte er doch früher geschrieben! Hildas Verlobungsdiner — da können wir doch nicht absagen!"

„Natürlich nicht," bestätigte der Baurat. „Was wird aber Onkel Hermann denken, wenn wir ihn gleich in der ersten Stunde sitzen lassen, nachdem er ein paar hundert Meilen zurückgelegt hat, um wieder bei uns zu sein. Er wird uns sein Lebtag nicht wieder gut!"

„Wir kochen ihm was Schönes," tröstete die Großmama; „ich bleibe da, und die Zeit soll ihm schon nicht lang werden, bis ihr heimkommt."

Nun blitzte ein Lachen in des Mädchens Augen auf. Großmama war wirklich manchmal zu komisch. Emma sah verstohlen nach Papa hin, in dessen Gesicht plötzlich der Schalk hervorleuchtete, der nicht oft, dann aber stets siegreich zum Vorschein kam. „Nein, nein, Mama, keines von uns darf bei Ritters fehlen, du am wenigsten. Ich weiß etwas Besseres! Onkel Hermann soll mit vollem Glockengeläut empfangen werden, wir schieben ihm eine falsche Emma unter. Natürlich muß es ein Schwarzkopf sein —"

„Heidi muß es sein!" jubelte das Mädchen, in deren achtzehnjährigem Kopfe der Einfall des Vaters sofort zündete.

„Die könnte passen," stimmte der Baurat zu, „des Teufels ist sie genug dafür!"

„Aber Kinder," mahnte die Großmama, der allmählich der Sinn des mutwilligen Vorschlags aufging, „wie könnt ihr euch einbilden, daß Onkel Hermann sich auch nur einen Augenblick irreführen läßt."

„Kommt alles darauf an, wie gespielt wird. Er hat übrigens Emma seit ein paar Jahren nicht gesehen, ein Gelingen scheint mir gar nicht ausgeschlossen."

Emma war bereits über die Straße hinweg in das gegenüberliegende Haus geflogen und kehrte nach wenigen Minuten mit der Freundin zurück. Heidi Welsch, ein schlankes, sehr hübsches Mädchen, ließ sich unter tollem Lachen den rasch gefaßten Plan erklären. Ein ganzes Repertoire wechselnder Ausdrücke spielte sich in den temperamentvollen Zügen ab. Helle Lust an der ihr zugedachten Rolle tanzte in den schwarzen Augen, die jede neue Instruktion verständnisfroh wiederspiegelten, bis auf einmal ein etwas unsicherer Blick den mutwilligen verdrängte.

„Jetzt muß ich aber auch noch allerlei erfahren," sagte Emma rasch. „Wie alt ist das Onkelchen eigentlich?"

„O," sagte Emma, „ein paar Jahre älter als mein Papa!"

Heidi warf einen Blick auf des Baurats behäbige Gestalt, den schon ein wenig angegrauten Kopf des Hausvaters und fragte beruhigt weiter: „Natürlich ist er verheiratet?"

Der Baurat, an den diese Erkundigung gerichtet war, nickte gravitätisch.

„Und wird er mir den Streich nicht übelnehmen? Sonst wär' ich schön daran, wenn er dahinter kommt, während ihr alle noch fort seid!"

„Kein Gedanke an Uebelnehmen! Onkel Hermann ist ein prächtiger Kerl, macht selbst gern sein Späßchen; Sie sollen sehen, Heidi, wir alle kommen dabei gut weg."

„Dann also, topp!" rief das schöne Mädchen fröhlich und schlug kräftig in des Baurats ausgestreckte Rechte. Vor ihrem Geiste tauchte die vergnügliche Gestalt eines jovialen, wohlbeleibten, vielleicht ein bißchen kahlköpfigen Onkelchens auf, der sich gern anführen läßt oder, wenn das nicht glückte, doch so thut, als ließe er sich anführen. Es kitzelte sie, ihn glauben zu machen, sie sei Emma, vielleicht gar diese Wahl- und Patennichte ein wenig bei ihm auszustechen, und aufmerksam horchte sie den Anweisungen zu, die ihr für die Durchführung ihrer Rolle gegeben wurden.

„Nur in einem Punkt seien Sie vorsichtig, Heidi," empfahl der Baurat. „Vermeiden Sie wo möglich, sich nach seiner Frau und seinen Kindern zu erkundigen; es sind da allerlei verzwickte Verhältnisse, die sich so schnell nicht merken und auseinandersetzen lassen, dabei könnten Sie sich am leichtesten verwickeln."

„Wenn er aber davon anfängt?"

„Wird schwerlich davon anfangen."

Mitten in alle Verabredungen platzte Erich hinein, der aus dem Gymnasium kommende Sekundaner, der sich, als der Feldzugsplan und der ihm dabei zufallende Part kundgemacht wurde, mit einem Freudengeheul längelang auf den Fußboden warf. —

Am Ostermorgen schien es, als seien Emma über Nacht Flügel gewachsen. Leicht und geräuschlos flog sie windesschnell durch alle Räume, machte das Unmögliche möglich, kostete in der Küche, schmückte die Tafel, baute Blumen in den Zimmern auf und war rechtzeitig selbst geschmückt und bereit, als es Zeit war, zum Verlobungsfestmahl in Großmamas Begleitung aufzubrechen.

Der Papa hatte sich inzwischen zur Bahn begeben, um Freund Hermann, seit vielen Jahren Wahlonkel des Hauses, dort abzuholen und ihm noch ein Viertelstündchen daheim bei sich Gesellschaft zu leisten. Nicht ohne Staunen erfuhr der Ankömmling, daß er von dem gesetzteren Teil der Familie im Stiche gelassen werden sollte; aber als Freund der Jugend, namentlich seiner Patennichte, auf deren Wiedersehen er sehr neugierig war, tröstete er sich in dem Gedanken, daß, wenn man sich einmal teilen mußte, doch die Kinder des Hauses seine Tischgesellschaft ausmachen würden.

„Sie müssen im Augenblick kommen," entschuldigte der Baurat, indem er seinen Hut nahm. „Nur ein dringend nötiger Besuch — hoffentlich finden wir dich, wenn wir heimkommen, noch unbeschädigt; es ist eine stürmische Bande! Und alle zwei freuen sich gewaltig!"

Onkel Hermann wünschte viel Vergnügen und nahm eine Zeitung zur Hand, ohne darin zu lesen. Er wunderte sich. Wie konnte nur seine kleine Emmy so lange zögern? Minuten vergingen, erst fünf, dann zehn, nun eine Viertelstunde. Alles blieb mäuschenstill, nur die Uhr tickte. Da, auf einmal lebhaftes Klingeln, gleich darauf junge Stimmen; ehe er sich noch erhoben hatte, um nach der Thür zu gehen, flog diese weit auf, und herein stürmte ein großes, schlankes Mädchen im breitrandigen Hute, das ihm an den Hals flog und mit jubelnder Silberstimme rief: „Onkelchen, goldenes Onkelchen, bist du da!"

Vergnügt bis in die Seele hinein schaute er sein Nichtchen an — tausend, wie hatte das Mädel sich entwickelt in den paar Jahren, was für ein Prachtexemplar war aus dem feinen Blümchen geworden. Er hielt sie noch an beiden Händen fest, als Erich ihn von der andern Seite ansprang wie ein junger Jagdhund und er dem langen Burschen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hatte. Und das war gut, denn sonst hätte ihm die unermeßliche Verblüfftheit der Nichte nicht entgehen können.

Das also war das Onkelchen! Dieser schlanke, elegante Mann mit den jungen Augen, dem dichten Kraushaar — und dem war sie soeben um den Hals gefallen in einem Ansturm, den sie sich zur sicheren Durchführung ihrer Rolle ganz auf eigne Hand ausgedacht hatte. Sie stand einen Moment wie versteinert, bis die Worte an ihr Ohr schlugen: „Wie hast du dich aber verändert, Emmy! Wärest du mir anderswo begegnet, so hätt' ich dich wohl gar nicht erkannt."

Der harmlose, überzeugte Ton gab Heidi sofort ihre Fassung zurück. Jetzt war das Unheil einmal vollbracht, jetzt galt es, die lustige Komödie durchführen, nicht durch Zimperlichkeit den ganzen Spaß verderben. Ihr Schoßteufelchen, der Mutwille, sprang in ihr auf wie ein Funke, und daß sie sich erst gleichsam einen Stoß geben mußte, stachelte noch die übermütige Laune. Scherzworte flogen von Mund zu Mund — man blieb im Zuge.

Das Mädchen bat zu Tisch.

Die falsche Emma, selbst überrascht durch alles, was ihr vor die Augen kam, ließ sich vom Onkel hoch rühmen und preisen für die reizende Anordnung der Tafel. Und war diese zierlich, so war das Menu sowohl des Tafelschmuckes als des Gastes würdig. Alle Lieblingsspeisen Onkel Hermanns folgten einander, und bei Anblick einer süßen Creme, deren Bereitung durch die Schwester des Bruders befriedigtes Zünglein verriet, ward der Lobgesang des Gastes zur staunenden Hymne: „Und solch eine Hausfrau bist du geworden, Emmy! Delikat!"

Sie ließ sich allen Ruhm gefallen. Die junge Köchin, die mit Wonne an dem Spaße teil nahm, spielte mit, rief „Fräulein Emma" vor und nach Tisch ein paarmal winkend hinaus, wie um sich Rat zu erholen. Das Geplauder wurde immer sprühender, Erich war witzig, der Onkel fühlte sich wohl wie ein Fisch im klaren Wasser, und die Nichte amüsierte sich so köstlich, daß sie gar nicht mehr an ihre eigne Falschheit glaubte. Toaste klangen — o, wie saßen die drei so fröhlich beisammen und hatten einander so lieb!

Der Kaffee führte ins nächste Zimmer, wo der Flügel stand. „Vor zwei Jahren spieltest du ja schon recht hübsch, Emmy!" sagte Onkel Hermann. „Willst du mich jetzt etwas hören lassen?"

Das helle, rieselnde Lachen der Nichte klang wieder auf: „Wenn du willst, sing' ich dir ein Lied!"

„Ah, noch besser! Ihr habt mir nie geschrieben, daß du singen lerntest, Kind!"

Er drückte sich in die Sofaecke, lauschte und schaute zugleich, während die klangvolle Stimme der Sängerin den Raum füllte. Reizend war das Mädel! Und wie sie ihn gern hatte! Er mußte daran denken, ihr ein hübsches Geschenk zurückzulassen. Ein Buch? — sie war belesen, das hatte er bemerkt — Noten? oder ein Schmuckstück? Wollen sehen — jedenfalls Blumen! Ueber diesem Sinnen und den melodischen Klängen überkam ihn sanfte Müdigkeit. Die durchfahrene Nacht machte sich fühlbar, ganz sacht fielen ihm die Augen zu.

„Hör auf Emma," rief Erich im Flüsterton, „er schläft ja wie zehn Ratzen!"

Der rasch Ermunterte sah die liebe Nichte über sich gebeugt, mit freundlichen Augen schob sie ein Lederkissen unter sein Haupt, holte ein Plaid herbei und deckte ihn zu. Wie behaglich war das! Er blickte die Sorgsame liebevoll an und versank ins Land der Träume wie in ein Meer von Rosenblättern.

Als Onkel Hermann erwachte, lag Dämmerung über das Zimmer hingebreitet. Im Gemach nebenan vernahm er lebhafte, lachende Stimmen, darunter den Baß seines Freundes. Sie waren also zurück von ihrem Diner. Frisch und in glänzender Laune sprang Onkelchen auf, fuhr mit der Taschenbürste durch sein Kraushaar und eilte hinüber, freudig im Gedanken, dort seine Nichte wieder zu begrüßen. Diese stand, als er eintrat, mitten im Zimmer, mit dem Rücken gegen die Thür und schien etwas sehr Lustiges zu erzählen, das sie mit lebhaften Gestikulationen begleitete, während der Baurat und Erich lachten wie Besessene. In dies tolle Gelächter stimmte eine junge Dame ein, die halb im Schatten einer blumengefüllten Fensternische saß. Der Eintretende behielt nicht Zeit, etwas zu verstehen, das Wort des ihm rasch entgegenkommenden Hausherrn schnitt den lustigen Bericht ab. Zugleich fuhr die Berichterstatterin herum, und ihr lachendes Gesicht tauchte sich in tiefen Purpur.

‚Warum wird sie so rot?' dachte Onkel Hermann. Doch gefiel ihm das.

„Erlaube, daß ich dich mit Fräulein Heidi Welsch bekannt mache," sagte der Baurat. „Eine Freundin Emmas — Herr Rittergutsbesitzer von Erden aus Dessau."

Die so Vorgestellten verbeugten sich förmlich. Auch ein sehr hübsches Mädchen, diese Freundin, soviel sich im Zwielicht unterscheiden ließ. Aber steif! Welcher Unterschied der beweglichen, lebensvollen Nichte gegenüber, die schon wieder um ihn her war wie ein Vögelchen, zuthulich zwitschernd. Uebrigens taute allmählich auch Fräulein Welsch etwas auf, wurde zusehends munter und fing an, sich frei und frisch mit dem Gaste zu necken. Es ging wieder sehr lebendig zu. Die Großmama war nach ihrem Ausruhschläfchen auch herbeigekommen, ergötzte sich im stillen und harrte, gleich allen Eingeweihten, des Momentes, wo die Lampen hereingebracht würden, was zweifellos das Ende der lustigen Komödie bedeuten mußte.

Es wurde Licht. Zwei hohe Lampen beleuchteten das Zimmer tageshell. Stumme Spannung, wachsame Augen. Onkel Hermanns fröhliche Miene veränderte sich nicht um eine Spur, obgleich er, als ein Kenner, jetzt die Züge der Freundin scharf aufs Korn nahm, um zu prüfen, ob sie der in Gesellschaftstoilette doppelt vorteilhaft hervortretenden schlanken Fülle der Gestalt entsprächen. Wohlgefällig lächelnd sagte er in die Schweigepause der seines ersten Wortes Harrenden hinein:

„Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, daß Sie eine gewisse Aehnlichkeit mit Emmy haben, so, wie sie vor zwei Jahren aussah?"

Wie eine Bombe schlug das zweifellos ganz arglose Wort in die Gemüter. Ein krampfhaftes Zucken lief über jedes Gesicht hin, dem treuherzigen und zugleich freudig strahlenden Blick des Sprechers gegenüber, der so im Banne der ersten Eindrücke stand, daß ihm selbst jetzt kein Zweifel auftauchte.

Die kühnsten Behauptungen kamen zu Worte, um Vorwand für die unbezwingliche Lachlust zu bieten. Sehr energisch bestritten beide Mädchen die Aehnlichkeit und reizten durch ihren Widerspruch Onkel Hermann, der von der falschen Nichte verlangte, sie solle ihre letzten Photographien



Am Elbstrand bei Hamburg zur Ebbezeit.
Nach einer phot. Aufn. von J. Hamann in Hamburg.

herbeiholen, die er nun mit den Zügen der Freundin verglich. Dabei wurde er in seiner Behauptung immer hartnäckiger und pries den neckischen Zufall, der ihm durch diese Aehnlichkeitsverwandtschaft nun auch eine Art von Onkelrecht auf das gnädige Fräulein zusprach. Die liebenswürdigste Freudigkeit leuchtete aus den lebendigen Augen. Er lud beide Freundinnen ein, nach Dessau zu kommen, versprach, sie dorthin abzuholen und seiner Familie zuzuführen, und notierte Fräulein Welschs Adresse sorgsam in sein Taschenbuch.

Onkel Hermann gehörte zu den Persönlichkeiten, die nicht von Natur aus lebhaft sind, aber sehr lebhaft werden können, wenn sie angeregt werden. Alles, was an Geist und Herz in ihm war — und dessen war die Fülle —, blühte gleichsam auf, wenn er in der Sonne stand. Heute gab er sein Bestes im Laufe der nächsten Stunden, und die Pseudonichte, die ihn bis dahin nur von der munteren Seite kannte, war hingerissen durch alles Interessante, Vielseitige, das nun zu Worte kam. Die Stunden flogen, der Abend rückte vor, und mit einem Male fiel allen ein, daß Heidi jetzt heim müsse, ohne daß der Knoten gelöst sei.

Ein bißchen schadenfroh — denn sie hatte erst dagegen gesprochen — flüsterte die Großmama ihrem Sohn ins Ohr: „Jetzt mögt ihr schauen, wie ihr da herauskommt!“

Der Baurat zuckte die Achseln, sah aber etwas unsicher nach den beiden Mädchen hin, die hinter der hohen Lehne eines Armstuhles die Köpfe zusammensteckten. Selbst ihm fiel es in diesem Moment auf, wie wenig diese beiden Schwarzköpfe einander ähnelten — der eine tiefer blauschwarz als der andre, beide aber des Vergleichens wert.

Da verschwand plötzlich das dunklere Köpfchen, um im nächsten Moment wieder zu erscheinen und in Ansturm gegen das Sofa, auf dem Onkel Hermann saß, dort niederzutauchen. Die dazu gehörende Gestalt aber war vor ihm auf die Kniee gesunken: „Onkelchen, goldenes Onkelchen, Verzeihung!“

Er sah bestürzt auf sie nieder: „Aber Kind, was ist denn? Emmy, um alles in der Welt, was hast du?“ Er zog sie empor.

„Ich kann's nicht sagen — es ist zu schändlich! Nein, ich kann's nicht sagen!“

Seine Unruhe wuchs, ein unbeschreiblicher Ausdruck trat in die ehrlichen Mannesaugen, sie fragten tausendmal eindringlicher als noch so viel Worte.

„Ich bin ja gar nicht deine Nichte, ich bin ja Heidi Welsch, drüben von der Straßenecke! Dort steht deine Emmy, — mache jetzt mit mir, was du willst, um mich abzustrafen, ich halte still.“

Onkel Hermann sah aus wie einer, dem schwindelig wird. Ein irrlichterierender Blick in die Runde, dann ward ihm hell, was eben noch dunkel gewesen war. Er lachte ein so fröhliches Lachen, daß allseitige Beruhigung und neu angefachter Humor in die Runde kam. Dabei sah er sich die falsche Nichte so genau an, als hätte er sie zuvor noch gar nicht erschaut. Seine beredten Augen funkelten. Böse war er nicht, hatte auch nichts übelgenommen, das stand außer Zweifel. Als Heidi dann ging, sich zum Heimgang zu rüsten, und in dem breitrandigen Hute hereinkam, um Abschied zu nehmen, kündigte er ihr für den nächsten Tag seinen Besuch an, bedankte sich für gnädige Behandlung und fragte, ob er sich nun weiter als ein lieber Onkel bewähren dürfe.

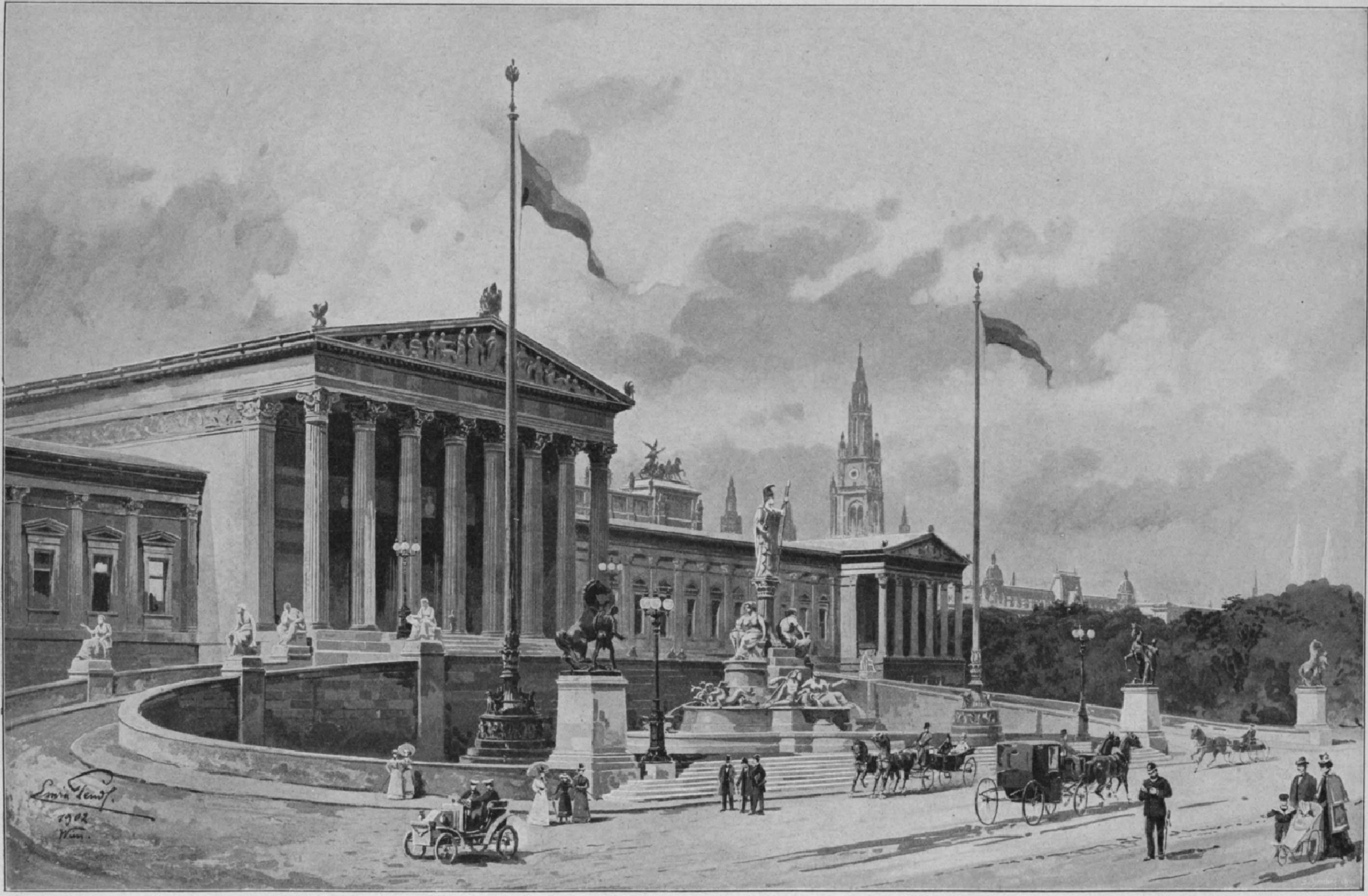
„O ja,“ sagte Heidi schnell, „sei milde, wenn du deiner Frau von heut erzählen wirst!“

„Meiner Frau?“ rief Onkel Hermann, wie aus den Wolken gefallen. „Ich habe ja gar keine Frau!“

Heidi stand entgeistert. Alle Schalkhaftigkeit war aus ihrem Gesicht entwichen, ein kleines, gerade aufstrebendes Fältchen wurde zwischen den dichten Brauen sichtbar, als sie wortlos den Vater ihrer Freundin starr ansah.

„Jetzt ist wohl an mir die Reihe, mein peccavi zu beten?“ sagte dieser ganz unbekümmert. „Nun ja, Heidi, ich dachte, Sie würden natürlicher spielen, wenn Sie sich ein Nest voll Kinder um meinen alten Freund her dächten. Um so spaßhafter war der ganze Handel!“

Heidi stimmte in sein Gelächter ein, es war aber nicht der Klang des Quellengeriesels, das ihre Fröhlichkeit sonst so erquicklich machte. Hastig verabschiedete sie sich, von den Kindern des Hauses und vom Gast bis zur Treppe begleitet. Emma lief ihr auf die Straße nach, um sie vollends heimzubegleiten. Sie war noch so ganz erfüllt von Lust und Laune, so fröhlich erregt und ausgelassen, daß sie gar nicht merkte, wie stumm die Freundin geworden war, und nicht wenig erschrak, als Heidi, im Flur des eignen Hauses angelangt, sich in ungestümer Bewegung auf die unterste Treppenstufe setzte und in gewaltsames Schluchzen ausbrach.



Das Wiener Parlamentsgebäude mit seinem plastischen Schmuck.

Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl. (Text Seite 828.)



Strand bei Kahlberg.

Im Nu saß Emma neben ihr, umschlang sie und rief bestürzt: „Aber Heidi, was hast du?“

„Was ich habe! Und das fragst du? Wie seid ihr mit mir umgegangen, in welche Lage habt ihr mich gebracht!“

„Mir steht der Verstand still. Du hattest ja selbst von Anfang an den größten Spaß daran, Heidi, und das Onkelchen ist entzückt von dir!“

„Ihr habt mich glauben lassen, er sei ein verheirateter ältlicher Herr, und er ist ganz jung —“

„Er ist aber wirklich nur ein paar Jahre jünger als mein Papa,“ tröstete Emma. „Wie kannst du nur auf einmal so unbegreiflich sein!“

Heidi stand auf ihren Füßen und drückte die Augen zu. „Laß sein, Emma, und geh jetzt heim. Gieb mir einen Kuß! Du hast recht, ich bin närrisch! Morgen bin ich wieder gescheit, dann lachen wir weiter.“

Sie drängte Emma sacht zur Hausthür und lief eiligst treppauf, während die Freundin nachdenklich heimkehrte und dort von der wunderlichen Scene kein Wort verlauten ließ. —

Am nächsten Morgen ging Onkel Hermann frühzeitig nach der Stadt und kam mit einem aufgebauschten, duftenden Seidenpapier zurück. Dieselbe Hülle wurde in seiner Hand gesehen, als er zu schicklicher Besuchszeit über die Straße schritt, um der neuen Wahlnichte und ihrer Mutter seine Aufwartung zu machen. Er war beauftragt, Heidi an die gestrige Abrede zu erinnern, auch heute drüben bei Tische zu erscheinen, und brachte sie, nach ziemlich ausgiebigem Verweilen bei ihrer Familie, um ein Uhr mit nach Hause.

Alle waren neugierig, wie das Paar sich heute zu einander verhalten würde; mit Vergnügen wurde bemerkt, daß beide fortfuhren, sich mit du anzureden, sehr gute Laune zeigten, lustig und neckisch waren, und doch gab es etwas, das dem Uebermut dann und wann gleichsam einen Schleier überwarf, — mit einem Wort, heute war nicht gestern mehr.

Der Baurat warf zuweilen einen listigen Blick auf seinen Freund. Wahrhaftig, dieser Mensch hatte merkwürdig junge Augen. Wo blieb aber heute des Nachbarkindes Schoßteufelchen? Heidi war eine Lachende, eine Uebermütige sogar, aber gewiß keine Mutwillige, so, wie sie dasaß, sich umher bewegte, alle Augenblicke die Farbe wechselte und verkehrte Antworten gab.

Sie verabschiedete sich zeitig. Onkel Hermann folgte ihr heute nur bis zur Zimmerthür, dort neigte er sich, küßte ihre Hand und sagte, indem er sie zögernd losließ, in festem Ton: „Auf Wiedersehen!“

Seine eigne Zeit war wenige Stunden nachher abgelaufen, er mußte noch an diesem Abend weiter. In bester Stimmung beschäftigte er sich mit Emma und Erich, war ganz und gar das liebe, altvertraute, goldige Onkelchen von je; Emma machte aber ihre stillen Glossen darüber, daß, so zärtlich er sie anschaute, andre Nichten doch andre Blicke aus diesen hellen Augen empfingen, und sie dachte sich ihr Teil, wozu ein Lieblingsspruch der Großmama den oft gehörten Text bot: „Das Unwahrscheinlichste geschieht am öftesten.“

Ja, diese Großmama! Heute war sie wieder gar zu komisch! Sie strich so ganz duckmäuserisch um Onkel Hermann herum, und jetzt sagte sie mit ihrem Augengezwinker: „Wir sehen Sie hoffentlich recht bald wieder hier, lieber Freund?“

„Gewiß, in ein paar Wochen,“ erwiderte Onkelchen mit Nachdruck, und die beiden lachten einander verständnisinnig an.

Elbing und die Haffuferbahn.

Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von L. Basilius in Elbing. (S. auch S. 829.)

Mit der Eröffnung der Haffuferbahn ist ein neuer, äußerst interessanter Landstrich dem größeren Touristenverkehr erschlossen worden. Die Haffuferbahn verdankt ihre Entstehung den thatkräftigen Bestrebungen des Mühlenbesitzers Hantel in Frauenburg und verbindet die zwischen Elbing und Braunsberg liegenden Ortschaften der Haffküste miteinander. In beiden Städten findet sie Anschluß an die Ostbahn. Als Ausgangsstation ist ein Besuch der alten Industriestadt Elbing mit ihrer an landschaftlichen Reizen so reichen, allernächsten Umgebung ungemein lohnend. Elbing selbst hat leider seinen altertümlichen Charakter fast vollständig verloren. Das mächtige Aufblühen der Industrie brachte dem Handel beträchtlichen Schaden, und mit seinem Niedergange verschwanden auch die vielen Speicher auf der Speicherinsel bis auf wenige, die von den großen Bränden, die wiederholt dort gewütet, verschont geblieben waren. Auch die trauten, charakteristischen Beischläge, auf denen zur Sommerszeit die Bürger nach des Tages Mühen und Lasten unter alten, breitästigen Bäumen Erholung suchten, sind mit geringen Ausnahmen dem modernen Bedürfnis nach breiten Trottoirs zum Opfer gefallen. Nur die Spieringstraße zeigt noch fast unverändert diese Merkzeichen des Mittelalters. Hier finden wir auch noch die alten, ehrwürdigen Giebel, schöne steinerne Portale und figürlichen Schmuck.

Völlig unverändert ist der Hof des Heiligen-Geist-Hospitals geblieben, ein wahres Kabinettstück für Maler. Ein Ueberbleibsel der früheren Ordensfeste ist der Marktthorturm, der aus Pietät erhalten ist und es hoffentlich auch bleiben wird. Sehr interessant ist die Besichtigung der weltberühmten Schichauwerke und der Zigarrenfabrik von Loeser & Wolff. Dort kann man die schnellsten Torpedoboote der Welt, Riesenkessel und Dampfmaschinen in Augenschein nehmen, hier eine Musterfabrik für



Forellenteiche bei Succase.

Zigarrenfabrikation mit ca. 3500 Arbeiterinnen. Noch eine größere Zahl andrer bedeutender industrieller Werke, wie die Neufeldsche Blechfabrik, die Kunststeinfabrik von Jantzen, die Mustermolkerei von Schrödter, dürften das Interesse auch der Nichtfachmänner erregen.

Der Elbinger ist ein leidenschaftlicher Naturfreund. So finden wir denn schon, im Zentrum der Stadt gelegen, im Kasinogarten den schönsten Parkgarten Ost- und Westpreußens. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in 12 Minuten mit der elektrischen Bahn zu erreichen, liegt der



Trauerfichte im Stettiner Forst bei Cadinen.

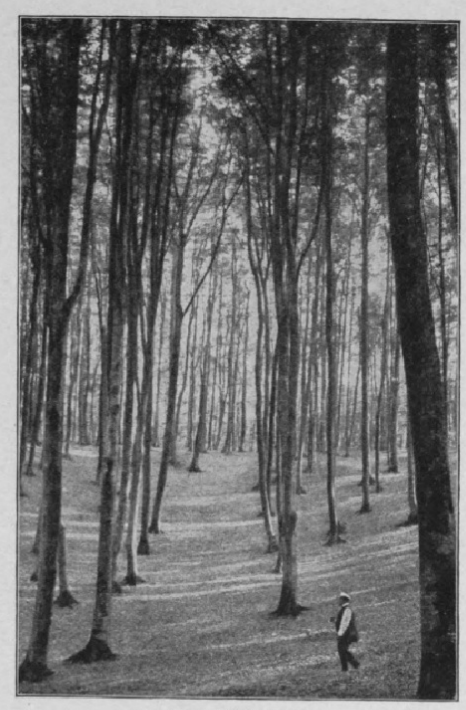
Vogelsanger Wald, die Lunge Elbings. Welch ein köstliches Stückchen Erde hat hier die Natur geschaffen! Von der Terrasse des Gasthauses genießt man über hügeliges, fruchtbares Ackerland hinweg einen weiten Fernblick auf die turm- und schornsteinreiche Stadt. Noch großartiger ist dieses Panorama von dem hohen, dicht neben Vogelsang liegenden Thumberge, namentlich bei Sonnenuntergang, wo man bei klarem Wetter die hinter der Stadt liegende Niederung, das schmale Band des Elbingflusses, den glitzernden Drausensee, ja sogar die im Abendsonnenschein schimmernden Fenster und Zinnen der Marienburg sehen kann. Die beständige Abwechslung von Bergen, Hügeln und Thälern, die von der wilden Hommel, einem kleinen Höhenflüßchen, durchzogen werden, dessen Ufer durch zahlreiche erratische Blöcke ungemein romantisch wirken, verleiht Vogelsang einen eigenartigen Reiz. Schroff abfallende Lehmberge mit prächtigen Aussichtspunkten bieten dem Auge immer neue, fesselnde Landschaftsmotive. Besonders erwähnenswert sind das „Belvedere“, „Patersons-Ruh“, der „Nymphenberg“, „Wilhelmshöhe“, „Sängersandacht“, „Ungers Aussicht“, der „Blaubeerberg“ und „Hannas Blick“. An die Wilhelmshöhe schließen sich die romantischen und wildreichen Forsten von „Dambrauer Wüsten“ an. Eine anderthalbstündige Fußtour bringt uns nach dem inmitten eines alten Buchenwaldes liegenden Geizhalssee.

Einen ganz andern Charakter tragen die Haffküstenlandschaften. Im Norden und Nordosten der Elbinger Ebene bilden die Ausläufer des baltischen Höhenzuges stetig ansteigende Erhebungen, einzelne Bergkegel und eine Menge größerer und kleinerer Hügel (Hockerland), die eine Höhe bis zu 500 Fuß aufweisen. Dadurch nun, daß diese Gelände nach Süden romantische Thäler bilden, nach Norden aber gegen die Küste des Frischen Haffs mehr oder weniger schroff abfallen, hat die Natur auf einem verhältnismäßig kleinen Landstrich Meisterwerke hingezaubert, die nur des Pinsels des berufenen Landschaftsmalers harren. Wir finden hier eine Miniaturausgabe des Thüringer Waldes. Die mangelnde Größe des Originals wird durch die Zugabe der breiten Wasserfläche des Haffs, der Nehrung und der Ostsee reichlich aufgewogen.

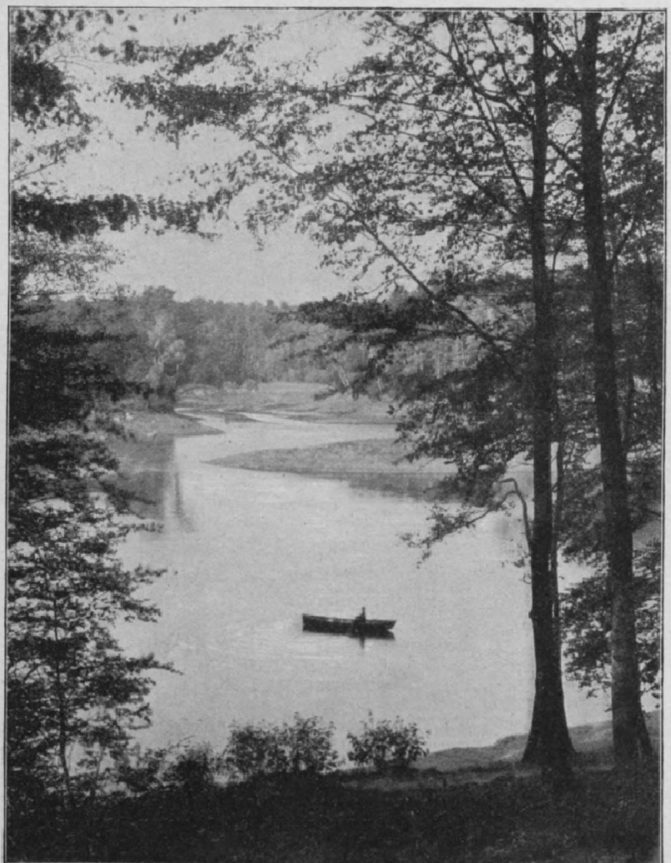
Die geologische Formation der Haffküste zeigt fast ausschließlich Thonerde, weshalb hier im Laufe der Jahre eine große Zahl von Ziegeleien gegründet wurde. Der Baumbestand ist ungemein reichhaltig. Vornehmlich herrschen Buchen und Tannen in mächtigen Exemplaren vor, daneben Eichen, Erlen, Weiden und fast alle andern nordischen Bäume. Zu Berühmtheiten sind die sogenannte „Tausendjährige Eiche“ vor dem Schlosse Cadinen und die Trauerfichte im Stettiner Forst bei Cadinen gelangt. Diese Trauerfichte (Picea excelsa pendula) ist, soweit bekannt, das einzige Exemplar in den preußischen Staatsforsten, wahrscheinlich sogar das schönste in ganz Deutschland. Der Baum war im dichten Bestande aufgewachsen und hatte sich trotzdem nicht gereinigt; er war vielmehr bis zum Boden mit dichten Aesten versehen. Die Gesamthöhe des Baumes beträgt 25 Meter.

Die Aussichtswagen der Haffuferbahn, die die Reisenden nach den zahlreichen Ausflugsorten der Haffküste bringen, sind äußerst bequem und nach Schweizer Muster mit großen Spiegelscheiben versehen. Die Bahn führt zunächst durch einen Teil der Elbinger Vorstadt, um dann den Windungen des Elbingflusses zu folgen. Auf dem Wasser fallen große Mengen Holztraften auf mit kümmerlichen, strohgedeckten Bretterbuden. Letztere bilden fast den größten Teil des Jahres die mehr wie primitiven Wohnstätten der Flößer. Gebräunte Gesellen sind diese „Flissacken“, wie sie im Volksmunde heißen, Polen, die unter großen Gefahren, die Kälte, Sturm und Wogen ihnen bereiten, die Hölzer, zu Flößen zusammengezimmert, meistens von Thorn — oft auch aus Rußland — hierherbringen.

Schichau-Torpedokreuzer, von Schleppdampfern gezogen, gehen stromaufwärts dem Haff zu, um auf See bei Pillau ihre Probefahrten zu machen. Größere Segelschiffe und schwerfällige Ziegelkähne beleben ebenfalls die Wasserfläche. Und weiter schweift der Blick durch die Spiegelscheiben nach den fruchtbaren Aeckern und fetten Viehweiden der Elbinger Niederung mit ihren reichen Bauerngehöften, auf denen der berühmte Elbinger Käse bereitet wird, der neben den Elbinger Neunaugen eine Spezialität dieser Gegend bildet. Schon von der Brauerei Englisch Brunnen ab steigt das Gelände ein wenig an. Mit Gestrüpp bedeckte Anhöhen reichen bis an das



Die „heiligen Hallen“ bei Panklau.



Der Geizhalssee bei Elbing.

Geleise, Weidenbäume sind unsre unzertrennlichen Begleiter.

Von der Station Wogenab ab, etwa 8 Kilometer von Elbing entfernt, führt der Eisenbahndamm durch den zum größten Teil versandeten Ostwinkel des Haffs, der weitausdehnten Schilfwuchs aufweist. Zahlreiche Wasservögel, namentlich Wildenten in vielen Spielarten, Wasserhühner, Silbertaucher, Rohrdommeln und Möwen haben hier ihre Brut- und Ruheplätze; für die Wasserjagd ein ergiebiges Feld. Das Pusten und Schnauben der Lokomotive schreckt die gefiederten Bewohner dieser Gegend auf, und laut schreiend fliegt das Wasserwild davon, um bald darauf in einer andern Blänke einzufallen.

Vom Haff weht eine erfrischende Brise herüber, und bald darauf erblickt man die Mole, den Leuchtturm und den leicht gewellten Wasserspiegel des Haffs. Mächtige Dampfbagger, die die Fahrrinne des Haffs vor Versandung schützen, sind bei der Arbeit. Man hört das Rasseln ihrer Ankerketten und sieht die Baggereimer in die Tiefe tauchen, um mit Schlamm und Sand gefüllt wieder an die Oberfläche zu kommen. Fracht- und Vergnügungsdampfer ziehen ihre Straße, und flinke Segelschiffe, Fischkutter und Ruderboote durchfurchen mit ihren Kielen die Flut. Auch der gefürchtete Aalräuber, der Kormoran, ist hier noch zu finden, allerdings nur noch in vereinzelten Exemplaren, da eine hohe Schußprämie auf diesen Raubvogel ausgesetzt ist, der der Fischerei ganz bedeutenden Schaden zufügt.

Nun gelangen wir in das Gebiet der Ziegeleien, deren es ca. 14 am Haffufer giebt. Hier reiht sich Ringofen an Ringofen, Lagerschuppen an Lagerschuppen, in denen geschäftige Scharwerkerinnen Ziegel auf Ziegel setzen. Von jeder Ziegelei führt ein mit Schienen belegter hölzerner Steg oder auch eine steinerne Mole ins Haff hinein, von wo die Steine auf die Schiffe verladen werden. Weiter geht es an Reimansfelde vorbei, das seines herrlichen alten Parkes und seiner von rieselnden Bächen durchfurchten Schluchten wegen ein vielbesuchter Luftkurort, verbunden mit einer Kaltwasserheilanstalt, war. Das Sanatorium ist eingegangen, doch gestattet der gegenwärtige Besitzer des Gutes gern die Besichtigung des Parkes.

Hohenhaff, die Villa des Ziegeleibesitzers Dr. Schmidt, in dominierender Höhe des zwischen Reimansfelde und Succase in mäßigen Erhebungen ansteigenden Geländes erbaut, ragt aus dunklem Grün hervor. Tausende von Obstbäumen, namentlich Kirschbäumen, bedecken die Berge und Thäler, unter dem Einfluß der Haffnebel und der feuchten Haffuferluft prächtig gedeihend. Der Verkauf dieser Früchte bildet für viele kleine Besitzer der umliegenden Ortschaften eine Haupteinnahmequelle. Reimansfelde und die hinter Hohenhaff liegende Station Succase sind bereits vielfach Ausgangspunkte für Fußtouren in die dahinter liegenden Wälder und Berge mit interessanten Aussichtspunkten. Besonders schön ist das Panorama, das sich vom Succaser Berge bietet, auf dem der Besitzer, Herr Möbus, seinen Altensitz erbaut hat: nach Norden Aecker und Bauerngehöfte, nach Süden Obstgärten, Wiesen und Hügelland, nach Osten ein Thal mit einem Gießbach, idyllisch gelegene Forellenteiche und terrassenartig angelegte Weinberge mit hügeligem Waldgelände im Hintergrunde, nach Westen die Haffufer mit dem Eisenbahndamm, den Ziegeleien, dem Dorf, dahinter das Haff, die gelbliche Küste der Nehrung und die blaugrüne Ostsee.

Nach etwa einstündiger Fahrt von Elbing erreicht man die Station Panklau, das Hauptziel der meisten Ausflügler und Touristen. Tagelang kann man in diesen Waldungen umherschweifen, immer wird man wieder neue Punkte von hervorragend landschaftlicher Bedeutung finden. Panklau birgt eine Menge der stämmigsten Buchen. Gar weihevoll wirken die „Heiligen Hallen“, ein größerer Thalkessel, dick bestanden mit alten, hohen Buchen. Die sich berührenden üppigen Baumkronen bilden hier gleichsam die Kuppel eines mächtigen Domes. Ueberwältigend ist dieser Eindruck, wenn die glühende Abendsonne die schlanken und völlig astfreien Stämme mit rotleuchtenden Farben bemalt und man, wie der Verfasser Gelegenheit hatte, in diesem natürlichen Dome dem stimmungsvollen Vortrage des Sonntagsliedes „Das ist der Tag des Herrn“ von einem Männerchor lauscht. Das ist auch ein Gottesdienst! Alte, bemooste Tannen bilden im schlüpfrigen Tannengrund und an Abhängen 300 bis 400 Fuß hoher Berge eigenartige Kontraste zu den Buchen und weißlich schimmernden Birkenstämmen. Eine Chaussee mit geschorenen Hecken und blendend weißen hohen Prellsteinen windet sich wie ein Ariadnefaden durch den mächtigen Wald, in dem sich der Unkundige leicht verirren kann, immer ansteigend, bei jeder Biegung neue Bilder auf Haff und See oder auf tiefgeklüftete Thal- und Waldpartien entrollend. Ziemlich auf Kammhöhe winkt das einladende Schild des Forsthauses Panklau zur Rast und leiblichen Stärkung. Wenige Schritte vom Forsthaus entfernt überraschen durch Bergabstürze entstandene reizende Durchblicke. Zahlreiche Fußwege führen in allen Richtungen bergauf und bergab.

Von der Grenze des Panklauer Waldes übersieht man die Gutsherrschaft Cadinen, auf der der Kaiser mit der Kaiserin zweimal im Jahre einige Zeit zuzubringen pflegt. Der Blick weilt auf der jetzt elektrisch betriebenen Ziegelei, den neu erbauten Familienhäusern der Instleute, den mächtigen Ställen und Wirtschaftsgebäuden, dem von hohen Pappeln flankierten Schloß und seinem uralten Park, dem zur Kirche umgewandelten Mausoleum und der Klosterruine. Etwas weiter rechts erblickt man das kleine Töpferstädtchen Tolkemit, das Haff, die Sanddüne der Nehrung, dahinter die See. Ich habe in dieser Zeitschrift seinerzeit ausführlich über Cadinen geschrieben und verweise auf diesen Artikel.*) An den Cadiner Park schließt sich ein dem Kaiser gehöriger, ca. 1 Quadratmeile großer Wald, die Rehberge, an, mit tiefen, geheimnisvollen Schluchten, wild schäumenden Bächen, Thälern und mächtigen Höhen. Um den Wildstand zu heben, ist jedoch seit der Besitznahme durch den Kaiser das Betreten des Waldes verboten. Als Ersatz dafür ist die Dörbecker Schweiz durch Wegeanlagen dem größeren Verkehr erschlossen. Die vorhin erwähnte Trauerfichte in dem Stettiner Forst ist von Cadinen aus in ca. zwei Stunden zu Fuß zu erreichen.

Tolkemit, in dem das Töpfergewerbe und die Faßbinderei in hoher Blüte stehen, bildet außer einem noch gut erhaltenen heidnischen Rundwalle, der Tolkemitia, nichts Besonderes. Hier hat die Bahn Anschluß an die Tourendampfer des Ostseebades Kahlberg. Ein historisches Interesse erweckt Frauenburg, der Sitz des Bischofs von Ermland. In dem prächtigen Dome ruhen die Gebeine des berühmten Astronomen Nikolaus Koppernik. Kopernikus, wie er mit dem wissenschaftlichen Namen bezeichnet wird, wurde 1473 in Thorn geboren und starb 1543 in Frauenburg als Domherr. Während seines Aufenthaltes in Frauenburg und in Ermland (1505—1543) war er die rechte Hand des Bischofs in gar vielseitiger Beschäftigung. Er war Arzt, Astronom, Diplomat, Domherr, Baumeister u. s. w. in einer Person. Zwei Hauptwerke, die heute noch in Frauenburg existieren und seine Kunstfertigkeit als Baumeister auf das glänzendste beweisen, sind der Kopernikus-Kanal, der auf eine Entfernung von 5/4 Meilen das Wasser des Flüßchens Banda auf die seinen Namen tragende Kopernikus-Mühle leitete, und die Mühle selbst. Im Hofe der Mühle ragt der mächtige Kopernikus-Turm empor, ein altes Wasserschöpfwerk, das durch ein Hebewerk den Dom mit Trinkwasser versorgte. An dem Turm befindet sich eine Granittafel mit folgender Inschrift:

„Hic patiuntur aquae sursum properare coactae;
Ne careat sitiens incola montis ope,
Quod natura negat tribuit Copernicus arte.
Unum pro cunctis fama loquatur opus!“ **)

Im Dome, der auch eine vorzügliche Kopie der Sixtinischen Madonna (von Kügelgen gemalt) enthält, befindet sich das einzige Originalbildnis von Kopernikus. Auf dem Bilde steht: „Astronomo celeberrimo cujus nomen et gloria utrumque replevit orbum.“ (Dem hochgefeierten Astronomen, dessen Name und Ruhm den ganzen Erdkreis erfüllt.)

Ein Besuch des idyllisch gelegenen Ostseebades Kahlberg ist sehr zu empfehlen. Die Ueberfahrt über das Haff von Tolkemit aus nimmt nur 25 Minuten in Anspruch. Das auf der Frischen Nehrung liegende Ostseebad wird auf der einen Seite vom Frischen Haff, auf der andern von den salzigen Fluten der Ostsee bespült. Kahlberg, früher ein elendes Fischerdorf, wurde durch den Elbinger Kaufmann Härtel, der einen Teil seines Vermögens opferte und ganze Schiffsladungen fruchtbarer Erde hinüber schaffen ließ, in ein kleines Paradies umgewandelt. Aus den herrlichen Kieferwaldungen, deren heilkräftiger Ozon die Luft erfüllt, lugen hübsche Logierhäuser, prächtige Villen hervor, daneben schmucke Fischerhäuser mit ihren charakteristischen Binsendächern und Räucherschuppen. Hier giebt es noch die wenig von der Kultur beleckten kräftigen Fischergestalten, die das Auge eines jeden Malers erfreuen dürften. Herrliche, blumenduftende Anlagen führen zu dem auf einer hohen Terrasse liegenden Kurhause, dem Belvedere, von wo aus man eine wundervolle Aussicht auf das Haff und die gegenüberliegenden vorhin geschilderten Haffufer genießt. Einen fast unbegrenzten Rundblick hat man von dem an der Seeseite befindlichen Leuchtturm. Bequeme schattige Wege führen nach der Strandhalle und zu den Seebädern, die sich durch einen kräftigen Wellenschlag auszeichnen.

Zur Rückfahrt nach Elbing ist der Abwechslung wegen die Wasserfahrt mit den regelmäßigen Tourdampfern über das Haff und den Elbingfluß vorzuziehen. Namentlich an mondhellen Abenden bieten die am Elbing liegenden Fischerdörfer wundervolle Bilder, die eines Douzette würdig sind.

Oskar Meyer-Elbing.

*) Vgl. „Ueber Land und Meer“ 1898/99, Nr. 9.

**) Hier mußten es sich die bezwungenen Wasser gefallen lassen, aufwärts getrieben zu werden, damit der durstende Bewohner des Berges (Domes) der Hilfe nicht entbehre. Was die Natur verweigert, hat Kopernikus durch die Kunst geboten. Möge der Ruhm dieses einen Werkes für alle sprechen.

Modernes Strassenpflaster.

In dem unlängst unter den Hammer gekommenen Gasthof „Zu den drei Mohren“ in Augsburg hatte Napoleon I. im Oktober 1805 sein Hauptquartier. Auf die Begrüßung des reichsstädtischen Senats erwiderte er die lakonischen Worte: „Sie haben schlechtes Pflaster; ich muß Sie einem Fürsten geben!“ Das war natürlich ein bloßer Vorwand des gewaltthätigen Imperators; denn dazumal hatten selbst so berühmte Städte wie Paris, London und Wien noch ein nach heutigen Begriffen über alle Maßen erbärmliches Straßenpflaster. Erst später, allgemeiner etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts, begann man dem städtischen Straßenbauwesen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, und sogar erst seit wenigen Jahrzehnten entspricht die „Befestigung der Fahrbahn“ — wie der fachmännische Ausdruck lautet — in den meisten größeren Städten den neuzeitlichen Anforderungen.

Der Eindruck, den eine fremde Stadt auf uns macht, wird wesentlich beeinflußt durch ihr Straßenbauwesen, durch die Beschaffenheit der Fahrdämme und der Trottoirs oder Bürgersteige. Kommt man in eine Stadt, wo dies tadellos, so stimmt es uns von vornherein günstig, während wir im entgegengesetzten Fall Arthur Schopenhauer beipflichten, wenn er eine Stadt mit schönen Gebäuden und Denkmälern, aber schlechtem Pflaster einer Frau vergleicht, die Gold- und Juwelenschmuck zu zerrissenen Kleidern anlegt. Ganz abgesehen jedoch von diesen ästhetischen Rücksichten ist es in einer Großstadt auch nur bei zweckentsprechender Pflasterung und Unterhaltung der Straßen möglich, den modernen Verkehrsansprüchen zu genügen, und infolgedessen müssen heutigentags Weltstädte jährlich Millionen und Großstädte viele Hunderttausende für Instandsetzung ihrer Straßen verwenden. Nach einer Zusammenstellung aus 30 der größten deutschen Städte wird jährlich ein Drittel bis zur Hälfte ihres Gesamtetats vom Straßenbau beansprucht.

Daraus erhellt ohne weiteres, eine wie schwerwiegende und allgemein beachtenswerte Angelegenheit die Wahl des richtigen Straßenpflasters u. s. w. für große Städte ist. Sie wird dadurch sehr erschwert, daß man nicht dies oder jenes Material für das unbedingt beste und passendste erklären kann, indem die an gutes Pflaster zu stellenden Ansprüche einander oft geradezu widersprechen. Man verlangt beispielsweise Billigkeit des Materials, möglichst geringe Abnutzung und wenig Glätte, um das Ausgleiten der Fußgänger und das Stürzen der Pferde zu verhüten. Eine rauhe Oberfläche, wie sie vor allem Steinwürfel bieten, erzeugt indessen andrerseits größeren Fahrlärm, und mit starker Widerstandsfähigkeit gegen Abnutzung findet man Härte, geringe Elastizität und infolgedessen stärkere Erschütterung der Pferdehufe wie der Fahrzeuge vereint. Die Frage nach dem besten Pflaster läßt sich daher nur von Fall zu Fall, entsprechend der Art und Lebhaftigkeit des Verkehrs, der Eigenart einer Straße oder eines ganzen Viertels und unter Berücksichtigung zahlreicher Umstände entscheiden; allen Ansprüchen zugleich wird kaum entsprochen werden können.

Als leitende Grundsätze stellte auf der letzten Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Rostock Stadtbaurat Genzmer (Halle a. S.) fest, daß vom wirtschaftlichen Standpunkt diejenigen Straßenbaumaterialien als die besten anzusehen seien, die bei den geringsten Gesamtaufwendungen (einmalige Herstellungs- und laufende Unterhaltungskosten) eine möglichst langdauernde Brauchbarkeit der Straßendecke gewährleisten. Die Verkehrsrücksichten verlangen eine solche Beschaffenheit der Straßenoberfläche, daß sogar bei den ungünstigsten Witterungsverhältnissen sich auf ihr der Verkehr der Fußgänger wie der

Zugtiere und Motoren leicht und gefahrlos zu vollziehen vermag. Das erreicht man durch eine möglichst ebene und nicht zu glatte Oberfläche, deren Rauigkeitsgrad um so größer, je stärker die Neigung der Straße. Die gesundheitlichen Rücksichten erfordern eine sich recht wenig abnutzende Straßenbefestigung, weil sie den geringsten Staub verursacht; ferner eine solche, die das geringste Geräusch erzeugt, und die endlich keine Verunreinigung des Untergrundes zuläßt, auf dem sich sonst gesundheitsgefährliche Stoffe ablagern und in unmittelbarer Nähe der Wohnungen verborgene Herde giftiger Kontagien entstehen können. Endlich muß sich das Pflaster leicht, schnell und gründlich reinigen lassen.

Für die fast ausschließlich dem Fußgängerverkehr dienenden Bürgersteige hat sich durchweg am besten eine Gußasphaltschicht auf mäßig starker Betonunterlage bewährt; auch das billige, leicht und ohne große Kosten aufzureißende und auszubessernde Mosaikpflaster ist zu empfehlen. Weniger gut sind die verschiedenen Arten von Plättchen, die im Winter durch ihre Glätte manche Unfälle herbeiführen und leicht locker werden.

Viel schwieriger ist eine zweckentsprechende Befestigung der Fahrbahn herzustellen, weil diese erheblich breiter und zudem fortwährenden Erschütterungen durch teilweise sehr schwere Fuhrwerke und die Schläge der Pferdehufe ausgesetzt ist. Solchen widerstehen natürlich am längsten Pflasterungen aus hartem Gestein, wie Basalt oder Granit, doch machte man die Erfahrung, daß unter den Einwirkungen des Verkehrs ihre Kanten sich mit der Zeit stark abrunden, während die übrige Kopffläche sich weniger abschleift, so daß die einzelnen Steine zuletzt eine kugelige Form annehmen und sehr glatt werden. Man griff deswegen zu weicherem Gestein, das sich gleichmäßiger abschleift, so daß solches Pflaster ebener bleibt; als ganz vortrefflich wird belgischer Porphyr gerühmt. Die Fugen werden am besten mit hydraulischem Mörtel oder Asphalt ausgegossen. Gutes Steinpflaster ist auch am billigsten, wenngleich die erste Anlage teurer ist als Asphalt- und Holzpflaster; dafür ist es viel haltbarer als Holz und bedarf erheblich geringerer Unterhaltungskosten als der Asphaltbelag. Man giebt den Steinen als Unterlage eine Kies- und Sandbettung, neuerdings vielfach eine Betonbettung, die man auch bei Asphalt- und Holzpflasterung zweckmäßig verwendet.

In verkehrreichen Straßen erzeugen aber Fuhrwerke und Hufschläge auf Steinpflaster einen betäubenden Lärm, der nervöse Leute zur Verzweiflung bringt. Ihn zu vermindern, erwies sich die Chaussierung oder Macadamisierung (nach dem Erfinder, dem Schotten John L. Mac Adam), die Straßenbefestigung mit Steinschlag, als wohl geeignet. Sie erzeugt jedoch im Sommer argen Staub, im Winter viel Schmutz, läßt sich schwer reinhalten und erfordert immerwährende Ausbesserungen, so daß sie dadurch auf die Dauer teurer als Steinpflaster wird.

Gegenwärtig kommen als sogenannte geräuschlose, d. h. alle Fugen vermeidende Pflasterarten für Großstädte in erster Linie Stampfasphalt und Holzpflaster in Betracht und gelangen zu immer ausgedehnterer Verwendung. Mit dem Stampfasphalt, der 1854 in Paris erstmals benutzt wurde, hat eine neue Epoche in der Geschichte des städtischen Pflasterwesens begonnen. Dieses Material darf nicht mit dem für Bürgersteige gebräuchlichen Gußasphalt verwechselt werden, der in geschmolzenem Zustand aufgetragen wird, aber für den Fahrdamm nicht widerstandsfähig genug ist. Der Stampfasphalt wird hergestellt, indem man das Asphaltgestein, einen bituminösen Kalkstein, in Pulver verwandelt, das unter starkem Druck eine zähe und elastische Masse von der Härte des ursprünglichen Gesteins giebt. Eine dicke Schicht dieses in eisernen Pfannen erhitzten Asphaltpulvers wird auf einer Betonunterlage ausgebreitet und mittels heiß gemachter Rammen oder Walzen bis auf eine Stärke von etwa fünf Centimeter zusammengedrückt. Die Oberfläche glättet man mit einer Art Plätteisen, streut feinen Sand darauf und hat dann nach dem Erkalten eine außerordentlich gleichmäßige Fahrbahndecke, die ganz eben, sehr widerstandsfähig und leicht zu reinigen und auszubessern ist, dabei den Straßenlärm wesentlich abschwächt. Ihre Schattenseite ist nur eine zu große Glätte bei Regen und Schnee; über Steigungen von 1:70 darf nicht hinausgegangen werden, auch müssen sich die Zugtiere erst an den Asphalt gewöhnen, weshalb er sich am meisten für Städte empfiehlt, die ihn für ihr ganzes Straßennetz benutzen können. Neuerungen, denen man gute Ergebnisse nachrühmt, sind: Asphaltpflaster mit schmiedeeisernen Rippenkörpern; Kautschukasphalt nach Candembergschen Verfahren (Asphaltpulver, mit einer Lösung von Kautschuk in Benzin imprägniert), der kalt gestampft und niedergewalzt wird, und Technolithasphalt, unter hohem Druck gepreßte Platten, die fertig auf die Betonunterlage gelegt werden.

Ueber die Holzpflasterung gehen die Ansichten noch vielfach auseinander. Sie ist ohne Zweifel in der Anlage und im Unterhalt teurer, schwierig auszubessern und zeigt nach kurzer Zeit ungleichmäßige Abnutzung. Manche Uebelstände, über die geklagt wird, lassen sich jedoch durch richtige Wahl des Materials und sorgfältige Ausführung beseitigen oder doch stark vermindern, und infolgedessen gelangt das Holzpflaster neuerdings immer mehr zur Anwendung. Während man in Berlin von seiner Verwendung bald wieder abgegangen ist, weil die gewählten Holzarten sich nicht bewährten, sind in verschiedenen andern deutschen Städten recht günstige Erfahrungen gemacht worden. In Australien ist Holzpflaster seit ungefähr zwanzig Jahren in ausschließlicher Verwendung; in London sind bereits 150 000 Quadratmeter Straßenfläche damit versehen, und in Paris sogar 1 400 000 Quadratmeter, ungefähr ein Zehntel der gesamten Oberfläche. Jedenfalls ist es diejenige Art von Pflasterung, die den Straßenlärm am meisten dämpft und zugleich die Fesselgelenke und Hufe der Pferde am meisten schont. Als Material bewährten sich bisher einerseits weiches, vorher mit Kreosot getränktes Tannen- oder Fichtenholz, und andrerseits gewisse australische Harthölzer. Die Holzblöcke stehen dicht nebeneinander in regelmäßigen Reihen, meist senkrecht zur Straßenachse. Man füllt die Fugen zwischen den Reihen mit Asphalt oder hydraulischem Mörtel aus und bestreut die Oberfläche des Pflasters gleich nach der Fertigstellung mit feinem Kies, der durch die Räder und den Hufschlag in die Holzporen gepreßt wird; es bildet sich dadurch eine filzige Schicht, die das Eindringen des Regenwassers u. s. w. verhindert.

Pflaster aus Ziegelsteinen wird seit langer Zeit in Holland und Nordwestdeutschland vielfach angewendet; neuerdings ahmt man dies Muster in Nordamerika nach, wo es in 22 Hauptstädten schon fast die Hälfte der gepflasterten Straßen bedeckt. Es werden dabei hartgebrannte und sorgsam ausgewählte Ziegel wie Holzklötze in Verband gelegt und die Fugen mit Sand, Zement oder Asphalt ausgefüllt. Aehnlich ist das keramische Straßenpflaster, dessen Einführung die Ungarische keramische Fabrikaktiengesellschaft betreibt. Die hartgebrannten Thonpflastersteine werden auf einer Betonschicht verlegt; durch diagonal angeordnete Fugen und abgefaßte Kanten wird bei Glatteis das Ausgleiten der Pferde vermieden, wobei die gleichförmige Oberfläche ein ruhiges und sicheres Fahren, mithin auch ein Schonen der Zugtiere und Fuhrwerke sichert.

Die Mansfelder Kupfer und Schiefer bauende Gewerkschaft in Mansfeld und Eisleben gießt aus Kupferhochofenschlacke Pflastersteine, die an der Oberfläche eine flache Ebene bilden und das Rollen der Fuhrwerke erheblich abdämpfen. Durch die auf der Oberfläche der Steine an den vier Seiten angebrachten kleinen Abschrägungen werden zwischen den nebeneinander einfach auf Sand gelegten Steinen kleine Fugen gebildet, die das Ausgleiten der Pferde hindern. Zur Sicherung gegen das Durchsickern des Regen- und Schneewassers sind die unbedeutenden Zwischenräume zwischen den Steinen mit flüssigem Portlandzement, vermischt mit Schweißsand, ausgegossen. Auch aus Eisenschlacke gießt man solche Schlackensteine und verwertet dadurch die Abfallstoffe industriell.

Gelobt werden ferner künstliche Steine aus gemahlenem Serpentin, der mit einem Bindemittel unter hohem hydraulischem Druck gepreßt und dann im Porzellanofen gebrannt wird. Die Steine zeichnen sich aus durch große Härte und sind dabei doch zäh und etwas elastisch, sie zeigen eine auch beim Abnutzen stets rauh bleibende Oberfläche und auffallende Geräuschlosigkeit. Letztere Eigenschaft wird auch dem Korkpflaster der Patent Cork Pavement Company in London nachgerühmt. Das Material besteht aus Korkstückchen mit Asphalt und ist sehr zähe und hart, dabei aber bei großer Belastung doch elastisch. An Festigkeit soll das Zementpflaster unübertroffen dastehen. Seine Basis bilden mit Kies überschüttete kleine Feldsteine; darüber legt man kleine Zementsteine, die mit feuchtem Zement übergossen und mit eisernen Rammen zu einer festen Masse zusammengestampft werden.

Man hat auch den gelungenen Versuch gemacht, wertlose Glasscherben in Steinform zu pressen und damit zu pflastern; Straßenpflaster aus Gummi wurde gleichfalls zufriedenstellend erprobt. Sogar aus komprimiertem Makulaturpapier wurden lange Platten hergestellt, um damit zu pflastern; ein Seitenstück zu diesem Papierpflaster ist das Graspflaster, das beispielsweise in Philadelphia zur Anwendung gebracht worden ist. Man benutzt dazu das längs den Gestaden des Atlantischen Ozeans massenhaft wuchernde Strandgras wegen seines hohen Gehaltes an Kieselsäure. Es wird mit verschiedenen Erdharzen und harz- und teerhaltigen Oelen imprägniert und dann unter ungeheurem Druck in Quadern oder Blöcke zusammengepreßt. Um ihnen den erforderlichen Halt beim Pflastern zu geben, verbindet man sie mittels eiserner Krampen untereinander.

Noch eine ganze Reihe anderweitiger Experimente wäre zu verzeichnen, um unsre Liste vollständig zu machen; das Mitgeteilte dürfte aber schon genügen, um darzuthun, welche Anstrengungen man macht, um ein möglichst allen Anforderungen entsprechendes Pflasterungsmaterial zu erzielen.

Fr. Regensberg.

Sommerfäden.

Zweimal alljährlich vom Webstuhl der Zeit
Flattern die Fäden hernieder,
Die sich der Herbst und der Frühling entleiht
Gleichsam als lichtes Gefieder.

In dem einen Symbole nur
Herbst und Frühling sich gleichen,
Während sonst Allmutter Natur
Wechselt der Jahreszeit Zeichen.

Sommerfäden, so mögt ihr denn leis
Allen Menschen verkünden,
Wie sich Vergehn und Entstehen zum Kreis
Ewigen Ringes ründen.

Weht ihr den Alternden herbstlich ins Haar,
Mahnt sie des Angebindes,
Das ihr lenzlich in lichterem Klar
Schlingt um den Scheitel des Kindes!

Otto Franz Gensichen.

Die Beisetzung des Königs Albert von Sachsen.

(Zu dem Bilde Seite 826.)

Unter feierlichem Trauerpomp erfolgte am Abend des 23. Juni in der katholischen Hofkirche zu Dresden die Bestattung des verewigten Königs Albert. Der mit rotem Sammet überzogene Sarg war unter einem schwarzen Baldachin, von brennenden Kandelabern umgeben, aufgebahrt. Offiziere und Hofwürdenträger hielten die Leichenwacht. Im Schiff der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Kirche hatten sich das diplomatische Corps und die zu den Trauerfeierlichkeiten eingetroffenen Gesandtschaften versammelt, ferner die Mitglieder des Bundesrates, der Stellvertreter des Reichskanzlers Graf Posadowsky, Reichstagspräsident Graf Ballestrem, die sächsischen Minister, hohe Staatsbeamte und Offiziere und die Mitglieder der sächsischen Kammern. Außerdem waren erschienen die Offiziersdeputationen jener ausländischen Regimenter, deren Inhaber der Verblichene war, sowie Vertreter der Stadt Dresden und der Dresdener Studentenschaft. Unter Vorantritt der Hofchargen erschienen in langem Zuge die Fürsten, König Georg mit den Prinzen des sächsischen Königshauses, Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph, der Großherzog von Baden und die übrigen Fürsten und Prinzen, dann Königin-Witwe Carola, Kaiserin Auguste Viktoria und die Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die in den Logen Platz nahmen. Gleichzeitig nahte in feierlichem Zuge unter den Klängen der Orgel die Geistlichkeit. Der Chor sang das „Miserere“ und „De profundis“. Hofprediger Oberkonsistorialrat Brendler gab ein Lebensbild des dahingeschiedenen Herrschers, und nach Beendigung des Gottesdienstes senkte sich der Sarg langsam in die Gruft. Der Chor stimmte das „Salve regina“ an, während vor der Kirche Artillerie und Infanterie den Ehrensalut für den Verblichenen abgaben. Oberhofmarschall Graf Vitzthum von Eckstädt und die Kammerherren begaben sich mit dem Schloßpfarrer in die Gruft, wo der Oberhofmarschall dem Pfarrer die Schlüssel zum Sarge übergab.



Die Aufbahrung der Leiche des Königs Albert von Sachsen in der katholischen Hofkirche zu Dresden.

Nach einer phot. Aufnahme von Klinkhardt & Eyssen in Dresden. (Text S. 825.)

Orangenwald in Paraguay.

(Zu dem Bilde Seite 816.)

Die Wälder Paraguays zeichnen sich durch den vielseitigen Nutzen und die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt aus. Bau- und Nutzhölzer der verschiedensten Art liefern in sehr schönen Maserungen und Farbentönen des Holzes ein noch sehr wenig ausgenutztes Material zu besseren Tischlerarbeiten. Dazu kommen die Schlingpflanzen zum Binden, die Kokospalme und die wilde Ananas mit ihren zähen Blattfasern, verschiedene gerbstoffhaltige Bäume und andre Pflanzen von vielseitiger Nützlichkeit. Zu den charakteristischsten Bäumen Paraguays gehört der Orangenbaum. Fast jede Ansiedlung ist dank der früheren Anordnungen der Jesuiten und des Diktators Lopez von einer Orangenpflanzung umgeben, deren süße und saftige Früchte, ebenso wie die Bananen, ein Hauptnahrungsmittel der Landbewohner bilden; auch sind die herabgefallenen überreifen Früchte ein Leckerbissen der unter den Bäumen weidenden Kühe. Im Gegensatz dazu sind die Früchte des wildwachsenden Orangenbaumes, der in den Wäldern weit verbreitet ist, ihrer Säure wegen ungenießbar. Einen überaus reizvollen Anblick gewährt ein Wald, dessen Hauptbestandteil Orangenbäume bilden, zwischen dessen Stämmen und Aesten sich wie Festons die Schlingpflanzen ausbreiten und aus dessen dunkelgrünem Laub die runden, rötlich-goldigen Früchte hervorleuchten. Karl Oenike.

Notizblätter.

Heer und Flotte.

Generalleutnant Georg von Perbandt, der neuernannte Generalinspekteur der Fußartillerie, ist am 1. September 1845 geboren. Mit 20 Jahren trat er beim 4. Garderegiment z. F. ein und wurde 1867 zum Leutnant befördert. Schon 1868 wurde er Bataillonsadjutant und im Kriege gegen Frankreich Regimentsadjutant. 1872 wurde er noch vor seiner Beförderung zum Oberleutnant unter Versetzung zum 3. Garderegiment Adjutant der 4. Garde-Infanteriebrigade. 1875 wurde er dem Generalstab aggregiert und 1876 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. 1877 kam er zum Generalstab des XI. Armeecorps und 1880 zu dem der 5. Division. Nachdem er ein Jahr Compagniechef im 75. Infanterieregiment war, wurde er Ende 1883 in den Großen Generalstab zurückversetzt, in dem er im April 1884 zum Major aufrückte. Bald darauf kam er zum Generalstab des XVI. Corps, bei dem er vier Jahre blieb, um dann zum Stabe der 3. Armee-Inspektion zu kommen. Am 24. März 1890 wurde er Oberstleutnant und Chef der 4. Abteilung im Großen Generalstab, später auch Lehrer an der Kriegsakademie. Nachdem er im Jahre 1893 Oberst geworden war, wurde er im Juni desselben Jahres Kommandeur des 110. Regiments in Mannheim, von wo er am 18. Juli 1896 als Generalmajor und Kommandeur der 62. Infanteriebrigade nach Hagenau kam. Seit 27. Januar 1890 war er Generalleutnant und Kommandeur der hessischen Division.



Phot. C. Ruf, Darmstadt.

Generalleutnant Georg von Perbandt, der neuernannte Generalinspekteur der Fussartillerie.

— Auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg lief am 21. Juni der neue große Panzerkreuzer „Ersatz König Wilhelm" vom Stapel. Prinz Friedrich Leopold war von Borkum, seine Gemahlin von Kiel zu dem Taufakte eingetroffen, an dem auch Staatssekretär von Tirpitz, Bürgermeister Moenckeberg und der kommandierende General des 9. Armeecorps von Massow teilnahmen. Die Ehrencompagnie mit Musik war von dem 81. Infanterieregiment gestellt. Prinz Friedrich Leopold hielt eine kurze Taufrede, die mit einem dreifachen Hurra auf den Kaiser schloß, worauf die Prinzessin, indem sie eine Flasche Schaumwein am Bug zerschellte, das Schiff „Prinz Friedrich Karl" taufte. Hierauf wurde der letzte Halt gelöst, und unter dem Präsentieren der Ehrencompagnie und dem endlosen Hurra der Menge glitt das Schiff zu Wasser. Unsre Abbildung zeigt es unmittelbar nach dem Stapellauf.

— Nach einer Aufstellung des Londoner Kriegsamtes beträgt der Gesamtverlust der britischen Armee im Südafrikanischen Kriege 28434 Mann. Es starben 1072 Offiziere und 20870 Mann in Südafrika, sowie 8 Offiziere und 500 Mann nach der Rückkehr nach England. 105 Mann werden noch vermißt und 5879 Mann sind invalide geworden.

Kultur und Wissenschaft.

Geheimrat Dr. Kilian von Steiner, der stellvertretende Vorsitzende des Schwäbischen Schiller-Vereins, hat von der Familie seines langjährigen Freundes Berthold Auerbach den litterarischen Nachlaß des Dichters erworben und dem Marbacher Schiller-Archiv gewidmet. Der reiche Besitz umfaßt neben 163 eigenhändigen Manuskripten des Dichters zahlreiche von ihm korrigierte Schriftstücke von Schreibershand, 54 Notizbücher Auerbachs und weit über tausend Briefe, die von hervorragenden litterarischen und politischen Persönlichkeiten an ihn gerichtet worden. Mit der Durchsicht des Nachlasses auf seine Veröffentlichung durch den Druck ist Anton Bettelheim betraut worden.

— Für die Wiener Hofbibliothek, die seit ihrer Gründung durch Kaiser Karl VI., 1726, noch immer in den gleichen Räumen untergebracht ist, wird eine großartige Erweiterung geplant. Mit der Front nach dem Kaisergarten zu wird ein großer Neubau errichtet. An Stelle des bisherigen sehr beschränkten Lesesaals wird das seit 70 Jahren als Bücherdepot gemietete Refektorium des angrenzenden Augustinerklosters eingerichtet, das trotz der altertümlichen Schränke an den Wänden Raum für zweihundert Leser bieten wird. In der reorganisierten Hofbibliothek wird ein Lesesaal moderner Zeitschriften eingerichtet, außerdem eine eigne Abteilung für Handschriften, Autographen, Inkunabeln, den Papyrus des Erzherzogs Rainer und eine kartographische Abteilung. Auch wird die wertvolle Kupferstichsammlung, zu der Prinz Eugen den Grund gelegt hat, in einem besonderen Saal dem Publikum zugänglich sein.

— Zur Ergänzung der erdmagnetischen Beobachtungen der deutschen Südpolarexpedition hat die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen ein besonderes Observatorium auf Samoa errichtet, das der Leitung von Dr. Otto Tetens, dem bisherigen ersten Assistenten der Straßburger Sternwarte, unterstellt ist. Ursprünglich war nur die Aufstellung eines selbstregistrierenden Erdbebenpendels geplant. Nachdem aber von der deutschen Südpolarkommission die Notwendigkeit betont worden war, den Kranz der Nebenstationen auf der südlichen Halbkugel, auf denen während der Dauer der Südpolarexpeditionen deren Arbeiten unterstützt werden sollen, durch eine Station im südlichen Stillen Ozean, wo die größte Lücke klaffte, zu ergänzen, wurde eine Erweiterung der geplanten Beobachtungen beschlossen.

Bühne.

„Der Stärkere", Schauspiel von Hans L'Arronge, fand im Sommertheater zu Breslau beifällige Aufnahme, ebenso die Tragödie „Gerechtigkeit" von Robert Heymann im Züricher Zentraltheater. Schweres Fiasko erlitt dagegen im Münchener Schauspielhause die Komödie „Verliebt" von Georges Porto-Riche, übersetzt von Theodor Wolff.

— Aus dem engeren Wettbewerbe unter den Entwürfen für einen Theaterneubau in Dortmund ging Professor Dülfer in München als Sieger hervor.

— Paris bekommt im nächsten Winter ein neues Theater, das „Nouvelle Comédie" heißen soll. Guitry, der hervorragende Schauspieler, der gegenwärtig Regisseur an der Comédie Française ist, wird es leiten. Es soll ein sogenanntes intimes Theater mit nur 600 Plätzen werden.

— Nach Ausweis der Pariser Gesellschaft dramatischer Schriftsteller erhielten im Vorjahr sieben Dramatiker je über 100 000 Franken, acht zwischen 50 000 und 100 000, 27 zwischen 20 000 und 50 000 Franken Tantieme.

Ehrungen.

Professor Dr. Gustav Jäger, der hervorragende Zoologe, der als Begründer des „Wollregimes" einen Weltruf gewann, feierte am 23. Juni seinen 70. Geburtstag. Es wurden ihm große Ehrungen dargebracht, und König Wilhelm von Württemberg zeichnete ihn durch Verleihung der großen goldenen Medaille für Förderung von Handel und Industrie aus.

— Die Stiftung einer goldenen Ehrendenkmünze zu dem am 12. Mai 1903 bevorstehenden 100. Geburtstage von Justus von Liebig ist vom Verein Deutscher Chemiker beschlossen worden. Sie wird „Liebig-Denkmünze für Verdienste um die angewandte Chemie" genannt und jährlich einmal, der Regel nach in der Festsitzung der Hauptversammlung, verliehen werden.



Das Amerling-Denkmal in Wien. Von Johannes Benk.



Phot. A. Renard, Kiel.

Der neue Panzerkreuzer „Prinz Friedrich Karl" nach dem Stapellauf in Hamburg, 21. Juni.

Bildende Kunst.

Die künstlerische Ausschmückung des Wiener Parlamentsgebäudes, dessen Ansicht wir auf Seite 821 wiedergeben, hat in letzterer Zeit weitere Fortschritte gemacht. Auf der hohen Rampe, die zum Peristil emporführt, thronen die sitzenden Figuren griechischer und römischer Geschichtsschreiber. Es sind acht Marmorfiguren, hervorgegangen aus den Ateliers bedeutender Wiener Künstler; sie stellen dar: Polybius, Xenophon, Herodot, Thukydides, Julius Cäsar, Tacitus, Livius und Sallust. Vier gewaltige Rossebändiger aus Bronze, von Bildhauer Josef Lax modelliert, flankieren den Zugang zur Rampe, zwischen deren beiden Flügeln sich der Minervabrunnen erhebt. Theophil von Hansen, der berühmte Erbauer des Hauses, hatte auch den architektonischen Entwurf für den Monumentalbrunnen hinterlassen, dessen Aufstellung erst im Lauf dieses Sommers, mehr als elf Jahre nach dem Tode des Meisters, erfolgt. Die Mitte des Brunnens, der sich den schönen Linien des im griechischen Tempelstil gehaltenen Parlamentsbaues trefflich anpaßt, bildet die Kolossalfigur der Minerva. Es ist ein Werk von Professor Karl Kundmann. Die bis zur Helmzier sechs Meter messende Figur steht auf dem Kapitäl einer kannelierten Säule und hält in der rechten Hand die Nike, während die linke eine Lanze umfaßt. Die Eule, als Sinnbild der Weisheit, sitzt zu Füßen der Minervafigur. Vier auf dem hohen Granitsockel halb hingelehnte weibliche Gestalten symbolisieren die Hauptflüsse Oesterreichs. Während Donau und Inn als Vordergruppe von Bildhauer Haerdtl herrühren, hat Bildhauer Kundmann die rückwärtige Gruppe Elbe und Moldau geformt. Ringsum gruppieren sich reizvolle Kinderfiguren, auf Delphinen reitend. Rechts und links von dem Piedestal der Minerva gewahrt man zwei mächtige Figuren, die die gesetzgebende und die ausübende Gewalt allegorisieren. Letztere Gruppe ist ein Werk von Professor Josef Tautenhayn, dem weltbekannten Wiener Medailleur, der aber auch als Großplastiker Hervorragendes zu schaffen versteht. Sämtliche Figuren des Brunnens, der eine halbe Million Kronen kostet, sind aus Laaser Marmor gemeißelt, dessen glänzendes Weiß sich von dem grauen Sockel und der Brunnenschale vorteilhaft abhebt. Der grüne Rathauspark und der hochragende Turm des Rathauses, sowie die beiden Turmspitzen der Votivkirche bilden einen wirkungsvollen Hintergrund.

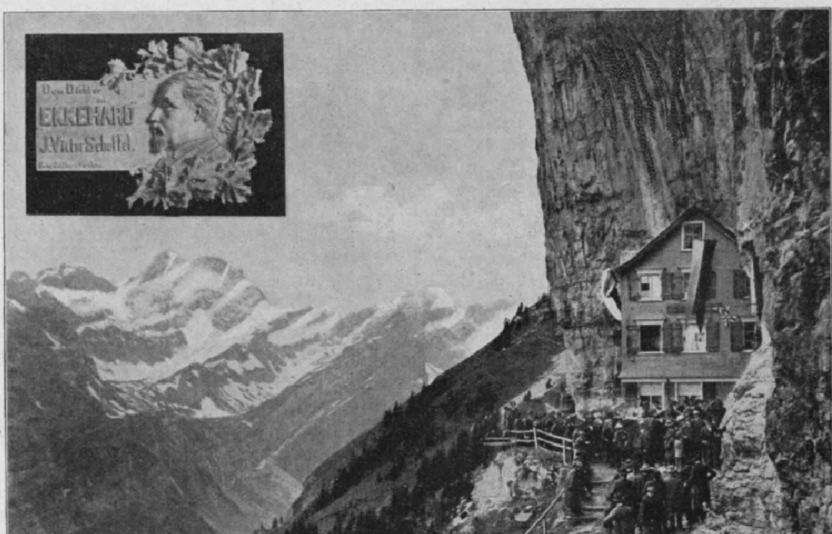


Phot. Atelier Frankonia, Würzburg

Geh. Rat Albert von Kölliker.

Zeitgeschichte.

Albert Kölliker, der berühmte Anatom und Zoolog in Würzburg, vollendete am 6. Juli sein 85. Lebensjahr. In Zürich geboren, studierte er von 1836 an in seiner Vaterstadt, in Bonn und Berlin, machte 1841 das philosophische, im folgenden Jahre das medizinische Doktorexamen und ließ sich 1843 als Privatdozent in Zürich nieder. Schon 1845 zum Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie ernannt, ging er 1847 in gleicher Stellung nach Würzburg, wo er seit 1866 Anatomie, Mikroskopie und Entwicklungsgeschichte lehrte. Bald nach Zurücklegung des 80. Lebensjahres trat er in den Ruhestand, nachdem er vorher zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannt worden war. Albert Kölliker gehört zu den hervorragendsten Biologen der Neuzeit und besitzt als solcher einen Weltruf. Seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der normalen Gewebelehre. Diese Disciplin hat er um zahlreiche wichtige Einzelheiten bereichert und mit seinem „Handbuch der Gewebelehre“ ein bahnbrechendes Werk geschaffen, das zu den wertvollsten Erzeugnissen der medizinischen Litteratur gehört und in viele fremden Sprachen übertragen worden ist. Die „Erinnerungen aus meinem Leben“, die er 1899 veröffentlichte, bieten auch für Laienkreise hohes und vielseitiges Interesse.



Die Einweihung der Scheffel-Gedenktafel am Wildkirchli im Kanton Appenzell, 23. Juni.

Denkmäler.

Der plastische Schmuck des Wiener Stadtparks ist durch ein Denkmal für Friedrich von Amerling, den berühmten, 1887 verstorbenen Porträt- und Geschichtsmaler, bereichert worden. Das am 11. Juni enthüllte Denkmal, eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Johannes Benk, giebt die Büste des Verewigten in packender Lebenswahrheit wieder. Der Meister ist im Arbeitsgewande dargestellt, der Flaus weit offen, die Krawatte unter dem Kragen in einem kühnen Knoten geknüpft, der Kopf im Dreiviertelprofil nach links gewendet. An der Vorderseite des Postaments hängt an leicht geschlungenen Bändern eine von Lorbeerzweigen umgebene Palette.

— An der senkrecht abfallenden Felswand (×) des Wildkirchli im Kanton Appenzell, das Joseph Viktor von Scheffel durch seinen „Ekkehard“ berühmt gemacht hat, ist eine Gedenktafel für den Dichter angebracht worden. Die in Bronze gegossene Platte trägt nach der Zeichnung des jungen Schweizer Künstlers Boesch das von einem Lorbeerkranz umrahmte Brustbild des Sängers, daneben die Inschrift: „Dem Dichter des Ekkehard seine dankbaren Verehrer.“ Die Tafel erinnert an den einsamen Gast, der im Jahre 1857 „sieben Tage und sieben Nächte“ auf dem Aescher und der Ebenalp hauste, dort die Stimmung suchte und fand für die prächtige Schilderung des Refugiums, das Ekkehard nach seiner Flucht vom Hohentwiel auf dem Wildkirchlein gewonnen. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts schon steht die dem Erzengel Michael geweihte Kapelle dort oben.

— Ein Reiterstandbild des Königs Albert von Sachsen ist als Stiftung der Dresdener Bürgerschaft von Professor Max Baumbach schon bei Lebzeiten des Herrschers nach der Natur geschaffen worden. Es wird vorläufig auf dem Schloßhof in Dresden aufgestellt.

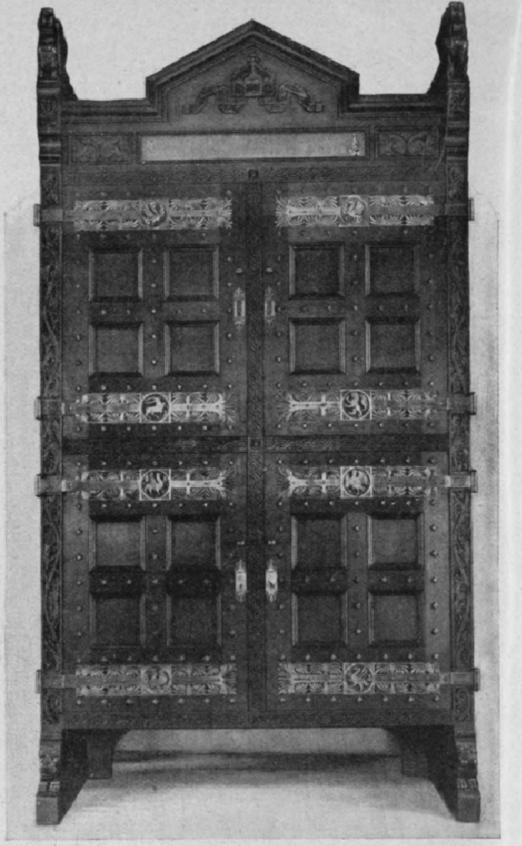
— In der Stadt Moers im Regierungsbezirk Düsseldorf wurde am 20. Juni zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Einverleibung der Grafschaft Moers in das Königreich Preußen ein Denkmal für König Friedrich I. enthüllt. Kaiser Wilhelm sicherte der Stadt als Geschenk ein Denkmal der Kurfürstin Luise Henriette zu, der Gemahlin des Großen Kurfürsten, durch die die Grafschaft als oranisches Erbe an Brandenburg und Preußen kam.

— Ein Denkmal der berühmten Schauspielerin Corona Schröter soll in ihrer Vaterstadt Guben errichtet werden.

Kunstgewerbe.

Der Prunkschrank, den Kaiser Wilhelm dem Germanischen Museum als Festgeschenk dargebracht hat, umschließt eine nach ihrer Entstehungszeit geordnete Sammlung von Nachbildungen jener Siegel, die deutschen Kaisern und Königen — auch Kaiserinnen — von 752 bis 1866 zu eigen waren. Diesen Siegelabdrucken gesellen sich solche der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II., sowie des neugegründeten Deutschen Reiches zu. Fälschungen, die im Laufe der Zeiten in stattlicher Anzahl mit unterliefen, wurden dabei besonders zusammengestellt. Die Sammlung, mehr als 1000 Stücke umfassend, ist das mühevolle Werk des Kgl. sächsischen Staatsarchivars Oberregierungsrates Dr. Posse in Dresden. Die aus einer Kupferunterlage bestehenden Abdrücke der Siegel sind mit echter Versilberung bekleidet. Die merkwürdigsten, von Pipin, Karl dem Großen, Ludwig dem Bayer u. s. w. herrührend, sind auf purpurnem Sammetgrunde in des Schreines oberem Teile stehend angebracht. Dieser selbst, aus altem, gedunkeltem Eichenholze nach dem Entwurfe des Baurats Erhardt von O. L. Friedrich in Dresden gefertigt, hat ungefähr drei Meter Höhe. Zwei Thüren verschließen jene obere, eben erwähnte Sonderabteilung, während die beiden unteren Thüren 56 Schubfächer, darinnen die sonstigen Siegel nebst Verzeichnis liegen, bedecken. Kunstvoll gravierte und gepunzte Beschläge bilden neben herrlichen Schnitzarbeiten den Schmuck dieses eigenartigen Schreines. Auf seiner Höhe thront die Kaiserkrone, unterhalb deren auf metallener Tafel sich die Inschrift befindet: „Museo Germanico Wilhelmus II. Imperator Rex.“ Das Verbriefungswappen der Burggrafen von Nürnberg zeigt sich am Ende dieser Inschrift. Mit einer von ihm selbst verlesenen, auf Pergament geschriebenen Stiftungsurkunde, die im Museum Aufbewahrung gefunden hat, übergab der Kaiser dies kostbare Geschenk.

Sofie Frank.



Der Siegelschrank, von Kaiser Wilhelm dem Germanischen Museum in Nürnberg gestiftet.

Vereine und Versammlungen.

Der Internationale Kongreß der historischen Wissenschaften in Rom ist auf den Monat April 1903 anberaumt worden.

Versteigerungen.

Die Versteigerung der Gemälde der Familie Humbert in Paris brachte einen Gesamterlös von 614910 Franken. Die Bilder wurden drei- bis zehnfach über ihren Marktwert bezahlt.

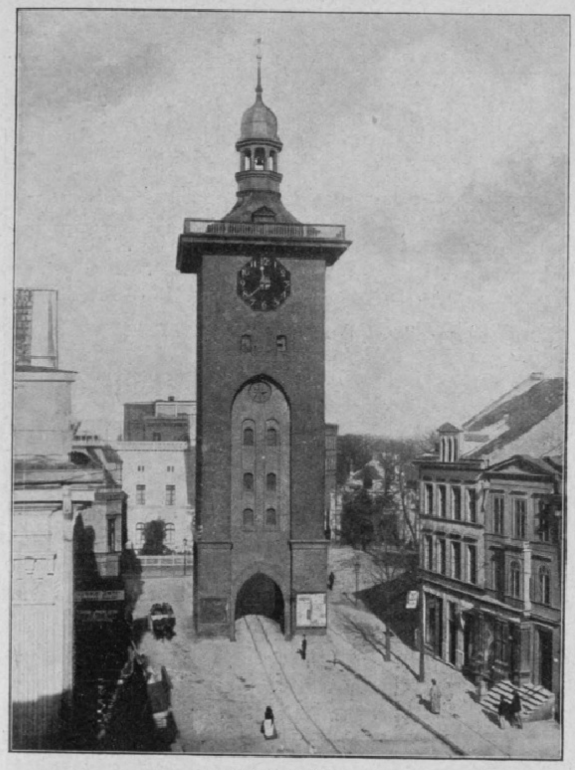
Totenschau.

General d. Inf. z. D. Berthold v. Ditfurth, zuletzt Kommandeur der 5. Division, 76 J., † 17. Juni, Berlin. — Orgelkomponist Karl Piutti, 56 J., † 17. Juni, Leipzig. — Freifrau Theodore v. Knoop, bekannt durch wohlthätige Bestrebungen und Stiftungen, 74 J., † 17. Juni, Wiesbaden. — Carlo Rovelli, Chef der weltbekannten Handelsgärtnerei Fratelli Rovelli, † 17. Juni, Palanza. — Prof. Dr. Jakob Mähly, bed. Philolog, auch als Dichter geschätzt, 73 J., † 18. Juni, Basel. — Fritz Marti, einer der bedeutendsten Großindustriellen der Schweiz, 58 J., † 18. Juni, Winterthur. — Jesuitenpater Graf Hermann Fugger-Glött, bek. durch philosophische und theolog. Schriften, 69 J., † München. — Musikd. Jos. Brambach, Komp. von Chorwerken, 71 J., † 19. Juni, Bonn. — Lord John Acton Dalberg, bekannter Historiker, 68 J., † 19. Juni, Tegernsee. — Hermann Paechter, Inh. der alten Kunsthandlung R. Wagner, 63 J., † 20. Juni, Berlin. — Militärschriftsteller Perikles v. Malingo, Herausgeber des „Armeeblattes“, 47 J., Wien. — Admiral Magnaghi, Chefkommandant des Marinedepots in Spezia, † 20. Juni. — Geh. Medizinalrat Dr. Otto Siedamgrotzky, Professor an der tierärztl. Hochschule zu Dresden, Autorität auf dem Gebiet der Seuchenlehre, 62 J., † 20. Juni, Wiesbaden. — Sidonie Turba, einst gefeiertes Mitglied des Kasseler Hoftheaters, 79 J., † 23. Juni, Kassel. — Bildhauer Professor Fr. Wilh. Engelhard, 88 J., † 23. Juni, Hannover. — Oberhofprediger Prälat Adolf von Bilfinger, 56 J., † 25. Juni, Stuttgart. — Friedrich Schwemer, vormals Oberregisseur der verein. Frankfurter Stadttheater, 84 J., † 25. Juni, Frankfurt a. M.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 41.



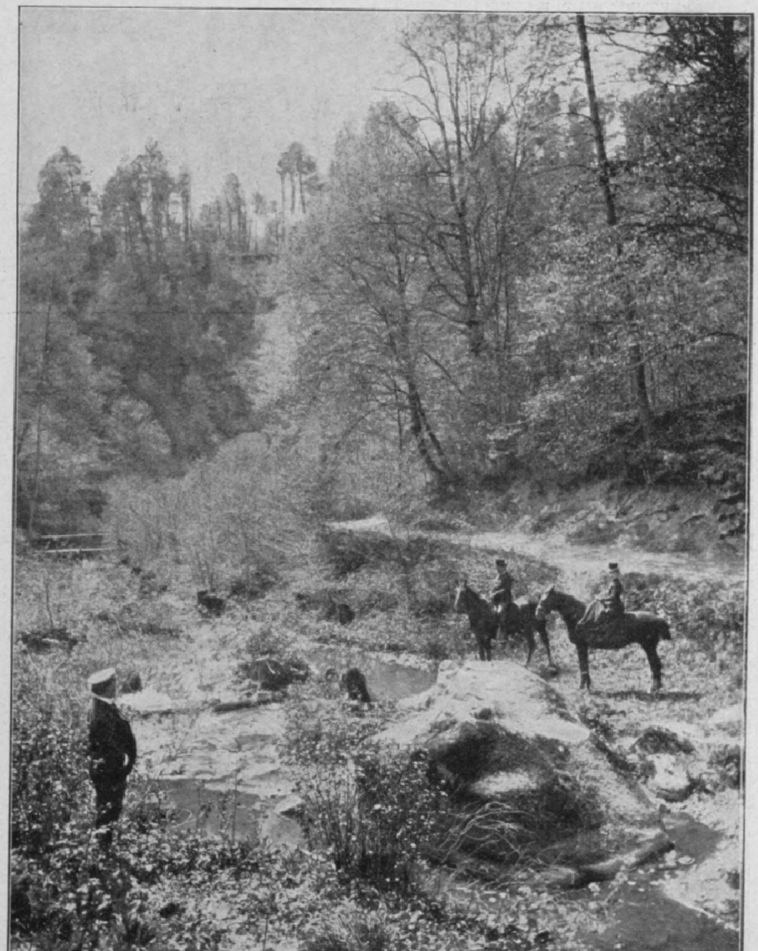
Marktthor in Elbing.



Der Dom zu Frauenburg, vom Haff aus gesehen.



Partie aus der Dörbecker Schweiz.



Partie aus dem „Vogelsang" bei Elbing.

Zu dem Artikel: „Elbing und die Haffuferbahn", Seite 822.

Litteratur.

Sehr beachtenswerte Aufklärungen giebt Clementine von Wallmenich, Oberin der Schwestern vom Roten Kreuz des bayrischen Frauenvereins München, in ihrer Schrift „Die weibliche Berufspflege, die Krankenpflege von Männern durch Frauen, die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus" (München, J. F. Lehmann). Wohl kaum in einem andern Berufe vermag die Frau so segensreich zu wirken wie in der Krankenpflege, und trotzdem ist gerade diese Thätigkeit neuerdings angegriffen worden. Natürlich finden sich, wie in allen Berufen, auch unter den Krankenpflegerinnen einige, die den hohen Anforderungen nicht gewachsen sind, die namentlich in sittlicher Hinsicht an sie gestellt werden müssen. Vereinzelte tadelnswerte Vorkommnisse in den Kreisen der sog. „freien Schwestern" sind nun in ganz unberechtigter Weise verallgemeinert, zudem noch übertrieben worden und haben den Grund zu jenen Angriffen geliefert. Dagegen wendet sich eindringlich die Verfasserin. In ihren Ausführungen, die ein hoher Idealismus durchweht, vertritt sie die Schwesternsache in überzeugender Weise. Auch die Behörden und die Aerzte sollten der Schrift ihre Aufmerksamkeit schenken; wir empfehlen sie um so lieber, da der Ertrag ein Erholungshaus für die Schwestern bauen helfen soll.

— In ein Gebiet, das vom modernen Reiseverkehr noch wenig berührt ist, obgleich es nach seinen landschaftlichen Schönheiten, nach seiner Zugänglichkeit und in Bezug auf Komfort alle Ansprüche der mitteleuropäischen Vergnügungsreisenden erfüllt, führen die „Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina" von Franz Guntram Schultheiß (Hermannstadt, Verlag von Drotleff). Neben der geographischen und ethnographischen Eigenart finden auch die historischen Erinnerungen und die Kultureinflüsse der österreichischen Besatzung aufmerksame Beachtung; gerade die knappe Fassung der Schrift dürfte sie zur Instruktion für Reiselustige besonders empfehlen.

— Die neun Novellen, die Theodor Duimchen nach der ersten unter dem Titel „Mittel und Wege" zu einem Bande vereinigt hat (Berlin, J. Räde), zeichnen sich durch straff gefaßte Darstellung, scharfe Charakteristik und geschickte Behandlung gesellschaftlicher Probleme aus. In knappem Rahmen werden große und weitverzweigte Lebensschicksale aufgerollt, mit scharfen Zügen sind Menschen und Verhältnisse umrissen, und mit dem überlegenen Humor weltmännischer Auffassung verbindet der Verfasser einen leichten Plauderton.

— „Neues aus Lerchenthal" betitelt August Trinius eine weitere Folge seiner Kleinstadtgeschichten (Berlin, Verlag von Fischer & Franke). Der Band enthält dreizehn Erzählungen, in denen ein behaglicher Humor zum Ausdruck gelangt. Die kleinen Schwächen, wie sie ein beschränkter Horizont mit sich bringt, werden ans Licht gerückt, doch in gutmütigem Spott, ohne satirische Schärfe. Eine sonderlich packende Lektüre bietet das Buch nicht, aber der Freund harmloser Unterhaltung kommt dabei wohl auf seine Kosten.

Tonkunst.

Dem Gedichte „Die Maienkönigin" von Ernst Schubert, das wir in unsrer Nummer 31 des Jahrganges 1898—99 veröffentlichten, ist die Ehre widerfahren, von Ottomar Neubner, dem bekannten Tonmeister zu Köln, für Männerchor komponiert zu werden (Godesberg a. Rh., Fr. Ullrich). Wir haben zwar nicht Gelegenheit gehabt, das Lied im Männerchor zu hören, aber soweit sich nach der Partitur und der Erprobung auf dem Klavier urteilen läßt, ist die Komposition von Schwung und Kraft und giebt die Frühlingsstimmung glücklich wieder.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

C. A. Ohly, Rheingold. Gef. Dichtg. M. 3.—. Stuttgart, J. Roth.
Heere und Flotten aller Staaten der Erde. Von T., Major a. D. Jahrg. 1902. 50 ₰. Leipzig, Zuckschwerdt & Co.
P. Sandor, Gedichte. M. 1.—. Dresden, Pierson.
Paul Ilg, Skizzen und Gedichte. M. 2.—. Ebd.
O. Grund, Braucht das Volk die Kunst? 50 ₰. Ebd.
Dr. J. Hermann, Die Lebensführung im hohen Alter. M. 2.—. Leipzig, Otto & Co.
Ernst u. Ute Muellenbach, Aus junger Ehe. Studien u. Skizzen; illustr. von C. Wedenmeyer. M. 1.—. Leipzig, Keils Nachf.
C. Hunnius, Rudolf v. Prochazka, ein deutscher Tondichter Böhmens. Litterarische Skizze. M. 1.50. Leipzig, Wöpke.
Ad. Schafheitlin, Die Titanen. Eine Phantasie. M. 1.—. Berlin, S. Rosenbaum.
— — Johannes Hus. Trauerspiel. M. 2.—. Ebd.
Th. Birt, Griech. Erinnerg. e. Reisenden. M. 3.60. Marburg, Elwert.
V. H. Wickström, Was Jesus in Oesterfund erlebte. Aus dem Schwed. v. Fr. v. Känel. M. 1.80. Berlin, E. Hofmann & Co.
Toussaint-Langenscheidt, Spanisch. Probebrief. M. 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh.
M. Bühler u. G. Luck, Walthari. St. Galler Festspiel 1903 zur Jahrhundertfeier der Gründg. des Kantons (1803). St. Gallen, Verlag des Preßkomitees.
Dr. E. Meßmer, Sagen u. Sänge vom Lauenstein u. Loquitzthal. Ill. v. Frz. Müller-Münster. M. 1.20. Berlin, Fischer & Franke.

Briefmappe.

G. L. in K. Ihnen läßt sich das Rheinische Technikum in Bingen a. Rh., das gegenwärtig fast 800 Schüler zählt, empfehlen. Die Anstalt beschränkt sich grundsätzlich darauf, junge Leute für das Maschinenfach oder die Elektrotechnik auszubilden; eine Baugewerkschule ist nicht damit verbunden. Die Leitung der Anstalt liegt in den Händen des in Fachkreisen bekannten Regierungsbaumeisters Hoepke.

R. St. in W. Der eigentliche Name des russischen Dichters Maxim Gorjki ist Alexej Maximowitsch Pjeschkow (Gorjki bedeutet der „Bittere"). Gorjki wurde am 14. März 1868 in Nischni Nowgorod geboren. Von seinen Werken sind in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen der Roman „Foma Gordjejew" und die Novellen „Malwa" und „Konowalow" (in einem Bande).

Camilla in U. Schönsten Dank für die neue Spende Ihrer reich gesegneten Muse:

Schmerzen.

Mir hat der Arzt zwei Zähne
Gewaltsam ausgerissen, —
Wie ich den Schmerz getragen,
Das mag der Himmel wissen.

Doch ärger als die Schmerzen,
Die mir der Arzt gemacht,
Sind die in meinem Herzen,
Die „Er" mir beigebracht.

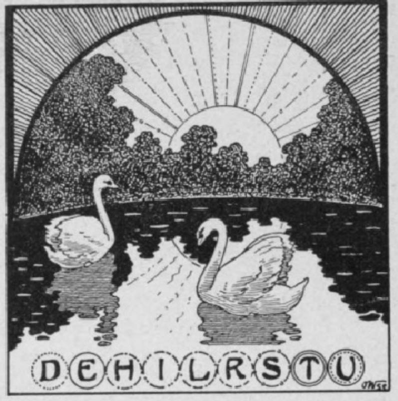
Ich möcht' heraus auch reißen
Mein Herz mit lautem Schrei, —
Es würde zuckend bluten,
Und alles wär' vorbei!

M. v. G. in K. „Tote Perlen" nennt man solche Perlen, die infolge häufigen Gebrauches durch Einwirkung von Schweiß u. s. w. ihren Glanz eingebüßt haben. Sie sind fast wertlos, manchmal aber gelingt es, ihnen durch das sogenannte Schälen die frühere Schönheit wiederzugeben. Wie die „Deutsche Goldschmiede-Zeitung" berichtet, besteht das Verfahren darin, daß man mit Vorsicht die oberste Perlmutterlage abnimmt und die nächstfolgende darunterliegende bloßlegt, die meist noch den schönen Glanz besitzt. Zu diesem Behufe macht man mit einem Grabstichel auf der ganzen Oberfläche zarte Einschnitte, jedoch nicht so tief, daß etwa die zweite Schicht angegriffen würde, faßt dann die Perle mit den Fingern der linken Hand und bearbeitet sie ringsum mit einem kleinen Hammer, wodurch sich die obere Schale in kleinen Stückchen ablöst und die untere zum Vorschein kommt; sollte auch diese glanzlos sein, so setzt man die Operation fort, bis man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Perle bis zum Kern dieselbe Beschaffenheit hat. Andre Verfahrungsarten zur Reinigung unansehnlich gewordener Perlen bestehen in der Anwendung von Branntwein und Roggenmehl, oder Kuhmilch und Seife, oder Kohlenstaub, oder einer Weinsteinlauge, worin man die Perlen kochen läßt. Mancher Juwelier streut Salz zwischen die Perlen und spült sie dann in einem Läppchen eingebunden so lange in warmem Wasser, bis sich das Salz herausgezogen hat, worauf man die Perlen herausnimmt und trocknet. Auch verdünnte Schwefelsäure oder erwärmter Weinessig wird zur Reinigung der Perlen benutzt, indem man sie einige Minuten darin liegen läßt und dann oft und gut mit Wasser abspült. Ein durchaus zuverlässiges Mittel, unansehnlich gewordenen Perlen ihren schönen Glanz wieder zu verleihen, giebt es nach dem genannten Blatte nicht. Fachleute und Chemiker sind mit dieser Frage zwar schon lange beschäftigt, doch ist es bis jetzt noch keinem gelungen, ein Mittel zu finden, Perlen auf die Dauer zu ihrem schönen Aussehen wieder zu verhelfen.

R. N. in K. Schillers „Jungfrau von Orleans" kam zur überhaupt ersten Aufführung am 11. September 1801 in Leipzig, und zwar im damaligen Theater am Ranstädter Thor, in dem unter Leitung von Franz Seconda die „Kurfürstl. sächsischen privilegierten deutschen Schauspieler" mimten. Der dritten Aufführung am 17. September wohnte der Dichter bei und wurde durch große Huldigungen ausgezeichnet.

Georg J. in Dresden, M. v. K. in L., H. Z. in G. Mit Dank abgelehnt.

Liederanfangrätsel.



Silbenrätsel.

Die erste kann niemals die zweite geben.
Bekommt sie aber nicht selten im Leben,
Und solche Verwendung der zweiten
Das Ganze dann weiß zu bereiten.

Wenn ihre Plätze die Silben umdrehen,
Siehst wieder du etwas Neues entstehen:
Geübt stets mit Hilfe der zweiten
Wird gern es von winzigen Leuten. M. Sch.

Worträtsel.

Die das Rätsel nennt, erwerben
Für ihr Haupt den Glorienschein,
Ob den Märtyrtod sie starben,
Ob ihr Leben engelrein;

Und der Schein doch grad vernichtet
Jede Spur Erhabenheit;
Ja, durch ihn sind sie gerichtet,
Der Verachtung nun geweiht. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 789:

Des Trennungsrätsels: Vollenden — voll Enden.
Des Worträtsels: Gänsefüßchen.
Des Silbenrätsels: Momentaufnahme.

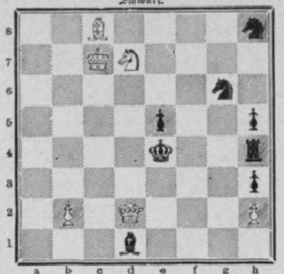
Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln (2). Leontine v. S. in R. (2). ? in Paris. Jeffy Porres in San Francisco (3). „Ada und Adam" in Langenburg. Xavier Bourret in Genf (2). „Trudel" in Berg. Dr. J. in Lemberg (3). A. v. E. in Zürich (2). Ida Langlois in Brüssel.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 27.

Von E. Klose in Wien
„Romanleser", Prag.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 24:

W. 1. Df1—b5
S. 1. Kd6—e5
W. 2. Db5—e2+
S. 2. Ke5×d4, —d6
W. 3. De2—e3, e7 matt.

A.

S. 1. Kd6—e7
W. 2. Db5—b7+
S. 2. Ke7—d8, d6
W. 3. Db7—d7, e7 matt.

B.

S. 1. Se8—e7
W. 2. Sd4—f5+
S. 2. Kd6—e6, e5
W. 3. Db5—e2 matt.

C.

S. 1. Se8×f6 (—g7)
W. 2. Db5—b8+
S. 2. Kd6—e7, e5
W. 3. Db8—f8, b4 matt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 22; Markus Birkenfeld in Husiatyn und H. Menzel in Hamburg zu 23.














Handschriften-Beurteilung.

H. B. in R. Sie sind energisch, thätig und fleißig, haben einen lebhaften Willen und fahren manchmal mit Ihrer Ansicht etwas scharf heraus, ohne die Leute verletzen zu wollen. Wo sich Schwierigkeiten bieten, beharren Sie erst recht hartnäckig auf Ihrer Ansicht. Sie haben im Grunde ein gutes Herz und können aufopfernd sein.

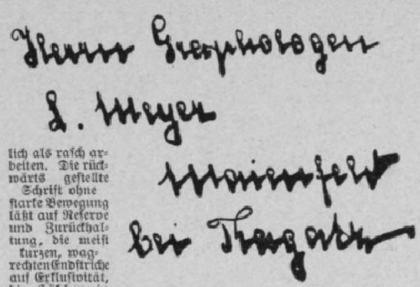
Mizzi in Wien. Hohe Aspirationen haben Sie nicht, hoch gesteckte Ziele um jeden Preis zu erreichen, begehren Sie nicht. Sie sind keine von jenen Naturen, die durch Mißerfolge erst recht angespornt werden. Vielmehr lassen Sie sich leicht einschüchtern und entmutigen und kennen Depressionen und Mutlosigkeit. Sie sind zaghaft und ängstlich, fühlen sich leicht mißverstanden und haben ein oft instinktiv richtiges Urteil. Im Familienkreis fühlen Sie sich am wohlsten.

Nandl. Etwas selbstgefällig, von der Wichtigkeit der eignen Persönlichkeit überzeugt, daneben aber auch gutherzig, anpassungsfähig und leicht zu leiten, wenn man Sie zu nehmen weiß. Der Wille ist mehr lebhaft als energisch.

Schwarz-Lemberg. Sie sind innerlich unruhig, erregbar, dem Wechsel der Stimmung stark unterworfen. Sie haben ein lebhaftes, bewegliches Naturell, können sich rasch und geschickt neuen Verhältnissen und Situationen anpassen und entbehren nicht einer gewissen Gewandtheit. Sie sind diplomatisch schlau, gehen gern Ihre eignen Wege und lassen dritte nicht in Ihre Karten sehen. Den Kampf und die Diskussion lieben Sie, werden aber nicht aggressiv.

H. G. v. D. Ungarn. Gehen mehr auf äußeren Effekt aus. In der Bildung und inneren Entwicklung noch etwas unfertig, wohl überhaupt noch sehr jung. Gutmütig und warmherzig, aber Sie getrauen sich aus irgend einem Grunde nicht, sich zwanglos zu geben. Sie haben Sinn für Humor, sind sparsam, halten aber doch stets auf Wahrung des guten Tones.

Baronin E. M. Der ganze Duktus Ihrer Schrift zeigt Wertschätzung von Eleganz, Repräsentation ꝛc., aber auch Streben nach etwas Besonderem, und zwar lassen Sie sich oft an dem Schein genügen. Die schwere, verbundene Schrift beweist, daß Sie geistig nicht sehr produktiv sind und mehr langsam, sorgfältig und gründlich als rasch arbeiten. Die rückwärts gestellte Schrift ohne starke Bewegung läßt auf Reserve und Zurückhaltung, die meist kurzen, wagrechten Endstriche auf Exklusivität, die Häkchen in den Endungen in Verbindung mit der spitzen Schrift auf Unbeugsamkeit schließen. Die stark nach links gerückte Adresse (Unterschrift ebenso) auf Streben nach Vorsicht und Ueberlegung. Sie wollen sich in nichts einlassen, was zu weit führen könnte oder dessen Ende sich der Berechnung entzieht. Die niederen, aber genau gesetzten i- und u-Zeichen verraten: Nüchternheit, Sachlichkeit, Ordnungssinn, aber auch einen gewissen Mangel an Schwung. Sie haben Sinn für Humor, können lustig und heiter sein (s. Schleife im R „Ragatz"). Sie legen vor allem Gewicht auf Aeußeres, sind weltgewandt und haben savoir vivre.



Agnes in F. Oft schwierig, weil empfindlich, übelnehmig und leicht durch das Gefühl beeinflußt, falsch beurteilt zu werden. Infolgedessen auch verschlossen und schwer zugänglich. Wenn man Sie aber von der richtigen Seite zu nehmen weiß, hat man gewonnenes Spiel, dann kann man Sie stark beeinflussen, und es zeigt sich dann, daß Sie eigentlich gutmütig sind. Sie wollen gern dominieren und werden leicht heftig. Sie haben eine ungezügelte Phantasie, können nicht Maß halten und sind impulsiv.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Die allbekannte Apfelwein-Dampf-Kellerei Adam Rackles, Hoflieferant, Frankfurt a. M., wurde auf der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Mannheim mit zwei ersten und einem Siegerehrenpreis von ℳ 100.— ausgezeichnet. Die Preise wurden der Firma zuerkannt für vorzüglich moussierende Apfelweine und Rheinwein-Champagner. Die Firma hat von ihren Produkten größere Qualitäten einer längeren Tropenfahrt unterzogen. Zweimal passierte dieser Transport den Aequator, und die Erzeugnisse haben die Probe glänzend bestanden.

Berühmte Amerikanische Specialitäten

Equipagen Wagen und Geschirre
Kutschen Fuhrwerke für alle Zwecke — und Sattler-Ware für alle Zwecke.
Einspänner Sprengwagen
Phaetons Straßenkehrmaschinen
STUDEBAKER BROS. MFG. Co.
South Bend, Indiana, U. S. A.
Zweiggeschäfte: New York, N. Y. Chicago, Ill. Kansas City, Mo. Denver, Colo. — 100 Acker Fabrik-Gebäude; die größten der Welt. — Zweiggeschäfte: Portland, Ore. San Francisco, Cal. Salt Lake City, Utah.
Kabel-Adresse: „STUDEBAKER."

Alle in dieser Liste aufgeführten Fabrikanten in den Vereinigten Staaten sind von Duns und Bradstreets Agenturen financiell hoch eingeschätzt, und die Fabrikate jeder dieser Firmen haben den besten Ruf wegen ihrer Güte und Brauchbarkeit. Viele verlangen verläßliche Agenten in allen Ländern, bitten um diesbezüglichen Briefwechsel und senden Kataloge bereitwilligst. Alle Preisanfragen und verlangten Kostenanschläge werden sofort erledigt wenn man an dieses Registrierungs-Bureau kabelt.
Kabel-Adresse: „CABATES." CHARLES AUSTIN BATES, Vanderbilt Building, New York, U. S. A.

Klaviere.
BALDWIN PIANO CO.,
„Grand Prix" Paris 1900. Cincinnati, O., U. S. A.

Elektrische Generatoren und Motoren.
Für Arbeiten mit direktem oder wechselndem Strom.
Northern Electrical Mfg. Co., Madison, Wis., U.S.A.
Verlange Katalog Nr. 249.
Verläßliche Agenten verlangt.

„Cling Surface" für Treibriemen.
Bringt eine nicht rutschende Oberfläche hervor, die nicht klebt. Rutschen ist unmöglich, erhöht die Kraft, läßt leicht laufende Treibriemen zu und präserviert dieselben dauernd in jedem Klima. Näheres durch die
CLING SURFACE MFG. CO., Buffalo, N. Y., U. S. A.

Harmonien — „Packard," 1871 etabliert.
Besonders für das Exportgeschäft geeignet.
THE PACKARD COMPANY,
Man verlange Katalog. Fort Wayne, Ind., U. S. A.

Ernte-Maschinerie.
Adriance, Platt & Co.,
Poughkeepsie, New York, U. S. A.

Schaufeln, Spaten, Schüppen und Entwässerungs-Werkzeuge.
THE WYOMING SHOVEL WORKS,
Wyoming, Pa., U. S. A.

Seifen für Familien und Wäschereien.
JOS. S. & THOS. ELKINTON,
PHILADELPHIA, PA., U. S. A.

Bier.
Pabst Brewing Co.,
Milwaukee, Wis., U. S. A.

Brunnen-Bohr- und Tiefbohr-Maschinen.
Alles Erforderliche, um tiefe Schächte für Oel, Gas, Mineralien oder Wasser herzustellen.
Oil Well Supply Co., Pittsburgh, Pa., U. S. A.

[illegible]ssel [illegible]d Hitzeerzeuger
[illegible]ür Dampf- und Wasser-Heizung.
Pierce, Butler & Pierce Mfg. Co., Fabrikanten.
Agenten verlangt. Syracuse, N. Y., U. S. A.

Geldschränke. (Feuersicher.)
THE HALL'S SAFE CO.,
P. O. Box 846. Cincinnati, O., U. S. A.

Zweirad-Bremsen—Morrows Frei-Rad.
300,000 im Gebrauch; in der ganzen Welt verkauft.
Für jedes Rad passend; die Erfinder.
R. H. Wolff & Co., Ltd., Neueberg 29, Hamburg;
Fred. O. Warrick, Stabius-Strasse 7, Nürnberg.

Holz-Bearbeitungs-Maschinen.
BERLIN MACHINE WORKS,
Beloit, Wis., U. S. A.

Rollende Stahlthüren und Fensterladen.
Stahlkästen und Fächerwerk für Waren und Papiere von Wert. Man verlange Katalog K-2.
The Kinnear Mfg. Co., Columbus, O., U. S. A.

Hüte.
E. M. KNOX,
Fifth Avenue, New York, U. S. A.

Genever und Whisky.
Fleischmann & Co.,
Cincinnati, O., U. S. A.

Gasolindampf-Lampen
für den Laden, die Straße und das Haus.
THE TURNER BRASS WORKS,
Kabel-Adresse: „The Turner," Chicago. Chicago, U.S.A.

Werkzeuge — für alle Metall- oder Holzarbeiter.
Katalog Nr. 16 A E frei.
The L. S. Starrett Co., Athol, Mass., U. S. A.

Laternen — Dietz.
R. E. Dietz Company,
1840 etabliert. New York, U. S. A.

Schreibmaschinen — „New Century."
American Writing Machine Co.,
New York, U. S. A.

Photographische Trocken-Platten.
LOVELL DRY PLATE CO.,
New Rochelle, N. Y., U. S. A.

Böttcherei-Maschinerie.
The Peter Gerlach Company,
CLEVELAND, O., U. S. A.

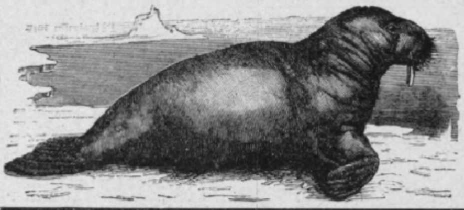
Artikel für Juweliere.
Brosche-Nadeln, Scharniere, Gewinde.
Haken, Uhr-Karabiner 2c.
Geo. H. Fuller & Son Co., Pawtucket, R. I., U. S. A.
Nur Engros. Briefwechsel erwünscht.

Explosiv-Stoffe — Nitro.
Pulver, Plastine, Kornpulver.
The Nitro Powder Co., Kingston, N. Y., U.S.A.
Kabel-Adresse: „Nitro." W. U.-Coder.

Schleifsteine für Alles, das eine Schneide hat!
Oelsteine, Sensensteine, Abziehsteine für Rasiermesser, Schleifsteine, Schmirgel und Korund, u. allein dieses Fach schlagend. Artikel.
The Pike Mfg. Co., Pike Station, N. H., U. S. A.

Dampfmaschinen — Kessel 2c.
Händler können Preise und Katalog verlangen.
COMSTOCK MFG. CO.,
Comstock, Mich., U. S. A.

Rasiermesser
„Star"-Sicherheits-Rasiermesser.
KAMPFE BROS.,
8-10-12 Reade St., New York, U. S. A.



Nach **Norwegen, Spitzbergen** und dem **ewigen Eise**

auf dem neuen, sehr eleganten Salondampfer „Oihonna". Abfahrt von Kiel. Reisedauer vom 3.—30. August, wovon 4—5 Tage bei Spitzbergen. Prospekte in den grösseren Reise-Bureaus, in den Filialen von **Rudolf Mosse** und von dem
Polarfahrer Capt. Bade, Wismar i. Meckl.

KÖHLER Nähmaschine „DIE BESTE"
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Käuflich in allen besseren Geschäften des In- u. Auslandes.
HERMANN KÖHLER ALTENBURG S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Romansammlung „Deva"

in Bänden à **50 Pfennig,**
in Doppelbänden à **1 Mark.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Schöner, grosser, selbst für schwache Augen lesbarer Druck. Elegante Ausstattung.

Neu! In den nächsten Tagen werden ausgegeben: **Neu!**

Band 20: **A. Charlotte Leffler, Sonja Kowalevsky.** Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte.
Band 21: **Paul von Szczepański, Eigene Geschichten.** Vier Novellen.
Band 22/23: **Ida Boy-Ed, Fanny Förster.** Roman.
Band 24/25: **Paul von Szczepański, Moderne Raubritter.** Roman.

Früher sind erschienen:
Band 1: **Aug. Groner,** Das Pharaonenarmband. Kriminalnovelle.
Band 2: **Adolphe Chenevière,** Frauenehre. Roman.
Band 3: **Gustaf af Geijerstam,** Auf der letzten Schäre. Roman.
Band 4: **Emile Erhard,** Onkel Hermann. Novelle.
Band 5/6: **Friedr. Thieme,** Der Fall Gembalsky. Kriminalroman.
Band 7: **Guy de Maupassant,** Unser Herz. Roman.
Band 8/9: **Alexander Römer,** Treue. Roman.
Band 10/11: **J.-H. Rosny,** Die goldene Nadel. Roman von den Goldfeldern Transvaals.
Band 12/13: **R. Ortmann,** Aus Leidenschaft. Roman.
Band 14/15: **Guy Boothby,** Pharos. Roman.
Band 16: **Emile Zola,** Madame Sourdis - Nantas. Novellen.
Band 17: **Paul von Szczepanski,** Die Falzgräfin. Ein Berliner Roman.
Band 18: **Ida Boy-Ed,** „Ich!" Roman.
Band 19: **Paul von Szczepanski,** Neu-Berlin. Erzählungen.

Interessante Reiselektüre.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

WENN SIE NICHT DEN NAMEN
Lea & Perrins
AUF DEM UMSCHLAG, DER ETIQUETTE UND FLASCHE IHRER SAUCE VORFINDEN, SO IST DIES EIN BEWEIS DASS MAN IHNEN EINEN GERINGEREN ERSATZARTIKEL VERABFOLGT HAT.
LEA & PERRINS' ALLEIN IST ÄCHT.

VERLANGE UND BESTEHE DARAUF MIT **LEA & PERRINS'** BEDIENT ZU WERDEN: SIE IST NACH DEM ORIGINAL-RECEPT HERGESTELLT. VERMEIDE ALLE ANDEREN SOGENANNTEN WORCESTERSHIRE SAUCEN.

SIE HAT WEGEN IHRER VORZÜGE EINEN WELTWEITEN RUF UND IST DIE BESTBEKANNTE SAUCE FÜR FISCH, FLEISCH, BRÜHEN, WILD UND SUPPEN.

SIE IST ALLEN ANDEREN SAUCEN WEIT ÜBERLEGEN.

Ursprüngliche und ächte
WORCESTERSHIRE Sauce

Im Engrosverkauf bei Lea & Perrins, Worcester Crosse & Blackwell, Ltd., London; und bei Export-Materialwaarenhändlern im Allgemeinen.



Eine **TADELLOSE BÜSTE**
erzielt man in 2 Monaten durch den Gebrauch von RATIÉ'S
PILULES ORIENTALES
die einzig echten u. als *gesundheits-zuträglich* garantirt, welche ohne die Taille vergrössern
ein **Graziöses Embonpoint** erzeugen.
FLACON mit NOTIZ M. 5.— Man wende s. an Apoth. B. HADRA, *Berlin*, Spandauerstr., 77, oder direct an Apth. RATIÉ, 5, Pass. Verdeau, Paris.

Otto E. Weber
Radebeul - Dresden.

Weber's Carlsbader Kaffeegewürz
ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel.
Weltberühmt
als der feinste Kaffeezusatz.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 42.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle von Julius R. Haarhaus.

(Fortsetzung.)

Der Angesprochene lachte so laut, als es die Gegenwart des Gestrengen zuließ, und meinte vergnügt: „Glaub's schon, hochwürdiger Herr! Ist ein alt' Ding, daß der Böse gerade die frömmsten Männer am liebsten mit höllischem Trug heimsucht. Auch Sankt Antonio hat er so zugesetzt, daß er in jedem Klotz oder Stein ein Weibsbild zu sehen vermeinte.“ — —

Es war schon finstre Nacht, als man das Dorf Witterschlick erreichte. Dort hatten in den letzten Tagen Spanier gelegen, die erst am Morgen abgerückt waren, um sich mit der kurkölnischen Hauptmacht zum Sturme auf das von den Schweden besetzte Deutz zu vereinigen. Die Hoffnung, in dem sonst nicht gerade armen Orte ein ausreichendes Nachtmahl vorzufinden, ging nicht in Erfüllung, und man mußte sich mit dem trockenen Brote begnügen, das man noch in den Schnappsäcken mit sich führte. Herr Reichard war daher nicht wenig überrascht, als sich in der Pfarrwohnung, wo er mit seinen Trabanten Quartier genommen hatte, plötzlich ein köstlicher Bratenduft



Neckerei. Nach dem Gemälde von Hans Buchner.

verbreitete. Er begab sich in die Küche und fand hier die Magd dabei beschäftigt, unter Liebmunds Anleitung einen feisten Dachs am Spieße zu braten, den der Bursche am Abend, dem Convoi um etliche hundert Schritt vorausreitend, aufgestöbert, von seiner Röhre abgeschnitten und auf freiem Felde niedergeritten hatte. Verdankte er auch diese unerhoffte Beute mehr dem Zufall als seiner eignen Geschicklichkeit, so war das kleine Abenteuer doch geeignet, die Achtung zu erhöhen, die der Hauptmann ihm seit seinem kühnen Sprunge über den Eulenbach gezollt hatte.

Reichard hatte den Witterschlicker Pfarrer zu Gaste geladen, auch seinen eignen Kaplan, den Sekretarius und den Leutnant aufgefordert, den Dachsbraten verzehren zu helfen. Nun schien es ihm billig, auch den, dem man das leckere Gericht verdankte, am Mahle teilnehmen zu lassen. Er schickte den Knecht, der den Kellner und Schenken machte, in die Küche und ließ ihn Liebmund holen. „Nimm dir den Schemel dort und setz dich zu uns, Junge," sagte er, indem er den Errötenden in die Wange kniff, „es ist billig, daß der Jäger, der uns zu so auserlesenem Wildbret verholfen, mit bei der Partie sei."

Der Angeredete schlug die Augen nieder und entgegnete ruhig: „Vielen Dank, gnädiger Herr. Aber der Troßbube gehört nicht an die Herrentafel. Wollt Ihr mir eine Gunst erweisen, so gebt mir ein Stückchen von der Schulter und schickt mich damit in die Küche zurück, daß ich's am Herdfeuer verspeise."

Der Hauptmann willfahrte ihm, sich im stillen über die Bescheidenheit des Knaben wundernd. Er nahm sich vor, ihn auf eine andre Weise zu entschädigen. Als die Tafel aufgehoben und die kleine Gesellschaft entlassen war, rief er Liebmund noch einmal zu sich.

„Du bist geschickt und hast Lebensart, kleiner Schwarzkopf," begann er, „und deshalb möchte ich dich als Leibburschen oder, wenn dir das Wort besser gefällt, als Pagen um mich sehen. Darfst auch in meiner Kammer schlafen. Nimm dir von Decken und Kissen, was du brauchst, und mach dir ein Lager dort zu Füßen der Bettstatt." Er wies nach der Ecke des Zimmers, wo das Bett des Pfarrers stand, das dieser dem vornehmen Gaste für die Nacht abgetreten hatte. Im Dämmer der schweren, ausgeblichenen Vorhänge, hinter denen Herr Reichard sich von den Anstrengungen des ersten Campagnetages auszuruhen gedachte, hatte die Nacht vorher ein spanischer Rittmeister von den Orangengärten seiner schönen Sevillaner Heimat geträumt, die er vor mehr als zwölf Jahren verlassen, um in einem rauhen, unwirtlichen Lande für eine ihm völlig gleichgültige Sache die Waffen zu führen.

Liebmund warf einen scheuen Blick nach der Zimmerecke, wo Adrian einen ganzen Berg von Decken, Kissen, Säcken und Garderobestücken aufgetürmt hatte. Dann schien seine Bescheidenheit dem alten Trotze wieder zu weichen, und ohne den Hauptmann anzuschauen sagte er:

„Ihr habt mich als Reiterjungen angeworben, Euer Gnaden, und Ihr gebt mir eines Reiterjungen Sold. Ich muß Euch deshalb bitten, mich dort zu lassen, wohin ich gehör'. Müßt' mich vor mir selber schämen, wenn ich wo anders schlafen sollt' als bei den Rossen auf der Streu."

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er leichten Schrittes das Gemach. —

In der Frühe des nächsten Morgens bemerkte Herr Reichard hinter seinen Bettvorhängen, wie Liebmund leise eintrat, die Kleider und Waffen von der Wand nahm und schwer damit bepackt wieder hinausschlich. Im ersten Augenblick durchzuckte den Edelmann der Verdacht, der Wandlepperjunge wolle mit den Sachen das Weite suchen, aber bei einiger Ueberlegung mußte er sich sagen, daß diese Absicht unausführbar sei, da seine Leute, die längst schon munter waren, den kleinen Räuber gewiß nicht mit dem Eigentum ihres Herrn passieren lassen würden. Er beschloß daher, sich schlafend zu stellen und den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Und wirklich kam Liebmund nach einer Weile mit seiner Bürde zurück, hängte jedes Stück wieder an seinen Platz und verließ geräuschlos die Kammer. Schon vom Bette aus vermochte Herr Reichard zu erkennen, daß Degen, Faustrohre und die Metallbeschläge des Wehrgehänges blanker geputzt erschienen als sie aus dem Laden des Schwertfegers hervorgegangen waren. Als er sich dann vom Lager erhob und in die Kleider fuhr, fand er diese nicht nur auf das sorgfältigste gesäubert, sondern bemerkte überdies, daß ein Schließband seines Wamses, das er am Tag vorher beim Besteigen des Pferdes abgerissen hatte, von offenbar geübter Hand wieder angenäht worden war. Er wollte Liebmund ein Wort der Anerkennung sagen, allein dieser hielt sich den ganzen Tag über beim Troß und vermied geflissentlich, mit dem Hauptmann zusammenzutreffen.

Erst abends im Quartier — es war zu Rodenkirchen, wo Reichard mit seinen Dragonern die Rheinfähre überwachen sollte — gab der Reiterjunge wieder einen Beweis davon, wie genau er über alles, was den Hauptmann betraf, unterrichtet war. Dieser hatte nämlich den Tag über wiederholt gehustet und dem Kaplan gegenüber beiläufig bemerkt, daß er sich verkühlt haben müsse. Als er nun im Begriffe stand, sein Lager aufzusuchen, erschien in seiner Kammer Liebmund mit einem Kruge heißen Bieres, in dem Honig und Skabiosen gesotten worden waren, ein Mittel, dem, wie der Knabe versicherte, auch der böseste Husten über Nacht weichen würde. Auch jetzt wußte sich das seltsame Wesen jeder Dankesäußerung zu entziehen, indem es gleichsam unter Reichards Händen weg davonschlüpfte. Das Tränklein wirkte in der That überraschend, und am nächsten Morgen fühlte sich der Hauptmann völlig wiederhergestellt. Er hätte dem jungen Arzte gerne das gute Resultat des von ihm bereiteten Mittels mitgeteilt, aber dieser blieb unsichtbar, obgleich die mit gewohnter Sorgfalt verrichteten Arbeiten von seiner Nähe zeugten. Herrn Reichard war es, als ob sich ein Schutzengel in seiner Umgebung aufhielte, der überall, wo es not that, hilfreich zur rechten Zeit einspränge. Aber wie man sich an alles Angenehme gar bald gewöhnt und es als etwas Selbstverständliches hinzunehmen lernt, so erging es auch ihm: er fand es nicht im geringsten wunderbar, wenn irgend einer seiner Wünsche in Erfüllung ging, ehe er ihn noch ausgesprochen hatte.

In sonderbarem Gegensatze zu Liebmunds Eifer, das Ungeforderte zu thun, stand seine trotzige Art, die Ausführung eines Befehles zu verweigern, wenn das von ihm Verlangte seiner Ueberzeugung nach nicht zu den Obliegenheiten eines Reiterjungen gehörte. In solchen Augenblicken erwachte der schlummernde Freiheitsdrang des Naturkindes, das niemals eine andre Autorität als den eignen Willen gekannt hatte. Oft genug fürchtete Herr Reichard, das ungestüme Zigeunerblut würde ihm nach einem solchen Auftritt auf Nimmerwiedersehen entwischen. Aber dazu kam es nie, vielmehr schien die Anhänglichkeit des Knaben an seinen Herrn nach jeder Aussprache zuzunehmen.

Man mochte in Rodenkirchen etwa eine Woche gelegen haben, als der Hauptmann dem Buben auftrug, nach dem nahen Köln hinüberzureiten und dem General Gronsfeld von den Kaiserlichen einen Brief zu überbringen. Liebmunds Augen leuchteten vor Stolz und Freude. Der Auftrag war nicht ganz ungefährlich, da schwedische Parteien unterhalb der Stadt den Rhein überschritten und sich wiederholt kaum einen Büchsenschuß weit vor den Mauern gezeigt haben sollten. Nun zog Herr Reichard aber noch einen zweiten Brief aus dem Wamse, und Liebmund, der besser lesen konnte, als der Edelmann annahm, entzifferte darauf die Adresse Frau Annas, die sich seit mehreren Tagen in der Stadt aufhielt, wo sie für die Dauer der Abwesenheit ihres Mannes im Hause eines Notarius und kurfürstlichen Rates ein Heim gefunden hatte.

„Verzeiht, Euer Gnaden, sagte der Knabe mit gänzlich verändertem Ausdruck, „aber ich kann doch nicht auf Köln reiten."

„Und weshalb nicht, Junge?"

„Weil Ihr wünschen werdet, daß ich sobald als möglich mit einer Antwort zurückkomme."

„Das versteht sich von selbst. Aber was hindert dich daran, heut abend wieder hier zu sein?"

„Es fällt mir ein, daß ich in schwerer Krankheit das Gelöbnis gethan habe, das erste Mal, da ich nach Köln käme, in sieben Kirchen die heilige Messe zu hören. Und dies Gelübde darf ich nicht brechen."

„Die Erfüllung von Gelübden muß man auf Friedenszeiten versparen," meinte Herr Reichard unwillig, wagte jedoch nicht, ernstlich darauf zu bestehen, daß Liebmund die Botschaft ausrichte. An seiner Statt ritt deshalb Adrian, der denn auch noch am selben Tage unangefochten zurückkehrte und ein kurzes Handschreiben Gronsfelds mitbrachte, das dem Hauptmann anempfahl, in der Zeit zwischen dem Stephanstag und Sylvester ein scharfes Auge auf den Rhein zu haben. Man warf in den Weiden am Ufer eine Schanze auf, hinter der man in sicherer Deckung den Strom und das jenseitige Ufer überwachen konnte, und schob sogar einen Posten bis zu der bei Rodenkirchen ankernden Schiffsmühle vor. Am Abend des 27. Dezember rückten größere Abteilungen kaiserlicher und kurkölnischer Truppen an, die unter dem Schutze der Nacht über den Fluß setzten und auf Deutz zogen. Als der Morgen des 28. zu grauen begann, verkündete der Donner der Geschütze, daß der Sturm auf die von den Schweden besetzt gehaltene Stadt beginne. Aus schweren Stücken wie aus leichten Feldschlangen, Mörsern und Haubitzen flogen ununterbrochen metallene Grüße über den Rhein, die zu Anfang von schwedischer Seite lebhaft erwidert wurden, bald aber das feindliche Feuer zum Schweigen brachten. Hie und da sah man ein Haus in Flammen aufgehen, und Liebmunds scharfes Auge vermochte zu erkennen, daß auf den nach der Landseite gelegenen Bastionen verzweifelt gekämpft wurde. Um die Mittagsstunde war der Kampf entschieden: die Kaiserlichen und Kurkölnischen drangen unter dem Sturmgeläute sämtlicher Glocken von beiden Seiten in die Stadt und warfen die schwedische Besatzung auf die Siegburger Bastei zurück, die sich noch kurze Zeit hielt, dann aber von Gronsfelds Spaniern genommen wurde. Bald darauf konnte man vom Ufer aus wahrnehmen, wie die Schweden mit flatternden Fahnen abzogen. Ihre Nachhut beschäftigte die Spanier so wacker, daß diese an eine Verfolgung des Feindes nicht denken konnten und dadurch um die besten Früchte ihres Sieges betrogen wurden.

In wohlgeordneten größeren Abteilungen marschierten die Feinde auf der erhöhten Landstraße rheinaufwärts dahin. Die Dragoner mußten aus ihrem Versteck unthätig zusehen, und in das Gemurmel der Wellen mischte sich mancher kräftige Fluch in wallonischer Zunge. Liebmund, geschmeidig und gewandt wie eine Katze, hatte einen über die Flut geneigten Weidenbaum erstiegen und spähte, fest an den Stamm geschmiegt, nach den Heerhaufen hinüber. Plötzlich sprang er von seinem Auslug herab und eilte geradeswegs zu der Schanze, hinter der sich der Hauptmann aufhielt.

„Herr!" rief er, „drüben reitet einer einen Schimmel mit blauer Schabracke, er hat Gepanzerte um sich, und sie tragen ihm eine Standarte nach. Das muß der Baudissin selber sein! Laßt mich über den Rhein, ich bitt' Euch!"

Herr Reichard verstand im ersten Augenblick nicht recht, was der Knabe wollte.

„Wie, Liebmund," fragte er verwundert, „willst du etwa schwedische Dienste nehmen?"

„O, Euer Gnaden, spottet nicht. Dazu ist keine Zeit. Erlaubt mir, den Nachen zu lösen, und gebt mir einen mit, der sich aufs Rudern versteht. Adrian wird mir seine Büchse leihen."

„Nachen? Büchse? Was soll das?"

In den schwarzen Augen blitzte es auf. „Herr," sagte der Bursch, „ich schwör's Euch, der schwedische Henker soll nicht entrinnen. Dort, wo der alte Nußbaum steht, kann man landen; wenn ich das Ufer hinaufklettere, hab' ich die Straße gerade vor mir. Von dort aus erreich' ich ihn, es können nur hundert Schritt sein."

„Du willst aus dem Hinterhalt auf ihn schießen?" Liebmund nickte.

„Auf den Fliehenden schießen? Ein Meuchelmörder werden? Pfui, Junge!“

„Herr,“ entgegnete der Gescholtene errötend, „ist es doch nur ein Ketzer! Was thut's, ob er so oder so zur Hölle fährt?“

Aber der Hauptmann wandte sich ab und ließ den Beschämten stehen.

In der nächsten Nacht bemerkte Herr Reichard, wie jemand auf leisen Sohlen in sein Schlafgemach trat und neben seinem Bette niederkniete. Er fühlte, wie tastende Hände nach seiner Rechten suchten und wie sich ein heißes, thränenüberströmtes Antlitz darauf preßte, und hörte, wie eine unter Schluchzen erstickende Stimme die Worte sprach:

„Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch erzürnte! Bin nur ein arm' Wandlepperkind und weiß nicht, was recht und unrecht ist. Aber für einen Meuchelmörder dürft Ihr mich nicht halten.“

Der Hauptmann richtete sich auf und legte seine Hand auf den Scheitel des Knieenden.

„Glaub's schon, mein Junge,“ sagte er, „noch bist du keiner, aber du warst nahe daran, einer zu werden. Lerne dein heißes Blut bezähmen!“

Seine Hand glitt über das volle Haar auf den Nacken hinab. Wie weich sich die Haut des Knaben anfühlte, und wie wohlgerundet die jugendlichen Schultern waren!“

Als das Kind die Kammer verlassen hatte, kamen dem Edelmanne seltsame Gedanken. Er stand einen Augenblick unter dem Eindruck, als habe ein Weib an seinem Lager gekniet. Aber dann mußte er über sich selbst lächeln. Tollheit! Wie hätte ein Geschöpf, das so zu reiten und zu schießen verstand, das so mordlustig war, daß er dem Ketzergeneral aus dem Hinterhalte das Lebenslicht ausblasen wollte, ein Weib sein können!

V.

Der Winter war dem Frühling, der Frühling dem Sommer gewichen, und doch war der Krieg noch nicht beendigt. Ja, die Aussichten auf den Friedensschluß schienen in immer weitere Ferne gerückt. Von großen entscheidenden Aktionen war freilich nicht mehr die Rede; es fochten nicht mehr Heere gegen Heere, sondern Fähnlein gegen Fähnlein, Parteien gegen Parteien, man kämpfte nicht mehr um Kronen und Länder, sondern um fette Dörfer und bequeme Quartiere, um wogende Kornfelder, blökende Herden und volle Scheuern. Man mied die großen Städte und hielt sich ans platte Land, man stürmte lieber ein reiches Kloster als eine Festung und fand mehr Gefallen daran, wehrlose oder schlechtbewaffnete Bauern zu erschlagen, als einen ehrlichen Kampf mit dem Gegenpart zu bestehen. Die Zuchtlosigkeit der Soldateska griff immer ärger um sich, Kinder waren im Arme der Mutter, Nonnen in ihrer Zelle nicht mehr sicher, und wenn die Söldner einmal die Kirche betraten, so geschah es, um Monstranz und Kelch zu rauben, mit Reliquien und Heiligenbildern Spott zu treiben und die geweihte Stätte durch bestialisches Wüten zu schänden. Die Offiziere mochten und konnten dem Uebel nicht steuern; sie waren zum Teil selbst aus der Hefe des Volkes hervorgegangen und benutzten die Gelegenheit, sich auf bequeme Art nach Kräften zu bereichern. Aber Geld und Geldeswert wechselte den Besitzer schnell; was nicht für reiche Kleidung und kostbaren Schmuck verthan oder bei Wein und Weibern verpraßt wurde, ging bei Würfelspiel und Karten verloren.

Die schwedischen Heerhaufen waren auseinandergesprengt worden. Nun hatten die Kaiserlichen und die ihnen verbündeten spanischen Truppen und kleinen Kontingente der geistlichen Kurfürsten statt des einen Gegners, dessen Bewegungen sich unschwer beobachten und häufig auch verhindern ließen, einen ganzen Schwarm von Feinden, die über Bayern, das Elsaß, den Schwarzwald, die Rheingegenden, das Bergische Land, das Bistum Münster und das Stift Osnabrück zerstreut waren und nicht nur die blühendsten Fluren, sondern auch die festesten Burgen und Schlösser besetzt hielten.

Nach der Entsetzung von Deutz hatte Herr Reichard die Weisung erhalten, sich mit einem Haufen spanischen Volkes der Gronsfeldschen Armada zu vereinigen, um die Schweden, die in das reiche, weil bisher noch nicht vom Kriege berührte Ahrthal eingedrungen waren, aufzuhalten und, wenn möglich, über den Rhein zurückzuwerfen. Diese Aufgabe war zum Teil schon gelöst: aus dem festen Städtchen Ahrweiler und der Bergfeste Saffenburg war der Schwede nach heißen Kämpfen glücklich wieder vertrieben, aber der Schlüssel zum Thale, Schloß Landskron, war noch in seinem Besitz. Diese Burg lag auf einer so hohen und steilen Basaltkuppe, daß man nicht daran denken durfte, sie im Sturme zu nehmen. Ein solcher Versuch hätte zahllose Menschenleben gekostet und würde bei der Stärke der Mauern, der Wachsamkeit der Besatzung und dem unbequemen Zugang ohne Frage erfolglos gewesen sein. Herr Reichard und der spanische Oberst waren sich darüber einig, daß man das schwedische Häuflein, das sich dort oben auf seinem Felsenhorste so wacker hielt, aushungern müsse. Dazu gehörte weiter nichts als Zeit. Man beschränkte sich deshalb darauf, auf der Höhe über Heppingen zur Beobachtung des Feindes eine Schanze aufzuwerfen. Die dort stationierte Mannschaft, die alle sechs Stunden abgelöst wurde und durch ein tiefes Thal gegen jeden Angriff gesichert war, hatte die Aufgabe, etwaige verdächtige Maßnahmen der Schweden durch Flaggen- oder Fackelzeichen ins Thal zu signalisieren, wo die kleine Belagerungsarmee — alles in allem kaum vierhundert Mann ohne den Troß — es sich seit mehreren Wochen in den behaglichen Quartieren des Städtleins Ahrweiler wohl sein ließ und bei guter Verpflegung und trefflichem Ahrwein wie im Paradiese lebte.

Weitaus die Mehrzahl der Belagerer hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als die schöne Zeit nach Thunlichkeit zu verlängern. Zu diesem Zwecke brauchte man nur dafür zu sorgen, daß der Feind nicht bei Nacht und Nebel entwische und sich bis zum nahen Rhein durchschlüge. Der Abzug der Belagerten wäre den Belagerern kaum minder fatal gewesen als der vorzeitige Fall der Burg. Der einzige, der unter diesen Verhältnissen anfangs litt, war Herr Reichard. Das unthätige Leben befriedigte ihn nicht, er bemerkte mit Widerwillen, wie seine Dragoner von Tag zu Tag roher und zuchtloser wurden, und wie der Troß, den er nicht abzuschütteln vermochte, im Laufe der Zeit durch allerlei lichtscheues Gesindel verstärkt wurde. Mit Wehmut gedachte er der Tage, da man unter Tillys strengem Regimente noch Thaten vollbracht und nach guter deutscher Soldatenart wacker gefochten hatte, und er bedauerte im stillen, den Wünschen des Kurfürsten so bereitwillig Gehör geschenkt zu haben. Längst hatte er einsehen gelernt, daß es ehrenvoller gewesen wäre, daheim auf der Schweinheimer Burg den Acker zu bestellen, als hier eine Horde von Räubern zu befehligen, die, je länger der Zustand anhielt, desto untüchtiger zu ernsthaften Waffenthaten wurde.

Zu stolz, um das einmal übernommene Kommando niederzulegen, und unfähig, eine Aenderung der Lage herbeizuführen, empfand er es bald als ein Glück, daß die spanischen Offiziere sich seiner annahmen, ihn zu ihren Gelagen einluden und es trotz ihrer hohen Titel und Würden nicht verschmähten, ihn, den mäßig begüterten deutschen Landedelmann, beim Würfel- oder Kartenspiel gründlich auszubeuteln. Reichard wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß es bei diesen Unterhaltungen der Kavaliere nicht ganz ordnungsgemäß zuging, und war nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens in der Tasche seines Wamses einen Zettel fand, auf dem, von ungelenker Hand geschrieben, die Worte standen: „Hütet Euch vor dem Grafen Miranda! Seine Karten sind gezeichnet.“

Er vermutete sogleich in Liebmund den Schreiber dieser Warnung und beschied ihn zu sich. Der Bursche versuchte zu leugnen, aber er war nicht geübt in der Kunst, sich zu verstellen und gab, vom Hauptmann scharf ins Gebet genommen, weinend zu, daß er den Zettel geschrieben habe. Gefragt, wodurch sein Verdacht gegen den Angeschuldigten wachgerufen worden sei, erzählte er, er habe ein Gespräch der Küchenjungen des spanischen Offiziers belauscht, deren einer zum andern bemerkt habe, er solle bei der Zubereitung der Pastete mit dem Gewürz nicht so sparsam umgehen, da der deutsche Hauptmann ja die Kosten jeder Mahlzeit trage. Die beiden hätten dann miteinander gelacht und mit vielem Behagen davon gesprochen, wie man mit einigen Nadelstichen die Kartenblätter zeichnen könne, so daß der in das Geheimnis eingeweihte Spieler im stande sei, selbst mit verbundenen Augen jede Partie zu gewinnen.“

Herr Reichard, ärgerlich darüber, von einem halben Kinde belehrt und über die Praktiken seiner Freunde aufgeklärt zu werden, verbot Liebmund mit harten Worten, sich um Dinge zu kümmern, die einen Reiterjungen nichts angingen, nahm sich aber im stillen vor, künftig vorsichtiger zu sein und namentlich auf den Grafen Miranda, dessen wunderbares Glück im Spiel ihm selbst schon aufgefallen war, ein wachsames Auge zu haben. Er sollte dieser Mühe durch ein unvorhergesehenes Ereignis überhoben werden. Da er sich an jenem Tage nicht ruhig und kaltblütig genug fühlte, um an dem gewohnten Spiele teilzunehmen, so benutzte er den langen Sommerabend zu einem Ritt nach der Heppinger Schanze. Die spanischen Kavaliere, die vergebens auf sein Erscheinen in ihrem Kreise gewartet hatten und wenig Neigung haben mochten, sich gegenseitig zu schröpfen, überwanden einmütig ihren nationalen Stolz und luden den wallonischen Leutnant, obgleich er nur ein Soldat von Fortun und deshalb natürlich kein ebenbürtiger Gesellschafter war, ein, ihr Nachtmahl durch seine Gegenwart zu verschönen. Er ließ sich nicht lange bitten, that der spanischen Küche alle Ehre an, sprach dem roten Walporzheimer wacker zu und schien es für selbstverständlich zu halten, daß nach abgeraumter Tafel die Spielkarten zum Vorschein kamen. Sei es nun, daß er von der Gepflogenheit der Spanier Wind bekommen hatte, sei es, daß ihm eine innere Stimme sagte, die sonst so hochmütigen Kavaliere hätten ihn, den Emporkömmling, sicherlich nicht um seiner selbst willen eingeladen: jedenfalls sah er sich vor und verfolgte jede Bewegung seiner Wirte mit der größten Aufmerksamkeit. Ein größerer Gewinn, den er gleich zu Anfang einstreichen konnte, machte ihn nur noch vorsichtiger. Er hatte lange genug im Feldlager gelebt, um zu wissen, daß jeder Falschspieler seinen Partner erst ankirrt. Er heuchelte jedoch großes Behagen und machte dadurch die Spanier sicher, die denn auch bald genug davon überzeugt waren, daß sie einen echten und rechten Gimpel vor sich hatten. Sie ahnten nicht, wie genau der vergnügt grinsende Wallone jedes Augenzwinkern, jedes anscheinend harmlos hingeworfene Wort, jede noch so geringfügige Gebärde bemerkte und wie sorgfältig er jede Karte, die durch seine Hände ging, mit tastenden Fingern prüfte. Plötzlich sprang er auf, ergriff sein Gegenüber — es war der Graf Miranda — über den Tisch hinweg am Handgelenk und zog unter höhnischem Gelächter aus dem weiten Aermel des spanischen Seidenwamses das Kartenblatt, das der Graf einen Augenblick zuvor dort hatte verschwinden lassen. Die übrigen Kavaliere wollten einschreiten, sprachen von einem unglücklichen Zufall und meinten, es sei nichts natürlicher, als daß bei dem schnellen Ausgeben der Karten ein Blatt zurückschnelle und im Aermel des Spielers liegen bleibe. Aber der Wallone lachte nur noch lauter, raffte die Karten zusammen und warf sie dem Grafen ins Gesicht, indem er ihn zugleich zu einem Spaziergang aufs Feld vor die Stadtmauer einlud.

Der Spanier rief nach Hut, Handschuhen und Degen und folgte dem Leutnant auf dem Fuße. Es fehlte ihm weder an persönlichem Mute noch an Vertrauen auf seine Geschicklichkeit im Fechten. Es war auch wohl nicht das erste Mal, daß ihn seine weitherzigen Anschauungen hinsichtlich des Kartenspiels und seiner Regeln in die Lage versetzten, mit dem Degen in der Hand um den Einsatz des Lebens zu spielen.

Diesmal jedoch hatte er seinen Gegner unterschätzt. Sie hatten sich kaum in Positur gestellt,



Photographie-Verlag von G. Hersch & Co. in Berlin.

Sattelkrunk.

Nach dem Gemälde von Hermann Grimm.



Nach dem Feste. (Scene aus Algier.)

Nach dem Gemälde von F. A. Bridgman.

als der Wallone auch schon mit großem Ungestüm auf seinen Widerpart eindrang. Er ließ ihn gar nicht dazu kommen, seine elegantere Kunst zu entfalten, schenkte seinen Paraden und Finten nicht die geringste Beachtung und ließ die Stöße so schnell aufeinander folgen, daß dem Spanier nicht einmal zum Gegenstoß, geschweige denn zur Reprise Zeit blieb. Der Kampf hatte kaum eine Minute gewährt, da drang die breite Klinge des Leutnants dem Grafen unterhalb des Bandeliers ins Herz. Er ließ den Degen fallen, griff mit den Händen in die Luft und schlug rücklings zu Boden.

Der Gegner brachte ihn in eine bequemere Lage, bot ihm die Hand zur Versöhnung und eilte in die Stadt, um, dem Wunsche des Sterbenden entsprechend, den Franziskanerpater zu holen, der bei den Spaniern als Feldgeistlicher fungierte. Als der Mönch auf dem Kampfplatze ankam, fand er den Offizier schon tot. Man lud den Leichnam auf eine Tragbahre und brachte ihn zur Stadt. Gerade am Thore traf Herr Reichard mit den Trägern zusammen und erfuhr von ihnen, was sich in seiner Abwesenheit ereignet hatte. Er vergaß den Groll, den er seit dem letzten Morgen gegen den Verstorbenen gehegt, und begab sich zum Gildenhause der Lohgerber, wo die spanischen Offiziere ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten. Er fand sie vollzählig versammelt und beeilte sich, ihnen sein Bedauern darüber auszusprechen, daß ihr Kamerad durch die Hand eines seiner Leute gefallen sei.

Zu seiner Verwunderung schien den Kavalieren der Tod ihres Landsmannes nicht besonders nahe zu gehen, sie deuteten sogar an, daß bei dem Leichtsinn des Grafen Miranda ein solcher Ausgang vorauszusehen gewesen sei, und bemitleideten ihn selbst weniger als eine gewisse Dame, deren Namen der Hauptmann schon öfter hatte nennen hören, und die man nun zu dem Toten in nahe Beziehungen brachte. Wie der deutsche Edelmann wohl merken konnte, mochte keiner der Spanier sich gerne der peinlichen Pflicht unterziehen, die Dame — man nannte sie Madame Madeleine — von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Ohne sich lange zu besinnen, erklärte Herr Reichard sich bereit, diese Aufgabe zu erfüllen. Er glaubte hierzu schon deshalb berufen zu sein, weil einer seiner Untergebenen den Grafen getötet hatte und weil er sich selbst einen kleinen Teil der Schuld beimaß. Denn wäre er, so sagte er sich, an jenem Abend der Gesellschaft der spanischen Kavaliere nicht ferngeblieben, so würden diese den Leutnant nicht gerufen haben, und dann wäre es nicht zu dem bösen Auftritte gekommen. Er erkundigte sich nach dem genauen Namen und der Wohnung der Dame und versuchte, etwas über das Verhältnis zu erfahren, in dem sie zu dem Offizier gestanden habe.

Die Spanier blickten einander mit vielsagendem Lächeln an und gaben dem Frager zu verstehen, daß sie selbst nichts Sicheres darüber wüßten. Einer meinte, Miranda sei mit der Französin im geheimen verheiratet gewesen, andre behaupteten, Madeleine sei die von ihrem Manne verlassene Gattin eines Offiziers der königlichen Leibgarde und von Miranda, den sie während einer Krankheit gepflegt habe, aus Dankbarkeit mitgenommen worden; wieder andre wollten wissen, sie habe ihren Gatten verlassen, um dem spanischen Edelmann zu folgen.

Trotz der vorgerückten Stunde machte sich Herr Reichard sogleich auf, um Madame de Lestrange zu besuchen. Liebmund mußte ihn bei diesem Gange begleiten und, wie es die Sitte erforderte, seinem Herrn eine Laterne voraustragen. Nach kurzer Wanderung durch die nächtlich stille Stadt erreichten sie das Haus, in dem die Französin wohnen sollte. Es war eine alte Mühle, mit der Rückwand unmittelbar an die Stadtmauer angebaut und von der Straße durch den schmalen Flußarm getrennt, der früher das Mühlrad getrieben hatte, jetzt aber nur noch von den Gerbern zum Spülen der Häute benutzt wurde. Ueber einen schmalen Steg gelangte man zur Hausthür, an deren beiden Seiten Bruchstücke von Mühlsteinen in die Mauer eingelassen waren, um als Sitzbänke zu dienen. Die vergitterten Fenster waren bis auf zwei im oberen Stockwerke dunkel. Der Hauptmann hieß den Jungen die Laterne niederstellen und an die Thür pochen. Nach einer Weile wurde eines der erleuchteten Fenster geöffnet. Ein junges Mädchen in Zofentracht wurde sichtbar und fragte, wer zu so später Stunde Einlaß begehre. Liebmund trat bis zur Mitte des Steges zurück und sagte, während Reichard auf der Straße stehen blieb: „Mein gnädiger Herr, Herr Reichard von Schweinheim, Hauptmann der kurkölnischen Dragoner, bittet um die Erlaubnis, Madame de Lestranges seine Aufwartung machen zu dürfen. Er hat ihr eine wichtige Zeitung zu überbringen."

Die Zofe wandte den Kopf einen Augenblick in das Gemach zurück und entgegete dann: „Madame hält gerade ihre Abendandacht. Wenn der Herr sich morgen um die Mittagsstunde noch einmal herbemühen möchte —"

Jetzt trat der Hauptmann in den Lichtkreis der Laterne: „Es handelt sich um den Grafen Miranda. Es ist ihm ein Unfall zugestoßen. Er ist im Zweikampf verwundet worden."

Ein gellender Schrei im Innern des Gemaches verriet, daß die Dame jede Silbe verstanden hatte. Die Zofe wechselte wiederum einige Worte mit ihr und rief dann hinab: „Einen Augenblick Geduld, Euer Gnaden, ich öffne sogleich."

Der Hauptmann erteilte Liebmund die Weisung, draußen zu warten, und folgte dem Mädchen, das ihm, einen zinnernen Leuchter in der Hand, vorauseilte. Ueber eine schmale, winklige Treppe und einen düsteren Korridor führte ihn die Zofe in das Gemach ihrer Herrin. Der Raum, der die Dame beherbergte, stand in seltsamem Gegensatze zu dem alten kleinbürgerlichen Hause. Es war, als wäre durch irgend einen Zauber ein Stückchen der großen Welt in die bescheidene deutsche Landstadt verschlagen worden. Schon der Duft, der dem Eintretenden entgegenströmte, ein Gemisch von Ambra, Puder, Räucherwerk, Melissengeist und brennendem Wachs hatte für den nicht gerade verwöhnten Geruchssinn des Hauptmanns etwas Berückendes. Die Dame erhob sich von einem fremdartigen, mit Kissen bedeckten Möbel, auf dem sie gesessen oder vielmehr gelegen hatte, und ging dem Besucher einige Schritte entgegen. Herr Reichard konnte noch bemerken, wie sie beim Aufstehen einen kleinen Handspiegel beiseite legte und mit einem seidenen Tuche bedeckte. Es war ein Weib in der Mitte der zwanziger Jahre, eher klein als groß, von zierlicher Gestalt und gutem Wuchs. Der ganze Kopf war mit toupiertem Gelock bedeckt, und gegen die Sorgfalt, mit der die Frisur behandelt zu sein schien, stach die scheinbare Nachlässigkeit der Kleidung sonderbar genug ab. Madame Madeleine trug ein der warmen Jahreszeit angemessenes Gewand aus mattgelber, leichter Seide, das den blendendweißen Hals bis zu den Schultern freiließ. Darüber hatte sie einen mit rotem Taffet gefütterten Schafpelz geworfen.

Herr Reichard, durch das Eigenartige ihrer ganzen Erscheinung geblendet, verneigte sich so tief, als stehe er zum mindesten vor einer Fürstin. Die Französin schien diese Huldigung als etwas Selbstverständliches hinzunehmen oder, erregt wie sie war, gar nicht einmal zu bemerken. Sie gab der Zofe einen Wink, worauf diese durch eine hinter der gewebten Tapete verborgene Thür verschwand, und ersuchte den Hauptmann durch eine leichte Bewegung ihres Fächers, sich auf einen Sessel niederzulassen. Er kam dieser Aufforderung nach, indem er gleichzeitig der Dame noch einmal seinen Namen nannte.

„O, es bedarf der Vorstellung nicht, mein Herr," sagte sie in französischer Sprache. „Sie sind mir wohlbekannt. Sie sind der deutsche Hauptmann mit dem schönen Pferde. Aber sagen Sie mir, was ist mit Rodrigo geschehen? Ist er schwer verwundet? O sagen Sie mir alles! Schonen Sie mich nicht! Sprechen Sie, sprechen Sie, ich sehe es Ihnen an: mein Freund ist tot!"

„Er hat eine schwere Wunde empfangen, eine lebensgefährliche Wunde —" Reichard stockte.

„Und er ist an dieser Wunde gestorben," vollendete Madeleine den Satz. „Rodrigo ist tot, er hat mich hilflos hier in diesem entsetzlichen Lande zurückgelassen! Leugnen Sie es nicht! Ich weiß schon alles, meine Ahnung kann mich nicht trügen!"

„Sie haben leider recht, Madame. Der Graf Miranda ist in der That tot."

Das Weib stieß einen Schrei aus und warf sich in die Kissen ihres Lagers zurück. Ihre Hand deutete auf eine Tischglocke aus Bronze, die auf dem mit einer gewirkten Decke überzogenen Tische stand. Der Hauptmann klingelte. Durch die Thür hinter der Tapete erschien die Zofe, entnahm einem Koffer ein Etui aus weißem Leder und diesem ein silbernes Fläschchen, von dessen stark duftendem Inhalt sie einige Tropfen auf ein batistenes Tüchlein goß, um die weiße Stirn ihrer Gebieterin damit einzureiben.

Madame erholte sich schnell.

„Ach, der Leichtsinnige hat ein Duell gehabt," jammerte sie, während sie mit der reichberingten Hand nach ihrer Frisur fuhr und sich durch hastiges Betupfen der Stirnlöckchen die Gewißheit verschaffte, daß das kunstvolle Arrangement bei dem Samariterwerk ihrer Dienerin keinen Schaden genommen hatte. „Ich wußte es längst, daß sein übertrieben entwickeltes Ehrgefühl seinen vorzeitigen Tod herbeiführen würde. Der Undankbare! An mich hat er nicht gedacht! Mich läßt er hier zurück!"

Herr Reichard empfand aufrichtiges Mitleid mit der schönen Frau und hätte ihr um keinen Preis andeuten mögen, daß der Spanier seinen Tod vielmehr dem Gegenteil von dem, was Madame „übertrieben entwickeltes Ehrgefühl" nannte, zu verdanken hatte.

Madeleine zog das Medaillonbildnis Mirandas aus dem Busen, betrachtete es lange, bedeckte es mit Küssen und brach in einen Weinkrampf aus. Während ihre Thränen flossen, zupfte sie an den Falten ihres weiten Kleiderrockes, bis deren Wurf ihrem selbst durch den Schmerz nicht beeinträchtigten Schönheitssinne entsprach. Dann hielt sie mit halblauter Stimme ein Selbstgespräch, in dem sie den Verstorbenen bald der Lieblosigkeit beschuldigte, bald die treue Fürsorge rühmte, mit der er sie vom ersten Tage ihrer Freundschaft an umgeben habe. Plötzlich schien sie zu bemerken, daß sie nicht allein sei, und erging sich in tausend Entschuldigungen; als ihr Blick jedoch auf einen Rosenstrauß fiel, den ihr der Offizier noch am letzten Morgen gebracht hatte, begann sie von neuem zu schluchzen, bis sie plötzlich mit Weinen inne hielt und mit erstickter Stimme der Zofe befahl, Konfekt und Aquavit zu bringen. Als die silberne Schale mit dem feinen holländischen Backwerk vor ihr stand, vergaß sie in ihrem Schmerz, dem Besucher davon anzubieten, bediente sich selbst dafür aber um so öfter und knabberte mit ihren scharfen weißen Zähnchen lustig drauf los. Diese Beschäftigung übte offenbar eine beruhigende Wirkung auf sie aus, sie begann allerlei kleine Geschichten aus dem Leben ihres Rodrigo zu erzählen, weinte zwar bei den ernsten, aber lachte auch ebenso herzlich bei denen, die eine heitere Pointe hatten.

Ein kleiner Affe, der bis jetzt geschlafen haben mochte, aber durch den Duft des Konfekts ermuntert worden war, kam zum Vorschein, stieß einige langgezogene, halb klagende, halb bittende Laute aus und näherte sich behutsam seiner Herrin. Diese lockte ihn auf ihren Arm, drückte das Köpfchen des Tieres an sich und überhäufte es mit Liebkosungen.

„Ach du mein süßer kleiner Amarant, du bleibst mir ja noch!" sagte sie, indem sie ihre Wange an das weiche Fell des Vierhänders schmiegte, der, ohne ihren Liebesbeteuerungen sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, begehrliche Blicke nach der Konfektschale warf und zwischendurch den deutschen Edelmann mit mißtrauischem Blinzeln betrachtete, „du wirst die arme Madeleine nicht verlassen. Nicht wahr. mein Liebling? Du wirst nicht um deiner Ehre willen dein Leben in die Schanze schlagen." Sie lachte laut auf. „Nein," fuhr sie zu Reichard gewandt fort, „der Gedanke ist auch zu belustigend! Stellen Sie sich vor, Amarant würde von einem andern Affen gefordert und müßte sich mit dem Degen in der Hand seiner Haut wehren. Wie er die Zähne fletschen, welch drollige Sprünge er machen würde!"

(Fortsetzung folgt.)



Das deutsche Lied. Nach dem Gemälde von F. Prechtel.

Die deutsche Sängerbundesstadt von 1902.

(Hierzu das Bild Seite 842 und 843.)

Die steirische Landeshauptstadt wird in den Tagen vom 26. bis 30. Juli der Schauplatz des sechsten deutschen Sängerbundesfestes sein. Kaum eine deutsche Stadt ist so berufen, die fröhlichen deutschen Sänger zu diesem Zwecke zu vereinen, als die Hauptstadt der grünen Steiermark, die Stadt, in der der Wald in die Gassen schaut und die Gärten das Stadtbild ausmachen, die Stadt der Singvögel, die zu Tausenden die Parks bevölkern und dank einer heimisch gewordenen Sitte so gepflegt werden, daß sie den Besuchern der Gärten das Futter aus den Händen picken. Man kennt im deutschen Reiche die östlichst im Süden gelegene Stadt eigentlich wenig. Man weiß, daß Graz der Wohnsitz des Dichters Rosegger ist und daß Hamerling dort gelebt hat; aber man kommt selten dazu, die alte Murstadt zu besuchen, weil sie am Fuße der Ausläufer des großen Alpenzuges liegt und vom Reiche aus eine nicht gerade bequeme Verbindung zu ihr führt. Wer sie aber besucht, den hat der Weg noch niemals gereut, und es giebt manchen Verehrer der Murstadt, der jährlich im Sommer von weither reist, um sich wieder in ihren grünen Gassen, die überall ins waldige Mittelgebirge hinausführen, zu ergehen, den Schloßberg zu ersteigen und die obersteirischen Berge zu grüßen, die über das enge Murthal hereinlugen in die fruchtbaren Gefilde von Mittelsteiermark. Nicht umsonst war Graz allzeit ein Lieblingsaufenthalt der Dichter — hier lebt und wirkt, wie bereits gesagt, noch Rosegger, hier lebten Robert Hamerling und Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg), dessen prächtiges Denkmal von Kundmann neben andern Bildwerken eine Zierde des Stadtparkes ist, hier Leitner, ein steirischer Dichter der Goethezeit, und andre.

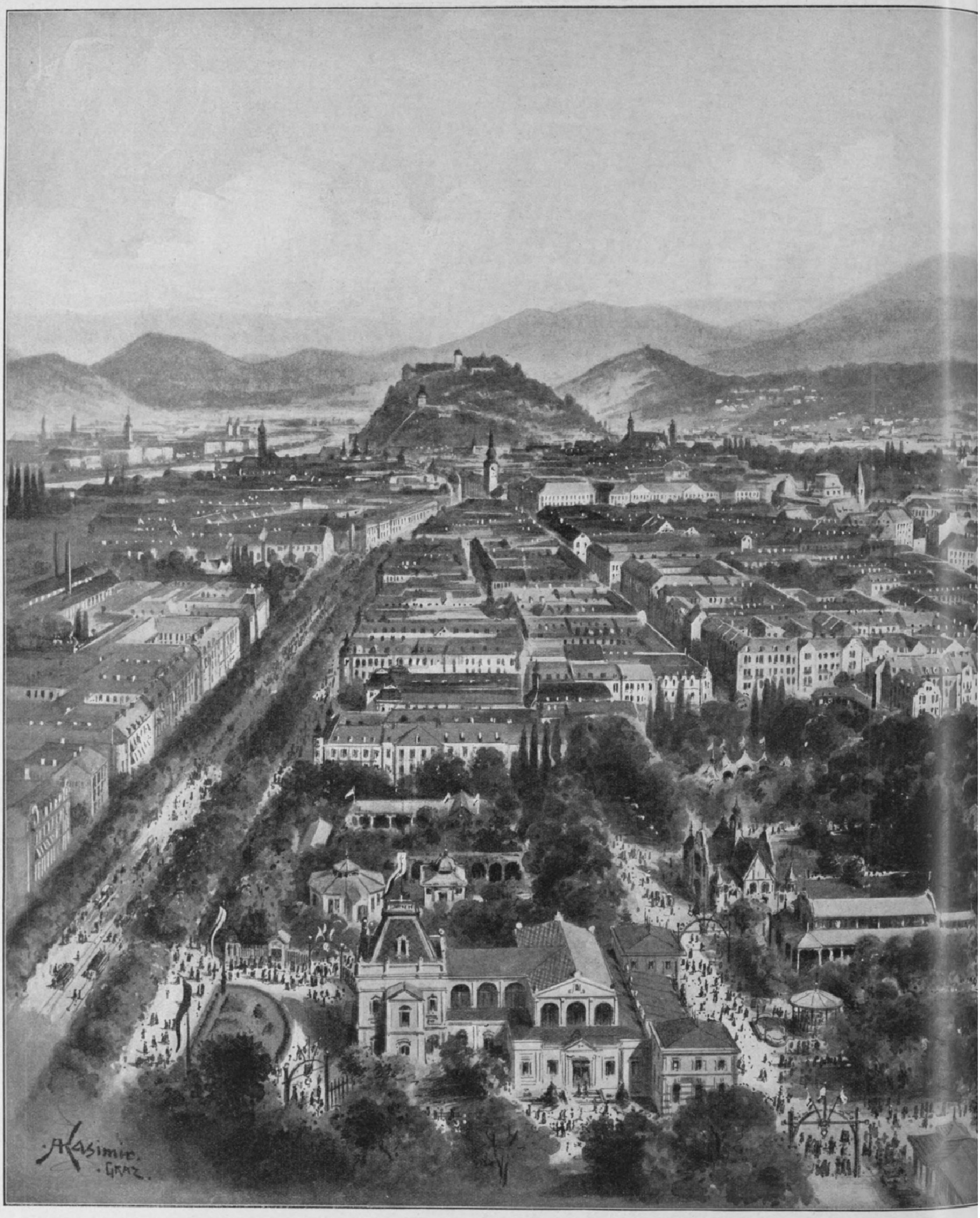
Die Stadt ist, wie bemerkt, sehr alt. Schon die Kelten hatten an ihrer Stelle eine Niederlassung, die von den Avaren zerstört wurde. Römische Funde erweisen, daß auch die Legionen des antiken Weltreiches hier ein Kastell besaßen und daß den Römern die günstige Lage des Platzes nicht entgangen war. Später kamen die Slaven, die von den Bayern unterworfen wurden. Von den Slaven ist nichts übrig geblieben als der Name, den sie dem Platze gegeben haben, nämlich Graz — Gradec hieß bei ihnen jeder mauerumschlossene Platz — und so nannten sie denn auch die von Kelten und Römern hinterlassenen Ruinen. Ihre Bedeutung hatte die Stätte, auf der die Stadt steht, durch den Felskegel, der mitten aus dem Murfeld emporsteigt und eine natürliche Festung bildet. Der Schloßberg mit seinen aus der Franzosenzeit, die die Schleifung der alten auf ihm erbauten Festung mit sich brachte, noch geretteten Türmen, dem Glockenturm und dem Uhrturm, ist heute noch das Wahrzeichen von Graz; um ihn herum ist die Stadt gebettet, die von dem Murflusse, der einmal ganz nahe an den Fuß des Schloßberges herantritt, durchschnitten wird. Auf dem Schloßberge bauten schon die Kelten Befestigungen, hatten die Römer ein Kastell, und später war er der Sitz deutscher Ritter- und Adelsgeschlechter. Die Türken versuchten umsonst, das feste Bollwerk des Schloßberges einzunehmen. An die Türkennot erinnert in Graz überhaupt gar manches — nicht bloß die schweren großen Steinkugeln, die dem Besucher der Festungsreste des Schloßberges auffallen, und die dazu dienten, auf die Belagerer herabgerollt zu werden, sondern auch manches andre. So guckt aus dem Dachfenster des alten schönen Palastes der Grafen van Saurau in der Sporgasse ein aus Holz geschnitzter Türke, den krummen Säbel schwingend, hervor — ein Denkmal der Erinnerung an die vergebliche Belagerung der Stadt durch Ibrahim Pascha im Jahre 1529. Auf dem Schloßberge suchte im Dreißigjährigen Kriege Ferdinand III. vor den Schweden Schutz. Auch Erinnerungen an die Zeit der Gegenreformation werden in den Trümmern der alten Festung wach. Sie diente nämlich auch als Staatsgefängnis für Hochverräter und Ketzer. In ihren Kasematten schmachteten zwei Herren von Windischgrätz mit ihrer Mutter, schwedische Offiziere, später der Statthalter von Steiermark, Graf Tattenbach, und eine Gräfin Anna Katharina von Zrinyi wegen Teilnahme an einer ungarischen Verschwörung und manche andre. Auch zwei bayrische Prinzen waren einmal im spanischen Erbfolgekriege als Geiseln nach Graz auf den Schloßberg gebracht worden.

Heute ist der Schloßberg ein einziger großer Park; reizende Waldwege führen auf sein Plateau, und wer zu müde ist, zu Fuß den Berg zu besteigen, der eine herrliche Fernsicht bietet, den führt eine elektrische Seilbahn in drei Minuten bequem hinauf. Im Uhrturm, der sich auf halber Höhe des Schloßberges befindet, ist der berühmte Schauspieler Johann Franz Hieronymus Brockmann, der erste deutsche Hamlet (1776), im Jahre 1745 geboren worden. Brockmann war auch in den Jahren 1789—1791 Direktor des Wiener Burgtheaters. Von Graz, die eine Theaterstadt im besten Sinne dieses Wortes genannt werden darf — sie besitzt heute zwei große Theater, das neue, prunkvolle Stadttheater und das alte, von den Ständen einst erbaute Theater auf dem Franzensplatze —, sind überhaupt bedeutende Schauspieler und Sänger in die Welt gegangen; Martinelli, der unvergleichliche Anzengruber-Interpret, Amalie Materna, die große Wagner-Sängerin, Girardi, der berühmte Wiener Komiker, Matras, Reichenberg, Renard, die beiden Mitterwurzer und viele andre, deren Aufzählung eine lange Liste ergeben würde, haben auf der Grazer Bühne ihre ersten Schritte gemacht und ihre Schule vollendet. In Graz lebte auch einige Jahre der ehemalige König von Holland, Ludwig Bonaparte, von dem in dem lieblich gelegenen Maria Grün eine Denksäule erzählt, auf der ein Gedicht von ihm, das den stillen Waldwinkel besingt, angebracht ist. Dort weilte der unglückliche Bruder Napoleons oft und gern, und dort hat, wie es in dem Gedichte heißt, „sein schwärmender Geist seine süßeste Ruhe geträumt". Ja, wahrlich, eine Stadt der süßen Träumerei wird Graz dem, der ihre Umgebung oder ihren Stadtpark durchstreift.

Schon die Fahrt nach Graz von Obersteier herein durch das enge Murthal, das sich knapp vor der Einfahrt in die Stadt zur Murebene, die von prächtigen Bergen umgrenzt ist, ausweitet, ist reizvoll. Vom Bahnhofe herein erreicht man die Hauptstraße der Stadt, sobald man die Mur, über die mehrere schöne Brücken führen, überschritten hat. Da ist zunächst der Hauptplatz mit dem schönen Brunnen, dessen Krönung ein Erzbild des Erzherzogs Johann von Oesterreich bildet, jenes populärsten aller österreichischen Erzherzoge, der die schöne Postmeisterstochter von Aussee, spätere Gräfin Meran, zum Traualtar geführt hatte, und der im Sturmjahre 1848 Reichsverweser in Frankfurt war. Auf dem Hauptplatze steht auch das schöne neue Rathaus, dann das alte Lugeckhaus, mit Laubengängen und reicher Stuccaturverzierung. Das schönste ältere Gebäude der Stadt ist aber das Landhaus, ein Komplex von Gebäuden verschiedener Bauzeiten und Stilrichtungen. Das Hauptgebäude, dessen Front der Herrengasse zugewendet ist, ist ein italienischer Renaissancebau in den edelsten Formen. Im Hofe des Landhauses befindet sich ein Prachtbrunnen, ein Meisterwerk der Kunstgießerei des sechzehnten Jahrhunderts. Ueber ihm ist an der Mauer eine Gedenktafel angebracht, die an den Aufenthalt Johannes Keplers in Graz erinnert. Kepler war von den damals protestantischen Ständen Steiermarks 1593 an die ständische Schule, aus der sich dann später die Universität Graz entwickelte, als Professor der Mathematik berufen worden und lebte in Graz bis Oktober 1600. Die Protestantenverfolgung vertrieb ihn wie so viele andre. Neben dem Landhaus, dicht daran angebaut, steht das Landeszeughaus, dessen Portal, in deutscher Renaissance des siebzehnten Jahrhunderts ausgeführt, auffällt. Das Landeszeughaus enthält heute noch ein vollständiges Depot von Waffen des siebzehnten Jahrhunderts für eine Armee von 30000 Mann, das Heer der damaligen steirischen Stände; für Waffenliebhaber ist dieses Depot eine wahre Augenweide.

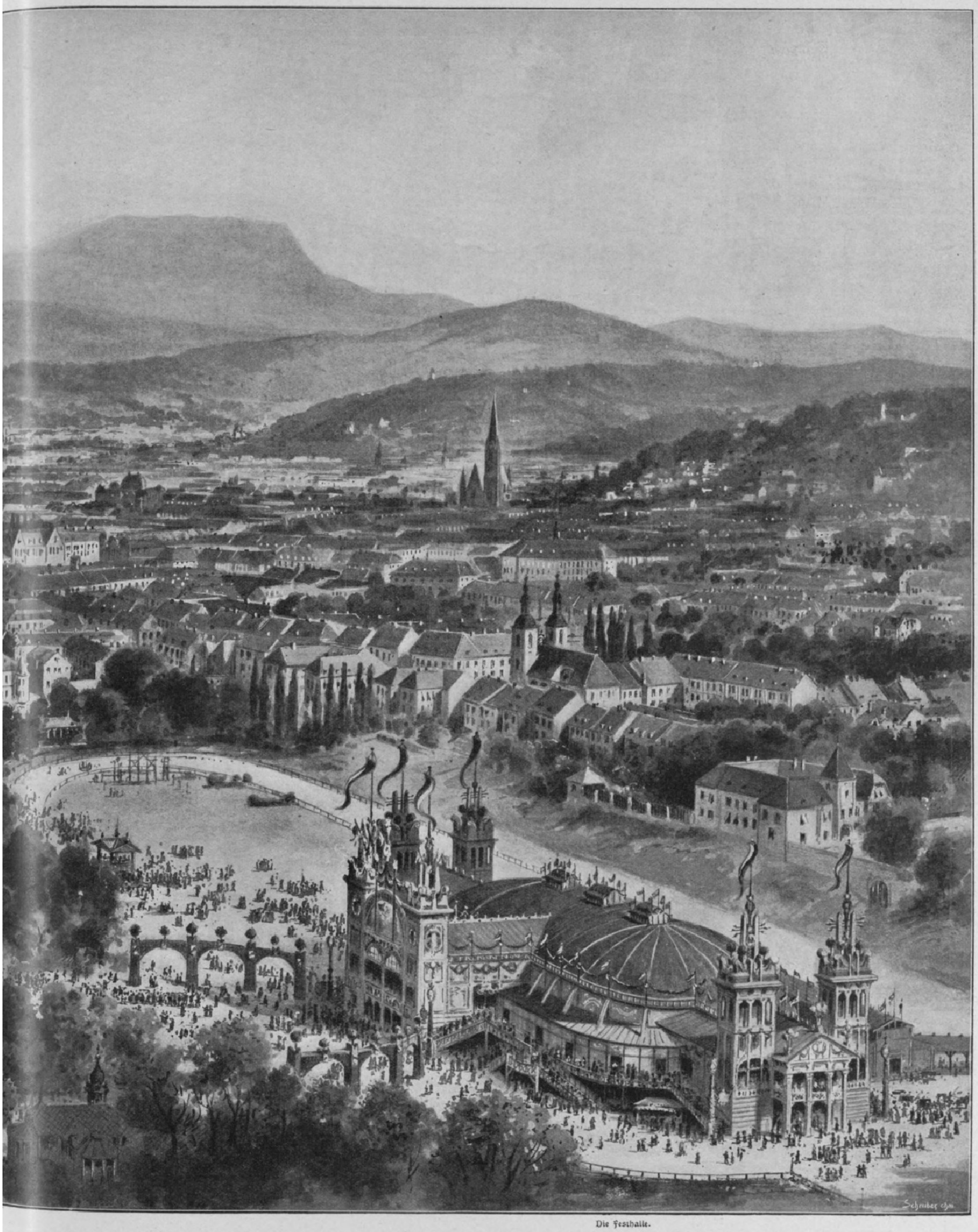
Im Landhaus ist auch der gemütliche, trauliche Landhauskeller untergebracht, dessen Wände Landschaftsbilder aus Untersteiermark tragen und in dem der funkelnde steirische Wein allein geschenkt wird. Freundliche Weinstuben giebt's überhaupt zahllose in der Stadt. Außer dem Landhauskeller sei da noch des Kleineschеggischen in der Herrengasse gedacht, dessen Wände Bildnisse und Sprüche steirischer Dichter zieren. Ueber Mangel an guten Tropfen wird sich in Graz kein Weintrinker beklagen können, und man merkt's, daß man in einem Weinlande ist, denn gar häufig streckt der Weingott seine Zeichen in den engsten Gassen der alten Stadt aus. Aber freilich, ein rechtes Dichterland muß auch ein Weinland sein — ein Dichterland nämlich, wo die Poesie sozusagen in der Luft liegt und über die Leute ihren milden Schimmer mit ausgießt, ob sie wollen oder nicht. Zum gartenfrischen Charakter der Stadt paßt sich's auch trefflich, daß man überall auf bunte Mützen und jugendfrohe Gesichter trifft. Graz hat nämlich zwei Hochschulen, die schon erwähnte Universität und eine technische Hochschule; es ist also eine Studentenstadt und hat dem Charakter als solcher Ehre gemacht. Giebt es doch Leute, die es das österreichische Heidelberg genannt haben, ein Vergleich, der nicht unzutreffend ist. Es fehlen bloß die gelangweilten Engländer, die man in der Neckarstadt antrifft, und freilich auch der herrliche Schloßbau. Dafür aber halten wir den Ausblick vom Schloßberge in Graz für großartiger, und so hat denn der liebe Gott schon für Ersatz gesorgt.

Uebrigens ist der Schloßberg nicht der einzige Berg der Umgebung, der einen herrlichen Rundblick bietet. Mit ihm wetteifern der Rainerkogel, der Rosenberg, die Platte und der Ruckerlberg, alles villenreiche und waldige Kegel, die sich um die Stadt lagern. Und auch Schlösser giebt es genug in der Umgebung: das reizende Hallerschlössel auf dem Ruckerlberg, das eine Zeitlang der Wohnsitz des liederreichen Franz Schubert war, das Schloß Thal, das mitten im Walde liegt, die Ruine, das neue Schloß Göfting und nicht zu vergessen das prächtige Schloß Eggenberg am Fuße des Plawutsch und viele andre. Eine wirkliche Wohlthat für die Stadt Graz wurde die Einrichtung der elektrischen Straßenbahnen — denn kaum ein Ort weist so viele besuchenswerte Thäler auf als die Murstadt, deren Umgebung heute nach allen Seiten von solchen Bahnen erschlossen ist. Man fährt nach dem Hilmteiche, nach der Wallfahrtskirche Maria Trost, von wo der Aufstieg auf die Platte oder den Schöckel unternommen werden kann, nach Puntigam, das durch sein Bier bekannt ist, nach Wetzelsdorf und Eggenberg, nach Andritz und nach Göfting mittels dieser Bahnen, und der Grazer kann in wenigen Minuten, nachdem er sein Zimmer verlassen, mitten im Walde sitzen. Diese die Umgebung zu einem unendlichen Parke gestaltende Lage der Stadt inmitten von waldreichen Hügeln, hinter denen sich im Norden die immer höher ansteigenden Berge erheben, hat Graz zu einem Tuskulum der ruhebedürftigen Pensionäre gemacht, und man hat es mit gutmütigem Spotte wohl auch Pensionopolis genannt. Die werten alten Herren haben aber dafür, daß ihnen die Stadt so freundlichen Aufenthalt bot, dankbar sie selber in die Pflege genommen, und manche gute Anregung ist gerade durch die Herren im Ruhestande gekommen und durchgeführt worden. Der Lieblingsaufenthalt der Grazer, der Stadtpark, steht in ihrer besonderen Hut. Für Graz ist dieser Park mitten in der



Graz in Steiermark, die deutſ

Nach einer Zeichnung vo



Die Festhalle.

Sängerbundesstadt von 1902.

ois Kasimir. (Text S. 841.)

Stadt, in dessen Hintergrunde der reich bewaldete Schloßberg sich erhebt, das, was für den Hamburger das Alsterbassin — einfach unbezahlbar, ein Kleinod, eine gemeinsame große Freude im Sommer und Winter. Er ist kaum zu beschreiben; charakteristisch für ihn ist seine Fortsetzung durch den Schloßberg, der ihm mit seinem reichen Grün einen wirkungsvollen Hintergrund verleiht. Der Park beherbergt eine reizende Figur des steirischen Bildhauers Hans Brandstetter, die „Waldlilie“, dann ein Denkmal des Begründers des Parkes, des Altbürgermeisters Frank, das schon erwähnte Denkmal des Dichters Anastasius Grün, ferner eine Schillerbüste und endlich einen Monumentalbrunnen, denselben, der in der Wiener Weltausstellung von 1873 den Mittelpunkt des Rotundenbaues bildete.

Nicht vergessen soll werden, daß im Stadtpark auch eine Bismarck-Eiche gepflanzt ist, wie ja Graz auch einen am Ausgang der Herrengasse gelegenen Bismarckplatz hat. Daraus kann man schließen, daß in Graz nicht nur deutsch gesprochen, sondern auch deutsch gedacht wird. Es pulsiert ein frisches geistiges Leben in der Stadt, und man träumt nicht bloß, man schafft auch, so einladend zum Herumschweifen die Umgebung auch lockt. Robert Hamerling, der seine Steirer wohl kannte, hat von ihrer Hauptstadt und ihnen gesungen:

„Sei gegrüßt du meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt,
Du ruhst wie ein pranger Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruhst du auf grünenden Auen
Du Perle der Steiermark:
Voll Seele deine Frauen
Und deine Söhne voll Mark.

Fr. Sueti.

„Wer zuletzt lacht . . .“

Eine lustige Wilddiebsgeschichte

von

Fritz Skowronnek.

Sie hatten sich gesucht und gefunden, wie der Volksmund sagt. Es gab auch kaum zwei Naturen in der ganzen Welt, die so vollständig zu einander paßten wie der Forstmeister Schrader und der Gutsbesitzer Jacobsen. In vorgerücktem Alter erst hatten sie sich kennen gelernt, als der „Landwirt von der Waterkant“ nach Ostpreußen zog und dort das stattliche Rittergut Asturischken erwarb. Die Oberförsterei lag nur einen Hundeblaff vom Gutshof entfernt, und schon nach einigen Wochen waren die beiden Nachbarn unzertrennliche Freunde geworden.

Das erste, das sie einander näher gebracht hatte, war ihre Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Beide wandelten unbeweibt durch das Leben. Und gerade deshalb hatten sie so begründete Ursache zu ihrer Abneigung gegen den Teil der Menschheit, der von Verliebten und Dichtern immer noch als der schönere und bessere gepriesen wird. Denn sowohl der „Grünrock“ wie der „Klutenpedder“ — so pflegten sie sich gegenseitig zu benennen — hatte zur Leitung des Haushalts ein weibliches Wesen engagieren müssen. Und jeder mußte seine Ehelosigkeit mit aller Zähigkeit verteidigen, um nicht geheiratet zu werden. Der Forstmeister hatte in früheren Jahren jeder Jungfrau oder Witib, die bei ihm in Dienst trat, angekündigt, daß er sie rücksichtslos entlassen werde, wenn sie mit Augenklappern oder Seufzern sein mitleidiges Herz bestürmen würde. Nachdem er sieben entlassen hatte, ergab er sich in sein Schicksal und ließ sich schließlich sogar die Standreden gegen die Ehelosigkeit gefallen, die Fräulein Poweleit mit stets steigender Schärfe ihm zu halten pflegte.

Der „Klutenpedder“ behandelte sein Hauskreuz ganz anders. Denn auf dem Gutshof war er es, der die Standreden hielt. Er warnte sie vor den Irrwegen des Herzens und empfahl ihr die „Chaussee der Liebe“, die am Arme eines braven Gatten so angenehm zu wandeln sei. Aber damit nicht genug. Alle acht Tage schlug er ihr einen unbeweibten Jüngling aus der näheren oder weiteren Nachbarschaft als geeignetes Heiratsobjekt vor und pries dessen Charaktereigenschaften, die gerade ihn zu einer ehelichen Verbindung mit Fräulein Meyhöffer passend erscheinen ließen. Aber keiner der beiden Junggesellen konnte das Schicksal von sich abwenden, von tausend kleinen Nadelstichen gepeinigt zu werden. Erst als sie Nachbarn geworden waren, besserte sich ihr Los. Denn Schrader rühmte daheim Fräulein Meyhöffer, und Jacobsen rühmte Fräulein Poweleit als Muster einer sorgsamen Hauswirtin. Daraus entsprang nicht nur eine Todfeindschaft zwischen beiden Jungfrauen, sondern auch ein rühmlicher Wettstreit, bei dem die alten Knaben sich sehr wohl befanden.

Um so lebhafter konnten sie miteinander einen lustigen Krieg führen. Es waren eben zwei richtige Eulenspiegelnaturen, die außer dem edlen Weidwerk und der abendlichen Schachpartie kein größeres Vergnügen kannten als sich gegenseitig zu überlisten und zu foppen. Sieger im Kampfe blieb meistens der Grünrock, denn er besaß die seltene Gabe, bei jeder kleinen Teufelei, die er verübte, ganz ernst bleiben zu können. So hatte er eines Abends ganz harmlos beim Weggehen die Bemerkung fallen lassen, er habe gestern nacht auf dem Heimwege dicht hinter der Scheune Leute an den Kartoffelmieten gesehen. Der Gutsbesitzer, der natürlich sofort argwöhnte, daß seine eignen Taglöhner ihren Wintervorrat aus seinen Mieten ergänzten, hatte die ganze Nacht hindurch mit seinem Inspektor abwechselnd Wache gehalten und erst am Morgen zu seinem Aerger bemerkt, daß seine Mieten ganz unberührt dalagen und er wieder einmal, wie man zu sagen pflegt, „auf den Leim gekrochen war“. Und als er noch einige Male in dieser Weise gefoppt wurde, da sann er auf Rache. Aber sie mußte den Grünrock an seiner empfindlichsten Stelle treffen, und das war der Stolz auf die wohlgepflegte Jagd, die er wie seinen Augapfel hütete. Das war freilich nicht ganz leicht in einer Gegend, in der jeder Bauer und Eigenkätner ein Gewehr besaß und leidenschaftlich gern billiges Wildbret aß. Aber Schrader hatte es verstanden, den Wilddieben das Handwerk zu legen. Jeder Schuß, der in der ganzen Oberförsterei abgegeben wurde, stand unter genauer Kontrolle. Jeder Forstbeamte, der auf ein Wild schoß, und jeder, der den Knall hörte, verzeichnete genau Ort und Stunde, so daß es bei den häufigen Zusammenkünften leicht festzustellen war, von wem die Schüsse herrührten. Und der Forstmeister war, wie gesagt, auf seine Methode, die den Diensteifer seiner Beamten aufs höchste anspannte, sehr stolz.

Eines Tages fuhren die beiden Freunde zusammen nach der Stadt. Der Grünrock hatte einen Forstgerichtstag abzuhalten, der Klutenpedder wollte sich eine neue Mähmaschine ansehen, die der Fabrikant dem landwirtschaftlichen Verein des Kreises vorführen sollte. Am Nachmittag, als sie ihre Geschäfte besorgt hatten, saßen sie noch eine Stunde auf der Veranda des Hotels bei einer guten Flasche Rotspohn gemütlich beisammen. Der Forstmeister war in ganz vorzüglicher Laune. Er hatte mit seinen Förstern und Hilfsjägern die Schußlisten verglichen und festgestellt, daß schon seit geraumer Zeit in der ganzen Oberförsterei kein Schuß von einem Unbefugten abgegeben worden war. Mit berechtigtem Stolz sprach er davon zu Jacobsen, der lächelnd dazu den Kopf schüttelte.

„Weshalb schüttelst du den Kopf?“

„Weil ich deine Methode für ganz unpraktisch halte.“

„Du willst doch damit nicht sagen . . .?“

„Ja, ich meine, daß alle Wilddiebe der ganzen Umgegend nicht einen Schuß Pulver wert sind. Ein geschickter Kerl könnte dir jeden Tag einen Bock oder einen Schwarzkittel wegschießen. Ich zum Beispiel wollte mich anheischig machen . . .“

„Lieber Klutenpedder! Du bist ein ganz ausgezeichneter Landwirt, wenn du auch in moderner Beziehung aus der Art geschlagen bist oder noch nicht gelernt hast, über deine fürchterliche Notlage zu jammern. Du schießest auch eine ganz gute Kugel, aber das Kunststück kriegst du nicht fertig, mir einen Rehbock wegzuschießen, ohne daß du dabei ertappt wirst.“

„Wollen wir wetten?“

„Mit Vergnügen. Hier meine Hand! Was soll's gelten?“

„Na, ich denke: drei Blaue für das hiesige Waisenhaus. Aber ich habe meine Bedingung dabei. Du darfst deinen Beamten nicht sagen, daß ich wildern will, darfst sie nicht scharf machen. Einverstanden?“

„Topp, es gilt.“

Der Gutsbesitzer zog seine Börse. „Was macht die Taxe für einen Rehbock.“

„Zwanzig Mark.“

„Hier ist das Geld für ein halbes Dutzend und drei grobe Sauen. Bitte um eine Quittung darüber. Das Geld für die Stücke, die ich nicht schieße, geht natürlich auch ans Waisenhaus. So, und nun noch eins: du giebst mir natürlich einen Erlaubnisschein, damit ich vor deinen Beamten bei einem etwaigen Mißerfolg nicht als Sünder dazustehen brauche.“

„Mit Vergnügen.“

Dem Forstmeister war bei dem Handel doch unbehaglich zu Mute. Ihn quälte der Gedanke, wo sich in seinem Jagdschutz die Lücke finden könnte, die der Klutenpedder entdeckt haben mußte, weil er sonst nicht so zuversichtlich auftreten würde. Aber er konnte sich auf seine Heideläufer verlassen, und wenn er selbst in der nächsten Zeit sich etwas Mühe gab, dann mußte Freund Jacobsen die Wette schmählich verlieren. Oder sollte die ganze Sache nur auf eine kleine Neckerei hinauslaufen? Dann mußte von vornherein vorgebeugt werden. Der Forstmeister ließ sich also Tinte und Feder bringen und schrieb den Erlaubnisschein. Als er ihn dem Freunde überreichte, meinte er dabei:

„Ja, aber du mußt doch auch den Nachweis führen, daß du einen Bock oder eine Sau geschossen hast, damit die Wette zum Austrag kommt.“

„Selbstverständlich. Und dann möchte ich dir noch einen Vorschlag machen. Es ist doch üblich, daß die Forstbeamten für jeden Wilddieb, den sie fangen, eine Belohnung erhalten, entweder vom Jagdschutzverein oder von dem Jagdherrn selbst . . .“

„Natürlich, ja! Aber . . .“

„Wirst gleich hören, was ich will! Sollte ich die Wette verlieren, so müßtest du doch anstandshalber dem betreffenden Beamten eine Belohnung ‚spendieren‘, wie ihr Ostpreußen sagt. Das kann ich von dir nicht verlangen, es ist also nur selbstverständlich, daß ich dir für diesen Zweck noch einen Blauen zur Verfügung stelle. Und nun wollen wir austrinken, ich habe noch eine Kleinigkeit in der Stadt zu besorgen.“

Der Forstmeister merkte den Hohn, aber er schwieg und dachte: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten!‘ In den nächsten acht Tagen jedoch sah es nicht so aus, als ob der Grünrock über seinen Freund und Widersacher triumphieren würde. Sowohl morgens wie abends und manchmal auch mittags fielen Schüsse im Revier, deren Ursprung nicht zu ergründen war. Nach dem Schall zu urteilen, stammten alle diese Schüsse aus einem und demselben Gewehr, wahrscheinlich aus einem alten Einläufer von gewaltigem Kaliber. Einige Male hatten die Forstbeamten das schreckliche Krachen in allernächster Nähe vernommen, aber wenn sie spornstreichs hinzueilten, fanden sie höchstens ein beerenlesendes Weib oder einen Jungen, der mit freundlichem Grinsen die Auskunft gab, er hätte wohl den Schuß gehört, doch niemand gesehen. Dem Forstmeister war die Geschichte vollends unerklärlich; er hatte tagaus, tagein den Gutshof von früh bis spät beobachtet und wußte ganz genau, daß Jacobsen zu Hause war, wenn die Schüsse fielen. Der „Zweck der Uebung“ freilich war ganz klar: die Forstbeamten sollten mürbe gemacht werden. Nervös waren sie schon geworden!

Zum Ueberfluß hatte sich bei der letzten Kontrolle der Schußlisten noch die Thatsache ergeben, daß an einem der letzten Tage mittags ein Schuß gefallen war, der nur aus einer modernen Expreßbüchse stammen konnte. Keinem der drei Beamten, die den Schuß gehört hatten, war er verdächtig erschienen. Der Forstmeister freilich wußte ganz genau, daß niemand anders als Jacobsen geschossen haben konnte. Und richtig: gegen Abend brachte ein Junge vom Gutshof die Einladung zum „Festbraten“, wie der Nachbar schrieb. Den Grünrock kostete es große Ueberwindung, bis er sich zu dem Gang entschloß, aber er mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen.

Der Klutenpedder empfing seinen Freund so höflich und unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Nur als zum Abendbrot eine Rehkeule auf dem Tisch erschien, sagte er mit ironischem Lächeln: „Der Erste“. Mit Mühe bewahrte der Forstmeister seine Ruhe, obwohl ihm jeder Bissen im Munde quoll. Erst als sie allein im Zimmer waren und die Figuren zur gewohnten Schachpartie aufstellten, brach er los:

„Du, Jacobsen, wenn du es bloß auf einen Ulk abgesehen hast, dann will ich mich für besiegt erklären.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, ich meine, du hast die Rehkeule in der Stadt gekauft und . . .“

„Halt, Grünrock! Du hast eine falsche Fährte angenommen! Der Rehbock ist gestern noch in der Oberförsterei Asturischken auf seinen Schalen herumspaziert und eigenhändig von mir erlegt worden. Dafür habe ich einen Zeugen. Und hier ist das Gehörn! Ein strammer Sechserbock . . . bis oben hin geperlt und schön ausgereckt. Du kannst deine Wette schon verloren geben.“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Na, denn nicht. Aber es würde mir leid thun, wenn du die Sache tragisch nehmen solltest. Uebrigens, wenn du reinen Mund halten willst, können wir den nächsten Bock zusammen schießen. Es wird uns niemand sehen und hören . . .“

„Haha! Ein Oberförster, der in seinem eignen Revier wilddiebt.“

„Nicht wahr, die Sache ist komisch? Beinahe so komisch, als wie wenn er einen Festbraten verspeist, von dem er weiß, daß er in seinem Revier — na, sagen wir ruhig — gewilddiebt ist.“

Nur eine Partie Schach hatten die beiden Freunde an jenem Abend miteinander gespielt, und der Grünrock war dabei fuchsteufelswild geworden. Denn sein Gegner hatte bei jeder Figur, die er ihm nahm, eine anzügliche Bemerkung gemacht, und zuletzt die Dame, die stark bedroht war, mit einer Bezeichnung belegt, die in der Jägersprache wohl für ein starkes Wildschwein üblich ist, aber für eine Schachfigur, die man auch „Königin“ zu nennen pflegt, durchaus nicht passend genannt werden kann.

Acht Tage später waren die Forstbeamten sämtlich in der Oberförsterei versammelt, um die Schußlisten zu vergleichen. Es waren wieder mehrere der unerklärlichen Böllerschüsse gefallen und außerdem zwei Büchsenschüsse, deren Ursprung nicht festzustellen war. Der Forstmeister wütete und tobte, denn er hatte zweimal in der vergangenen Woche die Einladung zum „Festbraten“ erhalten; aber er hatte sich ja selbst die Hände gebunden und konnte seine Beamten nicht auf die richtige Spur setzen. Die Förster waren gegangen, nur ein junger Hilfsaufseher, der erst vor kurzem vom Bataillon gekommen war, stand noch an der Thür, als ob er ein Anliegen hätte, mit dem er sich nicht recht herauswagte. Wo möglich wollte der „Windkutscher“, wie der Forstmeister ihn zu nennen pegte, nochmals um die Erlaubnis einkommen, mit dem Rad im Revier spazieren fahren zu dürfen. Der alte Grünrock konnte dies moderne Vehikel nicht leiden. Er war, nicht ganz mit Unrecht, der Meinung, daß ein Mensch, der auf dem Rade dahinrast, nicht Zeit behält, seine Augen nach allen Seiten umherschweifen zu lassen, wie es jeder rechtschaffene Forstmann thut, wenn er durch den Wald wandert.

„Na, was wollen Sie noch, Heidmann?“

„Herr Forstmeister, es ist eine heikle Sache ...“

„Raus mit der Sprache!“

„Herr Forstmeister, ich glaube, ich kenne den Wilddieb.“

„So, das wäre ja sehr erfreulich!“

„Ja, es ist mir nur peinlich, es auszusprechen; der Herr ist mit Ihnen befreundet ...“

„Zum Teufel, Herr, was denken Sie! Und wenn es mein eigner Bruder wäre!“

Der Hilfsaufseher riß die Hacken zusammen. „Zu Befehl, Herr Forstmeister, ich werde mich danach richten. Dann muß ich aber gehorsamst bitten, daß mir der Gebrauch des Rades im Revier gestattet wird.“

„Wieso? Wie hängt das zusammen?“

„Der Herr ... na ja, ich meine Herrn Jacobsen ... fährt mittags mit einem leichten Wagen und vorzüglichen Pferden durchs Revier und schießt vom Wagen. Zweimal habe ich ihn gesehen, wie er wohl gerade den Bock geholt hatte und wegfuhr ...“

„Na, dann versuchen Sie's mal mit dem Rad. Und wenn Sie den Herrn ... ich wollte sagen den Wilddieb fassen, dann giebt's einen blauen Lappen zur Belohnung ...“

Am andern Tage gegen Mittag kam der Klutenpedder an der Oberförsterei vorbeigefahren, ließ halten und fragte seinen Freund, der im Garten saß, ob er nicht mitfahren wolle. Er hätte sich in Gehlweiden mit ein paar Bekannten verabredet. Der Forstmeister dankte und schützte ein dringendes Amtsgeschäft vor. Mit geheimer Freude sah er dem Davonfahrenden nach. Wenn Heidmann auf dem Posten war, dann konnte das heute noch ein sehr vergnügtes Wiedersehen geben.

Der Wagen, auf dem Herr Jacobsen saß, rollte indes ganz gemächlich auf der prächtigen Chaussee, die durch den Wald führt, dahin. Der Gutsbesitzer hatte bereits die zerlegte Büchse zusammengefügt, geladen und unter dem Schutzleder geborgen. An der ersten Schonung bog der Wagen ab. Es war ein ganz junger Schlag Fichten, stellenweise von dichtem Himbeerstrauch und hohem Gras bedeckt. Da standen zu jeder Zeit des Tages einige starke Böcke. Und wenn sie mittags plätzten, dann brauchte der Kutscher nur mit der Peitsche zu knallen, um sie hoch zu bringen. Wie gesagt, so geschehen. Der alte Johns ließ die beiden Trakehner langsam gehen und knallte ab und zu, daß der Wald schallte. Nach kurzer Fahrt wurden nicht weit vom Wege ein paar Rehe hoch, ein braver Bock dabei. Der Gutsbesitzer trat vorsichtig aus dem Wagen und hob die Büchse, während das Wild dem davonrollenden Gefährt nachäugte. Fünf Minuten später war der Bock erlegt und samt dem Gewehr im Wagenkasten geborgen. Herr Jacobsen saß vergnügt in den Polstern zurückgelehnt und dachte darüber nach, wie leicht es doch wäre, einem Oberförster die Rehböcke wegzuschießen ...

Der Hilfsaufseher Heidmann hatte die ganze Zeit über am Bergeshang gesessen und mit seinem Doppelstecher die Scene beobachtet. Sein Rad lag neben ihm im Grase. Er würde es gar nicht einmal brauchen, denn der Wagen mußte ja auf dem Rückwege an ihm vorüberkommen.

Doch nein, er bog rechts ab, nach Gehlweiden zu ... Eine Minute später saß der junge Mann auf dem Stahlroß und sauste dem Wagen nach. Es dauerte nicht lange, bis er ihn so weit eingeholt hatte, daß er die Insassen anrufen konnte. Aber anstatt zu halten, ließ der Gutsbesitzer die Pferde ausgreifen. Das wäre ja ein Hauptspaß, wenn der Heideläufer mit seinen Trakehnern um die Wette fahren wollte.

„Jons, laß laufen, was das Zeug hält.“

Und Jons ließ laufen, was das Zeug hielt, die Rappen fingen an, Schaum zu werfen, nach einer Viertelstunde sahen sie weiß wie Schimmel aus, aber der Radler blieb nicht nur nicht zurück, sondern holte von Minute zu Minute immer mehr auf.

„Jons, gieb Peitsche.“

„Herr, wir fahren die Pferde zu Schanden.“

Noch fünf Minuten schärfster Fahrt, dann waren die Gäule ausgepumpt. Im nächsten Augenblick sauste der Hilfsaufseher am Wagen vorbei, sprang ab und sperrte den Weg, indem er energisch Halt gebot.

„Weshalb haben Sie nicht gehalten, als ich Sie anrief?“

„Ich hatte keinen Grund dazu.“

„So? Na, das weitere wird sich finden. Sie haben in Jagen zwanzig einen Bock gewilddiebt und im Wagenkasten versteckt. Ich belege Ihr Fuhrwerk mit Beschlag. Und nun die Personalien. Bitte, wie heißen Sie?“

Der Gutsbesitzer schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das ist ein Irrtum von Ihnen, Herr Heidmann. Hier ist der Erlaubnisschein des Herrn Forstmeisters und hier die Quittung über sechs Böcke, die ich bereits bezahlt habe. Die Handschrift wird Ihnen wohl bekannt sein. Und nun darf ich wohl bitten, daß Sie mich nicht weiter behelligen.“

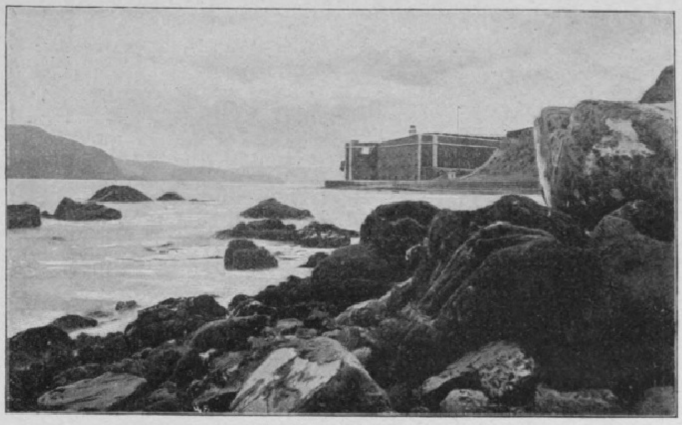
Einen Moment stutzte der junge Forstbeamte. Das war ja sehr sonderbar! Aber weshalb war der Gutsbesitzer vor ihm davongefahren? Eine kleine Strafe mußte er dafür haben.

„Bedaure sehr, Herr Jacobsen, Sie werden jetzt mit mir zur Oberförsterei fahren, denn die Sache ist noch immer verdächtig. Also bitte Kehrt und langsam vorwärts.“

Beiden Teilen war bei dem Handel etwas beklommen zu Mute. Der Klutenpedder ärgerte sich fürchterlich über das Gesicht, das der Forstmeister machen würde, wenn er den erwischten Wilddieb zu Gesicht bekäme, und der Heideläufer wußte nicht recht, ob er nicht statt des erhofften blauen Lappens eine ausgewachsene Nase nach Hause fahren würde ...

Eine Stunde später fuhr Heidmann auf seinem Rade von der Oberförsterei weg. Er konnte sich noch immer keinen Vers aus der ganzen Sache machen. Das waren doch ein paar ganz komische Käuze, die beiden! Der Forstmeister hatte lachend die Richtigkeit des Erlaubnisscheins bestätigt, lachend hatte der Gutsbesitzer seine Brieftasche gezogen und einen Hunderter hervorgeholt, der eine Minute später mit kräftigem Händedruck in den Besitz des Hilfsaufsehers übergegangen war. Und zum Schluß hatte Jacobsen ihn gebeten, sämtliche Kollegen zum Festbraten für den folgenden Abend nach dem Gutshof einzuladen.

War das eine fidele Kneiperei geworden! Am lustigsten war der Klutenpedder, der die Grünröcke einmal über das andre ersuchte, nur ja nicht in der Kontrolle der Schüsse nachzulassen. In den nächsten Tagen würde es noch oft im Revier knallen ... Und es knallte wirklich, bis der Hilfsaufseher Heidmann einen halbwüchsigen Bengel dabei erwischte, wie er gerade einen „Kanonenschlag“ losbrannte, den Herr Jacobsen seinerzeit in einer Handlung mit Salonfeuerwerk erstanden hatte. Seitdem lachten die Grünröcke.



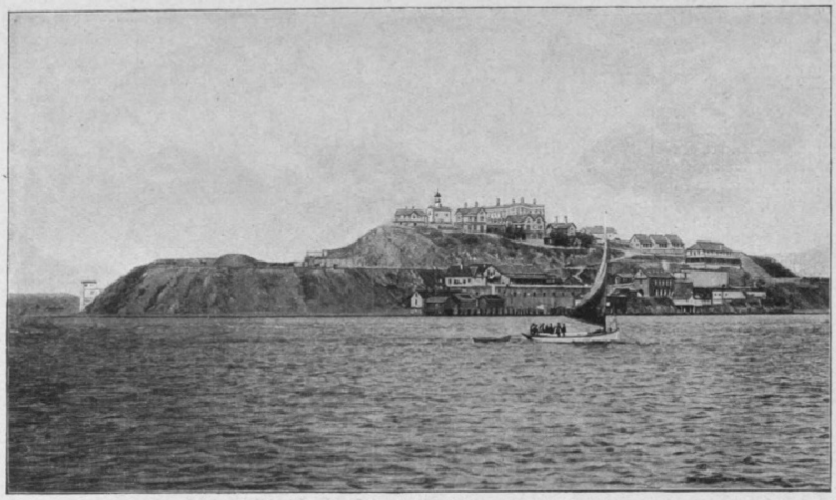
Fort Point und Golden Gate.

Ein Besuch der kalifornischen Festungsinseln.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 851.)

Durch ein besonderes Empfehlungsschreiben ward uns Erlaubnis, eine Fahrt mit dem Regierungsboote der Vereinigten Staaten, dem kleinen Dampfer „General Mac Dowell“, auf der San Francisco-Bucht zu machen. Der Kapitän John H. Stoven, der uns auf das freundlichste empfing, erzählte uns, daß er, ein geborener Schleswig-Holsteiner, seit 19 Jahren täglich zweimal die befestigten Plätze der Bucht mit Mundvorrat versehe, und daß das Regierungsboot einzig dazu und zum Soldatentransport benutzt werden dürfe. Diesmal war nur ein Soldat auf Deck in der gewöhnlichen blauen Marineuniform der Festungssoldaten, deren gleichfarbige Mütze den goldenen Adler des Reichs über dem Schild hat. Auf dem Oberdeck saß mit ausgebreiteten Flügeln der goldene Reichsadler, und über ihm wehte die amerikanische Flagge mit ihren 48 Sternen. Es giebt nur eine kleine Kabine im Dampfer, während der ganze untere Schiffsraum zu Transportzwecken benutzt wird.

Es war einer jener göttlich schönen kalifornischen Morgen, deren das Land ewigen Frühlings und Sonnenscheins so viele aufzuweisen hat, als uns die herrlich klare Luft den weiten Blick über das sich 60 englische Meilen nach Süden erstreckende Gewässer bis hinunter zum „Golden Gate“, dem Thorweg des Stillen Ozeans, gestattete. Es kann wohl kaum eine schönere Bucht auf der Welt geben, so reich an Mannigfaltigkeit der Scenerien. Immer herrlicher erglänzte das großartige Naturgemälde im strahlenden Sonnenschein. Auf dem Wasser funkelte es, als wenn aus seiner Tiefe von unsichtbaren Händen Tausende und Abertausende von Diamanten emporgeworfen würden und tänzelnd ihr Spiel trieben. Wie eine Königin thronte San Francisco am Hafen, und die ganze malerische Schönheit der Stadt spiegelte sich in den krystallenen Fluten ihr zu Füßen wieder. Die buntbemalten Häuserchen all der Küstenorte lugten durch das frische, junge Laubgrün der Bäume wie aufgestelltes Kinderspielzeug. Die wunderbar abschattierten Wellenformen der unabsehbaren Hügelkette des Contra Costa Range hoben sich plastisch vom lichtblauen Horizont ab. Bei jeder neu zurückgelegten Seemeile bietet sich auf dieser Fahrt ein andres fesselndes Bild dar. Auf dem ersten befestigten Hafenplatz, Black Point, wo wir landeten, war nichts Besonderes zu sehen. Interessanter ist die zweite Station, der berühmte „Presidio“. Hier sieht es ganz kriegerisch aus. Auf weiten Grasflächen stehen Hunderte von Zelten, und die ganze Küste ist mit Kanonen besetzt. Imposant ist das große, neue Krankenhaus, in dem nach dem spanisch-amerikanischen Kriege 5000 Verwundete zu gleicher Zeit verpflegt wurden. Aeußerlich gleicht es einem herrlichen Palast, und die innere Einrichtung ist musterhaft; jede praktische neue Erfindung hat man sich hier zu nutze gemacht. Von hier verließen wir die Küste und fuhren der Insel Alcatraz zu, die, mitten in der Bucht, Golden Gate gerade gegenüber liegt. Obgleich die kleinste der Festungsinseln, hat sie doch eine hohe Bedeutung, denn hier befindet sich das Militärgefängnis. Zurzeit sind 200 Gefangene auf Alcatraz, viele davon für Lebenszeit. Die Insel besteht aus zwei übereinander gelegenen, von der Natur geschaffenen

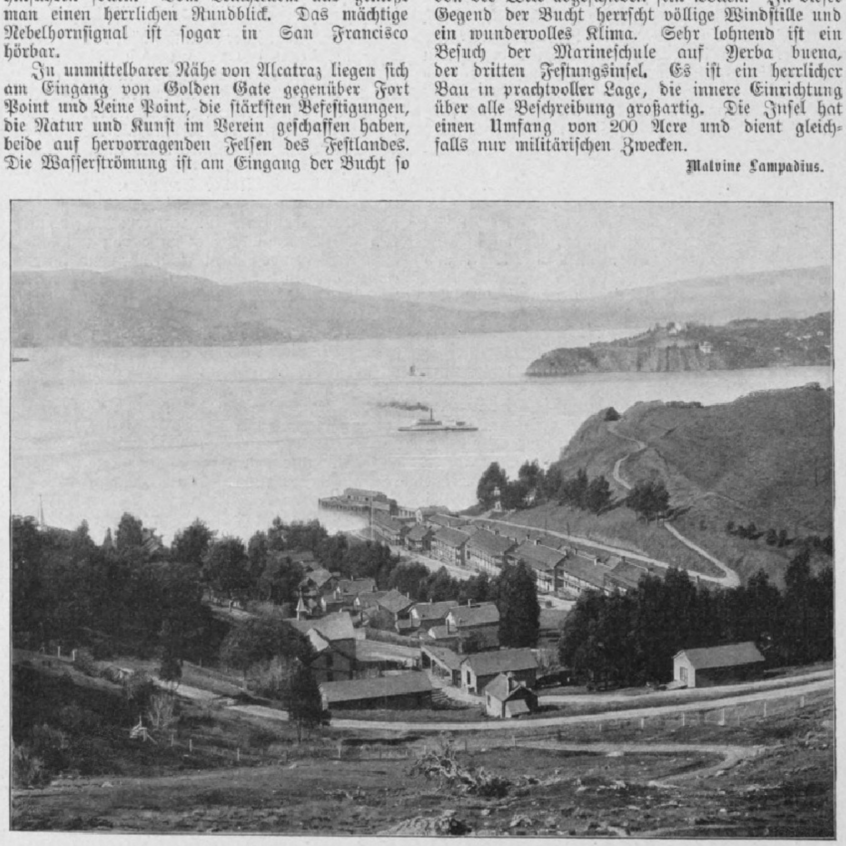


Die Insel Alcatraz.

Bergterrassen. Hier befinden sich die Offiziers- und Soldatenwohnungen für ein Bataillon Artillerie und acht Offiziere. Es war ein trauriger Anblick, als vom Hügel herab ein Zug Gefangener marschiert kam, eskortiert von Wachen, die nicht nur Flinten, sondern auch geladene Revolver trugen und deren Gürtel ringsum mit Schießmaterial ausgefüllt waren. Die Gefangenen haben die Aufgabe, bei jeder Landung des Regierungsbootes die Schiffsladungen für die Insel ans Land zu befördern. Außerdem werden sie auf der Insel beschäftigt in allerhand Werkstätten, als Schuhmacher, Schneider, Tischler, Bäcker, Fleischer u. s. w. Da die Insel kein eignes Wasser besitzt, hat sie ein großes Bassin, das 200000 Gallonen Wasser aufnehmen kann. Das Regierungsboot bringt täglich zweimal Wasserzufuhr. Es war interessant zu sehen, wie das Wasser aus dem Boote gepumpt und durch einen Riesenschlauch in das Bassin befördert wurde. Die Insel hat große unterirdische Pulvermagazine und viele geheime unterirdische Gänge, die unter der Bucht hinführen sollen. Vom Leuchtturm aus genießt man einen herrlichen Rundblick. Das mächtige Nebelhornsignal ist sogar in San Francisco hörbar.

In unmittelbarer Nähe von Alcatraz liegen sich am Eingang von Golden Gate gegenüber Fort Point und Leine Point, die stärksten Befestigungen, die Natur und Kunst im Verein geschaffen haben, beide auf hervorragenden Felsen des Festlandes. Die Wasserströmung ist am Eingang der Bucht so stark, daß die größten Dampfer von den Wellen hin und her geworfen werden wie Nußschalen und die an den Forts anbrausende, schäumende Brandung ein Geräusch wie von beständigem Donnergrollen verursacht. Zutritt zu diesen Festungen wird niemand gewährt, der nicht zum Militär gehört, dagegen durften wir uns auf Angel Island, der größten der drei von Soldaten besetzten Inseln, aufhalten. Die „Engelsinsel“ macht einen durchaus friedlichen Eindruck mit ihren blumigen Bergesmatten, den herrlichen hohen Palmenbäumen, den lieblich gelegenen Cottages der Offiziere und den komfortabeln Soldatenbaracken. Eine breite, schön angelegte Fahrstraße führt 6 Meilen um die ganze Insel herum, deren Hügel und Felsen von beträchtlicher Höhe sind. Von einem dieser Hügel genossen wir den Blick auf ein großes, weites Panorama hinüber nach dem Stillen Ozean. Vor uns lag die liebliche Halbinsel Belvedere mit den schwimmenden Archen in Front, Seeresidenzen für Sommerfrischler, die Seeluft aus erster Hand atmen und von der Welt abgeschieden sein wollen. In dieser Gegend der Bucht herrscht völlige Windstille und ein wundervolles Klima. Sehr lohnend ist ein Besuch der Marineschule auf Yerba buena, der dritten Festungsinsel. Es ist ein herrlicher Bau in prachtvoller Lage, die innere Einrichtung über alle Beschreibung großartig. Die Insel hat einen Umfang von 200 Acre und dient gleichfalls nur militärischen Zwecken.

Malvine Lampadius.



Die Engelsinsel in der Bucht von San Francisco mit den Soldatenbaracken.

Der alte Kirchhof.

Da draussen vor dem Städtchen liegt
Ein alter, wunderschöner Garten,
Von grünen Hecken dicht umschmiegt,
Nie sah ich Menschen seiner warten.

Ein Gitterthor mit Schnörkelei'n
Führt zu dem weltvergessnen Orte.
Es knirscht der Sand. Ich trete ein,
Schwer fällt ins rost'ge Schloss die Pforte.

Kaum find' ich noch der Wege Spur,
So dichtverwachsen sind die Gänge.
Die Sonne selbst bricht mühsam nur
Durch dieser Wildnis hold Gedränge.

Der blaue Flieder duftet schwer,
Cypressen starren, düstre, schlanke,
Und schwebend spinnt sich hin und her
Der Rosen duftendes Geranke.

Viel gift'ges Kraut am Boden kriecht,
Nachtschatten lauert dort im Kühlen,
Ein müder, weisser Falter wiegt
Sich in der Sommerluft, der schwülen.

Es liegt ein Duft um dies Revier,
Ein fremder Duft, ein dumpfer, weher —
Mich schaudert's plötzlich eigen hier —
Der weisse Falter zittert näher.

Es ist so still. Ich bin allein.
Kaum hört man fern den Schlag der Uhren,
Da stösst mein Fuss an einen Stein
Mit einer Schrift verwischten Spuren.

„Hier ruht in Gott —“ les' ich. Es rankt
Sich ringsum Epheu, dichter, alter,
Ein ruheloses Seelchen schwankt
Darüber hin: der weisse Falter.

Gertrud Freiin le Fort.

Pariser Sommermoden.

(Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger, Paris, im Verlag der Neuen Phot. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.)

Alle schweren Seidenstoffe, wie Chiffon und echte Spitzenkleider, die bisher so überaus modern gewesen, sind für diese Sommersaison von der Straße ganz verbannt. An ihre Stelle traten Voile, Etamine, Louisine, Leinen mit ganz besonders hübscher Wirkung.

Zunächst führen wir unsern verehrten Leserinnen ein elegantes Gartenkleid im Bilde vor: eine hübsche Prinzeßrobe aus hellgelbem Voile. Den unteren Rand des Rockes bedecken dreimal übereinander zierliche Rüschen aus gelbem Chiffon. Vorn und rückwärts in spitzen Zacken verlaufend, ziehen sich bogenförmig gewölbte Zwischensätze aus echter, alter irischer Spitze über das Gewand, besonders die in Falten gezogene, herzförmig ausgeschnittene Taille wie ein großes Herz umrahmend, was sehr originell wirkt. Die durchbrochenen Spitzenärmel sind mit einer graziösen kleinen Stoffpuffe der Taille angeheftet.

Wie oft begegnet man der Ansicht, daß unsre Ahnen und Urahnen weniger schön gewesen wären als die heutige Generation. Und doch wie weit gefehlt! Betrachtet man aufmerksam eine alte Miniature, ein fast schon verblichenes Daguerreotyp, so findet man den gleichen Liebreiz, wie er heutzutage so vielen gottbegnadeten Menschen ins Gesicht gezeichnet ist, aber gedämpft oder entstellt durch geschmacklose Frisuren, unvorteilhafte Kleidung! Darin liegt eben das ganze Geheimnis, daß sich die moderne Frau besser und mit mehr Geschmack frisiert und kleidet. Wirft man einen Blick auf das an zweiter Stelle von uns wiedergegebene reizende Zeulinsche Modell, so muß man sich gestehen, daß es schlechterdings fast unmöglich ist, in ihm nicht hübsch auszusehen! Die duftigen weißen Chiffonwellen der Reuniontoilette für Baden-Baden umschmiegen mit größter Einfachheit und doch ausgesuchter Eleganz die Gestalt. Nur am oberen Teil der Taille ist durch Zierstiche, aus Goldfäden gefertigt, eine Art diskreter Garnitur hergestellt, so daß die volle Wirkung der unvergleichlich hübschen Sortie aus heliotropfarbenem Seidenmusseline zur Geltung kommen kann. Der dolmanartige Umhang, in Falten gebrannt, ist von einer breiten gauffrierten Rüsche umgeben. Eine zweite teilt in gerader Linie noch einmal das graziöse Wunderwerk, dessen weit abstehender Königin Elisabeth-Kragen von besonderem Raffinement zeugt. Er ist an der Innenseite mit flachen gelben Rosen und bräunlichen Blättern benäht, und vorwitzige Knospen fallen darüber hinaus. Der schwarze Gazehut mit Chantillyspitzen, Reiher und Perlenagraffe ist sehr chic.

Pastellblaues, durchsichtiges Leinengewebe auf gleichfarbenem Untergrunde bildet das Material



Prinzessrobe (Gartenkleid).



Robe von Vincent.



Erbsentüllkleid mit Blousentaille.

der eleganten Robe von Vincent. Der duftige Stoff ist in zahllosen Säumchen genäht, die nach der Figur gelegt sind. Bei dem weiten angesetzten Volant behalten sie vorn den gleichen Zwischenraum, während nach rückwärts der glatte Stoff sich mehrt durch größere Abstände der einzelnen Säumchen. Die Taille ist in lauter Querfalten, dem Rock entsprechend, abgenäht und hat einen vorn spitz verlaufenden, rückwärts durch eine Schärpe mit Enden begrenzten Gürtel aus weißer Taffetseide. Stolaförmig ist die ganze Taille bis über die halben, ebenfalls in Säumchen abgenähten Aermel mit einer köstlichen alten Venezianerspitze bedeckt. Die gleiche Spitze wiederholt sich an den Manschetten der Aermel und ist dem Rock als breiter Volant aufgesetzt.

Unser vorletztes Bild giebt eine sehr niedliche Empiretoilette wieder, besonders geeignet für eine Brautjungfer oder eine ganz junge Frau. Der weiße Voilestoff, auf rosa Taffetseidengrund, ist mit Längsstreifen aus Chantillyspitze vorn und rückwärts je zweimal besetzt und oben ganz faltenlos einem breiten rosa Altlasstreifen — fast wie eine Blumentopfhülle wirkend — angesetzt, den oben und unten Rankenstickerei aus grünen Pailletten ziert. Ein doppelter weißer Chantilly-Spitzenvolant mit grüner Paillettenborde als Abschluß umgiebt den Rock. Ueber die kleinen Puffärmelchen schlingt sich graziös ein fichuartiges Arrangement aus Chantillytüll mit den gleichen Spitzen, während eine Art Fangschnur mit dicken Quasten, aus gold-, grün und rosa Seidentresse geflochten, einen hübschen Abschluß bildet

Mit schweren Stoffen, in die Augen springenden Dessins, kostbaren Spitzen und wertvoller Posamenterie ist es einem geschickten Schneider ein leichtes, eine der sogenannten pompösen Staatsroben herzustellen. Weit schwieriger, aber auch weit raffinierter ist es — ein auserlesener Geschmack und Farbensinn sind Vorbedingung —, mit duftigem Material, ohne viel verschiedene Besätze und mit möglichst einfarbiger Tönung Effekte hervorzubringen, wie sie heute verlangt werden. Sommerlich und doch festlich und dabei überaus apart wirkt das zartblaue Erbsentüllkeid, das wir vorführen. In einer der Figur trefflich angepaßten Art und Weise sind die nach oben zu immer schmäler werdenden Tüllblenden dem langschleppenden Rock aufgesetzt. Ein blaues Sammetband ist einer jeden zwischengefügt und bildet Ton in Ton durch die Verschiedenartigkeit des Materials doch einen reizvollen Kontrast. Dem Rock entsprechend ist die Blusentaille gehalten. Wie eine Art Bolero ist der Tüll über weißem Musselin-Chiffon garniert, aus dem auch ein mit Spitzen umrandetes Marie Antoinette-Fichu gebildet ist, das links seitwärts mit blauen Sammetschlupfen den Schluß verdeckt. Unterhalb der Achselgarnitur aus Tüll und Sammet fällt ein volantartiges Aermelchen, von à jour-Sammetband gehalten.

A. v. R.



Empiretoilette.



Reunionstoilette mit dolmanartigem Umhang.

In den Bergen.

Gieb mir von deiner herben Kraft,
Du frische Heimatserde,
Damit im heissen Lebenskampf
Ich endlich Sieger werde!

Mit Waldhauch würze meinen Geist,
Hüll mir in Schnee die Sinne,
Dass nicht in lauer Sehnsuchtsnacht
Mein ganzer Mut zerrinne!

Trag mich empor zur Gletscherwand
Auf stolzen Adlerschwingen,
Wenn tief im Thal zur Alltagsnot
Die Alltagsglocken klingen.

Dort, in der Reinheit weissem Reich
Find' ich mein Bestes wieder,
Aus toter Weltglut steigen frei
Die sonnenhellsten Lieder.

Sophia von Khuenberg.

Litteratur.

Eugen Kilian, der Regisseur und Dramaturg des Karlsruher Hoftheaters, hat Goethes „Götz von Berlichingen" nach der Originalausgabe von 1773 für die Bühnenaufführung eingerichtet und diese Bearbeitung in der Schulzeschen Hofbuchhandlung (A. Schwartz) zu Oldenburg erscheinen lassen. Die bisherigen Versuche, bei der Aufführung des Götz wenigstens in einer Reihe von Einzelheiten auf die alte Dichtung zurückzugreifen, blieben mehr oder minder auf halbem Wege stehen und ließen durch die Verschmelzung der Ausgaben von 1773 und 1804 vor allem die Einheit des künstlerischen Stiles vermissen. Das Unternehmen Otto Devrients, den ersten Entwurf von 1771 zur Aufführung zu bringen, war ein interessanter litterarischer Versuch, dem aber kein dauerndes Leben beschieden sein konnte, da er statt der künstlerisch ausgereiften Fassung von 1773 die geniale, aber unfertige Skizze auf die Bühne stellte. In der Einrichtung Kilians, die den Aufführungen des Werkes am Hoftheater in Karlsruhe zu Grunde liegt, wird zum ersten Male der Versuch unternommen, unter völliger Preisgabe der Goetheschen Theaterbearbeitung von 1804 zum Götz von 1773 zurückzukehren und das Stück somit in der Form vorzuführen, in der es bei seinen ersten Darstellungen unter Koch und Schröder im Jahre 1774 vor die Zeitgenossen des Dichters trat. Das Buch giebt auch die vollständige Inscenierung des Stückes und umfassende Anweisungen für die Darstellung.

— Einen eigenartigen Konflikt behandelt Ursula Zöge von Manteuffel in ihrem zweibändigen Roman „Zur linken Hand" (Dresden, E. Pierson). Die Heldin ist die morganatische Gemahlin eines jüngeren Prinzen aus mitteldeutschem Herzogshause und führt an der Seite ihres Gatten jahrelang ein reich beglücktes Leben, bis eine besondere Verkettung von Umständen ihn dem Throne naherückt. Nun erwacht der Ehrgeiz in ihm, und aus Staatsraison, wie er sich vor sich selbst entschuldigt, trennt er sich von der Gattin und Mutter seines Sohnes. Thatsächlich erringt er die Krone, aber die Reue bleibt ihm nicht erspart die neue, standesgemäße Ehe, die er eingeht, gestaltet sich unerfreulich, und sehnsuchtsvoll denkt er der vergangenen Tage, während die verlassene Frau in der Freude an dem frisch erblühenden Knaben noch ein stilles Glück genießt. In guter Schilderung der Charaktere ist der Vorwurf lebendig durchgeführt.

— Düstere Frauenschicksale schildert Johanna Niemann in ihrer Novellensammlung „O Freiheit!" (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Gemeinsam ist allen fünf Erzählungen das unverschuldete oder doch nicht allein verschuldete Leid und die Sehnsucht nach Erlösung. Tief tragische Konflikte führt die Verfasserin vor, und das Mitleid wird man ihren Heldinnen nicht versagen, aber vergebens späht man bei Entwicklung dieser Nachtbilder aus dem menschlichen Leben nach versöhnenden Momenten. Es ist alles Grau in Grau gemalt, kein Lichtblick fällt in das beklemmende Dunkel, und so gewährt das Buch, unbeschadet aller Anerkennung der poetischen Gestaltungskraft, nur eine unerquickliche Lektüre.

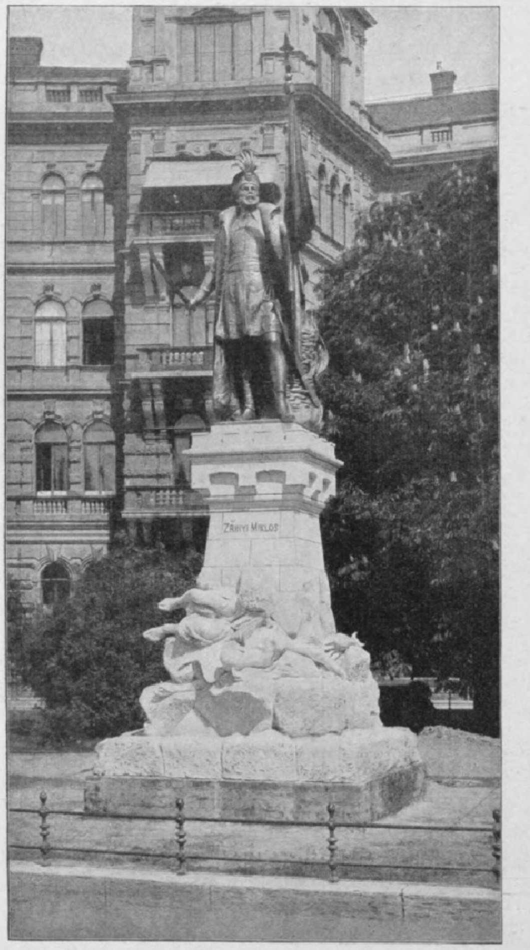
— Kein Gebiet unsrer Unterhaltungslitteratur wird gegenwärtig mit so geringem Erfolg bearbeitet als das humoristische. Um so dankbarer werden die Leser für die wenigen Blüten sein, die diesem unfruchtbaren Felde entsprießen. Zu ihnen gehören die Militärhumoresken, die unser geschätzter Mitarbeiter Freiherr von Schlicht unter dem Titel „Zurück, Marsch, Marsch!" zu einem gefälligen Strauße zusammengeflochten hat (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Man hat überall die Empfindung, daß der Verfasser die Kreise, die er schildert, aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt, und namentlich der militärische Leser wird ihm für den Takt dankbar sein, mit dem er hie und da aus der Schule plaudert. M. Ledeli hat das schmucke Bändchen hübsch illustriert.

— In der neuen französischen Litteratur haben sich die Brüder Paul und Victor Margueritte, die Söhne des in der Schlacht von Sedan bei der berühmten Kavallerieattacke gefallenen Reitergenerals Margueritte, durch Romane, die sie teils einzeln, teils in gemeinschaftlicher Arbeit verfaßt haben, schnell einen geachteten Namen errungen. Ihr bedeutendstes gemeinsames Werk ist eine umfangreiche Schilderung des deutsch-französischen Krieges in Romanform, die vier Abteilungen umfaßt, von denen drei bereits erschienen und nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregt haben. Jetzt liegt die erste Abteilung, „Der Unstern" (Le désastre) auch in deutscher Uebersetzung vor (zwei Bände, Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Die Lektüre dieses Romans ist allen zu empfehlen, die sich über die Stimmung orientieren wollen, die in den militärischen Kreisen Frankreichs unmittelbar vor dem Kriege und in den ersten Monaten seiner Dauer wirklich geherrscht hat. Der erste Roman des Cyklus schildert die Ereignisse bis zum Falle von Metz, offenbar nach mündlichen und schriftlichen Berichten von Augenzeugen, die die Verfasser als zuverlässig erachtet haben. Daß sie urteilsfähig sind, ergiebt sich daraus, daß beide militärische Erziehung genossen haben. Victor Margueritte war bis 1896 Offizier und Paul hat eine Militärschule besucht und ist später mehrere Jahre Beamter im Unterrichtsministerium gewesen. Trotz des sichtlichen Bemühens, eine möglichst sachgemäße und objektive Schilderung zu geben, ist es bemerkenswert, daß die Brüder fest an den Verrat Bazaines glauben. Anerkannt muß übrigens werden, daß sie auch bestrebt sind, der Tüchtigkeit der Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die übrigens gewandte und fließende Uebersetzung wird dazu beitragen, diesem Romancyklus auch im deutschen Publikum die Beachtung zu gewinnen, die er nicht bloß wegen seines hohen stofflichen Interesses, sondern auch wegen seines dichterischen Wertes verdient.

— Die russische Malerin Maria Bashkirtseff, die 1884, erst 24 Jahre alt, in Paris gestorben ist, hat weniger durch ihre naturalistischen, in der Art ihres Lehrers Bastien-Lepage gehaltenen Bilder als durch ihr Tagebuch das Interesse der Nachwelt erregt. Sie hat es mit ihrem zwölften Jahre begonnen und bis zu ihrem Tode — sie starb an Schwindsucht — auf sieben starke Bände gebracht, aus denen auf Anraten Edmonds de Goncourt ein zwei Bände umfassender Auszug 1887 in französischer Sprache veröffentlicht wurde. Sie fanden die Teilnahme, die Goncourt vorausgesagt hatte, und 1897 erschien auch eine deutsche Uebersetzung von Lothar Schmidt, von der jetzt eine zweite Auflage vorliegt (Schriften der Maria Bashkirtseff, zwei Bände, Oppeln und Leipzig, Georg Maske). Dr. Theodor Lessing hat sie mit einer feinsinnigen Charakteristik des jungen Mädchens, seiner Kunst und seines psychischen Wesens begleitet, die ein in allen Hauptpunkten richtiges Bild zeichnet. Was er von Mariens Kunst sagt, läßt sich auch auf ihre Selbstbekenntnisse in den Tagebüchern ausdehnen. „Ihre Bilder und Entwürfe," sagt er, „verraten vor allem einen scharfen Blick, erbarmungslos scharf für das Tier, das sie noch unter seiner eleganten Kultur erkennt. Alle ihre Köpfe haben einen frechen und fast vulgären Zug und ein Air von brutaler Sinnlichkeit, die ganz naiv aus diesem verwöhnten, kalten und sehnsüchtigen, in aller Unschuld etwas verdorbenen Kinde heraussprang." Lessing hat auch recht, wenn er sagt, daß das Buch „ernsten, tüchtigen Frauen viel geben wird", d. h. viel Stoff zu ernstem Nachdenken über die Wirrsale einer jugendlichen Seele; aber gerade darum muß man es in Deutschland wenigstens — vor jungen Mädchen hüten.

— Seinen packenden Schlachtengemälden fügt Karl Bleibtreu mit „Le Mans" ein neues hinzu (Stuttgart, Carl Krabbe). Mit greifbarer Deutlichkeit zeichnet er die merkwürdigen Winterschlachten und wägt wieder unparteiisch die beiderseitigen Leistungen ab. Die unglückliche II. Loire-Armee zeigt sich hier in ziemlich günstigem Lichte, die Energie Chanzys und seines Unterführers Jauréguiberry wird gebührend beleuchtet, aber die deutsche Kraft tritt überwältigend hervor. Besonders die Brandenburger werden mit diesem Ruhmeskranz zufrieden sein, den Bleibtreu ihnen flicht. Aber auch die Westfalen und Hannoveraner, die Holsteiner und Hanseaten, die Mecklenburger und Thüringer Corps werden nach Verdienst gewürdigt. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe wieder glücklich gelöst.

— Von seinem trefflichen „Thüringer Wanderbuch" bietet August Trinius den achten und letzten Band dar (Bruns' Verlag, Minden i. W.). Sechzehn Jahre sind über das Erscheinen des Werkes hingegangen, und nun es vollendet vorliegt, ist es möglich, einen Ueberblick über seine gewaltige Stofffülle zu gewinnen. Das Thüringer Land mit all seinen Schönheiten und seiner herzerhebenden Pracht, seine Geschichte und Sage thun sich in diesen Wanderbüchern vor unsern Augen auf. Aber Trinius wollte noch ein andres, Höheres: die Liebe zur Heimat stärken, das Nationalgefühl heben, die Anhänglichkeit an die vaterländische Scholle kräftigen. Aufgaben, die der Autor glücklich gelöst hat. In seiner äußeren und inneren Erscheinung schließt sich dieser achte Band innig an seine Vorgänger an. Die Kapitelüberschriften lassen den Inhalt erkennen: Bismarcks erste Feuersäule — Von Blankenburg zum Rennstieg — Neuhaus und Igelshieb — Im Lande der Schaumberger — Neustadt a. d. Haide — Sonneberg und Umgebung — Neuhaus — Lauscha — Spechtsbrunn — Bad Lobenstein — Ueber Wurzach ins Sormitzthal — Von Leutenberg zur Saale u. s. w. Jeder der acht Bände bildet übrigens ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. — Von demselben Autor erschien in dem gleichen Verlage die Novellensammlung „Vom Thüringer Walde". Der Band enthält zehn harmlos-heitere Geschichten, die, ohne Anspruch auf litterarische Bedeutung, doch gefällig unterhalten.



Das Zrinyi-Denkmal in Budapest. Von Joseph Róna. (Text S. 850.)



Das Bethlen Gabor-Denkmal in Budapest. Von Georg Vastagh. (Text S. 850.)



Phot. J. Hamann, Hamburg.

Das neue Ziviljustizgebäude in Hamburg.

Notizblätter.

Architektur.

Das neue Ziviljustizgebäude in Hamburg erhebt sich vor dem Holstenthor auf dem früheren Stadtgrabengebiet und liegt dem Strafjustizgebäude gerade gegenüber. In seinem Aeußeren ist es bis auf einigen figürlichen Schmuck fertiggestellt, während die Dekoration des Inneren noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Die vielen und großen Räume werden den verschiedenen Abteilungen der Hamburger Zivilgerichtsbarkeit, die seit Jahren in der Dammthorstraße, auf dem Gänsemarkt und im alten Rathause zerstreut untergebracht sind, zur Aufnahme dienen. Die Grundfläche des Bauwerks mißt 117—87 Meter; die Kosten betragen 3½ Millionen Mark.

— Der Neubau der Königlichen Bibliothek zu Berlin auf dem Gelände der Akademie soll nicht zum Gegenstande eines Wettbewerbes gemacht werden; der Kaiser hat vielmehr den Geheimen Hofbaurat Ihne als Architekten ausersehen und ihn mit der Ausarbeitung detaillierter Entwürfe betraut.

Sport.

Der interessanteste Teil der Automobilwettfahrt Paris-Wien spielte sich auf der Tiroler Eingangsstrecke ab, wo die Natur den Straßenmaschinen ein gewaltiges natürliches Hindernis, das mächtige Massiv des Arlberges, entgegentürmte. Dieser Gebirgsstock erhebt sich zwischen Vorarlberg und Tirol in einer Ausdehnung von ca. 200 Quadratkilometern. Ihn durchbricht die österreichische Staatsbahn mit einem 10 240 Meter langen Tunnel. Hoch über den Arlberg jedoch führt die uralte Poststraße von Tirol nach der Schweiz. Sie beginnt nahe der westlichen Tunneleinfahrt bei der Station Langen und führt in zahllosen Serpentinen über das Dorf Stuben zur Paßhöhe (1802 Meter über dem Meere) empor. Die Grenze der Provinzen Vorarlberg und Tirol läuft gerade über das Joch. Auf dem höchsten Punkte liegt St. Christoph, ein ehemaliges Hospiz mit Kapelle und wenigen Häuschen. In scharfem Gefälle und zahlreichen, oft sehr gefährlichen Windungen führt dann die Straße wieder hinab zur Ostmündung des Arlbergtunnels bei St. Anton. Diese Bergfahrt vollführten bei der diesjährigen Wettfahrt Paris-Wien die konkurrierenden Selbstfahrer. Sie hatten dabei noch mit dem besonders erschwerenden Umstande zu kämpfen, daß auf der Arlberghöhe noch tiefster Winter herrschte und der Jochübergang unter ungeheuern Schneemassen begraben lag. Auf einer 4 Kilometer langen Strecke mußte die Straße erst durch den stellenweise 11 Meter hohen Schnee gebrochen werden. Der Oesterreichische Automobilklub ließ Hunderte von Arbeitern durch nahezu drei Wochen an der Freimachung der Straße arbeiten, bis sie glücklich in doppelter Wagenbreite mitten durch Schnee und Eis freigelegt wurde. Unsre Illustration zeigt diese großartige Winterscenerie im Juni mit einigen durchfahrenden Automobilen.

— Am 27. August beginnt ein Kavallerie-Distanzritt Brüssel-Ostende, 135 Kilometer, internationales Reiten für Pferde aller Länder, geritten von aktiven Offizieren in Uniform. Ausgesetzt sind: Ehrenpreis und 4000 Franken dem Ersten, Ehrenpreis und 2500 Franken dem Zweiten, Ehrenpreis und 1800 Franken dem Dritten, goldene Medaille und 1200 Franken dem Vierten, goldene Medaille und 1000 Franken dem Fünften, goldene Medaille und 500 Franken dem Sechsten. Außerdem wird noch ein Preis, bestehend in einer Medaille und 1000 Franken für den belgischen Offizier reserviert, der als erster unter den Offizieren des Landes auf einem den Remonten der Armee entstammenden Pferde ankommt.

Kultur und Wissenschaft.

Die Bibliothek des Prinzen Georg von Preußen ist der Universität Bonn zum Geschenk gemacht worden. Sie enthält eine große Zahl wertvoller Werke, besonders in neuerer deutscher und französischer Litteratur. Die Sammlung, die sich auf mehr als 10 000 Bände beläuft, wird in einem besonderen Saale aufgestellt werden.

— Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen wird am 15. August der öffentlichen Benutzung übergeben werden. Die Bibliothek beginnt mit einem Grundstock von ca. 160 000 Bänden.

— Ein Römerkastell ist bei der württembergischen Stadt Gmünd aufgefunden worden. Es hatte einst eine quadratische Form von 57 Metern Länge und an den abgerundeten Ecken vier Türme; die aus Bruchsteinen aufgeführten Mauern hatten eine Stärke von fast 5/4 Metern. Thore und Türme sind zum größten Teil zerstört, im übrigen aber ist das Kastell gut erhalten.

— In der südschwedischen Landschaft Smaland stieß man bei Feldarbeiten auf sechs nebeneinander liegende, aus Baumstämmen ausgehöhlte Boote, deren Alter auf 2000 Jahre geschätzt wird. Die Bodenverhältnisse der Fundstätte lassen erkennen, daß einst hier ein See vorhanden gewesen ist.

— Im Staate Arizona wurde ein ausgedehntes Marmorgebiet gefunden. Der Stein ist angeblich von bester Qualität. Besonders hoch wird eine Schicht schwarzen Marmors bewertet. Wie berichtet wird, hat ein englisches Syndikat sich bereits den Kauf der Fundstätte gesichert.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die preußische Eisenbahnverwaltung hat zwei Lokomotiven besonderer Konstruktion bestellt, mit denen man versuchen will, die Fahrgeschwindigkeit der Schnellzüge auf Strecken mit schwerem Oberbau auf 130 Kilometer gegenüber der jetzigen Geschwindigkeit von 90 Kilometern zu bringen. Man kann den neuen Lokomotivtypus aber auch bei den Schnellzügen mit der jetzigen Fahrgeschwindigkeit verwenden, wobei die vergrößerte, zur Beförderung gelangende Wagenzahl und der Fortfall der Vorspannlokomotive die Mehrkosten der Anschaffung aufwiegen.

— Auf der Station Vilpian der Bozen-Meraner Bahn wird vom 1. August an ein weiblicher Stationschef fungieren. Das österreichische Eisenbahnministerium hat diese Neuerung als ersten Versuch bewilligt.

Unterricht.

Die neun preußischen Universitäten und die Akademie zu Münster werden im Sommerhalbjahr von insgesamt 17 880 Studierenden besucht. Obenan steht Berlin mit 5676; es folgen Bonn mit 2091, Breslau mit 1827, Halle mit 1727, Göttingen mit 1371, Marburg mit 1362, Kiel mit 1156, Königsberg mit 968, Münster mit 877, Greifswald mit 825 Kommilitonen. Von den vier Fakultäten ist am stärksten die philosophische (7679); dann reihen sich an: die juristische mit 5053, die medizinische mit 2928 und die theologische mit 2230 Studierenden.

— Vor einiger Zeit hatten die an der Berliner Universität studierenden Frauen den akademischen Behörden den Antrag unterbreitet, die Damen, die das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums besitzen, ebenso wie die Männer zu immatrikulieren. Der akademische Senat hat jedoch das Gesuch abgelehnt.

— In Freiburg i. B. wurden zwei neu erbaute akademische Institute eingeweiht, das geologisch-mineralogische Institut, in dem auch das mathematische und geographische Institut untergebracht sind, und das Institut für physikalische Chemie.

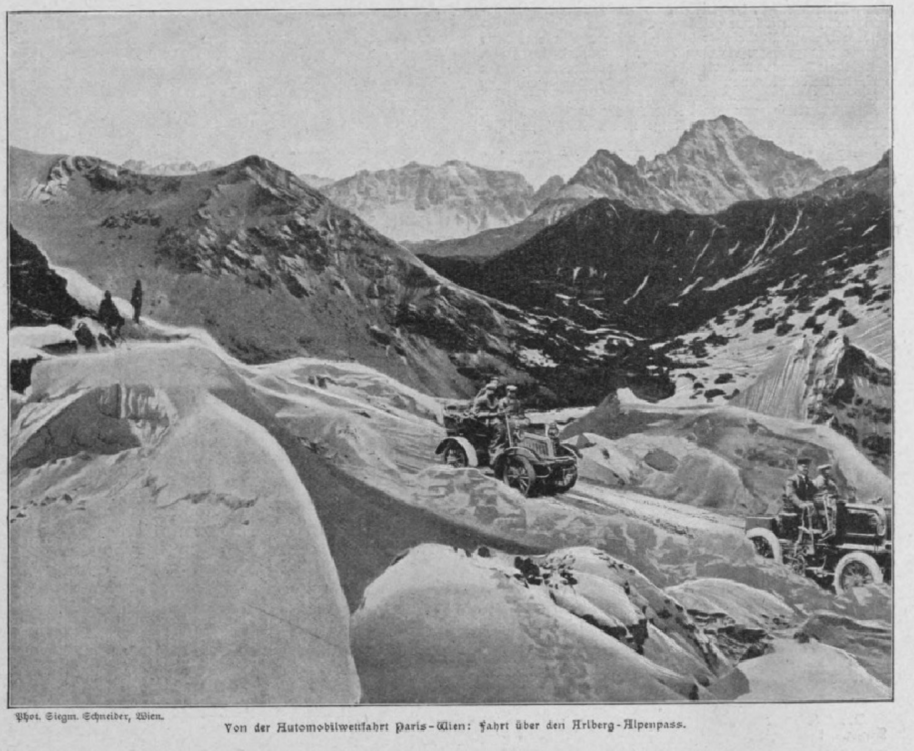
Zeitgeschichte.

Zum preußischen Minister für öffentliche Arbeiten ist an Stelle des ausgeschiedenen Ministers von Thielen der Generalmajor a. D. Hermann Budde ernannt worden, seit Januar 1901 Generaldirektor der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken". Am 15. November 1852 in Bensberg geboren, erhielt er seine Erziehung im dortigen Kadettenhause und wurde 1869 zum Unterleutnant im 1. hessischen Infanterieregiment Nr. 81 ernannt. Als solcher machte er den ersten Teil des französischen Krieges mit, zeichnete sich bei der Einschließung von Metz und in der Schlacht von Noisseville aus und wurde hier am 1. September durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet. Das Eiserne Kreuz wurde ihm für seine Tapferkeit zu teil. Schon auf der Kriegsakademie wandte er sich mit Vorliebe Eisenbahnstudien zu; sein Schlußvortrag, der von der „militärischen Ausnutzung der Eisenbahnen im Kriege 1870/71" handelte, fand so große Anerkennung, daß sein Lehrer, General Blume, den Vortrag dem Feldmarschall Grafen Moltke überreichte. Ein Jahr darauf, 1877, gab der junge Offizier eine vielbeachtete Schrift über „die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht" heraus; Moltke überreichte dafür dem Verfasser, der inzwischen zur Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs kommandiert war, persönlich den Roten Adlerorden 4. Klasse. Den größten Teil seiner militärischen Laufbahn hat Budde beim Generalstab zugebracht, dann kehrte er für kurze Zeit in die Front zurück, zunächst als Bataillonskommandeur im 3. oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 62 in Kosel, dann als etatsmäßiger Stabsoffizier im Grenadier-



Phot. J. Bieber, Berlin.

Generalmajor Hermann Budde, der neue preussische Minister für öffentliche Arbeiten.



Phot. Siegm. Schneider, Wien.

Von der Automobilwettfahrt Paris-Wien: Fahrt über den Arlberg-Alpenpass.



Der Transport des Marmorblocks für das Moltke-Denkmal in Berlin.

regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11 in Breslau; im September 1895 wurde er wieder in den Großen Generalstab versetzt und wenige Monate darauf zum Chef der Eisenbahnabteilung ernannt. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst, anfangs Januar 1901, verblieben. Von dieser ganzen im Generalstab zugebrachten Zeit fallen 14 Jahre auf den Dienst in der Eisenbahnabteilung.

Denkmäler.

Das erste Standbild Kaiser Wilhelms II., von Karl Begas in Marmor ausgeführt, ist am 25. Juni in der Ruhmeshalle zu Barmen enthüllt worden. Ein weiteres Standbild, für das bereits über 100 000 Mark gesammelt sind, wird der Kaiser im Vorgarten der Universität Bonn erhalten.

— Der Marmorblock für das Moltke-Denkmal in Berlin ist aus den Brüchen der Tiroler Marmor- und Porphyrgesellschaft (Fritz Zeller & Comp.) gewonnen worden, und zwar liegt die Bruchstelle im Laaser Gebirgsstocke, einem Teile der Ortler Alpen, 2150 Meter über dem Adriatischen Meere. Der Block wurde aus einer sogenannten Bank genommen, d. h. einem kompakten Marmorkörper, der auf einmal in einem Stück losgehoben wird. Aus solcher Bank ward ein Stück von 6 Metern Länge, 2,50 Metern Tiefe und gleicher Dicke abgeritzt, auf Schleifbäume gehoben und mittels Tauen abwärts befördert, wozu 22 Arbeiter benötigt waren. Nur eine kurze Strecke von geringer Neigung dienten Ochsen als Vorspann. Im Thale übernahmen die Punktierer den Block, um ihn nach dem Modell genau auszumessen und das überflüssige Material abzuritzen und abzubossieren. Es blieben jedoch noch 80000 Kilogramm zur Weiterbeförderung übrig. Mit der Ausführung der Moltke-Statue ist bekanntlich Professor Joseph Uphues betraut.

— In Budapest wurden zwei Denkmäler enthüllt, das eine für den Grafen Nikolaus Zrinyi, den tapferen Verteidiger von Szigeth, der uns Deutschen durch Theodor Körners Dichtung so vertraut geworden ist, das andre für den siebenbürgischen Großfürsten Bethlen Gabor, der die ungarische Krönungskrone errang. (S. die Abbild. S. 848.) Die Geschichte dieser Standbilder beginnt mit dem Handschreiben vom 25. September 1897, worin Kaiser und König Franz Joseph dem Wunsche Ausdruck gab, für die freien Plätze der ungarischen Hauptstadt zehn Denkmäler zu stiften. Mit der Ausführung des Zrinyi-Denkmals wurde der bekannte Bildhauer Joseph Róna betraut, der seine Aufgabe in glücklichster Weise gelöst hat. Der Held trägt in der Linken das ungarische Banner, in der Rechten das Schwert. Zum letzten Ausfall sich vorbereitend, spricht er ein Gebet. Zu seinen Füßen liegt ein gefallener Türke. Das ganze Denkmal ist 6 Meter hoch und reiht sich würdig den früheren Schöpfungen Rónas an. — Das Bethlen Gabor-Denkmal ist eine Schöpfung von Georg Vastagh, einem Sohne des gleichnamigen Malers. Die 3 Meter hohe Bronzestatue stellt den Helden mit dem Friedensdokumente in der Hand dar. Der Künstler hat den ausdrucksvollen Kopf nach Münzen und Abbildungen geformt. Auch im Kostüm waltet historische Treue vor. So fand der Bildhauer den Harnisch und das Schwert Bethlen Gabors im Besitze des Grafen Georg Banffy, den Fokos (Stab mit beilförmigem Griff) im siebenbürgischen Museum und kopierte diese Reliquien. Der 3 Meter hohe Sockel des Denkmals ist aus ungarischem Sandstein in den edlen Formen der Spätrenaissance gehalten.

— An dem alten Stadtpfarrhause des schwäbischen Städtchens Möckmühl bei Heilbronn ist eine Gedenktafel angebracht worden, die daran erinnert, daß dort Friedrich Schillers Schwester Luise Dorothee Katharine, als Gattin des Pfarrers Franckh während der Jahre 1805 bis 1834 gewohnt hat. Die Enthüllung der Tafel erfolgte mit einer Feier, bei der Hofrat Professor Adolf Müller-Palm, Chefredakteur des „Neuen Tagblatt“ in Stuttgart, die Festrede hielt.

Bildende Kunst.

Max Klingers „Beethoven“ soll für das städtische Museum in Leipzig zum Preise von 250000 Mark angekauft werden. Die Summe soll zum Teil von kunstsinnigen Bürgern gezeichnet, zum andern Teile von den städtischen Behörden bewilligt werden. Freilich wird gegen letzteren Plan von vielen Einwohnern der Stadt Einspruch erhoben.

Wettbewerb.

Das nächste Wettsingen der deutschen Männergesangvereine um den Kaiserpreis findet im Sommer 1903 in Frankfurt a. M. statt. Alle deutschen Männergesangvereine, die sich mit einer Mitgliederzahl von mindestens 100 Sängern beteiligen können, werden aufgefordert, sich bis spätestens zum 1. Dezember 1902 bei dem Vorsitzenden der Kommission, Generalintendanten Grafen von Hochberg in Berlin, Dorotheenstraße 2, anzumelden.

Preisausschreiben.

Der Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin veranstaltet ein Preisausschreiben für Kunststickereien, die auf deutschen Nähmaschinen hergestellt sind. Es sind Preise von 50 bis zu 1000 Mark, insgesamt 4000 Mark ausgesetzt. Preisrichter sind: Frau Professor Kaselowsky, Vorsteherin des Lette-Vereins, Geheimrat Professor Dr. Lessing, Direktor des Kgl. Kunstgewerbemuseums, Professor E. Doepler der Jüngere und die Vorstandsmitglieder des Vereins deutscher Nähmaschinenfabrikanten. An die Prämiierung schließt sich eine Ausstellung der eingereichten Arbeiten, von denen außer den preisgekrönten noch eine größere Anzahl nach Wahl erworben werden soll, im Festsaale des Künstlerhauses zu Berlin. Die Preisarbeiten müssen bis zum 15. Oktober an die Geschäftsstelle des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin eingeliefert sein. Die näheren Bestimmungen sind kostenfrei vom Vorsitzenden des Vereins deutscher Nähmaschinenfabrikanten, Direktor A. Rommel in Durlach (Baden), erhältlich.

— Einen Preis von 50 000 Lire hat Sonzogno, der große Musikverleger in Mailand, für eine einaktige Oper ausgeschrieben. An dem Wettbewerbe können sich Komponisten aller Länder beteiligen. Auch die Jury ist international.

Stiftungen.

Das Kuratorium der Jubiläumsstiftung der deutschen Industrie beschloß, dem Geheimrat Slaby in Anerkennung seiner Verdienste um die wissenschaftliche und praktische Förderung der Funkentelegraphie 20000 Mark zur Fortführung der glänzend durchgeführten Versuche zu überweisen. Außerdem wurden kleinere Beträge von 10 000 und 5000 Mark für eine Reihe andrer wissenschaftlicher Arbeiten bewilligt.

Ehrungen.

Der Dichter Heinrich Seidel in Großlichterfelde bei Berlin wurde aus Anlaß seines 60. Geburtstages (25. Juni) von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock zum Doctor honoris causa ernannt.

— Die philosophische Fakultät der Universität Breslau hat den Handelsrichter und Kaufmann Max Wiskott in Breslau auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Schmetterlingskunde zum Dr. phil. honoris causa promoviert.

Heer und Flotte.

Admiral Büchsel, der neuernannte Chef des Admiralstabes der deutschen Marine, ist am 12. April 1848 in Stralsund geboren und trat 1865 als Kadett in die Kaiserliche Marine ein. Am 22. September 1869 zum Unterleutnant zur See befördert, rückte er unter abwechslungsreichen Kommandos 1871 zum Leutnant zur See, 1875 zum Kapitänleutnant, 1882 zum Korvettenkapitän und 1889 zum Kapitän zur See auf. In dieser Charge war er 1889/90 Kommandeur der zweiten Matrosendivision und 1890 bis 1894 Vorstand der militärischen Abteilung im Reichsmarineamt, um im Jahre 1895 die zweite Marineinspektion zu übernehmen. Er kehrte jedoch bald ins Reichsmarineamt zurück als Direktor des Marinedepartements, dessen Verwaltung er, 1898 zum Kontreadmiral, 1901 zum Vizeadmiral befördert, bis jetzt inne hatte.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Admiral Büchsel, der neuernannte Chef des deutschen Admiralstabs.

Totenschau.

Hans Reimarus, Mitinhaber der alten Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, 59 J., † Luzern. — Hofbesitzer Peter Otzen, Führer der national-deutschen Partei in Angeln während der dänischen Herrschaft, 74 J., † 25. Juni, Löstrup. — Generalmajor Nirrnheim, Kommandeur der 21. Feldartilleriebrigade in Frankfurt a. M., † 27. Juni, Wetzlar. — Strombaudirektor Baurat Schoetensack, verdienstvoller Mitarbeiter an der großen Weichselregulierung, 59 J., † 27. Juni, Danzig. — William Lidderdale, vormals Direktor der Bank von England, 69 J., † 28. Juni, London. — Feldmarschallleutnant Johann von Bordolo-Boreo, 65 J., † 28. Juni, Wien. — Generalmajor Otto Kleemann, vormals Direktor der Bayrischen Kriegsakademie, auch als Militärschriftsteller geschätzt, 80 J., † 29. Juni, München. — Romandichter Robert Byr (eigentlich Karl Robert von Bayer), 67 J., † 30. Juni, Baden bei Wien. — Dr. Joseph Durdik, Professor der Philosophie an der deutschen Universität Prag, bekannt als philosophischer Schriftsteller, 64 J., † 30. Juni, Prag. — Marc Micheli, bed. Botaniker, 58 J., † Jussy bei Genf. — Dr. Wilhelm Kienzl, vormals Bürgermeister von Graz (Vater des Komponisten), 75 J., † 1. Juli, Graz. — Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Karl Lützeler, 74 J., † 2. Juli, Köln.



Der Marmorblock für das Moltke-Denkmal in Berlin.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 42.



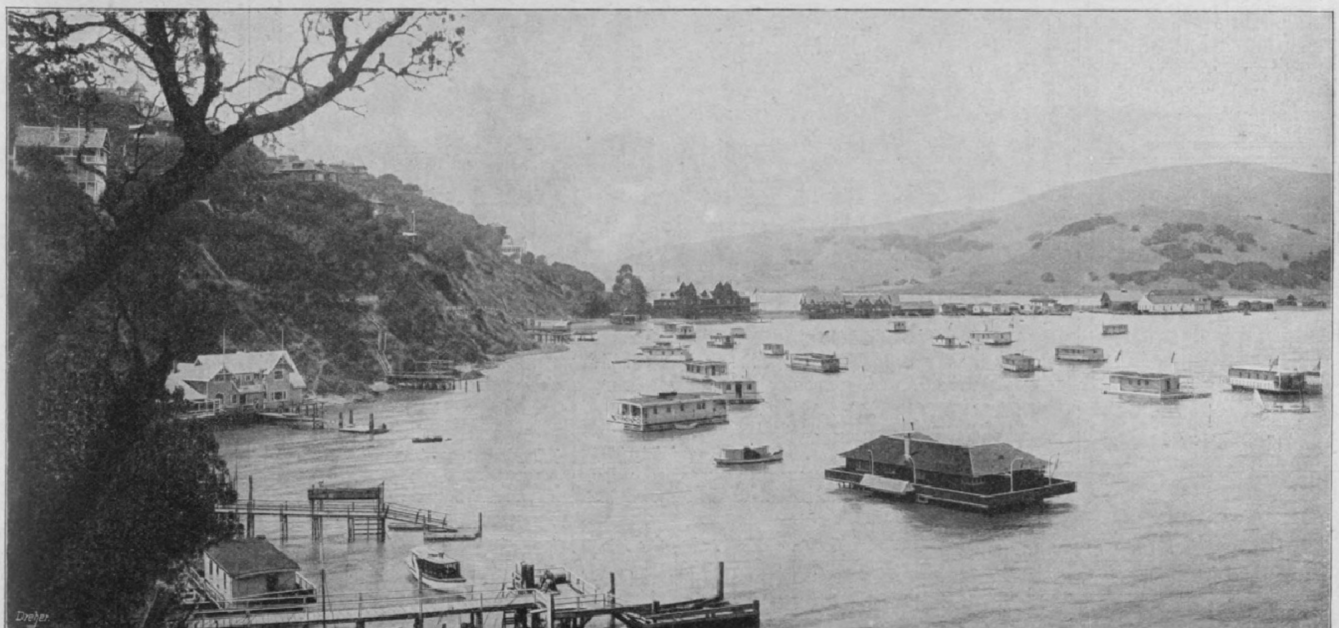
Die Marineschule auf Yerba buena.



Festungsgeschütze auf dem „Presidio".



Leuchtturm und Offizierswohnungen auf der Insel Alcatraz.



Die Halbinsel Belvedere mit den Schiffsnachen, Wohnungen für Sommerfrischler.

Zu dem Artikel: „Ein Besuch der kalifornischen Festungsinseln", Seite 845.

Briefmappe.

H. K. in B. Die neuen Kurse für Maschinenbau, Elektrotechnik und chemische Industrie an der Reform-Werkmeisterschule in Apolda beginnen am 6. Oktober. Der Unterricht wird in kleinen Abteilungen erteilt und ist ein streng individueller, so daß bisher alle Schüler die Prüfungen bestanden haben. Die Anstalt steht unter der Aufsicht des großherzoglich sächsischen Staatsministeriums und hat im Kuratorium Vertreter der bedeutendsten technischen Körperschaften Deutschlands. Das ausführliche Programm versendet die Leitung der Anstalt kostenlos.

R. E. in L. Eine gute Karte von Karlsbad und Umgebung (Maßstab 1:25000) ist bei Freytag & Berndt in Wien erschienen.

W. v. K. in St. Es ist endgültig festgesetzt, daß der Deutsche Kolonialkongreß am 10. und 11. Oktober im Reichstagsgebäude zu Berlin stattfindet, und zwar unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg. Mit dem Kongreß wird eine kartographische und wirtschaftliche Ausstellung verbunden sein. Teilnehmerkarten und das ausführliche Programm können gegen Einsendung von 10 Mark bei der Geschäftsstelle des Deutschen Kolonialkongresses, Schellingstraße 4, bezogen werden.

G. Sch. in L–g. Die endgültige Abrechnung über die vorjährige Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie ist vor kurzem erfolgt, bietet aber kein erfreuliches Bild. Trotzdem an Eintrittsgeldern 58000 Mark mehr vereinnahmt wurden, als vorgesehen war, schließt die Ausstellung mit einem Fehlbetrag von 252288 Mark, so daß die Garantiefondszeichner mit 96 Prozent der gezeichneten Beträge herangezogen werden sollen.

B. Br. in Wien, Julius N. in Bukarest. Mit Dank abgelehnt.

Bäder und Sommerfrischen.

In Marienbad entwickelt sich infolge des günstigen Witterungsumschlags ein ungemein reges Leben. Der Weltkurort hat sein Gesamtbild in der Weise geändert, daß die obere Kaiserstraße verbreitert wurde, so daß dem hier herrschenden, ganz bedeutenden Wagen- und Passantenverkehr vollkommen Rechnung getragen erscheint. Die Parkanlagen haben eine vollständige Umgestaltung erfahren, so daß der Eindruck, den man hier gewinnt, ein noch großartigerer ist als früher. Der lebhafte Verkehr, der naturgemäß vom Bahnhof in die Stadt herrscht, wird zum großen Teil durch die neu errichtete elektrische Straßenbahn vermittelt.

— In Wildungen sieht man, wie aus der regen Bauthätigkeit zu schließen ist, der Zukunft des Bades mit hohem Vertrauen entgegen. Außer zwei großen neuen Hotels, die in diesem Jahre dem Betriebe übergeben worden sind, befinden sich noch drei weitere im Bau. Wenn der Besuch auch anfangs infolge der ungünstigen Witterung etwas zu wünschen ließ, so ist er jetzt um so reger und übertrifft den des Vorjahres. Auch der Versand der berühmten Wildunger Quellen ist im fortwährenden Wachsen begriffen. Den Kurgästen ist durch die Beseitigung des früher empfundenen Mangels an Mineralbädern und die jetzt gewährte Möglichkeit, die Heilquellen in unverminderter Güte aus direkter Leitung in der Wandelbahn an der Georg Viktor-Quelle trinken zu können, ein großer Dienst erwiesen.

Worträtsel.

Nicht aufhören darf es, sollst du dich freun
Am Leben auf Erden im Sonnenschein,
Und alles in Dunkel doch sinkt, tritt es ein,
Es schließt sich dein Auge, es endet dein Sein.
M. Sch.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe wird gepriesen
Im Lied als eines Helden Ruhm,
Und wird doch wiederum verwiesen
Als etwas, das kein Heldentum.

Die Silbe zwei im Walde draußen
Such sie, dem Haus auch fehlt sie nie,
Es fährt kein Schiff im Sturmesbrausen
Und fährt kein Wagen ohne sie.

Das ganze Wort — du trägst's geborgen,
Geschmiegt meist eins ans andre dicht,
Dient dir's am Abend, nachts, am Morgen,
Stets mahnend an das Wort: mehr Licht!

Buchstabenrätsel.

A, selbst bewundert oft, sich an der Schönheit weidet,
Und Schönheitssinn das F im Handwerk gern vermeidet,
Als Prüfstein gilt's dagegen bei einer edeln Kunst,
Ob sich ihr Jünger wirklich erfreut der Muse Gunst. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 810:

Des Umstellrätsels: Vegetarier, Ophelia, Ximenes, Proserpina, Osteria, Pesaro, Uhrmacher, Lintesapfel, Isarathen, Vestalin, Opernhaus, Xenokrates, Deborah, Energie, Immortelle.
Vox Populi Vox Dei.

Des Silbenrätsels: Mitternachtsonne.
Des Worträtsels: Ruf — Gruft.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (3). Georg Gerlach in Tarnowitz (6). „Maus und Muki" in Hamburg (2). ? in Paris (2). „Lona" in Cannes. „Abonnent" in Essen. Babette Müller in Rorschach (2). Lucie d'Estrelles in Rouen (2). Dr. B. in K. Gräfin P. in Ch. „Quidam" in Riga.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Unter dem Namen „Ovos" bringt die Eiweiß-Extrakt-Compagnie G. m. b. H., Berlin N., Stargarderstr. 60, ein Ersatzprodukt für die tierischen Fleischextrakte in den Handel, das, aus reinem Hefezellsaft hergestellt, durch seinen hohen Eiweißgehalt und seine sonstigen vegetabilischen Bestandteile den Speisen einen kräftigen, würzigen Geschmack und höheren Nährwert verleiht. Frei von Infektionsstoffen, von Aerzten anerkannt und in zahlreichen Krankheitsfällen verordnet, hat sich das „Ovos" als Extrakt der heilkräftigen Hefe mit Erfolg bewährt. Hierzu kommt noch, daß es um die Hälfte billiger ist als die Fleischextrakte. Ovos ist in fester und flüssiger Form zu haben.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



Über Land und Meer.

№ 43.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle
von
Julius R. Haarhaus.

(Fortsetzung.)

Es dauerte eine Weile, bis Madeleine sich wieder beruhigte. Der Hauptmann wußte in seiner Verlegenheit kein Wort zu sagen und begann, um wenigstens etwas zu thun, den häßlichen Liebling der schönen Frau zu streicheln und ihm das grünlich braune Fell zu krauen. Kaum hatte Madame bemerkt, daß sich der Affe von dem Fremden berühren ließ, als sie Herrn Reichards Hand ergriff und mit großer Herzlichkeit drückte.

„Sie sind ein edler Mensch, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle!“ sagte sie enthusiastisch. „Ein Mann, von dem sich Amarant streicheln läßt, ohne zu beißen oder wenigstens das süße Mäulchen aufzusperren und die Zähnchen zu zeigen, muß ein Engel sein. Glauben Sie mir, das Tier besitzt mehr Menschenkenntnis als Herr Richelieu, von dem seine Kreaturen behaupten, daß er jedem, der vor ihm stehe, bis ins Herz zu schauen vermöge.“

Der Deutsche wollte gegen die Ueberschätzung seiner Person protestieren, aber Madame ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. „Nein, mein Herr Hauptmann,“ entgegnete sie mit bezauberndem Lächeln, „ich weiß, daß Amarant sich niemals täuscht. Seine Freunde müssen auch meine Freunde werden. Wissen Sie, daß ich dem klugen Tiere auch die Bekanntschaft meines Rodrigo —“ hier schluchzte sie wieder heftig — „zu verdanken habe? Es war zu Brüssel in der Straße Saint Jacques. Ich saß mit Amarant am Fenster meines Hotels und betrachtete die Spaziergänger, die sich an jenem schönen Sommerabend draußen erlustigten, mit stillem Neide. Wie gerne hätte ich mich unter sie gemischt! Aber ich war eine arme, verlassene Frau, kaum zwanzig Jahre alt und in der großen Stadt ganz unbekannt. Meinen kleinen Liebling“ — sie klopfte den Rücken des Affen in der Aufwallung des Gefühls stärker, als es dem Tiere angenehm zu sein schien — „hatte ich am eisernen Gitter des Fensters angekettet. Er kletterte mit entzückender Gewandtheit an den gewundenen Stäben empor und ließ sich manchmal zum Ergötzen der Vorübergehenden so weit auf die Straße hinab, als es seine Kette erlaubte. Ein Kavalier in spanischem Kostüm kam vorüber, schön und stolz, wie nur die Spanier sein können. Er trug einen Hut mit mächtigen, weißen Straußfedern. Er sah nicht zu mir hinauf, er sah nicht zur Seite, er ging seines Weges, als ob er allein auf dieser Welt sei. Amarant sah ihn mit seinen klugen Augen lange an und sprang, als der Kavalier gerade unter dem Fenster war, auf ihn hinab, riß ihm den Hut vom Kopf und kletterte mit seiner Beute windschnell an der Kette empor und durch das Gitter zu mir herein. Der Spanier zeigte sich nicht im geringsten überrascht. Er blieb stehen, lächelte und drohte Amarant auf eine höchst schalkhafte Art mit dem Finger. Das liebe Tierchen schien sich darüber zu freuen, und obgleich es sonst die Gewohnheit hat, jede Feder zu



In den Ferien. Nach dem Gemälde von E. Henseler.

zerpflücken, klammerte es sich an das Gitter und reichte dem Spanier den Hut unversehrt wieder hinunter. Sehen Sie, da wußte ich, daß der Kavalier ein edler Mensch, ein Mann von außerordentlichem Charakter war. Einem Gecken hätte Amarant den Hut nie und nimmer zurückgegeben."

Herr Reichard verhehlte sich nicht, daß Madame de Lestrange der kleinen Bestie Fähigkeiten zuschrieb, an die sie selbst unmöglich glauben konnte. Aber das Eigenartige und für ihn völlig Neue ihres ganzen Wesens, ihrer Ausdrucksweise, ihrer Gesten und ihres Mienenspiels blendeten ihn so, daß er sich nicht im stande fühlte, zu entscheiden, ob das, was sie that und sprach, auf Selbsttäuschung beruhte oder auf Rechnung eines raffinierten Komödienspiels zu setzen war. Als sie jetzt schwieg, erhob er sich, um sie zu verlassen. Da ergriff sie noch einmal seine Hand und sagte: „Nicht wahr, Sie werden mir, die ich sonst niemand habe, dem ich vertrauen kann, einen Freundschaftsdienst erweisen?"

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht," erwiderte er zuvorkommend.

„Ach," sagte sie, „es ist nur eine Kleinigkeit. Warten Sie einen Augenblick, wenn ich bitten darf."

Sie entnahm einem Kästchen eine Schere, schnitt sich eine Locke ab, öffnete das Medaillon, ließ das Pergamentblättchen mit dem Miniaturporträt Mirandas herausfallen und legte die Haare hinein.

„Hier — ein Abschiedsgruß an Rodrigo!" Sie reichte dem Hauptmann das Medaillon samt der feinen goldenen Kette. „Geben Sie ihm dies mit ins Grab. Legen Sie es dem Teuern auf die Brust, auf sein treues Herz."

Reichard versprach, ihren Wunsch zu erfüllen und fragte, ob sie den Toten nicht noch einmal sehen wolle. Da fuhr sie zurück. „Nein, nein, nein!" rief sie, „um keinen Preis! Leichen sind mir fürchterlich. Verlangen Sie das nicht von mir, es würde mich zu sehr erregen. Aber nicht wahr, wenn Sie ihn zur Ruhe bestattet haben, dann besuchen Sie mich und erzählen mir, ob das Begräbnis schön war, wie viele Kerzen an seiner Bahre gebrannt haben, und ob sein Roß den Geharnischten hinter dem Sarge auch willig getragen hat."

Sie trocknete ihre Thränen, rief durch ein Klingelzeichen die Zofe herbei und befahl ihr, dem Herrn die Treppe hinabzuleuchten.

Als der Hauptmann in die laue Sommernacht hinaustrat, fand er Liebmund auf der Steinbank neben der Thür sitzend fest eingeschlafen. Das Licht in der Laterne war niedergebrannt, ein Zeichen, daß der Besuch länger gewährt hatte, als sich Herr Reichard selbst gestehen mochte. Er faßte den Knaben an der Schulter und schüttelte ihn. Mit dem Rufe „Herr, Ihr stürzt, Ihr stürzt!" sprang dieser von seinem Sitze empor, starrte die vor ihm stehende Gestalt an und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Gott und den Heiligen sei Dank! Ihr lebt, gnädiger Herr!" sagte er, tief aufatmend.

„Was ist dir, Junge? Hast du geträumt?"

„Ja, Herr, einen schrecklichen Traum. Ihr rittet mit Eurem Tiger auf einem Steg, nicht breiter als eine Degenklinge, über einen tiefen, tiefen Abgrund. In der Mitte glitt das Roß aus. Ich reichte Euch die Hand, um Euch zu halten, aber ich vermocht' es nicht. Ihr zogt mich mit in die Tiefe."

„Nimm die Laterne und komm. Zu Hause kannst du ausschlafen — und weiterträumen," setzte er hinzu. Und in Gedanken versunken schritt er unter dem flimmernden Sternenhimmel dahin, des Kindes nicht achtend, das ihm fröstelnd mit klopfendem Herzen folgte.

VI.

Am Tage nach dem Begräbnisse des Grafen Miranda stellte sich Herr Reichard, wie er versprochen, zu zeitiger Stunde bei Madeleine ein. Er fand sie ruhiger und gefaßter als bei seinem ersten Besuche; der unvermittelte Wechsel von leidenschaftlichen Schmerzausbrüchen und krankhafter Lustigkeit hatte einer stilleren und gleichmäßigeren Trauer Platz gemacht. Die leichten schwarzen Gewänder, die den vollen weißen Arm und den wohlgeformten Hals durchschimmern ließen, kleideten die schöne Frau noch weit vorteilhafter als das verführerische Kostüm, in dem der deutsche Edelmann sie zuerst gesehen, und dieser mußte sich bekennen, daß der Spanier durch die Protektion des bewundernswerten Geschöpfes keinen schlechten Geschmack bewiesen hatte. Bei diesem zweiten Besuche blieb es nicht. Der Hauptmann glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß seine Teilnahme der armen Madeleine wohlthue, und daß sie in seiner Gesellschaft ihren Schmerz wenigstens für kurze Zeit vergesse. Sie hatte in der That sonst niemand, der sich um sie bekümmerte, wie hätte er sich also seiner Christenpflicht, die Verlassene zu trösten, entziehen können? Und er nahm diese Pflicht sehr ernst, so ernst, daß er kaum einen Tag verstreichen ließ, ohne ihr seine Aufwartung zu machen. Blieb er, durch dienstliche Obliegenheiten zurückgehalten, einmal aus, so war Madame am nächsten Tage für ihn nicht zu sprechen. Das empfand er dann als eine Strafe und beeilte sich, am dritten Tage das Versäumte möglichst zeitig nachzuholen und durch besonders zarte Aufmerksamkeiten völlige Absolution zu erlangen. Und dabei hatte er das Gefühl, als sei er nicht der Gebende, sondern der Empfangende. Er empfand es als eine unverdiente Gunst, daß die schöne, vornehme Frau, ihn, den simpeln deutschen Landedelmann, ihres Umganges würdigte. Nach jedem Zusammensein mit ihr ward es ihm deutlicher bewußt, wie lächerlich bäuerisch sein Benehmen, wie plump seine Ausdrucksweise bisher gewesen war, und wie dankbar er der Französin dafür sein müsse, daß sie ihn gleichsam spielend mit den erlesenen Umgangsformen der großen Welt bekannt und vertraut machte. Oft, wenn Madeleine vor ihm saß und in ihrer leichten und doch so ausdrucksvollen Weise plauderte, konnte er sich nicht enthalten, sie im Geiste mit Frau Anna zu vergleichen. Man hätte freilich keinen größeren Gegensatz, als er zwischen der gesunden derben Burgherrin von Schweinheim und der zierlichen, eleganten Weltdame bestand, finden können. Hier alles Leben, Leichtigkeit, Freiheit und Geist, dort Befangenheit in ererbten und durch den Klosterunterricht anerzogenen veralteten Anschauungen, ein Interessenkreis, der sich nicht über die Küche und die Leinwandkammer hinaus erstreckte, und eine bescheidene Zurückhaltung im Verkehre mit Standesgenossen, hinter der sich nur zu deutlich ein Mangel an Kenntnissen und geistiger Gewandtheit verbarg. Je öfter Herr Reichard seine unglückseligen Vergleiche anstellte, desto schwerer fiel ihm aufs Herz, was er zu Hause entbehrt hatte und, wenn ihm der Friedensschluß heimzukehren erlaubte, fernerhin entbehren sollte. Jetzt erst war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er Mensch und Kavalier sei, und diese Erleuchtung verdankte er Madame de Lestrange, die alle die Fähigkeiten, die bisher in ihm geschlummert, zu wecken verstanden hatte.

Aber der Verkehr mit der schönen Frau erwies sich auch in andrer Hinsicht segensreich. Seit er sie regelmäßig besuchte, blieb er dem Kreise seiner spanischen Kameraden fern. Er brauchte nicht mehr zu spielen und war der Verpflichtung überhoben, sie auch seinerseits zu Schmäusen und Trinkgelagen einzuladen, wie solche früher seinen Beutel über Gebühr in Anspruch genommen hatten. An diesem materiellen Vorteil wollte er die Dame teilnehmen lassen, natürlich auf eine höchst delikate Weise. Er erbat sich die Erlaubnis, ihre Küche mit Wildbret, Geflügel und Fischen versehen zu dürfen, sandte ihr jeden Morgen und Abend Blumen oder Früchte und machte ihr, so oft es die Gelegenheit erlaubte, Geschenke an Spitzen, Bändern, Handschuhen und Parfümerien, die derselbe Kurier aus Köln mitbringen mußte, der die immer knapper gefaßten Briefe an Frau Anna beförderte. Anfangs betraute der Hauptmann Liebmund damit, die duftigen Morgen- und Abendgrüße in die Mühle zu tragen, als er aber zu bemerken glaubte, daß der Knabe sich dieser Aufgabe nur mit Widerwillen unterziehe und, wenn er vor ihm erschien, einen Ausdruck zur Schau trage, den er als einen stillen Vorwurf deuten mußte, entband er ihn von diesem Geschäft und sandte statt seiner einen der wallonischen Troßknechte. Zufällig erzählte ihm dann auch bei seinem nächsten Besuche Madame de Lestrange, der kleine Schwarzkopf habe auch ihr gegenüber aus seiner unfreundlichen Gesinnung kein Hehl gemacht und kürzlich, als sie ihm Wein angeboten, das Glas so heftig zurückgestoßen, daß es zu Boden gefallen und zerbrochen sei. Herr Reichard war hierüber aufs höchste entrüstet, verabschiedete sich zeitiger als sonst und ließ, zu Hause angekommen, den Missethäter zu sich rufen.

Liebmund erschien mit trotzigem Antlitz. Er wußte offenbar, um was es sich handelte.

„Hat dir, als du zum letzten Male bei ihr warst, Frau von Lestrange ein Glas Wein angeboten?" fragte er mit der Miene eines Inquisitors.

„Ja."

„Und du hast es nicht angenommen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht mochte."

„Was soll das heißen? Ist es keine außerordentliche Ehre für einen Reiterjungen, wenn ihn eine vornehme Dame durch ihre Gnade auszeichnet?"

„Wenn es eine vornehme Dame ist — ja!"

„Nun also! Weshalb hast du das Glas zurückgewiesen oder, wie mir Madame sagt, sogar zurückgestoßen?"

„Weil ich sie nicht leiden kann. Weil sie keine vornehme Dame ist. Euer Gnaden Eheliebste ist eine vornehme Dame, das weiß ich bestimmt — obgleich ich sie nicht kenne," setzte Liebmund errötend hinzu, „aber die da" — er wies mit einer geringschätzigen Gebärde nach der Richtung, in der die Mühle lag —, „ist ein landfahrend Weib, das sich heute an den und morgen an jenen hängt und das der Weibel auf der Gasse aufgreifen und stäupen darf —"

„Kein Wort mehr, Bube, oder du wirst meine Hand fühlen! Hast du deine Weisheit auch wieder von den spanischen Küchenjungen?" Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ihm einfiel, wie wenig angebracht gerade diese Wendung war. Er ließ die zum Schlage erhobene Rechte sinken und schaute dem Knaben, dessen schwarze Augen seinem Blicke ruhig begegneten, fest ins Gesicht.

„Nein, Herr, entgegnete Liebmund ruhig, „was ich selbst sehe, danach frag' ich keinen andern."

„Schweig, Kujon!" donnerte ihn Herr Reichard an, bestrebt, die erste Ungerechtigkeit durch eine zweite und größere zu verwischen, „du hast nichts zu sehen, nichts zu denken und nichts zu thun als das, was ich dir auftrage. Nun mach, daß du fort kommst. Heute noch sollst du zu Frau von Lestrange gehen und sie fußfällig um Verzeihung bitten."

„Nein," sagte der Junge fest, „das thu' ich nicht. Verlangt von mir, was es auch sei, Herr, nur das nicht!"

„So werde ich dich mit Schlägen dazu zwingen!"

„Meinetwegen schlagt mich tot, Hauptmann, oder nehmt ein Faustrohr und schießt mich nieder, aber denkt nicht, daß Ihr mich dadurch in die Mühle bringet."

Herr Reichard wußte zu genau, daß bei Liebmund, wenn er sich einmal weigerte, Drohungen nichts ausrichteten. Er mußte daher versuchen, auf andre Weise zum Ziele zu gelangen. Und er schlug hierbei den rechten Weg ein.

„Ich habe der Dame mein Wort gegeben, daß du zu ihr kommen und sie um Verzeihung bitten würdest, Liebmund," sagte er ernst, „soll ich um deinetwillen mein Wort nicht einlösen?"

Liebmund blickte zu Boden. „Ihr habt Euer Wort gegeben? Gut, dann geh' ich. Aber erlasset mir den Fußfall. Ich werde ihr sagen, Ihr schicktet mich. Sie soll es erfahren, daß ich nicht aus eignem Antrieb komme." Er biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste.

Der Hauptmann mußte wider Willen über den Zorn des Kindes lächeln.

„Geh," sagte er, „und lerne einsehen, daß du der Dame unrecht gethan hast."

Liebmund eilte davon, als könne er sich der ihm so unangenehmen Pflicht nicht schnell genug entledigen. Herr Reichard trat ans Fenster und schaute ihm nach. Er sah nicht ohne Befriedigung, wie der Knabe die lange Hauptgasse hinunter ging oder vielmehr lief und an deren Ende in den Seitenpfad einbog, der zu der Mühle führte. Und wirklich vernahm er am andern Tage von seiner schönen Freundin, daß der arme Sünder bei ihr gewesen und unter Schluchzen um Verzeihung gebeten habe. „Der hübsche Junge dauerte mich,“ schloß Madame ihren Bericht, „er war so völlig zerknirscht, daß er kaum ein Wort herauszubringen vermochte.“

Die Gute! Sie ahnte nicht, daß das, was sie für Reue hielt, der Ausdruck unversöhnlichen Hasses und ohnmächtiger Wut war.

Seit jenem Tage betrat Liebmund die Mühle nicht wieder. Er vermied es auch nach Möglichkeit, sich vor seinem Herrn sehen zu lassen, der ihm dies um so weniger verübelte, als der Anblick des Knaben stets wie eine stumme Anklage auf ihn wirkte. Er freute sich, wenn er dem kleinen Rebellen nicht zu begegnen brauchte, den er andrerseits auch nicht hätte missen mögen, da er von der ungewöhnlichen Treue und Anhänglichkeit des Jungen überzeugt war. Liebmund machte sich die Freiheit, die ihm der Hauptmann ließ, zu nutze. Von der rohen Gesellschaft der Knechte und Dragoner hatte er sich von jeher fernzuhalten gewußt und war, soweit dies das Lager- und Garnisonleben zuließ, am liebsten seine eigne Wege gegangen. Waren die Pferde versorgt und ausgeritten, so holte der Bursch Angelrute und Hamen hervor und begab sich zum Forellenfang an die Ahr, deren krystallklares, kaltes Wasser nicht weit von der Stadtmauer über bunte Kiesel dahinschoß und unter den bemoosten Felsvorsprüngen tiefe kühle Becken bildete. Manchmal schloß sich Adrian, dem daheim in Schweinheim Fisch- und Vogelfang obgelegen hatte, dem Knaben an. Hatten sie gemeinsam eine Reuse aufgestellt, so legten sie sich gewöhnlich in das hohe Ufergras, verzehrten ihr Frühstück und lugten mit scharfem Auge in die Flut, wo die zierlichen, rotgetüpfelten Fische, des ihnen drohenden Verderbens unkundig, im Sonnenscheine spielten und nach Mücken und Wasserspinnen haschten. Bei einer solchen Gelegenheit — es war an einem heißen Augusttage — machte Adrian seinem jungen Gefährten den Vorschlag, in einem unter Brombeergerank und Adlerfarnen halb versteckten Tümpel ein erfrischendes Bad zu nehmen. Aber Liebmund wies dieses Ansinnen auf das entschiedenste zurück.

„Nein, Adrian, nicht jetzt!“ sagte er mit feuerrotem Kopfe. „Weißt du nicht, daß den, der am hellen Mittag badet, um Mitternacht der Nix heimsucht? Daß er ihn lockt und bethört, bis er ihm folgt und noch einmal ins Wasser steigt, um nie wieder ans Licht zu kommen?“

Der Knecht lachte aus vollem Halse. „Bist ein rechter Kindskopf, Junge. Solltest dich schämen, an Ammenmärchen zu glauben. Frisch, Wams und Hosen runter und kopfüber hinein! Oder fürchtest etwa, daß dich die Krebse in Fuß und Wade zwicken? Bist doch kein Jüngferlein, das vor Scham zu sterben vermeint, wenn ihm einmal die liebe Sonne das weiße Fell bescheint?“

„Thu's nicht, Adrian, thu's nicht, mir zuliebe!“ bat der Knabe. „Will dir auch mein Weidmesser schenken mit dem hürnenen Griff, das dir so trefflich gefiel.“

Aber Adrian ließ sich von seinem Vorsatze nicht abbringen. „Behalt dein Messer, und laß mir mein Bad,“ sagte er, während er das Wams abwarf und über das Gestäude am Ufer breitete, „und wenn mich der Nix etwa jetzt gleich schon bei sich im krystallenen Schloß zurückbehält und meine arme Seele unter einen umgestülpten Mushafen steckt, so sag dem Schweinheimer Kaplan, er solle drei Messen für mich lesen. Das Geld dazu findest in meinem Gürtel.“ Er war so eifrig mit Auskleiden beschäftigt, daß er auf Liebmund nicht weiter achtgab.

„Nun, du Junker Hasenfuß, lockt dich's nicht auch?“ rief er, während er aller Hüllen ledig auf den Kies trat und mit der Fußspitze prüfend den klaren Spiegel berührte. Als er keine Antwort erhielt, sah er sich nach dem Begleiter um. Dieser war verschwunden. Der Knecht zog den Fuß aus dem Wasser zurück, legte die breite Hand über die Augen und hielt nach dem Knaben Ausschau. Und er sah ihn, sah ihn in weiter Ferne flüchtig wie ein gehetztes Reh über die Wiesen der Stadt zu eilen. Hinter Adrians niedriger Stirn begann es zu arbeiten. Das Benehmen des Knaben war doch zu seltsam! War es nicht genug, daß er sich, wenn er dem lächerlichen Märchen vom Nix Glauben beimaß, des Bades enthielt? Weshalb mußte er nun auch noch fortrennen, als ob ihm der leibhaftige Gottseibeiuns auf den Fersen säße? Ihn und das Fischgerät einfach im Stiche lassen? Wie sollte die Reuse, die ein einzelner gar nicht schließen konnte, ohne daß die gefangenen Fische entschlüpften, nun zugezogen werden?

Wie der Knecht über den sonderbaren Vorgang nachsann, kamen ihm allerlei Wahrnehmungen in den Sinn, die er früher beim Zusammensein mit Liebmund gemacht hatte. Der Knabe entfernte sich stets, wenn das Gespräch auf das Weibsvolk kam. Er errötete bei jedem derben Wort. Und als ihn im Lager zu Berkum die Tochter der Marketenderin, ein blutjunges freches Ding, das dem Weibel mehr Arbeit machte als zwanzig Dragonerweiber, zu küssen versucht hatte, war er so wütend geworden, daß das Mädchen nur durch schleunige Flucht der Gefahr entgehen konnte, von dem erbosten Buben niedergestochen zu werden. In Adrian stieg ein Verdacht auf, der ihn selbst überraschte. Er hatte sich schon — alles das fiel ihm jetzt plötzlich ein — über die mädchenhaft feinen Hände und Füße Liebmunds gewundert, über die glatten Wangen und Lippen, auf denen keine Spur von Flaum sichtbar war, über die helle Stimme, die noch gar keine Anstalten machte, in eine tiefere Lage umzuschlagen. Das war alles höchst seltsam — wer hätte es zu leugnen vermocht? Je länger der Knecht darüber nachdachte, desto mehr verdichteten sich seine Vermutungen zu der Erkenntnis, daß der Junge ein Weibsbild sei. Er nahm sich vor, sich so bald als möglich Gewißheit zu verschaffen.

Seit jenem Augustmittage ließ sich Liebmund am Flusse nicht mehr blicken. Es war, als ob er einer Wiederholung des dort erlebten Auftrittes hätte aus dem Wege gehen wollen. Lange blieb Adrian darüber im unklaren, wo der Knabe sich jetzt den größten Teil des Tages über aufhalte. Er hatte oft versucht, ihm bei seinen Ausgängen heimlich nachzuschleichen. Mehr als einmal, wenn er ihn in ein Gäßchen, ein Haus oder einen Hof hatte schlüpfen sehen, war er ihm in einiger Entfernung gefolgt, und obgleich meist kein zweiter Ausgang zu entdecken war, fand er den Burschen doch nicht mehr vor. Kein Zweifel, Liebmund wußte, was der Knecht gegen ihn im Schilde führte, und suchte ihm deshalb zu entkommen. Hätte Adrian, wenn er, stets aufs neue irregeführt, die Verfolgung aufgab und, in Gedanken versunken, langsam wieder umkehrte, einmal rückwärts geschaut, so würde er wahrscheinlich bemerkt haben, wie der kleine Schwarzkopf behutsam aus irgend einer Stall- oder Scheunenthür zum Vorschein kam und mit leichten Schritten dem Stadtthore zueilte.

Ein Zufall brachte den Knecht endlich auf die richtige Spur. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die Küche seines Herrn seit einiger Zeit auffallend reich mit Federwild, namentlich mit Wein- und Wacholderdrosseln, versorgt wurde, und erfuhr auf seine Frage, wer die Vögel liefere, daß Liebmund der Vogelsteller sei. Jetzt wußte er, wo er den Jungen, „der ein Weibsbild war“, zu suchen hatte. Die Bergabhänge im Norden der Stadt waren mit Reben bepflanzt, die bei der anhaltenden Hitze des Sommers in diesem Jahre einen reichen Herbst versprachen. Die ungewöhnliche Fülle der Trauben hatte große Schwärme geflügelter Beerenliebhaber angelockt. Wurden die Tierchen durch den Weinbergshüter vom Mahle aufgescheucht, so erhoben sie sich als eine graue Wolke von den Stöcken und suchten in dem Lohschlage Schutz, der, von der Höhe des Ringener Waldes nach Süden abfallend, an die höchstgelegenen Weinberge grenzte. Dort in dem dichten Niederholz waren sie wohlgeborgen, bis die Gefahr vorüber war. Hier an der Grenze zwischen Wald und Weinberg mußte Liebmunds Jagdrevier liegen.

An einem der letzten Augustmorgen machte sich Adrian auf, den Vogelsteller zu suchen. Am Abhange des Silberberges langsam emporsteigend, gelangte er, fortwährend fleißig Umschau haltend, an den Waldrand. An der Stelle, wo die Weinberge mit dem Gebüsch zusammenstießen, setzte er sich nieder und lauschte. Nach einer Weile vernahm er unter sich, in den Rebpflanzungen, den schrillen Warnruf der Drosseln, und bald darauf bemerkte er, wie ein mächtiger Schwarm dieser Vögel sich unten erhob und mit lautem Flügelrauschen über das ihn verbergende Gesträuch hinweg in den Lohschlag einfiel. Aber kaum hatten die ersten der Traubendiebe sich auf den äußersten Astspitzen niedergelassen, als sie sich auch schon wieder erhoben. Der ganze Schwarm kehrte um und strich über die Weinberge, die Stadt und das Thal hinweg nach den jenseitigen Bergen davon. Jetzt wußte der Knecht, daß er hier oben am Waldrande nicht allein war. Er erhob sich und schlich in gebückter Haltung weiter. Da stieß er auf eine schmale Schneise, die, wie das hie und da aufgehäufte, noch mit welkem Laub bedeckte Holz verriet, erst vor kurzer Zeit geschlagen sein konnte. Rechts und links waren am Astwerk Hängedohnen angebracht und mit leuchtendroten Ebereschbeeren geködert. Adrian trat näher und untersuchte die Dohnen mit dem scharfen Auge des gewiegten Kenners. Und hierbei machte er eine Entdeckung, die ihn beinahe überwältigte. Die Ruten, aus denen die Dohnen hergestellt waren, zeigten hinsichtlich der Verbindung ihrer Enden eine Eigentümlichkeit, die jedem, der sich auf den Drosselfang verstand, auffallen mußte. Sie waren nämlich nicht, wie es sonst im heiligen römischen Reiche üblich, miteinander verflochten, sondern durch eingeschnittene Kerbe so zusammengefügt, daß der untere Stab sich bei Auffußen des Vogels loslösen und zurückschnellen mußte. Dadurch wurde ein schnelleres Zuziehen der Schlingen und zugleich auch eine sicherer wirkende Erwürgung des gefangenen Vogels erzielt. Alles das war es nun nicht, was einen so starken Eindruck auf den wackeren Adrian machte. Ob eine Drossel in der Schlinge ein wenig länger oder kürzer zappelte, konnte dem gutmütigen, aber ziemlich gefühlsrohen Bauernburschen gleichgültig sein.

Was ihn überraschte, war die in ihm aufdämmernde Ueberzeugung, daß er derartige Dohnen schon einmal gesehen habe und zwar, wie er sich immer bestimmter entsann, daheim im Schornbusch, hinter dem Speckelstein. Dort hatte sie Meister Ringelhard, der Flamersheimer Herrschaftsförster, hergerichtet, der sich auf seine Erfindung viel zu gute that. Nun wußte Adrian, daß Ringelhard ein Töchterlein besaß, von dem erzählt wurde, es sei des Alten einziger Weidgeselle und wisse besser als mancher erfahrene Jäger mit dem Birschrohr und dem Vogelgarn umzugehen. Daß ein solches Mägdlein ein halber Bube sein müsse, verstand sich von selbst. Und ein Bube, auch wenn's nur ein halber ist, bleibt nicht zeitlebens daheim im Walde. Er geht, wenn ihn die Sehnsucht nach dem Leben packt, eines Tages auf und davon, und wenn gerade Kriegszeiten sind und er keinen andern Weg in die Welt findet, so wird er ein Reiterjunge. Das etwa war der Gedankengang, der sich langsam, aber mit unbestreitbarer Folgerichtigkeit hinter Adrians niedriger Stirn entwickelte.

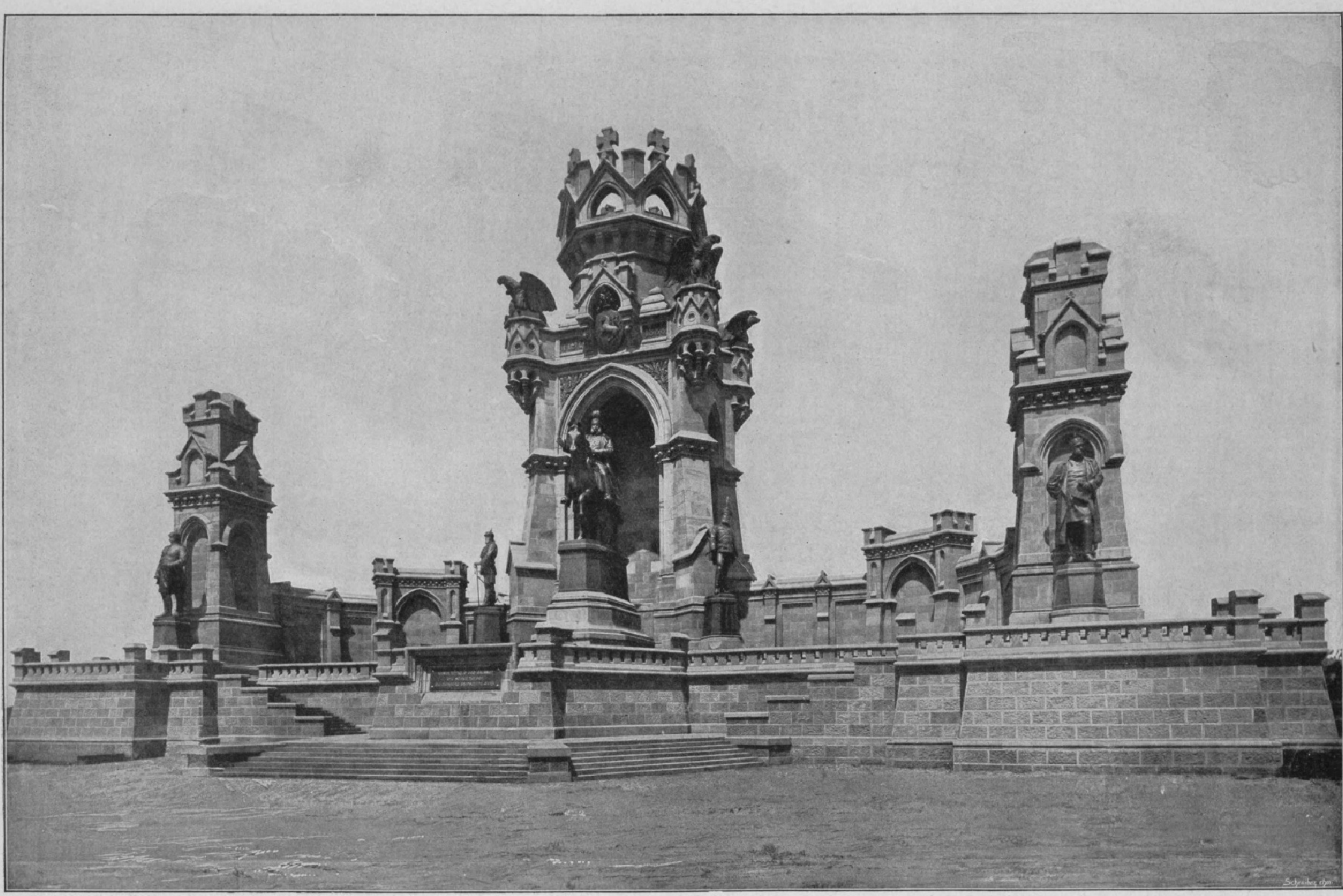
Er schritt weiter und hätte, als er über einen Ginsterstrauch, der seinen Weg versperrte, nicht ohne Mühe fortstieg, beinahe auf den Gegenstand seines Nachdenkens getreten. Liebmund hockte am Boden, eifrig damit beschäftigt, die zerrissenen Roßhaarschlingen einer Dohne durch neue zu ersetzen. Auf beiden Seiten war die Ueberraschung groß. Der Knabe faßte sich zuerst.

„Was willst hier oben, Adrian?“ fragte er, sich erhebend.



Inspiration.

Nach dem Gemälde von W. A. Bouguereau.



Phot. Aufnahme von F. Schmidt in Barop-Dortmund.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Hohensyburg, enthüllt am 30. Juni 1902.

Nach dem Entwurf von Hubert Stier in Hannover. (Text S. 868.)

„Dir zeigen, daß mich der Nix noch nicht geholt hat," gab der Knecht mit erzwungenem Lachen zurück.

„Und deshalb kommst hier herauf? Sollte meinen, das hättest du mir auch im Quartier sagen können."

„Wollt's auch, aber du bist ja nie daheim. Wer mit dir ein Wort zu reden hat, muß sich aufs Suchen verstehn."

„Möcht' wissen, wer mit mir ein Wort zu reden hätt'!" Liebmund bemühte sich, gleichgültig auszusehen und machte sich wieder an den Schlingen zu schaffen. Die seltsame Einleitung, mit der Adrian seine Rede begonnen hatte, versprach nichts Gutes.

„Wirst mir schon erlauben müssen, mit dir zu sprechen, Junge!" Der Knecht betonte das letzte Wort in einer so merkwürdigen Weise, daß dem Angeredeten das Blut ins Gesicht schoß.

„Mir hat keiner etwas zu sagen, es sei denn der Hauptmann," wandte er trotzig ein, indem er versuchte, den lästigen Störenfried durch Barschheit einzuschüchtern.

„Glaub's schon, Büblein" — auch auf dieses Wort legte der Knecht jene seltsame Betonung — aber man wird doch eine Frage an dich stellen dürfen?"

„Was giebt's denn? Mach schnell, siehst ja, daß ich zu thun hab'." Liebmund wandte sich zur Seite und schnitt ein Haselreis ab, um eine Dohne daraus zu biegen. Aber in seiner Erregung zerbrach er die Gerte und warf sie von sich.

„Hättest die Rute zuvor auf einem Steine klopfen müssen, alsdann wär' sie nicht entzwei gegangen," sagte Adrian kaltblütig. „So macht's wenigstens der Förster im Schornbusch — wie heißt er nur gleich?"

Liebmund glaubte unter dem forschenden Blicke Adrians in die Erde versinken zu müssen.

„Der Förster im Schornbusch? Wüßt' nicht, weshalb ich den kennen sollt'. Bin ein Stoitzheimer Kind und mein Lebtag nicht über die Flamersheimer Feldmark hinausgekommen."

„Muß eine böse Zeit sein, da brave Leute vom eignen Blut verleugnet werden." Der Knecht sprach diese Worte halblaut vor sich hin, dann faßte er plötzlich mit eisernem Griffe Liebmund beim Handgelenk, schlang den linken Arm um seinen Nacken, beugte sich über das heiße Gesicht und schaute forschend in die schwarzen Augen, die sich unter seinem Blicke sogleich schlossen.

„Denkst, Dirnlein, daß sich ein ehrliches Mannsbild betrügen ließe, betrügen von einer Fahrenden? Hältst unsereinen für so kindisch, daß er ein Mägdlein nicht von einem Buben könnte unterscheiden? Wenn ich nur wüßt', was dich von Haus weggetrieben hat! Bist dem Vater wohl davongelaufen? Aber warum? Eine Feine wie du könnt' auch daheim einen Burschen finden, der schön mit ihr thät', braucht' bei meiner Seel' nicht erst hinter den Dragonern herzulaufen —" Er ließ das Mädchen los und stieß sie von sich. Das Mädchen — denn jetzt wurde Liebmund mit einem Male wieder Liebmundis, da der angenommene Trotz des falschen Reiterbuben dem natürlichen Stolz des gekränkten Weibes gewichen war.

„Will's nicht länger leugnen, daß ich des Schornbusch-Försters Tochter bin. Aber du sollst nicht von mir denken, ich wär' so eine, die hinter dem Mannsvolk herlief. Wenn ich eine Soldatendirne hätt' werden mögen, weshalb trüg' ich denn das Gewand da?" Sie blickte an ihrem schlanken Leibe hinunter und fuhr mit den feinen Händen über die Aermel ihres rauhen Wamses.

Der gute Adrian wußte auf diesen Einwand nichts zu erwidern und begnügte sich, den entlarvten Buben ratlos anzustarren.

„Weshalb bist denn nicht daheimgeblieben?" fragte er endlich.

Das Mädchen sah einen Augenblick zu Boden. Dann warf es den Kopf trotzig zurück und sagte:

„Weil ich nicht ruhig zuschauen mochte, wie der Schwede im Lande wütet. Wer reiten und schießen kann, der soll für die allerheiligste Religion streiten, mag er ein Mannsbild oder ein Weibsbild sein." Und leiser fügte sie hinzu: „Sieh, Adrian, dir will ich's sagen, was ich keinem sonst verraten möcht'. Die gnadenreiche Gottesmutter ist mir im Traume erschienen. Sie weinte blutige Thränen und hielt ein Schwert in den Händen. Und wie sie näher und näher schwebte in ihrer Glorie, hob sie langsam den Arm und winkte mir, die Waffe hinzunehmen. Ich aber war geblendet vom himmlischen Glanz ihres Hauptes und vermochte kein Glied zu regen. Da trat sie dicht an mein Bett und legte das Schwert auf die Decke. Und als ich am Morgen erwachte, fand sich's, daß des Vaters Hirschfänger, der über der Lagerstatt an der Wand gehangen hatte, auf meiner Brust lag. Am selben Tage aber kam Botschaft, der schwedische Ketzer sei ins Land gefallen. Da wußt' ich, was mein Traum zu bedeuten hatte. Verstehst du nun, Adrian, warum ich mit ins Feld gezogen bin?"

Liebmundis hatte wirklich einen ähnlichen Traum gehabt, allerdings erst in der Nacht, die sie nach ihrem Aufenthalte auf der Schweinheimer Burg im väterlichen Heime verbrachte. Ihr Entschluß, Herrn Reichard wider den Schweden zu folgen, war nicht durch den Traum, sondern dieser war durch jenen veranlaßt worden. Sei es nun, daß sie sich jetzt selbst über den Zusammenhang täuschte, sei es, daß sie den Hergang absichtlich entstellte — jedenfalls war sie froh, dem unbequemen Frager mit einer glaubhaft klingenden Erklärung ihrer Anwesenheit im Feldlager dienen zu können.

Was sie in Wirklichkeit in Herrn Reichards Umgebung gezogen hatte und sie trotz aller Widerwärtigkeiten des Garnisonlebens dort ausharren ließ, hätte sie kaum sich selbst, viel weniger also einem andern eingestehen mögen.

Der Knecht gab sich zu Liebmundis' Genugthuung mit der Erklärung zufrieden, unterließ aber nicht, seine Bedenken über die ungewöhnliche Handlungsweise eines Mägdleins zu äußern und meinte zuletzt, wenn ein Weibsbild zum Kriegsleben Lust verspüre, so könne sie der guten Sache auf eine ehrlichere und bessere Art dienen, indem sie als ein ehelich Soldatenweib der Fahne folge und ihres Mannes in gesunden und kranken Tagen treulich warte. Dabei ließ er durchblicken, daß er selbst nicht abgeneigt sei, sich vor der Trommel oder, wenn ihr das nicht genüge, auch vor dem Altar mit ihr zusammengeben zu lassen, wobei dann allerdings notwendig sei, daß sie sich zu einem andern Truppenkörper durchschlügen, um dem Spotte, den die Wandlung des Reiterbuben in ein Weibsbild nach sich ziehen würde, beizeiten zu entgehen.

Von all dem wollte Liebmundis jedoch nichts wissen, verschwor sich vielmehr, solange der Krieg dauere, treulich bei Herrn Reichards Fahne zu bleiben und, wie es einem braven Soldaten die Pflicht gebiete, in Glück und Unglück auszuharren. Wäre erst wieder Friede im Lande, so könne man immer noch früh genug ans Freien denken, zumal sie noch sehr jung sei und ans Heiraten bisher noch nicht einmal im Traume gedacht habe. Sie hätte getrost hinzufügen können, daß sie am allerwenigsten an einen Mann vom Schlage des guten Adrian gedacht habe, aber sie war klug oder vielmehr listig genug, den Knecht, dessen Sinne durch die Entdeckung des wahren Geschlechtes seines seltsamen Kameraden erregt worden waren, nicht jeder Hoffnung auf ihren Besitz zu berauben. Sie sagte sich, daß er ihr Geheimnis nur so lange wahren werde, als er selbst ein persönliches Interesse daran habe, und dieses würde nur der Fall sein, wenn es ihr gelinge, ihn in dem Glauben zu erhalten, daß sie über kurz oder lang seinen Wünschen Gehör geben werde.

Nicht ohne geheimen Schauder bemerkte sie, welche Wirkung die dem Knechte eröffnete Zukunftsaussicht auf dessen derbe Natur ausübte. Nur mit Mühe gelang es ihr, sich seinen Liebkosungen zu entziehen, und sie sah sich gezwungen, ihm mit großer Entschiedenheit zu erklären, daß derartige Beweise seiner Zuneigung durchaus verfrüht und daher nur geeignet seien, sie gründlich gegen ihn einzunehmen. Der arme Teufel, der sich jetzt ebenso schnell ernüchtert wie vorher entflammt fühlte, auch aus den keineswegs freundlichen Blicken, die des Waldkindes schwarze Zigeuneraugen auf ihn schossen, erkennen mochte, es sei dem Mädchen mit seiner Warnung ernst, ließ sich in der That einschüchtern und zog, wie ein gehorsamer Hund, der seinem Herrn auf einem Spaziergange gefolgt ist und nun plötzlich nach Hause geschickt wird, mit bekümmerten Mienen ab, als sie ihm gebot, sie jetzt allein zu lassen.

Liebmundis schaute ihm, ohne sich zu rühren, nach, bis er in den Weinbergen verschwunden war. Dann aber warf sie sich ins Gras, bedeckte das Antlitz mit den Händen und weinte alle die Thränen der Wut, der Reue und Angst, die sie bis zu diesem Augenblick mit beinahe übermenschlicher Kraft zurückgehalten hatte.

Die Sichel des Mondes stand schon am westlichen Himmel, als sie sich endlich erhob und leise wie eine Katze den steilen Weinbergspfad hinabglitt und durch das Stadtthor schlüpfte, das wenige Minuten später geschlossen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Lyrik.

Ahnung.

Mittag ist's, — in voller Pracht
Liegen still die grünen Wälder,
Und die helle Sonne lacht
Froh herab auf volle Felder.
Keine Wolke durch die Flur
Siehst du düstern Schattens schweben,
Und doch fasst die Kreatur
Ein geheimnisvolles Beben.
Wie von eines Unglücks Drohn
Scheint die Erde selbst zu zittern:
Aller Frieden ist entflohn
Vor den nahenden Gewittern.

So auf meines Lebens Pfad,
Hell bestrahlt vom Himmelsglanze,
Ist das Glück mir oft genaht —
Winkend mit dem vollen Kranze. —
Doch, wenn ich die Hand gestreckt,
Um ihn fröhlich zu empfangen,
Hat mich jäh und tief erschreckt
Ein geheimnisvolles Bangen.
Schwarz durch meines Glückes Tag
Fühlt' ich einen Schatten gleiten,
Drohend wie mit schwerem Schlag
Sah ich fern das Schicksal schreiten.

Aug. H. Plinke

Im Walde.

Schattenkühler Aufenthalt,
Nimm mich auf mit deinem Rauschen,
Lass mich wieder, grüner Wald,
Deinen Laubgesprächen lauschen.
Unter Blumen hingestreckt
Ruh' ich, schmetterlingumgaukelt,
Und vom Farnenschirm bedeckt,
Der sich leis in Lüften schaukelt.

Krauses Schlingkraut überspann
Oft beschrittne Spuren leise,
Aus dem Grase dann und wann
Blicken noch die alten Gleise.
Busch und Stauden links und rechts
In des Wachstums Vollgedränge
Wölben mit des Laubgeflechts
Dickicht sich in Bogengänge.

Selbst auf Weges Mitten ist
Hier und da ein Baum entsprossen —
Spottend aller Menschenlist
Drängen sich die jungen Schossen.
Sinnend im Vorübergehn,
Auf der Blösse, wo es lichter,
Seh' ich einen Rehbock stehn, —
Der betrachtet dreist den Dichter!

Schattenkühler Aufenthalt,
Nimm mich auf mit deinem Rauschen,
Lass mich wieder, lieber Wald,
Deinen Flüstermärchen lauschen.
Voller Aeste grüne Pracht
Sollst du wieder um mich breiten,
Dass sich meine Seele sacht
Rückwärts träumt zu alten Zeiten!

Richard Zoozmann.



Copyright Nadar, Paris.

Alexander Dumas der Aeltere.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 24. Juli 1902.

Am 24. Juli 1802 — nicht wie eigentümlicherweise fast alle deutschen Nachschlagewerke angeben, an dem gleichen Tage des Jahres 1803 — wurde zu Villers-Coterets im französischen Departement Aisne Alexander Dumas geboren, der fruchtbarste und wohl auch erfolgreichste Schriftsteller, den das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht. Ist es gewiß auch eine Uebertreibung, wenn Michelet gemeint hat, er sei nicht ein Mensch, sondern eine Naturkraft gewesen, so steht doch der reich begabte Mann mit seiner wunderbaren Erfindungsgabe, Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit fast einzig unter den ähnlichen Erscheinungen seiner Zeit da, und es ändern an dieser Thatsache auch die vielfachen Mängel nichts, die fast allen seinen Werken anhaften. Das Erstaunliche an ihnen ist ihre fast kaum übersehbare Anzahl. In einem Briefe, den er sechs Jahre vor seinem Tode an Napoleon III. richtete, erklärte Dumas, daß er 1200 Bände geschrieben und veröffentlicht habe. Die Volksausgabe seiner Werke, die durchaus nicht vollständig ist, macht eine kleine Bibliothek von 300 enggedruckten Oktavbänden aus, von denen jeder etwa 300 Seiten zählt. Seine Theaterstücke, die in den gesammelten Werken 25 Bände füllen, weisen Dramen nach antiken, mittelalterlichen und modernen Vorbildern, Konversationsstücke und Genrestücke auf. Rechnet man dazu die 10 bis 12 Bände Memoiren, die 30 Bände Reisebeschreibungen und die unzähligen Zeitungsartikel, so erhält man eine Summe schriftstellerischer Leistungen, wie sie kaum je dagewesen ist.

Jeder beliebige Gegenstand, selbst das geringfügigste Tagesereignis, konnte in Dumas' Händen zur Grundlage einer umfassenden Darstellung von Abenteuern und Verwicklungen werden. Aus einem Sandkörnchen, meinte Claretie, würde er, wenn er gewollt, nicht 4, sondern 40 Bände haben machen können. Wie andre große Romanschriftsteller verwandte er keine sonderliche Sorgfalt auf die Diktion. Seine Darstellung ist indes immer lebendig, voll Verve und Bewegung. Mit Philosophie, Psychologie, Lebens- und Kunstanschauungen gab er sich nicht ab. Oberflächlich ist und bleibt er, allein wie hätte jemand, der so viel schrieb, anders sein können? Was seine Zeitgenossen nicht genug bewundern konnten, war sein unerschöpfliches Improvisationstalent. Eine Novelle, die in 3 Tagen von A bis Z niedergeschrieben, ein langer Akt, der in ebensoviel Stunden auf das Papier geworfen wird, dieses und so manches andre, was von ihm überliefert wird, erscheint unfaßbar und ist doch beglaubigte Thatsache. Es war nichts Ungewöhnliches, wenn er gleichzeitig an vier bis fünf verschiedenen Romanen arbeitete. Sein wunderbares Gedächtnis schützte ihn vor Verwechslungen, wie sie bei dem verwickelten Charakter so vieler Handlungen fast unvermeidlich scheinen. Ein geborener Dramatiker, zeigt er besondere Stärke im Dialog; er macht ausgiebigen Gebrauch davon, um Licht in seine Erzählungen zu bringen und dem Leser eine Pause zum Aufatmen zu geben. Die Hast, mit der er schrieb, war natürlich der Hervorbringung von Werken bleibenden Wertes nicht günstig. Die „Orgie der Produktion" — um mit Michelet zu reden —, in der sein Leben sich verzehrte, gestattete ihm niemals, seine volle Kraft zu entfalten. „Er hat nie in seinem Leben seinen eignen Wert erkannt," sagt Jules Janin. „Er erreichte niemals die Höhe, zu der er sich hätte erheben können, wenn er nur seiner fruchtbaren Phantasie die Abwechslung von etwas Ruhe und Muße gegönnt hätte." Aber Ruhe und Muße kamen bei ihm nie in Betracht. Die ausschweifende Lebensweise nötigte ihn zu ununterbrochener Arbeit. Seine Freunde speisten an seinem Tische und wohnten in seinem Hause. Theodore de Banville schildert ihn uns genau so wie der eigne Sohn in der Einleitung zu der Prachtausgabe der „Drei Musketiere" (in deutscher Ausgabe mit den Originalillustrationen von Maurice Leloir in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, erschienen), wie er in Hemdärmeln in einer kahlen Dachstube am Arbeitstische sitzt und als Hauptmahlzeit ein Stückchen kaltes Fleisch und eine Tasse Thee genießt, während ein Stockwerk tiefer in seinen eleganten Salons eine Gesellschaft von Herren und Damen, von denen er viele nicht einmal dem Namen nach kennt, es sich an seinem Tische wohl sein läßt. Unter diesen Parasiten waren die weiblichen die schlimmsten, sie kosteten ihn am meisten und trugen am meisten zu seinem Untergang bei. Geldbeutel und Nerven litten gleichmäßig unter diesen unwürdigen Verbindungen, von denen Dumas leider niemals ganz lassen konnte. Solange seine unverwüstliche Kraft anhielt, solange seine Erfindungsgabe den endlosen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, zu entsprechen vermochte, war er im stande, dem Kampfe mit dem allzeit sich darbietenden Defizit zu begegnen. „Deus dedit, Deus dabit" (Gott hat gegeben, Gott wird weiter geben) war der Wahlspruch seiner Familie, und nach ihm scheint Dumas sein ganzes Leben lang gehandelt zu haben, unbekümmert um das, was der einfache gesunde Menschenverstand ihm hätte sagen müssen, und die ausdrückliche Warnung, die Goethe ihm zu Beginn seiner Laufbahn von Weimar aus in einem freundschaftlichen Briefe hatte zu teil werden lassen. „Hüten Sie sich vor Ueberanstrengung," sagte der Olympier von Weimar. „Ununterbrochene Thätigkeit führt zum Bankerott." Und der Tag der Vergeltung sollte nicht ausbleiben. Die Phantasie ließ nach, die Erfindungsgabe stockte. Es kam die Zeit der Auskunftsmittelchen und Bearbeitungen. Alte Sachen, die erschienen waren, als er noch namenlos war, wurden wieder vorgenommen, mit neuen Titeln versehen und abermals vor das Publikum gebracht. Alle Schubladen wurden nach alten Manuskripten, die am besten für immer darin begraben geblieben wären, durchforscht. Wir sehen ihn einen deutschen Roman in ein mattes französisches Theaterstück und ein englisches Theaterstück in einen noch matteren französischen Feuilletonroman umarbeiten. Selbst die Mühe des Umarbeitens wurde ihm zu viel, er nahm seine Zuflucht zu Schere und Kleistertopf. Als er schließlich merkte, daß seine Popularität im Schwinden begriffen war, war er froh, daß er Paris den Rücken kehren konnte. Er machte eine Reise nach Rußland und blieb mehrere Jahre in Italien. „Meine Berühmtheit," sagte er traurig, „beginnt an der Grenze."

Der glänzende Erfolg seines Sohnes trug wesentlich dazu bei, seine letzten Jahre zu erheitern. Anfangs fühlte er eine kleine Anwandlung von Eifersucht, allein seine bessere Natur trug bald den Sieg über diese davon. „Alexander," so sagte er, „ist seinen eignen Weg gegangen, und keiner wird es ihm darauf zuvorthun. Ich hätte ‚Demi-Monde' oder den ‚Fils naturel' nicht schreiben können. Aber," so fügt er mit einem Rückfall in seine alte Selbstgefälligkeit hinzu, „Alexander hätte auch nie einen ‚Antony' oder eine ‚Mademoiselle de Belle-Isle' zu stande gebracht." Er starb ruhig und zufrieden auf der Villa seines Sohnes zu Dieppe während der preußischen Occupation. Einige Tage vor seinem Tode zeigte er auf einen Louis — den einzigen, den er besaß —, der auf dem Kaminsims lag. „Sie behaupten, ich sei ein Verschwender gewesen," sagte er zu seinem Sohne, „und doch habe ich, wie du siehst, einen der beiden Louis übrig behalten, die ich vor vierzig Jahren mit nach Paris brachte." Der Sohn erinnerte ihn nicht daran, daß eine Summe von mindestens einmalhundertundfünfzigtausend dieser Stücke während der vierzig Jahre durch seine Hände gegangen war.

Dumas' berühmteste Romane erschienen als Feuilletons, und die Blätter, die sie brachten, wurden mit geradezu fieberhafter Ungeduld erwartet. Wetten wurden abgeschlossen über das schließliche Schicksal ihrer Helden, über die Rettung Monte-Christos oder die Bestrafung der Lady in den „Musketieren". Villemessant erzählt in seinen Memoiren, daß er sich eines Abends bemüßigt gesehen habe, seine Familie, die sich schon zur Ruhe begeben, wieder zu wecken, um ihr aus einem Abendblatte das wunderbare Kapitel vorzulesen, das ihn eben elektrisiert hatte, das Kapitel, das die Rettung Monte-Christos in dem für den Leichnam des Abbé Faria bestimmt gewesenen Sacke schildert. Dumas lebte sich mit seiner lebendigen Phantasie so in das Schicksal seiner Helden ein, daß er sich als ein Stück von ihnen selbst fühlte. In der schon erwähnten Vorrede zu den „Drei Musketieren" erzählt sein Sohn, daß er ihm zur Zeit der Entstehung des „Vicomte von Bragelonne" einst traurig und mit rotgeweinten Augen in dem Sessel vor seinem Arbeitstische angetroffen habe. „Du hast geweint? Was hast du?" habe er ihn gefragt. „Einen großen Kummer," habe der Vater entgegnet. „Porthos ist tot. Ich habe ihn soeben umgebracht. Armer Porthos!"

„Mit einer derartigen Ueberzeugung," meint der Sohn, „und mit einem derartigen Solidaritätsgefühl schreibt man eben Meisterwerke!" L. H.



Aus Alexander Dumas: „Die drei Musketiere".

Von der Kieler Woche.

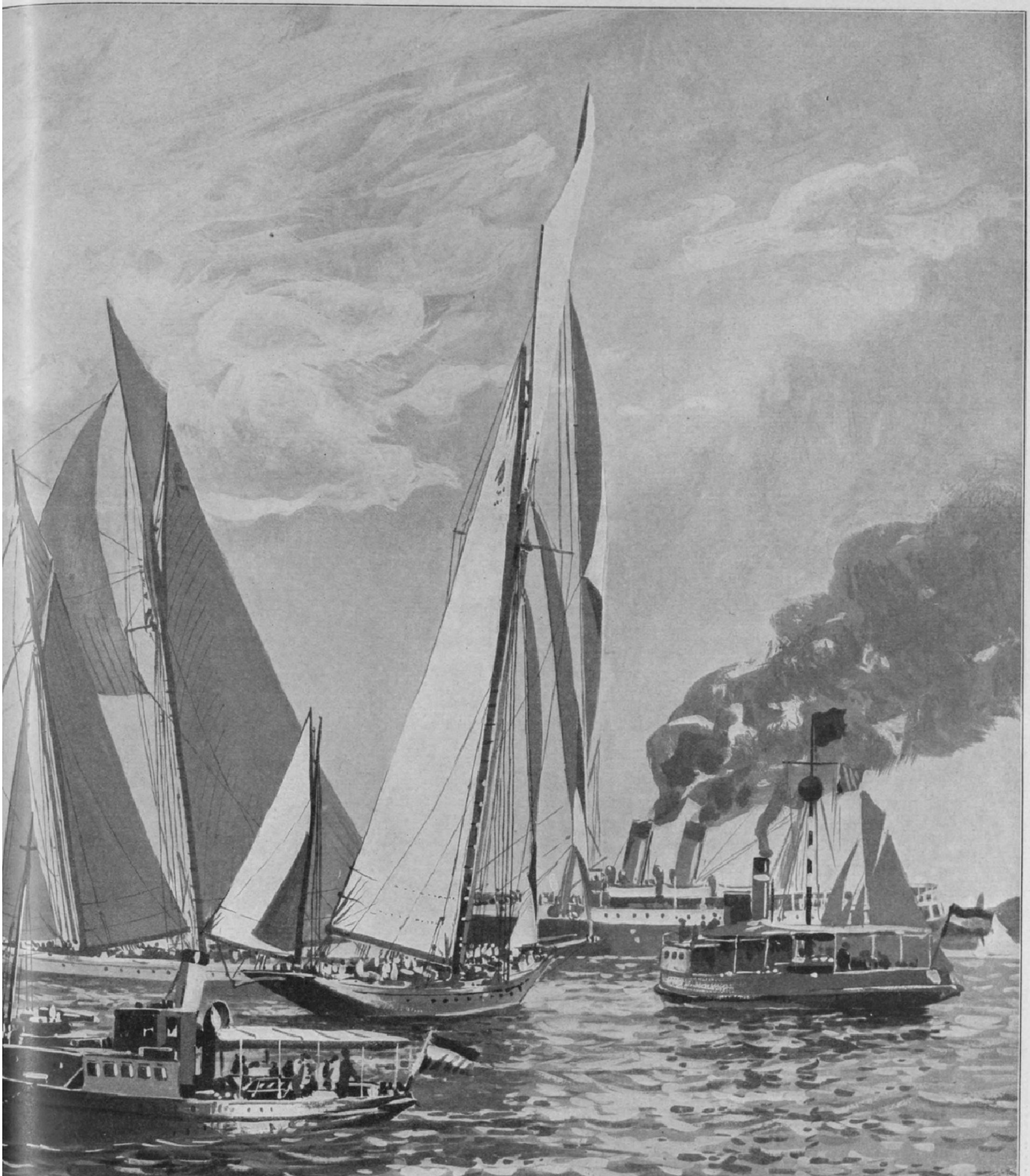
(Siehe die Abbildungen Seite 862/63 und 871.)

Die Kieler Woche bedeutet in jeder Beziehung die Hochsaison des deutschen Segelsports; das konnte man so recht in diesem Jahre bemerken, wenn man die von den zahlreichen Jachten aller Größen belebte Kieler Föhrde betrachtete. Vor dem Düsternbrooker Gehölz, in langer Reihe von Bellevue bis zur Seebadeanstalt und von der Reventlowbrücke bis zur Wasserallee, lag eine Jacht neben der andern. Auch das Straßenbild Kiels zeigte eine andre Physiognomie wie sonst. Allenthalben Jachtmen und Matrosen, beides seemännische Typen, aber doch durch ihre feinere Erscheinung ohne weiteres als Angehörige des Segelsports erkennbar. Freilich hatte sich, wie noch in keinem Jahr zuvor, in diesem Sommer das sportliche Interesse auf die Kieler Woche konzentriert; galt es doch, die Leistungen und das Aussehen der auf dem Plan erschienenen neuen Kaiserjacht „Meteor" kennen zu lernen und zu kritisieren. Leider meinte es das Wetter fast allzugut, denn in ungetrübtem Blau erstrahlte der Himmel, und nur gering war, wenigstens in den ersten fünf Renntagen, der Wind. Diesem Umstand war es in erster Linie zuzuschreiben, daß der „Meteor" keine großen Erfolge zu verzeichnen hatte. Wegen seiner Größe mußte die Kaiserjacht ihren kleineren Konkurrenten, die bei der flauen Brise naturgemäß im Vorteil waren, noch Zeit vergüten, so daß „Meteor" nur wenig Preise zu erringen Gelegenheit hatte. Für den Nichtseemann, der den



Von der Kieler Woche: Start f

Nach einer Zeichnung vo



e große Seeregatta am 29. Juni.

Martin. (Text S. 861.)

Regatten auf dem Begleitdampfer mit beiwohnte, konnte es aber nicht schöner sein.

Es bot einen herrlichen Anblick, wenn in der sonnig erglänzenden Kieler Föhrde mit ihren malerischen Ufern diese Fülle von blendendweißen Segeln sich durcheinander schob, um beim Startschuß sich zum Rennen zu gruppieren. Außer „Meteor“ nahmen noch sieben andre Jachten der größten Klasse teil. „Orion“, der ehemalige Rennkutter „Meteor“ des Kaisers, segelte ohne Konkurrenten in einer Abteilung für sich. Die Konkurrenten des neuen Kaiserschoners waren die folgenden: die der Kaiserin gehörige „Iduna“, die Yawl „Navahoe“, ein englisches Boot von vorzüglichen Segeleigenschaften, dem Konsul Watjen in Bremen gehörend; ferner die herrlichen Schoner „Lasca“, „Nordwest“, „Clara“, „Cicely“ und die Yawl „Komet“; „Kommodore“, „Susanne“ und „Mohawk“ bildeten eine Klasse für sich. Von den vorgenannten zeichneten sich besonders „Cicely“ aus, die vorzüglich geführt wurde. Die zweite Renn- und Kreuzerklasse, in die seit einigen Jahren die Jachten gesondert werden, führte gleichfalls ganz vorzügliches Material ins Feld, wie überhaupt jede Größe und Gattung gut vertreten war. Im ganzen beteiligten sich an den Regatten 96 verschiedene Boote, von denen 42 dem Kreuzertyp und 38 dem Typ der Rennjachten eingereiht waren, während für 16 Boote eine Sonderklasse geschaffen war. Diese letztere beanspruchte in hohem Maße das Interesse der Sportsmen, da sie durchgängig aus ganz neuem Material bestand und sowohl von Deutschen als von Engländern, Dänen, Franzosen, Schweden und Amerikanern beschickt war. Der beste deutsche Segler, der erst seit einigen Jahren dem Jachtklub angehört und sich in dieser Zeit einen hervorragenden Namen geschaffen hat, ist der Maler Protzen-Berlin, der in der Sonderklasse mit seinem Boot „Wannsee“ die schönsten Erfolge errang.

Das Programm der Kieler Woche, wie es sich in diesem Jahr abspielte, war wie folgt zusammengestellt: 26. Juni Wettfahrt der kleineren Jachten auf dem Kieler Hafen, veranstaltet vom Kaiserlichen Jachtklub; 27. Juni Wettfahrt auf der Kieler Föhrde, von Kitzeberg bis 4 Seemeilen nördlich vom Stollergrunder Feuerschiff, und von da in westlicher Richtung bis zu einem Markdampfer westlich der Stollergrundtonne West. Für die kleineren Jachten war eine kürzere Bahn innerhalb dieser Strecke vorgesehen; am 28. Juni Binnenregatta der kleinen Jachten und Boote auf dem Kieler Hafen, innerhalb des Hafenbeckens zwischen Kitzeberg, Holtenau und Friedrichsort, veranstaltet vom Norddeutschen Regattaverein; Sonntag den 29. Juni Wettfahrt auf der Kieler Föhrde, veranstaltet vom Norddeutschen Regattaverein auf derselben Bahn wie am 27. Juni; Montag den 30. Juni interne Wettfahrt des Kaiserlichen Jachtklubs auf dem Kieler Hafen auf derselben Bahn wie am 28. Juni. An diesem Rennen beteiligten sich ausschließlich die zu den Schiffen der Kriegsmarine gehörenden Boote, Barkassen, Pinassen, Kutter, Gigs, Jollen und Dinghies, im ganzen 125 Boote. Am 1. Juli nahm die Wettfahrt zwischen Kiel und Eckernförde bei stürmischem Wetter das Interesse aller Sportkundigen um so mehr in Anspruch, als diesmal der „Meteor“ das für ihn passende Wetter hatte. Wenn er trotzdem nur mit dem dritten Preis ausgezeichnet wurde, obgleich er das Ziel zuerst passierte, so lag dies wiederum an der von ihm an seine Konkurrenten abzugebenden Zeitvergütung. Bei dem Eckernförder Rennen wurden wegen der groben See auf dem Stollergrund die Tüchtigkeit der Mannschaft und die Manövrierfähigkeit der Jachten auf eine harte Probe gestellt. Für die großen Jachten führte der Weg übrigens nicht direkt nach dem Ziel, sondern zunächst in nördlicher Richtung bis zur Breit-Grund Boje, und von da über Schleisand längs der schleswigschen Küste nach Eckernförde. „Meteor“ legte die 51 Seemeilen lange Strecke in 4 Stunden und 49 Minuten zurück, und berücksichtigt man, daß die ganze Eckernförder Bucht aufgekreuzt werden mußte, so ergiebt das für den stolzen Schoner eine Durchschnittsfahrtgeschwindigkeit von ca. 12 Knoten — eine hervorragende Leistung.

Nachdem das ganze Jachtgeschwader sich vor Borby, unweit Eckernförde, verankert hatte und daselbst bis zum nächsten Morgen verblieb, begann das Handicap auf derselben Bahn zurück nach Kiel. Für den 3. Juli war für die großen Jachten ein Ruhetag vorgesehen, und nur die kleineren vereinigten sich auf dem Kieler Hafen innerhalb der üblichen Binnenbahn zu einem neuen Rennen, das wiederum der Kaiserliche Jachtklub veranstaltete. Am 4. Juli fanden die Kieler Rennen durch die vom Norddeutschen Regattaverein und dem Kaiserlichen Jachtklub in Scene gesetzte Regatta Kiel-Travemünde ihren Abschluß. Die Bahn für die ersten drei Klassen führte wie alljährlich von Labö (an der Einfahrt zum Kieler Kriegshafen) in östlicher Richtung, nördlich von Fehmarn vorbei, nur für die vierte Klasse südlich, durch das geschützte Fahrwasser des Fehmarnsundes, nach Travemünde. Die Bahnlänge für die ersteren betrug 78, für die letztere 65 Seemeilen. An diese Rennen schlossen sich die Regatten auf der Lübecker Bucht und am 7. Juli das Handicap Travemünde-Warnemünde an, in welch letzterem mit Ausnahme des „Meteor“ aufs neue alle namhaften Jachten zu einem Rennen sich am Start vereinigten. Für die Rennsaison bedeutet dieses den Abschluß. Es folgen nunmehr die Vergnügungsfahrten der Jachtbesitzer, bis im September das Absegeln des Kaiserlichen Jachtklubs stattfindet.

Georg Martin.

Dienstboten in Chile.

Von

H. Knold.

Nach langen, beschwerlichen Kreuz- und Querfahrten zu Wasser und zu Lande waren wir glücklich in Rancagua, einer Provinzialhauptstadt der Republik Chile, angelangt, an deren Liceo mein Mann seine pädagogische Wirksamkeit ausüben sollte. In dem uns von der Regierung angewiesenen geräumigen und von Gärten umgebenen Hause hatten wir uns bald, soweit es die Umstände erlaubten, behaglich eingerichtet, und nur die leidige Dienstbotenfrage trübte noch einigermaßen den sonst wolkenlos scheinenden Horizont unsers häuslichen Glücks. Ob Mann oder Frau, das war der strittige Punkt, über den wir uns lange nicht einigen konnten. Mein Gemahl hatte nämlich eine starke Abneigung gegen die schwarzbezopften, durch Unreinlichkeit sich auszeichnenden weiblichen Vertreterinnen des dienenden Geschlechtes gefaßt und war der Ansicht, daß wir es mit einem mozo, zu deutsch „Burschen“, probieren sollten. Ich teilte zwar diese Ansicht nicht, allein wie gewöhnlich bei derartigen Meinungsverschiedenheiten blieb der Mann Sieger, und die Suche nach einem solchen kostbaren mozo konnte beginnen.

Wie man sich dabei anzustellen hatte, war uns freilich beiden unklar, da kein Dienstbotenbureau in dem Städtchen existierte und die einzige Zeitung, die unter dem vielverheißenden Titel „Der Phönix“ erschien, von der dienenden Klasse kaum gelesen wurde, aus dem einfachen Grunde, weil nur wenige der niedrigen Chilenen in das Geheimnis der Lesekunst eingeweiht sind. So mußten wir denn unsre Zuflucht, wie schon öfters in derartigen Nöten, wieder zu Don Aureliano, unserm Rektor, und dessen Gattin nehmen, die in echt chilenischer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft uns stets mit Rat und That beistanden. Es dauerte auch nicht lange, so führte uns Don Aureliano einen Jüngling zu, der sich bereit erklärte, für 10 Pesos monatlich, damals etwa 25 bis 30 Mark, in unsern Dienst zu treten. Angesichts seiner großen Jugend — er mochte höchstens 14 Jahre zählen — schien uns und dem als Dolmetscher dienenden Rektor diese Summe zu hoch, und wir boten ihm daher 8 Pesos. Ohne viele Worte zu verlieren, bestieg darauf der stolze junge Mann sein Rößlein — er war nämlich als echter Sohn seines Landes zu Pferde gekommen — und galoppierte davon. Bald darauf präsentierte sich ein zweiter, dieser wenigstens bescheiden zu Fuß, und da er einige Jahre älter war, auch schon gedient hatte, bewilligten wir ihm die geforderten 10 Pesos, und noch am selben Abend zog er mit Sack und Pack bei uns ein. „Sack und Pack“ ist freilich nur als dichterische Lizenz zu verstehen, denn sämtliches Hab' und Gut des jungen Mannes bestand aus einem Fetzen alter Strohmatte, der zusammen mit dem Poncho, dem wichtigsten Toilettengegenstand des armen Chilenen, sein nächtliches Lager bilden sollte. Dort zu Lande giebt die Herrschaft den Dienstboten nämlich kein Bett, sie müssen es selbst mitbringen oder, wenn sie keines besitzen, was bei den meisten der Fall ist, sich mit einem Lager auf dem Fußboden begnügen. Auch sonst wetteiferte unser mozo mit Diogenes in Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Handtuch, Seife und Waschschüssel, an deren Gebrauch ich ihn gewöhnen wollte, waren ihm so fremdartige Dinge wie unsern Bauern vielleicht die Puderquasten und Schminktöpfe einer Weltdame. Er sträubte sich daher auch hartnäckig gegen ihre Benutzung. Das Waschen sei er nicht gewöhnt, antwortete er mir auf meine Ermahnungen; dreimal in seinem Leben habe er's probiert und sei stets darauf krank geworden, nun riskiere er's nicht mehr. Auch unser Essen schmeckte ihm zu sehr nach Kultur, wie's schien, er strafte es daher mit gänzlicher Verachtung, so daß ich ihm, um ihn nicht einem langsamen Hungertod auszuliefern, erlauben mußte, sich morgens seine aus Brot, Zwiebeln und Fett bestehende Suppe zu kochen und mittags und abends sich in den unsern Nasen schon von weitem durch ihren appetitlichen Geruch sich ankündigenden Garküchen für einige Cents eines seiner beliebten Knoblauchgerichte zu kaufen. Zur Arbeit stellte er sich nicht ungeschickt, so daß wir trotz seiner zahlreichen Eigentümlichkeiten ihn zu behalten beschlossen. Leider schien er an dem Ueberfluß von Kultur bei uns mehr Anstoß zu nehmen als wir an seinem Mangel einer solchen, denn:

> „Acht Tag' hat er's getragen,
> Trug's nicht länger mehr.“

Dann erklärte er uns kurz und bündig: „Yo no me hago aqui,“ eine etwas dunkle Rede, deren Sinn uns durch einen Nachbar aufgeklärt wurde, und die so viel bedeutete als: „Hier paßt's mir nicht.“ Sprach's und empfahl sich ohne weitere Abschiedszeremonien.

Nach diesem Fiasko mit dem männlichen Geschlecht erklärte sich auch mein Mann bereit, es mit dem weiblichen probieren zu wollen, das, wie selbst die größten Weiberfeinde zugeben müssen, etwas mehr Anpassungsfähigkeit zeigt. Unser Helfer in allen Nöten, Don Aureliano, hatte auch bereits eine passende Persönlichkeit für uns ausgekundschaftet und führte sie uns in Begleitung ihres zwölfjährigen Neffen Abran zu, der die unter der Würde einer cocinera (Köchin) stehenden Geschäfte, wie Stiefelputzen, Wassertragen u. s. w., besorgen sollte.

„Jesú“ — diesen uns sehr sonderbar klingenden Namen führte die Köchin — war eine etwa fünfundzwanzigjährige Person von dem bekannten halbindianischen Typus, mit lang herabhängendem schwarzen Zopf und ziemlich intelligenten Gesichtszügen. Sie bewährte den Ruf als vortreffliche Köchin, der ihr vorausging, vollkommen und zeigte sich auch sonst anstellig und geschickt. In Bezug auf Reinlichkeit machte sie wohl keine Ausnahme von ihren Landsleuten, denn diese erstreckte sich bei ihr, wie bei allen ihren Geschlechtsgenossinnen, nur auf das Haar, das mindestens einmal in der Woche durch ein aus der Rinde des Quillayabaumes hergestelltes Kopfwasser kräftig ausgewaschen wurde. Nach solchen Abwaschungen pflegte sie dann einen halben Tag lang als schwarze Genoveva im Hause herumzugehen. Dagegen war sie weder dem Trunke noch dem Langefingermachen besonders ergeben, diesen zwei Lastern, die man in Chile als allen Köchinnen eigentümlich mit Fatalismus hinzunehmen pflegt. Wenn sie sich auch hie und da eine Zigarre aus meines Mannes Vorrat holte, um sie nach dem Mittagessen zu schmauchen, im Falle ihr gerade ihre Zigaretten ausgegangen waren, oder wenn sie meiner Zuckerkiste häufige Besuche abstattete, um sich ihren mate (Paraguaythee), das Leibgetränk der Chilenen, tüchtig zu versüßen, so waren das nur Kleinigkeiten, von denen man nicht viel Aufhebens machte. Im Vergleich zu andern Dienstboten, über die man uns berichtete, war sie immer noch ein wahrer Edelstein, und wir glaubten mit Recht, uns über ihre Acquisition glücklich preisen zu können.

Da wollte es das Schicksal, daß wir nach einem halben Jahre nach „Jesús“ Eintritt auf ein paar Tage in die Hauptstadt reisen mußten. Im vollen Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit überließen wir ihr das Haus, nachdem wir nur die Vorratskammer, den verführerischten Teil, versperrt hatten. Bei unsrer Rückkehr fanden wir auch alles unverändert wieder, bis auf Jesu, die sich mittlerweile verheiratet hatte, und zwar mit einem Burschen, der aussah wie ihr Sohn, keinen Pfennig besaß und noch dazu ein richtiger Taugenichts war. Unter diesen Umständen zogen wir es vor, sie ziehen zu lassen, denn eine verheiratete Köchin war nicht nach unserm Geschmack. Ihre Nachfolgerin, Sara genannt, ein Nonplusultra von Ungeschicklichkeit, Dummheit und Unreinlichkeit, stahl uns den Zucker gleich halbpfundweise, und zwar so ungeniert, daß sie täglich die Zuckerdose bis auf ein paar Stückchen leerte.

Nach zwei Monaten wurde sie glücklicherweise durch eine gemütliche Alte ersetzt, die das Sprichwort nomen est omen gründlich zu Schanden machte. Sie hieß nämlich Rosarito, Rosenkränzchen, hatte dabei ein Gesicht wie vergilbtes Pergament und zählte 40 bis 50 Jahre. Ihr Gemüt hatte aber seine Jugendlichkeit bewahrt, was sich besonders darin äußerte, daß sie den ganzen Tag vor sich hin trällerte. Nur durchschnittlich einmal jede Woche

ließ sie den Kopf hängen, und statt der gewohnten Liedchen ertönte von Zeit zu Zeit ein schmerzliches: „Ay de mi!“ von ihren Lippen. Das waren die Tage, an denen sie von Kopfschmerz geplagt wurde, was sich schon äußerlich durch ein grünes oder schwarzes Pflaster, das sie auf die Stirn geklebt hatte, kund that.

An diesen Tagen war sie ungenießbar, sie verschmähte dann selbst den vielgeliebten tecito (Theechen) und versagte sich das Zigarettchen, die zwei einzigen Lebensgenüsse, die sie sich sonst gestattete.

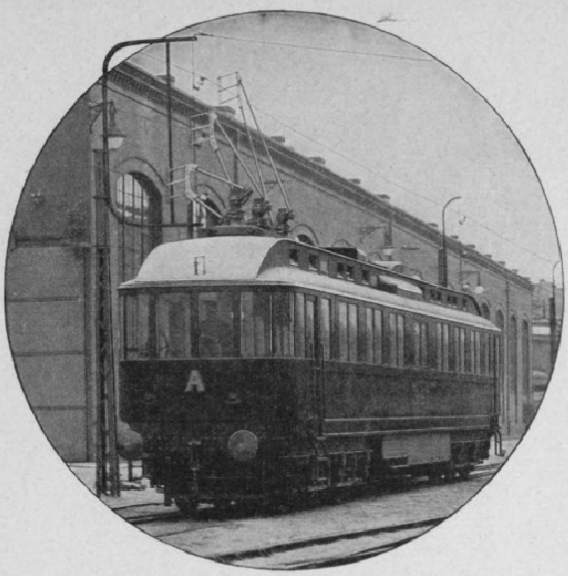
Das täglich von ihr nach dem Mittagessen ausgegebene Bulletin über die von mir zubereiteten Gerichte — sie war nämlich nicht in die Kochkunst eingeweiht — lautete auch ihrem Mangel an Appetit entsprechend sehr ungünstig, denn während sie an andern Tagen mich mit dem Ausspruch: „Der Pudding war wirklich ausgezeichnet“ oder „Das Gemüse schmeckte vorzüglich“ beglückte, hieß es an diesen Tagen: „So schlecht war die Suppe noch nie“ oder „Das Fleisch war ja noch ganz hart.“ Mein Mann war der einzige Vergnügte an solchen Tagen, da er durch das „G'sangerl“, wie er ihr Trällern nannte, nicht beim Arbeiten gestört wurde.

Wäre das gute Rosenkränzchen nur nicht gar so langsam gewesen, so hätten wir uns trotz ihrer verschiedenen Eigentümlichkeiten ganz glücklich mit ihr gefühlt. Aber nach und nach fiel der größte Teil der Arbeit auf mich, da sie bei allem guten Willen nichts fertig brachte. So fühlte ich mich eigentlich einigermaßen erlöst, als sie eines Tages erklärte, sie möchte sich wieder ins Privatleben zurückziehen. Als gute, treue Seele, die sie war, bemühte sie sich aufs eifrigste, mir einen Ersatz zu schaffen, bevor sie uns verließ; allein sie war in diesen ihren Bemühungen nicht erfolgreicher als wir selbst. So mußten wir denn froh sein, als nach einigen Wochen vergeblichen Forschens nach einer einigermaßen annehmbaren Persönlichkeit unsre „Jesú“ sich wieder anbot. Wir nahmen sie daher samt Gatten und Tochter, die mittlerweile das Licht der Welt erblickt hatte, ins Haus und räumten ihnen eine von unsrer Wohnung abgetrennte Stube ein, wo sie, ohne uns zu stören, den Freuden des Familienlebens sich hingeben konnten. Die Befürchtungen, die ich betreffs des Kindes gehegt, erwiesen sich bald als unbegründet, denn die kleine Juanita benahm sich ganz gesittet und zeigte mit einem Jahre bereits einen solchen Grad von Selbständigkeit, wie ihn unsre wohlgehüteten Kinder kaum mit zwei Jahren erreichen. Solange sie den Gebrauch ihrer Beinchen nicht recht los hatte, kroch sie auf allen vieren im Hofe herum, und ward je ihre gute Laune durch irgend ein Ereignis gestört, so stopfte ihr die Mutter eine Frucht ins Mäulchen, wodurch ihr seelisches Gleichgewicht sofort wieder hergestellt ward.

Als ein viel größerer Uebelstand erwies sich dagegen der Gatte und Vater, Juan de Dios, ein Tagedieb, wie er in solcher Vollkommenheit nur in Südamerika gedeiht. Da er selbst nur in den seltensten Fällen bei Kasse war, nahm er der armen Jesú ihren ganzen Lohn ab, ja, nicht zufrieden damit, trug er auch alles irgendwie Versetzbare ins Pfandhaus. Hatte sie sonst wenigstens bis zur Mitte des Monats gewartet, um ihren Lohn zu fordern, so bat sie jetzt schon am Ersten oder Zweiten darum, eine Unsitte übrigens, die nicht nur alle Dienstboten, sondern auch viele Gewerbetreibende drüben haben. Verweigerte ich ihr den Lohn, so nahm sie ihre Zuflucht auch zu einem der zahlreichen Pfandleiher, die dem unwissenden Volk bis zu 200 Prozent abnehmen und daher wirklich den Namen Blutsauger verdienen. Daß sie das Geld nicht für ihre eignen Bedürfnisse brauchte, ward mir angesichts ihrer Anspruchslosigkeit in Toilette, die doch sonst die größten Opfer beim weiblichen Geschlecht kostet, bald klar. Sie trug nämlich Sommer wie Winter ein Kleid aus billigem, schokoladefarbenem Baumwollstoff, da sie der heiligen Carmen in einer Krankheit das Gelübde gethan, nur ihre Lieblingsfarbe, d. i. Schokaladebraun, zu tragen. Die Schützlinge der heiligen Merced trugen sich dagegen, dem Geschmacke dieser Heiligen entsprechend, feuerrot, die des San Antonio königsblau. Anfangs suchte das arme Weib die schlechten Eigenschaften des Gatten, seine Faulheit, seine Neigung zu Trunk und Spiel, die er übrigens mit dem größten Teile seiner Standesgenossen teilte, vor uns zu verhüllen, aber als die Not zu groß ward, rückte sie mit dem Geständnis heraus. Wir erfuhren nun, was wir schon lange geahnt, daß Juan de Dios — er war seines Zeichens peon (Tagelöhner), wie fast alle armen Chilenen, die selten ein Handwerk lernen — nur höchst selten zur Arbeit ging, sondern sich den ganzen Tag in den Schenken herumtrieb, um chicha (gekochter Most) oder Branntwein zu saufen und Billard zu spielen.

Diese zwei Laster, Trunksucht und Spiel, sind auch die Hauptursache der fürchterlichen Armut, die uns Europäern, obwohl wir das Elend doch auch bei uns kennen, bei der niedrigen Volksklasse in Chile wie ein wahres Schreckgespenst entgegentritt. Treibt es ein Bursche gar zu arg, d. h. kommt er — wie es bei Juan de Dios der Fall war — gar nicht mehr aus dem Rausch heraus, so steckt man ihn eine Zeitlang in die sogenannte casa de ejercicios, wo er durch Beten und Fasten sich seinen schlechten Lebenswandel abgewöhnen soll. Wie häufig dieses Mittel angewandt wird, konnten wir an der Menge von Reitern sehen, die zu der Zeit, da diese vom Stadtpfarrer geleiteten ejercicios (geistliche Uebungen) stattfanden, von allen Seiten herbeikamen und nach einem gefühlvollen Abschied von den Ihrigen in dem düsteren, einem Gefängnis gleichenden Hause verschwanden. Auch an Juan de Dios wurde diese Kur versucht, leider ohne jeden Erfolg. Kaum war er der goldenen Freiheit zurückgegeben, so berauschte er sich wieder und verletzte in diesem Zustande einen seiner „amigos“ durch einen Messerstich. Rachedürstend und blutüberströmt kam dieser nachts mit einigen berittenen Polizisten vor unser Haus, um den Uebelthäter zu suchen. Juan aber hatte längst das Weite gesucht und kehrte erst nach einem halben Jahre, von Liebe zu Weib und Kind oder — was wahrscheinlicher ist — von Geldmangel getrieben, in die Heimat zurück, wo er nach kurzer Zeit, als er es wieder zu toll getrieben hatte, von dem Arm der strafenden Gerechtigkeit erreicht wurde. Zu unsrer großen Erleichterung wurde er nun für einige Wochen ins Loch gesteckt. Ich glaube, das war die beste Zeit für unsre Jesú, denn die Sorge für den teuren Gatten ward ihr von dessen Mutter und Schwester abgenommen, die dem „armen Sohn und Bruder“ täglich seine Lieblingsgerichte ins Gefängnis brachten, da die dort verabreichte Kost nicht nach seinem Geschmack war. Leider brachten es diese mitleidigen Seelen durch Fürsprache bei dem Richter, dessen Wäsche sie besorgten, dahin, daß der Gefangene schon vor Ablauf seiner Strafe die Freiheit wieder erhielt. Nun begann der alte Tanz natürlich wieder von neuem, und er wird fortdauern, bis entweder ein früher Tod dem Leben des Taugenichts ein Ende macht oder bis das arme Weib, von Sorgen und Entbehrungen entkräftet, ins Grab sinkt.

Als einen glücklichen Umstand durften wir es betrachten, daß von den jungen Burschen, die in bunter Reihenfolge unsre männliche Dienerschaft bildeten, noch keiner dem Trunke ergeben war. Da sie alle noch nicht das vierzehnte Jahr überschritten hatten, bewegten sich ihre Neigungen noch in einer jugendlicheren Richtung. Während Abran z. B. hauptsächlich für Süßigkeiten schwärmte und jedes Geldstück, dessen er habhaft werden konnte, in Schokolade, Gefrorenem oder chancaca (ein süßer, klebriger Stoff, aus Zuckerrohr hergestellt) umsetzte, liebte Pedro, sein Nachfolger, in dessen Adern neun Zehntel Indianerblut rollten, vor allem das Obst in jedem Grad von Reife. Sobald die Früchte ihr Blütenkleid verließen, begann für ihn die Ernte, ohne Wahl verschluckte er rohe Artischocken, grüne Pfirsiche und unreife Melonen. Sein Magen schien den gewagtesten Experimenten gewachsen. So verschieden die Burschen in diesem Punkte sich zeigten, so übereinstimmend waren sie in zwei andern, mochten sie nun Pedro, Nicanor, Panchito oder Arturo heißen, nämlich in der Leidenschaft fürs Nichtsthun und in dem Vorausfordern ihres Lohnes. „Economia es riqueza“ (Sparsamkeit ist Reichtum), diesen Spruch, der auf allen Kupfermünzen des Landes zu lesen ist, schien keiner von ihnen sich zu Herzen genommen zu haben. Dieser Weg zum Reichtum war ihnen wohl zu lang und zu schwierig. Da sie voraussichtlich auch keinen andern finden, so werden sie zeitlebens arme Teufel bleiben und, wenn sie nicht schon früh als Opfer der Trunksucht sterben, bis in ihr spätes Alter das Brot der Dienstbarkeit essen.



Der elektrische Schnellbahnwagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

Elektrische Schnellbahnen.

Wenn man die Eisenbahnfahrpläne der letzten Jahrzehnte studiert, so findet man durchgängig das Bestreben, die Fahrzeiten der Schnellzüge zwischen den Metropolen und Handelszentren zu verkürzen. Durch den Bau besonderer Schnellzugslokomotiven hat man jetzt für die mit Dampfkraft betriebenen Eisenbahnen zwar die Möglichkeit geschaffen, Entfernungen von 130 bis 140 Kilometern in der Stunde zurückzulegen; in Amerika soll sogar der bekannte Atlantic Flyer bis 180 Kilometer in der Stunde fahren, für den regelmäßigen Betrieb indessen sind 100 bis 110 Kilometer in der Stunde heute noch die höchsten Durchschnittsleistungen. Solche Geschwkndigkeiten genügen aber dem Verkehrsbedürfnis der Neuzeit nicht mehr. Reisen zwischen weit voneinander entfernt gelegenen Orten werden in Anbetracht des für sie erforderlichen Zeitaufwandes auf das notwendigste Maß beschränkt, viele auch deshalb nicht ausgeführt, weil die Zahl der Fahrgelegenheiten zu gering ist.

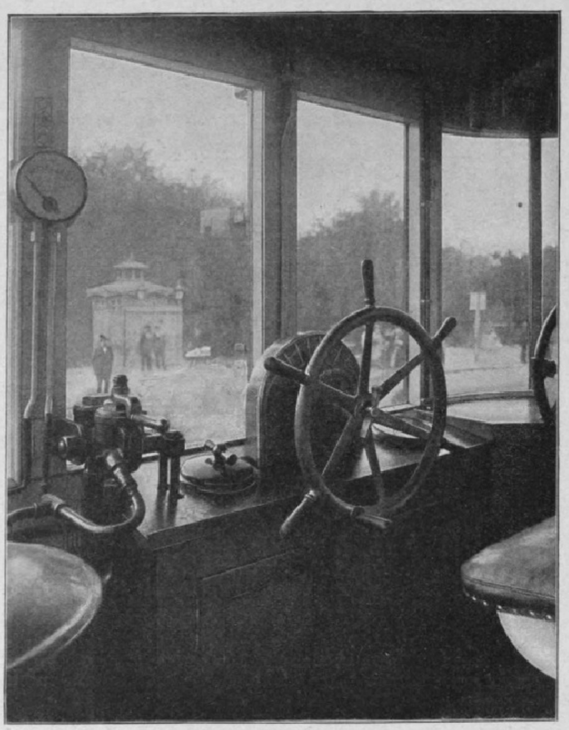
Abkürzung der Fahrzeiten und Vermehrung der Fernzüge ist deshalb jetzt die allgemeine Forderung der am Reiseverkehr beteiligten Kreise. Ob dieser Forderung in wirtschaftlicher Weise noch durch den Dampfbetrieb der Eisenbahnen genügt werden kann, oder ob sie nur durch den elektrischen Betrieb zu erfüllen sein wird, ist zurzeit eine brennende Frage. Die Umwandlung des Dampfbetriebes großer Eisenbahnen in elektrischen Betrieb würde allerdings mit ganz erheblichen Kosten verknüpft sein, und es ist von vornherein einleuchtend, daß ein elektrischer Betrieb von langen, in großen Zeitintervallen verkehrenden Zügen nicht so wirtschaftlich sein kann wie der Dampfbetrieb. Andrerseits bricht sich aber immer mehr die Anschauung Bahn, daß den Bedürfnissen des Fernverkehrs viel besser durch kurze Züge oder selbst durch einzelne Wagen genügt werden kann, wenn sie in schneller Folge verkehren. Ein solcher Schnellverkehr erfordert natürlich



Elektrische Bahnstrecke.

die Trennung des Personenfernverkehrs vom Personenlokalverkehr und vom Güterverkehr. Denn wenn man Geschwindigkeiten von 200 Kilometern und darüber hinaus erreichen will, so dürfen die Bahnstrecken nicht viele Zwischenstationen haben, und diese müssen weit auseinander liegen, insbesondere deshalb, weil bei solchen Geschwindigkeiten die lebendige Kraft der fahrenden Züge so groß wird, daß die Betriebskraft schon mehrere Kilometer vor den Haltepunkten abgestellt werden muß. Gleicherweise ist auch eine gewisse Anlaufszeit erforderlich; die volle Fahrgeschwindigkeit wird ebenfalls erst nach einigen Kilometern erreicht.

Da bei den Dampflokomotiven die Betriebskosten, insbesondere für Kohlenverbrauch, mit steigender Geschwindigkeit sehr stark anwachsen, so wird für eine schnelle Folge der Züge oder einzelnen Wagen mit großer Fahrgeschwindigkeit die elektrische Betriebskraft nicht nur sich besser eignen, sondern voraussichtlich auch billiger werden. In dieser Erkenntnis beschäftigen sich jetzt namhafte Gelehrte und Techniker aller Länder mit der Ergründung der Bedingungen, die für die Schaffung eines sicheren elektrischen Schnellbahnverkehrs zu erfüllen sind. Fast in allen Kulturstaaten haben sich für diesen Zweck, zum Teil unter Mitwirkung der Regierungen, besondere Studienkommissionen gebildet. Trotzdem deren Arbeiten noch bei weitem nicht abgeschlossen sind, hat man schon eine Menge Projekte elektrischer Fernbahnen auf dem Papier fertiggestellt. So sind namentlich in Italien Bestrebungen im Gange, nicht nur elektrische Fernbahnen zu bauen, sondern auch den elektrischen Betrieb auf allen Vollbahnen einzuführen. Man hofft dadurch die Schwierigkeiten zu beseitigen, die für den italienischen Bahnbetrieb durch die Beschaffung der Kohlen für die Lokomotiven erwachsen. In Belgien ist auf Anregung des Königs Leopold ein Plan für ein elektrisches Schnellbahnnetz ausgearbeitet worden, dessen Ausführung eine Milliarde Mark erfordern wird. Brüssel soll mit Ostende, Antwerpen und Paris verbunden werden, und es soll die elektrische Schnellbahnfahrt Brüssel-Paris nur zwei Stunden Zeit beanspruchen. Frankreich will zunächst die Strecke Cannes-Mentone unter Benutzung einer in der Nähe von Nizza belegenen Wasserkraft für den elektrischen Schnellbahnverkehr nutzbar machen. In Schweden hat man infolge des geringen Ertrages der dortigen Steinkohlengruben und des Reichtums an natürlichen Wasserkräften, die für die Erzeugung des elektrischen Stromes nutzbar gemacht werden können, ebenfalls die Einführung des elektrischen Betriebs auf den dortigen Staatsbahnen in ernste Erwägung gezogen. Oesterreich will einen elektrischen Schnellbahnverkehr zwischen Wien und Preßburg, Rußland einen solchen zwischen Petersburg und Moskau, England zwischen Manchester und Liverpool einrichten. In Deutschland ist bereits ein Schnellbahnprojekt Berlin-Hamburg bis in die Einzelheiten ausgearbeitet; die 250 Kilometer lange Strecke soll in $1\frac{1}{4}$ Stunde zurückgelegt werden. Züge zu je 3 Wagen sollen alle 6 Minuten in jeder Richtung fahren; der Fahrpreis für die einzelne Fahrt soll in der 1. Klasse 7,50 Mark, in der 2. Klasse 5 Mark betragen.

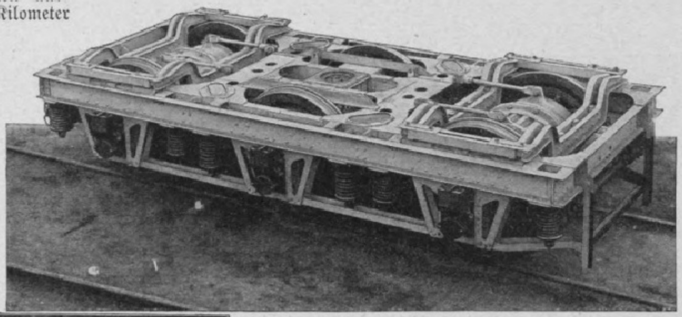


Führerstand.

Wenn auch die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen für die Ausführung dieser Projekte zurzeit noch nicht ausreichend klargelegt sind, so lassen doch die mit dem regsten Eifer betriebenen Arbeiten der verschiedenen Studienkommissionen dies in Kürze erhoffen. Gegenwärtig erregen die von der deutschen Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen in Berlin bekannt gegebenen Resultate der von ihr auf der Militäreisenbahn Berlin-Zossen längere Zeit ausgeführten Versuchsfahrten mit elektrischen Schnellbahnwagen in hohem Maße das Interesse der beteiligten Kreise des In- und Auslandes. Die von deutschen Elektrotechnikern seinerzeit geschaffene Versuchsanlage Lauffen-Frankfurt zur Uebertragung elektrischer Kraft auf weite Entfernungen hat die Grundlage für die gesamte elektrische Kraftübertragung in allen Ländern gegeben, und die jetzt wiederum deutscherseits ausgeführten elektrischen Schnellbahnversuche dürften nach den bisherigen Ergebnissen ebenfalls vorbildlich werden für den gesamten elektrischen Fahrdienst.

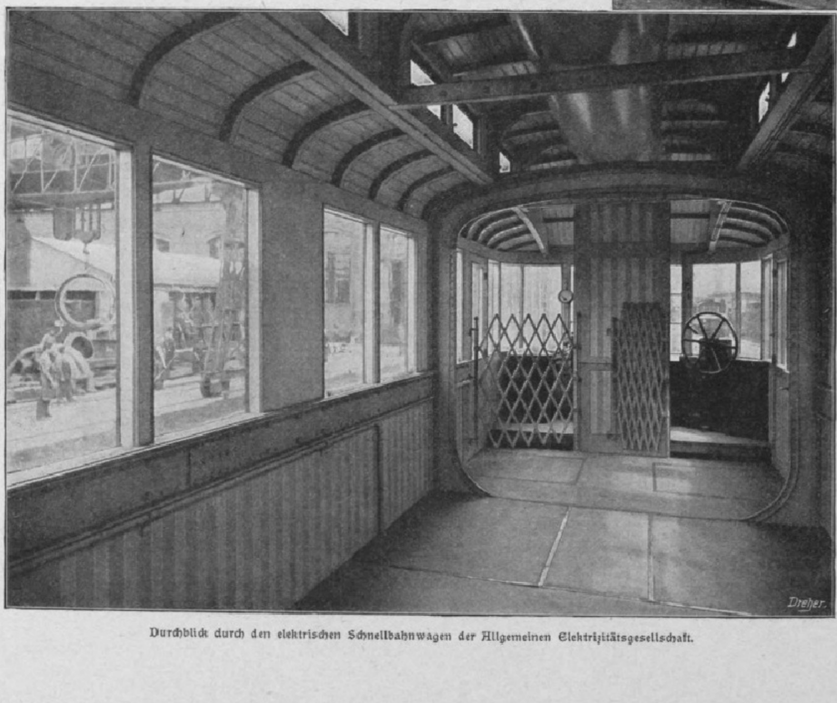
Für die Versuchsfahrten, die während dreier Monate auf der Strecke Marienfelde-Zossen der Militäreisenbahn Berlin-Zossen stattfanden, haben die Aktiengesellschaft Siemens & Halske (abgekürzt S. & H.) und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (abgekürzt A. E. G.) in Berlin je einen von der Wagenfabrik van der Zypen & Charlier erbauten Schnellbahnwagen mit den erforderlichen elektrischen Einrichtungen versehen. Eine Abbildung des Schnellbahnwagens von S. & H. haben wir bereits früher gebracht, unsre heutigen Abbildungen veranschaulichen den Schnellbahnwagen der A. E. G.

Die Wagen sind Durchgangswagen für etwa 50 Personen, und ihre Bauart ist so, daß sie nach Wegnahme der Strombügel ohne weiteres auf den zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörigen Bahnstrecken verkehren können. Zur besseren Ueberwindung des Luftwiderstandes sind die Wagen an den Stirnflächen mit Abschrägungen versehen, die annähernd parabolisch verlaufen; die Dachenden der Wagen sind haubenförmig nach abwärts gezogen. Die Wagenkasten ruhen auf zwei Drehgestellen, die zwei angetriebene und eine mittlere Laufachse besitzen; die Wagenräder haben einen Durchmesser von 1,25 Metern, was bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde einer Umlaufszahl der Räder von rund 880 in der Minute entspricht. Für jede der vier Treibachsen ist ein Motor vorhanden, der eine durchschnittliche Leistung von 250 Pferdekräften entwickelt. Erforderlichenfalls muß aber jeder Motor das Dreifache leisten können. Die Aufhängung der Motoren mit einem Gesamtgewicht von über 12000 Kilogramm und ihre Verbindung mit den Treibachsen war eine der schwierigsten Aufgaben. Bei dem Schnellbahnwagen der A. E. G. ist jeder Motor in einem besonderen starken Rahmen aufgehängt; seine hohle Achse umgiebt mit geringem Abstande die Treibachse und überträgt auf diese und damit auf die Räder die Drehung durch ein System von Blattfederpaaren. Im Schnellbahnwagen von von S. & H. sind dagegen die Motoren fest mit den Treibachsen verbunden.



Drehgestell mit eingebauten Motoren.

Die Motoren werden nicht unmittelbar von dem hochgespannten elektrischen Strome der Fahrleitung angetrieben; dieser Strom wird vielmehr erst durch besondere in die Wagen eingebaute Transformatoren geleitet, die seine Spannung von 6000



Durchblick durch den elektrischen Schnellbahnwagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.



Morgen am See.

Nach dem Gemälde von Carl Heinisch.

bis 14 000 Volt in eine solche von 400 bis 500 Volt umsetzen. Entsprechend den drei Phasen des zur Verwendung kommenden Drehstromes (Dreiphasenwechselstrom) sind für jeden Motor drei Transformatorrollen erforderlich. Die auf die Transformatoren und Motoren wirkenden enormen elektrischen Kräfte bringen in diesen eine beträchtliche Temperaturerhöhung hervor. Es ist jedoch gelungen, eine Kühlung durch den Luftzug in ausreichender Weise zu schaffen; hierzu sind besondere Luftfänger angelegt worden.

Zur Regelung der Geschwindigkeit, namentlich beim Anfahren und Halten der Wagen, dienen sogenannte Anlasser und elektrische Widerstände. S. & H. benutzen für ihren Wagen einfache Metallanlasser mit trockenen Widerständen, die A. E. G. dagegen einen Flüssigkeitsanlasser besonderer Bauart. Bei diesem tauchen die zu Blechplatten ausgebildeten Enden des Motorstromkreises in ein Gefäß, das durch Einströmen von Sodalösung bis zu beliebiger Höhe angefüllt werden kann. Der Strom findet zuerst zwischen den am unteren Ende weit voneinander abstehenden Blechplatten einen großen Widerstand, kann infolgedessen nur mit einem Bruchteil seiner Kraft wirken und setzt daher den Wagen beim Anfahren zunächst langsam in Bewegung. Steigt die Sodalösung höher, so wird der elektrische Widerstand mit der Zunahme der benetzten Flächen kleiner, und er verschwindet schließlich ganz. Der Betriebsstrom arbeitet dann mit voller Kraft. Bei den Metallanlassern erfolgen die Widerstandsänderungen in ähnlicher Weise durch Zu- und Abschalten von elektrischen Drahtwiderständen in den Motorstromkreis.

Entsprechend der Bedingung des Fahrens in beiden Richtungen war bei der Unterbringung der elektrischen Ausrüstung in den Wagen zunächst darauf Rücksicht zu nehmen, daß an jedem Wagenende ein Führerstand angebracht werden mußte. Motoren, Transformatoren, Anlasser und die übrigen elektrischen Apparate und Sicherungen wurden bei dem Wagen der A. E. G. in einem im mittleren Teile eingebauten Apparatraume untergebracht, der durch Luftschächte mit doppelten eisernen Blechwänden vom Personenraum getrennt ist. Der durch den Mittelraum führende Durchgang zur Verbindung der beiden Wagenhälften ist vollständig von den stromführenden Teilen abgeschlossen. Die Führerstände sind gegen das Wageninnere nur teilweise durch schmale Holzwände abgeschlossen; diese gestatten noch den Durchblick durch den ganzen Wagen von vorn nach hinten. Nach Beginn der Fahrt wird der Führerstand durch ein verschiebbares Gitter gegen das Innere abgetrennt, so daß der Führer in seinen Dienstobliegenheiten durch das Publikum nicht gestört werden kann. Die elektrischen Apparate werden vom Führerstande aus mittels einfacher mechanischer und unbedingt zuverlässiger Uebertragungen gehandhabt. Hierzu dient lediglich ein Handrad; durch Drehen nach rechts erfolgt das Anfahren des Wagens und schnelleres Fahren, durch Drehen nach links langsameres Fahren, Halten, schnelles und energisches Bremsen. In wenigen Sekunden kann von „Vollkraft voraus“ auf „Volles Bremsen“ umgeschaltet werden. Eine Zeigervorrichtung läßt die jeweilige Stellung der Apparate erkennen, ein Strommesser zeigt die Belastung der Motoren, eine weitere Vorrichtung die Fahrgeschwindigkeit an. Zur linken Hand hat der Führer noch einen Handgriff zur Bethätigung der Druckluftbremse, zur rechten Hand ein zweites Handrad für eine Handbremse bei Rangierbewegungen.

Auch bei dem Wagen von S. & H. hat man von einer Unterbringung der elektrischen Apparate im Führerstande vollständig abgesehen; sie sind hier in sehr geschickter Weise über den ganzen Wagen verteilt, in der Hauptsache unter dem Wagenfußboden angebracht und von dem Wageninnern vollständig getrennt. Die Bethätigung der elektrischen Apparate erfolgt vom Führerstande durch mechanische Uebertragung, die nötigenfalls noch durch eine Druckluftvorrichtung unterstützt werden kann.

Die Abnahme des Stromes von den Fahrdrähten, die in je 1 Meter Entfernung senkrecht übereinander ausgespannt sind und neben den Schienen verlaufen, geschieht durch drei Schleifbügel, die bei dem Wagen der A. E. G. auf besonderen Achsen, bei dem von S. & H. auf einer gemeinsamen Achse befestigt sind. Die Bügel werden durch Federn und während der Fahrt noch unter Zuhilfenahme des Winddrucks gegen die Leitungen gedrückt.

Der für die Versuchsfahrten erforderliche elektrische Strom ist von dem Kraftwerke Oberspree der Berliner Elektrizitätswerke in Oberschönweide geliefert worden. Die elektrische Speiseleitung vom Kraftwerke bis Marienfelde ist 13 Kilometer lang und teils oberirdisch an hölzernen Masten, teils unterirdisch als Kabel zur Verlegung gekommen. Bei Marienfelde wurde die Speiseleitung in einem von der Firma S. & H. gebauten Freileitungsausschalter mit der dreidrähtigen Fahrleitung verbunden, die auf der westlichen Seite des Geleises der Militäreisenbahn auf eine Strecke von 23 Kilometern bis zum Bahnhof Zossen führt. Von dem Kraftwerke wurde nach Bedarf Drehstrom von 6000 bis 14 000 Volt Spannung geliefert. Die drei Fahrleitungen aus blankem Hartkupferdraht von 100 Quadratmillimeter Querschnitt sind 1,45 Meter seitlich von der Geleisemitte an 35 Meter voneinander entfernt stehenden Holzmasten an Isolatoren befestigt, die von eisernen Auslegern getragen werden. An dem Ausleger eines jeden Leitungsmastes sind Schutzvorrichtungen angebracht, die beim Reißen eines Drahtes die herabfallenden Enden der Leitungen stromlos machen.

Der Oberbau der Versuchsstrecke entspricht demjenigen der Geleise der älteren preußischen Staatsbahnen und ist nur für Höchstgeschwindigkeiten von 80 Kilometern in der Stunde berechnet. Es war daher von vornherein anzunehmen, daß er für Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometern nicht genügend widerstandsfähig sein würde. Da jedoch die Kosten für einen neuen, hinreichend starken Oberbau rund $^1/_2$ Million Mark betragen, so hat man von der Herstellung eines solchen zunächst abgesehen, um erst Erfahrungen zu sammeln, ob sich eine solche Ausgabe überhaupt lohnen würde.

Die beiden Schnellbahnwagen haben während der Versuchsfahrten im ganzen 3000 Kilometer durchlaufen. Die ersten Fahrten fanden unter Vorspann einer Dampflokomotive statt, um die Wagen einzufahren; hierauf fuhren die elektrischen Wagen zunächst mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde allein. Später wurde eine Höchstgeschwindigkeit von 100 Kilometern, dann eine solche von 130 Kilometern eingehalten. Die Versuche mit diesen Geschwindigkeiten dienten hauptsächlich zur Ermittlung der Zeiten und Wege, die für das Anfahren bis zur vollen Geschwindigkeit und gleicher Weise für das Anhalten der Wagen erforderlich sind.

Nachdem bei diesen Versuchen sich die Konstruktion beider Wagen in allen Teilen auf das vorzüglichste bewährt hatte, wurde noch zu Fahrgeschwindigkeiten von 135 bis 160 Kilometern übergegangen. Bei 140 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde ergaben sich jedoch unruhige Bewegungen im Laufe der Wagen; es trat das sogenannte Schlingern ein. Bei größeren Geschwindigkeiten nahm das Schlingern noch zu und verursachte seitliche Ausbiegungen und vertikale Durchbiegungen der Schienen, namentlich an den Schienenstößen. Als zulässige Höchstgeschwindigkeit für die Versuchsstrecke ergaben sich 130 Kilometer in der Stunde; bei dieser Geschwindigkeit war der Wagenlauf noch ruhiger als in den D-Zügen mit 90 Kilometern Geschwindigkeit.

Bezüglich der Bremseinrichtungen — beide Wagen sind mit der Westinghouseschen Schnellbremse ausgerüstet und können außerdem durch Handbremse und Gegenstrom, der Wagen der A. E. G. auch noch durch eine besondere elektrische Bremse zum Halten gebracht werden — hat sich ergeben, daß sie für die großen Fahrgeschwindigkeiten nicht ausreichen. Neben einer Abänderung der vorhandenen Einrichtungen erscheint auch noch die Einführung einer besonderen, sicher wirksamen elektrischen Bremse unerläßlich.

Welche Wirkungen der Luftwiderstand bei den verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten hat, konnte noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden. Man erkannte jedoch, daß die Form der Stirnwände der Schnellbahnwagen einen großen Einfluß auf den Luftwiderstand hat. Zur Feststellung dieses Einflusses sollen bei den späteren Versuchen Vorbauten verschiedener Art an den Stirnwänden der Wagen angebracht werden. Da ferner die Höchstgeschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde, für welche Leistung die elektrische Einrichtung im Kraftwerke und in den Wagen gebaut ist, noch nicht erreicht werden konnte, so war es zurzeit auch noch nicht möglich, auf Grund der Versuche eine genaue Berechnung der Gesamtkosten eines elektrischen Schnellbahnbetriebes aufzustellen.

Die Militäreisenbahn ist mit den gewöhnlichen optischen Einfahrtssignalen ausgerüstet, und an den wenigen nicht übersichtlichen Stellen sind außerdem noch Vorsignale vorhanden, die sich gleichzeitig mit den Hauptsignalen einstellen. Bei den Versuchsfahrten stellte sich jedoch heraus, daß die Signale bereits bei Geschwindigkeiten von 120 Kilometern in der Stunde nicht mehr früh genug zu erkennen waren, um die Wagen rechtzeitig zum Halten zu bringen. Es ergab sich, daß bei 160 Kilometern Fahrgeschwindigkeit die Signale bereits 1,5 bis 2 Kilometer vor den Stationen aufgestellt werden müssen. Wird ferner in Betracht gezogen, daß die Signale bei Nebel und Regenwetter schlecht zu sehen sind, so erscheint es unbedingt notwendig, die Einrichtungen so zu treffen, daß im Wagen selbst optische Signale sichtbar werden und mit diesen gleichzeitig ein elektrisches Läutewerk in Thätigkeit gesetzt wird.

Infolge der sorgsamen Unterhaltung und Ueberwachung der Strecke und der vorzüglichen Bauart der Wagen und Stromleiter ist während der ganzen Versuchszeit kein Unfall bei Fahrtteilnehmern und den auf der Strecke beschäftigten Arbeitern vorgekommen. Irgendwelche psychologische Einwirkungen der hohen Fahrgeschwindigkeit auf das Führerpersonal sind nicht bemerkt worden. Das Auge gewöhnte sich selbst bei Fahrten mit über 150 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde schnell daran, die Gegenstände zu erfassen; es konnten sogar die Nummern der Kilometersteine an den benachbarten Geleisen der preußischen Staatseisenbahn abgelesen werden.

Mit Rücksicht auf den günstigen Ausfall der Versuche beabsichtigt die Studiengesellschaft, die Versuchsfahrten nach Fertigstellung eines kräftigeren Oberbaues auf der Strecke Marienfelde-Zossen bis zu etwa 200 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde fortzusetzen. Ueber die Herstellung des neuen Oberbaues schweben zurzeit noch Verhandlungen mit dem Kriegsministerium und dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Durch die Versuche darf aber schon jetzt als erwiesen angesehen werden, daß auf dem betretenen Wege mit sicherem Erfolge weitergearbeitet werden kann, und daß es gegenwärtig schon möglich ist, einem mit der doppelten Geschwindigkeit der jetzigen Schnellzüge fahrenden Zuge von einer festen Luftleitung aus die erforderliche elektrische Betriebskraft sicher zuzuführen. Der neueste Oberbau der preußischen Staatsbahn würde für einen elektrischen Schnellbahnbetrieb mit 160 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde bereits widerstandsfähig genug sein.

Otto Jentsch.

Das Kaiserdenkmal auf Hohensyburg.

(Hierzu die Abbildung Seite 869.)

Trutzburgen sah das Mittelalter manche entstehen und vergehen — man denke nur an Trutzeltz, die feindlichen Brüder, Katze und Maus —, aber ein Trutzdenkmal blieb dem Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts vorbehalten. Als am 10. März 1889 die Stände der Provinz Westfalen beschlossen, das Provinzialdenkmal für Kaiser Wilhelm I. auf dem Wittekindberge an der Porta Westfalica zu errichten, waren die Bewohner der Grafschaft Mark, zwischen Hagen und Dortmund, nicht damit einverstanden, sie wollten ihr eignes Denkmal haben und konnten ihren Wunsch auch in die That umsetzen, denn sie hatten das Geld und den Platz dazu. Kohlen-, Eisen- und Bierindustrie haben die 681 500 Mark betragenden Kosten aufgebracht, davon das Kohlensyndikat allein 240000 Mark. Das Denkmal steht auf geschichtlichem Boden, auf der Westkuppe des Haarstranggebirges, die, nach Süden steil und felsig zum Thale abfallend, gegenüber der Mündung der Lenne in die Ruhr am rechten Ruhrufer fast 150 Meter über dem Wasserspiegel emporsteigt. Durch mit Brüstungen versehene Futtermauern ist die Kuppe zu einer Terrasse von 2600 Quadratmetern Grundfläche umgeschaffen, deren um 4 Meter höher liegende Nordseite der fünffach gegliederte Denkmalsbau einnimmt. Von dem Plateau gelangt man über sechs Stufen auf einen Absatz, von dem rechts und links je eine Treppe auf die obere, rings mit Brüstungsmauern umgebene Terrasse führt. Der auf rechteckiger Grundlage errichtete, 9 Meter breite, 6 Meter tiefe und 34 Meter hohe Mittelturm ist nach Osten und Westen durch gebogene Flügelmauern mit den quadratischen, 20 Meter hohen Ecktürmen verbunden. Der Mittelturm, nach vorn zu einer bis an die Rückwand reichenden Nische ausgebildet, ist an den Kanten durch vier gleiche Eckpfeiler verstärkt, die in erkerartigen Ausbauten endigen, die von in Kupfer getriebenen, 2,5 Meter hohen Adlern gekrönt sind. Ueber dem Spitzbogen der Nische deckt ein Baldachin das in Kupfer getriebene Westfalenwappen, ein springendes Pferd. Der Turm endigt in einem achteckigen, der Kaiserkrone nachgebildeten Aufbau; die Spitzbogen sind mit Kreuzen geschmückt, zwischen den Giebeln erheben sich Zinnen. Die Flügelmauern sind in je fünf Nischen geteilt, deren mittlere, mit einem schön gegliederten Aufbau über die Mauer sich erhebend, ein größeres im Bogen geschlossenes Feld zeigt. Die Ecktürme haben an den Seiten im unteren Teile flache Spitzbogennischen; über einem Gesims erhebt sich sodann ein schmaler Aufsatz, der

von vier spitzwinkelig bedachten Baldachinen flankiert, in eine zinnenartige Krönung ausläuft. Das Ganze ist in gotischem Stil gehalten.

Vor der Nische des Mittelturmes erhebt sich auf granitenem Sockel das 7,5 Meter hohe Reiterstandbild Wilhelms I., während vor den Eckpfeilern des Turmes auf etwas niedrigeren Sockeln die Standbilder des Kronprinzen (späteren Kaisers Friedrich) und des Prinzen Friedrich Karl angebracht sind. Vor dem westlichen Eckturm steht die Figur Bismarcks, vor dem östlichen die Moltkes; alle vier sind je 5,25 Meter hoch und, wie das Reiterstandbild, in Bronze gegossen.

Mit der Anlage der Terrasse, dem architektonischen Aufbau aus Ruhrkohlensandstein und der Aufstellung der Standbilder hat Geheimer Baurat Hubert Stier, Professor an der technischen Hochschule zu Hannover, ein Kaiserdenkmal geschaffen, das denen auf dem Kyffhäuser, an der Porta, in Coblenz und selbst der Germania auf dem Niederwalde in keiner Weise nachsteht, bezüglich der künstlerisch-harmonischen Gliederung und der Anpassung an die umgebende Natur sie zum Teil sogar überragt. Ebenso sind die Standbilder kein Durchschnittsgut: der alte Kaiser mit seiner wenn auch etwas theatralischen Pose bildet den Mittelpunkt, ohne deshalb die andern herabzudrücken; die Figuren des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und besonders die Moltkes sind so lebenswahr und naturgetreu, wie sie nur gedacht werden können. Professor Adolf von Donndorf hat die Standbilder des Kaisers, Bismarcks und Moltkes geschaffen; sein Sohn Karl Donndorf hat mit den Figuren des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl bewiesen, daß er seinem Vater an künstlerischem Empfinden und plastischer Gestaltungsgabe nicht nachsteht. Von Westhofen, einer kleinen Bahnstation zwischen Hagen und Schwerte, ist das Denkmal auf bequemer, meist durch Wald führender Fahrstraße in einer Stunde zu erreichen.

J. L. Algermissen.

Notizblätter.

Denkmäler.

Das Adalbert Stifter-Denkmal, das jüngst in Linz enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Hans Rathausky; die Figur wurde in der kaiserlichen Erzgießerei zu Wien gegossen. Der Dichter ist im besten Mannesalter dargestellt, sinnend auf einem Granitblock aus dem von ihm so herrlich geschilderten Böhmerwald ruhend und leicht an den Felsen gelehnt. Der Kopf mit dem ernstfreundlichen Antlitze ist kräftig modelliert, die ganze Figur nach den besten Bildnissen Stifters gestaltet. Der Aufbau besteht nicht aus einem künstlich gemeißelten Sockel, sondern aus unbehauenen Böhmerwaldsteinen, Granitblöcken, wie sie in den Wäldern herumliegen. Sie sind mit Moos bewachsen, mit Farnkräutern durchsetzt und so aufeinandergesetzt, daß sie einen Felsen zu bilden scheinen. Eine geschliffene Tafel rechts vom Denkmal trägt in Goldschrift die Worte: „Adalbert Stifter 1805—1868."

— Der Bildhauer F. Gerth hat das Modell des Kaiserin Friedrich-Denkmals, das am 18. Oktober 1903 vor dem Brandenburger Thor in Berlin enthüllt werden soll, vollendet. Dem Werke, das in Marmor auszuführen ist, wird große Porträtähnlichkeit nachgerühmt. Das aufgekämmte, schlichte Haar endet in einem Knoten, den die Krone bedeckt; den Hals ziert eine Perlenschnur, die Büste ein Ordensstern und das Band des Schwarzen Adlerordens; das glatte Kleid ist unten mit Rosen, Kleeblättern und Distelzweigen garniert, die matt reliefiert sind. Um die Schultern hängt der Krönungsmantel, der durch eine Schnur auf der Brust zusammengehalten wird; die Schnur, die durch die rechte Hand der Kaiserin hindurchgleitet, fällt mit langen Quasten über die Büste herunter; die linke Hand der Kaiserin rafft den Mantel.



Das Denkmal Adalbert Stifters in Linz. Von Hans Rathausky.

— In Oberhof in Thüringen wurde am 22. Juni der Grundstein zu einem Denkmal für Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha gelegt.

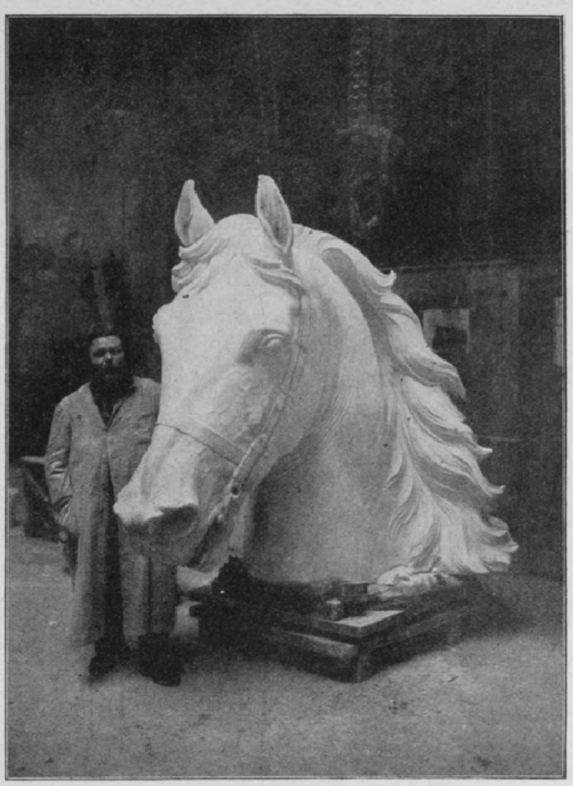
— An dem Hause in Rostock, in dem Fritz Reuter 1831 als Student gewohnt hat, soll im kommenden Herbst eine Gedenktafel angebracht werden.

— Für das deutsche Kriegerdenkmal in Philadelphia hat Bildhauer Albert Moritz Wolff die 2,50 Meter hohe Kriegerfigur im großen Modell vollendet. Es ist ein Infanterist mit Helm, der, das Bajonett in der Linken, in bewegter Haltung die Fahne in der Rechten hält. Der Guß wird von der Gesellschaft Gladenbeck ausgeführt; der Kaiser hat dafür 500 Kilo Geschützbronze bewilligt. Der Fahnenträger wird sich auf einem mächtigen Rundbau erheben, der vom Architekten Schandt, dem Mitarbeiter Lederers bei der Hamburger Bismarck-Konkurrenz, entworfen ist. Das Denkmal wird vom Zentralverbande der Veteranen und Krieger der deutschen Armee in den Vereinigten Staaten errichtet.

— In der Kirche Santa Croce zu Florenz wurde am 23. Juni das Denkmal Rossinis enthüllt.

— Ein Leopardi-Denkmal ist am Geburtstage des Dichters, 29. Juni, in Neapel enthüllt worden.

— Vor dem Nationaltheater in Christiania ist dem vor zehn Jahren verstorbenen Schauspieler Johannes Brun eine Statue errichtet worden. So steht nun vor der ersten Bühne Norwegens neben den beiden größten Vertretern der nationalen Litteratur, Ibsen und Björnson, auch der größte Vertreter der nationalen Schauspielkunst, die erst auf ein Menschenalter zurückblickt. Der Geigenkönig Ole Bull rief in Bergen die erste nationale Bühne ins Leben und grub damit den dänischen Schauspielern, die Norwegen beherrschten, das Grab. Johannes Brun war der berühmteste dieser ersten nationalen Künstlerschar und hat später in Christiania große Triumphe gefeiert.



Modell zum Pferdekopf für das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf Hohensyburg (daneben der Künstler). Von Adolf Donndorf. (Siehe S. 859.)

Kultur und Wissenschaft.

Entsprechend dem Kartellbeschlusse mit den deutschen Akademien hat die Wiener Akademie der Wissenschaften vier Stationen für Messungen der Luftelektrizität errichtet, und zwar in Wien, Triest, Kremsmünster und Innsbruck. Eine fünfte Station wird auf der Spitze des Sonnblick errichtet werden. Zur Verwendung gelangen die von dem Wiener Forscher Dr. Benndorf erfundenen Apparate, die selbstregistrieren, also keinen photographischen Apparat erfordern und acht Tage ohne Bedienung funktionieren. Als bemerkenswert hat sich bereits ergeben, daß die Zerstreuung der negativen Elektrizität die positive weitaus überwiegt, nur in Kremsmünster zeigte sich, daß die Zerstreuung der positiven Elektrizität häufiger ist als die negative. Besonderes Interesse erregt die Beobachtung an stürmischen Boratagen in Triest, wo sich ein abnorm hoher Elektrizitätsverlust zeigte.

— Ueber die Restbestände nordamerikanischer Büffel führt das Nationalmuseum der Vereinigten Staaten seit einer Reihe von Jahren sorgsam Buch. Wie die „Geogr. Zeitschr." mitteilt, giebt es zurzeit in dem ganzen Erdteile nur noch 1024 Stück, wovon 340 in ursprünglicher Freiheit und Wildheit leben. Selbst die Herde am großen Sklavensee, die vor mehreren Jahren noch auf mehrere hundert veranschlagt wurde, ist auf fünfzig zusammengeschmolzen. Am besten scheinen die vorhandenen zahmen Büffel zu gedeihen, darunter namentlich eine Herde von 259 Stück in der Flathead-Indianer-Reservation von Montana und eine Herde von 110 Stück in Texas. Wenn noch irgend welche Hoffnung auf Erhaltung der Art zu hegen ist, so hat man sie ausschließlich auf diese zahmen Herden zu stützen.

— Neue Funde haben die italienischen Archäologen in Hagia Triada auf Kreta gemacht. Am bemerkenswertesten ist eine große Vase aus schwarzem Stein mit 25 fein ausgeführten Figuren in Hochrelief. Es sind rufende Herolde, Gefangene, Krieger mit geschwungener Dreizacklanze und in mykenischem Gewand, eine Arbeit, die wegen der dargestellten Typen von hoher ethnologischer Bedeutung sein soll. Sehr interessant sind ferner zwei Wände mit Fresken; die eine enthält eine Tierscene: auf einem Strauche an hoher Felswand sitzt ein großer Fasan, während von der andern Seite her sich eine Wildkatze heranschleicht, um den Vogel zu überraschen. Auf der andern Wand befindet sich, freilich sehr verblaßt, der untere Teil einer weiblichen Figur in mykenischer Kleidung.

— Die Sammlung orientalischer Münzen, die Yakub Artin Pascha seit vielen Jahren in Kairo zusammengebracht hatte, ist nach Amerika verkauft worden. In ihr sind alle arabischen Münzausgaben der Dynastien vertreten, die in Aegypten geherrscht haben, von den frühzeitigen Omeyadenkalifen an bis zu den ottomanischen Türken. Die Sammlung enthält über 900 Goldmünzen aus allen Zeiten.



Robert Byr (Karl Robert von Bayer) †.

Alpines.

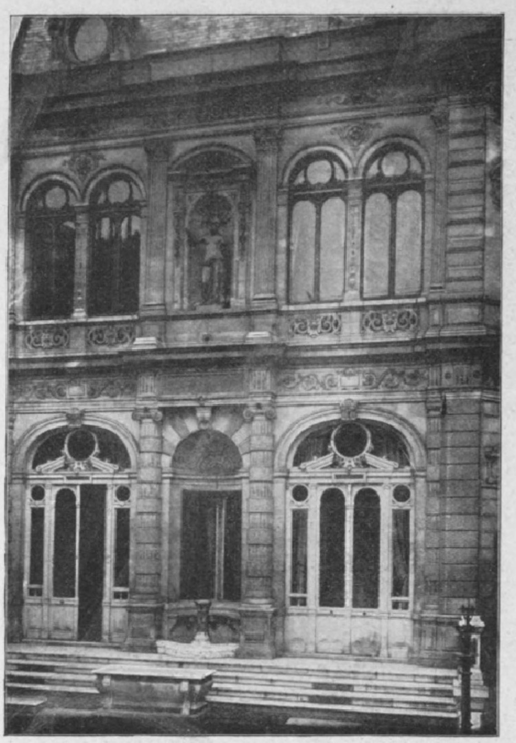
Der Bau des Simplontunnels auf der italienischen Seite schreitet neuerdings wesentlich rascher fort, da es gelungen ist, den starken Wasserzufluß und das brüchige Gestein, worauf man gestoßen war, zu überwinden. Auch die von der Mittelmeerbahn übernommene Ausführung der Zufahrtslinie Domodossola-Iselle ist in den letzten Monaten erheblich gefördert worden.

Heer und Flotte.

— Von den acht Küstenpanzerschiffen der deutschen Kriegsflotte sind seit 1899 bisher „Hagen", „Hildebrand", „Heimdall" und „Beowulf" durch die Kaiserlichen Werften in Kiel und Danzig dem Umbau zur Vergrößerung des Aktionsradius der Schiffe unterzogen worden. Nunmehr hat das Reichsmarineamt für den gleichen Umbau der zweiten Division der Küstenpanzerschiffe die Ausführungsbestimmungen erlassen. Hiernach hat die Marinewerft in Danzig die Küstenpanzer „Odin", „Siegfried" und „Aegir" umzubauen, während „Frithjof" der Kieler Werft übertragen ist. Die Arbeiten sollen derart betrieben werden, daß der Umbau der sämtlichen Küstenpanzerschiffe im Jahre 1904 vollendet ist.

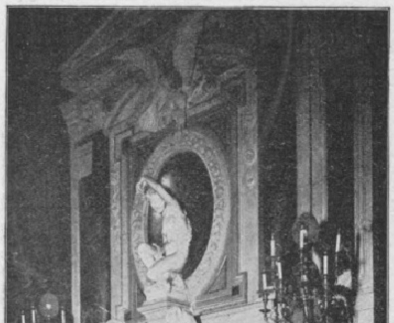
Architektur.

Das berühmte Hotel Païva an der Avenue des Champs-Elysées in Paris ist vor kurzem für mehr als eine Million Franken verkauft worden. Der Palast, der seinen Namen von seiner Erbauerin, der Marquise von Païva, späterer Gräfin Henckel von Donnersmarck, erhalten hat, hat seinen Ruhm sowohl durch den Reichtum und die Pracht seiner künstlerischen Ausstattung, an der sich die besten Künstler der Zeit beteiligt hatten, als durch seine Gäste erhalten, die zu Ende des zweiten Kaiserreichs in den Salons der Marquise von Païva verkehrten, die alles um sich zu versammeln wußte,



Das Hotel Païva in Paris.

was Paris damals an politischen, litterarischen und künstlerischen Berühmtheiten besaß. Der Bau des Hotels, mit dem der Architekt Mauguin betraut worden war, hat zwölf Jahre (1856—1868) gedauert. Dafür wußte der Architekt aber auch Künstler wie die Maler Baudry und Thirion und wie die Bildhauer Verrier, Carrien-Billeuse und Dalou als Mitarbeiter heranzuziehen. Von dem jüngst verstorbenen Dalou rührt der prachtvolle Marmorkamin im Speisesaal mit den beiden Karyatiden und der Figur eines lachenden Mädchens her,



Marmorkamin im Speisesaal des Hotel Païva in Paris. Von Dalou.

den eine unsrer Abbildungen wiedergiebt. Andre Kostbarkeiten dieses Palais sind eine Treppe aus Onyx und eine silberne Badewanne mit Marmoreinfassung (s. die Abbildungen). Sogar die Thürschlösser sind aus Künstlerhänden hervorgegangen, aus den Ateliers der berühmten Bronzegießerei von Barbédienne. Bei solchem Aufwand darf man sich nicht wundern, daß die Bau- und Ausstattungskosten 6 Millionen, nach andern sogar 10 Millionen Franken betragen haben.

Vereine und Versammlungen.

Dem 53. Jahresbericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag ist zu entnehmen, daß die Anstalt in gedeihlichem Fortschreiten begriffen ist, so daß sie bereits daran gehen kann, ein eignes Heim zu errichten. Besonders günstig hat sich die Bibliothek entwickelt; in dem einen Jahre hatte sie einen Zuwachs von 3300 Bänden zu verzeichnen.

— Die Deutsche Reichsfechtschule hielt in Eisenach ihre 22. Hauptversammlung ab. Das Gesamtsammelergebnis beträgt 1692388 Mark. Die Jahresrechnung für 1901 weist in Einnahme 43442 Mark, in Ausgabe 18349 Mark nach, so daß ein Ueberschuß von 25093 Mark bleibt. Dem Vereine gehören zurzeit 202 Zweigvereine in allen Teilen Deutschlands an. Seit dem Bestehen der Deutschen Reichsfechtschule hat diese für die Waisenhäuser ausgegeben: zur Fundierung 975000 Mark, Bau und Einrichtung 246400 Mark, laufende Ausgaben 324158 Mark. Aus Stiftungen und Vermächtnissen sind ihr zugeflossen 104291 Mark. Es bestehen bis jetzt vier Reichswaisenhäuser, die 225 Waisen Unterkunft, Pflege und Erziehung gewähren. Die Hauptversammlung beschloß auf Anregung des Verbandes Köln die Annahme eines für die Waisenzwecke angebotenen Grundstücks am Rhein, um darauf ein fünftes Reichswaisenhaus zu erbauen.

— Der deutsche Hilfsverein in Paris (86 Rue de Bondy) blickt auf ein günstiges Vereinsjahr zurück. Einnahmen und Ausgaben balancierten mit 75539 Franken; der Hospitalfonds beträgt 752300, der Reservefonds 111428 Franken. An Unterstützungen wurden in 3554 Fällen 32300 Franken ausgegeben; die Heimbeförderung wurde in 461 Fällen bewilligt.

— Für die „Olympischen Spiele“, die im September und Oktober 1904 in Chicago abgehalten werden sollen, ist das Programm in seinen Hauptzügen fertiggestellt. Es wird ein Gebäude errichtet, das an Umfang das Amphitheater in Rom übertreffen und den zehnfachen Sitzraum wie der Madison Square Garden in New York, der 8500 Sitzplätze enthält, bieten soll. Die „Spiele“ sind in sechs Gruppen geteilt: 1) Wettkämpfe in allen internationalen Sports, athletische Uebungen im Felde und auf der Bahn, Reiten und Fahren, Jachtfahren, Rudern, Turnen und Billardspiel, 2) Schaustellungen in verschiedenen Sports, die den einzelnen Ländern eigentümlich sind, 3) Nachahmung der alten griechischen und römischen Spiele und der mittelalterlichen Turniere, 4) militärische Uebungen aller Waffengattungen mit Rücksicht auf wirkliche Verwendbarkeit im Kriege, 5) Schaustellung aller Arten von Sportapparaten und Sportausrüstungen, 6) Abhaltung eines Kongresses aller athletischen, militärischen und Sportorganisationen.

Ausstellungen.

Eine Ausstellung sächsischer Kunst, d. h. eine Ausstellung zeitgenössischer, in Sachsen schaffender oder geborener Künstler, plant für das nächste Jahr die Dresdener Kunstgenossenschaft. Die Ausstellung soll während der Monate Mai bis August im Sächsischen Kunstverein auf der Brühlschen Terrasse stattfinden.

— Die Maillinger-Sammlung in München ist mit der 25. Separat- oder Serienausstellung wieder eröffnet worden. Diese bringt in drei Hauptabteilungen Bilder aus der Regierungszeit der bayrischen Kurfürsten Karl Albrecht (nachmals Kaisers Karl VII.), Maximilian Joseph III. und Karl Theodor und umfaßt somit die letzten drei Viertel des 18. Jahrhunderts. Jede Hauptabteilung zerfällt wieder in die Unterabteilungen: Ansichten und Pläne, Feste und Ereignisse, Zeitbilder und Kuriosa, Porträts und Künstlerarbeiten. Der Katalog verzeichnet 993 Nummern mit nahezu 1300 Einzelblättern graphischer Arbeiten und bringt wieder eine Fülle historischen, kulturgeschichtlichen, biographischen und künstlerischen Materials. Die neue Serienausstellung, die sich in den restaurierten Sälen im zweiten Stock des Museumsgebäudes (St. Jakobsplatz 1) befindet, ist jeden Sonntag, Dienstag und Donnerstag vormittags von 9 bis 1 Uhr dem allgemeinen Besuch unentgeltlich geöffnet.

— Für die internationale Kunstausstellung in Venedig, die vom 22. April bis 31. Oktober 1903 stattfinden soll, hat die Stadt die Verleihung großer goldener Medaillen beschlossen, ferner 100000 Lire zur Erwerbung von Kunstwerken für die internationale moderne Kunstgalerie bewilligt.

Museen.

Die russische Regierung hat den Bau eines archäologischen Museums in Sebastopol beschlossen. Das Gebäude wird im Stil einer altchristlichen Basilika aufgeführt werden und drei Abteilungen haben: für die griechische, die römische und die byzantinische Zeit.

Statistik.

Die Bevölkerung Schwedens bestand Ende 1901 aus 5175228 Personen, davon 2526179 männlich und 2649049 weiblich. In Städten wohnten 1121814, auf dem Lande 4053414 Personen. Stockholm hatte Ende 1901 303356, Gothenburg 132111 Einwohner.

Preisausschreiben.

Ein Preisausschreiben für Schutzvorrichtungen im elektrischen Straßenbahnbetrieb hat der Rat zu Dresden erlassen. Für die besten Schutzvorrichtungen sind vom Rate im Verein mit den beiden Dresdener Straßenbahngesellschaften 10000 Mark, und zwar ein erster Preis von 5000 Mark, ein zweiter zu 3000 und ein dritter zu 2000 Mark ausgesetzt.

Totenschau.

Der unter dem Namen Robert Byr als Schriftsteller bekannte Rittmeister Karl Robert von Bayer, dessen am 30. Juni im Militärkurhaus zu Baden bei Wien erfolgten Tod wir bereits kurz meldeten, war am 15. April 1835 in Bregenz geboren. Aus der Militärakademie in Wiener-Neustadt trat er 1852 als Leutnant in die Armee. Während des italienischen Feldzuges war er als Rittmeister dem Generalstab zugeteilt. Schon als junger Reiteroffizier hatte er sich als Schriftsteller versucht und wandte sich nun nach dem Friedensschluß mit ernstem Streben der Litteratur zu. Sein

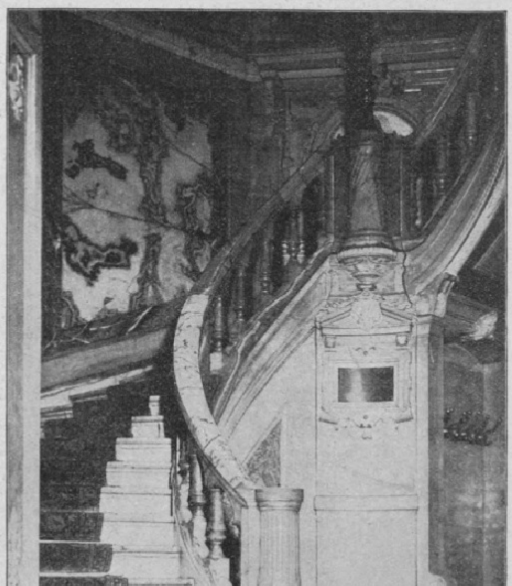


Silberne Badewanne mit Marmoreinfassung im Hotel Païva in Paris.

erstes größeres Werk waren die 1860 erschienenen „Kantonnierungsbilder“; zwei Jahre später schied er aus dem aktiven Dienste und siedelte nach seinem Geburtsorte Bregenz über. Byr versuchte sich einigemal auf dramatischem Gebiete, ohne jedoch rechten Erfolg zu erzielen; seine Romane dagegen fanden vielen Beifall und machten ihn zu einem beliebten Unterhaltungsschriftsteller. Wir nennen aus der langen Reihe seiner belletristischen Arbeiten die Romane: „Lydia“, „Rutschepeter“, „Sesam“, „Waldidyll“, „Der Weg zum Glück“, „Wozu?“ (sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen). In der Schrift „Die Antwort Alfred Meißners“ nahm Robert Byr den Dichter, der sein Schwager war, nach seinem tragischen Ende mit Wärme gegen die Angriffe Franz Hedrichs in Schutz.

*

Freiherr Rudolf v. Buol-Berenberg, 1895—1898 Präsident des deutschen Reichstags, 60 J., † 3. Juli, Baden-Baden. — Prof. Dr. Kießelbach, bek. Ohrenarzt, 63 J., † 4. Juli, Erlangen. — Prof. Hervé Auguste Faye, ber. Astronom, 88 J., † 4. Juli, Paris. — Reichsratsabgeordneter Dr. Josef Suppan, Führer der Deutschen in Krain, 74 J., † 5. Juli, Laibach. — Landschaftsmaler Ernst Kielwein, 38 J., † 5. Juli, Stuttgart. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Richard Förster, bed. Augenarzt und Direktor der Universitäts-Augenklinik, 77 J., † 7. Juli, Breslau.

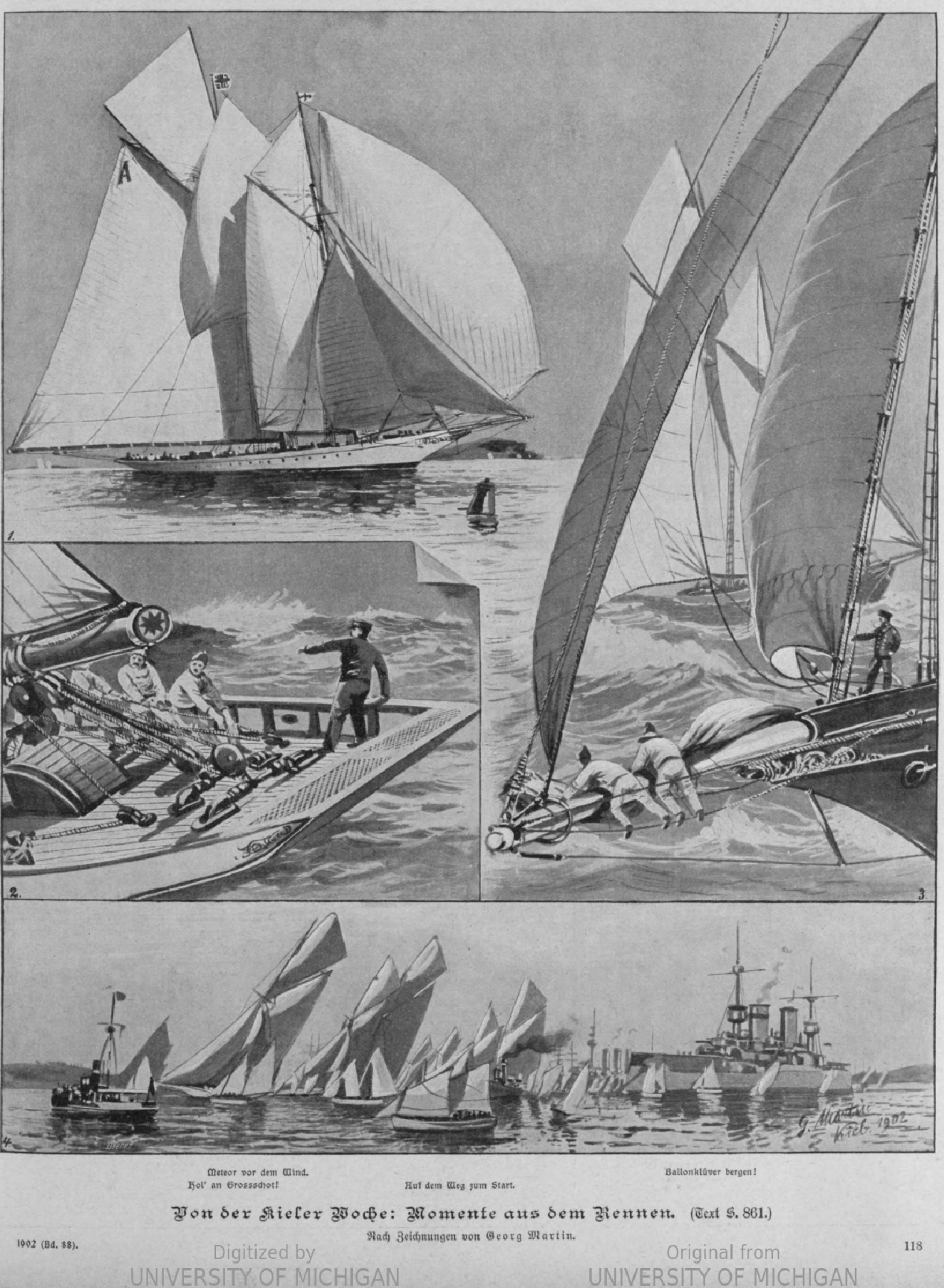


Treppe aus Onyx im Hotel Païva.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 43.



1. Meteor vor dem Wind. 2. Hol' an Grossschot! 3. Ballonklüver bergen! 4. Auf dem Weg zum Start.

Von der Kieler Woche: Momente aus dem Rennen. (Text S. 861.)

Nach Zeichnungen von Georg Martin.

Briefmappe.

R. K. in Sch. Ein höchst schätzenswerter Ratgeber für trinkfeste Leute und solche, die es werden wollen, ist das Buch „Bowlen und Pünsche“, das jüngst im Verlage von J. J. Weber zu Leipzig erschien. Es giebt seine Anweisungen, die sich auf alle nur denkbaren Formen des Mischgetränkes erstrecken, nicht in „trockener“ Belehrung, sondern mit sprudelndem Humor, der hie und da noch durch beherzigenswerte Worte feuchtfröhlicher Dichter unterstützt wird. Für die, die es vertragen können, eröffnet sich hier ein weiter Ausblick auf Genüsse, die ihnen bisher unbekannt geblieben sein dürften. Aber natürlich Vorsicht!

W. M. in K. Der illustrierte Führer durch die Nordseebäder auf der Insel Sylt ist im Verlage von Oswald Seehagen in Berlin erschienen. Die reich ausgestattete Schrift erteilt sehr ausführliche Auskunft, insbesondere über Westerland.

F. L. in Paris. Sie haben durchaus recht: wenn Emile Ollivier im Juniheft der „Revue des deux Mondes“ den Generalfeldmarschall Freiherrn Edwin von Manteuffel als Domherrn von „Merseburg in Westfalen“ bezeichnet, so ist das ein arger Irrtum, der nicht hätte passieren dürfen. Aber man kann ahnen, wie der Lapsus entstanden ist. Bei dem Gleichklang der Namen hat Ollivier offenbar Merseburg mit Magdeburg verwechselt, das 1807 zu dem neugebackenen Königreich Westfalen geschlagen wurde, und so glaubt der große Historiker offenbar, daß Merseburg oder Magdeburg noch heute zu Westfalen gehört.

B. G. in K. Wir können Ihnen nur raten, Ihre Einsendungen zu unterlassen. Warum wollen Sie denn die Post, die ohnehin so hohe Einnahmen hat, auf Ihre eignen Kosten bereichern!

A. D. in R. Gegen das Wort „häuptlings“ — d. h. mit dem Kopf voran, kopfüber — läßt sich nicht das geringste einwenden. Es ist ein gutes deutsches Wort.

G. L. in B. Für Ihren Sohn dürfte sich das Städtische Technikum Neustadt in Mecklenburg empfehlen. Während seines zwanzigjährigen Bestehens hat das Institut eine stattliche Reihe technischer Beamten, die sich zum Teil in leitenden Stellungen befinden, ausgebildet und sich eines stetig wachsenden Vertrauens in Fachkreisen erfreut, worauf u. a. auch die große letzte Jahresfrequenz von 704 Besuchern hinweist. Infolge erheblicher Zuschüsse aus städtischen und staatlichen Mitteln ist diese Anstalt besonders in den letzten Jahren nach jeder Richtung hin für die heutigen gesteigerten Bildungserfordernisse der Praxis reich ausgestattet worden. Programm und nähere Mitteilungen sind von dem Direktor unentgeltlich zu beziehen.

B. B. in Wien, B. G. in Leipzig, Eduard G. in Hamburg, G. M. in Hannover. Mit Dank abgelehnt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: Franz Wichart in Znaim, E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 25; Markus Birkenfeld in Husiatyn zu 24 (Ihre Beurteilung wird von andern nicht geteilt) und 25 (für die Anerkennung freundlichen Dank!); Senglier in Bulgrin zu 24 und 25.

Bäder und Sommerfrischen.

Das neue Badehaus in Bad Salzbrunn in Schlesien bietet neben Wannenbädern und Duschen aller Art milde Wasserbehandlung, Packungen nach Prießnitz und Winternitz, Heilgymnastik, Massage und Inhalation. Alle Anwendungen geschehen streng nach ärztlicher Vorschrift und unter ebensolcher Aufsicht. Für Mineralbäder sorgen dem Bett des Salzbachs entsprudelnde zahlreiche Mineralquellen, während Verbrauchswasser von den vorhandenen drei Thalsperren, dem Hochreservoir an der Wilhelmshöhe und der von Ruhbank kommenden Waldenburger Wasserleitung geliefert wird. Sämtliche fürstliche und ein großer Teil der Privathäuser sind an die neue Quellwasserleitung angeschlossen. Die fürstliche Molkenanstalt, eine der besteingerichteten der deutschen Bäder, stellt unter fachmännischer Leitung Molken aller Art in vorzüglicher Güte her. Das Milchvieh steht unter ständiger tierärztlicher Kontrolle. Auch wird nach Schweizer Art Weidewirtschaft getrieben, was bei den ausgezeichneten Gebirgswiesen, die zur Verfügung stehen, von bester Wirkung auf die Milchproduktion ist.









Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Ernst Muellenbach, Maria. Roman. ℳ 4.—. Berlin, E. Felber.
Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. ℳ 5.—. Ebd.
Wilh. Jensen, Die Rosen von Hildesheim. Ein Roman aus der Stauferzeit. 2 Bde. ℳ 8.—. Ebd.
Dr. B. Wiesengrund, Die Elektrizität. Gemeinverständlich dargestellt. 5. Aufl. ℳ 1.—. Frankfurt a. M., Bechhold.
Clara Zahn, Liebeshunger. Roman. ℳ 1.—. Berlin, Eckstein.
Toussaint-Langenscheidt, Russisch. Brief 9/10. à ℳ 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.
Aug. Krisch, Astronom. Lexikon. Lfg. 11/15, à 50 ₰. Wien, Hartleben.
Arnold Ott, Gedichte. ℳ 3.—. Berlin, Fontane & Co.
Alfred Bock, Kinder des Volkes. Roman. ℳ 2.—. Ebd.
Rich. Nordmann, Ein Komtessenroman. ℳ 5.—. Ebd.
Gg. Frhr. v. Ompteda, Traum im Süden. ℳ 2.—. Ebd.
Karl v. Perfall, Loras Sommerfrische. Roman. ℳ 4.—. Ebd.
Wilh. v. Polenz, Wurzellocker. Roman in 2 Bdn. ℳ 8.—. Ebd.
M. J. Zippendorf, Von Berg und Thal. Gedichte, Erzählungen und Skizzen. ℳ 2.—. Dresden, Pierson.
Hch. Welzhofer, Kaiser Otto III. Drama. ℳ 2.—. Ebd.
Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder. Heft 7. Berlin, Hirschwald.
Kulturprobleme der Gegenwart, hrsg. v. Leo Berg. Bd. I. Die Ekstase, von Prof. Dr. Th. Achelis. Bd. II.: Die Bodenreform, von Ad. Damaschke. Bd. III.: Wir u. die Humanität, von Prof. Dr. Alfr. Klaar. à ℳ 4.50. Berlin, Joh. Räde.

Worträtsel.

Du findest mich in Mexiko,
In Texas und auch anderswo;
Einsam das Haus, zahlreich das Vieh,
Und weithin dehnt sich die Prairie.

Wölbt über mir ein Bogen sich,
Ein kleiner, unscheinbarer Strich,
So zieh' ich über Vieh und Haus
Unfaßbar in die Weite aus.

Silbenrätsel.

Die erste hier erhöht und dort sich bückt,
Ergebung lehrt sie auch im schwersten Kummer,
Mit einem Haus sie nimmermehr beglückt,
Oft aber hütet sie den tiefsten Schlummer.

Die zweite leiht dem Denken mehr Gewicht,
Den Richter seiner Würde sie entkleidet,
Dem Beten gönnt sie ernste Weihe nicht
Und jedem Mittag sie sein Recht verleidet.

Dem Ganzen zeigt' sich eine Nymphe hold
Und ließ dort reiche Segensquellen springen,
Die jährlich spenden ihm gemünztes Gold,
Das Heilung Suchende zum Opfer bringen. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 832:

Des Liederanfangrätsels: An Stelle der Sonnenstrahlen setze man die Buchstaben ein, die von eben solchen Linien umzogen sind, und lese dann von links nach rechts:
Still ruht der See.

Des Silbenrätsels: Handkuß — Kußhand.

Des Worträtsels: Heilige, Scheinheilige.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln (6). Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (2. Bestens erwidert). Adelheid v. R. in Berlin (2). „Leonie und Egon" in Erfurt. Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2). „Lona" in Bukarest. E. F. in Emmendingen. Annie Whatson in Red River (3). Wilhelm Clarensen in Tondern. ? in Paris (4). „Turandot" in Mannheim (2). „Stammtisch" in G.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Zur Ernährung der Säuglinge dient am besten Kuhmilch, die, dem Alter des Kindes entsprechend, mit Wasser verdünnt und mit Kufekes Kindermehl versetzt wird. Der Zusatz dieses Kindermehls macht die Kuhmilch in dem Magen des Kindes feinflockiger, gerinnbar und auch leichter verdaulich, er verhindert die starken Gärungen der Kuhmilch und bewahrt das Kind daher vor Erkrankungen an Magen- und Darmkatarrhen. Außerdem wird der Gehalt der Milch an Nährstoffen nicht unwesentlich erhöht.

Empfehlenswerte Hotels für die Leser von „Ueber Land und Meer."

Baden-Baden, Engl. Hof, Schönst. Lage g. Kurh.
Dresden, Hôtel Bellevue, sehr vornehm.
Elgersburg, Hot. u. Wasserheilanst. Herzog Ernst.
Hornberg, Hotel u. Kurhaus Schloss Hornberg.
Interlaken, Hôtel Métropole, Lift, elektr. Licht.
Köln, „Belgischer Hof". Bes. P. J. Thelen.
„ Monopol-Hotel, nahe Bahnh. u. Dom, comfortabelst. Hotel i. Köln. Dir. E. Rosmanith.
Mürren (Schweiz), Grand Hôtel des Alpes, I. Rgs.
Bad-Nauheim, Augusta Victoria-Hôtel, I. R. 2c.
Niederbronn i. E., Hot. Matthis. H. I. R. civ. Pr.
Ostende, Splendid-Hôtel a. Strd. 350 Bett. Lift.
Triberg, L. Biringer's Schwarzwald-Hôtel.
Wien, „Hôtel Métropole", Zimm. v. 3 Kron. an, Bed. u. elektr. Licht werd. nicht extra ber. Lift.
Wiesbaden, Hotel u. Badh. Block, I. R., neu erb.
Würzburg, Hôtel de Russie, vollkommen umgebaut, größtes am Platze.

Vorbereitung

für Reifeprüfung, Einj. Examen etc. in **Dr. Schusters** Privatinstitut zu **Leipzig,** Sidonienstr. 59, am Flossplatz.



Kurhaus für Nerven- und Gemüthskranke

von Dr. Richard Fischer
Nekargemünd b. Heidelberg

Comfortabel eingerichtete Heilanstalt in schönster Lage des Neckarthales, in unmittelbarer Nähe des Waldes, und ausgestattet nach allen Anforderungen der modernen Psychiatrie. — Gegr. 1898. Prospekte frei durch d. Direction.

ENGADIN MALOJA PALACE

(Schweiz) **HOTEL KURSAAL MALOJA**

Geöffnet vom 10. Juni bis Ende September. Bis 15. Juli ermässigte Preise. Lage: 1800 m üb. Meer. Hygienische Einrichtungen preisgekrönt Paris 1900. Luftheizung. Grosse Glasveranda. Täglich zwei Concerte. Golf. Lawn-Tennis. Forellenfischerei. Waldspaziergänge. Bergtouren. Gottesdienst in den verschiedenen Kirchen des Hotels. Post und Telegraphenbureau: Maloja Kursaal.
Director: E. Smart;
im Winter: Hotel Gallia, Cannes.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich u. unfehlbar nur durch mein einzig sicheres Specialmittel. Garantirt unschädlich. Franko gegen Mk. 2.50 (Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreichem Buche: „Die Schönheitspflege". Glänzende Dankschreiben über grossartige Erfolge.
Otto Reichel Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Schönheit

zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisch. Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände, in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë,** Beseit. wunderbar leicht, gelbe Haut **Runzeln,** Sommersprossen und Hautunreinigkeiten. Dose Mk. 2,— (franko Mk. 2,50 Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreich. Buche „Die Schönheitspflege". Tausende Anerkennungen. Erfolg garantirt.
Otto Reichel, Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.
Niederlagen: Wien, Apotheke zum schwarzen Bären. **Prag,** Einhorn-Apotheke. **Budapest,** Apotheke Jos. v. Török. Schweiz: **Steckborn,** Hartmann's Apotheke. Russl.: **Riga,** A. Loss u. Co., Kaufstr. 13.

Franz Christoph's Fußboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nußbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen durch Plakate kenntlich, in den meist. Städten, sonst direkter Versandt. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer à 9 M. 50 Pfg. franko. Farbenmuster u. jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik
Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstraße 11.

Gütermann & Co. fabriciren die anerkannt beste, im Gebrauch die vortheilhafteste **Schappe-Näh-Seide.** Man verlange **ausdrücklich**

Ideal-Seide. Rollen-Seide

GÜTERMANN's Näh-SEIDE

Peloton-Seide.

Um Schlank

zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **"Vesiculosine"** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab,* sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **"Pilules Apollo"** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **"Pilules Apollo" sind selbst den delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig fortbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).
Flacon mit Notiz Mark **5.** — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ,** Apoth., **5, Passage Verdeau, Paris, IXe.** — Depot in BERLIN: Apotheke zum **WEISSEN SCHWAN, Spandauerstrasse. 77.**
Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK,** Apoth., **Königsgasse, 12.**
Man verlange auf den Schachteln den Stempel der "Union des Fabricants".



Nach dem **Süden** mit der Lustyacht **„Prinzessin Victoria Luise."**

Die Hamburg-Amerika Linie verfügt über **279** Schiffe, darunter **127** grosse Oceandampfer mit einem Gesammtraumiinhalt von **661355** Brutto-Register-Tonnen; ihre Schiffsverbindungen umspannen den ganzen Erdball.

Nach **Portugal, Spanien, Algier** und **Italien;** angelaufen werden: *Southampton, Lissabon, Cadiz, Gibraltar, Malaga, Algier, Palermo,* (Monreale), *Neapel,* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento etc.) *Genua.* — Abfahrt von Hamburg, 25. September 1902. Dauer 17 Tage.

Erste u. zweite Mittelmeerfahrt; ausgehend von Genua, angelaufen werden: *Villafranca* (Nizza, Monte Carlo), *Ajaccio, Cagliari, Tunis, Malta, Syrakus, Messina, Palermo,* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento etc.), *Genua.* — Abfahrt von Genua 16. October und 2. November 1902. Dauer je 14 Tage.

Orientfahrt; ausgehend von Genua, angelaufen werden: *Villafranca* (Nizza, Monte Carlo), *Algier, Tunis, Malta, Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh u. Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Piraeus,* (Athen), *Syrakus, Messina, Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento etc.), *Genua.* — Abfahrt von Genua am 20. November 1902. Dauer 31 Tage.

Nach West-Indien; ausgehend von Newyork, angelaufen werden: *San Juan de Portorico, St. Thomas, St. Pierre* (Martinique), *Fort de France* (Martinique), *Port of Spain* (Trinidad), *La Brea Point* (Trinidad), *La Guayra* (Venezuela; Ausflug nach Caracas), *Puerto Cabello* (Venezuela), *Curaçao, Kingston* (Jamaica), *Santiago de Cuba, Havana* (Cuba), *Newyork.* — Abfahrt von Hamburg, mit einem Postdampfer der Hamburg-Amerika Linie, Anfang Januar 1903. Reisedauer von Newyork bis zurück nach Newyork 31 Tage. —

Nach dem Orient, der Krim und dem Kaukasus; ausgehend von Genua, angelaufen werden: *Villafranca* (Nizza, Monte Carlo), *Palermo* (Monreale), *Constantinopel, Trapezunt, Batum* (Tiflis, Kaukasus), *Yalta* (Livadia, Orianda), *Sebastopol* (Balaclava), *Athen, Kalamaki, Nauplia* (Eleusis, Akrokorinth, Mykenae), *Syrakus, Neapel* (Vesuv, Pompeji, Sorrento, Capri etc.), *Algier, Lissabon, Southampton, Hamburg.* — Abf. von Genua 28. März 1903. Dauer 40 Tage.

Alles Nähere enthalten die **Prospecte.**

Fahrkarten sind bei den inländischen Agenten der Gesellschaft zu Originalpreisen zu haben und können bestellt werden bei der

Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

JNDISCHE BLUMENSEIFE

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.



Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.



STUTTGART

Württembergs prächtige **Haupt- u. Residenzstadt** zu kürzerem oder längerem Aufenthalt bestens empfohlen.
Auskünfte jeder Art kostenfrei durch die **Auskunftstelle d. Vereins f. Fremdenverkehr** Stuttgart, Königstr. 38, Buchhandlung von H. Wildt.

K. Konservatorium für Musik in Stuttgart,

zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel.

45. Schuljahr. Beginn 15. September 1902. 1901/1902: 575 Schüler.
Vollständige Ausbildung für den ausübenden wie für den Lehrberuf. **40** Lehrer, u. a.: **Edm. Singer** (Violine), **Max Pauer, G. Linder, Ernst H. Seyffardt** (Klavier), **S. de Lange, Lang** (Orgel u. Komposition), **J. A. Mayer** (Theorie), **O. Freytag-Besser** (Gesang), **Skraup** (Schauspiel), **Seitz** (Violoncell) etc. Der Unterricht wird in deutscher, englischer und französischer Sprache erteilt. Prospekte frei durch das Sekretariat. Prof. **S. de Lange,** Direktor.

Eine Sie befriedigende Feder

finden Sie gewiss in den beim Papierhändler erhältlichen Probeschachteln zu je 50 Pfennig von

Carl Kuhn & Co STUTTGART

Probeschachtel Nr. 1	Probeschachtel Nr. 2	Probeschachtel Nr. 3
enthält 3 Dutzend Schul-Federn.	enthält 2½ Dutzend Canzlei- u. Bureau-Federn.	enthält 2½ Dutzend Buch- u. Noten-Federn.



Vereinigte Fabriken **C. Maquet,**
Heidelberg u. Berlin NW., Carlstr. 27. Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse, **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Lebens-Versicherung. Aussteuer-Versicherung.

Versicherungsbestand am 15. Februar 1902: **126 Millionen Mark.** Ausgezahlte Versicherungssumme: **26¾ Millionen Mark.**
Activa: 30 Millionen Mark.
Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.
Günstige Bedingungen. — Mässige Prämiensätze.
Der Ueberschuss, welcher seit Beginn 5½ Millionen Mark beträgt, kommt den Versicherten zu gute und gelangt im zweitfolgenden Jahre zur Verteilung.
Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und durch die
Direktion in Potsdam.
Militär-Versicherung. Renten-Versicherung.
Tüchtige Agenten u. Acquisiteure finden lohnende Beschäftigung.



Gossmanns Natur-Heilanstalt

Wilhelmshöhe bei Cassel.
Sanatorium I. Ranges.
Psychisch-physikalisch-diätetische Heilmethode.
Herrliche Lage direct an Hochwald und Park.
Sanitäts-Rat Dr. Bilfinger, Frl. Dr. med. Sophia Gomberg (Schweiz prom.), Gossmann, Direktor.

Städtisches Eisen-Moor-Bad

Fernsprecher — Elektr. Licht
Bahnstation, **Schmiedeberg** Postbez. Halle.
Preisgekrönt: Sächs.-Thür. Industrie- u. Gewerbe-Ausst.
Vorzügl. Erfolge bei **Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.** Saison: 1. Mai bis Ende Septbr. Prosp. u. Ausk. d. d. **Städt. Bade-Verwalt.** u. Badearzt Dr. med. **Schütz.**



Bilz' Naturheilbuch zu bez. d. alle Buchhandl. Tausende verd. d. Buche ihre Genesung.

Chinosol

Röhrchen je 12 Tabletten Mk. 1.—.
D. R. P. In den Apotheken und Drogerien.

Zur Verhütung von Krankheiten des Körpers, der Haut, der Haare, zur Pflege und Reinigung des Mundes und der Zähne, für Wunden, gegen üble Gerüche, zur Luftreinigung. Kein Geheimmittel, sondern ein chemisches Produkt, **geruchlos, ungiftig.**

· Das vorzüglichste Hausmittel zur Gesundheitspflege,

ärztlich seit Jahren bewährt. **Für alle Zwecke verwendbares Antisepticum und Desinfektionsmittel.** Vom **kaiserlichen Gesundheitsamte** wegen seiner **Unschädlichkeit** und **starken** Bakterien vernichtenden Wirkung zum Gebrauch in Laienhänden empfohlen.
Brochuren gratis von der Chinosolfabrik Franz Fritzsche & Co., Hamburg 21.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle
von
Julius R. Haarhaus.

VII.

Der schwedische Kommandant des Schlosses Landskron war, wie so viele Offiziere seiner Armada, kein Soldat von Fortun, sondern ein gelehrter Herr, der auf der lateinischen Schule zu Upsala die Dichter und Geschichtschreiber der Alten mit Nutzen gelesen hatte und mit den olympischen Herrschaften wohl vertraut war. Es war ihm daher auch genau bekannt, wie einst beim Streit um Troja die Götter entscheidend in den Kampf eingegriffen, und es hatte für sein kräftig entwickeltes Selbstgefühl einen eignen Reiz, sich vorzustellen, wie die Belagerung enden würde, wenn sich die alten Heidengötter — so nannte er sie nämlich zur Beruhigung seines streng lutherischen Gewissens — noch einmal herabließen, den Fall der ehernen Würfel nach höheren Gesichtspunkten zu lenken. Wenn er jedoch auch an Mars und Bellona als die eigentlichen Fachgottheiten der praktischen Kriegskunst, ferner an Minerva als die Vertreterin der theoretischen Strategie, ja vielleicht sogar an Apoll und seine jungfräuliche Schwester als die Scharfschützen des Olymp dachte, so vergaß er doch ganz und gar, dem göttlichen Büblein seine Huldigungen darzubringen, das sich besser als alle andern himmlischen Herrschaften aufs Schießen versteht und mit seinem Bogen häufig genug Kriege veranlaßt und Kriege entschieden hat. Mit andern Worten: der schwedische Oberst hatte bei der Prüfung seiner Lage alles in den Kreis seiner Berechnungen gezogen, nur die Liebe nicht. Und der kleine Liebesgott rächte sich dafür, und zwar zu wiederholten Malen, bis er endlich die Burg in die Hände der Belagerer spielte. Das letztere war schlimm und für die Laufbahn des Obersten nicht gerade von Vorteil, aber es gehört nicht zu dieser Geschichte. Wir haben es hier nur mit dem ersten Racheakt des kleinen Schützen zu thun, und der nahm folgenden Verlauf. Der Oberst liebte nächst seinem Glauben, seiner Ehre und seiner eignen Person nichts so sehr als seine Wäsche. Um diese immer in tadellosem Zustande zu erhalten, hatte er sich aus seiner Heimat eine Wäscherin mitgebracht, eine junge dralle Dalekarlierin, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem das prächtige Blondhaar unter dem schneeweißen Linnenhäubchen hervorquoll und wie ein goldener Mantel bis zu den breiten Hüften niederhing.

Diese schmucke Nordlandstochter hatte durch irgend einen Zufall die Bekanntschaft eines Soldaten vom Belagerungscorps gemacht, und da sie vorurteilslos genug war, auch die Vorzüge des Feindes anzuerkennen, an dem braunen Sohne Kastiliens Gefallen gefunden. Erfinderisch, wie



Rosen von Schiras. Nach dem Gemälde von Max Rabes.

Liebende sind, wußte das Pärchen sich nicht nur durch Zeichen und allerlei Botschaften zu verständigen, sondern sogar eine gelegentliche Zusammenkunft zu ermöglichen. Es soll nicht behauptet werden, daß bei diesen Gelegenheiten ausschließlich von der politischen Lage oder von den kriegerischen Ereignissen des Tages gesprochen wurde, aber die Schwedin vertraute doch einmal dem Spanier unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, man beginne droben auf der Burg unter dem Mangel an Lebensmitteln zu leiden, und es sei nicht ausgeschlossen, daß die Besatzung über kurz oder lang den Versuch machen werde, sich nach dem andern Rheinufer durchzuschlagen. Der Sohn des Südens stand nicht an, diese Thatsache mit Rücksicht auf die ihm bevorstehende Trennung von seinem blonden Liebchen zu bedauern, hielt es aber für seine Pflicht, die Vorgesetzten von dem Gehörten in Kenntnis zu setzen. Die Folge davon war, daß die Belagerer die Anzahl der Beobachtungsposten verdoppelten und umfassende Anstalten trafen, einen Ausfall des schwedischen Corps zurückzuschlagen.

Zu diesem Zwecke wurde die gesamte spanische Streitmacht am Fuße des Burgberges zusammengezogen, während Herr Reichard mit seinen Dragonern als Besatzung in Ahrweiler zurückblieb und nur die Ablösungsmannschaft für die Heppinger Schanze stellte. Wenn er sich auch nicht verhehlte, daß in dieser Anordnung des spanischen Befehlshabers für ihn und seine Wallonen eine Zurücksetzung lag, so war er doch im stillen froh darüber, nun völlig ungestört in Madeleines Nähe bleiben zu können, und er nutzte diese glückliche Schicksalsfügung nach Kräften aus. Er glaubte sich jetzt völlig unbeachtet und hatte keine Ahnung davon, daß allabendlich, wenn er aus der Mühle heimkehrte, die von Thränen getrübten Augen seines vermeintlichen Reiterbuben aus irgend einem finsteren Winkel auf ihn gerichtet blieben, bis sich die Thür der Schlafkammer hinter ihm schloß.

Eines Morgens — es war schon gegen Ende des Septembers — befand sich der deutsche Edelmann wie gewöhnlich bei Madame de Lestrange, als der wallonische Wachtposten auf dem östlichen Thorturme der Stadtmauer wahrnahm, wie man von der Heppinger Schanze aus durch Flaggensignale andeutete, daß auf der belagerten Burg etwas Außerordentliches vor sich gehe. Das verabredete Zeichen wurde in schneller Folge wiederholt und die Dringlichkeit der Meldung durch etliche Raketen, die man von der Schanze aufsteigen ließ, noch besonders hervorgehoben. Der Posten meldete dem Leutnant das Gesehene, dieser war jedoch der Meinung, daß die Signale den Spaniern gegolten hätten, die bei Heimersheim, Heppingen und auf der Höhe hinter Lohrsdorf lagen und die Zugänge zum Burgberge besetzt hielten. Man schenkte den Wahrnehmungen des Postens daher weiter keine Beachtung, erwartete vielmehr, daß sich im Thale, etwa zwischen Heimersheim und dem Fuße der Basaltkuppe, ein Kampf entspinnen werde. Eine halbe Stunde später erschien jedoch auf schweißbedecktem Pferde ein Dragoner von der Besatzung der Schanze, der die Meldung brachte, ein Teil der Belagerten habe, offenbar um zu fouragieren, einen Ausfall aus der Burg gemacht und sei, wie sich aus dem heftigen Gewehrfeuer schließen ließe, in nördlicher Richtung vom Burgberge mit der dort stationierten kleinen spanischen Mannschaft zusammengestoßen. Diese Nachricht wirkte in Ahrweiler doppelt alarmierend, weil man über die Stärke der Belagerten nicht genau unterrichtet war und daher auch nicht wissen konnte, ob es sich bei dem Ausfalle thatsächlich nur um einen Teil des schwedischen Corps oder um die ganze Besatzung der Landskron handelte.

Der Leutnant, der sich Vorwürfe darüber machen mochte, daß er die Signale unbeachtet gelassen hatte, eilte nach Herrn Reichards Quartier, um dem Hauptmann das Gehörte mitzuteilen. Auf der Treppe traf er mit dem Reiterbuben zusammen, der auf die Frage, wo sein Herr sei, berichtete, dieser habe das Haus schon am frühen Morgen verlassen. Wohin er sich begeben habe, wollte der Junge nicht wissen, als er aber vernahm, um was es sich handelte, ließ er den Leutnant stehen und rannte, ehe dieser ihm zu folgen vermochte, die Hauptgasse hinab, der Mühle zu. Vor dem Hause machte er Halt, legte die Hände an den Mund und rief mit seiner hellen Stimme, so laut er vermochte: „Hauptmann, zu den Waffen! Hauptmann, zu den Waffen!“

Herr Reichard öffnete höchlichst erstaunt das Fenster und beugte sich hinaus. Er sah nur, wie sein Bube die Straße wieder hinauflief und sich im Laufen noch einmal umwandte, um ihn durch heftige Armbewegungen zur Eile zu mahnen. Als er wenige Minuten später aus dem Hause trat, konnte er bemerken, wie die Bürger des Städtchens bereits in kleinen Gruppen bei einander standen, um das Ereignis, von dem sich die Kunde mit Windeseile verbreitet hatte, zu besprechen. Jetzt begegnete er auch dem Leutnant, der ihm mit kurzen Worten über das Vorgefallene Bericht erstattete. Reichard gab Befehl, Alarm zu blasen. Dann eilte er weiter, seinem Quartiere zu. Hier fand er Liebmund damit beschäftigt, den Tiger zu satteln. Das edle Tier, das in der letzten Zeit meist im Stalle gestanden hatte, wieherte vor Ungeduld und scharrte mit den Vorderhufen das Pflaster des Hofes. Der Hauptmann trat in seine Kammer. Dort lagen, auf Bettstatt und Schemel ausgebreitet, Brustharnisch, Hut und Degen und daneben das feine weiße Linnenhemd mit den eingewebten Kreuzzeichen, das ihm Frau Anna beim Abschiede gereicht und mit so eindringlichen Worten als Schutzmittel gegen feindliche Kugeln empfohlen hatte. Er stutzte, als er des Hemdes gewahr wurde, nahm es lächelnd auf und wollte es wieder an seinen gewöhnlichen Platz in die Truhe legen, besann sich jedoch, warf das Wams ab und hüllte den Oberkörper in das zarte Gewebe. Nicht als ob er an die Wirksamkeit des Linnens geglaubt hätte. Allein er fühlte sich Frau Anna gegenüber schuldbewußt und sah in der für ihn so leichten Erfüllung ihrer Bitte ein willkommenes Mittel, sein Gewissen ein wenig zu entlasten.

Als er wenige Augenblicke später völlig gerüstet auf den Marktplatz hinaustrat und sein Roß bestieg, fand er die Schützengilde, die auf das Alarmsignal unter die Waffen getreten war, schon vollzählig versammelt. Ihr Kommandant, der Obermeister der Gerberzunft, salutierte mit dem Degen und meldete, daß zweiundfünfzig Arkebusen, siebzehn Armbrüste und dreißig Langspieße zu seinen Befehlen stünden. Herr Reichard betraute den wackeren Schützenkommandanten mit der Bewachung der Stadt, ließ die gewappneten Bürger sich auf die Mauern und Thortürme verteilen und brach selbst an der Spitze seiner Dragoner auf, um dem Feinde entgegenzurücken und ihm womöglich die Beute wieder abzujagen.

Der Reiterzug bewegte sich durch die Schlucht, die von der Gebirgshöhe beim Flecken Karweiler zum Flußthale hinabführt, so schnell es der steile Pfad und die armseligen Dragonergäule erlaubten, empor. Droben angelangt, gönnte man den Tieren erst etliche Augenblicke Ruhe, ehe man, dem Laufe des Bengener Baches folgend, nach Kirchdaun weiterritt, wo man den Feind beim Plündern überraschen wollte. Kaum drei Pferdelängen hinter Herrn Reichards edelm Schlachtrosse folgte Liebmunds kleiner Klepper, neben dem sich Adrians schwerer Ackergaul doppelt ungefügig ausnahm. Keiner der Reiter sprach ein Wort; der Hauptmann spähte vor sich in die Ferne, der Bube schaute auf den Weg, und der Knecht sah auf den Hals seines Pferdes und streifte nur dann und wann die zarte Gestalt des seltsamen Wesens an seiner Seite mit einem besorgten Blicke.

Unbemerkt vom Feinde passierte der kleine Heerhaufe an der Stelle, wo das Nierendorfer Bergwasser in den Bengener Bach fällt, das Thälchen und suchte im Walde Deckung. Tiefe Spuren im feuchten Grunde, die ein zum Rekognoscieren entsandter Dragoner bald auf der Höhe des Bergrückens ausfindig machte, bestätigten die Vermutung, daß eine mäßig große Abteilung der Schweden in der Richtung auf Kirchdaun ausgerückt sei. Man folgte den Spuren bis zum Waldrande und fand hier einen verwundeten Spanier. Der arme Teufel, dem eine Kugel das Knie zerschmettert hatte, kam kriechend und jämmerlich stöhnend aus dem dichtesten Gras- und Farnkrautgeniste zum Vorschein und berichtete, daß seine Landsleute die Schweden angegriffen hätten, jedoch nach längerem Kampfe der feindlichen Uebermacht gewichen wären. Was aus den beiden Parteien geworden sei und ob der Feind seinen Marsch in der eingeschlagenen Richtung fortgesetzt habe, vermochte er nicht zu sagen, da ihm der starke Blutverlust plötzlich Besinnung und Sprache raubte.

Man sollte über den Verbleib des schwedischen Haufens nicht lange im Ungewissen bleiben, denn während man sich noch um den Ohnmächtigen bemühte, ließ sich droben in der Nierendorfer Schlucht ängstliches Rindergebrüll und Schafgeblöke vernehmen.

Herr Reichard gab den Befehl zum Aufsitzen. Lautlos rückte der Reiterzug bis zu dem sanft abfallenden Abhange vor. Hier machte man Halt, nur durch einen vorspringenden Hügel gedeckt. Die Wallonen lockerten den Degen in der Scheide und schütteten frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Gewehre. Der Hauptmann zog das Faustrohr aus dem rechten Pistolenholster und wandte sich zu den Seinen um, die in geschlossenen Reihen hinter ihm hielten und auf das Zeichen zum Angriff warteten. Er bemerkte, wie sein Reiterbube mit gezogenem Degen im Sattel saß und leuchtenden Auges nach der Thalöffnung schaute, aus der der Feind zum Vorschein kommen mußte.

Eine Staubwolke verriet, daß der schwedische Haufe nicht mehr fern war. Als sich der erste Reiter zeigte, gab Herr Reichard Feuer, erhob den Degen und sprengte mit dem Rufe „Im Namen der allerheiligsten Gottesmutter! Nun drauf und dran!“ die Böschung hinab. Die Wallonen wiederholten das Feldgeschrei in ihrer Sprache und folgten mit eingelegten Lanzen ihrem Führer.

Die Schweden stutzten und wichen dem ersten Anprall. Dann aber ermannten sie sich, nahmen das erbeutete Vieh und die Fouragewagen in die Mitte und versuchten, mit einem ungestümen Angriff die Reihen der Dragoner zu durchbrechen und die freie Waldblöße zu gewinnen. Die Enge des Hohlwegs, in dem sie eingekeilt waren, behinderte sie in der Entfaltung ihrer Streitkräfte, sicherte sie zugleich aber auch gegen einen Flankenangriff. Als ihr Führer erkannte, daß es unmöglich sei, mit den wenigen Berittenen, die ihm zur Verfügung standen, das festgeschlossene Dragonerfähnlein auseinanderzusprengen, ließ er seine Mannschaft sich hinter die Wagen zurückziehen und von hier aus ein heftiges Feuer auf den Feind eröffnen. Schon die erste Salve war von Erfolg begleitet: zwei der Wallonen wälzten sich am Boden, ein dritter, dem der Gaul unter dem Leibe weggeschossen worden war, vermochte sich nur mit Mühe aus dem Getümmel zu retten.

Herrn Reichard schien es zwecklos, seine Leute weiter den Kugeln der gut gedeckten Schützen auszusetzen. Er sah davon ab, den Sturmangriff zu wiederholen, und beschränkte sich darauf, seine Dragoner auch ihrerseits im Unterholz des Waldrandes Deckung suchen und von hier aus das Feuer erwidern zu lassen. Während man nun ohne besondere Wirkung Schüsse wechselte, gab Reichard den Befehl, daß zwanzig der zuverlässigsten von den Seinen absitzen und sich im Walde zur Seite des Hohlweges bergaufwärts schleichen sollten, um auf ein Trompetensignal dem Feinde in den Rücken zu fallen und ihn aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Dieser Anschlag glückte über Erwarten. Die Schweden, mit der Stärke ihres Gegners nicht bekannt, brachen, als sie sich umzingelt sahen, unter Zurücklassung ihrer Beute aus der Thalschlucht hervor und wurden, ehe sie sich zum Angriff auf die nun anstürmenden Dragoner formieren konnten, von diesen auseinandergetrieben. Nur die kleine Zahl der Berittenen leistete ernstlichen Widerstand; die Mannschaften zu Fuß suchten ihr Heil in der Flucht, wurden jedoch, ehe sie den Wald zu erreichen vermochten, eingeholt und zur Gegenwehr gezwungen. Herr Reichard, vor Kampflust brennend,

suchte und fand seinen Gegner in dem Anführer der Schweden, einem jungen Finnländer, der in Stalhandskes Regiment von der Pike auf gedient hatte und durch des Schicksals Tücke an den Rhein verschlagen worden war, wo er sich zu seinem Leidwesen zur Unthätigkeit verdammt und um die schönsten Aussichten auf eine schnelle Beförderung betrogen sah. Die Gelegenheit, nach so langer unfreiwilliger Muße endlich wieder einmal einen tüchtigen Strauß zu bestehen, war ihm hochwillkommen, und er hoffte, durch sein Beispiel den sinkenden Mut seiner Leute zu heben. Auf seinem kleinen, mausegrauen Hengste sprengte er auf Herrn Reichard los, der sich weit aus dem Sattel beugen mußte, um dem wuchtig geführten Hiebe des breiten finnischen Degens auszuweichen. Dann warf der Deutsche sein Roß herum und hielt sich so dicht an der Seite des Gegners, daß dieser weder zu Hieb noch zu Stoß auszuholen vermochte und es nur der Schnelligkeit seines Gaules zu danken hatte, wenn er bald einen Vorsprung gewann und in großem Bogen zu einem zweiten Angriff herankommen konnte. Jetzt gelang es beiden Reitern, ihre Pferde im rechten Augenblick zu parieren, und nun entspann sich ein Zweikampf, der jedem Fechtmeister Freude gemacht hätte, der aber, da die Kämpen einander an Geschicklichkeit nichts nachgaben, unentschieden geblieben sein würde, wenn nicht die Dazwischenkunft zweier schwedischer Reiter dem Kampfe eine andre Wendung gegeben hätte.

Diese mochten es für ihre Pflicht halten, ihrem jungen Anführer zu Hilfe zu kommen, und so sah sich denn der Deutsche in die Lage versetzt, sich dreier Angreifer erwehren zu müssen. Dabei durfte er seinerseits nicht einmal auf Unterstützung rechnen, da seine Dragoner sich bei der Verfolgung des Feindes weit in den Wald hinein zerstreut hatten. Der einzige, der ihm hätte Hilfe bringen können, weil er in der Nähe war, der wackere Adrian, schlug sich selbst mit einem schwedischen Troßknechte herum, der ihm hart zusetzte. Dennoch sollte dem bedrängten Offiziere ein Retter erscheinen und zwar in der Person seines Reiterbuben, an den er am allerwenigsten gedacht hatte. Das leidenschaftliche Geschöpf hatte sich an der Verfolgung der Ketzer mit fanatischer Begeisterung beteiligt, aber sich nur so weit aus seines Gebieters Nähe entfernt, als ihm das Gelände gestattete, Herrn Reichard im Auge zu behalten. Als Liebmund diesen jetzt in Gefahr sah, ließ er den Flüchtling, den er vom Sattel aus niederzustechen versucht hatte, laufen und eilte dem Hauptmann zur Hilfe. Er kam gerade in dem Augenblick auf dem Kampfplatze an, als der verzweifelt um sich Schlagende dem einen der Schweden, der in der Hitze des Gefechts die Eisenhaube verloren hatte, einen Hieb über den Schädel versetzte, daß der Getroffene lautlos vornüber fiel und schwer wie ein Sack zu Boden glitt. War Herr Reichard so auch einen seiner Gegner losgeworden, so hieben die beiden andern jetzt um so erbitterter auf ihn ein. Der Schwede wollte den Kampf abkürzen. Er zog das Pistol, zielte auf Reichards Kopf und drückte los. Der Schuß versagte. Ehe er den Hahn aufs neue spannen konnte, hatte sich Liebmund an die Seite seines Herrn hinangedrängt und dessen noch geladenes Faustrohr aus dem linken Holster gerissen. Blitzschnell richtete er die Waffe auf den Feind, die Stelle aufs Korn nehmend, wo zwischen Helm und Harnisch ein Teil des Nackens ungeschützt war — blitzschnell drückte er ab. Der Schuß krachte, und der Schwede sank zu Tode getroffen aus dem Sattel. Er blieb mit dem Fuße im Bügel hängen und wurde von dem scheu gewordenen Pferde bis in den Wald geschleift. Aber der Schuß hatte noch eine andre Wirkung gehabt. Der Hengst des Finnen war, durch den Pulverblitz erschreckt, zur Seite gesprungen und hierbei gestürzt. Sein Reiter kam einen Augenblick lang unter ihn zu liegen — nur einen Augenblick, dann wälzte sich der Gaul herum und sprang wieder auf. Allein Herr Reichard ließ die Gelegenheit, aus der Hilflosigkeit seines Gegners Nutzen zu ziehen, nicht vorübergehen. Er schwang sich aus dem Sattel und setzte dem zu seinen Füßen Liegenden die Spitze seines Degens an die Kehle, ihn auffordernd, sich gefangen zu geben.

Der Finne gehörte nicht zu den Schwärmern, die den Tod unter allen Umständen der Gefangenschaft vorziehen; er mochte sich sagen, daß er die berechtigte Hoffnung hegen dürfe, über kurz oder lang ausgetauscht zu werden, und daß ein lebender, wenn auch kriegsgefangener Offizier immer noch weit begründetere Aussichten habe, es bis zum General zu bringen, als ein toter. Er warf daher seinen Degen von sich und erhob sich aus seiner unbequemen Lage. Herr Reichard bot ihm die Hand, in die er mit säuerlichem Lächeln einschlug.

Es war, als ob die Untergebenen des jungen Offiziers, soweit sie nicht schon entkommen waren, nur auf diesen Ausgang des Kampfes gewartet hätten, um auch ihrerseits die Waffen zu strecken. Binnen weniger Minuten standen mehr als zwanzig Schweden mit gefesselten Händen auf der Walstatt, indes die Sieger sich anschickten, die erbeuteten Wagen und das Vieh aus dem Hohlwege herauszubringen. Die Verwundeten wurden notdürftig verbunden, auf die Wagen geladen und, so gut es gehen wollte, auf grüne Zweige und Heidekraut gebettet, ein Geschäft, bei dem sich Liebmund mit großem Eifer beteiligte. In diesem sonderbaren Wesen schien jetzt, nachdem die Kampfeslust befriedigt war, die Natur des hilfbereiten Weibes plötzlich wieder durchzubrechen. Das arme Kind lechzte nach einem Blick der Anerkennung und des Dankes von seiten des angebeteten Mannes und war doch zu scheu oder zu trotzig, die Augen zu ihm herüberschweifen zu lassen oder gar seine Nähe zu suchen. Im Gegenteil, es wußte sich immer gerade da zu schaffen zu machen, wo es sicher war, dem Hauptmann nicht zu begegnen.

Dieser schenkte übrigens seinem Reiterbuben nicht die geringste Beachtung. Entweder er hatte in der Hitze des Kampfes gar nicht bemerkt, wem er seine Rettung verdankte, oder er betrachtete die ihm geleistete Hilfe als etwas so Geringfügiges und Selbstverständliches, daß es sich nicht verlohnte, ein Wort darüber zu verlieren. In den schwarzen Augen des enttäuschten Mädchens stiegen Thränen auf, die sich nur mit der größten Anstrengung zurückhalten ließen, und in dem jungen Busen wuchs der langgenährte Haß auf die Französin, die nach Liebmundis' Ueberzeugung Reichards ganzes Denken ausfüllte, ins Ungemessene. Es trug keineswegs zur Beruhigung des Mädchens bei, daß Adrian jetzt nicht von ihrer Seite wich und, sobald er in einiger Entfernung von den andern mit ihr sprechen konnte, mit einer Leidenschaftlichkeit und Wärme, die bei dem plumpen Bauernburschen äußerst drollig wirkten, auf sie einredete, sie möchte seinem Antrage doch endlich Gehör schenken. Der arme Mensch hatte um des geliebten jungen Weibes willen während des Scharmützels wahre Qualen ausgestanden, die ihm, wie er glaubte, in Zukunft erspart bleiben würden, wenn es ihm gelänge, Liebmundis dazu zu bewegen, sich endlich zu ihrem wahren Geschlechte zu bekennen und das Wams des Reiterbuben mit dem Weiberrocke zu vertauschen. Daß er jetzt statt aller Antwort nur einen zurückweisenden Blick erhielt, bekümmerte ihn tief, und er war nahe daran, seinen Gegner zu beneiden, der nun mit klaffender Stirn hart am Waldrande lag und das Moos mit seinem Blute färbte.

Die Mittagsstunde war eben vorüber, als der Convoi mit den Gefangenen und der Beute in der Mitte durch das Niederhutthor in Ahrweiler einzog. Liebmundis' scharfes Auge erkannte schon aus einiger Entfernung, daß ein weibliches Wesen in Zofentracht auf dem Ausguck des Thorturmes stand, bei weiterer Annäherung des Zuges jedoch seinen Posten eilig verließ und sich nicht wieder zeigte. Das konnte nur die Dienerin Madeleines sein! Sie hatte offenbar von ihrer Herrin die Weisung erhalten, nach Herrn Reichard auszuschauen und dessen Rückkehr sogleich der sehnsüchtig Harrenden zu melden. Und von bangen Ahnungen getrieben, spornte das Mädchen sein Rößlein an und ritt wenige Schritte hinter dem Hauptmann in die Stadt ein.

Hier war alles in lebhafter Bewegung und hellem Jubel. Die Bürger drängten sich herbei, um den siegreich Heimkehrenden ein Vivat zuzurufen und die Gefangenen aus nächster Nähe anzugaffen. Ganz vereinzelt nur streckte sich den schwedischen Ketzern aus der dicht gescharten Volksmenge eine geballte Faust entgegen; im allgemeinen betrachtete man sie mehr mit Neugier als mit Haß, und unter den Weibern waren manche, die den Gefesselten mitleidig ein Stück Brot oder einen Apfel zusteckten. Der junge Finnländer, der, ein trotziges Lächeln um die Mundwinkel, seiner Waffen beraubt, neben dem deutschen Edelmanne herritt, erregte die meiste Aufmerksamkeit und erntete einen guten Teil der anerkennenden Blicke und Zurufe, die ursprünglich seinem glücklicheren Gegner zugedacht waren.

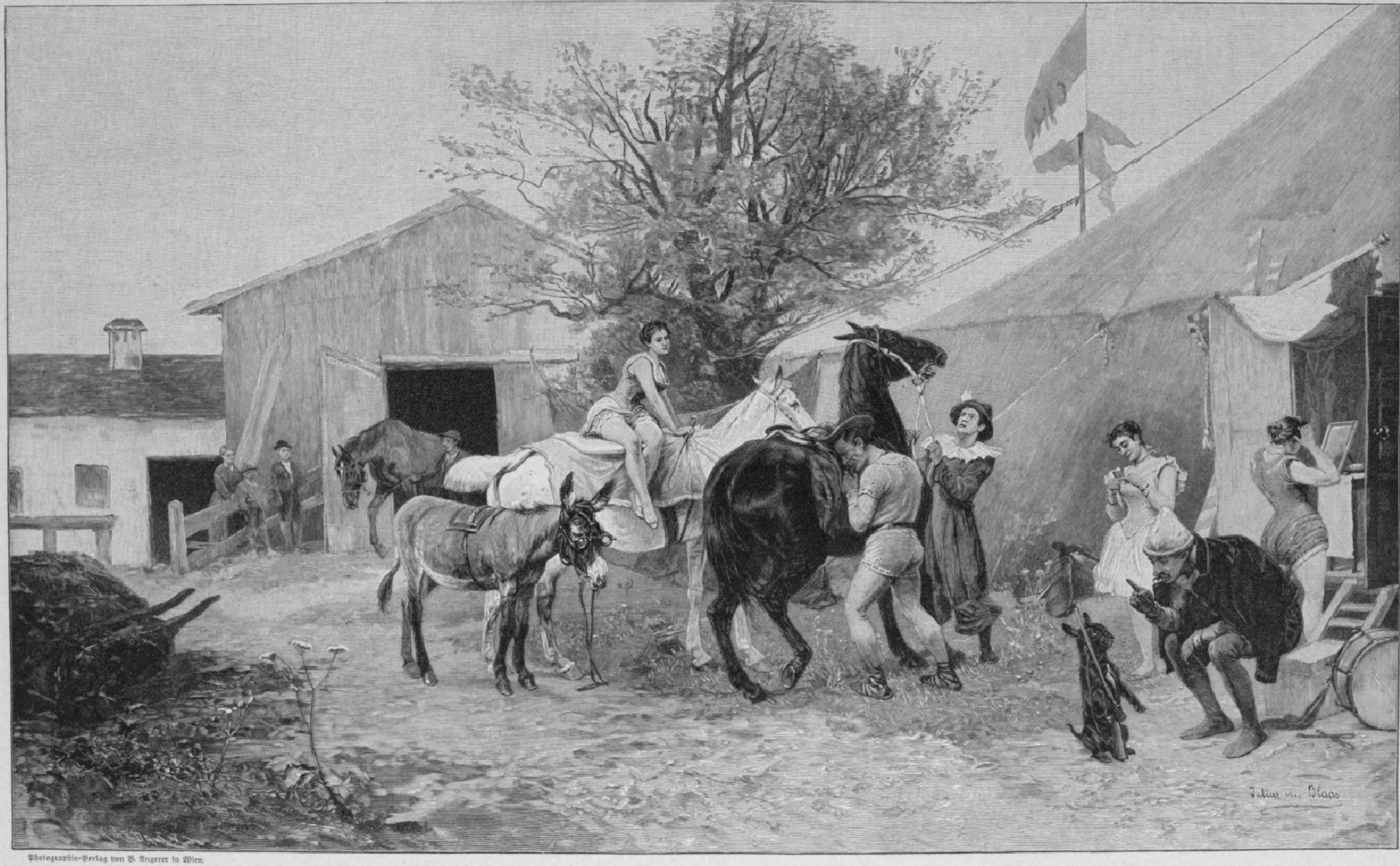
Liebmundis' schwarze Augen schweiften unruhig über die Menge hin. Eine innere Stimme mochte ihr sagen, daß das Weib, in dem sie ihre Todfeindin zu sehen sich gewöhnt hatte, in der Nähe sei. Und in der That trat die schöne Französin gerade in dem Augenblick aus dem Portal der alten Pfarrkirche, als der Zug den Kirchplatz passierte. Mit dem süßesten Lächeln, das der verführerischen Frau zu Gebote stand, schritt sie durch das mehr scheu als respektvoll zurückweichende Volk auf Herrn Reichard zu. Dieser salutierte mit dem Degen und beugte sich aus dem Sattel auf die schlanke, reichberingte Hand hinab, die sich ihm zum Kusse darbot.

„Dem Himmel sei Dank, der Ihre Waffen gesegnet und Sie mir unversehrt wiedergeschenkt hat, mein teurer Freund!" sagte sie in perlendem Französisch. „Die Heiligen haben meine heißen Gebete erhört. Denn Sie müssen wissen: ich habe, während Sie fort waren, auf den Stufen des Altars gelegen und das Gelübde gethan, mit Erbsen in den Schuhen eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu unternehmen, wenn der Himmel Sie heil und gesund in meine Arme zurückführen würde."

Sie schaute sich um und sah zwei dunkle, haßerfüllte Augen auf sich gerichtet. Liebmundis hatte keines ihrer Worte verstanden, aber den Zusammenhang erraten. Daß die Landfahrerin nun auch ihre Frömmigkeit zur Schau stellte, flößte dem leidenschaftlichen Mädchen den höchsten Widerwillen ein. Es gab sich auch nicht die geringste Mühe, dies zu verbergen. Und es schien, als ob die Französin den Reiterbuben mit dem Mädchengesicht fühlen lassen wollte, daß sie den bösen Blick aus seinen Zigeuneraugen bemerkt habe. Sich wieder zu Reichard wendend, fuhr sie mit heiterer Miene fort:

„Nun aber, mein teurer Freund, kommen Sie mit mir, damit wir gemeinsam den Heiligen für den glücklichen Ausgang Ihres Unternehmens danken. Lassen Sie den hübschen Jungen dort, der mich immer so schmachtend anschaut, Ihr Pferd nach Hause bringen und folgen Sie mir!"

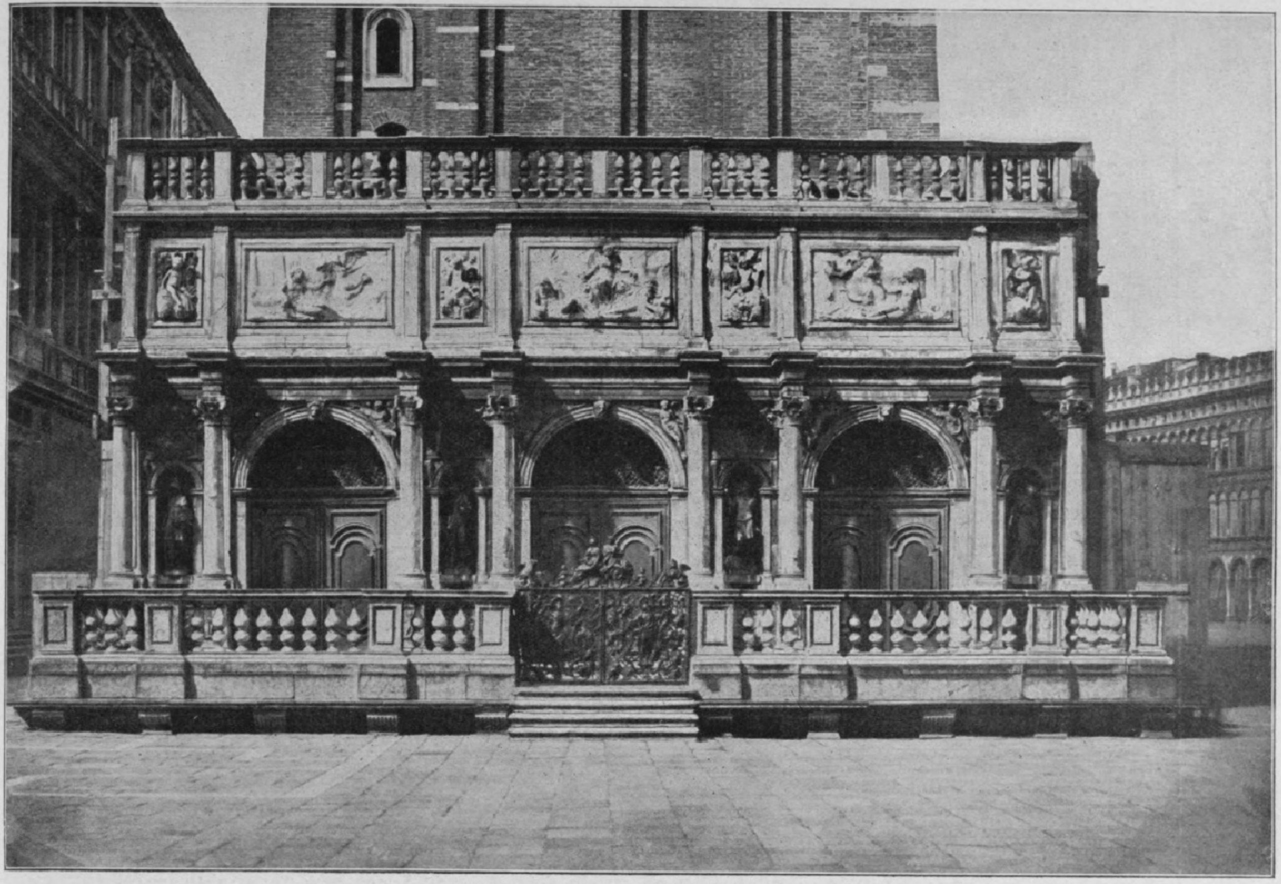
Dem deutschen Edelmanne blieb nichts übrig, als diesem mit liebenswürdiger Entschiedenheit ausgesprochenen Gebote Folge zu leisten. Er stieg ab, warf den Zügel seinem Buben zu und bot Madame de Lestrange den Arm. Ehe er mit seiner schönen Begleiterin in den kühlen Dämmer der alten Kirche trat, blickte er sich noch einmal nach den Seinen um, deren Zug sich jetzt auflöste. Er sah noch, wie der Rottmeister den Gefangenen Quartiere anwies und wie die Fourierschützen und Troßknechte das Vieh zu verteilen begannen. In diesem Augenblick stob die Menge schreiend auseinander und machte zwei Rossen Platz, die sich urplötzlich in den schärften Galopp gesetzt hatten und die Hauptgasse hinuntersprengten, daß die Funken aus dem Pflaster stoben. Das eine der Tiere, ein herrlicher Tiger, war herrenlos und wurde von dem Reiter des andern am Zügel nicht geführt, sondern mit fortgerissen, und in diesem Reiter erkannte der Edelmann seinen, sich täglich seltsamer gebarenden Stallbuben. Dann folgte er kopfschüttelnd der schönen Freundin, die seine Hand ergriffen hatte und ihn bis zum Chore vorwärtszog, wo beide sich dann in einer der ersten Bänke, dem Hochaltar gegenüber, dicht nebeneinander niederließen.



Photographie-Verlag von V. Angerer in Wien.

Wander-Cirkus.

Nach dem Gemälde von Julius von Blaas.



Die Loggetta von Jacopo Sansovino in Venedig.



Gesamtansicht des Campanile mit der Loggetta in Venedig. (Text S. 888.)

(Links von der Piazzetta die Libreria vecchia, rechts der Dogenpalast, dahinter die Markuskirche)

Die Kirche war, wie stets um diese Stunde, völlig leer, und durch die halbgeöffnete Thür drang der langsam ersterbende Lärm vom Platze draußen gedämpft herein. Dies mochte schuld daran sein, daß die beiden, die zunächst nicht daran zu denken schienen, den Heiligen den schuldigen Dank zu zollen, sondern mit halber Stimme Zwiesprach hielten, nicht wahrnahmen, wie sich das Sakristeipförtchen leise öffnete und wie ein leichtfüßiges Wesen katzenhaft geschmeidig hinter den Hochaltar schlüpfte.

Wie einst durch das Schnitzwerk in der Schweinheimer Burgkapelle, so richteten sich jetzt die schwarzen Augen des Försterkindes durch den Rost des heiligen Laurentius, der in Lebensgröße auf dem Altarsimse stand und das Instrument seiner Marter lächelnd dem Beschauer präsentierte, auf den arglosen Mann da vorn in der Kirchenbank. Sie sahen, wie dieser Mann sein Haupt zur Seite neigte, bis es am Lockenkopfe Madeleines lehnte. Sie sahen, wie die kräftige Hand des Mannes mit den feinen schlanken Fingern des Weibes spielte und wie sein bärtiger Mund in langem Kusse darauf haften blieb. Und das alles an heiliger Stelle! Die Späherin mußte sich am Altare festklammern. Ihr war, als habe ein Schwindel sie gepackt. Ihr reines Gemüt war empört, ihre Sinne tobten, ihre Augen trübten sich. Sie nahm sich vor, den Mann dort zu hassen, aber sie vermochte es nicht. Sie sagte sich, daß er schwach und ihres Mitleids bedürftig sei. Und das Kind, das sich daran gewöhnt hatte, in diesem Manne alles Große, alles Edle, alles Herrliche auf Erden zu sehen, das diesen Mann mit der ganzen wilden Glut seines Zigeunerherzens liebte und dennoch vieltausendmal lieber gestorben wäre, ehe es diese Liebe sich selbst eingestanden hätte, es faßte in diesem Augenblicke den Entschluß, den Vergötterten aus den Netzen der Sirene zu retten, indem es diese Verführerin vernichtete. Wenn Reichards Seele noch vor den Qualen der ewigen Verdammnis zu bewahren war, wenn sein Herz der Gattin wieder zugeführt werden konnte, so mußte bald etwas geschehen. Gutwillig würde die Französin das Feld nicht räumen, also mußte sie mit Gewalt beseitigt werden. Aber wie? In dem Gehirn des armen Kindes jagten sich die seltsamsten Entwürfe. Liebmundis harrte auf ihrem Posten aus, bis sich das Paar erhob, am Altar niederkniete und ein kurzes Gebet sprach, um darauf schnellen Schrittes das Gotteshaus zu verlassen. Auch dann blieb sie noch eine Weile wie gebannt stehen. Endlich raffte sie sich auf, trat vor den Altar und warf sich auf die Stufen nieder. Sie hatte sich vorgenommen, den Heiligen um Rat zu fragen, auf welche Art sie der Schlange den Kopf zertreten solle. Und der hölzerne Sankt Laurentius schien wirklich die Frage der sonderbaren Beterin zu verstehen. Er lächelte ihr zu und wies auf den Rost, auf dessen Stäben sich sein irdischer Leib über züngelnden Flammen gekrümmt hatte, bis die befreite Seele aus der reinen Glut wie ein dem Käfig entschlüpftes Vöglein zum Himmel aufgestiegen war.

(Schluß folgt.)

Wetterwende in den Bergen.

Gestern ein trübe verhangener Tag,
Wo Berg und Thal im Nebel lag,
Die Wege durchweicht, die Wiesen naß,
Von den Föhren rannen die Tropfen ins Gras;
Eisig wehte des Nordwinds Hauch,
Die Knospen bebten am Dornrosenstrauch.

Im Wettermantel nur dann und wann
Kam ein einsamer, schweigender Wandersmann …
— Heute in leuchtender Morgenstund'
Neuschnee auf Höhen, Wildröslein im Grund,
Lachendes Leben rings, — überall
Singen und Jodeln und Büchsenknall.

Adelheid Stier.

Gewitterstudien.

Trotz ihrer häufigen Wiederkehr sind und bleiben die Gewitter, wenn sie ihre dunkeln Wolkenbänke heraufschieben, ihre züngelnden Blitzschlangen aussenden und ihr grollendes Donnergebrüll erdröhnen lassen, eine der gewaltigsten Naturerscheinungen. Sobald der menschliche Geist die drückenden Ketten der Daseinsnot gelockert hat, hat auch seine Phantasie begonnen, das schreckenerweckende und doch auch segenspendende Himmelswunder zu deuten. Schon in dem Rigveda, der indogermanischen Hymnensammlung, die tausend Jahre vor den Psalmen entstand, wird nach einer Erklärung gesucht. Der Wolkendämon hat die milchgebenden Kühe gestohlen und sie gefangen in seine Höhle geführt. Aber der Drachentöter Indra zerschmettert die Höhle mit dem Donnerkeil, streckt den Dämon zu Boden, und das befruchtende Naß ergießt sich auf die verschmachtende Erde. Der moderne Mensch begnügt sich mit einer mythologischen Auslegung nicht mehr. Er hat die Götter und Dämonen gestürzt und läßt kühn seinen eignen Geist in jene Höhen, in denen sie einst thronten und herrschten, aufsteigen, von dem nimmer ruhenden Forscherdrang erfüllt, das Wesen und Walten der Naturkräfte zu erkennen und zu verstehen.

Die Vorbedingung zur Entstehung eines Gewitters ist ein aufsteigender, wasserdampfreicher Luftstrom. Das Aufsteigen dieses Luftstromes kann aus zwei Ursachen eintreten. Bekanntlich wechseln in der Atmosphäre Gebiete höheren Luftdrucks mit solchen niedrigeren Luftdrucks ab. Die Gebiete niedrigen Luftdrucks, um nur bei diesen zu bleiben, schreiten fort, und zwar sind für unsre Breiten hauptsächlich diejenigen Wanderungen von Wichtigkeit, die vom Atlantischen Ozean nach dem europäischen Festland gerichtet sind. Wegen ihres Ausgangspunkts bezeichnet man diese fortschreitenden Gebiete niedrigen Luftdrucks als atlantische Depressionen. Im letzten Grunde entstehen sie dadurch, daß ausgedehnte Luftschichten stärker erwärmt werden, die nun in die Höhe abfließen. Dort, wo die Erhebung der Luftschichten stattfindet, kommt es demgemäß zu einer Verminderung der Luft, die dann wiederum eine Verminderung des Luftdrucks zur Folge haben muß. Um die Störung des Gleichgewichts auszugleichen, strömen nun von allen Seiten die tieferen Luftmassen gegen das Gebiet des niedrigsten Luftdrucks. Auf der nördlichen Halbkugel werden aber die zufließenden Luftströmungen durch die Erdumdrehung nach rechts abgelenkt. Infolge dieser Ablenkung bildet sich eine Wirbelbewegung aus, die eine elliptische Form annimmt. Der Durchmesser einer Depression beträgt oftmals 3000 Kilometer, zuweilen entstehen aber auch Luftwirbel, die ganz Europa beherrschen, ja noch darüber hinausgehen. Im Innern der fortschreitenden Luftwirbel steigen nun die zufließenden und stetig nachrückenden Luftmassen beständig auf.. Gelangen sie in größere Höhen, so kühlen sie sich ab, ihr Wasserdampf verdichtet sich zu winzigen Tröpfchen, und das Ergebnis der sich ansammelnden zahllosen Tropfen ist die Bildung von Gewitterwolken. Gewitter, die auf die geschilderte Weise entstehen, nennt man Wirbelgewitter. Gewöhnlich erscheinen die Wirbelgewitter auf der Westseite der Windrose. Während sie allmählich am westlichen Himmel heraufziehen, schlägt der Wind schnell durch West nach Nord um. Vor ihrem Ausbrechen herrscht eine schwüle, hohe Temperatur; haben sie sich ausgetobt, so hinterlassen sie eine angenehme Abkühlung.

Neben den Wirbelgewittern, die bei uns die häufigsten sind, tritt noch eine zweite Gruppe von Gewittern auf, deren Entstehungsgebiet beschränkt ist und von örtlichen Verhältnissen abhängt. Eine Wirbelbewegung der Luft ist an ihrer Bildung nicht beteiligt, wohl aber das Aufsteigen eines wasserdampfreichen Luftstroms. Wird die Luft über feuchten Niederungen stark erwärmt, so dehnt sie sich aus, wird leichter und steigt deshalb auf. In größeren Höhen erfolgt dann wiederum eine Abkühlung und Verdichtung des Wasserdampfes, was das Auftreten von Gewitterwolken nach sich zieht. Da hier ausschließlich die Erwärmung der Luft den Anstoß zur Gewitterbildung giebt, so bezeichnet man diese Form als Wärmegewitter. Die Wärmegewitter ziehen sich schnell zusammen, zerteilen sich aber ebenso rasch wieder. Zwar wird auch durch sie eine Erniedrigung der Temperatur herbeigeführt, aber schon nach kurzem kehrt das Thermometer wieder auf seinen früheren Stand zurück. Bestimmte Gegenden begünstigen das Entstehen von Wärmegewittern. Als solche Gewitterherde sind bekannt die sumpfigen Landstriche zwischen dem Ammersee und dem Starnbergersee und den Alpen, sowie jene zwischen dem Chiemsee und der benachbarten Alpenkette. Ein andrer Gewitterherd, der seine Gewitter vielfach nach Bayern aussendet, ist die Gegend zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald. Ebenso ist ein reger Gewitterherd der Westabhang des Böhmerwaldes.

Oftmals erörtert worden ist die Frage nach dem Ursprung der Elektrizität der Gewitterwolken. Die Luft ist stets elektrisch, und zwar positiv. Auch steht fest, daß die Intensität der Elektrizität mit der Erhebung in die Atmosphäre zunimmt. Aber damit sind die hohen elektrischen Spannungen in den Gewitterwolken immer noch nicht erklärt. Man neigt in neuerer Zeit zu der schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Luftelektrizität eine Folge der bei der Verdunstung des Wassers entstehenden Reibung ist. Mit dieser Auffassung stimmt die Beobachtung überein, daß die Luftelektrizität bei Nebeln sehr stark ist, und daß die Stärke der atmosphärischen Elektrizität mit der Dichtigkeit des Nebels wächst. Je mehr Wasser also verdunstet, und je mehr Wasserdampf sich verdichtet, desto größer wird auch die Elektrizitätsansammlung in den Gewitterwolken werden.

Die Höhe, in der die Gewitterwolken schweben, schwankt beträchtlich. Die durchschnittliche Höhe liegt zwischen 1500 und 2000 Metern. Allerdings ziehen auch nicht selten Gewitter über den 4810 Meter hohen Gipfel des Montblanc hinweg, und in Paris wurden sogar Gewitterwolken beobachtet, die sich in einer Höhe von 8080 Metern befanden. Die Dicke der Gewitterwolken kann mehrere hundert Meter betragen. Daneben liegen aber auch Beobachtungen vor, wo die Wolken nicht stärker als vierzig, ja sogar als zehn Meter waren. Dieser Wechsel zwischen dicken und dünnen Schichten ist zugleich der Grund für die Verschiedenartigkeit der Wolkenfärbung. Die dichtesten Massen erscheinen graublau, die dünneren Schichten hellgrau, und die noch schwächeren gelblichweiß bis weiß. Uebrigens trägt auch die Beleuchtung viel zu dem Farbenton der Gewitterwolken bei. Fallen die Sonnenstrahlen auf eine heranziehende Gewitterwand, so erhält sie ein tief blauschwärzliches Aussehen. Im nächsten Augenblick aber, wo die Sonne durch eine Wolke verdeckt wird, schwächt sich die bedrohliche Färbung in ein unschuldiges Dunkelgrau ab. Haben sich Gewitterwolken gebildet, so nehmen sie die Form eines langgestreckten Bandes an. Die Gewitter haben infolgedessen eine breite Front und eine verhältnismäßig nur geringe Tiefenentwicklung. Es sind Gewitter bekannt geworden, die eine Front von mehr als 300 Kilometern hatten, das heißt vom Thüringer Wald bis zu den Alpen reichten, während sich ihre Tiefe nur auf 80 Kilometer belief. Oftmals mißt die Tiefe ziemlich langgezogener Gewitterstreifen sogar nur 40 Kilometer. Die Fortpflanzung der Gewitter, die sich über größere Gebiete erstrecken, geht auf zweifache Art vor sich. Meist schreiten die Wolkenbänke geradlinig vorwärts, wobei sie sich im allgemeinen selbst parallel bleiben. Mitunter verbreiten sich die Gewitter aber auch von einem Punkte aus nach verschiedenen Richtungen, so daß die einzelnen Streifen Kreisstücke bilden. Dabei bevorzugen sie gewisse Zugstraßen, die vielfach dem Lauf der Flüsse folgen. Gebirge geben oftmals ein Hindernis für das Fortschreiten ab. Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung beträgt im Durchschnitt etwa 36 Kilometer. In Mittelitalien hat man die Geschwindigkeit der Fortbewegung auf 38,9 Kilometer, in Frankreich auf 41,3, in Süddeutschland auf 41,1, in Norwegen auf 38 Kilometer in der Stunde bestimmt. Da die Gewitter in der Mehrzahl Wirbelgewitter sind und die Gebiete des niedrigeren Luftdrucks in Europa vorwiegend von Westen nach Osten vorschreiten, so schlagen unsre Gewitter auf ihrem Zuge auch meist diese Richtung ein.

Die elektrische Ladung ist in der einzelnen Gewitterwolke am stärksten in der Mitte; nach den Grenzen zu nimmt sie mehr und mehr ab. Die Elektrizität ist bald positiv, bald negativ. Auch für die Gewitterwolken gilt das Gesetz, daß gleichnamige Elektrizitäten sich abstoßen, ungleichnamige sich aber anziehen. Ist demnach die eine Wolke positiv geladen, so wird sie die negative Elektrizität der nächsten Wolke anziehen. Dasselbe Verhältnis herrscht zwischen der Wolke und der Erde. Die positive Elektrizität wird also die negative Elektrizität der Erde anziehen, dagegen die positive abstoßen, die sich in die Tiefe begiebt. Die beiden ungleichnamigen, sich einander anziehenden Elektrizitäten suchen sich auszugleichen. Dort, wo die gegenseitige elektrische Spannung am größten ist, findet der Ausgleich in Form des Blitzes statt, der seinen Weg über diejenigen Zwischenleiter wählt, die ihm den geringsten elektrischen Widerstand entgegensetzen. Infolgedessen kann der Blitz, je nach den

obwaltenden Umständen, sowohl von der Wolke zur Erde, als auch nach andern Gewitterwolken fahren.

Die Photographie hat gezeigt, daß die gewöhnlichste Form der Blitze, die der Zickzackblitze, sich in Linien mit zahllosen kleinen Krümmungen und vielfachen Abzweigungen fortpflanzt. Diese Beobachtung macht es wahrscheinlich, daß die elektrische Entladung nicht auf einen Schlag auf der ganzen Blitzbahn vor sich geht, sondern daß sie sich vielmehr von Punkt zu Punkt abspielt und der Weg des Blitzes die Summe einer hintereinander liegenden Reihe von Teilentladungen darstellt. Die Länge der Blitzbahn wechselt stark. Man kann sie annähernd aus dem Zeitverlauf zwischen Anfang und Ende des Donners, genauer aber trigonometrisch bestimmen. Die Berechnungen haben ergeben, daß Blitze Wege von 12 987, 13 653 und 14 985 Meter Länge, also von $1\frac{3}{4}$ bis 2 Meilen zurücklegten. Bei manchen Gewittern ist die Zahl von Entladungen fast unglaublich groß. Bei einem Gewitter, das im Jahr 1880 in Nordfrankreich beobachtet wurde, wurden in $1\frac{1}{2}$ Stunden 4700 Blitze gezählt, das heißt gegen 52 in der Minute; zeitweilig entfielen aber sogar 100 Blitze auf die Minute. Blitze entfernter Gewitter sind in der Regel auch jene elektrischen Entladungen, die man als Wetterleuchten bezeichnet. Es darf als sicher gelten, daß der Donner gewöhnlich nur bis zu einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Meilen gehört wird. Wenn nun ein Blitz in einer Höhe von etwa 1800 Metern entsteht, so sehen wir ihn in einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Meilen nur noch niedrig am Horizont. Dagegen würden wir ihn bei einer Entfernung von 20 Meilen, die erwähnte Höhe des Gewitters vorausgesetzt, eben noch an der Grenze des Horizontes aufleuchten sehen. Es werden uns daher alle Blitze, die sich über der großen Ringfläche entladen, die zwischen den Kreisen mit dem Halbmesser von $2\frac{1}{2}$ und 20 Meilen eingeschlossen ist, als Wetterleuchten erscheinen müssen. Diese Ringfläche ist aber über sechzigmal so groß als der Kreis von $2\frac{1}{2}$ Meilen Halbmesser, und daher muß man im Durchschnitt ebensovielmal mehr ein Wetterleuchten am Horizont beobachten, als sich ein Gewitter über dem inneren Kreis entladet. Aber es kommt noch ein Umstand in Betracht, der es möglich macht, daß Blitze als Wetterleuchten auf viel größere Entfernungen hin wahrgenommen werden. Stellen wir uns vor, daß zwischen dem Beobachter und einem sehr weit entfernten Gewitter etwa in der Mitte Wolken in beträchtlicher Höhe schweben, so wird der Widerschein der aufleuchtenden Blitze auf diese Wolken fallen können, und wir werden dann diese aufflammenden Lichterscheinungen als Wetterleuchten auffassen. Es hat denn auch durch die Uebereinstimmung der Zeitangaben und der Richtung nachgewiesen werden können, daß Blitze von einem Gewitter, das aus dem oberen Donauthal nach Ulm hinzog, an der Grenze von Sachsen-Meiningen, das heißt in einer Entfernung von etwa 240 Kilometern, als Wetterleuchten wahrgenommen wurden. Gleichwohl ist zuzugeben, daß eine dem Wetterleuchten ähnliche Erscheinung auch dadurch eintreten kann, daß ein allmählicher und schwächerer elektrischer Ausgleich zwischen benachbarten Wolken stattfindet, wenn der Feuchtigkeitsgehalt und die Verdünnung der Luft dafür günstige Vorbedingungen abgeben.

Der den Blitz begleitende Donner ist in der Gewitterwolke selbst dumpf. Der Schall gleicht ungefähr dem des Pulvers, das im Freien ohne Sprengung explodiert. Wenn wir den Donner in seiner kräftigsten Entfaltung als ein langgezogenes, grollendes Rollen hören, so hat dies folgende Ursache. Nehmen wir an, daß ein Blitz über uns nach dem Horizont zu hinwegfährt, so werden wir den Donner von der Anfangsstrecke des Blitzes zuerst vernehmen. Nun ist aber der Weg des Blitzes keine einfache Linie, sondern es gehen von dem Hauptstrahl zahlreiche Nebenstrahlen ab. Alle diese kürzeren und längeren, schwächeren und stärkeren Nebenstrahlen rufen ebenfalls Donnergeräusche hervor. Infolgedessen wird es, je nach dem Verlauf, der Entfernung und der Ausbildung aller Strahlen, geschehen, daß ihr Donnergeräusch zeitweilig zusammenfällt und sich gegenseitig verstärkt, zeitweilig aber auch nur ein von einigen wenigen Strahlen ausgehender und darum schwacher Donner zu uns gelangt. Da sich dieses Spiel in schneller Folge wiederholt, so entsteht für uns eine wechselweise an- und abschwellende Schallwahrnehmung, das Donnerrollen. Das längste bis jetzt beobachtete Donnerrollen hatte eine Zeitdauer von 62 Sekunden.

Die Witterungskunde hat in der kurzen Zeit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung Hervorragendes geleistet. Viele Fragen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dunkel und ungeklärt waren, sind jetzt gelöst und beantwortet. Auf der andern Seite bleiben noch große Gebiete zu durchforschen. Aber das kann trotzdem von dieser Wissenschaft mit vollem Recht nicht nur im wirklichen, sondern auch im übertragenen Sinne des Wortes behauptet werden: sie strebt in die Höhe!

Theo Seelmann.

Ein Freier.

Humoreske

von

Friedrich Gustav Triesch.

Ja, gnädige Frau, murmelte der Hofrat, gedankenvoll die Stirn runzelnd, und lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, ich bin wirklich einmal allen Ernstes zu einer Heirat entschlossen gewesen. Daß nichts daraus wurde, daran ist eine böse Geschichte schuld. Niemand hat noch ein Sterbenswort von mir darüber erfahren. Die Menschen sind ja so schadenfroh, sie wären im stande, sich darüber lustig zu machen, und die Sache ist damals wahrhaftig nichts weniger als zum Lachen für mich gewesen!

Eine Witwe war's, so in den Dreißigern, aber vorzüglich konserviert. In dem herrlichen Marienbad hab' ich sie kennen gelernt. Prächtiger Wuchs, elegante Erscheinung! Augen hatte sie, einen Mund —! Und aus bester Familie, in den glänzendsten Verhältnissen — mit einem Wort: riesig sympathisch! Sie war, wie ich von ihrer Tante, einer scharmanten alten Dame, in deren Begleitung sie nach Marienbad gekommen war, erfuhr, eigentlich schon so halb und halb versprochen, und zwar mit einem Gutsbesitzer aus Pommern, dessen Besitz an den ihren grenzte.

Ja so, ich habe noch gar nicht gesagt, daß sie eine Norddeutsche war, dazu von hoher Statur, fast um einen Kopf größer als ich, aber dabei von einer ganz unbeschreiblichen Grazie! Lächeln konnte sie, lächeln — entzückend!

Der Baron — ja so, ich habe noch gar nicht gesagt, daß jener Gutsbesitzer auch da war, gleichfalls die Kur gebrauchte — war sicher um zehn Jahre jünger als ich, ein schöner, stattlicher Mann, so der richtige preußische Offizier — er hatte aber längst quittiert — trotzdem gelang es mir aber binnen kurzem, ihm ganz gehörig Konkurrenz zu machen.

Ich verstand es eben besser als er, die schöne Frau zu amüsieren, was freilich nicht viel sagen will, denn er war sehr ernst, sehr wortkarg und ohne einen Funken von Humor. Wenn ich einen Scherz, irgend ein Wortspiel ins Gespräch einflocht, worüber die schöne Frau meistens herzlich lachte, verzog er auch nicht einen Augenblick den strengen Mund, und er hat mich dann immer mit seinen ein wenig tiefliegenden graublauen Augen förmlich befremdet angesehen, ich möchte beinahe sagen mit einer Art von staunender Neugier, als ob ich irgend ein exotisches Tier gewesen wäre.

Als seine Kur beendigt war, kehrte er, auch nicht einen Tag zugebend, nach seinem Landgut zurück: er war furchtbar gewissenhaft und erklärte, sich auf seinen Verwalter durchaus nicht verlassen zu können. Die beiden Damen blieben noch, ich bin aber überzeugt, daß er sich meiner Person halber nicht einen Augenblick Sorgen gemacht, wohl gar nicht einmal bemerkt hat, wie sehr ich schon zu jener Zeit bei der Dame seiner Wahl in Gunst stand.

Nun hatte ich das Terrain völlig frei. Die alte Tante war auch auf meiner Seite, kurz, als ich den Abend vor ihrer Abreise mit einem Heiratsantrag hervorrückte, da erwiderte mir die schöne Frau ganz unverhohlen, daß sie sich über meine Erklärung aufrichtig freue, daß ich ihr aber bis zum Herbst Zeit zur Ueberlegung lassen müsse.

Dazu lag für sie aber auch noch ein besonderer Grund vor. Als junges Mädchen hatte sie einmal mit ihrem Papa, einem pensionierten Major, Wien besucht. Die reizende Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung hätte nun ohne Zweifel den besten Eindruck auf sie beide gemacht, schließlich wäre ihnen aber doch durch allerlei Vorkommnisse — Konflikte des ebenso strengen als genauen Papas mit Kutschern und Dienstmännern, mehrere Fahrten in der, noch dazu bei sommerlicher Glühhitze, unsagbar überfüllten Pferdebahn — der Aufenthalt gründlich verleidet worden. Ob es ihr, der Norddeutschen, denn möglich sein würde, sich in Wien auf die Dauer behaglich zu fühlen, sich auch völlig einzuleben?

Aber selbstverständlich! Heut werde ihr ja Wien noch weit besser gefallen als damals! Heut fahre man ja in Wien wie ein Prinz mit der vor jedem Ueberzähligen streng gehüteten Elektrischen oder mit der Stadtbahn. Von einer Taxüberschreitung hätte ich außerdem schon seit Jahren nichts mehr gehört.

Das war auch so. Fiakern und Einspännern gegenüber hab' ich ein gewisses Prinzip. „Was bekommen Sie?“ frag' ich am Schluß der Fahrt. Dann händige ich dem Kutscher den genannten Betrag nebst einem entsprechenden Trinkgeld ein und damit basta! Keiner hat's noch gewagt, auch nur zu muckſen, ich habe noch nie einen Anstand gehabt!

Geduld also bis zum Herbst! Sie sei fest entschlossen, dann für eine ganze Woche nach Wien zu kommen, um — ich bat sie, aber erst nach Beginn der eigentlichen Saison, also im November, zu kommen — um die Stadt mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten, mit ihren Theatern und Konzerten, natürlich unter meiner Führung, genau kennen zu lernen.

Wir schieden, wir schrieben uns sehr oft, der November war endlich da, aber Ereignisse aller Art zwangen sie, ihre Abreise immer wieder aufzuschieben. Mittlerweile war der Januar herangerückt, meine Ungeduld, meine Sehnsucht kannten keine Grenzen mehr, da schickte ich eines Tages, es war an einem Donnerstag, kurz entschlossen eine Depesche an sie ab. Sie lautete etwa folgendermaßen:

„Von nächstem Montag ab Urlaub für ganze Woche erwirkt, um mich ganz widmen zu können. Später wichtiger Staatsangelegenheiten halber kaum mehr möglich. Drahtantwort, wann Glück habe, hier zu begrüßen.“

Das Telegramm that seine Wirkung. Pünktlich traf die Antwort ein: „Ankunft Montag sechs Uhr morgens, Nordbahnhof. Freue mich herzlich.“

Ich war glückselig. „Freue mich herzlich,“ hatte sie beigefügt; freilich war, allerdings nur für mich bemerkbar, eine kleine Bosheit in der Depesche verborgen. Ich hatte ihr nämlich in meinen Briefen regelmäßig einen Zug vorgeschlagen — und sie hatte sich auch damit einverstanden erklärt —, mit dem sie abends in Wien angekommen wäre.

Nämlich — ja, da muß ich etwas nachholen! Die sonst so anbetungswürdige Frau hatte nämlich eine Eigenschaft, die mir schon in Marienbad gar oft schwere Stunden bereitete: sie stand schrecklich früh auf! Um fünf, sage schon um fünf Uhr früh fand sie sich Tag für Tag am Kreuzbrunnen ein, und sie rechnete es mir anfangs als eine Geringschätzung, in der Folge aber geradezu als eine Beleidigung an, wenn ich, was mir, du lieber Himmel, ja manchmal passiert ist, später als sie erschien.

Was für Vorwürfe sich da oft über mich entladen haben! Mitunter ging sie sogar so weit, darum die Wahrhaftigkeit meiner Gefühle in Zweifel zu ziehen. Du lieber Himmel, man kann ja ein Weib glühend verehren, sie anbeten, aber man muß doch nicht jeden Tag schon beim ersten Hahnenschrei damit anfangen! Um sieben, meinetwegen um sechs Uhr — ist denn das nicht auch früh genug?

Na, diesmal machte ich mir wegen des Frühaufstehens, das die schöne Frau gleichsam als eine Prüfung über mich verhängt hatte, keine Sorgen. Nun ja freilich: mitten im Winter, wo man der vielen Gesellschaften wegen ohnehin immer furchtbar spät ins Bett kommt, sich schon in aller Gottesfrühe in einem eiskalten Bahnhof mit seiner Zugluft einfinden — nein, das war gewiß kein Vergnügen, aber es lag doch nur bei mir, mich gehörig darauf vorzubereiten.

Für Sonntag war ich zu einer großen Soirée geladen, da schrieb ich natürlich sofort ab. ‚Du soupierst einmal gemütlich zu Hause,‘ sagte ich zu mir, ‚und Schlag zehn Uhr gehst du zu Bett!‘ Eins nur genierte mich dabei, und das war mein guter alter Johann, von dem meine über die Maßen neugierigen Schwägerinnen, wenn sie sich nur ein bißchen Mühe gaben — und sie gaben sich das bißchen Mühe gern —, alles erfuhren, was bei mir vorging.

Nun, den Johann räumte ich mir aus dem Wege. Sonntag nachmittag übergab ich ihm einen Galeriesitz fürs Burgtheater zu „Faust“, erlaubte ihm, nach der Vorstellung noch auf ein Glas Bier zu gehen, und schärfte ihm, bevor er wegging, noch ein, mich um fünf Uhr früh zu wecken und mir einen Fiaker zu bestellen, da ich jemand, und zwar einen alten Freund von mir, von der Bahn abholen wolle — er durfte ja beileibe nicht erfahren, daß es sich um eine Dame handle, noch weniger, gar um eine, die meine Frau werden sollte.

Ich war also frei, völlig ungestört! Bis acht Uhr abends blieb ich mutterseelenallein in meinem behaglich durchwärmten Junggesellenheim und benutzte die Zeit, um das für die nächsten Tage



Abfahrt in die Sommerfrische

Nach einer Zeichnu



Anhalter Bahnhof in Berlin.

Edward Cucuel.

entworfene Vergnügungsprogramm auf Grund der neuerschienenen Konzert- und Theaterrepertoires zu revidieren. Sodann ging ich aus, um mir, was mir von meinem Hausarzt streng verordnet war, ein Stündchen in frischer Luft Motion zu machen und mir bei dieser Gelegenheit auch mein Abendbrot, einen kalten Aufschnitt, zu besorgen.

Es war bitterkalt. Ununterbrochen fiel dünner, staubähnlicher Schnee vom Himmel, und ein heftiger Nordwind peitschte ihn auch von den Dächern, so daß man oft minutenlang förmlich in eine Eiswolke gehüllt war. Trotz meines warmen Pelzes fror ich ganz jämmerlich, ich war wirklich froh, als ich mein Pensum erledigt hatte, da — etwa noch zehn Minuten von meinem Hause entfernt — erblickte ich einen Hund, so eine Art Pinscher, aber fast wie eine Dogge so groß, der, in größter Hast den Boden beschnuppernd, ängstlich nach allen Seiten lief und offenbar — bei diesem Unwetter war weit und breit kein Mensch zu sehen — seinen verlorenen Herrn suchte. ‚Armes Tier,‘ dachte ich, ‚dir kann geholfen werden!‘

Die Portiersleute in dem Hause, wo ich wohne, ein kreuzbraves Ehepaar, sind nämlich in der ganzen Nachbarschaft als große Hundefreunde bekannt. Treibt sich so ein herrenloses Tier herum — von mitleidigen Dienstmännern oder Kutschern werden oft welche herbeigebracht —, so gewähren sie ihm bereitwillig Obdach und führen es, und alles in der uneigennützigsten Weise, dem Eigentümer, den sie auf Grund der Markennummer ermitteln, wieder zu.

Ich beschloß daher, den Hund mitzunehmen, pfiff ihm wiederholt; aber mit jener Mißachtung, wie sie kaum ein andres Geschöpf als ein Hund zur Schau zu tragen vermag, lief er an mir vorbei. Das Tier dauerte mich, nach Halsband und Maulkorb konnte ich auf einen wohlhabenden Gebieter schließen, ich fuhr daher fort, ihn an mich zu locken. „Armes Hunderl,“ rief ich ihm endlich zu, „komm mit, ich führ' dich in ein warmes Zimmer!“

Es war merkwürdig, wie meine Stimme auf ihn wirkte; er blieb stehen, sah mich mit seinen runden, braunen Augen freundlich an, wedelte, aber nicht gar zu eifrig — sein „Herrl“ war ich ja doch nicht — und trottete dann, eine musterhafte Erziehung bekundend, knapp mir zur Seite einher.

Der Portier, den ich, er kehrte eben den Schnee weg, vor dem Hausthor antraf, kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. Seine Alte hätte den ganzen Tag schauderhaftes Zahnweh gehabt, eben wäre sie eingeschlafen und er fürchte nun, daß sein „Flockerl“, der seit einiger Zeit schrecklich eifersüchtig geworden, beim Anblick des fremden Hundes laut zu bellen anfangen werde.

„Dann geht's eben nicht!“ erwiderte ich. „Armes Hunderl, da kann ich dir nicht helfen!“ Und ich öffnete das Thor gerade nur so weit, um behutsam hineinzuschlüpfen. Diese Vorsicht war aber ganz überflüssig, denn der Hund machte, als wenn er alles genau verstanden hätte, nicht einmal den Versuch, mir zu folgen, sah mich aber mit seinen sanften, braunen Augen, rein wie ein Mensch, so vorwurfsvoll, so unsäglich traurig an, daß ich's nicht übers Herz bringen konnte, ihn bei diesem Unwetter seinem Schicksal zu überlassen.

Von meinem Schützling begleitet in meiner Wohnung angelangt, drehte ich überall das elektrische Licht auf — die Räume kamen mir ohne meinen Diener gar so still, so einsam vor —, führte ihn in das an mein Schlafzimmer stoßende Kabinett, gab ihm Wasser, machte ihm aus einem Teil meines Aufschnitts und aus Brotstücken eine tüchtige Portion zurecht, die er mit großem Appetit, aber sehr manierlich, sich auch darin als ein wohlerzogenes Tier zeigend, verzehrte, worauf ich ihm sein mittlerweile von mir aus einem Plaid und einem alten Lodenmantel zusammengestelltes Lager anwies. Das sichtlich ermüdete Tier drehte sich ein paarmal schnuppernd um seine Achse, warf sich endlich darauf hin, rollte sich wie eine Schnecke zusammen und schloß seine müden Augen.

Ich verlöschte nun das Licht im Kabinett, machte die Thür zu und begab mich, um mir meinen Thee zu bereiten, in die Küche — vor dem Anzünden von Spiritus in Wohnzimmern hab' ich nämlich einen heillosen Respekt! Als ich aber bald darauf mit dem Theekessel ins Schlafzimmer trete, da bietet sich mir ein Anblick, auf den ich wohl nichts weniger als gefaßt sein konnte: mein Schützling, der sich selber die Kabinettthür geöffnet hatte, stand vor dem Tisch auf einem Stuhl und war eben im Begriff, den letzten Rest meines Abendessens, ein saftiges Stück Roastbeef, vom Teller zu schnappen.

Ganz empört schrei' ich ihn an, er springt herunter, flüchtet vor mir durchs Zimmer, ich ihm nach — schwupps ist er aufs Bett gesprungen, legt sich platt darauf nieder und blinzelt, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, ganz phlegmatisch zu mir herüber.

Na, jetzt verlor ich aber die Geduld! „Herunter vom Bett!“ brüllte ich ihn an und griff nach meinem Spazierstock.

Da kam ich aber schön an: ein schauriges Geknurre, die hervorgequollenen Augen nahmen urplötzlich den Glanz einer blau angelaufenen Stahlklinge an, ein borstiger Kamm stieg den Rücken entlang empor, und seine langen, spitzen Zähne fletschend, schnappte er mit solcher Wucht auf den Stock los, daß ich ihn im Stiche ließ und mich eiligst in eine entfernte Ecke zurückzog.

Fort, schleunigst fort, das war mein einziger Gedanke. Ich habe aber kaum einen Schritt gethan, so stürzt der Köter auch schon mit einem Satz gegen die Thür und zeigt mir dumpf knurrend die Zähne!

Ich entschloß mich nunmehr, mildere Saiten aufzuziehen, rief ihn, um ihn zu versöhnen, indem ich mir dabei aufs Knie klopfte, freundlich an, aber das Tier hatte sein Vertrauen zu mir völlig verloren; ununterbrochen fuhr er fort, von seinem Posten aus — er war wieder aufs Bett gesprungen — jede meiner Bewegungen argwöhnisch zu beobachten.

Was hätte ich nun anfangen sollen, ich konnte mich doch nicht in einen Kampf mit dem grimmigen Köter einlassen! Also still abwarten, bis er ruhiger geworden! — Da hieß es aber, sich in Geduld fassen. Erschöpft sank ich endlich in meiner Zimmerecke auf einen Stuhl und blieb regungslos sitzen, denn, wie ich mich nur rührte, hob er auch schon, drohend und dabei knurrend, den Kopf.

Das Feuer im Ofen war längst erloschen, es wurde immer kälter, mein Hunger immer fühlbarer, das elektrische Licht aber brannte rein wie mir zum Hohn, denn ich pflege immer sehr sparsam damit umzugehen, natürlich ununterbrochen weiter.

Gegen ein Uhr morgens ging endlich draußen die Eingangsthür, mein Johann kam nach Hause. Ich schrie aus Leibeskräften — der Klingel, da sie neben meinem Bette war, konnte ich mich ja nicht nähern —, aber er hörte mich nicht. Zwei Uhr morgens war es schon, da fing der vermaledeite Köter endlich zu schnarchen an.

Auf den Zehen schleiche ich nach der Thür, schwupps — ist er aber auch schon hinter mir, diesmal aber, Gott sei Dank, ganz friedfertig. Ich mach' ihm auf, nun stürzt er ins Vorzimmer, kratzt an der Eingangsthür, hurtig öffne ich ihm, und draußen ist er! Hab' ich aufgeatmet!

So geschwind hat sich gewiß noch niemand ausgekleidet und sich ins Bett geworfen, wie ich damals. Nur ein Glas Wasser und ein Stück Brot hab' ich noch vorher verschlungen. Trotz aller Müdigkeit hab' ich aber eine Ewigkeit lang nicht einschlafen können ...

Plötzlich werde ich aufgeweckt. Mein Johann ist's. „Fünf Uhr, Herr Hofrat!“

Ich vermochte die Augen nicht aufzubringen. Wer nicht schon selber einmal nach durchwachter Nacht mit hungrigem Magen zu Bett gegangen und dann aus dem ersten Schlummer geschreckt worden ist, der kann sich nicht vorstellen, wie mir zu Mute war. Jammervoll! Und wenn es sich um mein Seelenheil gehandelt hätte, ich wäre jetzt nicht aus dem warmen Bett gestiegen.

„Geh zum Kuckuck!“ brummte ich ihn an, „und laß mich schlafen!“ Und ich drehte mich gegen die Wand.

Um neun Uhr stand ich auf, aber ich war todmüde und in einer Stimmung, daß ich meinen armen Johann, als er das Wort an mich richtete, förmlich niederdonnerte. Ich trachtete so rasch als möglich in das benachbarte Kaffeehaus zu kommen, nahm dort ein kräftiges Frühstück, das ich mit wahrem Heißhunger verschlang, holte mir aus der nahen Blumenhandlung einen Strauß prächtiger Rosen und, so gestärkt und ausgerüstet, fuhr ich nach dem Hotel.

„Die Gnädige,“ belehrte mich das Stubenmädchen, „ist gar nicht zu Bett gegangen. Sie hat nur rasch Toilette gemacht, und jetzt liest sie gerade ein Morgenblatt.“

„So! Ei! Melden Sie mich.“

Sehr beklommen trat ich ins Zimmer. Es war ja ganz unmöglich, ihr die Wahrheit zu sagen, denn bei der Mitteilung, daß ich rechtzeitig geweckt worden und trotzdem zu Bette geblieben war, hätte sie mir schnurstracks die Thür gewiesen.

„Verehrungswürdigste Frau,“ rief ich ihr schon in der Thür entgegen, „denken Sie sich mein Pech! Um halb sechs steig' ich in meinen Fiaker. ‚Nordbahnhof!‘ ruf' ich. Und ich überlasse mich den süßesten Träumereien. Der Wagen hält, ein Blick und ich bin starr! Unglücksmensch, schrei' ich den Kutscher an, das ist ja Westbahnhof!“

„Genug, Herr Hofrat,“ unterbricht mich die schöne Frau mit Eiseskälte. „Ich habe befürchtet, daß Ihnen etwas zugestoßen sei, und darum habe ich gleich nach meiner Ankunft im Hotel den Lohndiener zu Ihnen geschickt. Ihr Diener hat ihm Auskunft erteilt: Der Herr Hofrat ist pumperlgesund. Er schläft noch. Um fünf hab' ich ihn wecken müssen, aber er war nicht aus dem Bett zu bringen! — So, das habe ich Ihnen noch mitteilen wollen. Und nun bin ich mit Ihnen fertig. Guten Tag!“ Und sie verschwand ins Nebenzimmer ...

Ich bin lange, sehr lange untröstlich gewesen. Besonders bitter war es für mich, daß sie bald darauf den Baron, ihren Nachbar, geheiratet hat. Mit der Zeit hab' ich mich aber doch beruhigt. Wer weiß, hab' ich mir häufig vorgesagt, wer weiß, zu was es gut war!

An der Newa.

Wer ein richtiges und im gewissen Sinne nahezu erschöpfendes Bild von Petersburg gewinnen will, der braucht nur zwischen zwei und vier Uhr nachmittags den Newski-Prospekt entlang zu fahren. In dieser einen langen Straße drängt sich die ganze Stadt zusammen: ihr bizarrer Prunk, ihre leichtlebige, flimmernde Eleganz, der satte, schwere Reichtum, und dazwischen all das Verkümmerte, Graue, Arbeitsbeladene und Stumpfsinnige, das sich wie eine Riesenschlange vorwärts schiebt, ohne Anfang, ohne Ende.

Wenn die schöne junge Kaiserin in Petersburg weilt, dann sieht man sie täglich am Newski, in ihrem märchenhaft leichten Wagen oder Schlitten, der pfeilschnell und lautlos an einem vorüberfliegt. Keine Absperrungsmaßregeln, keine Stockung im Verkehr. Alle paar hundert Schritte ein Polizeileutnant, der die weißbehandschuhte Rechte hebt, und die Strecke ist frei, das kaiserliche Gefährt saust vorüber. Die junge Zarin erwidert die ehrerbietigen Grüße durch leichtes Kopfneigen, immer das stille, ein wenig melancholische Lächeln um die Lippen. Sie fährt spazieren, um Luft zu schöpfen, nicht um sich zu zeigen. Sie überrascht nicht durch neue Hüllen und Hüte. Sie fährt drei, vier Tage hintereinander in demselben Mantel aus. Der Mantel ist zwar aus Seidensammet und reich mit Zobel verbrämt, aber die elegante Frauenwelt verlangt Abwechslung, die sie hier vermißt. Die vornehmen Damen huldigen jetzt der „Linie“. Wie Figurinen, aus einem Modejournal ausgeschnitten, so sehen die eleganten Petersburgerinnen aus, bezaubernd in ihrer Lilienschlankheit, ihrem nicht immer natürlichen, aber stets blendenden Teint, ihrer geradezu sinnverwirrenden Toilettenpracht und ihrer souveränen Sorglosigkeit.

Die Petersburgerin zeigt ihren Luxus auf der Straße. Ganz naiv protzt sie damit. Man soll es nur in ganz Petersburg wissen: keine hat ein so schönes Gespann wie sie und einen so dicken Kutscher und so blitzende Diamanten und so weiche, kostbare Felle. Zu Hause ist sie dann oft ganz einfach. Sie braucht eben Publikum, sie hascht nach Wirkung, Bewunderung. Es ist in ihr noch nicht das angeborene ästhetische Bedürfnis der Pariserin, die nicht nur ihrer Gestalt, sondern ihrem ganzen Leben eine gewisse Linie zu geben vermag.

Die Lebensluft in Petersburg ist größer und brutaler als anderswo. Die Nietzschesche Herrenmoral wird dort gelebt, nicht bloß gepredigt. Ein jeder nimmt rücksichtslos, was er sich erbeutet an Freude und Genuß. Der schwer Arbeitende geht unter in der grauen Masse, nur der Genießende ist sichtbar ... Es giebt viele problematische Existenzen in Petersburg. Man verkehrt mit Herrn X. und Frau Y., weil man sie seit einiger Zeit „überall“ trifft. Sie kommen, sie gehen, keiner hat sie gerufen, niemand vermißt sie, wenn sie auf einmal ausbleiben, aber sie gehören zu dem schillernden Mosaikgrund, von dem sich das Leben der obersten Zehntausend abhebt.

Man ist gesellig in Petersburg und gastfreundlich, wie im ganzen großen russischen Reich, aber der Gastfreundlichkeit mischt sich auch schon viel von westeuropäischem Snobismus bei; sie ist nicht mehr so unverfälscht, einfach und ehrlich wie z. B. in Moskau. Moskau hat den Saal mit dem langen Tisch, an dessen einem Ende der nie ausgehende Samowar brodelt. Petersburg hat den Salon, ja, es hat sogar ein paar bekannte Salons, Sammelpunkte für Schriftsteller und Künstler. Nirgends jedoch fehlt der grüne Tisch; der Russe muß nun

einmal überall, wo er sich wohl fühlen soll, sein Spielchen machen können. „Wint“ (eine Art Whist) grassiert in Rußland wie der Skat in Deutschland. Ja mehr noch, denn selbst die Frauen sind, sobald sie über die Jahre der ersten Mondscheinpromenaden hinaus sind, von dieser Kartenkrankheit angesteckt und verbringen Stunden und Stunden am grünen Tisch, unbekümmert um die prickelndsten Walzermelodien, die von dem nahen Ballsaal herüberklingen, und unberührt von dem Zauber einer idyllischen Mondnacht im Garten ihrer Datscha (Landhaus).

Die deutsche Kolonie in Petersburg ist sehr zahlreich und bildet einen kleinen Staat für sich. Der Antagonismus zwischen dem Russen und Deutschen hat sich in den letzten Jahren eher verschärft als gebessert. Die junge Kaiserin giebt sich als Engländerin, nicht als Darmstädter Prinzessin. Die Hofsprache ist englisch, und natürlich spricht auch die ganze Hautevolée nur englisch. Es wimmelt in Petersburg von englischen Geschäften, die aber lauter Pariser Waren verkaufen. Nur deutschen Künstlern begegnet man in Petersburg sehr freundlich.

Die vorzügliche deutsche Schauspieltruppe, die unter der Führung des Direktors Bock jedes Jahr acht Wochen am kaiserlichen Theater in Petersburg gastiert, findet dort für die Wiedergabe der neuesten deutschen Stücke eine glänzende Aufnahme. Und wie hat man erst die kleine Operettendiva Stojan verwöhnt, die mit ihren Wiener Kollegen das elegante Petersburger Publikum entzückte. Auch Wolzogen wurde mit seinen überbrettelnden Künstlern sehr herzlich aufgenommen, wenngleich der subtile Stil dieses Theaters nicht volles Verständnis bei einem Publikum finden konnte, das noch immer an dem alten Schema des Variétés seine harmlose Freude findet.

Dennoch hat auch die Petersburger deutsche Gesellschaft ihren Kunst- und Litteraturapostel. Und das ist die begabte Thekla Lingen, die vor ein paar Jahren auch in Deutschland durch ihre Gedichte von sich reden machte und in Petersburg als darstellende Künstlerin und Recitatorin, als reiche und, nicht zu vergessen, schöne Frau eine gewisse Rolle spielt. Es ist wirklich ihr Verdienst, wenn in Petersburg Namen wie Liliencron, Bierbaum bereits da und dort auffliegen. Populär sind diese Namen aber nicht. Man gewöhnt sich nur langsam an sie, nachdem das Befremden über die seltsame neue Form überwunden ist. Die Deutschen in Petersburg sind streng konservativ und gut bürgerlich in ihrem Geschmack. Ein lustiges Stück von Blumenthal, Kadelburg oder Schönthan ist ihnen immer noch lieber als die mystische Schönheit eines „Modernen“.

Der Petersburger — ob Deutscher oder Russe — liebt den heiteren Lebensgenuß, und bei der Kunst schätzt er nur jene Formen, in denen sich helle Daseinsfreude ausprägt. Darum auch dieses rein persönliche und oft so enthusiastische Verhältnis zu den Künstlern, mehr noch zu den ausübenden als zu den schöpferischen. Man ist ihnen für eine heitere und schöne Stunde wirklich dankbar und zeigt diese Dankbarkeit geräuschvoll und ein bißchen aufdringlich, aber mit echter Herzenswärme. Man muß nach dem Norden kommen, um den südlichen Enthusiasmus zu finden, die überquellende Lebenslust, die oft ungezügelt alle Schranken niederreißt.

Wenn die Wände der großen Restaurants erzählen könnten! Ab und zu dringt ja wohl auch die Kunde von einem verwegenen Streich in die Oeffentlichkeit, und Namen werden geflüstert, die den Reiz des kleinen Skandals noch erhöhen. Eines der eleganteften Lokale ist zweifellos der „Bär“. Da giebt sich die Hautevolée an zwei Tagen in der Woche förmlich Rendezvous. Man soupiert bei den geradezu hinreißenden Klängen eines rumänischen Orchesters an kleinen, blumengeschmückten Tischen — die Herren im Frack, die Damen in dekolletierter Toilette —, und rings um den großen runden Saal laufen schmale Fenster, die von innen mit seidenen Vorhängen verhängt sind. Es sind die Fenster der cabinets particuliers. Eine dünne Glasscheibe und ein duftiger Seidenvorhang trennen die exklusivste Gesellschaft von der Welt, in der man sich amüsiert.

Petersburg ist heute eine ganz moderne, nervöse Stadt. So recht wacht sie eigentlich erst bei Nacht auf, und erst im Sommer! ... Wer kennt sie nicht, die „weißen Nächte“ von Petersburg, diese milden, beinahe taghellen Stunden, die man draußen durchwacht, durchjubelt und durchschwärmt? Man muß sehr stumpfsinnig und sehr griesgrämig sein, um dem Zauber einer solchen Nacht zu widerstehen. Den russischen Dichtern und Komponisten haben diese Nächte ihre schönsten Stimmungen und Melodien gegeben, und die weißen Nächte sind besungen in Lied und Wort, wie es in Deutschland der Rebensaft ist.

Einem Fremden, der im Sommer nach Petersburg kommt, serviert man Kaviar, eine Troikafahrt und eine „weiße Nacht“. Dazu Ströme von Sekt. Die gute alte Cliquot ist noch immer die Lieblingsmarke. Zuletzt fragt man den Gast, ob er sich die Eremitage ansehen will, aber das nur ganz nebenbei. Und doch, wenn von Petersburg nichts andres bliebe als die Eremitage, so wäre diese Kunststätte allein der beschwerlichen Reise wert. Petersburg ist sehr stolz auf seine Kunstschätze — auf die herrlichen Tizians, Murillos, die unvergleichlichen Rembrandts und auf die diamantenbesäten Degen, Schabracken, Ornate, — ich glaube mehr noch auf letztere. Die Bilder sind nicht alle zum besten gehängt, und einige befinden sich schon in recht verwahrlostem Zustande; sie sind voller Risse und so nachgedunkelt, daß man sie kaum in den Farben unterscheiden kann, aber dennoch ist man überwältigt von der Buntheit und der Größe der Kunst, die sich einem hier offenbart.

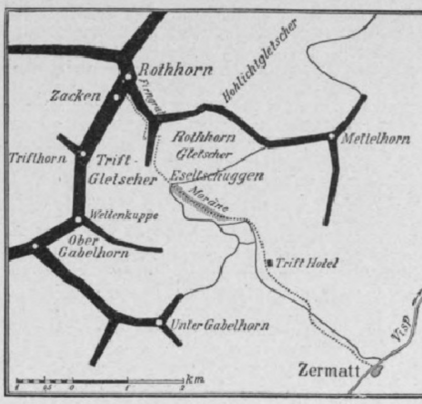
Olga Wohlbrück.

Das Zinal-Rothorn.

Von
Theodor Wundt.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 891.)

Wohl nimmt das Zinal-Rothorn (4223 Meter) unter den klassischen Zermatter Bergen nicht die erste Stelle ein, denn verschiedene seiner Nachbarn überragen es an Höhe, an Mächtigkeit des Aufbaus wie an touristischer Bedeutung, aber welcher Berg vermöchte auch einem Matterhorn den Rang streitig zu machen, das in seiner unerhört kühnen Gestalt wie kein andrer die ganze erhabene Größe des Hochgebirges und seine Schrecken ver-



Skizze der Rothornbesteigung.

sinnbildlicht, welcher sollte sich mit einem Weißhorn messen, das die anerkannt großartigste Pyramidenform der Alpen zeigt, oder mit einer Dent Blanche, die sich in so unvergleichlicher Mächtigkeit erhebt! Neben ihnen müßte das wesentlich niedrigere Zinal-Rothorn eigentlich ganz verschwinden, wie so mancher Zermatter Riese, der bei einer Erhebung von mehr als 4000 Metern in den Ostalpen eine alles überragende Rolle spielen würde, während er hier beinahe der Nichtachtung anheimfällt. Und doch weiß unser Berg sich zur Geltung zu bringen. Was ihm im Gegensatz zu seinen mächtigeren Genossen zur Seite steht, das ist die Feinheit und Grazie der Form, die Zierlichkeit, möchte man beinahe sagen, mit der er in die Lüfte ragt und den Bergsteiger anzieht. Daß seine Besteigung von höchstem Reiz und Interesse ist, das sieht jeder auf den ersten Blick. Mächtige Gletscher umgeben den kühnen Felszacken und leisten Gewähr dafür, daß neben packender Kletterarbeit auch der Eispickel zu seinem Rechte kommt, und die großartige Umgebung bietet wahrlich genügend Gewähr für einen schönen Rundblick auf dem Gipfel.

Zum ersten Male wurde der Berg 1864 von Leslie Stephen und Crawford Grove bezwungen. Sie waren, wenn wir uns auf dem untenstehenden, von den Hängen des Matterhorns aufgenommenen Bilde orientieren, von dem jenseits des Gabelhorns gelegenen Orte Zinal aufgebrochen und hatten den zur Linken ansteigenden Eis- und Felskamm erklommen. Die Schilderungen, die sie darüber gaben, waren für Thalmenschen allerdings keines-

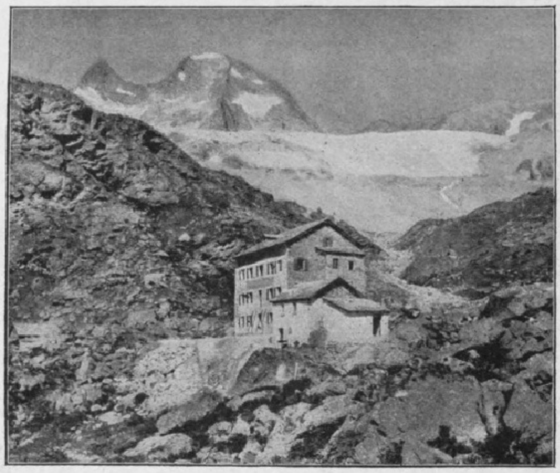
Gabelhorn. Rothorn. Weißhorn.



Das Rothorn von den Nordhängen des Matterhorns.

wegs verlockend, für Bergsteiger aber um so anziehender. Leslie Stephen, eine in jeder Beziehung hervorragende Leuchte der Bergsteigergilde, erklärte den letzten Teil für die schlimmste Kletterei, die er je gemacht habe. Der Grat sei so scharf, daß er manchmal gefürchtet habe, zur Hälfte auf der einen, zur Hälfte auf der andern Seite herunter zu fallen. 1872 gelang es Dent und Passingham, den Gipfel von Zermatt aus auf der in unserm Bilde eingetragenen Route zu erreichen. Auch sie wußten viel von Schwierigkeiten zu erzählen und wären beinahe das Opfer einer Katastrophe geworden, indem ein abstürzendes Felsstück einem Führer die Hände quetschte, während ein andrer nur mit genauer Not dem gerade über ihm wegfliegenden Blocke entrann. Im Laufe der Zeit verlor dann der Berg allmählich den Ruf allzugroßer Schwierigkeiten, und die hochinteressante Besteigung wird jetzt ziemlich häufig ausgeführt. Zu berücksichtigen bleibt dabei allerdings, daß in den Zermatter Alpen unwillkürlich ein ganz andrer als der sonst übliche Maßstab angelegt wird.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, den Berg zu bezwingen, aber erst im verflossenen Jahre,



Trift-Hotel.

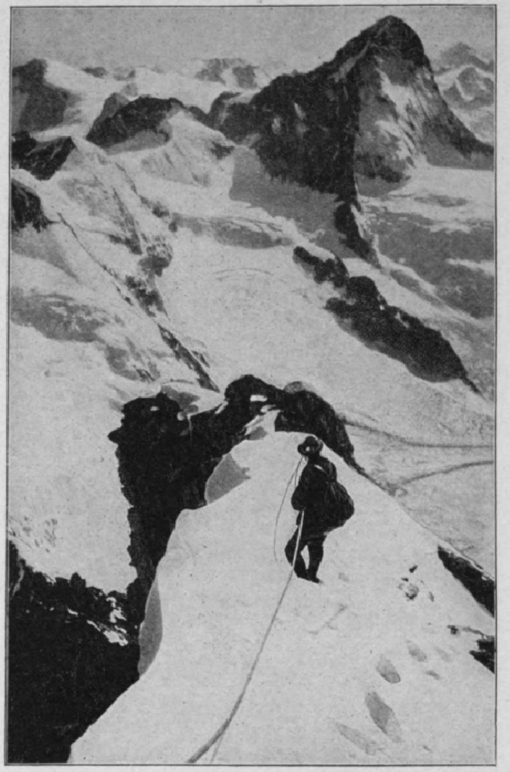
als ich mich mit meiner Frau auf kurze Zeit in Zermatt aufhielt, bot sich eine günstige Gelegenheit dazu. Das Zusammentreffen mit meinem alten Freunde, dem bekannten Tiroler Bergführer Stabeler, dessen Sohn sich schon seit einiger Zeit in unsrer Gesellschaft befand, brachte den Entschluß rasch zur Reife, und die Expedition versprach dadurch doppelt interessant zu werden, daß Stabeler ebenfalls den Berg noch nicht bestiegen hatte, wir also darauf angewiesen waren, unsern Weg selbständig zu finden.

Per aspera ad astra! Daß aller Anfang schwer ist, das zeigt sich auch beim Bergsteigen, wenn man, den Rücken schwer bepackt, sich aus dem Thale mit seiner schwülen Atmosphäre und seinen steilen, schattenlosen Hängen zu den luftigeren Höhen hinauf zu arbeiten beginnt. So zollten auch wir der erbarmungslos herabbrennenden Sonne unsern Tribut, als wir von Zermatt die westlichen Hänge des Vispachthales erstiegen, bis die in halber Höhe einmündende schattige Schlucht des Triftbaches uns aufnahm.

Das Trift-Hotel, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde, liegt in einer Höhe von 2400 Metern, also 800 Meter über Zermatt. Es ist ein kleines Bergwirtshaus, das etwa den Hütten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in Tirol entspricht und bei mäßigen Preisen recht gut bewirtschaftet wird. Am Fuße des Trift- und Gabelhorngletschers gelegen, gewährt es eine prächtige Aussicht auf die umgebenden Berge, unter denen wir allerdings das durch einen vorspringenden Hang verdeckte Rothorn vermissen mußten. Das war schade, denn bald hatte sich Stabeler mit einem anwesenden Lokalführer befreundet, um Auskunft über die einzuschlagende Route zu erhalten, und auch ich suchte aus dem Gespräch Nutzen zu ziehen, um während der Besteigung ein Wort mitreden zu können. Nun kennt man ja von jedem Berge die Route, die im allgemeinen einzuschlagen ist. Darüber geben Werke wie Purtschellers „Hochtourist in den Ostalpen" und die „Climbers guides" in den Zentralalpen eingehende Auskunft. Einen solchen Weg aber auch im einzelnen zu finden, ist doch eine recht schwierige Sache, und die kleinste Abweichung kann nicht allein zu erheblichem Zeitverlust, sondern auch zu sehr schwierigen Lagen führen. Theoretische Hilfsmittel, wie Feststellung der Himmelsrichtung, Studium der Karte u. s. w. können allerdings von Nutzen sein, helfen aber in Wirklichkeit meist nur wenig. Ausschlaggebend ist vielmehr ein gewisser Berginstinkt, den gute Führer in einem geradezu verblüffenden Maße besitzen. Ihnen liegt es gewissermaßen im Blute, wo sie zu gehen haben und wo nicht. Sie richten sich dabei nach den scheinbar geringfügigsten Kleinigkeiten, wie von den Stiefeln früherer Besteiger zerkratzte Felsen, aus ihrer ursprünglichen Lage gebrachte Steine u. s. w., Dinge, die dem Touristen beinahe immer entgehen. So verlor sich denn auch das Gespräch bald in so vielen Details über Wandeln, Kamine, Rinnen und Bänder, daß es mir beim besten Willen nicht mehr möglich war zu folgen. Ob Stabeler das alles wirklich begriff? Ich war in der That gespannt darauf.

Um ein Uhr am folgenden Morgen, also zu einer Zeit, wo viele Menschen sonst zu Bett zu gehen pflegen, sollten wir aufstehen. Das war hart, und als Stabeler mit der Nachricht ankam, daß es draußen stürme und regne und von einer Besteigung vorerst keine Rede sein könne, da legten wir uns mit einer gewissen Wonne auf das andre Ohr und schliefen weiter.

Um vier Uhr erneutes Gepolter. Der Sturm habe nachgelassen, man könne die Sache ja einmal versuchen. Jetzt gab es keine Ausflüchte mehr, also in Gottes Namen heraus! Rasch war das Frühstück pro forma eingenommen, und noch halb schlaftrunken zogen wir unter den Segenssprüchen der Wirtschafterin hinaus. Nun, wir sollten bald genug geweckt werden: Auf den langen, entsetzlichen Geröllfeldern, die wir mit ihren spitzen Steinen zu durchschreiten hatten, wäre ein Toter wieder zum Leben erwacht. Nach einer langen Stunde kam dann eine steil ansteigende, endlose Moräne, die noch viel schlimmer war. „Eseltschuggen" wird die Gegend genannt, ein Name, an dem wirklich nichts auszusetzen war. Endlich nach mehrstündigem Mühen wurde der Fuß des Rothorngletschers in einer Höhe von 3109 Metern erreicht. Gott sei Dank, daß das eigentliche Bergsteigen beginnen konnte!



Auf dem Grat unter dem Gipfel.

Zunächst handelte es sich darum, die etwa 300 Meter hohe, steile Felswand zu umgehen, die den tiefliegenden Rothorngletscher von den höheren Teilen des Triftgletschers trennt. Wir wandten uns zu diesem Zwecke nach rechts, überschritten eine Anzahl interessanter Spalten und erreichten ohne besondere Mühe jene steil geneigte Eiswand, die sich zu dem von unserm Berge vorspringenden Firngrat hinaufzieht. Eine geraume Zeitlang erdröhnte hier Stabelers Axt auf dem spröden Eise, dessen Splitter uns um die Ohren flogen, während wir langsam und bedächtig, Schritt für Schritt, folgten. Schließlich wurde die Neigung geringer, und wir betraten den Grat. Damit hatten wir seit dem Verlassen des Trift-Hotels eine Höhe von 1400 Metern erklommen und befanden uns etwa 3800 Meter über dem Meeresspiegel, was dem Gipfel des Großglockner entspricht.

Unser Berg stand jetzt unmittelbar vor uns. Im Gegensatz zu dem Anblick aus der Ferne erhob



Ueberschreiten des Firngrates.

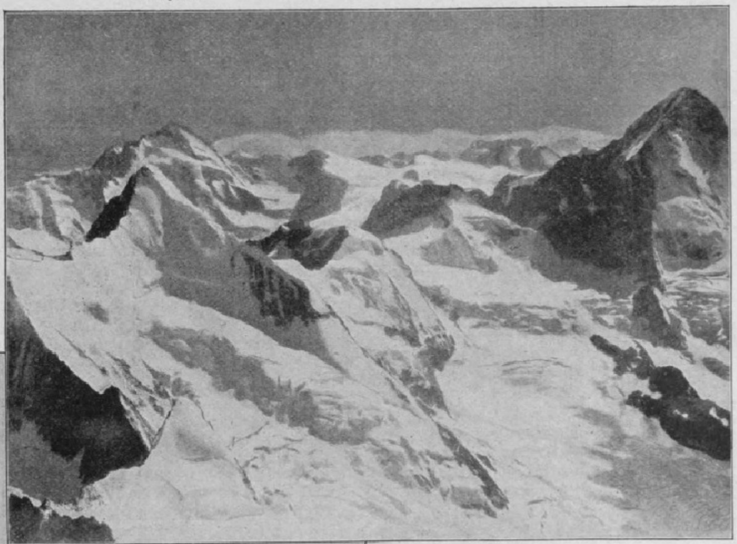


Felszacken auf dem Südgrate.

er sich als ein unförmiger Felskoloß in die Lüfte. Aus der scheinbar nadelscharfen Spitze war ein wagrechter Grat geworden, der auf beiden Seiten von zwei mächtigen Blöcken, einem Doppelgipfel, überhöht wurde. Obgleich wir uns nur etwa 400 Meter unter ihm befanden, so erschien er doch noch gewaltig hoch. Das Wetter hatte sich entschieden gebessert. Wohl hingen da und dort Wolken, deren Bewegung auf heftigen Wind in den höheren Regionen schließen ließ, und noch schlimmer war, daß tiefer Neuschnee, der während der Nacht gefallen war, das Gestein dort drüben bedeckte. Aber das kümmerte uns jetzt wenig: wir befanden uns in gehobenster Stimmung und waren entschlossen, uns den ersehnten Gipfel nicht mehr entgehen zu lassen. Erst aber kam ein kurzer Halt. Auf einigen Felsblöcken, die aus dem Schnee hervorsahen, setzten wir uns nieder und kramten fröhlich unsre Herrlichkeiten aus: Schinken, Eier und Brot, dazu als Delikatesse eine Büchse Sardinen, als Getränk Zitronenlimonade, die in den Bergen weit bessere Dienste leistet als der kräfteraubende Wein. Die Aussicht war im Süden und Osten prächtig. Glitzernd schimmerten Monte Rosa, Lyskamm und Breithorn mit ihren weiten Schneefeldern jenseits des Visperthales zu uns herüber, und dort erhob sich der Felskoloß des Matterhorns in seiner ganzen düsteren Größe, während im Norden der Blick auf das nahegelegene Weißhorn allerdings durch Wolken getrübt war. Um zehn Uhr wurde wieder aufgebrochen. Wohin wir uns zu wenden hatten, war genau vorgezeichnet. Es galt, eine hochgelegene Scharte in dem nach links steil abfallenden Südgrate unsers Berges zu erreichen. Zu diesem Zwecke mußte erst der vor uns liegende Firngrat überschritten und weiterhin über eine schräg abfallende Felswand eine Rinne erreicht werden, die steil zu jener Scharte hinaufführte. Stabeler hoffte in etwa einer Stunde dort hinüber und in einer weiteren Stunde auf den Gipfel zu kommen. Also vorwärts!

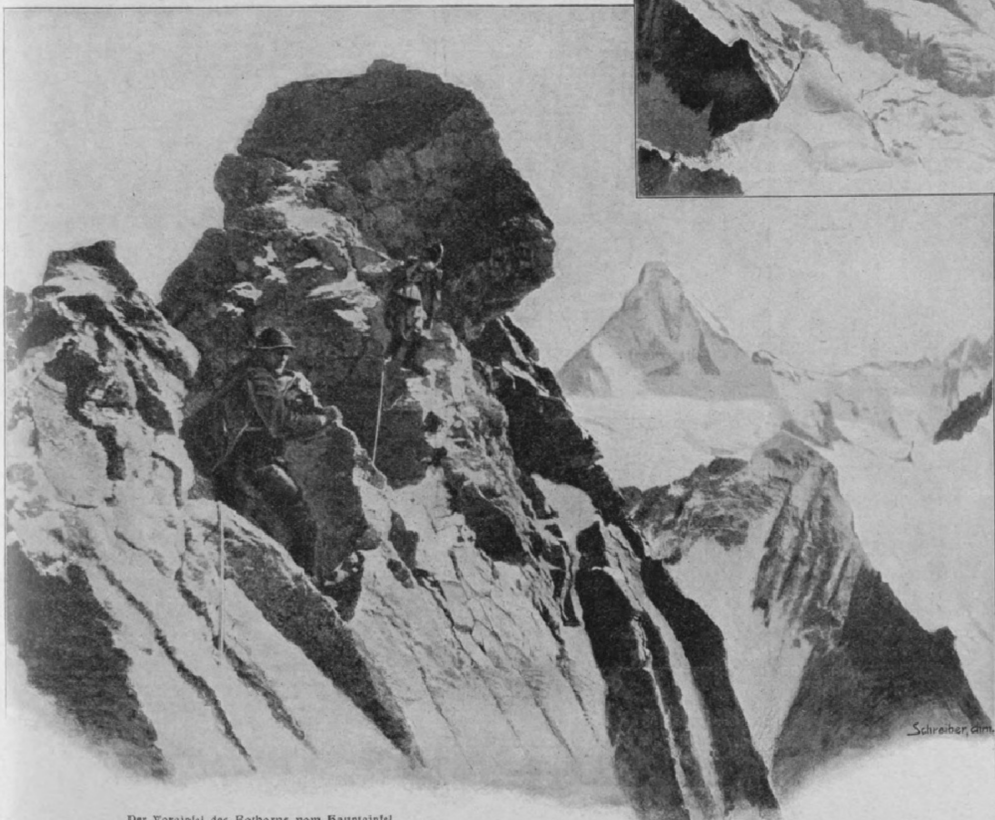
Der Firngrat, über den wir hinwegschritten, senkte sich zur Rechten außerordentlich steil in die Tiefe, zur Linken aber bildete er einen allmählicher abfallenden Rücken, auf dem man bequem vorwärts kam. Für den Schwindelfreien hat eine solche Wanderung mit den Tiefen zu beiden Seiten etwas besonders Anziehendes; mehr als sonst hat man das Gefühl, sich über jener Welt dort unten zu befinden. Nach einiger Zeit senkte sich der Grat zu einem Einschnitt und wurde schärfer. Dann war bald der Felshang erreicht, der in halber Höhe wagrecht überschritten oder, wie der technische Ausdruck lautet, „traversiert“ werden mußte, um die erwähnte, zu der Scharte führende Rinne zu erreichen. Hier nun wuchsen die Schwierigkeiten bedeutend. Der lockere Neuschnee machte sich geltend, und das aus ihm herausragende Gestein war glatt vereist, so daß wir oft nur wenig Halt fanden und lange warten mußten, bis wieder ein Schritt nach vorwärts gethan werden konnte. Wie sich später herausstellte, befanden wir uns nicht ganz auf dem richtigen Wege, der tiefer lag. Wie aber hätten wir den in dem Schnee finden sollen, zumal man sich doch unwillkürlich sträubt, ohne zwingende Not auch nur einen Meter an Höhe aufzugeben! Erst nach hartem und zum Teil gefährlichem Mühen wurde also die Felsrinne erreicht. Hier, wo es gerade in die Höhe ging, war das Geschäft wieder interessanter. Froh, die mißliche Traversierarbeit mit ihrem beständigen Warten hinter uns zu haben und unsre Glieder wieder gebrauchen zu können, kletterten wir zu der Scharte empor.

Dent d'Hérens. Dent Blanche.



Blick vom Gipfel nach Südwesten.

Da standen wir also, auf scharfer Felskante, zwischen den beiderseitig steil ansteigenden Blöcken eingekeilt, die sich insbesondere im Süden zu einem prächtig geformten Zacken erhoben, und konnten wie durch ein Fenster auf die bisher verdeckten Berge im Westen hinausblicken. Der Gipfel befand sich noch etwa 150 Meter über uns. Er wurde sofort angepackt, und die Kletterei da hinauf an dem scharfen Grate mit seinem festen, bruchsicheren Gestein ging rasch von statten. Da, etwa auf halbem Wege, gebot plötzlich ein glatter, senkrechter Felsblock gebieterisch Halt. Ihn zu ersteigen war ausgeschlossen. Wir mußten versuchen, ihn zu umgehen, aber



Der Vorgipfel des Rothorns vom Hauptgipfel.

wie? Zur Rechten stürzte die ungeheure Felswand nahezu senkrecht ab, und zur Linken sah der Hang ebenfalls nicht viel hoffnungsvoller aus, da der auch hier sehr steile Fels mit tiefem Neuschnee bedeckt war. Was thun? Stabeler erklärte, er wolle einmal sehen, was sich machen lasse. Er wandte sich nach links und war bald unsern Blicken entschwunden. Wohl eine halbe Stunde lang warteten wir, mit stetig sinkender Hoffnung. Als er dann wieder kam, zuckte er mit den Achseln und hieß uns folgen. Während es sich nun aber meiner Ansicht nach nur darum handeln konnte, den senkrechten Absatz des Grates zu umgehen und so bald als möglich wieder zu ihm emporzusteigen, traversierte er immer weiter nach links, obgleich die verschneiten Felsen immer steiler wurden. Wenn dabei wenigstens diese entsetzliche Kälte nicht gewesen wäre, die vor allem die Finger erstarren und nahezu unbrauchbar machte! Nach etwa 80 Schritten, die geradezu eine Ewigkeit in Anspruch nahmen, erreichte dann Stabeler ein abschüssiges Schneefeld, das, muldenförmig den Hang durchsetzend, in einer langgestreckten, nahezu senkrecht abfallenden Felsrippe endigte. Hier, auf so unsicherem Boden, war die äußerste Vorsicht vonnöten, aber obgleich wir unsre beiden Seile zusammengebunden hatten, so reichten sie doch nicht aus. Noch ehe Stabeler jenseits festen Fuß fassen konnte, mußte ich ihm als Zweiter folgen. Hier nun ging mir trotz allen Zutrauens, das ich in vielen Jahren zu Stabeler gewonnen hatte, doch der Humor aus. Ueberzeugt, daß wir uns nicht auf dem richtigen Wege befanden, sondern uns schon längst nach rechts hätten wenden sollen, rief ich ihm zu, wenn es hinter jener Ecke nicht besser komme, so würden wir umkehren. „Jo, jo, is schon recht,“ meinte er und versuchte die Felsrippe zu ersteigen. Augenscheinlich kostete es ihn gewaltige Anstrengungen, aber schließlich kam er doch hinauf und verschwand hinter der Ecke, scheinbar auf Nimmerwiedersehen, denn wir warteten wohl eine halbe Stunde lang ohne ein Lebenszeichen von ihm. Endlich rief er, ich solle folgen. Es war wohl die schwierigste Kletterei, die ich je gemacht habe. Nach einem weiten Schritt auf unsicherem Boden galt es, sich mit von Kälte erstarrten Fingern an einer exponierten „Platte“ hinaufzuarbeiten, die nahezu gar keinen Halt gewährte. Als ich dann oben war, wurde ich von einem fürchterlichen Sturme empfangen, gegen den wir bisher geschützt gewesen waren. Er riß mir sofort den Hut vom Kopfe und trug ihn weit hinunter auf den Gletscher. Aber das wäre ja schließlich zu ertragen gewesen. Schlimmer war die Lage, in der ich mich befand. Ein überaus steiles Eisfeld, in das Stabeler Stufen geschlagen hatte, zog sich vor mir in die Höhe. Hier zu stehen war bei dem eisigen Sturme ein Ding der Unmöglichkeit. Knieend, die Hände in die über mir befindlichen Stufen gekrallt, mußte ich vielmehr ausharren, bis Stabeler sich weiter hinaufgearbeitet hatte, und meine schönen Handschuhe befanden sich hinten im Rucksack, ohne daß ich die geringste Möglichkeit gehabt hätte, sie herauszuholen! Wie langsam das jetzt vorwärts ging, immer ruckweise mit Händen und Füßen wie an einer Leiter! Nach einiger Zeit befanden wir uns alle vier übereinander auf dem Eishange, und noch war kein Ende abzusehen. Ging das so weiter, so brauchten wir noch einen halben Tag bis auf den Gipfel, wenn wir ihn überhaupt erreichten, und wie sollten wir dann in der Nacht wieder herunter! Da ertönt ein fröhlicher Ruf Stabelers. „Schauen S', eine Seilschlinge!“ Er zog sie triumphierend aus dem Schnee hervor. Trotz des Neuschnees hatte er genau die allein mögliche Route eingeschlagen gehabt. Damit belebte uns wieder die Hoffnung, und bald wurde der Grat wieder betreten. Er besteht aus einem schmalen Firnrücken, der zu beiden Seiten abschüssig in die ungeheuren Tiefen fällt. Leicht ansteigend führte er zu einem Chaos übereinander getürmter Felstrümmer, die in den beiden Gipfelblöcken kulminierten. Hier nun wurde die Sache pikant. Unmittelbar unter dem Vorgipfel kam jene berühmte Traversierstelle, wo jener auf schmaler Felsleiste umgangen wird. Auf dem Bilde, das beim Rückmarsche von dem Hauptgipfel aus aufgenommen ist, sehen wir zur Linken des Vorgipfels einen schmalen Absatz. Hart an die ausgebauchte Wand gedrückt, mit dem Oberkörper beinahe frei über dem mehrere tausend Fuß tiefen Abgrund, gingen wir hier etwa ein halbes Dutzend Schritte weit seitwärts entlang, ein Kunststück, das sich im übrigen schlimmer anhört, als es in Wirklichkeit ist.

Welcher Art der zu dem Hauptgipfel hinüberführende Schlußgrat ist, zeigt unser Bild zur Genüge. Er wurde rasch überschritten, und wir betraten die eigentliche Spitze wegen des eisigen Sturmes nur pro forma. Dann suchten wir ein geschütztes Plätzchen hinter einem Felsblock, wo wir uns in Ruhe niederlassen konnten. Es war vier Uhr nachmittags. Wir hatten elf Stunden gebraucht, eine abnorm lange Zeit, die die durch den Neuschnee geschaffenen besonderen Schwierigkeiten zur Genüge charakterisiert, denn für gewöhnlich dauert die Besteigung fünf bis sechs Stunden.

Welche Aussicht hatten wir jetzt aber auch! Dort vor allem das Matterhorn, jener rätselhafte, beinahe übernatürliche Koloß, dem sich die Blicke immer wieder zuwenden müssen, wenn man in seinen Bannkreis tritt. Zu seinen Füßen erblicken wir die Wellenkuppe und etwas weiter rechts das Gabelhorn, das uns jetzt seine eisgepanzerte Nordseite zuwendet. Dahinter erhebt sich die Dent d'Hérens. Prächtig ist ferner die Dent Blanche, die sich zur Rechten des Gabelhorns als ein übermächtiger Felskoloß aus den weiten Gletschermassen erhebt. Rechnet man dazu noch den weiten Bergeskranz im Osten, das Dreigestirn von Breithorn, Lyskamm und Monte Rosa mit seinen glitzernden Firnen, die zackigen Mischabelhörner und unmittelbar hinter uns das gewaltige Weißhorn, so hat man einen ungefähren Eindruck des über jede Beschreibung erhabenen Gesamtbildes.

Lange konnten wir uns diesen herrlichen Anblick angesichts der vorgerückten Stunde freilich nicht gönnen. Der Abstieg, der uns in die Nacht hinein führen mußte, lag uns doch etwas in den Gliedern. Nun, er ging wesentlich besser von statten, als wir geglaubt. Dank der vortrefflichen Stufen Stabelers kamen wir rasch an der steilen Eiswand hinunter, und auch die „Platte“, sowie die darauf folgende Traversierung machten sehr viel weniger Schwierigkeiten als im Anstiege. Damit atmeten wir freier auf. Hatte sich doch einst hier eine furchtbare Katastrophe zugetragen. Am 24. September 1894 war Dr. Horrocks mit den Führern Joseph Biener und Peter Perren auf dem Rückwege von dem Gipfel vor der „Platte“ angekommen. Der vorausgehende Biener überschritt die mißliche Stelle und pflanzte sich jenseits so fest als möglich auf. Perren der als Letzter folgte, versicherte sein Seil an einem ziemlich umfangreichen Felsblocke und ließ es langsam nach, während Horrocks an der „Platte“ herabstieg. Plötzlich gab der Block, um den Perren das Seil geschlungen, nach und stürzte in die Tiefe. Perren rutschte, Horrocks, der mit den Händen nur wenig, mit den Füßen gar keinen Halt hatte, wurde, sich überschlagend, hinausgerissen, und Biener vermochte den gewaltigen Ruck des Seiles nicht auszuhalten. Etwa zehn bis zwölf Meter waren die drei so auf den Felsen gestürzt, als sich das Seil zwischen Horrocks und Perren an einem vorspringenden Felsen verfing und beide zum Halten brachte. Zwischen Biener und Horrocks aber riß es, und Biener stürzte den Felshang hinab in die Tiefe. Ein Glück, daß wenigstens Horrocks und Perren von einer andern Partie aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden konnten.

Für uns kam es jetzt darauf an, dem scheidenden Tage noch eine möglichst große Strecke abzuringen, und es gelang uns, mit Einbruch der Nacht wenigstens den Gletscher hinter uns zu bringen und die Moräne bei Eseltschuggen zu erreichen. Als wir dort anlangten, war es stockdunkel, und ohne Laterne — die unsrige war durch ein Malheur zerschlagen worden — mußten wir noch drei Stunden auf dem niederträchtigen Geröll bergab steigen. Wohl war Stabeler vorausgegangen, um uns von dem Trift-Hotel aus mit einer Laterne entgegen zu gehen, sie nützte uns nur noch auf einer kurzen Strecke. Endlich gegen halb zwölf Uhr nachts war das Hotel erreicht, und schon erwartete uns ein von dem besorgten Herrn Seiler aus Zermatt abgesandter Knecht, um sich zu erkundigen, ob uns nichts zugestoßen sei. Sämtliche andern Zermatter Partien waren nämlich an diesem Tage wegen des Sturmes und Neuschnees unverrichteter Dinge wieder umgekehrt. Wir allein hatten dank Stabelers unübertrefflicher Bravour unser Ziel erreicht.

Der Einsturz des Glockenturmes der Markuskirche.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 879 und 889.)

Die traurige Kunde aus der Lagunenstadt, daß das weltbekannte Wahrzeichen Venedigs, der Campanile oder Glockenturm von San Marco, am Vormittag des 14. Juli um halb zehn Uhr ein-



Phot. [illegible], Mailand.

Der Campanile von San Marco nach dem Einsturz.

gestürzt sei, hat überall die lebhafteste Teilnahme wachgerufen. Um so bedauerlicher ist das Unglück, als auch die von Jacopo Sansovino vorgebaute Loggetta und die anstoßende Ecke des königlichen Palastes (Neue Prokurazien) mit zerstört wurden; wo bisher der herrliche Bau des 98,6 Meter hohen und 12,8 Meter breiten Turmes sich erhob, da bedeckt jetzt ein etwa 30 Meter hoher Stein- und Trümmerhaufen die Stätte. Der Campanile, der zu den interessantesten Bauwerken der Erde zählte, gehörte zur Markuskirche, stand aber völlig abgesondert von ihr auf dem Markusplatz, neben den Neuen und gegenüber den Alten Prokurazien. Die Vorgeschichte des gewaltigen und doch so schlank emporragenden Baues reichte bis ins neunte Jahrhundert; 888 begonnen, erhielt er erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts seine volle Höhe, wurde aber später noch mehrfach umgebaut. In den Jahren 1512—1514 wurde die durch den Blitz zerstörte Glockenstube erneuert und 1517 die mit einem kupfervergoldeten Engel als Windfahne geschmückte Spitze aufgesetzt. In seiner letzten Gestalt war der Glockenturm ein Werk Bartolommeo Bonos. Er verjüngte sich bis zur „Cella“ (53 Meter) um 1 Meter; seine Besteigung war durchaus unbeschwerlich, da keine Treppe, sondern ein an jeder der 38 Wendungen sich um eine Stufe erhöhender bequemer Gang bis zur Galerie, wo die Glocken hingen, emporführte. König Heinrich III. von Frankreich soll sogar hinaufgeritten sein und Napoleon I. es ihm im Jahre 1797 nachgemacht haben. Ungemein reizvoll war von oben der Ueberblick über die ganze Stadt, die wie eine große Karte zu den Füßen des Beschauers ausgebreitet lag, auf die Lagunen, das Festland bis Padua und Treviso, die Berge von den Euganeen, den Monti Berici, den höheren Kalkbergen bei Verona bis zum Monte Baldo am Gardasee, den Tiroler Alpen und den Höhen von Friaul, Krain und Istrien. Die mitzerstörte Loggetta vor der Ostseite des Turmes war eine zierlich dekorative marmorne Halle, eine der edelsten Schöpfungen der venezianischen Renaissance, die Jacopo Sansovino 1540 erbaut hatte. Ihre Nischen enthielten Bronzestatuen der Friedensgöttin, des Merkur, des Apollo und der Minerva, Allegorien der Macht und Weisheit Venedigs, Werke Sansovinos; der Ueberbau war mit Marmorreliefs von Girolamo da Ferrara geschmückt, und das Innere barg eine liebliche Terrakotta-Madonna mit dem Jesus- und dem Johanneskind, gleichfalls von Sansovinos Hand. Von prächtiger Arbeit sind die durchbrochenen Erzthüren (Portelli) mit reichem figürlichen Schmuck,



Friedensgöttin.
Bronzefigur von der Loggetta in Venedig.

die den Aufgang zur Brüstung abschlossen; sie hatte Antonio Gai 1750 gegossen. Diese herrlichen Bronzegitter sind glücklicherweise bei der Katastrophe fast unbeschädigt geblieben. Der durch den Turmeinsturz geschädigte Teil des jetzigen Königspalastes, der bei Anwesenheit der königlichen Familie dieser als Residenz dient, ist jener Teil der Neuen Prokurazien, der zunächst an Jacopo Sansovinos Meisterwerk, die Libreria Vecchia, stößt; es ist das ehemalige Bibliothekgebäude, das jetzt gleichfalls zum königlichen Palast gehört. Es darf wohl daran erinnert werden, daß schon jenem berühmten Architekten und Bildhauer das Mißgeschick widerfuhr, daß ihm im Jahre 1545 ein Teil der Libreria einstürzte, wofür er gefänglich eingezogen wurde. Durch den Turmeinsturz ist der Bibliotheksaal des königlichen Palastes gegen den Markusplatz auf 10 Meter zerstört worden.

Notizblätter.

Bildende Kunst.

Schlafende Nachtwächter. Im Flußbett der Tiber zu Rom wurde vor einigen Jahren eine reizende Marmorstatuette entdeckt, die erst jetzt durch Abbildungen bekannt geworden ist. Sie ist der „K. Ztg." zufolge 70 Centimeter hoch und stellt einen sitzenden Knaben dar, der mit dem cucullus, dem kurzen Sklavenrock mit Kapuze, bekleidet ist. Er ist eingeschlafen, hält aber mit der linken Hand krampfhaft die Kette einer Laterne fest, die auf der Erde steht. Die Laterne ist von der cylindrischen Form, wie einige in Pompeji gefunden worden sind, bei denen freilich nur die Kupferteile erhalten sind, denn die durchsichtigen Seiten bestanden aus geölter Leinwand, Horn und in später Zeit erst aus Glas. Ohne Zweifel ist in der kleinen Genrefigur einer der Sklaven zu sehen, die den nachts heimkehrenden vornehmen Römern auf der Straße leuchten mußten. Er ist eingeschlafen, weil sein Herr über Erwarten lange vielleicht durch ein Liebesabenteuer aufgehalten wurde. Eine ähnliche Bronze aus Herculanum besitzt das Museum zu Mainz. Dort ist der Sklave älter, ein unbärtiger Mann. Er hat sich wegen der Kühle der Nacht in seinen weiten Mantel eingehüllt und hält die Laterne zwischen den Beinen fest, während er eingenickt ist.

Kultur und Wissenschaft.

Wichtige Funde sind neuerdings auf der Insel Ithaka gemacht worden. In der Nähe des antiken Hafens „Polis", etwa 250 Meter von der Meeresküste entfernt, wurde von einem Bauern bei Bestellung seines Feldes der Fußboden eines alten griechischen Theaters mit dem Opferaltar und den amphitheatralischen Sitzen aufgefunden; unterhalb dieses Theaters wurden ferner bei Grabung eines Brunnens in der Tiefe von 6 Metern sehr alte, ohne Verwendung von Mörtel aus polygonalen unbehauenen Steinen hergestellte Gebäude entdeckt. Im Theater selbst fand man eine Münze, die der korinthischen Epoche angehörte und auf der einen Seite den geflügelten Pegasus, auf der andern die Gestalt eines bärtigen Mannes mit Helm zeigt. An einer andern Stelle der Insel, bei der sogenannten „Schule des Homer", fand man ein Säulenkapitäl; nicht weit davon zwei große, in den Fels eingearbeitete Kuppelgräber.

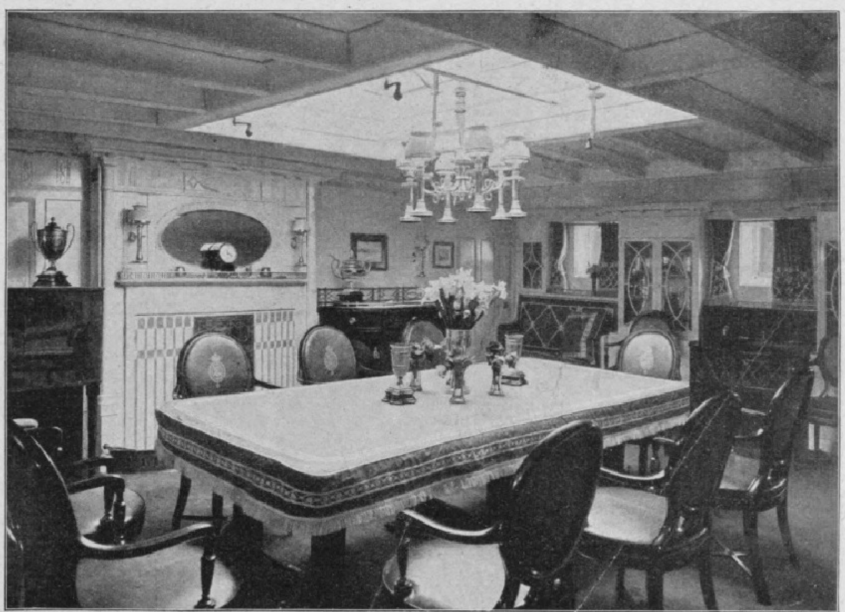
— Aus Briefen der bekannten Celebesforscher Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin, die vor einigen Monaten eine neue Reise nach dem ostindischen Archipel angetreten haben, teilt der „Globus" mit, daß ihnen eine wichtige völkerkundliche Entdeckung gelungen ist, nämlich das Auffinden wilder Waldmenschen auf Celebes. Die beiden Forscher hatten schon bei ihrer Ankunft in Makassar vernommen, daß in den Bergen von Boni wilde Menschen leben sollten, die so scheu wären, daß man sie überhaupt nicht zu sehen bekäme; sie trieben sogar ihren Handel nur des Nachts. Obwohl in Makassar selbst niemand daran glaubte, hielten es die Gebrüder Sarasin doch für geboten, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie hörten bei weiteren Nachforschungen zunächst, daß diese „To-Ala" (Ala = Wald) genannten Waldmenschen im Distrikt von Lamontjong hausten, dessen Rajah über sie die Aufsicht führe; doch seien es nur in die Wälder geflüchtete Verbrecher. Dann suchten die Forscher den Rajah selber auf, der ihnen nach vielem Sträuben, durch Geschenke bewogen, einige To-Ala fangen ließ. Es waren ein Mann, zwei Frauen und ein Kind, äußerst scheue Menschen, die zweifellos einer primitiveren Bevölkerungsschicht von Celebes angehörten, als alle bis dahin bekannten Rassen. Sie leben in den wilden, waldigen Gebirgen von Lamontjong, pflanzen etwas Mais, sind monogam, können nicht über eins zählen und kennen sonderbarerweise die Lüge nicht! Der Rajah versicherte, daß die den Gebrüdern Sarasin vorgeführten To-Ala halb zahm wären; es gäbe aber noch ganz wilde, die sich mit Steinwürfen wehrten, wenn man sich ihnen nähere.

Unterricht.

Wie aus Bern gemeldet wird, soll an der dortigen Universität mit der geplanten Hochschule für Journalisten im kommenden Wintersemester ein Anfang gemacht werden. Das soeben zur Ausgabe gelangte Vorlesungsverzeichnis enthält ein Kolleg über „Zeitungsredaktion, Administrations- und Verlagswesen". Diese Vorlesungen werden wöchentlich zwei Stunden umfassen. Das neue Kolleg wurde Herrn Dr. Gustav Schmidt, Privatdozent an der juristischen Fakultät und Redakteur des „Schweizerischen Handelsamtsblattes", übertragen.



Minerva.
Bronzefigur von der Loggetta in Venedig.



Grosser Salon auf der Kaiserjacht „Meteor".



Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Schlaf- und Arbeitszimmer auf der Kaiserjacht „Meteor".

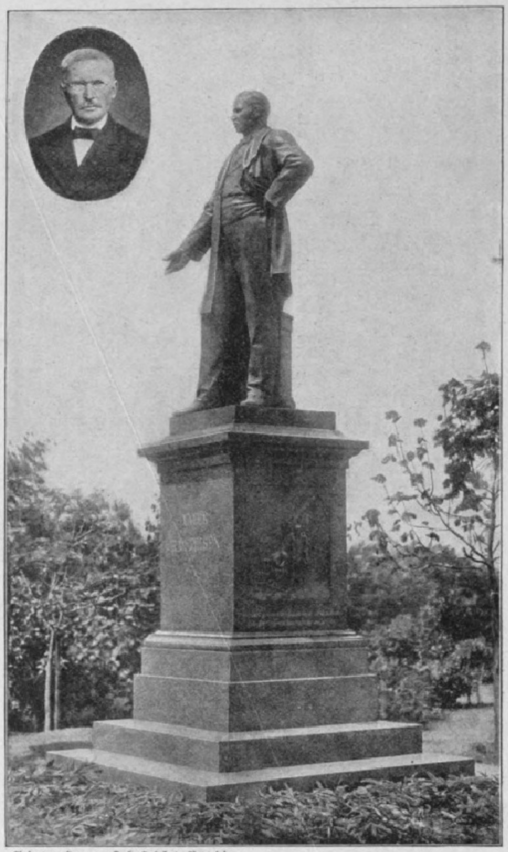
Sport.

Bei den Regatten der diesjährigen „Kieler Woche" erregte besonderes Interesse die Teilnahme der neuen, in Amerika erbauten kaiserlichen Kreuzerjacht „Meteor". Das nach dem Urteil aller Kenner wundervoll gebaute Fahrzeug hatte bereits bei der Unterelbe-Regatta seine Feuerprobe bestanden und erwies sich auch in Kiel als das absolut schnellste Schiff. Auffällig im Bau der Jacht sind die gewaltigen Abmessungen des Großbaumes und der Fock- und Kreuzmasten; ungemein gefällig erscheinen die Bugformen und die Linien des Hinterschiffes. Einen wahrhaft kaiserlichen Schmuck bildet der am Bug mit ausgebreiteten Schwingen ins Meer hinausspähende goldene Adler. Von den ebenso gediegen und praktisch wie schön und vornehm ausgestatteten Innenräumen führen wir unsern Lesern des Kaisers Schlafzimmer, das zugleich auch Arbeitszimmer ist, und den großen Salon im Bilde vor.

Denkmäler.

In Heddesdorf-Neuwied fand am 10. Juli eine Festfeier der Raiffeisen-Genossenschaften anläßlich der Enthüllung des im dortigen Garten des Mutterhauses der Organisation errichteten Raiffeisen-Denkmals statt. Wie die Schultze-Delitzschen Vorschußvereine den Interessen des kleinen Gewerbestandes dienen, so dienen die von dem Bürgermeister F. W. Raiffeisen begründeten Kreditgenossenschaften den kleinen Landwirten. Sie haben seit 1862 eine beachtenswerte Verbreitung gefunden. Zu gegenseitiger finanzieller Unterstützung der einzelnen Darlehenskassenvereine wurde 1877 eine „Landwirtschaftliche Zentral-Darlehenskasse" in Neuwied gebildet. Für die Beratung, Unterstützung und Förderung der Darlehenskassenvereine wirkt der Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland, der sich zu dem

F. W. Raiffeisen.



Aufn. von Hermann Koch, Hofphot., Neuwied.

Das Raiffeisen-Denkmal in Heddesdorf-Neuwied. Von Arnold Künne.

erwähnten Festakte unter dem Vorsitze des Protektors der Raiffeisen-Organisation, des Fürsten zu Wied, versammelt hatte. Das Denkmal, ein überlebensgroßes Bronzestandbild auf einem etwa drei Meter hohen Postament, ist von dem Bildhauer Arnold Künne-Berlin entworfen und modelliert und darf als würdige und eindrucksvolle Darstellung des Toten gelten. „Vater Raiffeisen“ ist mit ausgestreckter Rechten dargestellt, während er die Linke leicht in die Hüfte stützt; seitwärts ruht auf einem Postament sein Werk über die Darlehensvereine. Der Granitsockel trägt zwei Bronzereliefs, von denen das eine den ländlichen Notstand und Raiffeisen als Freund und Tröster des Bauern zeigt, mit der Unterschrift: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Auf dem zweiten Relief ist der zu Wohlstand und Familienglück gelangte Bauer dargestellt, der dem ihn besuchenden Raiffeisen für seinen Beistand dankt. Darunter ist zu lesen: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“

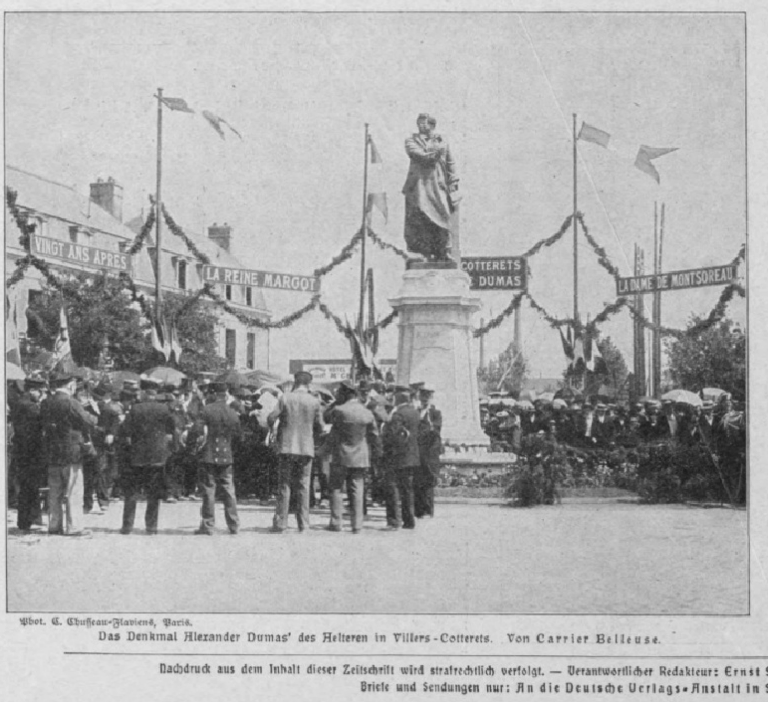
— In dem freundlichen Städtchen Villers-Cotterets in der Picardie, wo der ältere Alexander Dumas am 24. Juli 1802 (nicht, wie oft zu lesen: 1803) zur Welt kam und seit 31 Jahren in einer Familiengruft neben seinen Eltern ruht, wurde am 6. Juli eine glänzende Säkularfeier begangen, zu der sich mit den Enkelinnen des berühmten Romanschriftstellers und Vertretern der Schriftstellervereine, sowie der Comédie Française, die dem alten Dumas mehr als einen Erfolg verdankt, auch der Unterrichtsminister Chaumié und der Polizeipräfekt Lépine eingefunden hatten. Der alte Paul Meurice eröffnete die Reihe der Reden im Namen derer, die den Gefeierten noch persönlich gekannt und geliebt hatten. Er konnte daran erinnern, daß er auch einmal einer der zahlreichen Mitarbeiter des Verfassers der „Trois Musquetaires“ gewesen war und daß dieser ihm damals ein Buch widmete als seinem „Mitarbeiter, seinem Freunde, seinem Schüler, seinem Kinde“. Abel Hermant sprach im Namen des Schriftstellervereins und pries den „guten Riesen“, dessen Abenteuerromane heute noch zu den Buchhändlererfolgen gezählt werden können. Ein Denkmal Dumas' existiert in Villers-Cotterets schon seit achtzehn Jahren auf einem öffentlichen Platze, ein Standbild, das Werk des Bildhauers Carrier-Belleuse, dessen Piedestal mit Blumen umgeben war. Doch erhielt Villers-Cotterets gleichzeitig ein neues Denkmal, die Büste des Dichters Charles Demoustier, geboren 1760, gestorben 1801, so daß die Säkularfeier mit gutem Willen auch für ihn gelten konnte. Demoustier stammte durch den Vater von Racine, durch seine Mutter von Lafontaine ab, reichte aber mit seinen litterarischen Werken an keinen seiner Vorfahren heran. Seinen bescheidenen Nachruhm sichern die „Lettres à Emilie sur la Mythologie“.

Heer und Flotte.

In Mexiko fand unlängst ein Wettbewerb um ein Schnellfeuer-Feldgeschütz statt. Ursprünglich waren nur zwei französische Firmen, St. Chamond und Creuzot, aufgefordert worden, an der Konkurrenz teilzunehmen, kurz vor Beginn der Versuche dagegen wurde auch die Firma Krupp eingeladen, sich zu beteiligen. Die Proben beschränkten sich zuerst auf das Material, und schon da war es klar, daß die deutsche Firma das bei leichtestem Gewicht dauerhafteste Geschütz zu liefern vermochte. Dann begannen die Schießversuche mit Granaten und mit Schrapnells, und der Erfolg war geradezu überraschend zu Gunsten der Krupp-Kanonen. Bei dem Schießen, bei dem die Geschoßwirkung in erster Linie festgestellt werden sollte, waren vier Scheiben mit 50 Meter Abstand hintereinander aufgestellt worden, und erreicht wurden von Krupp mit 20 Schuß 1425 Treffer, Creuzot mit 22 Schuß 1049 Treffer, St. Chamond mit 20 Schuß 976 Treffer. Die deutsche Firma erreichte also mit ihrem Geschütz eine um 40 bis 50 Prozent höhere Geschoßwirkung als die beiden französischen berühmten Firmen.

Alpines.

Das wohl allen Besuchern des bayrischen Hochlandes bekannte 1277 Meter hoch gelegene Burghotel Falkenstein nebst der Ruine gleichen Namens wurde kürzlich in der Zwangsversteigerung von der Hypothekgläubigerin, der Bayrischen Hypothek- und Wechselbank, um 16 060 Mark erstanden. Interessant ist die Geschichte dieses Hotels. König Ludwig II. von Bayern wollte auf dem Falkenstein auch ein „Märchenschloß“ erbauen, ein Pendant zu dem zwei Stunden südöstlich gelegenen Neuschwanstein. Mit großen Kosten war bereits ein Weg auf die Höhe gebaut, eine Wasserleitung eingerichtet und mit der Herstellung des Fundaments begonnen worden, als die Katastrophe bei Schloß Berg am Pfingstsonntag 1886 allem ein Ende machte. Statt eines stolzen Königsschlosses entstand ein bescheidenes Gasthaus.



Phot. E. Chusseau-Flaviens, Paris.

Das Denkmal Alexander Dumas' des Aelteren in Villers-Cotterets. Von Carrier Belleuse.

Ausstellungen.

Eine internationale Motorwagenausstellung findet im Oktober d. J. in Hamburg statt. Veranstalter der Ausstellung ist der Verband deutscher Fahrradhändler, der fast alle bedeutenden Fahrradhändler Deutschlands umfaßt und der gleichzeitig mit der Ausstellung seine Generalversammlung abhält. — Eine Allgemeine deutsche Obstausstellung findet vom 2. bis 5. Oktober d. J. in Stettin statt, wo zugleich auch der Deutsche Pomologenverein tagen wird. Anfragen sind zu richten an die Landwirtschaftskammer für die Provinz Pommern in Stettin.

Statistik.

Ueber die Sprachenmischung in Antwerpen ergab die letzte Volkszählung, daß von den 272 831 Einwohnern 174 164 nur vlämisch, 6827 nur französisch, 55 739 französisch und vlämisch, 3308 nur deutsch, 1421 deutsch und französisch, 2980 vlämisch und deutsch, 10 094 vlämisch, deutsch und französisch sprechen; 199 640 Einwohner können lesen und schreiben, 73 101 zum Teil nur lesen, zum Teil weder lesen noch schreiben. Unter den Analphabeten befinden sich an 20 000 Erwachsene. Von den in Antwerpen wohnenden 27 809 Ausländern sind 13 000 in Holland, 6387 in Deutschland, etwa 3000 in Frankreich, je 1300 in England und Oesterreich, an 1000 in Rußland geboren.



Relief am Raiffeisen-Denkmal in Heddesdorf-Neuwied.

Totenschau.

Generalmajor a. D. Mertens, Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse, zuletzt Kommandeur des Westfäl. Feldartilleriereg. Nr. 27, 78 J., † 6. Juli, Celle. — Ignaz Seelos, geschätzter Landschafter, Genre- und Blumenmaler, 75 J., † 7. Juli, Wien. — Das älteste Mitglied der souveränen Fürstenhäuser Europas, die verwitwete Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, eine geborene Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und Schwester des Königs von Dänemark, 91 J., † 10. Juli, Alexisbad im Harz. — Kardinal Dr. Lorenz Schlauch, Bischof von Großwardein, 78 J., † Budapest. — Hofrat Dr. Julius v. Ficker, pensionierter Universitätsprofessor, hervorragender Geschichtschreiber und Jurist, 76 J., † 10. Juli, Innsbruck. — Prof. Dr. Max Keuffer, Stadtbibliothekar und Archivar in Trier, 46 J., † 10. Juli, Trier. — Frau Anna v. Bennigsen, geb. v. Reden, die Gattin Rudolfs v. Bennigsen, 69 J., † 12. Juli in Bennigsen. — Marc Antokolski, bekannter russischer Bildhauer, 59 J., † 12. Juli, Hamburg. — Hofmusikdirektor Benjamin Bilse, ausgezeichneter Orchesterdirigent, 85 J., † 13. Juli, Liegnitz. — Hofrat Emanuel Herrmann, Professor der Nationalökonomie an der Wiener Technischen Hochschule, der Erfinder der Postkarte, † 15. Juli, Wien.



Relief am Raiffeisen-Denkmal in Heddesdorf-Neuwied.

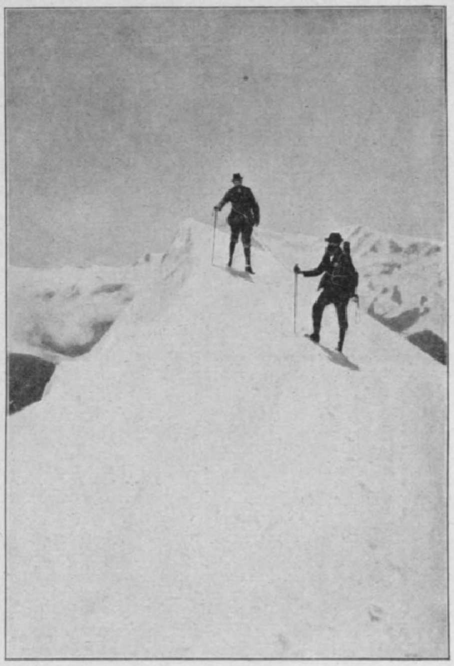
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 44.



Erste Rast am Rothorn.



Ankunft auf dem Firngrat des Rothorns.



Das Matterhorn vom Gipfel des Rothorns.

Zu dem Artikel: „Das Zinal-Rothorn“, Seite 885.

Briefmappe.

P. F. in M. Für eine Reise nach Salzburg ist der Monat August allerdings besonders geeignet. Wir raten Ihnen aber, sich nicht bloß auf die Stadt selbst zu beschränken, sondern das ganze gleichnamige Kronland zu durchstreifen, das eine Fülle wenig gekannter Naturschönheiten umschließt. Einen vortrefflichen Wegweiser für diese Wanderungen hat der Landesverband für den Fremdenverkehr in Salzburg unter dem Titel „Salzburg Stadt und Land“ (zu beziehen durch Herrmann Kerber in Salzburg) herausgegeben. Das hübsch ausgestattete, reich illustrierte Werk enthält alle für den Fremden nötigen Angaben und orientiert auch über die Preise in den Gasthäusern, die zum Teil auch für mittlere und kleinere Börsen erschwinglich sind.

Camilla in U. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß das stimmungsvolle Herbst- und Sauregorkenlied, wie Sie es treffend bezeichnen, von K. J. in Holstein (S. 743), Sie mit neuer poetischer Thatkraft erfüllen mußte, denn „Schöne Seelen finden sich Zu Wasser und zu Lande“. Schiller soll sich beim dichterischen Schaffen an dem Geruch fauler Aepfel erlabt haben, die er in dem Schubfach seines Schreibtisches aufbewahrte. Ihnen hat ein Fläschchen Champagner geholfen, das Sie der Schwiegermutter stibitzten. Daß Sie mit dem oben genannten Kollegen in Apoll die Liebhaberei für saure Gorken teilen, erhellt aus dem uns freundlichst übermittelten Gedicht Abendläuten, das wir mit Vergnügen hier der Nachwelt überliefern:

Es läutet die Glocke
Den Feiertag ein,
Im Zimmer ich hocke,
Wie meistens, allein.
Doch freu' ich mich auf morgen,
Da winket ja die Lust,
Da bin ich aller Sorgen
So gänzlich unbewußt,
Auch giebt's zu sauren Gorken
Gefüllte Kälberbrust.

Das erscheint auch uns als eine Aussicht, wohl geeignet, selbst einen Brillat-Savarin mit vorahnender Wonne zu erfüllen.

O. v. R. in G. Der Haupttreffer der verflossenen Spielzeit war ohne Frage Wilhelm Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“. Das Stück ist über fast alle deutsche Bühnen gegangen, hat überall zahlreiche Aufführungen erlebt und nimmt nun auch seinen Weg ins Ausland. Ins Holländische übersetzt, kommt es demnächst im Amsterdamer Stadttheater zur Darstellung. Wie bekannt, hat der Dichter das Drama nach seiner Erzählung „Karl Heinrich“ gestaltet, die, begleitet von flotten Abbildungen, in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschien und sich bereits der zehnten Auflage erfreut. Ebendort erschienen von demselben Autor in erneuten Auflagen die Sportromane „Derby“ und „Heidenstamm“, wie auch der Radfahrerroman „Fahrt um die Erde“.

„In vino veritas.“ Das „Serum Dépiquant“, das man von Frankreich aus in Weinbau treibenden Gegenden Deutschlands einzuführen sucht, und das angeblich geeignet ist, saure Weine in süße zu verwandeln, hat seine ernsten Bedenken. Es ist nämlich, wie jüngst in der „Kölnischen Volkszeitung“ festgestellt wurde, nichts als ganz gewöhnliche Pottasche, von der das Pfund 12 bis 13 Pfg. kostet, während das Serum nicht weniger als 8 M. das Pfund kostet. Allerdings wird dem Wein durch Zusatz von Pottasche der saure Geschmack genommen; die Mischung ist aber dann kein Wein mehr, sondern mit Wein verdünntes essigsaures Kali, das auf den Stoffwechsel, namentlich aber auf die Nieren schädlich einwirkt. Wer also dieses Serum Dépiquant dem Weine zusetzt, kann leicht mit dem Nahrungsmittelgesetz in Streit kommen. Auch der Zusatz von Kalium- oder Natriumbisulfit zum Rotwein, durch den dieser in Weißwein verwandelt wird, ist zu verwerfen, weil bei dieser Mischung allerdings der Rotwein völlig entfärbt wird, gleichzeitig aber schwefelsaures Kali sich bildet, das Nierenschrumpfung herbeizuführen geeignet ist.

N. M. in W. Blaue Rosen zu züchten, soll einem New Yorker Handelsgärtner gelungen sein, doch ist hierüber noch nichts Näheres bekannt.

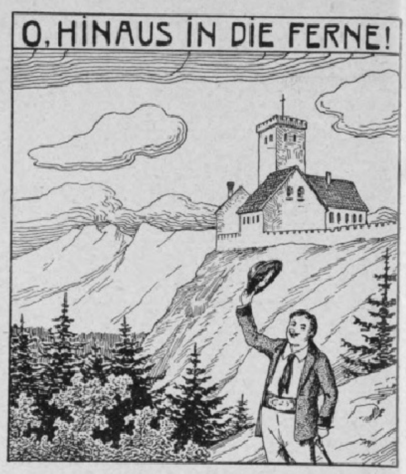
E. G. in P. Kombalide war die Hauptstadt des Mongolenfürsten Kublai-Chan, der, ein Enkel Dschengis-Chans, 1279 China eroberte und die Dynastie Yüen gründete. Heute steht auf der Stelle jener einstigen Residenz die Stadt Peking.

K. v. L. in G. Senden Sie nur ein, doch müssen Sie sich mit ein wenig Geduld wappnen. So schnell, als Sie annehmen, lassen sich die Eingänge nicht immer erledigen.

Buchstabenrätsel.

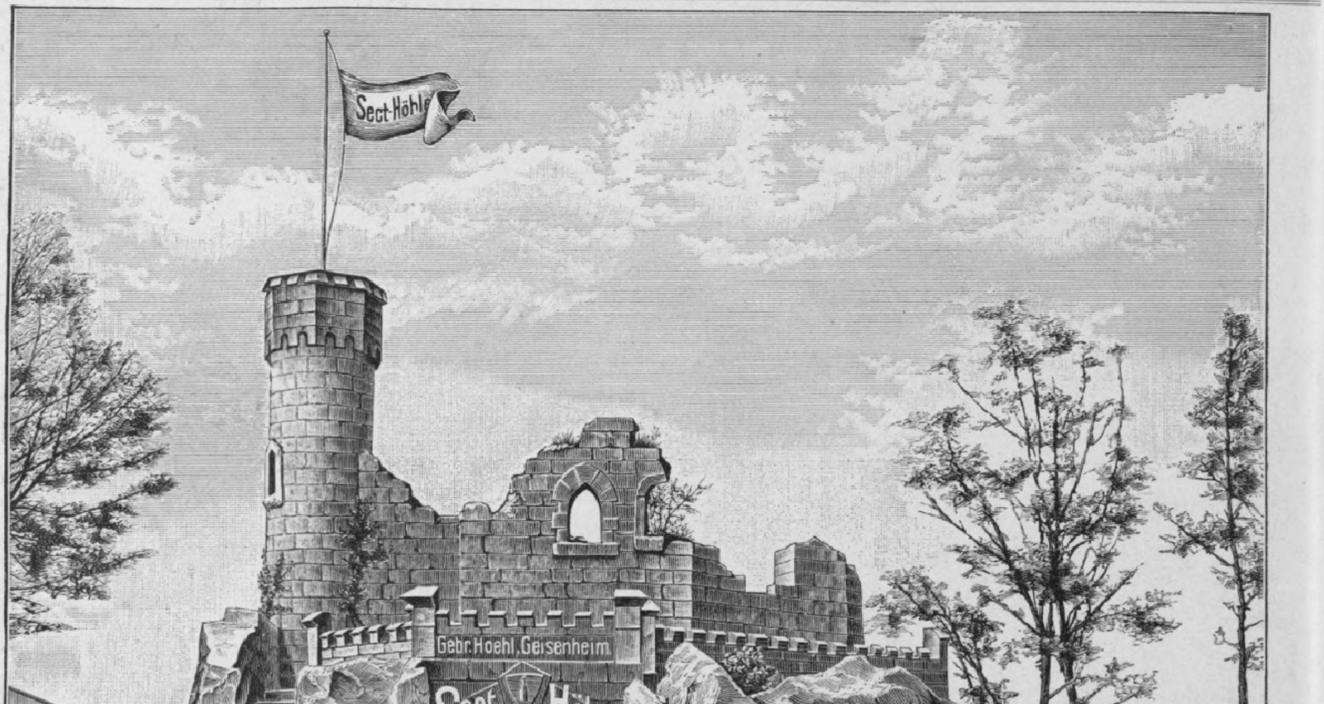
Ein armer Teufel war's, den jüngst ich traf
Am Straßenrand, ein wangenhohler Wandrer,
Der müd den Blick zu mir erhob und schüchtern
Mich flehte an um eine Wegeszehr':
„Kein Löffel Suppe und kein Bett zur Nacht!“
‚Du armer Tropf,‘ dacht' ich in meinem Innern,
„Kommt, geht mit mir,“ sagt' ich und nahm ihn mit
Zur nächsten Schenke, wo ich ihn der Wirtin
Fürsorglichkeit empfahl. Sie brachte Brot und Wurst,
Ein Krüglein Bier und stellt' es vor ihn hin.
„Da 1, 2, 3, 4 — 5, 6,“ sprach ich zu,
„Und laß Er's schmecken sich nach Herzenslust,
Und mir zu danken braucht Er 1—6;
Die Hauptsach' ist, das 7, 8, 9, 10!“ —
Ei, wie der Bursche sich da gütlich that,
Ein wahrer 1—10; so sah ich's selten,
Und noch verspür' ich sein: Gott lohn es Euch!

Bilderrätsel.



Umstellrätsel.

Wenn eine Stadt im Preußenland,
Tief sitzend in der Wolle,
Von altersher rühmlich bekannt,
Noch spielend wicht'ge Rolle,
Du umkehrst, reger Phantasie,
Die Lettern schüttelnd wacker, —
Giebt's ein modernes Lumpenvieh,
Klein, doch ein schlimmer Racker.



Von der Ausstellung in Düsseldorf 1902.

Vorstehend bringen wir das Bild der „Secthöhle“ auf der Düsseldorfer Ausstellung. Das Ausstellungs-Tageblatt schreibt über dieselbe in seiner Nr. 30 folgendes: „Einer der originellsten Restaurations-Pavillons der Ausstellung ist die Secthöhle, welche an einem der schönsten Punkte des Ausstellungsgeländes liegt: dicht am Rheinufer bei der großen Fontäne vor der Kuppel der Hauptindustriehalle. Das Bauwerk stellt eine Rheinburg dar, welche sich auf einem zerklüfteten Felsen erhebt. In dem Berge selbst ist die eigentliche Höhle, eine künstliche Tropfsteingrotte mit plastischen Formen und Bildungen. Hat man die Höhe des Felsens erklommen, so befindet man sich inmitten der Trümmer der Burgruine, von der nur noch ein runder Turm und öde Fensterhöhlen emporragen. Aber hier oben sitzt und trinkt sich's wunderbar im Anblick aller Herrlichkeiten ringsum, namentlich aber an Abenden bei Illumination, Feuerwerk und beim Farbenspiel der Lichtfontäne. Das Bauwerk verdankt seine Entstehung der bekannten Schaumweinfirma Gebr. Hoehl-Geisenheim, deren Produkte, darunter die bekannte Marke „Kaiser-Blume“, hier zum Ausschank kommen.

Das Renommée der Gebr.-Hoehl'schen Produkte, speziell der Marke „Kaiser-Blume“, ist ja allerwärts bekannt, und durch die Verleihung der goldenen Medaille auf der Pariser Weltausstellung erfreuen sich die Marken einer Auszeichnung, wie sie vorher deutschem Sect größer wohl nie zu Teil wurde. Auch viele andere große Auszeichnungen und die Ernennung zu Hoflieferanten mehrerer in- und ausländischer Höfe sprechen für die Güte der Gebr Hoehl'schen Marken.

Auf der Düsseldorfer Ausstellung ist die Firma „außer Preisbewerb“ vertreten.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 853:

Des Worträtsels: Herzschlag.
Des Silbenrätsels: Streichholz.
Des Buchstabenrätsels: Auge, Fuge.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Zürich (3). Joh. P. Stoppel in Hamburg (2). Sarolta v. R. in Stuhlweißenburg. Frau Ida Kremer in Nobschütz (3). ? in Paris (2). „Maria und Egon" in Neisse. Mildred Prißler in San Francisco (3). Lea und Pia Monteil in Nocroy (2). Dr. W. in B.

Schachbriefwechsel.

H. M. in Hamburg. Ihr Zug 1. Df1—a6 löst die Nr. 24 nicht. Schwarz zieht Sg8×f6 und hat nach 2. Sd4—f5† Kd6—e6 (e5) 2. Da6—e2† den Zwischenzug Sf6—e4† zur Verfügung.

M. B. in Husiatyn. Sie vermuten ja selbst, daß an der Aufstellung der Aufgabe 26 ein Fehler richtigzustellen sei; weshalb werfen Sie denn gleich mit Ausdrücken wie „abgeschmackt" und „ekelhaft" um sich?

Richtige Lösungen sandten ein: J. F. Thaden in Nordenham und Aug. Höse in Bialystock zu Nr. 23; J. B. in Hedewigenkoog, Julius Richter in Brünn und Hänschen Dietrich in Tharandt zu Nr. 25.

Berichtigung. Aufgabe 26 von C. B. Schmidt in Hamburg ist behufs Beseitigung einer durch 1. Tg7×f7 möglichen Nebenlösung durch Hinzufügung eines **schwarzen Sh8** zu verbessern; ferner ist der schwarze Bh6 nach **g3** zu versetzen.

Bäder und Sommerfrischen.

Bad Kohlgrub im bayrischen Hochland, bekannt durch seine herrliche Lage und seine brillanten Heilerfolge, tritt mehr und mehr in die vorderste Reihe der deutschen Bäder. Am besten dokumentiert sich dies durch die stetig wachsende Frequenz. Familien aus Kairo, Konstantinopel, Südamerika, Rußland und England finden sich unter dem Badepublikum. Auch viele Mitglieder des Hochadels sind in diesem Jahre nach Kohlgrub gekommen, um die Heilkraft des Bades im Verein mit seinen klimatischen Vorzügen an sich zu erproben.

Um den Besuch der wunderbaren Alpenwelt Norwegens auch solchen Reisenden zu ermöglichen, die für diesen Ausflug nur kürzere Zeit übrig haben, hat die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrem schönen Vergnügungsdampfer „Prinzessin Victoria Luise" eine Nordlandfahrt von nur vierzehntägiger Dauer angesetzt. Sie nimmt in Hamburg am 3. August ihren Anfang und giebt Gelegenheit zum Besuch des Hardanger- und Sör-Fjords, von Odde, Molde, Naes, Drontheim, Maraak, Hillesylt, Oie, Loen, Olden, Balholmen, Gudvangen, Stalheim, Vossevangen und Bergen. Die beiden augenblicklich in Ausführung begriffenen Nordlandreisen der Hamburg-Amerika-Linie sind bis jetzt vorzüglich verlaufen und versprechen, was die Zufriedenheit der Passagiere anbelangt, ein großer Erfolg zu werden.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

In der Photographie haben wir eine Kunst, die, ebensosehr Bildungs- als Unterhaltungsmittel, jedermann reiche Anregung giebt, und kein Gebildeter sollte versäumen, sich einen Apparat anzuschaffen, wie es denn überhaupt geradezu zum guten Ton gehört, eine photographische Kamera zu besitzen. Bei dem heutigen Stande der photographischen Industrie, die speziell in Deutschland ihre bedeutendsten Vertreter hat, ist die Erwerbung eines guten Apparates zu geringen Preisen sehr leicht gemacht. Als eine hervorragende Bezugsquelle auf diesem Gebiete ist die Firma Eugen Loeber, Dresden, Ritterstr. 12, zu nennen. Die von diesem Hause geführten Apparate zeichnen sich durch hohe Eleganz aus, sind mit den vorzüglichsten Objektiven ausgerüstet und mit dreifacher Politur versehen. Speziell der letztere Umstand ist wichtig, denn er garantiert eine fast unbegrenzte Haltbarkeit. Das besondere Entgegenkommen dieser Firma, die vorzügliche Apparate auch gegen sehr geringe monatliche Abzahlung abgiebt, verdient allgemeine Anerkennung.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt an Private zu Fabrikpreisen
Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich, 6,** gegründet 1840.
Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in Arth und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris.
Muster umgehend franko.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten

für die **Pflege der Haut:**



EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser **zur Erhaltung der vollen Jugendfrische,** sowie zur sicheren Entfernung von **Sommersprossen,** Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und **allen Unreinheiten des Teints.**

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die **reinste** und **mildeste aller Toiletteseifen,** erzeugt nach kurzem Gebrauche rosig-weisse, sammetweiche Haut.

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46 BERLIN.

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
Erfinder von Lohse's Maiglöckchen-Parfümerie.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Wiesbaden. *Saison das ganze Jahr.*
Weltbekannter Kur- & Badeort.
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Herrenalb

Schönster Teil des württ. **Schwarzwaldes** zwischen Baden-Baden u. Wildbad. (28 km von Karlsruhe, **Bahnstation** der Linie Karlsruhe-Ettlingen-Herrenalb.) Mittlere Höhenlage bis zu 900 Meter. Prächtige Tannenwälder. Vorzügliche Luft. Herrliche Spazierwege. Zahlreiche Aussichtspunkte. Jährl. Frequenz: 6000 Fremde. 2 grosse **Kuranstalten. 3 Aerzte. Renom. Hôtels, Villen, Privathäuser.**
***Bekannte Erfolge** bei: **Nerven-, Herz-, Verdauungs-, Stoffwechselkrankheiten** etc.*
Näheres durch Orts- und Anstaltsprospekte. Auskunft durch die Aerzte und das Stadtschultheissenamt ***Beutter.***

Bad Kohlgrub Oberbayern

Aerztliche Oberleitung:
Herr Geheimrat Professor Dr. Frz. von Winkel
Direktor der k. Univ.-Frauen-Klinik. München.

Höchstgelegenes Stahl- u. Eisenmoorbad Deutschlands 900 M. ü. d. M.
Aerzte: Herr Dr. Gustav Wiener, Frauenarzt. Herr Dr. Wilh. Giehrl, Internist. Bekannt hervorragende Heilerfolge, herrliche kräftigende Gebirgsluft, wunderbare Lage. Hochquellwasserleitung, Schwemmcanalisation, Elektrisches Licht, grosse Parkanlagen. 250 Zimmer und Salons, Ia. Küche und Keller. Civile Preise. Keine Kurtaxe. Herrliche Umgebung (Linderhof, Neuschwanstein), Jagd- und Fischereigelegenheit. Bahnstation (von München 2½ Stunden Fahrtzeit), Post, Telegraph und Telephon. Ausführliche ärztliche Prospecte (illustriert) gratis und franco durch die **Badeverwaltung Kohlgrub.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kaloderma- GELEE SEIFE PUDER.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Sanatogen

für die Nerven

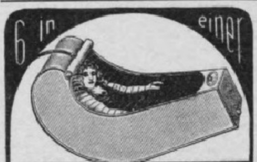
Broschüre auf Wunsch gratis und franco durch
BAUER & CIE., Berlin SW. 48.

Was bezweckt die Kasseler Hafer-Kakao-Trink-Kur?

Die Hafernahrung ist für Gesunde wie Kranke von wohlthätigstem, oft geradezu wunderbarem Einfluss. Die Aerzte haben darum die Erfindung von Hausens Kasseler Hafer-Kakao mit Freuden begrüsst, u. die neuerdings sehr in Aufnahme gekommene **Kasseler Hafer-Kakao-Trinkkur** findet auf ihren Rat viele dankbare Anhänger. Ist jemand längere Zeit magen- od. darmleidend, od. sind Kinder in der Ernährung zurückgekommen, schwach, scrophulös, blutarm od. bleichsüchtig, so teile man die Kur so ein, dass man gerade zu solchen Tageszeiten eine Tasse Hausens Kasseler Hafer-Kakao zu sich nimmt, zu denen man sonst an derartige Getränke nicht gewöhnt ist, also ausser zum Frühstück in der Zeit Vorm. zwischen 10 u. 11, Nachm. zwischen 4 u. 5 u. Abends vor dem Schlafengehen zwischen 9 u. 11 Uhr. Hat sich jemand an Hausens Kasseler Hafer-Kakao gewöhnt, so wird er diese Kur monatelang fortsetzen können u. finden, dass sie die Blutbeschaffenheit bessert, die Nerventhätigkeit anregt u. eine reichliche Anbildung der Körpergewebe, Fett u. Muskulatur bewirkt. Ein kurzer Versuch genügt natürlich nicht. Auch bei geistiger Abspannung u. dauernder Mattigkeit hat diese Kur schon Hervorragendes geleistet. Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

---

6 in einer



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

✚ UM SCHLANK ✚

zu werden, ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts.
Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will. Preis per Flac. mit Notiz Mk. 5 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth. 5, Passage Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Österr.-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest. — *Man verlange den Stempel der "Union des Fabricants".*

Gegr. 1874.

Technikum Stadtsulza in Thür.

Hoch- u. Tiefbau. Maschinenbau u. Elektr.-Kleinbahnschule. - Progr. frei

Staatsprüfungen.

ENGADIN MALOJA PALACE

(Schweiz) **HOTEL KURSAAL MALOJA**

Geöffnet vom 10. Juni bis Ende September. Bis 15. Juli ermässigte Preise. Lage: 1800 m üb. Meer. Hygienische Einrichtungen preisgekrönt Paris 1900. Luftheizung. Grosse Glasveranda. Täglich zwei Concerte. Golf. Lawn-Tennis. Forellenfischerei. Waldspaziergänge. Bergtouren. Gottesdienst in den verschiedenen Kirchen des Hotels. Post und Telegraphenbureau: Maloja Kursaal.
Director: E. Smart;
im Winter: Hotel Gallia, Cannes.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich u. unfehlbar nur durch mein **einzig sicheres Specialmittel.** Garantirt unschädlich. Franko gegen Mk. 2.50 (Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreichem Buche: **„Die Schönheitspflege".** Glänzende Dankschreiben über grossartige Erfolge.
Otto Reichel Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.

Reiner Teint!

Gesichtspickel, Mitesser, Haut- und Nasenröte, Hautunreinigkeiten, nach wissenschaftlicher Methode, einzig und allein schnell, sicher zu beseitigen Mk. 2,— (franko Mk. 2,50) nebst lehrreich. Buche **Die Schönheitspflege** als Rathgeber. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Ueberraschende Wirkung. Unzählige Anerkennungen.
Otto Reichel, Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.
Niederlagen: Wien, Apotheke zum schwarzen Bären. **Prag,** Einhorn-Apotheke. **Budapest,** Apotheke Jos. v. Török. Schweiz: **Steckborn,** Hartmann's Apotheke. Russland: **Riga, A. Loss & Co.,** Kaufstr. 13.

No. 1 M. 5.50 **BROWNIE** No. 2 M. 10.00

KODAKS

für TAGESLICHT FILMSPULEN.
WUNDERVOLLE CAMERAS.
151
Preisliste gratis **KODAK** Ges. m. b. H. **BERLIN** Friedrichstrasse 16 u. 191 *Bei allen Händlern zu haben*

Herz-Stiefel



mit dem „Herz" auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Technikum Hildburghausen

umfasst: Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule Baugewerk- und Tiefbauschule. Programme durch das Sekretariat
Professor M. Tolle, Herzogl. Direktor.

Fernsprecher **Städtisches Eisen-Moor-Bad** Elektr. Licht

Bahnstation. **Schmiedeberg** Postbez. Halle.

Preisgekrönt: Sächs.-Thür. Industrie- u. Gewerbe-Ausst.
Vorzügl. Erfolge bei **Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.** Saison: **1. Mai bis Ende Septbr** Prosp. u. Ausk. d. d. **Städt. Bade-Verwalt.** u. Badearzt Dr. med **Schütz.**



Bilz' Naturheilbuch zu bez. d. alle Buchhandl. Tausende verd. d. Buche ihre Genesung

---

Brennabor

Wunderbar leichter Lauf • Gewissenhafte Präcisionsarbeit
Volle Garantie für Haltbarkeit • Vornehmes Aussehen
sind die Hauptvorzüge der Brennabor-Räder.



Brennabor-Fahrradwerke Brandenburg a. d. H.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Das Georgenhemd.

Novelle
von
Julius R. Haarhaus.

VIII.

(Schluß.)

Am Abend des ereignisreichen Tages hatten sich in dem geräumigen Hofe, der zu Herrn Reichards Quartier gehörte, außer den eignen Leuten des Hauptmanns und einer kleinen Anzahl Wallonen etliche Mitglieder der Ahrweiler Schützengilde zusammengefunden, um bei einer Kanne Walporzheimer und einer Pfeife Tabak die glorreiche Affaire des Morgens zu besprechen. Der für die Jahreszeit ganz ungewöhnlichen Kühle wegen war in der Mitte des Hofes ein Feuer angezündet worden, um dessen lodernde Flammen die Gesellschaft auf Strohbunden saß oder lag. Man war heute so sehr in das Gespräch vertieft, daß man ganz wider die Gewohnheit nicht einmal den schmucken Mägden des Quartierwirts und deren Kameradinnen aus der Nachbarschaft Beachtung schenkte, obwohl sie, in den Fenstern liegend, auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Mannsvolkes zu erregen suchten und auf ihre besonderen Günstlinge unter der Soldateska ein Bombardement mit Zwiebeln und Pflaumen eröffneten.

Daß noch ein andres weibliches Wesen an der sonderbaren Versammlung teilnahm, ahnte man



Spitzenklöpplerinnen. Nach dem Gemälde von J. Bail.

(Auf dem Pariser Salon von 1902 mit dem höchsten Preise, der Médaille d'honneur, ausgezeichnet.)

natürlich nicht. Es war Liebmundis, die, durch den Feuerschein angelockt, in den Hof geschlüpft und unter einen im Winkel stehenden Planwagen gekrochen war, wo sie nun, von keinem Auge bemerkt, auf einer Pferdedecke lag und, wie eine Hauskatze zur Winterzeit, regungslos in die rote Glut starrte. Von dem, was die Männer sich erzählten, vernahm sie kaum ein Wort. Sie hatte mit ihren eignen wilden Gedanken auch mehr als genug zu thun. Mit einer Art von wollüstigem Behagen beobachtete sie, wie die Holzscheite, die einer der Dragoner von Zeit zu Zeit auf die niederbrennende Glut warf, zu ächzen und zu fauchen begannen, wie die Rinde sich knackend und platzend löste und wie die Flammen begierig die neue Beute umzüngelten.

Der Gedanke an rote Glut und schwelende Flammen ließ sie nicht mehr los und verband sich mit dem einzigen andern, der sie die letzten Stunden hindurch beseelt hatte, mit dem Gedanken, wie sie den vergötterten Mann von seinem bösen Dämon befreien könne, zu einem grausigen Entschluß. Madeleine mußte im Feuer umkommen!

Sie erschrak, als sie sich dieses Vorsatzes klar bewußt wurde. Sie malte sich die Qualen des Feuertodes mit fiebernder Phantasie aus. Dann aber erschien vor ihrem inneren Auge das Bild des Heiligen vom Hochaltar der Pfarrkirche und wies mit lächelndem Munde auf den Rost, von dem sich seine Seele zu den Stätten ewiger Wonne emporgeschwungen hatte. Und diese Vision kehrte wieder, sobald in der Brust des armen Geschöpfes das Mitleid mit der Todfeindin sich zu regen begann. Endlich verstand sie, was der Himmel ihr dadurch andeuten wollte. Es war das Zeichen, daß sie sich nicht durch menschliche Bedenken abhalten lassen sollte, ihr Werk zu vollbringen — ein Werk, das den Heiligen doppelt wohlgefällig sein mußte, weil es zwei Seelen vor der ewigen Verdammnis bewahrte. Denn auch Madeleine würde durch die läuternde Glut zur Seligkeit eingehen; wie der Phönix aus der Asche, so würde sich das Unsterbliche an ihr aus den in Staub zerfallenden Schlacken irdischer Eitelkeit und Sünde zu den himmlischen Höhen erheben. Eine neue Magdalena, die schon auf Erden die Qualen des Fegefeuers überstanden, würde sie mit strahlendem Antlitz zu den Chören der Seligen treten und bei der Himmelskönigin selbst eine Fürsprecherin werden für die, deren Hand ihr die Pforte des Paradieses geöffnet hatte.

Solange sich Liebmundis' Auge an den lodernden Flammen berauschte, fühlte sie sich stark genug, den fürchterlichen Entschluß auszuführen. Sie war sogar im stande, einen Plan zu entwerfen, wie sich ihr Vorsatz, die Französin dem Feuertode zu weihen, verwirklichen ließe. Aber die Glut sank nach und nach zusammen und wurde nicht mehr genährt, da die Männer, vom Weine erhitzt, die Abendkühle nicht mehr empfinden mochten oder auch durch den Gegenstand ihrer Unterhaltung so sehr in Anspruch genommen wurden, daß sie alles andre um sich her vergaßen. Bald flackerten auf dem schwarzen Aschenhügel nur noch vereinzelte Flämmchen, und nur wenn ein leiser Windhauch durch den Hof strich, glühten hie und da an den halbverkohlten Scheiten ganze Reihen roter Fünkchen auf.

Und mit der schwindenden Glut schien in der Seele des Mädchens auch das Feuer des Wahnsinns zu erlöschen. Liebmundis fühlte sich von Minute zu Minute mehr ernüchtert und hüllte sich fröstelnd in die rauhe Decke, die ihr als Lager gedient hatte. Ihr Ohr öffnete sich wieder für die Laute der Außenwelt. Plötzlich bemerkte sie, daß die Unterhaltung sich um Reichard drehte. Nun horchte sie auf. Die schwarzen Gestalten, die dort vor ihr in weitem Kreise saßen, hockten oder lagen, gewannen mit einem Male Interesse für sie.

„Wenn was Wahres dran wär', so müßt' ich's doch wissen, Kamerad!" ließ sich jetzt Adrian's Stimme vernehmen. „Oder glaubst wohl, der Knecht wüßt' nicht, wie sein Herr sich rüstet, wenn er wider den Feind zieht? Ein Wams von Elenhaut für gewöhnlich und ein Brustharnisch von gutem Stahl für die Schlacht — das ist alles. Kugelzauber? Narrenspossen! Der Hauptmann müßt' sich den Bauch halten vor Lachen, wenn er davon hören thät'!"

„Magst sagen, was du willst, Bruder," entgegnete ein andrer, „ich aber weiß, was ich weiß. Mußt mich nicht lehren wollen, wie's im Kriege zugeht. Trag' die Arkebuse im zwölften Jahr. Im zwölften? Was sag' ich! Auf künftigen Sankt Leonhardstag werden's dreizehn, daß ich vom Pappenheimer das Handgeld nahm. Bin in manchem Quartier gelegen seit jener Zeit und hab' Zelt und Stroh geteilt mit Ungarn und Böhmischen, mit Deutschen und Welschen, mit Kroaten und Spaniern, wie es das Schicksal fügte, aber das lass' ich mir nicht ausreden: wer ein Würzlein vom Allermannsharnisch auf dem bloßen Leibe trägt oder ein Blättlein Papier, darauf der Passauer Henker mit Blut ein kräftig Sprüchlein geschrieben, der bleibt heil, und wenn die Kugeln auch so dicht fielen wie die Hagelschlossen in der Erntezeit."

„Er trägt weder ein Würzlein noch was Geschriebenes," sagte Adrian kopfschüttelnd.

„So trägt er ein Georgenhemd," fuhr der andre beharrlich fort, „das soll das Sicherste sein, ist aber schwer zu erlangen."

„Bedenk doch nur, Kamerad, drei gegen einen!" sekundierte ein dritter. „Sie haben ihm bös zugesetzt, und der Kerl, der ihn zuerst anfiel, focht wie der grüne Jäger selber. Und der Schwede brannte das Faustrohr auf ihn ab, — 's war nicht weiter als von mir zu dir, — und die Kugel blieb in der Luft hängen und fiel zur Erde wie eine Zwetsche."

Der Knecht hatte diesen letzten Argumenten kein Gehör mehr geschenkt. Er war mit seinen Gedanken nicht über das Georgenhemd hinausgekommen.

„Ein Georgenhemd, sagst du? Was hat's denn damit auf sich? Ist wohl auch ein Zauber dabei, wie ihn Scharfrichter und alte Weiber treiben?"

„Sag lieber, wie ihn junge Weiber treiben. Denn die ein solch Hemd spinnen und weben will, muß ein reines Mägdlein sein, sonst hilft aller Zauber nichts. Ich freilich, daß ich's nur gleich heraussag', ich thät' kein Georgenhemd anlegen, und wenn ich eine neue Montur und hundert Goldgulden dazu bekäm'. Mir wär' der Preis dafür zu hoch. Eine unsterbliche Seele ist keine Kaufmannsware. Braucht mich deshalb keiner für ein alt Weib zu halten, hab' meiner Tage zu Magdeburg wacker mit gesengt und gebrannt — aber ein gut katholisch Mägdlein eines Nothemdes wegen um seiner Seele Seligkeit bringen, das könnt' ich doch nicht."

Liebmundis richtete sich in ihrem Versteck auf und lauschte mit klopfendem Herzen. Jedes Wort traf sie wie ein Dolchstoß. Sie mußte hören, daß ihre Seele unrettbar verloren sei, um den Preis eines höllischen Zaubers dem Bösen verkauft. Aber seltsam! Sobald der erste Schreck, der sie bei dieser furchtbaren Erkenntnis befallen hatte, überwunden war, empfand sie weder Schmerz noch Wut, sondern nur das Gefühl des Triumphes, daß sie durch die Gnade der Heiligen berufen sei, den Teufel um seinen Lohn zu betrügen. Denn wenn sie auch selbst seiner Gewalt verfallen war, so wollte sie ihm doch dafür zwei andre Seelen aus den Krallen entwinden, und sie nahm sich schon vor, dereinst in der ewigen Glut ein gehöriges Hohngelächter anzustimmen, wenn der überlistete Höllenfürst, seinen Mißgriff bemerkend, den ganzen Handel verfluchen würde. Auch gegen Frau Anna hegte das Mädchen keinen Groll. Sie war überzeugt, daß diese selbst keine Kenntnis davon gehabt habe, mit welchem Opfer der Zauber erkauft worden sei. Und selbst wenn sie es gewußt hätte, wenn sie ohne Bedenken den Preis einer Mädchenseele für das Leben des Gatten eingesetzt hätte, so würde Liebmundis die letzte gewesen sein, der dieser Preis zu hoch erschienen wäre. Und was konnte es helfen, daß sie sich über ihr eignes Los Gedanken machte? Ihr Schicksal war besiegelt, sie konnte dem Verhängnis nicht mehr entrinnen. Diese Erwägung gab ihr Ruhe und Sicherheit zurück. Jetzt erst stand ihr Entschluß unumstößlich fest. Sie sah ihren Weg deutlich vorgezeichnet und wollte ihn gehen, ohne nach rechts und links zu blicken.

Und leise, wie sie gekommen, kroch sie aus ihrem Versteck hervor, glitt an der Hauswand entlang und schlüpfte in den Stall, wo sie auf ihrem Streulager neben den Rossen alsbald friedlichen Schlummer fand.

Der helle Morgen, dieser Zerstörer abendlicher Entwürfe, vermochte dem Vorsatze des seltsamen Geschöpfes nichts anzuhaben. Zeitiger als sonst war Liebmundis wieder bei der Arbeit, und ehe noch einer der Troßknechte den Stall betrat, stand der Tiger des Hauptmanns geputzt und gestriegelt vor der wohlgefüllten Raufe. Dann aber eilte das Mädchen durch die noch menschenleeren Gassen zur Mühle. Auf dem Stege machte sie Halt und beugte sich über den schwanken Fichtenstamm, der als Geländer diente, als ob sie drunten in der krystallklaren Flut die Fischlein erspähen wollte. Aber unter den langen, schwarzen Wimpern schoß der Blick ihrer Luchsaugen zum Hause hinüber, dessen hölzerne Innenläden im oberen Stockwerke noch verschlossen waren und das in der Frühe des kühlen Herbstmorgens selbst noch ebenso fest zu schlafen schien wie seine schöne Bewohnerin. Mit Befriedigung nahm das Mädchen wahr, daß die Fenster in beiden Geschossen schwere, weit ausladende Eisengitter aufwiesen, die die Bestimmung haben mochten, die etwas abseits gelegene Mühle gegen Räuber und Diebe zu sichern. Auch die Thür war mit eisernen Platten beschlagen, und ein zweiter Ausgang an einem Vorbau dicht über dem Wasser, der seit der Beseitigung des Mühlrades überflüssig war, schien erst in neuerer Zeit mit Bruchsteinen vermauert worden zu sein. Die Kundschafterin verließ den Steg und schlich an der Vorderseite des Hauses entlang bis in das enge Höfchen, das vorn vom Mühlgraben, an den Seiten vom Hause und einer mäßig hohen Mauer, hinten von der Stadtmauer eingeschlossen wurde, an die sich das Haus anlehnte und deren Wehrgang sich kaum zwei Klafter über das Dach eines in den Hofwinkel eingebauten und mit dem Hause verbundenen Schuppens erhob. Dieser Schuppen hatte einst als Stall gedient, war jetzt jedoch zum Teil mit altem Gerümpel gefüllt und wurde, seit die Besatzung im Städtchen lag, als Magazin für einen kleinen Getreidevorrat benutzt, der in Säcken aufgestapelt worden war, um jederzeit schnell fortgeschafft werden zu können. Durch eine offene Luke seitwärts von der Thür vermochte Liebmundis, als sie den Fuß in die Fugen des Mauerwerks setzte und sich ein wenig emporzog, die höchste Schicht der Kornsäcke zu sehen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß die Dachsparren des Schuppens an ihrem oberen Teile in den Dachstuhl der Mühle eingefügt waren, daß also zwischen dem Boden des Hauses und dem Anbau eine Art von Verbindung bestand, die es dem früheren Besitzer des Anwesens ermöglicht hatte, Getreide- und Mehlsäcke vom Schuppen aus auf den Speicher hinaufzuwinden. Ein Wagen, der in den Schuppen hineingeschoben wurde, konnte mithin unter Dach und Fach beladen oder entlastet werden.

Diese Entdeckung schien Liebmundis zu befriedigen und jede weitere Untersuchung der Oertlichkeit überflüssig zu machen. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf die Hausthür, an der ein mächtiger Eisenring als Klopfer angebracht war, und verließ schnellen Fußes die verhaßte Stätte.

Wer dem schwarzlockigen Reiterbuben im Quartiere Beachtung geschenkt hätte, der würde bemerkt haben, daß heute eine absonderliche, nicht recht natürlich scheinende Heiterkeit das feine, sonst so ernste Antlitz belebte und den dunkeln Augen einen seltsamen, beinahe unheimlichen Glanz verlieh. Aber um das ungesellige Geschöpf, das jedem aus dem Wege ging, das Ungeheißene von selber verrichtete und das ihm Befohlene zu thun sich trotzig weigerte, kümmerte sich nur ein einziger, der gute Adrian, und der war ein so schlechter Menschenkenner, daß er Liebmundis' Lächeln für bare Münze nahm und sich über die Wandlung in ihrem Wesen von Herzen freute.

Er war fest davon überzeugt, das Mädchen habe seinen Ermahnungen endlich Gehör geschenkt und werde nun auch seinen Werbungen nicht mehr lange Widerstand leisten.

In diesem Glauben wurde er noch bestärkt, als ihn Liebmundis am Nachmittage in den Stall rief und ihn bat, bei einem tollen Streiche mitzuwirken, durch den sie sich, wie sie sagte, an der Zofe der Französin für einen ihr zugefügten Schabernack rächen wolle. Adrian war kurz vorher zugegen gewesen, wie Herr Reichard seinem Reiterbuben den Befehl gab, den Tiger zu satteln, und dabei bemerkte, er müsse nach Sinzig reiten und werde von dort vor Mittag des nächsten Tages nicht zurückkehren. ‚Wenn die Katze fort ist, so tanzen die Mäuse,‘ dachte der Knecht und faßte den Vorsatz, den freien Abend gründlich auszunutzen. Was hätte ihm also gelegener kommen können, als daß das Mädchen ihn gerade heute mit ungewöhnlicher Freundlichkeit behandelte und seine Hilfe in einer so lustigen Sache, wie der geplante Streich doch ohne Frage sein würde, in Anspruch nahm!

Die Dämmerung trat ein, aber immer noch machte Liebmundis keine Anstalten, an die Ausführung ihres Vorhabens zu gehen oder auch nur ihrem ungeduldigen Mithelfer irgend eine Andeutung zu geben, wie, wann und wo der Anschlag gegen das Zöflein ausgeführt werden sollte. Sie schlich sich vielmehr, als es völlig dunkel geworden war, aus dem Hause und blieb den ganzen Abend unsichtbar. In Adrian stieg der Verdacht auf, daß ihn das Mädchen zum Narren halten wolle, und so warf er sich denn nach langem vergeblichen Warten mißmutig auf die Streu, um im Schlafe Balsam für seinen Herzenskummer zu suchen. Er hatte noch nicht lange dort gelegen und den Mücken zugeschaut, die das trübe Licht der Stallaterne umtanzten, als ihn jemand mit der Fußspitze an der Schulter berührte. Er richtete sich auf und erkannte die Erwartete.

„Jetzt ist's an der Zeit, komm mit!“ flüsterte sie. Dann wandte sie sich auch schon wieder dem Ausgang zu und eilte über den düsteren Hof auf die Straße. Nur mit Mühe vermochte er ihr zu folgen. Sie schlug die Richtung nach der Mühle ein. An einer Ecke der Hauptgasse stand ein Kornett von den Dragonern, der sich mit einem weiblichen Wesen in französischer Sprache unterhielt. Trotz der Dunkelheit glaubte Adrian in dem Mädchen die Zofe zu erkennen. Er machte Liebmundis darauf aufmerksam. Aber diese ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

„Nein,“ sagte sie hastig, „ich glaubte es zuerst auch, aber sie war es nicht. Es war die Tochter des Bäckers aus dem ‚Einhorn‘. Müßt' auch nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn jene jetzt hier auf der Gasse liegen sollt'. Hab' sie eben erst in der Mühle am Fenster ihrer Herrin gesehen. Die läßt sie vor elf nicht los. Dann aber will sie aus dem Hause zu ihrem Liebsten, der heut von den Spanischen aus Lohrsdorf herübergekommen ist und morgen weiter auf Saffenburg reitet. Der spanische Musjö soll aber umsonst auf sein sauberes Schätzlein warten, es sei denn, daß sie wie die Hexen in der Walpurgisnacht durch den Rauchfang entweichen könnt'. Nun komm, eh' sie uns doch noch entwischt!“

Sie waren bei der Mühle angelangt und betraten den Steg. Im Hause schien alles ausgestorben zu sein oder im tiefsten Schlafe zu liegen. Nichts regte sich; kein Fenster war erhellt. Die Nacht, kalt und sternenklar wie sonst nur Spätherbstnächte, schien Liebmundis' Vorhaben begünstigen zu wollen. Es war so finster, daß man nicht erkannt werden konnte, aber doch hell genug, daß man sich selbst zurecht zu finden vermochte.

Das Mädchen ergriff die Hand ihres Begleiters und legte sie auf das Geländer des Steges.

„Kannst du das losreißen?“ fragte sie.

„Sollt' was Rechtes sein,“ gab er zurück und umspannte die Stange mit beiden Händen. „Soll ich?“ meinte er dann.

„Thu's.“

Die Stange bog sich, und die Pfosten ächzten. Adrian, durch den Widerstand des Holzes zu ungewöhnlicher Thatkraft angefeuert, legte sich in der Mitte des Steges auf den Rücken und versuchte den schlanken Fichtenstamm zu sich herabzureißen. Endlich glückte es ihm.

„Hier ist sie,“ sagte er, „was nun?“

„Nimm sie und folge mir. So! Kannst du die Fenstergitter erkennen rechts und links von der Thür? Gut, so schieb die Stange hindurch.“

Er that, wie ihm geheißen wurde. Die Stange ging wie ein gewaltiger Riegel über die Thür weg und stak auf beiden Seiten fest zwischen den Eisenstäben der Gitter.

Das Mädchen überzeugte sich davon, daß sie durch Rütteln nicht aus ihrer Lage zu bringen war. Dann ging es in den Hof und kehrte mit einer Kette zurück, die es dort offenbar versteckt gehabt hatte und die es nun durch den Klopfring der Thür zog und dann um die Stange schlang und mehrfach verknotete. Als dies gethan war, trat Liebmundis an Adrians Seite und sagte: „Sei bedankt für deine Hilfe. Aber jetzt brauche ich dich nicht mehr. Geh nach Haus und laß mich allein.“ Und als er zögerte, sie zu verlassen, fügte sie noch hinzu: „Glaubst du, daß jemand von drinnen heraus kann, wenn nicht ein andrer kommt, der ihn befreit?“

Sie lachte, aber dem Knechte war's, als ob bei diesem Lachen ihre Zähne wie im Schüttelfroste aufeinander schlügen. Der ganze Anschlag kam ihm plötzlich ein wenig unheimlich vor. Für einen Schabernack erschienen ihm die Vorbereitungen etwas zu umständlich. Er ängstigte sich um die Geliebte und wollte an ihrer Seite bleiben. Allein sie wies ihn fort — mit einem Ausdruck in Ton und Gebärde, dem er sich nicht zu widersetzen wagte.

Langsam und häufig stehen bleibend wanderte er heim. Als er den Steg erreicht hatte, kam ihm der Gedanke, noch einmal leise zurückzugehen und abzuwarten, was geschehen würde. Aber er führte diesen Gedanken nicht aus, weil er von Liebmundis ertappt zu werden fürchtete. Wäre er seiner Eingebung gefolgt, so würde er bemerkt haben, wie sie aus einem Winkel im Hofe eine Angelruthe zum Vorschein brachte, die an ihrem oberen Ende mit Werg umwickelt war, wie sie das Werg in einen mit Pech gefüllten Topf tauchte und dann mit Hilfe eines Oellämpchens, das bis dahin unter einem Eimer verborgen gebrannt hatte, in Flammen setzte. Was dann geschah, war das Werk eines Augenblicks: blitzschnell stieg der schwelende Feuerbrand empor und verschwand in der Luke des Schuppens. Und wieder suchte ein tastender Fuß die Fugen im Gemäuer, und wieder klammerte sich Liebmundis Linke droben an der Luke fest, während ihre Rechte die Angelruthe tiefer und tiefer in das Balkenwerk des Dachstuhles führte, bis der flackernde Brand die Sparren schwärzte und die Flammen von dem in Schwamm zerfallenden Werg auf das verstäubte Gerümpel des Bodens übersprangen.

Als sich Liebmundis von dem Erfolge ihrer Bemühungen überzeugt hatte, glitt sie an der Mauer herab und verließ den Hof. Mit schnellen Schritten eilte sie davon, aber je weiter sie sich von der Mühle entfernte, desto mehr verlangsamte sie ihre Flucht. Noch bevor sie das Quartier erreicht hatte, wandte sie sich um und kehrte auf einem andern Wege zum Orte ihrer That zurück, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das Feuer auch nicht erloschen sei. Die Stadt lag totenstill, kein Mensch begegnete ihr. Auch in der Mühle regte sich nichts. Die Brandstifterin betrat noch einmal den Hof, eilte aber zurück, als sie einen roten Lichtschein wahrnahm, der aus der Luke auf die gegenüberstehende Wand fiel.

Auf dem Stege machte sie Halt. Ihr Blick hing an dem Fenster, hinter dem ihre Feindin dem Verderben entgegenschlummerte. Jetzt begannen droben einzelne Dachziegel zu bersten. Durch die Lücken bekam das Feuer Luft. Ganze Reihen von Ziegeln rutschten herab und zerschellten auf dem Pflaster des Hofes. Schwarzer Qualm stieg auf, an dem einzelne dunkelrote Flammen emporkletterten. Das Feuer schien sich mit Windesschnelle über den Boden zu verbreiten. Und doch blieb im Hause alles still. Das Sparrenwerk des Daches stand in vollen Flammen, als endlich in Madeleines Zimmer Licht angezündet wurde. In demselben Augenblick ließ sich vom westlichen Thorturme das Horn des Wächters vernehmen, dessen gellendem Schall der langgezogene Ruf „Feurio!“ folgte.

Das Mädchen auf dem Stege regte sich nicht und starrte mit wollüstigem Grauen in das Flammenmeer. Jetzt sah sie, wie eine Gestalt im Nachtgewand von Fenster zu Fenster eilte und dann wieder verschwand. Auf das Dach des Anbaues, der, niedriger als das Wohnhaus, bis jetzt verschont geblieben war, sprangen nun auch die Flammen über. Und da geschah etwas, das Liebmundis' Blut erstarren ließ: aus dem Schuppen tönte das entsetzte Gewieher eines Pferdes. Das war Reichards Tiger! Der Mann, um dessentwillen Liebmundis das Element entfesselt hatte, dem die lodernden Flammen seine Freiheit wiedergeben sollten, er weilte in dem brennenden Hause, er würde mit der Verführerin zusammen untergehen! Die Lüge, die er ausgesprochen, um sein sündhaftes Thun vor den Augen der Welt zu verbergen, sie sollte ihm zum Verderben gereichen! Und das Mädchen, berauscht vom Anblicke der prasselnden Lohe, empfand kein Erbarmen mit dem Unglücklichen; es wuchs in dem Bewußtsein, als ein Werkzeug des zürnenden Himmels zu dienen, über sich selbst hinaus und erschien sich wie der rächende Engel an der Paradiesespforte.

Drinnen an der Thür wurde mit der Kraft der Verzweiflung gerüttelt, während droben am Fenster Madeleine um Hilfe schrie und mit ihren weißen Armen die Gitterstäbe angstvoll umklammert hielt. Die Flammen hatten das Gebälk des Bodens an mehreren Stellen zerstört, verbreiteten sich nun auch durch die bewohnten Räume des alten Hauses und schlugen durch die Fenster ins Freie. Die Glut versengte das dichte Rebgeflecht, das die ganze Vorderseite der Mühle umkränzte, und fand an der zerfaserten Rinde der armdicken Weinstöcke willkommene Nahrung. Wie Leuchtkäfer oder Irrlichter tanzten die Funken an den Guirlanden auf und nieder und verwandelten sich alsbald in knatternde Flämmchen, über denen das grüne Laub in undurchdringlichen Qualm aufging.

Der Gedanke, daß das unschuldige Tier im Schuppen ersticken müsse, ließ das Mädchen nicht länger auf seinem Posten ausharren. Sie eilte in den Hof, um die Thür zu öffnen, die aber war fest verschlossen. Während sich Liebmundis hier noch abmühte, erschienen die ersten der durch den Turmwächter alarmierten Bürger und Soldaten auf der Brandstätte. Sie vernahmen die Hilferufe, vermochten aber wegen des dichten Rauches nicht bis zur Hausthür vorzudringen und eilten in den Hof, um die Schuppenthür zu erbrechen, an der sie des Hauptmanns Reiterbuben so eifrig beschäftigt sahen und in der sie daher einen zweiten Zugang zum Hause vermuteten.

Unter ihnen befand sich Adrian. Als er Liebmundis hier wiedersah, begriff er, was geschehen war. Er faßte sie beim Arm und zog sie auf die Seite.

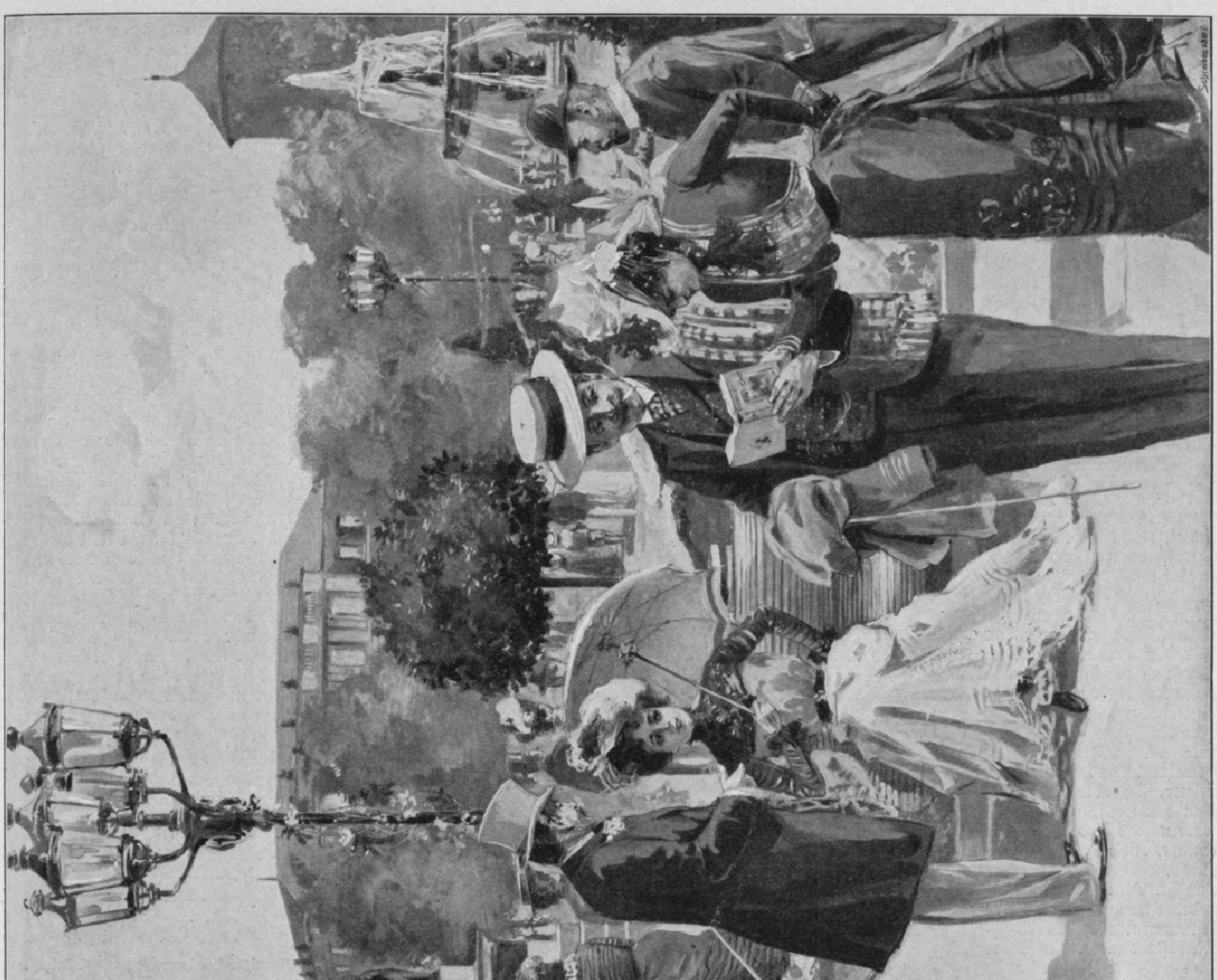
„Was hast du gethan, Wahnsinnige!“ flüsterte er ihr zu, „weißt du auch, daß sie dich töten werden, wenn sie entdecken, daß du es warst? Komm mit mir, eh' es zu spät ist, laß uns fliehen; gleich wird das Thor geöffnet, sie schleppen schon Leitern herbei, um von der Stadtmauer aus zu löschen.“

Aber das Mädchen schien nichts zu hören. Sie riß sich los und starrte wieder mit dem Ausdruck fanatischer Begeisterung in die Flammen. Wenn der Zugwind den Qualm auf Sekunden vertrieb, konnte man zwei Gestalten, die sich eng umschlungen hielten, an einem der Fenster erkennen. Die Hilferufe waren verstummt, nun aber, da die Decke des Gemaches mit furchtbarem Krachen herabstürzte und der Luftdruck brennende Holzstücke und kohlende Teile von Tapeten und Kleidern in weitem Umkreise zerstreute, vernahm man ein Wehegeschrei, das selbst die rohen Söldner mit Grausen erfüllte.



Die Begegnung.

Nach dem Gemälde von A. Perez.



Parademusik auf dem Schloßplatz in Stuttgart.

Nach einer Zeichnung von C. Münch.

Der Knecht, noch immer auf die Rettung der Geliebten bedacht, riß das Mädchen gewaltsam mit sich fort, vermochte aber nicht, die sich Wehrende über den Steg zu bringen, an dessen Geländerpfosten sie sich anklammerte. Inzwischen hatte man die Thür des Anbaues erbrochen und damit nur erreicht, daß das Feuer nun auch im Schuppen um sich griff. Das Pferd war auf keine Weise zu bewegen gewesen, den Raum zu verlassen, und lag jetzt röchelnd am Boden.

Während die von Augenblick zu Augenblick anwachsende Menge vor dem Hause auf und nieder wogte und jeder Ratschläge erteilte, die niemand beachtete, während dieser nach Leitern und Stricken, jener nach Aexten und Eimern rief, gerieten im Schuppen die Getreidesäcke in Brand, platzten unter gewaltigem Puffen und entsandten ihren Inhalt als feurige Garben hoch in die Luft. Ein Regen von glühenden Körnern fiel auf die Zuschauer, die dieses Schauspiel mit Entsetzen, Neugier und Lust betrachteten, herab oder erlosch zischend im Wasser des Mühlgrabens.

Inzwischen hatte man Leitern an die Stadtmauer gelegt und vom Wehrgang aus etliche Eimer Wassers in die Flammen gegossen, obgleich die Nutzlosigkeit dieses Unternehmens auf der Hand lag. Man beschränkte sich daher bald darauf, die leichte Holzbedachung und das Balkenwerk des Wehrganges selbst naß zu halten, um zu verhindern, daß das Feuer auf diesen übersprang und sich so an der Mauer entlang über die Nachbarhäuser verbreitete. Durch diese Bemühungen wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der brennenden Mühle abgelenkt. Man war auch um so geneigter, sich ablenken zu lassen, als in dem Hause alles längst still geworden war und so aufregende Scenen, wie sie die vorangegangenen Minuten geboten hatten, jetzt, da die im Hause Eingeschlossenen offenbar den Flammen zum Opfer gefallen waren, nicht mehr zu erwarten standen. Nun sah man mit angenehmem Gruseln den waghalsigen Männern zu, die sich wie Seiltänzer droben auf dem schmalen First der hohen Stadtmauer bewegten und, einander den Eimer zureichend, bald im schwarzen Qualm verschwanden, bald von der roten Glut auf das prächtigste beleuchtet wurden.

Plötzlich ließ sich in der Menge das Jammergeschrei einer weiblichen Stimme vernehmen. Ein Mädchen, gefolgt von einem Dragoner-Kornett, drängte sich durch das Volk und eilte auf das brennende Haus zu. Als es den Steg betrat, ließ Liebmundis den Pfosten, an dem sie sich bis dahin angeklammert gehalten hatte, los und streckte der Weinenden die Arme entgegen.

„Was heulst du, Dirne?“ rief sie. „Solltest deine Herrin lieber darum beneiden, daß sie ihre Sünde gebüßt hat hier auf Erden schon! Nun werden die Heiligen Erbarmen mit ihr haben.“

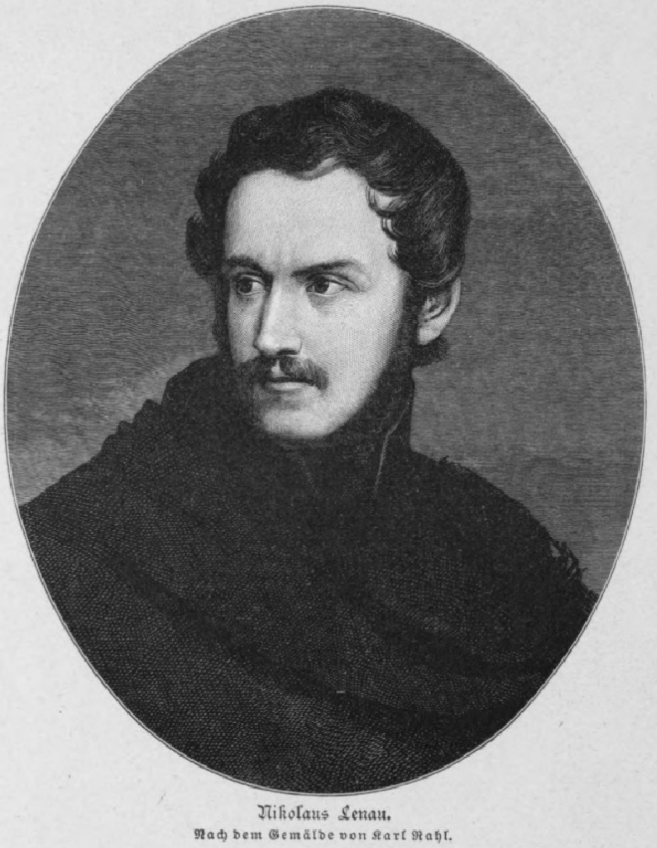
Adrian, der nicht von Liebmundis' Seite gewichen war, machte verzweifelte Anstrengungen, sie am Reden zu verhindern. Als ihm dies nicht gelang und ein Kreis von Neugierigen die sich wie wahnsinnig Gebärdende mehr und mehr einschloß, versuchte er, ihre Stimme zu übertönen.

„Hört nicht drauf, was der Bube da sagt,“ schrie er, „das Feuer hat ihm seine Sinne verwirrt, er weiß nicht, was er spricht. Komm nach Hause, Bursch, wir wollen dir das Haupt scheren und eine schwarze Henne mit aufgerissenem Leibe darauf binden, das wird dir gut thun und dich von deiner Wahnwitzigkeit heilen.“

„Ich bin nicht wahnwitzig und bin auch kein Bube!“ rief die Rasende. „Daß ihr's alle wißt, ich bin ein Engel des Himmels, den der heilige Laurentius gesandt hat, die Sünde aus dieser Welt zu vertilgen. Ja, schaut mich nur an! Ich habe den Ofen dort eingeheizt, in dem die Landfahrerin brennt und ihr Galan, und wenn sie mir im Paradiese begegnen, so werden sie mir danken und mich segnen, wie mich mein alter Vater gesegnet hat jeden Morgen, wenn er mit Büchse oder Saufeder in den Schornbusch ging. Meine Mutter ist schon lange tot, daß ihr's wißt, die hatte eine gar liebliche Stimme, und damit sang sie:

„Es wollt' ein' Jungfrau früh aufstehn,
Wollt' in des Vaters Garten gehn,
Rot Röslein wollt' sie brechen —

„Wir hatten auch einen tüchtigen Leithund daheim, daß ihr's wißt, und dazu zwei Spürhunde, und wenn die Wildgänse kamen, dann steckten



Nikolaus Lenau.
Nach dem Gemälde von Karl Rahl.

wir Sankt Eustachius ein wächsern Kerzlein an, und dann brieten wir Aepfel im Ofen, drei Aepfel mit roten Bäcklein, einen für mich und einen für den Vater, und der dritte, der war für Sankt Georg den Ritter, der den schönen Tiger reitet —“

Sie wollte weiter reden, unbekümmert um die Menge, die sie, seit sie sich zu der furchtbaren That bekannt hatte, brüllend und tobend umringte, als vier wallonische Troßknechte, in dem unglücklichen Geschöpf nur den Brandstifter und Mörder des von seinen Leuten vergötterten Hauptmanns, nicht aber eine Wahnsinnige erkennend, den Wall von Menschenleibern durchbrachen und sich des Mädchens bemächtigten.

Das Volk, mitleidslos, wie es stets war und stets sein wird, begriff sogleich, was die rohen Gesellen im Sinne hatten. Der Ruf: „Ins Feuer mit ihm!“ pflanzte sich mit Sturmeseile fort und wuchs zu einem vielhundertstimmigen Geheul. Adrian wurde zu Boden geschlagen, und über ihn weg flutete die entfesselte Menge dem Schergen nach, der, das Mädchen auf dem Arme, zum nahen Stadtthor eilte. Man sah über den Köpfen des Volkes den zarten Leib der dem Tode Geweihten hin und her schwanken, man sah, wie ihre Lippen sich noch bewegten, und wie das Lächeln des Wahnsinns über das feine Antlitz glitt.

Der Rächer seines Herrn erstieg, von den Gefährten unterstützt, mit seiner Last die Mauer und schritt, auf dem schmalen Firste sich mit Mühe im Gleichgewicht haltend, bis zu der Stelle, die gerade über der nun schon fast völlig ausgebrannten Mühle lag. Dort hob er sein Opfer so hoch er's vermochte, gleichsam als wollte er es noch einmal der Beifall brüllenden Menge zeigen, und schleuderte es über das Dach des Wehrganges hinweg in den glühenden Abgrund. Funken stoben auf, und eine mächtige Flamme leckte noch einmal aus der Tiefe empor. Aber die atemlos lauschende Horde vernahm keinen Schrei und kein Gewimmer. Alles blieb still. Der Himmel, mitleidiger als seine Kreaturen, hatte ein Werkzeug, dessen er nicht mehr bedurfte, schnell und schmerzlos vernichtet.

Um diese Stunde saß im Giebelgemache eines der hohen Häuser am Heumarkt zu Köln ein blondes junges Weib und las wohl zum zwanzigsten Male dieselbe Seite des kleinen Gebetbuches, das vor ihr auf dem Tische im Lichtkreise eines Wachsstockes lag. Als jetzt von den Türmen zu St. Martin und St. Maria im Kapitol dumpfer Glockenschlag die elfte Stunde verkündete, warf die einsame Frau einen Blick nach dem Schranksims, auf dem eine kleine Augsburger Kunstuhr stand. Und erblassend sah sie, wie der bronzene Perpendikel langsamer und langsamer ging, und wie die Sense, mit der ein bärtiger Saturn die Stunden wies, auf der Elf stehen blieb. Da wußte sie, daß es für sie nichts mehr zu hoffen gab. Sie schloß das Büchlein, legte das stille sanfte Antlitz auf die gefalteten Hände und weinte um den Gatten, dem das Georgenhemd zum Nessushemde geworden war.

Nikolaus Lenau.

Eine Säkularerinnerung zum 13. August.

Von

Otto Franz Gensichen.

Alexander der Große beklagte es, daß seine Heldenthaten nicht von dem längst verstorbenen Homer besungen werden konnten, und Nikolaus Lenau bedauerte es, daß seine frühsten „Gedichte“ erst vier Jahre nach Franz Schuberts Tode erschienen und somit der Vertonung durch den großen Liederkomponisten entbehren mußten. Wohl wurden schon bei Lenaus Lebzeiten viele seiner Lieder von namhaften Meistern in Musik gesetzt, und nach seinem Tode haben zahlreiche Komponisten ersten Ranges eine Fülle von Kompositionen zu Lenauschen Texten veröffentlicht, aber keine dieser Melodien hat soche Volkstümlichkeit erlangt, wie Franz Schubert sie seinen besten Singweisen einzuhauchen wußte.

Freilich würde Lenau, wiewohl seine rein lyrischen Lieder die weitaus hervorragendsten unter seinen Dichtungen sind, selbst durch das musikalische Genie eines Franz Schubert kaum echte Volkstümlichkeit erlangt haben. Er gehört nächst Heinrich Heine zu den vielleicht am öftesten komponierten deutschen Dichtern; aber während mehrere Heinesche Lieder, vor allen seine Lorelei, wirklich ins Volk gedrungen sind, wurde dieser Vorzug keinem einzigen Lenauschen Liede zu teil. Die Schuld hieran liegt nicht etwa allein bei den Komponisten, die es dadurch versehen hätten, daß sie ihre Singweisen nicht populär genug hielten; nein, sie liegt hauptsächlich in der Eigenart der Lenau'schen Lyrik, die fast ausschließlich Stimmungsmalerei ist. Die Lieder aber, die wirklich ins Volk dringen sollen, müssen, bei aller Schlichtheit und Knappheit, doch ein Etwas von dramatischer Handlung und Steigerung, einen gewissen balladenartigen Charakter haben. Das beweisen alle echten Volkslieder: „Sah ein Knab'



Phot. Jul. Bierbaum.
Das Geburtshaus Nikolaus Lenaus in Csatád (Ungarn).

ein Röslein stehn", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Ich hatt' einen Kameraden", „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein", „In einem kühlen Grunde", „Es ist bestimmt in Gottes Rat", „Stille Nacht! Heilige Nacht!" u. s. w. u. s. w. In all diesen Liedern wird ein Vorgang geschildert, der sich von Vers zu Vers, gleichsam wie ein Miniaturdrama von Akt zu Akt, bis zur Schlußlösung gipfelt. Daß aber bloße Stimmungsmalerei, und wäre es die vollendetste, nicht wahrhaft populär wird, beweisen die beiden vielleicht herrlichsten Perlen dieser Gattung: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" und „Freudvoll und leidvoll". Wohl nie hört man diese beiden entzückenden Lieder von der breiten Masse des Volkes gesungen, das mit diesen wie Blütenduft hingehauchten Naturlauten nichts anzufangen weiß.

Aehnlich ergeht es der Lenauschen Lyrik, unter der seine „Schilflieder" wohl obenan stehen. Sie haben nicht die Schlichtheit und Urwüchsigkeit jener Goetheschen Weisen, nicht deren ruhige Objektivität, sie sind gekünstelter und lassen das subjektive Empfinden des Dichters stets stark hervortreten, zuweilen sehr zum Nachteil des einzelnen Liedes. Wenn beispielsweise in dem am weitaus öftesten komponierten Gedichte „Auf dem Teich, dem regungslosen", der Schlußvers mit dem „Weinend muß mein Blick sich senken", anhebt, so ist in dem Liede selbst die thränenselige Stimmung des „Weinens" durchaus nicht begründet und nur dadurch verständlich, daß man aus der Lebensgeschichte des Dichters



Das Denkmal Nikolaus Lenaus in Wien. Von K. Schwerzek.

weiß, er habe dies Gedicht wie alle „Schilflieder" aus Liebe zu einem Mädchen verfaßt, um das er nicht zu werben wagte, und dem zu entsagen ihm gar schwer fiel. Ohne diese biographische Kenntnis bleibt es unklar, weshalb ein Liebender in herrlicher Mondnacht beim Gedenken an die Geliebte gerade „weinen" soll.

Das starke Hervortreten der subjektiven, fast stets sehr schwermütigen Stimmung ist ein zweites Hindernis, um Lenaus Lieder wirklich populär werden zu lassen. Im Salon, im Konzerthaus wird das feinere, meist schon etwas nervös angekränkelte Publikum sich von diesen wohllautweichen, tief empfundenen, melancholischen Liedern eines krankhaft reizbaren Naturells willig berücken lassen; die derbe, gesunde Masse des Volkes verlangt kräftigere, lebensfrischere Kost.

Was von Lenaus sangbaren Liedern gilt, trifft auch auf seine übrigen Gedichte zu. Nicht eins davon hat annähernd die Popularität erlangt wie Bürgers, Goethes, Schillers, Uhlands, Heines erzählende Gedichte. Der Grund hierfür liegt hauptsächlich darin, daß Lenau der Kraft ermangelte, Menschen und Vorgänge in scharfen, knappen Zügen gleichsam mit greifbarer Anschaulichkeit vor die Augen des Lesers zu bannen. Die wenigen Gedichte, in denen ihm dies am ehesten gelang, sind deshalb auch am volkstümlichsten geworden: „Der Postillon", „Die drei Zigeuner", „Die Heideschenke" und ähnliche. Wie Lenau gar keine dramatische Begabung besaß und als eigentlicher Dramatiker nie hervorgetreten ist (die beiden dialogisierten Versuche „Don Juan" und „Helena" erschienen erst nach seinem Tode), so fehlt auch fast allen seinen Gedichten das dramatische Haupterfordernis: die Handlung. Unter diesem Mangel leiden auch seine drei größten Dichtungen „Faust", „Savonarola" und „Die Albigenser" gar empfindlich. Man hat Lenau nicht mit Unrecht den „Bildhauer des Gedankens" genannt. Ja, Gedanken, Stimmungen und Empfindungen weiß er in bezaubernder Form, mit berückendem Wohllaut, mit plastischer Deutlichkeit auszudrücken; aber den Aufbau auch nur der schlichtesten, organisch fortschreitenden Handlung und das Schaffen lebenswahrer, blutwarmer Menschen versteht er nicht.

Deshalb ist er, wie „Savonarola" und „Die Albigenser" schlagend beweisen, auch kein echter Epiker. Selbst innerhalb der ziemlich engen Schranken seiner Begabung entfaltet er keine große Fruchtbarkeit: seit dem Mai 1821 begann der damals Neunzehnjährige sich der Dichtung zu widmen, und bis zu seinem am 29. September 1844 erlittenen ersten Schlaganfall blieb er schaffensfrisch; aber die Ausbeute dieser dreiundzwanzig Jahre vollster Manneskraft ist auch dem Umfang nach nur gering.

Gewiß darf man die Größe eines Künstlers nicht nach der Zahl seiner Werke bemessen, und ein kurzes, wahrhaft gelungenes Lied kann an dauerndem Wert ganze Bände aufwägen. Aber zur Charakteristik Lenaus mußte auch dieser Zug nur spärlicher Produktivität betont werden, da er mit dazu beitrug, daß sich das Bild dieses Dichters so fest dem Gedächtnis des Publikums eingeprägt hat. Gerade weil Lenau weder durch die Mannigfaltigkeit der Qualität, noch durch die Fülle der Quantität den Leser verwirrt, ist der Gesamteindruck leicht festzuhalten. Wird letzterer doch überdies durch einige eigenartige Lichter noch besonders verschärft: durch das rastlose Ringen nach Wahrheit, dem man die aufrichtige Ehrlichkeit ebenso anmerkt wie der ungeheuchelten Schwermut, und durch das ungarische Lokalkolorit sehr vieler Gedichte.

Freilich war Lenau nur zufällig in Ungarn geboren, aber nach Herkunft, Muttersprache und Erziehung ein echter Deutscher. Seine bis ins sechzehnte Jahrhundert nachweisbare Familie stammte aus der Gegend von Strehlen in Schlesien und nannte sich „von Niembsch", wiewohl ihr Adel nicht urkundlich zu beweisen war. Erst der Großvater des Dichters, ein im österreichischen Heere bis zum Oberst emporgestiegener verdienstvoller Offizier, wurde zu Weihnachten 1820 als „Joseph Niembsch, Edler von Strehlenau," durch Kaiser Franz I. in den erblichen österreichischen Adelsstand aufgenommen, und sein Enkel nannte sich nachmals als Dichter mit den beiden letzten Silben des neugebackenen „Strehlenau".

Nur die ersten sechzehn Jugendjahre verbrachte Lenau ununterbrochen in seinem Geburtslande Ungarn. Dann kam er durch die Fürsorge der Großeltern nach Wien, wo er die letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens, einige kurze Unterbrechungen abgerechnet, beständig verbrachte. Und wenn auch weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite magyarisches Blut in seinen Adern rollte, so waren doch die in Ungarn, besonders in dem durch Wein, Rosen und Nachtigallen berühmten Tokai gewonnenen Jugendeindrücke stark genug, um später seinen Dichtungen ein spezifisch ungarisches Lokalkolorit aufzuprägen. Sonst hat er nur noch von seinem kurzen Aufenthalt in Amerika bestimmte Farbentöne für einzelne Gedichte verwertet, während seine neue Heimat Wien und sein „zweites Vaterland" Württemberg, das er seit 1831 fast alljährlich besuchte, und wo seine berühmten „Schilflieder" und viele andre seiner herrlichsten Dichtungen entstanden, ihm keine besonders hervortretenden Farben für seine poetische Palette lieferten.

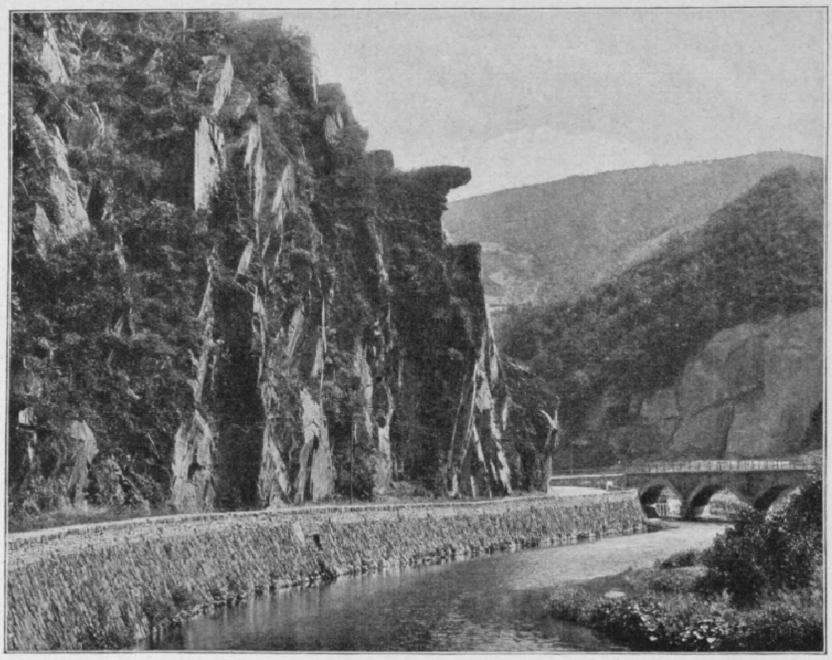
Eintönig wie Lenaus Dichtungen ist auch sein Leben. Geboren am 13. August 1802 in dem ärmlichen Dörfchen Csatád bei Temesvar, hatte er von seinem ausschweifenden, schon im dreißigsten Lebensjahr elend gestorbenen Vater und von seiner leidenschaftlichen, ewig mit Sorgen ringenden, durch ihren sittenlosen und doch heiß geliebten Gatten arg betrogenen Mutter leiblich und seelisch ein schlimmes Erbe überkommen. Noch nicht fünfjährig, verlor er den Vater, wurde von der überzärtlichen Mutter arg verhätschelt, lernte frühzeitig Mangel und Not, aber niemals eine straffe Erziehung durch kräftige Manneshand kennen, tummelte sich, halb aus angeborener Energielosigkeit, halb aus redlichem Wissensdrang, in der Philosophie, Jurisprudenz, Medizin und Landwirtschaft herum, bestand nie ein Schlußexamen, brachte es zu keiner festen Stellung oder geregelten Thätigkeit und blieb zeitlebens Student in höheren Semestern. Ein ihm nach dem Tode der Großeltern zugefallenes Erbe von zehntausend Gulden und die bescheidenen Honorare für seine Dichtungen schützten den Anspruchlosen zwar vor Nahrungssorgen, erlaubten ihm aber keine großen Sprünge. Erst als Dreißigjähriger tritt er in Goethes Todesjahre und bei Goethes letztem Verleger Cotta in Stuttgart mit einem Band „Gedichte" vor die Oeffentlichkeit und erringt zwar den Beifall der Gebildeten, aber keine tiefe, packende Wirkung auf die ganze Nation. Ein in demselben Jahre unternommener Versuch, seine schmalen Finanzen durch Ankauf von Ländereien in Amerika aufzubessern, scheiterte kläglich und trug ihm außer pekuniären Verlusten nur den Skorbut und die Gicht ein.

Lenau selbst hat sich in einem Gedichte als „Pechvogel" geschildert, und Pechvogel blieb er in Wahrheit zeitlebens, auch den Frauen gegenüber. Durch seine erste Jugendliebe zu einem unwürdigen Mädchen aus niederem Stande, das ihn schmählich betrog, sehr verbittert, wagte er es sechs Jahre später nicht, um jene edle, jungfräuliche Schwäbin zu werben, die ihn zu seinen „Schilfliedern" und zahlreichen seiner schönsten Gedichte begeisterte. Dagegen ließ er sich in Wien von der kühlen, koketten Gattin eines seiner Freunde elf Jahre lang fesseln; sie gewährte ihm genug, um ihn unentrinnbar in ihrem Netze zu halten, und versagte ihm zu viel, um ihn wahrhaft zu beglücken. Zweimal machte er den Versuch, sich ihr durch eine anderweitige Verlobung zu entreißen; der erste endete mit der Auflösung der Verlobung, der zweite mit seinem Verfallen in unheilbaren Wahnsinn.

Das von Vater und Mutter überkommene verhängnisvolle Erbe, sein Bummelleben im „silbernen Kaffeehaus" zu Wien mit dem Trinken des „giftscharfen" Kaffees, sein Vermeiden jeder fest geregelten Thätigkeit haben an der völligen Geisteszerrüttung des unglücklichen Dichters sicherlich den Hauptanteil, doch bleibt das Conto der koketten Frau trotzdem sehr schwer belastet. Sechs volle Jahre verbrachte Lenau als geistig Toter in der Irrenanstalt, bis er endlich am 22. August 1850 auch leiblich starb.

Kaum ein Lichtblick strahlt aus diesem freudearmen Leben, und es ist begreiflich, daß Lenau in seinen Dichtungen fast niemals heitere Töne anschlägt, sondern die „sinnende Melancholie" auch in seiner Poesie als „Begleiterin" erwählt. Sicherlich hat auch er sich dem Einflusse, den damals Lord Byrons „Weltschmerz"-Dichtung mehr oder minder auf fast alle Dicher ausübte, nicht völlig entzogen; aber er kokettiert nie mit seinem Kummer und erzwingt stets den Eindruck: sein Trübsinn ist echt und aus einem leidvollen Leben, einem tief verwundeten Herzen organisch geboren, nicht als Modeflitter künstlich aufgesetzt. Und diese künstlerische Wahrheit sichert im Verein mit der Wärme der Empfindung, dem Tiefsinn der Gedanken, dem Wohllaut der Sprache auch dem Dichter des Schmerzes die Unsterblichkeit, solange Theodor Fontanes Wort wahr bleibt:

„Der Schmerz ist ewig wie der Tod!"



Bunte Kuh.

Das Ahrthal.

(Mit Abbildungen nach phot. Aufnahmen von Stengel & Co. in Dresden.)

Lange bevor Maler und Poeten die großartigen, aber herben landschaftlichen Reize des Eifellandes entdeckten, erfreute sich das Ahrthal schon der besonderen Gunst rheinischer Touristen. Kinkel und Freiligrath, Simrock und Wolfgang Müller von Königswinter gehörten zu seinen regelmäßigen Besuchern, Düsseldorfer Maler und Bonner Professoren wetteiferten, dem bald lieblich-idyllischen, bald wild-romantischen Thale auch außerhalb des Rheinlandes Freunde zu werben. In diesem Bestreben wurden sie durch den feurigen Rotwein, der dort gedeiht und heute in der ganzen Welt unter dem Namen „Bleichert“ bekannt ist, wirksam unterstützt, und die Wanderer, die immer zahlreicher flußaufwärts pilgerten und sich im „Heiligen Petrus“ zu Walporzheim zu jener Seligkeit verhelfen ließen, deren der Hüter der Himmelspforte sonst nur die Erlesenen würdigt, oder die sich in der Lochmühle bei Mayschoß an den berühmten Forellen delektierten, kamen gar nicht auf den Gedanken, daß das gepriesene Ahrthal trotz alledem zu der als rauh und ungastlich verschrieenen Eifel gehört. Wenn man auch neuerdings über dies Aschenbrödel der deutschen Gebirge anders zu denken gelernt hat, so läßt sich der große Unterschied, der zwischen dem Charakter des Ahrthals und dem des jenes einschließenden Berglandes besteht, nicht leugnen. Schon der Menschenschlag, der das Thal bewohnt, ist ein andrer. Während der Eifeler Bauer im allgemeinen wenig entgegenkommend, scheu und wortkarg ist und seine Armut mit stumpfer Resignation trägt, zeigt der Anwohner der Ahr die liebenswürdigen Eigenschaften der weinbauenden Volksstämme am Rhein: körperliche und geistige Beweglichkeit, Neigung zur Mitteilung, heitere Lebensauffassung und Freude an der Geselligkeit. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist in seine Heimat weit früher als in die angrenzenden Gegenden vom Rheine her römisch-fränkische Kultur eingedrungen und hat das dickflüssige Keltenblut in den Adern der Autochthonen mit einem Tropfen leichterer Mischung durchsetzt.

Der Wohlstand der Bevölkerung mehrt sich von Jahr zu Jahr, besonders seit der Himmel, der die Fröhlichen doppelt zu segnen pflegt, den rührigen Leutchen neue Quellen des Erwerbs geöffnet und ihnen zu dem gebenedeiten Wein auch noch goldführende Wasser, die des Apollinarisbrunnens und des mächtig aufblühenden Bades Neuenahr, beschert hat. Diese Wasser sind es eben, die den Namen und den Ruhm des Ahrthals in neuerer Zeit durch die ganze Welt verbreitet haben und alljährlich immer größere Scharen von Kurgästen und Erholungsbedürftigen anlocken.

Der Fluß, nach dem das Thal genannt wird, ist als solcher unbedeutend und als echtes Gebirgs- oder Wildwasser an keiner Stelle seines etwa 85 Kilometer langen Laufes schiffbar. Sein Gefälle beträgt von der im Städtchen Blankenheim entspringenden Quelle bis zur Mündung in den Rhein, gegenüber von Linz, 414 Meter. So spärlich seine krystallklaren Wellen das Geröll des stellenweise recht breiten Bettes im Sommer umspülen, so gewaltig tosen mitunter seine Wassermassen nach Unwettern oder bei der Schneeschmelze des Frühlings. Ober-, Mittel- und Unterlauf der Ahr zeigen ein völlig verschiedenes landschaftliches Gepräge. Ersterer erstreckt sich von der Quelle bis etwa zu dem Dorfe Hönningen. Der junge Fluß rinnt in vielgewundenem Laufe durch grüne Wiesen auf breiter Thalsohle dahin. Die Uferberge, an den Hängen mit Wald bewachsen, fallen sanft ab. Auf ihrem Mittellaufe, von Hönningen bis Walporzheim, zwängt sich die Ahr in enger Klamm durch düstere Grauwackenablagerungen, die hier wilde Felsscenerien bilden und an malerischem Reiz mit manchen Partien berühmterer Gebirgsthäler wetteifern. Die Bergwände treten stellenweise so nahe aneinander, daß man den Raum für die Straße durch Sprengung von Tunnels und Galerien gewinnen mußte. In den Seitenthälern, wo die Hänge weniger schroff abfallen, ist jeder Fußbreit des kostbaren Bodens dem Weinbau dienstbar gemacht und durch mühevolle Untermauerung gegen die verheerende Einwirkung der bei Gewitterregen von den Höhen abstürzenden Wassermassen gesichert worden. Der Unterlauf endlich, von Walporzheim bis zur Mündung, durchzieht in beinahe schnurgerader Richtung das breite, wohlbebaute und dichtbevölkerte Thal, dessen langgestreckte Randhügel an zwei Stellen von hohen Basaltkegeln — der Landskrone und dem Neuenahrer Berg — durchbrochen werden.

Für den Touristen, der vom Rheine aus das Ahrthal besucht — und das thut die Mehrzahl aller Reisenden —, kommen nur der Unter- und Mittellauf des kleinen Flusses in Betracht. Hydrographen strengerer Observanz bitten wir daher um Entschuldigung, wenn wir unsre kurze Schilderung der Ahr und ihrer Ufer bei der Mündung beginnen. Der Anblick dieser letzteren bleibt den Besuchern des Ahrthals erspart, da die Eisenbahn, die von Remagen, dem Ausgangspunkte aller



Altenahr, vom weissen Kreuz aus gesehen.

Ahrtouren, in spitzem Winkel in das Thal einbiegt, die letzten zwei Kilometer des Flußlaufes nicht berührt. Und das ist gut, denn mit so vielen ihrer Brüder und Schwestern teilt die Ahr das Los, ein unrühmliches Ende zu nehmen. Ihre Wasser verlaufen sich in den mächtigen, fortwährend anwachsenden Sand- und Geröllhalden der Mündung und suchen sich mühsam in zahlreichen kümmerlichen Rinnsalen den Weg zum Rheine.

Beim Eintritt in das Thal grüßt den Reisenden das



Walporzheim.



Das Ahrthor in Ahrweiler.

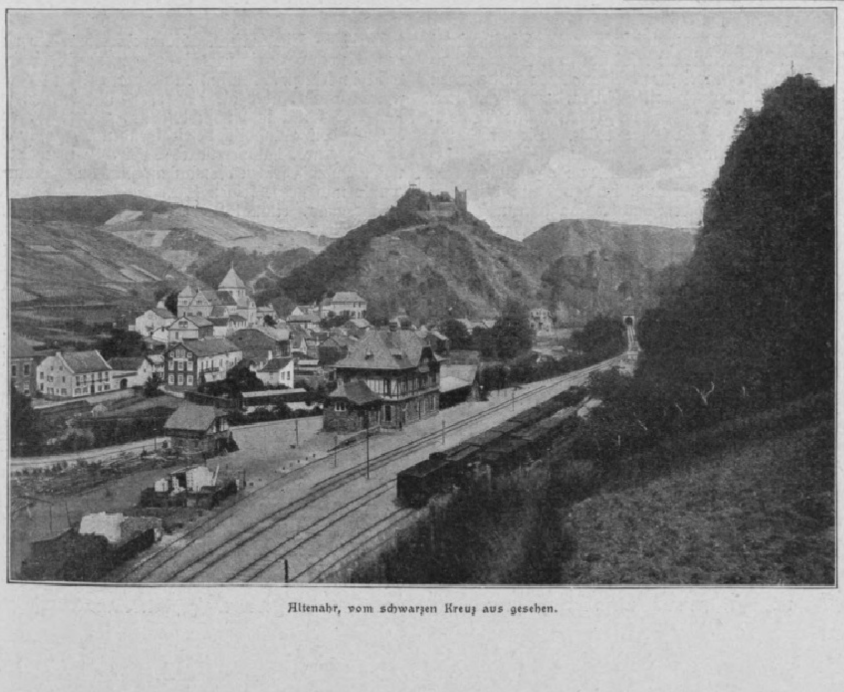
hochgelegene Städtchen Sinzig, das Sentiacum der Römer, ein freundlicher Ort mit schöner Kirche im Uebergangsstil des dreizehnten Jahrhunderts, alten Stadtmauern und lebhafter Thonwaren- und Mosaikplattenindustrie. Zwei Kilometer weiter scheint sich der Kessel zu schließen: zur Rechten schiebt sich die 278 Meter hohe Basaltkuppe der Landskrone kulissenartig bis hart an den Fluß vor und versperrt für eine Weile den Blick in die Ferne. Von dem festen Bergschlosse, das seit den Tagen König Philipps von Schwaben den Gipfel des Berges krönte und wiederholt, namentlich im Dreißigjährigen Kriege, belagert und erstürmt wurde, haben sich nur spärliche Reste der Ringmauer und die weithin leuchtende, weißgetünchte Kapelle erhalten. Alles übrige wurde im Jahre 1682 durch den damaligen Besitzer der Burg, den Herzog Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, in die Luft gesprengt. Interessant sind die an Magneteisen reichen und daher eine Abweichung der Magnetnadel bewirkenden Gesteinsbildungen des Gipfels. Eine natürliche Basaltgrotte in der Kapelle soll sich, wie die Ueberlieferung meldet, geöffnet haben, um drei vom Feinde bedrohte jungfräuliche Töchter des Burgherrn schützend zu umschließen. Man ist geneigt, in dieser Sage eine christliche Umdeutung des römisch-keltischen Matronenkults zu erkennen, von dessen Verbreitung gerade hierzulande zahlreiche antike Skulpturen, drei weibliche Gestalten in enger Nische darstellend, zeugen.

Am Fuße der Landskrone, beim Dorfe Heppingen, lenken weitläufige Gebäude mit hohen Schloten den Blick auf sich. Es sind die umfangreichen Anlagen zur Ausbeutung des Apollinarisbrunnens, der, im Jahre 1852 erbohrt, von einer englischen Gesellschaft gepachtet wurde und täglich mehr als 50000 Krüge des beliebten Tafelwassers zum Versand bringt. Die Ironie des Schicksals hat es gefügt, daß die berühmte Quelle durch einen Weinhändler entdeckt wurde, der durch das Absterben seiner Weinstöcke auf die Kohlensäureströmungen des Bodens aufmerksam geworden war. Der Apollinarisbrunnen ist übrigens nicht die erste Mineralquelle der Gegend; bereits vor dem fünfzehnten Jahrhundert wurden mehrere Brunnen im nahen Dorfe Heppingen zu Heilzwecken benutzt, und die Bewohner des jetzt mit Wadenheim zu dem Weltbade Neuenahr vereinigten Fleckens Beuel schrieben die Thatsache, daß ihr Ort seit Menschengedenken von Epidemien verschont geblieben ist, von jeher dem günstigen Einflusse ihres Sauerwassers zu.

Neuenahr, das mit seinen wahrhaft großartigen Kuranlagen, Badehäusern und Privatvillen heute die ganze Breite des Thales einnimmt und in der



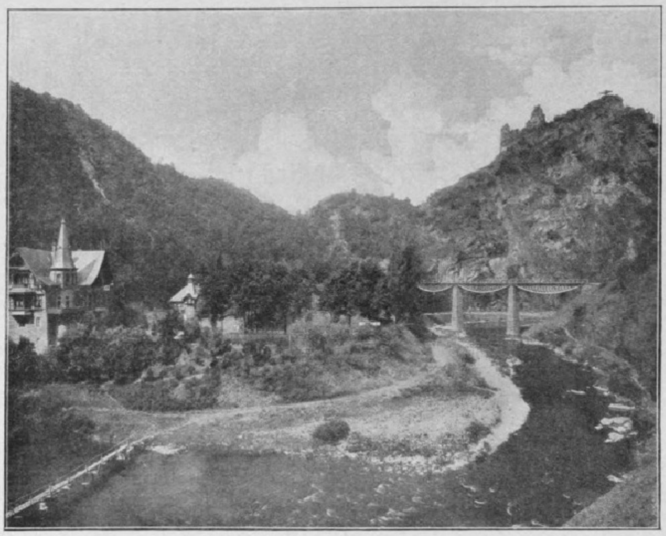
Altenahr, von der Engelslei aus gesehen.



Altenahr, vom schwarzen Kreuz aus gesehen.

Saison mehr als 15000 Besucher zählt, ist als Kurort verhältnismäßig jung. Wer bedenkt, daß das ganze Gelände noch vor wenigen Jahrzehnten aus schattenlosen Kieshalden bestand, der wird der Umsicht und Energie der Badeverwaltung, die hier ausgedehnte Parks, grüne Rasenflächen und blühende Gärten hervorzauberte, seine Bewunderung nicht versagen.

Und seltsam! Wenn man von Neuenahr, dem rheinischen Karlsbad, dessen Komfort vorbildlich geworden ist, eine kleine halbe Stunde flußaufwärts wandert, so trifft man auf ein Stückchen echter mittelalterlicher Romantik. Wo das Thal sich verengt, wo die Rebenberge steiler zu werden beginnen und die Glut der Sommersonne mit unverminderter Kraft von den Schieferfelsen zurückstrahlt, liegt das Winzer- und Gerberstädtchen Ahrweiler, dessen Befestigungen aus dem dreizehnten Jahrhundert sich in den Hauptteilen bis heute erhalten haben. Ursprünglich bestand der Ort aus sieben adeligen Höfen; der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden erhob ihn zur Stadt und umgürtete ihn mit dem Kranze von Mauern und Türmen, der jetzt noch das Auge des Besuchers entzückt. Diese Befestigungen haben die Stadt gegen Bedrängnisse durch fremde Kriegsvölker nicht geschützt, und namentlich in den Raubkriegen Ludwigs XIV. hat die Einwohnerschaft Furchtbares erduldet, aber trotzdem entwickelte sich hier schon früh ein kerniges Bürgertum, das sich selbst regierte und sich stark



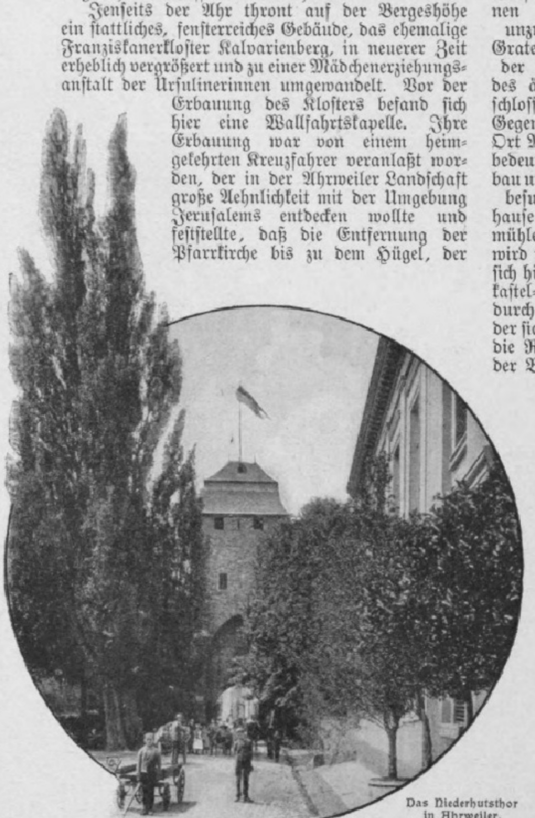
Partie bei Altenahr.

genug fühlte, um den Kölner Erzbischöfen die Thore so lange zu verschließen, bis sie die Privilegien der Stadt feierlich bestätigten. Wie heute noch, so drehte sich schon vor Jahrhunderten das Leben in Ahrweiler um zwei Pole: um das Gedeihen des Weines und die Schützenfeste. Gewissenhaft findet sich in der Chronik der Stadt verbucht, wann die Messe in der Pfarrkirche zum erstenmal mit neuem Wein celebriert wurde; im Jahre 1639 geschah dies am 13. Juli, in den Jahren 1728 und 1733 am 25. Juli! Und wie die Kelter die Ahrweiler Bürger ernährt und ihnen zu irdischer und ewiger Seligkeit den Weg weist, so hat ihnen einst auch eine Kelter das Leben gerettet. Es war im Hochwasserjahr 1804, als die Ahr in die Stadt drang und den Mauerring wie ein riesenhaftes Brunnenbassin mit ihren Fluten füllte. Da riß sich ein Kelterbaum los, trieb die Straße hinab und zertrümmerte die Flügel des Niederhutsthores, auf diese Weise einen Abfluß schaffend und die Bürger vor dem in diesem weinfrohen Lande doppelt unangenehmen Wassertode bewahrend.

Jenseits der Ahr thront auf der Bergeshöhe ein stattliches, fensterreiches Gebäude, das ehemalige Franziskanerkloster Kalvarienberg, in neuerer Zeit erheblich vergrößert und zu einer Mädchenerziehungsanstalt der Ursulinerinnen umgewandelt. Vor der Erbauung des Klosters befand sich hier eine Wallfahrtskapelle. Ihre Erbauung war von einem heimgekehrten Kreuzfahrer veranlaßt worden, der in der Ahrweiler Landschaft große Aehnlichkeit mit der Umgebung Jerusalems entdecken wollte und feststellte, daß die Entfernung der Pfarrkirche bis zu dem Hügel, der jetzt das Kloster trägt, genau der Länge des Weges vom Hause des Pilatus bis nach Golgatha entspräche. Das Kloster brachte der Stadt mancherlei Segen, nicht zum wenigsten durch den starken Fremdenzufluß, den die Gnadenstätte bis in die neuere Zeit herbeizog.

Die Rolle, die einst die heilige Portiunkula hier spielte, hat nun eine Viertelstunde weiter flußaufwärts Sankt Petrus übernommen, zu dessen steinernem Statuettchen, dem Zeichen einer altberühmten Weinkneipe, in jedem heißen Sommer Tausende von durstigen Pilgern wallen. Denn der Walporzheimer, der hier verzapft wird, ist der köstlichste und feurigste Tropfen der ganzen Gegend. An der „bunten Kuh“, einer weit über die Schlucht vorspringenden schwarzen Felsplatte vorbei — Leuten, die geradeswegs vom St. Peter kommen, soll sie allerdings farbig erscheinen —, führt die Straße nach den schmucken Winzerdörfern Dernau und Rech. Zur Rechten, in einem Thalwinkel, liegen die über und über mit Epheu umsponnenen Ruinen des Augustiner-Nonnenklosters Marienthal — ein Bild von Scottscher Romantik.

Oberhalb des Dorfes Rech thronen auf beinahe unzugänglichem Grate die Trümmer der Saffenburg, des ältesten Bergschlosses im Ahrgau. Gegenüber liegt der Ort Mayschoß mit bedeutendem Weinbau und einem vielbesuchten Gasthause, der „Lochmühle“. Das Thal wird nun immer enger und wilder; der Fluß zwängt sich hier, ähnlich wie die Mosel auf der Strecke Bernkastel-Bullay, in weiten, schleifenartigen Windungen durch ein Gewirr von steilen Felsen, deren schroffester, der sich unmittelbar über dem Flecken Altenahr erhebt, die Ruinen der Burg Are trägt. Die Erbauung der Burg fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Im dreizehnten Jahrhundert kam sie durch Schenkung in den Besitz des Erzstiftes Köln, dem das trotzige Felsennest lange als Bollwerk gegen neidische Nachbarn diente. Erst gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Burg wiederholt von den Franzosen genommen und wieder geräumt, bis sie endlich im spanischen Erbfolgekriege dem Kurfürsten Joseph Klemens durch deutsche Reichstruppen zurückerobert wurde. Allein die vom Kurfürsten in die Burg gelegte Besatzung fühlte sich auf ihrem Felsenhorste so sicher, daß sie dem Landesherrn den Gehorsam aufkündigte und in der Art mittelalterlicher Raubritter die ganze Umgegend brandschatzte, bis der Kurfürst 1714 endlich gegen seine eigne Feste zu Felde zog, sie erstürmte und mit Hilfe der einer so gefährlichen Nachbarschaft überdrüssigen Bewohner von Altenahr schleifte.



Das Niederhutsthor in Ahrweiler.

Fast zwei Jahrhunderte liegt Burg Are, die für das festeste Bauwerk im Lande galt, in Trümmern, aber die Hütten im Thale stehen noch oder weichen nur, um schöneren und größeren Häusern Platz zu machen. Der schmucke Ort Altenahr blüht und wächst; der Fleiß seiner Bewohner hat sich die Berge in andrer Weise dienstbar zu machen verstanden, und selbst das zerstörte Felsennest muß den Söhnen des Thals heute zurückzahlen, was es ihren Vorfahren einst als Zwingburg genommen. Denn die malerischen Trümmer locken allsommerlich von nah und fern ganze Scharen von Wanderern zu diesem wundervollen Erdenwinkel, der mit Recht als die Perle des ganzen Thales und als das letzte und lohnendste Ziel einer Ahrtour gilt.

Julius R. Haarhaus.

Reliquien.

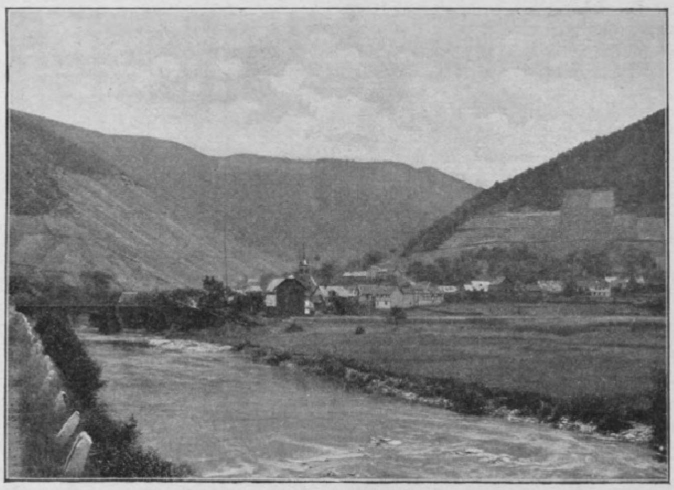
Von

A. J. Mordtmann.

Der Mann, über dessen Nachlaß ich in den folgenden Zeilen einige Mitteilungen machen will, weil es mir Herzenssache ist, sein Andenken nicht ganz verlöschen zu lassen, wird nach der Meinung vieler die Ehre, mit Tinte und Druckerschwärze behandelt zu werden, gar nicht verdienen; denn er war nicht einer von denen, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, sondern nur ein Schriftsteller, und zwar einer, der im Kampfe mit dem Schicksal zu Grunde ging, weil ...

Ja, warum soll ich es nicht sagen? Weil er nicht gelesen wurde, weil keine Zeitungsredaktion seine Manuskripte annahm, kein Theaterdirektor seine Stücke aufführte, kein Verleger den Mut hatte, seine Werke in der für die deutschen Leihbibliotheken benötigten Anzahl von Exemplaren drucken zu lassen.

Mein Freund Ludwig war kein Moderner, folglich — brauche ich es erst ausdrücklich zu versichern? — kein Talent. Aber ein Charakter war er und noch dazu ein sehr eigensinniger; ein einziges Mal in seinem Leben hätte er beinahe einen Roman untergebracht, aber als der freundliche Mann, der ihm dies Glück in Aussicht stellte, verlangte, daß Ludwig den altmodisch befriedigenden Schluß in ein hochmodernes, halbverrücktes Abbrechen umwandle, nahm Ludwig seinen Roman an sich, trug ihn nach Hause und heizte seinen Ofen damit, der ganz erstaunt war, einmal Feuer in seinem verrosteten Bauche brennen zu sehen.



Dorf Rech.

Den Zunamen dieses antiquierten Menschen zu wissen, wird natürlich kein Verständiger begehren; zudem ist der Mann tot, und ein Denkmal wird er doch nicht erhalten; wozu also das Gedächtnis mit einem inhaltlosen Namen beschweren?

Ludwig hatte ein Testament hinterlassen, worin er mir, dem einzigen Schulfreunde, der mit ihm in Verkehr geblieben war, auftrug, für ein einfaches Begräbnis zu sorgen und die Kosten dafür aus dem Erlös seiner wenigen Habseligkeiten zu decken. Von dem Verkauf des Seinigen sollte nur ein kleines, in Papier eingeschlagenes und mit einer Schnur umwickeltes Päckchen ausgenommen sein, das er mir als Andenken mit der Bitte vermachte, von dem Inhalte nichts in fremde Hände kommen zu lassen.

Beim Oeffnen des Pakets fand ich darin drei Gegenstände außer einem, mehrere Blätter umfassenden, auf schlechtes Papier mit blasser Tinte und kratzender Feder eng geschriebenen Manuskript;

mein armer Freund war selbst in diesen Dingen zur jämmerlichsten Sparsamkeit verdammt. Die drei Gegenstände aber waren: eine in Seidenpapier säuberlich eingeschlagene kirschrote Schleife und zwei Bücher, eine der früheren Auflagen von Hoffmanns Lederstrumpf-Erzählungen und eine alte Ausgabe der Carmina des Horatius, besorgt von den drei gelehrten Pedanten Baxter, Gesner und Zeune. In jenem war auf das Deckelblatt geschrieben: „Seinem lieben Sohne Ludwig zu Weihnachten 1839 von Karl .....,“ in diesem stand die Widmung: „Seinem lieben Bruder Max zum Geburtstage von Ludwig“ und darunter das mahnende Wort des Sängers von Venusia: „Mentes asperioribus formandae studiis“ (der Charakter ist durch ernstere Studien zu kräftigen).

Kein sehr wertvoller Nachlaß, wie man sieht, und der schielende Moses Nathanson, der das übrige gekauft hatte, sah mit spöttischem Lachen, wie ich fast meiner Rührung nicht Herr werden konnte, als ich alles wieder zusammenpackte und unter dem Arme forttrug.

Zu Hause habe ich dann mit wachsender Bewegung gelesen, was ich in wortgetreuer Abschrift hier folgen lasse.

*

Indem ich dir, lieber alter M., das vermache, was ich unter meinen armseligen irdischen Besitztümern als meine größten Schätze betrachte, thue ich es in der frohen Ueberzeugung, daß du nicht deinen Witz daran üben, sondern dafür sorgen wirst, daß sie vor der Profanierung durch unzarte, fremde Hände bewahrt bleiben. Zum Danke dafür sollst du die Geschichte dieser Reliquien erfahren.

Da du mich erst in der Tertia des Johanneums kennen gelernt hast, wohin du — erinnerst du dich noch? — ein halber Wilder aus dem Orient kamst, so ist dir nicht bekannt geworden, wie es mir in den vorhergehenden Klassen ergangen ist. Damit aber hat es sich sehr übel verhalten. Ich war ein schlechter Schüler, weniger aus Mangel an Begabung als aus Trägheit, und ich habe meines Wissens aus Sexta, Quinta und Quarta niemals eine gute Zensur nach Hause gebracht.

Blicke ich auf jene Zeit zurück, so erscheint es mir fast unbegreiflich, wie ich so lange das beschämende Gefühl ertragen konnte, immer um ein halbes Jahr später als meine Altersgenossen versetzt zu werden, mich regelmäßig von allen neu Eintretenden überholen zu lassen und ununterbrochen die Stelle des Letzten in der Klasse einzunehmen. Vornehmlich haben dies wohl zwei Umstände verschuldet: erstens litt ich schon damals unter jenem Gefühl der Unsicherheit, das sich während meines ganzen Lebens wie Blei an meine Sohlen geheftet und mich auch da untüchtig zum Kampf gemacht hat, wo ich auf Sieg hätte rechnen dürfen. Schon als Knabe hatte ich das Gefühl, ich würde der Schwierigkeiten, die mir entgegen traten, nicht Herr werden, und da fand ich es denn bequemer, anstatt ohne Aussicht auf Erfolg vor den Büchern zu hocken, im Grase zu liegen und mich als Herrn der Welt zu träumen.

Dann gesellte sich der Trotz hinzu. Erst mit mildem Ernste, dann mit strengerer Zucht, endlich mit Schärfe hatte mein Vater versucht, mich zu größerem Fleiße anzuspornen. Das alles half immer nur auf wenige Tage, dann versank ich unrettbar wieder in die alte Schlaffheit. Endlich glaubte ich zu bemerken, daß meines Vaters Liebe sich von mir abwandte, und da ich selbst mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem ernsten bleichen Manne hing, der doch mit uns Kindern singen und spielen konnte, als wäre er selbst ein Kind, so kränkte es mich tief. Wieder nahm ich einen neuen Anlauf, aber da mein Vater, der diese Versuche schon ihrem geringen Werte nach schätzen gelernt hatte, ihn nicht zu beachten schien, so gab ich ihn schnell wieder auf. Ich verzweifelte an mir selbst, und damit war alles verloren. Da nichts mehr helfen wollte, zogen unbekümmerter Trotz und grollende Verstocktheit in mein Gemüt ein, und alle zürnenden Worte, alle Strafen, die meine erbärmlichen Zensuren und schlechten Arbeiten mir eintrugen, ließ ich mit stummem Gleichmut an mir abgleiten. Meine Mutter weinte über mich, mein Vater sprach tagelang kein Wort mit mir, beides schnitt mir in die Seele, aber es änderte nichts an mir.

Mit Ach und Krach war ich nach Quarta versetzt worden, als ich bei einem Kameraden ein Buch sah, das meine Phantasie lebhaft anregte, die Hoffmannsche Bearbeitung Cooperscher Indianerromane, die unter dem Namen Lederstrumpf-Erzählungen bekannt geworden ist. Ich wünschte sie mir zum Geburtstage; aber als der ersehnte Tag herankam, brachte er mir nur einen Kuchen, an dem mir gar nichts gelegen war, und statt des Lederstrumpfs eine von meinem Vater angefertigte Liste meiner letzten Strafen nebst daran gehängter kurzer Bemerkung: „Verdient das eine Belohnung?“

Ich gab meiner Mutter einen Kuß für den Kuchen, mein Vater gratulierte mir nur trocken mit zwei Worten, und ich wagte es nicht, ihm die Hand zu geben. Verstockt schnürte ich meine Bücher zusammen und ging in die Schule, fauler als je. Mein Vater wollte nichts mehr von mir wissen, warum sollte ich mich seinetwegen anstrengen?

Es war am Abend dieses Tages; ich hatte mich früh ins Bett gelegt, weil es mir im Wohnzimmer, wo meine Eltern saßen und mit meinen jüngeren Geschwistern freundlich sprachen und scherzten, während sie mich kaum beachteten, ungemütlich war. Ich schlief ein, Groll im Herzen gegen sie alle. Ungefähr zwei Stunden später erwachte ich wieder und hörte, wie meine Eltern in der Wohnstube, die neben meinem Schlafzimmer lag, noch miteinander sprachen. Die Zwischenthür war nur angelehnt, und in der nächtlichen Stille konnte ich beinahe jedes Wort hören. Vater und Mutter sprachen von mir. Leise richtete ich mich auf, um all das Böse, das nun von mir gesagt werden würde, zu hören, aber ...

Noch in diesem Augenblick kann ich mich der tiefsten Bewegung nicht erwehren, wenn ich an jene nächtliche Stunde zurückdenke. Was mein Vater sagte, war nichts Strenges, nichts Böses, ja nicht einmal etwas Unfreundliches. Er klagte meiner Mutter, wie es ihm in innerster Seele wehe gethan hätte, daß mein Geburtstag für mich so traurig ausgefallen wäre, wie er sich hätte bezwingen müssen, um mich nicht wie sonst zu küssen, wie er am liebsten noch jetzt hinlaufen möchte, um den „Lederstrumpf“ zu kaufen, den ich gar so gern gehabt hätte. Er hatte den sehnsüchtig erwartungsvollen Blick, womit ich morgens in die Stube getreten war, wohl gesehen und meine bittere Enttäuschung bemerkt, die ihn namenlos betrübt hatte ... kurz, was er sagte, war so voll Liebe und Zärtlichkeit, so voll Leid und Trauer, daß ich es nicht lange anhören konnte. Die Thränen liefen mir über die Backen, und endlich legte ich mich leise, leise zurück und vergrub mein Gesicht in das Kopfkissen, um mein Schluchzen zu ersticken.

Schlaflos brachte ich den größten Teil der Nacht zu, und am andern Morgen war ich schon früh auf, um eine griechische Präparation, die ich am Tage vorher mit gewohnter Nachlässigkeit gemacht hatte, noch einmal gründlich durchzugehen. Es gelang mir zum ersten Male, unsern gestrengen Ullrich (ferox Ullericus — weißt du noch?) zu befriedigen. Aber zu Hause sagte ich nichts davon.

Eine Woche verging ohne Strafarbeit, ohne Nachsitzen. Mein Vater machte ein erstauntes Gesicht, aber er schwieg ebenfalls. Ich hatte mir geschworen, diesmal nicht zu ermatten. Es war wie ein grimmiger Fanatismus eisernen entschlossenen Fleißes über mich gekommen, und manchmal saß ich bis tief in die Nacht hinein, um sprachliche und mathematische Schwierigkeiten um jeden Preis zu bewältigen. Und es ging. Vereinzelte Rückfälle und weniger gute Leistungen kamen zwar vor, aber daß die Lehrer darüber staunten, sie nicht als selbstverständlich betrachteten, spornte meinen Ehrgeiz an. Zu Michaelis wurde ich der Vierte in der Klasse, und meine Zensur war eine der besten.

Soll ich dir, lieber Freund, meine Gefühle schildern, als ich auf dem lieben bleichen Gesichte, an dem ich nur noch den strafenden Ernst zu sehen gewohnt war, das sonnige Aufleuchten innigster Herzensfreude gewahrte? Ich kann es nicht. Mein Vater sprach nicht, ich auch nicht; er nickte mir freundlich und ermutigend zu, und ich war überglücklich.

Zu Weihnachten war die Zensur noch besser. Und als ich am heiligen Abend auf meinem Platze unter dem Tannenbaum das ersehnte Buch sah, da — ich konnte mir nicht helfen — warf ich mich aufschluchzend an meines Vaters Brust und stammelte: „Papa, lieber Papa!“ Er strich mir liebkosend das Haar aus der Stirn, sah mir zärtlich in die Augen und sagte: „Du hast ihn ehrlich verdient. Aber ich weiß ganz gut, daß du nicht bloß um den ‚Lederstrumpf‘ ein so braver Kerl geworden bist.“

Nicht wahr, alter Freund, du wirst dies Buch in Ehren halten?

Auch den Horaz empfehle ich deiner treuen Obhut. Es ist das einzige, was ich von meinem Bruder Max habe, dessen trauriges Schicksal dir ja bekannt ist. Höre, wie es mit diesem alten Schmöker zusammenhängt.

Max war bei weitem begabter als ich; wozu ich arbeitsvolle Stunden gebrauchte, das faßte er wie spielend in wenigen Minuten. Seine glänzenden geistigen Vorzüge würden ihm eine große Zukunft gesichert haben, wenn ihnen gleiche Eigenschaften des Charakters entsprochen hätten. Aber gerade seine hervorragende Begabung wurde sein Verderben; sie ließ ihm Zeit zu allen möglichen Thorheiten. Kaum den Knabenschuhen entwachsen, war er der Held einer ganzen Reihe zweifelhafter Abenteuer, in denen Karten und Billard, Trinken und Weiber eine hervorragende Rolle spielten. Die Gesellschaft, in die er hinein geriet, gehörte jenen Kreisen moralischer Lumpen an, die sich mit ekelhaftem Stolze Lebemänner nennen, weil sie ihr Leben genießen, d. h. es mit elenden Nichtswürdigkeiten ausfüllen, die den Körper ruinieren, das Gemüt abstumpfen und das Gehirn austrocknen. Du, lieber M., hast dieses Gesindel einmal ganz treffend gekennzeichnet, indem du äußertest, obgleich sie selbst sich in ihrer Liederlichkeit genial vorkämen, stellten sie im Grunde doch nur eine Art stumpfsinnigen Philistertums vor, dessen geistige Beschränktheit ärger sei als die der borniertesten Pfahlbürger.

Als Max in die Sekunda kam und gleichzeitg seinen Geburtstag feierte, schenkte ich ihm, weil ich nichts andres hatte, den Horaz, den ich früher benutzt hatte und in den ich eine Widmung hineinschrieb, die sich auf sein unmännliches Hintreiben im Strome öder Vergnügungssucht bezog. Nicht als ob ich geglaubt hätte, damit Eindruck auf ihn zu machen; war er doch längst über jenes Stadium hinaus, wo ein Appell an seine Ehrenhaftigkeit oder überhaupt an irgend ein besseres Gefühl noch Aussicht auf einen auch nur vorübergehenden Erfolg gehabt hätte.

Mein Vater starb, als ich von der Universität zurückkam und Max sie beziehen sollte, meine Mutter ruhte damals schon zwei Jahre im Grabe; meine Schwester heiratete einen wackern, aber mit irdischen Glücksgütern nicht gesegneten Menschen. Trotzdem verzichteten sie und ich auf unsern Anteil an der geringen Erbschaft, um Max das Studium zu ermöglichen. Das erschütterte ihn denn doch, und seine feierlichen Versicherungen, er werde sich dieses Opfers würdig erweisen, waren gewiß aufrichtig gemeint. Wir glaubten trotzdem nicht daran und behielten natürlich mit unsern Zweifeln recht.

Als Max fort war, verkaufte ich die nunmehr überflüssig gewordenen Schulbücher, war aber nicht wenig erstaunt, als er bei seinem ersten Ferienbesuch einen ganzen Tag lang darüber verstimmt war, daß ich auch den Horaz mit verklopft hatte. „Meinen Talisman wegzugeben!“ zürnte er. „Das kann ich dir gar nicht verzeihen, Ludwig.“

Indessen mit oder ohne Talisman, das Schicksal ging seinen Gang. Max bummelte zwei Jahre und machte nach acht Semestern mit Mühe und Not seinen juristischen Doktor. Dann kam er zurück, und noch einmal lächelte ihm das Glück: er machte eine reiche Heirat. Ich kam nicht auf die Hochzeit und habe ihn auch nachher aus Gründen, die du sogleich erkennen wirst, nur einmal besucht.

Auch diesen einen Besuch bei dem mir gänzlich entfremdeten Bruder hätte ich lieber vermieden; und doch hatte auch diese Zusammenkunft noch einen Lichtblick. Max führte mich in seine Bibliothek, die ein paar tausend Bände umfaßte, und zog triumphierend ein Buch heraus. „Kennst du das?“ fragte er. „Als ich neulich dem Schartau seinen Kram durchstöberte, habe ich das gefunden und natürlich schleunigst gekauft. Vor Freude habe ich gleich eine Flasche Sekt getrunken!“

Den Antiquar Schartau kennst du doch auch, lieber M.? Er hauste damals in der Nähe der Petrikirche. Du errätst auch, welches Buch Max bei ihm aufgegabelt hatte. Es war der alte schäbige Horaz mit Anmerkungen von Baxter, Gesner und Zeune, dasselbe Exemplar, das ich vor acht Jahren meinem Bruder geschenkt hatte.

Laß mich rasch über das hinweggehen, was nun folgte: Die unglückliche — durch meines Bruders Schuld unglückliche — Ehe, die Scheidung und den Ruin Maxens, was alles sich innerhalb weniger Monate vollzog. Seine Möbel wurden verkauft, seine Bücher verauktioniert, er selbst mußte die prunkvolle Wohnung mit einer elenden Dachkammer vertauschen. Doch nur für einen halben Tag: er machte seinem zerrütteten Leben ein Ende.

In die Dachkammer war ihm nur *eine* Erinnerung an bessere Zeiten gefolgt: mein Horaz. Der Tote hatte ihn aufgeschlagen vor sich auf dem Tische liegen, seine Hand ruhte auf dem Blatte, das ihn mahnte: Mentes asperioribus formandae studiis.

Ich nahm das Buch zu mir. Ein versöhnender Zug hat das verfehlte Dasein meines armen Bruders in all seiner widerwärtigen Entwicklung

bis an das jämmerliche Ende begleitet: seine Liebe zu mir. Und wenn ich jetzt an ihn denke, so steht nicht der Primaner mit dem verwüsteten Gesicht, nicht der vom Zechen aufgedunsene Student, nicht der fade Lebemann der späteren Zeit vor mir, sondern nur noch der Bube mit den hellen Augen und dem braunen Kraushaar, wie er in seinen Knabenjahren der Liebling der Eltern und Geschwister war. Und der Horaz, dieses Zeugnis seiner unwandelbaren Zuneigung zu dem älteren Bruder, der ihm, Gott weiß es, später nicht viel freundliche Worte mehr geschenkt hat, ist mir ein Schatz, den Tonnen Goldes nicht aufwiegen ...

Die Schleife stammt aus meiner Primanerzeit, von dem einzigen Balle, den ich je besucht habe, und gehörte Malwine G., der Schwester unsers gemeinsamen Freundes G., in dessen Elternhause ich gern gesehen wurde und viel verkehrte. Ich liebte das Mädchen, das mir der Inbegriff aller weiblichen Holdseligkeit zu sein deuchte. Die Schleife verlor sie von ihrem Ballkleide, und ich war der glückliche Finder. Als ich, allen meinen Mut aufbietend, Malwine fragte, ob ich die Schleife zum Andenken an sie behalten dürfe, sah sie mich einige Sekunden mit einem seltsam fragenden, aber nicht unfreundlichen Blick errötend an und brach dann in das leise, silberne Lachen aus, das ich so gern von ihr hörte; aber sie sagte nicht nein. Gewiß hat Malwine die kleine Episode längst vergessen, da sie von meiner Liebe zu ihr weder vorher noch nachher eine Ahnung gehabt hat. Ist es unrecht von mir, daß ich das holde Mädchen nicht vergessen konnte, auch da nicht, als sie zehn Jahre später heiratete? Ich sollte die Schleife vernichten, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, dies einzige Andenken, das ich von ihr habe, zu verbrennen. Thue du es." — —

Das war Ludwigs Manuskript. Ich stellte die beiden Bücher in meine Bibliothek, und dann überlegte ich, was ich mit der kirschroten Schleife thun solle. Nachdem ich sie lange nachdenklich betrachtet hatte, hüllte ich sie wieder in Seidenpapier, steckte sie zu mir und machte einen Besuch bei Frau Malwine, um ihr nach so langen Jahren ihr Eigentum zurückzustellen, Das würde ich allerdings nicht gethan haben, wenn ich nicht ein wenig Phantast wäre.

Der schlanken Malwine G. entsann ich mich als eines sehr anmutigen, wenn auch nicht gerade schönen Mädchens, dessen anziehendster Reiz ihre seelenvollen Augen waren. An diesen erkannte ich sie wieder, als ich von der stark gealterten, aber doch wenig veränderten Frau empfangen wurde.

Ich trug meine Geschichte vor und händigte der Dame zum Schluß die rote Schleife ein. Sie legte sie vor sich nieder und sagte nach einer längeren Pause, während deren sie mit einer leisen Befangenheit kämpfte: „Ihr Freund war im Irrtum; ich wußte es ganz gut, daß er für mich schwärmte. Und ..." sie stockte.

„Und, gnädige Frau?"

Ihre Stimme zitterte merklich, indem sie antwortete: „Ich bin auf jenem Balle sehr glücklich gewesen. Daß Ludwig damals und später stumm geblieben ist, habe ich schmerzlich empfunden. Erst als er nach seiner Rückkehr von der Universität uns nicht wieder aufsuchte und sich ganz von uns fern hielt, habe ich geheiratet ..."

Als ich nach Hause kam, setzte ich mich in meinen Lehnstuhl, unfähig zur Arbeit und mit dem Geschicke hadernd, das zwei Menschen den funkelnden Becher des Glücks so unmittelbar von den Lippen weggerissen hatte ...

Das ist nun einige Jahre her. Gestern aber ist die Wunde wieder aufgerissen worden, als eine Sterbende mir die kirschrote Schleife einhändigte, um sie mit den übrigen Erinnerungen an Ludwig aufzubewahren. Mit scheuer Ehrerbietung habe ich das verblaßte Bändchen in den Horaz hineingelegt, so die Reliquien der beiden Menschen vereinigend, die meinen Freund so lieb gehabt und ihn doch um sein Lebensglück gebracht haben.

Denn Malwine — ich glaube, ich habe es noch nicht gesagt — ist die Frau von Ludwigs Bruder Max gewesen.

Wolkenschatten.

Gleich grauen Gedanken gleiten
Sie über die Flur
Fernhin in wachsende Weiten,
Nichts zeichnet die Spur. —

So zieht durch Erinnerungen
Vergangnes Leid,
Das längst versöhnend bezwungen
Der Strom der Zeit. —

Ada Freiin Knigge.

Einhorn und Okapi.

Die naturwissenschaftlichen Nachrichten der alten Schriftsteller stehen bei uns in keinem besonderen Ansehen. Man vergegenwärtige sich aber nur, daß unsre Hilfsmittel, wie ausgestopfte Exemplare, gute Abbildungen u. s. w. ihnen fehlten. Sodann ist nicht zu vergessen, daß unsre Kenntnisse hinsichtlich der von ihnen geschilderten Tiere uns durchaus nicht berechtigen, in hochmütiger Weise auf sie herabzusehen. Ein paar Beispiele mögen dies belegen. Diodor spricht von den Affen Südägyptens und sagt von einer Paviansart, daß sie am ganzen Leibe schön und schlank gewachsen, im Gesichte dem Löwen, im übrigen dem Panther ähnlich sei, mit Ausnahme der Größe, worin sie der Gazelle gleiche. Der ausgezeichnete Zoologe Lenz bemerkte zu dieser Schilderung (im Jahre 1856): „Die hier gegebene Beschreibung paßt auf keinen bekannten Affen." Natürlich hat eine solche Erklärung aus autoritativem Munde zur Folge, daß uns die alten Schriftsteller als Aufschneider erscheinen. Und doch hat Diodor vollständig recht. Denn unter den Gelehrten herrscht heute kaum ein Zweifel, daß mit dieser Schilderung nur der Dschelada-Pavian gemeint sein kann. Er hat thatsächlich eine mächtige Mähne, auch die angegebene Gestalt und Größe und lebt in Abessinien. Lenz wußte von seiner Existenz noch nichts, denn unser Landsmann Rüppell hat ihn erst auf seinen Reisen in das Innere Afrikas entdeckt.

Selbst der so verschrieene Plinius ist besser als sein Ruf. Von Afrika erzählt er folgendes: „In den Einöden erscheinen zuweilen den Reisenden menschenähnliche Gespenster und verschwinden augenblicklich wieder." Das ist natürlich Unsinn. Aber es ist leicht einzusehen, daß die in der Wüste Sahara häufig vorkommende Fata Morgana den Anlaß zu dieser Mär gegeben hat. In noch höherem Maße als Plinius verdient Herodot Glaubwürdigkeit. Er erzählt von gehörnten Eseln. An sich ist das wiederum Unsinn. Aber entweder ist das Nashorn damit gemeint, obwohl der kolossale Größenunterschied dagegen spricht und ein solches Tier die Hörner an einer ganz andern Stelle sitzen hat als die übrigen gehörnten Tiere. Viel wahrscheinlicher ist es, daß es sich um eine dort hausende Antilopenart handelt. Ich habe wiederholentlich im Berliner Zoologischen Garten den Hippotragus niger, den wir Roßantilope nennen, mir angesehen und mir immer wieder gesagt, daß die Bezeichnung „gehörnter Esel" viel richtiger ist. Denn die Antilope hat eher die Größe eines Esels, hat keine Mähne, besitzt lange Ohren und einen Eselsschwanz.

Nun haben alte Schriftsteller übereinstimmend von einem Einhorn berichtet. Plinius schildert es folgendermaßen: „Das Einhorn ist ein sehr wildes Tier, das einen Hirschkopf, Beine wie der Elefant, den Schwanz eines Schweines hat und im übrigen dem Pferde gleicht. Sein Gebrüll ist fürchterlich, auf seiner Stirn erhebt sich ein zwei Ellen langes schwarzes Horn. Man sagt, daß sich dieses Tier nicht lebendig fangen läßt." Ebenso spricht die Bibel von einem Einhorn, ferner trifft man im Innern Afrikas und Asiens wiederholentlich Zeichnungen auf Felsen und dergleichen an, die ein Tier mit einem Horne darstellen. Was ist nun Wahres an der Sache?

Mit dieser Frage haben sich Reisende und Ge- Gelehrte schon öfter beschäftigt. Die hauptsächlichsten Erklärungsversuche sind folgende: 1) Die Sage vom Einhorn ist dadurch entstanden, daß es Antilopen mit langen, gleichförmigen Hörnern giebt, die, von der Seite gesehen, den Eindruck eines einzigen Hornes machen, z. B. die Oryx-Antilope. Da den Eingeborenen das perspektivische Zeichnen unbekannt war, so sei auf ihren Zeichnungen das Tier irrtümlicherweise als einhörnig dargestellt. 2) Mit dem Einhorn sei das Rhinoceros gemeint, da wenigstens das indische nur ein einziges Horn auf der Nase besitze. 3) Anlaß zu dieser Einhornsage habe der Narwal gegeben, dessen Stoßzahn nur selten erbeutet beziehungsweise gefunden werde. Der männliche Narwal sei ein Einhorn im wahrsten Sinne des Wortes.

Hiergegen hat man folgende Gründe geltend gemacht. Am einleuchtendsten erscheint der Hinweis auf den Narwal. Aber wie kommt die Bibel und wie kommen gar die Eingeborenen Innerafrikas zur Kenntnis dieses Geschöpfes, das fast ausschließlich in nördlichen Meeren lebt? Auch die Erklärung mit der falschen Perspektive hat ihre Bedenken. Mit Recht ist dagegen geltend gemacht worden, daß ein ungeübter und naiver Zeichner ein zweihörniges Tier mit Vorliebe zweihörnig darstellen würde, wie ja Kinder bei einem Tiere auch die Körperteile zu zeichnen pflegen, die gar nicht zu sehen sind. So bliebe denn nur noch das Nashorn als Erklärung übrig. Aber ein Bericht, der später angeführt werden soll, wird auch das Irrige dieser Meinung zeigen.

Jedenfalls kann man nach Lage der Dinge nur sagen, daß ein abschließendes Urteil zur Zeit nicht abgegeben werden kann. Dazu sind wir um so weniger berechtigt, als ja erst in jüngster Zeit ein afrikanisches Tier, das Okapi, entdeckt worden sein soll, von dessen Existenz wir bisher nichts wußten. Es kann uns also hinsichtlich des Einhorns so ergehen wie dem Zoologen Lenz hinsichtlich des Dschelada-Affen. Wir erklären, ein Einhorn existiere nicht, und die Nachwelt spottet nachher über unsern Irrtum.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß das Okapi mit dem Einhorn identisch ist, aber eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden läßt sich nach den Berichten nicht ableugnen. Von dem ersteren wird folgendes geschrieben: Das Wild war bisher nur als fossil bekannt, lebt aber noch an der Grenze zwischen Kongostaat und Uganda. Es hat den Kopf des Tapirs, einen Pferdehals, Eselsohren und die Gestalt eines Rindes. Diese Aehnlichkeit mit vielerlei Geschöpfen — das Gnu hat nur mit Pferd und Rind Aehnlichkeit — wird aber noch vervielfacht dadurch, daß sich an Kopf, Ohren, Hals, Läufen und Schalen eine Farbengebung von Rot, Schwarz, Orange auf weißem Grunde in Flecken, Streifen und Ringen zeigt. Das fragliche Wild hat als Wiederkäuer im Oberkiefer keine Schneidezähne; die — wie bei der Giraffe — sehr bewegliche Zunge bringt die zur Aesung dienenden Blätter u. s. w. unter die Malmzähne. Dieser Mischling aus Tapir, Pferd, Esel, Rind und Giraffe war den Eingeborenen längst bekannt unter dem Namen „Okapi"; er lebt paarweise in den Wäldern von Ituri und an den Ufern des Semliki; auch Stanley hat bereits von ihm gehört. Der Gouverneur von Englisch-Uganda ist beauftragt worden, bei den Zwergbewohnern des Landes genauere Nachrichten über das interessante Wild zu sammeln. Den Zwergen war das Tier bekannt; ihre Krieger trugen Hautstücke von ihm an den Rüstungen. Einem im Dienste des Kongostaates stehenden schwedischen Offizier ist es angeblich jetzt gelungen, einige „Okapi" zu erlegen. Haut und Schädel sollen nach London gesandt werden. Es wird erwartet, daß König Leopold von Belgien Schutzmaßregeln gegen allzuschnelle Ausrottung des neuentdeckten Säugetieres baldigst ergreifen werde.

Nun vergleiche man hiermit die Berichte unsers verdienstvollen Landsmanns Rüppell, des schon erwähnten Afrikareisenden, über das Einhorn. Sie sind in seinem Atlas zur Reise im nördlichen Afrika der Beschreibung der Giraffe angeschlossen und wurden seinerzeit von der Senkenbergischen Gesellschaft publiziert. Der Reisende berichtet, daß das Einhorn in Kordofan gekannt sei und den Namen Nillekma führe; er sagt: „Die Nachrichten, die ich von Personen sehr verschiedenen Standes erhielt, stimmen alle darin überein, daß dieses Tier einen rötlichen Balg habe, die Größe eines kleinen Pferdes, den schlanken Bau der Gazelle, und daß das männliche ein langes, gerades, dünnes Horn auf der Stirn trage, das dem weiblichen fehle. Einige fügten hinzu, daß es gespaltene Hufe habe, andre nannten es einhufig. Es bewohnt nach den Aussagen die von Kordofan südlich gelegenen Wüstensteppen, läuft ungemein schnell und kommt nur zufällig an die das Kordofan begrenzenden Sklavenberge des Koldagi. Selbst drei verschiedene Araber sprach ich, die das getötete Tier mit eignen Augen gesehen hatten. Von meinen Sklaven gab mir einer aus freiem eignen Antrieb, als er die von Herrn Hey (Rüppells Begleiter und Präparator) in der Wüste von Karti erlegten Antilopen sah, eine mit den später eingezogenen Nachrichten vollkommen übereinstimmende Beschreibung des Nillekma. Er hatte von einem in seinem Vaterlande gegessen und schilderte es mir als ein Tier mit einem sehr schönen Körper. Dieser Sklave ist von Koldagi, und ich habe Gelegenheit gehabt, mich von der Aufrichtigkeit seiner Aussagen vielfältig zu versichern, da seine vorhergegangenen Beschreibungen der Tiere, die wir später erhielten, immer wahrhaftig waren."

Bei einer andern Gelegenheit wurde Rüppell nochmals durch Araber von dem Vorkommen des Einhorns in den oben angeführten Wüstensteppen unterrichtet. Diese nannten es. Anasa. . Er berichtet darüber folgendes: „Die Beschreibung dieser Araber, die das Einhorn gesehen hatten, als sie einen Streifzug längs der Ufer des Bacher el abjad machten, stimmt mit derjenigen, die ich in Kordofan und von meinem Sklaven erhielt, vollkommen überein. Von ihnen wurde mir als bestimmt angegeben, daß es gespaltene Hufe habe." In einer andern



Phot. D. Anderson, Rom.

Die Madonna Chigi von Botticelli. (Text S. 908.)

(Für 260000 Mark nach Amerika verkauft.)

Unterredung zwischen einem Reisenden und einem intelligenten Eingeborenen Fak-Achmed, der das Einhorn, das er gleichfalls Anasa nennt, selbst gesehen haben will, heißt es folgendermaßen: „Du bist ein Lügner," fiel ich ihm ein, „du hast es gewiß nie gesehen; ohne Zweifel hat ein andrer dir die Geschichte erzählt, und jetzt behauptest du, das Tier selbst gesehen zu haben." — Nun fing er an zu beteuern und zu schwören, bei seinem, meinem und des Propheten Bart; ich lachte aber und wollte ihm keinen Glauben schenken, da legte er jedoch den höchsten Eid des Moslem ab; er schwur, seinen Harem nie wieder sehen zu wollen, wenn seine Erzählung nicht wahr sei, und ich, alle Umstände erwägend, war genötigt, meine Zweifel teilweise fallen zu lassen. Plötzlich fiel mir ein, daß Fak-Achmed wohl unter seinem Tiere das wohlbekannte Nashorn meinen könnte, und rief ihm zu: „Ich kenne dein Anasa, es lebt am Bacher el abjad und man nennt es auch Fertit!" — „O nein," erwiderte er, „das Fertit (Nashorn) ist ganz etwas andres; sieh, der Finjahn (Kaffeetasse), den du in der Hand hältst, der ist vom Horn des Fertit, mit dem das Anasa aber nicht zu verwechseln ist." Die kleine Tasse nach türkischer Sitte, die man mir eben mit Kaffee gebracht hatte, war allerdings aus dem Horn des Nashorns gefertigt, ein Luxusartikel, den man nicht selten in den Häusern der vornehmen Türken findet, da diese den Aberglauben hegen, daß man in einer solchen Tasse den Kaffee nicht vergiften könne, indem er, vergiftet, darin augenblicklich zu kochen anfange.

Weiter heißt es in der Schilderung des französischen Konsularagenten F. Fresnel: „Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Kopfe an, durchbohrt ihn mit seiner mächtigen Nadel, hebt ihn auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn wieder auf, bis es ihn in Stücke zerfetzt hat, wie es ein wütender Stier machen würde. Ueber oder hinter den Ohren erheben sich zwei Seitenhöcker, die auf einen blutdürstigen Instinkt schließen lassen. Die Schnauze erinnert an die des Ebers. Die Ohren sind klein, das Gehör aber so fein wie das Gesicht scharf. Das Einhorn bekommt nur ein Junges. Zur Jagd des Tieres vereinigen sich stets mehrere Menschen, ja manchmal mehrere Dörfer. Mit Ausnahme von einem oder zwei Läufern, die das Einhorn aufjagen müssen, sind alle Jäger zu Pferd und mit Lanzen mit breiter eiserner Spitze oder auch mit Wurfspießen bewaffnet. Die Erfahrung hat die Jäger gelehrt, daß die weiße Farbe das Tier in besondere Wut versetzt, und daß es bequemer ist, es mit einem Gegenstand anzugreifen, der es reizt; deshalb reiten sie vornehmlich Schimmel oder hellfarbige Pferde. Die günstigste Zeit zu dieser Jagd ist die vor den periodischen Regen, wo die größte Hitze herrscht, und zwar dann um Mittag, weil das Einhorn den Schatten liebt und sich unter der glühenden Sonne nur mühsam in Lauf setzt."

Man wird zunächst einwenden, daß nach der Schilderung des Okapis von einem Einhorn gar keine Rede sein kann, da der Tapir kein Horn trage. Das ist zutreffend. Doch liegt es auf der Hand, daß der Vergleich mit einem Tapir nicht von den Eingeborenen stammen kann, da es solche Tiere nur in Indien und Brasilien giebt. Höchstens kann also den Negern das Bild eines Tapirs gezeigt worden sein, und sie haben eine Aehnlichkeit damit herausgefunden, worauf jedoch nicht übermäßig viel gegeben werden kann. Außerdem braucht sich dieser Vergleich nur auf die Kopfform zu beziehen. Es giebt nun gewisse Grundgesetze in der Natur, deren Beobachtung man überall wahrnehmen kann. So hat, wie ich schon früher in diesem Blatte ausgeführt habe, kein Tier mit Hörnern ein scharfes Gebiß, und umgekehrt ist kein Raubtier gehörnt. Das Okapi gehört zu den Pflanzenfressern, und diese sind entweder gegen ihre Feinde geschützt durch ihre Schnelligkeit, oder sie fliehen nicht, sondern verteidigen sich, wie Büffel, Nashörner u. s. w., oder sie fliehen in der Regel und verteidigen sich nur im Notfalle. Die stets fliehenden Pflanzenfresser haben Schneidezähne und keine Hörner. Da das Okapi keine Schneidezähne hat, so muß es Hörner haben — wenigstens spricht die größte Wahrscheinlichkeit hierfür — möglicherweise nur ein Horn, wie das indische Nashorn, bei dem ebenfalls die Schneidezähne ausfallen. Sodann ist der bunte Leib des Tieres auffallend, der mit dem der Giraffe Aehnlichkeit hat. Merkwürdigerweise schildert Rüppell das Einhorn gerade im Anschluß an die Giraffe.

Dieses Tier ist aber noch aus andern Gründen für uns von besonderem Interesse. Man hat immer bestritten, daß es überhaupt ein Tier mit nur einem Horn geben könne. Nun sind aber gerade die Stirnzapfen der Giraffe von einer ganz besonderen Struktur, außerdem aber kommen sie bei diesem Tier — und das ist im höchsten Grade auffallend — in ungerader Zahl vor. Sodann kann im Gegensatz zu andern Pflanzenfressern die Giraffe ausgezeichnet sehen, dagegen nicht wittern. Denn kein Geschöpf mit scharfen Augen hat obendrein eine feine Nase; man denke an Menschen, Affen, Vögel, Katzen, Luchse u. s. w. Umgekehrt hat kein feinnasiges Tier obendrein ein gutes Gesicht, z. B. Hunde, Pferde, Kühe, Elefanten u. s. w. Ist das Okapi giraffenähnlich, so hat es jedenfalls auch scharfe Augen. Das gute Sehen des Einhorns wird gerade aber von den Eingeborenen hervorgehoben.

Ferner giebt es gewisse Kleinigkeiten, an denen man die Richtigkeit von Erzählungen erproben kann. Im Berliner Zoologischen Garten beobachtete ich gelegentlich den afrikanischen Elefanten und freute mich, wie gehorsam er alle Kunststücke machte, um von dem Publikum etwas zu erbetteln. Plötzlich richtete er sich empor und trompetete fürchterlich. Ich fragte den Wärter, wodurch der Elefant so plötzlich in Wut geraten sei. Er erwiderte: „Der hat gewiß einen Schimmel gesehen!" So war es auch gewesen; es war an dem Käfig ein Wagen vorbeigefahren, vor dem sich ein weißes Pferd befand. Nun fiel mir ein, daß ich von dieser Eigentümlichkeit der Elefanten und andrer Tiere, beim Anblick von weißen Gegenständen in Erregung zu geraten, schon oft gehört hatte, und auch in unserm Falle erzählen die Eingeborenen von dem Einhorn genau dasselbe.

Ganz auffallend ist die Zusammensetzung des Einhorns aus verschiedenen Geschöpfen, die sich schon bei Plinius findet, der ebenfalls den Vergleich mit einem Pferde macht. Nach ihm hat es einen Hirschkopf, was für das Vorhandensein von Hörnern spricht. Mit einem Tapir konnte es der alte Römer natürlich nicht vergleichen, da ihm dieses Tier völlig unbekannt war. Am merkwürdigsten aber ist die Uebereinstimmung der Gegend. Die Grenzen vom Kongo und von Uganda, wo die Zwerge wohnen, befinden sich gerade im Süden von Kordofan.

So erscheint denn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Okapi und Einhorn identisch wären. Bis jetzt ist ja die Existenz des Okapis noch zweifelhaft. Aber es wäre im höchsten Grade interessant, wenn von Müller, der sich besonders eingehend mit dem Einhorn beschäftigt hat, mit seinem genau vor 50 Jahren niedergeschriebenen Schlußsatze recht behalten sollte: „Der Zweck dieses Schriftchens ist erfüllt, wenn es mir gelang, den Leser zur Ueberzeugung zu bringen, daß ein Einhorn wirklich existiert und wir dasselbe über kurz oder lang entdecken müssen."

Th. Zell.

Die Madonna Chigi von Botticelli.

(Hierzu das Bild Seite 907.)

Die amerikanischen Milliarden drohen dem alten europäischen Kunstbesitze, insbesondere dem italienischen, immer gefährlicher zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Mr. Pierpont Morgan eine thronende Madonna von Raffael für 2100000 Mark kaufte (s. Bd. 87, S. 354), erwarb eine in Boston lebende Kunstsammlerin, Mrs. H. L. Gardner, von einer Londoner Kunsthändlerfirma für 13000 Pfd. (= 260000 Mark) eine Madonna mit dem Kind und einem Engel von Sandro Botticelli (1443—1510), dem jetzt in der Gunst der Kunstsammler am höchsten stehenden Meister der italienischen Frührenaissance. Die englische Firma hatte das Bild von dem Fürsten Chigi in Rom gekauft, der sich dabei um das Gesetz Pacca, das die unerlaubte Ausfuhr von Kunstgut aus Italien mit hohen Strafen belegt, nicht gekümmert. Hatte doch das Bild lange Jahre unbeachtet in einem Keller des Palastes Chigi in Rom gelegen, bis es der feinste und scharfblickendste Kunstkenner des modernen Italiens, der Senator Morelli, dort entdeckte und für ein schönes Jugendwerk des Botticelli erklärte. Ihm schlossen sich die hervorragendsten Kunstgelehrten Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens an. Als der Handel ruchbar wurde, verurteilte das römische Gericht den Fürsten Chigi zur Herausgabe der gesammten Kaufsumme. Aber schon das Berufungsgericht setzte die Strafsumme auf 1600 Mark herab, und als die Sache vor die dritte Instanz, das Appellationsgericht in Perugia, kam, wurde Fürst Chigi freigesprochen, die italienischen Händler, die das Geschäft mit der englischen Firma vermittelt hatten, jedoch zu Geldstrafen von 1000 bis 2000 Lire und zur Herausgabe des Bildes verurteilt.

Auf die Herausgabe wird die italienische Regierung aber wohl verzichten müssen, da das Bild inzwischen nach Amerika gekommen ist. Da die Käuferin die Absicht hat, das Bild dem Museum in Boston zu schenken, hat die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Erhebung des Eingangszolles verzichtet. Ganz ungetrübt ist die Freude an dieser Erwerbung übrigens nicht; denn als das Bild im Herbst vorigen Jahres in London ausgestellt wurde, traten wieder andre Kenner auf, die die Urheberschaft Botticellis bestritten und das Gemälde nur als eine aus seiner Werkstatt hervorgegangene Schülerarbeit gelten lassen wollten. Gleichwohl ist es ein vortreffliches Werk der italienischen Frührenaissance, das unverkennbar das Gepräge des Filippo Lippi, des Lehrmeisters von Botticelli, trägt. Insbesondere ist das Antlitz des Engels, der dem Christuskinde Weintrauben und Weizenähren, die Sinnbilder des Abendmahls, reicht, von bezaubernder Schönheit. Daß das Bild schon zur Zeit seiner Entstehung hoch geschätzt worden sein muß, beweist der Umstand, daß sich zwei alte Kopien davon erhalten haben, die eine in der Sammlung des Herzogs von Aumale in Schloß Chantilly, die andre in Privatbesitz in Philadelphia, wohin sie aus einer florentinischen Sammlung gekommen ist.

A. R.

Litteratur.

Die im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erscheinende Memoirenbibliothek ist kürzlich durch ein Werk bereichert worden, das einen interessanten Beitrag zur Geschichte des türkisch-russischen Krieges von 1877/78 liefert. Ein australischer Arzt, Dr. med. Ryan, schildert darin unter dem Titel „Unter dem roten Halbmond", dem Zeichen, das die Türken an die Stelle des roten Kreuzes der Genfer Konvention gesetzt haben, seine Erlebnisse als Arzt und Mitkämpfer. Denn die eigentümlichen Dienstverhältnisse der ottomanischen Armee gestatteten es, daß auch Aerzte, wenn sie nicht gerade durch ihren Beruf in Anspruch genommen wurden, mit dem Säbel in der Faust an den Kämpfen teilnehmen durften. Was der Verfasser zu erzählen weiß, dürfte durchweg das Interesse des Lesers erregen, der bald zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß er einem ebenso scharfen wie unbefangenen Beobachter zuhört. Das Wertvollste dieser Erinnerungen besteht aber in der fesselnden Charakteristik einzelner türkischer Heerführer, wie z. B. Ghazi Osman Pascha, zu dem Dr. Ryan in nähere Beziehungen getreten war, und in der gerechten Würdigung der türkischen Soldaten, deren Todesverachtung, Genügsamkeit und Nüchternheit allerdings die höchste Bewunderung verdienen. — Zugleich hat dieselbe Bibliothek mit der Veröffentlichung der „Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs" von General de Thiébault begonnen, die Major a. D. F. Mangold in drei Bänden bearbeitet hat. General Thiébault, der als Sohn eines Lehrers an der Kriegsschule in Berlin dort 1769 geboren worden ist, hat noch interessante Erinnerungen an Friedrich den Großen bewahrt, die in den Eingangskapiteln des ersten Bandes niedergelegt sind. Von Interesse sind auch die Schilderungen von Paris vor und während der Revolution und der militärischen Zustände der Revolutionsarmee. Der erste Band schließt mit den Erinnerungen des Verfassers aus dem Feldzuge in Oberitalien unter Bonaparte (1797). Wenn die bekannten geschichtlichen Vorgänge durch diese Denkwürdigkeiten auch nicht in ein neues Licht gerückt werden, so liefert General Thiébault doch manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik der leitenden Personen, und er weiß auch manche fesselnde Einzelheit beizubringen, die das Gesamtbild dieser denkwürdigen Epoche lebensvoller gestaltet.

Kunst.

Ueber Rembrandts „Nachtwache" im Reichsmuseum zu Amsterdam war allgemein die Ansicht verbreitet, dieses Hauptwerk des Großmeisters der holländischen Malerei sei zu Anfang des 18. Jahrhunderts in barbarischer Weise verstümmelt worden, indem man rechts und links Stücke abgeschnitten hätte, wodurch die Komposition um zwei Figuren verkürzt worden wäre. Der holländische Porträtmaler Jan Veth hat aber kürzlich in einer eingehenden, überaus scharfsinnigen Untersuchung, die das 2. Heft des 23. Bandes des „Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen" (Berlin, G. Grote) veröffentlicht, den Beweis geliefert, daß jene Ansicht jeder Begründung entbehrt, daß Rembrandts Meisterwerk, von dem das Heft eine treffliche Lichtdrucknachbildung bringt, vielmehr durchaus unverletzt auf uns gekommen ist. Das Heft enthält ferner eine reich illustrierte Abhandlung über die karolingische Malerei und Plastik in Reims von Georg Swarzenski, eine Untersuchung über den Meister der Boccaccio-Bilder von Max Lehrs, die Würdigung eines Passionsaltärchens des Simone Martini aus Avignon von P. Schubring und eine Charakteristik des holländischen Malers Willem Buytewech (um 1586—1626), in der uns Adolph Goldschmidt zum ersten Male die Bekanntschaft mit einem Künstler vermittelt, der von kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, weil er den Uebergang von der akademisch-italienischen Richtung der holländischen Malerei zum freien Naturalismus, zu jener national-holländischen Kunst, bildet, deren erster großer Vertreter Frans Hals war.

— Auf ihren Wanderfahrten dringen die Künstler der Photoglob-Gesellschaft in Zürich immer weiter nach Mittel- und Norddeutschland vor. Ihre letzten Aufnahmen führen uns in die noch wenig gekannten Schönheiten jenes Teiles der sächsisch-böhmischen Schweiz, den man von Bodenbach und Tetschen aus besuchen kann. Neben prächtigen farbigen Ansichten der beiden genannten Städte und des ihnen benachbarten Schreckensteins werden uns die pittoresken Felsbildungen der Lyssaer Wände vorgeführt. Eine zweite Serie ist dem Spreewald gewidmet. Hier sind die landschaftlichen Bilder glücklich durch figürliche Staffage belebt, die die wendischen Spreewaldbewohner in ihren malerischen Trachten zeigen. Es sind die letzten spärlichen Reste eines Volkstums, das seine Eigenart noch mit Zähigkeit zu behaupten weiß. Eine dritte Serie enthält ungemein fesselnde Ansichten der bis jetzt vollendeten Strecke der Jungfraubahn. Die Meisterschaft, die die Photoglob-Gesellschaft gerade in schweizerischen Ansichten erreicht hat, ist weltberühmt und steht ohne Konkurrenz da. Die Aufnahmen aus Deutschland dürfen sich ihnen aber hinsichtlich der Feinheit der malerischen Darstellung getrost an die Seite stellen. Jedes Blatt ist von bildmäßiger Wirkung.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Die Einführung anthropometrischer Messungen wird den Gymnasien von seite der Direktion des Gymnasiums in Wels empfohlen. An dieser Schule waren schon vor einiger Zeit zahnärztliche Untersuchungen der Schüler eingeführt worden, damit die Eltern rechtzeitig Vorsorge gegen allfällige Zahnfehler ihrer Söhne treffen können. Diese Untersuchung ergab, daß ein großer Prozentsatz der Schüler einer solchen Vorsorge dringend bedürfe. Die Eltern wurden in jedem einzelnen Falle verständigt. Um die entsprechenden Grundlagen für die Beurteilung der körperlichen Entwicklung und



Das Schwarzwaldhaus in St. Blasien.

Gesundheit der Schüler zu gewinnen, hat die Direktion des Gymnasiums in den letzten Tagen einen weiteren Schritt gethan und Messungen und Feststellungen anthropometrischer Natur (Körperlänge, Brustumfang, Körpergewicht der Schüler), sowie eingehende Untersuchungen hinsichtlich des allgemeinen Gesundheitszustandes der Augen, Ohren, des Rachens u. s. w. durch einen erfahrenen Fachmann vornehmen lassen. Die Aufnahmen und Erhebungen ergeben ebenso erfreuliche als lehrreiche Resultate. Bedenklichere Erscheinungen wurden nur hinsichtlich der Augen festgestellt, indem die Fälle beginnender oder vorgeschrittener Kurzsichtigkeit nicht zu den Seltenheiten gehörten. Auch in solchen Fällen wurden die Eltern von der Anstalt aus auf den vorgefundenen Zustand aufmerksam gemacht und nachdrücklich zur Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe aufgefordert.

— Wie die englische Zeitschrift „Nature" berichtet, hat Dr. Elliot Smith, Professor der Anatomie an der Kairener Medizinschule, in Girga in Oberägypten, woselbst Dr. Reisner für die California-Universität einen Beerdigungsplatz ausgegraben hat, die gefundenen menschlichen Reste untersucht. Die Gräber sind über eine Zeit von 8000 Jahren verbreitet und enthalten Leichen aus den ältesten prähistorischen Perioden bis in die spätere koptische Zeit, so daß man fast von 9000 Jahre alten Gräbern sprechen könnte. Die ersten fünfzehn Dynastien und die achtzehnte sowie die Ptolemäerzeit sind vertreten. Die Trockenheit von Luft und Boden und die Sorgfalt der Bestattung haben die menschlichen Reste so gut bewahrt, daß nicht allein Haare, Nägel und Sehnen, sondern auch Muskeln und Nerven sich vielfach erhalten haben. Dr. Elliot Smith hat in sehr vielen Fällen die Gehirnmasse noch vorgefunden, und als ganz merkwürdig muß es gelten, daß an Augen sich noch die Linsen konstatieren ließen und der große Eingeweidenerv beobachtet werden konnte. Hoffentlich entsprechen die kulturwissenschaftlichen Funde den naturwissenschaftlichen.



Phot. Ast & Feder, Liegnitz.
Benjamin Bilse †.

Industrie, Handel und Verkehr.

Erstaunlich hat sich in den letzten dreißig Jahren das japanische Postwesen entwickelt. Noch im Jahre 1870 besaßen die Japaner keinerlei öffentlichen Postdienst; es war einzig ein dienstlicher Verkehr zwischen den Beamten der verschiedenen Provinzen eingerichtet. Private Mitteilungen waren gänzlich auf gelegentliche Uebermittlung angewiesen. Aus dem Jahre 1872 stammen dann die ersten japanischen Briefmarken, und 1877 erfolgte der Eintritt Japans in den Weltpostverein. Seither war die Entwicklung des Postverkehrs geradezu wunderbar. Heute beschäftigt Japan ein Heer von 52 175 Postangestellten und befördert jährlich im Inland allein über 700 Millionen Briefpostgegenstände; dazu kamen im vorigen Jahre noch $5^1/_4$ Millionen für die ausländische Post.

— Bald wird auch am Ostufer des Gardasees der Schienenstrang gelegt sein und das alte Städtchen Garda, nach dem der See seinen Namen erhielt, mit Verona verbinden. Das italienische Eisenbahnministerium hat die Bewilligung zur Erbauung dieser Bahn bereits erteilt, und binnen zwei Jahren soll der Bau fertig sein. Die neue Linie wird von der bereits bestehenden Strecke Verona-Caprino bei Affi abzweigen, am Berge Cavajone entlang nach Bardolino und von da längs des See-Ufers bis Garda führen.

— Wie nachträglich bekannt wird, ist der erste weibliche Stationschef in Oesterreich nicht erst jetzt in Vilpian angestellt worden, da mit Genehmigung des k. k. Eisenbahnministeriums eine Tirolerin bereits seit dem 8. Mai 1902 in der Station Achensee der Achenseebahn Dienst thut. Uebrigens hat die französisch-belgische Nordbahn bereits vor etwa zehn Jahren auf ihrer Strecke Namur-Dinant an der Station Tailfer ein junges Mädchen als Stationschef angestellt, das, inzwischen verheiratet, diesen Posten noch immer versieht. Ferner sind auf sieben Stationen der Aarhuser Lokalbahn neuerdings weibliche Stationsvorsteher angestellt worden. In England und Amerika ist das längst nichts Befremdendes mehr, denn dort befindet sich eine ganze Anzahl kleiner Bahnhöfe unter der Obhut von Frauen.

Heer und Flotte.

Auf der Kaiserlichen Werft in Kiel ist das Küstenpanzerschiff „Frithjof", das verlängert werden soll, im Dock um 8,4 Meter auseinander gezogen worden, welche Arbeit infolge der vorzüglichen Vorbereitungen in 21 Minuten beendet war. Vor „Frithjof" sind auf der Kieler Werft „Hagen" (1899) und „Heimdall" (1901) verlängert worden.

— Der neue Außenbordanstrich der deutschen Hochseetorpedoboote bewährt sich. Die ganze Torpedobootsdivision der Ostseestation ist gegenwärtig graubraun gestrichen; die Division der Nordseestation hat vorläufig den schwarzen Anstrich behalten. Die bisherigen Versuche ergaben, daß in den Ostseegewässern die Sichtbarkeit der graubraunen Fahrzeuge erheblich geringer ist als die der schwarzen. Ueber 1500 Meter hinaus sind die Boote mit dem neuen Anstrich selbst bei günstigster Beleuchtung und im Divisionsverband nicht sichtbar; nur der aufsteigende Rauch deutet das Vorhandensein einer Torpedobootsdivision an. Die schwarzen Fahrzeuge waren dagegen auf die doppelte Entfernung noch sichtbar. Einen Uebelstand bringt der neue Anstrich; er ist nicht so haltbar wie der schwarze. Die Boote müssen nach jeder größeren Fahrt neu angestrichen werden.

Architektur.

Bei den Umgestaltungsarbeiten, die darauf abzielten, Rom eine den neuen Verkehrsbedürfnissen und seiner Eigenschaft als Kapitale des Königreichs Italien angemessene Gestalt zu geben, ist man leider vielfach mit einer geradezu barbarischen Rücksichtslosigkeit zu Werke gegangen. Als es sich nun darum handelte, in der schönen Arnostadt das enge, alte Zentrum in ein modernes, der Neuzeit entsprechendes zu verwandeln, und die städtische Verwaltung einen Wettbewerb für den besten Plan ausschrieb, konnte man aus vielen der einlaufenden Pläne ersehen, daß ihre Urheber auch hier in ähnlicher Weise und ohne Schonung für manche historische Paläste vorzugehen gedachten. Es erhoben sich alsbald warnende Stimmen aus Deutschland, England und Rußland, vor allem aber entfaltet in Florenz selbst der Verein zum Schutze des alten Florenz eine rege und sehr verdienstvolle Thätigkeit. Eingehend berichtet über seine Ziele und sein Wirken das „Bullettino dell' Associazione per la Difesa di Firenze antica", von dem uns das mit einem Plan und interessanten Abbildungen zu den darin enthaltenen Aufsätzen versehene dritte Heft vorliegt und auf das wir die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auch in Deutschland hinlenken möchten. Es wird darin in sehr anziehender Weise ausgeführt, wie man das enge Zentrum der Stadt erweitern und das andre Ufer des Arno mit ihm in Verbindung setzen kann, ohne architektonisch und historisch bedeutende Bauten niederreißen zu müssen. Abbildungen und Plan rühren von dem Ingenieur Castellucci her, der dafür den ersten Preis erhalten hat.

Zeitgeschichte.

Der schöne Schwarzwaldkurort St. Blasien empfing am 11. Juli den Besuch des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, der sich zu einer Art ländlicher Nachfeier des von den größeren Städten bereits im Mai festlich begangenen fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Landesherrn gestaltete. Das Städtchen St. Blasien ist der Hauptort des gleichnamigen badischen Amtsbezirks; es liegt in 772 Metern Höhe an der oberen Alp inmitten großer Waldungen; berühmt ist die 1773—1783 nach dem Vorbilde des Pantheons in Rom erbaute und nach dem Brande von 1834 wiederhergestellte Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei, ferner besitzt St. Blasien ein Kurhaus mit großartiger Wasserheilanstalt und ein Sanatorium. Der ganze Ort, alle staatlichen und städtischen Gebäude waren für den Besuch des großherzoglichen Paares auf das prächtigste geschmückt, allen voran das zu dem Hotel und Kurhaus St. Blasien gehörende hübsche Schwarzwaldhaus, in dem der Großherzog und die Großherzogin abstiegen. Die hohen Herrschaften fuhren mit der Bahn über Basel, Albbruch und von da zu Wagen durch das romantische Albthal. Um $11^1/_2$ Uhr erfolgte die Ankunft in St. Blasien, wo vor dem Schwarzwaldhaus, an dem sich ein Triumphbogen erhob, der feierliche Empfang

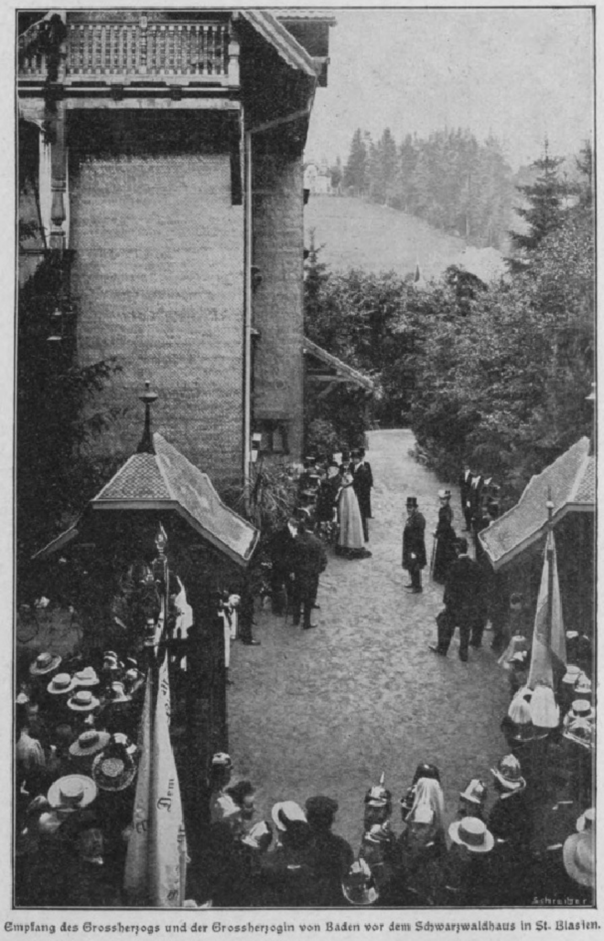


Phot. Frabelle & Young, London.
James Arthur Balfour,
der neue englische Ministerpräsident.

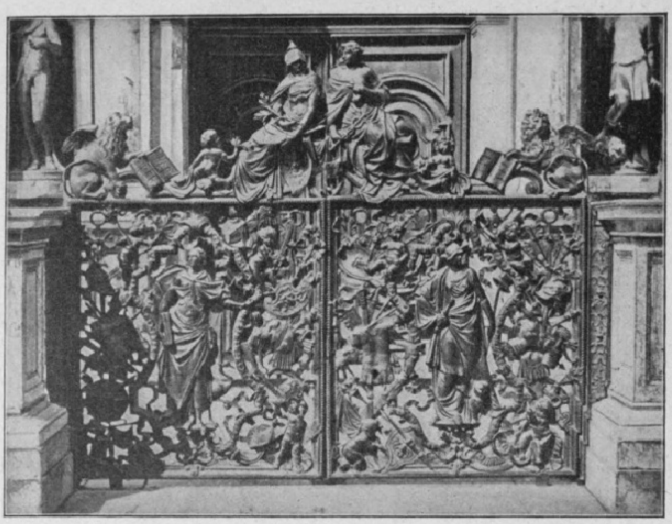
stattfand. Oberamtmann von Preen stellte den Bürgermeister Ebner vor, der das großherzogliche Paar im Namen der Stadt herzlichst willkommen hieß; auch prächtige Blumenspenden wurden den Fürstlichkeiten überreicht. Während des Empfangs sprang am nahen Waldesrande der Riesenspringbrunnen, dessen Strahl sich 76,5 Meter hoch erhebt.

— Ein seit geraumer Zeit bereits erwartetes Ereignis ist eingetreten: der greise englische Premierminister Marquis of Salisbury hat sein Amt niedergelegt. In dem Ministerium Salisbury, das mit dem Rücktritt des Premiers nicht zu bestehen aufgehört hat, übernahm jedoch nicht, wie vielfach erwartet wurde, der Kolonialminister Chamberlain den Vorsitz, sondern Balfour, der Neffe Salisburys. James Arthur Balfour wurde am 25. Juli 1848 als der älteste Sohn eines schottischen Großgrundbesitzers und einer Schwester des Lord Salisbury zu Haddington in Schottland geboren, ist also mit seinen 54 Jahren ein für englische Verhältnisse noch junger Staatsmann. Er studierte in Eton und Cambridge und ließ sich 1874 ins Unterhaus wählen. 1878 machte ihn der Oheim Salisbury zu seinem Privatsekretär und nahm ihn mit zum Berliner Kongreß, wo er die ersten Einblicke in das Getriebe der auswärtigen Politik that. Als 1885 die konservative Partei wieder ans Ruder kam, wurde Balfour Kabinettsminister, nämlich Präsident des Lokalverwaltungsamtes; 1887 Generalsekretär für Irland, 1891 und 1895 erster Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses. Für letztere Stellung war er durch seine Schlagfertigkeit und Beredsamkeit in ungewöhnlichem Maße befähigt. Der neue Premier ist geistig ein hervorragender Mann, dessen philosophisch-theologische Schriften auch in politischen und gesellschaftlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregten.

— Seit dem Untergange der „Cimbria" stand Hamburg nicht mehr unter dem Eindruck eines so furchtbaren Schiffsunglücks, wie am Morgen des 21. Juli, als sich die Trauer-



Empfang des Grossherzogs und der Grossherzogin von Baden vor dem Schwarzwaldhaus in St. Blasien.



Bronzegitter der Loggetta in Venedig. Von Antonio Gai, 1750.

kunde von dem in der Nacht zuvor erfolgten Zusammenstoß des Vergnügungsdampfers „Primus“ mit dem Seeschlepper „Hansa“ der Hamburg-Amerika-Linie, wobei über hundert Menschen den Tod in den Wellen fanden, verbreitete. Die Eilbecker Liedertafel Treue hatte am Sonntag früh auf dem alten Elbdampfer „Primus“ (1844 in England erbaut) einen Ausflug nach der Este, einem Nebenfluß der Elbe, gegenüber Blankenese gemacht. An diesem Ausflug beteiligten sich im ganzen 185 Personen. Kurz nach Mitternacht fuhr der Dampfer auf der Heimfahrt oberhalb des Wracks des Dampfers „Lemnos“ vorüber und hielt dann scharf nach Norden, um soweit wie möglich aus dem scharfen Ebbestrom herauszukommen. Zu gleicher Zeit kam von Hamburg der große Seeschlepper „Hansa“, der von Brunshausen Leichter holen sollte; der Dampfer hatte an dem „Primus“ nach der kaiserlichen Verordnung an der Backbordseite vorbeizufahren. „Primus“ machte nun den Fehler, an der „Hansa“ von der Landseite, also Steuerbord, vorüberfahren zu wollen, und die unausbleibliche Folge war ein Zusammenstoß. Die „Hansa“ traf den Vergnügungsdampfer, an dessen Bord die fröhlichste Stimmung herrschte und von dessen Fahrgästen niemand die herannahende Gefahr ahnte, mitschiffs, beim Steuerbordradkasten. Der „Primus“ legte sich sofort auf die Steuerbordseite und sank in weniger als sieben Minuten. Da die beiden Schiffe wenige Minuten aneinander hingen, gelang es vielen, sich an Bord der „Hansa“ zu retten Der Schlepper sowie die bei dem Dampfer „Lemnos“ liegenden Hebeprähme Ostsee und Nordsee setzten sofort ihre Boote aus und retteten ebenfalls zahlreiche Personen vor dem Tode des Ertrinkens. Dann explodierten die Kessel des „Primus“, und in Feuer und Rauch gehüllt sanken die Trümmer des Dampfers in die Tiefe. Die Unglücksstätte liegt im südlichen Tonnenstrich querab vom Nienstedtener Leuchtfeuer, etwa 150 Meter unterhalb der roten Boje.

Unterricht und Erziehung.

Der preußische Kultusminister hat dem Verein Mädchengymnasium in Köln auf dessen Eingabe vom 30. November 1901 durch Erlaß gestattet, daß er zunächst versuchsweise einen sechsjährigen Lehrgang für Mädchen einrichte, der zu den Zielen des Gymnasiums führt. Die Anstalt ist dem preußischen Provinzialschulkollegium zu unterstellen und soll die Bezeichnung „Gymnasialklassen für Mädchen“ führen. Die aufzunehmenden Schülerinnen müssen die Reife für die obere Stufe einer höheren Mädchenschule nach dem Lehrplan vom 31. Mai 1894 nachweisen und beim Beginn des Schuljahres das zwölfte Lebensjahr vollendet haben.

Preisausschreiben.

Für die Beneke-Preisstiftung wurde von der Göttinger philosophischen Fakultät für das Jahr 1902 folgende Preisaufgabe gestellt: „Die Fakultät wünscht eine historisch-kritische Zusammenstellung über die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über gewisse langsam wachsende Tumoren und abnormale wuchernde Neubildungen, die an Holzpflanzen wie an krautartigen Gewächsen beobachtet worden sind und als „Krebs“ oder zum Teil auch als „Maserkröpfe“ bezeichnet werden. Sie wünscht ferner eine genaue Untersuchung und Beschreibung von möglichst zahlreichen neuen Fällen derartiger Erkrankungen, die sich auf experimentelle Prüfung durch Infektionsversuche stützt und durch Zeichnungen sowie durch mikroskopische Präparate erläutert wird.“ Bewerbungsschriften sind bis 31. August 1904 einzusenden. Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 Mark.

— Anläßlich der letzten Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft d. J. zu Halle a. S. hat ein Kolonialfreund 3000 Mark für eine in den Kolonien zu lösende wirtschaftliche Aufgabe dem Präsidenten der Gesellschaft, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, zur Verfügung gestellt. Im Einvernehmen mit dem Spender wird folgendes Preisausschreiben veröffentlicht: Ein Geldpreis von 3000 Mark wird demjenigen zuerkannt, der ein in großem Maßstabe anwendbares Verfahren veröffentlicht, vermittelst dessen Rinder gegen den Stich der Tsetsefliege nachweislich derart geschützt werden, daß die vorbehandelten Tiere durch Länderstrecken, die mit der Tsetsefliege behaftet sind, durchgetrieben werden können, ohne während des Durchtriebes oder nachher zu erkranken.

— Der Mailänder Musikverleger Sonzogno hat die Preisrichter für den internationalen Wettbewerb um eine tragische Oper in einem Akt, für die er einen Preis von 50000 Lire ausgesetzt hat, jetzt ernannt. Humperdinck hat eingewilligt, Deutschland zu vertreten. Jan Blockx, der Direktor des Antwerpener Konservatoriums, wird Belgien repräsentieren und Massenet Frankreich. Für Italien werden jedenfalls zwei oder drei Preisrichter gewählt werden.

Technisches.

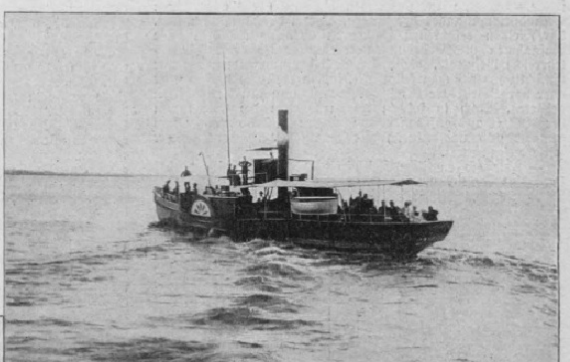
Mit der elektrischen Beleuchtung der Eisenbahnzüge ist nunmehr der Anfang gemacht worden. Die Durchgangswagen der Schnellzüge Berlin-Oderberg-Wien sind mit Accumulatoren versehen worden, die elektrische Kraft für etwa 250 Stunden Brenndauer enthalten und eine tadellose Beleuchtung liefern.

Totenschau.

Der am 13. Juli in seiner Heimat Liegnitz verstorbene Hofmusikdirektor Benjamin Bilse war lange Jahre hindurch der beliebteste Kapellmeister Berlins. Am 17. August 1816 als armer Leute Kind in Liegnitz geboren, kam er mit 14 Jahren zu dem dortigen Stadtpfeifer in die Lehre. Eine Reihe von Jahren spielte er bei Tanzmusiken, Hochzeiten und Jahrmärkten auf, dann aber nahm er seine Geige unter den Arm und machte sich auf, um sich draußen in der weiten Welt zum Künstler auszubilden. In Wien genoß er den Unterricht von Professor Böhm, bis ihn Johann Strauß (Vater) als ersten Geiger in sein berühmtes Orchester aufnahm. Im Jahre 1842 wählten ihn die Stadtväter von Liegnitz zum Leiter der städtischen Kapelle, und in dieser bildete sich Bilse nun in fünfundzwanzigjähriger künstlerischer Thätigkeit ein Orchester heran, mit dem er es wagen konnte, Kunstreisen zu unternehmen. Der dabei erzielte Erfolg veranlaßte ihn, im Dezember 1867 mit seiner Künstlerschar nach Berlin überzusiedeln und hier in dem nun auch verschwundenen Konzerthaus in der Leipzigerstraße ständige Konzerte zu veranstalten. Was Bilse damals für das Berliner Musikleben bedeutete, ist noch in bester Erinnerung. Er war kein genialer, aber ein sehr gewissenhafter Konzertleiter und verstand seine Künstlerschar auf eine solche Höhe zu bringen, daß ihm sowohl in Berlin wie auf seinen großen Konzertreisen in Deutschland, Rußland, Frankreich u. s. w. gerechte Anerkennung zu teil wurde. Seine Musikaufführungen zeichneten sich stets durch gediegene Ausführung, gewählte und vielseitige Programme aus. Im Jahre 1885 legte Bilse den Taktstock nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, um dort in stiller Ruhe sein Alter zu verleben, das leider durch schwere Krankheit getrübt wurde.

*

Senator Antonio Mordini, der in den Kämpfen für die Einheit Italiens eine hervorragende Rolle gespielt hat, 1869 Ackerbauminister, 83 J., † 14. Juli, Bad Montecatini. — Landschaftsmaler Georg Genschow, 74 J., † 15. Juli, Düsseldorf. — Professor Heinrich Hofmann, der durch mehrere Opern, Kammermusik- und Chorwerke bekannte Berliner Tondichter, 60 J., † 16. Juli, Großtabarz. — Dr. Leopold Ordenstein, geschätzter Arzt in Paris und eines der beliebtesten Mitglieder der deutschen Kolonie, 67 J., † infolge



Der untergegangene Dampfer „Primus“.

eines Mordanfalls 16. Juli, Paris. — Der württemberg. Generalmajor a. D. Ferdinand v. Bartruff, 81 J., † 16. Juli, Stuttgart. — Frau Dr. Louise Löwe-Kalbe, Witwe des 1886 verstorbenen bekannten deutschen Politikers Wilhelm Löwe aus Kalbe, 75 J., † 16. Juli, Bad Nauheim. — Der französische Staatsmann und Journalist Allain Targé, Finanzminister im „großen Ministerium“ Gambettas und Minister des Innern im Ministerium Brisson (1885), 70 J., † 16. Juli, Schloß Targé (Maine-et-Loire). — Sultan Hamud bin Mohammed von Sansibar, 49 J., † 17. Juli, Sansibar. — Geheimer Oberregierungsrat Dr. Friedrich Wörishofer, der hochverdiente frühere Vorstand der badischen Fabrikinspektion, 68 J., † 17. Juli, Karlsruhe. — Dr. Karl Marinus Reiß, Professor der Pathologie an der Kopenhagener Universität, 73 J., † 18. Juli, Kopenhagen. — Professor James Marshall, früher als Historienmaler sehr gefeiert, 64 J., † 18. Juli, Leipzig. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Karl Gerhardt, weitbekannter Berliner Mediziner, 69 J., † 21. Juli, Schloß Gamburg, Baden. — Frau Mathilde v. Bodenstedt, geb. Osterwald, Witwe Friedrich v. Bodenstedts, 78 J., † 19. Juli, Wiesbaden. — Geheimer Hofrat Professor Friedrich Schlie, Direktor des Großherzoglichen Museums in Schwerin und bekannter Kunstschriftsteller, 63 J., † 21. Juli, Bad Kissingen. — Kardinal Miecislaus Graf Ledóchowski, Generalpräsident der Propaganda, früherer Erzbischof von Gnesen und Posen, 80 J., † 22. Juli, Rom.

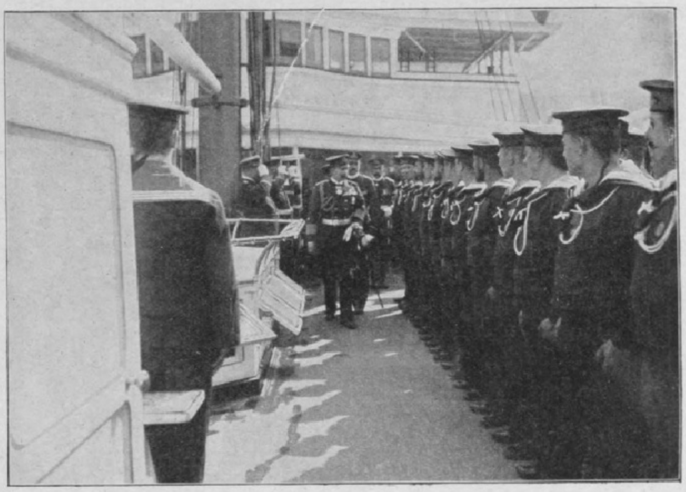


Das Schiffsunglück auf der Elbe bei Hamburg: Die Stelle des Zusammenstosses der Dampfer „Primus“ und „Hansa“.

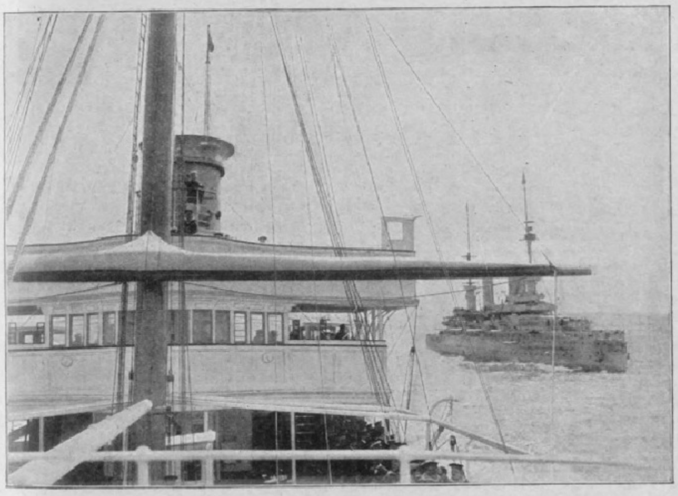




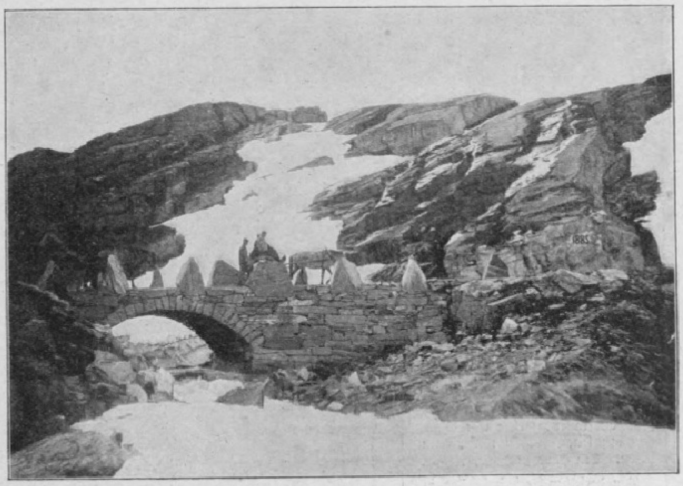
Der Kaiser mit seinem Gefolge und den Offizieren der „Hohenzollern“.



Der Kaiser mustert die Mannschaft der „Hohenzollern“.



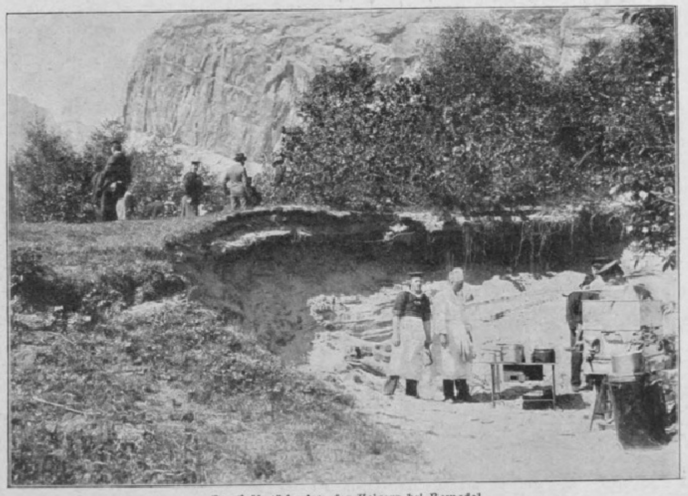
Der Kaiser auf dem Kaiserstand der „Hohenzollern“ während der Flottenparade bei Skagen.



Der Kaiser auf einem Ausflug ins Gebirge.



Der Kaiser und Gefolge auf dem Moldeberg.



Der Frühstücksplatz des Kaisers bei Romsdal.

Der Deutsche Kaiser auf der Nordlandreise.

Nach phot. Aufnahmen von Th. Jürgensen.

Briefmappe.

G. B., Heidelberg. Wir empfehlen Ihnen „Das Deutschtum im Auslande", Zentralblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Direkt zu beziehen durch die Vereinskanzlei, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 7.

Frau E. Sch., Heilbronn. Die Dame möge sich an die Frauenarbeitsschule Stuttgart, Marienstr. 38 oder an den Industriebazar ebendort, Königsbau 11 und 12, wegen Handarbeiten wenden. Um schriftliche Arbeiten überwiesen zu erhalten, dürften wohl Zeitungsinserate am ersten zum Ziele führen.

M. K., Hannover. Unter Alterssichtigkeit (Presbyopie), gleichbedeutend mit Weit- oder Fernsichtigkeit, versteht man eine Aenderung im Sehen, die meist schon um die Mitte der vierziger Lebensjahre sich einstellt. Das Auge büßt dann infolge fortschreitender Abnahme des Accomodationsvermögens allmählich die Fähigkeit ein, in der Nähe so deutlich zu sehen wie früher. Menschen mit normalem Sehvermögen werden alterssichtig zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre, und zwar Frauen in der Regel früher als Männer. Beim Nahesehen macht sich dann die Anwendung von Konvexbrillen nötig. Freilich kommen auch Ausnahmen vor; so schrieb z. B. das kürzlich in Paris im 105. Lebensjahr verstorbene Fräulein de Lisle du Fief, eine frühere Hofdame der Herzogin von Berry, noch bis in die allerletzte Zeit ohne Brille.

A. B., München. Die Dampferflotte auf dem Bodensee verteilt sich auf die einzelnen Staaten wie folgt: Baden 9, Bayern 7, Oesterreich 6, Württemberg 9 und die Schweizer Bundesbahnen 6 Schiffe. Daneben hat auch die Dampfbootverwaltung für den Untersee und Rhein 3 Schiffe im Betrieb. Ferner wird der Bodensee von 40 Motorsegelschiffen, einem Personenmotorboot und verschiedenen Privatmotorbooten befahren.

W. v. L. in H. In der Kunst des Diamantenschleifens steht nach Meldungen der Tagespresse eine Umwälzung bevor. Bekanntlich erhielten die Diamanten, aus denen Brillanten werden sollen, bisher 58 Flächen, sogenannte Facetten. Nach dem neuen Schliff sollen statt deren 80 hergestellt werden, und die früher glatte obere Fläche wird 8 Facetten tragen und dem sogenannten Rosenschliff nahe kommen. Die kleinen Facetten oder Sterne, die jetzt dreieckig sind, werden viereckig sein. Auf diese Weise wird die Culasse des gegenwärtigen Brillanten durch 8 Facetten ersetzt. Endlich werden die 8 Facetten des Untergrundes eine Art Pfeilerform erhalten. Dieses neue Verfahren, dessen Patent eine erste Antwerpener Firma von einem in Amerika lebenden Holländer für ganz Europa erworben hat, soll den Glanz und das Feuer der Steine, insbesondere bei Abendbeleuchtung, ganz außerordentlich erhöhen.

Hildegund in L. Ihren schwermütigen Sang leiten Sie ein:

> Es ist mir im Innern so weh und bang,
> Ich fühle so heißen, so stürmischen Drang,
> Das Herz ist mir schwer, der Kopf, ach, so hohl —
> O saget mir doch, was bedeutet dies wohl?!

Ja, wir können's Ihnen nicht sagen, aber der Arzt wird die Symptome schon zu deuten wissen.

Landratte in O. Barkasse wird das große Boot eines Kriegsschiffes genannt, die Pinasse ist das nächstgrößte. Dann folgen Kutter, Gig (Boot des Kapitäns) und Jolle, das kleinste der Schiffsboote, das vornehmlich den Transport der Küchenbedürfnisse besorgt und darum auch Kochsboot heißt.

K. L. in M. Rußland besitzt zwei Städte mit mehr als einer Million Einwohner, Petersburg und Moskau. Letzteres hatte vor 30 Jahren kaum eine halbe Million, heute aber nach der letzten Volkszählung 1 173 000 Bewohner.

G. N. in Z. Die Zeitungsnachricht, daß seit Friedrich Wilhelm I. kein preußischer König mehr die Stadt Wesel betreten habe, ist eine Legende, die, obwohl oft widerlegt, immer von neuem auftaucht. Friedrich der Große besuchte wiederholt die Stadt, ebenso haben seine Nachfolger in ihr geweilt.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

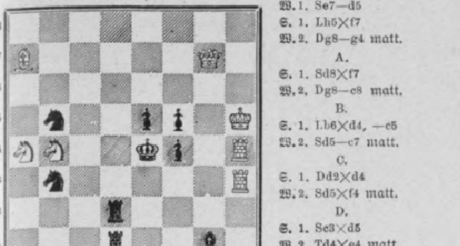
H. Tophoff, Die Rechte des deutschen Kaisers. Ein staatswiss. Versuch. 50 ₰. Stuttgart, Jos. Roth.
Anna Claud-Saar, Kaiserin Elisabeth auf Kap Martin. Mit Bildern. ℳ 2.— Zürich, C. Schmidt.
— — Wien-Nizza. 3 Novellen. ℳ 2.— Ebd.
Johs. Proelß, Scheffel. Ein Dichterleben. Volksausg. ℳ 2.40. Stuttgart, Bonz & Co.
Jenny Limburg, Sturmgeklärt. Gedichte. Wien, Konegen.
Der Stein der Weisen. Illustr. Halbmonatsschrift. XV. Jahrg. Heft 1. 50 ₰ Wien, Hartleben.
Th. Souchay, Elegien u. and. Gedichte. Cannstatt, Reitzel.
Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1677/79: Mark Twain, Abent. Huckleberry Finns. 75 ₰. — Nr. 1580: H. Bothmer, Das Heidebuch (Lieder). 25 ₰. — Nr. 1581: Schiller, Demetrius. 25 ₰. — Nr. 1582: Fr. Halm, Wildfeuer. 25 ₰. — Nr. 1583/89: Willibald Alexis, Der falsche Woldemar. ℳ 1.75. Halle, Hendel.
F. Kohler, Die Kurtaxe; ihre rechtl. Natur. ℳ 1.—. Berlin, Heine.
Paul Heyses Romane. Lfg. 3—8. à 40 ₰. Stuttgart, Cotta.
Ernst Georgy, Fräulein Mutter. ℳ 2.—. Berlin, Eckstein Nachf.
Leo Wulff, „Na also!" sprach Zarathustra u. a. Humoristisches und Parodistisches. ℳ 1.—. Berlin, „Harmonie".
Alpen-Flora für Touristen und Pflanzenfreunde. Lfg. 4—10 (Schluß). à 60 ₰. Stuttgart, Verlag für Naturkunde.
Dr. P. W. v. Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. 4. Aufl. Geb. ℳ 11. Freiburg, Herder.
Blätter zur Pflege persönl. Lebens. Hrsg. Dr. Joh. Müller. I. Band. 3. Aufl. ℳ 4.—. Leipzig, Verl. der Grünen Blätter.
Karte von Marienbad u. Umgeb. 2 Kr. Wien, Freytag & Berndt.
E. Pasqué, Das öde Haus. Erzählg. 50 ₰. Berlin, Goldschmidt.
F. Arnefeldt, Der Sohn des Sträflings. Rom. ℳ 1.—. Ebd.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 28.

Von O. Würzburg in Grand Rapids.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 25:

W. 1. Se7—d5
S. 1. Lh5×f7
W. 2. Dg8—g4 matt.

A.

S. 1. Sd8×f7
W. 2. Dg8—e8 matt.

B.

S. 1. Lb6×d4, —e5
W. 2. Sd5—c7 matt.

C.

S. 1. Dd2×d4
W. 2. Sd5×f4 matt.

D.

S. 1. Se3×d5
W. 2. Td4×e4 matt.

E.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Dg8—e8 matt.

Partie Nr. 23.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 10. März 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der vierte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Evans-Gambit.

Weiß: Napier. — Schwarz: M. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Kg1—h1	f7—f6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Tf1—g1	Te7—f7
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	22. Ld3—f1[5])	c5—c4
4. b2—b4	**Lc5×b4**	23. Lf1—h3	Lb6×f2
5. c2—c3	Lb4—a5	24. Sg3—e2[6])	Sg6—e5[7])
6. d2—d4	e5×d4	25. Tg1—g2	Lf2—e3
7. 0—0	d7—d6	26. Se2—f4	Le3×f4
8. c3×d4	La5—b6[1])	27. Df5×f4	g7—g5[8])
9. Lc1—b2	Sc6—a5	28. Lh3—e6	Kg8—h8
10. Sb1—c3	Sg8—e7	29. Df4—d2	b7—b6[9])
11. Lc4—d3	0—0	30. Le6×f7	Tf8×f7
12. d4—d5	Se7—g6	31. f3—f4	g5×f4
13. Sc3—e2	c7—c5	32. Dd2×f4	Sa5—b7
14. Dd1—d2	Lc8—g4?[2])	33. Ta1—g1	Sb7—c5
15. Se2—g3	Lg6×f3[3])	34. Le3×e5	d6×e5
16. g2×f3	Sg6—h4	35. Df4—g4[10])	h7—h6
17. Dd2—f4	Sh4—g6	36. Dg4—h5	Dd8—f8
18. Df4—f5	Ta8—c8[4])	37. Tg2—g6	Kh8—h7
19. Lb2—c3	Tc8—c7	38. Tg6×h6†[11])	Aufgegeben.

[1]) Die sogen. Normalstellung im Evans-Gambit. Es ist immer noch nicht ausgemacht, ob der weiße Angriff oder das schwarze Bauernmehr überwiegt.

[2]) Dieser Zug ist nicht zu empfehlen. Lb6—c7 nebst Ta8—b8 und b7—b5, dazwischen f7—f6 zur Sicherung des Königsflügels, ist die vorgeschriebene Spielweise.

[3]) Der Abtausch verstärkt nur die Angriffsmittel von Weiß.

[4]) Sg6—h4 könnte jetzt 19. Df5—g4 g7—g6 20. Sg3—h5, bezw. 19. . . . Sh4—g6 20. f3—f4 mit unwiderstehlichem Angriff zur Folge haben.

[5]) Der Königsläufer stand bisher auf d3 ziemlich unwirksam und wird jetzt zu neuer Thätigkeit geführt.

[6]) Sehr hübsch gespielt. Nimmt Schwarz die Qualität, so erhält der weiße Springer freie Bahn über d4 nach e6. Auch droht Df5—h5 nebst Lh3—f5 bezw. e6.

[7]) Da Weiß den Angriff so wie so erlangt, so hätte Schwarz vielleicht besser gethan, die Qualität mitzunehmen.

[8]) Schwarz sollte einfach Kg8—h8 ziehen; doch dürfte auch dann der Angriff des Gegners, etwa mit 28. Lh3—e6 Tf7—e7 29. Ta1—g1 b7—b5 30. Df4—f5 Sa5—b7 31. Tg2—g3 (droht 32. Df5×h7†), durchschlagend sein.

[9]) Bei Se5×f3 30. Le3×a5 bleibt Weiß mit einer Figur im Vorteil.

[10]) Droht Matt in zwei Zügen durch 36. Dg4—g8†.

[11]) Ein hübscher Schluß zu einer hübschen Partie.

Schachbriefwechsel.

E. F. in Breslau. Der von Ihnen vorgeschlagene schwarze Bf6 heilt die Nr. 26 nicht, da er in der beabsichtigten Lösung das unter Umständen vorkommende Matt auf e5 verhindert.

Richtige Lösungen sandten ein: E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 25 und 26; Markus Birkenfeld in Husiatyn und Senglier in Bulgrin zu 27.

Einstellrätsel.

Du hast mich, und der Bogen auch.
Ein Zeichen ein: der Neue Brauch.

Nach einer Richtung stets ich deut',
Ein Zeichen ein: der Kinder Freud'.

So heißt manch Mädchen fromm und gut,
Ein Zeichen ein: mich wiegt die Flut.

Ein Längenmaß ich nenne dir,
Ein Zeichen ein: Luft mein Revier.

Bin treuer Liebe schönes Ziel,
Ein Zeichen ein: nicht mit mir spiel'.

Vom Himmel komm' ich, Leid wie Luft,
Ein Zeichen ein: froh klopft die Brust.

Gewappnet lieg' ich, zackig, breit,
Ein Zeichen ein: Tannherrlichkeit.

Bei Fischen such mich, ungezählt,
Ein Zeichen ein: such mich im Feld.

Ein Berg bin ich, im Lied genannt,
Ein Zeichen ein: umrauschtes Land.

Der Wald hat mich, mich hat dein Kleid,
Ein Zeichen ein: o stürmisch' Leid!

Ich sing' von Lust, ich sing' von Qual,
Ein Zeichen ein: Mahn' an Spital.

Wo ein ich kehr', licht wird es dort,
Ein Zeichen ein: gar schlimmer Ort!

Hier fiel, zur Nacht, ein Kriegerheld,
Ein Zeichen ein: hie Alpenwelt.

*

Habt ihr die Worte klüglich ausgeheckt,
So werden euch die Anfangsleitern sagen,
Wo jetzt, mit stillem, ruhlichem Behagen,
Vergnügten Sinn's manch müder Wandrer steckt.

Mischrätsel.

Mischt weislich, liebe Leser, mir
Vier i ins Wort, abrett,
Dazu von m ein Einzelstück,
Von p nehmt ein Duett,
Von s nehmt der Duette zwei,
Zu höherm Klanggenuß —
Gebt acht; gelang die Mischung euch,
So kommt sie gleich in Fluß.

Worträtsel.

Dienstbar bin ich, was da lebt,
Bin auch, was der Weber webt,
Was der Kaufmann wägt und bucht,
Was der Dichter emsig sucht:
Bin bald eins, bald ein Gefüge,
Bin bald Wahrheit, bin bald Lüge.

Buchstabenrätsel.

Soll der Gerstensaft gedeihn,
Muß sich 1—4 ihm leihn.
Malz und Hopfen sein Gelingen
Nicht allein zu stande bringen.

Opfergaben galt's vor Zeiten
Für 5, 6—8 bereiten,
Heut ein trauerndes Gedenken
Liebevoll wir ihnen schenken.

Seine Tugenden zum Kranze
Hier zu winden für das Ganze,
Könnt' es nicht Mißdeutung finden,
Eigenlob sich darin künden? M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 873:

Des Worträtsels: Ranch — Rauch.
Des Silbenrätsels: Kreuznach.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln (3). W. Caspari in Wiesbaden (6). Frau Ida Kremer in Robschütz (6). „Lona" in Bukarest. Theodor Seling in Mannheim. E. v. A. in B. Evangeline Blissert in San Francisco (3). „Alter Abonnent" in Lipno (2). Amalie D. in Basel. „Meta und Kurt" in Angermünde. „Köbi" in Bern (4). Elise Riebow geb. Kruse in Hamburg (3).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Wir machen hiermit bekannt, daß aus dem Aufsichtsrat unsrer Gesellschaft ausgeschieden sind die Herren:
Kommerzienrat **A. Moser, Stuttgart,**
Hofrat Professor **A. Müller-Palm, Stuttgart,**
Professor **Dr. Sieglin-Fehr, Hohenheim.**

Stuttgart, den 24. Juli 1902.

Der Vorstand:
E. Mayer. A. Loewenstein. C. Gossrau.

Handschriften-Beurteilung.

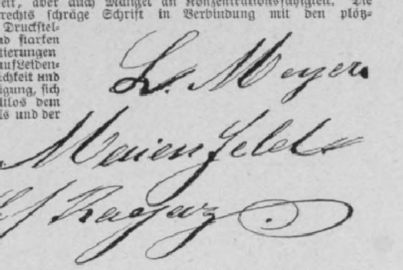
A. F. in W. Empfindungsfähig. Leidenschaftlich. Fleißig, thätig. Geneigt, die Dinge ernst zu nehmen. Empfindlich. Tritt schwer aus dem Kreis seiner persönlichen Interessen heraus. Zeigt der Welt oft ein heiteres Gesicht, ohne innerlich heiter zu sein.

Linda I. Voll liebenswürdigen Humors und sorgloser Heiterkeit. Intelligent und klar, doch nicht eben tief veranlagt. Sie sind ein Egoist, aber auch darin liebenswürdig. Sie sind pünktlich und exakt in Kleinigkeiten, aber in Gefahr, sich in solche zu verlieren.

Linda II. (Kartenschrift.) Eine sensible Natur mit angeborenem Takt- und Zartgefühl. Diskussionslustig und rechthaberisch. Nicht selten in Gefahr, das Nebensächliche zu überschätzen. Gerade und ehrenhaft.

Vera. Sie möchten wissen, ob Sie ein klares Urteil haben, oder ob Sie sich darin durch Ihre Nervosität beeinflussen lassen? Neben Ihrer Nervosität schaden der Objektivität Ihres Urteils: 1. Ihr stark ausgesprochenes subjektives Empfinden, 2. Ihr lebhaftes Temperament, 3. Ihre Neigung, verschiedenartige Dinge miteinander zu vermischen. Ob selbstsüchtig? Ja! Egoistisch sind Sie, wenn auch weniger für sich persönlich als für die Ihnen Nahestehenden. Ob warm in der Empfindung? Sie empfinden sehr lebhaft, auch tief und nehmen die Dinge schwer, sind aber nicht frei von Laune und Gefühlsschwankungen. Sinn für Ideales neben starkem Hang zum Praktischen? Sie sind gebildet — stehen über dem Durchschnitt —, besitzen geistige Gewandtheit und Selbständigkeit, sind geistig lebhaft und rege, haben daneben aber doch auch ausgesprochenen Sinn fürs Praktische. Sie haben recht, wenn Sie finden, daß Sie nicht im richtigen Momente zugreifen, denn Sie haben wenig Initiative und die ausgesprochene Neigung, sich mehr durch die Verhältnisse leiten zu lassen.

L. v. P. Die rasch hingeworfene Schrift beweist große Lebhaftigkeit, aber auch Mangel an Konzentrationsfähigkeit. Die stark rechts schräge Schrift in Verbindung mit den plötzlichen Druckstellen und starken Schattierungen lassen auf Leidenschaftlichkeit und die Neigung, sich rückhaltlos dem Impuls und der



momentanen Stimmung hinzugeben, schließen; der Punkt im Anstrich der M in Verbindung mit dem „Egoismushaken" am Ende dieses Buchstabens auf Sinn für Komfort; die übertrieben langen Endstriche auf Maßlosigkeit: die langen Ausrufungszeichen auf Begeisterungsfähigkeit. Der dick unterstrichene Namenszug deutet auf starkes Selbstgefühl.

H. G., Hamburg. Karten eignen sich schlecht zur Beurteilung. Soweit sich ersehen läßt, sind Sie eine empfindungsfähige Natur, treu und ausdauernd in den Gefühlen.

Josef. Starke individuelle Eigenart ist in dieser Schrift nicht ausgedrückt. Aber der Schreiber ist ein liebenswürdiger, angenehmer Mann, der Takt und Zartgefühl besitzt, heiter und umgänglich ist und seiner Umgebung das Leben nicht schwer macht. Mit sich selbst ist er wohl zufrieden, und er zweifelt nicht, daß es andre auch mit ihm sind.

Georg. Auch von diesem Charakter läßt sich ähnliches sagen, nur ist er weniger ruhig, weniger ausgeglichen und weniger gleichmäßig.

Konrad. Sehr bestimmt, sehr ausgesprochen, pflichtgetreu und zuversichtlich, aber auch manchmal sehr schwierig und scharf. Sie sind intelligent und sehen klar. Sie sind zielbewußt, energisch und gestatten sich keine Launen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Während der Zahnperiode des Kindes ist zu beachten, daß dem Kinde auch solche Nahrungsmittel gegeben werden, die zur Zahn- und Knochenbildung beitragen. Hierher gehören die phosphorsauren Salze, und eine der angenehmsten Formen, solche den Kindern zuzuführen, findet man in Dr. Oetkers Puddingpulvern zu 10 Pfg. Diese Puddingpulver sind zuerst von Dr. Oetker mit diesen knochenbildenden Zusätzen versehen worden und bilden ein Nahrungs- und Genußmittel für Kinder, wie man es praktischer und billiger nicht herzustellen vermag. Die Puddingpulver werden mit Milch angerührt, mit Zucker versetzt, aufgekocht und nach dem Erkalten von den Kindern mit wahrem Heißhunger verzehrt.

Feuersbrunst zu Oberstadtfeld.

Von schwerem Unglück ist heute unser Ort heimgesucht worden. Innerhalb einer halben Stunde fielen 17 Wohnhäuser nebst Scheunen und Stallungen einer heftigen Feuersbrunst zum Opfer. Bei der rasenden Schnelligkeit des Feuers konnte nur mit knapper Not das Vieh gerettet werden; Hausgerät, Kleider sind fast alle verbrannt oder vernichtet.

Leider waren die Möbel und Futtervorräte gar nicht, die Gebäude nur gering versichert.

Die armen Leute, welche durch Fleiß und Sparsamkeit sich bemüht hatten, voranzukommen, verdienen bei dem schweren Verlust von der öffentlichen Mildthätigkeit berücksichtigt zu werden. Jeder der Unterzeichneten ist bereit, milde Gaben zu übermitteln. Naturalien werden erbeten zu Händen des Pfarrers Brem zu Niederstadtfeld, Post u. Bahnhof Daun.

Niederstadtfeld (Kreis Daun), den 17 Juli 1902.

von Ehrenberg, Königl. Landrat des Kreises Daun. **Schramm,** Bürgermeister zu Niederstadtfeld. **Brem,** Pfarrer zu Niederstadtfeld. **Haas,** Ortsvorsteher z. Oberstadtfeld.

Berühmte Amerikanische Specialitäten

Alle in dieser Liste aufgeführten Fabrikanten in den Vereinigten Staaten sind von Duns und Bradstreets Agenturen financiell hoch eingeschätzt, und die Fabrikate jeder dieser Firmen haben den besten Ruf wegen ihrer Güte und Brauchbarkeit. Viele verlangen verläßliche Agenten in allen Ländern, bitten um diesbezüglichen Briefwechsel und senden Kataloge bereitwilligst. Alle Preisanfragen und verlangten Kostenanschläge werden sofort erledigt, wenn man an dieses Registrierungs-Bureau kabelt.
Kabel-Adresse: „CABATES." CHARLES AUSTIN BATES, Vanderbilt Building, New York, U. S. A.

Equipagen Wagen und Geschirre
Kutschen Fuhrwerke für alle Zwecke — und Sattler-Ware für alle Zwecke.
Einspänner Sprengwagen
Phaetons Straßenkehrmaschinen
STUDEBAKER BROS. MFG. Co.
South Bend, Indiana, U. S. A.
Zweiggeschäfte: New York, N. Y. Chicago, Ill. Kansas City, Mo. Denver, Colo. — 100 Acker Fabrik-Gebäude; die größten der Welt. — Zweiggeschäfte: Portland, Ore. San Francisco, Cal. Salt Lake City, Utah. Kabel-Adresse: „STUDEBAKER."

Bier.
Pabst Brewing Co.,
Milwaukee, Wis., U. S. A.

Zweirad-Bremsen — Morrows Frei-Rad.
300,000 im Gebrauch; in der ganzen Welt verkauft.
Für jedes Rad passend; die Erfinder.
R. H. Wolff & Co., Ltd., Neueberg 29, Hamburg;
Fred. O. Warrick, Stabius-Strasse 7, Nürnberg.

Genever und Whisky.
Fleischmann & Co.,
Cincinnati, O., U. S. A.

Schreibmaschinen — „New Century."
American Writing Machine Co.,
New York, U. S. A.

Explosiv-Stoffe — Nitro.
Pulver, Plastine, Kornpulver.
The Nitro Powder Co., Kingston, N. Y., U.S.A.
Kabel-Adresse: „Nitro." W. U.-Codex.

Elektrische Generatoren und Motoren.
Für Arbeiten mit direktem oder wechselndem Strom.
Northern Electrical Mfg. Co., Madison, Wis., U.S.A.
Verlange Katalog Nr. 249.
Verläßliche Agenten verlangt.

Ernte-Maschinerie.
Adriance, Platt & Co.,
Poughkeepsie, New York, U. S. A.

Brunnen-Bohr- und Tiefbohr-Maschinen.
Alles Erforderliche, um tiefe Schächte für Oel, Gas, Mineralien oder Wasser herzustellen.
Oil Well Supply Co., Pittsburgh, Pa., U. S. A.

Holz-Bearbeitungs-Maschinen.
BERLIN MACHINE WORKS,
Beloit, Wis., U. S. A.

Gasolindampf-Lampen
für den Laden, die Straße und das Haus.
THE TURNER BRASS WORKS,
Kabel-Adresse: „The Turner," Chicago. Chicago, U.S.A.

Photographische Trocken-Platten.
LOVELL DRY PLATE CO.,
New Rochelle, N. Y., U. S. A.

Schleifsteine für Alles, das eine Schneide hat!
Oelsteine, Sensensteine, Abziehsteine für Rasiermesser, Schleifsteine, Schmirgel und Korund, u. alle in dieses Fach schlagend. Artikel.
The Pike Mfg. Co., Pike Station, N. H., U. S. A.

„Cling Surface" für Treibriemen.
Bringt eine nicht rutschende Oberfläche hervor, die nicht klebt. Rutschen ist unmöglich, erhöht die Kraft, läßt leicht laufende Treibriemen zu und präserviert dieselben dauernd in jedem Klima. Näheres durch die CLING SURFACE MFG. CO., Buffalo, N. Y., U. S. A.

Schaufeln, Spaten, Schüppen und Entwässerungs-Werkzeuge.
THE WYOMING SHOVEL WORKS,
Wyoming, Pa., U. S. A.

Kessel und Hitzeerzeuger
für Dampf- und Wasser-Heizung.
Pierce, Butler & Pierce Mfg. Co., Fabrikanten.
Agenten verlangt. Syracuse, N. Y., U. S. A.

Rollende Stahlthüren und Fensterladen.
Stahlkästen und Fächerwerk für Waren und Papiere von Wert. Man verlange Katalog K-2.
The Kinnear Mfg. Co., Columbus, O., U. S. A.

Werkzeuge — für alle Metall- oder Holzarbeiter.
Katalog Nr. 16 A E frei.
The L. S. Starrett Co., Athol, Mass., U. S. A.

Böttcherei-Maschinerie.
The Peter Gerlach Company,
CLEVELAND, O., U. S. A.

Dampfmaschinen — Kessel ꝛc.
Händler können Preise und Katalog verlangen.
COMSTOCK MFG. CO.,
Comstock, Mich., U. S. A.

Klaviere.
BALDWIN PIANO CO.,
„Grand Prix" Paris 1900. Cincinnati, O., U. S. A.

Harmonien — „Packard," 1871 etabliert.
Besonders für das Exportgeschäft geeignet.
THE PACKARD COMPANY,
Man verlange Katalog. Fort Wayne, Ind., U. S. A.

Seifen für Familien und Wäschereien.
JOS. S. & THOS. ELKINTON,
PHILADELPHIA, PA., U. S. A.

Geldschränke. (Feuersicher.)
THE HALL'S SAFE CO.,
P. O. Box 846. Cincinnati, O., U. S. A.

Hüte.
E. M. KNOX,
Fifth Avenue, New York, U. S. A.

Laternen — Dietz.
R. E. Dietz Company,
1840 etabliert. New York, U. S. A.

Artikel für Juweliere.
Brosche-Nadeln, Scharniere, Gewinde, Haken, Uhr-Karabiner ꝛc.
Geo. H. Fuller & Son Co., Pawtucket, R. I., U. S. A.
Nur Engros. Briefwechsel erwünscht.

Rasiermesser
„Star"-Sicherheits-Rasiermesser.
KAMPFE BROS.,
8-10-12 Reade St., New York, U. S. A.

Negergarn

ist das beste baumwollene
Strickgarn,
Häkel- und Stickgarn.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

Göricke's Westfalen Rad.

Allgemein bevorzugte Qualitätsmarke.
Ges. gesch. Lager-Construction.
Jahresproduction: ca. 12000 Räder.
Bielefelder Maschinen- und Fahrradwerke
Aug. Göricke, Bielefeld.
Abt. I: Fahrräder, II: Nähmaschinen, III: Milchcentrifugen.

Bildschön!

ist ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, sammetweiche **Haut** und blendend schöner **Teint.**
Alles dies erzeugt:
Radebeuler Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à Stück 50 Pf. Ueberall vorrätig.



Lehrfabrik
mit mech. Werkstatt, Giesserei, Modelltischlerei etc. für die praktische Ausbildung von **Volontären** in **Elektrotechnik** u. **Maschinenbau.** Programme gratis. Lehrfabrik **„Elektra", Rendsburg.**

Dr. Lahmann's vegetabile Milch



der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.
Man verlange ausführliche Abhandlung von
Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Tait's Diamanten

weisen die denkbar grösste Aehnlichkeit mit allen echten Diamanten auf. Sie können wie jeder echte Diamant gewaschen und gereinigt werden und ist ihr Glanz und Feuer von keiner künstlichen Rückseite abhängig.

Unerreichte Auswahl in



Ringen, Broschen, Ohrringen, Cravattennadeln, Haarnadeln, Halsketten, Schnallen, Manchettenknöpfen, Hemdenknöpfen

zum Preise von **6 Mark das Stück**

Verlangen Sie illustrirte Preisliste gratis u. franco.

In alte Fassungen sind wir gerne erbötig, Tait's Diamanten einzusetzen.

in den modernsten u. elegantesten Fassungen!
Für jeden gekauften Gegenstand geben wir eine schriftliche Garantie. Nicht Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.
Tait's Diamanten sind die beste Imitation der Welt, und haben sie in Erstaunen und Entzücken gesetzt.

Tait's American Diamond Palace,
BERLIN
Friedrichstr. 181. Friedrichstr. 169. Central-Hotel Laden 15.

Neue einbändige Ausgabe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Nikolaus Lenaus sämtliche Werke.
Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und dem Bildnis des Dichters.
Ein Band von 397 Seiten Lexikon-Oktav. Elegant gebunden **nur 2 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet M. 4.—, in elegantem Halbfranzband M. 6.—

Als eine willkommene Gabe zur Jahrhundertfeier der Geburt des Sängers der Schwermut, der im Wahnsinn geendet hat, erscheint diese neue, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Sie schließt sich im Format wie in der Ausstattung genau unsern bekannten einbändigen Klassiker-Ausgaben an. Allen Verehrern des Dichters sei diese elegante, handliche und dabei außerordentlich billige Ausgabe seiner sämtlichen Werke warm empfohlen.

In einbändigen Ausgaben erschienen früher in unserm Verlage:

Goethes Werke.	Gebunden nur 4 Mark.
Schillers Werke.	Gebunden nur 3 Mark.
Shakespeares dramat. Werke.	Gebunden nur 3 Mark.
Heines sämtliche Werke.	Gebunden nur 3 Mark.
Hauffs Werke.	Gebunden nur 3 Mark.
Lessings Werke.	Gebunden nur 3 Mark.
Uhlands sämtliche Werke.	Gebunden nur 4 Mark.
Körners sämtliche Werke.	Gebunden nur 2 Mark.

Der Hamburgische Correspondent nennt diese Ausgaben **Unica des deutschen Buchgewerbes.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl.**

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

I.

Es war schon recht dämmerig, als der Arzt in den kleinen Vorplatz trat, und geschäftig rannte die Magd mit dem grellblinkenden Messingleuchter in der hocherhobenen Rechten aus der Küche.

„Herr Generalarzt, auf ein Wort!“ flüsterte die Tochter des kranken Hauptmanns und zog hinter sich die Thüre ins Schloß.

„Hier nicht, gnädiges Fräulein!“ kam ebenso leise die Antwort zurück. „Wenn es Ihnen genehm ist, besuchen Sie mich morgen während meiner Sprechstunde.“

„Herr Generalarzt, ich komme morgen — aber jetzt begleite ich Sie eine Straße weit,“ bat sie flehend. —

Sie gingen langsam nebeneinander, der alte Mann und das junge Mädchen, langsam, ganz langsam.

Es war ein lauwarmer Sommerabend. Hoch über der breiten Straße glühten die Bogenlampen und übergossen die Platanen mit gleißendem Lichte. Am schwarzen Himmel blinkten die Sternlein, mit Glockenklingen rollten die Wagen der elektrischen Bahn vorüber, eine bunte Menschenmenge flutete hin und her auf den breiten Trottoiren, und aus der Ferne klang das Rauschen des Bergstromes in das Treiben der Großstadt.

„Sie sagen mir nicht alles, Herr Generalarzt. Und ich muß doch klar sehen, ja, das muß ich, ganz klar sehen, Herr Generalarzt!“

„Liebes gnädiges Fräulein“ — der alte Herr blieb stehen und rieb mit der flachen Hand den Elfenbeingriff seines Stockes —, „klar sehen — ja, was heißt klar sehen? Wer von uns kurzsichtigen Menschen sieht denn ganz klar?“

„Sie kommen mir nicht aus, lieber väterlicher Freund,“ bat Fräulein von Ostenhusen und blickte dem eisgrauen Manne voll ins Antlitz. „Mein Vater ist sehr leidend — nicht?“

„Ihr Herr Vater ist leidend und der Erholung sehr bedürftig, gnädiges Fräulein.“ Der Arzt wandte sich ab und setzte den Weg fort.

„Sehr leidend, Herr Generalarzt, und Sie selbst haben nur wenig Hoffnung für ihn übrig,“ sagte sie mit erzwungener Festigkeit; aber dabei vibrierte die klangvolle Stimme.

„Wenig Hoffnung — was heißt wenig Hoffnung, gnädiges Fräulein?“ rief der Arzt, blieb abermals stehen und sah bekümmert in die großen, flehenden Augen. Dann murrte er Unverständliches in seinen Bart, wandte sich ab, setzte den Weg fort und stieß rauh hervor: „Ich weiß ja, weiß ja, sind 'n starkes Mädel — Vergebung,



Herzkrank.

„Du, Lore?“ rief eine kleine junge Dame . . .



Und geschäftig rannte die Magd mit dem grell-blinkenden Messingleuchter . . .

gnädiges Fräulein — eine entschlossene Natur sind Sie, kenne Sie doch von Kind auf. Nun ja, 's ist nicht zu spaßen bei der Geschichte — das Herz, nun, das Herz — wissen selber, das Herz ist eine wichtige Maschine, und das Herz Ihres Herrn Vaters, ei, das ist halt gar nicht mehr so recht in Ordnung. Kann's Ihnen sagen, muß es Ihnen sogar sagen: bin wahrhaftig erschrocken vorhin bei der Untersuchung."

„Bitte, Herr Generalarzt, sagen Sie mir alles!" kam's von schmerzlich zuckenden Lippen.

„Alles — was alles?" murrte der alte Herr.

Zwei Leutnants klirrten vorüber. „Todwund im Herzen!" lachte der eine. „Laufende Nummer — na?" schnarrte der andre. Die vergoldeten Knöpfe blinkten, die Säbel rasselten über den Asphalt, und eine rollende Hofequipage verschlang die lachende Antwort.

„Geschehen muß etwas, gnädiges Fräulein, unbedingt — sonst stehe ich für nichts. Ihr Herr Vater muß nach Sprudelingen und zwar so bald als möglich."

„Und was ist's also, Herr Generalarzt?" fragte sie und machte Halt.

„Eine Folge der Feldzüge, gnädiges Fräulein, eine Folge —"

„— mannigfacher Zurücksetzung, bitterer Lebenserfahrungen, eine Folge des Kampfes ums Dasein, ums Brot, Herr Generalarzt, jawohl, ich weiß es," sagte sie fast grolllend, „doch ich kenne eben nur die Ursachen, nicht aber die Folge, und ich muß alles wissen."

„Was ist ein Name, gnädiges Fräulein?" Der alte Herr zuckte die Achseln. „Degeneration des Herzmuskels nennen wir's."

„Ich danke, Herr Generalarzt!" flüsterte sie, hielt dem alten Freunde die kleine, feste Hand hin und warf das Köpflein zurück: „Gute Nacht für heute!"

„Gnädiges Fräulein — Kopf oben behalten!" Der alte Herr blickte fast andächtig in die großen, dunkeln Augen und schüttelte das Händchen.

„Wie Sie sehen, lieber Freund!" Sie wollte lächeln, aber es zuckte in dem schönen Gesichte, und sie wandte sich ab. „Gute Nacht!"

„Ich begleite Sie zurück!" rief der Generalarzt. Aber da war die hohe Gestalt schon im Gewühle verschwunden.

„Prachtmädel!" brummte der alte Herr und ging zur nächsten Haltestelle der Elektrischen. „Und an solchem Exemplare von Gottes Schöpfung flanieren die Herrchen hundert- und hundertweis vorüber, die Esel! — Weil sie arm ist!" knurrte er und stieg auf das Trittbrett.

*

Die helle Frühlingssonne ließ all den Schmuck, all das Gold und Silber und die köstlichen Steine in den riesigen Auslagen des altberühmten Juwelengeschäftes von Meier u. Co. funkeln und glitzern. Elegante Gestalten rauschten vorüber und trugen den neuesten Pariser Hut zur Schau, schwere Lastwagen rollten über den Asphalt, Studenten mit bunten Mützen und großen Hunden und katerhaften Gesichtern promenierten vorbei, Dienstmänner lungerten an den Straßenecken, vom Dome herab klang Glockengeläute.

„Du, Lore?" rief eine kleine junge Dame, die aus dem Hause des Juweliers getreten war.

„Ich, Ida, natürlich doch!" sagte das Fräulein von Ostenhusen.

„Natürlich doch? Nein, Lore, durchaus nicht natürlich doch!" kam die Antwort von schmollenden, niedlichen Lippen. „Ist das auch eine Art, seine alten Institutsfreundinnen so zu vernachlässigen? Was könnte ich dafür, wenn mir Fräulein Lore von Ostenhusen mit der Zeit ganz in Vergessenheit geriete? Sag selbst: dreimal war ich in den zwei letzten Monaten bei dir, und du — nun —?"

„Du hast ja recht, liebe Ida, und ich fühle mich auch vollkommen schuldig, aber —"

„Nichts aber!" fiel die junge Dame mit Würde ein. „Dieses Gebaren ist — warte nur, wie sagt doch Vetter Isidor? — richtig: incommentmäßig!"

„Ich nehme alles geduldig auf mein Haupt, Ida. Nur mußt du mir — so sagen ja wohl die Juristen — mildernde Umstände zuerkennen. Weißt du, ich habe von früh bis Abend so viele Pflichten: da ist mein schwer leidender Vater, da sind meine Stundenschülerinnen, da ist mein kleines Schwesterchen, kurzum Pflichten an allen Ecken und Enden —"

„O, hör auf, hör auf!" bat die Kleine und hielt sich die Ohren zu. „Pflichten — wenn ich nur das garstige Wort nimmer hörte! — Pflichten? Ich kenne nur eine Pflicht, nämlich die heilige Pflicht des Amüsements. Und wahrhaftig, sogar diese Pflichterfüllung ist anstrengend. Weißt du, Lore, was ich möchte? Walzen, immerfort, immerfort walzen, heute, morgen, alle Tage, das ganze Leben lang, bis ich zuletzt außer Atem dahinsänke!"

„Ei, dann laß dich doch unter die tanzenden Derwische anwerben," meinte Lore mit leisem Sarkasmus; „die halten das Tanzen sogar noch für einen wohlgefälligen Gottesdienst."

„Ach Lore, du bist auch immer so schrecklich ernst. Was für 'n überlegenes Gesicht du jetzt wieder machst!"



„Bitte, Herr Generalarzt, sagen Sie mir alles!"

„Mache ich das?" fragte Lore und streckte der Schulfreundin herzlich die Hand entgegen. „Vergiß eben nicht, daß ich immerhin ein gutes Jahr älter bin als du —!"

„Ach was, Lore, älter! Mich dünkt, vor einem guten Jahr bist du auch nicht jünger gewesen als jetzt, nein, ganz und gar nicht."

„Meinst du, Ida? Nun, dann wird's mir eben so bestimmt sein — ich denke, so 'n Stückchen Altjüngferlichkeit. Aber sage, kann ich deinen Herrn Vater einen Augenblick sprechen?"

„Du warst also auf dem Wege zu uns? Dann hast du Generalpardon," erklärte die Kleine würdevoll. „Bitte, tritt ein, ich werde Vater sogleich rufen lassen."

„Verzeih, Ida, ich möchte —" das Fräulein von Ostenhusen stockte, und eine glühende Röte bedeckte ihr Antlitz.



„Es ist 'n schöner Schmuck, liebes Fräuleinche, so 'n richtiges Liebhaberstück . . .

„Verlobungsringe?" Des Juweliers Töchterlein vertrat ihr den Weg und machte ein inquisitorisches Gesicht.

Lore von Ostenhusen lächelte schwach: „Nichts weniger als das, Ida." Sie raffte sich zusammen. „Ich muß deinen Herrn Vater in einer Privatangelegenheit um Rat fragen. Magst du mich vielleicht in sein Arbeitskabinett führen?"

„Sogleich. Aber dann kommst du herauf zu mir — unweigerlich!"

„Heute nicht, Ida, bitte, heute nicht! Morgen nachmittag bestimmt."

„Bestimmt?" forschte die Kleine. Dann lachte sie leise auf: „Weißt du's noch? Auf Ostenhusensche Parole — das war immer deine stärkste Beteuerung! Also?"

„Gut!" sagte die Große und streichelte die pfirsichrote Wange der Kleinen zärtlich, fast mütterlich.

*

Lore von Ostenhusen saß im Hinterstübchen des Juweliers. Es war ganz still, nur die alte Wanduhr tickte vernehmlich, und in einem Winkel lag zusammengerollt auf weicher Decke ein altes, krankes Hündchen, das von Zeit zu Zeit leise aufkläffte im Traume. Der Geschäftsmann hatte sich über den Tisch gebeugt und betrachtete durch seine stählerne Brille sorgfältig prüfend einen alten Schmuck, Stück für Stück. Lore sah fast nichts von ihrem Gegenüber als eine weiße, ungeheure Glatze.

„Es ist 'n schöner Schmuck, liebes Fräuleinche, so 'n richtiges Liebhaberstück. Ich hab's Ihnen schon gesagt vor Jahren einmal, wie Sie mir auch gezeigt haben die schönen Steine in der alten Fassung — Rokoko, beste Zeit. Ist 'n schönes Familienstück, das, auf Ehre."

„Herr Meier —“ Fräulein von Ostenhusen setzte sich gerade, „— damals habe ich Ihnen den Schmuck gezeigt, weil Sie sich für solch alte Sachen interessieren —“

„Interessiere mich auch, liebes Fräuleinche, kann einer immer was lernen von den Alten, sind in vielen Stücken gescheit gewesen, die Alten, oft gescheiter, wie man denkt.“

„Also gut, Herr Meier“, fuhr Lore fort und ballte die kleine Hand auf der blanken Mahagoniplatte des Tisches, daß die Nähte des Handschuhes zu platzen drohten; „damals hat mir's Vergnügen gemacht, Ihnen den Schmuck zu bringen — heute war mir's ein saurer Gang.“

„Wie heißt, ein saurer Gang?“ Der alte Mann sah erstaunt empor und schob die Brille hoch auf die Glatze, und die kleinen schwarzen Augen blickten forschend auf das erregte Antlitz der jungen Dame.

„Ich will den Schmuck verkaufen, Herr Meier — das heißt, besser gesagt, ich muß ihn verkaufen, Herr Meier, und dazu sollen Sie mir helfen und raten.“

„Will — muß? Aber, liebes Fräuleinche, so 'n alten Familienschmuck, den giebt man doch nicht her, den hebt man auf, den legt man an bei festlichen Gelegenheiten, den vererbt man weiter zu seiner Zeit, aber den will man nicht hergeben, und den muß man nicht hergeben!“

„So ist's auch bei uns bisher immer gehalten worden, Herr Meier,“ antwortete Lore und kämpfte mit dem Weinen, „aber —“

„O nicht, nicht weinen, liebes Fräuleinche! Mir können Sie alles getrost sagen, was Sie wollen, und brauchen aber auch nicht zu sagen, was Sie nicht wollen sagen!“ tröstete der alte Mann.

„Es giebt eben Lagen im Leben, wo alles andre zu nichts wird vor einer einzigen großen Notwendigkeit.“ Sie stieß mit dem Zeigefinger hart an das breite Collier, daß es leise klirrte. „Lagen, wo einem der Edelstein zum Kiesel und Gold zu Blech wird.“

„Da haben Sie recht, Fräuleinche,“ sagte der alte Mann seufzend und fuhr mit der runzeligen, knochigen Hand über sein ausrasiertes Kinn; „das hab' ich auch erlebt vor zwei Jahren, wo ich das schwere Unglück gehabt hab' mit meinem Arthur.“

„Herr Meier, ich muß den Schmuck verkaufen, und ich muß ihn möglichst hoch verkaufen. Und ich will Ihnen auch erzählen, warum!“

— — — — — — — — — —

Eleonore von Ostenhusen hatte geendet. Der alte Herr nahm seine Brille von der Stirne, guckte angelegentlich hindurch, hauchte die Gläser an, zog sein großes, brennrotes Taschentuch aus dem Schlafrock und begann zu putzen.

„Das erste Wort, liebes Fräuleinche, das erste Wort, was ich hör', daß es so steht um Ihren Herrn Vater. Ei, ei! Und wenn einem nur auch das Idchen ebbes saget', ei, ei!“ Er steckte das Tuch umständlich ein. „Und da merk' ich eben erst, daß ich da sitz' vor Ihnen in dem schlechten Rock, liebes Fräuleinche! Aber Sie werden mir's ja nicht verargen, es ist mir immer so kalt die Beine herauf. Ei, ei!“ — Plötzlich streckte er die Hand über die Tischplatte: „Fräulein Lorche, sie sind 'n gutes Kind, eine brave Tochter.“

„Und nun das Geschäftliche, Herr Meier!“ sagte Lore errötend und drückte die dargebotene Hand.

„Was — geschäftlich!“ murrte der alte Herr. „Wenn ich red' von Familiensachen, so red' ich nicht von Geschäften, und wenn da vor mir 'n Familienschmuck liegt, und wenn ich kenn' von klein auf, die ihn ausgebreitet hat vor mir auf den Tisch, dann will ich nichts wissen von Geschäften.“

„Aber verzeihen Sie mir doch, Herr Meier, ich hab' es wirklich nicht böse gemeint!“ rief Lore erschrocken.

„Was — böse gemeint? Freilich haben Sie's nicht böse gemeint,“ brummte der alte Mann, setzte seine Brille auf die Nase, zog die buschigen weißen Brauen in die Höhe und betrachtete angelegentlich das kunstvolle Armband.

Stille war's, nur die Uhr tickte, und leise winselte das Hündchen im Schlafe.

„Ich will Ihnen was sagen, Fräuleinche; weiß Gott, ich schätze Sie aufrichtig, also hören Sie, den Schmuck verkaufen Sie nicht!“

„Aber ich muß, Herr Meier!“

„Hören Sie, was ich Ihnen werd' sagen: der Schmuck hat 'n großen Wert, und der Schmuck hat kein'n großen Wert. Er hat seinen Wert, sag' ich, er hat ihn für Sie, er hat ihn für 'n Liebhaber von Altertümern — da hat er 'n großen Wert. Ich sag's Ihnen, wie's ist. Aber wo können Sie gleich einen finden, der Ihnen auch zahlt den Liebhaberwert? Und sonst? Ja, wer trägt denn heutzutag noch so 'n altmodischen Schmuck, wenn er nicht grade 'n Erbstück ist? Also, Sie verkaufen ihn nicht, den Schmuck, Fräuleinche, ich rat' Ihnen gut!“

„Aber Herr Meier —!“

„Lassen Sie mich ausreden, was ich Ihnen will sagen. Sie verkaufen ihn nicht, Sie versetzen mir den Schmuck. Still, Fräuleinche! Ich geb' mich zwar meintage nicht ab mit solcher Art von Geschäften, aber bei Ihnen mach' ich eine Ausnahme. Still, Fräuleinche, ganz still, jetzt red' ich geschäftlich! Was wird's kosten, das Bad für Ihren Herrn Vater und Sie in einem guten Hotel, wo Sie sich nichts abgehen lassen 'e Wochene fünf, sechs?“

„Aber Herr Meier —“

„Still, Fräuleinche — was kost's?“

„Nach meiner Berechnung tausend Mark mindestens, Herr Meier — aber —“

„Nix aber, Fräuleinche! Ich will Ihnen sagen, was recht ist: Sie lassen mir den Schmuck da, ich sperr' ihn dort in den eisernen Kasten, da kann er liegen, zwei, fünf, sechs Jahr', und ich zahl' Ihnen gegen Schein fünfzehnhundert Mark.“

Er stand auf, ging an den Geldschrank, nahm eine Handvoll blauer Banknoten und begann sie auf den Tisch zu zählen. „Nix aber, Fräuleinche, ich schätze Sie wahrlich von Herzen, und ich thu's auch nicht umsonst — nee, da kennen Sie den alten Meier schlecht. Womit Sie mir dienen können? Warten Sie, Sie werden's erfahren. Jetzt schreiben wir noch den Schein — so!“

„Recht ist's — Eleonore von Ostenhusen —“ las der Juwelier. „Was Sie für eine hübsche Handschrift haben! So, und da ist 'n Couvert, und warten Sie, ich werd' Ihnen die Banknoten hineinstecken, und verlieren Sie mir's nicht — giebt nix Dümmeres auf der weiten Welt als so 'ne Frauenzimmerrocktasche — nicht?“

Das kleine graue Männlein stand in dem langen schäbigen Schlafrocke vor dem Fräulein von Ostenhusen, hatte das kahle Haupt gesenkt und die Hände in den weiten Taschen verborgen. In Lores Gesicht zuckte es, und sie stieß hervor: „Wie soll ich Ihnen danken, Herr Meier! Ich weiß sehr wohl, Sie bringen mir ein Opfer, und —“

„Ganz still, Fräuleinche! Ich thu's nicht umsonst, ich hab's Ihnen schon gesagt.“ Er begann auf und ab zu gehen in dem engen Gemache. „Sehen Sie, ich kenn' Sie, liebes Fräuleinche, wie Sie waren so klein!“ Er bückte sich und gab ihre Größe mit der ausgestreckten Hand an. „Wie Sie getragen haben e Flügelkleidche, Sie und mein Idche. Und ich hab' Sie sehen aufwachsen, immer größer, und auf einmal ist der Tag gekommen, wo ich gesagt hab' zu meiner verstorbenen Frau, hab' ich gesagt: ‚Das Lorche ist mir wahrhaftig übern Kopf gewachsen, und sie trägt doch noch kurze Kleidche!‘ Und sehen Sie, liebes Fräuleinche, ich hab's gern gehabt, daß Sie Freundschaft gehalten haben mit mei'm Idche alle die Schuljahr durch, denn ich hab' Sie immer geschätzt. Und wenn ich gewußt hab', das Lorche ist droben in der Wohnstube, und das Lorche und das Idche machen ihre Aufgaben, dann war mir's recht. Und wenn ich gefragt hab', wo ist denn das Idche, und sie haben mir gesagt, es ist gegangen, das Lorche besuchen, so bin ich ruhig gewesen. Liebes Fräuleinche —“ Der alte Mann blieb stehen und sah Lore traurig an — „liebes Fräuleinche, eine ehrliche Frage verdient eine ehrliche Antwort: warum kommen Sie nimmer auf Besuch zu meinem Idche? Und das Idche könnte Sie doch so gut brauchen!“

Lore wurde rot. „Herr Meier, ich hab's Ihrer Tochter vorhin versprochen, ich komme gewiß morgen nachmittag zu ihr.“

„Das ist lieb von Ihnen, und das ist gut,“ sagte der alte Mann; „aber es ist mir nicht genug, ich muß es wissen, warum Sie nimmer gekommen sind. Hochmut ist es nicht gewesen, das weiß ich. Also, was ist's?“

„Lieber Herr Meier —“ Lore stockte — „es kommt doch so häufig vor, daß sich Institutsfreundschaften im Laufe der Jahre etwas lockern.“

„Ich will aber nicht, daß sie sich lockert, diese Freundschaft!“ sagte der Juwelier ärgerlich.

„Es ist gewiß keine Ausrede, Herr Meier, wenn ich mich auf meine sehr beschränkte Zeit berufe. Ich habe viel zu thun mit der Pflege des Vaters, ich muß für mein Schwesterchen sorgen, und ich gebe achtzehn Privatstunden in der Woche — also —“

„Achtzehn Stunden an die boshaften, nixnutzigen Kinder von fremde Leut'?“ fuhr der Alte empor. „Es ist 'n Jammer, es ist eine Sünde, sag' ich!“

„O, ich habe meinen Beruf sehr lieb gewonnen, Herr Meier, und danke Gott, wenn ich ihm ungestört obliegen kann. Aber Sie werden einsehen, daß mir dabei nicht allzuviel Zeit übrig bleibt —“

„Da haben Sie recht, das ist wahr, und was wahr ist, muß man sagen. Aber doch — wissen Sie was, können Sie meinem Kind nicht auch Privatstunden geben? — Wissen Sie, worin ich meine? In der kindlichen Lieb'! — Nee, nee, liebes Fräuleinche, ich weiß wohl, ich kann mir's denken, ganz gut kann ich mir's denken — Sie haben Ihre Gedanken, und mein Kind hat seine Gedanken. Sie haben Ihre Gedanken gerichtet auf Pflegen und Stundengeben, und mein Kind hat seine Gedanken gerichtet auf schöne Kleider und auf Bälle und auf Theater, und da kommen Sie nimmer so recht zusammen mit den verschiedenen Gedanken. Hab' ich recht, oder hab' ich nicht recht?“

Lore schwieg.

„Aber, liebes Fräuleinche, thun Sie's für 'n alten Mann, der Ihnen darum bittet. Sehen Sie, das Idche ist 'n leichtsinniges Kind und macht mir oft viel Kummer und Sorge. Aber an Ihne hängt's noch immer gar sehr. Thun Sie's einem alten Mann zuliebe, besuchen Sie einander und gehen Sie spazieren miteinander und trinken Sie miteinander Kaffee.“

Er streckte dem Fräulein von Ostenhusen die Hand hin, und diese schlug herzlich ein. „Und jetzt reisen Sie mit Gott und lassen Sie Ihren Herrn Vater wieder ganz gesund werden, und dann, wenn Sie heimkommen, dann lösen Sie mir Ihr Versprechen ein. Freilich —“ er trat zurück und blickte zweifelnd auf das schöne Antlitz — „wer kann sagen, was sein wird in sechs, acht Wochen mit so einem guten Kinde? Müßten ja doch keine Augen im Kopfe haben, die Herrchen heutzutage —“

„Damit hat's gute Weile, Herr Meier,“ lachte Lore.

„Na, wer weiß, wer weiß!“ murmelte der Alte. Dann sagte er plötzlich: „Fräuleinche, also für Herzkranke ist Sprudelingen gut? Sehr gut, meinen Sie? — Nu, sagen Sie, wenn es gut ist gegen allerhand Herzkrankheiten, sagen Sie, hilft's auch gegen ein leichtsinniges, flatterhaftes Herz — nu, Fräuleinche? Wissen Sie was, dann gäb' ich Ihnen auf der Stelle mein Idche mit. — Aber 's wird nichts helfen,“ setzte er traurig hinzu. — „Also, liebes Fräuleinche, auf Wiedersehen, und kommen Sie gesund zurück mit Ihrem gesunden Herrn Vater! Und dann besuchen Sie auch mein Idche recht fleißig und gehen spazieren zusammen — nicht wahr?“

II.

Irgendwo an der Küste der Ostsee herrschte zur selbigen Zeit Regenwetter; denn es ist wohl

mit Vorbedacht so eingerichtet, daß die Sonne zwar gleichergestalt aufgeht über Guten und Bösen, sich aber bald über dieser, bald über jener Ländermasse verbirgt hinter triefenden Wolken.

Und es troffen die Wasser von dem hohen Dache des uralten Herrenhauses dort irgendwo an der



Die Wasser troffen auch vom Wettermantel eines Reiters . . .

Ostsee, sie troffen von den grünlich schimmernden Sandsteingöttern im weiten Parke, sie rieselten die breite Gasse des sauberen Dorfes entlang und eilten, nach kurzem Laufe sich zu stürzen in die nebelbedeckte See. Sie troffen auch vom Wettermantel eines Reiters, der auf seinem dampfenden Braunen vor dem Portale des Schlosses hielt.

„'n Hundewetter, Johann!"

„Zu Befehl, Herr Doktor, 'n wahres Hundewetter," sagte der alte Diener.

„Schaffen Sie mir den Gaul unter Dach, Johann!"

„Und ich darf ihn absatteln lassen? Der Herr Doktor frühstücken doch mit uns!"

„Jawohl, weiter nichts, Johann! Denken Sie, ich habe den lieben langen Tag nichts zu thun, als mit Ihrem Herrn zu essen und zu trinken? Wieviel Uhr ist's? Halb zwölf Uhr! Noch zehn Besuche, bis ich heimkomme, Johann. Und was dann wieder zu Hause auf mich wartet, das weiß der Henker, ich nicht."

„Und wäre doch so nützlich, wenn der Herr Doktor etliche Stunden bei uns bleiben wollten. Das frischt uns immer ordentlich auf, ordentlich auf, Herr Doktor."

„Zuerst kommen die Kranken, Johann, und dann die Gesunden."



Der junge Arzt rückte geräuschvoll ein Taburett an den Diwan . . .

Ein Reitknecht führte das Pferd ab, und der Arzt betrat die weite, waffengeschmückte Vorhalle. „Gestatten der Herr Doktor, ich will ihn trocknen lassen!" Ehrerbietig nahm ihm der alte Mann den triefenden Mantel von den Schultern.

„Na, und wie geht's droben?"

Der Diener zuckte die Achseln: „Immer gleich, Herr Doktor. Wir liegen den ganzen Tag auf der Chaiselongue, wir machen uns keine Bewegung, und wir haben also auch keinen Appetit nich. Wir reden kaum das Nötigste und lesen den ganzen Tag in die ollen verdammten Bäuker."

*

„Na, Leibfuchs, Morgen — wie geht's?"

„Das ist schön, Leibbursch, denkst auch wieder mal an mich — nimm Platz!"

Der Schloßherr richtete sich halb empor aus seiner liegenden Stellung, schob ein Buch zur Seite und reichte dem Arzte matt lächelnd die Hand.

„Na, Gelling, warum so schwach wie 'ne Wöchnerin am ersten Tage? Wieder was Neues zur Welt gebracht, 'ne neue Krankheit, meine ich?"

„Habe an der alten genug, Doktor," kam die Antwort pikiert zurück.

Der junge Arzt rückte geräuschvoll ein Taburett an den Diwan, setzte sich, beugte sich behaglich vor, nahm seine schmutzstarrenden Kanonen hoch, strich das kleine, pechschwarze Schnurrbärtchen über den vollen roten Lippen, verzog das breite, gesunde Antlitz ein wenig spöttisch und fixierte den Kranken mit seinen durchdringenden Augen. Dann rief er in kurzer, befehlender Art: „Also los!"

(Fortsetzung folgt.)

Fischfang im Sommer.

Plauderei

von

Fritz Skowronnek.

In feuchtwarmer Nacht, wenn dunkle Wolken den Himmel verhüllen, schleichen aus den Hütten mit geflickten Strohdächern, wie man sie noch heute in ganz Ostelbien findet, vermummte Gestalten. Das Gesicht ist geschwärzt, der Körper in zerlumpte Gewänder gehüllt. Das sind die Aermsten der Armen, die Tagelöhner und Instleute, die von dem Ertrag der Gewässer ausgeschlossen sind, an deren Rand sie wohnen. Unter Zittern und Zagen suchen sie mit primitivem Gerät ein Gericht Fische zu erraffen, das ihnen die mangelnde Fleischnahrung ersetzen soll. Zwei Rahmen, etwa vier Meter lang und einen Meter hoch, sind an der schmalen Seite durch ein Scharnier zusammengefügt und mit engmaschigem Netz überzogen. Wie zwei ausgebreitete Arme fährt dies Gerät, von den Männern gezogen, im seichten Wasser über den Grund Nach zwanzig Schritten wird es zusammengeklappt und ans Ufer getragen, um die Beute zu bergen. Meist sind es zahllose winzige Fische, die in den bauschigen Beuteln des Netzes hängen bleiben, nicht selten jedoch werden auch wertvolle Schleien und Brassen (Bleie) erbeutet, wenn sie zur Ablegung des Laichs auf den flachen Uferrändern sich versammeln.

Vorsorglich wird der Fang an mehreren Stellen im Ufergebüsch geborgen oder sogleich durch einen Begleiter nach Hause geschickt, um von den Frauen zubereitet zu werden. Ist der Fang sehr reich gewesen, dann wird ein Teil der Fische noch in der Nacht im Ofen abgebacken, um als Vorrat aufbewahrt zu werden. Mit dem Rest macht sich die Frau vor Tau und Tag auf den Weg nach der nächsten Stadt, wo der Erlös in Salz, Speck, Kaffee und Branntwein angelegt wird.

Es ist ein mühseliges Stück Arbeit, dies Fischen mit der Wate. Bis zu den Hüften waten die Männer stundenlang im Wasser, oftmals kauern sie im Röhricht, bis zum Kopf eingetaucht, um dem Aufseher zu entgehen, der in solchen Nächten seine Aufmerksamkeit verdoppelt. Müde und frierend kehren sie vor Tagesanbruch nach Hause zurück, um sich durch eine reichliche Fischmahlzeit für die Anstrengungen zu entschädigen und für die mühevolle Tagesarbeit zu stärken. Einfach genug sind die Fische zubereitet. Wenn irgend möglich, werden sie in Milch gekocht; reichliche Zuthat von geriebenem Meerrettich dient als Würze.

An den großen Seen, die im Zuge der uralisch-baltischen Seenkette liegen, ist noch ein zweites Netz im Gebrauch, das, zur richtigen Zeit angewendet, reichliche Erträge zu liefern pflegt. Das ist das Staaknetz, einfach und doch sehr sinnreich in seiner Konstruktion. Zwischen zwei Simmen, das sind Leinen von der Dicke eines Fingers und etwa dreißig Meter Länge, sind drei Netzwände ausgespannt. Die beiden äußeren bestehen aus großen Maschen mit einer Seitenlänge von 10 bis 15 Centimetern. Die mittelste Netzwand dagegen ist so engmaschig, daß nur ein kleiner Fisch darin stecken bleibt. Die größeren Fische stoßen sich, wenn das Netz, durch Schwimmer an der oberen und durch Bleistücke an der unteren Simme ausgespannt, wie eine Wand im Wasser steht, einen Beutel aus, denn das feinmaschige Netz hat so viel Ueberschuß, daß es auf jeder Stelle leicht nachgiebt.

Die Anwendung dieses Netzes ist sehr mannigfaltig. Es wird abends an Stellen ausgeworfen, an denen im Sommer und Herbst sich größere Fische zu versammeln pflegen. Den Fischern sind solche Stellen genau so bekannt, wie dem Jäger die Wechsel des Wildes. Ja, sie können noch mit viel mehr Sicherheit auf das Eintreffen der Schuppenträger rechnen als der Jäger, der auf einen Hirsch oder ein Reh lauert, auf dessen Kommen, denn die Fische unternehmen ihre Wanderungen mit großer Regelmäßigkeit. In warmen Sommernächten steigen sie aus der Tiefe empor und ziehen zu dem Ufer, an dem tagsüber der Wellenschlag gestanden hat, weil sie in dem von der Bewegung aufgerührten Wasser reichliche Nahrung finden. Im Herbst wandern die Weißfische und mit ihnen die Raubfische, die sich von ihnen nähren, aus dem flachen Gewässer zum tieferen, im Frühjahr geht der Zug umgekehrt. Schmale Verbindungsstellen der zusammenhängenden Gewässer sind daher gute Fangstellen, in denen wochenlang große Fischmengen erbeutet werden. Manchmal ist der Andrang so groß, daß das Netz mitgeführt wird.

In der Hauptsache dient das Staaknetz aber den Arten des Fischereibetriebes, bei denen der Fisch getrieben wird. Das Werkzeug zum Scheuchen ist eine glatte, dünne Stange, die an ihrem dicken Ende einen Holzklumpen von der Größe eines Pferdehufs und der Form einer Glocke trägt. Bei heftigem Stoß wird Luft mitgerissen, die unter Wasser mit starkem Getöse entweicht. Erschreckt fliehen die Fische vom Ufer nach der Tiefe zu, wo das Netz in flachem Bogen aufgestellt ist. Auf manche Fische scheint dies Geräusch nicht abschreckend, sondern anreizend zu wirken. Denn die Kaulbarsche werden in den Haffen auf die Weise gefangen, daß die Fischer auf der entgegengesetzten Seite mit dem „Sturgel" ins Wasser stoßen, worauf die Fische herzueilen und sich im Netz verstricken.

Den zahllosen Fischdieben im ostelbischen Deutschland ist dies Netz ein unentbehrliches Gerät. Der dazu erforderliche Kahn ist im kleinsten Dorfe vorhanden. Sein Besitz ist ja nicht verboten. Und wie leicht ist er aus zwei dickeren Planken und vier dünnen Brettern gezimmert! Für den Unerfahrenen mag er ein „Seelenverkäufer" sein; den Männern, die mit seiner Handhabung von klein auf vertraut sind, erfüllt er seinen Zweck. In der Mittagsstunde, wenn die Hitze über dem stillen See brütet, fahren sie hinaus. Drei, vier Netze werden aneinander gebunden und in weitem Bogen, der dem Ufer zugekehrt ist, so aufgestellt, daß Anfang und Ende der Netzwand in ganz seichtem Wasser zu liegen kommen. Mit hastigen Ruderstößen treibt der eine den Kahn vorwärts, der andre scheucht die Fische mit dem Sturgel. Auf den Uferhöhen halten ein paar Jungen Wache, um die fischenden Väter gegen eine Ueberraschung durch den Aufseher zu sichern. Manchmal ist schon beim ersten Aufstellen das ganze Netz voll kleiner Weißfische und Barsche. Dann wird es eilig auf die Ruder gelegt und nach Hause getragen, um im Stall seiner Beute entledigt zu werden.

Im Herbst, wenn die Kälte der Luft die Wärme des Wassers als Nebel hervorlockt, dann wird mit dem Staaknetz ein eigenartiger Fischfang betrieben Fast in jedem größeren See giebt es Stellen, in denen der Boden aus der Tiefe so weit emporsteigt, daß diese „Berge", wie der Fischer sie nennt, nur von 2 bis 3 Meter hohem Wasser bedeckt sind. Dort sammeln sich in den Wochen, die dem Zufrieren vorangehen, fast alle Fischarten des Sees in großen Mengen. Am zahlreichsten sind natürlich die Weißfische, Plötze, Gieben und Rotfedern vertreten, die ja in den meisten Gewässern die Ueberzahl behaupten. Man könnte fast meinen, daß sie noch einmal, ehe der Frost ihnen die starre Decke auf den See legt, mit Tanzen und Springen sich vergnügen wollen. Denn in den windstillen Nächten hört man deutlich, wie sie aufspringen, als wenn sie, wie in heißer Sommerszeit, die Mücken jagten.

Mit lautlosem Ruderschlag kommt der Fischer angefahren. Unter Vermeidung jeglichen Geräusches läßt er die verbundenen Netze auslaufen. Anfang



Zum Wohl!
Nach einem Aquarell von Hugo Luedeke.

und Ende ist durch wasserdichte Tönnchen bezeichnet, die durch eine recht lange Schnur mit dem Netz verknüpft sind, weil in der dunkeln Nacht auch der Erfahrenste sich auf der weiten Wasserfläche in der Entfernung irrt. Die Landmarken, die am Tage ihn die Untiefe mit unfehlbarer Sicherheit finden lassen, sind verschwunden, nur ein einsames Lichtlein, das aus weiter Ferne herüberschimmert, oder ein Hundeblaff geben ihm einen kleinen Anhalt. Ist das Netz in möglichst gerader Linie ausgestellt, dann fährt der Kahn zwei-, auch dreimal darüber hin und zurück. Aber jetzt wird mit dem Sturgel nicht heftig ins Wasser gestoßen. Nein, der Fischer hat ihn umgedreht. Mit der dünnen Spitze plätschert er ununterbrochen auf der stillen Oberfläche des Sees. So oft ich auch diese Art der Fischerei betrieben habe, ist es mir doch nicht klar geworden, ob dies Geräusch die Fische scheucht oder anlockt. Fast möchte ich das letztere annehmen, denn beim Aufnehmen des Netzes sieht man, daß die Fische von beiden Seiten herzugeeilt sind und sich den Beutel ausgebohrt haben, der sie so innig umschließt, daß sie keine Flosse zu ihrer Befreiung rühren können.

Wie oft bin ich mit meinem alten Kumpan Stomber in den stillen Herbstnächten zum Fischfang mit dem Staaknetz ausgefahren! Den Tag über schaffte er rüstig mit Säge und Axt in der Forst als Holzmeister, d. h. als Anführer der zahlreichen Holzarbeiter. Wenn aber die andern, müde und matt von der schweren Arbeit, ihr Lager aufsuchten, dann kam er nach der Försterei gewandert, um mich, der ich als strebsamer Gymnasiast über dem langweiligen Cicero saß, zu einer nächtlichen Fahrt zu verlocken. Er brauchte nicht lange zu bitten, denn mich trieb dasselbe Gefühl wie ihn, die Jagdpassion, die beim Fischer ebenso vorhanden ist wie beim Jäger. Und während ich noch die notwendigsten Arbeiten für die Schule erledigte, saß er schon unten am Seeufer im Kahn und „verlas“ die Netze, daß sie beim Aufstellen in finstrer Nacht sich nicht verhedderten. Es ist merkwürdig, welch eine Bereitwilligkeit all die unzähligen Maschen besitzen, ein Korkfloß oder ein Bleistück zu ergreifen und festzuhalten. Da müssen die Finger nicht nur fühlen, sondern auch sehen, denn das Auge vermag ihnen nicht zu helfen.

Am flachen Ufer wurde der erste Zug gethan, „um das Netz naß zu machen,“ dann ging die Fahrt quer über die Bucht zu der Landzunge, vor der wir den Kahn genau einrichteten, um in der Dunkelheit die „Gora“, die Untiefe, nicht zu verfehlen, die nach allen Seiten so steil abfällt, daß ein Irrtum um wenige Gewände das Netz in eine Tiefe von 30 bis 40 Metern versinken läßt. Wie oft hat uns dabei der Nebel überfallen, daß wir froh waren, die Tönnchen, die das Netz hielten, wiederzufinden. Einmal sind wir stundenlang hin und her gefahren, in der Meinung, daß wir uns dicht an der Auswurfstelle befänden. Schließlich stießen wir auf ein Rohrdickicht. Es erschien uns unbekannt. Wir fuhren ans Ufer, es kam uns fremd vor. Geduldig saßen wir im Kahn, bis der Tag zu grauen begann, und wir erkannten, daß wir über eine Meile weit gefahren und in eine abgelegene Bucht geraten waren, die wir sonst nie aufzusuchen pflegten. Einmal überraschte uns ein Gewitter, das glücklicherweise so schnell vorüberrauschte, wie es gekommen war. Aber eine halbe Stunde haben wir doch am umgestürzten Kahn im eiskalten Wasser gehangen, und ein Glück war's, daß der Wellenschlag uns an die Spitze einer weit in den See laufenden Landzunge trieb. Da haben wir unsern Kahn umgedreht, das Wasser ausgeschöpft und unser Netz gesucht, das mit Fischen so gefüllt war, daß wir befriedigt den Heimweg antreten konnten.

In den meisten Fällen verlief die Fahrt völlig gefahrlos. Wir stellten das Netz aus, fuhren hin und her, während wir abwechselnd mit dem Sturgel plätscherten. Sehr oft war es so dicht voll weißschimmernder Fische, daß es wie ein heller Berg im Mittelteil des Kahnes lag. Dann schöpfte ich sorglich das Wasser aus und fuhr zur Stadt hinüber, wo an der Mündung des Flusses unser Geschäftsfreund wohnte, der für billigen Preis gern die gefangenen Fische erwarb. Ohne Unwillen zu zeigen, ließ er sich wecken, eifrig schleppte er mit meiner Hilfe die schweren Körbe in seinen Laden, um sie zu wiegen. Neben dem klingenden Lohn stiftete er meinem Kumpan noch einige Dinge, die bei schwerer Arbeit in kalter Herbstnacht nötig, nützlich und angenehm zu sein pflegen: eine Flasche „Doppelneunkraft“, aus ehrlichem Kartoffelspiritus künstlich gebraut, ein reichlich bemessenes Stück Rauchwurst und eine Handvoll Zigarren, deren Hauptvorzug darin bestand, daß sie bei energischer Lungenthätigkeit Rauch von sich gaben. Am frühen Morgen hängte dann unser Geschäftsfreund an die eiserne Stange, an der sonst die Embleme seines Geschäfts, eine Sense, ein Stück Baumwolle u. dgl. baumelten, einige Fische, und die Käufer fanden sich bald in hellen Scharen ein.

Die interessanteste Anwendung des Staaknetzes ist unstreitig die beim Fang des Hechtes. In den flachen Gewässern, deren Wassermenge stets gleichmäßig erwärmt oder abgekühlt ist, steht der schlaue Räuber, den man ohne Uebertreibung mit dem Fuchs vergleichen kann, auch im Sommer in den dichten Kraut- und Rohrkampen, die der Fischer „das Geläge“ zu nennen pflegt. Auf den tiefen Seen — und es giebt solche, bei denen weite Flächen mehr als 40, ja 50 Meter Tiefe aufweisen — tritt der Hecht erst im Herbst auf die seichten Ufer heraus. Wahrscheinlich lockt ihn die Wärme des Wassers, vielleicht kommt auch das Nahrungsbedürfnis dabei ins Spiel, das in dem von Weißfischen wimmelnden Geläge leichter zu befriedigen ist. Es ist ja die Art des Hechtes, auf die Beute zu lauern. Ich habe ihn oft beim Angeln beobachtet, wie er, von einer Wasserpflanze gedeckt, eine halbe Stunde und noch länger dasteht und sich dann plötzlich auf einen Weißfisch stürzt, der sorglos dicht an seinem Rachen vorbeischwimmt. Eine blitzschnelle Bewegung mit dem starken Schwanz treibt ihn drei, vier Meter wie einen Pfeil vorwärts, und was die mit spitzen Zähnen bewehrten Kiefern einmal erfassen, das ist unrettbar verloren.

Deshalb läßt sich der Hecht auch so leicht von dem, der es versteht, mit der Angel fangen. Gewöhnlich pflegt man dies Gerät etwas verächtlich als ein Ding zu bezeichnen, an dessen einem Ende ein Tagedieb, am andern ein Köder hängt. Das mag für alle diejenigen zutreffen, die mit einem primitiven Instrument auf Weißfische „stippen“ und froh sind, wenn sie nach ausdauerndem Warten ein fingerlanges Fischlein erbeuten. Die Fischer dagegen, die mit der Angel den Hecht fangen, sind von dieser Beurteilung wohl ausgeschlossen, denn sie fangen zu dritt in einem Kahn oft sehr ansehnliche Mengen Fisch. Einer treibt das Boot mit leisen Ruderschlägen ganz langsam am Röhricht entlang. Die beiden andern werfen die Angel aus. Meistens stürzt sich der Hecht sofort auf den Köder, sowie er die Oberfläche berührt; ein heftiger Ruck, ein Gegenhieb mit dem elastischen Stock — der Räuber sitzt am Haken. Hat man ihn in die Nähe des Kahnes gezogen, dann wird er mit Hilfe eines langstieligen Käschers ausgehoben. Natürlich ist nicht immer Fangtag, und die Fischer wissen sehr gut die Zeiten herauszufinden, wann die Hechte so beißen, daß der Fang lohnt.

Mit dem Netz ist man von der Witterung ziemlich unabhängig. Aber man fängt doch mehr und hat mehr Vergnügen von der Fischerei, wenn man an ganz stillen Tagen die Anstrengungen des Räubers beobachten kann, dem drohenden Verhängnis zu entrinnen. An den milden Tagen im Herbst, die der Volksmund als „Altweibersommer“ bezeichnet, ist der Fang am ergiebigsten.

Warmer Sonnenschein liegt auf dem stillen Seespiegel, langsam segeln die weißen Fäden durch die Luft. An solchen Tagen hatte der Wald seine Anziehungskraft für meinen Fischmeister verloren. Früh am Morgen fuhren wir hinaus. Die Flinte wurde vorsorglich mitgenommen. Am hohen, steil aufragenden Ufer pflegte Meister Lampe zu sitzen, in der stillen Bucht tummelten sich buntgefärbte Wildenten, seltene Gäste aus dem hohen Norden, die sich leicht beschleichen ließen. Und nicht selten überstieg der Ertrag der Jagd den der Fischerei.

Aber stets mahnte Stomber, das eine über dem andern nicht zu vergessen. Langsam trieb er den Kahn an dem Geläge entlang und achtete mit erfahrenem Blick auf jede Bewegung der Rohrhalme. Ein Wink von ihm, dann setzte ich die eisenbeschlagene Stange ins Wasser, um das Boot festzuhalten. Er selbst steckte die zweite Pricke in den Seeboden. Dann legte er das Netz leise ins Wasser, daß nur die Schwimmer aus Pappelborke auf dem Kahnrand lagen. Nun griff er zu der langen, dünnen Stange, die er schon im Frühjahr, ehe der Saft zu steigen begann, aus geschlossener Schonung geholt, sorgfältig geschält und mit Glassplittern so glatt geschabt hatte, daß sie ihm ohne Anstoß leicht durch die Finger lief. Damit schob er erst eine Hälfte des Netzes steil zum Ufer hinan, die andre wurde im rechten Winkel durch das Röhricht getrieben. Jetzt begann die Jagd. Der Kahn wurde in den vom Netz gebildeten Winkel vorgeschoben. Mit der Stange, die vorn mit einem scharfen Nagel bewehrt war, suchte Stomber die dicht bewachsene Fläche ab. Hier und dort schoß eine Binse, durch den heftigen Stoß getroffen, aus dem Wasser empor.

Deutlich konnte man sehen, wie die Fische, von der Stange rege gemacht, nach der Tiefe, dem Netz zu, flohen. Wo sie stehen blieben, das ersah man deutlich, wenn die Rohrhalme aufhörten, sich zu bewegen. Ein Stoß nach der Richtung brachte sie wieder in Gang. Sehr oft hatte der Nagel sie getroffen. Dann stürmten sie eilends auf das Netz zu, und ein energisches Hüpfen der Schwimmer zeigte deutlich, wo sie sich in der Netzwand den Beutel ausgestoßen hatten. War ein großer Fisch ins Netz gegangen, dann schoben wir uns schnell heran, um ihn zu lösen, denn „sicher ist sicher.“ Und je größer ein Hecht ist, desto schwerer läßt er sich auf das Netz treiben. Es ist, als ob die schlauen Gesellen die Gefahr kennen, die auf sie lauert. Manche wenden sich, statt nach der Tiefe, nach dem Ufer zu und suchen im seichten Wasser, das nicht einmal ihren Rücken deckt, zu entrinnen. Ein energischer Stoß mit der Stange befördert sie zum Netz, und nicht selten werden Exemplare gefangen, die schon mehrmals einer ähnlichen Gefahr entronnen sein müssen, wie die Narben an ihrem Körper beweisen. Manchmal ist alle Mühe umsonst; ungestüm fährt der Hecht auf das Netz zu, aber im letzten Augenblick schnellt er sich mit gewaltigem Satz, der ihn mehr als eine Klafter weit aus dem Wasser emporträgt, darüber hinweg. Wer diese Momente selbst miterlebt hat, wird den Vergleich des Hechtes mit dem Fuchs erklärlich finden. Alle andern Fische flüchten, von der Stange getrieben, ohne jeden Argwohn zur Tiefe und buddeln sich im Netz den Beutel aus. Der Hecht dagegen geht noch im letzten Augenblick rückwärts, und oft halten ihn nur wenige Maschen, in die sich die Kiemendeckel verstrickt haben.

Nicht jede Art der Fischerei ist so vergnüglich und aufregend. Aber eine jede erfordert zahlreiche Handgriffe und Kenntnisse, die nur die lange Praxis kennen lehrt. Und mit der Jagd kann die Fischerei in dieser Beziehung jeden Vergleich aushalten. Deshalb zum Schluß, wie die Angler und Fischer sagen, ein kräftiges „Petri Heil!“

Aus dem Reiche der Sterne.

Die verhältnismäßig geringe Entfernung des Mondes von der Erde hat es möglich gemacht, mit Hilfe großer Fernrohre seine Oberfläche sehr genau zu durchforschen. Dabei ist die Frage von allgemeinem Interesse, wie groß die kleinsten Gegenstände sind, die man mit unsern heutigen Teleskopen auf dem Monde noch erkennen kann? Mit Beantwortung dieser Frage hat sich in neuester Zeit der Astronom W. Pickering beschäftigt, der auf einer für astronomische Beobachtungen höchst vorteilhaft gelegenen Station in den Anden von Peru den Mond an einem mächtigen Fernrohr mehrere Jahre beobachtete. Die Luft an jener Station, in 2456 Meter Höhe über der Meeresoberfläche, ist überaus klar und ruhig, und Professor Pickering behauptet, daß wohl noch niemals der Mond von einem Beobachter deutlicher gesehen worden sei als dort von ihm. Er kam zu dem Ergebnisse, daß er mit seinem großen Fernrohre dort den Mond so genau sehen konnte, wie das bloße Auge ihn sehen würde, wenn er hundertmal näher bei der Erde wäre, als dies wirklich der Fall ist. Das kleinste Objekt, das Professor Pickering auf dem Monde noch wahrnahm, d. h. deutlich unterscheiden konnte, hat nach seinen Schätzungen und Vergleichungen etwa 180 Meter im Durchmesser. Das größte zurzeit vorhandene Fernrohr, das sich auf der Yerkes-Sternwarte in Nordamerika befindet, würde in der klaren Luft Arequipas Gegenstände der Mondoberfläche als Punkte erkennen lassen, die 100 Meter im Durchmesser haben. Unsre großen irdischen Bauwerke, wie z. B. die Peterskirche in Rom, viele große Eisenbahndämme u. s. w., könnten also von der Erde aus auf dem Monde gesehen werden, aber freilich nur als kleine Pünktchen, über deren wahre Bedeutung sich die Beobachter wohl nicht leicht einigen würden. Veränderungen im Umfang großer Städte wie Berlin, Chicago u. a. würde man, falls sie auf dem Monde vorkämen, schon unzweifelhaft wahrnehmen können, ebenso Veränderungen im Aussehen der Oberfläche, wie solche durch Ausrodung von Wäldern, durch Urbarmachung öder Strecken verursacht werden. Thatsächlich hat man aber bis jetzt auf dem Monde nichts wahrgenommen, was auf die Thätigkeit intelligenter Wesen hindeutet, vielmehr vereinigt sich alles zu dem Schlusse, daß dort lebende Wesen ähnlich den Menschen nicht vorhanden sind, auch nicht vorhanden sein können. Wie schon bemerkt, giebt es auf der Mondoberfläche keine zusammenhängenden Wassermassen, keine

Meere und keine Flüsse, aber auch keine Luft, wenigstens keine Atmosphäre, die im Vergleich mit der unsrigen in Betracht kommen könnte. Luftatmende Wesen finden auf dem Monde also nicht die Bedingungen zu ihrer Existenz. Ob dagegen in einer früheren Epoche, als der Mond noch Wasser und Luft besaß, lebende Wesen auf ihm vorhanden waren, ist eine andre Frage. Wir können sie indessen weder bejahen noch verneinen, da für uns erkennbare Spuren solcher Lebewesen nicht vorhanden sind.

Ganz eigentümlich sind auf dem Monde die Temperaturverhältnisse, und zwar deshalb, weil dieser Weltkörper keine merkliche Atmosphäre besitzt und andrerseits jeder Teil seiner Oberfläche fast 15 Tage hindurch von der Sonne beschienen wird und ebensolange Nacht hat. J. Herschel glaubte, infolge der fünfzehntägigen Sonnenstrahlung müßte die Mondoberfläche außerordentlich erhitzt werden; Ericsson dagegen meinte, es müsse daselbst, trotz des langen Sonnenscheins, außerordentliche Kälte herrschen, weil die Atmosphäre fehle und die Verhältnisse ähnlich lägen wie auf den schneebedeckten Gipfeln unsrer irdischen Hochgebirge. In neuester Zeit erst ist die Frage entschieden worden, und zwar durch Untersuchungen, die der Amerikaner Frank Very angestellt hat. Er prüfte die Wärmestrahlung irdischer Schneeflächen sowohl in völlig reinem Zustande als nachdem sie mit Ruß bedeckt worden waren, ferner prüfte er die Reflexionsfähigkeit verschiedener Steinarten und schließlich den Einfluß, den die Erdatmosphäre auf den Durchgang der Wärmestrahlen ausübt. Dann untersuchte er mit den nämlichen Instrumenten die Wärmestrahlung der verschiedenen Teile der Mondscheibe und kam auf diesem Wege zu folgenden Ergebnissen. Die Temperatur des Mondbodens sinkt in der Mondnacht bis zu mindestens 180° unter den Gefrierpunkt, also bis zu einem Kältegrade, wie er auch annähernd niemals auf der Erdoberfläche angetroffen wird. Diese niedrigste Temperatur herrscht dort beim Aufgange der Sonne, dann steigt die Wärme langsam, aber um Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, erreicht sie mehr als 100°, d. h. der Mondboden erhitzt sich dann bis über die Temperatur des siedenden Wassers. Neigt sich die Sonne nachmittags, so sinkt die Temperatur wieder, und zwar so rasch, daß sie schon vor Sonnenuntergang unter dem Gefrierpunkt ist. Es ergiebt sich also, daß in jenen Gegenden auf dem Monde, wo die Sonne mittags hoch über den Horizont steigt, alsdann die Hitze dort so groß wird, daß sie die des kochenden Wassers übersteigt. Nur allein die äußersten Polargegenden des Mondes haben bei Tage eine für menschliche Wesen erträgliche Temperatur, aber während der Mondnacht dürfte es kaum Mittel geben, um menschenähnliche Organismen dort vor der grimmigen Kälte zu schützen. Somit kann es auf dem Monde auch keine höheren Pflanzen geben, da diese sowohl durch die mittägliche Hitze als durch die nächtliche Kälte vernichtet würden, ganz abgesehen davon, daß Luft und Wasser auf dem Monde mangeln. Die Mondoberfläche ist eine lautlose, wasserleere Oede, zur Mittagszeit sonnverbrannt wie die schrecklichsten Wüsten auf der Erde, aber während der Nacht eisig kalt, weitaus kälter als die Oberfläche des nördlichen Sibiriens im Winter.

K.

Und die Vögel singen weiter.

So fröhlich wie Klein Hildegund
War kaum ein Mägdelein.
Sie stahl mit lachendem Kindermund
In aller Herz sich hinein.
Und wenn sie über die Wiese sprang,
Dann lachten die Blumen am Weg entlang,
Und die Vögel sangen heiter.

So lieblich wie Schön Hildegund
War keine Jungfrau im Land,
Der Frühling knospete zur Stund',
Wo sie nur ging und stand.
Und da sie als Braut zur Kirche fuhr,
Da lachte und grünte die ganze Flur,
Und die Vögel sangen heiter.

Es klang ihr Lob von des Berges Hang
Und in des Thales Grund —
Was wäre Lenz und Vogelgesang
Ohne Schön Hildegund?
Doch war ihr Leben ein kurzer Traum,
Sie starb, da es voll sich erschlossen kaum,
Und die Vögel singen weiter.

Clotilde von Schwartzkoppen.

O dieser Onkel Toni!

Eine Geschichte aus Slavonien

von

Roda Roda.

Ilonka Hawasch war kaum siebzehn Jahre alt und schon als übermütige Range verschrieen, soweit der Turmknauf von Marijantzi sichtbar ist. Sie trug eben das Herz immer auf der Zunge — und auf was für einer Zunge! Wenn Mama Hawasch nicht da war, nannte jedermann das Töchterchen nur „die Ente mit den drei Schnäbeln", so eifrig wußte Ilonka zu schnattern.

Mama war eigentlich ein wenig besorgt um die Zukunft dieser lebhaften Tochter. Sie prophezeite ihr, sie werde nie einen Mann kriegen, und das versprach dereinst, wenn Ilonkas nachwachsende Schwesterchen erst auch „so weit" waren, recht unangenehm zu werden.

Aber dem siebzehnjährigen Sausewind gab das nicht so viel zu denken wie einem Spatzen sein morgiges Frühstück. Kam ihr jemand in die Quere und trug unter dem Hute ernste Absichten — na, der mochte sich vorsehen! Denn „ernste Absichten" machten ihr den größten Spaß! Flugs kniff sie die Augen zusammen, dehnte die Nase oder klapperte mit den Ohren — sie konnte das alles — und ahmte Stimme und Gehaben ihres Freiers nach, daß sie jeder für des verhöhnten Opfers Zwillingsschwester halten mußte. Wenn dann der Jux dieser Vorstellung zu Ende war, erklärte sie entschieden: „Wie, und solch ein Jammerkerlchen soll ich heiraten? — Niemals!" Die Herren ihres Kreises lachten sich krumm dabei, hüteten sich selbst aber wohl, Ilonkas schauspielerische Gaben herauszufordern.

So trieb sie's zur allgemeinen Erheiterung durch vier Jahre. Sie hatte ihren eignen Hofstaat, den sie als Fürstin regierte und zugleich als Narr unterhielt. Zuerst hatte der Hof aus einer bunten Reihe von Herren und Damen bestanden, die alle treu zu ihr hielten; die Herren, weil sie lieb, lustig und gar nicht empfindlich war, die Damen, weil sie Ilonkas Wettbewerb nicht zu fürchten brauchten. Denn Neid oder dergleichen kannte das Entchen mit den drei Schnäbeln einfach nicht.

Aber der Kreis hatte sich allmählich gelichtet. Eines Tages heiratete das vierte und letzte Fräulein den vierten Herrn, und Ilonka sah plötzlich ihr Häuflein auf ein einziges Paar alter Haudegen beschränkt, überzeugungsfeste Junggesellen noch dazu, die eher Gift als eine Frau genommen hätten.

Da ging Ilonka in sich. Der Wahrheit die Ehre — sie war eigentlich immer tiefer gewesen, als sie sich gegeben hatte. Gar manchmal hatte ihr der Spott nicht so recht aus den Zähnchen gewollt und mußte es doch, um den weitverbreiteten Ruf des dreifachen Schnabels zu retten. Mein Gott, wenn man sich nun schon durch jahrelanges Schnattern diesen ehrenden Beinamen erworben hat, giebt man ihn nicht leicht einer weichen Regung preis. Wozu denn auch? Hätte sie wirklich einmal ihre gefühlvolle Seite hervorgekehrt — tausend gegen eins zu wetten, die Leute hätten es gar nicht glauben wollen. Lieber log sie ein wenig und ließ sich einen „Charakter" nennen.

Natürlich war's ein Mann, der die Schuld an Ilonkas innigen Augenblicken trug. Wohl der hübsche Skoritsch, der da jüngst die „vierte" Dame heiratete? O, weit gefehlt! Ilonka Hawasch verliebt sich nicht in hübsche Laffen. Oder Dragan Koruga, der sich verkehrt auf ein Füllen setzt und unlängst einen Wildschützen mit einer Haselgerte angriff? — Ja, wenn Dragan nicht der Grobian wäre, der er ist!

Ilonka liebte — höret und staunet — den „Onkel Toni!"

Niemand durfte es merken. Das war sie ihrer Vergangenheit schuldig. Onkel Toni — nein, den hätte man ihr am allerwenigsten verziehen. Ein etwas schwerfälliger, durch und durch gutmütiger, immer dienstbereiter Allerweltsonkel, in Wirklichkeit zwölf Jahre, seinem Aussehen nach jedoch ein halbes Menschenleben älter als sie. Den sollte das Entchen lieben? Das durfte um Himmelswillen niemand wissen. Ueberdies war Onkel Toni ein eingefleischter Ehefeind. Es hätte nichts genutzt, ihm ihre Neigung zu offenbaren.

Onkel Toni besorgte ihr Kleider, Bänder, Hüte, Schuhe, Patronen, Bücher, Reitgerten, Bicycle, Oel — alles, alles, wenn er gelegentlich zur Kongregationssitzung nach Esseg fuhr. Er zeichnete ihr Monogramme vor auf Taschentücher und Ausstattungstischläufer, er half ihr Heublumen kochen, wenn ihr Schimmel hustete, er spielte den Puppendoktor bei den kleineren Schwestern, er verschaffte Mama eine Köchin, wenn eine vonnöten war, aber beim ersten Wort vom Heiraten, Liebe und dergleichen Dingen schwieg er errötend und wäre am liebsten ausgerissen. Damit durfte man ihm ja nicht kommen.

Aber Ilonka kam ihm doch damit, nur eben auf andre Weise.

„Onkel Toni," sagte sie ihm eines Abends, als sie allein auf der Veranda saßen, „sieh nur, wie die Sterne funkeln."

„Meiner Seel', sie funkeln," bestätigte Onkel Toni.

„Ob sie wohl so fröhlich sind, daß sie immer lachen mögen?"

„Ei, Entchen, ich denke, sie machen das nicht aus Vergnügen, sondern zum Broterwerb. Vielleicht sind sie zum Funkeln da und müssen's thun."

„Und wie die Nachtigall singt, Onkel Toni."

„Auch das ist ihr Geschäft, Entchen. Du hast drei Schnäbel zum Spotten und sie einen zum Flöten."

„Onkel Toni — mir wird so seltsam zu Mute, wenn ich eine Nachtigall singen höre. Dir nicht auch, Onkel Toni?"

„Meiner Seel', mir auch. Ich muß immer an Moritz Kohn dabei denken."

„An Moritz Kohn?"

„Ja, Entchen. Wenn die Nachtigall singt, wird's bald Regen geben — und mein Weizen liegt draußen. Wenn er auswächst, wird mir Moritz Kohn fünfzig Kreuzer an jedem Meterzentner abziehen."

„Pfui, Onkel Toni, hast du denn gar kein besseres Gefühl in dir?"

„Du — ja? Woran denkst du, Entchen, wenn die Nachtigall singt?"

„An — an —. Wirst du mich nicht verraten, Onkel Toni?"

„Ueberflüssig zu fragen."

„Ich denke — an die Liebe. Ja, pfeif nur! Ich denke an die Liebe."

Ilonka schwieg und Onkel Toni auch. Desto lauter ward die Nachtigall. Als sie just am schönsten sang, griff Onkel Toni plötzlich nach Ilonkas Hand und sprach: „Du liebst ihn also, Entchen?"

„Wen?"

„Nun — Rudan!"

Der armen Ilonka gab's einen Stich, aber sie hielt sich tapfer. Wenn sie schon ihren Toni nicht haben konnte, dann lieber Rudan als einen andern.

„Ja!" sagte sie nach einem kurzen Kampfe.

„So! Hm!"

Wieder schwiegen beide.

Tijuh — tijuh — klang es aus dem Busch.

„Ich will dir einmal etwas sagen, Ilonka. Dieser Rudan ist mein bester Freund — Du weißt, man nennt uns zwei von alters her die zwei Haudegen. Aber dich — dich hab' ich doch noch viel lieber." Onkel Toni schöpfte Atem und fuhr fort: „Das heißt natürlich rein als Kameraden. Wenn ich also Rudan für schlecht oder auch nur für minderwertig hielte — ich könnte dabei doch sein Freund sein, denn Männerfreundschaften gehen nicht ans Fleisch —. Wie soll ich dir das nur erklären, Entchen! Wenn ich also Rudan für minderwertig hielte, ließe ich alle Freundschaft für ihn beiseite und sagte dir's offen. Ich bin nur dein aufrichtiger Kamerad, wenn ich dir rate: nimm ihn! — nimm ihn vom Fleck weg! Er ist ein wackerer Bursche durch und durch."

Onkel Toni stand auf. Die Nachtigall schwieg. Toni sah die Sterne an und fragte sich, warum sie wohl flimmern. Sicherlich nicht aus Vergnügen — nur von Berufs wegen. O — nur von Berufs wegen. Denn daß irgend jemand Vergnügen haben könnte von der Welt — das ging ihm nicht ein in diesem Augenblick, der ihn um seinen Armvoll Glück betrogen hatte.

Eine garstige Welt das, eine dumme Welt. Onkel Toni wünschte sich die Hufe von Ilonkas Schimmel, um die Welt zu zertreten.

*

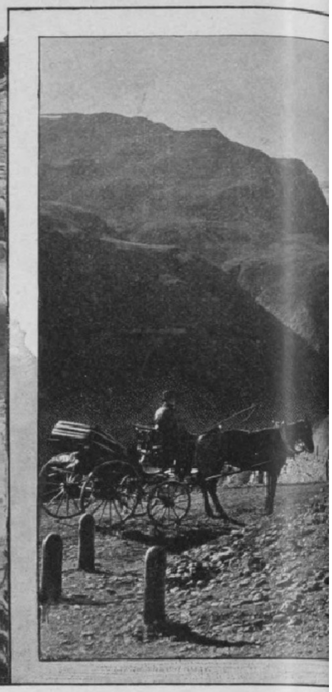
Zwei Jahre waren vergangen. Ilonka Rudan hatte schon die Trauer abgelegt. Man hatte sie gescheut wie heißes Eisen, solange sie ein Mädchen war, jetzt umschwärmte man die junge Witwe wie einen Bienenkorb.

„Onkel Toni, du hast mich schon einmal verheiratet. Ich werde dich auch zum Beistand rufen, wenn ich mich entschließen sollte, es ein zweites Mal zu thun," sagte sie eines Abends mit ihrem alten Uebermut.

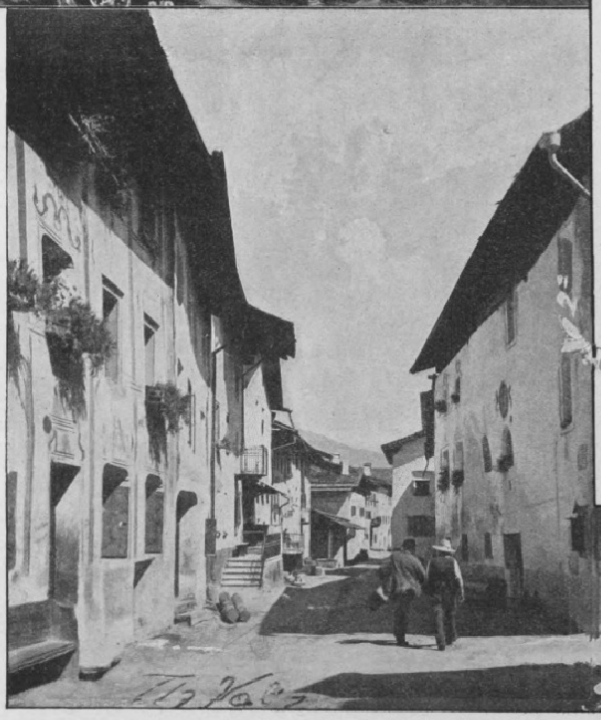
Er aber entgegnete ganz ernst: „Ich stehe Ihnen zu Diensten, gnädige Frau!"

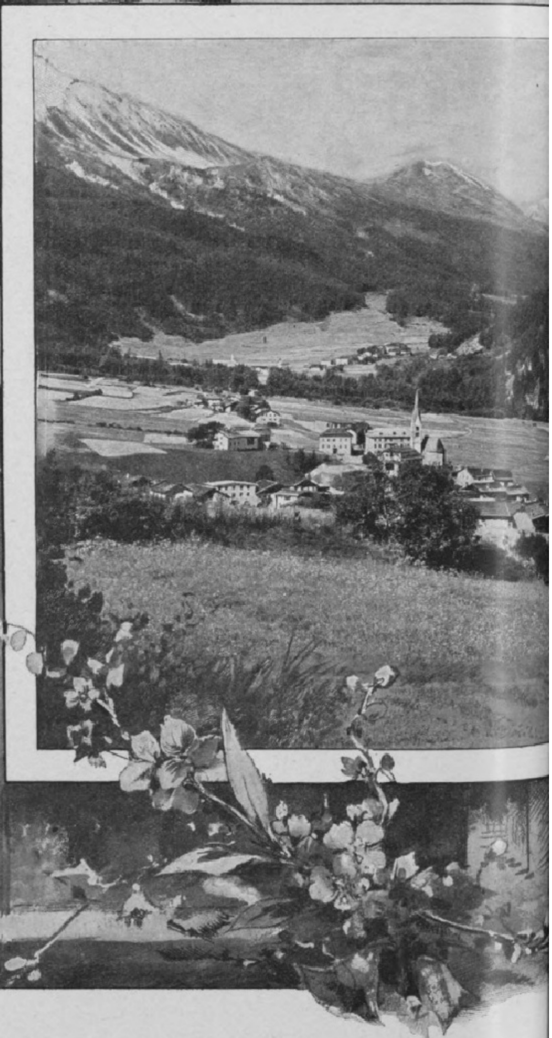
„Woher auf einmal diese steife Sprache, Onkel Toni! Zu meines Mannes Lebzeiten hast du mich doch immer Entchen genannt."











Posthalt an der Umbrailstrasse.

Ofenpass. Blick gegen Umbrail.

Strasse in S. Maria (Münsterthal, Bünden).

S. Maria (Münsterthal, Bünden).

Die Umbrailstrasse. Nach phot. Aufnahm



Abend auf der Dreisprachenspitze.
Blick auf Münsterthal und Ofenpass.

gen die Ferdinandshöhe.

ebr. Wehrli in Kilchberg-Zürich. (Text S. 926.)

„Rudan war mein Freund und duldete es. Wer weiß, wie der Zweite darüber denken wird?“

„Hab' ich ihn denn schon?“

„Besser, ich gewöhne mich rechtzeitig daran!“

„Bleib nur beim Entchen, Onkel Toni! Mit dem Heiraten eilt's nicht.“

„Doch, gnädige Frau! Sie müssen's bald besorgen, schon der Wirtschaft wegen, die Ihnen Rudan hinterließ. Die ist zu groß für eine junge Frau.“

„Bläst du auch in Mamas Horn? Daraus wird nichts! Ich bleibe justament ledig — Witwe wollte ich sagen.“

„Wie werden sich die da drinnen mit solchen Entschlüssen abfinden?“ fragte Onkel Toni und deutete auf die offene Verandathür, durch die der verworrene Lärm einer großen Gesellschaft herausdrang.

„Ah was! Die da drinnen können mir gestohlen werden,“ sagte die junge Frau und zog ein Mäulchen.

„Es sind achtbare Menschen dabei. Gehen wir sie der Reihe nach durch, gnädige Frau, da ist zuerst —“

„Laß mich zufrieden, Onkel Toni. Ich mag den ersten so wenig wie den letzten.“

„Wie? Sie denken gar nicht mehr ans Heiraten — an die Liebe?“

„Das ist vorbei!“

„O!“

„Ernstlich, ich heirat' nicht mehr. Es ist mein unabänderlicher Wille, mein wohlüberlegtes Vorhaben,“ rief sie mit finsteren Brauen. Dann setzte sich ihr das alte Teufelchen ins Nackenhaar, und sie lachte wieder. „Onkel Toni, der Himmel selber will's nicht haben. Er läßt die Sterne nicht funkeln und die Nachtigallen nicht singen — nur damit ich nicht an Liebe denken muß.“

„So ist's, meiner Seel',“ bekräftigte Onkel Toni. „Seit zwei Jahren schon war hier keine Nachtigall mehr zu hören.“

Frau Ilonka wollte irgend etwas antworten, da rief man sie in den Saal, und sie mußte wohl oder übel gehen.

Onkel Toni blieb allein auf der Veranda und dachte nach. Er hätte sich selber schlagen mögen, so sehr ärgerte er sich. Wird er denn nie Mut genug haben, sich zu erklären? Soll er noch einmal zusehen, wie ihm Frau Ilonka vor der Nase weggeheiratet wird?

Ja — hm — Mut ist eine schöne Sache und zu manchen Dingen gut! Wenn aber die Siegeshoffnung geschwunden ist, werden alle Helden zu Narren.

Onkel Toni legte das Für und Wider in je eine Hand, wog die Gründe und fand, daß es thöricht wäre, seine Zukunftsaussichten auf Ilonka Rudans Gunst zu bauen. Dennoch wollte er noch einmal mit ihr sprechen. Nicht, daß er für den Augenblick einer klaren Entscheidung Ilonkas bedurft hätte — sie hatte es ja deutlich genug gesagt, daß sie nicht mehr heiraten wolle, ihn — Onkel Toni — wohl am allerwenigsten.

Aber Onkel Toni wollte sich jene künftigen Stunden der Schwermut sparen, in denen sein sehnendes Herz zu ihm sprechen wird: Warum muß ich allein sein? Warum warst du damals feig und hast nicht das Unmögliche noch einmal versucht? Wer weiß, es wäre dir vielleicht geglückt?

Ja, sänge doch die Nachtigall noch einmal! Hätte er noch einmal Gelegenheit, mit Ilonka Rudan von der Liebe zu sprechen!

Onkel Toni beschloß, koste es, was es koste, die Nachtigall zum Singen und Ilonka Rudan zum Sprechen zu bringen.

*

Wunder über Wunder! Als sie am nächsten Abend zur nämlichen Stunde wieder allein auf der Veranda saßen — Ilonka und Onkel Toni —, schwebte es zum Herzzerbrechen süß durch Busch und Dunkel: Tijuh, tijuh, tijuh —.

„Woran denkst du, Onkel Toni?“ fragte spöttisch die junge Frau. „Etwa gar an Liebe? Ich an Moritz Kohn. Diesmal habe ich meinen Weizen draußen liegen.“

„Pfui! Entchen, jetzt bist du gefühllos.“

„Ah, hört einmal den Onkel Toni an! Er ist bei Gott verliebt!“

Onkel Toni ergriff wie damals vor zwei Jahren ihre Hand, sprach aber wieder nichts. Sie saßen wohl eine halbe Stunde und sannen, bis die Nachtigall plötzlich stillschwieg. Da fuhren sie auf.

Mit einem Male rief eine weinerliche Stimme kroatisch aus dem Dickicht: „Gospodine (Herr), ich kann nicht mehr pfeifen. Die Zunge klebt mir am Gaumen.“ Das war Onkel Tonis Schäferjunge, der so schön tijuh — tijuh gepfiffen hatte.

Frau Ilonka lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. „O — dieser Onkel Toni!“ rief sie, mehr konnte sie nicht.

Er aber stand da, wie mit Wasser begossen. Als ihn Frau Ilonka am Arm faßte, fiel er ihr schnurstracks zu Füßen und beichtete ihr alles: wie es ihm damals — vor zwei Jahren — ins Herz geschnitten — wie er sie immer, immer so gern gehabt habe, das Entchen mit den drei Schnäbeln, Rudans Frau und jetzt Rudans Witwe. Er klagte in beweglichen Worten seine Schwerfälligkeit an, die Schwerfälligkeit, die ihn endlich auf das verzweifelte Mittel der falschen Nachtigall kommen ließ, nur damit er sich doch diesmal wenigstens rechtzeitig aussprechen könne.

Frau Ilonka hörte ihn mit liebreicher Neugier bis zu Ende an und schenkte ihm auch nicht eines seiner Geständnisse. Als er nun gar nichts mehr zu sagen wußte, da hob sie ihn auf, küßte ihn herzhaft und sagte: „Onkel Toni, es wird eine Stunde kommen, da werde ich dir noch viel, viel mehr zu erzählen haben — als du jetzt mir.“

Mama Hawasch, die unversehens auf die Veranda getreten war, blieb mit offenem Munde stehen vor dem Wunder dieser Umarmung. „O dieser Onkel Toni!“ rief sie und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Und Ilonka, der man immer prophezeit hatte, sie würde keinen Mann finden, fand nicht nur einen, sondern gar den zweiten!



IV. Cantoniera und Piz Umbrail.

Die Umbrailstraße.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 924/25.)

Am 1. Juli vorigen Jahres ist im schweizerischen Kanton Graubünden eine neue Alpenstraße dem Verkehr übergeben worden, die Umbrailstraße, die das bündnerische Münsterthal mit dem Stilfserjoch verbindet. Damit ist aber nicht nur dem Münsterthal ein Zugang nach dem Veltlin und Tirol geöffnet worden, sondern was weit wichtiger ist: das Engadin und somit die Ostschweiz hat nun eine direkte Verbindung erhalten mit einer der vielbegangensten und bewundertsten Gebirgsstraßen, dem Stelvio oder Stilfserjoch und den besuchten Touristengebieten von Trafai, Sulden, Bormio. Dem internationalen Fremdenverkehr ist ein neues Thor geöffnet.

Bis zum Jahre 1872 war das Münsterthal mit der übrigen Schweiz nur durch Saumpfade verbunden und für den Fuhrwerkverkehr nur nach dem Etschthal, Tirol zu, offen. Dann wurde nach dem nördlich liegenden Engadin ein Zugang geschaffen: die Ofenbergstraße, die in einer Länge von 40 Kilometern Zernetz im Engadin mit Münster verbindet. Dadurch entwickelte sich im Münsterthal mit seinen sechs Gemeinden: Cierfs, Fuldera, Lü, Valcava, S. Maria und Münster eine bescheidene Fremdenindustrie, die sich aber infolge der Abgeschlossenheit des Thales naturgemäß nicht richtig entwickeln konnte, trotz der landschaftlichen Schönheiten des Thales und des Ofenbergüberganges. Da reichten im April 1896 die Kreisämter des Münsterthales, des Ober- und des Unterengadins dem Bundesrat zu Handen der Bundesversammlung ein Subventionsgesuch ein für den Bau einer Fahrstraße über den Umbrailpaß, beginnend bei S. Maria und sich in südlicher Richtung hinaufziehend durch das Muranzathal bis zur IV. Cantoniera an der Stelviostraße, der Landesgrenze zwischen der Schweiz und Italien. Am 8. Oktober 1897 bewilligte die Schweizer Bundesversammlung einen Bundesbeitrag von zwei Dritteln zu den Kosten der Straße, die zu 245000 Franken veranschlagt war und um die Summe von 265000 Franken ausgeführt worden ist. Von der Restsumme wiederum nahm der Kanton Graubünden 75 Prozent auf sich, so daß den mit irdischen Glücksgütern nicht sonderlich gesegneten Gemeinden des Münsterthales nur noch ca. 20000 Franken zu bezahlen übrig blieben.

Die Projektaufnahmen wurden in den Jahren 1896 und 1897 von dem damaligen bündnerischen Oberingenieur Gilli ausgearbeitet und die Bauarbeiten unter der Direktion des nunmehrigen Oberingenieurs Peterelli in den Jahren 1898, 1899 und 1900 durchgeführt. Am 1. Juli 1901 fuhr die erste Postkutsche nach der IV. Cantoniera hinauf, und bald darauf erfolgte die feierliche Uebernahme der Straße.

Die Umbrailstraße hat eine Breite von 4,20 Metern, in den Kurven eine solche von 8,20 Metern. Ihre Länge beträgt 14 Kilometer und die zu überwindende Höhendifferenz 1124 Meter (S. Maria 1388 Meter, Paßhöhe 2512 Meter über Meer), woraus sich für die Steigung ein Mittel von rund 8 Prozent ergiebt. Die Maximalsteigung beträgt auf einer ganz kurzen Strecke etwas über 10 Prozent, sonst erreicht sie nicht $9^1/_3$ Prozent. Die Straße beginnt im Dorfe S. Maria, einem echten Bündnerdorfe mit rassigen Engadinerhäusern und meist romanisch sprechender Bevölkerung. Zwei gute Gasthäuser, ein älteres und ein neuerbautes, bieten Gelegenheit zu längerem Aufenthalt oder auch nur zu kurzer Mittagsrast der Postpassagiere. In großen Kehren zieht sich nun die Straße empor und erreicht bald den Wald, einige ungemein malerische Rückblicke auf das Münsterthal mit dem Abschluß der fernen tirolischen Weißkogelgruppe gewährend. Die Kehren werden kleiner und die Steigung stärker. Die Richtung ändert sich, so daß der Ausblick gegen den Ofenbergpaß vorherrscht. Je höher man steigt, desto schöner stellt sich die Landschaft dar: zu unterst durch die Lücken des Tannendunkels das freundliche S. Maria, weiterhin die Ortschaften Valcava und Cierfs und ganz im Thalhintergrund der Ofenpaß, dessen Serpentinen deutlich sichtbar sind. Würzige Waldluft umfängt den Wanderer, und zu seinen Füßen rauschen die wilden Wasser der Muranza, die sich durch romantische Felsschluchten zwängt. Ein sehr einfaches Bergwirtshaus ladet Passagier und Postillon zu einer kleinen Stärkung ein; dann verläßt man die Waldregion, der Landschaftscharakter wird alpin. Herdengeläute empfängt uns auf der Alp Muranza, und verwundert betrachten sich die Kühe die noch ungewohnte Erscheinung der gelben Postkutschen mit ihren Insassen.

Immer enger wird nun das Thal, das sich zwischen den steilen Hängen des Piz Umbrail und der Röthlspitze gebettet hat, bis man plötzlich das Hochplateau erreicht, das von den Eishängen des Ebenferners und der Ferdinandshöhe beherrscht wird. Bald erblickt man die IV. Cantoniera, zwei kasernenartige Gebäude. Italienische Zollbeamte interessieren sich für des Wanderers Siebensachen, und wehe ihm, wenn er ein Päcklein harmloser Zigaretten ihren Späherblicken nicht geschickt genug zu entziehen wußte. Aber in den dicken, kühlen Mauern der IV. Cantoniera giebt es nicht nur Zollbeamte. Es giebt da gute Betten, Salami, Strachino, Maccaroni und feurigen alten Sassella.

Ist der Tag noch nicht zur Rüste gegangen, so führt uns ein kleiner Spaziergang auf der Stilfserjochstraße zur Ferdinandshöhe oder gar noch auf die Dreisprachenspitze, wo uns vielleicht ein Sonnenuntergang für die kleine Strapaze reichlich entschädigt.

H. Wehrli.

Schlechtes Wetter in der Sommerfrische.

In diesem Jahr durfte man vom Wetter sprechen, von dem ganz erbärmlichen frostigen, gewitter- und regenreichen Sommerwetter, das den mitfühlenden Städtern immer wieder den Seufzer: „Die armen Leute auf dem Lande!“ auf die Lippen drängte. Seit Wochen saßen die fälschlich für beneidenswert Angesehenen draußen zwischen Bergen, Wäldern und Auen, an Seen und rauschenden Bächen, eingeregnet, frierend und mit der Wetter-

Vorsehung hadernd. Sie sahen zu, wie der kalte Sturmwind die zarten Blüten von den Bäumen fegte, wie die jungen Früchte von den Zweigen geschüttelt wurden, und das Orakel des Barometers täuschte sie immer wieder aufs neue. Flüchtigem Sonnenschein folgte Wind und Regen, graue Vorfrühlings-, düstere Herbststimmung, und der Regenschirm war der treueste Begleiter der Menschen geworden. Oft kaum ein paar Meter breit Himmelsblau zu sehen, das Straßenpflaster wird erst gar nicht trocken, rauhe Winde verjagten die letzte Sommer-Illusion. Man saß hinter den geschlossenen Doppelfenstern, und es gab Tage, an denen man einen bedeutungsvollen Blick nach dem Ofen in der Stubenecke sandte ...

In dem Hause, dessen breite Fassade ich durch besagtes Doppelfenster überblicken kann, sind die Jalousien und Rouleaux an allen Fenstern herabgelassen, wenigstens in den drei Stockwerken. Die Unglücklichen sind alle schon fort, in der Sommerfrische, die diesen Namen nie so redlich verdient hat; — aber wer weiß, ob sie nicht mit Sehnsucht an das frühzeitig verlassene städtische Milieu, an ihr behagliches Stadtheim denken, wo sie in ein paar Minuten den Ring erreichen können, wo noch Theater- und Musikaufführungen im Schwange sind und der Stammtisch freundlich winkt.

Ihre voreilige Stadtflucht hat sich gerächt. Wer Freunde oder Verwandte zu beweinen hat, die schon ihre Villeggiaturen bezogen haben und auch nur auf dem Ansichtskartenfuß mit ihnen steht, wird wissen, wie verzweifelt sich diese Stadtflüchtlinge gebärden. Die ländlichen Tennisplätze stehen überall unter Wasser, frostiger Wind fährt über diese Sammelplätze der beweglichen, sengender Sonnenhitze freudig trotzbietenden Jugend dahin, und hinter den geschlossenen Villenfenstern sieht man die trübseligen, gelangweilten Gesichter der gleichsam in dunkelfarbige Motten verwandelten hellen Schmetterlinge, der jungen Mädchen, die über ein Leihbibliothekbuch gebückt, auf die Romane andrer, von Dichtern geschilderter, angewiesen sind, und selber leer ausgehen.

Die Tennisplätze sind verwaist, die Kurpromenaden entvölkert, die Waldwege und „lauschigen Plätzchen“ gemieden, die Veranden geschlossen, keine Spur von der bunten Pracht der hellen Sommertoiletten. Kalter Wind jagt durch die öden Villenstraßen und treibt sein neckendes Spiel mit den an den Hausthoren hängenden Zetteln „Sommerwohnung zu vermieten“; er beugt die hohen Wipfel der stolzen Pappeln und wendet das Laub der Bäume um; die Silhouette der waldigen Anhöhe verschwimmt in den stumpfen Tönen des Regengewölkes, und immer wiederkehrende Gewitterschauer verschleiern die Aussicht auf die ländliche Scenerie. Der Schnupfen blüht, Erkältungen und Rheuma stehen im Flor, auf den Gemütern lastet eine Depression, und der Erbfeind der Menschheit, die Langeweile, breitet seine Fangarme aus, um die Jugend und das Alter in seinen düsteren Bann zu ziehen.

Der Vater schimpft und zetert gegen das Wetter, die Mutter sucht ihren Verdruß über einer überflüssigen Handarbeit zu vergessen, das Töchterchen steht am Fenster und drückt ihr Näschen an der Fensterscheibe platt. Gefangene!

Wer sein eignes Heim besitzt, der kann's zur Not „auf dem Land“ ja noch aushalten. Beklagenswerter sind diejenigen, die entschlossen waren, den mangelhaften Komfort, die Beschränkung einer gemieteten Sommerwohnung in Kauf zu nehmen; sie sind bisher bei dem Handel zu kurz gekommen. Man bemerkt erst jetzt, da sich die Notwendigkeit herausgestellt hat, sich mit zwei bis drei Stuben zu behelfen und in diesen Räumen ständigen Aufenthalt zu nehmen, daß die „kleinste Hütte“ wirklich nur den Ansprüchen eines „liebenden Paares“ genügen kann; aber die Familie braucht mehr zu ihrem Behagen. Das ist der Unterschied zwischen Poesie und Realität, und es wäre gut, wenn diese Thatsache immer rechtzeitig und ernsthafter ins Auge gefaßt werden würde.

Die gedeckten Wandelbahnen der Badeorte, die Cafés und Lesesäle erfreuen sich zurzeit einer großen Beliebtheit. Während an den warmen sonnigen Sommertagen der Lesesaal nur das Ziel der für Naturreize unempfänglichen „Zeitungsfresser“ und menschenfeindlicher Einzelexistenzen zu sein pflegt, sind jetzt alle Sitzgelegenheiten besetzt, gehen die Journale von Hand zu Hand, und man wartet mit Spannung darauf, daß die neueste Kurliste frei wird, um zu erfahren, wer von Bekannten angekommen sein könnte, so wie die Gefangenen den Zuwachs eines neuen Zellengenossen als ein aufregendes Ereignis, als eine Tröstung anzusehen pflegen.

Da sitzen sie dicht nebeneinander und an den Wänden ringsherum, zu Schweigsamkeit verurteilt; denn ein gedruckter Zettel, der an verschiedenen Stellen ausgehängt ist, proklamiert: „Es wird gebeten, im Lesesaal nicht laut zu sprechen.“ Ein Witzbold hat das „nicht“ ausgestrichen und durch ein „recht“ ersetzt. Auch ein, offenbar bei trostlosestem Wetter entstandener Scherz. Es herrscht eine Stimmung wie im Wartezimmer eines „Spezialisten“ oder in einer Krankenstube. Ein paar Glückliche finden in der Zeitungslektüre Ablenkung und geistige Unterhaltung, aber die andern schmökern nervös herum und bleiben bei nichts Bestimmtem. Das Auge schweift immer wieder durchs Fenster zum grauen Himmel hinauf, und aus der Brust dringt der Klageseufzer: „Es wird nicht anders!“ Da sitzt seit einer Viertelstunde ein reizendes junges Mädchen, eine Koryphäe des Tennisplatzes, mit einem zerlesenen Journalheft in der Hand. Sie blättert seit einer Viertelstunde nicht um und bemerkt auch gar nicht, daß sie das Heft verkehrt hält. — Der Regen schlägt prasselnd an die Fensterscheiben, die Pfützen vergrößern sich zu kleinen Seen, aus den Dachrinnen schießen Bäche. — Wenn's nur schon Abend wär'! — Und dann der Regenabend auf dem Lande, bei der Petroleumlampe! Im Landhotel, im Gebirge, in der weltabgeschiedenen, romantischen Idylle; wer da nicht mürbe wird und keine Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Menschen empfindet, der ist wirklich für die „Gesellschaft“ verloren. Die Männer retten sich zu den Karten, zu einer tiefsinnigen Schachpartie, sie sind eben immer im Vorteil den Frauen gegenüber. Diesen bleibt nur die „Handarbeit“, die aber auch schon ein wenig aus der Mode gekommen ist, und die mündliche Unterhaltung, die Hoffnung auf Besuche aus der Stadt. Aber die Geladenen sagen ab, mit Rücksicht auf das elende Wetter, denn sie bedenken nicht, daß sie eben darum am willkommensten wären, und mit grausiger Kaltherzigkeit überläßt man die Schiffbrüchigen ihrem unfreundlichen Schicksal, dem Untergang in Verdruß und Langeweile. — Sie haben es gewollt, die voreiligen Sommerfrischler, die die Primeuren in jeder Form genießen wollen, nun mögen sie sehen, wie sie zurecht kommen und wie sie die schwere Prüfungszeit dieses verdorbenen Sommers ertragen.

Der Neid der an die Scholle Gefesselten ist ihnen gefolgt, als sie schon in der prangenden Blütenzeit dem Steinhaufen der großen Stadt entrannen und nicht schnell genug die Erholung aufsuchen konnten, — das haben sie nun davon! „Die armen Leute auf dem Land!“ seufzt der Städter immer wieder, mit jenem, von einer stillen Freude verklärten Mitleid, das viel getreuer in dem Urteil: Geschieht ihnen ganz recht! seinen sprachlichen Ausdruck fände.

Aber dieser Triumph ist nur kurzlebig, während ich diese Zeilen schreibe, dringt heller Sonnenschein in meine Stube, echte, unverfälschte Sommersonne, und sie wird auch die armen Leute auf dem Land erfreuen, und vielleicht ist das schon der Beginn einer beständigen und freundlichen Wetter-Aera.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und sie werden, hat ihnen auch mancher rauhe Tag das Vergnügen verkümmert, schließlich doch obsiegen und die Partie gewinnen, uns gegenüber, die wir der Stadt kaum an einem Feiertag entrinnen können. Ich beneide sie, trotz der zahlreichen Stunden, die ihnen die Ungunst des Wetters geraubt hat, und nicht einmal die Schadenfreude kann mich mit ihrem größeren Vorteil aussöhnen. — Wie herrlich mag es jetzt draußen sein, in den schattigen, stillen, abgeschiedenen Waldgängen, in den Lauben ihrer Gärten, in den Kiosken ihrer Parks ... Gott sei Dank, — es gießt schon wieder. O schwarzes Menschenherz, gieb dich zufrieden!

Paul von Schönthan.

Später Gast.

Ich blieb den ganzen Tag allein,
Und suchend ging ich ein und aus.
Kehrt keiner grüssend bei mir ein?
Doch stille blieb mein stilles Haus. —

Spät abends klopft's. Was soll der Scherz?
Unwillig hab' ich aufgemacht.
Da zog mich tröstend an ihr Herz
Die dunkle Nacht, die dunkle Nacht.

Anne Riedel.

Wie der Sonntag an Bord kommt.

Eine Marineskizze

von

A. Oskar Klaußmann.

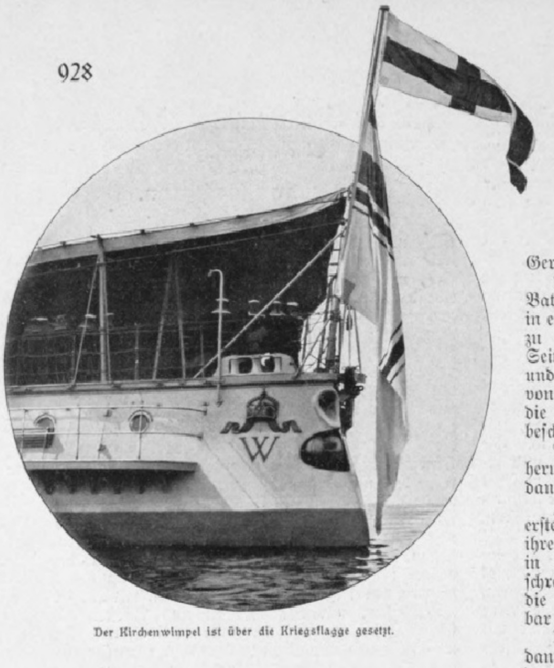
(Aufn. von A. Renard in Kiel.)

Sonnabend ist es, und „Rein Schiff“ wird gemacht. Das Artillerieschulschiff „Mars“ ist aus See, von der Schießübung, im Kieler Hafen am Abend vorher eingelaufen und hat an der Boje festgemacht. Täglich findet an Bord das Waschen der Decke statt; aber der Sonnabend ist dem „Groß-Reinemachen“ gewidmet, das man sich als ein potenziertes, ins Riesige vergrößertes „Scheuerfest“ zu denken hat, wie es im gewöhnlichen Haushalt glücklicherweise nur zwei- bis dreimal im Jahre stattfindet. Von früher Morgenstunde her waren die Mannschaften unter Leitung der Maaten und Obermaaten und scharf kontrolliert von dem nimmer rastenden und nimmer zufriedenen ersten Offizier beschäftigt, bis in den letzten Winkel des Schiffes Reinlichkeit und Ordnung zu bringen. Ganze Fluten von Wasser haben sich über die Schiffsdecke ergossen. Mit einer Lust am Reinemachen, die bei unsern braven Matrosen sich bis zum Fanatismus steigern kann, ist mit Sand und Stein, mit Wasser und Besen, mit Waschlappen und Bürsten die Generalreinigung gehalten worden. Mit Schwabbern und Absetzern ist dann das überflüssige Wasser aus den Holzplanken der Decke getrieben worden, und mit gewaltigen Presennings (Segelleinwand) hat man die Decke überlegt, damit unter diesem Schutz das Holz zu schneeiger Weiße trocknen kann und diese Weiße nicht durch Schmutz befleckt wird. Für den Sonnabend hat eine ganz andre „Routine“ gegolten, d. h. eine andre Diensteinteilung, als sie sonst tagsüber an Bord eines Kriegsschiffes herrscht. Wenn wir am Sonnabendnachmittag das Schiff betreten, so finden wir es schon im Zustande einer Sauberkeit, die selbst das Herz der strengsten Hausfrau entzücken würde. Weit geöffnet stehen alle Pforten und Luken, um frische Luft hineinzulassen; denn nicht nur oberflächlich ist die Reinigung erfolgt, sondern bis zum Kiel hinab, bis in die entlegensten Winkel des Schiffes. Morgen bei der Musterung wird der Kommandant irgendwelche besonderen Räumlichkeiten im Inneren des Schiffes zu sehen wünschen, und da man nicht weiß, welche es sein werden, so muß man eben die Säuberung bis auf den letzten Winkel erstrecken. Schon am Nachmittag herrscht etwas wie Festtagsstimmung an Bord, und die Leute putzen noch eifriger als sonst an Geschützen, an der Außenseite des Schiffes, an den Aufbauten, an den Masten. Jeder einzelne Mann hat das Bestreben, das Schiff so blitzsauber zu machen wie nur möglich. Von zwölf bis zwei Uhr mittags ist „Freizeit“, dann kommt die „Bumbootsfrau“ an Bord, das ist die Hökerin, die ein für allemal die Erlaubnis hat, an Bord in der Freizeit ihre Waren (Obst, Gebäck u. s. w.) an die Mannschaft zu verkaufen. Heute sind die Gruppen, die sich um sie bilden, noch lustiger, noch übermütiger als sonst.

Der Sonntag ist gekommen. In den Morgenstunden hat es ein Gewitter gegeben, das die Schwüle der letzten Tage beseitigte, aber noch ziehen grauweiße Wolkenballen zeitweise von Südwest herauf und schattieren das riesige Hafenbild, wenn sie die Sonne verdunkeln, bald hier, bald dort. Fast alle zum Hafen von Kiel gehörigen Kriegsschiffe sind von ihren Uebungen in See für den Sonntag zurückgekehrt und liegen an den Bojen. Morgens gegen acht Uhr begann der Donner der Salutschüsse. Ein fremdes Kriegsschiff war in den Hafen eingelaufen, begrüßte die deutsche Flagge mit Kanonengruß und erwies den obersten Offizieren die vorschriftsmäßigen Salutschüsse, die natürlich von den Hafenschiffen beantwortet wurden.

Zehn Uhr vormittags. Auf dem Oberdeck des „Mars“ ist die gesamte Besatzung von fast sechshundert Mann zur Musterung angetreten. Die wenigen Katholiken an Bord sind soeben mit dem „Routineboot“, der Dampfbarkasse, die sie von Land abholte, vom Gottesdienst in der Stadt zurückgekehrt. In langen Reihen stehen auf dem Oberdeck die Mannschaften in weißen Sonntagsanzügen mit weißen Mützen. Auf der Campagne des Achterdecks stehen die Fähnriche, die zum Schießkursus an Bord sind, und vor den langen weißen Reihen der Mannschaften im Sonntagsanzug mit Schärpe und Mütze die sämtlichen Offiziere.

„Herr Kapitän, das Schiff ist klar zur Musterung!“ hat der erste Offizier dem Kommandanten in seiner Kajüte gemeldet. Kommandorufe schallen über das Deck. In scharf ausgerichteten langen Reihen vorn vom Aufbau der Back bis hinten zur Campagne



Der Kirchenwimpel ist über die Kriegsflagge gesetzt.

stehen Matrosen und Maschinenpersonal. Sorgfältig musternd schreitet der Kommandant, begleitet von den Offizieren, von Mann zu Mann. Es findet jene Feierlichkeit statt, die bei der Landarmee als „Sonntagsappell“ ebenfalls bekannt ist. Dann geht es hinunter nach der Batterie und weiter hinunter bis zur Maschine, wo nach Befehl hier und dort ein Raum geöffnet und den prüfenden Blicken des Kommandanten gezeigt wird.

Unterdes hat der Steuermannsmaat, der den Dienst des Bordküsters versieht, in der Batterie, dicht neben der Hauptluke des Oberdecks, von dem die Haupttreppe zum Batteriedeck hinunterführt, ein kleines Schränkchen aufgestellt, das er mit einem schwarzen Ueberzug versah, der vorn mit silbernem Rand und silbernem Kreuz geschmückt ist. Aus dem Schränkchen entnahm er ein metallenes Kruzifix und zwei große metallene Leuchter, und nun bildet das Schränkchen den Altar, auf dem das Kruzifix mit zwei brennenden Lichtern steht. Als abschließende Rückwand für den Altar dient eine ausgespannte deutsche Kriegsflagge. Vor dem Altar stehen dicht an der Treppe in ihren Ständen die riesigen eisernen Exerziergranaten. Zur Rechten und Linken des improvisierten Altars laufen über das Deck die kolossalen Ankerketten. Aber oben durch die Luke dringt heller Sonnenschein, und durch die weit geöffneten Stückpforten des Batteriedecks flutet das Licht herein und spiegelt sich in dem grau gestrichenen Metall der schweren Geschütze, die heute so feierlich und ernst dreinschauen, als wüßten sie, daß sie auch eine Statistenrolle haben bei dem Gottesdienst, der sich zwischen ihnen vollziehen wird. In den Winkeln der Decke, da, wo die eisernen Träger des Oberdecks auf der Schiffswand aufsitzen, brennen elektrische Glühlampen.

Vom Oberdeck her hört man das donnernde Geräusch vieler hundert beschuhter Menschenfüße. Die Mannschaften treten weg von der Musterung. Aber im nächsten Augenblick tönen laut die Pfeifen der Bootsmannsmaaten, und dem Pfeifen folgt das Kommando „Klar machen zur Kirche!“ Vom Oberdeck her quellen eilige Scharen von Mannschaften über sämtliche Treppen hinab in das Batteriedeck. Mit Sicherheit und Geschwindigkeit werden von der Decke die Banken niedergeschlagen, die sonst beim Essen der Mannschaft als Sitzgelegenheit dienen. Die Offiziersburschen eilen mit Stühlen herbei, die sie auf der Steuerbordseite des Schiffes neben dem Altar aufstellen. Die Schiffsglocke in der Batterie, die sonst mit ihrem kurzen „Kling-kling“ die „Glasen“, das heißt die halben Stunden jeder Wache, anzeigt, wird in langen, feierlichen Tönen angeschlagen. Jenseits der Treppe, gegenüber dem Altar, hat an einem kleinen Tisch die Amateurschiffskapelle, bestehend aus 14 Mann, Platz genommen. Mehr und mehr füllt sich die Batterie mit Männern, die streng nach der Anciennität und dem Range Platz nehmen. Auf der Steuerbordseite neben dem Altar sitzen auf den Stühlen die Offiziere, hinter ihnen die Fähnriche, gegenüber an Backbord die Deckoffiziere. Fünf Minuten nach dem feierlichen Läuten der Schiffsglocke ist die ganze militärische Gemeinde im Batteriedeck versammelt, und doch herrscht hier lautlose Stille. Auf Deck haben die Signalgasten der Wache, die oben bleibt, die Kriegsflagge auf Halbstmast gehißt und darüber den Kirchenwimpel gesetzt, eine lange, spitze Flagge, die auf weißem Grunde ein rotes Kreuz zeigt. Das ist das Zeichen, daß der Gottesdienst im Schiff beginnt, und alle größeren und kleineren Fahrzeuge, die in der Nähe des Schiffes vorüberkommen, enthalten sich jetzt jeglicher Störung durch unnützes Geräusch.

Wenn man auf der Steuerbordseite der Batterie zum Heck hinunterblickt, glaubt man in ein Geflecht von hellen und dunkeln Streifen zu sehen. Durch die Luken und durch die Seitenpforten dringen breite Streifen grellen und hellen Lichtes. Dazwischen schieben sich von rechts und von links und von oben her die dunkeln Streifen der nicht von der Sonne beschienenen Stellen des Batteriedecks.

Die Treppe des Hecks steigen zwei Offiziere herunter, und die hohe Gestalt des Kommandanten wird sichtbar.

„Ordnung!“ ruft die laute Stimme des ersten Offiziers, der ihn begleitet, und von ihren Sitzen schnellt die ganze Versammlung in die Höhe. Geleitet vom ersten Offizier, schreitet der Kommandant bis zu den Stühlen, die für ihn und den ersten Offizier unmittelbar zur Rechten des Altars aufgestellt sind.

Unterdes hat sich auf Befehl des Kommandanten ein Maat der Wache nach der „Kammer“ des Bordpfarrers begeben und ihm streng dienstlich gemeldet· „Herr Pfarrer, das Schiff ist klar zum Gottesdienst!“

Im Batteriedeck hat der Kommandant neben dem Altar Platz genommen, und die Anwesenden haben sich wieder hingesetzt. Vom Heck des Schiffes her naht auf der Steuerbordseite durch das Flechtwerk von hellen und dunkeln Streifen die Gestalt des Pfarrers in schwarzem, weitem Talar, das Haupt bedeckt mit Sammetbarett.

Nun steht er vor dem Altar, eine straff aufgerichtete Gestalt, ein Bordpfarrer, wie er sein soll, in Bartform und in Haltung einem Offizier gleichend, der den Talar angezogen hat.

Ein kurzes Gebet, dann die Aufforderung: „Wir singen den ersten Vers des Liedes: ‚Ein' feste Burg ist unser Gott!‘“

Die Schiffsmusik hebt an, und ihre Töne und die sonoren Stimmen der Hunderte von Männern füllen das niedrige Batteriedeck mit vollem Klang. Durch die weitgeöffneten Stückpforten zieht der feierliche Gesang weit hinaus über das Wasser, ergreifend und herzerhebend.

Der Gottesdienst soll nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Kürze ist an Bord auch für den Gottesdienst die wahre Würze. Das Kapitel des Evangeliums ist verlesen, und der Pfarrer verkündet den Text seiner Predigt: aus dem 2. Briefe an Timotheum, Kapitel 1, Vers 7: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.“ Ein schönes Thema für eine solche militärische Gemeinde im Batteriedeck des Schiffes, und der Prediger ist ein Meister des Wortes und ein Meisterer der Sprache, der mit schlichten Worten tiefe Wirkung zu erzielen weiß. Er soll die hochgebildeten Offiziere, die da zu seiner Linken sitzen, mit seiner Rede erbauen und erheben, und er soll Rücksicht nehmen auf das Fassungsvermögen des letzten kassubischen Fischers, der da unter den Mannschaften sitzt und vielleicht noch ein Jahr vor seiner Einstellung an Bord als Halbwilder lebte und sich von rohen Fischen nährte. Alle die verschiedenen Abstufungen von Bildung, Lebensgewöhnung, geistigem Fassungsvermögen und Gemütsempfindung, die der Pfarrer vor sich hat, soll er mit seiner Predigt befriedigen.

Klar und durchsichtig ist der Aufbau seiner Rede. Nicht Furcht soll der Soldat empfinden und nicht der Christ, aber Kraft und Liebe und Zucht soll der Seemann haben und der Christ. Das kommt in stets neuen Variationen wieder, durchflochten mit historischen Beispielen, mit einem Appell an das Gefühlsleben des Offiziers und des Mannes. Mit Kraft und Feuer ist diese Rede vorgetragen, und es giebt wohl keinen Menschen im Raume der Batterie, in dessen Herzen nicht bald jetzt, bald später eine Saite anklingt durch die schlichten und doch so ergreifenden Worte des Pfarrers.

Gebet und Gesang, Responsorien der Musik schließen die Feier. Der Pfarrer bedeckt sein Haupt wieder mit dem Barett, Agenda und Bibel nimmt er vom Altar, eine leichte Verbeugung macht er dem Kommandanten des Schiffes, und dann entfernt er sich. Sobald er das Deck verlassen hat, erhebt sich der Kommandant mit den Offizieren. Streng nach Stand und Rang geordnet, verläßt die Gemeinde den Raum. Der Gottesdienstwimpel wird niedergeholt, die Kriegsflagge wieder dicht vorgehißt. In Gruppen stehen Offiziere und Mannschaften auf dem Oberdeck beisammen.

Die Thür zur Kapitänskajüte wird aufgerissen, und der Posten, der vor der Kapitänskajüte steht, der sogenannte „Läufer“, erscheint und meldet: „Herr Kapitän, der Koch mit der Essenprobe!“

„Er soll hereinkommen.“

In strammer Haltung präsentiert der Koch das Tablett, auf dem drei Teller mit dem Mannschaftsessen stehen.

„Was haben Sie da, Koch?“ fragt der Kommandant.

„Roastbeef, Herr Kapitän, Kartoffeln und grünen Salat.“

Das Roastbeef wird gekostet.

„Gut, sehr gut, Koch. Gutes Fleisch und gut zubereitet. Ist das Fleisch, das geliefert wird, immer gleichmäßig gut?“

„Zu Befehl, Herr Kapitän.

„Die Kartoffeln sind auch gut, Koch. Haben Ihre Sache brav gemacht. Die Kartoffeln kommen immer in gleicher Qualität?“

„Zu Befehl, Herr Kapitän.“

„Der grüne Salat schmeckt mir ausgezeichnet. Essen ihn die Leute gern?“



Mittagsfreizeit (Sonnabend): Bumbootfrau an Bord.



Photographie-Verlag von Josef Albert in München

Abholung der Braut (Oberbayern).

Nach dem Gemälde von Karl Gebhardt.

„Sehr gern, Herr Kapitän.“

Stolz schmunzelnd geht der Koch ab, und er hat in der That sein Lob ehrlich verdient. Das Essen ist, wie man sich später an den Mannschaftstischen überzeugen kann, so trefflich in Qualität und Zubereitung wie in einem guten Berliner Restaurant.

Wiederum fliegt die Thür zur Kapitänskajüte auf.

„Herr Kapitän, acht Glas!“ (Mittag.)

„Ich danke!“

Von draußen tönen die Pfeifen der Bootsmannsmaaten, und im Sturmlauf eilen die Mannschaften hinunter in die Batterie, um mit der ganzen Energie, deren diese jungen, niemals an Appetitmangel leidenden, lebensfrischen und kräftigen Menschen fähig sind, über das lukullische Sonntagsmahl herzufallen.

Litteratur.

Der tirolische Volksdichter Rudolf Greinz hat unter dem Titel „Von Innsbruck nach Kufstein“ ein Prachtwerk herausgegeben, das einen vornehmen künstlerischen Schmuck durch zwölf von Eduard Grützner gezeichnete Charakterköpfe und eine große Zahl von andern Abbildungen landschaftlichen und architektonischen Inhalts nach photographischen Aufnahmen von Ludwig Stirner erhalten hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit tief aus dem Herzen quellender Begeisterung, mit gerechtem Stolz auf sein herrliches Heimatland schildert Greinz die köstlichen Reize, die sich auf der kurzen Strecke zwischen der Haupteingangspforte von Tirol bis zu dessen Hauptstadt zu beiden Seiten des Unterlaufs des Innflusses ausbreiten. Der gründliche Kenner des Landes geht an keiner Naturschönheit, an keinem Denkmal der Kunst, an keiner geschichtlichen Erinnerung achtlos vorüber. Mit fröhlichen Poetenaugen blickt er keck in diese schöne Welt, und in treuer Fürsorge gedenkt er auch der Wanderer, die nach anstrengendem Marsche auf Stätten der Labung fahnden. Was Greinz mit begeisterten Worten preist, führt uns sein Reisegefährte Stirner in vortrefflichen, künstlerisch empfundenen Naturaufnahmen vor Augen, und dazu hat noch Grützner, der Meister deutschen Humors, aus seinen Studienmappen eine Reihe prächtiger Charakterköpfe beigesteuert, deren Träger jeder Tirolwanderer noch leibhaftig kennen lernen kann. Jedem, der Tirol durch frühere Reisen kennen gelernt hat oder der sich zu einer ersten Fahrt dorthin rüstet, kann dieses prächtige Werk warm empfohlen werden: während der Reise als zuverlässiger Führer und Berater, daheim zur schönen Erinnerung an die geschauten Herrlichkeiten.

— Genau vierzig Jahre sind es, daß das Bibliographische Institut in Leipzig mit seinem Führer durch die Schweiz zum erstenmal hervortrat, indem es ein Reisehandbuch schuf, wie man es in solcher Zweckmäßigkeit und Ausstattung bis dahin nicht gekannt hatte. Das Werk, das zugleich den Anfang der nachmals so berühmt gewordenen Sammlung „Meyers Reisebücher“ bildete, erregte sogleich ungewöhnliches Aufsehen und eroberte sich von vornherein ein großes Publikum, das ihm all die Jahre her nicht nur treu geblieben ist, sondern sich auch auf immer weitere Kreise erstreckte. Freilich ließ das zuverlässige Buch es an nichts fehlen, um seinen Ruf immer aufs neue wieder zu festigen, indem es sich in jeder der rasch aufeinanderfolgenden Auflagen zu verjüngen verstand. Nunmehr ist die siebzehnte Auflage (mit 28 Karten, 12 Plänen und 29 Panoramen) erschienen, die wieder alle Merkmale einer sorgfältig arbeitenden Hand zeigt. Alles ist aufs laufende gebracht, nichts von Bedeutung vernachlässigt, nichts Nebensächliches breitgetreten und die ohnehin schon reiche kartographische Ausstattung durch neue Pläne von Bern, Lausanne, Davos und Thun, durch eine Karte des Gebietes der Berner Oberlandsriesen und durch Karten der Umgebung der Kurorte Davos und Arosa ergänzt und bereichert worden. — Ein andres, nicht weniger berühmtes Buch der gleichen Sammlung betitelt sich „Deutsche Alpen“, dessen dritter Teil soeben in einer neubearbeiteten, der fünften Auflage erschienen ist. Er behandelt Wien mit seiner herrlichen Umgebung, Ober- und Niederösterreich, Salzburg nebst Salzkammergut, die grüne Steiermark, die von Reichsdeutschen noch immer zu wenig besucht wird, das seenreiche Kärnten, Krain, Kroatien und Istrien, also ein Gebiet, das durch Städte wie Wien, Graz, Salzburg, Triest und durch die Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur das alljährliche Ziel einer ungezählten Menge von Kunst- und Naturfreunden zu sein pflegt. Das Buch ist der eingehendste Führer durch dieses östliche Alpengebiet, der auch die südöstlichen Karstgebirge Kroatiens (Kapela-Gebirge und Velebit), die in keinem andern Reisehandbuch enthalten sind, ausführlich behandelt. — Ein dritter Band von Meyers Reisebüchern bringt in 13. Auflage „Riesengebirge und die Grafschaft Glatz“, bearbeitet von D. Letzner. An neuen Abschnitten finden sich in dem von vielen Karten und Plänen begleiteten Buche zwei Abhandlungen über die Tierwelt des Riesengebirges und das Photographieren auf Reisen. Besondere Berücksichtigung wurde auch den Ratschlägen für Radfahrer zu teil. Der Kartenapparat wurde bis auf die Gegenwart ergänzt, außerdem aber durch die Beigabe einer neuen Wegekarte Reichenberg-Jeschken und eines Umgebungskärtchens von Krummhübel vermehrt.

— Der von Julius Meurer herausgegebene Illustrierte Führer durch ganz Tirol und Vorarlberg nebst angrenzenden alpinen Gebietsteilen ist für das große Publikum berechnet, es ist somit bei der Abfassung vor allem den Bedürfnissen jener zahlreichen Reisenden in den Alpenländern Rechnung getragen worden, die die Gebirgsländer, und zwar mit Vorliebe das Hochgebirge aufsuchen, um aus Gesundheitsrücksichten oder auch ausschließlich zum Vergnügen kürzere oder längere Zeit daselbst zu verweilen. Zu diesen, die überwiegende Mehrheit für die Fremdenfrequenz in den Alpenländern stellenden Gebirgsreisenden sind auch jene Touristen zu zählen, die von einem Orte zum andern, aus einem Thale in das andre wandern, ohne sich in der Regel für längere Zeit an einem bestimmten Punkte aufzuhalten. Für Hochtouristen und Bergsteiger kühnerer und kühnster Observanz ist das Handbuch nicht angelegt, dagegen findet man alles, was Alpinisten und Bergsteiger interessiert, die sich mit der Ersteigung solcher Spitzen und Gipfel und mit der Ueberschreitung jener Jöcher und Hochpässe begnügen, die unter normalen Verhältnissen gefahrlos sind und nicht zu große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Ersteiger stellen, sorgsam hier angeführt. 50 Illustrationen, 3 Karten und eine große Uebersichtskarte des ganzen Gebietes sind dem Buche (Wien, A. Hartleben) beigegeben.

— In siebenter, vermehrter Auflage erschien in A. Hartlebens Verlag zu Wien der „Kleine Wegweiser zu den Sehenswürdigkeiten von Wien“. Zu drei Plänen und einer Karte des Semmeringgebietes gesellt sich eine Ansicht von Wien in der Vogelperspektive. Der 20. Auflage erfreut sich im gleichen Verlage der neueste Plan von Wien mit Verzeichnis sämtlicher Straßen, Gassen und Plätze und der Sehenswürdigkeiten.

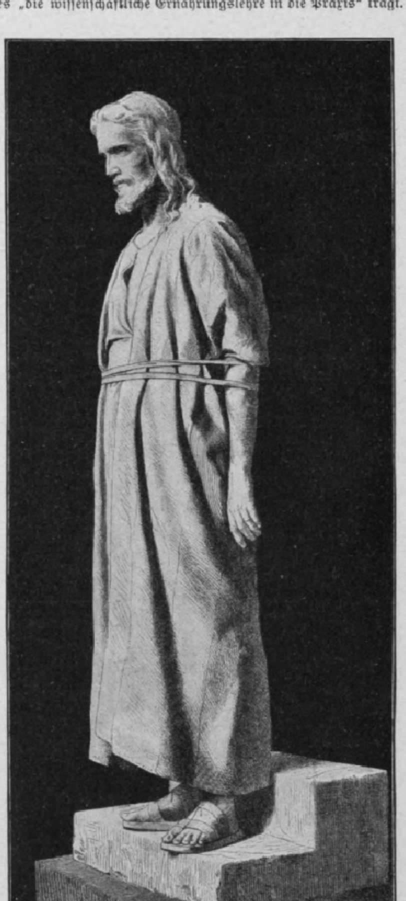
— Einen Auszug aus seinem großen, seinerzeit von uns besprochenen Prachtwerke „Der Harz“ bietet Hans Hoffmann mit dem Buche „Harzwanderungen“ dar (Leipzig, C. F. Amelang). Es ist durchaus kein Reiseführer, eignet sich aber nach Inhalt und dem bequemen Format trefflich zur Mitnahme beim Durchstreifen des herrlichen Waldgebirges. Seit vielen Jahren dort heimisch, kennt der Verfasser den Harz von Grund aus und schildert seine Schönheiten und Merkwürdigkeiten in frischer, hier von poetischem Schwung, dort von fröhlichem Humor belebter Darstellung.

— Unter den jüngeren Schweizer Dichtern ist keiner außerhalb seiner heimischen Berge so rasch beliebt geworden wie Ernst Zahn, der Verfasser von „Erni Behaim“, „Herrgottsfäden“ und „Albin Indergand“. Freilich datiert diese Beliebtheit erst wenige Jahre zurück, seitdem „Erni Behaim“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) die Aufmerksamkeit des reichsdeutschen Publikums auf dieses starke, urwüchsige Talent gelenkt hat. Darum wird es seinen zahlreichen Verehrern von Interesse sein, auch die älteren Werke des Dichters kennen zu lernen, von denen jetzt sein erstes unter dem Titel „Kämpfe“ in zweiter Auflage erschienen ist (Leipzig Th. Schröter). Auch diese Erzählung spielt in der Urschweiz, die Zahn mit unvergleichlicher Meisterschaft zu schildern weiß. Nicht minder als die großartigen Naturschilderungen interessieren aber die seelischen Kämpfe, die Leidenschaften, die die Bergbewohner so gewaltig erschüttern, daß sie meist immer zu einem tragischen Ausgang führen.

— Aus Eckfteins Miniaturbibliothek liegen zwei neue Bändchen von Max Eggersdorf vor: „Die blonde Sylterin“ und „Die Kurmacher von Borkum“ (Leipzig, G. Müller-Mann). Beide Novellen schildern anschaulich das Leben in den bekannten Nordseebädern, und beide weisen eine fesselnde Handlung auf, doch mit dem Unterschiede, daß die erstere zu fröhlichem Abschlusse gelangt, während die andre tragisch endet.

— Bei dem großen Reichtum unsrer Litteratur an guten Kochbüchern ist der Erfolg um so höher anzuschlagen, den Hedwig Heyl mit ihrem „Abc der Küche“ in verhältnismäßig kurzer Zeit errungen hat. In diesen Tagen ist die sechste Auflage ihres Werkes erschienen, dessen Vortrefflichkeit und Gründlichkeit am besten dadurch bezeugt wird, daß es schon in über 25 Koch-, Haushaltungs- und Frauenfortbildungsschulen als Lehrbuch eingeführt worden ist, nachdem es lange Jahre seine Feuerprobe im Pestalozzi-Fröbelhause II in Berlin bestanden hat (Berlin, Carl Habel, mit 15 Textabbildungen, 2 lithographierten Tafeln und 4 Farbdrucktafeln). Die Verfasserin hat die Freude gehabt, daß ein hervorragender Physiologe ihrem Buche das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt hat, daß es „die wissenschaftliche Ernährungslehre in die Praxis“ trägt. In der That darf das Buch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß es sich nicht allein mit der Mitteilung von Kochrezepten begnügt, sondern die Ernährungsfrage systematisch behandelt und dabei besonders auch die hygienischen Gesichtspunkte sorgfältig berücksichtigt. Eine Gegnerin des Dilettantismus, der gerade auf diesem Gebiet viel Schaden anrichten kann, will die Verfasserin ihre Leserinnen zu gründlicher und gediegener Erlernung der Hauswirtschaft heranziehen. Besonders beherzigenswert ist auch ihr Mahnruf an die „studierenden Frauen“, denen sie empfiehlt, „vor Beginn eines wissenschaftlichen Studiums im hauswirtschaftlichen Boden Wurzel zu schlagen“. Dazu können sie keine bessere Anleitung finden, als sie dieses gehaltvolle, vortrefflich geschriebene Buch gewährt.

— Die wohlfeile Lieferungsausgabe von Paul Heyses Romanen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) ist bis zur achten Lieferung vorgeschritten, mit der der erste Band des Romans „Kinder der Welt“ vollständig geworden ist. Die Eigenart der Heyseschen Dichtung und Menschendarstellung kommt in diesem Roman markant zum Ausdruck. Es liegt eine warme Stimmung über ihm, und er ist durchdrungen von echter Leidenschaft, die sich an manchen Stellen bis zu dramatischer Kraft steigert. Die Schicksale einer jeden Gestalt rufen eine rege Anteilnahme wach. Endlich sind noch die Anmut des Stils und die Meisterschaft in der Behandlung der Sprache zu rühmen.



Christus vor dem Volke. Von Markus Antokolski.

Kunst.

Was Anselm Feuerbach, der bei Lebzeiten Verkannte und Mißachtete, dessen vornehme Kunst erst in neuester Zeit wieder zu verdienten Ehren gelangt ist, auf dem Gebiet der Malerei großen Stils vermocht, hat er in keiner seiner Schöpfungen so glänzend und hoheitsvoll offenbart wie in dem „Gastmahl des Plato“. Mit dichterischer Seherkraft hat er uns in der Schilderung jenes Festes, das der Tragödiendichter Agathon nach seinem ersten Erfolge seinen Freunden gab, jene Zeit veranschaulicht, wo die Sonne des Griechentums sich bereits ihrem Untergang zuneigte, aber im Scheiden noch herrliche Strahlen versandte. Dieses im Besitz der Kgl. Nationalgalerie in Berlin befindliche Meisterwerk, ein Spiegelbild der feinsten hellenischen Kultur, hat jetzt zum erstenmal eine würdige Wiedergabe durch den Stich erfahren, die nicht bloß allen Freunden Feuerbachs, sondern auch allen, denen die geistige Kultur des klassischen Altertums auch ein Stück ihres geistigen Lebens ist, willkommen sein wird. Dem Berliner Kupferstecher Otto Reim ist es nach jahrelanger mühevoller Arbeit gelangen, in diesem Stich alle künstlerischen Qualitäten des Originals zu erschöpfen: die zum Monumentalen gesteigerte Hoheit der Charakteristik, die lebensvollen Gegensätze der Komposition, die durch die statuarisch aufgefaßte Gestalt Agathons ausgeglichen werden, die plastische Modellierung der Figuren, das Eigenleben der Köpfe aller Hauptfiguren und die koloristische Gesamthaltung, die eine geistig noch höchst bewegte, aber doch schon im physischen Ermatten begriffene Zeit meisterlich charakterisiert. Es ist ein großes Verdienst, wenn eine Kunst, die nur mit Schwarz und Weiß arbeitet, die hervorstechenden koloristischen Eigentümlichkeiten eines Gemäldes so vortrefflich veranschaulicht, wie es Otto Reim in der Ausdrucksweise des klassischen Linienstichs vermocht hat. Das prächtige Blatt, das eine Stichgröße von 45½ : 83 Centimetern hat, ist im Kunstverlage von Paul Sonntag in Berlin, Mauerstraße 63—65, erschienen. H. R.

— Von dem „Hausschatze älterer Kunst“, dem verdienstvollen Unternehmen der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien“, das die Absicht verfolgt, eine Auswahl der klassischen Gemälde öffentlicher und privater Galerien des In- und Auslandes in vorzüglichen künstlerischen Reproduktionen (Stichen und Radierungen) zu einem staunenswert billigen Preise den breitesten Schichten der Kunstfreunde zugänglich zu machen, sind das 6. und 7. Heft ausgegeben worden. Die Hefte enthalten unter ihren 10 Blättern Radierungen von W. Unger, G. Halm, W. Wörnle, J. Groh u. a., nach Raffaels poesievollem Jugendwerk, „Der Traum des Ritters“, in der Londoner Nationalgalerie, nach Correggios „Leda“, nach Rembrandt, Murillo, Brouwer u. a. Am gelungensten sind wohl zwei wahrhaft kongeniale graphische Nachschöpfungen Ungers: „Der Hahnenkampf“, nach Snyders, und die „Kühe im Wasser“, nach dem prachtvollen Gemälde Cuyps der Pester Galerie.

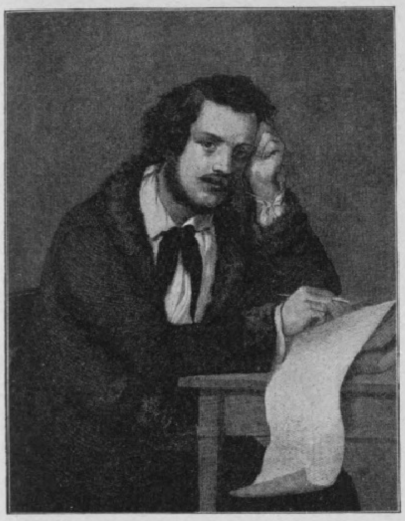
— „Unterwegs“ ist der Titel einer Serie von zehn neuen Postkarten, die, nach Aquarellen des Stuttgarter Malers und Illustrators Richard Mahn in reichstem Farbendruck ausgeführt, im Verlage von M. Seeger in Stuttgart erschienen sind. Es sind anmutige Genrebilder, die junge Liebes- und Ehepaare, auch einzelne Mädchengestalten auf der Reise, auf allen möglichen Beförderungsmitteln darstellen: im Orientexpreßzug, auf dem Dampfschiff, im Automobil, im Nachen, im Bergschlitten, sogar auf Schneeschuhen in Norwegens Gebirgswelt. Die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die bildmäßige Gestaltung machen ein jedes dieser Blättchen, die besonders den Sammlern Freude machen werden, zu einem kleinen Kunstwerk.

Notizblätter.

Bildende Kunst.

Der am 9. Juli in Homburg v. d. H. verstorbene Markus Antokolski war der hervorragendste russische Bildhauer der Gegenwart. Im Jahre 1843 in Wilna geboren, hat er zwar die Kunstakademie in Petersburg besucht, sich aber im Gegensatz zu der dort herrschenden klassizistischen Richtung nach der Natur gebildet. Seine Erstlingswerke (kleine in Holz und Elfenbein geschnitzte Genrefiguren) erregten bereits durch die ungewöhnliche Kühnheit der realistischen Darstellung großes Aufsehen, mehr aber noch seine erste größere Arbeit, die sitzende Figur Iwans des Schrecklichen (1871), die durch die leidenschaftliche Energie der Charakteristik einen tiefen Eindruck macht. Eine noch lebhaftere Bewegung rief die drei Jahre später entstandene Figur des gefesselten Christus vor dem Volke hervor (s. die Abbildung), weil es bis dahin niemand gewagt hatte, die Gestalt des göttlichen Dulders in solcher Menschlichkeit darzustellen. Dieselben Vorzüge tief eindringender Charakteristik zeichnen auch seine Statuen des sterbenden Sokrates und Spinozas, die Reiterstandbilder Jaroslaws des Weisen und Iwans III. auf der Alexanderbrücke in St. Petersburg und seine zahlreichen Büsten aus, unter denen die kolossale Peters des Großen durch die Monumentalität der Auffassung besonders hervortritt. Im Jahre 1880 siedelte Antokolski nach Paris über, wo er bis kurz vor seinem Tode blieb und eine reiche Thätigkeit besonders als Porträtbildner und auf dem Gebiete der Grabplastik entfaltete.

— Am 26. August werden es hundert Jahre, daß in München einer der berühmtesten Bildhauer des 19. Jahrhunderts, **Ludwig von Schwanthaler**, zur Welt kam, dessen monumentale Schöpfungen ebenso durch ihre Großartigkeit Bewunderung erregen, wie seine kleineren Bildwerke durch ihre Lieblichkeit und klassische Vollendung. Der Künstler wurde in München als Sohn des Bildhauers Franz Schwanthaler geboren; er arbeitete, nachdem er das Gymnasium verlassen, in des Vaters Werkstätte und besuchte daneben die Kunstakademie. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo er unter Thorwaldsen sich weiterbildete, kehrte Schwanthaler nach München zurück, wo er sich nun ein eignes Atelier einrichtete und zunächst einige Arbeiten für die Glyptothek, den Bacchuszug für das Palais des Herzogs Max und die Shakespeare-Statue für die Theaterhalle schuf. Nach einem abermaligen Aufenthalt in Rom (1832—1834) entstand in München, wo König Ludwig I. den Künstler besonders auszeichnete und förderte, eine lange Reihe hervorragender Werke. Neben der Glyptothek schmückte



Ludwig von Schwanthaler. (Zum 100. Geburtstage.)

Schwanthaler mit seinen Schülern und Jüngern auch die Pinakothek mit Maler-Statuen; er schuf dem Königsbau seine bedeutendsten Zierden, Götter- und Heroengestalten, mythologische Kreise und Gruppen; er verkörperte die Ideen- und Gestaltenwelt der klassischen Dichter von Hellas, des Orpheus, des Hesiod, Pindars und Homers, des Sophokles und des Aristophanes; den Saalbau zierte er mit einem großartigen Fries aus dem Leben Kaiser Friedrich Barbarossas, wie mit den zwölf ehernen Standbildern der Wittelsbacher. An der Walhalla prangen Schwanthalers Reliefs, allegorische Verherrlichungen von Deutschlands Ruhm und Größe, Nationalität und Siegeshoheit. Das neue Ausstellungsgebäude zu München erhielt von Schwanthaler seinen Ausschmuck mit Allegorien auf das Wiederaufblühen der bayrischen vaterländischen Künste. Schwanthaler schuf für die Ruhmeshalle bei München die kolossale Bildsäule der Bavaria, gegossen von Stiglmayer und Miller, das größte gegossene Erzbild in Deutschland. Zahlreiche Statuen und Denkmale in Erz und Marmor reihen sich diesen Arbeiten an: Mozart für Salzburg, der Großherzog Karl Friedrich von Baden für Karlsruhe, der Großherzog Ludwig zu Hessen für Darmstadt, Goethe für Frankfurt a. M., Jean Paul Friedrich Richter für Bayreuth, Markgraf Friedrich Alexander von Brandenburg für Erlangen; Tilly und Wrede für die Feldherrenhalle in München und noch viele andre, teils für Bayern, teils für das Ausland; ebenso ein schöner, reich mit allegorischen Figuren verzierter Brunnen für Wien. Auch das Denkmal für den Bau des Donau-Mainkanals wurde nach kleineren Modellen Schwanthalers ausgeführt. Dazu kommt noch eine Fülle kleiner, feiner, zart ausgeführter Kabinettstücke, ebenso Büsten, wie auch Zeichnungen und Modelle, nach denen andern Künstlern die Ausführungen zu liefern überlassen blieb. 1835 zum Professor an der Akademie ernannt, glänzte Schwanthaler in der Isarstadt als Haupt und Meister einer Künstlerschule, die seiner Bahn folgte. Aller Einseitigkeit fern, strebte er nicht bloß der antiken Kunst nach, sondern hob mit gleicher Liebe und geschichtlicher Treue auch die mittelalterliche Kunst wieder. Der eigenartige, deutsch-romantische Sinn, der ihn erfüllte, ließ ihn Gebilde hervorbringen, die groß, ideal, formvollendet und doch voll einfacher Wahrheit und Treue vor den Blick des Beschauers treten. Die von ihm selbst angelegte Sammlung seiner Modelle, Zeichnungen und Kartons vermachte er bei seinem am 15. November 1848 erfolgten Tode dem Staate (Schwanthaler-Sammlung in München).

— Für **Rudolf von Alt**, den Nestor der Wiener Maler, der am 28. August sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, werden von den Wiener Künstlern vielfache Ehrungen vorbereitet. Als Sohn des Landschaftsmalers Jakob Alt in Wien am 28. August 1812 geboren, hat sich Alt, der seine Studien auf der Wiener Akademie gemacht, namentlich als Landschafts- und Architekturmaler einen hochgeachteten Namen errungen. Schon im Alter von 16 Jahren zog es Alt nach Venedig, und er hat seither, bis in sein hohes Alter hinein, fast Jahr für Jahr die österreichischen Alpenländer und Italien durchstreift, immer auf der Suche nach neuen Motiven. Der Wiener Stefansdom, die Markuskirche, die Piazzetta, der Dogenpalast und viele andre Motive aus Venedig wurden von Alt sehr oft gemalt. Sein Hauptwerk, der Cyklus „Wien einst und jetzt", befindet sich im Besitze des Kaisers Franz Joseph. Im Staatsauftrage malte der Künstler im Jahre 1874 die hervorragendsten Bauwerke der österreichischen Monarchie. Seine Wiener Architekturaquarelle bilden eine Spezialität; die die alten, verschwindenden Bauten und Plätze verewigenden Blätter von seiner Hand zieren die Salons mancher Wiener kunstsinnigen Familie. Was Alts Bilder besonders kennzeichnet, ist nicht bloß die vortreffliche Perspektive, sondern die immer geistvolle und lebendige Staffage. Als Ehrenpräsident an der Spitze der Wiener „Sezession" stellt der greise Künstler noch alljährlich neue Aquarelle aus, in der letzten Zeit meist Ansichten aus Gastein und Goisern. In letztgenanntem Orte weilt und schafft der Künstler auch gegenwärtig und begeht dort seinen neunzigsten Geburtstag.

Bühne.

Am 22. Juli haben die **Bayreuther Bühnenfestspiele** mit völlig ausverkauftem Hause ihren Anfang genommen. Bayreuth erlebt heuer sein fünfzehntes Festspieljahr. Es hat sich mit diesem zum dritten Male der großen Aufgabe unterzogen, innerhalb seiner 20 Aufführungen einen sechs verschiedene Vorstellungen umfassenden Cyklus zu bewältigen: 1876 hatte mit der Eröffnung des Festspielhauses ausschließlich die ersten Gesamtaufführungen des Nibelungenringes gebracht; 1882 die Uraufführung des Parsifal, 1883 und 1884 einzig Wiederholungen des Parsifal; 1886 und 1888 neben solchen je ein weiteres Werk (zuerst Tristan, dann die Meistersinger), somit je zwei Werke; 1889, 1891 und 1894 je drei, indem 1891 der Tannhäuser, 1894 Lohengrin neu hinzukamen; 1892 und 1896 erschienen je vier Werke, in letzterem Jahre, nämlich nach 20 Jahren, zum ersten Male wieder der Ring; 1897 (Ring und Parsifal) fünf; 1899 (Ring, Parsifal und Meistersinger), 1901 und 1902 (Ring, Parsifal und Holländer) je sechs. In den hier nicht genannten zwölf Zwischenjahren fanden keine Festspiele statt. Auch 1903 fallen sie aus, um erst 1904 wieder aufgenommen zu werden.

— Das dreiaktige (deutsche) Schauspiel **Roda Rodas**: „**Dana Petrowitsch**" ist von Direktor C. W. Buller für Petersburg erworben worden und soll dort im November d. J. aufgeführt werden.

Sport.

Besonders lebhaftes Interesse hat der **Distanzritt Bukarest-Metz** des rumänischen Rittmeisters **Miron von Costin** erregt, den Oberst Vladiano zu Rad begleitete. Der Ritt ging von der rumänischen Hauptstadt über Sinaya, Predeal, Brasso, Hermannstadt, Fogaras, Mühlbach, Arad, Szegedin, Kecskemet, Pest, Babolna, Bruck a. d. L. in elf Reittagen nach Wien (1224 Kilometer), wo der Reiter, eine prächtige soldatische Erscheinung in grauer Khaki-Uniform, wie sein Pferd, eine englisch-arabische Halbblutstute von mittlerer Größe, in vorzüglicher Verfassung anlangten. Am 18. Juli wurde der Distanzritt fortgesetzt; er ging von Wien über St. Pölten, Linz, Braunau, Simbach, München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Straßburg und Pfalzburg nach Metz, eine Strecke von 820 Kilometern, während die Gesamtstrecke Bukarest-Metz 2044 Kilometer beträgt. Rittmeister von Costin, dem Oberleutnant Heyl bis Straßburg entgegengeritten war, langte am 26. Juli, nach einem Ritt von nicht ganz 29 Tagen glücklich in Metz an (unsre Aufnahme ist am letzten Tage vor Courcelles gemacht worden). Der Divisionskommandeur Generalleutnant Prinz Heinrich XIX. von Reuß, der Kommandant von Metz Generalleutnant von Wedel, der Kommandeur der Kavalleriebrigade Generalmajor von Wrochem, sowie das gesamte Offiziercorps des 1. Hannoverschen Dragonerregiments Nr. 9, dessen Chef der König von Rumänien ist, und eine Abordnung des Schleswig-Holsteinischen Dragonerregiments Nr. 13 waren ihm bis Ars-Laquenexy entgegengeritten, wo ihm ein Lorbeerkranz überreicht wurde.

Alpines.

Ein neues **Reglement für Berner Bergführer** sieht vor, daß in Zukunft kein Patent ohne vorangegangenen Besuch eines Führerkurses und wohlbestandene Schlußprüfung erteilt wird. In der Regel soll alle zwei Jahre im Sommer ein zehntägiger Kurs mit wenigstens acht Teilnehmern veranstaltet werden, gemäß einem mit dem Zentralkomitee des Schweizer Alpenklubs vereinbarten Programme. Die Bestehung der Prüfung berechtigt vorläufig nur zu einem Patente zweiter Klasse (Anfängerpatent), während das Patent erster Klasse erst nach dreijähriger Führerthätigkeit und auf Nachweis der Ausführung einer Anzahl selbständiger größerer Hochgebirgstouren sowie erfolgreichen Besuches eines Samariterkurses erteilt wird. Auch die Träger sollen wie bisher unter staatlicher Aufsicht stehen.



Rudolf von Alt. (Zum 90. Geburtstage.)

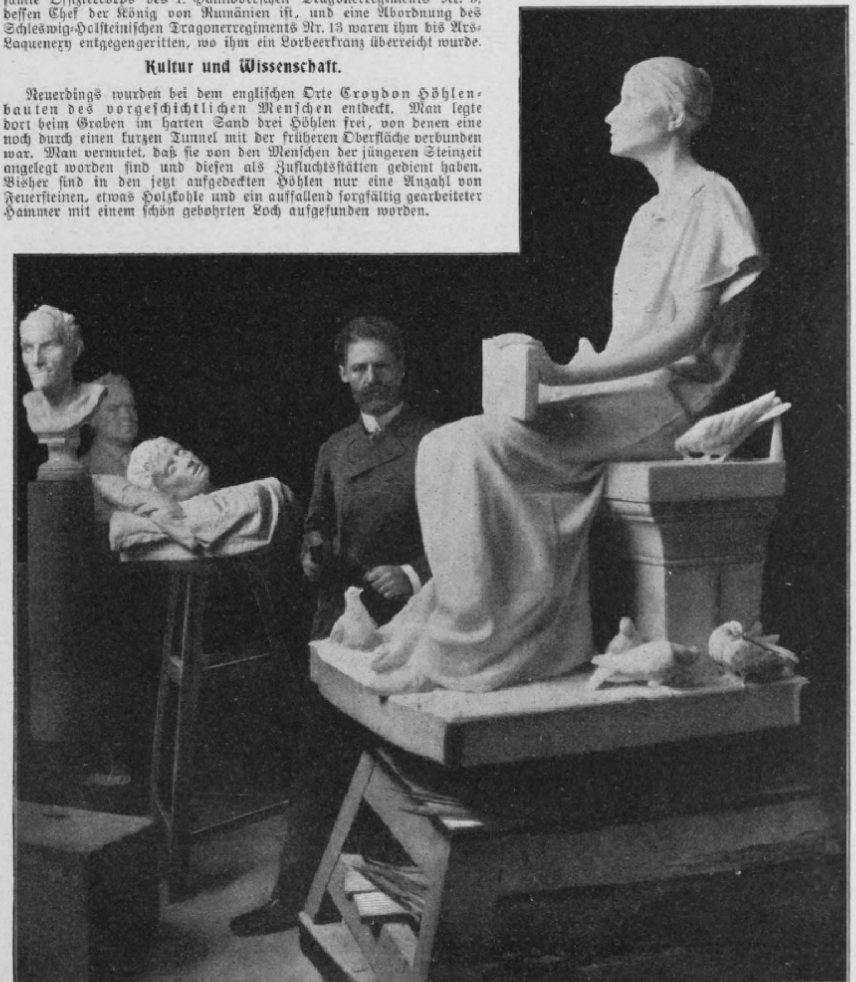
Heer und Flotte.

Der Bau des neuen **Kriegsschulgebäudes auf dem Brauhausberge bei Potsdam** ist vollendet, so daß der Beginn des neuen Kursus auf den 3. August festgesetzt werden konnte. Die Entwürfe des herrlichen, burgartigen Baues, der sich ungemein imposant ausnimmt, hat Baurat Schwechten gemacht, die Bauleitung lag in den Händen des Königlichen Garnison-Bauinspektors Meyer.

— Im Gouvernement **Kiautschou** bestand die **deutsche Besatzung** bisher aus fünf Compagnien und der Marine-Feldbatterie des 3. Seebataillons, sowie dem Matrosen-Artilleriedetachement. Am 1. Oktober d. J. wird das Detachement in eine Matrosen-Artillerieabteilung umgewandelt werden. Jetzt ist der Artillerieoffizier vom Platz und Vorstand der Artillerieverwaltung gleichzeitig Führer des Detachements und hat den Rang eines Kapitänleutnants. Am 1. Oktober tritt ein Stabsoffizier an die Spitze. Zum Kommandeur der

Kultur und Wissenschaft.

Neuerdings wurden bei dem englischen Orte **Croydon Höhlenbauten des vorgeschichtlichen Menschen** entdeckt. Man legte dort beim Graben im harten Sand drei Höhlen frei, von denen eine noch durch einen kurzen Tunnel mit der früheren Oberfläche verbunden war. Man vermutet, daß sie von den Menschen der jüngeren Steinzeit angelegt worden sind und diesen als Zufluchtsstätten gedient haben. Bisher sind in den jetzt aufgedeckten Höhlen nur eine Anzahl von Feuersteinen, etwas Holzkohle und ein auffallend sorgfältig gearbeiteter Hammer mit einem schön gebohrten Loch aufgefunden worden.



Phot. Fiorillo, Paris.

Markus Antokolski (†) in seinem Atelier.

neuen Formation wurde der Korvettenkapitän Jacobson ernannt, der seit dem Herbst 1901 in Ostasien thätig ist. Vor kurzem ist die Chinesencompagnie, die sich während der Wirren als eine wenig brauchbare Truppe erwiesen hat, aufgelöst worden.

Verkehr.

Noch höher als die von Chilecito ausgehende Drahtseilbahn, die im Minenbezirk von Mejicana in 4618 Meter Meereshöhe endet, steigt die von Lima über San Bartolomeo und Matucana in die Anden führende Gebirgsbahn hinauf. Sie ist gegenwärtig die höchste Gebirgsbahn. In Matucana hat sie bereits eine Meereshöhe von 2374 Metern erreicht; von hier beständig aufsteigend, überschreitet sie auf einer 3 Kilometer langen Galerie in der Paßhöhe (Paso de Galera) von 4744 Metern die Anden. Es ist das eine Höhe, die noch um 578 Meter über den 4166 Meter hohen Gipfel der Jungfrau hinausreicht.



Kardinal Ledóchowski †.

Totenschau.

Der am 22. Juli in Rom aus dem Leben geschiedene **Kardinal Mieczislaus Graf Ledóchowski**, der Sproß eines alten polnischen Adelsgeschlechts, war am 29. Oktober 1822 zu Gorka, Kreis Sandomir, im polnischen Gouvernement Radom, geboren. Im Jahre 1845 empfing er in Rom die Priesterweihe; Pius IX. ernannte ihn zu seinem Hausprälaten und zum apostolischen Protonotar, worauf er ihn als Auditor nach Lissabon sandte. Von dort ging Ledóchowski als päpstlicher Delegat für fünf südamerikanische Republiken 1856 nach Bogotá. Durch den Präsidenten von Kolumbia, General Mosquera, genötigt, das Land zu verlassen, kehrte er 1861 nach Rom zurück, wo er zum Erzbischof von Theben in partibus und bald darauf zum Nuntius in Brüssel ernannt wurde. Ende 1865 wurde er von den Domkapiteln von Posen und Gnesen zum Erzbischof gewählt und legte im April 1866 in Berlin den Huldigungseid vor dem König ab. Nach seiner Rückkehr vom Vatikanischen Konzil, wo er stets mit der Majorität stimmte, begab er sich im November 1870 nach Versailles, um bei dem König Wilhelm Beihilfe zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erlangen, was sich jedoch als vergeblich erwies. Der Papst ernannte ihn zum Primas von Polen. Im Kulturkampf sperrte ihm die Regierung vom 1. Oktober 1873 an das Gehalt. Nachdem ihn der Oberpräsident der Provinz Posen 24. November 1873 vergeblich zur Niederlegung seines Amtes aufgefordert, wurde er zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt, 3. Februar 1874 in Posen verhaftet und in das Kreisgerichtsgefängnis von Ostrowo gebracht. Am 15. April 1874 sprach der Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seine Amtsentsetzung aus, dagegen erhob ihn der Papst am 15. März 1876 zum Kardinal. Aus der Haft entlassen, ging Ledóchowski nach Rom und resignierte am 2. März 1886 auf Wunsch Leos XIII. auf sein Erzbistum. Dafür wurde ihm am 26. Januar 1892 die wichtige Stellung eines Präfekten der Kongregation de propaganda fide übertragen.



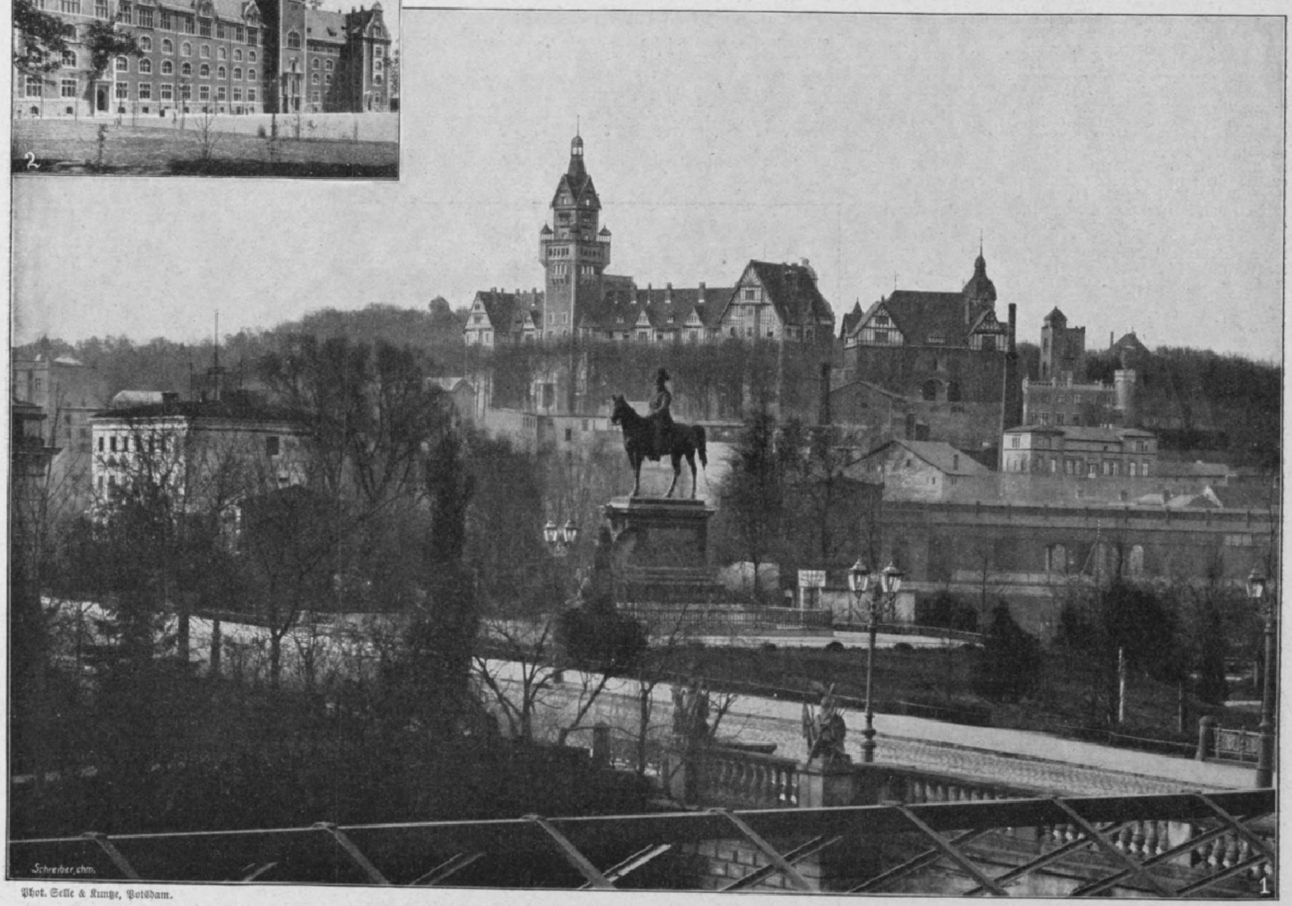
Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz.

Der Distanzritt Bukarest-Metz: Am letzten Tage vor Courcelles.

Frau Baurat **Amelie Hackländer**, geb. v. Bandel, die Tochter Ernst v. Bandels, des Erbauers des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald, † 18. Juli, Osnabrück. — **J. W. Mackay**, der amerikanische „Silber- oder Bonanzakönig" genannt, 70 J., † 20. Juli, London. — **Ludwig Stürtz**, Münchener Genremaler, einer der hervorragendsten Schüler W. Lindenschmits, 59 J., † 20. Juli, Marquartstein bei Traunstein. — **Ludwig Molendo**, Journalist und Verfasser geschätzter botanischer Werke, 69 J., † 26. Juli, München. — Dr. **Arsenius Ajdyn**, Generalabt der armenischen Mechitaristenkongregation, 78 J., † 26. Juli, Mauer bei Wien. — **Georges Vibert**, franz. Genremaler, 62 J., † 27. Juli, Paris. — **Friedrich Ritter v. Butz**, General der Infanterie z. D., † 30. Juli, München.



2



Schreiber, chm.

1

Phot. Selle & Kunze, Potsdam.

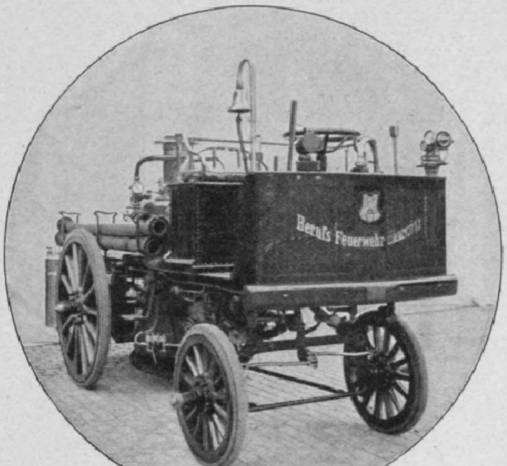
Die neue Kriegsschule auf dem Brauhausberge bei Potsdam. — 1. Gesamtansicht; 2. Vorderfront.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

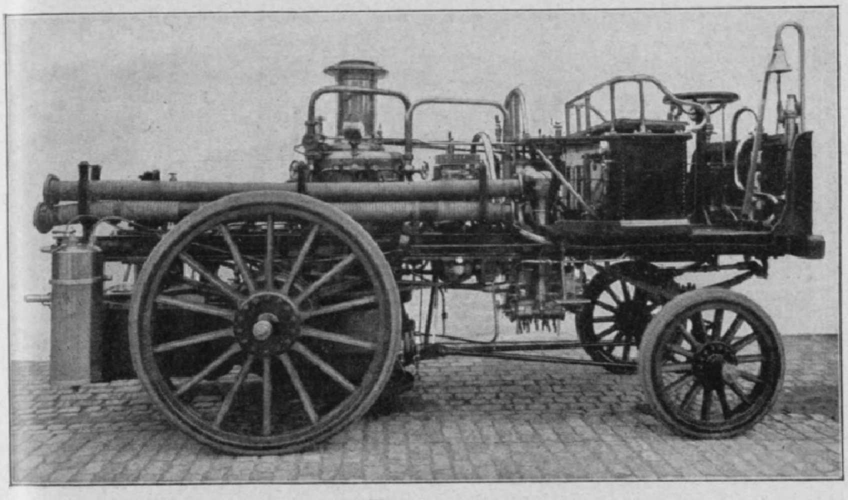


Der erste komplette Automobillöschzug mit Spiritusheizung der Dampfspritze.

Die Stadt Hannover hat unter der Führung ihres energischen Branddirektors im Feuerlöschwesen einen Schritt allen deutschen Städten voraus gemacht, indem sie einen vollständigen Automobillöschzug in den praktischen Löschdienst stellte, unter gleichzeitiger Annahme der von Branddirektor Reichel für die Dampfspritze konstruierten Spiritusheizung. Unsre Bilder stellen den fertigen Löschzug im Augenblick des Ausrückens dar. Dieser besteht aus drei Fahrzeugen: einer Automobil-Gasspritze, einem Automobil-Hydrantenwagen und einer Automobil-Dampfspritze. Davon werden Gasspritze und Hydrantenwagen elektrisch, die Dampfspritze mit Dampf betrieben. Die Dampfspritze, die wir auch ohne Bemannung wiedergeben, ebenso wie die Gasspritze, steht auf dem Bilde mit dem vollständigen Löschzuge am weitesten rechts. Bei ihr verursachte das Abblasen des Dampfes während der Fahrt anfangs ein viel zu starkes Geräusch, auch die Qualmentwicklung wurde bei der gewöhnlichen Holz- und Kohlenfeuerung lästig. Das Geräusch hat man durch Einschalten eines Kondensators völlig beseitigt. Der noch lästigere Dampf ist nach vielfachen Versuchen glücklich überwunden und damit ein ausgezeichnetes Feuerlöschautomobil hergestellt, das sich vorzüglich bewährt. Die Beseitigung des Dampfes ist einer eigenartigen Spiritusheizung der Dampfspritze zu danken. Die Spritze wird dabei in der Feuerwache dauernd durch einen kleinen Gasbrenner



Automobil-Gasspritze.



Automobil-Dampfspritze.

auf circa 20 Grad Celsius vorgewärmt. Wird alarmiert, so wird der Druck im Spritzenkessel durch Kohlensäure sofort auf 5 bis 6 Atmosphären gebracht und gleichzeitig die Spiritusheizung in Betrieb gesetzt. 15 Sekunden nach dem Alarmzeichen rückt die Spritze mit einer Fahrgeschwindigkeit von 20 Kilometern stündlich ab, und schon nach wenigen Minuten ist die Dampfentwicklung so weit vorgeschritten, daß die Spritze mit eigner Dampfentwicklung weiterfahren kann. Die Kohlensäure wird daher abgestellt. Ebenfalls nach wenigen Minuten hat die Spiritusheizung die auf dem Rost des Dampfspritzenkessels befindlichen, rauchlos verbrennenden Briketts (Glühstoff) zum Glühen gebracht, so daß nach der Ankunft auf der Brandstelle sofort mit Coaks, Kohlen oder dergl. weiter geheizt werden kann. Die Spiritusheizung kommt nur während der Fahrt zur Anwendung. Sie vollzieht sich durch einen kleinen kupfernen Kessel, der hinten am Wagen angebracht ist, wie man sieht, in dem sich 35 Liter Spiritus befinden. Der Spiritus wird unter einem konstanten Druck von 2 Atmosphären, den eine kleine Kohlensäureflasche mit Reduzierventil erzeugt, in kupfernen Röhren, die man gleichfalls an dem Bilde sehen kann, nach zwei an der Feuerungsöffnung des Dampfspritzenkessels befindlichen Kortingschen Düsen von 1/2 Millimeter Oeffnung gepreßt und hier entzündet. Beide Düsen verbrauchen zusammen in einer Minute etwa einen halben Liter Spiritus, so daß der mitgeführte Vorrat gut für eine Stunde Fahrt ausreicht. Die Bedienung der Spritze ist außerordentlich einfach. Sobald alarmiert wird, sind nur zwei Kohlensäureflaschen zu öffnen, der Spiritus anzuzünden, und die Fahrt kann losgehen. Der Heizer hat lediglich auf den Wasserstand zu achten, alles andre geschieht automatisch. Die Spritze fährt vollkommen rauch-, geräusch- und geruchlos; man glaubt, ein rein elektrisch angetriebenes Automobil vor sich zu haben. Nachdem die Sache, die ja zweifellos schwierig war, so vorzüglich gelungen, haben sich bereits Köln und Amsterdam entschlossen, dem in Hannover gegebenen Beispiel zu folgen und den Automobil-Löschzug einzuführen.

Heinz Krieger.



Der fertige Löschzug im Augenblick des Ausrückens.

Briefmappe.

Frau Anna H. in Aachen. In dem prächtigen Souvenir-Album von Venedig (Illustrato Luzern, L. Bachmann, Preis ℳ 2,25) finden Sie unter den 32 tadellos ausgeführten Ansichten auch mehrere, die den nun in traurigen Trümmern daliegenden Campanile, wie die Loggetta und den Palazzo Reale darstellen.

Ingenieur O. M. in Gera. Sir Hiram Maxim ist 1883 nach London übergesiedelt; die nähere Adresse ist uns leider nicht bekannt.

Milano Milanollo in Budweis. Wir müssen auf den Abdruck Ihres Gedichtes „Mutterliebe" verzichten, da es zu sehr der Eigenart entbehrt.

Oberlehrer Dr. H. in Breslau. Auf der Hauptversammlung des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Köln (4. bis 6. Juli) hat Direktor Dr. Lorenz-Quedlinburg einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Turnmärsche im Erziehungsplane der Schule" gehalten. Die Versammlung faßte nach längerer Aussprache über dieses Thema einstimmig folgenden Beschluß: „Die bereits vorhandenen Bestrebungen der Schulbehörden, die Turnmärsche zu fördern, begrüßt die heutige Versammlung mit Freuden. Sie erkennt in den Turnmärschen ein hervorragendes Mittel für die erziehliche und gesundheitliche Entwicklung der heranwachsenden Jugend wie für die Förderung der Volks- und Wehrkraft und hält es deshalb für geboten, dieselben in den Erziehungsrahmen planmäßig einzureihen.

Camilla in U. Auch Ihrem „Sternengruß", den Sie dem gleichgestimmten Sänger des „Herbstliedes" widmen, sei hier ein Plätzchen gewährt.

> Am Sommernachthimmel, dem blauen,
> Ziehn goldne Sterne einher,
> Und in den Gebilden erschauen
> Kann leicht ich den großen Bär.
>
> Ich schick' dir durch ihn viel Grüße;
> Vielleicht schaust auch du jetzt empor,
> Denn eben vernahm ich ganz deutlich
> Ein Klingeln im linken Ohr.

Stud. jur. K. v. F. in Heidelberg. Es ist allerdings Thatsache, daß auf die Kohlen-, Stahl-, Petroleum-, Fleisch- u. s. w.-Trusts nun auch bereits ein Trust der Tierhändler gefolgt ist. Die Händler mit wilden Tieren in England, den Vereinigten Staaten und auf dem europäischen Kontinent haben einen Trust mit einem Fonds von 25 Millionen Franken geschlossen, um ihren Handel zu monopolisieren. Die Häuser Jamrach und Croß in England, Hagenbeck und Reiche in Deutschland und Bartnels in New York haben diese neue Vereinigung begründet, deren Wirkungen die Menagerien und Zoologischen Gärten wohl bald verspüren dürften. Dagegen scheint uns Ihre Besorgnis, daß es infolgedessen auch kostspieliger werden könnte, „sich einen Affen zu kaufen," doch stark übertrieben.

Major H. N. in Hannover. Die Schrift von Oberst Gerding über die unlängst eröffnete deutsch-südwestafrikanische Bahn Swakopmund-Windhoek verschafft Ihnen jede Sortimentsbuchhandlung. Die Bahn ist 382 Kilometer lang, die Fahrgeschwindigkeit ist für Personenzüge auf 20, für Güterzüge auf 12 Kilometer in der Stunde festgesetzt; täglich verkehren zwei Güterzüge, wöchentlich zwei Personenzüge in jeder Richtung. Während vorher die Reise von der Küste bis Windhoek auf dem Ochsenwagen mindestens vier Wochen währte, braucht heute der Personenzug für die gleiche Strecke nur zwei, der Güterzug drei bis vier Tage.

O. B. in Hamm. Nein, den größten und leistungsfähigsten Kran der Erde besitzen gegenwärtig vielmehr die bekannten Howaldswerke an der Kieler Föhrde. Dieser stehende Riesenkran kann bei einer Ausladung von 20 Metern eine Last von 150 Tonnen (150 000 Kilogramm) mit einer Hubgeschwindigkeit von 1 Meter in der Minute heben.

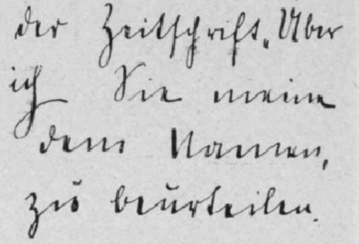
Karl H. in Feuerbach. Dankend abgelehnt; von einer Kritik wollen wir lieber absehen.

Handschriften-Beurteilung.

Frieda G. in B., Schweiz. Zwar sind Sie in Ihrem Auftreten und Benehmen natürlich und einfach-sicher, lassen aber Nebensächliches und die Außenseite der Dinge deshalb nicht unbeachtet, sondern haben Sinn und Auge für eine gewisse Eleganz und wollen gern alles hübsch und zierlich haben. Sie schätzen auch einen gewissen Komfort. Sie sind ordentlich und pünktlich, schenken Details genaue Beachtung. Sie sind eine harmonische, sympathische Natur, mit der es sich gut leben läßt, weil gleichmäßig in der Stimmung und frei von Launen. Sie sind intelligent und haben einen klaren Verstand.

J. J. W. 18. Eine liebenswürdige, umgängliche Natur, die sich geschickt anzupassen weiß, Takt und Zartgefühl hat, in allem Maß hält und nichts übertreibt. Sie sind vorwiegend praktisch veranlagt, keine Schwärmerin und keine Theoretikerin, aber doch nicht ohne Sinn und Interesse für Höheres. Auf Anstand und Beobachtung des guten Tones halten Sie und wissen mit verhältnismäßig geringen Mitteln weit zu reichen. Ihr Auftreten ist einfach und natürlich. Gern vermeiden Sie Unannehmlichkeiten und Schroffheit.

Maria, Salzburg. Sich rückhaltlos und ungezwungen dem Moment hinzugeben, ist Ihnen nicht gegeben (senkrechte, manchmal sogar rückwärts gestellte Buchstaben), große Geschmeidigkeit ebenso



wenig (in Verbindung mit oben Gesagtem: steife Schrift; fast gänzliches Fehlen der An- und Endstriche: knappe, kurz angebundene Art, sich zu äußern, das Bestreben, alles Ueberflüssige und Unnötige zu vermeiden). Sie erwärmen sich auch sehr langsam und schließen sich in wählerischer Weise an (senkrechte, spitze Schrift). Sie sind etwas reserviert, aber in Ihren Mitteilungen offen bis zur Rücksichtslosigkeit (rückwärts gestellte Schrift mit anwachsenden Wortendungen). In allem nüchtern und überlegt.

Julius Z. Ein umgänglicher, im Verkehr angenehmer Mann, über den man einen entscheidenden Einfluß gewinnen kann, wenn man ihn zu nehmen weiß. Rasch und gewandt findet er sich in neuen Verhältnissen zurecht, ist schnell bereit, Konzessionen zu machen, und kann sich gut unterordnen. In Gefahr, auch den eignen Schwächen und Fehlern gegenüber zu nachsichtig zu sein. Feinfühlend und taktvoll.

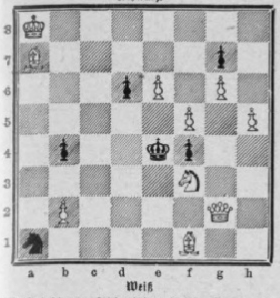
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 29.

Von E. Pradignat in Saujon.
(„La Stratégie".)

Schwarz.



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 26:

W. 1. Tc3—e3
S. 1. Kd4×e3
W. 2. Df1—d3†
S. 2. Ke3—f4
W. 3. Dd3—e4 matt.

A.

W. 1. Kd4×e5
W. 2. Df1—b5†
S. 2. Ke5—d6, d4
W. 3. Db5—c6, e5 matt.

B.

S. 1. Kd4—d5
W. 2. Sc5—b7
S. 2. Kd5—d4
W. 3. Df1—d3 matt.

C.

S. 1. h5—h4, f7—f5 (g3—g2)
W. 2. Df1—c4†
S. 2. Kd4×e3
W. 3. Dc4—e4, Tg7×g3 matt.

Schachbriefwechsel.

H. M. i. Hamburg. Zu Nr. 26 senden auch Sie die leider mögliche unbeabsichtigte Lösung durch 1. Tg7×f7, zu deren Beseitigung wir eine Berichtigung brachten, die indessen noch nicht zu Ihrer Kenntnis gelangt sein konnte.

Richtige Lösung sandte ein: August Höse in Bialystock (Rußland) zu Nr. 24.

Rätselhafte Inschrift.



Wörterrätsel.

Wort 1:
Ein mächtiger Streiter vor vielen Jahren,
Bin ich im Wetter gen Himmel gefahren.

Wort 2:
Ein mächtiger Herzenverknüpfer zu werden,
Kam ich vom Himmel herunter auf Erden.

Wort 1 und 2, Buchstaben gemischt:
Mich lernen die Kinder, mich üben die Alten,
Ich diene gar mächtigen, strengen Gewalten.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 892:

Des Buchstabenrätsels: Nimmersatt.

Des Bilderrätsels. Man verfolgt die vom linken Rande oben ausgehenden Linien von oben nach unten bis zu den Buchstaben, zu denen sie führen, und liest diese in dieser Reihenfolge ab: „Frohe Ferien!"

Des Umstellrätsels: Breslau — Reblaus.

Richtige Lösungen sandten ein: v. L. auf H. in Böhmen (5). „Maus und Mutt" in Hamburg-Uhlenhorst (3). „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln. Joh. P. Stoppel in Hamburg. ? in Paris (4). Dora Thalden in Bois-City (3). Lina Willson in Kopenhagen (2). A. B. in St. Gallen. v. G. in Wien (2). „Sie und Er" in Mannheim. „Abonnent" in Budweis. „Moselblümchen" in Coblenz.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Die Firma Constantin Ziegler in Erfurt, Lieferant vieler in- und ausländischer Höfe, Spezialversandhaus von Blumenzwiebeln, hat einen Prachtkatalog herausgegeben, dessen Inhalt so vielseitig ist, daß die Wünsche eines jeden Garten- und Blumenfreundes dadurch bis ins Kleinste befriedigt werden. Der Katalog wird an jeden Interessenten gratis und franko versandt.

Matheus Müller „Champagne“

süss, halbtrocken, trocken.

Göricke's Westfalen Rad.

Allgemein bevorzugte Qualitätsmarke.
Ges. gesch. Lager-Construction.
Jahresproduction: ca. 12000 Räder.
Bielefelder Maschinen- und Fahrradwerke
Aug. Göricke, Bielefeld.
Abt. I: Fahrräder, II: Nähmaschinen, III: Milchcentrifugen.

6 in einer



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 40 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von **lieblichem Wohlgeruch**; erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis in's Alter zart und geschmeidig.**

Nur ächt

mit der vollen Firma des Erfinders

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, BERLIN.

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
Erfinder von Lohse's Maiglöckchen-Parfümerie.
In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE : KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-PUDER.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

+ UM SCHLANK +

zu werden, ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der "Pilules Apollo", auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Dieseleicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* **unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von** *Fettleibigkeit* **beiderlei Geschlechts.** *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flac. mit Notiz Mk. 5 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth. 5, Passage Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin; Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Österr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest. — *Man verlange den Stempel der "Union des Fabricants".*

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Magenleidenden

und

ZUCKERKRANKEN

wird von ersten
ärztlichen Autoritäten
Günther's Aleuronat-Gebäck
empfohlen. Versand von Aleuronat-Brod, -Zwieback, -Biscuit und -Präparaten nach allen Ländern.

Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie versende kostenfrei.
F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik, Frankfurt a. M.

● Stellung und Existenz ●
gediegene kaufmännische Ausbildung durch
Brieflichen prämiirten Unterricht

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz, Rechnen, Kontorarbeit.
Prospect u. Probebrief gratis u. franco

Jede Schrift wird elegant und geläufig

gratis Probe-Lektion Schnell-Schönschrift

Bitte zu adressiren:
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Glafey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).



Photogr. Apparate

CHR. TAUBER Grösste Auswahl. Enorm bill. Preise. **WIESBADEN.**
Jll. PREISLISTE GRATIS & FRANKO



Mann von der Prinz von Wales-Insel im Kriegsschmuck
Illustrationsprobe aus „Die Völker der Erde“.

Soeben wurde die **11. Lieferung** ausgegeben von

Die Völker der Erde.

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker

von **Dr. Kurt Lampert.**

Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben.

Erscheint in 35 Lieferungen à 60 Pfennig = 72 Heller ö. W. = 80 Cts.

Auf feinstes Kunstdruckpapier gedruckt.

Urteile der Presse:

Ein zeitgemäßes Unternehmen, das einer guten Aufnahme sicher ist. Auch dem Lehrer wird das interessante Werk viel Belehrung und Anregung bringen.
Württembergisches Schulwochenblatt, Stuttgart.

Ein wirklicher Hausschatz geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Wissenschaft, in gleich glänzender erzählender, wie ausschmückender Darstellung.
Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik, Frankfurt a. M.

Wir wünschen, daß das schöne Werk in weiteste Kreise unsers Volkes Eingang finden möge.
Hamburger Nachrichten.

Lebendig und anschaulich sind die Schilderungen, plastisch heben sich die Figuren von der in wenigen Strichen scharf gezeichneten Landschaft heraus, und ein wahrer Schatz an charakteristischen Bildern belebt und erläutert den Text, giebt dem Buche Reiz und Anziehung.
Die Welt auf Reisen, Berlin.

Der gut und anschaulich geschriebene Text dieser populären Völkerkunde des bekannten Verfassers wird vorzüglich unterstützt durch eine große Anzahl Illustrationen, die durchweg Reproduktionen von nach dem Leben aufgenommenen Photographien sind. Die ganze Ausstattung des Werkes ist diejenige eines volkstümlichen Prachtwerks.
Neue Zürcher Zeitung.

Das Werk kann durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden, auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Die erste Lieferung wird auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl.**

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

(Fortsetzung.)

„Du hast wieder so was Unerträgliches in deinem Gesicht, Doktor," sagte der Leidende ärgerlich und zerrte nervös an seinem langen blonden Schnurrbarte.

„So?" meinte der andre trocken.

„Wenn du dich über mich lustig machen willst, Doktor, dann kannst du's aus der Ferne thun. Thust's auch, jawohl, thust's ausgiebig! Oder habt ihr nicht neulich beide über mich gelacht, du und der Stackelhofen, da drunten vor der Rampe?"

„So?" wiederholte der andre im gleichen Tone. „Na, wenn auch, so ist's doch unter Bundesbrüdern geblieben. Rege dich gefälligst wieder ab, Leibfuchs. Dreiundzwanzig ehrenwerte Mütter mannbarer Töchter innerhalb zweier Quadratmeilen sorgen sich krank von wegen deiner Gesundheitsverhältnisse, und gewisse Landhäuser umgehe ich nur noch in weitem Bogen, weil man bereits in den Kot der Straße rennt, meinem Pferde in die Zügel fällt und in allen Tönen flötet: ‚Ach liebster, bester Doktor, sagen Sie nur, wie steht's denn wohl mit dem guten Gelling?'"

„Infamer Spott!"

„Bluttriefender Ernst! Und ich hülle mich dann immer in den Wettermantel der ärztlichen Pflicht, setze ein geheimnisvolles Gesicht auf und zucke tiefbekümmert die Achseln. Wartet da neulich, vorgestern, die alte Reckelingen im Regen am Kreuzweg mit ihren drei Kücken Rosa, Korona und Gunda unter zwei ungeheuern Familiendächern. Ich halte an, ziehe den Hut: ‚Gnädigste befehlen?' — ‚O nichts, lieber Doktor, nur eine Frage — und bitte, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich Sie aufhalte? Aber sagen Sie, was fehlt denn nur unserm lieben, allverehrten Gelling?' — Denk' ich mir, na warte! ‚Gnädigste Frau, die meisten menschlichen Uebel haben ihren Sitz bekanntlich im Innern, gnädigste Frau entschuldigen, wenn ich mich medizinisch ausdrücke: es kommt zur Erhaltung des menschlichen Lebens alles an auf die peristaltische Bewegung der Gedärme.' — ‚Ach ja, wie interessant, lieber Doktor! Aber Rosa, sei doch so gut und bring mir mein Tuch, es zieht hier!' Die Jüngste hüpft errötend unter einem der beiden Regendächer von dannen, ich aber beuge mich teilnehmendst herab zu dem Reste der Familie, der sich unter dem andern Regendache zusammendrängt. ‚O, daß sich doch die gnädigste Frau nicht erkälten, ich finde auch, es zieht hier.' — ‚Nein, nein, bitte, weiter, lieber Doktor!' — ‚Zu Befehl, meine Gnädigste. Es kommt also im Leben viel, ja,



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Am Brunnen. Nach dem Gemälde von L. Pastega.

bei rechtem Lichte besehen, alles auf die gute Verdauung an; daher der enorme Erfolg der Apotheker-Richard-Brand-Schweizerpillen —.' Die Gnädige wirft mir einen durchaus ungnädigen Blick zu als wollte sie sagen: hast du's vorhin noch nicht kapiert, Dickohriger? — ‚Korona, bitte, sieh doch, wo Röschen so lange bleibt!' — Und die Arme hüpft davon im triefenden Regen. — ‚Es ist also nichts Besorgniserregendes, lieber Doktor, das freut mich sehr!' Und das ‚lieber Doktor' sagt sie so spitzig, als wollte sie mir's in den Leib rennen. ‚Besorgniserregend?' Ich mache nun ein nachdenkliches Gesicht. ‚Je, wie man's nimmt, meine Gnädigste; schon Freidank sprach bekanntlich im dreizehnten Jahrhundert:

> Der Mensch, so schön er außen ist,
> Ist er von innen vuller . . . .'

Weiter komme ich nicht, die alte Reckelingen dreht mir ein paar empörte Augen hin, nickt hochmütig zu mir Elendem empor, der ich wieder mit tiefgezogenem Hute auf meinem Gaule sitze, und schnarrt, ja schnarrt: ‚Danke, Herr Doktor, aber ich finde nun, daß es hier ganz unausstehlich zieht! Komm, Gunda!' Und fort waren sie."

Herr von Gelling nagte an seiner Unterlippe.

„Na, und warum lachst du nun nicht?"

„Weil mir nicht lachhaft zu Mute ist."

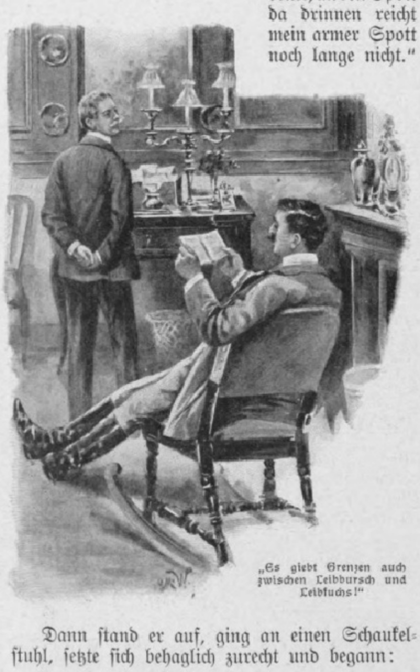
„So? Auch recht!"

Der Doktor griff nach dem Buche, das auf den Teppich herabgeglitten war. „Du gestattest! — Aeh, heiliger Strohsack, nun wird aber die Sache kritisch — Buch der Lieder!"

Er blätterte.

„Gieb her!" sagte der andre drohend. „Gieße mir deinen Spott nicht auch noch über diese Blätter!"

„Nichts da, diese Blätter sind Eigentum der Nation!" rief der Arzt mit Pathos. „Und ich denke, an den Spott da drinnen reicht mein armer Spott noch lange nicht."



„Es giebt Grenzen auch zwischen Leibbursch und Leibfuchs!"

Dann stand er auf, ging an einen Schaukelstuhl, setzte sich behaglich zurecht und begann:

> „Und als ich so lange, so lange gesäumt,
> In fremden Landen geschwärmt und geträumt —"

„Leibbursch!" rief der andre drohend herüber. Unbeirrt aber las der Doktor:

> „Da ward meiner Liebsten zu lange die Zeit,
> Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
> Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
> Als Bräutigam den dümmsten der dummen Jungen."

„Doktor —!" Der Herr des Schlosses erhob sich von seinem Ruhelager. „Es giebt Grenzen auch zwischen Leibbursch und Leibfuchs!"

„Gewiß, mein Junge, das habe ich dir schon in der Burschenschaft vor zwanzig Semestern einzupauken versucht," lachte der Doktor.

„Leibbursch, wenn du dich unterstehst, noch weiter in meinen Gefühlen herumzutrampeln —"

„Dann, Leibfuchs, errichtest du eine Warnungstafel mit der Inschrift: Betteln, Hausieren und Schuttablagern verboten!"

Der Schloßherr begann erregt im Gemache auf und ab zu gehen, mit festen, energischen Schritten. Mit halbgeschlossenen Augen beobachtete ihn der Arzt und murmelte: „So ist's recht, haben wir ihn wenigstens einmal in der Höhe!" Dann las er weiter:

> „Das Menschenvolk mich ennuyieret,
> Sogar der Freund, der sonst passabel, —
> Das kömmt, weil man ‚Madam' titulieret
> Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel."

Herr von Gelling blieb stehen und stampfte, daß die Scheiben klirrten: „Doktor, es ist mir leid, es kommt mich hart an, aber — das ist eine Roheit."

„Das läßt mich kalt, Leibfuchs," grinste der Arzt und klappte das Buch zu, „schneekalt, Leibfuchs! Und im übrigen erfreust du dich eines recht kräftigen Trittes, und das ist ein gutes Symptom."

„Doktor, wie kann einer nur so unempfindlich sein —!"

„— beim Anblick eingebildeter Leiden," vollendete der Arzt und erhob sich.

„Eingebildeter Leiden!" Der große, breitschultrige Schloßherr lachte bitter auf.

„‚Unempfindlich' ist übrigens commentmäßiger als ‚Roheit', und so können wir ja auf dieser Basis weiter verhandeln," sagte der Doktor, legte das Buch auf den Schreibtisch, nahm eine Photographie von der Platte und begann sich in ihren Anblick zu vertiefen.

Der andre hatte seine Wanderung wieder aufgenommen und achtete nicht mehr auf den Besuch.

„Gelling!"

„Was?"

„Gelling, weißt du, daß der Sollenhausen in der Klappe liegt?"

„Was kümmert's mich?"

„Nu, Gelling, 's ist gerade kein Katarrh — soviel ich weiß, haben ihn seine Aerzte aufgegeben."

Der andre fuhr herum: „Aufgegeben? Und was ist's denn?"

„Herz!" kam die Antwort zurück.

„Also auch Herz? Die arme Frau!" rief Gelling.

„Ja, die arme Frau!" Der Arzt lachte hart auf.

„Leibbursch, thu mir den Gefallen und stelle das Bild an seinen Platz!"

„Entschuldige — noch einen Augenblick, Leibfuchs! Es interessiert mich das Bild — die arme Frau! Es interessiert mich Zug um Zug."

„Doktor, gieb her!"

„Gelling, weißt du, wer den Sollenhausen geliefert hat?" Er pochte mit dem Fingerknöchel hart auf das Glas des Bilderrahmens. „Die da, Gelling, sein Weib!"

„Leibbursch, du faselst! Die Taube —?"

„Leibfuchs, wann hast du die Sollenhausenschen zum letztenmal gesehen?"

„Sei still und erinnere mich nicht daran! Vor drei Jahren. Und ich entfloh."

„Ich habe ihn vor einem halben Jahre zum letztenmal gesehen, Gelling. Brrr! Hohlwangig, angegraut, gebeugt, müde. ‚Wenn das Glück der Ehe so aussieht, dann kaufe ich mir einen zweiten Gaul, pachte mir eine Jagd und bleibe ledig auf immer,' so dachte ich damals. Und jetzt ist er gar fertig."

„Aber, Doktor, wie ist denn das alles gekommen?"

„Wie? Nun, wie solche Sachen zu kommen pflegen — gradatim Es ist ja auch recht lustig zugegangen in Sollenhausen während des vorletzten Manövers. Nur soll der Hausherr nicht so ganz die ihm gebührende Rolle gespielt haben. Und so was legt sich aufs Herz, das ist nicht zu verwundern. Zudem, einer von den Starken war der Sollenhausen niemals, und so hat sie ihn allmählich untergekriegt. Er dauert mich. War doch 'n guter Kerl, wenn er sie dir auch gewissermaßen vorm Munde — na, jetzt hat er's. Gelling — weißt du, was man sich ganz laut und offen von der da" — er pochte abermals hart auf das Glas des Bilderrahmens — „von der da erzählt in der Gegend?"

„Doktor —?" Herr von Gelling stand vornübergebeugt, mit offenem Munde vor dem Freunde,

„Sie geniert sich sogar nicht, ihren kranken, wehrlosen Mann bei Gelegenheit — nun, sagen wir, etwas rauh zu tätscheln mit den Sammethändchen."

„Doktor!" Es war ein schmerzliches Stöhnen, mit dem sich der andre abwandte.

„Je nun —

> Die Welt wird schöner mit jedem Tag —
> Wer weiß, wie das noch werden mag?

Die letzte Konsequenz gewisser Auswüchse einer modernen Bewegung — sonst nichts."

Der andre stöhnte.

„Und da liegt nun dein Götzenbild!" sagte der Arzt plötzlich und ließ das Bild auf das Parkett fallen, daß sein Glas klirrend zerbrach. „Pardon!



„Doktor — ? Herr von Gelling stand vornübergebeugt . . ."

Und im übrigen zur Genesung, Leibfuchs. Vergieb, zuweilen müssen wir unsre Patienten rauh anpacken. Und morgen um diese Zeit komme ich wieder."

*

Des andern Tags trat der Schloßherr seinem Arzte matt und bleich entgegen.

„Na, wie geht's? Gut geschlafen, Gelling?"

„Ach was — gut geschlafen! Hat sich was mit dem gut schlafen. Aber eines, Doktor: thu mir den Gefallen und sprich nimmer von dem andern. Ich bin ganz krank davon."

„Selbstverständlich, abgethan, fertig! Aber krank davon? Im Gegenteil, gesund solltest du sein, dächt' ich. Also, wo fehlt's?"

„Komm, Leibbursch, setze dich da her zu mir und laß uns vernünftig reden! 's ist ja immer dasselbe, Doktor, es ist mir oft, als ob einer mit einem heißen Plätteisen über mein Herz führe —"

„Anschauliches Bild!" brummte der andre. „Etwas nervös, mein Lieber, sonst nichts! Stehe früh um vier Uhr auf, tauche einen Schwamm in kaltes Wasser, wasche die Herzgegend energisch, frottiere sie und dann lege dich noch ein paar Stunden aufs Ohr. Das hab' ich dir neulich schon empfohlen, ich empfehle dir's wieder."

„Hab's gethan, hilft alles nichts. Weißt du, Leibbursch, du magst ja, nein, du bist ja 'n vortrefflicher Arzt —"

„Danke ergebenst."

„— aber alle Finessen hast du doch auch noch nicht los."

„Bitte, bitte, geniere dich nicht!"

„Ich meine nur, was so die selteneren Krankheitsbilder sind, z. B. komplizierte Herzleiden, kommen dir doch außerdem kaum jemals unter."

„Gewiß, niemals, gnädiger Herr," bekräftigte der Arzt und verzog sein Gesicht. „Die Bauern und Taglöhner, unter denen ich für gewöhnlich mein Wesen treibe, die tragen alle ein Schwarzwälder Uhrwerk unterm Kittel, das nimmt man von Zeit zu Zeit heraus, putzt und schmiert es, und dann rumpelt's wieder weiter."

„Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Organismus und Organismus, Doktor," beharrte der andre. „Und daß ich herzkrank bin, das steht mir fest, namentlich seitdem ich das Buch vom gesunden und kranken Herzen gelesen habe, felsenfest."

„Daß doch der Henker neunmal neunundneunzigmal die populären medizinischen Schmöker hole!" brauste der Arzt auf.

„O, ich kann mir's schon denken, Leibbursch, daß euch Aerzten zuweilen medizinisch gebildete Laien und Patienten unbequem sind, aber diese Werke, die du Schmöker zu nennen beliebst, haben doch auch ihr Gutes."

„Leibfuchs, du jammerst mir. Sei so gut und zieh deinen Rock und deine Weste aus! Ich will dich zum fünfundzwanzigstenmal abhorchen."

„Um dann zum fünfundzwanzigsten Male mit deinem mokantesten Gesicht zu erklären, daß ich kerngesund sei."

„Gelling, ich erfreue mich einer kreuzerstrickstarken Geduld, aber —"

„Doktor, daß ich mich kurz fasse: seit gestern steht mir's unabänderlich fest, ich muß etwas für mein Herz thun, solange noch Zeit ist, ich muß nach Sprudelingen."

Der schwarze Doktor lachte hell auf: „Nach Sprudelingen? Ei, da soll doch —! Bist du verrückt?"

„Ist Sprudelingen nicht geradezu berühmt als bestes Bad für Herzleidende?" fragte der andre spitzig.

„Unübertrefflich — für Herzleidende, Gelling."

„Nun also!" rief der Schloßherr. „Ich kann dir sagen, es freut mich sehr, daß du auch einmal meiner Meinung bist."

‚Sprudelingen?" wiederholte nun der Arzt und ordnete sein Gesicht in ernste Falten. „Wenn ich mir's überlege, es ist am Ende gar nicht so übel, daß du nach Sprudelingen willst."

„Nicht wahr?"

„Gar nicht so übel. Du kommst 'n wenig heraus da aus deinem Fuchsbau, siehst neue Gesichter —"

„Ach, ich werde dort ein sehr eingezogenes Leben führen," versicherte der Schloßherr mit melancholischem Lächeln.

„Na, und wann soll's denn auf die Reise gehen?"

„Ich denke, je bälder, desto besser, Leibbursch."

„Ganz meine Ansicht. Ich werde mich heute Abend hinsetzen und für deinen Badearzt einen ausführlichen Krankenbericht schreiben."

„Einen Krankenbericht?" fragte Herr von Gelling und beobachtete mißtrauisch die unbewegten Züge des Doktors. „Ist das üblich?"

„Aber gewiß, allgemein! Wir überweisen solchergestalt unsre Kranken dem behandelnden Badearzte in aller Form."

„Und diese Krankenberichte werden verschlossen mitgegeben?"

„Na und ob, Gelling!"

„Nein, lieber Leibbursch, erlaube, daß ich auch hierin meinen eignen Weg einschlage!" erklärte nun der Schloßherr mit Festigkeit. „Ich werde ohne Krankenbericht nach Sprudelingen reisen, ich werde mir dort einen der bedeutendsten Aerzte auswählen und vor ihn treten inkognito, gleichsam als unbeschriebenes Blatt. Ich danke dir für dein freundliches Anerbieten."

„Na, dann kann ich ja gehen. Habe die Ehre, Herr von Gelling, empfehle mich, gehorsamster Diener, guten Abend, gute Nacht!"

„Aber Leibbursch, du wirst doch — du wirst mir doch keine Geschichten machen — Leibbursch, du kannst mir's wohl nicht übelnehmen, da du stets nur Spott und Hohn für mein Leiden hattest? — Leibbursch — bitte!"

„Na, weißt du, Leibfuchs, dein Leibarzt bin ich nun allerdings gewesen; daran läßt sich nichts mehr ändern. Aber dein Leibbursch — damit ist's ja was andres. Dein Leibbursch will ich trotz alledem auch fernerhin bleiben, denn das ist unser älteres Verhältnis, und du bedarfst meiner. Und darum ade! Und schicke mir auch mal eine Ansichtskarte aus Sprudelingen. Ich bin Sammler."

„Leibbursch, du wirst mir wohl die Hand geben zum Abschied?"

„Auch dieses! Und noch eins: erzähle mir mal brieflich oder mündlich, wieviel Aerzte dich dort aus der Thür geworfen haben mit deinem — Herzleiden, mein Sohn!"

III.

Vom gedämpften Sonnenlichte überflossen dehnte sich der Speisesaal des Hotel *** im weltberühmten Bade Sprudelingen. Die bunt gemischte Gesellschaft hatte wieder einmal die Höhe des Tages erklommen: man speiste! Geräuschlos glitten die Kellner über das braune Linoleum, wie ein Clown tauchte der wasserschleppende, großköpfige Piccolo auf und nieder zwischen den blumengeschmückten Tischen, wie ein Feldherr lehnte an der Kredenz die gebietende Gestalt des Besitzers mit dem immer lächelnden Antlitz und der tadellosen weißen Weste, anzuschauen, als ob er einzig und allein zu seinem Vergnügen alle die Gäste eingeladen hätte unter sein wirtliches Dach. Und der weite, sonnige Saal war erfüllt vom Gesumme der kauenden, schlürfenden, plaudernden, lachenden Menschen. —

In der Mitte der langen Haupttafel saß Gelling und stocherte zerstreut in dem rosaroten Seefische auf seinem Teller.

„Wie steht das Befinden, heute, Herr von Gelling?" fragte von der andern Seite des Tisches herüber die korpulente Aktienwurstfabrikdirektorsgattin.

„Danke, gnädige Frau, passabel." Gelling verneigte sich leicht. „Darf ich mich auch meinerseits erkundigen?"

„Danke, sehr gut, Herr von Gelling. Und denken Sie nur, ich habe heute das dritte Sprudelbad genommen! Großartig, sage ich Ihnen."

„Dazu wird's bei mir wohl niemals kommen," meinte Gelling mit melancholischem Lächeln und legte die Gabel auf den Teller.



Die buntgemischte Gesellschaft hatte wieder einmal die Höhe des Tages erklommen . . .

„Finden Sie nicht, Herr von Gelling," begann der alte Herr an seiner Seite in tiefen, bedauernden Froschtönen, kauend und schmatzend, „diese Seefische hier im Hotel schmecken einfach nach gar nischt!"

„Mein Appetit ist so gering, daß ich nicht kompetent bin," erklärte Gelling und lehnte sich zurück.

„Einfach nach gar nischt," beharrte der weißbärtige Herr und leckte an seinem Zeigefinger. „Und wissen Sie, woher das kommt? — Piccolo, hierher, hören Sie nicht, Piccolo? Nochmals die Fischplatte! — Nicht, Herr von Gelling? Ich will's Ihnen sagen: das Zeug liegt viel zu lange auf dem Eis. — Na, Piccolo, so halten Sie doch die Platte geschickter! Viel zu lange, Herr von Gelling, und da verliert's zuletzt unfehlbar den Geschmack!"

„Wieso, Herr von Gelling? Sie baden wohl nur thermal?" Die Aktienwurstfabrikdirektorsgattin beugte sich weit herein in den Tisch.

„Vorläufig, gnädige Frau. Und ich gestehe, schon die Thermalbäder regen mich ganz abnorm auf."

„O Sie Aermster! Jetzt ich muß sagen, wenn ich immer nur Thermalbäder gebrauchen



„Wieso, Herr von Gelling? Sie baden wohl nur thermal?"

sollte, das wäre mir zu langweilig. Das eigentliche Vergnügen von Sprudelingen sind eben doch die Sprudelbäder. Und — lächerlich — auch das wollen einem die Aerzte noch beschneiden! Zehn, fünfzehn Minuten Badezeit, glauben Sie wohl, ich halte mich an diese rigorose Vorschrift?"

„Wieso, gnädige Frau?" erkundigte sich Gelling.

„Nun, ich bade eben so lang es mir beliebt, gewöhnlich eine halbe Stunde!"

„'ne halbe Stunde?" Der Gourmand verdrehte voll Entsetzen die Augen. „Da können Sie was erleben. Man sollt's nicht glauben!"

Die Korpulente zuckte erhaben die Schultern.

„Erlauben S', gnä Frau, san nacha dö Sprudelbäder viel anders wia die Dermalbäder?" rief ein dicker Bierbrauer mit dröhnender Baßstimme herüber und schob ein Stück Fisch mit dem Messer in seinen breiten Mund.

„Na und ob, mein Herr! Was direkt aus der Tiefe sprudelt, ist krystallklar und schäumt infolge des Kohlensäuregehaltes wie Sekt. Kommt es aber mit der atmosphärischen Luft in Berührung, so wird es infolge eines chemischen Prozesses gelb —" erklärte die badekundige Dame.

„So, daher hat's also die gelbe, dreckete Farb', die verdächtige?" sagte der Brauer. „Jetzt hören S', meine Herrschaften, wenn's einer nit weiß und kimmt dös erschtmol an so a Badwanne — na, Sie kenna lachen, bal's Ehna g'freut, i hab' heut mein dritt's Bad g'nomma, jetz bin i's a g'wohnt, aber dös sag' i Ehna scho, wia i 's erschtmol zug'schaut hab', wia mer der Kerl, der Badwaschl, mei Wanne eing'füllt hat, und is die gelbe Brieh drin umanand g'loffen, meine Herrschaften, da hab' i fein scho dichti aufbegehrt."

An der langen Tafel war alles verstummt, und mit Behagen blickte der Brauer aus Bayerland umher, stolz über die Wirkung seiner Rede.

„Aufbegehrt hab' i und hab' aber mei niederbayrische Goschen aufzogen und hab' ean g'fragt, den Badewaschl, ob er wohl glaubet, daß i einischteiget in die Brieh!"

„Fi donc!" flüsterte die korpulente Aktienwurstfabrikdirektorsgattin und zog ihr Taschentuch, während sich ringsumher eine stille Heiterkeit verbreitete.

„In die Brieh, hab' i g'sagt, die schaugt ja aus wia 's Bier in der Pfanna," fuhr der Brauer mit erhobener Stimme fort. „Und die Brieh soll mer was helfen gegen mein Fettherz? Laßt Enk hoamgeigen, hab' i g'sagt, mit dera verdächtinga Brieh! — No hat er halt g'lacht, der

Badewaschl, und i hab' a g'lacht, wissen S', i mach' halt diemalen a gern an G'schpaß, und z'letzt is mir nix anders übrigblieben, als daß i halt einig'schtiegen bin."

Nun lachte der Mann mit dem Fettherzen, und sein Lachen dröhnte, als säße er in seinem größten Fasse, und ringsumher kam laut und leise die Heiterkeit zum vollen Durchbruche.



... neben ihm eine hochgewachsene junge Dame in schlichtem, weissem Kleide.

Gelling blieb teilnahmlos und sah mit starrem Antlitze hinüber in die Fensterecke. Nun täuschte er sich gewiß nicht mehr, nun war's denn doch Zeit zu einer ganz energischen Aussprache: der junge Mann da drüben fixierte ihn ja unaufhörlich! Gelling drehte mit nervösen Fingern Brotkügelchen und ließ die große Platte mit den appetitlichen Hühnern gleichgültig vorübergehen.

„Dagegen diese Sprudelbäder!" nahm die korpulente Aktiengattin das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Als ob man in Sekt badete, wonnig! Nicht, Herr Kommerzienrat?"

Der ehrwürdige Gourmand neben Gelling hatte sich soeben zwei große Stücke von der Hühnerplatte genommen und lud nun den Inhalt einer halben Kompottschale auf sein Tellerchen hinüber. „Entschuldigen, gnädige Frau, in Sekt habe ich noch niemals gebadet," quakte er. „Wenn ich welchen habe, dann trinke ich ihn."

„Nun, ich meinte ja ooch nur so," bemerkte die Dame beleidigt und begann zierlich ein Stückchen Huhn zu zerlegen.

„Haben Sie die letzten Nachrichten gelesen, Herr von Gelling — nicht?" Der ehrwürdige Gourmand schabte an einem Flügel und wandte im Rahmen der blühweißen Serviette das rosige Gesicht mühsam zu seinem Nachbarn. „Also nicht? Ich sage Ihnen, Herr von Gelling, wir gehen einem schweren Winter entgegen. Diese entsetzlichen Arbeiterentlassungen! O, Herr von Gelling, Sie machen sich gar keinen Begriff von der Not, die man in unsern großen Städten antrifft. O diese armen, armen Leute, diese armen Leute!" Er nahm das Tellerchen mit dem köstlichen Kompott, hob es unter sein Doppelkinn und begann andächtig zu löffeln. „Sie glauben gar nicht, Herr von Gelling," — er schmatzte tief bewegt, der ehrwürdige Herr, und Gelling mußte gespannt horchen, wenn er noch etwas verstehen wollte. Aber mit aller Anstrengung verstand er doch nichts weiter als immer wieder das wehmütige, quakende: „Sie glauben gar nicht — diese armen, armen Leute!"

Und da — schon wieder starrte der junge Mann in der Ecke am Fenster gerade auf Gelling. Nun gut, das Maß war voll, voll bis zum Rande!

Das allgemeine Plaudern und Summen im Saale erlitt in diesem Moment eine gewisse Unterbrechung. So ziemlich zwei Dritteile der Anwesenden ließen Messer und Gabel sinken und reckten die Hälse nach der breiten Treppe, die vom Korridor in den Saal herab führte. Unwillkürlich hob auch Gelling die Augenlider — um dann ebenso gebannt wie die andern auf die Thüre zu blicken.

Es war ja nichts Besonderes: späte Mittagsgäste, vermutlich mit dem Zuge eingetroffen, traten durch die Glasthüre in den sonnenhellen Raum. Ein älterer, grauer Herr, vornehm, das sah man auf der Stelle, und schwer leidend; neben ihm eine hochgewachsene junge Dame in schlichtem, weißem Kleide. Ein Flüstern erhob sich, wie es sich nur in einer bunt zusammengewürfelten Hotelgesellschaft so ungeniert, so unanständig erheben kann, und die korpulente, sprudelbegeisterte Aktienwurstfabrikdirektorsgattin ließ ihr Lorgnon fallen und sagte halblaut zu Gelling hinüber: „Königin Luise, wie aus dem Bilde geschnitten!"

Gelling hätte ihr mögen ins Gesicht fahren, der Korpulenten, wahrscheinlich, weil sich ihm selbst der Vergleich sofort aufgedrängt hatte. Und ungeduldig sah er sich nach dem Hotelier um; denn auf dem schönen Antlitz da drüben malte sich eine sichtbare Verlegenheit.

Doch er war ja schon zur Stelle, der Tadellose mit der weißen Weste, und neben ihm dienerte sein Adjutant, der sprachgewandte Ober mit der unternehmenden Spitznase. Gelling sah den Ewiglächelnden nur von hinten, aber daß sein Lächeln diesmal aus tiefster Seele kam, war ihm nicht zweifelhaft.

Lauter als vorher murmelte die Konversation, klang das Geklapper durch den Saal.

„'ne hübsche Person!" quakte der Gourmand zu Gelling hinüber und wischte bedächtig an seinem Munde.

Gelling warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Superbe Erscheinung," beeilte sich der alte Herr zu verbessern. „Offenbar pensionierter Offizier und Tochter."

Hauptmann von Ostenhusen war unterdessen mit seiner Lore an einem der kleinen Tische, die längs der Fenster standen, gelandet. Gelling erhob sich mit kurzer Verbeugung, stieg die Treppe empor und verließ den Saal. —

„Doch ein ungemein interessanter Mann, dieser Herr von Gelling," rief die Aktienwurstfabrikdirektorsgattin über den Tisch hinüber zu dem ehrwürdigen Gourmand. Dieser nickte zustimmend, wühlte in der Obstschale umher, fingerte den schönsten Apfel heraus und begann ihn liebevoll zu schälen.

„Dös is also a richtiger preißischer Junker, der da drieben g'setzen hat?" fragte der Brauer mit seinem dröhnenden Basse. „No, dös g'freit mi, daß i an solchenen amol in der Näh' siech', weil s' da Sigl im Vatterland allweil am Korn hat, die preißischen Junker! A schene Läng' hat er, der — heiliger Sebastian!" —

Der Saal entleerte sich, und in einer Ecke des Korridors, wo alle Gäste vorbei mußten, wartete Gelling. So lauert am oberen Nil die Riesenschlange geduldig auf ihr ahnungsloses Opfer, so wartet sprungbereit der Panther, sich herabzuwerfen auf ein unschuldiges Lamm. Und er kam ahnungslos, der kleine Assessor mit den unglücklichen Froschaugen.

„Mein Herr, gestatten, auf ein Wort!" Gellings Stimme klang gepreßt.

Verwundert blinzelte der Kleine an seinem Gegner empor: „Gerne zu Diensten, mein Herr!"

„Bitte, das Lesezimmer ist leer!"

„Mit — Vergnügen!" gurgelte der Kleine.

„Von Gelling — gestatten!"

„Assessor Schreckschuß!"

„Ich habe in diesem Augenblicke erst Gelegenheit, Sie kennen zu lernen, Herr Assessor, und weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mich während der ganzen Mahlzeit schon seit drei Tagen —"

„Ich bitt' — ums Wort, Herr — von Gelling!" unterbrach ihn der Kleine erregt und streckte sich. „Auch mir — — — ist es aufgefallen —"

„Sie gestatten, Herr Assessor, daß ich zuerst meine Beschwerde vorbringe; schon seit drei Tagen fixieren Sie mich fast unausgesetzt, und ich glaube Ihnen doch hiezu nicht den geringsten Anlaß —"

„Sie entschuldigen, Herr von — Gelling, es ist mir — sehr lieb, daß ich mit — Ihnen über diese Angelegenheit zu — reden komme; auch mir — fällt es seit drei Tagen auf, daß Sie mich — fortwährend nicht aus dem — Auge lassen. Ich stehe natürlich zu — — Ihrer Verfügung —" hier versagte ihm die Stimme, und er schnappte nach Luft.

„Ich selbstverständlich auch, Herr Assessor," sagte Gelling betreten. „Es sollte mir aber sehr leid sein, wenn ich Ihnen unbewußt Anlaß gegeben hätte —"

„Mir gewiß nicht — minder, Herr von Gelling; denn mir — liegt nichts ferner, als — mitten im Kurgebrauche so — schädliche, aufregende — Erörterungen zu provozieren. Und ich bin selbstverständlich bereit, Ihnen wiederholt — zu erklären, daß ich Sie nur deshalb angesehen habe, weil ich mich von — Ihnen angesehen fühlte — ja, mit geschlossenen Augen — fühlte, Herr von Gelling!"



Der Saal entleerte sich, und in einer Ecke des Korridors wartete Gelling.

„Auch ich bin selbstverständlich bereit, Ihnen jede genugthuende Erklärung zu geben," lenkte nun Gelling definitiv ein. „Ich glaube, es liegt hier ein unliebsames Mißverständnis vor, das leicht zu ernsteren Verwicklungen hätte führen können. Finden Sie übrigens nicht auch, Herr Assessor, diese Bäder regen den Organismus ganz verflucht auf — Sie baden schon länger?"

„Ach sehen Sie, Herr von Gelling," rief der Kleine erfreut, „das empfinde ich auch; ganz abscheulich regen sie auf, diese Bäder. Ich sage Ihnen, die halbe Nacht kann ich nicht schlafen. Freut mich ordentlich, mal mit jemand drüber sprechen zu können. Ich habe nun fünf Bäder — wie das aber weitergeht?"

„Ja sehen Sie, die richtige Aussprache hat auch mir bisher gefehlt; denn die Gesellschaft ist doch — es hört uns hier hoffentlich niemand —"

— „schrecklich gemischt, Herr von Gelling," vollendete der Kleine mit kläglicher Gebärde.

Und so standen die beiden, das Opfer und



Bambuslandschaft in Brasilien.

Nach einer Zeichnung von Karl Oenike. (Text S. 950.)

die Riesenschlange, noch geraume Zeit in friedlichem Gespräche über ihre beiderseitigen Leiden und die aufregenden Wirkungen der Thermalbäder von Sprudelingen. —

*

Am Abende beschrieb Herr von Gelling eine Ansichtskarte mit diesen triumphierenden Worten:

„Na, Leibbursch ...? Also ...! Wer hat denn zuletzt doch recht behalten? Du oder ich? Sehr leidend, außerordentlich schonungsbedürftig, längerer Aufenthalt in Sprudelingen unbedingt nötig. Nu, Leibbursch — Diagnose? Er spricht sich zwar nicht näher aus, aber so viel ist gewiß: Herz angegriffen an allen Ecken und Enden.

Immer Dein Gelling.

(Fortsetzung folgt.)

Schwindel und Bergkrankheit.

Unsre gesamte Kulturentwicklung, alles, was der Mensch in Wissenschaft und Kunst, Technik und Gewerbe geleistet hat, die Verfeinerung des Lebensgenusses, die Vertiefung des Gemütslebens, die Hebung der Sitten, die Förderung des Allgemeinwohls, kurz: die körperliche und geistige Veredelung des Menschen steht in ursächlicher Beziehung zur Steigerung der Funktionen unsers Nervenapparates. Nicht nur das Nervensystem hat seine Entwicklungsgeschichte, sondern auch seine Funktionen haben mit der fortschreitenden Kultur eine immer höhere Ausbildung erfahren, die dem Dasein edlere und höhere Ziele eröffnet hat. Der Kulturmensch ist empfindsamer und feinfühliger, sensibler und impulsiver geworden, weil er nervöser geworden ist — nicht „nervös“ in der hergebrachten, verschwommenen Bedeutung von krankhafter nervöser Ueberreizung und Nervenschwäche, sondern im Sinne von leichterer Reizbarkeit, beschleunigter Nervenleitung und feinerer Empfindung.

Allerdings trägt der Fortschritt der Kulturentwicklung — wie leider so häufig —, auch bezüglich der erhöhten Ausbildung der Nervenfunktionen zugleich den Keim der krankhaften Ueberkultur in sich. Daher hat neben den vielen und stolzen Charakterisierungen unsrer Zeit leider auch das nicht minder bezeichnende Epitheton vom „Zeitalter der Nervosität“ seine teilweise Berechtigung. Allenthalben und in allen Schichten der Bevölkerung bemerkt man die nervöse Erregtheit unsrer Zeit, eine allgemeine Nervosität und nervöse Ueberreiztheit der Massen und eine zunehmende Häufigkeit der ausgesprochenen Nervenkrankheiten, zu denen auch der Schwindel und die Bergkrankheit gehören.

Die Alten kannten vorzugsweise nur zwei Symptome des Schwindels: einmal die Verdunkelung des Gesichtsfeldes und sodann die drehende Bewegung der Gegenstände; von dem ersteren Symptom haben die Griechen ihr Wort für Schwindel (σκότωμα), von dem andern die Römer das ihre (vertigo) gebildet. Seitdem ist das als Schwindel bezeichnete körperliche Gefühl unausgesetzt Gegenstand eingehender Erörterung und wissenschaftlicher Forschung gewesen, ohne daß sich die Anschauungen über Ursachen, Entstehung und Wesen der Schwindelempfindung geklärt hätten. Herz bezeichnet den Schwindel als „Zustand der Verwirrung“, de Lamettrie als imagination fausse; die neueren Forscher betonen mit wenig Ausnahmen unter den Symptomen des Schwindels die Störung des Körpergleichgewichts und verlegen das Zustandekommen des Schwindels entweder in die Seele oder an irgend eine Stelle des Zentralnervensystems, des Gehirns. Die große Verschiedenheit der Anschauungen erklärt sich teilweise daraus, daß mit dem Schwindelanfall gewöhnlich ein die Selbstbeobachtung hindernder Zustand der Angst vorhanden ist, so daß von den Schwindligen selten genaue und zuverlässige Angaben über die Ursache und Entstehung des Schwindels gemacht werden können.

Die den Schwindel auslösenden Ursachen sind allerdings auch sehr verschieden je nach Körperkonstitution, Temperament, Gemütsart und Reizbarkeit des Nervensystems des Menschen. Nervöse Naturen werden offenbar eher „schwindlig“, weibliche Personen anscheinend auch häufiger als männliche. Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Schornsteinfeger sind absolut schwindelfrei oder „schwindelfest“. Daß die Unglücksfälle durch Sturz aus dem Fenster und durch Absturz in den Hochgebirgen viel häufiger durch einen plötzlichen Schwindelanfall verursacht werden, als allgemein angenommen wird, dürfte nicht bestritten werden und wird immer noch nicht genügend beachtet.

Schon der Säugling wird durch das Wiegen und Schaukeln im Arm oder in der Wiege in Schwindel versetzt und schläft darin ein. Schwindelempfindung begleitet auch die ersten Gehversuche des Kindes wie die des Rekonvalescenten, der nach längerer Krankheit zum ersten Male wieder seine Lagerstätte verläßt. Schwindel entsteht bei vielen Personen nach aktiven oder passiven schnellen Drehungen des Körpers um die eigne Achse, so beim Tanzen, Schaukeln, Karussellfahren u. s. w., andre werden schon allein vom Anblick solcher Bewegungen von Schwindel befallen. Schwindel kann sich einstellen beim Herabschauen aus dem Fenster eines hohen Stockwerkes, von einem hohen Turme und von steil abfallenden Höhen über tiefen Abgründen, sogar beim Hinaufschauen zu einem steil aufstrebenden Gegenstande, z. B. einem Mastbaume, Fabrikschornstein oder Kirchturm, zumal wenn man diesen sehr nahe steht. Schwindel pflegt sich einzustellen bei längerem Hinstarren auf einen bestimmten Punkt, beim Versuch, das, was hinter einem Gitterwerk geschieht, genau wahrzunehmen, beim Betrachten naher, sich drehender, schwankender oder sich schnell vorwärts bewegender Gegenstände, insbesondere auch, wenn man in einem fahrenden Eisenbahnzug einen andern in derselben Richtung fahrenden Zug beobachtet. Ferner durch Bewegung des Bodens, auf dem man steht, z. B. auf Flößen, Landungsbrücken, Pontons, womit auch die Schwindelempfindungen zusammenhängen, die die Seekrankheit begleiten, oder die durch die ersten Erschütterungen eines Erdbebens oder beim Ueberschreiten über sogenannte Gummiwiesen auf moorigem Untergrund ausgelöst zu werden pflegen; Schwindelanfälle werden hervorgerufen durch tiefes Bücken und schnelles Wiederaufrichten, beim Anblick eines Wasserfalles oder des Wellenspiels eines Baches, Flusses oder Wasserfalles. Nicht selten beobachtet man auch das Auftreten des Schwindelgefühls bei heftigen Sinnesempfindungen, wie hellen, grellen Lichtes und heftiger Geräusche.

Ausnahmelos beginnen alle Schwindelempfindungen mit Symptomen in den Augen — es tritt zunächst ein Flimmern vor den Augen ein, dann folgt Verschwommensein der Dinge oder sogenanntes Schwarzwerden vor den Augen oder auch Doppeltsehen, was auf Veränderungen an der Pupille und einen krankhaften Zustand der Accomodationsfähigkeit des Auges zurückgeführt wird. Dazu gesellt sich die Empfindung, daß sich die Gegenstände entfernen oder nähern, von unten herauf oder umgekehrt bewegen, sich von einer Seite nach der andern oder im Kreise drehen. Begleitet ist der Schwindelanfall von einem vollständigen Benommensein oder von einem unmittelbaren Angstgefühl mit dem Inhalte, daß die Betroffenen glauben, umzufallen oder einen Schlaganfall zu bekommen und tot zur Erde zu fallen. Hierauf folgt gewöhnlich eine thatsächliche Störung des Körpergleichgewichts; der Schwindlige gerät in wirkliches Schwanken, begleitet von entgegengesetzten Abwehrbewegungen, um dem Fallen vorzubeugen. Bei ernstlicheren Schwindelanfällen verlieren dann die Sinneswahrnehmungen an Schärfe und Deutlichkeit, so daß die Gesichtswahrnehmungen ineinander verschwimmen, sich in Nebel, Halbdunkel bis völliges Dunkel auflösen und die Gehörswahrnehmungen ineinander verklingen oder abgestumpft werden. Zugleich besteht das Gefühl der abwechselnd kalten und warmen Ueberrieselung des ganzen Körpers und des Verlustes der Herrschaft über sämtliche Muskeln, Versagen der Stimme, Zittern, Schwanken, Taumeln, Zusammensinken in die Kniee, völliges Hinstürzen, begleitet von unbesiegbarer Angst, die sich schon in den Blicken des Befallenen malt. In den schwersten Fällen tritt unter Kaltwerden der Glieder, Ausbruch kalten Schweißes auf der Stirn und am ganzen Körper, zuweilen auch unter starker Uebelkeit und Erbrechen schließlich Verlust des Bewußtseins und Ohnmacht ein. Als Nachsymptome schließen sich Schmerzen im Hinterkopf, Ohrensausen und vorübergehende Taubheit an.

Im allgemeinen hat der Schwindlige den Eindruck (in Wirklichkeit nicht) vor sich gehender Bewegungen des eignen Körpers oder des Erdbodens und der ihn umgebenden Dinge, oder es werden diese Scheinbewegungen zugleich verspürt. Sie beruhen auf Täuschungen des Gesichtssinnes, die zu allgemeinen Täuschungen des Muskelgefühls führen, oder der Vorgang wickelt sich in umgekehrter Reihenfolge ab; in beiden Fällen werden diese Täuschungen entweder durch rein äußerliche Einwirkungen oder durch körperliche Reizungs- und Krankheitszustände veranlaßt.

Nach den verschiedenen Ursachen werden nun verschiedene Arten des Schwindels unterschieden, deren Formen allerdings mehr oder weniger dieselben sind. Am häufigsten ist wohl der sogenannte Kopfschwindel als Folge ungewöhnlich heftiger Gemütsbewegungen, der gespannten Erwartung, der Angst, eines heftigen Schreckens, eines Zornausbruchs. Schnell vorübergehend und sich nur auf die Empfindung des Herabfallens aus großer Höhe, des plötzlichen Sturzes in die Tiefe beschränkend, ist das selbst bei sonst ganz gesunden, aber geistig aufgeregten Personen zuweilen im Traume oder im Schlafe oder im Moment des Erwachens nach kurzem Schlafe auftretende Schwindelgefühl. Kopfschwindel kann auch verursacht werden durch Aufnahme von Aether, von Alkohol in übergewöhnlichen Mengen oder von narkotischen Pflanzengiften, ebenso durch Einatmung giftiger Gase, überwältigender Düfte und schlechter Gerüche, wie durch den längeren Aufenthalt in überfüllten und schlecht gelüfteten Räumen. Kopfschwindel kann endlich die Folge sein von Blutarmut und Blutanhäufung, denn bekanntlich neigen gerade Vollblütige sehr leicht zu Schwindelanfällen, insbesondere bei körperlicher Arbeit, beim Bücken u. s. w. Seltener schon sind die Schwindelanfälle infolge von Erkrankung des Gehirns, des inneren Ohres (Ohrenschwindel) oder auch des Magens (Magenschwindel). In allen diesen Fällen ist der Schwindelanfall die Folge innerer, rein seelischer oder pathologischer Bedingungen.

Die schwersten und charakteristischsten Schwindelerscheinungen bietet der Gesichtsschwindel, denn thatsächlich liegt das diese Schwindelempfindungen auslösende Moment im Auge. Die Stärke der Erregung des Auges hängt bekanntlich nicht bloß von der Lichtstärke der einzelnen Strahlen ab, sondern auch von der Ausdehnung, in der die Sehhaut gereizt wird, d. h. von der Größe des Netzhautbildchens. Wenn jemand auf einen Turm oder sonst eine Höhe steigt, so vergrößert sich die Zahl der im Netzhautbildchen befindlichen Objekte so bedeutend, daß Ueberreiz und damit Angst eintritt, die den sogenannten Höhenschwindel auslöst. — Bewegungen, namentlich rotierende und Wellenbewegungen, z. B. das Wellenspiel eines Baches oder Flusses oder eines schaukelnden Gegenstandes, sind ein mächtiger Reiz sowohl fürs Auge als auch für den Geist, der sie mit Aufmerksamkeit verfolgt. Das Auge wird durch diese Bewegungen viel stärker gereizt als durch einen ruhenden Gegenstand, weil das Netzhautbildchen forwährend seinen Platz wechselt und das Auge sich anstrengen muß, dem Gegenstande zu folgen. Der Reiz ist auch um so stärker, je unregelmäßiger die Bewegungen sind, je schwerer man sie zu verfolgen vermag. Dasselbe ist der Fall, wenn wir uns selbst rasch drehen, wie beim Tanze. In allen diesen Bedingungen entsteht der sogenannte Bewegungsschwindel. Bewegt sich hingegen unser Standpunkt selbst, so ist in der Regel wieder die Angst das auslösende Moment der Schwindelempfindung, die als Platzschwindel bezeichnet wird.

Bei der Mannigfaltigkeit der Ursachen kann es natürlich ein spezifisches allgemeines Mittel gegen den Schwindel nicht geben, man denke nur an den Schwindel aus Angst, aus Blutandrang und Blutarmut, bei Migräne und Vergiftungen u. s. w., und man wird erkennen, daß eine erfolgreiche Behandlung sich nur auf Beseitigung der erkennbaren Ursachen richten muß. Bei einem Schwindelanfall läßt sich kaum etwas andres thun, als dem Schwindligen durch Unterstützen und ruhige Lagerung helfenden Beistand zu gewähren. In Fällen, die nicht durch organische Leiden bedingt sind, vermag das Schließen der Augen oder das Verstopfen der Ohren den Anfall abzuwenden; am besten ist es natürlich, wenn der Schwindlige durch möglichste Bethätigung seiner Willenskraft die Empfindung niederkämpft; auf diesem Wege kann der Höhen-, Bewegungs- und Platzschwindel thatsächlich überwunden — geheilt werden. So berichtet auch Goethe in „Wahrheit und Dichtung“, daß er die üblen Zufälle, die ihn bei Besteigung des Straßburger Münsters zuerst befielen, durch häufige Wiederholung des Aufstieges gänzlich überwand. Von Schieferdeckern ist bekannt, daß sie früher Katzen- und Eichhörnchenfleisch zu essen und das Blut dieser Tiere zu trinken pflegten, um schwindelfest zu werden, der Gemsjäger aß Gemsfleisch und trank Gemsblut oder nahm die Asche verbrannter Gemshaare ein, um sich schwindelfrei zu erhalten; jedenfalls waren diese Methoden erprobter als das alte Rezept, gegen Schwindel den recht unappetitlichen sogenannten „Pfauenwein“ einzunehmen.

Als besondere, verstärkte Form des Schwindels erscheint die in den letzten Jahrzehnten vielgenannte Bergkrankheit, die zuerst im 15. Jahrhundert von da Costa beschrieben wurde. Die Ursache dieser Krankheit, die die Hochgebirgswanderer in einer

Höhe von 2000 bis 4000 Metern über dem Meeresspiegel zu befallen pflegt, liegt zunächst wohl in den durch den verminderten Luftdruck, den geringeren Sauerstoffgehalt und die große Trockenheit der Luft bewirkten physiologischen Einflüssen und Veränderungen des Organismus, insbesondere des Blutkreislaufs und des Blutes selbst, in dem eine rasch wachsende Zahl der roten Blutkörperchen und eine Vermehrung des Blutfarbstoffes beobachtet wird. Im Zusammenhang damit steht die akute Zunahme des Herzumfanges und die auffallende Vermehrung der Pulsschläge, verbunden mit einer ganz eigenartigen Atemnot, Flimmern vor den Augen, Uebelkeit, Ekel vor Speise und Trank, Erbrechen, Benommenheit des Kopfes und Versagen des Gedächtnisses bis zur plötzlichen Bewußtlosigkeit.

Selbstverständlich trägt auch die ganz erhebliche körperliche Anstrengung des Bergsteigens wesentlich dazu bei, die Symptome der Krankheit zu verstärken, die sich mit zunehmender Höhe steigern; aber die Krankheit ist nicht lediglich eine Folge körperlicher Ermüdung und Ueberanstrengung der physischen Kräfte. Bevor der Schweizer Bundesrat die Genehmigung zum Bau der Jungfraubahn erteilte, beauftragte er den Physiologen Kronecker, festzustellen, ob nicht für den Menschen eine gewisse Gefahr mit der plötzlichen Ersteigung so großer Höhen verbunden sei; dieser kam auf Grund mannigfacher Versuche zu dem Ergebnisse, daß gesunde Menschen die passive Förderung bis auf 4000 Meter ohne Beschwerden und Schaden an ihrer Gesundheit ertragen werden, daß aber schon bei 3000 Metern fast alle Menschen von der Bergkrankheit befallen werden, wenn sie diese Höhe selbst ersteigen.

Indessen sind die Krankheitserscheinungen je nach der individuellen Körperverfassung sehr verschieden; so sind magere Personen „bergfester“ als korpulente, und auch Uebung und Gewohnheit tragen dazu bei, die Ermüdung zu verringern und damit die Symptome der Bergkrankheit zu verhindern. Innerhalb gewisser Grenzen läßt sich die Bergkrankheit sogar durch Acclimatisation überwinden. Giebt es doch z. B. in Tibet viele ständig bewohnte Orte in Höhe von 4000 Metern. In noch größeren Höhen werden allerdings auch die Luftschiffer, bei denen das Moment der Ermüdung gleichfalls ausgeschlossen ist, von Symptomen befallen, die der Bergkrankheit sehr ähnlich sind; Tissandier fand sogar in Höhe von 8600 Metern seinen Tod. Die stark verdünnte Luft, die in diesen Höhen nur $^1/_3$ so dicht ist, genügt hier nicht mehr zur Atmung, weshalb die Luftschiffer mit Sauerstoff gefüllte sogenannte Aspirateurs und Apparate zur Einatmung komprimierter Luft mitführen.

Ohne Zweifel wirken mannigfache und sehr verschiedene Momente und unstreitig auch noch unaufgeklärte Ursachen bei der Entstehung der Bergkrankheit zusammen; insbesondere heben verschiedene namhafte Forscher mit Recht hervor, daß auch der Gemütserregung allgemein, ebenso wie beim Schwindel, ein großer Anteil an den Erscheinungen zugeschrieben werden muß, die wir unter dem Begriff der Bergkrankheit zusammenzufassen pflegen. Es ist dabei vor allen Dingen nicht außer acht zu lassen, daß die Eindrücke der Alpenwelt oder selbst auch der höheren Bergnatur auf die verschiedenen Menschen sehr verschieden sind, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß dabei die Empfänglichkeit des einzelnen für das Schöne, das Erhabene und Romantische der Natur eine wesentliche Rolle spielt. Giebt es nun auch schwerlich Menschen, die der Scenerie der Alpenwelt völlig gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen, so ist doch die Stufenleiter der volleren oder geringeren Empfänglichkeit des Gemütes eine sehr ausgedehnte, um so mehr, als sie nicht abgegrenzt oder durchaus bedingt wird durch das, was man gemeinhin als „Bildung“ bezeichnet.

Auch nicht alle Empfindungen haben die Menschen zu allen Zeiten besessen. Die Dichter der Alten sind sehr schweigsam in der Schilderung der Natur, es fehlt ihnen das tiefe Empfinden der Naturschönheiten, und selbst für die gewaltige Großartigkeit der Hochgebirgsnatur hatten sie kein entzücktes Auge; sie sahen nur die Schrecken, die ihnen „gräßlich“ waren, und empfanden vor diesen eine Scheu, der ein religiöses Moment wohl nicht ganz gefehlt hat. Zwei Jahrtausende hindurch sind Heerführer und Staatsmänner, Kirchen- und weltliche Fürsten über die Alpen gezogen — von dem ewigen Schnee und Eis, vom Alpenglühen und der großartigen Natur der Alpenlandschaft ist keine Schilderung aus dem Altertum auf uns gekommen; man klagte nur über die Beschwerden der Reise, das Romantische der Naturscenen beschäftigt sie nie, bis die Dichternaturen eines Dante und Petrarca die Entdecker des Gefühls für die Erhabenheit der Hochgebirgsnatur wurden — auf dem Mont Ventoux stand die Wiege der modernen Empfindung für die Hoheit der Gebirgswelt und ihre geheimen Schauer. Zwar hat es noch Jahrhunderte gedauert, bis die Menschheit Petrarca und später Saussure nachempfinden lernte; neue Empfindungen mußten in der Menschenbrust entdeckt und ausgestaltet werden, ehe der Kulturmensch empfänglich wurde für die tiefen Reize der Hochgebirge, bis deren Hoheit und Erhabenheit mit heiligen Schauern seine Seele erfüllten.

Das Gefühl des Erhabenen aber ist ein gemischtes Gefühl, es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann; ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, so wird es doch von feinen Seelen aller Lust weit vorgezogen. Der Anblick unbegrenzter Höhen und unabsehbarer Fernen, gähnender Tiefen und lachender Matten, auf den unabsehbaren Kreis von Gletschergestalten und Eisgefilden den Glorienschein des Sonnenlichtes ausgegossen, dazu die majestätische, fast unheimliche Ruhe des Hochgebirges — das alles versetzt den Menschen in jene Augenblicke schüttelnder Erregung, wie sie die elementare Kraft der Natur unvermittelt heraufbeschwört; das Gefühl des Erhabenen packt uns mit unwiderstehlicher Macht und entreißt des Menschen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein großer Maßstab der Schätzung wird ihm von der Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten und ihrer Allmacht umgeben, erträgt er die Kleinheit und Unbedeutendheit seines Daseins nicht mehr, die Natur erscheint übermächtig, gewissermaßen drohend, bedrückend und vernichtend, der Mensch verfällt in eine Art Schwermut und gänzliche Energielosigkeit, er wird gleichgültig, apathisch und möchte, wie bei der Seekrankheit, am liebsten mit dem Dasein abschließen und sterben. Wo nun in diesem Moment nicht mit aller Macht die persönliche Willenskraft einsetzt, da ist bis zum Absturz nur ein Schritt — ein schöner Tod ohne Schreck und Schmerz; bei klarem Bewußtsein, bei gesteigerter Sinnes- und Geistesthätigkeit, erfüllt von reinen, großen Gedanken, beherrscht vom Gefühl des Friedens und der Versöhnung, stürzt der Unglückliche unter himmlischer Musik in einen blauen, rosigen, herrlichen Himmel hinein, so sanft, so weich, so selig, ohne Qualen — dann ist plötzlich alles still! —

So schildert der erfahrene Alpenwanderer Professor Heim den Tod durch Absturz, das ist der Dämon des Alpinismus, das ist die Psychologie der Bergkrankheit, die in ihrem höchsten Fieberzustand wiederum durch nichts unterschieden ist von der einfachen Form des Schwindels, wie ihn selbst der Anblick plätschernden Wassers und rhythmischer Bewegung eines Mühlrades auslösen kann, und wie das einerseits Justinus Kerner so trefflich schildert:

> Dort unten in der Mühle saß ich in guter Ruh'
> Und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.
> Sah zu der blanken Säge — es war mir wie ein Traum
> — — — — — — — — — — — — — — — — — —
> — — — — — — mir ward ums Herz so schwer;
> Ein Wörtlein wollt ich lallen, da ging das Rad nicht mehr

und andrerseits Eichendorff so psychologisch wahr empfindet:

> Hör' ich das Mühlrad gehen,
> Ich weiß nicht, was ich will,
> Ich möcht' am liebsten sterben,
> Da wär's auf einmal still!

Und wiederum ist dies dasselbe Gefühl, genau dieselbe Gemütsempfindung, die den Inder, traumversunken im Wellenspiel, in den unermeßlichen Fluten des heiligen Ganges freiwillig und freudig seinen Tod suchen läßt, das Nirwana: das Verlöschen und Verwehen, das Aufhören aller Leidenschaft, das Erlöschen aller Lust, das Aufhören jeder Existenz, das absolute Nichts.

Faßt es uns nicht mit rätselvollen Schauern, wenn wir jetzt nach Jahrtausenden dieselbe Erscheinungsform unsers Nervenlebens unter ganz andern Verhältnissen im Dämon des Alpinismus wiedererstehen sehen?

Schiller-Tietz.

Obstreife.

Im Reiche der Früchte finden sich die mannigfaltigsten Formen vor. Wir kennen Kapselfrüchte, Schließfrüchte, Schleuderfrüchte, Früchte mit Flügeln, kriechende und hüpfende Früchte, Klettenfrüchte und andre mehr. Alle haben ihren Zweck zu erfüllen, und einige davon, wie die Brotfrüchte, sind uns unentbehrlich. Aus der großen Fülle der Früchte hebt sich jene Gruppe hervor, die wir Obst nennen. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie Fruchtfleisch bildet. In der ersten Anlage stimmen die verschiedenen Obstarten mit den übrigen Früchten überein. Erst dann, wenn sich das Fruchtfleisch zu entwickeln beginnt, schlagen sie ihre eignen Wege ein, und je mehr sie sich der Reife nähern, desto vielgestaltiger werden die Prozesse, die sich in ihnen abspielen, desto vielfältiger werden die Einrichtungen, die das Ziel der Reife unterstützen und erleichtern.

Wenn wir den Entwicklungsgang der heranreifenden Obstarten kennen lernen wollen, müssen wir erst den Bau einer Blüte betrachten. Nehmen wir eine Blüte in der einfachsten Form, so sitzt auf dem Blütenstiel der tellerartig flache oder becherartig ausgehöhlte Blütenboden, der den gemeinsamen Träger für die übrigen Blütenteile abgiebt. Von dem Rand des Blütenbodens gehen zwei Blattkreise aus, deren innerer von den weißen oder bunt gefärbten Blütenblättern gebildet wird, während der äußere aus dem Kelch mit den grünen Kelchblättern besteht. In der Mitte der Blüte erheben sich eigenartig gestaltete Blattorgane, die Fruchtblätter. Sie schließen die Samenknospen, die an ihnen stehen, ein und setzen sich zu dem für die Bildung des Fruchtfleisches besonders wichtigen Fruchtknoten zusammen. Die andern Teile der Blüte kommen, soweit es sich um die Entwicklung des Fruchtfleisches handelt, nicht unmittelbar in Betracht. Oberhalb des Fruchtbodens verengern sich die Fruchtblätter zu den dünnen Griffelstielen, die auf ihren Spitzen die Narben tragen. Auf die Narben wird, damit die Befruchtung eintritt, der Blütenstaub abgelagert.

Es wurde bereits angedeutet, daß es in erster Linie der Fruchtknoten ist, der das saftige Obstfleisch liefert. Früchte, bei denen ausschließlich das Obstfleisch aus dem Fruchtknoten hervorgeht, bezeichnet man als echte Früchte. Eine echte Frucht ist beispielsweise die Kirsche. Aber bei einer ganzen Reihe von Obstarten erfolgt die Bildung des Fruchtfleisches nicht vom Fruchtknoten aus, sondern es beteiligen sich daran andre Blütenorgane. Dann entstehen Scheinfrüchte. Eine Scheinfrucht ist die Maulbeere. Birgt die Blüte nur einen einzigen Fruchtknoten, so kann aus ihr, während sich gleichzeitig die Samenknospen allmählich in Samen verwandeln, auch nur eine einzige Frucht hervorgehen. Besitzt sie dagegen mehrere Fruchtknoten, so werden entweder mehrere Früchte gebildet, oder diese verwachsen miteinander und stellen dann eine zusammengesetzte oder Sammelfrucht dar. Sammelfrüchte sind die Himbeere und die Brombeere.

Die Wandung des Fruchtknotens, der bei den echten Früchten die Ursprungsstätte des Fruchtfleisches ist, zerfällt in drei Schichten, eine äußere, eine mittlere und eine innere. Bei den Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, wie überhaupt bei den Steinfrüchten entwickelt sich nun das Fruchtfleisch aus der mittleren Schicht, indem sie sich mehr und mehr verdickt. Die innere Schicht gestaltet sich zu der Steinschale um, die den Samenkern umschließt, während die äußere Schicht sich zu der Haut umbildet, die das Fruchtfleisch oberflächlich überzieht. Im Verlauf der fortschreitenden Verdickung fallen die nun überflüssig gewordenen Blütenteile, die Griffel und die Blütenblätter, ab. Bei den Beerenfrüchten, wie den Johannisbeeren und Heidelbeeren, beteiligen sich sowohl die innere als auch die mittlere Schicht der Fruchtknotenwandung an der Bildung des Fruchtfleisches. Die äußere Schicht liefert die Beerenhaut.

Wie schon erwähnt, bringt nicht ausschließlich der Fruchtknoten das Fruchtfleisch hervor, sondern es können sich auch andre Blütenteile zu ihm verdicken, und zwar fängt die Reihe der bei den verschiedenen Obstarten anschwellenden Blütenorgane beim Blütenstiel an und hört bei den Blütenblättern auf. Bei unserm heimischen Obst beteiligt sich der Blütenstiel allerdings nicht an der Fruchtbildung. Doch läßt sich die Hagebutte der Rosen zum Vergleich heranziehen, die nichts andres ist als der fleischig gewordene Rosenstiel. In Japan und China indessen giebt es einen bis fünf Meter hoch werdenden, mit unsern Wegedornen verwandten Baum, die Hovenie, dessen Blütenstiele, die die Blütendolden tragen, sich zu zolllangen, wohlschmeckenden Früchten umwandeln, die als Obst sehr beliebt sind. Aehnlich verhält es sich mit der Feige, nur daß bei ihr außer dem Blütenstiel auch der Fruchtknoten zu einem urnenförmigen Fruchtgehäuse umgestaltet wird. Das Fruchtgehäuse füllt sich, während es sich vergrößert, mit süßem Saft, und gleichzeitig entstehen auf seiner Innenseite als kleine, gelbliche Körnchen die Fruchtkörperchen. Diese Fruchtkörperchen sind als Nüßchen aufzufassen, die mit ihrer Schale erst den eigentlichen Samen umschließen. Bei unsern Erdbeeren wird der Blütenboden fleischig, und infolgedessen wird



Im Besitze des Museums in Winterthur.

Photographie-Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Alte Erinnerungen.

Nach dem Gemälde von Rudolf Koller.

der Same nicht in das Fruchtfleisch eingelagert, sondern er senkt sich in die Oberfläche der Erdbeeren in Form der bekannten kleinen, gelblichen Körnchen ein. Bei den Aepfeln, Birnen und Quitten ist es der becherförmige Blütenboden und der Kelch, die das Fruchtfleisch entstehen lassen. Jene kleinen, vertrockneten Blättchen, die die Aepfel und Birnen auf ihrem Kopfe tragen, sind die letzten Reste des Kelches. Nur vereinzelt gehen aus den Samenknospen die fleischigen Teile hervor. Das ist der Fall bei der Stachelbeere und außerdem bei den Granatäpfeln, wo sich die äußere Schicht der Samenknospe zum Fruchtfleisch verdickt. Bei der Maulbeere endlich werden die Blütenblätter fleischig, die die einzelnen samenhaltigen Früchtchen so umhüllen, daß das Ganze wie eine große weiße Beere erscheint.

Auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung, solange sie also noch klein, hart und grün sind, haben die fleischigen Früchte ganz den Bau und die chemische Zusammensetzung der Blätter. Die äußeren grünen Schichten der Früchte sind von Blattgrünkörnern erfüllt, die unter dem Einfluß des Lichtes aus der mit der Luft eingeatmeten Kohlensäure Kohlenstoff abscheiden, der sich mit dem durch die Leitungsbahnen des Pflanzenkörpers zugeführten Wasser und den darin gelösten, aus dem Boden stammenden alkalischen Stoffen zu einem Kohlehydrat verbindet. Aus ihm werden auf der einen Seite die Cellulose, der Holzfaserstoff, der die Pflanzenzellen wie ein Häutchen umschließt, und das Pflanzengewebe gerüstartig durchsetzt, sowie die Stärke gebildet, auf der andern Seite unter dem Hinzutritt von Stickstoff und Schwefel, die den Nährgasen und Nährsalzen entnommen werden, die eiweißartigen Körper. Alle diese Stoffe wandern nach den Stellen des Wachstums, werden hier zum Aufbau neuer Zellen verwendet, und, indem Lage auf Lage entsteht, verdickt sich der das Obstfleisch liefernde Fruchtteil, und die Frucht vergrößert sich mehr und mehr. Solange das Obst noch grün ist, ist es noch bitter und von unangenehmem Geschmack, wodurch, nebenbei bemerkt, den Früchten ein wirksamer Schutz gegen Tierfraß verliehen wird. Der bittere und herbe Geschmack rührt von Glykosiden her. Man kennt von ihnen über hundert Arten. Zu ihnen gehören das Tannin und das Amygdalin, das später in die giftige Blausäure, in Bittermandelöl und Zucker zerfällt. Hat sich die Frucht weiter entwickelt, so machen sich in ihr die organischen Säuren geltend. Unter ihnen treten hauptsächlich auf die Apfelsäure, Weinsäure und Zitronensäure. Die Säuren wirken auf die Glykoside ein, von denen sie Zucker abspalten. In dieser Zeit, wo der Same sich schon dem Reifezustand nähert, ist daher das Obst nicht mehr bitter, sondern mehr sauer-süßlich. Im weiteren Verlauf wird nun auch die Stärke einer Umwandlung unterworfen. Es bildet sich nämlich die Diastase, ein Ferment, das die Stärkekörner in Zucker und Stärkegummi spaltet. Durch diese neue Zuckerzufuhr werden die organischen Säuren gemildert oder gänzlich verdeckt, so daß nun das Obst einen vorherrschend süßen Geschmack erhält. Am zuckerreichsten sind die Weinbeeren, an die sich mit sinkendem Zuckergehalt die Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen und die Beerenfrüchte anschließen. Schließlich entstehen, wenn die Reife vollendet ist, ätherische Oele, denen das Obst sein Aroma verdankt. Die ätherischen Oele verflüchtigen sich leicht, so daß man den Duft mancher Obsorten, wie der Erdbeeren, schon von weit her wahr nimmt.

Mit diesen inneren Umwandlungen gehen aber auch mehr äußere Vorgänge Hand in Hand. Aus dem Holzfaserstoff der Oberhaut, die das Fruchtfleisch umschließt, bilden sich nämlich wachsähnliche Fette, die die Oberhaut verstärken, zum Teil aber auch in winzigen Tröpfchen ausgeschieden werden. Diesen feinen, abwischbaren Ueberzug bezeichnet man volkstümlich als Reif. Die Wachshaut kann man am besten erkennen bei den Aepfeln, den Reifanflug bei den Pflaumen. Der ganze Wachsüberzug gewährt den Früchten den Vorteil, daß er sie gegen die Einwirkung der Nässe schützt. Außer der Wachsdecke bilden sich endlich noch Farbstoffe, die mit denen der Blüten übereinstimmen. Der Farbstoff der gelben Apfelschale ist ein fester Farbkörper, das Anthoxanthin, das sich in Körnchen in den Zellen der Oberhaut ablagert. Der rote Farbstoff der Kirschen, Erdbeeren und Johannisbeeren ist eine gelöste Zellsaftfarbe, das Anthocyan, mit dem sich Säuren in größeren Mengen gemischt haben. Ist der Zusatz der Säuren nur gering, so entsteht der blaurote Farbenton, wie er den Pflaumen, Weinbeeren und Heidelbeeren eigen ist.

Der Mensch zieht das Obst des Fruchtfleisches wegen. Im Leben der obsttragenden Gewächse spielt aber das Fruchtfleisch nur eine nebensächliche Rolle, und die Hauptaufgabe der Früchte besteht darin, die Samenkerne auszubilden, die zur Erhaltung der Art dienen. In der Natur hat daher das reife Fruchtfleisch nur den Zweck, Vögel und andre Tiere anzulocken, die das wohlschmeckende Fruchtfleisch verzehren, die Samenkerne aber entweder nicht genießen oder, wenn dieses geschieht, sie meist unbeschädigt wieder von sich geben. Da die Vögel weite Streifzüge unternehmen, so säen sie unabsichtlich die Samenkerne aus und tragen dadurch zur Verbreitung der betreffenden Obstart bei. Als Anlockungsmittel der Vögel und andrer Tiere dienen in erster Linie die Farben des Obstes. Je auffallender die Farbe ist, desto eher wird die Frucht auch die Aufmerksamkeit der Vögel auf sich lenken. Aus diesem Grunde stehen die Farben des Obstes auch in einem engen Wechselverhältnis zu der Umgebung, das darauf hinausläuft, die Früchte kräftig von dem Hintergrunde abzuheben. Vom Grün stechen die verschiedenen Abstufungen des Rot am besten ab. Daher ist für Gewächse mit immergrünem Laub, wie die Preißelbeere, die rote Farbe am vorteilhaftesten. Ebenso ist für jene Gewächse, die zwar nur im Sommer grünes Laub besitzen, es aber zur Zeit der Fruchtreife noch nicht herbstlich verfärben, wie die Kirsche, Erdbeere und Himbeere, die rote Farbe der Früchte sehr wirksam. Gelb hebt sich von dem reingrünen Farbenton der Blätter viel weniger ab als das Rot. Dafür schmücken sich aber die gelben und gelbgrünen Obstarten auf ihrer Außenseite mit roten Bäckchen oder Streifen, wie die Aepfel und Birnen, so daß sie nun durch die Doppelfärbung um so auffälliger werden. Dort, wo sich das Laub zur Zeit der Fruchtreife herbstlich rot und gelb verfärbt, würden rote und gelbe Früchte gänzlich verschwinden. In diesen Fällen nehmen daher die Früchte eine dunkelblaue und violette Färbung an, wie die Heidelbeeren, die Weinbeeren und die Pflaumen. Unter dem Obst sind weiß gefärbt nur die Beeren des weißen Maulbeerbaums. Aber dieser Baum wirft seine Blätter bereits vor der vollständigen Fruchtreife von sich, und von dem braunen und grauen Geäst heben sich die weißen Maulbeeren ganz vortrefflich ab.

Daß der größte Teil der Samenkerne des Obstes von vielen Vögel unbeschädigt wieder abgegeben wird, ist durch Fütterungsversuche nachgewiesen worden. Bei uns beteiligen sich an der Verbreitung von Obstsamen aller Art die Amsel, die Singdrossel, der Steinrötel und das Rotkehlchen. Auf die Obstarten mit Steinkernen und hartschaligen Samen haben es die Raben und Dohlen besonders abgesehen. Die Kerne der Johannisbeeren und Stachelbeeren werden von Amseln und Staren verschleppt, während die Verbreitung der Weinbeerenkerne hauptsächlich die in die Weinberge einfallenden Sperlinge übernehmen. Im Rheinthal und Donauthal findet sich verwilderter Wein vor, dessen Same von Vögeln ausgestreut wurde. Himbeeren werden von den Bachstelzen und dem Pirol, Brombeeren durch Rebhühner und krähenartige Vögel, Heidelbeeren ebenfalls durch Rebhühner und Tauben ausgesät. Die Rebhühner sind ferner Liebhaber von Walderdbeeren. Sie sowohl, als auch Gartenerdbeeren werden gelegentlich auch von Schnecken verschleppt. Außerdem tragen zur Verbreitung der Waldbeeren wahrscheinlich auch die Marder und Mäuse bei. Hinsichtlich der Aussäung von Obstsamen in südlichen Ländern durch Vögel sei nur auf die Fliegenschnäpper und Papageitauben hingewiesen. Der Fliegenschnäpper mästet sich förmlich mit Feigen, und die Papageitaube siedelt sich auf den Feigenbäumen geradezu dauernd an. Zur Zeit der Fruchtreife ist die ganze Gesichtspartie mit dem gelben Fruchtsaft verklebt, und das Fett der Vögel erhält eine gelbliche Färbung. In Chile sind ganze Wälder von Apfelbäumen durch Papageien entstanden, die die durch das Kernhaus geschützten Samen ausspeien. Dazu verbreiten hier noch Rinder und Pferde den Apfelbaum.

Uebrigens herrscht auch eine gewisse Gesetzmäßigkeit in dem Bau und der Zahl der Samen, durch die sie den Angriffen der Tiere gegenüber widerstandsfähiger werden. Sind die Samen sehr klein und nicht allzu hart, so sind sie zahlreich, wie bei der Erdbeere, der Stachelbeere und der Feige. Sind sie weniger zahlreich vertreten, wie bei der Weinbeere, so werden sie größer und härter. Wenn die Samen größer, nährstoffreicher und genießbarer werden, so schützt sie entweder eine steinharte Schale, wie bei den Pflaumen und Kirschen, oder sie sind in ein steifes, lederartiges Gehäuse eingeschlossen, wie bei den Aepfeln und Birnen.

Wohl nirgends hat sich die Hand des Menschen umgestaltender bethätigt als bei der Zucht der Obstarten. Die Stammpflanzen der Apfelbäume und Birnbäume, der Erdbeeren und Stachelbeeren tragen teils unschmackhafte, teils nur sehr kleine Früchte. Und welche Sortenfülle, welche Größe und welcher Wohlgeschmack ist nicht durch sorgsame Auslese, Pfropfung und Kultur erzielt worden! Von den Stachelbeeren giebt es gegen dreihundert verschiedene Sorten. Die Frucht des wilden Stachelbeerstrauches ist noch nicht so groß wie eine Erbse, dagegen hat die Stachelbeere der „London“ genannten Sorte das Gewicht und die Größe eines kleinen Apfels. Man spricht von der Allmacht der Schöpfung; in gewissem Sinn kann man beim Obst auch von der Allmacht des Menschen sprechen.

Th. Seelmann.

Ein Drachenkampf.

Jüngst war ich in das Märchenland —
Weiß selbst nicht, wie? — geraten.
Was ich in alten Büchern fand,
Leibhaftig mir vor Augen stand
In Not und Reckenthaten.

Ich sah der Drachen greulich Heer
Und ihr gigantisch Wüten.
Sie dehnten ihre Glieder schwer;
Gefauch, Gewälze kreuz und quer,
Als müßten sie was hüten.

Und bald entspann sich auch ein Kampf.
Ein Ritter nahte kecklich.
Das gab ein Winden und Gestampf,
Es schwoll der Nüstern weißer Dampf
Bis an den Himmel schrecklich.

Doch lächelnd reizte unser Held
Die Brut mit goldner Lanze.
Ging da ein Funkeln durch die Welt!
Der schlanke Schaft blieb unzerspellt
Beim grimmen Lindwurmtanze.

Und also kam ein Sieg zu stand',
Das war schier zum Entzücken.
In wunder Kraft der Feind sich wand,
Bis matt er im Geklüft verschwand,
Den Todesstoß im Rücken.

Nun nahm ich denn auch staunend wahr,
Was unhold er besessen.
Da lag's in güldnen Stücken klar
Und edlen Steinen wunderbar,
Kann's nimmermehr vergessen.

Und all die Schätze wurden mein,
Ich durfte wahrlich lachen,
Denn Sieger war Freund Sonnenschein,
Der fegte mir die Bergwelt rein
Von grauen Nebeldrachen.

Th. Remilius.

Drahttelegraphie.

An den Erfolgen, die in der Neuzeit auf dem Gebiete der drahtlosen oder Funkentelegraphie erzielt worden sind, haben die weitesten Kreise des Publikums Interesse genommen, und über die Fortschritte, deren diese neue Telegraphie sich rühmt, haben nicht nur die Fachzeitungen, sondern auch die Tagesblätter ausführliche Berichte gebracht. Dagegen sind über die Weiterentwicklung der älteren Schwester der Funkentelegraphie, die zwar der verbindenden Drahtleitung zwischen den Stationen nicht entraten kann, die aber trotzdem jetzt noch ausschließlich den telegraphischen Schnellverkehr vermittelt, selbst in der Fachpresse nur spärliche Mitteilungen laut geworden. Nichtsdestoweniger sind die Fortschritte der Drahttelegraphie von weit größerer praktischer Bedeutung als die der Funkentelegraphie.

Der einfachste und in den ersten Anfängen der elektrischen Telegraphie ausschließlich, sowie heute noch in großer Anzahl benutzte Telegraphenapparat ist der von Samuel Morse bereits 1832 erfundene, aber erst 1837 praktisch angewendete, nach seinem Erfinder benannte Apparat. Die Konstruktion des Morse-Apparates beruht auf den elektro-magnetischen Wirkungen des galvanischen Stromes. Sobald letzterer in einer Drahtspirale um ein Stück weiches Eisen geführt wird, macht er dieses Eisenstück magnetisch. Das Eisenstück, mit seiner

Umwickelung Elektromagnet genannt, zieht vermöge seines Magnetismus ein andres Eisenstück, das an einem Hebel über ihm befestigt ist, nach unten. Das andre Ende des Hebels geht nach oben, es trägt ein Farbrädchen, das sich bei der Aufwärtsbewegung gegen einen durch ein Laufwerk getriebenen Papierstreifen legt. Das Farbrädchen schreibt auf dem Papierstreifen Punkte oder Striche, je nachdem das eisenarmierte Hebelende — der Elektromagnetanker — kürzere oder längere Zeit durch den Magnetismus des Elektromagnets festgehalten wird, d. h. je kürzere oder längere Zeit der galvanische Strom in die Leitung gesandt worden ist und den Elektromagnet magnetisch gemacht hat. Verschwindet der magnetische Strom in der Leitung, so verschwindet auch der Magnetismus im Elektromagnet, und der Anker wird durch die Wirkung einer Spiralfeder nach oben in die Ruhelage zurückgezogen. Ein neuer Strom ruft wieder Magnetismus und Ankeranziehung hervor.

Bei dem Morsesystem*) wickelt sich also die telegraphische Uebermittlung derart ab, daß die Telegramme in Strichpunktschrift durch Entsendung von galvanischen Strömen bestimmter Zeitdauer in die Leitung abtelegraphiert werden, z. B.:

··——	—···	·	·—·	·—··	·—	—·	—··
Ue	b	e	r	L	a	n	d

··—	—·	—··	——	·	·	·—·	······
u	n	d	M	e	e	r	.

Diese Strichpunktschrift wird auf dem Empfangsamte von dem Papierstreifen des Apparates durch die Telegraphisten sofort in die gewöhnliche Schriftsprache übersetzt und auf die Telegrammformulare niedergeschrieben. Es ist leicht ersichtlich, daß mit dieser Strichpunktschrift wegen der Zeitdauer, die für die Darstellung der einzelnen Buchstaben und insbesondere für die Zwischenräume zwischen den Buchstaben und Zeichen erforderlich ist, eine nur beschränkte Ausnutzung der Telegraphenleitungen stattfinden kann. Thatsächlich beträgt auch di Höchstleistung auf einer mit Morse-Apparaten betriebenen Leitung nur 400 bis 500 Wörter von durchschnittlich 6 Buchstaben in der Stunde. Diese Leistung steigert sich auf 600 Wörter in der Stunde, wenn die Zeichen, wie es jetzt meist der Fall ist, mittels der Klopferapparate (Morse-Apparate vereinfachter Bauart, ohne Schreibvorrichtung) nach dem kürzeren oder längeren Ankeranschlag, also mit dem Gehör aufgenommen werden. Abbildung 1 stellt die Morse-Abteilung eines Telegraphenamtes dar.

*) Zeichen des Morse-Apparates: Ein Strich ist gleich drei Punkten, der Raum zwischen den Zeichen eines Buchstabens gleich einem Punkt, zwischen zwei Buchstaben gleich drei Punkten, zwischen zwei Wörtern gleich fünf Punkten.

Buchstaben:

a	·—	k	—·—	u	··—
b	—···	l	·—··	v	···—
c	—·—·	m	——	w	·——
d	—··	n	—·	x	—··—
e	·	o	———	y	—·——
f	··—·	p	·——·	z	——··
g	——·	q	——·—	ch	————
h	····	r	·—·	ä	·—·—
i	··	s	···	ö	———·
j	·———	t	—	ü	··——

å oder à ·——·—

é ··—·· ñ ——·——

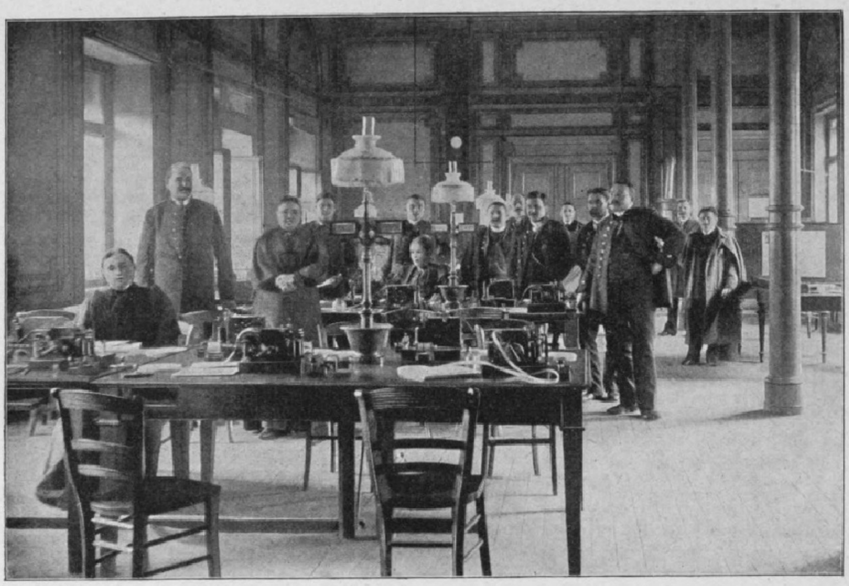


Abbildung 1. Morse-Abteilung eines Telegraphenamtes.

Bei der verhältnismäßig geringen Leistungsfähigkeit des Morse-Apparates für die Beförderung des telegraphischen Massenverkehrs waren die Bestrebungen von vornherein auf die Konstruktion eines Telegraphen gerichtet, der für seinen Betrieb nur Stromstöße von geringer Zeitdauer erfordert, also eine bessere Ausnutzung der Leitungen gestattet, und der die Telegramme auch gleich in der gewöhnlichen Buchstabenschrift auf dem Empfangsamte liefert. Dem Professor David Eduard Hughes, dem nachmaligen Erfinder des Mikrophons, gelang es schließlich, in den Jahren 1854 bis 1860 diese Aufgabe in genialer Weise durch die Konstruktion des nach ihm benannten Hughes-Typendruckers zu lösen. Gegenwärtig sind von diesem Drucktelegraphen insgesamt gegen 4000 Stück, darunter allein etwa 650 in Deutschland im Betriebe. Abbildung 2 veranschaulicht eine Hughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes.

Der Hughes-Apparat giebt die Telegramme auf dem Papierstreifen in gewöhnlicher Druckschrift wieder. In jedem der beiden durch eine Telegraphenleitung verbundenen Apparate wird ein Stahlrad — das Typenrad —, das an seinem äußeren Rande die erforderlichen Buchstaben, Zahlen und Unterscheidungszeichen trägt, durch ein Räderwerk derartig in eine beständige und gleichartige Drehung versetzt, daß beide Typenräder in ihrem Umlaufe genau übereinstimmen und von beiden jederzeit die gleiche Type sich der unterhalb des Rades angebrachten Druckvorrichtung gegenüber befindet. Beim Telegraphieren wird durch die Einwirkung des galvanischen Stromes auf das Elektromagnetsystem des Apparates, infolge mechanischer Uebertragung der Bewegung des Ankerhebels, die Druckvorrichtung mit dem darüberliegenden Papierstreifen in dem Augenblick gegen das Typenrad geschnellt, in dem die Type des telegraphierten Zeichens die Druckstellung erreicht hat. Zur Entsendung der Telegraphieströme dient ein Tastenwerk. Durch Niederdrücken der einzelnen Tasten, die den verschiedenen Buchstaben, Zahlen und Zeichen entsprechen, wird jedesmal ein Strom in die Leitung gesendet, sobald das zu telegraphierende Zeichen des Typenrades sich auf beiden Stationen gerade in Druckstellung befindet.



Abbildung 2. Hughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes.

Die Ueberlegenheit des Apparates über das Morse-System ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß für die Uebermittelung jedes Zeichens und Buchstabens ein einziger kurzer Stromstoß genügt, während z. B. zur Darstellung des Ue beim Morse-Apparat (vergl. unsre Schriftprobe) zwei Ströme von kürzerer und zwei von längerer Zeitdauer erforderlich sind. Thatsächlich leistet auch der Hughes-Apparat 1200 Wörter in der Stunde auf einer Leitung. Beim Hughes-Gegen-



Abbildung 3. Gebe-Apparate des Rowland-Octoplex.

sprachbetriebe, einer neuen Anordnung, die die Beförderung von gleichzeitig zwei Telegrammen auf einer Leitung in entgegengesetzter Richtung ermöglicht, erhöht sich die Leistung auf 2200 Wörter pro Stunde In den letzten vier Jahren sind in Deutschland mehr als 50 große inländische und internationale Leitungen für den Hughes-Sprachbetrieb hergerichtet worden. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben die von Berlin, Hamburg, Bremen, Magdeburg und Emden nach London führenden Leitungen; die Leitungen von Hamburg nach Wien und Paris, ferner die Leitungen von Berlin nach Budapest, Stuttgart, München, sowie den wichtigsten größeren Telegraphenämtern des Reiches. Die Ersparnis an Kosten für neue Leitungen, die bei Nichteinführung des Hughes-Gegensprachbetriebes hätten gebaut werden müssen, beläuft sich auf mehrere Millionen Mark.

Für den telegraphischen Massenverkehr zwischen den großen Verkehrszentren war man aber selbst mit diesen Betriebsmitteln noch nicht zufrieden. Man wußte schon sehr bald, daß man in einer Sekunde bis zu 160 Telegraphieströme durch eine lange oberirdische Telegraphenleitung schicken konnte, die auf dem Empfangsamte noch deutliche Zeichen liefern. Für eine solche Leistung ist selbstverständlich die Kraft eines Menschen zu gering, denn für das Lesen eines Telegramms und seine Uebertragung auf das benutzte Telegraphensystem bedarf der menschliche Geist einer gewissen Zeit, die, so klein sie auch sein mag, doch eine selbst nur annähernd volle Ausnutzung einer Telegraphenleitung durch einen Telegraphisten allein unmöglich macht. Um nun trotzdem die Anzahl der in einer Sekunde möglichen Telegraphieströme voll zu

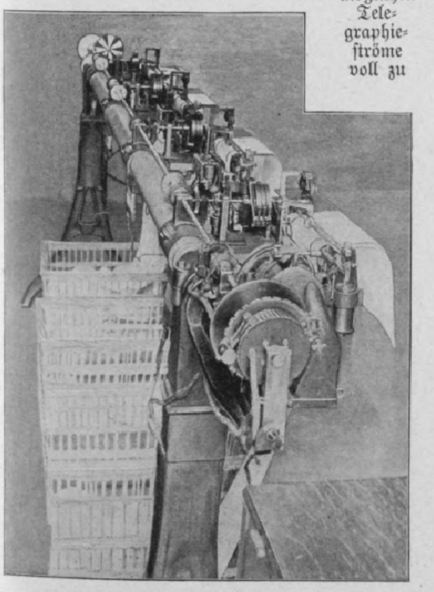


Abbildung 5. Empfänger des Rowland-Octoplex.

verwerten, hat man sie unter mehrere Telegraphisten absatzweise derart verteilt, daß die Telegraphenleitung jedem Telegraphisten für seine Apparate auf einen Bruchteil einer Sekunde zur Verfügung steht, und er für die übrigen Bruchteile der Sekunde Ruhepause, d. h. Zeit zur Vorbereitung des nächsten Zeichens hat. Man nennt diese Art Telegraphie die absatzweise oder wechselzeilige Mehrfachtelegraphie. Die



Abbildung 4. Vollständige Rowland-Station.

Telegraphenleitung wird bei ihr auf beiden Aemtern durch zwei gleichzeitig laufende metallische Verteilerscheiben im regelmäßigen Wechsel vorübergehend mit den einzelnen Apparatsätzen verbunden; auf jedem Apparat ist ein Telegramm in Arbeit, und die Apparate befördern der Reihe nach je ein Zeichen während eines Verteilerumlaufs. Auf diesem Prinzip beruht der vierfache Typendrucktelegraph von Baudot, der mit Rücksicht auf die mit ihm in Frankreich erzielten Erfolge Anfangs 1901 auch in Deutschland eingeführt wurde, und der achtfache Typendrucktelegraph von Rowland, der jüngst auf der Linie Berlin-Hamburg und darauf auf der Linie Berlin-Frankfurt (Main) in Betrieb genommen worden ist.

Der Baudot-Quadruplex der Linie Berlin-Paris ermöglicht die gleichzeitige Beförderung von vier verschiedenen Telegrammen auf einem einzigen Leitungsdrahte; das gleiche Apparatsystem dürfte jetzt schon für den Betrieb der Linie Hamburg-Paris in Benutzung genommen sein.

Als Gebeapparat des Baudot-Systems dient ein klaviaturförmiges Tastenwerk mit fünf Tasten. Die Buchstaben u. s. w. werden durch Niederdrücken einer oder mehrerer Tasten gebildet; für den Buchstaben A ist z. B. die erste Taste und für den Buchstaben T die erste, dritte und fünfte Taste gleichzeitig niederzudrücken. Beim Niederdrücken der Tasten gelangen für jeden Buchstaben fünf Telegraphieströme nacheinander in die Leitung, und zwar entsenden die niedergedrückten Tasten positive, die nicht niedergedrückten Tasten negative Ströme. Die Gesamtwirkung der fünf Telegraphieströme bringt auf dem Empfangsamte den Abdruck des telegraphierten Buchstabens in lateinischer Druckschrift zu stande. Die metallischen Verteilerscheiben rotieren so schnell, daß jeder Apparatsatz dreimal in einer Sekunde an die Leitung gelegt wird; es kann also jeder Telegraphist in einer Sekunde drei Buchstaben oder Zeichen befördern. Die theoretische Gesamtleistung des Baudot-Quadruplex beträgt danach in einer Stunde 43 200 Buchstaben oder 7200 Wörter.

Freilich erfordert die Bedienung der Apparate gewandte und fleißige Beamte. Trägheit läßt der Apparat nicht zu, da er den Beamten zwingt, in dem schnellen Tempo des Verteilerumlaufs zu arbeiten. Eine übermäßige Nervenanstrengung erfordert jedoch die Bedienung des Baudot-Systems keineswegs; am allerwenigsten ist von ihr eine besondere Telegraphiekrankheit à la Baudot zu befürchten, wie sie ein ängstliches Gemüt kürzlich in einer Tageszeitung prophezeit hat. In Frankreich weiß man von einer solchen Krankheit nichts; Deutschland wird sie also wohl auch nicht zeitigen.

Noch hervorragendere Leistungen als das Baudot-System scheinen die von der Rowland Telegraphencompagnie auf der Weltausstellung in Paris vorgeführten Apparate zu ergeben, deren Erfinder der kürzlich verstorbene berühmte amerikanische Physiker Henry A. Rowland, weiland Professor an der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, war. Die mit den Ausstellungsapparaten selbst zwischen Berlin und Hamburg bereits im vorigen Jahre von der Reichstelegraphenverwaltung angestellten Versuche haben solche Resultate ergeben, daß sie jeden Fachmann in Staunen setzten und die Telegraphenverwaltung trotz der hohen Kosten zum Ankaufe von zwei Systemen für die Linien Berlin-Hamburg und Berlin-Frankfurt (Main) veranlaßten.

Das Apparatsystem, allgemein der Rowland-Octoplex genannt, gestattet die gleichzeitige Beförderung von acht Telegrammen auf einer Leitung zwischen zwei Stationen, und zwar von vier Telegrammen in der einen und vier Telegrammen in der andern Richtung. Bei mäßigem Tempo und ohne besondere Anstrengung der Telegraphisten können mit dem Rowland-Octoplex von den acht Apparatsätzen zusammen auf einer einzigen Leitung 19 200 Wörter in einer Stunde abtelegraphiert werden. Es ist dies jedoch nur die Durchschnittsleistung; sie kann durch Erhöhung der Geschwindigkeit auf 28 800 Wörter in der Stunde gesteigert werden. Angesichts solcher Leistungen wird man es als Illusion bezeichnen müssen, wenn man eine erfolgreiche Konkurrenz der drahtlosen Telegraphie mit der Drahttelegraphie in Aussicht stellt. Bis jetzt leisten zwei Funkentelegraphensysteme mit Mühe und Not 400 Wörter in der Stunde.

Jeder der vier Gebeapparate einer Rowland-Station, wie sie Abbildung 3 veranschaulicht,

besteht aus einer Klaviatur nach Art der Remington-Schreibmaschine. Beim Niederdrücken einer Taste bildet der Geber selbstthätig die erforderliche Stromkombination für den abzutelegraphierenden Buchstaben; hierdurch wird dem Telegraphisten die Arbeit mehr erleichtert als beim Baudot-Apparat. Am Rowland-System ist das Telegraphieren kaum mehr als Schreibmaschinenarbeit; es können hierzu, wie die Abbildung 4 der vollständigen Rowland-Station zeigt, infolgedessen auch Damen verwendet werden.

Als elektrische Betriebskraft der Uebermittelung der Buchstaben und Zeichen werden hier im Gegensatz zu den übrigen mit Gleichstrom arbeitenden Typendrucktelegraphen Wechselströme benutzt, die von einer kleinen Dynamomaschine erzeugt werden. Diese Wechselströme durchfließen beständig die Leitung und dienen außer zur Uebermittelung der Buchstaben und Zeichen auch zur Aufrechterhaltung des Gleichlaufs der korrespondierenden Apparatsätze. Jedes Zeichen wird aus einer Kombination von elf halben Stromwellen dadurch gebildet, daß jedesmal zwei nicht unmittelbar aufeinander folgende halbe Wellen durch die niedergedrückte Taste des Gebers unterdrückt werden. Auf dem Empfangsamte werden die Stromkombinationen auf elf Relaisvorrichtungen übertragen, die die Druckvorrichtung des betreffenden Empfangsapparates (Abbildung 5) in demselben Augenblick bethätigen, in dem sich das abtelegraphierte Zeichen gerade in Druckstellung befindet. Der Empfänger schreibt das Telegramm in Typendruck nieder, aber nicht wie bei den bisherigen Drucktelegraphen auf einen schmalen Streifen, sondern wie bei der Schreibmaschine auf ein Stück Papier, das ohne weiteres als Ankunftsformular dienen kann. Der Wegfall des Streifenaufklebens bedeutet eine wesentliche Erleichterung und Arbeitsersparnis für die Telegraphisten der Empfangsstationen.

Man sollte nun glauben, daß mit diesem außerordentlich leistungsfähigen System die Grenze des überhaupt Erreichbaren gegeben sei; das scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Es finden nämlich gegenwärtig in Berlin schon wieder neue Versuche mit einem von dem Professor Murray konstruierten Schnelltelegraphen statt, und demnächst soll hier auch der Stimmgabelvielfachtelegraph von Mercadier erprobt werden, der sogar 24 Telegramme gleichzeitig auf einer einzigen Leitung befördern will.

Otto Jentsch.

Lachende Verheißung.

Novellette

von

M. von Ekensteen.

Wo sich im altehrwürdigen Trier die schattigen Anlagen von der Porta nigra zur Mosel hindehnen, steht im Halbdunkel hoher Nußbäume eine Reihe eleganter, zierlicher Villen. Die Vorgärten leuchten im Schmuck bunter Blumen, und wenn die Nacht heranschleicht, dann jauchzen und klagen die Nachtigallen in den Büschen. Die Spaziergänger bleiben lauschend stehen, und an den Fenstern lehnen die entzückten Horcher. Von der Mosel und der roten Bergkette her weht ein kühler Wind, es raunt und rauscht geheimnisvoll in den alten Baumkronen, und ein Hauch von Romantik zittert umher.

Um die Mittagszeit aber, wenn die Vögel schlafen und die Sommerhitze brütend über der alten Römerstadt liegt, dann sind die Jalousien an den Villen herabgelassen und die Laubgänge der Anlagen sind einsam und verlassen. Hier und da nur eilt ein Arbeiter durch die verschlungenen Wege, oder ein Wagen rasselt durch die breite Allee.

Nur an einer Villa sind die Jalousien immer hochgezogen; es ist, als ob die Inwohner alle Sonne auffangen wollten und einen Riesenhunger nach Luft hätten. Blattgewächse stehen auf den breiten Fenstersimsen, jede Stunde rieselt ein Wasserstrahl über den zartgrünen Rasen, und die Blumen duften stärker als in allen andern Gärten.

Drinnen, im luftigsten und größten Raum der weißen Villa, liegt auf weichem Lager eine bleiche Frau, mit dem Zug zehrenden Leidens in dem edeln Gesichte. Ruhe, Sonne und milde Luft hat ihr der Arzt verordnet, und so ist sie vom rauhen Norden in die lichtumflutete Villa gezogen. Weiß wie Alabaster sind ihre schmalen Hände und die Lippen fast blutleer; aber in den dunkeln Augen liegt eine flackernde Glut, und ganze Fluten tiefschwarzen Haares bedecken die mattblauen Seidenkissen ihres Ruhebettes.

Riesige, üppige Blumensträuße stehen ringsum; fast zu stark ist ihr Duft, aber die Leidende will es so, und der Arzt hat jeden Widerspruch verboten. Die Wände sind mit weichen Seidendecken behangen, von denen ein zarter, roter Schimmer ausgeht, und der hohe Pfeilerspiegel strahlt in herrlicher Farbentönung Böcklins Insel der Toten zurück.

Apathisch liegt die Kranke; nur ihre Augen scheinen zu leben, und sie haften an dem stimmungsvollen Meisterwerk, so groß und forschend, als wollten sie die dunkeln Cypressen durchdringen, um den in Nacht versunkenen Weg nach Avalun zu finden.

An einem der hohen Fenster steht die halbwüchsige Tochter des kranken Weibes; ein schlankes, junges Geschöpf, auf der Grenzscheide des Kindes zur Jungfrau. Alles an ihr ist knospenhaft, auch das Lachen, das wie Sonnenstrahlen ihr Gesicht verschönt.

Und sie lacht so gern, die blonde Lydia Dovegreen! Drum ist es gut, daß Mamas Gesellschafterin ein heiteres, fröhliches Geschöpf ist, sonst schliche ihre Jugend gar zu traurig hin. Die arme Mama ist immer krank, sie spricht nur vom Tode und hat die fixe Idee, ein Vampir nage an ihrem Leben und sauge ihr das Blut aus. Seit Fräulein Olga von Stegen bei ihr ist, hat ihre Niedergeschlagenheit etwas nachgelassen, sie hat sich zu zerstreuenden Reisen aufgerafft, und Lydia wagt es, in den stillen Räumen hell und fröhlich zu lachen.

Jetzt ruft sie ins Zimmer hinein:

„Fräulein Olga, schnell, schnell! — Wissen Sie, wer das ist?"

Fräulein von Stegen geht mit lautlosen Schritten über den weichen, persischen Teppich zum Fenster und beugt den Kopf vor, daß die zackigen Blätter einer Aralia sich wie ein Rahmen um ihre rote Lockenfülle biegen; schnell zieht sie dann den Kopf zurück, doch nicht schnell genug, um nicht gesehen zu werden. Zwei vorübergehende Herren grüßen hinauf, und Lydia neigt purpurerglühend das Köpfchen.

„Sie kennen Sie? O bitte, wer ist's, Fräulein Olga?"

Die junge Gesellschafterin steht einen Augenblick verwirrt; dann fährt sie sich nervös durch das krause Stirnhaar und sagt leichthin:

„Vergaß ich, das zu erzählen?" Sie beugt sich zur Kranken nieder und fährt fort: „Ich traf neulich bei Hofrats Herrn von Jagow und Herrn Hilgers wieder!"

„Von Jagow?" flüstert die Kranke fragend.

„Ja; entsinnen Sie sich nicht unsrer Begleiter vom vergangenen Jahr, als wir am Ammersee waren?"

Die Kranke schüttelt müde den Kopf, aber Lydia fragt eifrig: „Sind das die Herren? Und wer ist der kleine Schwarze?"

„Herr von Jagow. Warum interessiert Sie das?"

Lydia sieht auf ihre Fingerspitzen und meint verlegen: „Weil sie jeden Tag um dieselbe Stunde vorübergehen und immer so auffallend nach unsern Fenstern sehen, als suchten sie jemand!"

Fräulein von Stegen errötet flüchtig, nimmt ein Buch zur Hand und setzt sich zur Kranken; Lydia aber biegt die blühenden Clematiszweige am Erker zurück und späht in den sonnendurchglühten Tag hinaus; Herr von Jagow und Herr Hilgers sind längst in den dunkeln Laubgängen der Anlagen verschwunden; rings ist's einsam und still ...

Man konnte sich keine verschiedener gearteten Menschen denken als den leichtlebigen Kurt von Jagow und den ernsten, tief veranlagten Paul Hilgers. Dennoch waren sie unzertrennliche, treue Freunde. Ihre Intimität datierte schon von der Schulbank her, und ihre Wege hatten sich erst getrennt, als Kurt nach absolviertem Gymnasium zur Hochschule ging, während Paul sich mit einem Kurs auf der Handelsschule begnügen mußte. Jetzt waren sie wieder vereint, und man konnte sie alle Tage um die Mittagsstunde Arm in Arm nach dem „Roten Haus", dem alten, renommierten Gasthaus Triers, wandern sehen. Sie waren pünktlich wie die Uhr auf dem hohen Gangolfsturm, und wenn sie an dem Postgebäude auf dem Kornmarkt vorbeigingen, dann schoben die spielenden Buben ihre Mürbel in die Säcke und die Mädchen hörten mit dem Seilspringen auf, um eilig in die Häuser zu laufen; es war genau $12\frac{1}{4}$ Uhr; die Hausfrauen trugen die Suppe auf.

Kurt war schlank und klein, Hilgers dagegen ein breitschultriger, derbknochiger Mann; wer es nicht wußte, mußte viel eher den Hünen mit dem krausen Siegfriedkopf für einen kerngesunden Landwirt halten, als den schmächtigen Gutsbesitzer von Jagow; aber das änderte nichts an der Thatsache. Hilgers saß von acht bis zwölf und von zwei bis sechs über Geschäftsbücher mit langen Zahlentabellen gebeugt, und Kurt ließ seine Verwalter und Pächter die großen Ländereien bewirtschaften, deren Besitzer er schon als halber Knabe geworden war. Seine ganze Thätigkeit bestand in kleinen Morgenritten, wobei er den Stand der Saaten inspizierte, oder er streifte mit der Büchse durch den Forst und saß mit der Angel am Weiher.

Wie das Aeußere, war auch der Charakter der Freunde grundverschieden, und die Leute behaupteten, gerade darum vertrügen sie sich gut.

Nach Tische gingen sie alle Tage langsam durch die Simeonsstraße; unter den hohen Bogen des alten Römerthores zündeten sie ihre Zigarren an, und dann schlenderten sie durch die einsamen, verlassenen Anlagen dem Martinshause zu.

„Kurt," sagte eines Tages Hilgers, als sie an der weißen Villa mit den weitgeöffneten Fenstern vorübergekommen waren und Fräulein von Stegen gegrüßt hatten, „sei ehrlich! Du bist in Fräulein Olga verliebt?"

Hilgers war stehen geblieben, hatte schwer seine Hand auf die Schulter des Freundes gelegt und sah ihm mit einem offenen Blick in das Auge.

Nach einer kleinen Weile sagte Kurt, indem er mit seinem leichten Spazierstock in eine dichte Jasminstaude schlug: „Warum fragst du eigentlich?"

„Hm! Du weichst meiner Frage mit einer Gegenfrage aus! Nun, du hast vielleicht recht, daß du Gründe für meine Indiskretion verlangst!"

„Paul!" unterbrach ihn Kurt; „du sprichst mir gegenüber von Indiskretion? Wie du nur so reden magst! Aber sieh, ich muß dir das erklären; eigentlich bringt mir deine unvermittelte Frage erst die rechte Klarheit über mein Empfinden, und was ich selber nicht deutlich wußte, jetzt steht es zweifellos fest! Ja, du hast recht! Schon damals, als wir zusammen auf der Amper durch das rauschende Schilf fuhren, die Wasservögel um uns her schwirrten und du so voll bewundernswerter Aufmerksamkeit die launische, leidende Frau Dovegreen unterhieltest, hat es mir die seltsame Schönheit Olgas von Stegen angethan!"

„So, schon damals! Und wie steht es jetzt?"

„Ich habe eigentlich nie recht ernstlich darüber nachgedacht, aber — ich muß dir gestehen, daß ich nur ihretwillen täglich wie ein Pedant diesen Weg gehe, daß ich stolz und glücklich wäre, wenn ich mir sagen könnte, daß ich ihr nicht gleichgültig geblieben sei. Eigentlich regelrecht verliebt bin ich nicht. Weißt du, es ist ganz anders als all die flüchtigen Interessen, wie ich sie oft nach einem Ballabend oder flotten Souper für irgend ein hübsches Mädchen empfand! Olga beschäftigt und interessiert mich nun schon über Jahr und Tag, und ein Tag, ohne sie gesehen zu haben, schiene mir ein verlorener!"

Ein Schatten verdüsterte flüchtig Hilgers' offenes, ehrliches Gesicht; er nahm den Hut ab und fuhr sich über die hohe, klare Stirn, dann sagte er:

„Ich habe dich und sie beobachtet, so oft sich Gelegenheit bot, euch zusammen zu sehen, und mir wurde alles klar; ich habe nur eine Furcht: es wird doch nicht wieder eine flüchtige Neigung sein, wie sie schon öfter dein Herz erfaßte?"

„Furcht?" sagte Kurt erstaunt; aber der Freund schob nonchalant den Arm in den seinigen und sagte im Weitergehen: „Nun ja; Fräulein von Stegen deucht mir zu gut und steht zu hoch, um mit ihr nur ein tändelndes Spiel zu treiben! Was hindert dich, um ihre Hand zu bitten?"

„Spotte mich aus, wenn du willst; aber weißt du wohl, daß ich immer der Meinung war, du liebtest sie!"

Hilgers lachte laut und kurz auf; erschreckt fuhren einige Vögel aus dem Mittagsschlaf, dann war es wieder lautlos still.

„Warum lachst du so sonderbar?" fragte Kurt nach einer Weile.

Hilgers' Stimme klang verschleiert, als er, jedes Wort betonend, antwortete: „Und wenn Hunderte sie liebten, was hülfe es, wenn sie nur dich liebt?"

Kurt hörte den schmerzlichen Ton in den Worten des Freundes nicht; lebhaft, mit einem lachenden Leuchten im Blick forschte er nur:

„So glaubst du wirklich, daß sie mich liebt?"

„Ich bin überzeugt davon! Erweist sie je einem andern so viel Gunst als dir? Nur dir reicht sie die Hand entgegen beim Gruß, mit dir lacht und scherzt sie, dich bittet sie um das Geleit ..."

„Aber du ahnst nicht, wie spröde sie dennoch ist! So oft ich sie auch in Gesellschaften treffe, ich komme ihr nicht näher!"

„Necken, Tändeln und Quälen ist das Vorspiel zum Glück! Habe nur Mut und Ausdauer!"

Sie waren am Martinshause angelangt und schüttelten sich die Hände zum Abschied. Hilgers ging ins Bureau, Kurt von Jagow setzte seinen Spaziergang fort. Bald trug ihn ein Nachen zum jenseitigen Moselufer, und über die Napoleonsbrücke ging er dann den bewaldeten Bergen zu. Eine frohe Erregung hatte ihn erfaßt. Wenn der ruhige, ernste Freund es bemerkt hatte, daß das seltsame, schöne



Vor der Waldkapelle.

Nach dem Gemälde von H. Salentin.

Mädchen ihn liebte, so gab es doch keinen Zweifel mehr, und Paul hatte recht gehabt mit seiner Frage, warum er sie nicht zum Weibe begehre. Was hinderte ihn denn? Er war ja reich und unabhängig, und ihr Name hatte keinen schlechteren Klang als der seine!

Nun mußte er vor sich hin lachen. Er hatte wirklich geglaubt, Paul sei in Olga verliebt, zuweilen hatte ihn sogar Eifersucht angewandelt; Olga hatte ihn oft mit so sinnender Miene verfolgt, so wunderliche Fragen nach ihm gestellt und war errötet, wenn Paul in ihre Nähe kam. Aber was sollte das heißen, neben dem, was der Freund beobachtet hatte! Nur gegen ihn war sie so zuvorkommend und nur ihm galt wohl ihr Erröten!

Kurt von Jagow hatte Besuch in der weißen Villa gemacht, und die erste Verstimmung war zwischen die Freunde gekommen. Hilgers hatte sich gewehrt, ihn zu diesem Besuch zu begleiten, Kurt hatte gebeten, gedrängt, und hatte es schließlich als Freundschaftsbeweis gefordert; aber Hilgers war fest geblieben, und seitdem trübte eine Wolke das innige Verhältnis.

Die Kinder auf dem Kornmarkt wunderten sich nicht wenig, als sie die Unzertrennlichen nicht mehr pünktlich vorübergehen sahen, und die Tischgäste im „Roten Haus" begriffen die Zerstreutheit des stets so gelassenen Herrn Hilgers nicht. Als er aber nach einiger Zeit zu den Waffenübungen reiste und nicht wiederkehrte, war er bald vergessen; nur Kurt von Jagow dachte mehr denn je an ihn, und heimlich machte er sich manchmal stille Vorwürfe. Er allein wußte ja, was aus dem Freunde geworden war. Eines Tages hatte er von Hilgers einen Brief erhalten, daß er sich freiwillig zur deutschen Chinatruppe gemeldet hätte. Als Kurt den Brief erhielt, war der Freund schon auf dem Meer; er aber saß, den Kopf in die Hände gestützt, und las immer wieder die wenigen und doch so inhaltschweren Worte: „Einer von uns beiden mußte weichen; so thue ich es, denn Dich liebt sie, und ich konnte ihr nie ein Leben ohne Sorgen bieten, wie Du! Ich habe mich zur Chinatruppe gemeldet. Wenn ich wiederkehre, so lasse mich sie als Dein Weib begrüßen, dann wird alles in mir schweigen. Um unsrer Liebe willen darf unsre Freundschaft nicht Schiffbruch leiden!"

Also doch! Auch er hatte sie geliebt, und um seinetwillen hatte er das Feld geräumt. Das traf ihn wie ein Keulenschlag! Eine Unlust und Ruhelosigkeit bemächtigte sich seiner, ein Gefühl der Unsicherheit überkam ihn, und eine unerklärliche Scheu ließ ihn das Haus der Geliebten meiden.

Wie ein Träumender wanderte er jetzt oft stundenlang durch seine Wälder, und er schrak nervös zusammen, wenn ein trockener Ast unter seinen Schritten knackte oder eine Eichel von den knorrigen, breitästigen Baumriesen vor ihm niederfiel.

Die weißen Schäfte der schlanken Birken riefen ihm Olgas Bild vor die Seele, aber ein Gefühl der Scham beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er sie gewinnen sollte, da doch der Freund sie auch liebte. Paul hatte um seinetwillen entsagt: sollte er weniger Edelmut besitzen als der Freund?

Stundenlang ging er grübelnd durch den Forst, und unter dem flutenden Wechsel der Lichteffekte, in der tiefen Stille des endlosen Blättergewirres kam wieder Ruhe über ihn; hier auch war es, wo er den letzten Entschluß faßte: er soll nicht großmütiger sein als ich! Ich will seine Rückkehr erwarten, und dann soll sie entscheiden! Und mit diesem Entschluß trat er eine Auslandreise an. —

Fern von der Heimat ist Paul Hilgers gefallen. Kurt von Jagow hat es getragen wie ein Mann und hat getrauert wie ein echter Freund. Es ist, als ob mit dem Tod des Freundes auch seine Liebe zu Olga von Stegen entschlummert sei; er hat es vergessen, den altgewohnten Spaziergang durch die Anlagen zu machen, nur zufällig hat sich heute sein Fuß dahin verirrt.

Lange Monate waren die Thüren und Fenster an der weißen Villa geschlossen, und die bleiche Frau deckt ein schwerer Marmorblock im schattigen Friedhof.

Jetzt aber stehen die Fenster wieder offen, Blumen füllen die Erker, und aus dem Rasen leuchten Rosenbüsche hervor. Ein blonder Lockenkopf beugt sich aus dem Erkerfenster, Kurt von Jagow grüßt hinauf, und Lydia dankt, in Glut getaucht.

Da kommt ein heißes Verlangen über ihn. Jetzt raubt er dem Freunde nichts mehr, jetzt steht ihm der Weg frei!

Mit einer schnellen Wendung geht er auf die Villa zu und läßt sich bei Fräulein von Stegen anmelden.

Lydia preßt die Hände auf das lautpochende Herz, und als sie ihn eintreten sieht, flüstert sie: „Endlich!"

Nun steht er Olga gegenüber, und ganz fremd kommt sie ihm vor. Ihre lachenden Augen sind matt und von dunkeln Schatten umgeben, ihre leuchtenden Haare sind in einen schlichten Knoten gezwängt, und sie ist schmal und bleich, fast wie es die schlanke Frau war, deren Ruhebett noch unter Palmen und Musas steht.

Tief verneigt er sich vor ihr; er sucht nach Worten, um seinen unvermittelten Besuch einzuleiten, aber sie kommt ihm zuvor: „Ich habe Sie erwartet, Herr von Jagow!"

Bei ihren Worten weicht alle Befangenheit von ihm, er lächelt und meint: „So ahnten Sie also, daß ich kommen würde?"

„Ich hoffte es! Mußten Sie mir nicht von Ihrem armen Freunde erzählen?"

Er sieht, wie ihre verblaßten Lippen beben und ihre Augen in feuchtem Schimmer schwimmen, und die alte Eifersucht wird plötzlich wieder in ihm wach. Also darum hatte sie ihn erwartet, damit er ihr von ihm erzähle! Gepreßt sagt er: „Sie wissen, daß er den Tod fürs Vaterland starb?"

„Ja, das weiß ich, aber nicht, was ihn hinausgetrieben hat!"

Voll Spannung hängt ihr Auge an seinen Zügen; sie ahnt nicht, was in seinem Innern vorgeht, denn als er nach einer kleinen Pause fragt: „Wollen Sie die ganze Wahrheit wissen?" da ergreift sie seine Hand und sagt bewegt: „Ich bitte Sie darum! Sie müssen ja gemerkt haben, wie teuer er mir war!"

Es wird dunkel vor seinen Augen und er senkt den Blick: „Er liebte Sie, und um seines Freundes willen entsagte er!"

Langsam rinnen zwei schwere Thränen über ihre Wangen, und krampfhaft verschlingt sie die Hände im Schoß. Leiser fährt Kurt fort: „Er wußte, wie dieser Freund Sie liebte, und es war seine ganze Hoffnung, daß Sie ihm das Glück des Lebens werden würden!"

Vorwurfsvoll taucht ihr Auge in das seine; abwehrend hebt sie die Hände und schüttelt den Kopf:

„Ich hab' ihn geliebt! Solche Liebe bleibt treu, auch über das Grab hinaus!"

Wortlos verbeugt sich Kurt vor ihr. Schweigend geleitet sie ihn zur Thür und reicht ihm stumm die Hand.

Als er die Veranda durchquert, kreuzt Lydia seinen Weg. Sie ist frisch und blühend wie ein Frühlingstag, lachende Verheißung liegt in ihren strahlenden Augen, eine schwere Rosenknospe wiegt sich in ihren sonnumzitterten Locken, und als er sie grüßt, ergießt sich Purpur über ihr Gesicht und verläuft in rosigem Hauch an ihrem weißen Nacken.

Da vergißt er den toten Freund, vergißt die bleiche Frau mit dem ernsten Wort der Treue.

Er ergreift Lydias eiskalte Hand und preßt seine Lippen darauf.

Bambuslandschaft in Brasilien.

(Hierzu das Bild Seite 941.)

Unter den typischen Vegetationsbildern Südamerikas, die den Beschauer durch ihre Eigenart fesseln und zugleich für den Europäer fremdartig in der Erscheinung sind, ist eines der interessantesten eine Bambuslandschaft. Sind die Bambusse auch vereinzelt durch ganz Südamerika verbreitet, teilweise bis weit in die Kordilleren, bis zur Schneegrenze hinauf, so kommen sie in ihren größeren Arten und häufiger jedoch erst in den heißeren Teilen des Landes vor und bilden hauptsächlich in Brasilien einen charakteristischen und weit verbreiteten Landschaftstypus. Je nach der Art erreichen die Halme der Bambusse eine Höhe von 7 bis 8 Metern, andre von 20 Metern und darüber hinaus, bei einem Stammdurchmesser von etwa 20 Centimetern; meistens stehen sie wie die Halme unsers Schilfrohrs dicht aneinander, zu einem undurchdringlichen Dickicht vereinigt. Schlank und graziös streben die Riesenhalme mit ihren zierlichen Blättern empor, wiegen sich leicht in der Luft und geben, wo sie auch immer stehen mögen, der Landschaft ein anmutiges Gepräge.

Besonders reizvoll ist es, wenn der Bambus, wie dies teilweise z. B. bei Rio de Janeiro der Fall ist, vereinzelt und in kleineren Gruppen auf den waldigen Bergesabhängen steht, seine hohen, elegant gebogenen Halme in scharfer Silhouette sich von der Luft abheben und die tropisch eigenartige Landschaft dahinter wie in einer feingezeichneten Umrahmung erscheint.

Die Nutzbarkeit des Bambus ist durch die leichten, hohlen und dabei doch harten und zähen Halme eine äußerst vielseitige, er giebt ein gutes Material zum Häuserbau, für die verschiedensten Hausgeräte u. s. w. und ist für viele andre Zwecke fast unentbehrlich; so wird der Bambus auch, wie es auf dem Bilde dargestellt ist, zu Wasserleitungen benutzt und mit Hilfe seiner röhrenartigen Stämme, die auf Stützen ruhen, das Trinkwasser aus den Bergen bis zum Hause geleitet.

Karl Oenike.

Litteratur.

Als eine willkommene Gabe zur Jahrhundertfeier der Geburt Nikolaus Lenaus bietet die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart eine mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke, die sich im Format wie in der Ausstattung genau den billigen einbändigen Klassiker-Ausgaben desselben Verlages anschließt, die sich bereits eine so große Beliebtheit errungen und eine weite Verbreitung erlangt haben. Diese Ausgabe des Dichters, der unter den nachgoethischen Lyrikern Deutschlands mit in allererster Reihe steht, wird sich sicherlich gleichfalls rasch einbürgern, da sie viele Vorzüge aufzuweisen hat. Mit Wärme geschrieben und dennoch durchaus gerecht abwägend gehalten ist zunächst die biographische Skizze Otto Franz Gensichens, die alles gewissenhaft berücksichtigt und verwertet, was die neuesten Forschungen über die Persönlichkeit Lenaus und seine Beziehungen zu andern Personen gebracht haben. An die Gedichte, die lyrische Nachlese aus dem dichterischen Nachlaß und die Jugendgedichte schließen sich die größeren lyrisch-epischen Dichtungen, dann Faust, Savonarola, die Albigenser und der dramatische Nachlaß: Don Juan und Helena. Eine besonders schätzenswerte Zugabe bilden die Tagebücher und Briefe, die hier zum ersten Male einer Ausgabe von Lenaus Werken einverleibt wurden. Sie interessieren nicht nur deshalb, weil sie eine wertvolle Ergänzung seiner poetischen Schöpfungen bilden und weil Lenau außer diesen Aufzeichnungen keine Schriften in Prosa hinterlassen hat, sondern auch weil sie einen klaren Einblick in seine leidenschaftliche Liebe zu Sophie Löwenthal gewähren, die das Verhängnis seines Lebens war. Er selbst hat an den Schluß seiner Einleitung die Worte geschrieben: „Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen." Allen Verehrern des Dichters sei diese elegante, handliche und dabei außerordentlich billige Ausgabe seiner sämtlichen Werke warm empfohlen.

— Vincenz Chiavacci darf sich rühmen, unter den österreichischen Feuilletonisten, die sich mit der Schilderung des Wiener Volkslebens beschäftigen, der populärste und also auch erfolgreichste zu sein. Trotz der stattlichen Reihe von Bändchen, in denen er seine ernsten und lustigen Plaudereien zusammengefaßt hat, ist er noch keineswegs dem für die meisten seines Berufs unentrinnbaren Schicksal, sich ausgeschrieben zu haben, nahe gerückt. Seine scharfe Beobachtungsgabe und seine unerschöpfliche Gestaltungskraft haben ihn davor bewahrt. So gewährt auch die Lektüre seines neuesten Bändchens „Bei uns z' Haus, Genrebilder aus dem Wiener Leben", das bereits in dritter Auflage vorliegt (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), einen ungetrübten, köstlichen Genuß. Alle diese Genrebilder atmen eine Lebensfrische, die nur aus täglichem Verkehr mit all diesen kleinen Leuten erwachsen sein kann, und dabei sprudelt der leichtflüssige Humor Chiavaccis in unverminderter Kraft.

— In seinem Buche „Auf dem Heimwege" vereinigt Ludwig Bräutgam eine Reihe von Novellen und Skizzen, deren Stoffe den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes entlehnt sind (Berlin, Fontane & Comp.). „Der Drache" ist eine Dorfgeschichte mit düsterem Hintergrunde, doch versöhnend ausklingend. In den Erzählungen „Der Gemeensteen" und „Auf heimatlichem Pfade" führt der Verfasser die Leser in seine sächsische Heimat, und prächtige Heidebilder entwirft er in der „Marschenfahrt" und in der Skizze „Teufelsmoorleute", in der wir in die durch die Worpsweder Maler berühmt gewordene Landschaft versetzt werden. Den größten Teil des Buches nehmen jedoch die elsässischen Novellen ein, von denen besonders „Herbsttage einer Elsässerin", „Nach Deutschland" und „Auf elsässischen Spuren in Frankreich" hervorgehoben seien.

Kunst.

„Ars nova", „Neue Kunst", ist der Titel einer mit ungewöhnlicher Pracht ausgestatteten periodischen Veröffentlichung, die sich die Aufgabe gestellt hat, einen Ueberblick über hervorragende, im Laufe eines Jahres in der Oeffentlichkeit erschienene Kunstwerke in Wort und Bild zu bieten. Der erste, kürzlich erschienene Band, der unter der künstlerischen Leitung von Felicien Freiherrn von Myrbach von Max Herzig in Wien herausgegeben worden ist, hat sein Material aus den Ausstellungen des Jahres 1901 geschöpft. Ueber sie berichtet der in Paris lebende Kunstkritiker Meier-Gräfe in leichtem, feuilletonistischem Plauderton, der zu der monumentalen Schrift, in der diese Plauderei gedruckt ist, in etwas befremdlichem Gegensatz steht. Wie schon der Titel sagt, ist nur die „neue Kunst" berücksichtigt worden, d. h. jene Abzweigung der modernen Kunst, die ihren Niederschlag in den Ausstellungen der sogen. Sezessionen gefunden hat, von denen die Berliner mit einem wahrhaft dithyrambischen Ueberschwang gefeiert wird. Nach den Versicherungen des Verfassers haben wir es lediglich den großen Verdiensten Max Liebermanns zu verdanken, wenn in Berlin überhaupt noch etwas von Kunst vorhanden ist. Glücklicherweise ist das bildliche Material, das dem Leser zur Kontrolle dieser durchaus subjektiven Betrachtungen geboten wird, so gut gewählt und in der Ausführung meist so vortrefflich, daß sich jeder unbefangene Kunstfreund, auch wenn er die Originale der wiedergegebenen Bilder gar nicht oder doch nur zum Teil gesehen hat, eine im großen und ganzen zutreffende Vorstellung von der „neuen Kunst" machen kann, und dadurch haben Herausgeber und Verleger dem Studium dieser Kunst einen dankenswerten Dienst geleistet. Unter den 45 Heliogravüren, die den Hauptinhalt des Prachtbandes bilden, sind Werke der Franzosen Aman-Jean, Besnard, Carrière, Cazin, Charles Cottet, Bartholmé (Totendenkmal auf dem Père-Lachaise in Paris) und Rodin, des in den letzten Jahren als dem Velazquez ebenbürtig gepriesenen Spaniers Zuloaga, des Russen Repin, des Norwegers Krogh und des Oesterreichers Gustav Klimt vertreten, der durch sein Deckengemälde „Die Medizin" in Wien die Geister zu erbittertem Kampfe entfesselt hat. Deutschland ist durch die Maler Graf L. von Kalckreuth, G. Kühl, H. Balluschek, W. Leistikow, M. Liebermann, H. Dettmann, F. v. Uhde, H. Zügel und die Bildhauer M. Klinger, A. Gaul und F. Klimsch vertreten. Um unsern Lesern ein paar Proben von dem Inhalt zu bieten, geben wir in den Notizblättern dieser Nummer zwei stark verkleinerte Reproduktionen des Bildnisses der Gräfin Alexander Andrassy von dem gefeierten ungarischen Maler Philipp László, der zurzeit wohl der beliebteste Bildnismaler der österreichisch-ungarischen und zum Teil auch der deutschen Aristokratie ist, und ein Bild „Im Schafstall" von dem jüngst verstorbenen italienischen Maler Giovanni Segantini, der nach der Meinung seiner Bewunderer den Impressionismus auf eine hohe, wenn nicht gar schon auf die höchste Stufe seiner Entwicklung gebracht hat.

Notizblätter.

Bildende Kunst.

In einem der schönsten Teile Charlottenburgs geht ein Bau oder vielmehr eine Bautengruppe ihrer Vollendung entgegen, die mit ihren vielen Dächern, ihren eigenartig geformten Türmen und Kuppeln schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es ist dies die in einer Front von mehreren hundert Metern an der Hardenbergstraße sich hinziehende Hochschule für bildende Künste, ein Schulbau, wie er sich großartiger wohl nirgendwo in Deutschland finden dürfte. Welch ein Unterschied, das alte, schmucklose Haus Unter den Linden, das vor kurzem geräumt wurde, und der neue, in einem vornehmen Barock errichtete Palast, der durch seine Schönheit, noch mehr aber durch seinen kolossalen Umfang imponierend wirkt und dessen Gesamtbild nicht anders als in hohem Grade malerisch bezeichnet werden kann. Wenn man mit der Stadtbahn nach der Station Zoologischer Garten fährt, erblickt man rechts hinter prächtigen Baumgruppen die roten Ziegeldächer der Akademie, deren gewaltige Ausdehnung man von hier aus in etwas zu übersehen vermag. Die langgestreckte Fassade des Hauptbaues wird durch einen Mittelbau wirksam unterbrochen, der, an sich schön gegliedert und mit sinnvollem figürlichen Schmuck versehen, ein hohes, in eine Laterne auslaufendes Dach trägt, das sich als der am meisten in die Augen fallende Teil des riesigen Bauwerkes schon aus ziemlicher Entfernung kennzeichnet. Die Fassadenecken sind pavillonartig ausgebildet und stehen mit ihrer reichen Behandlung der Flächen zu dem Mittelbau in einem harmonischen Verhältnis. In seiner ganzen Ausdehnung bildet das Hauptgebäude ein mächtiges, wiederum in sich geteiltes Viereck, das eine Anzahl von größeren und kleineren Binnenhöfen umschließt, die für die hier angrenzenden Ateliers und Hörsäle eine ausreichende Lichtquelle bilden. Die Bodenfläche des Haupthofes bietet Raum für eine große Gartenanlage, die sehr geeignet sein dürfte, die Einförmigkeit der langgestreckten Mauerflächen zu mildern. Die Räume des Vorderhauses sind hauptsächlich repräsentativen und Verwaltungszwecken gewidmet; hier sind vor allem bemerkenswert die prächtige hohe und weite Eingangshalle, sowie die künstlerisch reizvoll behandelte Aula, wohingegen man bei den Treppenanlagen auf jede Raumverschwendung verzichtet hat. Südöstlich an das Akademiegebäude gliedert sich die Hochschule für Musik an, ein eleganter, namentlich in der Ausbildung seiner Dachformen originell wirkender Bau, der den ganzen gewaltigen Komplex nach der Fasanenstraße zu abschließt. Er enthält u. a. einen großen Musiksaal, für den eine reiche dekorative Ausstattung vorgesehen ist. Sämtliche Bauten sind nach den Plänen der Architekten Kayser und von Großheim in hellem Sandstein ausgeführt, zu dem die rote Ziegelbekleidung der Dachflächen auf das wirkungsvollste kontrastiert. Ein Teil der Neubauten befindet sich seit einiger Zeit bereits in Benutzung, den Gesamtbau aber hofft man bis Oktober endgültig seiner Bestimmung übergeben zu können.



Geheimer Hofrat Professor Kürschner †.

Kunstwissenschaft.

Eine kunstgeschichtliche Fabel. Nachstehende Notiz aus dem „Prometheus" ist kürzlich durch viele Blätter gegangen: „Die linksgewundene Wendeltreppe des Schlosses von Blois (Touraine), das nach den Plänen von Leonardo da Vinci erbaut wurde, ist immer als eine der merkwürdigsten architektonischen Leistungen betrachtet worden. Nunmehr hat Theodor Cook es als wahrscheinlich hingestellt, daß diese Treppe genau nach dem Schalenbau einer häufigen Mittelmeerschnecke, der Fledermaus-Rollschnecke (Voluta vespertilio), konstruiert ist, so daß ein Längsschnitt durch den Mittelpfeiler der Schnecke genau das innere Bild der Treppe ergiebt. Ist dies schon auffällig genug, so liefert die äußere Balustrade der Treppe den vollen Beweis, daß der Baumeister dieses Schneckenhaus als Vorbild genommen hat, denn diese Balustrade giebt die äußeren Zierraten dieses Modells wieder. Eine solche Nachahmung würde durchaus den bekannten Gepflogenheiten Leonardos, der ein unablässiger Naturbeobachter war, entsprechen. Auffallend ist nur, daß die Treppe linksgewunden ist, während die Schnecke in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle rechtsgewunden ist, so daß unter tausend und mehr Exemplaren kaum einmal ein einziges linksgewundenes als Ausnahmestück vorkommt. Es ist indessen nicht nötig, anzunehmen, daß Leonardo gerade ein linksgewundenes Exemplar zum Vorbilde genommen, da es für die Umzeichnung eine viel einfachere Erklärung giebt. Leonardo war bekanntlich linkshändig und schrieb, zeichnete und malte mit der linken Hand. Seine Schrift läßt sich daher am bequemsten im Spiegel lesen, und ein Linkshänder kopiert auch die Natur am bequemsten im umgekehrten Sinne, so daß er aus einer rechtsgewundenen Spirale eine linksgewundene macht." — Dieser scharfsinnige Erklärungsversuch hat nur den einen Fehler, daß er auf einer völlig falschen Voraussetzung beruht. Es ist eine unbegründete Fabel, daß Leonardo da Vinci mit dem Bau des Schlosses von Blois, insbesondere mit dem hier in Frage kommenden Flügel Franz' I. irgend etwas zu thun gehabt hat. Die neuesten Forschungen haben mit Bestimmtheit ergeben, daß der Bau von 1515 bis 1519 unter der Leitung des „Maître maçon" Jacques Sourdeau, eines auch sonst unter Franz I. viel beschäftigten Architekten, ausgeführt worden ist.



László: Gräfin Andrassy. (Aus „Ars nova", Verlag von Max Herzig in Wien.)

Altertumswissenschaft.

Der bekannte österreichische Orientforscher Professor Sellin ist aus Palästina zurückgekehrt, wo er in der von der Bibel oft genannten Ebene Jesreel eine alte kanaanitische Burg und zwei israelitische Festungen entdeckte. Unter den vielen Funden, die er auf alten Kultus- und Begräbnisplätzen machte, befindet sich auch ein israelitischer Räucheraltar mit sechs Cherubims und vier Löwen.

— Das griechische Kultusministerium hat beschlossen, große Ausgrabungen in Eleusis, und zwar in der Nähe des Punktes, wo sich der Tempel der Demeter befindet und wo die Eleusinischen Mysterien gefeiert wurden, vorzunehmen. Man hofft, daß diese Ausgrabungen viele bedeutende Funde ans Licht bringen werden.

Kultur und Wissenschaft.

Als erster nachweisbarer Druck Gutenbergs hat sich ein Kalenderfragment ergeben, das vom Bibliothekar Dr. Zedler in Wiesbaden aufgefunden worden ist. Die Fixierung des Datums dieses für die Geschichte der Buchdruckerkunst wichtigen Fragments erfolgte im astronomischen Recheninstitut zu Berlin; die notwendigen, auf Sonne, Mond und Planeten sich erstreckenden Rechnungen für die ersten vier Monate des Jahres 1448 führten Prof. Bauschinger und Dr. Stichtenot aus.

— Ein geo-physikalisches Institut in Amerika soll, von Carnegie mit außergewöhnlichen Mitteln ausgestattet, nach dem Muster der Physisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg gegründet werden. Der „Chicago Daily News" teilt darüber mit: „Präsident Gilman, der Leiter der neuen, von Andrew Carnegie mit zehn Millionen Dollars bedachten amerikanischen Universität, hat Berlin verlassen, um in Amerika zunächst ein wissenschaftliches Institut für geo-physikalische Untersuchungen nach dem Muster der Charlottenburger Physisch-Technischen Reichsanstalt zu schaffen. Dr. Gilman hat von Professor Friedrich Kohlrausch, dem Direktor der Charlottenburger Anstalt, ein ausführliches Exposé über seinen Plan erhalten, in dem auseinandergesetzt wird, daß die amerikanischen Gelehrten mit den reichen Mitteln, die ihnen Carnegie zur Verfügung stellt, in dem neuen geo-physikalischen Laboratorium die Möglichkeit zu Untersuchungen erhalten werden, die bisher in diesem Umfang den Gelehrten der ganzen Welt versagt bleiben mußten. Das Institut wird die Aufgabe haben, sich ausschließlich mit den Beziehungen der Physik zur Geologie zu beschäftigen, ein Gebiet, das nach der Meinung des Professors Kohlrausch für die praktische Untersuchung noch breite, völlig unangebaute Felder übrig läßt."



Segantini: Im Schafstall. (Aus „Ars nova", Verlag von Max Herzig in Wien.)

Heer und Flotte

Auf dem Gebiet der Torpedo-Bewaffnung der neuesten deutschen Linienschiffe und Panzerkreuzer steht eine Neuerung bevor. Die Erfahrungen der Seeschlachten am Yalu, bei Santiago u. s. w. haben die Notwendigkeit erwiesen, die Ausstoßrohre unter der Wasserlinie der Kriegsschiffe einzubauen, um die Torpedoräume der Schiffe vor einschlagenden Treffern zu schützen. Nach umfangreichen Versuchen baute man zuerst die Bugrohre unter der Wasserlinie ein. Nach weiteren Erprobungen verschwanden auch die Breitseit-Torpedorohre über dem Wasserspiegel und nur noch die Heckrohre lagen ungeschützt. Jetzt ist, wie die „Nationalztg." meldet, auch geplant, die Heckrohre unter Wasser zu legen, so daß die gesamte Torpedo-Bewaffnung der Schlachtschiffe und großen Kreuzer den feindlichen Treffern mehr entzogen wird.

Alpines.

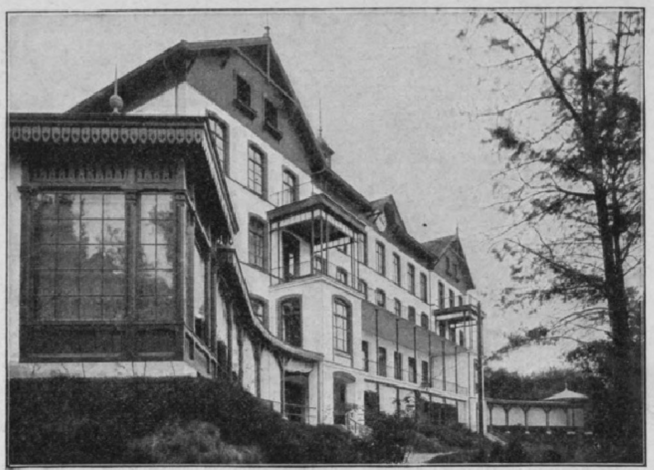
Im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs hat Dr. med. Kürsteiner in Bern eine bemerkenswerte Arbeit veröffentlicht, betitelt: „Kritik der alpinen Unglücksfälle von 1891 bis 1900", die die Zentralalpen, Westalpen und Ostalpen berücksichtigt. Von den 275 Unglücksfällen kommen 91 (33 Prozent) auf die Schweiz, 98 (37 Prozent) auf die Zentralalpen (inklusive Schweiz), 37 (13 Prozent) auf die Westalpen, 133 (48 Prozent) auf die Ostalpen. Von den 275 Katastrophen entfallen 114 auf das Hochgebirge, 161 auf das Mittelgebirge. Als Gründe für das beständige Anwachsen der Zahl der Unglücksfälle nennt der Verfasser: die stete Zunahme der Touren, die vermehrte Propaganda für das Bergsteigen als eines mächtigen hygienischen und ethischen Faktors, die Frühjahrs-, Spätjahrs- und Wintertouren, die führerlosen Touren und das Alleingehen, die erhöhte Publizität der Unglücksfälle (Zeitungsberichte), das Bestreben, noch unbestiegene Berge zu bezwingen, das Aufsuchen neuer Wege. Der Verfasser hält dafür, es müßte einen nicht wundern, wenn sich noch viel mehr Unglücksfälle ereigneten, weil die Touren sich mancherorts verzehnfacht, ja verhundertfacht haben. Im deutsch-österreichischen Alpengebiet sollen jährlich 78000 Touren zur Ausführung gelangen, 300 pro Sektion, von denen es 260 giebt. Rechnet man die Zentral- und Westalpen mit 22 000 Touren, so ergeben sich 100000 Touren. Einer solchen großen Anzahl geglückter Touren gegenüber verschwinden die durchschnittlich 27 tödlichen Unfälle pro Jahr. Die Unfallsquote wird ungemein klein. Verglichen mit andern Leibesübungen, Fußballspiel, Velofahren, Rudern, Rennen, erreichen die alpinen Unglücksfälle bei weitem nicht den Prozentsatz dieser.

— Auf dem Gornergrat-Zermatt (Wallis) mag wohl die höchste Postablage sein. Diese liegt 3020 Meter über dem Meeresspiegel. Der Stationsvorstand auf Gornergrat ist zugleich auch Postablagehalter auf dieser Hochwacht der Berge. Die Aufgabe von Postkarten soll daselbst eine bedeutende sein.

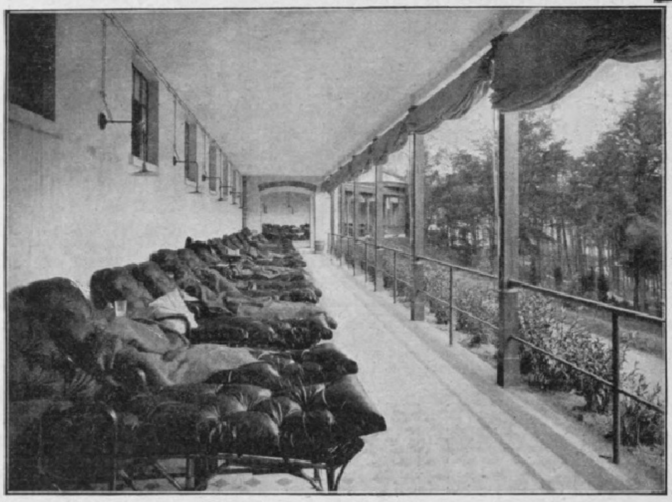
Heilstätten.

Die seit drei Jahren bereits segensreich wirkende Heilstätte Edmundsthal bei Geesthacht an der Elbe, in der Nähe von Hamburg, hat eine im Interesse der Leidenden freudig zu begrüßende Vervollständigung erfahren. In unmittelbarer Nähe des bisherigen, nur für Männer bestimmten Hauses ist nämlich unter Teilnahme der beiden Hamburger

Bürgermeister, Dr. Hachmann und Dr. Mönchsberg, sowie der Spitzen der dortigen Bürgerschaft ein zweites feierlich eingeweiht worden, das als Heilstätte für lungenleidende Frauen und Kinder zu dienen bestimmt ist. Der freundliche Bau erhebt sich auf dem Südabhang des grünbewaldeten Katzberges, und den elbaufwärts Kommenden grüßen schon von weitem die weißen Mauern und das rote Dach des stattlichen Hauses entgegen. Gegen Norden und Osten ist die Anstalt vollständig gegen rauhe Winde geschützt, nach Westen hin wenigstens in ihren unteren, für die Liegehallen bestimmten Teilen. Die Front erhebt sich aus Gartenanlagen, in deren Mitte ein Springbrunnen seinen Strahl in die tannenwürzige Luft wirft. Entsprechend seinem Aufbau an der Berglehne stellt sich das Haus von hier vierstöckig dar, während es nach der Rückseite nur dreistöckig erscheint. Das Souterrain umfaßt die Küche, die Wirtschaftsräume, das Duschbad und die Wannenbäder nebst den Ankleideräumen. Vor dem darüber befindlichen Erdgeschoß mit dem großen Speisesaal, zwei Nebensälen, Schreib- und Lesezimmern u. s. w. zieht sich, nach rechts und links überragend, die schöne Liegehalle hin. Die beiden oberen Stockwerke enthalten, von je zwei Schwesterzimmern flankiert, die Zimmer für die Kranken, vor denen sich Balkons hinziehen, die aber nur zum Sitzen, nicht zum Liegen bestimmt sind. Alle Einrichtungen sind, wie in der Männerheilstätte, nach den Grundsätzen der modernen Hygiene mit besonderer Rücksicht auf die Vermeidung von Infektionen getroffen. In den Giebeln des Dachgeschosses, das in der Mitte eine weithin sichtbare Uhr unter einem Türmchen zeigt, sind die Räume für das Gesinde. Das ganze Haus ist elektrisch beleuchtet. Der nach Plänen der Architekten Haller und Geißler errichtete Bau wurde im Juni 1901 begonnen und in nicht ganz Jahresfrist der Vollendung zugeführt.



Die Heilstätte Edmundsthal bei Geesthacht an der Elbe. Nach Plänen von Haller und Geissler.



Grosse Liegehalle für Lungenkranke in der Heilstätte Edmundsthal bei Geesthacht an der Elbe.

Preisausschreiben.

Wie die „Deutsche Fleischerzeitung“ bekannt giebt, erläßt die auf dem Gebiet humanitärer Bestrebungen vielfach genannte Frau Bolza zu Konstanz ein Preisausschreiben im Betrag von 1000 Mark. Die 1000 Mark sollen als Preis für eine Schrift über das Betäuben der Schlachttiere mittels blitzartig wirkender Betäubungsapparate verliehen werden. Zur Preisbewerbung werden besonders eingeladen Freunde des Tierschutzes, Schlachthofsdirektoren, Tierärzte, Lehrer, Förster und Fleischermeister. Die näheren Bedingungen sind vom Beauftragten der Stifterin, Gewerberat Dr. von Schwartz, Konstanz am Bodensee, zu beziehen.

Koloniales.

Ein Beispiel, wie die fortschreitende Kultur Europas alte Gebräuche bei den Naturvölkern vernichtet, bietet uns die Einführung des deutschen Geldes im Bismarck-Archipel an Stelle der heimischen Wertmesser. Seit alter Zeit bediente man sich auf Neu-Mecklenburg (Neu-Britannien) einer kleinen Meerschnecke (Nassa callosa) als Muschelgeld, das unter dem Namen Diwarra bekannt ist. Die aufgereihten Schnecken werden nach dem Maße berechnet, und es giebt auf Neu-Britannien sogar Diwarra-Millionäre! Wie der „Globus“ mitteilt, hat der Kaiserliche Gouverneur im Bismarck-Archipel das Nehmen und Geben von Diwarra im gewerbsmäßigen Handelsverkehre vom 1. April 1902 ab verboten, damit das deutsche Kleingeld dafür in Umlauf komme.

Totenschau.

Noch nicht fünfzigjährig, ist am 29. Juli der bekannte Herausgeber zahlreicher Sammelwerke, Geheimer Hofrat Professor Joseph Kürschner, bei einem Ausfluge von Windisch-Matrei nach dem Venediger ganz unerwartet an einem Herzschlag verstorben. Bei dem großen Publikum ist wohl kaum ein andrer Name aus der deutschen Schriftstellerwelt so bekannt geworden wie der dieses unermüdlichen und mit erstaunlicher Arbeitskraft ausgerüsteten Mannes, der als Redakteur und Herausgeber von Zeitschriften, Sammelwerken und populären Unternehmungen der verschiedensten Art den Geschmack und das geistige Bedürfnis der Zeit vortrefflich zu erfassen und zu befriedigen verstand. Auch der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart hat der Hingeschiedene eine Reihe von Jahren hindurch als eifriger und erfolgreicher Mitarbeiter seine geschätzte Kraft gewidmet. Kürschner war am 20. September 1853 zu Gotha geboren, kam später bei einem Mechaniker in die Lehre, wandte sich dann aber dem Studium zu und vollendete schon mit 19 Jahren sein erstes litterarisches Werk, eine Biographie Eckhofs. 1881 kam er nach Stuttgart, wo er zunächst die Spemannsche Monatsschrift „Vom Fels zum Meer“ redigierte und das umfangreiche Sammelwerk „Deutsche Nationallitteratur“ erscheinen ließ. Dann trat Kürschner zur Deutschen Verlags-Anstalt über und gab von 1889 bis 1892 „Ueber Land und Meer“, die „Illustrierte Welt“ und „Deutsche Romanbibliothek“, von 1891 bis 1895 „Aus fremden Zungen“ heraus. Sein hervorragendes Geschick für kompilatorische Arbeiten zeigte sich in einer ganzen Reihe von Unternehmungen, wie dem Universal-Konversationslexikon, in dem Fünf-Sprachenlexikon, in seinem jährlich erscheinenden, jetzt in 17. Auflage vorhandenen Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch des Reiches und der Einzelstaaten, in seinem seit 24 Jahren erscheinenden Deutschen Litteraturkalender, im „Neuen Reichstag“, „Gekrönte Häupter“ u. a., in „Frau Musika“, in seinem populären Lexikon deutschen Rechtes, in der Neubearbeitung von Pierers Konversationslexikon, das allerdings keinen Anklang gefunden hat, und in dem unlängst zum erstenmal herausgekommenen Handbuch der Presse. 1892 siedelte Kürschner nach Eisenach über, wo er die schön auf einem Berge gelegene Villa Hohenhainstein bezog und dem Richard Wagner- und Fritz Reuter-Museum in der ehemaligen Villa Reuters als Direktor vorstand.

*

Hermann v. Bremen, deutscher und holländischer Konsul, 58 J., † 28. Juli, Ancona. — Baudirektor Professor Karl v. Sauter, weit über die Grenzen seiner Heimat bekannter Architekt, 64 J., † 30. Juli, Stuttgart. — Geh. Kommerzienrat Heinrich Heimann, Seniorchef des bedeutenden Bankhauses E. Heimann in Breslau, 79 J., † 31. Juli, Marienbad. — Senator Gaetano Negri, früherer Bürgermeister von Mailand und einer der ersten Schriftsteller des zeitgenössischen Italiens, 64 J., † 31. Juli durch Absturz, Varazze an der ligurischen Küste. — Oberstaatsanwalt Arnold, 55 J., † 31. Juli, Karlsruhe. — Ludwig Beckmann, bekannter Tiermaler und Zeichner, 80 J., † 1. August, Düsseldorf. — Hofrat Dr. August Klughardt, Hofkapellmeister in Dessau, Komponist von Opern, Oratorien, Symphonien u. s. w., 55 J., † 3. Aug., Dessau. — Taco Mesdag, namhafter holländischer Landschaftsmaler, älterer Bruder des bekannten Marinemalers, 73 J., † 4. Aug., Haag. — Kommerzienrat Fr. Pustet, Chef der bek. gleichnamigen Verlagsbuchhandlung in Regensburg, Rom und New York, 72 J., † 4. Aug., Regensburg. — Dr. Johann Jankó, Direktor der ethnographischen Abteilung des Budapester Nationalmuseums, 34 J., † Budapest.



Die neue Hochschule für bildende Künste und Musik in Charlottenburg. Nach dem Entwurf von H. Kayser und C. von Grossheim.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 47.



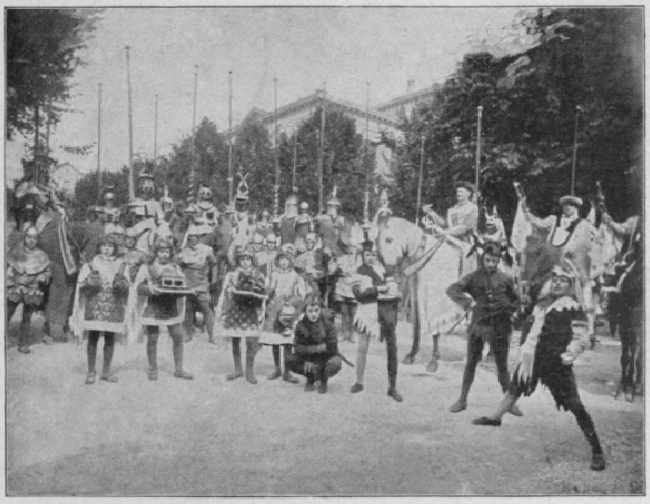
Wagen des Alemannenherzogs.



Wagen mit Darstellung der Wellensage.



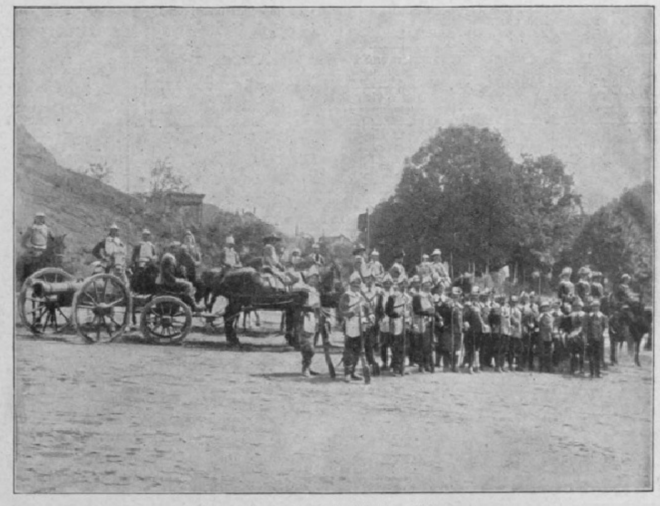
Wagen der Ravensburgia.



Aufzug zum Turnier.



Gruppe aus dem Bauernkriege.



Gruppe aus dem Dreissigjährigen Kriege.

Die Tausendjahrfeier der Stadt Ravensburg. Nach phot. Aufnahmen von Peter Scherer in Ravensburg. (Text S. 954.)

Die Ravensburger Tausendjahrfeier.

(Hierzu die Abbildungen Seite 953.)

In den ersten Tagen des August beging die württembergische Oberamtsstadt Ravensburg das Fest ihres tausendjährigen Bestehens in glanzvoller Weise. Am Sonntag Nachmittag (3. August) bewegte sich ein historischer Festzug, der dreißig Gruppen aus der Vorgeschichte und Geschichte der Stadt umfaßte, durch die Hauptstraßen. Er bot in seiner Gesamtheit ein kulturhistorisch interessantes und farbenprächtiges Bild; unsre Illustrationen geben einige der gelungensten und wirkungsvollsten Gruppen und Festwagen wieder. Ein Herold in mittelalterlichem Ritterkostüm eröffnete hoch zu Roß den langen Zug; ihm folgten Fanfarenbläser, gleichfalls beritten. Als Vertreter der Vorzeit erschienen sodann nomadisierende Renntierjäger und Pfahlbauern; eine dritte Gruppe bildeten die Römer, die einst diese Gegend beherrschten: hinter Fanfarenbläsern zu Fuß reitet der Heerführer einer Truppe römischen Fußvolks voran. Die nächste Gruppe zeigte die Alemannen, denen die Römer ihre Herrschaft in Oberschwaben abtreten mußten. Barden und Priesterinnen schreiten vor dem Festwagen, auf dem der hünenhafte Volksherzog in einem mächtigen Sessel thront, während im vorderen Teil des Wagens seine Mannen den Met aus großen Ochsenhörnern trinken. Als humoristische Figur erscheint auf besonderem Wagen ein alemannischer Bierbrauer. Fanfarenbläser und ein zweiter Herold künden, daß mit der folgenden Gruppe eine neue Epoche, die christliche Zeit, beginnt, verkörpert durch die Gestalten von Mönchen und der Glaubensboten Willimar, Columban und Gallus, die dort zuerst das Evangelium predigten. Hierauf naht Kaiser Karl der Große zu Pferde mit seiner Gemahlin Hildegard und seiner Schwägerin Irmentrud, beide gleichfalls hoch zu Roß, denen Reisige in blanker Rüstung folgen, während Fanfarenbläser und blumenstreuende Mädchen vorangehen. Der folgende prächtige Festwagen bringt die mit der Gründung der Stadt verknüpfte Welfensage zur Darstellung. Nach dieser Sage wollte Irmentrud, die Gemahlin des Grafen Isenbart, nachdem sie zwölf Knaben das Leben gegeben, elf davon ertränken lassen; der zufällig heimkehrende Graf verhinderte jedoch die Ausführung der Unthat und übergab die Kinder Müllersleuten zur Erziehung, bis er sie dann, als die Knaben sechs Jahre alt waren, bei einem Feste seiner Gemahlin vorführen ließ. Hinter dem Wagen Welf IV. mit seiner Gemahlin Judith, der Stifterin des „heiligen Blutes“ in dem benachbarten Weingarten, und eine Schar Kreuzfahrer. Eine symbolische Darstellung der Stadt brachte die folgende Gruppe mit dem vom König Wilhelm II. von Württemberg gestifteten, herrlich aufgebauten Festwagen der Ravensburgia. Die ideale Frauenfigur thront vor dem Stadtwappen, den ihr zu Füßen stehenden allegorischen Figuren der Kunst und Wissenschaft, des Gewerbes und Handels einen Lorbeerkranz darbietend. Ein geharnischter Bürger mit der Stadtstandarte hält auf den Mauern Wacht. Nach dem Erlöschen der schwäbischen Welfen kamen Burg und Stadt Ravensburg 1180 an die Hohenstaufen, deren letztes Glied, der jugendliche Konradin, mit Friedrich von Baden und andern Edeln aus Schwaben, mit Reitern und Fußvolk am 8. September 1267 von hier aus nach Italien zog. Diesen Auszug veranschaulicht die zehnte Gruppe, während die elfte den Einzug Kaiser Rudolfs von Habsburg darstellt, durch den Ravenspurg dem Reiche einverleibt und im Jahre 1276 als Reichsstadt anerkannt wurde. Die glanzvollste Gruppe des ganzen Festzugs bildete der Aufzug zum Turnier, das 1311 in der Stadt abgehalten wurde. Hinter Fanfarenbläsern ein Herold nebst einer langen Reihe von geharnischten Rittern; darunter Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg, dessen Ausrüstung die Königin Charlotte von Württemberg übernommen hatte. Bilder aus dem geselligen und geschäftlichen Leben der aufblühenden Reichsstadt boten die nächsten Gruppen; die Patriziergesellschaft „Zum Esel“; Vertreter von Kunst und Wissenschaft, die in Ravensburg eine Heimstätte gefunden hatten und aus ihr hervorgingen; Vertreter der mittelalterlichen Zünfte und des Handels der Stadt, den oft genug Raubritter und Wegelagerer gefährdeten, endlich ein besonders origineller Wagen mit Galgen, Folterinstrumenten u. s. w., auf die mittelalterliche städtische Gerichtsbarkeit hinweisend. Die nächste Gruppe brachte in anmutiger Weise das Rutenfest zur Anschauung, ein lokales Schul- und Volksfest, für dessen Ursprung keine zuverlässigen Angaben vorhanden sind, so daß man auf Vermutungen angewiesen bleibt. Nach dem Festwagen der 1477 gegründeten Schützengilde kommen kriegerische Bilder, zumeist aus der Zeit des Bauernkrieges. Den Mittelpunkt dieser Gruppe bildet der Oberstfeldhauptmann des schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, genannt der „Bauernjörg“, in Stahl und Eisen, vor ihm gefangene Bauern, hinter ihm seine Kriegsscharen. Die folgende Gruppe führt den Dreißigjährigen Krieg vor, der unsägliches Elend über die Stadt brachte. Kaiserliche und Schweden machten ihren Besitz einander streitig; ein alter Kanonenwagen mit Geschütz bildet den Schluß hinter den Kriegsleuten. Die Zeit von 1648 bis 1792 übergehend, versetzt uns die nächste Gruppe gleich in die Zeit der Napoleonischen Kriege. Die dreiundzwanzigste Gruppe bringt den Einzug der Franzosen in Ravensburg (1796), das 1802 bayrisch wurde und aufhörte, eine freie Reichsstadt zu sein. An die Besetzung durch die Bayern erinnert eine Gruppe bayrischer Soldaten mit dem historischen Raupenhelm. 1810 kam die Stadt dann an Württemberg, und der folgende, künstlerisch ausgeführte Festwagen mit der Württembergia, die einen Lorbeerkranz über die Büsten des Königs und der Königin hält, bringt den symbolischen Ausdruck des Dankes und der Verehrung für das Herrscherhaus zur Darstellung. Der hohe Festwagen des 1827 gegründeten und seither zu großer Blüte gediehenen Liederkranzes zeigt auf prächtigem Aufbau eine Polyhymnia, während der Festwagen des Turnvereins eine Huldigung für den Turnvater Jahn darstellt. Originell wirkt die Schar der Freischärler von 1848; als besondere Gruppe die in demselben Jahr gebildete Bürgerwehr in ihrer damaligen Ausrüstung. Den Schluß des Festzuges bildet der Einzug des 2. Infanterieregiments „Kaiser Wilhelm“ nach dem ruhmvollen Kriege am 1. Juli 1871 in den alten Uniformen. Der Zug begab sich zum Festplatz auf der Kuppelnau, wo nun ein mittelalterliches Turnier vorgeführt wurde, unter genauer Beobachtung der alten Bräuche bis in alle Einzelheiten. Es war ein überaus glänzendes und malerisches Schauspiel. Die Rollen der Turnierkämpen hatten Unteroffiziere der Ulmer Ulanen übernommen. Am Montag Nachmittag traf das württembergische Königspaar von Friedrichshafen in Ravensburg ein und ließ in dem auf dem Postplatz errichteten Königszelt den Festzug an sich vorüberziehen. Alsdann wohnten die Majestäten einer Wiederholung des Turniers bei. Alle Festlichkeiten nahmen einen ungestörten Verlauf und waren von unvergeßlicher Wirkung auf die auch von auswärts in großen Scharen herbeigekommenen Zuschauer. Um dies vortreffliche Gelingen hat sich in erster Linie der kunstsinnige Fabrikant Hubert Vogler sen. verdient gemacht, der die Seele des Ganzen war und große Opfer dafür gebracht hatte; als Künstler stand ihm E. Klein zur Seite, der die Entwürfe für die Gruppen schuf.

E. M

Briefmappe.

Frau Th. v. H.-P., Schloß A. Es wird freilich von den radfahrenden Damen recht unangenehm empfunden, wenn beim Fahren der Wind sich in den Kleidern fängt; namentlich das Fahren gegen den Wind gestaltet sich für die Damen aus dem erwähnten Grunde geradezu peinvoll. Um diese Uebelstände zu vermeiden, hat — wie uns das Patent- und Maschinengeschäft R. Lüders, Görlitz, mitteilt — Frau Johanna Fröde in Bautzen einen Schutzschirm erfunden und sich gesetzlich schützen lassen, der den Wind zur Seite des Rades abführt, so daß eine Belästigung der Damen bei Benutzung des Schirmes während des Fahrens nicht mehr zu befürchten ist. Der Schirm wird an der Vorderradgabel befestigt und läßt sich in beliebigem Winkel zum Rade einstellen. Er kann auch ganz an das Rad herangeklappt oder vom Rade abgenommen werden. Herzustellen ist der Schirm aus beliebigem Material, wie auch seine Form dem Geschmack der Radfahrerin angepaßt sein kann.

N. W. in Wien. Die Gedichte waren für uns nicht verwendbar und sind, da die Freimarke fehlte, dem Papierkorb verfallen.

Fr. P. in Köln. Der Ausspruch, daß das Adagio das eigentlich deutsche Tempo der Musik sei, stammt von Richard Wagner. Im übrigen ist vor dem allzu häufigen Citieren zumal allbekannter Aussprüche zu warnen, so ausgezeichnet sonst auch ein passend angebrachtes Citat zu wirken vermag.

„Das Gleiche alle Tag' serviert,
Das Feinste auch, schmeckt endlich schal.
So wird auch, wenn zu oft citiert,
Der Vers, der schönste, trivial."

Kurt O. in Gotha. Auch in den Städten, wo man sie schon längst verschwunden glauben sollte, gedeihen die wackeren „Nachträte" noch munter fort. So haben z. B. von den 66 preußischen Städten mit Stadtkreischarakter (ohne königliche Polizei) 24 noch immer Nachtwächter, darunter die beiden Großstädte Altona und Elberfeld.

Frau Anna v. G. in Potsdam. Das ist freilich ein schwieriges Kapitel. Nach den amtlichen Regeln für die neue Rechtschreibung wird th in deutschen Wörtern überhaupt nicht mehr geschrieben, also: tun, Tür, Tor (der und das). Ob Fremdwörter mit th geschrieben werden, hängt von ihrer Herkunft ab, z. B. Aether, Thron, aber Hypotenuse, Myrte. In Eigennamen deutschen Ursprungs schwankt die Schreibung, z. B. Walter und Walther.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: J. B. in Hedewigenkoog und H. Menzel in Hamburg zu 27.

Bäder und Sommerfrischen.

Die kürzlich erfolgte Eröffnung der neuen gemeinschaftlichen Strandbäder im Nordseebade Westerland-Sylt fand unter lebhafter Beteiligung des Badepublikums statt, das diese längst als Bedürfnis empfundene Neueinrichtung allgemein mit Freuden begrüßte. Schon am zweiten Tage war der Zuspruch zum Familienbad ein solcher, daß die Badeanzüge in den Geschäften Westerlands alsbald ausverkauft waren. Seit Bekanntwerden wird der Zuzug von Gästen tagtäglich immer größer, und die Frequenz hat heute bereits die Höhe von mehr als 9000 Gästen erreicht.

Blumenrätsel.

B E I L C H E N
K A I S E R K R O N E
R O S M A R I N
L Ö W E N M A U L
B U T T E R B L U M E
W A L D M E I S T E R
L I L I E
A L P E N R O S E
G Ä N S E B L Ü M C H E N

Die vorstehenden Blumennamen sind so zu stellen, daß der erste Buchstabe des ersten, der zweite des zweiten u. s. w. wieder einen Blumennamen ergeben.

Worträtsel.

Mein Wort, es hat's in blut'ger Schlacht
Gar mancher schwer bereut —
Entleert lag das Gefache ihm,
Nutzlos, an seiner Seit'.

Mein Wort, so klagt die Hausfrau oft
Ob ihrer Schätze Gut;
Gar schön zwar ist der Sonnenschein,
Und doch — wie weh er thut!

Mein Wort, ach Gott, es waren's wir
Gewiß wohl alle 'mal —
O Jugendherz, o Jugendglück
Mit deiner Lust und Qual!

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 914:

Des Einstellrätsels: Sehne, Suehne — Ost, Obst — Marie, Marine — Meter, Meteor — Ehe, Ehre — Regen, Reigen — Fort, Forst — Rogen, Roggen — Isel, Insel — Saum, Samum — Chor, Chlor — Helle, Hoelle — Eger, Eiger. — Sommerfrische.

Des Mischrätsels: Mississippi.

Des Worträtsels: Stoff.

Des Buchstabenrätsels: Germa(h)nen.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln (5). Fels in Brünn (2). Joh. P. Stoppel in Hamburg. Gertrud Naumann in Naumburg (3). F. K. in St. Ingbert (2). ? in Paris (4). Dagobert v. D. in D. (2). „Aus der Sommerfrische" (3). Werner Müller in Fluntern. Agnes v. M. in Berlin (2.) Evangeline Moffert in Chicago (3). C. Fr. Mathern, Ober-Ofleiden (3.)

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



No 48.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl**.

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

(Fortsetzung.)

Fast lautlos betrat der alte Johann das Zimmer und begann, seinem Herrn die Nachtruhe zu bereiten.

Gelling drückte das Löschblatt auf die Karte. „Du, Johann?"

„Gnä'ger Herr befehlen?"

„Diese Karte muß noch in den Schalter geworfen werden."

„Jawohl, gnä'ger Herr."

„Und ist auch die elektrische Leitung wieder in Ordnung? Heute nacht hätte ich doch so gerne gelesen."

„In Ordnung is se," kam die Antwort zurück. Der alte Bediente machte ein bekümmertes Gesicht und seufzte hörbar.

„Nun, was giebt's?"

„Na, ich mein' man bloß, wir sollen nich die halbe Nacht lesen. Wir sind nu hier ins Bad, wir sollen also unsre Gesundheit auferbauen, und da kann uns das Lesen in die ollen Bäuker nich heilsamlich sind."

„Ach was, Johann, wenn ich aber die halbe Nacht nicht schlafen kann?"

„Da müssen wir zu zählen anfangen, eins, zwei, drei un so immer zu, denn kommt der Schlaf von sülwst. Un über Tag sollen wir nich so veel schlafen, das taugt nich!"

„Das verstehst du nicht, Johann!" schnitt sein Herr das Gespräch ab. Johann kniete vor dem Bette nieder und fischte die Nachtpantoffeln des Herrn von Gelling aus der Dunkelheit, in die sie sich verkrochen hatten.

„Das is aber 'n kranken Herr, der da heut mittag zugereist is," begann er schnaufend aufs neue. „Das is 'n Jammer anzusehn. Da merkt man erst, was 'ne wirkliche Krankheit is!"

„Der alte Herr mit der jungen Dame doch, Johann?"

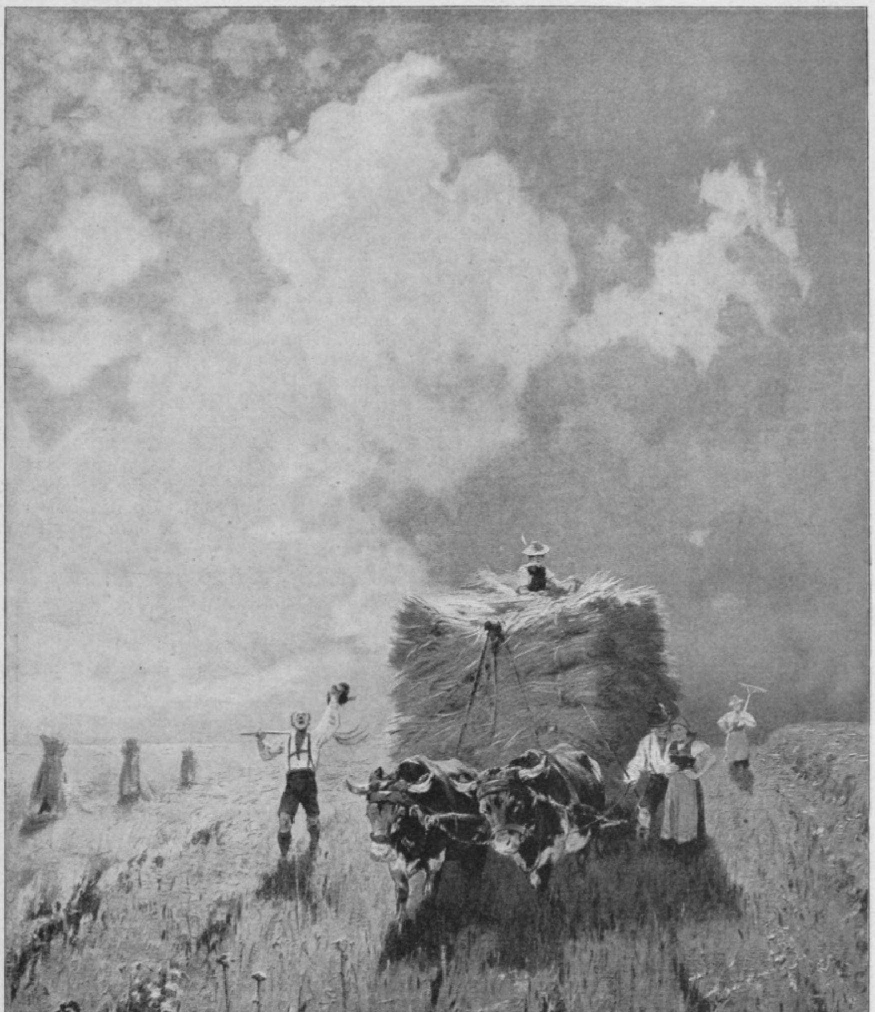
„Hauptmann ade, gnä'ger Herr, aus Bayern, und das gnä'ge Fräulein heißt Lore. Der Zuname is mich entfallen, aber daß sie Lore heißt, das hab' ich selber gehört. Un wohnen im dritten Stock, Zimmer 110 und 111. Is man gut, daß sie den Lift haben im Hotel, er könnt's nich steigen, der kranke Herr."

„Schnüffler, alter!"

„Schnüffler, alter, gnä'ger Herr? Das hab' ich aber doch nich um Sie verdient!" murmelte der treue Mann tiefgekränkt.

„Na, laß gut sein, Johann, 's war nicht so gemeint," lenkte Gelling ein.

„Das ‚Schnüffler' hat mich auch nicht gekränkt, gnä'ger Herr, aber daß ich alt bin, das



Kornernte im Chiemgau. Nach dem Gemälde von Hans Pöck.

müssen Sie mich nich so unter die Näs reiben, dafor kann ich nich, un vorm Altwerden schützt Sie auch nichts, gnä'ger Herr, un nichts nich for ungut."

„Na, schon recht, Johann, also einen Schnüffler darf ich dich heißen?"

„Wenn's uns grade freut, un wenn wir damit sagen wollen, daß der Johann seine Näs in den Wind steckt un also schon so manches



Johann kniete vor dem Bette nieder und fischte die Nachtpantoffeln ...

erfahren hat, was einer nich aus 'm Schnupftuch riecht, so hab' ich nichts nich dagegen. Und, gnä'ger Herr, das schöne, große, fremde Fräulein, Lore heißt se, kann auch ganz traurigschön un herzbewegend Klavier spielen, un ich hab' ihr auch lang zugehört heute im Lesesalong, ganz unvermerkt un ganz allein. Un französch hat sie auch gesnackt mit Hoteliers seine Oellern, daß es man so schnurren that."

„Wie willst du denn das wissen? Kannst ja selber nicht französisch!" lachte Gelling.

„Das freilich nich," meinte Johann gekränkt, „aber 's war doch französch; denn sie haben immer dazwischen gesagt ‚ooh wui', un so viel kann ich auch."

„Na, meinetwegen, Johann; aber ich bitte mir aus, spioniere nicht allzusehr herum, das wirft ein schlechtes Licht auf uns!"

„Aberst, gnä'ger Herr," verteidigte sich der Bediente und kam ganz nahe heran, „da brauch' ich ja nur die Ohren aufzumachen, das allermeiste erfahr' ich jeden Mittag beim Essen unten an unsern Tisch. Eins aber, gnä'ger Herr, muß ich Sie doch noch sagen —" Johann stockte, trat an den Schreibtisch und nahm die Karte weg. „Ich meine man so, 's könnt ja sind, daß der gnä'ge Herr selber druf kämen, un da is's vielleicht gut, wenn ich's vorher gesagt habe —"

„Nun, Johann?"

„O gnä'ger Herr, es is mich bloß so gewesen, als ob ich die verehelichte gnä'ge Frau von Sollenhausen mit ihrem Herrn Gemahl heut im Park hätte umeinander fuhrwerken sehen."

Der Bediente starrte auf den Herrn, und seine Züge trugen das Gepräge ehrlicher Angst. Gelling wandte sich ab und sah angelegentlich durchs Fenster hinab auf den Rasen, wo ein weißes Kleid in der Dämmerung blinkte. Dann sagte er mit Ruhe: „Habe ich auch schon zu sehen geglaubt, Johann ... Alter Schnee, das!"

Ein froher Schimmer glitt über das gute, knorrige, alte Gesicht: „Na, das soll mich schon sehr recht sind! Wie aber der Herr von Sollenhausen aussieht — es is zum Gräsen, gnä'ger Herr!" — — — —

Mit leisen Schritten ging Johann den Korridor hinab und bog in die Portierloge.

„Können Sie mich 'ne Marke geben, Herr Portieh?"

„Gern, Herr Siewers — hier!"

Johann dämpfte seine Stimme, denn in der Ecke der Loge saßen etliche rauchende Herren. „Un können Sie mich nich sagen, wie sich der Herr Hauptmann un das wunderschöne Fräulein schreiben?"

„Von Ostenhusen," flüsterte der Portier.

„Dank Ihnen, ich muß doch wissen, mit wen wir unter einem Dach wohnen!"

Johann trat aus der Thür. Da kam Lore mit dem Baby des Hoteliers an der Hand die hellerleuchteten Stufen empor. Respektvoll trat der alte Mann zur Seite und zog den Hut ganz tief.

„Guten Abend," sagte Lore freundlich.

„Recht guten Abend, gnä' Fräulein!"

„Sie sind ein Norddeutscher, nicht wahr?" sagte das Fräulein von Ostenhusen. „Sie können's nicht verbergen!"

„Zu dienen, gnä' Fräulein, hart von die Waterkant."

„'n Abend!"

„Recht guten Abend!" — —

‚Wat het hei seggt? Ollen Snei? — — Un dat Frölen, tau dat Frölen hewwen wi 'n grotes Tauvertrugen. Dat Frölen is sihr scheun, sei is vun Adel, sei kann französch, un sei kann Klavier un is vun Harten gaut.'

Johann ging mit langen Schritten, gebeugten Hauptes über die Straße zum Briefkasten, schob die triumphierende Postkarte des Herrn von Gelling hinein und murmelte vor sich hin: ‚Na, wat fehlt denn noch, Johann? Na wat denn, wat denn?'

IV.

Acht Tage waren über Sprudelingen hinweggezogen. Man hatte getrunken, gebadet, gegessen, geschlafen, gehofft, gefürchtet, geklatscht und sich von Herzen gelangweilt wie alle Zeit in Sprudelingen, und jeden Morgen war die Sonne goldstrahlend emporgestiegen und hatte freundlich herniedergelacht auf das Gewimmel der leidenden Menschen da drunten.

In saftigem Grün leuchteten die weiten Rasenflächen des großen, alten Kurparkes, dichtbelaubt standen noch die mächtigen Bäume. Schon aber durchzog zweimal des Tages, fast verstohlen, zur frühen Morgenstunde und in der Mittagszeit, eine kleine, mit leichten Laubbesen bewaffnete Kolonne alle die schattigen Wege und machte Jagd auf jedes gelbe Blättlein, das sich vorzeitig von seinem Zweige gelöst hatte. So tritt wohl eine alternde Kokette tagtäglich vor ihren Spiegel und



Respektvoll trat der alte Mann zur Seite und zog den Hut ganz tief.

fahndet mit ängstlichem Eifer nach grauen Härchen auf ihrem glänzenden Scheitel. Sie wehrt sich gegen das heranschleichende Alter· sie darf ja



In saftigem Grün leuchteten die weiten Rasenflächen ..

nicht altern. Und auch in einem Weltbade giebt es keinen Herbst, solange ihn die Direktion nur immer zu leugnen vermag, es giebt keinen. Aber der Herbst kommt doch, und das Alter kommt auch. Je nun, das ist allerdings nicht aufzuhalten. Goldgelbe Bäume haben wieder ihren besonderen Reiz, und blinkweiße Haare kleiden fast immer vortrefflich — so vortrefflich, daß man zur rechten Zeit vielleicht gar nicht verschmäht, ein wenig nachzuhelfen. Warum auch nicht? Aber nur keine Uebergänge! Nur nicht dieses entsetzliche Grau unter dem teuern Hute, nur nicht dieses melancholische Gelb zwischen dem lustigen Grün an den Bäumen im Parke! —

Es war noch ziemlich früh am Nachmittage. Menschenleer dehnten sich die schattigen Pfade, ohne Scheu hüpften die halbzahmen Amseln im Grase, und aus der Ferne klang gedämpft die Kurmusik.

Langsam schritt Herr von Gelling über das große Rundell des Parkes und bog in die breite Promenade ein, die an den Lawntennisplätzen entlang führt. Etliche Schritte hinter ihm kam Johann gegangen, ehrwürdig anzusehen in seinem schwarzen Leibrocke und blanken Cylinder, wie der erste Kirchendiener am Dome einer großen Stadt.

„Johann, ich setze mich hierher." Gelling machte vor einer der leeren Bänke Halt. „Und du setzest dich neben mich; es ist mir nichts mehr zuwider, als wenn sich irgend ein Fremder neben mich lümmelt. Und mache dich recht breit; denn diese Plätze sind immer sehr gesucht."

„Das will ich wohl thun," grinste Johann und setzte sich so breit als möglich neben seinen Herrn. „Das is mich immer 'n liebes Theater und Amüsemang, gnä'ger Herr."

„Wieso — Theater?"

Johann besann sich und suchte all seine Bildung zusammen, denn er saß ja nun neben seinem Herrn, als dessen guter Bekannter, und hatte die Pflicht, ihn zu unterhalten: „Sehen Sie, gnä'ger Herr, das hat die Kurdiretschon gut gemacht: da sitzen wir im Schatten, und da drin hintern Gitterzaun müssen die anderen huppen und switzen."

„Müssen, Johann?" Gelling lachte. „Die jungen Herrschaften vergnügen sich mit dem Ballspiel, und wir dürfen zusehen; so ist's in Wirklichkeit."

„Mit Verlöw, gnä'ger Herr," sagte Johann, knöpfte umständlich seinen Leibrock auf und zog den roteingebundenen ‚Führer durch Bad Sprudelingen' hervor, machte Daumen und Zeigefinger naß und begann bedächtig zu blättern. „Hier steht's!" rief er triumphierend. „Für L—a—w—e—n Lawentennis hat die Kurverwaltung vorzügliche, große Plätze eingerichtet; Zuschauerbänke sind in genügender Anzahl vorhanden."

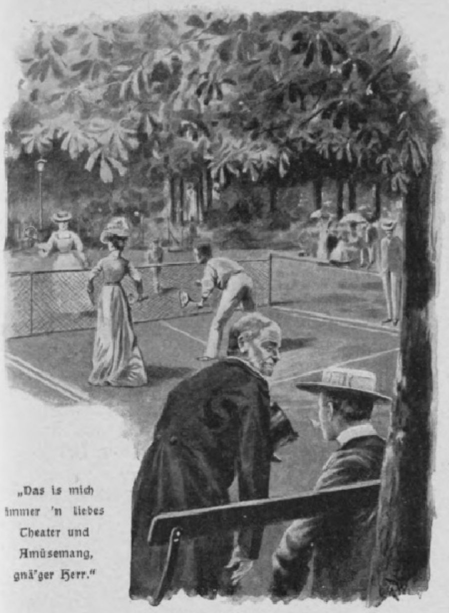
„Nun, das beweist doch nichts für deine Behauptung!" lachte Gelling.

„Die da drin sind bezahlt, un wir kieken sie zu von wegen unsre Kurtax," beharrte Johann; „un das lass' ich mich nich nehmen, das is so. Un is 'n schönes Theater, so gut as 'n Apenkasten in 'n zologischen Garten, gnä'ger Herr. Kieken S', nu geit't all los!"

„Ich bitte dich nur eines, Johann, mach's

nicht zu auffällig," sagte Gelling und lachte vor sich hin. —

So saßen die beiden nebeneinander auf der Bank, der leidende Herr und der alte Diener, und sahen den Spielern zu. Nach und nach füllten sich die Parkwege mit geputzten Menschen, und auch die Bänke an der Promenade vor den Lawntennisplätzen waren nach kurzer Zeit alle besetzt. Manch vernichtender Blick aber streifte den alten Mann, der so breitspurig dasaß und



„Das is mich immer 'n liebes Theater und Amüsemang, gnä'ger Herr."

sogar noch seinen glänzenden Cylinder zwischen sich und seinen Herrn gestellt hatte.

„Die da gefällt mich, die Slanke, die kann's," entschied endlich Johann mit Kennermiene, „die, Herr, in den kurzen Kleid! Das springt ja, daß es einen selber in die Beene krabbelt. Aber die da, die Kleene, dicke, mit 'n Sleppkleid übern Arm, die das rechte Bein immer so vorstreckt, wenn sie den Ball geslagen hat, die soll de Diretschon abdanken!"

„Johann" — Gelling hatte sein Taschentuch gezogen und lachte hinein — „Johann, ich glaube, da kommen unsre Bekannten aus dem Hotel; ich denke, denen müssen wir doch Platz anbieten."

Vom Rundell her bewegte sich langsam der Fahrstuhl des Hauptmanns von Ostenhusen; neben ihm schritt Lore und suchte offenbar nach einem Sitzplatze.

„Je," sagte der Bediente und machte ein vergnügtes Gesicht, „das müssen wir nu klauk anfangen." Und damit stand er auf und legte den Ueberzieher seines Herrn säuberlich neben den Cylinder.

„Johann, mach doch keine Geschichten! Laß sie erst näher kommen!" rief Gelling ärgerlich. Aber der alte Johann steuerte schon unbeirrt zwischen den promenierenden Menschen geradeswegs auf den Fahrstuhl zu. ‚Sall ich ihr ansprechen oder ihm?' murmelte er überlegend vor sich hin. ‚Ihm,' entschied er; ‚den Sack slag' ich, und den Esel mein' ich.'

Dann trat er dem Fahrstuhle in den Weg, machte einen schönen Diener und sprach: „Gnä'ger Herr Hauptmann, wollen Sie nich mal das Theater da hinterm Gitter ansehn? Und was mein gnädigster Herr is, den thäte das auch sehr freuen, der hält Sie den Platz inzwischen warm mit seinen eignen Ueberzieher. Aber Sie müssen sich sputen, sonst setzt sich am Ende 'n andrer zu ihm." Lore warf einen Blick auf die Bank, wurde rot und sagte: „Papa, ich kann ja ganz gut stehen, und du sitzest ohnedies in deinem Rollstuhl."

„Ich denke, wir nehmen mit Dank an," entschied der Kranke. „Ich sehe dem Spiele gern zu, die Bänke sind alle besetzt, und du kannst ja doch nicht so lange stehen, das ist nichts!"

„Na, das mein' ich auch!" rief der Bediente hocherfreut. „Lassen Sie nur," wandte er sich an die Frau des Fahrstuhles, „den schieb' ich hin, und Sie können mal in — is recht so, Herr Hauptmann? — in zwei Stunden können Sie wieder nachfragen von wegen Ihren Fahrstuhl." —

Der Wagen des Kranken stand am Ende der Bank, und zwischen ihm und Gelling, da, wo vorher Johann und sein Cylinder geprangt hatten, saß Lore. An ihnen vorüber promenierten die Menschen, rollten die Fahrstühle, und hinter dem Drahtgitter hüpfte die Jugend.

„Gnädigstes Fräulein sind schon eingewöhnt?"

„Vortrefflich, Herr von Gelling."

„Eigentlich eine Kette von Langweiligkeiten, das Leben hier."

Lore sah ihn groß an, dann lachte sie schelmisch: „O, mit Unterschied. Sehen Sie, mir zum Beispiel ist hier alles so neu, daß ich noch keinen Augenblick Langweile empfunden habe. Und zudem geht's meinem Vater alle Tage besser — nicht, Väterchen?"

Der Kranke nickte freundlich herüber. „Ich habe mich schon seit Monaten nicht mehr so wohl befunden."

„Heute vor dem Bade sind wir sogar eine halbe Stunde lang spazieren gegangen, Herr von Gelling," fuhr Lore fort. „Denken Sie, eine halbe Stunde, und Sie haben ja doch meinen Vater nach unsrer Ankunft gesehen!"

„In der That, gnädigstes Fräulein, der Fortschritt ist ganz unverkennbar!"

„Und dann, wissen Sie, Herr von Gelling, wo so viele Menschen sind, kann ich gar keine Langweile haben. Menschen sind ja doch das Interessanteste. Und ich beobachte die Menschen fürs Leben gern."

„Dazu haben Sie hier allerdings reichlich Gelegenheit," meinte Gelling. „Deutsche, Engländer, Russen, Amerikaner, polnische Juden, Griechen, Perser. Aber auf die Dauer wird auch das langweilig, und überhaupt — die Menschen! Wer ihrer hundert kennt, der kennt sie alle, sagt irgend ein Nationalökonom."

Lore sann einen Augenblick nach. Dann rief sie lebhaft: „Wer ihrer hundert kennt, der kennt sie alle? Nein, Herr von Gelling, da protestiere



Der Wagen des Kranken stand am Ende der Bank . . .

ich! So arm ist die Schöpfung denn doch nicht. Ich glaube im Gegenteil, die Variationen sind gar nicht auszudenken. Ist ja doch auch am Baume kein Blatt dem andern ganz gleich!"

„Mag sein, gnädigstes Fräulein," Gelling verneigte sich lächelnd.

Lore wurde ein wenig rot: „Sie haben recht, wenn Sie lächeln, Herr von Gelling; es fehlt mir ja wohl die Erfahrung. Entscheide du, Vater!"

„Uniformiert sind sie, weiter nichts," antwortete der alte Herr. „Und da hat Herr von Gelling gewissermaßen recht, die Uniform ist zuletzt doch der Tod der Individualität."

„Also haben wir beide recht," lachte Lore.

„Es ist mir nur das eine interessant," sagte Gelling, „daß Sie als Offizier so urteilen."

„Wohl gerade deswegen," erwiderte Herr von Ostenhusen trocken. „Aber ich gestehe, was den Uniformierungstrieb anlangt, so sind uns darin die Frauen immer noch um ein gut Stück voraus. Sehen Sie nur alle diese Scharen! Was ist denn die ewig wechselnde ‚Mode' andres als eine ewig wechselnde Uniform? Das trippelt und schreitet und tänzelt und watschelt alles in den gleich geschnittenen Kleidern einher, mag es nun im Grunde hineinpassen oder nicht, es muß eben! Heuer ist der Bleistift das Ideal, folglich kleidet sich alles à la Bleistift, mag's gehen oder nicht. Morgen wird vielleicht wieder einmal der Mehlsack Modell stehen, und alles wird einhertrippeln und schreiten und tänzeln und watscheln à la Mehlsack. Und sehen Sie nur, diese selbstgeschaffene Kalamität der Schleppe: Hängen lassen kann man sie nicht, entbehren will man sie nicht, also begiebt man sich freiwillig des ungehinderten Gebrauches der linken Hand und macht sich zum Sklaven seines Kleides. Und ist das auch nur im entferntesten hübsch — fast möcht' ich sagen anständig? Bitte, stellen Sie sich mal Juno oder meinetwegen Frau Berchta vor in einem Röckchen, das hinten in spitzem Winkel hinausstarrt? Heute früh habe ich ein Zimmermädchen über die Straße hüpfen sehen, das hatte ein ganz kurzes Kleidchen an, wie sich's gehört, von Schleppe keine Spur: aber so groß ist die Macht der Mode, der Uniformierungstrieb, daß auch das Zimmermädchen sein Fähnchen genau so raffte, als wär's ein Schleppkleid."

Der alte Herr schmunzelte behaglich und beobachtete dabei unverwandt die Spielenden hinter dem Drahtgitter: „Sogar da drinnen hüpft eine mit der Schleppe überm Arme!"

Lore lachte: „So ist's recht, Väterchen! Sie müssen nämlich wissen, Herr von Gelling, niemals befindet sich Papa wohler, als wenn er gegen unsre Mode zu Felde zieht. Und ich" — sie sah mit komischem Ernste an ihrem einfachen Kleide hinunter — „ich gebe ihm so unendlich viel Anlaß zu seinen Expektorationen!"

Gelling sah gedankenvoll auf das schöne, frohe Antlitz. Und es war ihm, als ginge ein scharfer Stich in sein Herz, und er schwieg.

„Ganz von der Mode emanzipierst du dich auch nicht, Lore!" brummte der Hauptmann.

„Aber fällt mir doch auch gar nicht ein, Väterchen! Oder soll deine Tochter sich lächerlich machen?"

„Lächerlich?" fragte der Hauptmann.

„Wer sich ganz von der Mode emanzipiert, der fällt auf, und was in dieser Beziehung auffällt, ist doch meist lächerlich," beharrte das Fräulein von Ostenhusen. „Herr von Gelling, wissen Sie, was mir das größte Vergnügen macht, wenn ich so wie jetzt an der Promenade sitze? Die fremden Gesichter zu studieren und mir zu den Gesichtern die Geschichten auszudenken."

„Dabei könnte aber doch zuweilen gerade die Uniform hinderlich sein!" meinte Gelling.

„Ich bitte Sie, die Gesichter sind doch nicht auch uniformiert!"

„Warum nicht?" fragte der Hauptmann und lächelte sarkastisch.

„Für den ersten Blick, mag sein. Für längere Beobachtung — nein!" beharrte Lore.

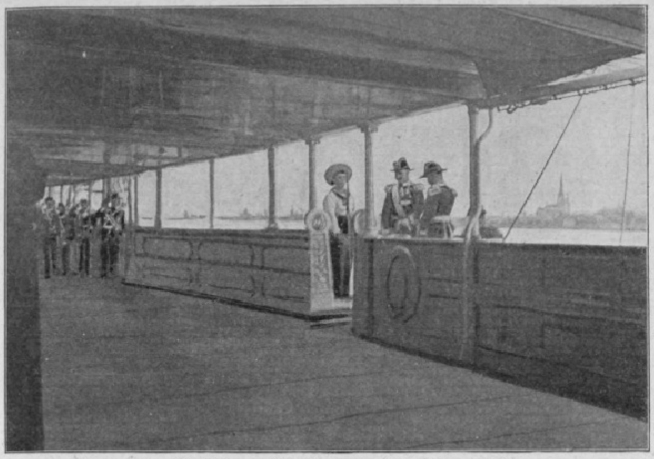
„Gnädigstes Fräulein, mich dünkt aber, Sie sind bei solcher Beobachtung doch immer mehr oder weniger Idealistin. Möge Ihnen im Leben niemals die Enttäuschung begegnen!"

„Schnickschnack, Lore. 's giebt Menschen-

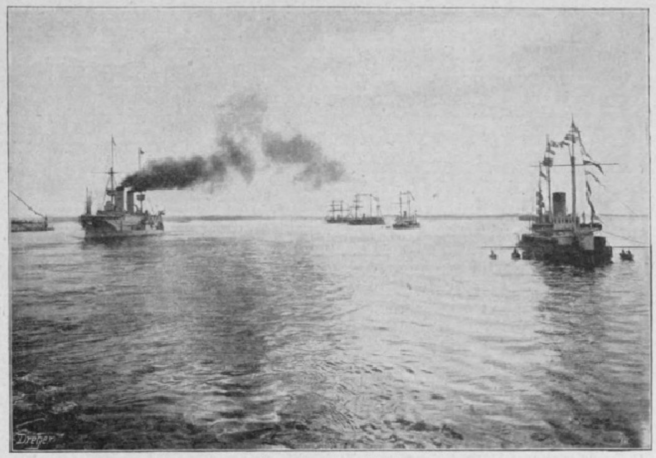


Die Waise.

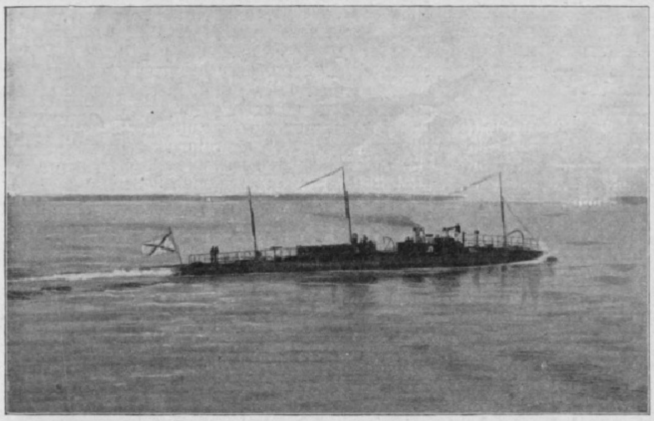
Nach dem Gemälde von A. L. Vernon.



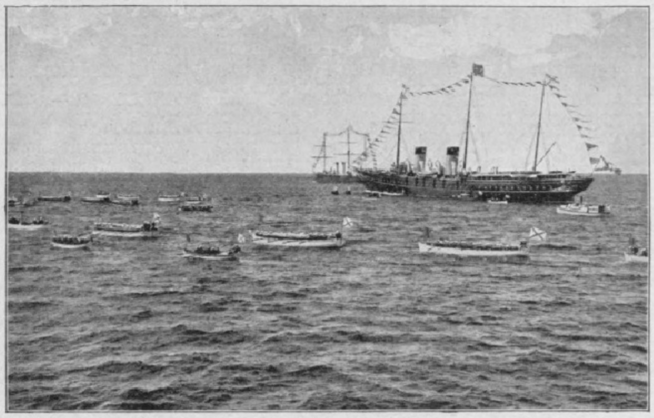
Der Kaiser empfängt den Zaren auf der „Hohenzollern“.



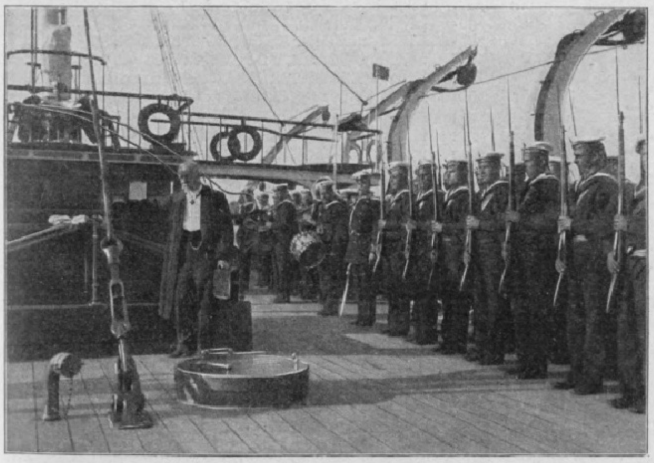
Flottenparade vor Reval.



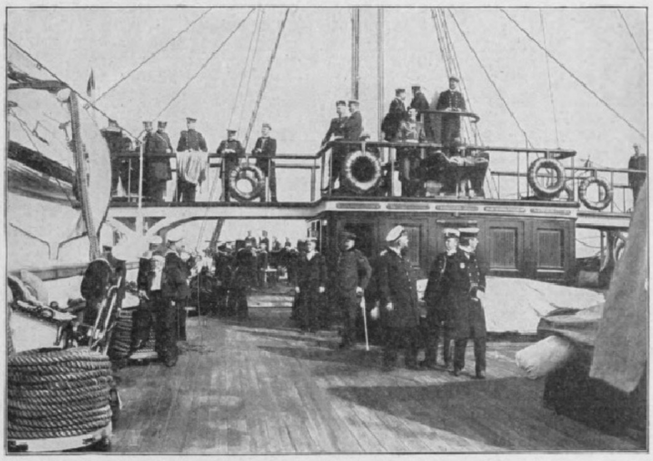
Flottenmanöver vor Reval, Torpedoangriff.



Die Boote vom russischen Geschwader werden armiert zum Landungsmanöver neben dem „Standart“, worauf sich die Majestäten befinden.



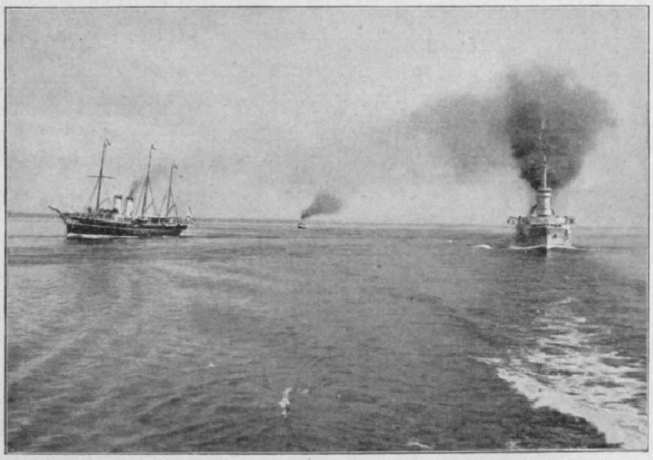
Die Ehrenwache an Bord eines russischen Kriegsschiffes.



An Bord eines russischen Kriegsschiffes während des Flottenmanövers



Der Kaiser und der Zar in der russischen Kaiserpinasse.



Die russische Jacht „Polarstern“, neben S. M. S. „Prinz Heinrich“, giebt der „Hohenzollern“ bei der Abfahrt von Reval das Geleite.

Die Kaiserbegegnung in Reval. Nach phot. Aufnahmen von Ch. Jürgensen. (Text S. 970.)

gesichter und Menschengeschichten, in die kannst du dich gar nicht hineindenken — also!"

„Es wäre mir auch ein entsetzlicher Gedanke, wenn ich von jedem, der mir begegnet, immer zunächst schlecht denken sollte!" lachte Lore. „Sehen Sie, Herr von Gelling, da kommt gerade die jüngste Geschichte meiner Phantasie — rechts, rechts, Herr von Gelling, dort die wunderschöne Frau neben dem offenbar sehr leidenden, noch jungen Manne im Rollstuhle!"

Gelling folgte der gewiesenen Richtung, und sein Antlitz wurde starr und finster.

„Ist's nicht eine ganz wundervolle Schönheit, Herr von Gelling?" flüsterte das Mädchen begeistert und blickte schüchtern der Gruppe entgegen, die sich langsam, Schritt vor Schritt näherte.

Er sprach kein Wort.

„Und sehen Sie, mir ist's nun, als wüßte ich die ganze Geschichte dieser Menschen," flüsterte sie eifrig.

„So?" kam es heiser von Gellings Lippen.

„Die beiden waren schon verlobt miteinander, da wurde der arme Mann sehr leidend. Er wandte sich im Verlaufe seiner Krankheit mit der bestimmten Frage an den Arzt, ob er unter diesen Umständen seine Braut an sich fesseln dürfe.



Und Lore hatte recht, die Frau neben dem Fahrstuhl war eine vollendete Schönheit.

Der Arzt gab ihm eine ausweichende Antwort, aber mit dem feinen Instinkte des Kranken fühlte der Mann —" Lore flüsterte ganz leise — „kurz, er gab ihr das Wort zurück, sie aber sprach ein entschiedenes ‚niemals', und so ist sie nun seine hingebende Pflegerin geworden."

„Eine rührende Geschichte!" brummte der Hauptmann.

Die Gruppe war inzwischen ganz nahe herangekommen. Und Lore hatte recht, die Frau neben dem Fahrstuhl war eine vollendete Schönheit. Das sahen offenbar auch andre Leute, die ihre Hälse reckten und stehen blieben.

Da fuhren die glitzernden Blicke der Schönen über die Bank am Wege. Lore bemerkte, wie das Antlitz der Frau verblaßte, und zu ihrer größten Ueberraschung erhob sich Herr von Gelling ein wenig von seinem Sitze und lüpfte den Hut. Ein leises Nicken als Gegengruß, und die Gruppe war vorbeigezogen.

„Schön ist sie," sagte der Hauptmann, der nichts weiter gesehen hatte; „aber mich genieren die drei Herrchen, die den beiden so ungeniert auf dem Fuße folgen."

„Sie kennen die Dame?" flüsterte Lore.

„Sie ist aus meiner Gegend," kam die Antwort in gleichgültigem Tone zurück. „Ein Herr von Sollenhausen, Rittergutsbesitzer, und seine Frau."

„Was für 'n ernstes Gesicht Sie nun machen, Herr von Gelling! Stimmt meine Vermutung nicht?" fragte Lore betreten.

„Nicht so ganz, gnädigstes Fräulein. Wenigstens war Herr von Sollenhausen, soviel ich weiß, gesund, als er vor drei Jahren diese Frau in das Haus seiner Väter führte."

„Also fehlgeschossen, Lore!" lachte der Hauptmann.

„Was das Drum und Dran betrifft, mag sein. In der Hauptsache habe ich gewiß recht," beharrte Lore. „Ich beobachte die beiden nun seit etlichen Tagen auf der Promenade — welch ein Kontrast! Sie stets gleichmäßig freundlich, sorgsam bemüht um den Kranken, die Sanftmut selber. Und er —! Nein, Väterchen, da bist du schon ein andrer Patient im Vergleiche mit diesem Herrn von — wie sagten Sie? — von Sollenhausen! Dieser böse Zug in dem kranken Gesichte!"

Gelling schwieg und blickte angelegentlich hinüber auf die Spielenden. Nachdenklich zog Lore ihre Häkelarbeit aus der Tasche. —

(Fortsetzung folgt.)

Milieu.

In dem nun schon ein halbes Menschenalter währenden Kampfe gegen und für die Fremdwörter hat man von beiden Seiten den Fehler begangen, die Streitfrage immer so allgemein wie möglich zu behandeln. Man hat von „den" Fremdwörtern gesprochen, von der Entbehrlichkeit und von der Notwendigkeit „der" Fremdwörter, von der Geschmacklosigkeit oder dem Geschmack, der sich im Gebrauch „der" Fremdwörter offenbare u. s. w. Dagegen sind meines Wissens — und ich habe die hervorragendsten Schriften über diese Frage wohl alle gelesen — kaum je Versuche gemacht worden, einmal an einem einzelnen Fremdwort, dessen Geschichte und Anwendung sich von uns Lebenden leicht übersehen läßt, die ganze Frage wie an einem Musterbeispiel zu prüfen. Ein solches Wort ist das höchstens seit 20 Jahren allgemeiner in Aufnahme gekommene „Milieu". Als ich vor einiger Zeit in einer großen Berliner Zeitung in einem Aufsatz über „Modewörter" auch Milieu als abgedroschenes und überflüssiges Modewort bezeichnete, fühlte sich der Herausgeber, übrigens ein Mann von feinster Geschmacksbildung, getrieben, in einer kleinen Anmerkung Milieu ein wenig gegen mich in Schutz zu nehmen; vielleicht zwang ihn dazu so etwas wie ein Gewissensbiß, denn auch in seiner Zeitung wurde von Milieu nur gar zu oft Gebrauch gemacht. Seine Verteidigung des Modewortes lautete: „Milieu wurde zuerst in Frankreich (und zwar schon vor Zola) und dann in Deutschland als technischer Ausdruck der Kunstsprache eingeführt; es bedeutet da nicht Umgebung schlechtweg, sondern die Umgebung, die auf die Bildung des Charakters entscheidend einwirkt. Ein deutsches Wort mit diesem besonderen Sinne müßte erst geprägt werden, wogegen wir nichts einzuwenden hätten." Diese Anmerkung ist sehr lehrreich; sie enthält die von den Verteidigern der Fremdwörter am häufigsten gebrauchte und nach ihrer Meinung stärkste Waffe: der deutschen Sprache fehlt für irgend einen wichtigen, unentbehrlichen Begriff ein kurzer Ausdruck, in die Lücke ist ein Fremdwort getreten, das Fremdwort ist einstweilen nicht zu entbehren, es sei denn, daß ein gleichwertiges deutsches Wort besonders geprägt werde.

Diese ganze Beweisführung ist grundfalsch. Es bestand für einen unentbehrlichen Begriff niemals eine Lücke in dem ungeheuren deutschen Sprachschatz, es brauchte also auch keine ausgefüllt zu werden, am wenigsten mit einem ganz französisch gebliebenen Fremdwort. Wie steht es in Wahrheit mit der Geschichte von Milieu? Lassen wir einmal die Erklärung des Herausgebers jener Zeitung gelten, obgleich sie den Begriff nicht ganz erschöpft: „Umgebung, die auf die Bildung eines Charakters entscheidend einwirkt". Der Leser denke einen Augenblick nach, dann wird er von selbst zu der Gewißheit gelangen: dies kann unmöglich ein ganz neuer Begriff sein, dergleichen hat es vielmehr zu allen Zeiten gegeben; es müssen sich also Ausdrücke für diesen ganz gewöhnlichen Begriff bei allen deutschen Schriftstellern lange vor dem Eindringen von Milieu finden. So ist es in der That, und der Beweis läßt sich mit einer überwältigenden Fülle von urkundlichen Zeugnissen führen.

Das französische Wort milieu ist uralt und allerdings schon „vor Zola", nämlich zwei Jahrhunderte vor ihm, genau in derselben Bedeutung wie bei Zola gebraucht worden. In die Mode, für Frankreich wie besonders für Deutschland, wurde es allerdings erst durch Hippolyte Taine gebracht. In seinen Schriften über Lafontaine und Livius, noch häufiger in seiner Geschichte der englischen Litteratur, gebrauchte er milieu als Schlagwort für seine allbekannte Erklärerei aller großen Einzelerscheinungen. Seine Lehre ist längst zu den Toten geworfen, sein Schlagwort hat die Lehre überlebt. Zola konnte für seine auf ähnlichen Gedankengängen wie Taines gefundene Anschauung von der Entstehung eines Einzelcharakters kein bequemeres Schlagwort als das Tainesche milieu finden. Für Frankreich haben Taine und Zola das Wort zu Tode gehetzt, dort wird es von guten Schriftstellern kaum noch gebraucht. Neu ist es den Franzosen niemals erschienen; für die Leser Taines und Zolas war es nur die ermüdend häufige Anwendung eines ihnen längst geläufigen, wenig besagenden Wortes. Schon in älteren Auflagen des Wörterbuchs der französischen Akademie findet sich als eine der Erklärungen für milieu: „Le fluide qui environne les corps" (das die Körper umgebende Mittel), und als Beispiel wird angeführt: „L'air est le milieu dans lequel nous vivons" (die Luft ist der Bereich, in dem wir leben). Ferner erklärt dieses Wörterbuch milieu noch als „la société où nous vivons" (die Gesellschaft, in der wir leben). Man sieht, daß weder Taine noch Zola dem Worte milieu irgend eine neue Bedeutung beigelegt haben. Aber milieu in der Bedeutung von umgebender Welt oder „Umwelt", wie unsre Verdeutscher gar nicht übel, wenn auch ziemlich überflüssig, dafür vorgeschlagen haben, findet sich schon bei einem hervorragenden Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, bei Pascal. In seinen „Gedanken" steht der Satz: „Nous voguons sur un milieu vaste" (Wir schweben über einer ungeheuren Welt), und in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon kommt das Wort genau in derselben Bedeutung wie bei Taine und Zola vor: „Louvois fut employe dans un milieu qui fit le malheur du royaume" (Louvois fand Verwendung in einer Schicht, die das Unglück des Landes bewirkte).

Nach Deutschland verbreitete sich milieu nachweislich zuerst durch Taines Bücher, und zwar nicht durch die französischen Ausgaben selbst, sondern durch die Zeitungsbesprechungen, in denen selbstverständlich Taines Hauptbeweisstück vom milieu unzählige Male genannt wurde, damals noch mit bewundernder Scheu vor der neuen Entdeckung, die in Wirklichkeit keine war. Dann vollzog sich, was sich in Tausenden von Fällen mit den nach Deutschland hinübergeflogenen Fremdwörtern vollzogen hat: das angeblich neue Modewort wurde als etwas Köstliches aufgegriffen, es wurde in den schon so großen Sprachschatz aller eitlen Schriftsteller aufgenommen, die sich zur Auszeichnung vor der Menge mit fremden Federn schmücken und sich wunder wie gebildet dünken, wenn sie statt Umgebung, Kreis, Welt, Mittel und mindestens eines Dutzends andrer guter deutscher Wörter sich eines so vornehm klingenden, so recht den Mann vom Bau kennzeichnenden Wortes wie Milieu bedienen. Der schlichte Mann, der durchaus nicht ungebildet zu sein braucht, sagte fortan, wie er es stets gesagt: Umgebung, Kreis, Welt, Mittel, Gesellschaft; der eitle Litteraturschmock schrieb und sprach nur noch vom Milieu.

Daß es sich thatsächlich um keine sprachliche Lücke in Deutschland gehandelt hat, sondern nur um eins der tausendfachen Beispiele für die unausrottbare deutsche Sucht der Fremdwörterei, dafür giebt es einen schlagenden Beweis in dem Verhalten aller übrigen Kulturvölker gegenüber dem französischen Worte milieu. Wäre milieu eine neue, großartige Offenbarung gewesen, so hätten die Engländer, die Italiener, die Skandinavier es ebenfalls annehmen müssen. Nichts von dem ist irgendwo geschehen! Es ist den Engländern z. B. gar nicht eingefallen, obgleich Taines Buch von der englischen Litteratur sie besonders nahe anging, sich einen Fetzen seines Sprachgewandes anzueignen; sie sind ruhig bei ihren guten, vollkommen ausreichenden Wörtern wie surrounding, company, sphere, province, district, society, community u. s. w. geblieben. Ebenso haben die Italiener ihr vortreffliches, mit milieu gleichbedeutendes Wort ambiente neben vielen andern mit richtigem Sprachsinn für den ihnen so gut wie uns Deutschen längst bekannten Begriff beibehalten; und so fort durch alle in Betracht kommenden Völker. Wäre Milieu ein irgendwie notwendiges Fremdwort, so hätten es gerade die Engländer aufgreifen müssen, wenn sie an einem ähnlichen Sprachlaster wie wir Deutschen litten: das Milieu ist ja für einen viel Größeren als Taine, für Darwin, ein noch wichtigeres Rüstzeug seiner

ganzen Beweisführung. In seinen drei Hauptwerken: „Ursprung der Arten“, „Umbildung von Tieren und Pflanzen“, „Abstammung des Menschen und Zuchtwahl“, die zum Teil nach Taines Hauptschriften erschienen, kommt nicht ein einziges Mal das Wort Milieu vor.

Unsre armen, armen Klassiker! Wie müssen die gelitten haben unter der Sprachlücke, die angeblich erst durch Milieu ausgefüllt ward! Es ist aber gar nicht wahr, daß sie gelitten haben, und damit berühre ich die tödliche Stelle der ganzen Fremdwörterei. Die Fremdwörtler thun immer so, als ob ihre geliebten Fremdwörter lauter neue Sprachoffenbarungen seien, Bereicherungen unsrer „armen Sprak“, unsrer „plumpen Sprak“. Sieht man aber genauer zu, liest man daraufhin unsre größten Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts, so zeigt sich, daß die ganze Fremdwörterherrlichkeit eine Bettelpracht ist. Fast jedes Fremdwort, das heute von den hartnäckigen Verteidigern der fremden Sprachlappen auf dem schönen eignen Kleide deutscher Sprache für eine unentbehrlich gewordene Bereicherung ausgegeben wird, findet sich ebensogut, nein besser, in kerndeutscher Form bei unsern Klassikern und Nachklassikern. Zahllose schlichte, aber gerade in ihrer Schlichtheit sehr ausdrucksvolle deutsche Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller und den größten unter ihren Nachfolgern sind durch die schmockische Eitelkeit der Fremdwörtler zurückgedrängt oder verschlungen worden von irgend einem farblosen, schleimigen Fremdwort, bei dem der Hörer und Leser sich alles und deshalb nichts Bestimmtes denken kann. Während ich an diesem Aufsatz arbeite, kommt mir ein sonst sehr anregendes, gedankenvolles Buch von Wilhelm Bölsche unter die Hände: „Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur“. Aus dem bloßen Titel ist mir keineswegs klar geworden, was ästhetische Kultur heißen soll. Hätte Bölsche geschrieben: zur Geschmacksbildung, so wüßten wir, was er beabsichtigt hat. „Aesthetische Kultur“ sind zwei papierene Wörter, also gerade das Gegenteil dessen, was Wilhelm Bölsche durch seine Flucht aus der Großstadt, aus der ungeheuren Papierwüste, zunächst für sich, dann für uns alle erreichen will. Wie eine Hebung unsers ganzen geistigen Wesens, eine Veredelung und Verfeinerung unsers Kunstgeschmacks, Kunst in weitestem Sinne, also auch Sprachkunst einbegriffen, vor sich gehen soll ohne eine Veredelung unsrer Sprache selbst, das ist mir unfaßbar.

Aber noch einmal: unsre armen, armen Klassiker, die des Wortes Milieu entbehren mußten! Ginge es nach den Fremdwörtlern, so hätte Goethe schreiben müssen:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter „im Milieu“ der Welt.

Eine Stelle wie die in Schillers Briefen über Don Carlos (im zweiten Brief) — „In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht“ u. s. w. — muß von einem echten und gerechten Verteidiger der Fremdwörter geradezu als bildungslos empfunden werden. Zweifellos aber ist „Außendinge“ eine vortreffliche Uebersetzung von Milieu, d. h. keine Uebersetzung, sondern ein Gleichwert, wie denn überhaupt diese Stelle ganz genau mit jeder französischen oder deutschen Anwendung von Milieu zusammenfällt. Wie mannigfaltig aber die Sprache unsrer Klassiker für die Wiedergabe solcher Begriffe ist, das lehrt uns ein Satz auf derselben Seite bei Schiller: „Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse“, u. s. w. Es giebt eben zahlreiche fein abgestufte deutsche Gleichwerte für Milieu, und das ist ja gerade der Unsegen der Fremdwörter, daß ihrer jedes ein ganzes Heer feinster Abstufungen des deutschen Ausdrucks einfach totschlägt und sich mit seiner nebelhaften Unbestimmtheit und Armseligkeit an die Stelle einer reichen Fülle protzig hinpflanzt.

Wie oft würde wohl einer unsrer neuesten Sprachschmocks in der Darstellung seiner eignen Jugendzeit mit Milieu um sich werfen. Ohne dieses großartige Wort auszukommen, würde ihm ganz unmöglich dünken. Wenn irgendwo in Goethes Werken Veranlassung zu einem Fremdwort wie Milieu war, dann gewiß in „Dichtung und Wahrheit“. Nicht ein einziges Mal kommt bei Goethe irgend etwas derartiges vor, etwa „Atmosphäre“, wie man früher fremdwörtelte. Der heutige sprachliche Ungeschmack würde nicht den geringsten Anstoß nehmen an folgenden Sätzen in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, in denen ich überall statt der guten deutschen Goetheworte das „so allgemein beliebte“ Milieu setzte: „Der Erlöser, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun im Milieu der Erzväter, Propheten und Vorläufer“; oder: „Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das einzelne erhielt. Unser Milieu erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller Verknüpfung;“ oder: „Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er ist Vater, Hausherr, Landmann. In diesem reinen, schönen, irdischen Milieu ruht sein höherer Beruf.“ Etwas weiterhin: „Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von dem Milieu machte, in dem sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte“; oder bei der Schilderung der Seesenheimer Tage: „In diesem Milieu trat unversehens die Lust zum Dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor.“ Ich teile absichtlich für alle diese Stellen die vortrefflichen kerndeutschen, fein abgetönten Goetheschen Worte nicht mit, kann aber dem Leser versichern, daß sie alle es mit dem herrlichen Milieu mindestens aufnehmen. Die Stellen mag er zu seiner Erbauung selbst aufsuchen.

Auch den „Werther“ oder etwas Aehnliches würde kein „moderner“, etwas auf sich haltender Litteraturjüngling schreiben zu können glauben ohne reichlichen Gebrauch von Milieu. Der Werther eines unsrer Modernen würde z. B. schreiben: „Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. Ein so schönes Milieu findet sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als das ist, in dem ich mich jetzt befinde.“

In den „Wahlverwandtschaften“ schildert Eduard den Hauptmann: „Diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Kein Milieu ist ihm gemäß.“ Das heißt, so schreibt Goethe Gott sei Dank nicht, sondern anders und besser, und zwar deutsch, was für einen großen deutschen Schriftsteller doch wohl das Gemäßere ist.

„In „Stella“ spricht Madame Sommer von ihrem entschwundenen Gatten: „Er wird aus seinem Milieu in das unsre hineingezogen, mit dem er im Grunde nichts gemein hat,“ das heißt, so würde sie sprechen, wenn nicht Goethe, sondern einer unsrer großen und kleinen Modernen „Stella“ geschrieben hätte.

Ja, wie schreibt denn aber Goethe in solchen Fällen? O, ganz einfach; so armselig, wie man nach der Meinung unsrer Fremdwörtler eben nur deutsch sich ausdrücken kann. So heißt es z. B. bei Goethe von Winckelmann: „Der Bibliothekar eines deutschen Grafen ist für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden.“ Du lieber Himmel, wie arm, wie plump ist diese Sprak! Da schreibt nun ein Mann, den man immer, offenbar irrtümlich, für einen unsrer allergrößten Schriftsteller ausgegeben hat, Goethe, ganz einfach, wie etwa ein deutscher Arbeitsmann sich auch ausdrücken würde, von einem Leben wie dem Winckelmanns beim Kardinal Albani, also von so überaus vornehmen Verhältnissen, ganz gewöhnlich: „zu Hause“, anstatt, wie es sich für jeden unsrer gebildeten Zeitgenossen ziemt, Milieu zu setzen und dadurch anzudeuten, daß man die unentbehrliche Kunstsprache der Franzosen kennt, daß man wohl gar „zwei Jahre in Paris gewesen ist“, wie schon seinerzeit der „gebildete Hausknecht“ in der Berliner Posse sich in solchen Fällen rühmte.

Auch Lessing, unser großer Lessing, hat so einfache Dinge wie die Umgebung eines Menschen mit einfachen deutschen Ausdrücken bezeichnet. Und so etwas nennt man einen Klassiker! Schreibt der Mann da in den Gesprächen für Freimaurer (im fünften Gespräch): „Indes hat freilich die Freimaurerei immer und allerorten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere.“ Was ist ein so gewöhnliches Wort wie Gesellschaft im Vergleich mit dem so überaus gebildeten Milieu!

Es wäre lehrreich, einmal zusammenzustellen, auch nur aus den von mir gesammelten Beispielen aus unsern Klassikern und Nachklassikern, welche sprudelnde Fülle farbenreicher Ausdrücke die deutsche Sprache unter den Händen ihrer Meister für den Begriff „bildende Umgebung“ aufweist. Da finde ich z. B. bei Goethe, immer fein abgestuft und anschaulich gefärbt — „nuanciert“ sagen unsre Fremdwörtler — je nach dem Bilde und dem Anschauungskreise, in dem der Satz sich bewegt: Zeitstrom, Tagesgeist, Welt, Umstände, Verhältnisse, Gegenwärtigkeit, das was uns umgiebt, die Welt in der man sich bewegt, Umgebung, oder auch Umgebungen. Hiermit ist selbstverständlich die Reihe nicht annähernd zu Ende.

Bei Schiller finde ich z. B.: Zeitalter — die schon erwähnten „Außendinge, die ihn umgeben“ —, den griechischen Geist, den die Dramen des athenischen Theaters zeigen u. s. w.

Ein richtiger Fremdwörtler giebt sich durch solche Beispiele nicht geschlagen. In dessen Verteidigungsschriften für die Fremdwörter würde es für ein so schönes Fremdwort wie Milieu sicherlich heißen: keines der deutschen Wörter bei Lessing, Goethe und Schiller deckt sich genau mit Milieu. Das aber ist es gerade, weshalb die deutschen Wörter vorzuziehen sind! Das Fremdwort hat, eben weil es nicht aus der sprachlichen Volksseele herausgewachsen, sondern als ein Fremdkörper in die eigne Sprache hineingepflanzt, oder sagen wir richtiger: ganz äußerlich hineingesteckt wurde, immer etwas Unklares, Nebel- und Schwebelhaftes; es scheint sehr viel zu bezeichnen und bezeichnet gerade deswegen nichts mit voller Bestimmtheit, „deckt“ sich aber scheinbar mit allem. Darum wird es ja auch Lieblingseigentum unklarer Schriftsteller und halb oder noch weniger gebildeter Nichtschriftsteller. Dagegen macht es immerhin einige Mühe des Denkens und der sprachlichen Auswahl — also dessen, was man Sprachkunst nennt, denn alle Kunst ist Wahl! —, für den gegebenen Fall, der ja immer etwas Besonderes ist, das einzig richtige Wort zu finden. Dies ist schwierig, dies heißt Stil, heißt Kunst der Prosa. Nehmen wir bequemen Leute also lieber das große Laken Milieu und werfen wir es über die Fülle der Anschauungsfärbungen, d. h. lassen wir unsre Sprache verarmen, indem wir alle feinen Unterscheidungen fallen lassen zu Gunsten einer ganz allgemeinen, unklaren „europäischen Redensart“! Ist diese Redensart nun gar ein Wort aus einer Fremdsprache, ist sie in dieser zum Kunstwort geworden, so erzeugen wir in uns modernen Uebermenschen zugleich gegenüber den bewundernd vor uns den Mund aufsperrenden Philistern das so unsäglich wohlthuende Gefühl, daß wir diesem ungebildeten Haufen hoch überlegen sind, der nicht einmal weiß, wie man in Paris für Umgebung, Welt, Kreis, Umstände, umgebende Außendinge u. s. w. sagt.

Dies ist die wahre Naturgeschichte von Milieu, und sie ist zugleich die von 99 unter 100 Fremdwörtern.

Eduard Engel-Berlin.

Die Sense.

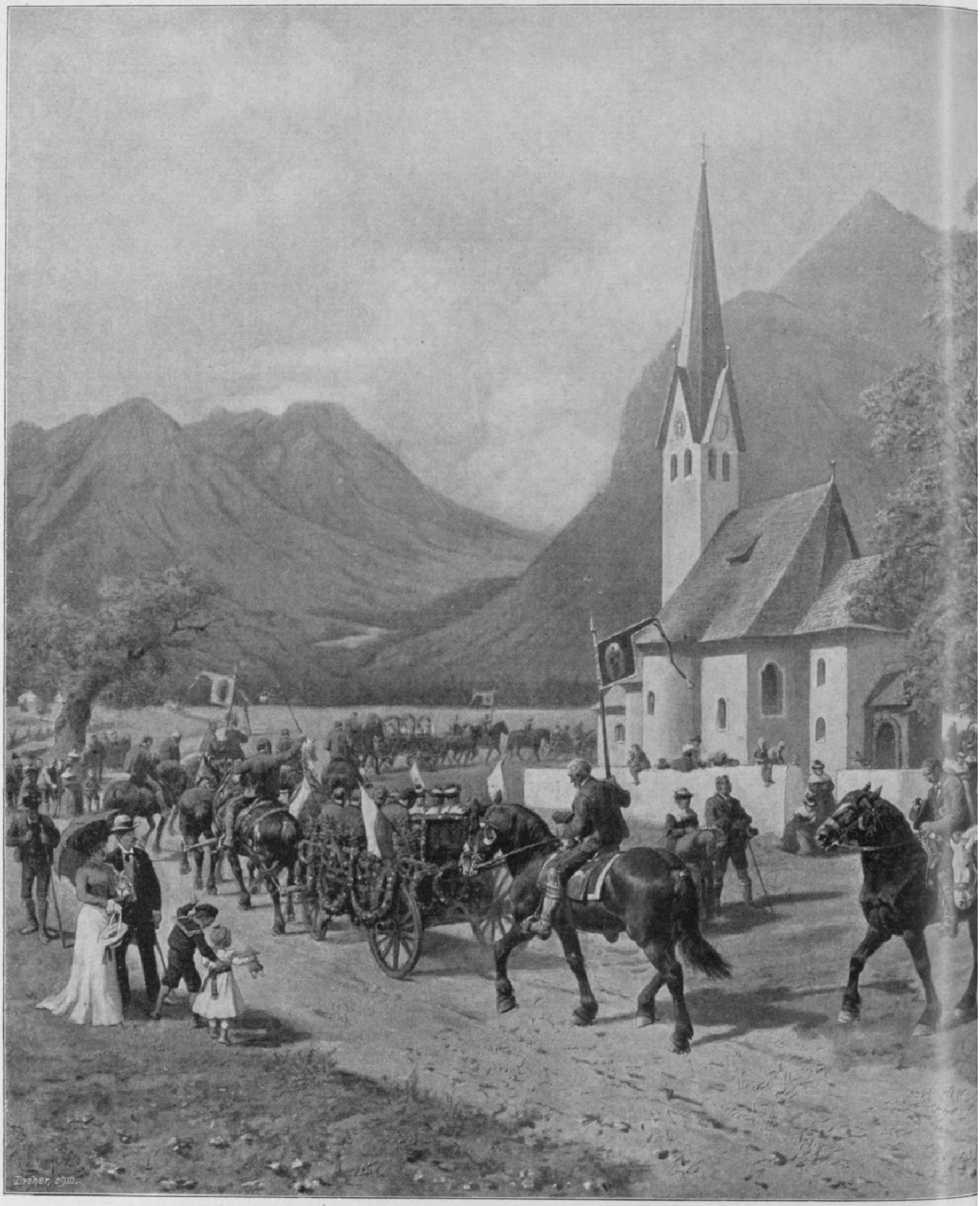
Ich gehe durch des Mittags helle Glut,
Am Wege wallt der Halme goldne Flut,
Und langsam lass' ich im Vorüberschreiten
Die schweren Aehren durch die Finger gleiten. —
Noch reift und schwillt des Kornes üpp'ge Fülle,
Doch leise mahnend durch die Sommerstille
Klingt schon wie eines nahen Unheils Drohn
Im festen Takt ein schriller, harter Ton:
Es klirrt vom Dorf, wo sie die Sensen dengeln,
Und weckt ein Echo in den stolzen Stengeln;
Das weite Feld wogt seufzend und erschauert
Vor dem, was schwarz im goldnen Lichte lauert. —
Und bebend fühl' ich, wie ein Schatten gleitet
Durch meinen Tag und düster schwer sich breitet
Vor meine Sonne warm und freudenhell:
Wer weiß, ob unterm Hammer schrill und gell
Nicht schon der Sense scharfe Schneide klirrt,
Die meines Lebens Ernte mähen wird.

Aug. H. Plinke.

Der weise Richter.

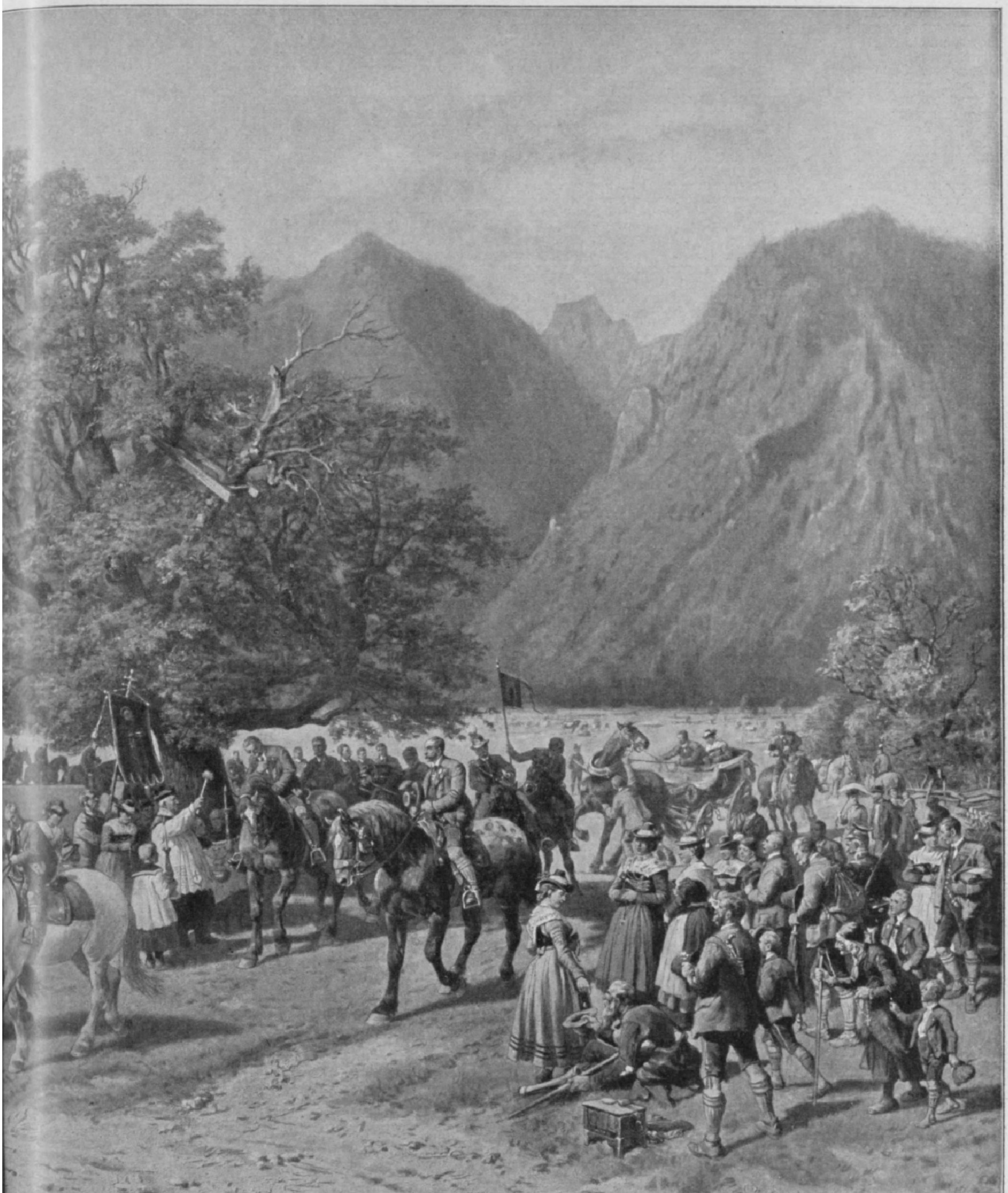
Persische Skizze von S. Barinkay.

In einem Dorfe unweit Teheran wohnte der Gärtner Narsit. Hinter seinem Häuschen, das als köstliches Juwel sein einziges Weib und seine einzige Tochter Zachis barg, breitete sich ein großer Garten mit Obst-, Gemüse- und Blumenanlagen aus. Narsit hatte viel Freude an dem schönen Besitz und arbeitete mit einigen Gehilfen in regem Eifer und mit ebensoviel Liebe als Verständnis. Sein Obst und seine Gurken waren darum gesucht in der Residenz, wohin er sie allwöchentlich brachte; seine Blumen, namentlich die Tulpen, die er in den seltensten und prächtigsten Farben züchtete, zahlte man teuer. Ja, oft, wenn man mit der Ausbeute der kaiserlichen Gärten bei gewissen Festlichkeiten nicht zufrieden war, wurde nach dem Dorfe zu Narsit gesandt, und dessen Tulpen zierten die Gemächer des Schahynschah, seine Rosen im Sommer die kaiserlichen Imarets im Elburzgebirge, wo der Hof hinzog, um der erdrückenden Hitze und der penetranten Luft in Teheran zu entfliehen.



Aus der Münchener Jahresausstellung im Glaspala[s]

Nach dem Gemälde von [



ls Leonhardifest bei Fischhausen am Schliersee.

Braun. (Text S. 970.)

Nach einer warmen, wonnigen Frühlingsnacht, in der Tausende von Keimen und Knospen schwellten, um beim ersten Sonnenkuß sich zu entfalten, führte Narsit sein mit den Gartenerzeugnissen bepacktes Maultier nach der Residenz. Verstimmt und mit finsterer Miene schritt er dahin, obgleich der wolkenlose, in milder Helle strahlende Himmel einen herrlichen Tag verhieß.

Vor dem Thore der Stadt mußte er Halt machen, da es noch versperrt war. Mit ihm warteten eine Anzahl Männer und Frauen mit jungen, schwarzen Lämmchen, Rebhühnern und Früchten aller Art. Darunter befand sich ein guter Freund Narsits, der einen Karren mit schneeweißen Hähnen zum Verkauf brachte. Ihm fiel des Gärtners Verdrossenheit auf. „Was ist's mit dir, Bruder im Herzen? Sind deine Glieder krank, ist deinem Hause Leid widerfahren, oder liegt eine Sorge auf dir?“ fragte er.

Narsit hob das braune, scharfmarkierte Gesicht. „Du meinst es gut, Bruder aus Liebe! Ich danke dir. Möge dein Leib so frisch sein wie meiner und in deinem Hause das Heil blühen wie im meinigen! Aber ein Aerger quält mich bis ins Innerste. Ich habe noch zu niemand davon gesprochen, doch du höre! Vielleicht kannst du mir raten, Kaoli.“

Mit einem Seitenblick auf die Umstehenden zog ihn Narsit etwas beiseite.

„Wisse, seit einiger Zeit, ungefähr vier Wochen, kommen aus meinem Garten Blumen abhanden. Fast jeden Tag ist das Tulpenbeet, auf das ich die größte Sorgfalt verwende, das ich ganz allein bearbeite, und von dem ich jede Blume kenne, ihre Entwicklung vom Samenkorn bis zur vollen Pracht, seiner schönsten und kostbarsten Exemplare beraubt. Bei Tag lauere ich wie ein Narr auf den Uebelthäter, und bei Nacht hab' ich in nächster Nähe einen Hund angekettet, der wilder ist als ein Tiger. Vergebens! Es ist, als ob Geisterhände sie pflückten. Abgesehen von dem Schaden, den ich erleide, macht es mich rasend, unbefugte Hände an meinem Werk zu wissen. Seit zwanzig Jahren ist der Garten mein Eigentum, ist mein Stolz und meine Freude, und bisher wurde mir kein Melonenkern daraus entwendet.“

„Ahnst du, wer es thun könnte?“ meinte Kaoli, nachdem er bedächtig den Kopf gewiegt.

„Mit keinem Hauche. Meine Arbeiter habe ich jahrelang. Sie nehmen nichts.“

„Wie wäre es, wenn du die Angelegenheit dem Ketschoda (Dorfrichter) unterbreiten wolltest? Jaja ist trotz seiner Jugend ein kluger Mann und kann dir gewiß nützen. So hat er kürzlich einem beraubten Bekannten von mir auf weise Art zu seinem Gute verholfen. Dem Stezza, einem armen Schneider aus Kehmi, wurde auf dem Rückwege von Teheran, den er im Verein mit drei Gefährten machte, während eines Ruheschläfchens unter einer Platane seine Koledscha, sein bestes Gewand, gestohlen. Er ging schleunigst zu dem Ketschoda Jaja und erklärte ihm, nur einer seiner drei Genossen, Ali oder Mael oder Retscho könne das gethan haben. Die drei wurden vorgerufen und beteuerten ihre Schuldlosigkeit. Der Richter hörte sie schweigend an und befahl hierauf seinem Schreiber, drei gleich lange Triebe eines Granatbaumes im Garten zu schneiden. Diese übergab er Ali, Mael und Retscho und trug ihnen auf, sich damit in zwei Tagen wieder bei ihm einzustellen. Bis dahin werde der Zweig dessen, der die Koledscha entwendet, länger geworden sein, da bekanntermaßen der Granatbaum Zauberkräfte birgt. Nach zwei Tagen kamen die drei Männer zu Jaja und überreichten ihm die Zweige. Nach einem Blick darauf sprach der Richter: „Mael, du bist der Dieb! Du hast Stezzas Gewand gestohlen!“

„Gott sei Lob und Preis! Ich wahrlich nicht!“ wehrte sich der Beschuldigte.

Jaja machte ein böses Gesicht. „Lügner!“ sagte er verächtlich. „Sieh her! Dein böses Gewissen hieß dich vom Granatbaumtrieb ein Stück abschneiden, damit er ja nicht länger sein sollte als die andern. Stezza, ich gebe dir einen Soldaten mit, gehe mit ihm in Maels Haus! Mael wird dir dort dein Kleid zurückerstatten, dann in Begleitung des Soldaten zu mir kommen und fünfundzwanzig Rutenstreiche für seine That in Empfang nehmen.“

Und also geschah es. Stezza erhielt sein Gewand und dankte dem Richter auf den Knieen vor Seligkeit, denn in der Koledscha war sein ganzes erspartes Geld eingenäht gewesen, und Mael bekam die Hiebe. „Staunst du nicht, Freund Narsit, die Weisheit Jajas an?! Wenn mich nicht alles trügt, wird der kluge Mann auch dir zu helfen wissen. Darum folge mir und geh zu ihm.“

Ehe der Gärtner antworten konnte, öffneten sich knarrend die schweren Thorflügel, die seit zehn Uhr nachts geschlossen waren, und alle drängten hinein. Im selben Augenblicke ward das erste Streifchen der goldenen Sonne am Horizont sichtbar, und man vernahm schmetternde, klagende Trompetenstöße, begleitet von den dumpfen Wirbeln der Kesselpauken. Es war der Sonnengruß, der alltäglich bei Auf- und Niedergang dem Himmelsgestirn von der Musikantenloge auf dem Diamantthor der kaiserlichen Burg aus dargebracht wurde.

Der Gärtner trennte sich mit einigen freundlichen Worten von dem Freunde, und jeder ging seinen Geschäften nach. Erst auf dem Rückwege von Teheran überdachte Narsit den Rat Kaolis. Zum Ketschoda gehen? Jaja war ein heller Kopf, gewiß! Er stand in dem Rufe, ein weiser Richter zu sein, aber Narsit konnte ihn nicht leiden, weil er vor Jahren, als er bereits ein gesetzter Mann, Jaja aber noch ein junger Bursche war, mit ihm in Streit geraten war und der Hochmut des Jünglings ihn aufs tiefste empört hatte. Das war vor langer Zeit gewesen. Jaja war nun an die Stelle seines Vaters getreten und übte sein Amt zur Zufriedenheit aller aus. Der jugendliche Hochmut hatte sich abgeschliffen zu eben dem Maße von Selbstbewußtsein, zu dem er wohlberechtigt war. Doch war und blieb er Narsit unsympathisch, der seine Weisheit bis heute noch nicht in Anspruch genommen und sich lieber einigemal an einen Richter in der Stadt gewandt hatte.

Nach reiflichem Ueberlegen that er das auch diesmal, als er wieder nach Teheran kam. „Hast du einen Verdacht?“ fragte ihn der Richter.

„Nein, meine Arbeiter sind ehrlich.“

„Hast du einen Feind?“

Narsit sann nach. „Nicht daß ich's wüßte!“

„Also gar keine Handhabe! Da müßt' ich ein Zauberer sein, um dir helfen zu können. Gehe heim, guter Mann, halte Augen und Ohren offen und komme in acht Tagen wieder.“

Unbefriedigt ging Narsit. Als er am nächsten Morgen wieder einige Tulpen wertvoller Art vermißte und den Tschapari eines hohen Herrn nicht so bedienen konnte, wie er wollte, richtete er seine Schritte geradeswegs zu Jaja. Er wollte ja nur zum Richter, der Mann selbst kümmerte ihn nichts.

Jaja empfing ihn sehr freundlich, und Narsit trug ihm sein Anliegen vor. Ueber Jajas frisches Gesicht, aus dem zwei braune, glänzende Augen offen und vertrauenerweckend blickten, irrte ein Zucken, wie ein Zeichen inneren Erschreckens. Er schwieg lange nach Narsits Bericht und schaute gedankenvoll vor sich hin. Dann sprach er: „Nimm einen Pinsel und drücke mit Tusche einen Tupfen auf eine versteckte Stelle im Kelche jener Blumen, von denen du glaubst, daß sie den unberechtigten Besucher deines Gartens reizen. Morgen abend erscheine wieder bei mir.“

Erleichterten Gemütes ging Narsit, ohne zu ahnen, wie sehr er das Herz Jajas soeben beschwert hatte. —

Als abends der Vollmond über dem Elburzgebirge aufstieg, leuchtend wie eine silberne Sonne und begleitet von Millionen ruhig strahlender Sterne, schlich eine vermummte Gestalt an dem Gartengitter Narsits hin und blieb an der Seite, wo das Häuschen stand, unter einer Platane stehen. Der Pfiff einer Fledermaus wurde hörbar.

„Ich bin da, Geliebter!“ flüsterte antwortend eine Stimme.

„Vorsicht, Zachi!“

An das Gitter gepreßt, stand ein verhülltes Mädchen mit halbbedecktem Gesichte, das von dem durch die Aeste dringenden Mondlicht schwach beschienen wurde. Voll Zärtlichkeit schaute der Mann in die mandelförmigen, verschleierten Augen. Und jenes Wispern und Kosen zog durch die Nacht, das überall auf Erden das gleiche ist, überall, wo die Liebe lebt.

Nach einer Weile nahm Zachi etwas von der Erde auf und reichte es ihm durch die Gitterstäbe.

„Blumen für dich, Jaja, die dich wieder an mich erinnern sollen, wenn wir getrennt sind!“

„Wie schön!“ murmelte er.

„Die schönsten, die ich fand im Mondschein, Teurer!“

Jaja hob die Blumen ins Helle und bog die Blätter auseinander. Richtig, in jedem Kelche der Tulpen befand sich ein dunkler Tupfen! Der Hund, der wilder wie ein Tiger war, wurde zahm und blieb still wie ein Lamm, wenn die Tochter des Hauses nahte, aus deren Hand er das Futter empfing.

„Warum nimmst du eben die schönsten, Zachi?“ sagte er tadelnd.

„Ein liebendes Herz will allezeit das Beste und Schönste dem Geliebten schenken!“ antwortete sie ein bißchen schmollend.

„Thörichtes Mädchen! Thöricht in zärtlicher Verblendung! Dein Vater vermißt die Blumen und fahndet nach dem Dieb. Wenn er darauf kommt, daß seine eigne Tochter sie nimmt und in heimlicher Liebe dem Ketschoda Jaja giebt, dem er so wenig hold gesinnt ist, daß dieser nicht einmal wagt, seine Tochter als Frau zu begehren, dann sei Chudas Gnade mit dir und mir! Also lasse deines Vaters Blumen in Frieden, schweige unverbrüchlich und harre der Dinge, die kommen werden. Vielleicht sind sie zu deinem und meinem, zu unserm Heil.“

Am nächsten Morgen ließ Jaja den Schneider Stezza rufen.

„Du bist mir zu Dank verpflichtet, Stezza,“ sprach er zu ihm, „da ich dir doch wieder zu deinem Eigentum verholfen habe. Willst du ihn einigermaßen abtragen und zehn Toman verdienen, dann schleiche heute vor Mitternacht in Narsits Garten und pflücke von seinem Tulpenbeet die schönsten Stücke. Wirst du erwischt, so verweigerst du jede Auskunft und läßt dich ruhig zu mir bringen.“

„Zehn Toman?“ meinte Stezza lauernd, der dürr wie eine Heuschrecke und braun wie ein Reh war.

„Zehn Toman, wenn du über alles schweigst wie ein Stein.“

„Hiebe giebt's nicht?“

Jaja lächelte. „Ich werde dir eine Portion zudiktieren müssen, aber du sollst sie nicht empfangen!“

Stezza war einverstanden und ging, nachdem er noch etliche Anweisungen erhalten hatte.

Abends kam Narsit und zwar mit neuer Klage, denn das Betupfen der Blumen hatte nichts geholfen. Diesmal verhielt sich Jaja recht würdevoll. Er befahl ihm, nun um das Tulpenbeet Granatbaumasche zu streuen und bis Mitternacht wach zu bleiben. Er werde den Dieb bestimmt erwischen.

„Euer Angesicht möge weiß sein!“ entgegnete Narsit voll Wohlwollen, als er ging, und Jaja sah ihm fröhlich nach. Wenn's gelang, war sein Ruf als weiser Richter gerettet und wohl auch Narsits Antipathie gegen ihn besiegt.

Am Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, brachte ihm der Gärtner triumphierend den eingefangenen Stezza, dem Jaja mit strenger Miene entgegenblickte. Das Verhör war rasch zu Ende, da Stezza alles offen gestand. Er behauptete, die Tulpen aus Liebhaberei gestohlen zu haben, da er doch ein armer Schneider sei und sich Blumen nicht kaufen könne. In allen Tonarten der Reue versprach er, es nie wieder zu thun. Jaja gab ihm reichlich Worte der Rüge und Ermahnung und sprach ihm für seine Unthat dreißig Rutenhiebe zu, die ihm morgen verabreicht werden sollten.

„Morgen? Warum morgen?“ warf Narsit rasch ein. „Ich will es sehen, wie der Schurke bestraft wird, denn er hat mich schlimm genug geärgert! Und morgen muß ich nach Teheran.“

Jaja ward es schwül. Er konnte es Narsit nicht gut verwehren, bei der Exekution zugegen zu sein.

Nach einer Sekunde Ueberlegung erhob er sich, strich an Stezza vorbei und flüsterte: „Zwanzig Toman, Guter! Zwanzig!“

Stezza zog eine verzweifelte Grimasse. Dann aber nickte und blinzelte er zustimmend, unmerklich für die andern. Er erhielt also sofort seine dreißig Hiebe, über die er mit ausgiebigem Geheul quittierte, zur großen Befriedigung Narsits.

Von diesem Zeitpunkte ab besaß Jaja alle Sympathien des Gärtners Narsit. Er sang das Loblied des weisen Richters, wo und wann er konnte. Und nicht lange währte es, so fügte er stolz den Nachsatz bei: „Und meine einzige Tochter Zachi ist seine Frau!“

Im Schnitt.

Ein Kulturbild aus dem niederösterreichischen Waldviertel.

Von

Hans Kerschbaum.

Was gesunde Glieder hat, muß mit; was daheim bleibt, ist entweder noch zu jung oder gebrechliches Alter. Die Zeit ist kostbar, wie sonst keine, an ihr hängt Brot, und mit dem Wetter muß auch gerechnet werden: das ist die Zeit der gereiften Früchte, die des Schnittes harren; und wer's gerade trifft, um diese Zeit ins Dorf zu kommen, der mag sich wundern, wie verlassen dieses ist. Im ganzen Bauernhof ist oft kein einziger Mensch zu finden, und derjenige, dem an solchen Tagen das ganze Hab und Gut der Leute anvertraut ist, liegt an der Kette und läßt sich förmlich in der Sonnenhitze braten, das ist der Hofhund. Die Wohnstube

ist wohl verriegelt und versperrt, aber in Hof und Stall kann ein und aus gehen, wer gerade will — die Leute sind draußen auf den Kornfeldern und schaffen mit Sicheln und Sensen, daß ihnen schier vor lauter Krümmen der Rücken brechen will, und der Schweiß rieselt ihnen in kleinen Bächlein über den Körper, trotzdem sie sich jedes hemmenden Kleidungsstückes entledigt haben. Das ist ein heißes Mühen und Arbeiten im Schnitt, das ist die „gnädige Zeit“, sagt der Bauer, und wer da nicht schaffend Hand anlegte, der wäre des Bissens Brotes nicht wert, den er zu essen bekommt.

Und es erscheint wie ein kleines Wunder, daß die Leute bei all dieser herben, aufreibenden Arbeit so außerordentlich guter Dinge sind und am frühesten Morgen schon singend und jauchzend aufs Feld ziehen und am Abend ebenso frohgemut wieder heimkehren. Freilich, es ist kein Geheimnis, daß diese heiße Arbeitszeit den Leuten ganz ansehnliche Genüsse in Aussicht stellt, und schon während des Schnittes selbst macht sich in der Bauernküche eine seltsame Wendung in der Bereitung der Mahlzeiten zum Vorteile der Schnitter bemerkbar, und der Bauer weiß auch, was sich schickt; er hat für seine Leute ein Fäßlein „Schnitterwein“ im Keller eingelagert, und solche Dinge wissen die Schnitter sehr wohl zu schätzen. Deshalb ist ihnen nicht bange; was schließlich dann noch nachkommt, ist auch nicht ohne, sie freuen sich wohl schon ordentlich darauf, weil sie so eifrig und emsig ihre Sensen und Sicheln durch die Halme des reifen Aehrenfeldes rauschen lassen. Einstweilen aber hat's noch Zeit, und wir wollen uns die Arbeitsweise ein bißchen betrachten.

Wenn das sogenannte „In-die-Hand-schneiden“ üblich ist, d. h. wenn der Schnitter mit kunstgerechtem Griff das abgeschnittene Kornbüschel von der Sichel weg auf den Boden legt, oder das „Grasen“, so ist jeder sein selbständiger Arbeiter; ist dagegen das „Dannennehmen“ (Wegnehmen des Kornbüschels durch eine zweite Person) gebräuchlich, dann sind die männlichen Schnitter mit Sensen bewaffnet und mähen das Korn, während eine Schnitterin die „Mahd“ oder „Welle“ in Empfang nimmt und beiseite legt. In dieser Weise geht die Arbeit fort, ununterbrochen und stundenlang, bis die ganze Ackerbreite geschnitten ist. Einmal am Vormittag kommt die Bäuerin mit einem mächtigen Topf Mehlsuppe und einem nicht weniger mächtigen Brotlaib aufs Feld nach, denn die Schnitter waren am Morgen ohne Frühstück von Hause fortgegangen, und daß sie nun schon den richtigen Appetit haben, wollen sie gleich zeigen. Wenn der Bauer nicht dabei ist, dann weiß der Großknecht Bescheid, wie die Sache sich regelrecht bewerkstelligen läßt. In einer großen Schüssel wird die Mehlsuppe angerichtet, das versteht schon die Küchendirn am besten; dann schneidet der Großknecht das Brot hinein — liegt ihm nichts daran, wenn der halbe Laib drinnen Platz findet. Dann setzen die Schnitter sich im Kreise um die Suppenschüssel zusammen, wonach ein lustiges Löffeln anhebt, das nicht eher verstummt, bis das letzte Tröpflein heraus ist; mitten in die Schüssel scheint ihnen wohl die Sonne, aber sie findet doch keine Zeit, die Suppe zu erwärmen, das besorgen die Schnitter selber viel schneller. Vielleicht war die Bäuerin so hochherzig und hat für die „Neunejausen“ gar ein „Schmalzkoch“ auch mitgebracht, dann um so besser!

Die Arbeit geht hernach wieder munter von statten, und wenn's im Dorfe zu Mittag läutet, liegt schon ein tüchtiges Stück des Aehrenfeldes in Mahden und Wellen, und die Schnitter ziehen zum Mittagsmahle heim, das, wie schon angedeutet, von besonderer Art ist; Fleisch ist bei den Bauern selten, aber für den Schnitt hat mancher sogar ein Schwein geschlachtet. Die Mahlzeiten werden freilich recht kurz gehalten, denn es ist keine Zeit zu verlieren.

Wenn die Schnitterschar dann wieder aufs Feld zieht, beginnt eine neue Arbeit; derweilen die einen nach vorne den Rest des Getreides schneiden, eilen hinterher die Schnitterinnen, eifrig damit beschäftigt, mitgebrachte Strohbänder in gerader Linie das Stoppelfeld entlang aufzulegen, andre tragen die „Wellen“ zusammen und legen sie über das „Bandl“. Was das für ein emsiges Arbeiten ist! Während die Schnitter vorne noch die Halme fällen und ihnen nach die Schnitterinnen Welle auf Welle legen, kommen hintennach ein paar Männer mit kurzen Holzknitteln, die eine Spitze haben und „Knebel“ genannt werden; die Männer machen sich über diese Wellenbündel her, fassen mit kräftiger Hand die beiden Bandenden, schnüren das Bündel fest zusammen, knieen fest mit einem Fuß darauf, drehen das Band strickartig ineinander und fahren mit dem Knebel hindurch, rädernd und eine Schlinge



Schnitterin. Nach dem Gemälde von Alfred Gärtner.

ziehend. Das Werk ist vollendet; das Bündel ist so fest zusammengeschnürt, daß die Hand des Ungeübten es nicht leicht zu lösen vermag. Diese Arbeit wird das „Knebeln“ genannt; das entstandene Bündel heißt „Garbe“.

Nach diesen Kneblern kommen zwei weitere Männer, die diese Garben zu fünf oder sieben, mit den Aehren nach aufwärts, derartig zusammensetzen, daß sie feststehen und unten Luft eindringen kann; eine Garbe wird gleichsam als Hut darüber gestülpt, und das „Mandel“ ist fertig. Der Hut wird auch „Deckel“ genannt, und der Bauer rechnet sein Getreide, solange es auf dem Felde in „Mandeln“ steht, nach „Deckeln“. Giebt er beispielsweise an, wie viel Deckel er „fechset“, dann weiß der Eingeweihte, wie groß ungefähr des Bauern Wirtschaftsstand ist.

Manch einer blinzelt wohl schon nach dem Stand der Sonne, denn wenn diese weit genug vorgerückt ist, giebt's eine „Jause“; da kommt der Bauer mit einer Schüssel Topfenkäse und einem Brotlaib und einem dickbauchigen „Plutzer“ (Thonkrug) Schnitterwein. Und nun ist es gar nicht mehr notwendig, daß man sich die Sonne mitten in die Schüssel scheinen läßt, man setzt sich in den Schatten eines Mandels, das mit seinen sechs bis acht mächtigen Garben die ganze Schnitterschar in Schutz nimmt. Bei einer solchen Schnitterjause ist es sehr lustig. Der Bauer setzt sich gern selber zu den Leuten, die manchen Spaß zu erzählen wissen, und die Jüngeren singen zur Kurzweil lustige „G'sangel“ und ringen wohl gar übermütigerweise ein bißchen mit den jungen Schnitterinnen, die sie in ein Mandel hineinwerfen.

Die Arbeit dauert bis in die sinkende Nacht, und dann ziehen die Schnitter und Schnitterinnen, ein Volkslied singend, gemeinsam heimwärts. Vor dem Abendessen geht dann in den Bauernhöfen noch eine muntere Musik los, die sich recht eigenartig anhört; das ganze Dorf wiederhallt davon. Es ist dies das emsige Klopfen und Hämmern auf den Dengelstöcken, auf denen die Schnitter hocken und ihre Sensen und Sicheln schärfen, um für den nächsten Tag wieder gerüstet zu sein.

In dieser Weise geht es Tage und Wochen fort. Bald ziehen die Schnitter nach dieser, bald nach jener Richtung am grauenden Sommermorgen hinaus, um die Kornfrucht zu schneiden; der Roggenschnitt ist der bedeutendste, dann folgt der Haferschnitt; und endlich nach Wochen sind die Kornfelder abgefegt, der letzte Sichelschlag ist gethan, die letzte Garbe gebunden und der letzte Deckel aufgestülpt; und wenn dies alles so geschehen, dann wird es am letzten Schnittag gegen Abend ein wahrer Jubel. Die Schnitterinnen haben schon am Nachmittag sehr geheimnisvoll gethan; sie haben bunte Seidenbänder und Wachsrosen dahergebracht und haben ganz heimlicherweise einen Kranz aus Kornähren gewunden, an dem nun die Seidenbänder flattern und die Wachsrosen blühen: das ist der „Schnitterkranz“, dieses schöne symbolische Zeichen der Landwirtschaft.

Eine der Schnitterinnen, die ein besonders „gutes Mundstückel“ besitzt, hat nun die Aufgabe, im Namen der Schnitter diesen Kranz dem Hausvater zu überreichen; dazu muß natürlich etwas Passendes gesprochen werden, und das kommt am besten in gereimter Form zum Ausdruck. Der Bauer ist schon in Kenntnis gesetzt, daß seine Leute „abgeschnitten“ haben; mit Kornblumen und wildem Mohn haben Schnitter und Schnitterinnen ihre Hüte geschmückt, ebenso Sicheln und Sensen. So kommen sie singend vom Felde heim. Im Hofe stellt sich die fröhliche Schar auf, und die Schnitterin mit dem Kranz tritt vor und sagt etwa folgenden Spruch:

> Geehrter Hausherr! Der Schnitt ist aus,
> Wir kommen jetzt vom Schneiden z'Haus.
> Wir haben geschnitten und gebunden
> Und haben gar einen Kranz gefunden;
> Der Kranz ist nicht von Gold und Edelstein,
> Doch ist er g'macht recht woltern fein.
> Der Segen Gottes ist auch dabei,
> Damit der Hausherr zufrieden sei.

Und ein lustiger Schnitter ist wohl auch dabei, der zum Bauer sagt:

> 's Essen und 's Trinken war beim Bauern fein,
> B'sonders lob'n thu' ich den Schnitterwein;
> Kas und Schmalzkoch — he! das därf i nit vergessen:
> Bäurin, das war schon ein noblig's Essen!
> Zuwegen dem thun wir uns halt bedanken,
> Just grad aufs Mahl that's uns jetzt plangen.
> Aft sag'n mir halt: Vergelt's Gott fleißig — es ist wahr:
> So ein Schnitt thät' uns a g'freu'n im nächsten Jahr!

Ein solches Spruchaufsagen trägt oft ein Silberstückel; und dann wird der Schnitterkranz in der Stube über der Thür aufgenagelt, wo er so lange bleibt, bis im nächsten Jahr ein neuer kommt.

Den ganzen Nachmittag schon hat die Bäuerin in der Küche geschafft. Das Haus war voll Bratenduft, und über dem prasselnden Herdfeuer hängt die Schmalzpfanne, in der die Krapfen backen, denn die letzte Schnittermahlzeit soll sich ganz besonders auszeichnen, und eine brave Bäuerin will darüber keine üble Nachrede haben. Diese Mahlzeit ist das sogenannte „Schnittermahl“ oder auch der „Schnitthahn“ genannt, und ist gleichsam ein Dank- und Festmahl des Landmannes für den Erntesegen.

Diese Sitten und Gebräuchlichkeiten nehmen heutzutage allerdings schon andre Formen an; denn heute, wo nahezu auf jedem Gebiete materieller Kultur das Maschinenwesen die Handarbeit zurückdrängt, verändert sich allmählich auch die Arbeitsweise in der Landwirtschaft, und die zünftigen Bräuche, womit das Volk sich die harte Arbeit zu würzen verstand, sind rar geworden. Der stetig gestaltende Zeitgeist mit seinem unheimlichen Materialismus hat auch den Bauer aus seiner Beschaulichkeit aufgerüttelt und ihn eine neue Lebensart zu lehren begonnen. Es hat zwar etwas gebraucht, bis es so weit gekommen, nun aber giebt es keinen Halt mehr; mit der Biedermeierei hat's ein Ende, die Sache geht ihren Gang.

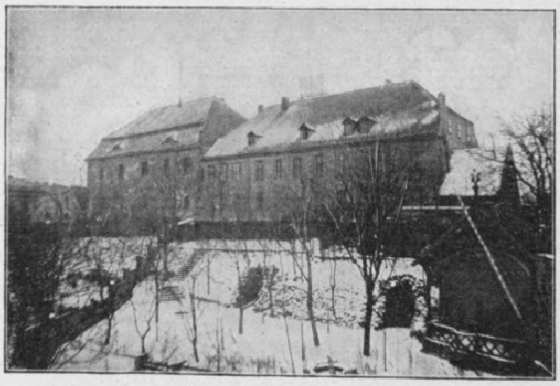
Beim Bauern sind die Wirtschaftsverhältnisse heute völlig andre; anders sind auch die Sitten in den Bauernhöfen geworden, wo heute der landwirtschaftliche Betrieb vielfach durch Maschinenarbeit verrichtet wird. Alles zielt hin auf Produktion und Gewinn, und unter solchen Umständen findet die Volksseele nicht mehr die ruhige Stunde, um sich zu vertiefen in ein ideales Leben, wie man es nur noch in vereinzelten Gegenden findet, und zwar in jenen, die von der sogenannten Kultur lange Zeit unbeleckt geblieben sind. Eben zu diesen Gegenden gehört auch das niederösterreichische Waldviertel mit seinem meist armen Bauernvolke im waldreichen Hochland, wo der Ackerbau gegenüber dem Flachlande nur kärgliche Existenzen bietet. Dort besteht der Wirtschaftsbetrieb noch in kleinem Maßstabe, dort ist auch der eigentliche Herd der niederösterreichischen Kleinindustrie, der Heimarbeit, die sich auf die Erzeugung von Waldwaren als Winterbeschäftigung verlegt, und dort konnte manches sich noch erhalten von Sitte und Brauch aus der Väterzeit. —

Nach der Einbringung der Kornfrüchte ist die Schnittzeit beendet. Bald zieht die Pflugschar übers Ackerfeld, wo eine Zeitlang hoch oben auf einer Stange ein Strohbüschel aus den aufgelesenen Kornhalmen lustig im Winde flattert, das man den „Windzopf“ nennt, der dem Winde zum Opfer gegeben wird, bis er das Büschel zerzaust und in alle Richtungen entführt.

An einem der nächsten Sonntage wird im Dorfwirtshause „Schnittertanz“ gehalten, und da kommen dann die jungen Schnitterinnen und die Schnitter alle wieder zusammen zum fröhlichen Reigen, der das Erntefest beschließt.



Altes Rathaus.



Das alte Schloss.

Posen.

(Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Friedrich Zeuschner in Posen.)

Wie bekannt, findet das diesjährige Kaisermanöver auf dem Gelände zwischen Posen und Frankfurt a. O. statt. Der Kaiser wird zwei Tage in Posen residieren, dort der Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals beiwohnen und in der Nähe von Posen die große Parade über das V. Armeecorps abnehmen. Seit Monaten rüstet sich die alte, in neuerer Zeit sich sehr verjüngende Stadt im deutschen Osten zum würdigen Empfange des Monarchen, der Posen schon früher besuchte. Die Aufmerksamkeit Deutschlands ist zurzeit wieder einmal in besonderem Grade auf die Hauptstadt der preußischen Provinz Posen gerichtet, und so dürfte es manchem Leser erwünscht sein, mit dem neueren Posen, dieser wichtigen Grenzfestung, die man das Metz des Ostens zu nennen pflegt, etwas näher bekannt zu werden.

Erst vor kurzem ist Posen mit seinen etwa 125000 Einwohnern in die Reihe der sogenannten Großstädte — sofern man darunter Orte mit über 100000 Bewohnern versteht — eingetreten. Bis dahin war es eine größere Mittelstadt, deren Wachstum, von andern Ursachen abgesehen, durch den inneren Festungsgürtel sehr gehemmt wurde. Zwischen diesem Gürtel und den Außenforts entstanden allmählich drei größere Ortschaften mit städtischem Aussehen, aber dörflicher Verfassung, die schließlich der Stadt einverleibt werden mußten, doch wird eine vollkommene Verschmelzung aller nunmehrigen Stadtteile wohl erst erfolgen, wenn die erwähnte innere Umwallung wenigstens auf der Westseite fällt, was ja im Prinzip bereits beschlossen ist. Einstweilen hat man dem allgemeinen, schon seit Jahr und Tag geäußerten Verlangen nach einer „Erweiterung“ schon ein Zugeständnis gemacht: das mächtige Berliner Thor, das trotz seiner vier Passagen den Verkehr mit den Vororten ungemein behinderte, ist im vorigen Jahr beseitigt worden. An seine Stelle trat eine breite Bresche im Wall mit umfangreichen gärtnerischen Anlagen, die auf die vom Zentralbahnhof kommenden Fremden einen wirklich großstädtischen Eindruck machen. Hier wird das Kaiserpaar seinen Einzug halten und dann in dem am Ausgang der Wilhelmstraße gelegenen „Generalkommando“, der Wohnung des kommandierenden Generals des V. Armeecorps, Quartier nehmen. Früher pflegten Fürstlichkeiten im Regierungsgebäude, einem ehemaligen Jesuitenkollegium, und zwar im Trakt des Oberpräsidenten, abzusteigen. Hier hat seinerzeit Napoleon I. gewohnt. Der Bau liegt in der Altstadt zwischen engen Gassen, während das „Generalkommando“ sich im schönsten Teile der Neustadt befindet. Es ist etwas über ein Jahrzehnt alt, ein vornehmes, behaglich eingerichtetes Haus mit schöner Aussicht auf die mit Blumenbeeten und Baumreihen geschmückte Wilhelmstraße, die Heine einst eine Miniaturausgabe der Berliner Linden nannte, und einem geräumigen Garten. Vor diesem Palais erhebt sich das von der Provinz Posen „zur Erinnerung an die Siege und Opfer des Krieges 1870 71“ gestiftete Denkmal Kaiser Wilhelms I. von Bärwald. Es ist eine wohlgelungene Schöpfung, die manchem andern Standbild als Vorbild gedient hat. Am Sockel stehen die denkwürdigen Worte des alten Kaisers: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“ und „Der Herr hat Großes an uns gethan, ihm sei die Ehre.“

Das Gegenstück zu diesem Denkmal wird das des Kaisers Friedrich III. sein. Es hat seinen Platz unter Bäumen des Wilhelmplatzes, etwa in der Mitte der Wilhelmstraße, gegenüber dem neuerbauten Provinzialmuseum. Das Gebäude trägt einen palaisartigen Charakter. Die eine Front ist der Wilhelm-, die andre der Neuen und die dritte einer neu angelegten Straße zugekehrt, die über den Schloßberg führt und eine Erleichterung des gerade in dieser Stadtgegend starken Verkehrs schaffen soll. Das neue Museum hat außer weiten Sälen einen geräumigen, mit Glas überdachten Hof, in dem man künftig u. a. Kunstausstellungen zu veranstalten gedenkt. An der Stelle dieses Neubaues stand einst ein sehr schlichtes Gebäude: das alte „Generalkommando“, in dem u. a. die berühmt gewordenen Heerführer von Steinmetz und von Kirchbach als kommandierende Generale des V. Armeecorps gewohnt haben.



Perseusbrunnen

Der Museumsbau ist eine Folge des in den



Das neue Provinzialmuseum.

letzten Jahren aufgekommenen Feldrufs: „Hebung des Ostens.“ Viel ist da ja allerdings im Vergleich zu andern preußischen Provinzen, bezw. andern deutschen Landesteilen nachzuholen, aber es ist in den letzten zehn Jahren auch viel geschehen. Mehr und mehr verschwanden die charakteristischen kleinen polnischen Häuser, die ihre oft mit der Hand erreichbaren Giebel der Straße zukehrten, nicht minder das holperige Straßenpflaster und die sozusagen abgrundtiefen Rinnsteine mit ihrem üblen Geruch. Stadt, Provinz und Staat steuerten reiche Mittel zu dieser Hebung bei, und so schritt man auch zur Errichtung wissenschaftlicher Institute, die für Posen, da es keine Universität besitzt, von besonderer Bedeutung sind. So entstand das Königliche Hygienische Institut auf der Breslauerstraße — eine Art medizinischer Universitätsfakultät —, die Königliche höhere Maschinenbauschule am Petriplatz und die Kaiser Wilhelm-Bibliothek auf der Ritterstraße, nicht weit vom Provinzialmuseum. Die Straßenfront des Bibliothekgebäudes ist der kleinere Teil der baulichen Gesamtanlage. Dahinter, auf einem weiten Hofe, steigt ein Büchermagazin von sieben gewölbten Etagen empor, in dem rund 200 000 Bände, von den angesehensten Verlagsfirmen Deutschlands gratis gespendet, in modern praktischer Weise untergebracht sind. Sie werden je nach Bedarf auf einer elektrischen Fahrbahn aus dem Magazin nach den Ausgeberäumen ins Frontgebäude geschafft, das Lesezimmer für Laien, Studienräume für Gelehrte u. s. w. enthält. Die Bibliothek hat eine eigne Dampfheizungs- und elektrische Beleuchtungsanlage, auch eine Buchbinderei und ist so veranlagt, daß sie durch Anbauten vergrößert werden kann.

So hat die Neustadt in neuerer Zeit imposante Verschönerungen erfahren. Eine Verschönerung sollte auch das im Jahre 1879 vollendete Stadttheater am Wilhelmsplatz sein, es ist aber leider im Innern so verbaut, daß die Stadt beschlossen hat, es demnächst abzutragen, um an seiner Stelle einen weniger lebensgefährlichen Tempel der mimischen Kunst zu errichten. Eine dauernde Zierde ist dagegen, nur durch eine kurze Straße vom Theater getrennt, der Perseusbrunnen auf dem Königsplatz, inmitten dicht belaubter Bäume. Die Perseusgruppe ist ein Werk des Bildhauers Pfuhl, das Ganze ein Geschenk der verstorbenen Kaiserin Friedrich, die bald nach dem Regierungsantritt ihres Gemahls Posen anläßlich einer Ueberschwemmung der Unterstadt besuchte und auch schon früher hier geweilt hatte, da sie Chef des damals in Posen, jetzt in Danzig garnisonierenden (schwarzen) 2. Leibhusarenregiments war.

Den Fortschritt in der Entwicklung des Gemeinwesens kennzeichnen im besonderen die neue Schlachthofanlage (1900) und das neue Stadthaus (1895 bezogen). Die erstere ist ein umfangreicher Komplex von Gebäuden, darunter ein Wirtshaus mit Turm. In dem durch Mauern umschlossenen Bezirk werden auch Viehmärkte abgehalten. Die Anlage wurde dadurch teuer, daß das Gelände für sie sozusagen erst geschaffen werden mußte. Am Wasser, in der Nähe der Warthe, sollte sie doch sein; es blieb nichts übrig, als tief gelegene Wiesen, die zuweilen überschwemmt wurden, hoch zu besanden, wozu man den Sand mehrere Jahre hindurch auf Feldbahnen



Gebäude des Generalkommandos.

(Wohnung des kommandierenden Generals des V. Armeecorps, wo der Kaiser wohnen wird.)

von einem benachbarten Dorfe holte. Der Schlachthof liegt übrigens recht „malerisch“. Hinter ihm ragt auf einem Hügel die alte St. Adalbertskirche, und rechts blickt von noch stattlicherer Höhe das große Fort Winiary, die Citadelle der inneren Befestigung, aus Baumgrün hervor. — Das neue Stadthaus, ein hoher, im Renaissancestil ausgeführter Bau, enthält die Sitzungssäle für den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung, Kassen- und Bureauräume und imponiert besonders durch seine vornehme innere Einrichtung und ein prachtvolles Treppenhaus mit mächtigen Säulen.

Das Stadthaus wurde errichtet, als das Rathaus für die Stadtverwaltung mit dem Emporblühen des Gemeinwesens zu klein geworden war. Ein gedeckter, über die Straße führender Gang verbindet das neue Stadthaus mit dem alten Rathause, das so recht als das Wahrzeichen Posens betrachtet werden kann. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es nach einer großen Feuersbrunst, von der die Stadt 1536 heimgesucht ward, durch den italienischen Stadtbaumeister Giovanni Battista di Quedra; der Hauptturm in seiner jetzigen Form stammt aus der Regierungszeit des Königs Stanislaus August von Polen. Von jeher ist die Ostfront des Gebäudes mit den drei übereinander liegenden zierlichen Arkadenreihen bewundert worden. Auch der große gewölbte Saal im ersten Stock, der zurzeit als Flur benutzt wird, ist mit seiner eigentümlich kassettierten Decke bemerkenswert. Das Posener alte Rathaus gilt als architektonisches Kunstwerk; ein Bau dieses Stils soll nur noch in einer Stadt Oberitaliens existieren. Früher waren die Außenwände mit bunten Fresken, darunter Porträts polnischer Könige, geschmückt. Sie sind allmählich verwittert gleich dem ganzen Bau, der heute fast wie eine Ruine aussieht. Deshalb haben Stadt und Staat bedeutende Mittel zur würdigen Restaurierung des Gebäudes bewilligt, das bei dieser Gelegenheit von einigen ihm aus früherer Zeit noch anklebenden Verkaufsläden an der Nordfront befreit werden soll.

Die erwähnte neue Straße über den Schloßberg macht diesen, lange Jahrzehnte hindurch vernachlässigten Stadtteil anziehender und zugänglicher. Schon früh gab es in Posen, der Hauptstadt Großpolens, ein fürstliches Schloß, das zuerst den Landesherren zur Wohnung diente, dann der Sitz der Generale von Großpolen — Statthalter, Gouverneure — und des obersten Gerichts war. Hier haben auch viele polnische Könige, wenn sie Posen besuchten, Hof gehalten. Von Zeit zu Zeit zeigt sich nach polnischer Ueberlieferung im Posener Schlosse, wie in so vielen andern. eine weiße Frau. Das ist Luitgard, die Gemahlin des Herzogs Przemyslaus II., die dieser am 14. Dezember 1283, da er ihrer überdrüssig geworden, in dem Badehause des Schlosses von ihren Dienerinnen erdrosseln ließ. Das Schloß hat viele Stürme erlebt, ist oft verwüstet und stets wieder hergestellt worden. Die letzte Rekonstruktion des in der Form wohl immer sehr einfachen Baues erfolgte im Jahre 1783 auf Kosten des Generals von Großpolen, C. Raczynski. Vor dem Schloß, gegen die Altstadt gerichtet — die Neustadt entstand jenseits der einstigen Schloßgräben —, steigt eine umfangreiche Bastion mit steil zur Stadt abfallenden Mauern auf, an der sich zur polnischen Zeit, wo man es mit den Besitzverhältnissen nicht genau nahm, niedrige Hütten anbauten, die den Ort gründlich verunzierten. Die Stadt hat sie vor kurzem angekauft und niederlegen lassen, da nun die Bastionsmauern in alter Reinheit wiederhergestellt, der Schloßberg aus einem übel berufenen Winkel in eine Sehenswürdigkeit mit Gartenanlagen und Treppen umgewandelt wird. Auf dieser Bastion wurden einst die von dem obersten Gericht zum Tode verurteilten Adligen enthauptet. Als Posen preußisch geworden war, bestimmte man das Schloß zum Sitz des Appellationsgerichts, und jetzt beherbergt es das Provinzialstaatsarchiv. Ein Jahr lang hat in diesen Räumen der später berühmt gewordene Romantiker E. T. A. Hoffmann, Callot-Hoffmann genannt, gearbeitet, nachdem er 1800 als Regierungs- (d. h. hier Gerichts-) Assessor nach Posen versetzt worden war.



Neues Rathaus

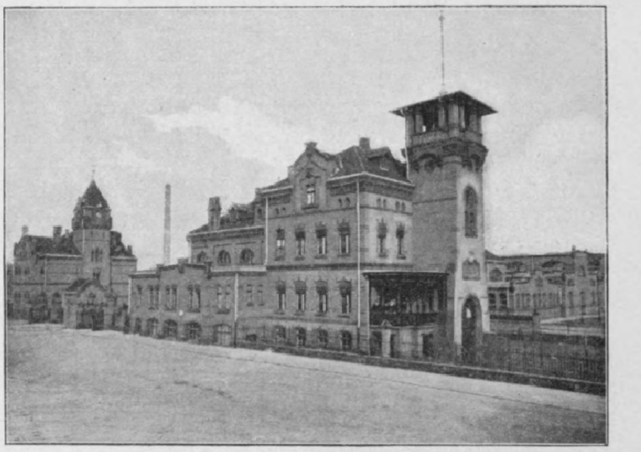


Die neue Kaiser Wilhelm-Bibliothek.



Dom (aus polnischer Zeit).

Von der Höhe der Schloßbastion schweift der Blick über die Stadt bis weithin nach Osten, wo die Türme des Domes aufragen. In jener Gegend, jenseits der Warthe, wurde der Ort Posen vor 1000 Jahren gegründet, und ebenso alt ist der Dom, d. h. als Institution, nicht in seiner Gestalt. Diese hat im Laufe der Jahrhunderte wiederholt gewechselt. Brand und Einsturz verwüsteten die Kathedrale immer wieder, bis sie endlich, nachdem sie 1772 abermals abgebrannt war, die heutige Form erhielt. Im Dom wurden verschiedene polnische Fürsten bestattet. Von seinen Kapellen ist die hinter dem Hochaltar liegende „goldene“ am bemerkenswertesten. Sie enthält u. a. eine vergoldete eherne Doppelstatue der ersten christlichen Polenkönige Mieczyslaw I. und Boleslaw I. nach einem Entwurf von Rauch. Vor nicht langer Zeit wurde das Innere des Domes in vornehmer Weise restauriert. Damit sei unsre flüchtige Skizze geschlossen. Oskar Elsner.



Schlachthofanlage.

Die Kaiserbegegnung in Reval.

(Siehe die Abbildungen Seite 961.)

Das Zusammentreffen Kaiser Wilhelms II. mit dem Zaren auf der Reede von Reval war von herrlichem Wetter begünstigt und ist nach den vorliegenden Nachrichten in allseitig befriedigender Weise verlaufen. Seine hohe politische Bedeutung ging schon aus der Anwesenheit der beiderseitigen verantwortlichen Staatsmänner bei der Zusammenkunft hervor; um so erfreulicher ist es, daß die russischen Preßstimmen übereinstimmend den Besuch als einen neuen Beweis für die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehung zwischen beiden Herrscherhäusern und Reichen und als eine Sicherung des Weltfriedens aufgefaßt und begrüßt haben. Am 6. August waren die Stadt Reval und der Hafen, wo sich eine Empfangshalle erhob, festlich geschmückt; das russische Geschwader sowie alle Handelsschiffe hatten über Topp geflaggt. Morgens fuhr der Zar der „Hohenzollern“ entgegen, und gegen 10 Uhr wurden die Schiffe auf der Reede sichtbar. Sie fuhren in Kiellinie, voran die russische Kaiserjacht „Standard“ mit den beiden Monarchen an Bord, dann die „Hohenzollern“ und die Kreuzer „Prinz Heinrich“ und „Nymphe“, hierauf das Depeschenboot „Sleipner“ mit den drei andern deutschen Torpedobooten und zuletzt die russischen Jachten. Sowie der „Standard“ sich der russischen Flotte auf der Reede, aus 15 Kriegsschiffen und 15 Torpedobooten bestehend, näherte, gab diese den Ehrensalut ab, und die russischen Mannschaften brachen in Hurrarufe aus. Kaiser Wilhelm trug russische Admiralsuniform mit dem Band des Andreasordens, Kaiser Nikolaus deutsche Admiralsuniform mit dem Schwarzen Adlerorden. Im Hafen verabschiedete sich der Deutsche Kaiser von Kaiser Nikolaus und begab sich nach der „Hohenzollern“, wo nun der Gegenbesuch des vom Großfürsten Alexis und dem Gefolge begleiteten Zaren erfolgte. Dann verließen beide Monarchen die „Hohenzollern“, um die Schiffe des russischen Artillerielehrgeschwaders zu besichtigen. Unsre Abbildungen bieten eine Reihenfolge interessanter Momente aus dem Beisammensein der beiden Monarchen, deren Verkehr ein überaus herzliches und intimes Gepräge trug, und aus den Manövern der russischen Flotte, denen Kaiser Wilhelm mit lebhafter Teilnahme folgte, nach Aufnahmen an Ort und Stelle. Am Nachmittag wohnten beide Majestäten auf dem Flaggschiff „Minin“ Schießübungen, Evolutionen und Manövern verschiedener Art (darunter auch ein Torpedoangriff) bei. Die Nachtschießübungen vom Donnerstag auf Freitag dauerten bis 1 Uhr. Am Freitagvormittag (8. Aug.) statteten Kaiser Nikolaus und Großfürst Alexis abermals der „Hohenzollern“ einen Besuch ab; sie wurden von Kaiser Wilhelm am Fallreep empfangen; in der Offiziersmesse brachte der erste Kapitän von Holleben ein Hurra auf den Zaren aus, der mit einem Trinkspruch auf den Deutschen Kaiser erwiderte. Die Monarchen und die Prinzen wohnten dann an Bord der Jacht „Polarstern“ einer Ruderregatta von Booten der russischen Kriegsschiffe bei. Nach deren Beendigung geleitete der Zar unter einem Ehrensalut von 33 Schuß und den Klängen der preußischen Nationalhymne seinen hohen Gast vom „Polarstern“ in der russischen Kaiserpinasse an Bord der „Hohenzollern“. An Bord des „Standard“ fand Frühstück statt, bei dem der Zar Kaiser Wilhelm einen prachtvollen, in Silber getriebenen und mit Edelsteinen verzierten Bojarenhelm überreichte, dessen Inneres als Rauchservice in Gold gedacht ist, während der Deutsche Kaiser dem Zaren zur Erinnerung an die Zusammenkunft ein Schreibzeug in Gold schenkte. Auf der „Hohenzollern“ verabschiedeten sich die Herrscher voneinander, worauf das Schiff um 3 Uhr 45 Minuten die Anker lichtete. Der Kaiser von Rußland gab seinem Gast mit dem „Standard“ und dem „Polarstern“ bis über die Insel Nargen hinaus das Geleite.

Das Leonhardifest bei Fischhausen am Schliersee.

(Zu dem Bilde Seite 964 und 965.)

Im Bezirksamt Miesbach des bayrischen Regierungsbezirks Oberbayern liegt am Rande der Alpen und am Nordufer des Schliersees das in neuerer Zeit durch die Gastspielreisen seines Bauerntheaters oft genannte Dorf Schliersee. Von hier führt die vielbegangene und -befahrene Straße in die Falepp am östlichen Ufer des Sees unter den Ruinen von Hohenwaldeck und am St. Leonhardikirchlein vorbei nach dem Orte Fischhausen. Das eben genannte, idyllisch gelegene kleine Gotteshaus ist alljährlich am St. Leonhardstag (6. November) ein stark besuchter Wallfahrtsort und der Schauplatz der St. Leonhardifahrt, die der Münchener Meister Louis Braun auf einem in der Münchener Jahresausstellung im Glaspalast vielbewunderten Gemälde dargestellt hat. In vielen katholischen Gegenden werden seit undenklichen Zeiten alljährlich an bestimmten Tagen Bittgänge oder Umzüge zu Roß und Wagen abgehalten, an deren Schluß die Wallfahrer und Pferde von priesterlicher Hand eingesegnet werden. So beispielsweise im Kanton Luzern die Umritte in Beromünster, Münster, Sempach, Schätz, Ettiswyl und Hitzkirch, die am Himmelfahrtsfest stattfinden. Im Brixenthal hält man den sogenannten Antlaßritt ab; am Niederrhein den Gymnitzer Ritt und in der Brüsseler Vorstadt Anderlecht die St. Guido-Prozession, im Volksmunde die Pferdeprozession geheißen. Dort ist der heilige Guido (= Vitus, Veit) der Schutzpatron des Viehes, namentlich der Rosse; in Bayern wird als solcher der heilige Leonhard von Limoges verehrt, ein angesehener fränkischer Edelmann am Hofe Chlodwigs I., der nach seiner Bekehrung zum Christentum in einem Walde bei Limoges ein Einsiedlerleben führte. Ihm zu Ehren finden an seinem Todestage, 6. November, an vielen Orten, namentlich Oberbayerns, die St. Leonhardiritte oder Leonhardsfahrten statt; manche dieser altüberlieferten Umzüge werden aber auch im Sommer, bald nach der Sonnenwende, abgehalten. Ihren Ursprung haben wir im altgermanischen Heidentum zu suchen. „Die Wurzeln des jetzigen Brauches liegen“ — wie Karl Stieler schreibt — „in der Tiefe von zwei Jahrtausenden, in jenem Waldesdunkel, das zu Tacitus' Zeit unsre Heimat bedeckte. Er ist verwachsen mit der ganzen mythologischen Poesie unsers altdeutschen Lebens; und leise, kaum fühlbar für das Bewußtsein des Volkes, ging die eine Welt in die andre über; es wandelten sich die Namen, und an die Stelle der heidnischen Götter traten die Heiligen. St. Leonhard ist der Erbe des Kultes, den Wodan, Freir und Baldr einst in deutschen Gauen gefunden; auch an ihre Opferstätten kam man hoch zu Roß und zur Zeit der Sonnenwende, wenn der Himmelswagen sich kehrte. Und schon im uralten deutschen Völkerleben war das Hufeisen an der Thür das symbolische Zeichen des Schutzes wider böse Dämonen, wie man es heute noch in die Kapellen St. Leonhards hängt; die eisernen Ringe, die nach Tacitus die Chatten trugen, und die sie erst ablegen durften, wenn sie den ersten Feind getötet und sich dadurch gleichsam zur vollen Würde des freien Mannes emporgeschwungen hatten. Schon im frühen Mittelalter bildeten sich bevorzugte Stätten seiner Verehrung, die sich bald mit reichen Wundersagen umrankten und Tausende von Gaben aufzuweisen hatten, die dankbare Pilger dort zurückließen.“

Die Gehöfte und Ortschaften der ganzen Umgegend schicken Wagen und Reiter zum Fest, dessen Vorbereitungen schon eine Woche vorher beginnen. Burschen und Mädchen winden Kränze zum Schmuck der Fuhrwerke, die Geschirre werden spiegelblank geputzt und die Mähnen und Schweife der Pferde mit bunten Bändern durchflochten.

„Heunt a Dag, morg'n a Dag,
Uebermorg'n is Leandltag,“

singen die kleinen Buben unter lustigem Peitschenknallen, und mit Ungeduld harrt alles dem Anbruch des festlichen Tages entgegen. Endlich ist er da, und nun strömen schon in aller Frühe die Teilnehmer an der Fahrt und ganze Scharen von Zuschauern aus der näheren und weiteren Umgegend dem Kirchlein zu. Unter den Klängen einer ländlichen Kapelle beginnt die Auffahrt des Zuges, den das Ortsbanner und die Wagen der Geistlichkeit und der Behörden eröffnen, rings um die dem Schutzpatron geweihte Stätte. Jeder der Wagen, auf denen die Geschlechter gesondert sitzen, ist mit vier Pferden bespannt und von mehreren Reitern begleitet. Ganz eigenartige Festgefährte sind die sogenannten Leonharditruhen, deren Gestalt an ein aus einem ausgehöhlten Baumstamm gefertiges Boot erinnert; sie sind meist blau bemalt und mit Bildern des Heiligen und andern Darstellungen geziert. Andre Wagen bringen besondere Schaustellungen, etwa Nachbildungen der Kapelle, einer Almwirtschaft u. s. w. Nun beginnt der Gottesdienst, an dessen Schluß der eigentliche Umritt um das Kirchlein in scharfem Trab vor sich geht, wobei der Priester jedem einzelnen Wagen den Segen erteilt und den „Weichbrunn“ giebt. Dann geht es unter den Klängen der Musik und unter weithin hallendem Peitschenknallen dem Orte zu, wo nun Einkehr gehalten wird und ein lustiges Volksfesttreiben sich entwickelt. Fr. R.

Litteratur.

Aus der beliebten Romansammlung „Deva“, die eine elegante Ausstattung mit ungewöhnlicher Wohlfeilheit vereinigt, liegt abermals eine Reihe neuer Bände vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ein würdiges Denkmal errichtete Anna Charlotte Leffler, die einst gefeierte schwedische Dichterin, der berühmten russischen Gelehrtin Sonja Kowalevsky. Während diese als Professorin der Mathematik in Stockholm wirkte, knüpfte sich zwischen ihr und der Dichterin ein inniges Freundschaftsband. Was nun die beiden bedeutenden Frauen miteinander erlebten, und was Sonja der Gefährtin über sich selbst erzählte, das ist hier mit gewinnender Anmut wiedergegeben. Die Briefe, die Sonja an die Freundin richtete, gewähren tiefe Einblicke in das Seelenleben der genialen Frau. — Die vier Novellen, die Paul von Szczepanski unter dem Titel „Eigne Geschichten“ vereinigt hat, entlehnen ihre Stoffe sehr verschiedenartigen Gebieten. Aus der Cirkuswelt mit ihrem aufregenden Getriebe geraten wir in den Bereich des kleinstaatlichen Fürstentums und verfolgen mit Interesse, wie der junge, zur Thronfolge berufene Prinz nach erster herber Liebeserfahrung zum Manne erwacht. Weiter führt uns der Autor an die Grenze des deutschen Ostens, um zu zeigen, wie heiß ein Mädchen aus dem Volke zu empfinden vermag, welchen schweren Fall sie begeht und wie heldenmütig sie ihren Frevel sühnt. Die letzte Erzählung giebt ein farbenfrisches Bild aus der modernen Gesellschaft. — Die Auswüchse des Großstadtlebens schildert derselbe Autor in seinem Roman „Moderne Raubritter“, der den Leser in die deutsche Reichshauptstadt versetzt. Greift die Erzählung auch in die Vergangenheit zurück, in die Epoche des Gründungsschwindels, so haben doch die Ereignisse der Gegenwart gelehrt, daß dergleichen Vorgänge sich wiederholen können. Manche sensationelle Gerichtsverhandlung der jüngsten Zeit brachte ähnliche Dinge zur Sprache, wie sie hier vom Autor packend vor Augen gerückt werden. — Lebendige Handlung und seelische Vertiefung vereinigen sich in dem Roman „Fanny Förster“ von Ida Boy-Ed zu einem bezwingenden Gesamteindruck. Die Heldin ist eine vornehme Natur von gesunder Frische und Lebenskraft. Die überlegene Ruhe, mit der sie den Menschen und Dingen entgegenblickt, hält freilich nicht stand vor der heiß aufwallenden Leidenschaft, und die Schmerzen bitterer Enttäuschung bleiben ihr nicht erspart. Mit ihr fühlen und leiden wir, nehmen vollen Anteil an dem tragischen Menschenschicksal, das sich vor uns entrollt, die Dissonanzen aber klingen versöhnend aus in der hohen sittlichen Läuterung.

— Von der neuen Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Leipzig liegen wiederum zwei Bände (der 7. und 13.) vor. Der letztere enthält den 3. und 4. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ und die „Biographischen Einzelnheiten“; er schließt sich eng an den 12. Band, der den 1. und 2. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ enthält, an und ist wie dieser von Professor Dr. Karl Heinemann bearbeitet. Er bietet seine Belehrung in den Anmerkungen in einer so knappen und anspruchslosen Form dar, daß man ihm für seine taktvolle Zurückhaltung besonders dankbar sein muß. In dem 7. Bande tritt ein neuer Bearbeiter auf den Plan, Dr. Theodor Matthias, der sich als Verfasser des trefflichen Buches „Sprachleben und Sprachschäden“ vorteilhaft eingeführt hat. In der äußeren Einrichtung ist die Arbeit derjenigen Heinemanns sehr ähnlich: man erkennt daraus wiederum, wie streng und einheitlich die Leitung von Meyers Klassikerbibliothek ihren Arbeitsplan durchzusetzen bemüht ist. Der 7. Band enthält Dramen in Prosa, den „Götz von Berlichingen“, „Egmont“, „Clavigo“, „Stella“, die „Geschwister“, den „Groß-Cophta“ und den „Bürgergeneral“. Zu jedem dieser Stücke hat Matthias einleitende Bemerkungen beigesteuert, in denen er über die Entstehung, die Quellen, die Aufnahme und den ästhetischen Wert des Werkes in übersichtlicher Form ansprechend und ausgiebig belehrt. Mit glücklichem Takt sind auch in diesem Bande die Anmerkungen unter dem Text auf das Notwendigste beschränkt. Wir erinnern noch einmal daran, daß diese Goethe-Ausgabe in zwei Abteilungen zerfällt, deren erste, 15 Bände umfassend, alle Hauptwerke Goethes enthalten soll, während die zweite Abteilung, gleichfalls aus 15 Bänden bestehend, die übrigen belletristischen und die meisten naturwissenschaftlichen Schriften aufnimmt.

— In seinem Buche „Brandenburgscher Pavillon hoch!“ (Berlin, Emil Felber) bietet Wilhelm Jensen eine Erzählung aus jener Zeit, da die so hoffnungsvoll begonnene brandenburgische Kolonialpolitik in kläglicher Weise aufgegeben wurde. Die Kunst des Dichters bethätigt sich in der lebendigen Schilderung der afrikanischen Landschaft und ihrer Bewohner und des Lebens der Besatzung von Groß-Friedrichsburg, das mit Humor dargestellt ist. Das anmutige Liebesidyll in der afrikanischen Wildnis ist voll schalkhaften Reizes, und der historische Häuptling Jan Conny, der Groß-Friedrichsburg auch dann noch gegen die Holländer verteidigte, als es der sparsame Friedrich Wilhelm I. längst aufgegeben hatte, verdient es, daß unsre Jugend mit ihm vertraut wird. Dem Buche sind sechs Abbildungen nach alten Originalen beigegeben.



Phot. Art Reproduction Co., London.

Der Buckingham-Palast in London, Residenz des Königs.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Der Genfer Naturforscher Correvon teilt dem Journal de Genève aus Arolla in Wallis einige sehr interessante Beobachtungen mit über das **Zurückgehen der Gletscher** in den Schweizer Alpen: „Unsre Gletscher," schreibt er, „scheinen immer mehr bloße Schatten ihrer früheren Größe werden zu wollen, kümmerliche Gerippe, die von mächtigen Moränenwällen fast begraben daliegen. Ueberall sind unsre Gletscher im Schwinden begriffen. Ich erinnere mich, daß uns Herr Professor F. A. Forel im Jahre 1886 hier bei Arolla in eine mächtige Eisgrotte geführt hat, die er 20 Minuten vom Hotel entdeckt hatte. Heute ist nicht nur die schöne Grotte verschwunden, sondern man braucht nicht weniger als 1¼ Stunde, um vom Hotel aus den Gletscher zu erreichen. Dafür aber beginnen sich auf den Moränen schöne Lärchen- und Arvenwäldchen und sogar Tannen anzusiedeln, was für die Gegend immerhin auch sein Gutes hat. Im Herbste werden es 25 Jahre sein, daß ich mit zwei Führern den Bertolgletscher zwischen Zermatt und Arolla überschritten habe. Der Bertolgletscher reichte damals noch tief ins Thal herab und berührte beinahe den Arollagletscher. Heute stiegen wir ohne Schwierigkeit bis auf 500 Meter unter den Bertolpaß. Herr Anzeruy, der schon seit 1860 jeden Sommer nach Arolla kommt, glaubt steif und fest, daß die Gletscher, die jetzt dieses Thal von Italien scheiden, mit den Jahren ganz verschwinden werden, so daß die Walliser in nicht zu ferner Zukunft ihr Vieh über diesen jetzt mit Eis bedeckten Bergpaß nach Aosta auf den Markt werden treiben können.

Industrie, Handel und Verkehr.

Nach endlosen Beratungen, wie das Verkehrssystem in **London** auf eine Stufe gebracht werden könne, die dem Bedürfnis auch nur annähernd entspräche, ist Mr. Yerkes, der amerikanische Ingenieur und Finanzmann, auf den das reisende Publikum der Fünfmillionenstadt jetzt seine Hoffnung gesetzt hat, wieder auf dem Plane erschienen, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit einem Kapital von 320 Millionen Mark, das zur Erbauung eines in sich abgeschlossenen Systems schnellfahrender **elektrischer Untergrundbahnen** verwandt werden soll. Die eine Hälfte dieser Summe ist in Amerika, die andre in England gezeichnet worden. Das neue Bahnnetz soll vor allen Dingen die großen Eisenbahnstationen miteinander verbinden und dem Reisenden ersparen, unter großem Zeitverlust zwei oder mehr Omnibusse zu benutzen, wenn er eine Strecke zurückzulegen hat. Ueberhaupt macht sich mehr und mehr das Bestreben geltend, die langsamen, schwerfälligen Omnibusse, die so viel Raum auf der Straßenoberfläche einnehmen, abzuschaffen oder wenigstens nach Möglichkeit zu beschränken. Zunächst sind nun vier neue Linien geplant, resp. in Ausführung begriffen, und es hat sich hierzu eine Gesellschaft mit einem Kapital von 100 Millionen Mark gebildet. In der nächsten Parlamentssession dürften noch mehrere neue Linien, sowie Ergänzungslinien zu den bereits bestehenden gebilligt werden. Mr. Yerkes will die Arbeiten so beschleunigen, daß binnen fünf Jahren das Londoner Verkehrswesen ein ganz andres Bild aufweisen soll.

Forschungsreisen.

Dem durch seinen langjährigen Aufenthalt auf Madagaskar bekannten Professor A. Voeltzkow in Straßburg i. E. ist von der Akademie der Wissenschaften in Berlin aus dem Fonds der Heckmann-Wentzel-Stiftung die Summe von 15000 Mark bewilligt worden für eine **Reise nach Ostafrika**. Die Reise bezweckt in erster Linie eine Erforschung des Aufbaues der Riffe des Küstengebietes von Ostafrika, wird jedoch auch andre Fragen in den Bereich der Untersuchung ziehen. Geplant ist zuerst ein Besuch der Witu-Inseln, darauf eingehende Durchforschung des Sansibar-Archipels und schließlich ein mehrmonatlicher Besuch der Comorengruppe. Den Schluß der Reise bilden Wanderungen auf Madagaskar, Durchforschung der Urwälder der Ostküste, der großen Seen des Hochplateaus und der Wüsten des noch fast gänzlich unbekannten Südens der großen Insel. Die Reise soll Anfang Januar angetreten werden und ist auf die Dauer von 1½ bis 2 Jahren berechnet.

Statistik.

Der **Konsum an Alkohol und alkoholartigen Getränken** in den verschiedenen Ländern hat nach einer von englischer Seite veranstalteten Erhebung im Laufe der letzten Jahre durchgehends zugenommen. Im Biertrinken marschiert bekanntlich Bayern an der Spitze mit jährlich 245 Litern auf den Kopf der Bevölkerung, dann kommt Belgien mit 213 Litern, England folgt mit 143 Litern, im gesamten Deutschen Reich treffen 124 Liter auf den Kopf und in den Vereinigten Staaten 60 Liter Bier. In Frankreich entfallen dagegen kaum 28 Liter auf den einzelnen Bewohner. Wesentlich anders ist das Verhältnis des Weinkonsums. Hier ist Frankreich mit 115,3 Litern auf den Kopf der Bevölkerung allen übrigen Staaten weitaus überlegen; am nächsten kommt ihm Deutschland mit 6,58 Litern, während in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten sich der einzelne Bewohner mit 1,77 beziehungsweise 1,49 Litern Wein begnügt. Sehr erheblich ist in den meisten der genannten Länder der Branntweinverbrauch gestiegen. Auch hier nimmt Frankreich die erste Stelle ein. Während der letzten fünf Jahre hat der einzelne Bewohner seinen Bedarf um 0,09 Liter, nämlich von 8,08 auf 9,17 Liter erhöht, annähernd gleich stark wuchs der Bedarf an Genußalkohol in England und in den Vereinigten Staaten, in denen jetzt 5,8 beziehungsweise 4,8 Liter auf den einzelnen entfallen. Auch im Deutschen Reich ist der Verbrauch gestiegen, aber erfreulicherweise in einem wesentlich geringeren



Die Krönung in London: Lord Kitchener mit Admiral Seymour und General Gaselee. (Text S. 973.)

Grade, nämlich von 8,58 Liter auf 8,80 Liter seit 1895. In Großbritannien werden 36 Prozent der Gesamteinnahmen aus den Steuern für die genannten Konsumartikel aufgebracht, in den Vereinigten Staaten 29 Prozent, in Frankreich 19 Prozent und im Deutschen Reich 18 Prozent.

Heilkunde und Gesundheitspflege.

Eine Denkschrift, die der Privatdozent für Zahnheilkunde an der Universität Straßburg i. E., Dr. med. Ernst Jessen, jüngst herausgegeben hat, fordert **Zahnärzte für Schule und Heer**. Um das dringende Bedürfnis der Verbesserung der jetzigen Verhältnisse darzuthun, genügt schon der Nachweis, daß 95 Prozent aller Kinder kranke Zähne haben. Unter 10000 Kindern, die im letzten Jahre in Straßburg — dank der unermüdlichen Arbeit Dr. Jessens — untersucht worden sind, hatten nur 430, also 4,3 Prozent, ein gesundes Gebiß. Die übrigen Kinder wiesen 102456 kranke Zähne auf, während 51219 Zähne schon fehlten und nur 98149 gesund waren, so daß also die Hälfte aller vorhandenen Zähne sich als krank herausstellte. Aehnliche Verhältnisse ergaben die Untersuchungen, die vom Stabsarzt Dr. Kimmle u. a. in der Armee vorgenommen worden sind. Danach sind bei 10148 Soldaten nur 578 tadellose Gebisse, also ungefähr 6 Prozent, gefunden worden. Mit Rücksicht darauf hält Dr. Jessen es für dringend notwendig, daß die Zahnpflege schon in der Jugend einsetzt, und daß daher die mehr und mehr in den Lehranstalten sich einbürgernden Schulärzte sich mit der Untersuchung der Zähne beschäftigen, um die Erkrankten unverweilt an vertrauenswürdige Zahnärzte zu überweisen. Jessen vertritt ferner die Ansicht, daß es für die Heeresverwaltung eine besondere Pflicht sei, durch möglichst gründliche Ausbildung ihrer Aerzte in der Zahnheilkunde oder durch Anstellung besonderer Zahnärzte sowie durch Einrichtung entsprechender Institute in den Garnisonlazaretten eine geordnete Beaufsichtigung und Behandlung der Zähne zu gewährleisten.

Technisches.

Im Naturwissenschaftlichen Verein zu Karlsruhe hielt Geheimrat Dr. Engler einen Vortrag über die **Darstellung künstlicher Diamanten**. Im Jahre 1886 fand man ganz kleine Diamanten in einem Meteorstein, der größtenteils aus Eisen bestand. Man wurde dadurch auf die Idee gebracht, daß die Diamanten aus flüssigem Eisen ausgeschiedener Kohlenstoff sein könnten. Ein Versuch Moissans hat dies bestätigt, indem es gelang, Holzkohle im elektrischen Ofen in flüssigem Eisen aufzulösen und beim Erkalten kleine Diamantkrystalle zu erhalten, die nach Auflösung des Eisens in Säure zurück-



Phot. Robert & Schield, London.

Die Krönung in London: Das Königspaar im Krönungszuge. (Text S. 973.)

blieben. Hoyermann und Guido Goldschmidt schmolzen Kohle mit Thermit, einer Mischung von Eisenoxyd mit Aluminium, zusammen und stellten auf diese Weise nach dem Erkalten Diamanten von 1/20 Millimeter Durchmesser her. Die Darstellung größerer Stücke ist bis jetzt nicht gelungen doch ist die Hoffnung berechtigt, daß man noch dahin gelangen werde.



Das Denkmal der Königin Luise von Preussen in Heiligenstadt.

— Neuerdings wird unverbrennbares Papier in England hergestellt. Die Erzeugung beruht auf denselben Grundsätzen, nach denen dem Holz eine Widerstandskraft gegen Feuer verliehen werden kann. Unverbrennbares Holz wird bekanntlich dadurch gewonnen, daß gewisse unverbrennbare chemische Stoffe unter starkem Druck hineingepreßt werden, um die brennbaren Bestandteile des Holzes auszuscheiden oder zu neutralisieren. Man hat sich nun durch Versuche davon überzeugt, daß sich diese unverbrennbaren Stoffe noch weit leichter in die Papiermasse einführen lassen als in das Holz. Es war allerdings eine große Reihe von Experimenten mit verschiedenen chemischen Mischungen notwendig, ehe das Richtige gefunden wurde, aber jetzt soll die Absicht vollkommen gelungen sein. Der Holzteig, der in Formen gepreßt wird, um Tafelwerk, Plafonds und Schnitzwerk herzustellen, kann auf dieselbe Weise unverbrennbar gemacht werden wie das Papier. Die fraglichen Stoffe werden in den Teig gemischt, während er noch weich ist, und bleiben darin, nachdem die ganze Masse durch hydraulischen Druck in harten Zustand übergeführt worden ist.

— Ein großer Teil der deutschen Hochseefischerei wird jetzt mit Fischdampfern betrieben, die ein viel nachdrücklicheres und rationelleres Arbeiten ermöglichen. Die Bevölkerungen ganzer Fischerorte sind aber durch Gewöhnung und aus einer ganzen Reihe von Gründen darauf angewiesen, die Hochseefischerei mit Segelbooten zu betreiben, und es ist auch durchaus zu wünschen, daß diese Betriebe nicht verfallen, da gerade auf solchen Fahrzeugen die Mannschaften die beste seemännische Ausbildung erhalten. Mit Genugthuung ist es deshalb zu begrüßen, daß der deutsche Seefischereiverein beschlossen hat, durch Anbringung von Petroleummotoren den Segelbooten eine leichtere und nutzbringendere Anwendung der Netze zu ermöglichen. Die Dänen sind mit dieser Einrichtung vorangegangen und haben damit gute Ergebnisse erzielt. Selbstredend dienen diese Motore nicht zur Fortbewegung der Fahrzeuge, sondern nur zur Handhabung der Fischereigeräte.

— Ueber die Kraftwerke am Niagarafall veröffentlicht die amerikanische Zeitschrift „Engineer“ einen ausführlichen und belehrenden Aufsatz. Die Anlage spiegelt gewissermaßen die Entwicklung der modernen Technik wider. Die Wasserkraft der Niagarafälle ist praktisch unbegrenzt, denn die Menge des fallenden Wassers wird nach den besten Messungen auf 300 000 Kubikfuß in der Sekunde angegeben, und dieser Betrag würde bei einer Fallhöhe von 165 Fuß eine Arbeitskraft von 10 Millionen Pferdestärken bedeuten. Die Kraftwerke, die heute eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt sind, wurden erst vor 11 Jahren begründet. Damals wurden einige Dynamomaschinen für zweiphasigen Wechselstrom zu 5000 Pferdestärken, mit 250 Umdrehungen in der Minute, einer Spannung von 2200 Volt und einem Stromwechsel von 25 Drehungen in der Sekunde aufgestellt. Sie wurden mit senkrechten Turbinen verkuppelt, die an 136 Fuß langen Schaften in dem Wasserschacht befestigt wurden. Diese erste Anlage bedarf nach elfjähriger Benutzung einer bedeutenden Vergrößerung und im besonderen einer wesentlich stärkeren Zufuhr von Wasser. Es sollen nun auf der kanadischen Seite drei Stromerzeuger von je 10000 Pferdestärken aufgestellt werden, um den Kern einer Zentrale zu bilden, die auf insgesamt 100 000 Pferdestärken gebracht werden soll. Diese ungeheuren Maschinen werden die Größe der früheren um das Doppelte übertreffen. Die Spannung wird von 2200 auf 12 000 Volt erhöht, während die Häufigkeit des Stromwechsels und die Geschwindigkeit nicht geändert werden. Die Uebertragung des elektrischen Stromes wird mit der gewaltigen Spannung von 60 000 Volt geschehen, die die bisher höchste Spannung, die in Kalifornien zur Anwendung gekommen ist, noch um 10 000 Volt übertreffen wird.

Alpines.

Auf dem Gotthard wurde eine meteorologische Station errichtet, wie eine solche auf dem Säntis besteht. Ein Uebereinkommen zwischen der meteorologischen Zentralanstalt und dem Besitzer des Hotels Prosa, Herrn G. Lombardi, der auch Eigentümer des Hospizes geworden ist, hat es ermöglicht, die neue Station einem ständigen, zuverlässigen Beobachter zu übergeben. Der wichtige Beobachtungsposten soll einerseits praktischen Zwecken dienen, insbesondere der täglichen telegraphischen Berichterstattung über die in jenen Höhen herrschenden Witterungsverhältnisse, andrerseits soll er auch wissenschaftliches Material für klimatologische Fragen liefern. Die Station ist mit den besten Instrumenten ausgerüstet, und für die kontinuierliche Aufzeichnung des Luftdruckes, der Temperatur und Feuchtigkeit werden zudem besondere Registrierapparate aufgestellt.

— Selbst während der Wintermonate ist an der Jungfraubahn weiter gearbeitet worden, weil die Tunnelbohrungen durch Schnee und Eis nicht verhindert wurden. Kürzlich ist auf dieser ganz einzig dastehenden Bergbahn die Strecke zwischen Rothstock und Rothwand fertiggestellt worden, die nächstens für den Verkehr eröffnet wird. Die Station Rothwand ist etwa 3000 Meter über dem Meere gelegen, noch 100 Meter höher als das Faulhorn, und gewährt eine prachtvolle Aussicht.

Gedenkfeiern.

Am 1. August feierte das in Portsmouth liegende vierte Bataillon der Lancashire-Fusiliers den Jahrestag der Schlacht bei Minden (1759), wo die verbündeten Briten und Hannoveraner unter Ferdinand von Braunschweig und Lord Sackville die Franzosen schlugen. Die Mannschaften des Regiments trugen an diesem Tage das alte Zeichen von Lancashire, die rote Rose.

Denkmäler.

Die Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit des Eichsfeldes, der Gegend zwischen der oberen Unstrut und Leine, zum Königreich Preußen wurde in seiner Hauptstadt Heiligenstadt am 3. August gefeiert. Ein prächtiger Festzug bewegte sich am Nachmittag zum Rathause hin, wo die Enthüllung des Denkmals für die Königin Luise stattfand, die auf ihrer fluchtartigen Reise von Weimar nach Berlin am 14. und 15. Oktober 1805 in den Mauern Heiligenstadts verweilte und somit einen der denkwürdigsten Tage der preußischen Geschichte (Schlacht bei Jena und Auerstädt) dort beschlossen hat. Die in Erz gegossene Gedenktafel zur Erinnerung an den Aufenthalt der Königin Luise in Heiligenstadt ist von Gladenbeck & Sohn (Berlin) ausgeführt und vorzüglich gelungen. Sie zeigt das wohlgetroffene Bildnis der Königin mit entsprechender Widmung. Die Tafel ist an der Westseite des Rathauses angebracht.

— Die königliche Freistadt Neusatz im ungarischen Komitat Bács-Bodrog liegt am linken Ufer der Donau, gerade gegenüber der Festung Peterwardein. An der Stelle, wo „Prinz Eugenius der edle Ritter“ am 8. Mai 1716 bei Neusatz die Türken schlug, ist am 5. August ein weißes Marmorkreuz als Denkmal dieses Sieges enthüllt worden. Die Kosten für die Errichtung des Monumentes waren durch eine vom Offiziercorps des 70. Infanterieregiments veranstaltete Sammlung aufgebracht worden. Gegen 25 000 Personen aus der Umgebung wohnten dem Festakte bei.

Totenschau.

Am 7. August ist auf dem Gute Bennigsen der frühere Oberpräsident der Provinz Hannover, Rudolf von Bennigsen, 78 Jahre alt, gestorben. Mit dem ehemaligen Führer der nationalliberalen Partei im Deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause ist wieder einer jener hervorragenden Männer, die an der Einigung des deutschen Volkes und an der Einrichtung des Reiches mitgearbeitet haben, aus dem Leben geschieden. Er war ein Staatsmann von idealem Streben und glänzendster Begabung, ein echter deutscher Mann von edler und uneigennützigster Gesinnung, hochgeachtet von Freunden wie Gegnern. Rudolf von Bennigsen war geboren am 10. September 1824 zu Lüneburg, wo sein Vater als General in Garnison stand. Nach Vollendung seiner juristischen Studien in Göttingen und Heidelberg trat er 1846 in den hannoverschen Staatsdienst, wobei er während seiner Thätigkeit am Obergericht in Göttingen zu Miquel in nahe Beziehungen trat. 1855 in die Zweite hannoversche Kammer gewählt, trat er, da ihm als Beamten der Eintritt verweigert wurde, aus dem Staatsdienste. Seit 1856 Mitglied der Zweiten Kammer für Göttingen, war er bis 1866 der Hauptführer der Opposition gegen das Ministerium Borries. Am 19. Juli 1859 entwarf er mit andern eine Erklärung dahin gehend, daß die Bundesverfassung Deutschlands nicht mehr genüge, und daß ein Parlament und eine starke Zentralgewalt zu erstreben sei. Sie fand Wiederhall in dem sogenannten Eisenacher Programm und in der Gründung des Nationalvereins (September 1859), dessen Präsident von Bennigsen bis 1867 gewesen ist. 1863 bis 1866 Führer der hannoverschen Kammermehrheit, machte Bennigsen vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 mit seinen politischen Freunden vergeblich den Versuch, die Neutralität Hannovers durchzusetzen. Nach der Einverleibung Hannovers in Preußen bildete sich noch im Laufe des Jahres 1866 unter Bennigsens Führung die nationalliberale Partei in Hannover. In den Norddeutschen Reichstag und in das preußische Abgeordetenhaus durch den 19. hannoverschen Wahlkreis (Otterndorf-Neuhaus) gewählt, nahm Bennigsen als Vizepräsident dieser Körperschaften und einer der Führer der nationalliberalen Partei an der parlamentarischen Thätigkeit lebhaften Anteil. Ende 1868 wurde er von den Provinzialständen der Provinz Hannover zum Landesdirektor gewählt. Im Dezember 1870 in das deutsche Hauptquartier nach Versailles berufen, nahm er an den Beratungen mit den Vertretern Süddeutschlands über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem Norddeutschen Bunde teil. Seit 1871 vertrat Bennigsen den Wahlkreis Otterndorf-Neuhaus auch im Deutschen Reichstag. Im Abgeordnetenhause war er 1873 bis 1879 Präsident; im Reichstag, zu dessen glänzendsten Rednern er gehörte, Führer der nationalliberalen Fraktion. Zum Zwecke seines Eintritts in das preußische Ministerium knüpfte Bismarck Ende 1877 und Anfang 1878 Unterhandlungen mit ihm an, die aber bekanntlich scheiterten. Das ihm 1888 übertragene Amt des Oberpräsidenten der Provinz Hannover legte er 1898 nieder und zog sich bald darauf ganz vom politischen Leben zurück.



Phot. W. Höffert, Berlin.

Rudolf von Bennigsen †.

*

Kunstmaler und Radierer Otto Keitel, hervorragend im Tiergenre, 39 J., † 3. Aug., Neu-Pasing. — Generalleutnant z. D. Ferdinand v. Wulffen, Inhaber des Eisernen Kreuzes erster Klasse, 68 J., † 5. Aug., Frankfurt a. O. — Volksschriftsteller Franz Götze, durch seine gemütv. mundartlichen Dichtungen aus dem Erzgebirge bekannt, 60 J., † Chemnitz. — Karl Debrois v. Bruck, Tondichter und Schriftsteller, 74 J., † 6. Aug., Waidhofen a. d. Ybbs. — General und Senator Annibale Ferrero, zuletzt Kommandeur des III. Armeecorps in Mailand, anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Geologie und Geodäsie, 63 J., † 7. Aug., Rom. — Burengeneral Lukas Meyer, vor dem Kriege Vorsitzender im Volksrate von Transvaal, 54 J., † 8. Aug., Brüssel. — Maler Louis Deschamps, bekannt durch meisterhafte Kinderporträts, 56 J., † 8. Aug., Montelimar. — Schauspieler Giovanni Emanuel, einer der besten italienischen Shakespeare-Darsteller, 54 J., † 8. Aug., Turin. — Eduard Elben, langjähriger Redakteur und Teilhaber des „Schwäbischen Merkurs“, 76 J., † 9. Aug., Stuttgart. — Moritz Szeps, ehemaliger Chefredakteur des „Neuen Wiener Tagblatts“ und nachmaliger Begründer des „Wiener Tagblatts“, 67 J., † 9. Aug., Wien. — James Tissot, namhafter religiöser Maler (350 Aquarelle zum Leben Jesu), 66 J., † 9. Aug., Abtei Buillon, Departement Doubs.



Phot. Jos. Singer, Neusatz.

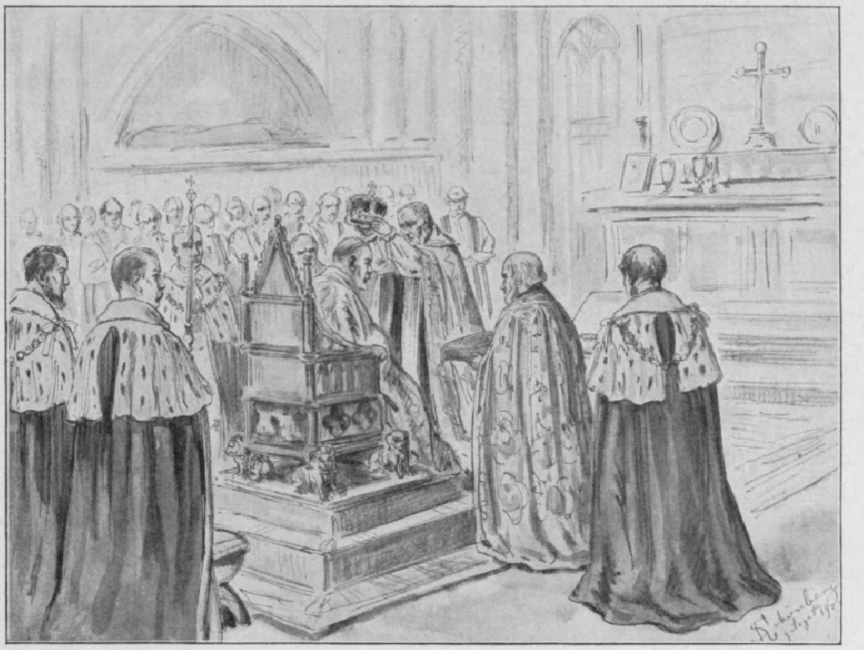
Enthüllung des Erinnerungskreuzes an den Türkensieg des Prinzen Eugen (8. Mai 1716) bei Neusatz.

Ueber Land und Meer.
№ 48.

Die Krönung in London.

(Hierzu auch die Abbildungen S. 971.)

Die Krönung des Königs Eduard VII., die wegen seiner schweren Erkrankung im Juni hatte verschoben werden müssen, ist nun am Sonnabend den 9. August glücklich vor sich gegangen, nachdem das ursprüngliche prunkvolle und umständliche Zeremoniell eine entsprechende Abkürzung erfahren hatte. Schon seit den frühesten Morgenstunden strömten ungeheure Menschenmassen in die Stadt; dicht besetzte Eisenbahnzüge liefen in rascher Folge ein. Das Wetter war kühl und trübe, aber trocken. Truppen zu Pferde und zu Fuß marschierten mit Musik durch die Straßen, um ihren Dienst anzutreten, der im Spalierbilden vom Buckinghampalast bis zur Westminsterabtei bestand. Den Krönungszug eröffneten die Wagen mit den Würdenträgern und Lords, hohen Beamten, provinziellen Bürgermeistern u. s. w.; dem sechsspännigen Wagen des Londoner Lordmajors fuhren die Sheriffs in prächtigen Kutschen voran. Hierauf die Mitglieder des englischen Königshauses und die mit diesem verwandten Prinzen und Prinzessinnen sowie andre hervorragende Persönlichkeiten in acht Landauern, begleitet von einer Eskadron der Leibgarde; dann folgten der Prinz und die Prinzessin von Wales und nach ihnen das militärische Gefolge des Königs, in dem die beiden afrikanischen Sieger, Lord Kitchener, neben Admiral Seymour und General Gaselee, und Marschall Roberts, überall lebhaft begrüßt wurden. Als endlich der ganz aus Gold und Glas bestehende, von acht Isabellen gezogene Krönungswagen mit dem Herrscherpaar erschien, brach ein endloser Jubel aus. Der König schien glücklich und freudig erregt; er dankte unablässig durch das Fenster des Wagens, ebenso die blasse, ernst schauende Königin. Punkt 11 Uhr 25 Minuten traf der königliche Wagen vor dem eigens angebauten Westeingang zur Abtei ein, wo das Herrscherpaar von dem im vollen Ornat mit der gesamten Geistlichkeit harrenden Erzbischof von Canterbury empfangen und in das Innere geleitet wurde. Nachdem der König den vorgeschriebenen Krönungseid geleistet hatte, erfolgte die Salbung aus dem Goldgefäß, aus dem seine Ahnen gesalbt worden, ferner, unter beständigen liturgischen Andachten, die Ueberreichung der Sporen und des Schwertes, die Bekleidung mit dem Königsmantel und die Uebergabe des Reichsapfels. Um 12 Uhr 40 Minuten ging der Hauptakt, die eigentliche Krönung, vor sich, indem der Erzbischof von Canterbury mit der von dem Dekan von Westminster herbeigebrachten Krone das Haupt des in dem Stuhl Eduards I. vor dem Altar sitzenden Königs schmückte. Wiederholt brachen bei diesem Anblick die in der Abtei versammelten Tausende in den Ruf „God save the King" aus, Fanfaren ertönten, und die Kanonen im Hydepark und im Tower gaben den Königssalut ab. Nachdem in vorgeschriebener Weise dem gekrönten Herrscher gehuldigt worden war, wurde die Königin gekrönt, und nach dem feierlichen Tedeum verließ der königliche Zug unter den Klängen des Wagnerschen Kaisermarsches die Abtei.



Nach einer Skizze von J. Schönberg.

Der Erzbischof von Canterbury setzt dem König die Krone auf.



Phot. Art Reproduction Co., London.

Der Krönungswagen mit dem Herrscherpaar im Zuge.

Briefmappe.

Frl. Elsa in Mannheim. Abgeschnittene Rosen lassen sich verhältnismäßig lange Zeit frisch erhalten, wenn man dem Wasser, das täglich erneuert werden muß, jedesmal eine kleine Messerspitze übermangansaures Kali zusetzt.

E. M.-B. in Straßburg i. E. Es ist sehr erfreulich, daß man neuerdings in Deutschland mehr und mehr bemüht ist, die erzieherischen Aufgaben der Fortbildungsschule zu pflegen. Gerade im Laufe des letzten Jahres ist in dieser Beziehung manches geschehen. Es sind Lehrlingsheime eingerichtet worden, an denen die Schüler in ihrer freien Zeit anregende Unterhaltung finden und dadurch dem Kneipenleben entzogen werden. Eines der ältesten hat der kaufmännische Verein zu Halle a. S. eingerichtet, das nunmehr 10 Jahre lang besteht. An andern Orten sind für die Sonntage des Winters Unterhaltungsabende eingeführt worden, zu denen sich mit den Schülern auch oft deren Lehrmeister und Eltern einfinden, so daß dieselben einen familiären Charakter gewinnen. Während des Sommers veranstaltet man in einzelnen Orten am Sonntagnachmittag Jugendspiele, die man anderswo, z. B. in Zeitz, auch an Abenden von Wochentagen betreibt. Mit den Spielen hat man sehr gute Erfahrungen gemacht; sehr natürlich; denn „thätig sein und doch nicht arbeiten, sich einer Regel fügen und doch frei sein, genießen und doch nicht müßig sein", das erfrischt und giebt immer wieder neue Kraft. Zu wünschen bleibt nur, daß die erzieherischen Maßnahmen durch die Fortbildungsschulen mehr gepflegt werden.

Max R. in Darmstadt. Die Sache erscheint uns noch sehr problematisch; die alten Alchimisten aber haben in der Geschichte der Wissenschaft unfraglich eine sehr nützliche Rolle gespielt. Die Gelehrten des Altertums betrachteten die Entstehung einer Körpers durch Wechselwirkung andrer als die Schaffung eines ganz neuen Stoffes unter völliger Vernichtung des ursprünglichen. Erst infolge der zahllosen Experimente der nach dem Stein der Weisen suchenden Alchimisten brach sich eine klarere Einsicht in die Umsetzungserscheinungen Bahn. Diese geläuterten Ansichten gaben dann den Ausgangspunkt ab für unsre moderne Chemie.

B. Br. in Wien. Unter den „Sprüchen" konnten wir zu unserm Bedauern nichts für uns Passendes finden.

E. W. in B. Bestens dankend abgelehnt. Wir wollen Sie nicht entmutigen, allein „für die Oeffentlichkeit" langt's freilich bei weitem noch nicht.

F. A. in P. Ihre Ballade „Bruderkrieg" ist sehr gemütvoll, aber leider krankt sie an Verwechslung der Begriffe. Die Versöhnung der beiden feindlichen Brüder leiten Sie ein mit den Worten:

> Nachdem vorbei des Sturmes Rasen,
> Laß uns die Friedenspfeife blasen.

Das ist sehr schön gesagt und tadellos gereimt, nur wird die Friedenspfeife nicht geblasen, sondern geraucht, wie Sie sich aus jeder Indianergeschichte überzeugen können. Sie hätten also dichten müssen:

> Nachdem vorbei des Sturmes Fauchen,
> Laß uns die Friedenspfeife rauchen.

P. E. in Sch. Ohne Erlaubnis darf der Gatte nicht die Briefe seiner Frau, noch sie die ihres Gemahls öffnen. In einer guten Ehe wird es damit ja leicht genommen, aber wenn Zwist eingetreten ist oder gar Scheidung droht, kann bei unbefugter Brieföffnung Strafantrag gestellt werden. Zu solchem ist nicht nur der oder die Benachteiligte, sondern auch der Absender des Briefes berechtigt, und wenn Strafantrag erfolgt, ist die Verurteilung unausbleiblich, falls nicht ganz besondere Umstände zur Entschuldigung dienen.

Frau Anna M. in Augsburg. Um auch weniger bemittelten Leidenden oder Rekonvalescenten, die den Winter im Süden verbringen sollten, den Aufenthalt dort zu ermöglichen, hat der Vaterländische Frauen-Zweigverein von Nizza vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet, worin deutsche Reichsangehörige, auf die obiges zutrifft, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigem Preis finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau von Zelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern.

F. v. Th. in Hannover. Vor 20 Jahren wurden die ersten bosnisch-herzegowinischen Truppen, die „Nisam", in das österreichisch-ungarische Heer eingestellt. Die aus ihnen gebildeten Regimenter haben je ein Bataillon in den besetzten Provinzen, die übrigen, je drei von jedem Regiment, garnisonieren in Wien (1. und 4. Regiment), in Graz (2. Regiment) und in Pest (3. Regiment). Andre Truppenteile sind aus Landeskindern jener Gebiete nicht aufgestellt worden, auch unterliegen die dortigen Wehrpflichtigen dem Dienst im Landsturm nicht.

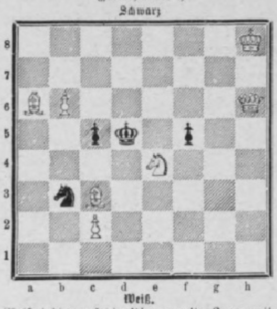
Franz H. in L., W. v. G. in K., R. O. in Sch. Mit Dank abgelehnt.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 30.

Von Dr. E. Palkoska in Pardubitz.
(„Reichsbote".)

Schwarz



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 27:

W. 1. Dd2—f2
S. 1. Ke4—d5
W. 2. Sd7—b6†
S. 2. Kd5—e4
W. 3. Le8—f5 matt.

A.
S. 1. Ke4—d3
W. 2. Le8—a6†
S. 2. Kd3—e4
W. 3. Sd7—f6 matt.

B.
S. 1. Sg6—f8
W. 2. Le8—b7†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Sd7×e5 matt.

C.
S. 1. Sg6-f4, Ld1-g4
W. 2. Sd7—f6†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Le8—a6 matt.

D.
S. 1. Ld1—f3 oder beliebig anders
W. 2. Sd7—c5†
S. 2. Ke4—f4, d5
W. 3. Df2—d2, Le8—e6 matt.

Aus der Schachwelt.

Der Deutsche Schachbund beging auf seinem diesjährigen, dreizehnten, Kongreß in Hannover, der am 20. Juli begann, das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens; zu den Begründern des Bundes gehört außer unserm Schachredakteur E. Schallopp, der zur Feier zugegen war, der Geheime Hofrat Dr. Rudolf von Gottschall, der bei der Begründung zu Leipzig 1877 den Vorsitz führte. Zum Vorsitzenden des Bundes wurde

Heizung und Lüftung unserer Wohnräume.

Zu den Momenten, welche Annehmlichkeit und Wohlbefinden bedingen, gehört eine behagliche Temperatur unserer Wohnräume, weshalb die Beheizung eine weit größere Beachtung verdient, als sie gewöhnlich findet. Die Luft in unseren Zimmern soll zusagend warm und frisch sein.

Nach zahlreichen Urteilen aus Konsumentenkreisen sind alle Anforderungen, die heute an einen Ofen gestellt werden, in vollkommenster Weise gelöst bei Winters Dauerbrandöfen Patent-Germanen.

Für die Vorzüglichkeit dieser Oefen für alle Zwecke spricht sehr der in 8 Jahren auf 200000 Stück gesteigerte Umsatz, ein Erfolg, den kein anderes System in Deutschland erreicht hat. Bezogen werden können die Oefen durch jede bessere Ofenhandlung oder durch Vermittelung des Fabrikanten Oscar Winter in Hannover in einfachen Ausführungen schon von Mk. 20.— an; Oefen mit Majolikamänteln und die neuen Modelle nach Entwürfen erster Künstler entsprechen den höchsten Anforderungen.

Man hüte sich jedoch vor den vielfachen Nachahmungen, die Germanen sind nur echt, wenn sich deren Name in der Glimmerthür befindet.

Professor Dr. Gebhardt-Koburg, zu dessen Stellvertreter Oberlehrer Metger-Kiel (Mitbegründer) gewählt. — Am internationalen Meisterturnier, das die Zeit vom 21. Juli bis 11. August in Anspruch nahm, errang Dr. Janowski-Paris — der erste Sieger von Monte Carlo 1901 — mit 13½ gewonnenen von 17 gespielten Partien — den ersten Preis von 1200 Mark, während der Amerikaner H. N. Pillsbury (12 Gewinnpartien) sich mit dem zweiten Preis, 900 Mark, begnügen mußte. Der dritte Preis, 600 Mark, fiel an H. E. Atkins-Leicester (11½), der vierte, 400 Mark, an J. Mieses-Berlin (11); den fünften und sechsten, 300 und 250 Mark, teilten W. E. Napier-Brooklyn und H. Wolf-Jägerndorf (je 10 Gewinnpartien); den siebenten, 200 Mark, erlangte M. Tschigorin-Petersburg (9), den achten, 150 Mark, Dr. A. G. Olland-Amsterdam.

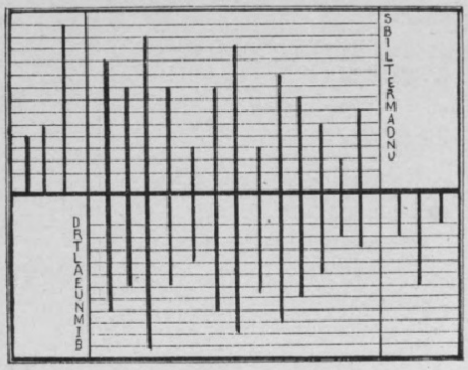
Schachbriefwechsel.

R. H. in Wiesbaden. Sie wollen die Aufgabe 20, nachdem Sie gefunden, daß der Anzug 1. Tb7—b3 in mehreren Fällen — aber nicht in allen! — zum Ziele führt, auf diesen Anzug zustutzen, indem Sie die Dame von g7 nach f6 versetzen, wobei der Bh5 überflüssig wird, und glauben, daß die Aufgabe dadurch „an Interesse gewinne". Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten, sind vielmehr der Meinung, daß die Aufgabe in der vom Verfasser gewählten Gestalt hübscher und schwieriger ist als in der Ihrigen.

Sengliер in Bulgrin. Wir bestätigen Ihnen gern, daß Sie zu Nr. 26, und zwar als einer der ersten, nicht nur die Nebenlösung, sondern auch die beabsichtigte Lösung einsandten. Die Unterlassung der Mitteilung beruht lediglich auf einem Versehen, das Sie freundlichst entschuldigen wollen. — Nr. 28 lösten Sie gleichfalls richtig.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Willibald Kühne in Olbisleben zu Nr. 25; August Höse in Bialystock (Rußland) zu Nr. 26; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu Nr. 27 und 28.

Linienrätsel.



Wortumänderungsrätsel.

Von den nachfolgenden Wörtern ist je keiner, oder sind 1—4 Buchstaben zu streichen; die übrig bleibenden ergeben einen Sinnspruch von Rückert.

Wiege, Rose, Senf, Thür, Dichter, Duse, Liste, Ave, Forum, Gran, Zenta, Blei, Stadt, Tunis, Nachtigal, Dock, Hals, Ader, Sagan, Zug, England, Mieder, Bier, Stadium, Alaska, Lob, Weinstein, Sawe, Richter, Igel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 935:

Der rätselhaften Inschrift: I freuat mi sakrisch af a nais Klaid, aba unsa Muatta is so geize.

Des Worträtsels: Elias, Minne — Einmaleins.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki", glücklich vereint, in Hamburg (2). Otto Hahn in Potsdam (3). Frl. Adele Kern in Zürich. Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2). Friedrich Hartmann in Prag. Frl. Emma P. in Köln (2). „Oedipus" in Emden (3). H. Briesen in Königsberg i. Pr. (2). Frau Adele Richards in Breslau (3).

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 49.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl**.

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

(Fortsetzung.)

So saßen die drei plaudernd und schauend und im Grunde doch jeder mit den eignen Gedanken beschäftigt unter den hohen, schattigen Bäumen, und langsam rückte die Zeit vor.

„Mußt du nicht dein Glas Milch trinken, Lore?" fragte der Hauptmann.

„Schon so spät?" rief sie und zog die Uhr. „Fünfe vorbei!"

„Du kannst ja den kurzen Weg zum Milchhäuschen allein machen, ich warte hier auf dich in der angenehmsten Gesellschaft — nicht wahr, Herr von Gelling? Oder wollen Sie schon aufbrechen?"

„Ist mir nur lieb, Herr Hauptmann!" beeilte sich Gelling zu sagen, und Lore steckte ihre Arbeit in die Tasche.

„Also, auf Wiedersehen in einem Viertelstündchen!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Wenn ich nur eigentlich wüßte, was mir fehlt und was ich zu erwarten habe," begann der Hauptmann nach einer Weile.

„Ich denke, das Wichtigste ist, daß Sie sich besser fühlen, Herr von Ostenhusen," meinte Gelling und rückte näher heran.

„Besser fühlen — gewiß, Herr von Gelling, doch ‚besser fühlen' ist eben nichts als ein relativer Begriff. Und wenn der Mensch sich vordem nur mit Anstrengung noch bewegen konnte, dann freut er sich ja, wenn ihm das Krabbeln wieder einigermaßen gelingt." Der Hauptmann starrte trübselig vor sich hin. „Und wissen Sie, Herr von Gelling, was das Traurigste für einen Schwerkranken ist? Wenn er sich im Grunde seiner Seele und angesichts seiner Kinder sagen muß: du selbst bist schuld daran."

„Aber Herr Hauptmann, ich glaube die Sache doch besser zu wissen!" fiel Gelling lebhaft ein. „Sie haben zwei Kriege mitgemacht — die Strapazen sind schuld an Ihrem Leiden. Was denn sonst!"

„Ja, ja, das sagt man so, das sagt man sich und den andern zum Troste und glaubt's zuletzt beinahe selbst. Im Grunde der Seele aber summt das fort und fort: nur du, nur du! Zum Henker, wenn einer vernünftig gelebt hat, dann wird er doch wohl noch 'n paar Campagnen mitmachen können? Aber darin liegt's, vernünftig gelebt haben! Sehen Sie, Herr von Gelling, ich kam als blutjunger Mensch zum Militär und war bald, kann's wohl sagen, Soldat mit Leib und Seele. Und ich kam zum Militär, von meinen Eltern zu einem sehr einfachen und mäßigen Leben erzogen. Braunbier z. B. wurde bei uns nur ganz selten getrunken. Und nun geriet ich sogleich in eine Gesellschaft von Kameraden, die unter dem Vorsitze eines ehemaligen Studenten das Trinken als Sport betrieben. Ich weiß nicht, ob Sie auch Student gewesen sind, Herr von Gelling?"

„Gewiß, Herr Hauptmann; ich bin absolvierter Jurist."

„Ei, dann wissen Sie auch, was es für eine Bewandtnis hat mit dem verdammten Biercomment!"

„Aus eigner Erfahrung nicht, Herr Haupt-



Herzkrank.

Es war zehn Uhr vormittags. Auf den Parkwegen strömte das Volk der Badegäste ...

mann. Bei uns in der Burschenschaft — ich habe in Erlangen studiert — war jeder Trinkzwang verpönt."

„Nun, dann beneide ich Sie! Also, ich habe das Quantitätentrinken nicht unter den Studenten, sondern bei den Soldaten gelernt; aber ein Student, wenn auch nur ein ehemaliger, war doch schuld daran. Anfangs empfand ich starken Ekel, und so wird's wohl noch jedem ergangen sein; aber allmählich gewöhnte ich mich derart an die Geschichte, daß mir's zuletzt keiner mehr zuvorthat. Ich besaß, was man so sagt, eine bombenfeste Gesundheit. Daß ich sie frühzeitig verlor, ist meine Schuld. Freilich, die Strapazen der beiden Feldzüge waren nicht gering, aber ein gesunder Leib hätte sich gewißlich spielend durchgerungen; der durch Alkohol geschwächte Leib unterlag. Alkohol!" stieß er heftig hervor. „Mit vierzig Jahren war ich dienstuntauglich und mußte meinen Abschied nehmen. Das Trinken hatte ich freilich schon längst aufgesteckt, aber es war doch viel zu spät gewesen. Ein gleichaltriger Kamerad, der nie was andres als Milch trinkt und einst von uns Thoren viel verspottet wurde, ist vor wenigen Wochen Divisionär geworden. Ich sitze hier in Sprudelingen und kann philosophieren über meine vergeudete Jugend. Aber es ist ja wahr, das Sprüchlein des alten Döllinger: ‚Die Menschen sterben nicht, sie bringen sich um.' — Und ich sage Ihnen, Herr von Gelling, im Haushalte der Natur herrscht eine grausig strenge Ordnung, da wird jeder Posten aufgeschrieben und eingefordert zu seiner Zeit. Und wenn wir uns die Natur als letzte Richterin über unsre Verirrungen zu denken hätten, wir müßten verzweifeln!"

— — — — — — — — — — — —

Lore von Ostenhusen saß in den schattigen Anlagen des Milchhäuschens und schlürfte den köstlichen Trank. Vor ihr stand eine hübsche Frau in Schweizertracht und ließ das Geldstück in die Ledertasche gleiten.

„Mit zwei Kühen, sagen Sie?"

„Vor fünfzehn Jahren haben wir mit zwei Kühen angefangen, und jetzt haben wir zwanzig im Stalle, gnädiges Fräulein. Aber alles echt schweizerisch!"

„Bis auf das Futter!" lachte Lore und zerbrach ein Stückchen Zwieback.

„Bitte, gnädiges Fräulein, sogar das beziehen wir waggonweise aus der Heimat."

In diesem Augenblick ertönte seitwärts aus dem Gebüsche, vom nächsten Tischchen herüber, eine scharfe Frauenstimme: „Heda. Bedienung!"

„Gleich!" rief die Schweizerin dienstfertig und eilte im Bogen um das trennende Gesträuch.

Lore wandte den Kopf ein wenig und stutzte: Richtig, da saß ja die schöne Dame mit dem mürrischen Kranken. Der Fahrstuhl war an das Tischlein geschoben, die junge Frau hatte gegenüber Platz genommen, abseits wartete mit gleichgültigem Gesicht der Wagenschieber.

Lore wandte sich weg und nahm einen Schluck.

„Gnädige Frau befehlen?" hörte sie nebenan die Schweizerin fragen.

„Ein großes Glas Milch!" erklang aufs neue die harte Stimme. Der Kies knirschte. Dann war alles ganz still.

„Avez-vous bien dormi?" schlug es wieder, diesmal in spöttischem Tone, an ihr Ohr.

„Du weißt so gut wie ich, daß ich nicht geschlafen habe," kam die müde Antwort zurück.

Ein häßliches, kurzes Auflachen; dann war alles still. —

„Und ich will nicht, daß die Herren uns immerfort begleiten!" sagte der Kranke gereizt.

Wieder das häßliche, kurze Auflachen. „Ce n'est pas pour vos beaux yeux!"

Lore von Ostenhusen hatte ihr Glas ausgetrunken und erhob sich. Ein tiefer Seufzer schlug an ihr Ohr. Dann war alles totenstill hinter dem grünen Gebüsche.

Das junge Mädchen entfernte sich. ‚Doch nicht so ganz, gnädigstes Fräulein!' murmelte es nachdenklich vor sich hin und bog in den Hauptweg ein. —

Herr von Ostenhusen hatte recht: es wird alles gebucht und alles eingefordert zu seiner Zeit.

V.

Eine Woche später betrat zur Stunde der Siesta der alte Johann die Portiersloge.

„Was steht zu Diensten, Herr Siewers?"

„Ich muß nu 'n Brief schreiben, Herr Portieh!"

„Ei, da setzen Sie sich nur in den Schreibsalon, Herr Siewers, da stört Sie um diese Stunde kein Mensch."

„Nee, Herr Portieh, das thu' ich nich. Ich muß mir uf 'n ganz stillen Fleck setzen, wo ich mir nich immer umkieken brauch', ob mich nich einer über die Schulter kieken dhut."

„Na, dann kommen Sie mit mir in meine



Vor Lore stand eine hübsche Frau in Schweizertracht . . .

eigne Stube, Herr Siewers, da stört Sie keine Fliege."

„Und einen Bogen Briefpapier, oder gleich zwei, Herr Portieh, sind Sie so gut!"

Lächelnd ging der Portier dem alten Mann voran und trug ihm das Schreibzeug in sein Stübchen.

Umständlich entledigte sich Johann seines schwarzen Leibrockes, hing ihn über die Stuhllehne und setzte sich, schwer seufzend. Dann begann er mit großen Buchstaben zu schreiben:

Gnedister Herr Doktor!

Als ich vor nunmehr sechs wochen von Sie Abschied nemen daht, da drückten sie mich die Hand und sprachen diese mildesten Worte: schreiben sie mich auch Johann, wenn sie ein anlügen auf den Herzen haben. An diese frohe verheisung habe ich mir oft schon erinnert und mir vorgenommen, an den gnedisten Herrn Doktor must du nun bald schreiben, Johann. Gnedigster Herr Doktor! Anlügen hab ich einen ganzen Schiebkarren vol. Ich bin weißgott nachgerade zu einen einzigen großen Anlügen zusammengesorgt. Habe schon oftmalen in Gedanken einen Schreibebrief verfast, wenn ich meinen gnedisten Herrn still und alleine im Parke den Iberzieher nachtrage. Der gnediste Herr Doktor wern mir schoon verstehn.

Mit den Bedern Herr Doktor, bin ich nich einverstann. Ich will nichs seggen, daß es eine smutzige gelbe Briehe ist, was sie hierzuland Dermahlbeder nennen und ihnen sehre teier bezahlen lassen (1 M. 80 für eine Wanne voll) so dick und smutzig, das sich bei uns daheme mit Respekt vor Ihnen die Sweine besinnen theten vorm Einsteigen. Aber das soll ja die natierliche Heilkraft bedeiten grade was der olle Smutz in's Wasser ist, und das iberlass ich den Doktors die werdens ja wissen. Hilfts dann hilfts. Un sie sagen, das es schon vielen geholfen hat. Ist mich recht, meinen Herrn aber hilft das nich, nein den schadt sie die gelbe Brieh und das weiß ich, Johann Siewers. Den ich kenn meinen gnedisten Herrn seine Natuhr. Wird ja immer kranker anstadt gesünder und nimmt ihm täglich einen stärkern Abscheu an leben.

Und was ich noch sagen will der Doktor der hiesige, gefellt mich och nich nein nich im geringsten. Der Johann Siewers guckt sich seine Leite genau an genau, sag ich ihnen, gnedister Herr Doktor. Und der hiesige Herr Doktor soll ja ein sehr berühmter Mann sein. Ist mich janz 'egal ich seh was ich seh und weiß was ich weiß. Zu jeden Geschäft gehert die richtige Zeit, so viel ist sicher. Und Er hat ja gar nicht die richtige Zeit, der hiesige, er hat zu viele Bazienten. Ich kenn meine Leite. Ich bin doch oftmahls dabei gestannen wenn der gnediste Herr Doktor meinen gnedisten Herrn abgeklopft und ausgehorcht haben und ich weiß was das Zeit gekostet hat; bis der gnediste Herr Doktor immer sagen konnten: ‚Oller Fründ, dich fehlt nichs.' Awer der hiesige? na gutnacht, schwubb, schwubb, hast du gesehen? ‚rechts oben am Hertzen noch kleine nerviose Affektatschon, weiter baden. Der Nächste.' — Das weiß ich nu schon ganz ußwenig das Sprichlein. Und ich sags immer: all Ding will seine Zeit und mit respekt vor Ihnen gnedister Herr Doktor, es kann einer den Tag über auch nich mehr Schaaf scheeren als der Tag lang is; der hiesige aber, gott bewahre mich, der scheert wenn die Sonne lang scheint seine anderhalb hundert Tag für Tag.

Gnedister Herr Doktor, es ist ein Jammer, wenn das so fort geet bring ich ein ganz kranken Herrn zurück, sagens auch alle Leut im Hotel. Ich muß aber den gnedisten Herrn Doktor noch etwas sagen als unsern Fründ. Es liegt meinen gnedisten Herrn etwas aufn Herzen, ich weiß es wohl. Denn ich hab och Augen in Koppf. Is da seit vierzehn Dagen in unsere Hotel ein überaus scheenes Mätchen ein richtigs gnedistes Fräulein mit ihren schwerkranken Herrn Vatter. Schreiben sich von Ostenhusen. Und von den Dag an, gnedister Herr Doktor, is mein Herr vollends kabutt. Ich weiß es ganz genau: denn ich hab och Augen in Koppf. Und is och kein wunder nich das Fräulein von Ostenhusen is keine solche nicht wo man alle Dag begegnen kann. Ich wollt ich könnt Ihnen gnedister Herr Doktor, eine Fotograffi übersenden. Aber es is Sie nich nödig, sie is anzusehen akrat wie die Königin Lowise übern Sekretär von mein gnedisten Herrn das sagen alle hier im Hotel und ich kann nich helfen das Fröulein von Ostenhusen geht durch unser Leben hier im Bahde als ein leibhaftger engel. Und warum sollt mein gnedister Herr alleene ein Herz haben von Stein?

Und was wahr is, muss man sagen. Er hat ein liebes, scheenes Mätchen und gnedistes Fräulein verdient er hat niemahlen was unrechtes gedahn! Er hat ein gudes Gewissen, wenn er ein reinen Mätchen unter die Ogen dritt, das weiß ich, Johann Siewers, keine weiße und keine swartze kann ihn was nachseggen nee.

So wäre alles ganz guth und scheen und ich hätte die beste Hoffnung für die Zukunft aber das is Sie ja gerade das größte unglick: immer wenn er mit den gnedisten Fräulein und ihren Herrn Papa ein Trämmel gesnackt hat und is wieder in seiner Klause allein, dann kommt die große Traurigkeit über ihm un ich, Johann Siewers weiß dann gar wol was er sich für swarze Gedanken durchn Koppf gehn läßt. Hat auch erst vorgestern zu mich gesagt, Johann hat er gesagt! Das is doch hart das ich mich wohl niemalen eine liebe Frau anschaffen kann vonwegen meiner Gesundheitsverhältnissen. Und da hab ich gar nichts

mehr gesagt, aber das is mich fest gestanden, jetzt wird an meinen gnedisten Herrn Doktor geschrieben. Denn hab ich nich oftmalen gehört in meinen leiblichen Ohren, Gelling! haben der Herr Doktor gesagt, du büst nich krank du büst gesund und du must friggen. Und dieses is auch nach meinem Verstand das einzige Middel.

Wenn er aber noch lang hier herumbadt in der gelben Brieh und herum liegt auf



Johann begann mit grossen Buchstaben zu schreiben ..

den Scheßlongen also dann wird er krank ohne Rettung.

So und jetz hab ich mein olles trauriges Herz ausgeschidt und nu thuhn sie was sie thuhn müssen als unser bester eltester Freund. Sie werns ja wissen.

Und damit verbleibe ich in Ehrerbietung
allezeit Ihr Gehorsamster
Johann Siewers.

Addrese: Sprudelingen, Hotel * * *,
Diener bei Herrn von Gelling, Hochwohlgebohren.

Und sind sie doch so gut und lasen Sie michs wissen wenn dieses Schreiben nich in ihre Hände gekommen is!!

*

Es war ein prächtiger Sommerabend, als der Doktor diesen Brief bekam. Er las ihn kopfschüttelnd und brummend, ging etliche Male auf und ab in seiner behaglichen Junggesellenstube, nahm ihn wieder vor und brummte wieder. Endlich trat er ans Fenster und rief in den Hof: „Daniel, satteln!“ —

Herr von Stackelhofen erging sich zur selbigen Zeit nach des Tages Last und Hitze ein wenig am Strande und vergnügte sich damit, flache Kiesel über das fast regungslose Wasser tanzen zu lassen. Plötzlich hielt er inne und wandte sich um. „Du, Leibbursch? Aber du hast doch heute deinen Kegelabend?“

„Ach was, Kegelabend!“ murrte der andre. „Ich weiß, was ich hab', 'n dummen Brief hab' ich, da lies!“

Herr von Stackelhofen nahm den Brief, spreizte die Beine, zog die Augenbrauen hoch und begann zu lesen. Nun bückte sich der Doktor, suchte auch flache Kiesel und ließ sie auch über das Wasser hüpfen.

„'n Mordskerl, der olle Johann!“ murmelte der andre, während er mühsam die Krähenfüße weiter entzifferte. „Nee, der Doktor, der gefällt mir auch nicht! ... Was? ‚Ein überaus scheenes Mätchen, ein richtig's gnedistes Fräulein‘? Leibbursch, das ist ja eine ganz rührende, herzbewegende Geschichte! Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“ Er faltete den Brief und gab ihn zurück.

„Laß deine Späße, Leibfuchs!“ brummte der andre. „Die Geschichte ist mir doch nicht zum Lachen. Badet der Gelling faktisch seit sechs Wochen in der Thermalbrühe — es hört sich alles auf!“

„Ja, Doktor, gestatte mir nur die eine Frage ich will nicht indiskret sein, aber warum hast du ihm denn überhaupt Sprudelingen erlaubt?“

„Es ist eine schändliche Geschichte, laß mich aus! Wer hätte das denken können! Warum Leibfuchs? Ich will dir's sagen: Zu halten war der nimmer, das Sprudelingen hatte er sich mal in den Kopf gesetzt. Da dachte ich mir: gut, geh du nur hin, sie werden's dir schon sagen, ob du herzleidend bist oder nicht.“

„Vielleicht ist er's doch, Leibbursch!“

„Er ist's nicht, so wenig wie du oder ich oder mein Gaul!“ stampfte der Doktor. „Aber dabei kann er doch krank werden; denn er ist nervös veranlagt, und die Bäder sind stark, abscheulich stark. Mir schwant, er ist nicht in die ehrlichsten Hände geraten.“

„Ja, es giebt sonderbare Heilige unter euch Döktern,“ meinte Stackelhofen.

„Und allerhand Unheilige unter euch Stoppelhupfern,“ knurrte der andre bissig. „Aber machen wir keine schlechten Witze, Leibfuchs, das Ding geht mir immerhin zu nahe. Komm, wir wollen mal vernünftig überlegen!“

Und damit schob er seinen Arm in den des Freundes und begann mit ihm auf und ab zu wandeln im Scheine der sinkenden Sonne.

„Weißt du, da ist's wohl das beste, ich fahre mal selber hin und sehe nach dem Rechten, Doktor!“

„Das wolltest du, Stackelhofen?“

„Na kiek, ob ich nun drüben auf Rügen vier Wochen im Sande herumliege und Süßholz raspele, oder ob ich da in Sprudelingen umherlungere, das kommt für mich wohl auf eines heraus. Aber allerdings, Vorsicht ist vonnöten, sonst wird er mir handscheu. Könnt' ich mir nicht auch auf vierzehn Tage so 'n eingebildetes Leiden anschaffen?“

„Dann nimmt er dich mit offenen Armen auf, Stackelhofen!“ lachte der Arzt. „Aber ich fürchte, du hast wenig Talent, den Kranken zu spielen.“

„Na, das laß du meine Sorge sein, Doktor! — Und die Hauptsache ist also, sagst du, daß er aus den Händen dieses Arztes kommt?“

„Und überhaupt einmal von seinen Einbildungen kuriert wird!“ rief der Doktor zornig.

„Du, Leibbursch!“ Herr von Stackelhofen blieb stehen. „Leibbursch, wie wär's, wenn ich



Er vergnügte sich damit, flache Kiesel über das Wasser tanzen zu lassen ...



Er schob seinen Arm in den des Freundes ...

ihn vielleicht unversehens so recht in Motion brächte?“

„Bewegung ist Leben, Leben ist Bewegung, natürlich!“ lachte der Arzt. „Das Umherliegen ist Gift für ihn; das leuchtet ja sogar dem alten Johann ein.“

„Ich meine das in anderm Sinn, Leibbursch: wie wär's, wenn das scheene Mätchen nun in der That so eine Rarität wäre und ich ihn unversehens so recht eifersüchtig machte?“

Der Arzt besann sich: „Wenn du's klug anfängst, Stackelhofen, und das bezweifle ich bei dir nicht —“

„Danke, Leibbursch!“

„Bitte, also klug anfangen und nichts übertreiben, dann kann's ihm nur nützen.“

„Uebermorgen reis' ich, Doktor.“

VI.

Es war zehn Uhr vormittags. Vor den weitgedehnten Badehäusern standen in langen Reihen die Droschken, auf den Parkwegen strömte das Volk der Badegäste, da und dort wurde ein Schwerleidender im Fahrstuhl herangeschoben; in den Wartehallen waren die meisten Stühle besetzt, an den Kassen klirrte das Geld, mit eintöniger Stimme riefen die Badefrauen die fälligen Nummern aus. In den langen, feuchtwarmen Korridoren rannten geräuschlos die leinengekleideten Diener und Dienerinnen mit Besen und Eimern, mit Wäsche und Eisblöcken. Brausend fuhr der Sprudel in die hölzernen Wannen, geheimnisvoll stiegen die Perlen empor im krystallenen Wasser, vielhundertmal erklang das mechanische „Lassen Sie sich's gut bekommen!“ In den Ecken der Korridore häuften sich die gebrauchten Badelaken und verschwanden bündelweise im Freien; auf den dunkelgrünen Rasenflächen hinter den Badehäusern trockneten in Masse die feuchten, braunen Fußmatten. Viele hundert Minutenuhren tickten in den Kabinen. In gewaltigem Fabrikbetriebe arbeitete die weltberühmte Heilkraft von Sprudelingen an den Herzen der leidenden Menschheit. —

Lore von Ostenhusen saß mit ihrem Vater in der Wartehalle, und zu ihnen hatte sich der menschenfreundliche Gourmand aus dem Hotel gesellt.

„Bekommt der Sprudel, Herr Hauptmann?“

„Der erste heute, mein Herr!“

„Ach, der erste? Na, da haben Sie noch etliche Wochen Sprudelingen abzusitzen. Sind zum erstenmal hier? Ja? Sehen Sie mich an, ich bin nun zum fünfzehntenmal hier. 'n langweiliges Nest, das Sprudelingen, aber ich versichere Ihnen, ich bedarf seiner wie des Salzes auf meinem täglichen Brote. Und ich sage Ihnen, auf Ehre, wenn ich dieses Sprudelingen nicht hätte, auf meinem Grabe wüchsen Bäume!“ Er hatte die Hände über dem Goldknaufe seines Stockes gefaltet und starrte ins Leere, als hörte er im Geiste die Bäume rauschen über seinem marmorgeschmückten Grabe. „Bäume!“ quakte er nach einer Weile in tiefem Sinnen.

„Ich höre, daß es viele Stammgäste in Sprudelingen giebt,“ bemerkte der Hauptmann.

„Viele! Sehr viele! Ich sage Ihnen, Herr von Ostenhusen, wer einmal in Sprudelingen gewesen ist und kommt im nächsten Jahre nicht wieder, ich sage Ihnen, der begeht ein Verbrechen an seiner Gesundheit!“

„Wenn er sich überhaupt noch unter den Lebenden befindet!“ lachte der Hauptmann.

„Ich sage Ihnen, wer zur rechten Zeit nach Sprudelingen kommt, der stirbt überhaupt nicht so leicht. Uebrigens, haben die Herrschaften schon das Neueste gehört? Nicht? Unglaublich, was es für Leute giebt! Kennen Sie die korpulente Dame, die mir beim Mittagsbrote gegenübersitzt? Vom Sehen? Eine Frau Aktienwurstfabrikdirektorsgattin, ich bitte Sie, meine Herrschaften, so 'n langer Titel, den sollte man doch im Interesse seiner leidenden Mitmenschen zu Hause lassen, wenn man ins Bad geht! — Nun also, diese Dame wurde vor einer Stunde ohnmächtig aus ihrer Kabine getragen. Und wissen Sie, warum? Weil sie — ich bitte, kaum glaublich —, weil sie fünfundvierzig Minuten im Sprudelbade gesessen hatte. Na, was sagen Sie dazu?“

„Das langt!“ meinte der Hauptmann. „Mir sind zehn Minuten verordnet.“

„Und das Höchste sind fünfzehn Minuten. Ich bitte Sie, fünfundvierzig Minuten im Sprudelbade! Dilettanten des Lebens!“ Der Lebenskünstler starrte tiefsinnig ins Leere.

„Achtundachtzig, neunundachtzig — quatre-vingt-dix!“ rief die Badefrau.

„Neunundachtzig, Papa!“

Der Hauptmann erhob sich.

„Möchte wissen, ob man in einem französischen Bade auch so rücksichtsvoll wäre!“ quakte der Gourmand. „Haben Sie gehört — quatre-vingt-dix? Da hat sich nun diese Person wahrhaftig die Nummer eines einzelnen Franzosen gemerkt und ruft sie auch richtig französisch aus!“



Lore von Ostenhusen sass in dem kleinen Schreibsalon . . .

„Was fängst du derweil an, Lore?“

„Ich habe einen dringenden Brief zu schreiben. Und laß dir's recht gut bekommen, dein Bad!“

*

Lore von Ostenhusen saß in dem kleinen Schreibsalon neben der großen Wartehalle und schrieb:

Liebe Ida!

Es ist hohe Zeit, daß ich Dir nun einen ordentlichen Brief schreibe; denn die beiden Ansichtskarten sind ja eigentlich gar nicht zu rechnen. Vor allem — und bitte, sage das auch nebst ehrerbietigen Grüßen Deinem Herrn Vater: Wenn mein geliebter Kranker noch gerettet werden kann, so geschieht das in Sprudelingen. Und man erzählt sich hier von wahren Wunderkuren gerade in solchen Fällen, wie der unsre ist.

Schwer, sehr schwer waren die ersten Tage nach unsrer Ankunft. Die Reise hatte meinen Vater dergestalt erschöpft, daß der Arzt zunächst den Gebrauch der Bäder gar nicht gestatten konnte und sich lediglich auf die Anwendung von Medikamenten beschränken mußte. Aber nun ist alles in der Reihe, und er badet wie — fast hätte ich geschrieben wie ein Gesunder.

Ganz besondern Dank auch Deinem lieben Herrn Vater, daß er uns diesen vortrefflichen Arzt ausfindig gemacht hat. Sage ihm doch, ich bin glücklich, daß wir unter der großen Menge von Aerzten gerade an diesen gekommen sind. Als ich mit meinem armen Kranken so auf einmal mitten in dem Getriebe des Weltbades stand, war mir seltsam zu Mute, und ich kam mir so schrecklich verlassen vor. Ja, ich hatte am ersten Tage Momente, wo ich das Ganze für eine ungeheuer große, kaltherzige, raffinierte Vorrichtung hielt, einzig und allein zu dem Zweck ins Leben gerufen, Leute aus allen Weltteilen anzulocken, sie ein wenig abzuwaschen und zuletzt gehörig gerupft wieder in die Heimat zu entsenden! — Mag ja sein, daß viele, vielleicht die meisten der „Hiesigen“ die Sache lediglich vom Standpunkte des Geschäftes aus ansehen und behandeln. Aber die meisten sind doch, Gott sei Dank, bei weitem nicht alle. Und als ich zum erstenmal vor unserm neuen Arzte saß und ihm die Krankheitsgeschichte ergänzte, von diesem Augenblicke an fühlte ich mich ganz heimisch in der großen Fremde. Denn ich wußte aufs bestimmteste: der Mann da vor dir hat ein warmes Herz für seine Kranken, ihre Behandlung ist ihm eine Gewissenssache, und an ihm hast du für alle Fälle nicht nur einen Arzt, sondern auch einen warmfühlenden Freund. Was ist's doch Großes um den ärztlichen Beruf, wenn er richtig erfaßt und ausgeübt wird. Und was ist's Ehrwürdiges um einen klugen, vertrauenerweckenden Arzt, der nur so viele Patienten annimmt, als er mit gutem Gewissen kann.

Empfindungen ganz eigner Art beschlichen mich beim ersten Anblicke der Sprudel, die als mächtige Fontänen aus dem Innern der Erde hervorbrechen; ich habe diese Empfindungen noch immer ungeschwächt, so oft ich vorbeigehe. Der Arzt hat uns eine große wissenschaftliche Abhandlung über die Entstehung dieser warmen Quellen geliehen. Vater liest sie und sagt, sie sei äußerst interessant. Ich habe auch hineingesehen, kapiere aber nicht den vierten Teil davon. Ist mir auch an und für sich ziemlich einerlei, daß da drunten in gewaltiger Tiefe fort und fort Kalkmassen in glühende Erdmassen versinken und aus dem Chaos fort und fort die Kohlensäure emporsteigt und sich mit den rinnenden Gewässern höherer Schichten verbindet, ich verstehe auch rein gar nichts von der stofflichen Zusammensetzung der mächtigen Sprudel, die da nun Tag und Nacht durch die riesigen Bohrlöcher ans Licht emporsteigen. Ich stehe nur oft ganz andächtig vor den rauschenden, schäumenden, dampfenden Wassern, die hier aus der Tiefe brechen müssen, damit mein Vater und tausend, tausend andre wieder gesund werden. Und dann dringt mir aus dem geheimnisvollen Rauschen ganz vernehmlich das Wort ans Ohr, das einst in fast unergründlicher Tiefe der Zeit der königliche Sänger gesprochen hat: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“

Nun aber ade und Schluß, liebes Herz! Ich bin ja ganz pathetisch geworden. Aber meine Freude ist zu groß. Fast hoffnungslos bin ich hierher gekommen, und nun sitze ich hier und schreibe, voller, voller Hoffnung und Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen. —

„Ob ich auch bade?“ hat mich neulich eine liebenswürdige alte Dame gefragt. „Gewiß, immer am Samstag,“ lautete meine unter Erröten gestammelte Antwort.

Du siehst, es gelingen mir sogar schon wieder Späße. Freue Dich mit mir, grüße Deinen ehrwürdigen Vater aufs innigste und behalte lieb

Deine Lore.

*

Fräulein von Ostenhusen steckte den Brief ins Couvert und ging in die Wartehalle.

An der Kasse stand ein Männchen in schäbiger schwarzer Kleidung und agierte lebhaft mit Armen und Beinen.

„Bedaure!“ sagte achselzuckend der Kassier. „Ich gestehe, eine derartige Anfrage ist überhaupt noch niemals an mich ergangen.“

„Noch niemals? Nun sehen Sie, die Sprudelbäder sind doch einmal zu teuer, ich bitte Sie, zwei Mark und fünfzig Pfennige des Vormittags!“



An der Kasse stand ein Männchen in schäbiger schwarzer Kleidung . . .

„Dann baden Sie eben nachmittags, mein Herr!“ rief der Kassier und fixierte die funkelnde Busennadel des Kleinen.

„Thu' ich doch auch, Verehrtester! Wenn ich mich nun aber verabrede mit 'nem guten Freunde und frage Sie, ob ich nicht benutzen dürfte für Geld und gute Worte hernach sein gebrauchtes Bad zu herabgesetztem Preise, was ist dabei? Ist es nicht meine Sache? Und jammerschade ist's um das schöne, klare Wasser, das da leicht gebraucht wegläuft und voller Kohlensäure!“

„Bedaure, mein Herr, dieses Verfahren ist zurzeit noch nicht üblich in Sprudelingen!“ sagte der Kassier mit verhaltenem Lachen und ließ geräuschvoll das Fenster herab.

„Sünd' und schade!“ rief das Männlein und stelzte zornig von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Quelle.

Geheimnisvolle Stelle,
Versteckt im Waldesraum!
Hier plaudert mir die Quelle
Manch alten Märchentraum.
Seit all den langen Jahren,
Daß sie mit Lust gelauscht,
Hat sie gar viel erfahren
Von dem, was droben rauscht.

Einst ward ihr's viel zu bange
Im Erdenschoß versteckt,
Wo knorrig sich die Schlange
Der Wurzeln ballt und streckt.
Drum hat sie sich gerungen
Von dumpfen Ketten los,
Ist keck emporgedrungen
Durch Felsenspalt und Moos.

Seit sie hinfortgeschoben
Geröll und Schlamm und Stein,
Führt sie im Licht hier oben
Ein wonnevolles Sein.
Vom Laubdach grün umdüstert
Erlauscht sie nun in Ruh',
Wie rings der Wald ihr flüstert
Uralte Märchen zu!

Richard Zoozmann.



Zur Herbstzeit im Hochgebirge.

Nach dem Gemälde von A. Thiele.

Aus dem oberschlesischen Industriegebiete.

Viel Interessantes giebt es im oberschlesischen Industriegebiete zu sehen, wenngleich man dort landschaftliche Schönheiten vergebens sucht. Der Wald ist fast gänzlich verschwunden, und auch die kümmerlichen Reste weichen mehr und mehr der Art, da die Gruben das Wasser an sich ziehen und so den Bäumen die Nahrungsquelle versiegt. Regnet's nun gar, dann sieht der oberschlesische Industriebezirk in landschaftlicher Hinsicht trostlos aus. Dann steckt das ganze Land in einem schwarzen Morast, durch den sich Mensch und Tier nur mißmutig dahinbewegen. Rechten Nutzen von einer oberschlesischen Reise hat nur, wen nach wirtschaftlicher Erkenntnis verlangt.

Oberschlesien reiht sich unsern großen Industriezentren würdig an, ist aber seiner wirtschaftlichen Struktur nach auch wieder wesentlich von ihnen verschieden. In Rheinland-Westfalen beispielsweise erstrecken sich die Industriezweige über weite Gebiete. In Oberschlesien ist alles auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt. Tritt man aus der Hütte heraus, so fällt man schon in die nächste Grube. Setzen wir uns in Gleiwitz auf die Straßenbahn, so können wir in einem Tage das ganze Industriegebiet durchkreuzen. Die genannte Bahn teilt in finanzieller Hinsicht das Schicksal vieler deutscher Kleinbahnen, aber als Verkehrsmittel ist sie, trotz einzelner Uebelstände, ein Segen für das ganze Gebiet.

Eine besondere Stellung nimmt Oberschlesien auch in andrer Beziehung ein. Rheinland-Westfalen besitzt hervorragenden Koks und Lothringen-Luxemburg unerschöpflichen Reichtum an Minette. Im Schoße der oberschlesischen Erde schlummern unermeßliche Schätze an Kohlen. Im Jahre 1900 stellte sich dort die Steinkohlenförderung auf annähernd 25 Millionen Tonnen mit einem Geldwerte von 177 Millionen Mark. Alle Schätzungen des Kohlenreichtums eines Landes haben etwas Willkürliches an sich, aber darin ist man einig, daß das oberschlesische Becken noch ungezählte Generationen mit dem kostbaren Brennstoff versorgen kann. Dabei ziehen sich die Flötze in staunenerregender Mächtigkeit dahin.

Auch braucht man, um sie auszubeuten, nicht in solche Tiefen hinabzugehen, wie z. B. in Rheinland-Westfalen. Dadurch verringern sich natürlich die Anlagekosten einer Kohlengrube. Was die Erschließung eines Kohlenbergwerkes kostet, begreift derjenige, der einmal eingefahren und durch die Anlagen unter Tag dahingewandelt ist. Ueber Tag haben wir u. a. mächtige Maschinen, die die Förderkörbe auf und nieder fahren. Dann kommt der Schacht. Unten ziehen sich nach den verschiedensten Richtungen mannshohe, breite, völlig ausgemauerte Gänge kilometerlang dahin. Unaufhörlich rollen an langen Drahtseilen links und rechts die eisernen Kohlenkasten, leer oder gefüllt, hin und her. Stattliche Maschinenräume, von wo Licht und Kraft nach allen Seiten hin verteilt werden, und Ställe für die Grubenpferde sind eingebaut; auch das Telephon fehlt nicht. Andre Maschinen sind dazu bestimmt, das Grubenwasser, das hie und da wie Regen lustig auf- und herabplätschert, wegzuführen. Wasser und Feuer sind die beiden Hauptfeinde der oberschlesischen Kohlengruben. Schlagende Wetter sind dort unbekannt, weshalb man auch mit offener Grubenlampe einfährt. Gegen Feuersgefahr sind mannigfaltige Vorkehrungen getroffen. Dabei ist das Leben des Bergmanns noch von mancherlei gefährlichen Zufälligkeiten bedroht.

Der ganze Ernst dieser Thätigkeit prägt sich auch im Wesen des Bergmannes aus. Still und ernst geht er seines Weges, gleichmäßig ausgreifend, den Stock in der Rechten, Tasche und Fahrleder auf dem Rücken, in der Linken die Grubenlampe schwenkend, im Munde die unvermeidliche Tabakspfeife. In früheren Zeiten gehörte der Pickel zu den Ausrüstungsgegenständen des Bergmannes. Ich habe selbst noch in russischen Bergwerken der Wissenschaft halber mit dem Spitzbeil Erz abgelöst. Bei uns arbeitet man heute rationeller. Es wird in das Kohlenflötz an geeigneter Stelle ein Loch gebohrt und darein eine Patrone geschoben, die an einer Zündschnur befestigt ist. Sobald letztere in Brand gesetzt ist, wird dies durch lauten Ruf angezeigt. Männiglich zieht sich behende in respektvolle Entfernung zurück. Ein dumpfer Krach, und die losgesprengten Kohlenmassen stürzen herab. Ein Augenblick noch, dann nähert man sich der Stelle. Nun werden die Kohlen in die Kästen verladen und von diesen an den Schacht geschafft. Durch ihn fliegen die Kästen in rasendem Tempo hinauf. Oben geht es direkt nach der Wäsche oder der Separationsanlage. Letztere ist eine mechanische Siebevorrichtung großen Stils. Von der Separation rollen die Kohlen direkt in die Eisenbahnwagen.

Die oberschlesische Kohle ist zumeist Hausbrandkohle. Nur wenige Verwaltungen, so der Fiskus und die gräflich Ballestremsche Verwaltung, sind in der glücklichen Lage, Kokskohlen zu besitzen. Die Schwierigkeit in der Koksbeschaffung ist eines der Merkmale, wodurch sich Oberschlesien von dem westdeutschen Industriegebiete unterscheidet. Dazu kommen die Schwierigkeiten in der Erzbeschaffung. Die einheimischen Brauneisensteine, Thoneisensteine haben nur ungenügenden Eisengehalt, obendrein mit störenden Beimengungen. Die oberschlesische Hochofenindustrie sieht sich daher schon lange gezwungen, hochprozentige Eisenerze aus der Ferne kommen zu lassen, Spateisensteine aus Ungarn, Erze und Kiese aus Schweden und Spanien. Die richtige Behandlung dieser mannigfaltigen Erze stellt an den Hüttenmann große Anforderungen und ist zugleich eine gute Schulung für ihn. Aber die Produktionskosten erfahren wegen der teuren Transporte natürlich eine wesentliche Erhöhung.

Diese Nachteile werden auf andre Weise zum Teil wieder ausgeglichen. Hier ist in erster Linie der Stand der Löhne zu nennen. Während der letzten Hochkonjunktur sind zwar auch in Oberschlesien die Löhne beträchtlich gestiegen, aber im allgemeinen bleiben die oberschlesischen Arbeitslöhne hinter denen in andern deutschen Industriebezirken zurück.

Sehr zu statten kommt den oberschlesischen Werken auch die bei ihnen herrschende Kontinuität der Betriebe. Man weiß, daß dieses wichtige Prinzip der modernen Volkswirtschaft ganz besonders in den Vereinigten Staaten zu hoher Blüte entwickelt ist. So hat der große Steel-Trust in seiner Hand alles, was zur Produktion und zum Absatz gehört, vereinigt, von den Kohlen- und Erzgruben bis zu den Eisenbahnen- und Dampferflotten. In Deutschland hat man neuerdings diesem Beispiel mit Eifer zu folgen begonnen. Speziell in Oberschlesien haben sich die Werke möglichst in den Besitz eigner Kohlen- und Erzgruben zu setzen gesucht. Eines reichen Erzgrubenbesitzes erfreuen sich da namentlich die Zinkhütten, was ihnen vor der westdeutschen Konkurrenz einen bedeutenden Vorsprung giebt. Auch pflegen die oberschlesischen Hüttenwerke das bei ihnen erblasene Roheisen zumeist selber weiter zu verarbeiten. Die Werke, die nicht über eigne Kohlengruben verfügen, gleichen diesen Mangel durch die Pflege von Spezialitäten in der Eisenverarbeitung aus. So finden wir bei der Oberschlesischen Eisenindustrie A.-G., von der Börse kurzweg Caro-Hegenscheidt genannt, eine imposante Anlage, in der Draht gewalzt und gezogen und Drahtstifte fabriziert werden. Die Bismarck-Hütte stellt u. a. die feinsten Stahlsorten her. Die Huldschinskyschen Werke zeichnen sich durch Herstellung nahtloser Röhren und Reifen aus. Die Vereinigte Königs- und Laurahütte faßt auf ihrem ungeheuren Areal die mannigfaltigsten Anlagen zusammen. Da wird Roheisen erblasen. Das Roheisen wird in Puddelöfen zu Schweißeisen (Luppen), resp. in Siemens-Martinöfen und Konvertern zu Flußeisen verwandelt. Schweiß- und Flußeisen wird zu den verschiedensten Sorten von Walzeisen verarbeitet: Schienen, Träger, Bandeisen, Grobblech, Feinblech u. s. w. Es werden Radsätze angefertigt, Waggons und Brücken gebaut u. s. w. Für all diese Arbeiten wird die nötige Kohle aus der dicht dabei liegenden Grube herangeschafft.

Eine solche Kombination der Betriebe hat den großen wirtschaftlichen Nutzen einer Verteilung des Risikos. Ein derartig konstruiertes Werk wird niemals von der vollen Wucht einer niedergehenden Konjunktur getroffen werden. Denn wenn es in dem einen Betriebszweige schlecht geht, kann der andre immer noch prosperieren. Wir haben es denn auch in der letzten Krisis erlebt, daß z. B. bei der Vereinigten Königs- und Laurahütte der flotte Kohlenabsatz die Rentabilität des ganzen Werkes hielt.

Für mich giebt es nichts Packenderes, als unter kundiger Führung ein Gang durch Anlagen der genannten Art. Diese Zeilen hätten auch ihren Zweck erreicht, wenn sie einen oder den andern Leser veranlaßten, sich ebenfalls einmal für ein solches Werk zu interessieren. Wundern muß ich mich, daß unsre Maler so wenig Gelegenheit nehmen, in den reichen Motivenschatz zu greifen, den ihnen die großen industriellen Etablissements bieten. Man stelle sich z. B. einmal an den Eingang zu der großen Halle des Borsigwerkes, wo die Walzarbeiten ausgeführt werden: welch überwältigender Anblick! Die berühmte Werkstätte des Hephaistos ist eine Kinderstube dagegen. Bei der Wanderung durch solch eine Walzabteilung muß man allerdings die Augen aufmachen, auch muß man aufmerken, wo man den Fuß hinsetzt. Wie leicht tritt man auf dunkelheiße Platten oder Blöcke, und weggebrannt ist die Sohle. Auch kann man sich an den scharfen Blechen leicht die schönsten Risse in den Kleidern zuziehen, denn bei der Fülle neuer und interessanter Schauspiele ist eine Unvorsichtigkeit leicht begangen.

Hier sehen wir, wie ein gewaltiger glühender Block in die mächtigen Walzen geschoben wird. Zornig sprühen die Funken umher. Mit polterndem Getöse wird der Block von den Walzen gepackt und durchgezogen. Noch kann ihm der Druck wenig anhaben. Wie ein Federball wird er gehoben und zurückgezogen. Es dauert aber gar nicht lange, so dehnt und reckt sich der Block, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist aus dem Ungetüm eine endlos lange, dünne Platte geworden. Nicht minder interessant ist die Drahtwalzerei. Im Handumdrehen fliegt der glühende Knüppel in die Walze; glühenden Schlangen gleich schießt er durch die Walzenstraße, bis er als Draht noch heiß zu einem Knäuel zusammengerollt wird. In den Walzen werden Drähte nur bis 5 Millimeter Durchmesser hergestellt. Die dünneren werden in den Drahtziehereien gefertigt, wo die Drähte kalt durch immer engere Löcher gezogen und so immer weiter verdünnt werden. Der Draht wandert in die Stiftenfabrik, wo er, immer durch Maschinen, zu Nägeln verarbeitet wird. Der Draht wird in die Maschine hineingezogen; ein Stoß, und der Kopf ist da, fast gleichzeitig ein Schnitt, und der Stift fällt in den Kasten. So geht es unter ohrenbetäubendem Lärm rastlos weiter. Millionen von Nägeln werden auf diese Weise fabriziert, in jeder Größe und jeder Dicke. Gleich hinter der Fabrik halten die Waggons mit Anschluß an die Bahn, um die Ladungen weiter zu schaffen.

Besonderes Interesse erweckt die Fabrikation des Tiegelgußstahls. Da er zu den allerfeinsten Fabrikaten verwendet wird, erfordert er eine besonders sorgfältige Behandlung. Schon die Herstellung der Formen aus einer Masse von Thon und Graphit will mit viel Gediegenheit betrieben werden. Monatelang stehen diese Gefäße zum Trocknen in speziell regulierter Wärme. Die fertigen, krugartigen Formen werden mit Eisenbrocken, deren Zusammenstellung wieder sehr vorsichtig abgestimmt werden muß, gefüllt, in Gruben versenkt und dort einer Hitze von einigen Tausend Grad ausgesetzt. Ist der Schmelzprozeß entsprechend weit gediehen, dann gilt es, die Töpfe herauszuholen. Diese Arbeit erfordert große Geschicklichkeit. Der damit betraute Schmelzer wird denn auch hoch bezahlt. Angethan mit einem dicken nassen Umhang, Augen und Gesicht geschützt, nähert er sich der Höllenglut und hebt die Krüge heraus. Zwei andre Arbeiter tragen an langen Stangen die Krüge abseits und schütten den Inhalt durcheinander. In einem entzückenden Milchweiß, das man allerdings vorsichtigerweise durch ein blaues Glas betrachtet, fließt die Masse in bestimmte Formen. Die so hergestellten Blöcke u. s. w. werden nachher unter elektrisch betriebenen Hämmern weiter verarbeitet.

Das überwältigendste Schauspiel bietet aber die Herstellung des Flußeisens in Konvertern. Man weiß nicht, soll man mehr die hierbei wirkenden elementaren Kräfte der Natur bewundern oder den menschlichen Geist, der sie zu bändigen und zu lenken versteht. Ungestümer und explosiver kann auch ein Vulkan kaum arbeiten.

Wie die deutsche Industrie überhaupt, so hat sich auch die oberschlesische in den letzten zwölf Jahren gewaltig ausgedehnt. Ist doch z. B. der Gesamtwert der Produktion Oberschlesiens in den Jahren 1889 bis 1900 von $224\frac{1}{2}$ auf $486\frac{1}{2}$ Millionen Mark gestiegen, die Zahl der Arbeiter von 91321 auf 131427 und die Höhe der jährlichen Löhne von $54\frac{1}{2}$ auf 116,8 Millionen Mark. Dementsprechend haben sich die Werke ausgedehnt, freilich die einen mehr als die andern. Alte, angesehene Werke zeigen sich auffallend konservativ; andre haben sich von dem Streben nach Fortschritt zu weit fortreißen lassen, litten dann aber auch unter der letzten Krisis besonders schwer. Eine dritte Gruppe hat es verstanden, Vorsicht mit Kühnheit zu verbinden; hier begegnet uns ein ebenso gesundes wie erfolgreiches Bemühen um Einführung der modernsten und rationellsten Arbeitsmethoden, hier ist auch der Einfluß Amerikas nicht zu verkennen. Aber während manche westdeutsche Werke dem amerikanischen Beispiel nach ungemessener Ausdehnung folgten und dabei unsre anders gearteten Verhältnisse vergaßen, hat sich Oberschlesien doch im ganzen eine weise Mäßigung auferlegt. Eine gewisse Grenze haben die oberschlesischen Werke für ihre Ausdehnung auch in den Bodenverhältnissen.

Der Grund und Boden befindet sich dort jetzt nicht nur in festen Händen, sondern die Preissteigerung hat auch schon hübsche Fortschritte gemacht. Einzelne Werke, wie Friedenshütte, haben sich beizeiten ausgedehnte Grundflächen gesichert, wodurch ihnen eine zukünftige Erweiterung wesentlich erleichtert wird. Andre dagegen sehen sich durch den Mangel an Terrain an jeder weiteren Ausdehnung gehindert und haben deshalb zu der Errichtung von Zweigniederlassungen schreiten müssen. Einstweilen freilich werden auch die unternehmendsten Verwaltungen nicht an eine Vergrößerung ihrer Anlagen denken wollen. Sie werden froh sein, wenn sich die Konjunktur wieder so weit gebessert hat, daß die jetzt vorhandenen Etablissements voll und zu guten Preisen beschäftigt sind. Von Regierungs wegen kann die Rückkehr der guten Zeiten beschleunigt werden, wenn der Abschluß günstiger Handelsverträge gesichert wird. Eine Hebung der Absatzverhältnisse würde in Oberschlesien mit großer Freude begrüßt werden, denn in dieser Beziehung ist das Land sehr ungünstig gestellt. Die natürlichsten Absatzmärkte für Oberschlesien wären Rußland und Oesterreich. Aber nach beiden Richtungen hin stößt der oberschlesische Export auf mehr oder weniger hohe Zollmauern. So ist Oberschlesien auf den Weg hauptsächlich nach Nordwesten angewiesen. Dorthin aber wirken die Frachten verteuernd.

Aus diesem Grunde sollte sich die Regierung die kulturelle Förderung jenes Grenzlandes noch mehr angelegen sein lassen. Deshalb hätte sie auch bei den Vorarbeiten für die technische Hochschule in Breslau mit weniger Umständlichkeit zuwege gehen dürfen. An Beweisen fehlt es ja nicht, daß die maßgebenden Kreise in Oberschlesien der Regierung in Bezug auf die kulturelle Hebung des Landes bereitwillig entgegenkommen. Ich erinnere nur an die noble Spende der Industrie für die genannte Hochschule. Es ist doch eigentlich seltsam, daß ein Land so dringend nach Eisenbahnen und Bildungsstätten verlangt und dafür so unzulängliches Verständnis an maßgebender Stelle findet. In Amerika wäre so etwas undenkbar. Diese Knebelung der freien Initiative ist denn auch einer der Gründe dafür, daß wir in so manchen Dingen hinter den Amerikanern zurückbleiben.

Die kulturelle Mission, die die Großindustrie in Oberschlesien vollbringt, zeigt sich auch in andern Fragen. Die oberschlesische Bevölkerung ist von Natur gutartig. Aber die polnische Nachbarschaft läßt sich nicht verkennen. Schmutz und Elend treten uns in den ärmsten Quartieren der Großstädte nicht in so beleidigender Form entgegen wie so manches Mal in Oberschlesien. Hier greift die Großindustrie ein. In der ausgedehntesten Weise baut sie gesunde und schöne Wohnungen für ihre Arbeiter und Beamten. Weithin über das ganze Gebiet sind diese Wohnhäuser und oft in entzückender Anlage gebaut. Es ist ein seltsamer Anblick, wenn man durch das Land hinfährt, alte, verfallene Hütten, freundliche, in roten Ziegeln aufgeführte Arbeiterkolonien und hochmoderne, stilvolle Häuser in buntem Durcheinander daliegen zu sehen. Buntgemischt wie die Häuser ist auch die Bevölkerung: barfüßige, zerlumpte polnische Weiber und Kinder; deutsche Arbeiter, die etwas auf sich halten; elegant gekleidete Damen der höheren Beamtenschaft der Werke u. s. w., alles bewegt sich auf engem Raum durcheinander. Die Großindustrie bleibt aber nicht bei der Herstellung von Wohnungen stehen. Soziale Wohlfahrtseinrichtungen bestehen in großer Menge. Einzelne Werke wenden für solche Zwecke beträchtliche Summen auf. Die Damen der Werkleiter nehmen sich dieser Dinge mit liebevollem Eifer an. So sah ich bei Caro-Hegenscheidt eine Badeanstalt im Bau, die mit größtem Geschmack angelegt ist. Das Hanna-Haus bei demselben Werke ist ein Muster sozialer Fürsorge. Frau Kommerzienrat Hegenscheidt hat mit diesen Instituten Werke geschaffen, für die ihr Generationen dankbar sein werden. Aber die Herren der Großindustrie sagen sich mit Recht, daß alles Gute, das sie auf diese Weise schaffen, wieder zerstört wird durch die schwere Kalamität, unter der die Bevölkerung leidet, die Schnapspest. Und so haben die Herren, Generaldirektor Liebert an der Spitze, ihren Einfluß gegen diese Geißel in Bewegung gesetzt. Es hat bei den interessierten Kreisen darob viel Zeter und Geschrei gegeben, aber die Herren lassen sich dadurch nicht irre machen; und mit Recht, denn sie thun an dem Volke damit ein gutes Werk.

Bekannt ist, daß die polnische Agitation auch in Oberschlesien sehr thätig ist. Je mehr sich die Industrie ausdehnte, um so mehr war sie auch gezwungen, polnisch sprechende Arbeiter anzustellen. Auch bedienen sich ihre nächsten Vorgesetzten bei der Arbeit häufig des Polnischen, weil das, wie man mir sagte, bequemer für die Leute sei. Aber zahlreiche höhere und mittlere Werkbeamte verzichten auf diese Bequemlichkeit und sehen darauf, daß die Arbeiter ihre Meldungen in deutscher Sprache erstatten. Gerade in dieser Beziehung wird von den genannten Kreisen täglich für das Deutschtum eine Arbeit geleistet, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Viele Verwaltungen sehen, soweit es irgend geht, darauf, daß die Arbeiter, die sie einstellen, des Deutschen mächtig sind. Nicht zu unterschätzen sind auch die Opfer, die die Herren durch ihre Wirksamkeit in den Vereinen bringen; denn das Vereinswesen hat in allen Grenzmarken stets neben der geselligen Seite einen nationalen Wert. Was die Volksschule dem Deutschtum in Oberschlesien nutzt, ist bekannt. Ich habe denn auch immer meine Freude an dem Haufen Knaben und Mädchen gehabt, wenn sie sauber gewaschen aus der Schule stürmten. Der Kinderreichtum Oberschlesiens ist groß. Die Schullasten werden auf diese Weise für die wohlhabenden Kreise natürlich erhöht; denn große Abgaben kann der Arbeiter und Bergmann nicht tragen. Aber auch die sonstigen öffentlichen Lasten sind nicht gering. Die Klage über die Höhe der Steuern verfolgt uns auch bis in diesen Winkel.

A. T.

Der Liebeszauber vom Glérafoß.

Eine Geschichte aus Island

von

M. Kossak.

Der erste Morgen auf Island — der erste Morgen in einer neuen Welt! Rasch kleidet Magda Volker sich an und eilt ans Fenster, dessen Flügel sie weit öffnet, um einen Blick hinaus zu werfen.

Seltsam, wie ganz anders das heute alles aussieht! Gestern, als sie vom Schiff kam, dunkelte es bereits, und bei der unsicheren Beleuchtung der paar Straßenlaternen, die vor dem Hotel brannten, erschien ihr dessen Umgebung viel fremdartiger als jetzt. Wenn sie nicht wüßte, daß sie sich in Reykjavik befindet, so könnte sie glauben, in irgend einer dänischen Küstenstadt zu sein — nur daß die Häuser hier größtenteils von Holz sind, kommt ihr etwas wunderlich vor. Aber schließlich findet man das zuweilen auch anderwärts, und im übrigen — da, wahrhaftig, da taucht an einer Biegung der Straße ein ganz modisches helles Kleid auf und daneben, etwas höher, eine Studentenmütze — eine weiße Studentenmütze! Er, dem sie gehört, ist ein schlanker junger Mann in grauem Jackettanzug, mit einem hübschen, frischen Gesicht, dem ein aufwärts gedrehtes Schnurrbärtchen ein unternehmendes Aussehen verleiht. Jetzt reicht er seiner Begleiterin, der jungen Dame in dem hellen Kleid, die Hand, beide nicken sich zu, und dann kommt er langsam auf das Hotel zugeschlendert, indes das Mädchen in das nächstgelegene Haus tritt.

Magda biegt sich weit aus dem Fenster, um den mit der Studentenmütze zu beobachten — denn ein Student auf Island, das ist doch etwas, das ihr gar merkwürdig erscheint. Sie sieht, wie der Gegenstand ihres Interesses auf der Hotelterrasse Platz nimmt, eine kleine, auf einem Tischchen stehende Klingel ergreift und schellt. Ein Kellner in kurzer blauer Jacke erscheint, der junge Mann erteilt ihm Befehle, worauf jener sich entfernt und nach wenigen Minuten mit einem Tablett, auf dem eine Flasche Sodawasser und ein Glas stehen, und mit mehreren Zeitungen wiederkehrt. ‚Tout comme chez nous!‘ denkt Magda lächelnd. ‚Um das zu sehen, brauchte man wahrhaftig nicht nach Island zu reisen.‘

Indessen verspürt sie einen gesunden Appetit, aber statt sich das Frühstück aufs Zimmer bringen zu lassen, eilt sie, nachdem sie ihre Toilette vervollständigt hat, nach unten und weist den Kellner an, ihr den Kaffee ebenfalls auf der Terrasse zu servieren. Dies Verlangen scheint einiges Befremden bei dem Menschen zu erregen. „Auf die Terrasse?“ wiederholt er erstaunt.

„Ja doch. Ist das nicht erlaubt?“ fragt Magda.

„Gewiß, gewiß,“ beeilt sich der Kellner zu versichern, „nur — die Herrschaften pflegen hier immer auf ihrem Zimmer zu frühstücken, aber wenn die Dame es anders wünscht —“

Magda erklärt, daß sie es anders wünscht, und geht auf die Terrasse. Der junge Mann mit der weißen Mütze ist der einzige Gast hier. Bei Magdas Erscheinen hebt er den Kopf, grüßt höflich und vertieft sich, nachdem er sie eine Weile ungeniert betrachtet hat, wieder in seine Zeitungen. Wie sie erkennt, sind es dänische und norwegische, die vermutlich gestern abend das Schiff mitgebracht hat. Magda möchte für ihr Leben gern wissen, ob er ein Fremder oder ein Einheimischer ist; dem Namen nach, mit dem der Kellner ihn anredete, deucht ihr das letztere wahrscheinlicher, aber trotzdem vermag sie sich immer noch nicht genügend von ihrem Vorurteil, daß die Isländer im Grunde keine zivilisierten Menschen seien, frei zu machen, um es für recht möglich zu halten.

Jetzt hat der Kellner ihr das Frühstück gebracht: Kaffee und Cakes. „Herr und Frau Pastor Hinrichsen schlafen wohl noch?“ fragt sie, als er es vor sie hinstellt.

„Die Herrschaften haben noch nicht geschellt,“ lautet die Antwort, die Magda entschieden befriedigt. Die Pastorin ist ihr nicht sonderlich sympathisch, sie schwatzt ihr zu viel, und vor allem hat sie die unerträgliche Gewohnheit, Magda beständig bevormunden zu wollen. Nur ihrer Mutter zu Gefallen, die es nicht passend fand, daß die Tochter die Reise nach Island allein unternahm, hat sie sich dem Ehepaar angeschlossen, aber dabei doch keinen Augenblick ihre Absicht vergessen, sich in jeder Hinsicht ihre Unabhängigkeit zu wahren. Bereits auf dem Schiff hat es deswegen Verstimmungen gegeben, denn die Pastorin nimmt es bitter übel, daß Magda jeden Versuch ihrerseits, Mutterrechte über sie auszuüben, zurückweist, und Magda wiederum erscheint es lächerlich, daß sie, die Vielgereiste, Welt- und Menschenkundige, sich unter den Schutz der viel unerfahreneren Frau stellen soll, nur weil diese die ältere ist. Das wäre wahrhaftig noch besser, wenn sie sich ihre schöne Freiheit von dem geistlichen Ehepaar sollte verkümmern lassen!

Behaglich trinkt sie ihren Kaffee und knabbert dazu einen Cake nach dem andern auf. Es hat ihr lange nicht so geschmeckt, aber das macht diese Luft, diese herrliche, frische, ein wenig herbe Luft. Wie die belebt und anregt! Magda kennt den größeren Teil der europäischen Länder und noch ein Stück von Asien und Afrika, aber diese fast kindliche Freude an einer neuen Umgebung hat sie noch nirgends empfunden. Etwas wie eine Märchenstimmung kommt über sie, nur hat diese so ganz und gar nichts Traumhaftes, dazu ist das Lebensgefühl augenblicklich viel zu stark in ihr. Sie möchte gern irgend etwas unternehmen, am liebsten einen jener Berge ersteigen, die dort weit im Hintergrunde weiß schimmernd sich am Horizont hinziehen, oder sich ein Fischerboot mieten und nach den Ireninseln segeln, deren bizarr geformte, gefahrbringende Klippen sie gestern vom Schiff aus, bestrahlt vom glutroten Schein der untergehenden Sonne, gesehen hat. Doch auch das wird kommen, denn sie hat ganz und gar nicht Lust, hier das unthätige Leben eines Badegastes zu führen, sie will Abenteuer erleben und Gefahren und — ach, sie weiß selbst nicht was — nur etwas Neues muß es sein, etwas, das sie noch nie erlebt hat. Sie ist der altgewohnten Verhältnisse müde — europamüde nennt es ihr Verlobter, zivilisationsmüde ihre Mutter, aber was wissen die beiden von dem Feuer, das in ihren Adern brennt!

„Sie sind vermutlich gestern mit der ‚Freya‘ angekommen?“ hört sie da plötzlich eine Stimme in ihrer Nähe auf isländisch fragen. Wahrhaftig, der Student ist es, der sie angesprochen hat! „Sind Sie Dänin, Norwegerin oder Schwedin?“ forscht er, nachdem sie bejaht hat, ungeniert weiter.

„Keins von allen,“ entgegnet Magda, „ich bin eine Deutsche.“

„Das hätte ich nicht geglaubt. Seltsam!“

„Wieso?“

„Weil Sie das Isländische so rein aussprechen. Die Deutschen sind zwar im allgemeinen die einzigen von allen Nationen, die unsre Sprache erlernt haben, wenn sie hierher kommen, aber es dauert meist lange, bis sie den richtigen Accent haben. Die Skandinavier dagegen besitzen ihn von vornherein.“

„Ich habe jahrelang in Kopenhagen gelebt und das Dänische gleichzeitig mit meiner Muttersprache erlernt,“ sagt das Mädchen.

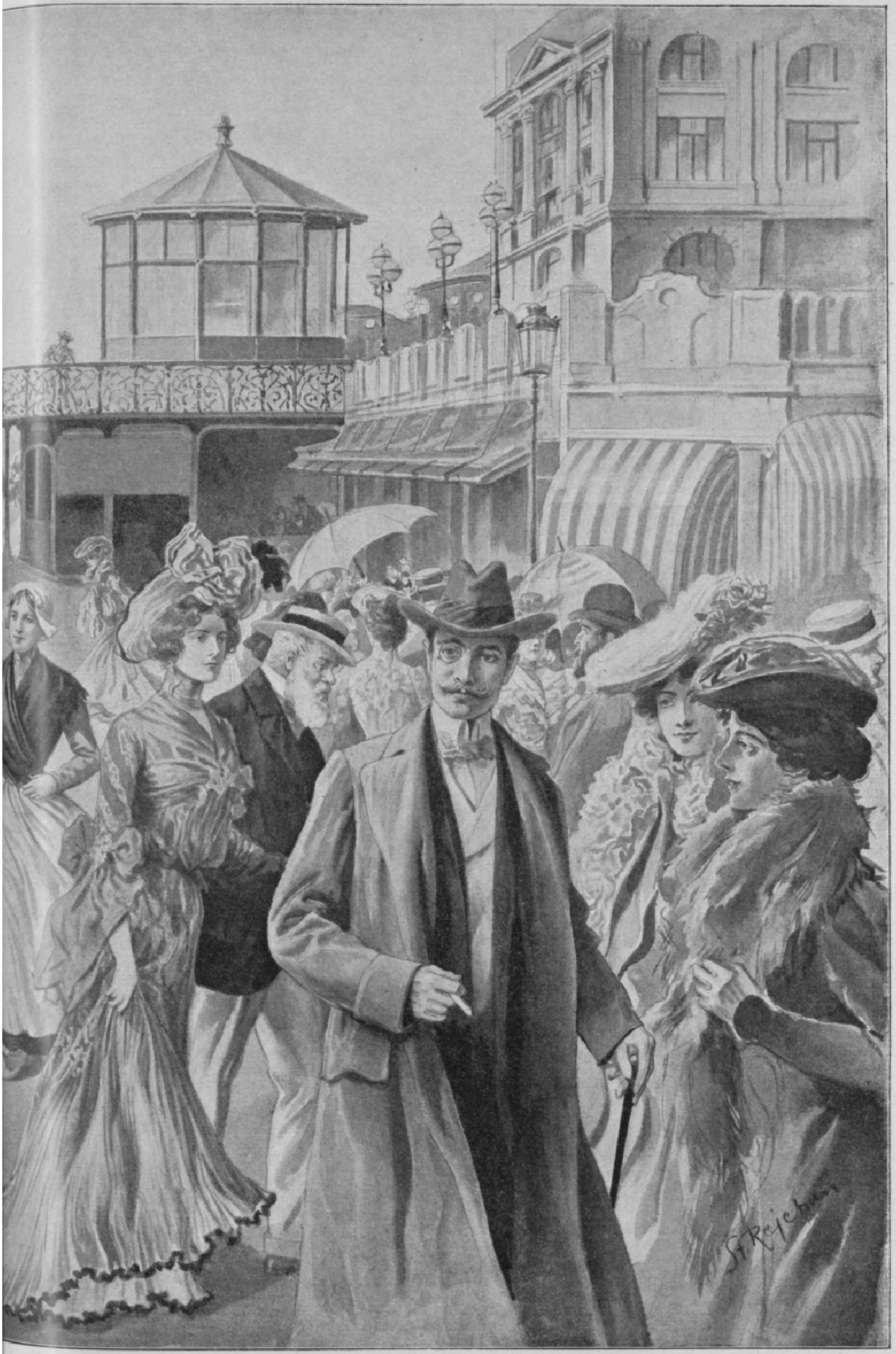
„So, so!“ Er legt seine Zeitung fort und tritt zu ihr. „Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, wenn ich mich zu Ihnen setze?“ fragt er.

„Bitte, im Gegenteil.“ Es wird Magda schwer, ein Lächeln über diese Formlosigkeit zu unterdrücken. Der „Student“, wie sie ihn im stillen nennt, sieht aus wie ein vollkommener Herr, auch seine Ausdrucksweise ist durchaus die eines gebildeten Menschen, aber dabei diese wunderliche Ungeniertheit! Sie hat nichts Dreistes, eher etwas kindlich Unbefangenes, Naives. Doch da fängt er schon wieder an, sie auszufragen. „Wollen Sie hier Studien machen?“ erkundigt er sich.



Morgenpromenade auf dem

Nach einer Zeichn



ulevard von Scheveningen.

von St. Rejchan.

„Ja, nein — das heißt, ich will Land und Leute kennen lernen, Ausflüge in die Berge und zu den heißen Quellen machen, überhaupt alles sehen, was es zu sehen giebt — aber nur zu meinem Vergnügen.“

„Hm,“ meint er, „dazu kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein. Im Lauf der nächsten Wochen will ich nach Akureyri reisen, und wenn es Ihnen recht ist, könnten Sie sich anschließen.“ Da er Magdas befremdeten Blick gewahrt, fügt er, diesen richtig deutend, hinzu: „Selbstverständlich würden wir nicht allein reisen. Meine Braut und deren Vater begleiten mich, Sie könnten demnach unbedenklich mitkommen. Meine Braut —“

„Ihre Braut?“ unterbricht ihn Magda. „Das ist wohl das hübsche blonde Mädchen, von dem Sie sich vorhin auf der Straße trennten?“

Er nickt. „Jawohl, das ist Kirstin Gröndal, meine Braut. Ihr Vater Egil Gröndal besaß einen großen Hof im Nordland, aber vor drei Jahren hat er ihn an seinen Sohn abgetreten und ist nach Reykjavik gezogen. Ich selbst bin Valdimar Thorlacius, Student der hiesigen Aerzteschule.“

„Also giebt es hier wirklich eine Universität?“ fragt Magda lebhaft. „Ich hörte so etwas, wollte es aber nicht recht glauben.“

„Doch, es ist schon so, nur müssen wir zum Abschluß unsrer Studien immer noch für eine kurze Zeit nach Kopenhagen. Bei mir ist dieser Zeitpunkt gekommen, ich will in acht bis zehn Wochen dorthin. Vorher wünschen meine Eltern mich aber noch einmal zu sehen — sie haben ebenfalls einen Hof in der Nähe von Akureyri; Kirstin und ich sind Nachbarskinder — nun, und da beabsichtige ich denn in Begleitung meiner Braut und ihres Vaters nach dem Norden zu reisen, und wenn Fräulein — doch, ich darf wohl um Ihren Namen bitten —“

„Magda Volker.“

„Schön. Also wenn Fräulein Volker mit uns kommen wollen, so soll es mir recht sein.“

„Aber Ihrer Braut gleichfalls?“ kann sich Magda nicht enthalten zu fragen. In ihren Worten weniger als ihrem Ton liegt eine kokette Herausforderung, die Valdimar Thorlacius aber nicht zu bemerken scheint. Sein Blick begegnet unbefangen dem ihrigen.

„Warum nicht? Kirstin interessiert sich für alles Ausländische, sie spricht auch etwas Deutsch und wird sich freuen, wenn sie Gelegenheit erhält, sich in dieser Sprache zu vervollkommnen. Wir haben im vergangenen Winter viel Deutsch zusammen gelesen — den Goetheschen ‚Egmont‘, die Dramen von Hauptmann und ‚Frau Sorge‘ von Sudermann.“

„Wo haben Sie die Bücher denn herbekommen?“ erkundigt sich die junge deutsche Dame verwundert.

„Je nun, Kirstins Vater besitzt eine schöne Bibliothek, im übrigen giebt es hier in Reykjavik auch verschiedene öffentliche Bibliotheken. Aber ich sehe schon,“ unterbricht sich der Sprecher lächelnd, „Sie halten uns Isländer noch für Halb-Wilde. Es ist das unser Schicksal, von allen Fremden dafür angesehen zu werden.“

Natürlich protestiert Magda lebhaft gegen diese Anschuldigung, aber Valdimar Thorlacius beharrt dabei, daß es doch so ist. Eine ganze Weile plaudern die jungen Leute noch über dies und jenes. Magda legt sich dabei wiederholt die Frage vor: ‚Ist das nun eigentlich ein junger Herr gleich denen meiner Heimat oder ist's doch nur ein Bauer?‘ Sie vermag nicht darüber mit sich ins Reine zu kommen, denn an Bildung ist der junge Thorlacius vielen ihrer gleichaltrigen heimischen Bekannten überlegen, aber an Weltgewandtheit fehlt es ihm, trotz seines höflichen, gesitteten Betragens. Er kommt ihr nicht vor wie ein erwachsener Mensch, sondern wie ein halbes Kind, wenngleich sie sich nicht Rechenschaft darüber abzulegen vermag, worin das eigentlich liegt. Vielleicht in der harmlosen Neugier, mit der er sie über ihre Privatverhältnisse ausfragt? Noch keine halbe Stunde haben sie sich unterhalten, als Valdimar bereits weiß, daß Magdas Vater vor Jahren schon gestorben ist, daß ihre Mutter sich dann bald darauf mit einem reichen Hamburger Handelsherrn zum zweiten Male verheiratet hat und daß sie, Magda, seitdem — sofern sie sich nämlich nicht auf Reisen befindet — bei einer Tante väterlicherseits in Kopenhagen lebt. Sie wundert sich selbst, daß sie ihrem neuen Bekannten das alles erzählt hat, denn Mitteilsamkeit und Offenherzigkeit gehören sonst nicht zu ihren Eigenschaften, aber wie soll man es anfangen, diesen treuherzigen Fragen auszuweichen? Nur daß sie verlobt ist, seit einem vollen Jahr schon, nur davon allein hat sie kein Wort verraten.

„Würde es Ihnen Vergnügen machen, Fräulein, wenn ich Sie ein wenig in der Stadt herumführte?“ fragt Valdimar plötzlich. „Das zweite Frühstück giebt's hier im Hotel erst um neuneinhalb Uhr, und es ist eben acht vorbei, wir haben also noch anderthalb Stunden bis dahin.“

Magda sagt lebhaft zu und eilt nach oben in ihr Zimmer, um sich Hut und Handschuhe zu holen. Vor dem Spiegel setzt sie sich ihr einfaches englisches Hütchen auf, aber dann reißt sie es wieder herunter und sucht einen breitrandigen weißen Florentiner mit einem Kranz brennend roter Mohnblumen hervor, der zu ihrem blassen Teint und ihrem nachtschwarzen Haar wundervoll steht. Auch eine Korallenkette windet sie sich um den Hals. Diese Dinge passen besser zu ihrer blaßgrauen Toilette und dem südlichen Ton ihrer Schönheit als der kleine schwarze Hut. Vergnügt nickt sie ihrem Spiegelbild zu: so wie sie jetzt eben aussieht, so festlich und fremdartig, gefällt sie sich immer am besten, und sie weiß einen, dem sie so auch stets gefällt; sein Malerauge pflegt sich dann förmlich festzusaugen an den blaßrosa Lippen, dem glanzlosen, tief in die Stirn fallenden Rabenhaar und den geheimnisvoll glänzenden dunkeln Augen. Aber an diesen einen mag sie jetzt nicht denken; er ist ja auch weit, weit fort von ihr, in Kopenhagen — das Weltmeer trennt sie.

Als sie zu Valdimar Thorlacius zurückkehrt, bemerkt sie mit Befriedigung, daß sich bei ihrem Anblick offenkundige Bewunderung in seinen Zügen ausprägt. Die Leute auf der Straße sehen dem Paar nach, und Magda vernimmt manche Aeußerung, die ihrer Schönheit gilt. Sie sind beide gleich schlank und groß, Magdas Gestalt überragt die ihres Begleiters freilich noch um ein paar Linien, doch mag das vielleicht auch auf ihre hohen Absätze zurückzuführen sein. Wenn sie sich beim Sprechen ansehen, geht ihr Atem von Mund zu Mund. ‚Es brauchte sich keines von uns zu bücken, wenn wir uns küssen wollten,‘ fliegt es ihr durch den Sinn, gleich darauf erschrickt sie jedoch über diese Vorstellung, und ihre Wangen werden glühend rot wie die Mohnblüten auf ihrem Hut. Was für dumme Gedanken das sind — Gedanken, die ein junges Mädchen nicht hegen dürfte und eine Braut noch viel weniger!

Langsam schlendern sie durch die Straßen. Valdimar zeigt Magda die Domkirche, das Gymnasium und die Gelehrtenschule; vor dem Thinghaus, einem großen steinernen Gebäude, bleibt er stehen. „Wollen wir eintreten?“ fragt er.

Sie ist sofort bereit dazu.

„Aber Sie versäumen das Frühstück. Es ist schon eine ganze Weile neun vorbei.“

„Wenn auch, ich bin nicht hungrig,“ giebt sie zur Antwort.

So gehen sie denn hinein und sehen sich alles drinnen an. In der Front liegen der große Sitzungssaal und das Zimmer des Gouverneurs, an das seitwärts der Saal für das Oberhaus stößt; in beiden Sälen befinden sich Galerien für das Publikum. Außerdem sind noch ein paar Räume für Ausschußsitzungen und Privatgemächer für einzelne Abgeordnete da. Die Wände schmücken Gemälde, vornehmlich Ansichten isländischer und norwegischer Städte, sowie solche, auf denen bedeutsame Ereignisse aus der Geschichte des Landes dargestellt sind. Auf einem Bilde sieht man Sognefjord in Norwegen, den Heimatsort des ersten isländischen Ansiedlers. „Er hieß Ingólfr,“ erzählt Valdimar, „und kam im Jahre 874 mit noch einem Gefährten, der gleich ihm Weib und Kinder mit sich führte, nach Island. Als er von den Bergen über das Land schaute, gewahrte er in der Bucht, in der jetzt Reykjavik liegt, aufsteigenden Rauch, der von dem Feuer herrührte, bei dem ein paar irische Anachoreten, die einzigen Bewohner der Insel, sich ihr einfaches Mahl kochten. Danach taufte er die Bucht Reykjavik, d. h. ‚Rauchbucht‘. Anfänglich dachte er noch nicht daran, sich hier niederzulassen. Er hatte vielmehr, als er noch auf seinem Schiff Island zutrieb, ein paar Balken seines norwegischen Gehöfts, die er zu dem Zweck mitgenommen, ins Meer geschleudert und gelobt, sich dort anzusiedeln, wo sie ans Ufer schwimmen würden. Drei volle Jahre mußte man nach ihnen suchen, dann endlich fand man sie in der ‚Rauchbucht‘, wo sich nunmehr Ingólfr mit den Seinen die Heimstätte errichtete, die seiner Meinung nach die Götter selbst ihm angewiesen hatten. Erst nach vielen Jahrhunderten erstand aus der Ansiedlung die Stadt Reykjavik.“

„Wie gut Sie die Vergangenheit Ihres Heimatlandes kennen,“ meint Magda. „Bei uns in Deutschland, wie auch in Dänemark bekümmern sich nur die Fachgelehrten um die alten Geschichten, wir Laien wissen kaum noch, was vor fünfzig Jahren an diesem oder jenem Ort geschah.“

Valdimar sieht sie etwas mißtrauisch an, unsicher, ob ihre Worte Anerkennung oder Geringschätzung ausdrücken sollen, und wenn sie sich's recht überlegt, weiß sie es selbst nicht. Im Augenblick gefällt's ihr, hier allenthalben auf den Spuren der Sage und Geschichte zu wandeln, aber ob dieses Gefühl Bestand haben würde? Sie ist ein Kind der Neuzeit, und es kommt ihr so vor, als ob, wenn sie immer hier wohnen sollte, die Sehnsucht nach elektrischem Licht, nach Eisenbahnen und langen, modernen Straßenzeilen sie verzehren würde.

Gedankenvoll tritt sie ans Fenster und blickt auf die gegenüber befindliche Domkirche, zwischen der und dem Thinghaus ein eingezäunter Rasenplatz liegt. In der Mitte erhebt sich eine Bildsäule Thorwaldsens, der bekanntlich isländischer Abstammung war. „Die Stadt Kopenhagen hat das Standbild im Jahre 1874 zur Feier des tausendjährigen Bestehens Islands der Stadt Reykjavik zum Geschenk gemacht,“ erklärt ihr Valdimar. Darauf zeigt er seiner Begleiterin noch die Landesbibliothek und das Museum, die beide im Thinghaus untergebracht sind. Besonders das letztere interessiert Magda lebhaft. Es giebt dort prächtige alte Holzschnitzereien, kunstvolles Hausgerät, mühselige Stickereien und allerhand Produkte der Hausweberei. An ein paar lebensgroßen Puppen sind die isländischen Nationaltrachten zur Schau gestellt.

„Gegenwärtig trägt die wohl nur noch das Volk?“ erkundigt sich Magda.

Valdimar schüttelt den Kopf. „Wir Männer der gebildeten Kreise kleiden uns zwar wie überall sonst in den europäischen Ländern, aber die Frauen haben vielfach die landesübliche Tracht beibehalten. Meine Braut geht für gewöhnlich im modischen Kleide, aber an ihrem Hochzeitstage wird auch sie das silbergestickte schwarze Gewand und den Faldur tragen, in dem seit altersher unsre Frauen vor den Altar treten.“

„Der Faldur?“ fragt das Mädchen. „Was ist das?“

„Der Kopfschmuck der Isländerinnen bei festlichen Gelegenheiten. Hier können Sie ihn sehen.“ Dabei deutet er auf einen Glaskasten, unter dem eine weiße Leinenmütze mit vorn übergebogener Spitze liegt, über die sich ein mit Filigranzieraten besetztes Band schlingt. Rückwärts fällt ein duftiger weißer Schleier von der Mütze herab.

„Ich bin recht neugierig, Ihre Braut kennen zu lernen,“ meint Magda.

„Diese Neugier kann gleich befriedigt werden,“ erwidert er. „Kirstin ist augenblicklich bei der jungen Frau des Doktors, ihrer Schulfreundin, um ihr zum Geburtstag des Doktors Kuchen backen zu helfen. Bevor Sie ins Hotel zurückkehren, sprechen wir dort vor.“

Magda war zwar mit sich im unklaren, ob sie darauf eingehen dürfe, aber schließlich mußte der junge Isländer ja wissen, was hierzulande als schicklich galt.

Das Haus des Doktors ist das nämliche, in das Magda vorhin die hübsche Kirstin hatte treten sehen. Es wird von einem kleinen Garten umgeben, in dessen Mitte ein paar Vogelbeerbäume und ein junger Ebereschenbaum stehen. Der Zaun ist mit Johannisbeersträuchern eingefaßt, neben denen sich schmale Gemüsebeete hinziehen. Die Gewächse machen sämtlich einen kümmerlichen Eindruck, üppig entwickelt erscheint nur der Rhabarber, der in riesigen Büschen um das Haus herum wächst. Da er zu den auf Island am besten gedeihenden Pflanzen gehört, so wird er allenthalben auf der Insel in Mengen gezogen. Die Frauen machen ungeheure Quantitäten davon ein und benutzen ihn zum Kuchenbacken wie zu Puddings; er vertritt bei ihnen völlig die Stelle des Beerenobstes, von dem sie nur sehr wenig haben und das daher zum Kompott für festliche Gelegenheiten aufbewahrt wird.

Auf der Hinterseite des Hauses stehen zwei Fenster offen, durch die man in die Küche sieht, in der mehrere Frauen am Backofen hantieren. Valdimar tritt an eines heran und ruft seine Kirstin. Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens, dessen zarten Farben die Ofenhitze nichts anzuhaben vermag, erscheint sofort im Fensterrahmen, und die Köpfe des Paars neigen sich dicht zu einander. Magda will es vorkommen, als hätte sie einen Laut vernommen, der nur von einem Kuß herrühren konnte. Gleich darauf aber fahren die beiden Gesichter wieder auseinander, und jetzt — jetzt schimmert auf Kirstins Wange doch eine leichte Röte.

„Kirstin,“ sagt Valdimar, „hier ist eine junge deutsche Dame, die dich kennen lernen will. Fräulein Volker, kommen Sie heran, hier ist meine Kirstin — Kirstin Gröndal — Fräulein Volker!“

‚Also er versteht sich aufs Vorstellen!‘ denkt

Magda verwundert, indem sie dem Mädchen die Hand reicht und ein paar freundliche Worte spricht. ‚Er ist doch ein richtiger Herr!‘ Auch die junge Doktorin ist inzwischen herbeigeeilt, um die Fremde zu begrüßen. Trotz Magdas Widerspruch ruht sie nicht eher, als bis diese ins Haus tritt. Bald darauf sitzen alle vier in dem hübschen Wohnzimmer, das mit seinen neuen, modischen Möbeln nicht anders aussieht als ein deutsches Zimmer in einem besseren Bürgerhause. Auch die Doktorin ist eine vollkommene Dame und zwar eine von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung. Wie Magda erfährt, hat sie kurz vor ihrer Verheiratung in Kopenhagen einen Samariterkursus durchgemacht, um ihrem Gatten in seinem Beruf assistieren zu können. Natürlich muß Magda ein Glas Wein trinken und ein Stück frischgebackenen Kuchen dazu essen, denn in Island wird kein Gast, mag er auch nur ein paar Minuten in einem fremden Hause weilen, fortgelassen, ohne etwas genossen zu haben.

Aus den paar Minuten, die Magda hier zu verweilen gedachte, wird eine Stunde, und als sie endlich aufbricht, schlägt die Uhr auf dem Domkirchenturm bereits drei. Unter dringlichen Einladungen der Hausfrau, sie recht bald wieder zu besuchen, und der Versicherung Magdas, es hieran nicht fehlen zu lassen, trennt man sich. Als sie im Hotel anlangt, findet sie den Pastor Hinrichsen und seine Gattin bereits beim Mittagsmahl, das in einem Saal des Erdgeschosses mit noch einigen Fremden, die Magda bereits vom Schiff her kennt, eingenommen wird. Die Pastorin, eine kleine, rundliche Dame, deren scharfe Züge und schmale, zusammengekniffene Lippen das alte Sprichwort, demzufolge korpulente Leute stets gutmütig sein sollen, Lügen zu strafen scheint, empfängt sie mit der in ziemlich gereiztem Ton ausgesprochenen Frage, wo sie den ganzen Vormittag über gewesen sei. Sie und ihr Mann, behauptet sie, hätten sich geängstigt, daß ihr etwas zugestoßen sein möchte. Magda berichtet, ohne sich wegen ihrer Abwesenheit zu entschuldigen, kurz ihre Erlebnisse, worauf die Stirn der gestrengen Dame sich in finstere Falten legt.

„So, so,“ meint sie spitz, „das ist mir recht fatal. Mein Mann und ich haben nämlich seinem hiesigen Amtsbruder, dem ersten Pfarrer an der Domkirche, Herrn Jonstón, unsern Besuch gemacht, und er und seine Gattin waren so liebenswürdig, uns für die Dauer unsers hiesigen Aufenthaltes Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Wir nahmen die Einladung, in die Sie, liebe Magda, natürlich mit einbegriffen sind, mit Freuden an und —“

„Aber doch nicht für mich?“ unterbricht sie Magda heftig.

Die Pastorin wirft ihr einen befremdeten Blick zu. „Aber selbstverständlich —“

„Das bedaure ich um Ihretwillen, da ich im Hotel zu bleiben gedenke.“

Auf diese im festesten Ton gesprochene Antwort folgt für eine Weile eisige Stille, aber es ist die Stille vor dem Sturm. „Ein junges Mädchen,“ sagt die Pastorin dann, und ihre Mundwinkel zucken, „kann doch unmöglich allein im Hotel wohnen! Das schickt sich nicht, und ich, die ich von Ihrer Mama zu Ihrer Beschützerin während dieser Reise ausersehen bin, darf es nicht zulassen.“

In Magda regt sich der Trotz, der sie bisher noch niemand sich hat unterwerfen lassen. Wenn sie dem ersten Impuls gefolgt wäre, so würde sie dieser Frau eine Antwort gegeben haben, die ihren beiderseitigen Beziehungen mit einem Schlage ein Ende gemacht hätte. Daß sie es nicht thut, hat sie nicht ihrer Selbstbeherrschung zu danken, sondern etwas ganz anderm — etwas, das ihr diese kleinlich denkende, herrschsüchtige Frau und ihr Urteil über sich plötzlich so namenlos unwichtig erscheinen läßt. ‚Wozu sich aufregen darüber!‘ denkt sie, ‚es ist ja nicht der Mühe wert!‘ Und laut sagt sie, so gleichmütig, daß sie sich selbst darüber wundert: „Sie vergessen, Frau Pfarrer, daß dies nicht zum erstenmal ist, daß ich allein im Hotel wohne. Ich war ohne Begleitung im Orient, in Spanien und in Norwegen, und daß ich mich für diese Reise Ihnen anschloß, geschah meiner Mutter zu Gefallen. Aber diese hat sich wohl die Verhältnisse hier anders vorgestellt, denn sonst würde sie es kaum verlangt haben. Im übrigen bin ich längst mündig und selbständig und kann thun, was ich will.“

„Ja, aber,“ fällt der Pfarrer ein, der gern einem Zerwürfnis zwischen seiner Frau und Magda vorbeugen möchte, „warum wollen Sie denn nicht die Gastfreundschaft meines Amtsbruders annehmen, liebes Kind? Sie wären dort sicher besser aufgehoben als hier.“

„Das glaube ich gern, aber ich mag mich nicht binden,“ giebt sie zur Antwort.

Die Pastorin öffnet die Lippen, als wollte sie etwas sagen, schließt sie aber sofort wieder. Magda möchte darauf schwören, daß die erzürnte Dame eben eine Anspielung auf das Unpassende ihres heutigen Beisammenseins mit Valdimar Thorlacius hatte machen wollen. „So werde ich Ihrer Mama schreiben, daß ich unter diesen Umständen keine Verantwortung für Sie zu übernehmen vermag,“ spricht sie steif.

„Das verlangt auch niemand von Ihnen,“ versetzt das Mädchen hochmütig.

„Nun, nun,“ interveniert der gutmütige Pfarrer abermals, „wenn Fräulein nicht mit uns herüberziehen will, so hindert das doch immer noch nicht, daß wir recht viel zusammen sind. Nicht wahr, liebes Kind?“

„Gewiß, Herr Pastor,“ sagt sie freundlich, denn der Mann thut ihr leid. Sie weiß ganz genau, daß, sowie das Ehepaar allein ist, die teure Gattin ihn mit Vorwürfen überhäufen wird, weil er ihr nicht geholfen hat, die Widerspenstige zur Raison zu bringen. Im Grunde hat sie den Pfarrer gern, was freilich nicht hindert, daß sie ihn belächelt, weil er sich so vor dem ehelichen Pantoffel ängstigt.

*

Wenn Pastor Hinrichsen gemeint hat, daß er und seine Gattin häufig mit ihrem schönen Schützling zusammen sein würden, so sieht er sich in dieser Annahme getäuscht. Magda macht dem Domprediger einen Anstandsbesuch und folgt im Laufe der nächsten Wochen auch noch ein paarmal seiner Einladung, aber damit hat's auch sein Bewenden. Und außerhalb des Pfarrhauses sieht sie das Hamburger Ehepaar gleichfalls nicht. Sie verbringt überhaupt den größten Teil ihrer Zeit mit Valdimar Thorlacius und dessen Angehörigen und Freunden.

Zu der blonden Kirstin ist sie in ein nahezu schwesterliches Verhältnis getreten, sie treibt mit ihr fremde Sprachen und Musik, und Kirstin lehrt sie dafür die alten kunstvollen Stickereitechniken ihrer Heimat, in denen sie es zur Meisterschaft gebracht hat. Magda hat sich unter ihrer Anleitung einen prächtigen Sammetgürtel mit stilisierten Eichenzweigen in Silberstickerei und noch allerhand niedliche Kleinigkeiten angefertigt. Meist sitzen die beiden Mädchen in der Glasveranda vor Kirstins väterlichem Hause, lesend oder stickend, und sobald Valdimar Zeit hat, leistet er ihnen Gesellschaft. Wenn ein dänisches Schiff im Hafen von Reykjavik liegt und die Matrosenkapelle, wie es dort üblich ist, vor dem Standbild Thorwaldsens auf dem Platz zwischen der Domkirche und dem Thinghaus konzertiert, dann gehen Magda und Kirstin in festlichem Putz zwischen den andern jungen Mädchen um den Platz herum und erlaben sich an Wein und Kuchen, die Valdimar ihnen bei einem fliegenden Händler kauft. An den Sonntagen aber reitet Magda in Begleitung des Brautpaares auf die umliegenden Dörfer. Es ist das das beliebteste Feiertagsvergnügen der Isländer, die scharenweise von einer Ortschaft zur andern ziehen, allenthalben einkehren, etwas genießen und hier und dort sich wohl auch eine Weile bei Spiel und Tanz unterhalten. Die Gasthäuser sind an den Sonntagen in Island geschlossen, aber die Bauern haben sich sämtlich auf den Besuch der Ausflügler eingerichtet, sie schmücken ihre Zimmer mit frischem Laub und halten Wein, Bier, Gebäck und kalte Speisen vorrätig. Unterwegs aber läßt man die kleinen, flinken Pferde so rasch laufen, wie sie nur können, und veranstaltet fortwährend förmliche Wettrennen. Magda ist zu jeglicher Kurzweil aufgelegt und macht alles mit, beim Wettreiten thut sie es allen zuvor und erntet dafür Anerkennung von jedermann. Nach wenigen Wochen giebt es kaum einen Menschen in Reykjavik, der die flotte junge Deutsche mit dem Rabenhaar und den Flammenaugen nicht kennt. Wenn Kirstin nicht so sanft und liebenswürdig wäre, würde sie neidisch auf die Erfolge der Freundin sein, aber sie besitzt so ganz und gar keine Anlage zur Eifersucht und gönnt jener von ganzem Herzen die Bewunderung der Leute. Daß niemand Magda aber mehr bewundert als Valdimar, das bemerkt sie kaum, und wenn sie es thäte, so würde sie es nur selbstverständlich finden. Ihrer Ansicht nach ist die Freundin ihr ja an körperlichen und geistigen Vorzügen weit überlegen, Valdimars aber fühlt sie sich sicher.

Magda wundert sich zuweilen, daß Kirstin so unverändert heiter bleibt, wenn ihr Liebster und sie selbst sich oft stundenlang über wissenschaftliche Fragen unterhalten und in ihrem Eifer die Anwesenheit der blonden Kleinen fast vergessen. „Bist du nicht bange, wenn dein Bräutigam jetzt bald nach Kopenhagen geht, um seine Studien zu Ende zu führen, und du ihn fast ein Jahr lang nicht siehst?“ fragt Magda sie einmal.

„Bange?“ wiederholt Kirstin erstaunt. „Warum das?“

„Nun, er sieht dort doch viele andre Mädchen und Frauen, und du — du bist fern von ihm.“

„Du meinst, daß er mir untreu werden könnte? Unsre Studenten, die nach Kopenhagen gehen, haben alle Bräute daheim, aber daß einer der seinigen untreu geworden ist, geschah noch nie. Das ist überhaupt ganz unmöglich,“ fügt das Mädchen mit leisem Lächeln hinzu.

„Wieso ist das unmöglich?“ forscht Magda.

Kirstin überlegt eine Weile, dann erwidert sie: „Unsre Herzen sind durch einen Zauber gebunden. Hast du noch nie vom Liebeszauber vom Glérafoß gehört?“

Magda vermag sich nicht zu entsinnen und möchte gern Näheres darüber wissen, aber Kirstin antwortet ausweichend, und jene mag nicht in sie dringen. —

Es ist beschlossen worden, daß Magda, die den Sommer über auf Island zu bleiben gedenkt, im Oktober zusammen mit Valdimar nach Kopenhagen reisen soll. Sie hat ihm versprochen, ihn dort bei ihren Freunden und Bekannten einzuführen und vor allem die Aufmerksamkeit einiger Professoren der medizinischen Fakultät auf ihn zu lenken. Vermöge ihrer Konnexionen in den maßgebenden Kreisen hofft sie ihm nützlich sein zu können. Wenn er von Kopenhagen zurückkehrt, soll Hochzeit sein, worauf er sich in Akureyri, wo ein Arzt fehlt, niederzulassen gedenkt. Beide Verlobte freuen sich, daß sie dann wieder in ihre Kinderheimat zurückkehren, von deren Reizen sie Magda schon viel erzählt haben. Ursprünglich wollte man erst gegen Ende des Sommers die beabsichtigte Reise zu Valdimars Eltern unternehmen, da Herr Egill Gröndal, Kirstins Vater, aber zu Katarrhen neigt und sich daher vor den tagelangen Ritten in der herbstlichen Witterung fürchtet, so kommt man überein, das schöne, warme Juliwetter zur Ausführung des Planes zu nutzen.

Magda freut sich wie ein Kind auf die Reise, außerdem ist es ihr aber auch sehr angenehm, aus der Nähe der Pastorin Hinrichsen zu kommen. Sie sieht sie zwar nur von weitem, aber sie spürt ihre stete Ueberwachung. Wiederholt sind Briefe von ihrer Mutter eingetroffen, in denen sie gewarnt wird, ihren Ruf in Gefahr zu bringen. Auf Magdas frisch aufquellendes Glücksempfinden fallen solche Aeußerungen, bei denen es nicht an Anspielungen auf ihr Verhältnis zu Valdimar Thorlacius fehlt, wie giftiger Mehltau. Man hat ihr früher oft Koketterie zum Vorwurf gemacht, und in allen großen Städten, in denen sie zeitweise lebte, gab es stets einige Damen, die sie um ihrer Anziehungskraft auf die Männer willen haßten und sie zum Gegenstand von Klatschereien machten, doch war ihr das immer gleichgültig gewesen; diesmal aber kränkt sie sich über das Mißtrauen der Mutter, weil sie von der Reinheit ihrer Beziehungen zu Valdimar überzeugt ist. Weiß Gott, was die Pastorin nach Hamburg geschrieben hat! Die Mutter, deren Herz und Gedanken ganz von der Liebe zu ihrem zweiten Gatten und den beiden Kindern, die sie ihm geschenkt hat, ausgefüllt sind, kümmert sich doch sonst nicht um ihr Thun und Treiben! Noch mehr aber beunruhigt sie es, daß auch ihr Verlobter an ihr zu zweifeln scheint. In seinen Briefen ist ein seltsam gereizter Ton, der gar nicht zu seiner sonstigen kühl gelassenen Art paßt. Magda bekommt seit einiger Zeit regelmäßig Herzklopfen, wenn sie auf einem der eingelaufenen Schriftstücke seine feine, krause Handschrift erkennt.

Am Abend der Abreise nach Akureyri langt wieder solch ein Brief an. Das Stubenmädchen bringt ihn ihr, als sie oben auf ihrem Zimmer den Koffer für morgen packt. Magda will zuerst den Brief ungelesen in die Tasche stecken, aber dann bricht sie ihn doch auf. Der Ton des Schreibens weicht diesmal ganz von den vorigen ab, er ist viel weicher und liebevoller. Egon von Wernitz bittet sie, nicht den Sommer auf Island zu bleiben, sondern so bald wie möglich zurückzukehren und endlich den Hochzeitstag zu bestimmen. Zwei volle Jahre, schreibt er, habe sie diesen unter allerhand Ausflüchten ständig verschoben, jetzt möge sie ihn, den Verlobten, aber nicht länger mit nichtigen Versprechungen hinhalten. Er sehne sich nach seiner Geliebten und nach einer Häuslichkeit; dieser unsichere Zustand mache ihn krank und nervös und bringe ihn auch in seiner Kunst zurück, denn fern von ihr könne er nichts schaffen. Zum Schluß fleht er sie im Namen ihrer beiderseitigen Liebe an, ihn nicht wieder so lange wie das letztemal ohne Antwort zu lassen, sondern ihm sofort, wenn auch

nur mit wenigen Zeilen, zu schreiben, daß ihr Herz ihm ungeteilt gehöre.

‚Habe ich ihn denn so lange ohne Antwort gelassen? fragt sich Magda erstaunt. Sie überlegt und findet zu ihrer eignen Verwunderung, daß seine Vorwürfe nur zu begründet sind. Schon tritt sie zum Schreibtisch, um mit ein paar herzlichen Worten seinem Bangen ein Ende zu machen, dann aber denkt sie: ‚Nein, heute noch nicht — zuvor muß ich mir klar sein. Klar? Worüber?‘ Sie fragt sich's selbst, aber sich die Antwort darauf zu geben, scheut sie sich.

(Schluß folgt.)



Das Karerseehotel gegen die nordöstlichen Ausläufer der Latemargruppe.

Ein Blick in die Latemargruppe.

Alpine Plauderei

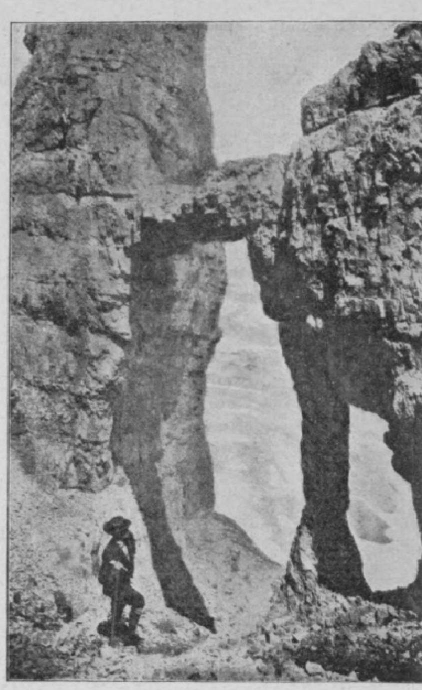
von

Carl Felix Wolff.

(Mit Abbildungen nach phot. Aufn. von Wilh. Müller in Bozen.)

Südöstlich von Bozen breitet sich eine waldreiche Gruppe von Höhenzügen aus, die von den Einheimischen „Reggelberg“ genannt wird. In diesem Gebiete befinden sich mehrere Dörfer und Thäler, deren Bewohner sämtlich „Reggelberger“ heißen. Der Reggelberg wird im Westen durch das breite Etschthal begrenzt, im Südosten durch das Fleimsthal und im Nordosten durch das Eggenthal, das aber noch dazu gehört. Infolgedessen bildet der Reggelberg eine Art großen Dreiecks, mit genau bestimmbaren Eckpunkten: dies sind Cardaun im Eisackthale, Truden auf dem Joche zwischen Auer und Cavalese und endlich der Caressapaß oder Karerseepaß. Daselbst liegen die Quellen des Eggenthales, das in ziemlich gerader Linie gegen Nordwesten streicht und bei Cardaun sein Gewässer dem Eisackflusse zuführt. Der unterste Teil des Eggenthales besteht aus einer finsteren, von dem schäumenden Bache durchbrausten Klamm, deren hohe Wände wiederholt so nahe aneinanderrücken, daß man, um Raum für die Straße zu gewinnen, Tunnels in die Felsen sprengen mußte. In Bezug auf schauerliche Engen ist das Eggenthal eines der interessantesten von Tirol. Doch gilt dies nur für, die unteren Partien. Weiter oben wird es freundlicher und liegt zwischen grünen, nadelwaldbestandenen Hängen. Gleichzeitig erscheint in der Ferne ein wilder, weißer Gipfel, nämlich das zur Latemargruppe gehörige, 2762 Meter hohe Gamsängerlehorn. Dieser Gipfel verbirgt sich, um dann gleich wieder aufzutauchen, und das geht so fort durch das ganze Eggenthal. Bei Birchabruck, der ersten Ortschaft, führt ein Weg gegen Süden nach Unter- und Obereggen, ein andrer gegen Osten nach Wälschnoven und zum Karerseehotel. Dann läuft die Straße über den bereits erwähnten Karerseepaß nach Vigo di Fassa im Fassathal. Von Bozen nach Cardaun rechnet man zu Fuß eine halbe, von Cardaun zum Karerseehotel fünf Stunden, tüchtiges Zuschreiten vorausgesetzt.

Außer den erwähnten Eggenthaler Ortschaften finden wir auf dem Reggelberg selber: Deutschnoven, Petersberg mit dem berühmten Wallfahrtsorte Weißenstein und das liebliche Aldein. Alle diese Orte liegen zwischen großen, schattigen Forsten auf einem gewellten Mittelgebirge. Doch trägt der Reggelberg im Osten auch vier bedeutende Gipfel: das Weißhorn (2312 Meter), das Schwarzhorn (2437 Meter),*) den Zanggen (2488 Meter) und endlich die Latemargruppe, die Königin des ganzen Zuges, die mit dem Diamantiditurme 2846 Meter Seehöhe erreicht. Wo immer man sich im Reggelgebiete befinden mag, allüberall haftet der Blick mit Staunen an den prallen Wänden und zackigen Graten des ausgedehnten Latemar. Während dieser alpinistisch als eine Dolomitgruppe bezeichnet werden muß, sprechen die Einheimischen nur von der „Berggegend Latemar“. Sie sagen nicht Berg, und das ist charakteristisch für den Latemar. Er präsentiert sich nirgends, als ein Ganzes, obwohl er geographisch nur sehr wenig Raum einnimmt (kaum 50 Quadratkilometer), er präsentiert sich von Norden, Westen und Süden her als eine stets anders aussehende Kette wilder, schartengetrennter Gipfel, hingegen zeigt er sich aus dem im Südosten gelegenen Valsordathale als ein ungeheures, hufeisenförmiges Amphitheater: mächtige Schuttströme ziehen sich von den ringsum aufstarrenden Spitzen herunter und bilden, durch einen Absturz unterbrochen, den oberen und unteren Valsordakessel. In letzterem befindet sich, an steilem Hange klebend und von einzelnen Waldflecken umstanden, die Malga di Valsorda, eine freundliche Sennerei mit großartigem Hintergrund. Südwestlich vorgelagert, steigen die Ferdaspitzen zu imponierender Höhe empor und fallen gegen die Kessel mit einer einzigen senkrechten Wand ab, von der sich dann der mauerartige Absturz des oberen Kessels abtrennt. Geht man, die Malga verlassend, im unteren Kessel vorwärts, so gelangt man auf einem Hirtenpfade durch Baumgruppen, über Wiesen und herabziehende Geröllstreifen, binnen kurzem an jenen bereits erwähnten halbkreisförmigen, geschlossenen Steilrand, über den die großen Gipfel der Latemargruppe hoch herüberschauen, und der jedes Weiterkommen unmöglich zu machen scheint. Aber dort, wo der Sordabach entspringt und wo die Felsen des „tauben Kamms“ direkt herunterdrohen, führt ein schmaler, von den Geißbuben ausgetretener Steig in mehreren Windungen den Absturz hinan, und man gelangt in einer Stunde auf eine magere, hochgelegene Ziegen- und Schafalpe, die ringsum von Schutthalden eingefaßt und von mächtigen Felsgipfeln umkränzt ist. Wer hier steht, der kann die ganze Großartigkeit und Wildheit der „Berggegend Latemar“ genießen. Ganz drüben im Nordosten das massige, finstere Felsgewirr des Col Cagnom, der Cresta Storta und des Latemarostgipfels (2794 Meter), im Norden die fünf großen Türme mit ihren tiefen, vereisten Scharten, im Westen die breite Pyramide der Erzlahnspitze (2757 Meter), an die sich weiter südlich die Erzlahnscharte (2603 Meter) und noch viele andre Gipfel und Scharten reihen, bis der langgedehnte zackige Kamm im Südsüdosten mit der kleinen Feodaspitze endigt. Die große, halbmondförmige

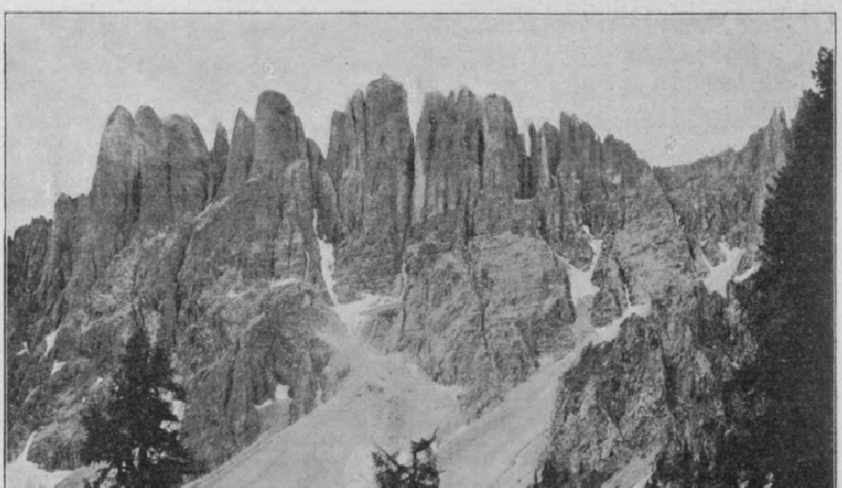


Das „ungute Thor“ in den Ostabstürzen des Reiterjochkammes

Schuttmulde aber, die dieser hohe Grat umschließt, heißt „oberer Valsordakessel“. Er wird durch den in der Mitte befindlichen „tauben Kamm“ in zwei Hälften geteilt. Oestlich fällt der obere Kessel überall mit steilen Wänden gegen den unteren Kessel ab, nur der „Schaffsteig“ stellt eine armselige Verbindung her. Gerade dieser Steilrand aber macht den Fernblick aus dem oberen Kessel gegen Osten zu einem unvergleichlichen: tief unten liegt das grüne Sordathal, und weiter drüben ragen die Gipfel andrer Gruppen auf. Vom oberen Kessel aus lassen sich fast alle Latemarspitzen ohne jede Gefahr besteigen, während sie auf der dem Kessel abgekehrten Seite beinahe senkrecht abstürzen. Dieser Kessel steht überhaupt wohl einzig da und bildet eine hochinteressante Eigenheit der Latemargruppe.

Den besten Ausgang aus dem oberen Kessel bildet die bereits erwähnte Erzlahnscharte, auf deren höchstem Punkte eine sonderbare Felssäule steht. Neben der weiter südlich gelegenen Valsordascharte befindet sich eine ähnliche, aber schiefe Säule. Von den Alpinisten wird sie „Pisaturm“ genannt, bei den Einheimischen aber heißen diese Säulen „die Wächter“. Hieran knüpft sich eine sehr interessante, aber leider nur noch wenigen Einheimischen bekannte und sehr lückenhafte Sage über

*) Die Gegend um das Weiß- und Schwarzhorn wird Jochgrimm genannt.



1. Große Scharte. — 2. Diamantiditurm. — 3. Diamantidirinne. — 4. Schatzscharte. — 5. Rotlahnscharte.

Latemarturm und Latemarlahn.

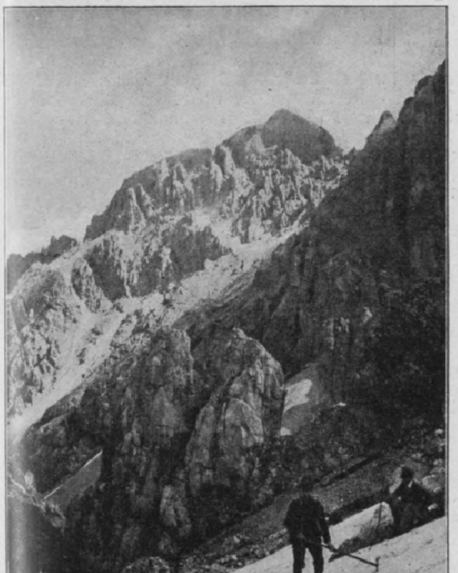
die Kämpfe der Reggelberger mit den früher in jenen Gebieten ansässigen „Wilden“. Danach hätten die Wilden, als sie den Bauern die Hauptschlacht lieferten, in allen Latemarscharten Wächter aufgestellt und ihnen eingeschärft, ja nicht ihre Plätze zu verlassen, bei Nacht aber einander von Zeit zu Zeit anzurufen, um sich zu überzeugen, daß keiner von ihnen schlafe. Diese Wächter sollten verhindern, daß den Kämpfenden unversehens Feinde in den Rücken fielen, und sie thaten wirklich ihren Dienst in aufopferungsvoller Weise. In der Schlacht aber erlitten die Wilden durch die Reggelberger eine so vernichtende Niederlage, daß von den wenigen Ueberlebenden keiner mehr an die armen Wächter oben dachte, und so blieben denn letztere treu auf ihren Plätzen stehen und wurden im Laufe der Zeiten zu Stein. Sie sind heute noch zu sehen: der Erzlahnschartenwächter aufrecht und trotzig, der Valsordaschartenwächter müde und seitwärts geneigt. In Gewitternächten aber, wenn Wolken an den Gipfeln hängen und der Sturm durch die Scharten heult, kann man die wilden Wächter hören, wie sie in langgezogenen Tönen Hornsignale wechseln.

Verläßt man den oberen Valsordakessel durch die Erzlahnscharte, so gelangt man ohne Schwierigkeit hinab in ein enges, schutterfülltes und gewöhnlich verschneites Thal, das rechts vom Gewände der Erzlahnspitze, links vom Gewände des Gamsängerlehorns eingeschlossen wird, sich immer mehr öffnet und endlich in die Erzlahn übergeht. Diese bildet, mit der weiter nördlich befindlichen Grunschaftslahn zusammenfließend, ein ungeheures Geröllfeld. Nach Nordwesten schweift der Blick weit hinaus über das vorgelagerte freundlich-grüne Mittelgebirge. Auf allen andern Seiten aber umschließt diese zwei Lahnen ein Kranz von starren, wildgezackten Gipfeln. Da fällt vor allem im



1. Tauber Kamm (2529 Meter). — 2. Kleine Feodaspitze (2559 Meter). — 3. Feodosattel. — 4. Große Feodaspitze (2650 Meter). — 5. Cavignonscharte. — 6. Cavignon (2673 Meter).

Der obere Valsordakessel, von der Rotlahnscharte aus gesehen.



Der Gamsstall, im Hintergrund das Gamsängerlehorn.

Norden der kühne Kegel der Großen Kirchtagweidspitze (2647 Meter) in die Augen; sie sendet nach drei Seiten Grate aus. Zwei gehen nach Norden, beziehungsweise nach Nordwesten und nach Nordosten. Ersterer endigt mit der Kleinen Kirchtagweidspitze (2377 Meter), letzterer mit dem etwa gleich hohen „Hohen Stuhl“. Zwischen ihnen liegt die sogenannte Knappenstube, eine öde Mulde, in der sich alte Bergwerksschächte vorfinden. Gegen Südosten verläuft die Große Kirchtagweidspitze in einen phantastisch zersägten Grat, der dann wieder mit der noch unerstiegenen Grunschaftsspitze (2730 Meter?) und weiter südlich mit der breiten Erzlahnspitze zusammenhängt. Letztere trägt in ihren südwestlichen Abstürzen eine eigentümliche Felskanzel, die die Bauern „Totenlug“ nennen. Ihr direkt gegenüber erhebt sich jenseits der dort sehr schmalen Erzlahn das finstere, lange für unersteiglich gehaltene Gamsängerlehorn*)

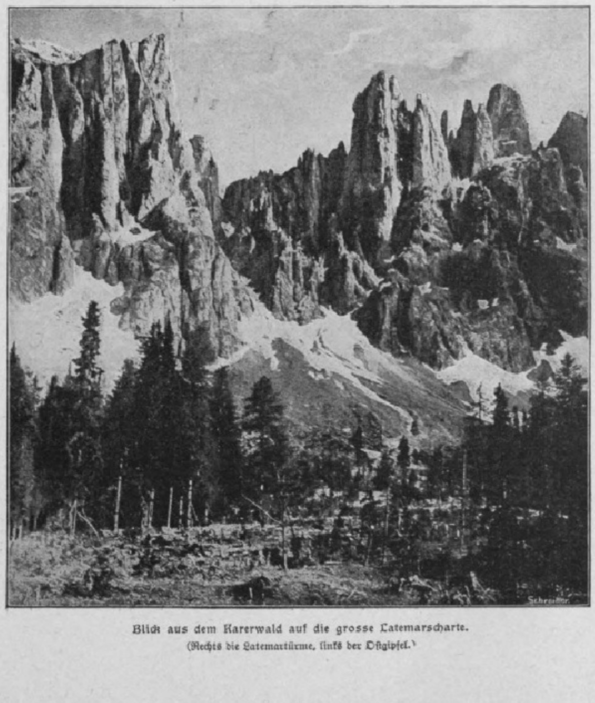
(2762 Meter). Es läuft gegen Südosten in einen Grat aus, der in das Massiv der Großen und Kleinen Reiterjochspitze (2787 und 2734 Meter) übergeht und bei der südlich hievon gelegenen Gamsstallscharte abbricht. Er erhebt sich jedoch wieder in der Valsordaspitze (2754 Meter), senkt sich weiter südlich zur Valsordascharte und bricht dann auf einmal direkt gegen Osten um. Ueber die Große und Kleine Fallenspitze (2680 und 2628 Meter), sowie über den Cavignon (2673 Meter) und die Große Feodaspitze streicht nun der Gebirgszug bis zur Kleinen Feodaspitze (2559 Meter) fort, worauf er am Ausgange des Unteren Valsordakessels mit gewaltigen Abstürzen endigt.

Der oben erwähnten Gamsstallscharte westlich vorgelagert befindet sich der Gamsstall, der wohl das einsamste und ödeste Gebiet der ganzen Latemargruppe darstellt. Er bildet ein wildes Gewirr aufstarrender Felszinken, zwischen denen zahlreiche kleine, blaugrüne Seen liegen. Eis und Schnee lagern überall und schmelzen an warmen Tagen, worauf das so entstehende Wasser sich zwischen den Felsen in besagten Seen sammelt. Die beiden höchsten und trotzigsten Türme des Gamsstalls wurden im Laufe des Sommers 1901 ebenfalls von den Herren Mahlknecht und Meßner zum erstenmal erstiegen.

Nördlich von der Grunschaftsspitze erhebt sich ein Turm, den die Einheimischen „das Fräulein“ nennen. Auch diesem Namen liegt eine Sage zu Grunde. Die Latemarwilden wurden nämlich im Kampfe gegen die Reggelberger von einem Haufen Jochgrimmleute unterstützt, die unter den Befehlen einer berühmten Amazone standen. Um den Verlauf des Gefechtes besser beobachten zu können, begab sie sich auf einen hochgelegenen Felsen und erteilte von dort aus mit lauter Stimme ihre Befehle. Als sie aber die furchtbare Niederlage der Ihrigen mitansehen mußte, erschrak sie dergestalt, daß sie sich nicht mehr rühren konnte und versteinerte. So steht sie noch heute als schlanke Zinne auf dem einsamen Grat der Kirchtagweidspitze. — Wir haben jetzt den südlichen und westlichen Teil der Latemargruppe so ziemlich ausführlich besprochen und kommen nun zum nördlichen, dem eigentlichen Latemar. Es heißt nämlich der Bergzug zwischen der Großen Fallenspitze und der Kleinen Feodaspitze im Volksmunde „Cavignon“, der Bergzug von der Grunschaftsspitze bis zur Valsordascharte „Reiterjoch“ und alles übrige „Latemar“. Nur die Kirchtagweidspitze mit ihren Ausläufern wäre vielleicht gesondert zu behandeln.

Der eigentliche Latemar im oben erwähnten engeren Sinne besteht aus fünf gewaltigen Türmen, die den höchsten, schönsten und wildesten Teil der Latemargruppe darstellen. Sie sind aus dem großen Valsordakessel unschwierig zu erklettern, auf der andern Seite aber begegnet man beim Aufstieg durch die enge, vereiste Diamantidirinne den furchtbarsten Schwierigkeiten und Gefahren. Die übrigen drei neben der Diamantidirinne befindlichen Risse sind überhaupt noch nie begangen worden. Ein Blick auf unser Bild dürfte genügen, um dies verständlich zu machen. Selbst die kühnsten Alpinisten erklären, daß sie lieber einen Versuch zur direkten Erkletterung der Türme über den senkrechten Nordabsturz wagen würden, als in diese unbekannten, mit Eis und Schnee gefüllten finsteren Couloirs zu kriechen.

Oestlich und westlich von den fünf Türmen bilden die Große Latemarscharte und die Rotlahnscharte schwierige Uebergänge von Norden her in den oberen Valsordakessel; die Rotlahnscharte läßt sich für geübte Hochtouristen brauchen, hingegen ist die andre sehr gefährlich und dürfte als Uebergang kaum verwendbar sein. Wohl aber pflegt man, den Diamantiditurm verlassend, in die große Scharte hinunterzuklettern, um dann den östlichen Latemar zu ersteigen. Er ragt mit seinem trotzigen, steil abfallenden Gipfel 2794 Meter hoch empor und bildet mit der Cresta Storta und dem Col Cagnom (d. h. großer Hundshals, 2741 Meter) zwar nicht das höchste, aber doch das kolossalste Massiv der



Blick aus dem Karerwald auf die grosse Latemarscharte.
(Rechts die Latemartürme, links der Ostgipfel.)

*) Es wurde am 30. Juli 1901 von den Bozener Hochtouristen Mahlknecht und Meßner zum erstenmal erklommen.

ganzen Latemargruppe. Wenn einst die zerstörende Kraft von Luft und Wasser die stolzen Latemartürme in Schuttkegel verwandelt haben wird, dann werden die wuchtigen, breiten Gesteinsmassen des östlichen Latemarnochlange gegen den Himmel ragen und den Elementen Trotz bieten.

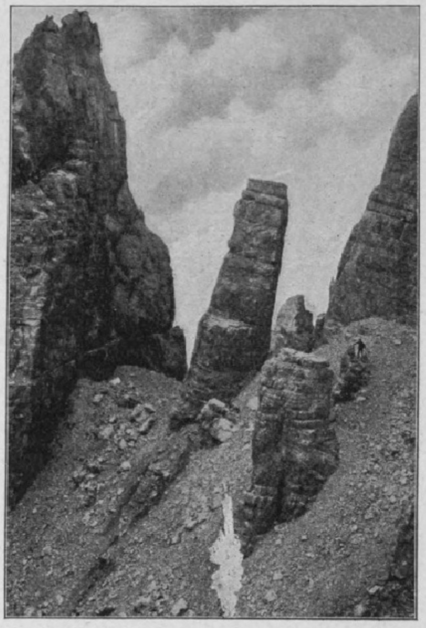
Vom Col Cagnom und von der Cresta Storta ziehen gegen Süden, beziehungsweise zum unteren Valsordakessel, zwei öde, noch unbegangene Geröllschluchten hinab, die Val del Col Cagnom und die Val Storta. Doch dürfte ein Aufstieg durch diese nicht allzu schwierig sein. Anders verhält es sich mit der Nordseite: dort fällt der ganze östliche Latemar in gewaltigen Felswänden ab. Trotzdem haben geschickte Alpinisten an diesen Wänden schon Kletterversuche unternommen, die von Erfolg gekrönt waren. Am besten aber thut man, wenn man vom Caressapaß über die „Tovali“ oder vom Karerseehotel über die obere Geplenglahn in die Kleine Latemarscharte (2450 Meter?) einsteigt, die dicht unter den Ostabhängen des Col Cagnom zwischen diesem und seinen nordöstlichen Vorgipfeln liegt. Man erreicht dann ohne besondere Schwierigkeiten den Col Cagnom und weiter kletternd auch die Cresta Storta und den Ostgipfel.

Was die Aussicht anbelangt, die die Latemargipfel gewähren, so dürfte sie vom Diamantiditurm (2846 Meter) am umfassendsten und großartigsten sein, und zwar nicht bloß deshalb, weil der Diamantiditurm der höchste Punkt ist, sondern hauptsächlich wegen seiner zentralen Lage, die einen genauen Einblick in die Kessel und das gesamte Gefüge der Latemargruppe gestattet. Nur im Westen wird das Gamsängerlehorn in seinen unteren Partien durch die breit angelegte Erzlahnspitze und auf der andern Seite der Col Cagnom mit seinen Ausläufern durch den gewaltigen Ostgipfel verdeckt. Allein wie schön ist nicht der Blick nach Süden über den weiten oberen Kessel auf den ausgedehnten Cavignongrat oder der Blick nach Südosten in das grüne Valsorda- und in das tiefe Fleimsthal. Und doch wird die Aussicht nach diesen Richtungen noch weit übertroffen von der Aussicht nach Norden. Schon der Blick hinunter in den mehrere hundert Meter tiefen, beinahe senkrechten Absturz auf die unermeßlichen weißen Schuttströme der Rotlahn und der Latemarlahn macht einen schaurig schönen Eindruck. Aber da giebt's noch mehr zu bewundern, nur darf man nicht etwa schwindlig sein. Wie herausfordernd steigen nicht rechts und links der Ostgipfel und die Große Kirchtagweidspitze aus den tiefen Geröllhalden empor, und wie trotzig flankieren nicht den Diamantiditurm auf beiden Seiten seine nur um weniges niedrigeren Trabanten! Tausend Meter drunter aber bekleidet die Ausläufer der Latemargruppe, dicht an die weißen Schutthalden stoßend, der dunkle Teppich des Karer Waldes, freundlich unterbrochen durch die blaugrünen Spiegel der Karer Seen. Daran schließen sich wieder die hellfarbigen Wiesen des Moarthales, wo auch das Karerseehotel steht, und jenseits ragen dann die zackigen Felsformationen des Rosengartens in den Himmel auf. Am äußersten Horizonte überfliegt der Blick mit Staunen einen Kranz von blauen Fernern.



Der Grat der Kirchtagweidspitze mit dem Fräulein.

Die Aussicht betreffend, müssen übrigens neben dem Diamantiditurme auch der Ostgipfel und die leicht zu ersteigende Valsordaspitze rühmend hervorgehoben werden. Man übersieht von letzterer, wie



Der müde Wächter („Pisaturm“) zwischen dem Massiv der Valsordaspitze und einem vorgelagerten Doppelturm.

überhaupt von den meisten Latemargipfeln, das ganze ausgedehnte Gebiet der sogenannten Reggelberge. Der Blick von der großen Kirchtagweidspitze ist zwar ebenfalls sehr schön, steht aber in keinem Verhältnis zu den argen Gefahren und Mühseligkeiten, die die Erkletterung dieses Gipfels bereitet.

Die besten Ausgangspunkte für Latemartouren sind: der Ort Forno im Fleimsthale, der Karerseepaß mit seinen Gasthäusern und endlich die „Meierlschwaige“ auf der Reiteralm. Letztere verdient besondere Beachtung. Aus der im Eggenthale gelegenen Ortschaft Birchabruck erreicht man sie auf gutem Wege, bei Untereggen vorbei, in ca. 4 Stunden. Sie bietet bescheidene Unterkunft und ist deshalb so angenehm, weil sie über 2000 Meter hoch liegt und folglich die Touren sehr verkürzt. Die Meierlschwaige liegt dicht neben dem Reiterjoch, einem herrlichen, zwischen dem flachen Zanggenberge und der steilen Latemargruppe eingebetteten hochalpinen Wiesenplan, auf dem alte Schanzen stehen. Bildet doch das Reiterjoch einen sehr angenehmen Uebergang von Cavalese und aus dem Fleimsthale überhaupt in das Eggenthal. Man ist erstaunt, wenn man nach langer Wanderung durch finstere Wälder endlich die Reiteralm erreicht und weit gegen Süden hinausschaut bis zum Col Bricom (d. h. böser Hals, 2600 Meter), zum Col Torom (großer Stierhals, 2527 Meter) und andern ungezählten Gipfeln der fernen Cima d'Asta-Kette.

Auch das Reiterjoch verdankt seinen Namen einer Sage. Man begegnet nämlich dort, zumal in klaren Herbstnächten, einem gespenstischen schwarzen Reiter, der auf jenen ausgedehnten welligen Almen ruhelos herumirrt. Jeden, den dieser Reiter antrifft, frägt er mit heiserer Stimme: „Wo geht's nach Cavalese?“ Und bezeichnet man ihm die Richtung, so schlägt er sie flugs ein, kommt aber bald wieder davon ab, reitet einen Bogen und gelangt schließlich ganz anderswohin, gewöhnlich auf die Palla di Santa, eine große, geneigte Wiesenfläche. Wenn das Wetter schön ist, trabt er ganz langsam vorwärts, in nebeligen Nächten aber hört man ihn zuweilen gleich einem Sturmwind über die Alpe rasen. Der wilde Reiter ist ein Edelmann, der einst infolge eines Verdachtes einen verhängnisvollen Befehl nach Cavalese sandte. Kaum war indessen dieser Befehl abgegangen, so erfuhr der Edelmann, daß sein Argwohn ein ganz unbegründeter gewesen war. Sofort setzte er sich zu Pferd, um so schnell als möglich Cavalese zu erreichen. Aber im Dunkeln verfehlte er den Weg und ritt auf die Palla di Santa. Als er sich endlich wieder zurechtfand und in Cavalese eintraf, da war es schon zu spät. Sein Argwohn hatte schlimme Früchte gezeitigt, und der Edelmann vermochte das Unglück nicht mehr gut zu machen. Darum wurde er dazu verdammt, bis an den jüngsten Tag auf dem Reiterjoch herumzuirren.

Noch andre unheimliche Geschichten wissen die Einheimischen zu erzählen, z. B. vom „Marchögger“, der eigennütziger weise die Grenzsteine verrückte, und dafür auf den Zanggen *) hinaufgebannt wurde, wo er arglosen Wanderern übel mitspielen kann.

Kehren wir nun zurück zur touristischen Wichtigkeit der Meierlschwaige. Von ihr aus gelangt man über die Reiterlahn und die Valsordascharte ohne Schwierigkeiten in den oberen Kessel, und damit öffnet sich einem der Zugang zu den wichtigsten Gipfeln der Latemargruppe mit Ausnahme des östlichen Teiles. Darum möchte ich es allen Latemarbesuchern ans Herz legen, ja nicht die Gruppe zu verlassen, ohne im oberen Kessel gewesen zu sein. Die Valsordascharte und die Erzlahnscharte bilden vorzügliche Einfallspforten; weniger würde ich den Schafsteig empfehlen. Es giebt kaum etwas Interessanteres, als auf den weiten Schutt- und Schneehalden des oberen Kessels herumzugehen und sich die vielen Latemargipfel in der Nähe anzuschauen. Allerlei Merkwürdigkeiten giebt es im Kessel, z. B. das „ungute Thor“, eine sonderbare Felsformation, vor der die Fassaner Hirtenbuben einen heillosen Respekt haben; sie nennen dieses Thor „la mala Specula“, d. h. die böse Warte. Der Sage nach lugen oft aus dem unguten Thor ein Riese und ein Zwerg hervor. Man hat diese beiden schon häufig gegen Abend beobachtet, wie sie von der Erzlahnscharte herüberkamen, und wehe dem Verwegenen, der bei ihrem Anblick nicht sofort die Flucht ergreift: bis zur Malga di Valsorda kollern ihm Hunderte von Steinen nach. Wer aber die zwei Unholde sind und was sie wollen, darüber läßt sich nichts erfahren, denn es gehört das zu den vielen Latemargeheimnissen, die nur einem einzigen vollkommen bekannt sind, nämlich dem Hagner Jaggele. Letzterer ist ein steinalter Holzknecht, der noch die Kämpfe zwischen den Bauern und den Wilden mitgemacht hat und der von Zeit zu Zeit an stillen Abenden im Karer Walde angetroffen wird. Wo das Jaggele zu hausen pflegt, weiß kein Mensch.

Wer sich im Karerseehotel aufhält, der darf, um in den oberen Kessel zu gelangen, den Umweg über die Erzlahn nicht scheuen, denn die Rotlahnscharte zu benutzen, möchte ich nur geübten Hochtouristen anraten. Dagegen hat das Karerseehotel der Meierlschwaige gegenüber den Vorzug, daß man von ihm aus auch den östlichen Latemar über die kleine Scharte in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht. Von Hochtouren ganz abgesehen, wird wohl niemand, der im Karerseehotel wohnt, es versäumen, den wunderbaren, mitten im Walde liegenden und hochromantischen oberen Karersee zu besuchen. Besonders gegen Abend ist der Aufenthalt an diesem einsamen Bergsee etwas Herrliches. Finsterer Forst ringsumher bekleidet die leichtgewellten Lehnen, im Hintergrunde aber erheben sich die stolzen Latemartürme, von denen weiße Schuttströme bis in den Wald herunterziehen. Gähnend klafft die Große Scharte neben den Türmen auf, und an sie grenzt der gewaltige Ostgipfel mit seinem trotzigen Absturze. Aus weiten Entfernungen, ja noch von der Stubaiergruppe erkennt man den Latemar an seiner charakteristischen Scharte. Und wie großartig erscheint sie nicht, wenn man am oberen See steht! Ueberhaupt glaubt man dorten in einer andern Welt zu sein. Unsicher irrt der Blick an dem zackigen Grate umher, und staunend begreift man die immense Größe dieser Felsgebilde. Aus furchtbarer Höhe starren sie nieder auf die totenstille Waldung und spiegeln sich in der dunkeln Flut des regungslosen Sees. Und je mehr sich die Sonne senkt, um so klarer erscheinen die Latemarzinnen, sie gleißen und funkeln in tausend Farben, und deutlich sieht man die enge, schwarze Schatzscharte, wo sich die „Kriegsfahne der Wilden“ befindet und wo der „blaue Stein“ liegt, der größte Schatz des Latemar. Immer tiefer wird das Schweigen, und wer weiß, ob durch den schattigen Forst nicht das alte Hagner Jaggele daherkommt und uns Aufschluß erteilt über die verschiedenen Geheimnisse der jetzt von Abendsonnenglanz wiederstrahlenden Felsgebilde.

*) Der Zanggen ist dieselbe flache Hochalpe, die die Italiener des Fleimsthals „Palla di Santa“ nennen.

Delarey. Dewet. Botha.



Phot. V. Gribayedoff, Paris.

Ankunft der Burengenerale in Southampton.

Notizblätter.

Kunst.

Die in erfreulicher Weise aufblühende Hauptstadt Pommerns, Stettin, hat in den ersten Tagen des August einen neuen Schmuck erhalten durch den von Bildhauer R. Felderhoff in Berlin entworfenen und erbauten Monumentalbrunnen am Berlinerthor. An der der Stadt zugekehrten Innenseite des Thores erhebt sich in einer muldenartigen Vertiefung die Hauptgruppe des Brunnens: eine auf einer Muschel stehende, zwei Seepferde zügelnde weibliche Figur, die auf den aus Sandstein hergestellten Felsen ruht. Der gleichfalls aus Sandstein gefertigte Wasserüberfall besteht aus dem zum Teil architektonisch ausgebildeten oberen Bassin, aus dem sich die Seepferde erheben, und aus den beiderseits anschließenden, mehr naturalistisch gehaltenen Felspartien, die bis auf den Grund des unteren Bassins beziehungsweise Bassinrandes hinabreichen. Die weibliche Figur nebst Gewandung ist, ebenso wie die Seepferde und die Muschel, in Bronze gegossen, 3,24 Meter hoch und hat ein Gewicht von 1152 Kilo. Die beiden Seepferde mit Fischschwanz sind 3 Meter lang, besitzen eine Scheitelhöhe von 1,9 Metern und wiegen zusammen 1958 Kilo. Die 3,45 Meter lange und 2,35 Meter breite Muschel hat ein Gewicht von 997 Kilo. Die Gesamtkosten für die ganze Anlage belaufen sich auf ungefähr 55000 Mark. Gärtnerische Anlagen zu beiden Seiten vervollständigen in schönster Weise das Ganze, dessen Schöpfung die Stadt kunstliebenden Bürgern verdankt, die durch freiwillige Beiträge die Mittel aufgebracht haben.

— Der Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin bereitet eine umfassende Gedächtnisausstellung zu Ehren des verstorbenen Professors Otto Eckmann vor. Sie wird in den Monaten Oktober und November während einer Dauer von vier Wochen stattfinden und den gesamten künstlerischen Nachlaß des Meisters umfassen, der dem genannten Kunstsalon von den Erben zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt wird. Gleichzeitig enthält die Ausstellung das Mobiliar, das der Künstler für seinen eignen Gebrauch entworfen und angefertigt hat. Die Ausstellung wird ein anschauliches Bild von dem gesamten Schaffen des produktiven Künstlers geben, der außer in der Malerei in allen Zweigen des Kunstgewerbes sich bethätigt und einen hervorragenden Einfluß auf die Entwicklung des modernen Kunstgewerbes und auf die deutsche Industrie überhaupt ausgeübt hat.

Kultur und Wissenschaft.

Der englische Astronom Simon Newcomb hat unlängst die Ergebnisse seiner Studien über die Anordnung des Sternenhimmels veröffentlicht. Die Hauptergebnisse drückt er nach Mitteilung des „Sirius“ in folgenden Sätzen aus: 1. Wenn man mit einem Halbmesser, der 200000mal so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne, eine Kugel beschrieben denkt, so findet sich durchschnittlich in dem Raume, den acht dieser Kugeln einnehmen, ein einziger Fixstern. 2. Die Ansammlung der Sterne, die wir das Universum zu nennen pflegen, ist in ihrer Ausdehnung begrenzt. Damit wird indessen nicht ausgeschlossen, daß weit jenseits der Grenzen unsers Universums andre Ansammlungen von Sternen bestehen, über die wir aber weiter nichts wissen. 3. Die äußere Begrenzung unsers Universums ist etwas unregelmäßig. In dem Maße, als man sich ihr nähert, werden die Sterne wahrscheinlich spärlicher. Den Raum bis zu der Grenze des Universums zu durchlaufen, bedarf der Lichtstrahl etwa dreitausend Jahre. 4. Das Universum erstreckt sich in der Richtung des Gürtels der Milchstraße weiter hinaus, als in der Richtung ihrer Pole, d. h. in der Richtung senkrecht zur Ebene der Milchstraße. 5. Die Gesamtzahl der Sterne unsers Universums ist auf Hunderte von Millionen zu veranschlagen.

Forschungsreisen.

In Berlin wurde unter dem Vorsitz von Dr. Belck eine deutsche Gesellschaft für die wissenschaftliche Erforschung Anatoliens gebildet. Der Vorsitzende legte an den Ergebnissen der 1898/99 von Professor Dr. C. F. Lehmann und ihm selbst unternommenen deutschen Expedition nach Armenien dar, welche Aufschlüsse über die gesamten Verhältnisse Vorderasiens zu erwarten seien. Er führte aus, wie wenig wir noch von Anatolien wissen, das von jeher eine Völkerbrücke zwischen Orient und Occident gewesen ist. Die Aufhellung seiner Geschichte bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. dürfte man von der Entzifferung der hethitischen Inschriften erwarten, von denen man bis jetzt etwa 40 kenne. Dr. Belck empfahl zuletzt eine bestimmte Ausgrabung, und sein Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Es soll durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes die Erlaubnis der türkischen Regierung nachgesucht werden. Ferner wurde beschlossen, mit der Anatolischen Bahn in Verbindung zu treten, der ein Archäologe zur Verfügung gestellt werden soll, damit bei dem in Angriff zu nehmenden Erweiterungsbau von Koniah nach Eregli etwa aufgedeckte archäologische Monumente sofort untersucht werden.



Der Berlinerthor-Brunnen in Stettin. Von R. Felderhoff in Berlin.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die französische Zeitschrift „Revue de Geographie“ beschäftigt sich in einer Artikelserie mit den deutschen Beziehungen zu der Türkei. Die Revue unterzieht unsre wirtschaftliche Stellung einer genaueren Untersuchung und kommt zu dem Ergebnis: Die Steigerung des deutschen Handels in der Türkei ist enorm; 1880 umfaßte der deutsch-türkische Handel 8,5 Millionen Franken, 1901 hingegen nicht weniger als 84,5 Millionen Franken. Im Gegensatz zu andern Ländern, deren Leistungsfähigkeit sich auf die Lieferung einzelner Artikel konzentriert, verteilt sich Deutschlands Ausfuhr nach der Türkei auf eine überaus große Anzahl von Produkten. Einen hervorragenden Anteil an dieser Entwicklung hat die deutsche Levante-Linie.

— Zum Studium der amerikanischen Post- und Telegrapheneinrichtungen gehen drei Beamte der deutschen Reichspostverwaltung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Vornehmlich sollen sie prüfen, inwieweit etwa verschiedene neue Systeme von Telegraphen- und Fernsprechapparaten, von Rohrpostanlagen und Briefstempelmaschinen der amerikanischen Verwaltung sich zur Uebernahme in deutsche Verhältnisse eignen. Namentlich von Stempelmaschinen macht Amerika in ungleich größerem Umfange Gebrauch als wir, die wir uns mit der Aufstellung solcher Maschinen auf die Postämter einiger Großstädte beschränkt haben. Die Rohrpostbeförderung erstreckt sich in Deutschland nur auf einzelne Briefe, Postkarten und Telegramme, während man in Amerika auch Versuche mit einer Rohrpost gemacht hat, die den Austausch von ganzen Briefposten und Paketen zwischen den Stadtpostanstalten vermittelt.

Heer und Flotte.

Die strategischen Manöver der deutschen Herbstübungsflotte, die für die Tage vom 14. bis 18. September angesetzt sind, erhalten ihren Abschluß mit Landungsmanövern auf der von Teilen des Landheeres besetzten Insel Borkum. Zu diesen Manövern ist auch der Chef des Ingenieur- und Pioniercorps, Generalleutnant Wagner, kommandiert worden, der sich an Bord eines Linienschiffes einschiffen wird. Die Beteiligung von Generalen und Stabsoffizieren dieses Corps in größerer Zahl als in früheren Jahren läßt darauf schließen, daß bei dieser Gelegenheit auch Fragen der Küstenbefestigung zur Erörterung gelangen werden; ebenso wird auch das Ausbooten der vier Compagnien des zweiten Seebataillons, das für die Landung und den Angriff bestimmt ist, Gelegenheit geben, Erfahrungen auf dem technischen Gebiete der Pionierwaffe zu machen.

— Die Militärverwaltung des österreichisch-ungarischen Heeres plant die Einführung einer Luftschiffermarine, der der Aufklärungs- und Beobachtungsdienst zur See und an der Küste obliegen wird. Gleichzeitig soll die bestehende Landluftschifferabteilung nach reichsdeutschem Muster zu einem selbständigen Truppenkörper umgebildet werden. Mannschaft und Offiziere sollen eigne Uniform und eigne Abzeichen erhalten.

Unterrichtswesen.

Den preußischen Handelskammern ist in letzter Zeit durch die Regierungspräsidenten Mitteilung von einem Erlaß des Ministers für Handel und Gewerbe gemacht, der sich auf die Gewährung von Stipendien an tüchtige junge Leute zum Besuche gewerblicher Fachschulen bezieht. In dem Erlasse wird gewünscht, daß solche Stipendien in wesentlich größerem Umfange als bisher von öffentlichen Korporationen, insbesondere auch Handelskammern zur Verfügung gestellt werden. Dabei sollen nicht nur diejenigen Korporationen in Betracht kommen, in deren Bezirk gewerbliche Fachschulen vorhanden sind, sondern vornehmlich auch solche, die der Fachschulen entbehren, da es hier besonders schwer ist, sich durch den Besuch an Fachschulen weiter auszubilden. Es kann nur gewünscht werden, daß diesem Ersuchen des Ministers in möglichst großem Umfange entsprochen wird.

— Zur Veranstaltung volkstümlicher Hochschulkurse in Aachen hat sich aus dem Professorenkollegium der dortigen



Die Hundertjahrfeier zu Mühlhausen in Thüringen: Der Sängerwagen im historischen Festzuge.

Technischen Hochschule heraus ein vorberatender Ausschuß gebildet.

— Entgegen einem früheren Beschluß wird die Universität Halle-Wittenberg ihr vierhundertjähriges Jubiläum erst am 1. November durch einen Festakt und durch Einweihung des neuen Auditoriengebäudes feiern. Hierzu wird der Besuch des Kultusministers erwartet.

Heilkunde und Gesundheitspflege.

Eine englische Fachzeitschrift weist auf eine merkwürdige Eigenschaft der Ananas hin, die nur wenig bekannt sein dürfte. Der Saft dieser schmackhaften Frucht enthält nämlich ein überaus wirksames Verdauungsferment, Bromelin genannt, das in wenigen Stunden das Tausendfache seines Gewichts an Eiweiß verdaut. Fleischeiweiß wird, wie Versuche gezeigt haben, unter der Einwirkung des Bromelins zunächst in eine gelatinöse Masse verwandelt und verschwindet schließlich ganz. Man kann das leicht beobachten, wenn man eine Scheibe frischer Ananas auf ein rohes Stück Beefsteack legt. Durch Hitze wird dieser eigenartige Stoff zerstört; er hält sich aber auch in der konservierten Frucht, wenn die Büchse nicht gekocht worden ist. Es empfiehlt sich demnach, wie die „Deutsche medizinische Wochenschrift" meint, aus physiologischen Gründen, zum Nachtisch ein Stück Ananas zu verzehren — ein Luxus, den sich bei dem teuren Preise der Ananasfrüchte freilich nicht jeder leisten kann.

Gedenkfeiern.

Gleichzeitig mit andern vormals reichsunmittelbaren Landesteilen beging am 3. August die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen die Hundertjahrfeier ihrer Einverleibung in den preußischen Staat. Den Mittelpunkt der Feier bildete ein historischer Festzug, in dem elf Wagen wirkungsvoll die lange, nach Tausenden zählende Reihe der zu Fuß gehenden Teilnehmer unterbrachen. Unsre Bilder geben aus der Fülle des Ganzen einige besonders charakteristische Momente wieder. Dem Stadtwagen, ein altes Mühlhauser Stadtthor darstellend, durch das soeben Borussia einzieht, um die Huldigung der Stadt und von den Ratsherren ihre Schlüssel zu empfangen, folgte eine lange Schar von Bürgern und Bürgerinnen in alter Volkstracht. Der Sängerwagen verherrlichte den Gesang und jener der vereinigten Krieger- und Militärvereine verkörperte die Erhebung des deutschen Volkes 1813. Vor seinem Zelte inmitten des Feldlagers steht Marschall Blücher mit seinem Generalstabschef Gneisenau vor dem mit Karten und Plänen bedeckten Tisch und weist gebieterisch nach „Vorwärts". Den Wagen begleiten Lützower freiwillige Jäger, Landwehrleute und andres kriegerisches Volk. Sonnenschein und vorzügliche Festlaune machten Teilnehmern und Zuschauern Mühe und Arbeit zu eitel Lust und Freude; und es war nur eine Stimme der allgemeinen Befriedigung, daß Mühlhausen nicht nur zu arbeiten und zu schaffen, sondern auch Feste zu feiern meisterhaft verstehe.

Eisenbahnwesen.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat beschlossen, einen Riviera-Dienst einzurichten. Der Schnelldampfer „Cobra" wird vom 15. Dezember d. J. an jeden Montag, Mittwoch und Freitag von Genua über San Remo und Monte Carlo nach Nizza fahren und jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag über die genannten Orte nach Genua zurückkehren.

— Am 1. Juni wurde im fernen Ostasien die deutsche Eisenbahn nach Weihsien eröffnet. Damit ist der Knotenpunkt erreicht, wo sich die von Tschifu und Tsingtau kommenden Landwege scheiden.

— Das verhängnisvolle Versagen der Bremsvorrichtungen bei der Einfahrt der Züge in die Stationen hatte den preußischen Bremsausschuß veranlaßt, verschiedene Verbesserungsvorschläge zu machen. Der Minister Budde hat nun die Eisenbahndirektion Berlin beauftragt, sofort einen Probezug von 75—80 Achsen zusammenzustellen und durch Fahrversuche zu ermitteln, ob die Vorschläge des Bremsausschusses rationelle Abhilfe schaffen würden; es soll insbesondere geprüft werden, ob die vorgeschlagenen Oeffnungen der Notbremshähne und -Ventile zweckmäßig und in jeder Weise zuverlässig sind und ohne Bedenken angewandt werden können, ferner sollen auch Verbesserungen des Funktionsventils für Triebradbremsen gesucht werden, endlich wünscht der Minister eine Prüfung der elektrischen Auslösung der Bremsen, „durch die voraussichtlich eine durchgreifendere Verbesserung der vorhandenen Bremseinrichtungen erzielt werden kann".

— Zwischen New York und Chicago soll künftig der schnellste Zug der Welt mit einer Geschwindigkeit von 54,44 englischen Meilen (über 87 Kilometer) in der Stunde verkehren. Die bisherigen schnellsten Züge waren: 1. der „Empire Expreß" zwischen New York und Buffalo mit 53,33 Meilen in der Stunde; 2. der „Flying Scotsman" zwischen London und Edinburg mit 50,7 Meilen und sein Glasgower Rivale, der „Caledonian Expreß", mit 50,18 Meilen, endlich 3. der „Süd-Expreß" zwischen Paris und Bordeaux mit 50 Meilen durchschnittlicher Fahrgeschwindigkeit. Jetzt sind die nötigen Versuchsfahrten gemacht worden, um die passendsten Anschlüsse von Buffalo nach Chicago zu gewinnen und die ganze Riesendistanz von 980 Meilen in etwa 18 Stunden zu durchmessen, während gegenwärtig noch die schnellsten Züge hierfür 24 Stunden benötigen. Allerdings war schon früher einmal vorübergehend während der Weltausstellung in Chicago ein sogenannter „Exposition Flyer" in Betrieb, der 49 Meilen die Stunde leistete und deshalb mit 20 Stunden Fahrzeit auskam. Aber als dauernde Verkehrseinrichtung wird der neue Zug den „Weltrekord" brechen.

Technisches.

Eine Broschüre, die der Ingenieur Köchlin in Paris dem Industrieverein in Mülhausen übersandt hat, entwirft den Plan, die Wasserkräfte des Rheines der Technik und Industrie nutzbar zu machen. Danach soll zur Errichtung einer elektrischen Kraftstation der Rhein zwischen Niffer und Ottmarsheim abgedämmt und das Wasser durch einen etwa 8700 Meter langen Kanal den Turbinen, die Dynamomaschinen treiben, zugeführt werden. Der Rhein hat an dieser Stelle ein Gefälle von rund 1:1000, so daß man, genau gerechnet, eine nutzbare Fallhöhe von 8,04 Metern zur Verfügung hätte, die durch geeignete Schleusenwehre trotz wechselnder Wasserführung ständig gehalten werden kann. Man würde nach Abzug aller Kraftverluste doch noch 21850 Pferdekräfte gewinnen, von denen 11350 nach Mülhausen geleitet, während 10500 für Beleuchtungszwecke und für andre Nachbarorte verbraucht würden. Köchlin hat dabei alle Schwankungen der sehr veränderlichen Wasserführung des Rheins, wie Hochwasser, Eisversetzung, Verlagerung der Sandbänke schon berücksichtigt. Die Kosten der ersten Einrichtungen werden ungefähr 18 Millionen Franken betragen, doch würde der Ertrag gesichert sein, wenn nur zwei Drittel der verfügbaren Kraft zu einem Preise von 92,05 Franken (73,64 Mark) für eine Pferdekraft und ein Jahr verkauft würden.

Totenschau.



Aufn. von Hofphot. Otto Mayer, Dresden.

Karl Edler von der Planitz, sächsischer Kriegsminister †.

Der in der Frühe des 19. August in seinem Landhause zu Hosterwitz bei Dresden verstorbene sächsische Kriegsminister General Paul Edler von der Planitz war am 20. Sept. 1837 in Höhengrün bei Auerbach geboren. Er trat 1855 bei der Artillerie ein, wurde 1856 Offizier und 1861 in den Generalstab versetzt. 1864 nahm er an dem Zug der nach Holstein entsendeten Bundesexekutionstruppen als Generalstabsoffizier teil, ebenso an dem Feldzug von 1866. Im deutsch-französischen Kriege gehörte er zum Generalstabe der Maasarmee, nahm an der Belagerung von Paris teil und wurde nach dem Friedensschluß zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert. Von 1872—1873 gehörte er dem Generalstab in Dresden an, bekleidete von 1873—1883 die Stellung als sächsischer Militärbevollmächtigter und Bevollmächtigter zum Bundesrat in Berlin, worauf er zum Chef des sächsischen Generalstabs ernannt wurde. 1888 zum Generalmajor befördert, wurde er 1889 zum Kommandeur der 45. Infanteriebrigade ernannt, um als-



Wagen der vereinigten Krieger- und Militärvereine im historischen Festzuge.

dann nach dem Tode des Generals v. Fabrice die Leitung des sächsischen Kriegsministeriums unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalleutnant zu übernehmen.

A. F. Ferris, der Erfinder der Petroleumlampe, 84 J., † 3. Aug., Hackensack, New Jersey. — Adolf v. Remmert, Generalstabsarzt der russ. Armee und Ehrenleibarzt des Zaren 67 J., † 8. Aug., Abas-Tuman im Kaukasus. — Generalleutnant z. D. Ritter Franz v. Berg, zuletzt Kommandeur der bayrischen 1. Division, 71 J., † 9. Aug., München. — Oberst a. D. v. Metzradt, der älteste Offizier des sächs. Heeres, 94 J., † 10. Aug. in der Niederlößnitz. — Landgerichtsdirektor Dr. Theod. Wilh. Danzel, langjähr. Vizepräsident der Hamburger Bürgerschaft, 49 J., † 12. Aug., Hamburg. — Landammann Nationalrat Josef Keel, langjähr. Mitglied der St. Galler Regierung und Vertreter seines Heimatkantons im Nationalrat, 65 J., † 13. Aug., St. Fiden b. St. Gallen. — Ernst W. Fritsch, Herausgeber des „Leipziger Musikal. Wochenblattes" und Verleger der gesammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners, 62 J., † 14. Aug., Leipzig. — Salzsiedemeister Karl Moritz, Altmeister der Halloren, 85 J., † 15. Aug., Halle a. S. — Wanda v. Boncza, begabte Schausp. der Comédie Française, 30 J., † 15. Aug., Paris.



Die Hundertjahrfeier zu Mühlhausen in Thüringen: Bürger und Bürgerinnen in alter Volkstracht im historischen Festzuge.

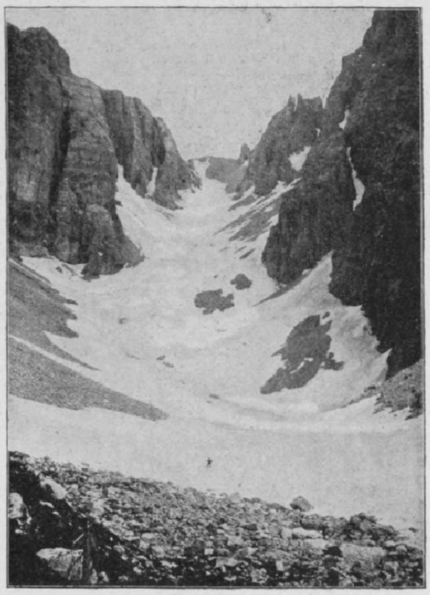
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 49.



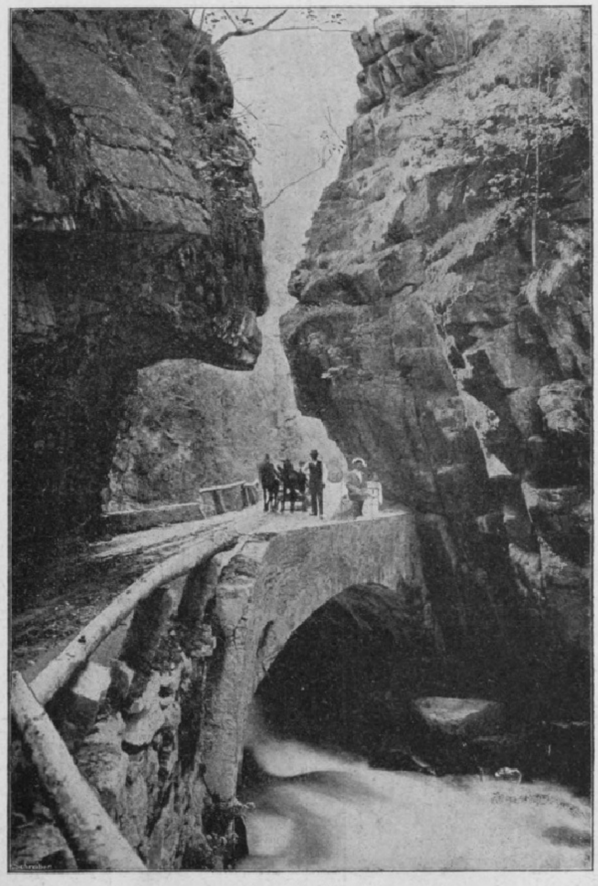
Das Gamsängerlehorn (2762 Meter), links oben die Erzlahnscharte.



Erzlahnscharte.



Der „trutzige Wächter“ der Erzlahnscharte.





Karersee mit Latemar. (In der Mitte die Grosse Scharte, links das Massiv des östl. Latemar, rechts die Türme.)

Partie aus dem Eggenthal.

Zu dem Artikel: „Ein Blick in die Latemargruppe“, Seite 988.

Briefmappe.

Wilhelm H. in Sch. Daß Sie auf der Reise unsrer gedacht haben, erfreut uns sehr, kann jedoch unser Urteil nicht beeinflussen. Ihre „Früchte freier Stunden“ entbehren leider noch der Druckreife. Immerhin mögen Sie uns weiteres zumuten!

N. F. in G., Holstein. Mit Vergnügen bemerken wir, daß „Camilla in U.“, deren tiefgründige Dichtungen allgemeine Bewunderung erregten, auch bei Ihnen Schule gemacht hat. Indem wir der begnadeten Sängerin auf diesem Wege Ihre Grüße ausrichten, bringen wir gern auch Ihre eigne Schöpfung:

Astronomie der Liebe.

Beim Abendrot, beim frühen,
Da sind sie aufgewacht;
Die Sterne alle glühen
Und glänzen nur bei Nacht.

Die Wolken, die malitiösen,
Die sind den Sternchen nicht hold.
Sie fürchten die Schlingen der Bösen
Und fürchten für ihr Gold.

Doch was ein rechtes Sternchen ist,
Das kennt keine Wolkengespenster,
Ein rechtes Sternchen, daß ihr's wißt,
Das findet wohl sein Fenster.

Und wenn die Sterne fallen,
Wenn sich der Himmel klärt,
O schönstes Glück von allen:
Dann wird ein Wunsch gewährt.

N. W. in G. Die humoristischen Patent-Briefumschläge mit Oeffner sind von der Firma N. G. Kühne & Comp. zu Dresden in den Handel gebracht. Es sind elegante, von Billetkarten beglettete Couverts, die, geöffnet, dem Auge zunächst ein lustiges Sprüchlein oder Gedichtchen zeigen. Diese poetischen Anlehen wurden bei bekannten Dichtern älterer wie neuer Zeit gemacht. Bisher liegen sechs verschiedene Serien vor.

Frau Paula P. in Düsseldorf. Ihrer Beschreibung nach handelt es sich um grüne oder rote Blattläuse, die an den jungen Trieben Ihrer Rosen sich finden. Dies Ungeziefer tötet und vertreibt man durch schwaches Seifenwasser, aus der gewöhnlichen Schmierseife bereitet. Auch ist Tabakssaft, den man durch Aufguß kochenden Wassers erhält, ein vorzügliches Mittel. Mit letzterem ist aber Vorsicht geboten, und dieser nie rein zu nehmen, sondern in fünfzigfacher Verdünnung. Mit einer feinen Brause oder noch besser mit einem Zerstäuber diese Mittel alle zwei, drei Tage am Abend, nie im Sonnenschein! aufgestäubt, befreien Ihre Rosen von den Blattläusen.

L. A. in K. Eine gute Karte von Marienbad und Umgebung ist im Verlage von Freytag & Berndt in Wien erschienen.

W. H. in Hamburg. Mit Dank abgelehnt.

Bäder und Sommerfrischen.

St. Blasien im Schwarzwald, eine der anmutigsten Sommerfrischen Deutschlands, erfreute sich auch im Juli und August eines großen Andranges. Vielfach wird jedoch von Kranken und solchen, die in der Wahl eines Zeitpunktes für ihre Kuren nicht beengt sind, übersehen, daß die zum Besuch des Mittelgebirges geeignete Zeit sich vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein erstreckt, und daß die im Monat September gewöhnlich größere Reinheit und Gleichmäßigkeit der Luft und ihrer Wärmeverhältnisse fast noch mehr als im Hochsommer ganz dazu angethan ist, eine entsprechende Hebung und Belebung des Stoffwechsels zu veranlassen. Ein Spätsommeraufenthalt in St. Blasien wird durch die Vorteile seiner Lage und der gesamten örtlichen Verhältnisse ungemein begünstigt. Ein solcher eignet sich auch zu Nachkuren für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz-, Magen- und Darmleidende. Wesentlich unterstützt werden die Heilfaktoren der Lage und des Klimas durch die reichen Mittel der physikalischen Heilmethoden, wie sie in der großen, jedoch keineswegs zum Gebrauch verpflichtenden Wasserheilanstalt des Hotels und Kurhauses St. Blasien zur Anwendung kommen.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Souvenir-Albums: Unterengadin (24 Ansichten), Lago Maggiore (32), Lago di Como (32). à ℳ 1.60. Luzern, L. Bachmann.
Hausschatz älterer Kunst. Heft 6 u. 7. à ℳ 3.—. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.
W. Gebhardi, Ein ästhet. Kommentar zu Horaz' lyr. Dichtg. u. Essays. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh.
F. W. Grimme, Auf roter Erde und andre Erzählungen. Ebd.
M. Haushofer, Der kleine Staatsbürger. Ein Wegweiser durchs öff. Leben. 3. A. ℳ 1.—. Berlin, Verl. f. Sprach- u. Handelswiss.
Dr. B. Plüß, Unsre Gebirgsblumen. Geb. Freiburg, Herder.
Allg. Bücherei, N. F. Nr. 12: E. v. Handel-Mazzetti, Der Verräter. — Fahrlässig getötet. 2 Erz. 20 ₰. Nr. 13/18: R. v. Kralik, Wilzen- und Welsungensage. ℳ 1.20. Nr. 19/20: Ther. Rak, Sappho. Nov. 40 ₰. Stuttgart, Roth.
Internat. Bibliographie der Kunstwissenschaft. Hrsg. Arth. L. Jellinek. I. Jahrg. H. 2 (jährl. 6 Hefte 10 ℳ). Berlin, B. Behr.
Cl. v. Schwerin, Richard Wagners Frauengestalten. ℳ 1.50. Leipzig, Reinboth.
R. Lauxmann, Weinsberg im Munde der Dichter und Denker. Vortrag. Mit 3 Kunstbeil. 40 ₰. Verl. der Weinsberger Ztg.
Fritz Erich, Des Vaters Segen. Drama. ℳ 2.—. Bielefeld, Helmich.
Lenau, Ausgew. Dichtungen. Gebd. ℳ 3.50. Halle, Gesenius.

Schachbriefwechsel.

E. F. in Breslau. Vielen Dank für Ihre neuerlichen Bemühungen zur Rettung der Aufgabe 26. Der Verfasser hat sich inzwischen, wie Sie wohl gelesen haben, in andrer Weise geholfen.

H. F. in Berlin. Sie wollen Nr. 27 wie folgt lösen: 1. Sd7—c5† Ke4—f3 2. Sc5—d3 Kf3 beliebig 3. Sd3—e1 oder zurück nach c5. Ja, wo ist denn da ein Matt? Der König braucht im zweiten Zuge gar nicht zu ziehen und hat im dritten, wo er matt sein sollte, bei Ihrer Spielweise immer noch das Feld f3, bezw. e4 zur Verfügung.

Richtige Lösungen sandten ein: Aug. Höse in Bialystock (Rußland) zu Nr. 25 und 27; J. F. Thaden in Nordenham zu Nr. 27; Markus Birkenfeld in Husiatyn und Hänschen Dietrich in Tharandt zu Nr. 28.

Silbenrätsel.

Vandiemensland — Herzensangst — Voruntersuchung — Tandem — Bataillonskommandeur — Armenhaus — Rhododendron — Allerseelentag — Machtentfaltung — Lieblingsmelodie — Schlafmittel — Freimaurerloge — Hirsebrei — Geestemünde — Weihnacht — Kurzweil.

Aus jedem dieser Wörter soll eine Silbe herausgenommen werden, so, daß diese, aneinandergereiht, einen Denkspruch ergeben.

Ergänzungsrätsel.

Der Kaufmann braucht den — —,
Der Schneider braucht das —,
Der Bauersmann braucht — —,
Der Glaser, der braucht —,
Der Schiffer braucht das — —,
Das Vaterland das —,
Der Arme braucht den — —,
Der Tote braucht — —.

Die Striche sind durch Silben, bezw. Wörter zu ersetzen, die sich abwechselnd reimen.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 956:

Des Blumenrätsels:

B U T T E R B L U M E
K A I S E R K R O N E
L I L I E
G Ä N S E B L Ü M C H E N
R O S M A R I N
L Ö W E N M A U L
W A L D M E I S T E R
V E I L C H E N
A L P E N R O S E

Des Worträtsels: Verschossen.

Getrennt- und Vereinträtsel.

Getrennt: zwei Wörtchen, lieb den Frauenherzen,
Den Männern mehr noch, ob es kleiner auch;
Und beide eint es, findet sich der Sinn.
Vereint: ein Ding, einhüllend Freud' und Schmerzen
Und Bilderlust, und neu' und alten Brauch,
Und Sang und Klang — was wohnt nicht alles drin?

Richtige Lösungen sandten ein: Lina Herken in San Bernardino, Paraguay (3). „Süddeutsche“ am Klingelpütz in Köln (3). „Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst (2). „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst (2). Alfred Kern in Berlin (4). Otto Günther in Leipzig. „Oedipus“ in Emden (3). Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (2). Frl. Anna Göbbels in Mainz. „Alter Abonnent“ in Barmen. Heinrich Eberle in Ulm (2). Frau Adele Glümer in Wien (4). „Hans und Anna“ in Innsbruck (3). F. W. Küster in London (4).

ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co.
IN MALAGA.

Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.
Illustrierte Preisliste auf Wunsch.
TRADE MARK GES. GESCHÜTZT
Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Sächsisch-Thüringisches Technikum Rudolstadt
1. Höhere Fachschule für: Architekten u. Bau-Ingenieure. 2. Mittlere Fachschule für: Hoch- u. Tiefbau-Techniker. 3. Fachschule f.: Bau- u. Möbel-Tischler. Staatskommissar. Staatl. Reifeprüfung.
Prog. durch Direktion.



Ingenieurschule Zwickau Sa.
Maschinenbau Aufnahme April u. October Prosp. kostenlos. *Elektrotechnik*



Eine **TADELLOSE BÜSTE**
erzielt man in 2 Monaten durch den Gebrauch von RATIÉ'S
PILULES ORIENTALES
die einzig echten u. als *gesundheits-zuträglich* garantirt, welche ohne die Taille vergrössern
ein **Graziöses Embonpoint** erzeugen.
Flacon mit Notiz M. 5.— Man wende s. an Apoth. B. Hadra, Berlin, Spandauerstr., 77, oder direct an Apth. RATIÉ, 5, Pass. Verdeau, Paris.

Gicht Rheuma
Eine Hauskur
Wiesbadener Gichtwasser
Prospecte gratis.
Brunnen-Contor Wiesbaden.

Technikum Altenburg S. A.
für Maschinenbau.
Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. Programm frei
Regierungs-Commissar.

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.



Preisliste mit Abbildungen kostenfrei • •
Preisliste mit Abbildungen • • kostenfrei

Deutsche Handkameras
jeglicher Art zu den verschiedensten Preisen und sämtliche Bedarfsartikel.
Anschütz' Klapp-Kamera
mit Goerz' Doppelanastigmat.
Anschütz' Porträt-Kamera
mit Goerz' Doppelanastigmat, neue lichtstarke Serie Typ. B Serie Ib.
Die Photographie im Hause
Lehrbuch von Ottomar Anschütz.

Ottomar Anschütz
Berlin W., Leipzigerstr. 115/116.

Göricke's Westfalen Rad.
Allgemein bevorzugte Qualitätsmarke.
Ges. gesch. Lager-Construction.
Jahresproduction: ca. 12000 Räder.
Bielefelder Maschinen- und Fahrradwerke
Aug. Göricke, Bielefeld.
Abt. I: Fahrräder, II: Nähmaschinen, III: Milchcentrifugen.

Herz-Schuhe



berühmt durch Solidität — mit dem Herz auf der Sohle — Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G. vorm.: Otto Herz & Co.

Cannstatter Misch- Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen- Fabrik
Werner & Pfleiderer
36 höchste Auszeichnungen — Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London, Berlin • Wien • Paris • Moskau, Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Reizenden u. äusserst billigen Schmuck



für Zimmer und Garten kann man sich durch Bezug meines **Blumenzwiebel-Sortiments H.** verschaffen. Elegant verpackt dürfte sich dieses als Geschenk auch vortrefflich eignen, kostet nur **M. 4.25** und enthält: **10 Prachthyacinthen, 10 Prachttulpen einfach** und **10 gefüllt, 25 Crocus in allen Farben, 25 Schneeglöckchen, 25 Scilla und 50 diverse neuere interessante, reizende Zwiebelgewächse.** Reich illustrierter Herbstcatalog wird Interessenten auf Verlangen umsonst und portofrei zugestellt.

Constantin Ziegler, Erfurt 14,
Lieferant vieler in- und ausländischer Höfe.



Gustav Kreinberg, Markneukirchen Sa. 12.
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direkt. Versand unter Garantie. Katal. grat. u. fr.



Vereinigte Fabriken **C. Maquet,**
Heidelberg u. Berlin NW., Carlstr. 27. Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle**, verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle**, verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kaloderma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

OttoE.Weber
Radebeul - Dresden.

Weber's Carlsbader Kaffeegewürz
ist die Krone aller Kaffee-verbesserungsmittel.
Weltberühmt
als der feinste Kaffeezusatz.

"Immer jung!" "Immer schön!"



BEETHAM'S Regd. **"Larola"**

Beetham's Lait Larola (Larola-Milk) übertrifft alle anderen Präparate für Conservierung der Haut im Sommer gegen den Einfluss von Sonne, Wind u. hart. Wasser, erhält die Haut kühl u. frisch, entfernt u. verhind. Rauheit, Röthe, Entzündung etc. Zu haben in all. besseren Geschäften der Droguen-Branche etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc.
In Würzburg: Karl Hoffmann; in Bonn: Frau Herm. Kolshoven; in Aachen: A. H. Kendall; in Düsseldorf: Rud. Feldsieper.

Lungenleiden chronische Catarrhe und Schwindsucht **heilbar.**
Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die chemische Fabrik
Jos. Wertheim in Meerane 7 (Sachsen)
gratis und franko.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl**.

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

VII.

Es war ein sonniger Vormittag.

Gelling ruhte ausgestreckt auf der Chaiselongue im Vorgärtchen des Hotels, las, nickte verschlafen, ließ das Buch fallen, griff es wieder auf, nickte wieder. Menschenleer war die breite, schattige Bahnhofstraße. Nur zuweilen schoß mit Geklingel ein Radfahrer vorüber, rauschte und fauchte ein Automobil um die Ecke. Endlich schlug die Bahnuhr zwölfmal, und in scharfem Trabe rollte Hotelwagen an Hotelwagen, Droschke an Droschke von der Parkstraße herauf.

Gelling war nun vollkommen wach geworden, ließ mit tiefem Ernste alle die Wagen an sich vorüberrasseln, wie jeden Vormittag, und sann vergeblich über die Frage, warum denn die armen Gäule immer so erbarmungslos die beträchtliche Steigung hinangejagt würden, wie jeden Vormittag.

Wieder war's ganz stille in der schattigen Straße. Geräuschlos eilte der kleine, blonde Portier die Freitreppe des Hotels herab und spähte nach dem Bahnhofe, wartend der Dinge, die da kommen sollten oder doch wenigstens möglicherweise kommen konnten. Und zu gleicher Zeit erschien im würdigen Rahmen der Eingangsthüre die tadellose Gestalt des Besitzers. Die Spinne muß den ganzen Tag über lauern, wann ihr wohl eine Fliege ins Netz gehe; Hoteliers und Portiers wissen wenigstens die Zeit genau bis zur Minute; denn ihre Fliegen kommen abteilungsweise und fahrplanmäßig zur



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ein kleiner Schmaus. Nach dem Gemälde von C. v. Bergen.



Gelling ruhte ausgestreckt auf der Chaiselongue . . .

Stelle. Das Leben der Spinne verläuft im ganzen sorgenvoller als das des Hoteliers in einem Weltbade. —

Es lag nicht nur blinkender Sonnenschein, beträchtliche Hitze und leichter Mittagsrauch über den Häusern von Sprudelingen, sondern auch jene feierliche Erwartung — nur der Hotelier kennt sie, der nach Ablauf der Hochsaison über einige Dutzende unbesetzter Zimmer verfügt.

Die Hotelwagen und Droschken rasselten wieder zu Thale, hochbepackt, vollbesetzt, halbleer, ganz leer; etliche Trüpplein von Neuangekommenen gingen vorüber; geräuschlos verschwand die gebietende Gestalt des Besitzers im Portale; gesenkten Hauptes, nach seiner Gewohnheit mittels des Daumennagels den ungeheuer langen Nagel des kleinen Fingers geräuschvoll knipsend, schlich auch der blonde Portier die Freitreppe empor. Nicht nur Spinnennetze, sondern auch Badehotels stehen zuweilen etwas leer.

Herr von Gelling beschäftigte sich aufs neue mit seiner Lektüre. —

„Morgen, Gelling, oller Knabe!" tönte es auf einmal in der wohligen Klangfarbe des heimischen Idioms an sein Ohr. Zweifel, Freude, Entsetzen — alles zugleich spiegelte sich auf seinem Antlitze.

„Du, Stackelhofen, oder dein Geist?" fuhr er empor.

„Des Mittags um zwölfe wohl ich selbst," kam die gemütliche Antwort zurück. „Also, das ist Sprudelingen, Konfuchs? Schauer der Erwartung überrieseln meine Seele! Und also da liegst du für gewöhnlich? Aber sag an, wo steckt denn das Täfelchen?"

„Welches Täfelchen?" fragte der Leidende gereizt.

„Nun, ich dächte doch, sie sollten dir ein Täfelchen anstecken mit der Inschrift: Hier liegt Herr von Gelling nach siebenwöchigem Gebrauche der Sprudelinger Bäder — sehet und staunet."

„Konfuchs, wenn du vielleicht hierher gekommen bist, nur um mich zu ärgern, so wisse, Aerger ist mir von meinem Arzte aufs bestimmteste untersagt. Und ich ärgere mich also prinzipiell nicht," rief der Leidende mit halblauter, vibrierender Stimme.

„Na, na!" tröstete der andre, und das rote, gesunde Gesicht guckte belustigt über das Eisengitter herüber.

Gelling zuckte leise zusammen; sein scharfes Ohr hatte den bekannten Schritt vernommen — Lore von Ostenhusen trat auf die Freitreppe. Hastig erhob sich der Leidende ein wenig aus seiner Lage und lüpfte die Mütze. —

„Donner und Doria, Gelling!" Stackelhofen blickte dem jungen Mädchen nach wie einer Erscheinung. „Gelling, wohnt die da im Hotel?"

„Die da!" murrte der Leidende. „Wen meinst du denn eigentlich, wenn ich fragen darf? Die da!"

„Nu, die Königin Luise — wen sonst?" sagte Stackelhofen und starrte noch immer die Bahnhofstraße entlang dem weißen Kleide nach. „Gelling, frappant! Diese großen, seelenvollen Augen — blaue Augen, nicht? Natürlich, blaue Augen! — Das stolze Kinn, das königliche Antlitz, das süße Lächeln — Luise von Preußen!"

„Du hast wohl eine recht heiße Fahrt hinter dir, Konfuchs? Es ist eine Dame aus Bayern, wenn ich nicht irre, und sie befindet sich in Begleitung ihres kranken Vaters hier, soviel ich weiß," sagte Gelling ärgerlich.

„So — wenn ich nicht irre, soviel ich weiß?" knurrte der andre. „Gelling, entweder bist du sehr leidend oder aber einer der größten Heuchler in Sprudelingen!" Und damit kam er in den Vorgarten herein.

„Wenn ich nur eigentlich wüßte, warum du auf einmal hier auftauchst?" fragte der Leidende mißtrauisch.

„Auf einmal?" Stackelhofen lachte. „Ja, in welcher Verfassung sollte ich denn hier auftauchen — abteilungsweise vielleicht?"

„Stackelhofen, nimm bei der Auswahl deiner Witze Rücksicht auf meinen Zustand! Und wenn mir recht ist, so wolltest du doch heuer nach Rügen? Oder hat dich am Ende der Doktor zum Spionieren hierher geschickt? Was willst du denn?"

„Was ich will? Nun, einmieten, Gelling, da im Hotel, auf fünf, sechs Wochen, in deiner holden Nähe verweilen, baden!" rief Stackelhofen. „Uebrigens eine ernste Veranlassung, Konfuchs!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Wie auf ein Zeichen des Regisseurs war inzwischen unter der Eingangsthüre der blonde Portier zum Vorschein gekommen, und hinter ihm tauchte auch schon das ewiglächelnde Antlitz aus dem Dunkeln hervor.

„Noch 'n Zimmer zu haben?"

„Zu dienen!"

„In der Nähe dieses Herrn hier?"

„Des Herrn von Gelling — Nummer 18? Gleich nachsehen!"

„Nummer 19 — aber gewiß! Habe die Ehre!" lächelte der Hotelier.

„'n Tag. Hier, bitte, mein Gepäckschein!"

„Wird alles besorgt!" —

„Na und also, sei mir gegrüßt, alter Gelling!" Stackelhofen zog einen Strohstuhl heran, setzte sich und reichte dem Gutsnachbar die Hand.



„Du, Stackelhofen, oder dein Geist?" fuhr Gelling empor.

„Ueberraschung — was? Nun will ich dir's aber auch sagen, Konfuchs: weißt du, man macht sich doch zuweilen auch so seine Gedanken über Gesundheit und Krankheit, namentlich wenn man einen seiner besten — still, Gelling, ich sage besten, nicht liebenswürdigsten — Freunde in badendem Zustande weiß. Und sieh — lach mich aber gewiß nicht aus! — hm, 's ist doch 'n eignes, kompliziertes Ding um so ein Menschenherz."

„Das sage ich auch!" rief Herr von Gelling lebhaft. „Du glaubst gar nicht, Stackelhofen, was man hier nach dieser Richtung hin Studien machen kann!"

„Glaub' ich," meinte der andre lakonisch und sah die Bahnhofstraße hinab, wo sein gutes Auge noch immer das weiße Kleid erspähte. „Und sieh, Konfuchs — na, du warst ja von jeher 'n Tugendspiegel, kannst dich vielleicht gar nicht so recht in meine Lage versetzen — sieh, Konfuchs, unsereiner, der Wahrheit die Ehre, unsereiner hat doch in seiner Jugend zeitweilig ein wenig gesoffen!"

Gelling nickte interessiert.

„Und du kennst doch die entsetzliche Wirkung des Trinkens aufs Herz, Gelling?"

„Ochsenherz!" sagte dieser mit harter Betonung.

„Nun, sagen wir Trinkerherz, feiner ausgedrückt, Gelling; denn es wäre doch genierlich, wenn man vielleicht am Ende selber 'n Herz mit solch hübscher Aufschrift im Busen trüge — ahnungslos, hoffnungslos!"

„Du fühlst dich also leidend, herzleidend, Stackelhofen?" Der Kranke machte ein triumphierendes Gesicht. „Dann bist du am rechten



Stackelhofen zog das Portemonnaie . . .

Orte, und ich empfehle dir dringend meinen Arzt — selbstverständlich nimmst du sofort meinen Arzt, Stackelhofen!"

„Danke für dein teilnahmevolles Freudengeschrei, Gelling, bin gerührt bis in die Waden! Natürlich werde ich mich an deinen Arzt wenden, habe das nie anders vorgehabt. Aber sage, könnten wir nicht vor Tisch noch ein wenig durch das Nest bummeln, was? In ein paar Augenblicken bin ich zurück!"

„Aber Konfuchs!" Der Leidende verzog spöttisch das hübsche Gesicht. „In meinem Zustande! Was fällt dir denn ein? Ich bin ja noch ganz erschöpft von meinem Bade!"

„Ja, dann liegst du wohl den ganzen Tag hinter dem langweiligen Gitter und fängst Fliegen?"

„O, wenn ich mich wohl fühle, nach der Mittagsruhe, versuche ich fast täglich im Parke zu promenieren! Geb's aber allerdings in der Regel bald wieder auf."

„Reizende Aussicht, das!" brummte Stackelhofen. „Und wie geht's dir denn eigentlich, Konfuchs?" setzte er laut hinzu.

„Ja, weißt du, eigentlich nahezu erträglich. Das Herz macht sich, es ist nur noch ein ganz kleiner nervöser Fleck rechts oben vorhanden, erklärt



Der grosse Arzt des Herrn von Gelling besass einen seiner Grösse entsprechenden Wartesaal ...

mein Doktor. Aber diese allgemeine Depression — nicht zum Sagen, Stackelhofen!"

„Kleiner nervöser Fleck?" fragte Stackelhofen. „Ja, kann man denn das so genau örtlich bestimmen? Das ist mir neu!"

„Aber ich bitte dich, Stackelhofen, so 'n großer Arzt!"

„Na, dann auf Wiedersehen bei Tisch, Konfuchs."

*

„Portier!" Herr von Stackelhofen trat in die leere Loge.

„Der gnädige Herr befehlen?"

Stackelhofen zog das Portemonnaie: „Meinen Dank für Ihre wertvollen Dienste im voraus und eine kleine Abschlagszahlung pränumerando!"

Der blonde Portier verbeugte sich tief.

„Wer ist die Dame?"

„Die Dame in Weiß, gnädiger Herr?" Ueber das gutmütige, rosige Gesicht legte sich ein fast andächtiger Schimmer. „Fräulein Leonore von Ostenhusen, in Begleitung ihres schwer leidenden Herrn Vaters, eines pensionierten Hauptmanns, seit drei Wochen zum Kurgebrauche hier."

„Wie ist denn die Tischordnung, Portier?"

„Darf ich bitten, ich werde dem gnädigen Herrn den Speisesaal zeigen."

„Ach was, Portier, wozu? Sie lassen mir eben ein Couvert auflegen in der Nähe der Dame in Weiß!"

„Königin Luise," flüsterte der Portier. „Entschuldigen, so heißt die Dame hier ganz allgemein. Aber in ihrer Nähe, nein, das wird leider nicht wohl gehen."

„Und warum nicht? Wahrscheinlich schon alle Plätze in der Nähe besetzt?" Stackelhofen runzelte die Stirn. „Herr von Gelling in der Nähe, was?"

„Herr von Gelling speisen mit Herrn Assessor Schreckschuß an einem der separaten Tischchen; dort ist kein Platz mehr."

„Will ich auch gar nicht, Portier. Will in die Nähe der Ostenhusenschen Herrschaften!"

„Wird nicht gut gehen, gnädiger Herr. Diese Herrschaften speisen stets ganz allein ebenfalls an einem der separaten Tischchen." Der Portier zuckte ratlos die Achseln.

„Ist der Speisesaal besetzt?"

„Ziemlich stark; denn es speisen bei uns auch viele Pensionsgäste aus der Nachbarschaft. Aber einen Platz können wir an der langen Haupttafel schon noch für den gnädigen Herrn herausbekommen."

„Herausbekommen? Hören Sie, Portier, ich danke! Sie lassen mir unweigerlich ein Couvert auf das bewußte separate Tischchen legen! Ich verantworte die Geschichte."

Der Portier verneigte sich stumm.

VIII.

Der große Arzt des Herrn von Gelling besaß einen seiner Größe entsprechenden Wartesaal. Dort harrte auch Stackelhofen an einem der nächsten Vormittage geduldig auf eine Audienz.

Es war sehr heiß in dem düstern Raum, an allen Fenstern standen wartende Menschen, alle Polsterstühle, alle Diwans waren besetzt; da und dort wagte einer mit seinem Nachbarn zu flüstern; die meisten saßen still und in sich gekehrt; etliche lasen in Zeitschriften oder Prachtbänden. Es herrschte eine feierliche Stille, würdig des großen Geistes, des weltbekannten Wohlthäters der Menschheit, der, nur durch zwei Holzthüren von dem hilfesuchenden Volke getrennt, seines Amtes waltete, Tag um Tag, Woche um Woche, Saison um Saison.

Auch Stackelhofen konnte sich dem Einflusse der allgemeinen Stimmung nicht entziehen; schon zu lange hatte er inmitten all des menschlichen Elends gesessen, und nun begann er nachgerade zu — schwitzen.

Aber endlich schlug die Stunde seiner Befreiung, ein Livreediener glitt herein und rief in diskretem Halbflüstertone eine Anzahl Namen aus. Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Stackelhofen, trat unter dem berufenen Trüpplein in das Vorzimmer für männliche Patienten, entledigte sich mit Hilfe des Livreedieners seines Rockes, seiner Weste und seines Hemdkragens, hörte gerade noch die geflüsterten Worte: „Zuerst, bitte, gar nichts sprechen, der Herr Doktor lieben das vor der Untersuchung nicht!" Und nun stand er in der atmenden Nähe des Gefeierten.

Ergreifend stille war es in dem teppichbelegten Kabinett. Ein kleiner, korpulenter, weißbärtiger Herr watschelte auf den Riesen vom Strande der Ostsee zu, ein junger Mann mit goldener Brille und semmelblonden Haaren flüsterte: „Herr von Stackelhofen!" und reichte dem Meister das schwarze Stethoskop. Eine ungeheure rosarote Glatze blinkte unter dem Kinne des Leidenden, das Stethoskop ward auf seine linke Brust gesetzt. Stackelhofen begann im Geiste langsam zu zählen. Das Instrument wurde verschoben. ‚Fünfundvierzig, sechsundvierzig' hatte Stackelhofen erreicht, da trat der alte Herr schon mit einem erhabenen „Danke!" zurück, reichte dem Famulus das Instrument, kreuzte die Arme und zog sein rötliches Gesicht in ernste Falten. „Es — war — Zeit, — daß — Sie — nach Sprudelingen — kamen, — Herr —"



... das Stethoskop ward auf seine linke Brust gesetzt ...

„Von Stackelhofen," flüsterte der Famulus im Hintergrunde.

„Von Stackelhofen," sagte der Riese mit höflicher Verbeugung.

„Höchste Zeit!" wiederholte der Meister.

„Höchste Zeit, Herr Doktor, der Meinung bin ich auch!"

„Haben Sie außerdem schon Krankheiten durchgemacht, Herr — e — e —?" inquirierte der Arzt und wandte sich zum Schreibtische.

„Von Stackelhofen!" flüsterte der Famulus.

„Von Stackelhofen," grinste der Riese. „Ja, ich entsinne mich, Herr Doktor. Es ist zwar schon lange her, aber ich weiß es, als wär's gestern gewesen."

„Bitte, nur nichts Nebensächliches, Herr — e — e," sagte der Meister in ernstem Tone. „Meine Zeit ist sehr beschränkt."

„Als wär's gestern gewesen, Herr Doktor," fuhr der Riese unbeirrt fort. „War da Kirchweihe bei uns, nahm mich ein Bedienter ohne Wissen meiner Eltern, ich war — na, gestatten,



Der Meister zog den Chronometer.

Herr Doktor —, ich werde so 'n zwölfjähriger Bengel gewesen sein, er nahm mich also mit. Na, den Rest können sich der Herr Doktor denken — Bier, Zigarren — acht Tage lang bin ich nach der Geschichte in der Klappe gelegen."

„Aber ich bitte Sie, Herr — e — e," — der Arzt erhob sich — „nur nichts Nebensächliches!"

„Nebensächliches?" Herr von Stackelhofen machte ein verwundertes Gesicht. „Für mich ist dieser Vorfall durchaus nichts Nebensächliches, er bedeutet sozusagen meinen Eintritt in die Mannesjahre; denn von jenem Tage an —"

„Ich habe Ihnen nunmehr die ersten Bäder ordiniert," unterbrach der Meister den Redestrom mit erhobener Stimme. „Wir beginnen mit Thermalbädern. Hier, diese Verschreibung wollen Sie jedesmal dem Badediener vorweisen. Am dritten Tage Pause; da finden Sie sich gefälligst wieder bei mir ein. Ihr Beruf?"

„Rittergutsbesitzer, Herr — e — e Doktor."

„Haben viel Zeit zur Verfügung, oder nicht?"

„Solange meine Anwesenheit hier nötig sein wird, bleibe ich."

„Gut, Sie wissen, die gewöhnliche Dauer der Kur beträgt vier bis fünf Wochen. Manche Patienten behalte ich jedoch eventuell gern etwas länger unter meinen Augen."

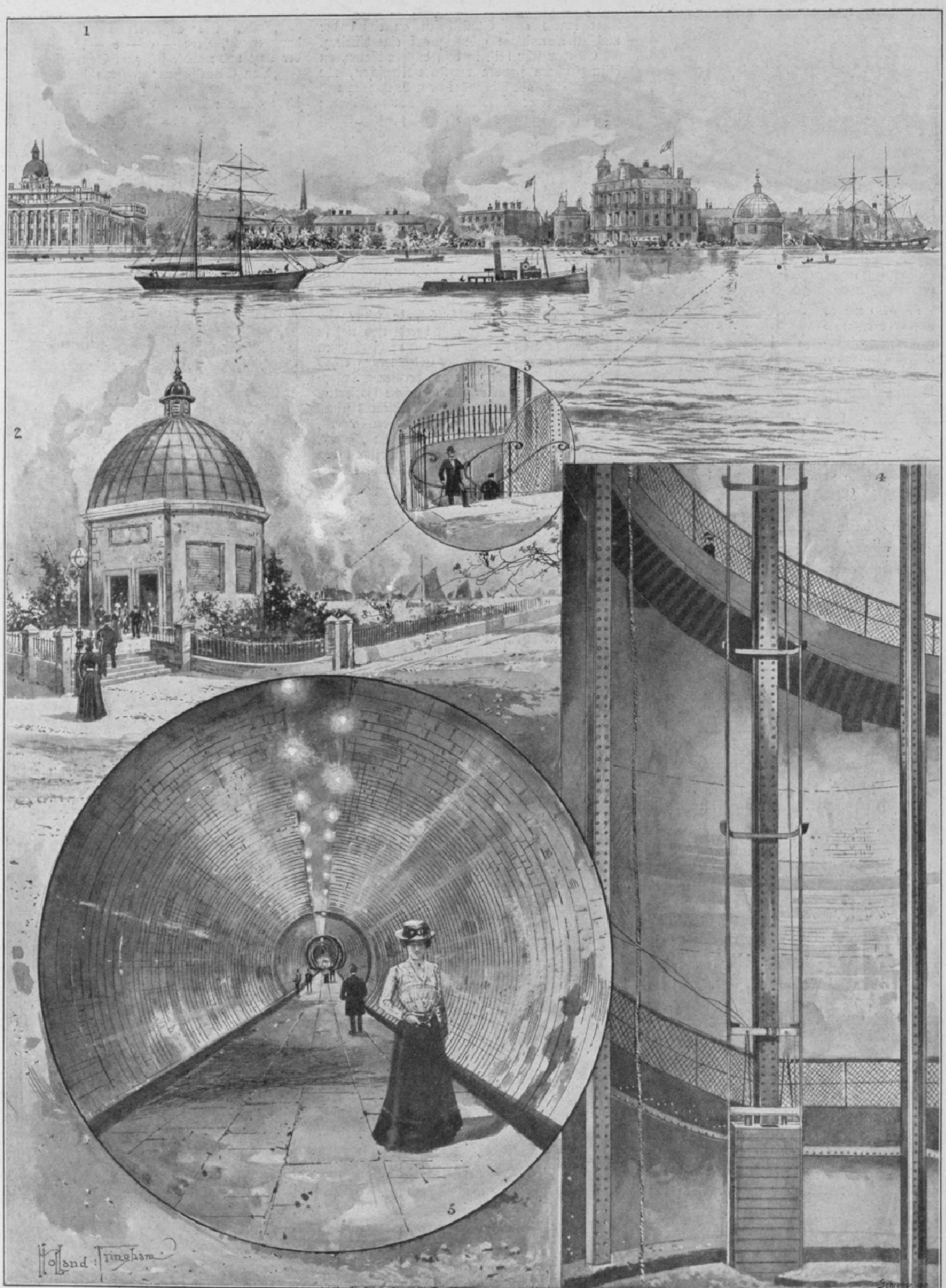
„Begreife vollkommen, Herr Doktor. Ich bin ganz Herr meiner Zeit. Darf ich nun aber auch bitten, mir über den Befund Ihrer Untersuchung —?"

„Darauf werden wir im Verlaufe der Kur zurückkommen," entgegnete der Meister mit Würde. „Ich pflege mich anfangs nicht auszusprechen."

„Und noch eine Frage," begann Stackelhofen.

„Bitte, meine Zeit ist zwar sehr beschränkt." Der Meister zog den Chronometer.

„Ich ersuche, meine Frage als den Beginn einer von der vorigen getrennten zweiten Konsultation zu betrachten!" Der Riese in Hemdärmeln verneigte sich höflich.



1 Tunnelturm auf der Greenwicher Seite. — 2. Oberirdischer Teil des Tunnelturmes. — 3. Treppenhaus. — 4. Elektrischer Aufzug. — 5 Im Tunnel.

Der neue Tunnel unter der Themse zwischen Greenwich und Millwall.

Nach einer Zeichnung von Holland Tringham. (Text Seite 1002.)



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Römische Mädchen beim Würfelspiel.

Nach dem Gemälde von Henryk Siemiradzki († den 23. August 1902).

„Bitte,“ lenkte der Meister geschmeidig ein, „wie Sie wünschen!“

„Es handelt sich um meinen Freund, den Herrn von Gelling, der ebenfalls in Ihrer Behandlung ist.“

„Ach richtig, der alte, kleine, graue Herr mit der Herzmuskeldegeneration!“

„Entschuldigen, Herr von Gelling ist dreißig Jahre alt, hellblond, nur einen halben Zoll preußisch kürzer als ich —“

„Ach natürlich, der Herr von Belling, der seit vierzehn Tagen in meiner Behandlung steht, gewiß!“

„Gelling, Herr Doktor, und seit sieben Wochen!“

„Rittergutsbesitzer, nervöse Herzaffektion,“ soufflierte der Famulus, der unterdessen hastig in einer dicken Strazze geblättert hatte.

„Ach, gewiß, gewiß! Es kommen mir eben auch so viele Namen unter — nun, und womit kann ich dienen?“

„Ich beobachte, Herr Doktor, diesen Gelling seit drei Tagen.“

„Gewiß, gewiß! Fast geheilt, nur an der Herzspitze noch 'n kleiner nervöser Fleck.“

„Rechts oben, Herr Doktor.“

„Natürlich, rechts oben, habe mich nur versprochen.“

„Herr Doktor, gestatten Sie mir die ergebenste Frage: halten Sie diese Bäder nicht unter Umständen für sehr stark?“

„Welche Frage, mein Herr! Stark sollen sie doch sein, wo bliebe sonst die Wirkung?“

„Gewiß!“ Stackelhofen verneigte sich. „Doch Sie gestatten, Herr Doktor, ich bin nur 'n Laie, vollkommen Ignorant in medizinischen Dingen, aber mir gefällt das Allgemeinbefinden meines Freundes nicht. Fast den ganzen Tag liegt er umher, ist reizbar, schwermütig, hat schlechten Appetit. Kurzum, Sie sehen ihn ja nur alle drei Tage ein paar, hm, ein paar Sekunden; ich beobachte ihn nun seit drei Tagen fortgesetzt. Er hat bis jetzt achtunddreißig Thermalbäder genommen —“

„So? Danke! Werde mir die Sache notieren.“ Der Meister nickte zum Zeichen, daß die zweite Audienz ebenfalls beendigt sei. „Und was Ihre Kur betrifft, mein Herr, halten Sie sich strikte an meine Vorschriften, und ich garantiere Ihnen einen schönen Erfolg —“

Ernst von Stackelhofen verbeugte sich formell.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Tunnel unter der Themse zwischen Greenwich und Millwall.

(Hierzu das Bild Seite 1000.)

Greenwich ist eine Vorstadt Londons, unterhalb der Hauptstadt am südlichen Themse-Ufer (9,6 Kilometer von London-Bridge) und auf der Westseite völlig mit der Metropole verwachsen. Es ist weltberühmt durch sein großartiges ehemaliges Seemannshospital für invalide Seeleute und durch die Nationalsternwarte, von der aus täglich zweimal, um 10 und um 1 Uhr, die „Greenwicher Zeit“ nach allen Teilen des britischen Reiches telegraphiert wird. Auch ziehen über diese Sternwarte die Engländer und nach ihrem Vorgange die Seekarten überhaupt ihren Meridian, d. h. sie rechnen von dem Punkt aus, wo das Mittagsfernrohr des Observatoriums steht, die geographischen Längen der Erdoberfläche. Gegenüber Greenwich liegt am andern Ufer der Themse Millwall, und zwischen diesen beiden Orten ist nun eine Verbindung unter dem Flußbett der Themse weg durch einen am 4. August dem allgemeinen Verkehr übergebenen Tunnel hergestellt worden. Der älteste unter den Unterwassertunnels, die London außerdem aufzuweisen hat, ist der erste Themsetunnel, in den Jahren 1825 bis 1841 von Isambert Brunel ausgeführt, der zwei Röhren enthält und anfangs für zwei Fahrstraßen bestimmt war, bis er später für zwei Eisenbahngeleise eingerichtet wurde. 1870 wurde ein kleinerer Tunnel (Tower subway) für Personenverkehr beim Tower erbaut; 1892 begann man mit dem Bau des vor zwei Jahren eröffneten Blackwell-Straßentunnels bei Greenwich, der als ein gewaltiges Eisenrohr ausgeführt und für Fußgänger und Wagenverkehr eingerichtet ist. Außerdem hat man zwei Tunnels (City of London and Southwark subway) für elektrische Bahnen oberhalb der London- und Waterloobrücke hergestellt. Auch Wapping, der zur Grafschaft Middlesex gehörende östliche Stadtteil Londons, im Süden der Docks, steht mit Rotherhithe durch den Wappingtunnel in Verbindung. Die Anlage des neuen Themsetunnels zwischen Greenwich und Millwall ist seitens des Londoner Grafschaftsrates nach dreijähriger Arbeit mit einem Kostenaufwand von nahezu 2½ Millionen Mark hergestellt worden. Die Bohrungen unter dem Themsebett selbst nahmen jedoch nur acht Monate in Anspruch. Auf jeder Seite des Flusses gelangt man in einem oben durch eine Kuppel abgeschlossenen Turm, der im Innern einen elektrischen Fahrstuhl und eine Wendeltreppe hat, zum Tunnel. Die Skizze 1 unsrer Abbildung zeigt den Turm auf der Greenwicher Seite, in der Nähe des Ship-Hotels. Die punktierte Linie giebt die Richtung des Tunnels, der die Themse in schräger Richtung kreuzt, unter dem Flußbett an. Er mißt 1217 Fuß englisch (1 englischer Fuß = 0,3048 Meter) in der Länge, 11 Fuß im Durchmesser und befindet sich 60 Fuß unter dem Hochwasserspiegel, bezw. 13 Fuß unter dem Flußbett. Skizze 2 stellt den oberirdischen, pavillonartigen Teil des Turmes dar. Die beiden als Eingänge dienenden Kuppeltürme haben je 35 Fuß Durchmesser. Skizze 3 versetzt uns in das Treppenhaus eines Turmes, während Skizze 4 den elektrischen Aufzug zeigt. Skizze 5 endlich giebt eine Durchschnittsansicht des Tunnels, der ein technisches Meisterwerk darstellt und nach dem bereits bei verschiedenen Unterwassertunnels bewährten Verfahren von Greathead ausgeführt worden ist. Dabei wird die kreisrunde Tunnelröhre aus eisernen, segmentweise zusammengeschraubten und innen mit Zementmörtel verkleideten Ringen gebildet. Am jeweiligen vorderen Ende („vor Ort“) der Arbeitsstrecke umgiebt die fertige Röhre ein nur wenig weiteres Röhrenstück, das man jedesmal um eine bestimmte Länge vorschiebt, um darunter die fertige Röhre um einen Ring zu verlängern. Damit dies geschehen kann, ohne daß Erde und Wasser eindringen, ist der verschiebbare vordere Rohrteil mit dem sogenannten Schild versehen, einer Wand mit verschließbaren Oeffnungen oder mit Zellen. Zwischen diese und den fertigen Teil des Tunnels wird eine zweite, mit einer Luftschleuse versehene Wand eingeschaltet und der dadurch entstehende Raum mit Druckluft gefüllt, die dem äußeren Druck des Wassers das Gleichgewicht hält und dieses am Eintritt verhindert. Zwischen Schildwand und Tunnel werden nun zahlreiche Wasserdruckpressen eingesetzt, die mit sehr starker Gewalt den Schild vorwärts in das Erdreich drücken. Das langsam in die Oeffnungen dringende Erdreich befördert man durch die Luftschleuse hinaus oder läßt es bei breiiger Beschaffenheit durch ein Bodenrohr mittels der Druckluft hinausdrücken. Der Zwischenraum zwischen Schildrohr und dem fertigen Tunnelrohr wird durch Stahlfedern oder Gummiringe dicht gemacht und der beim jedesmaligen Vorrücken des Schildrohrs entstehende kleine Hohlraum durch rückwärtiges Einpressen von Zementlösung ausgefüllt. Der neue Tunnel steht dem Blackwelltunnel insofern nach, als er nur für Fußgängerverkehr eingerichtet ist, während in jenem auch Wagen verkehren können. Dafür ist er durchaus modern ausgestattet und übertrifft an Sauberkeit und Helligkeit alle übrigen Londoner Unterwassertunnels.

Fred Morris.

Heimatgruss.

Das will mich heute nicht verlassen,
Aus fernen Zeiten klingt's hervor,
Im bunten Lärm der Grossstadtgassen
Tönt's noch vernehmlich an mein Ohr:

Wie windbewegter Wälder Klingen
Und Drosselruf im Abendschein,
Wie wenn von Bergen Quellen springen
Durch Moos und Farn und Felsgestein.

Und bald wie fröhlich Lachen wieder:
Ein Knabe kommt — und ist schon weit;
Verklingend grüssen seine Lieder,
Die Lieder goldner Kinderzeit.

Aus Sommernächten, sternenklaren,
Harmonika- und Zitherklang,
Und Schäkern von verliebten Paaren
Ein waldumrauschtes Dorf entlang . . .

Das lockt und will nicht von mir lassen,
Die Seele giebt der Sehnsucht Raum
Und trägt durch laute Grossstadtgassen
Wehmütig ihren Heimattraum.

Paul Heinicke.

Die alte und die neue „Frauenlob“.

(Hierzu das Bild Seite 1007.)

Welche gewaltigen Fortschritte die Schiffbautechnik im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte gemacht hat, erhellt deutlich aus unsrer Abbildung. Sie führt uns die alte und die neue „Frauenlob“ vor Augen. Ein Geschenk der Frauen, die im Anfang der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts auch ihrerseits zur Stärkung der Wehrkraft unsers Vaterlandes zur See beisteuern wollten und durch freiwillige Gaben die Vermehrung der preußischen Marine um ein Kriegsfahrzeug ermöglichten, wurde der kleine Schoner „Frauenlob“ im Jahre 1854 auf der Lübkeschen Werft in Wolgast erbaut und am 25. August desselben Jahres vom Stapel gelassen. Prinz Adalbert, der den Oberbefehl über die preußische Marine führte, vollzog die Taufe des Schiffes, für das König Friedrich Wilhelm IV. in zartsinniger Weise den Namen Frauenlob gewählt hatte. Zwei Jahre später erfolgte die erste Indienststellung des Schiffes, und 1859 nahm das Fahrzeug unter dem Befehl des Leutnants erster Klasse Reetzke zusammen mit den Schiffen „Arcona“, „Thetis“ und „Elbe“ an der ersten preußischen Expedition nach Ostasien teil, von der es nicht wieder zurückkehren sollte. Die alte „Frauenlob“ war ein Schoner, der nur Vor- und Gaffelsegel führte, aber bei achterlichem Winde auch einen Breitfock setzen konnte, dessen Rahe für gewöhnlich auf und nieder am Fockmast festgelascht war. Ein einziges Geschütz, zwischen den beiden Masten in Pivotlafette plaziert, bildete die artilleristische Bestückung. Davor stand auf dem Deck die kleine Kombüse (Küche). Alle Wohnräume für die Besatzung (einschließlich der Offiziere 42 Köpfe), befanden sich unter Deck. Hinter den Großwanten und am Heck waren in verhältnismäßig langen Davits die drei Boote aufgehängt. Das Schiff segelte gut beim Winde und verhältnismäßig ruhiger See, nahm jedoch bei hohem Seegang viel Wasser über. Am 2. September 1860 fiel der Schoner in den japanischen Gewässern einem Taifun von besonderer Heftigkeit zum Opfer und ging mit der ganzen Besatzung unter.

Die neue „Frauenlob“ ist der neueste kleine Kreuzer der deutschen Marine und erst am 22. März d. J. auf der Werft der Aktiengesellschaft Weser vom Stapel gelaufen. Sie wurde als das neunundzwanzigste Fahrzeug dieser Gattung eingereiht; ihre achtundzwanzig Vorgänger sind: „Medusa“, „Amazone“, „Ariadne“, „Thetis“, „Nymphe“, „Niobe“, „Gazelle“, „Hela“, „Geier“, „Gefion“, „Seeadler“, „Condor“, „Cormoran“, „Bussard“, „Falke“, „Irene“, „Prinzeß Wilhelm“, „Schwalbe“, „Sperber“, „Meteor“, „Komet“, „Jagd“, „Arkona“, „Alexandrine“, „Greif“, „Blitz“, „Pfeil“, „Zieten“. Die „Frauenlob“ gehört einem neuen Schiffstyp an, der mit dem der „Nymphe“ große Aehnlichkeit besitzt. Sie ist aus Stahl erbaut und hat bei 110 Metern Länge, 12,3 Metern Breite und einem Tiefgang von 4,8 Metern ein Deplacement von 2715 Tonnen. Die beiden Zwillingsschrauben werden von zwei stehenden viercylindrigen Maschinen mit dreifacher Expansion getrieben, und man hat die Maschinenleistung bei voller Kraftentfaltung auf 8000 Pferdekräfte und die Maximalgeschwindigkeit des Schiffes auf 22,0 Seemeilen berechnet. Die Dampfstrecke, die das Schiff zurücklegen kann, ohne einen Kohlenhafen anlaufen zu müssen, beträgt rund 6000 Seemeilen (11000 Kilometer). Die Maschinen und Kessel liegen ganz und gar unterhalb der Wasserlinie und sind durch ein flachgewölbtes, horizontales Panzerdeck gegen Schüsse von oben gesichert. Die Armierung setzt sich aus zehn 40 Kaliber langen 10,5 Centimeter-Schnellfeuergeschützen und zehn 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen zusammen; zwei Lancierrohre für 45 Centimeter-Torpedos bilden die Torpedoausrüstung. Wie bei allen modernen Kriegsschiffen ist auch bei dem Kreuzer „Frauenlob“ ein gepanzerter Kommandoturm vorhanden, in dem sich die Kommandoelemente (Gefechtsruder, Maschinentelegraphen, Sprachrohre u. s. w.) befinden, und worin der Kommandant im Gefecht seinen Stand nehmen soll, um nach Möglichkeit gegen das Feuer der feindlichen Schnellfeuerkanonen und Maschinengeschütze gesichert zu sein. Besonders groß sind die Kohlenbunker bemessen, die nicht weniger als 700 Tonnen (à 20 Ztr.) Steinkohlen zu fassen vermögen. Der Bug des Schiffes springt weit vor, und die beiden schlanken Pfahlmasten verleihen dem Schiffe im Verein mit den leichten, eleganten Formen ein sehr gefälliges Aeußere. Die Besatzung besteht aus 8 Seeoffizieren, 2 Marineingenieuren, 1 Sanitätsoffizier, 1 Zahlmeister, 12 Deckoffizieren

und 235 Unteroffizieren und Mannschaften, also im ganzen 259 Köpfen.

Zur Erinnerung an die alte „Frauenlob“ wurde der neue Kreuzer auf Befehl des Kaisers auf den gleichen Namen getauft, und Admiral Büchsel, der bei dieser Gelegenheit die Taufrede hielt, betonte besonders, daß der Kaiser die Erinnerung erhalten wolle an jenes Schiff, das deutsche Frauen seinem Ahn schenkten, und an jene Männer, die mit diesem Schiff im fernen Osten auf dem Meeresgrunde schlummern. Möge der neuen „Frauenlob“ stets glückliche Fahrt beschieden sein! **M.**

Sommertage am Golf von Salerno.

Von

F. Biehringer.

Im Gegensatz zu dem öden Heidelande um Pästum erscheint die Landschaft um Salerno doppelt reizvoll. Stattliche Berge mit seltsamen Formen, die an die Dolomit- und Steinberge der Alpen erinnern, ragen auf, das Meer strahlt in tiefer Bläue, und die Fruchtbarkeit der Gegend entzückt das an ödere Formen gewöhnte Auge. Bis hoch an den Berghang hinauf schlingt sich als schattiger Laubgang die Rebe, Türme krönen von altersher die Höhen, auf denen das graue Laub des Oelbaums mit dem frischen Grün der Rebe sich mischt, Lorbeer- und Kakteenhecken umschließen das freundliche Landgut, Myrtengebüsch guckt neben der Aloe, dem Granatbaum hervor, und die Zitronen- und Pomeranzengärten strotzen in üppiger Fülle. Und in solch köstlicher Gegend, von steilen, zackigen Bergen umschlossen, vom Meere bespült, liegt Salerno, die hochberühmte Stadt des Mittelalters, von den Dichtern oft besungen, von den Trümmern der Burg überragt, die, einst von Longobarden gegründet, nach hartnäckigem Widerstand von Robert Guiscard im Jahre 1077 zerstört wurde. Gleich den Spitzen und Zacken, mit denen die Natur in seltsamen Formen manchen Bergriesen krönt, liegt das alte Felsenschloß auf dem steilen Hügel, wie verwachsen mit dem Gestein. Dahinter erhebt sich auf steilerer Anhöhe noch ein Wartturm, der früheren Geschlechtern als Hüter des Landes und Wächter des Meeres gedient haben mag, heute aber zerfallen nur als ein malerisches Bild über Salerno thront. So grüßen von den Höhen herab die Zeugen entschwundener Größe, während am Strande, an dem die Stadt im Halbkreis hügelansteigend sich ausdehnt, nicht ein einziges Bauwerk an die glänzenden Tage des Mittelalters erinnert, wo die Schule Salernos, reich an medizinischem Wissen, sich des höchsten Ansehens in ganz Europa erfreute. Erst inmitten der Stadt, in den engen, winkligen Gassen, wo das echt italienische Treiben sich entfaltet und das ganze Leben der Bewohner sich auf der Straße abspielt, bunter noch wie in Neapel, in fast orientalischen Bildern, wird der Gedanke an die Vergangenheit wach. In dem Volke, das hier unten wohnt, das zähe am Alten haftet, pflanzen Sitte, Gewohnheit sich durch Jahrtausende fort, und manches, was wir in den Wandbildern des alten Pompeji dargestellt sehen, mag es nun häusliche Verrichtung oder das Handwerk betreffen, findet sich unverändert, treu durch der Zeiten Lauf überliefert, in der oder jener Gegend des südlichen Italiens wieder. Abgesehen aber von den altertümlichen Sitten, die Salerno mehr oder weniger mit jeder größeren Ansiedlung hier unten teilt, wird der Geist der Vergangenheit lebendig beim Anblick des mächtigen Baues, der sich bescheiden in den engen Gassen verbirgt, der Kathedrale. Durch die Sarazenen zerstört, ist sie im Jahre 1080 durch Robert Guiscard prächtiger wie vordem wieder aufgebaut worden.

Salerno macht in seinen engen Straßen einen viel saubereren Eindruck als die Ortschaften um Neapel herum; auch die Bevölkerung scheint hier weniger zudringlich zu sein. In der Straße am Meere, auf der herrlichen Strandpromenade mit den stattlichen Bauten, wo es sich unter dem schattigen Laubdach der Eichen angenehm lustwandeln läßt, herrschte reges Leben und Treiben, denn es war Jahrmarkt. Des tollen Treibens bald müde, flüchteten wir, als der Mond aufgegangen war und der volle Zauber einer südlichen Nacht uns umgab, auf leichtem Nachen hinaus in das offene Meer und schwelgten im Anblick der terrassenansteigenden Stadt und der wildgezackten Berge, die sie doch so lieblich umgeben.

Noch mehr aber steigert der Reiz der Landschaft sich, wenn man von Salerno die Straße, die hoch am Abhang immer am Meer entlang führt, nach Amalfi wandert. Die steile, felsige Küste, deren schroffes Gestein steil in die See hinabfällt, und von der nur da, wo eine Klippe weiter in die blaue Flut vorspringt, alte, festgefügte Türme heraufschimmern, die in früheren Zeiten zur Abwehr gegen Seeräuber und Sarazenen erbaut wurden, bildet den seltsamsten Gegensatz zu der üppigen Vegetation, die hier oben diese wilden Felsberge teilweise bedeckt und mit neusprossendem Leben umkleidet. Zitronengärten, von sanft murmelnden Bächlein getränkt, klettern hoch am Bergrücken hinauf, und der Früchte leuchtendes Gelb schimmert verheißungsvoll durch das glänzende Laubwerk; stattlich streckt der Johannisbrotbaum die mächtigen Aeste zum Himmel, und der Schoten dunkles Braun sticht wunderlich ab gegen die vielgefiederten Blätter; Weinstock und Feigenbaum, in seltener Größe, über und über mit Früchten behangen, und der Oliven graugrünes Laub, des Granatbaumes rotschimmernde Blüten und stattliche Aepfel, der Platane hochstrebender Stamm und der niedere Lorbeer gedeihen wildwuchernd am Wege oder in den von Menschenhand sorglich gepflegten Gärten. In den zahlreichen Buchten, die die brausenden Wogen des Meeres vor Zeiten geschaffen, liegen, an die Abhänge sich anschmiegend, zahlreiche Ortschaften mit freundlichen, sauber dreinschauenden Hütten. Kletterrosen vom zartesten Gelb bis zum feurigsten Rot und zierliche Schlinggewächse, der Malve tiefblaue Blüten umranken das weiße Gemäuer der Loggien oder des Thores gewölbten Vorraum. Hier sitzen die Frauen mit den tiefgebräunten Gesichtern und handhaben die Spindel, blicken neugierig den Vorüberwandelnden nach oder bieten Zitronen zur Labung. Strahlender Himmel, blauschimmerndes Meer, Hochgebirgscharakter und südliche Fruchtbarkeit: könnte es für ein Menschenauge, dessen Blick für die Offenbarungen der Natur, für ihre Pracht und Fülle empfänglich ist, etwas Beglückenderes und Köstlicheres geben?

Da, wo einst an der Spitze seiner Genuesen Andrea Doria die stolze Flotte Kaiser Karls V. schlug, da, wo Salerno und seine lachende Bucht dem Blick sich entziehen und das reich bebaute Ufer von Amalfis Küste erscheint, am Kap d'Orso, das beide Gegenden scheidet, gestaltet sich der Blick in die Tiefe am großartigsten. Steiler noch wie vordem stürzt die felsige Küste ins Meer hinab in grotesken, wildromantischen Formen; auf der äußersten Spitze, die weiter ins Meer hinausragt, liegt einer der vielen, trutzigen Türme. Oede ist hier der Pfad, von Menschen verlassen, nur oben an dem Gestein klebt ein seltsames Gebäude, einem Befestigungswerke vergleichbar. Aber nicht zur Schutzwehr gegen feindliche Angriffe wurde in die hohle Felswand hinein das Bauwerk errichtet, Katakomben birgt es, die Grabstätten friedlicher Mönche. Welch wundersamer Gedanke, Höhlungen, die die Natur selbst hier geschaffen und die fast unzugänglich erscheinen, zum Ruheplatz der Toten zu wählen!

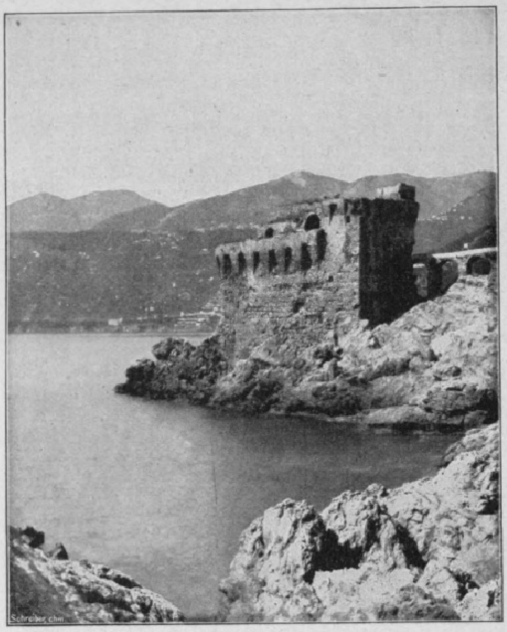
Langsam senkt sich von nun an die Straße in die Tiefe, wo am Ende der Bucht und am Eingang des Thales von Santa Maria Majori das stattliche Städtchen und der kleinere Ort Minori liegen. Nahe am Wasser entlang, dessen brandende Wogen den starren Fels unterspülen, Höhlungen schaffend, die der neugierige Fremdling besucht und die dem Fischer zu mancherlei Zuflucht dienen, führt der Weg weiter, und die Nähe Amalfis kündet durch Bettler sich an. Was man auch über Amalfi und seine Bevölkerung geschrieben, Gutes und Böses, begeistertes Lob und herben Tadel: eines steht fest, daß die Lage des Ortes an überwältigender Schönheit kaum ihresgleichen hat! Sei es, daß man versunken verweilt in dem Anblick der schweren, schwarzblauen Wogen des Ozeans, die an dem Felsenvorsprung des Sarazenenturmes sich brechen, sei es, daß man im Kloster oben am Berghang in den schattigen Weinlaubgängen umherwandelt, wo der Blick sich verliert auf die fernherschimmernde Küste von Kap d'Orso bis zu den Bergen des in Duft verschwimmenden Kaps von Ponte Licosa und wo das Meer nach Mittag zu unendlich, grenzenlos am Horizonte sich ausdehnt; sei es, daß man das enge, von steil ansteigenden Bergen umschlossene Mühlthal durchwandert, wo die Luft würzig und frisch weht und das Meer nur wie ein Streif hinter der engen Schlucht in der Ferne erscheint: immer ist Amalfi schön, schön im ersten Glanze des Frührots, in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, wenn das Meer wie im Purpur erglänzt, und bei des Mondes silbernem Schein, der die Nacht dort zauberisch erhellt. Aber klein ist Amalfi heute, von der Höhe gesunken, die im Mittelalter es so kühn gemacht, mit Genua und Pisa um die Meeresherrschaft zu ringen. Doch die See selbst, statt bezwungen zu werden, hat den Weg in die Bucht sich tiefer gebahnt und die untere Stadt vollständig verschlungen. So blieb nur der Teil Amalfis erhalten, der in der engen Schlucht, die der plätschernde Mühlbach durchfließt, an den Felsen terrassenförmig emporklettert. Ein buntes Gewirr von Gäßchen, Thorbogen und Brücken in der Thalsohle und steinerne Treppen, die die Abhänge hinanführen, verbinden die einzelnen Häuser. Ueberall aber drängt sich die üppigste Vegetation durch. Weinberge, Zitronen-, Pomeranzengärten und Oelbäume steigen zwischen den Häusern hoch an den Felswänden empor, in den Spalten des Gesteins wuchern üppig der Epheu und zierlich gefiederte Farne, und selbst die Dächer sind in liebliche Blumengärten verwandelt. Außen am Hafen der einst so reichen, glücklichen Stadt ist es still geworden. Da, wo einst stolze Kauffahrer, mit des Morgenlandes Schätzen beladen, gelandet, hält selten ein Dampfboot, leer steht die Reede, verhallt ist der Sprachen dumpfes Gewirr, des Welthandels geschäftiges Treiben; schwanke Boote nur schaukeln sich auf den Wellen oder liegen hoch im Sande des Ufers, das die feuchten Netze der Fischer weithin bedecken.

Auch die kleine Piazza nahe dem Strande mit den hohen, ärmlich dreinschauenden Häusern macht einen recht herabgekommenen Eindruck. Nur die Kathedrale, zu der breite Freitreppen hinaufführen, will zu dem einfachen Bilde nicht passen und erinnert an frühere Zeiten, wo Longobarden, Sarazenen und Normannen um die Herrschaft der Küste gerungen. Auch sie stammt, gleich dem Dom in Salerno, aus dem 11. Jahrhundert, zeigt aber in der bunten Fassade, der musivischen Vorhalle und den mit Niello geschmückten Thüren aus Bronze mehr Anklänge an Byzanz, während bei dem Glockenturm aus dem 12. Jahrhundert, der mit Säulen aus Pästum geziert ist, maurische Einflüsse hervortreten. Im Innern legt sich seltsamerweise an den dreischiffigen Bau zur Linken noch ein Seitenschiff an, das als selbständige Kirche benutzt wird. In der Krypta, die sich unter dem Chor wölbt, liegt der Apostel Andreas begraben, und San Andrea heißt darum die Kirche. Aus dem Mittelalter stammt ferner das am Berghang gelegene Kloster, einst von Kapuzinern bewohnt, heute die Einkehr der Fremden. Noch sind der Kreuzgang, das Refektorium, eine der Zellen erhalten, nur die Kirche ist in die Tiefe gestürzt, als vor einigen Jahren ein gewaltiger Block von dem überhängenden Fels sich löste und sie und ein ganzes Hotel hinunter ins Meer mit sich riß. Noch zeigt man die Stelle, weithin kenntlich durch das hellere Gestein, das gar seltsam gegen die dunklere Felswand absticht.

Aber auch in der Luna, dem Gasthof am Meer, dem Sarazenenturm gegenüber, ist es gut sein, besonders des Abends, wenn des Mondes silberhelle Scheibe über die Höhen von Salerno langsam emporsteigt und die tiefblaue Flut mit magischem Lichte übergießt. Mönche haben auch hier in dem burgartigen Bau, zu dem breite Treppen hinanführen, gehaust. Noch zeigt man auf der Terrasse oben die Sitze, Armstühle aus Stein, stattlich und reichlich bemessen für wohlbeleibte Gestalten, in denen die Mönche, den Blick auf Amalfi gerichtet, der lauschigen Kühle des Abends sich freuten. In den Zellen aber, die die frommen Brüder einst gebaut, wohnt heute der Fremdling, und fröhliches Lachen und Scherzen tönt in den Gängen; nur abends, wenn es still geworden und das Mondlicht flüchtig über den Kreuzgang und das Gärtchen mit der Zisterne huscht, wird die Vergangenheit wach, und das erregte Gemüt bevölkert im Geiste mit den Gestalten der ernsten Mönche die Halle. Ja, Amalfi ist schön und reich an wechselnden Bildern, ein Paradies auf der Erde!

Herrlich ist aber auch der Ausflug von Amalfi über Atrani, den sauberen Ort mit den seltsam verschlungenen Gassen, zu denen labyrinthisch Treppen und Trepplein führen, in das dahinter aufsteigende Bergthal nach der Höhe, auf der Ravello liegt. Ein schattiger Waldpfad, überwölbt von mächtigen Kastanien, windet sich an der Ostseite des Thales durch enge Schluchten empor zu dem kleinen Städtchen, während die Westseite bis hoch an den Berghang hinauf mit Zitronengärten bepflanzt ist; nur die Gipfel der Berge sind kahl, öde und steinig und lassen die schroff abfallenden Felswände vielfach durchhöhlt erscheinen. Da oder dort ragt auf einsamer Höhe ein alter Wartturm oder eine zerfallene Burg aus der Sarazenenzeit empor; zahlreiche Ortschaften lagern am Berge, deren Kirchtürme mit den steinernen Kuppeln sarazenischen Einfluß verraten. Auch oben in Ravello sind Ueberreste aus jener Zeit, Zeugen einstiger Größe und Macht erhalten. Ein Thorturm, der zu dem maurischen Schlosse gehörte, das heute den Wohnsitz einer reichen Engländerin bildet, führt zu dem

schattigen, reich mit Blumen und exotischen Pflanzen geschmückten Garten. Von Cypressen überragt, von Hortensien und Rosen umgeben, liegt das alte Gebäude inmitten des duftenden Gartens, als Ueberrest des einst viel weiter ausgedehnten Baues. Eine Halle mit maurischen Säulen, die das schwere Gewölbe tragen, und einen Säulengang von seltener Schönheit birgt das Innere des Schlosses. Wohl erhalten sind hier die doppelt gepaarten schlanken Säulchen und der Bogen spitz zulaufende Form; Blendarkaden und reiche Ornamentik bedecken des Hofes altes Gemäuer, um das malerisch die Winde sich schlingt. Aber fast noch köstlicher als diese Zeugen aus vergangenen Tagen ist die Lage des Maurenschlosses hoch über dem brandenden Meere und der Blick von dem weißen, mit Wein überwucherten Säulengang, den farbenprächtige Blumen umgeben, auf die fruchtbare Küste von Majori bis Kap d'Orso, die ferneren Berge und die wogende See. Auch in dem Dom des heiligen Pantaleon, der auf freiem, von hohen Platanen beschattetem Platze sich erhebt, sind noch mancherlei Erinnerungen aus früherer Zeit erhalten. Chorschranken, aus weißem Marmor zierlich gemeißelt und reich mit Mosaiken verziert, ein Ambo (Kanzel) derselben Art, dessen gewundene Treppe von sechs Löwen getragen wird, und die mit Niello eingelegten Bronzethüren am Eingang der Kirche mögen dem 12. Jahrhundert, der Zeit der Normannenherrschaft, entstammen.



Alter Wartturm an der Küste von Amalfi.

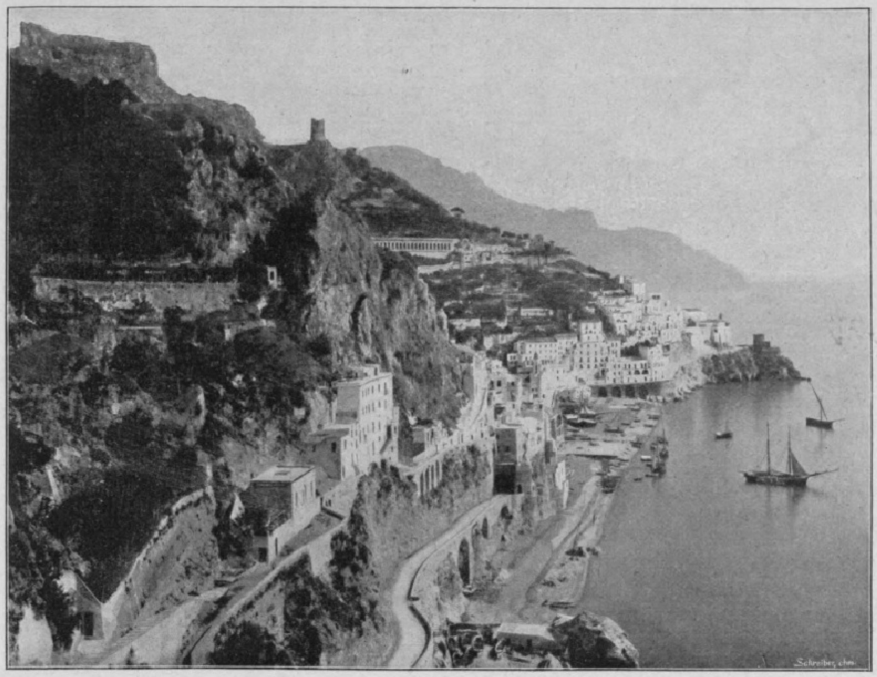
Der Charakter der Gegend, der zwischen Salerno und Amalfi schon den Wanderer entzückt, die Vereinigung von des Südens unbeschreiblicher Pracht und der wilden, felsigen Küste, die steil nach dem Meere abfällt, gewinnt fast mehr noch an Reiz, an wildromantischer Schönheit hinter Amalfi nach Positano zu. Steil stürzen von schwindelnder Höhe hier die Felsmassen hinunter ins Meer in seltsam zerklüfteten Formen, tiefe Höhlen durchziehen den Fels, und des Himmels heitere Bläue schimmert von oben herab durch manch gigantisches Thor, das die Natur einst hier geschaffen unter der Gipfel schroff aufsteigenden Zacken. Viel sind der Schluchten, denen die Straße oben am Berghange folgt, weit vorspringend ins Meer und tief ins Land sich zurückziehend, und reich ist der Wechsel an köstlichen Bildern auf Amalfi zurück und nach der vorwärts liegenden Küste. Schwach wie ein Faden, aber glänzend und rein wie Silber, stürzen Wässerlein da oder dort von den Bergen herab, und unten am Strand, der als enger Spalt nur nach der See zu sich öffnet, liegen verlassen verfallene Gebäude, Seeräuberzuflucht in wilderen Zeiten. Nahe dem Gestade, Fingern gleich, ragen zackige Felsen aus des Meeres tiefblauem Grund, und ferner dem Ufer, umspült von des Ozeans gewaltigen Wogen, winken der Sirenen niedere Inseln grüßend herüber. Capri erscheint in duftiger Bläue und verschwindet im Sonnengolde des Morgens; denn eine tief ins Land einschneidende Bucht wehrt den Blick in die Ferne. Hier liegt Positano, ein stattlicher Ort; vom üppigsten Grün umgeben, klettert er am steil abfallenden Ufer malerisch und kühn in die Höhe. Aber leer stehen viele der Häuser, öde schauen der Fenster offene Höhlungen dem Fremdling entgegen. Doch nicht Mangel an Fleiß und der Armut Gespenst lassen die Hütten verfallen. Positanos Völklein ist eifrig, es zieht Sommers über in die Ferne und handelt in Städten und Dörfern. Manche kehren im Winter zurück, doch andre wandern von Ort zu Ort, Jahre, Jahrzehnte lang, bis sie das Wenige erspart, dessen sie bedürfen, um sorgenlos und froh in der geliebten Heimat die Tage beschließen zu können.

Bald verläßt nun die stark ansteigende Straße den Golf von Salerno; Olivenhaine und Wein, von Aloenhecken umfriedet, begleiten den Pfad auf die Höhe, wo der Blick auf die Küste Neapels sich öffnet. Noch einmal winkt das jenseitige Meer herüber, dann birgt es sich hinter dem Horizont, und nur der Blick auf Sorrents fruchtbares Thal, Neapels Golf mit den Inseln, dem gewaltigen Vesuv, dessen Rauchsäule mächtig emporsteigt, bleibt reizvoll und schön, bis die Straße zwischen hohen Mauern, über denen der Pinien stattliche Wipfel und der Zitronen und Pomeranzen saftiges Grün hervorlugen, nach Sorrent, dem blühenden Städtchen, hinabführt.

Auf jäh ansteigendem Fels, dicht über dem Meer, liegt der freundliche Ort, in dem einst Tasso



Salerno.



Amalfi.

geboren ward. Sein Standbild schmückt die Piazza, den weiten Marktplatz mit den stattlichen Häusern; auch die Hütte, in der seine Schwester gelebt, wird in dem ärmeren Viertel, nahe dem Meere, gezeigt, während das Geburtshaus des Dichters bei einem Ansturm der See, der einen Teil der Stadt mit sich riß, von den Wellen verschlungen wurde.

Sorrent, so gern es von den Fremden um seines herrlichen Strandes willen besucht wird und so sauber und freundlich auch immer sein Aussehen ist, macht doch auf die Dauer einen öden Eindruck. Man atmet auf, wenn man den endlos sich dehnenden Straßen mit den schnurgeraden Häusern und den eintönigen Gartenmauern, die sich noch lange außerhalb der Stadt hinziehen, entfliehen kann. Besonders die Straße am Strande des Meeres nach Massa Lubrense bietet köstliche Bilder auf die See und auf Capris felsiges Eiland. Noch herrlicher aber erscheint die Umgebung, wenn man von dem Wege links abbiegt und die Höhe des Deserto ersteigt. Freundliche Mönche, die der Nächstenliebe sich weihten und hier ein Asyl für verwahrloste, schwachsinnige Menschen erhalten, bewirten den Fremdling mit selbstgekeltertem Wein und dem weißen Käse aus Massa. Hinter dem stattlichen Bau, der die Höhe beherrscht, liegt die Kirche, daneben der Friedhof, von Cypressen umgeben, und inmitten der arg verwahrlosten Stätte erhebt sich, nur aus einfachen Balken gezimmert, ein mächtiges Kreuz. Dies Zeichen, an und für sich so schlicht, so kunstlos und roh, wirkt doch in der ganzen Umgebung stimmungsvoll wie ein Bild, dessen Vordergrund klar und deutlich sich abhebt gegen die tiefblaue Flut und die fast im Duft verschwimmende Küste von Pästum.

Noch überraschender, umfassender gestaltet sich der Blick vom Turm des Gebäudes aus, von wo das Auge über das weite Meer, das nach Süden und Westen hin sich scheinbar grenzenlos ausdehnt, und über den Golf von Neapel und den von Salerno schweift. Halbkreisförmig und schmal, einem Bande vergleichbar, steigt die Küste im Osten, von Ponte Licosa bis zum Kap d'Orso, aus den Wogen der See, dann aber hindern die wild zerklüfteten Felsmassen des Monte San Angelo, dessen gewaltiger Bergstock sich quer über die Landzunge von Castellamare bis nach Positano erstreckt, den Blick in die Ferne. Weiter und unbegrenzter erscheint die Rundsicht auf den Golf von Neapel. Wohl legt auch hier einem Keile gleich die mächtige Felswand des Monte San Angelo sich zwischen das kesselförmige Thal von Sorrent, in dessen fruchtbarem, rebenumschlungenem Gelände Ortschaft an Ortschaft sich reiht, und das Thal von Castellamare. Drüben am jenseitigen Ufer, wo der Vesuv als breiter, gewaltiger, sanft ansteigender Kegel, nicht wie von Neapel aus spitz zulaufend und steil, die Gegend ringsum beherrscht, ziehen in fast ununterbrochener Folge weißschimmernde Häuserreihen, von üppigstem Grün umgeben und von den Wellen des Meeres umspült, am Gestade entlang bis dahin, wo, von Camaldolis sanft ansteigendem Hügel überragt, von des Posilipps lieblichen Abhängen begrenzt, das vielgepriesene Neapel, einer Meereskönigin gleich, über den Fluten thront. Die jäh abfallende gelbliche Tuffwand vom Kap Misenum, Ischias vulkanischer Kegel, das niedere Procida, die steilen Felswände von Capri und fernere Inseln, die, Wolkengebilden ähnlich, am Horizont fast verschwinden, schließen im Westen das Bild. Ein herrlicher Anblick, der an Reiz noch gewinnt, wenn die Sonne im Scheiden ist, das Meer purpurrot färbt und sich drüben in den Fenstern der Riesenstadt wie in flüssigem Golde spiegelt! Wenn dann Salernos ferne Küste rosig erglänzt und des Monte San Angelos schroffe Felswände erglühen, wenn des Vesuvs mächtig aufstrebende Rauchsäule rosenrot schimmert und des Abends bläuliche Schatten schon über dem Thale lagern: dann zeigt sich der Zauber der Landschaft im köstlichsten Lichte, und die Schönheit Sorrents wird dem Wanderer erst klar!

Der Liebeszauber vom Glérafoß.

Eine Geschichte aus Island

von

M. Kossak.

(Schluß.)

Am Abend nach dem Essen macht Magda noch mit Valdimar und Kirstin einen Spaziergang nach den nahe der Stadt gelegenen heißen Quellen. Zuerst führt der Weg eine gut gehaltene Chaussee entlang, zu deren Linken sich sumpfige Wiesen bis zur Hafenbucht hin erstrecken, rechts dagegen sieht man ein altes Lavafeld. Beim Vollmondschein, der breit und weiß auf der grauen Ebene liegt, von der sich einzelne Blöcke scharf vom Horizont abzeichnen, erscheint es endlos weit und dabei so öde und still, daß man fast den Eindruck eines einsamen, verlassenen Friedhofs empfängt. Nur ein paar Vögel kreisen mit schrillem Schrei darüber hin. Magda, die die Scenerie sehr stimmungsvoll findet, setzt sich auf einen Lavablock, und Kirstin nimmt, sich an sie schmiegend, neben ihr Platz, Valdimar aber lagert sich zu beider Füßen.

Jetzt zieht eine Wolke über das blasse Nachtgestirn, und in der Dämmerung, die darauf folgt, sieht die Gegend noch gespenstischer aus als zuvor. Das lustige Geplauder der drei verstummt, in eigentümlicher Beklommenheit hängt jedes für sich seinen Gedanken nach. Da hebt plötzlich Valdimar zu singen an, erst mit halber Stimme, dann lauter und voller. Magda kennt das Lied, es ist einer Dichtung des isländischen Poeten Grimur Thomsen entnommen und behandelt die Sage von Gunnlaug Schlangenaug und der schönen Helga, seiner Geliebten. Als Helga zum Sterben kommt, breitet sie Gunnlaugs Gabe, den Scharlachmantel, über sich aus und spricht:

„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt;
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden:
Keine Trennung mehr es giebt."

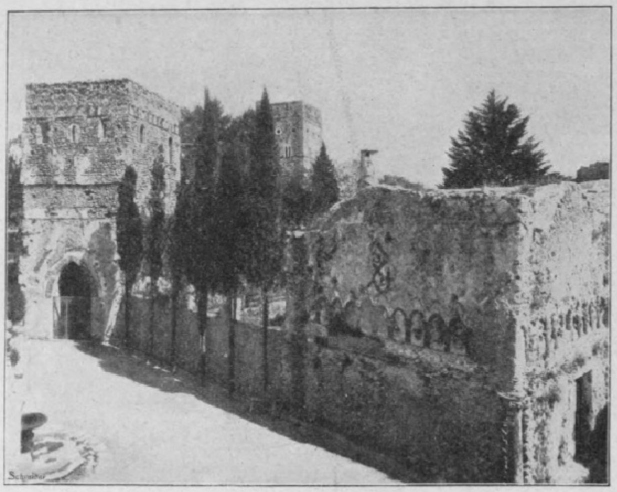
Bei den letzten Worten ist der Mond wieder aus den Wolken getreten, und von neuem glaubt Magda auf einen unendlichen Friedhof voller Leichensteine zu schauen. Valdimars Gesicht, das zum Himmel emporgerichtet ist, erscheint wunderlich weiß und glänzend in der spukhaften Beleuchtung.

„Keine Trennung mehr es giebt!" spricht Kirstin, den Schluß des Liedes wiederholend, leise. Doch niemand antwortet ihr. „Wenn zwei sich lieben, kann auch hier auf Erden nichts sie trennen," fährt das Mädchen träumerisch fort, „und wenn nur einer von beiden stirbt, dann bleibt doch der Folgegeist des andern bei ihm."

„Der Folgegeist?" fragt Magda, und ein Grauen überkommt sie. „Was ist das?"



Ravello. Blick auf die See und die Küste mit dem Kap d'Orso.



Sommertage am Golf von Salerno: Maurenschloss in Ravello.

„Jeder Mensch," erwidert Kirstin, „hat seinen Folgegeist, in dem sich seine Seele verkörpert, und der tröstet den zurückbleibenden Liebenden beim Tode des Geliebten über dessen Verlust. Freilich erscheint er dem Ueberlebenden nur dann, wenn die beiden Liebenden sich durch den Liebeszauber vom Glérafoß verbunden haben ..."

„Erzähle Fräulein Magda keine Märchen, sie lacht doch nur über deinen Aberglauben," fällt Valdimar rauh ein.

Das blonde Kind blickt ihn ganz erschrocken an, denn so unfreundlich hat er noch nie zu ihr gesprochen. „Aberglauben?" meint sie fast ängstlich. „Der Liebeszauber ein Aberglauben? Mag sein, daß er denen so erscheint, die nicht in Island geboren sind, aber du, Valdimar, bist ein Isländer. Unser beider Wiegen standen nahe am Glérafoß, und schon als Kinder haben wir sein Wasser getrunken. Du hast immer an dessen Kraft geglaubt, Valdimar, und ich weiß es recht gut, daß du's noch thust. Du solltest drum nicht drüber spotten."

„Spotten? Thue ich das?" fragt er finster. „Es fällt mir nicht ein, denn in diesen alten Ueberlieferungen ist eine furchtbare, grausame Gewalt. Wir bilden uns ein, kraft unsrer Bildung uns von ihrem Einfluß frei gemacht zu haben, und unterstehen ihm doch — nicht weil wir an die Rache der Geister glauben, sondern aus Furcht vor der Meinung des Volkes, also aus Schwäche."

„Valdimar!" ruft die junge Braut erschrocken.

„Ich habe noch keinen gesehen, der nicht mit seiner Verlobten vom Wasser des Glérafoß getrunken und sie nicht nachher geheiratet hätte," fährt Valdimar langsam fort.

Kirstin atmet erleichtert auf. „Nun siehst du," sagt sie heiter, „ich wußte ja, daß du nur so redest, und daß dir im Grunde deines Herzens der Liebeszauber vom Glérafoß nicht minder heilig ist wie mir." Sie ist jetzt ganz beruhigt; da Valdimar gerade das Antlitz abwendet, kann sie nicht sehen, wie bleich und gequält seine Miene ist. Magda versteht ihn desto besser. Keinen Augenblick verhehlt sie es sich, daß alles, was er zuletzt gesprochen hat, auch das Lied, das er sang, eine verhüllte Liebeserklärung für sie selbst war, aber eine, die gleichzeitig den Verzicht in sich schloß. ‚Ich liebe dich, nur dich allein, aber ich habe nicht den Mut, dem verdammenden Urteil der Menschen zu trotzen und dem Kinde, dessen Seele mir gehört, das Herz zu brechen. Wir dürfen nie Mann und Weib werden, aber dennoch bleibe ich im Leben wie im Tode dein!' Das war's, was er ihr hatte sagen wollen.

Auf dem Heimweg plaudert nur Kirstin allein, die beiden andern schreiten stumm und gedrückt neben ihr her. Als man sich vor dem Hotel trennt und Valdimar Magda die Hand reicht, hört sie ihn kaum vernehmbar an ihrem Ohr flüstern:

„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt;
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden,
Keine Trennung mehr es giebt."

„Was sprichst du da?" fragt Kirstin, die sich wundert, daß Valdimars und Magdas Hände sich gar nicht voneinander lösen wollen.

„Ich? Sprach ich etwas?" meint er versonnen. „Ich weiß nichts davon."

Kirstin lacht hell auf. „Mir scheint's, Schatz, du bist schon im Reich der Träume. Wir hätten nicht so spät noch spazieren gehen sollen, denn morgen heißt's früh aufstehen. Was soll daraus werden, wenn du keine Zeit mehr hast, dich auszuschlafen?"

„Keine Sorge," giebt er kurz zurück, „die Nacht wird mir nur zu lang sein ..."

Auch Magda wird sie lang, die Nacht, wie noch keine in ihrem Leben. Sie weiß es jetzt nur zu gut, worüber sie sich hatte klar werden wollen, bevor sie an ihren Verlobten schrieb, um seine bangen Zweifel zu lösen! Während sie fiebernd vor Erregung in ihrem Bett liegt und auf das Ticken der Uhr horcht, fragt sie sich immer und immer wieder, wie es nur möglich sein konnte, daß sie, die Kluge, Erfahrene, sich so lange über ihr eignes Herz zu täuschen vermochte! Aber liebt sie Valdimar denn wirklich? Sie hat doch auch Egon von Wernitz zu lieben gemeint, und wenn das ein Irrtum war, wer bürgt ihr dafür, daß dies neue Gefühl echt ist?

Mit heißem Bemühen sucht sie sich das Bild des Verlobten vor die Seele zu rufen: die schlanke, hohe Gestalt in ihrer vornehmen, lässigen Anmut, das schmale, bräunliche Gesicht, das der spitze Kinnbart noch schmaler erscheinen läßt, den weichen Mund und die bald spöttisch, bald schwärmerisch blickenden Augen. Wie einer von jenen Malern der Renaissancezeit, die sich um die üppigen Höfe der Mediceer drängten, sieht er aus, und wie diese auch vereinigt er den Künstler und den Kavalier in seiner Person. Gerade diese Mischung war's, die sie fascinierte vom ersten Augenblick an, da sie ihm in einer Hamburger Gesellschaft begegnete. Und als sie ihn dann in Kopenhagen, wohin er gekommen war, um das Porträt einer hohen Dame zu malen, wiedersah, wie flog ihr Herz ihm entgegen! Und von Tag zu Tag wirkte seine Eigenart stärker auf sie. Verliebt war sie in ihn gewesen wie ein sentimentaler Backfisch, sie mit ihren fünfundzwanzig Jahren! Die ganze Welt versank um sie, sie dachte nur an ihn, lebte nur in den Stunden, in denen sie ihn sah, er war der Held ihrer Mädchenträume, ihr Ideal. Und nun soll dies alles vorbei sein, weil ein andrer in ihrem Gesichtskreis aufgetaucht ist, der von jenem nicht einen einzigen Zug hat, der ihrem Ideal so ganz und gar nicht gleicht?

Was heißt Ideal? Jeder Mann, den ein Weib liebt, scheint ihr's zu sein. Als sie Egon von Wernitz liebte, meinte sie, daß sie körperliche Distinktion, geistige Feinheit und künstlerische Genialität allein an Männern zu bewundern vermöchte, und heute gelten sie ihr nichts gegenüber der herben, kühlen Ruhe, der Kraft und durchsichtigen Klarheit Valdimars, dieses echten Sohnes seiner nordischen Insel. Vielleicht würde sie ihn nicht lieben, wenn er nicht so ganz das Gegenteil der Männer, die sie kannte, und vor allem ihres Verlobten gewesen wäre. Ihre abwechslungsbedürftige Natur verlangte nach neuen Eindrücken, nach neuer Umgebung und neuen Menschen. Dies Begehren trieb sie nach Island, und das auch war's, was sie Valdimar ... ‚Nein, nein, es ist doch nicht so!' schreit's in ihr. ‚Ich liebe ihn, weil ich ihn liebe — dafür giebt's keine Erklärung. Ich liebte ihn vom ersten Augenblick an, da ich ihn sah, ohne seine Eigenschaften zu kennen, und ich werde ihn immer lieben und kann nicht von ihm lassen. Wenn er zu schwach ist, sich von dem Mädchen frei zu machen, dem er sich schon als halbes Kind verlobt hat, so werde ich ihn von ihr losreißen. Was frage ich nach dem Urteil der Leute und nach dem Glück oder Unglück der blonden Kirstin? Jeder ist sich selbst der Nächste!'

Aber wird sie das Leben auf dieser Insel auch ertragen können? Ein paar Monate lang ist das ganz schön, aber für ein ganzes Leben? Und wenn's noch in Reykjavik wäre, wo es geistige Interessen, wissenschaftliche und künstlerische Vereine giebt! Aber in Akureyri, im Nordland, mitten unter Bauern! Magda hat nur eine schwache Vorstellung vom Nordland, sie denkt sich's wie eine öde Wildnis, in der die Eingeborenen auf keiner höheren Kulturstufe stehen als die Eskimos oder die Indianer in Patagonien. Sie schaudert, wenn sie sich das Dasein dort auszumalen sucht, aber ... Wenn sie ihn überredete, mit ihr von Island fortzugehen? Ob es ihrer Liebe nicht gelingen möchte, ihn seiner Heimat abtrünnig zu machen? ... Sie sinnt und sinnt, macht Pläne und verwirft sie wieder, und dazwischen spricht sie immer von neuem: ‚Ich lieb' ihn, ich lieb' ihn, und wenn ich ihn um geringeren Preis nicht haben kann, dann zieh' ich auch in die Wildnis mit ihm, nach Akureyri.'

Allmählich verwirren sich ihre Gedanken, der Gott mit dem Mohnstengel drückt ihr mit milder Hand die Augen zu, aber noch im Einschlafen, auf der Grenze zwischen Traum und Wachen, hört sie Valdimars Stimme an ihrem Ohr flüstern:

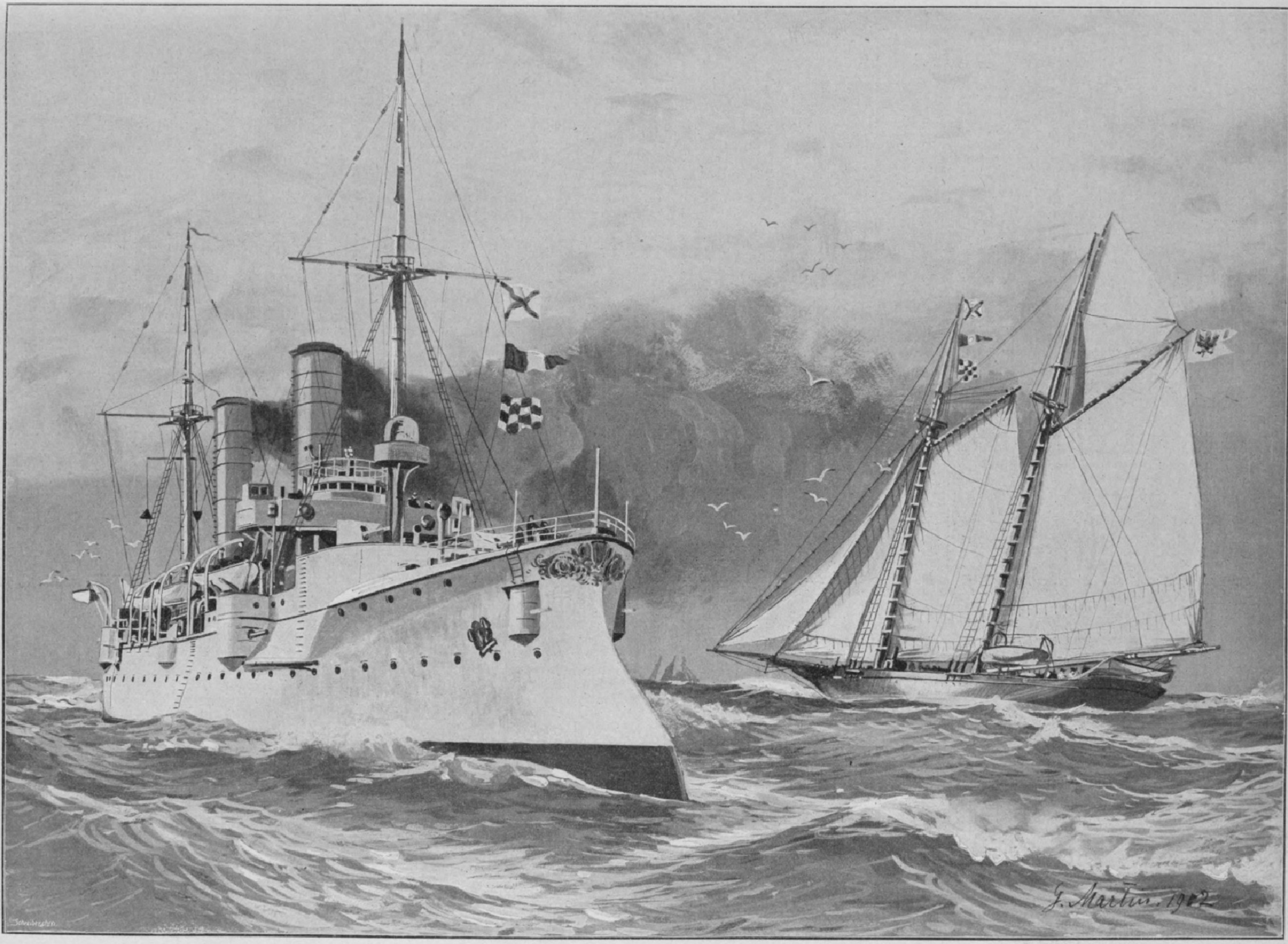
„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt;
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden,
Keine Trennung mehr es giebt."

*

Am nächsten Morgen bricht die Gesellschaft schon frühzeitig auf. Trotz der halb durchwachten Nacht sieht Magda frisch und lebhaft aus. Sie hat für die Reise gleich Kirstin isländische Tracht angelegt, nur wählte sie nicht wie jene die üblichen schwarzen Kleider mit Silber-



Sommertage am Golf von Salerno: Sorrent.



Die alte und die neue „Frauenlob".

Nach einer Zeichnung von Georg Martin. (Text Seite 1002.)

stickerei; ihre Jacke und ihr Rock sind vielmehr aus hellblauem Tuch gefertigt, mit Goldlitzen verziert, und der Brustlatz und die Schürze purpurrot. Auf dem hochaufgetürmten Haar trägt sie eine spitze weiße Mütze, die ein Goldband auf dem Scheitel festhält. So erscheint sie in dieser farbenprächtigen Tracht auch einer Südländerin ähnlicher als einer Tochter Islands.

„Wie schön du bist!" sagt Kirstin bewundernd. „Ich sehe neben dir glänzendem Paradiesvogel aus wie eine unscheinbare nordische Möwe. Nicht wahr, Valdimar, habe ich nicht recht?"

Er bleibt die Antwort schuldig, aber sein Blick, der die beiden Mädchen streift, drückt deutlich aus, daß er die Ansicht seiner Braut teilt. Und doch ist auch Kirstin reizend in ihrer zarten, kindlichen Lieblichkeit, mit den strahlenden blauen Augen und dem Haar von der Farbe reifer Aehren; manch einer würde ihr vielleicht den Vorzug vor der anspruchsvolleren Erscheinung Magdas gegeben haben, deren Blick häufig etwas Stechendes, Lauerndes hat.

Während der Reise mit ihren Strapazen und den vielen neuen Eindrücken, die sie Magda bietet, kommt der Sturm in ihrem Innern etwas zur Ruhe. Wenn man tagsüber geritten ist und abends in ein Bauerngehöft oder ein Wirtshaus gelangt, um dort zu übernachten, hat man so großes Verlangen nach Speise, Trank und Schlaf, daß man gar keine Gedanken für andres übrig behält. Auch Valdimar scheint, für den Augenblick wenigstens, seiner Leidenschaft Herr geworden zu sein; er ist freundlich, fast zärtlich zu seiner Braut und voll ritterlicher Aufmerksamkeit für Magda. Im großen und ganzen aber beschäftigt er sich weniger mit den beiden Mädchen als mit seinem Schwiegervater, mit dem er lange, tiefsinnige Gespräche über altisländische Litteratur unterhält. Magda kann sich gar nicht genug darüber wundern, mit welchem Eifer diese Männer Gegenstände, die ihnen doch seit ihrer frühesten Kindheit vertraut sind, immer wieder diskutieren und ihnen stets neue Seiten abgewinnen. „Ist das nun Beschränktheit oder Gründlichkeit?" fragt sie sich, ohne zu dem naheliegenden Schluß zu kommen, daß ein nach außen hin abgeschlossenes Dasein in räumlich enger Umgebung auch natürlich eine größere Vertiefung bedingt. Wie oft hat sie Egill Gröndal und Valdimar Thorlacius nicht schon über die in poetischer Form übersetzten Psalmen Hallgrimur Pjetúrstons sprechen und streiten hören! Stundenlang erörtern sie während des Rittes eine Unklarheit in irgend einer Strophe, und am nächsten Morgen, kaum daß sie von der Herberge aufgebrochen sind, geht die Sache wieder von neuem los. Magda möchte gern wissen, wie sich Kirstin innerlich zu diesen Gesprächen stellt. Diese wirft nur selten ein Wort ein, hört aber mit einer Miene tiefster Ehrfurcht zu, wie sie etwa die Jünger Platos gezeigt haben mögen, wenn sie, zu den Füßen des Meisters sitzend, dessen Offenbarungen lauschten.

Viel Wunderbares und Großartiges, das sie nie vergessen wird, sieht Magda unterwegs. Bald führt der Weg durch öde Lavafelder, wo jede Vegetation erstorben ist, bald durch grünende Wiesen, von wild rauschenden Flüssen durchströmt, oder auf schmalen Gebirgspfaden empor, von denen man die Aussicht auf schneebedeckte Felder, schaurige Höhlen, in denen „der Drachen alte Brut" zu hausen scheint, schäumende Wasserfälle und weit im Hintergrunde das blaue Meer hat. Einen überwältigenden Eindruck macht es, wenn man von diesen Gebirgsstöcken aus am Abend die Sonne in den Fluten versinken sieht. Feurig rot erscheint sie, und noch wenn sie verschwunden ist, ruht ein flammender Streifen dort, wo der Horizont sich vom Wasser trennt. Dann plötzlich leuchtet es im Westen auf, und Strahlenbündel wie aus flüssigem Gold schießen aus den Wogen auf, tauchen in ihnen unter und sprühen wieder empor. Die ganze Landschaft ist wie von einem Feuerschein übergossen, blaue, grüne und gelbe Lichter erglänzen hier und dort, und selbst der Himmel und die Wolken schimmern in allen Farben des Regenbogens.

„Die deutschen Gelehrten, die dies Farbenspiel sehen, nennen's die Waberlohe," sagt Valdimar zu Magda, als sie wieder einmal ihre Bewunderung des herrlichen Anblicks ausspricht. „Sie meinen, Wagner müsse das Schauspiel im Traume genossen haben, denn nimmer könnte sonst die Idee der Waberlohe in seinem Kopf entstanden sein."

„Schön ist's," erwidert Magda, „schön und erhaben, aber dennoch hat's etwas Unheimliches, Beklemmendes für mich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber jedesmal, wenn ich diese glutroten, flammenden Lichter sehe, überkommt mich eine Sehnsucht nach frischem grünen Laub und bunten Blumen. Es macht mich traurig; mir ist's dann, als gebe es keinen Frühling hier, als befände ich mich in einer unterirdischen Höhle mit Wänden von gleißendem Edelgestein, aus der ich nie wieder ans helle Licht des Tages heraufzugelangen vermöchte."

Valdimar wirft ihr einen mißbilligenden Blick zu. „Da erkennt man, wie verschieden das Gleiche auf die Menschen wirkt," meint er verstimmt. „Uns Isländern erhebt dies Schauspiel die Seele und macht sie leicht und froh."

„Leicht und froh?" wiederholt das deutsche Mädchen sinnend. „Ich denke manchmal, ihr hier kennt keinen rechten Frohsinn, oder wenigstens ist es ein andrer Frohsinn als der unsre, das liegt wohl an euerm schönen, sagenhaften, aber dennoch düsteren Land, das keine Leichtherzigkeit in den Menschen aufkommen läßt."

Valdimar blickt eine Weile überlegend vor sich hin, dann rezitiert er eine Strophe aus den Dichtungen Matthias Jochumssons über die Besiedelung Islands:

„O Landnahmsalter, meines Landes Kinderzeit,
Du leuchtest wie die Sonne auf die Erde weit,
Du scheinest übers blumenreiche Land
Und übergießest mit rotem Golde Berg und Sand;
Mit süßem Duft und Sang aus Vögleins Brust
Entzündest, Frühlingslicht du, Frühlingslust,
Weckst allzeit auf die Herzen jung und alt,
Die vorher tot gewesen, eiseskalt."

„Die Stimmung, die diese Verse wiederspiegeln, hat Island noch nie in mir hervorgerufen," sagt Magda.

Den ganzen Abend über, der auf dies Gespräch folgt, vermeidet Valdimar, an Magda das Wort zu richten. Er hat ihr diese Aeußerungen, die ihm auf eine Geringschätzung seiner geliebten heimischen Insel zu deuten scheinen, bitter übelgenommen und läßt sie das merken. Und doch irrt er sich, denn das zeitweilige Grauen, das ihr die Natur Islands einflößt, steigert nur ihren Enthusiasmus und ihre Bewunderung für dies seltsame nordische Land. In all das, was sie umgiebt, die Menschen mit eingeschlossen, ist ihrer Auffassung nach ein sensationelles Element gekommen, das ihr ein wohliges Gruseln erregt. Auch Valdimar erscheint ihr jetzt auf der Reise als ein andrer denn vordem in Reykjavik; unter Verhältnissen, die immerhin den heimatlichen ähnelten, bewunderte sie an ihm die ruhige Kraft, Klarheit und Einfachheit seines Wesens, jetzt, inmitten einer wilden Scenerie von Schluchten und Höhlen, die seine und Kirstins Erzählungen mit Fabelwesen, Drachen, Trollen und Elben bevölkern, umtost von dem Brausen und Brüllen heißer Springquellen, die plötzlich, wenn man's am wenigsten ahnt, aus der Erde hervorbrechen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, leiht ihre Phantasie ihm selbst elbische Züge. Aber damit wird er nur um so interessanter für sie.

Doch, wie soll er das ahnen! Was weiß er, der alle Frauen mehr oder minder nach seiner sanften, kindlichen Kirstin beurteilt, von der Sensationslüsternheit und nervösen Einbildungskraft einer modernen Dame von Magdas Art! So heiß die beiden sich zu lieben meinen, so wenig verstehen sie sich im Grunde. Die kleine Spannung zwischen ihnen ist jedoch bald ausgeglichen, das, was davon zurückgeblieben, hat ihr gegenseitiges Empfinden vielleicht sogar noch mehr erhitzt, ungefähr so, wie nach einem ersten Zank zwischen einem jungen Ehepaar das Verhältnis für den Augenblick noch inniger und zärtlicher erscheint. Von Magda zum mindesten ist die schöne Ruhe vom Anfang der Reise her völlig gewichen, und es kommt ihr so vor, als ob bei Valdimar das gleiche der Fall sei. —

An einem warmen, sonnigen Nachmittag langt die kleine Reisegesellschaft auf dem Thorlaciusschen Hof an. Er ist viel stattlicher, als Magda ihn sich vorgestellt hat. Das Haus ist, trotzdem es aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt, aus Steinen erbaut, geräumig und wohnlich, und die innere Einrichtung verrät Wohlhabenheit und künstlerischen Sinn. Dunkles Täfelwerk bekleidet die Wände, die Decken sind mit bunten Blumen bemalt, und den Fußboden bedecken dunkle Teppiche, Erzeugnisse isländischen Hausfleißes. In einzelnen Zimmern führen geschnitzte Treppen im Drachenschnitt zum oberen Stockwerk oder zu Galerien, die die Wände umlaufen, zuweilen auch zu nischenartigen Sitzen von kanzelähnlichem Aussehen empor. Ueberall aber steht Urväterhausrat umher, kunstvolle Holzschnitzereien, wunderlich geformte Thonkrüge und Truhen, mit Decken belegt, die mit altnordischen Motiven bestickt sind. Magda weiß, daß vielen Stücken ein Platz in Sammlungen und Museen gebührte, sie bewundert alles, aber doch findet sie, daß das Haus etwas düster sei.

Das Thorlaciussche Ehepaar empfängt die Fremde, die ihr Sohn ihnen mitbringt, nicht minder herzlich als diesen, seine Braut und deren Vater. Sie sind beide hochgebildet in ihrer Art und besitzen dieselbe Neigung zur Vertiefung in die Dinge, die in ihrem Gesichtskreise liegen, wie Valdimar und der alte Gröndal. Im Hause befindet sich ein Harmonium, auf dem Valdimars Schwester, die fünfzehnjährige Sorin, allabendlich spielt; zuweilen singen auch Valdimar und Kirstin alte isländische und norwegische Lieder, und der alte Thorlacius begleitet sie dazu auf der Geige. Magda scheint es ganz wunderlich, daß sie, deren musikalische Begabung in dem anspruchsvollen Kopenhagen allseitig anerkannt war und die oft in Konzerten mitgewirkt hat, hier zur bloßen Rolle der Zuhörerin verdammt ist. Da entdeckt sie eines Tages auf dem Boden des Hauses unter allerhand Gerümpel ein altes Tafelinstrument, das man als nicht mehr brauchbar beiseite geschafft hat. Ein Teil der Saiten ist zerrissen, viele Tasten sind lahm, und ein paar Hämmer sind zerbrochen, als aber Magda ihr Bedauern darüber ausspricht, daß man auf dem Klavier nicht mehr spielen kann, unternimmt es Kirstins Vater, es zu reparieren. Mit Hilfe des feinen musikalischen Gehörs der Isländer gelingt es ihm in überraschender Weise. Jetzt vermag Magda doch auch zu den abendlichen Unterhaltungen beizutragen. Zuerst trägt sie einfache deutsche Volkslieder vor, da das Instrument ihr dafür aber nicht genügt, so beschränkt sie sich bald darauf, nur die Begleitung zum Gesang zu spielen. Dank ihrer Meisterschaft als Pianistin gelingt es ihr, die Mängel des elenden Klaviers vergessen zu machen, sie legt zwischen den Gesangsstrophen Variationen über das Grundthema ein und steigert dadurch die Wirkung der Lieder selbst. Da Kirstin beim Singen immer schnell ermüdet, begleitet sie meist nur Valdimar allein. Sie weiß diese Gelegenheit, ihn enger in ihren Bann zu ziehen, wohl zu nutzen. Nur die leidenschaftlichsten Liebeslieder sucht sie für sich und Valdimar aus und bemerkt dabei täglich mehr, daß er ihr im Gesange vieles sagt, was er ihr verschweigen will. Von den Zuhörern aber vernimmt keiner die geheime Zwiesprache, die sie beide in Tönen miteinander halten, auch Kirstin nicht.

Den Brief an den Verlobten hat Magda noch immer nicht geschrieben, trotzdem sie jetzt schon seit vierzehn Tagen im Nordland weilt. Und doch meint sie sich längst klar über ihr Herz zu sein. Warum schreibt sie ihm nicht, daß sie ihre Zukunft nicht an die seine zu knüpfen vermag? „Ich will die Brücken nicht hinter mir abbrechen, bevor ich sicher bin, daß Valdimar den Mut hat, sein Lebensschifflein von dem Kirstins zu trennen," denkt sie, aber sie weiß, daß sie sich damit belügt. Denn sie hält sein Herz so fest in der Hand, daß es nur ihres Willens bedarf, um ihn zum entscheidenden Schritt, der ihn in seinen eignen Augen meineidig und ehrlos macht, zu drängen. Warum also zögert sie damit? Manchmal sagt sie sich, daß die alten Bande nicht gelöst werden dürfen, solange sie sich unter dem Dach ihrer Gastfreunde befindet, aber auch dieser Grund ist in Wahrheit nicht maßgebend für sie, denn in ihrer rücksichtslosen Art achtet sie Gebote wie dieses nicht, wenn ihre eignen leidenschaftlichen Wünsche ins Spiel kommen. Wollte sie offen gegen sich sein, so müßte sie sich gestehen, daß das zärtliche Mitleid für Kirstin es ist, das ihren starken Willen bindet. Sie hat das blonde Kind so lieb, und das Kind vertraut ihr.

Täglich spricht Kirstin davon, daß man zum Glérafoß gehen wolle, aber immer erhebt Valdimar Einwendungen. „Fürchten Sie sich vor dem Liebeszauber?" fragt Magda ihn einmal spottend.

Sie sind beide gerade allein in der Bohnenlaube am äußersten Ende des Gartens, und Valdimar schnitzt an einem zierlichen Schiff für das Mädchenstübchen seines jungen Schwesterleins.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," erwidert er unsicher, und seine Hände zittern so stark, daß die Arbeit ihnen entfällt. In Splittern liegt das zierliche Spielzeug am Boden. Unwillkürlich bücken sich beide gleichzeitig danach, dabei geschieht es, daß Magdas Stirnlocken seine Wange berühren. Mit einem halb unterdrückten Aufschrei fährt er empor und reißt das Mädchen an sich — für einen kurzen Augenblick finden ihre Lippen sich im heißen Kuß.

„Jetzt siehst du wohl, daß der Liebeszauber vom Glérafoß seine Macht über dich verloren hat," raunt sie ihm mit fliegendem Atem zu. „Wir können ruhig dorthin gehen."

„Nicht zum Glérafoß," fleht er, „überall hin, wo du willst, aber nicht dorthin!"

„Fürchtest du die rächenden Geister der Stätte?"

„Ich fürchte nichts mehr nach dieser Stunde, als dich zu verlieren," murmelt er tonlos.

„So laß uns hin. Ich will es!" Und sich aus seinen Armen reißend, flüchtet sie ins Haus.



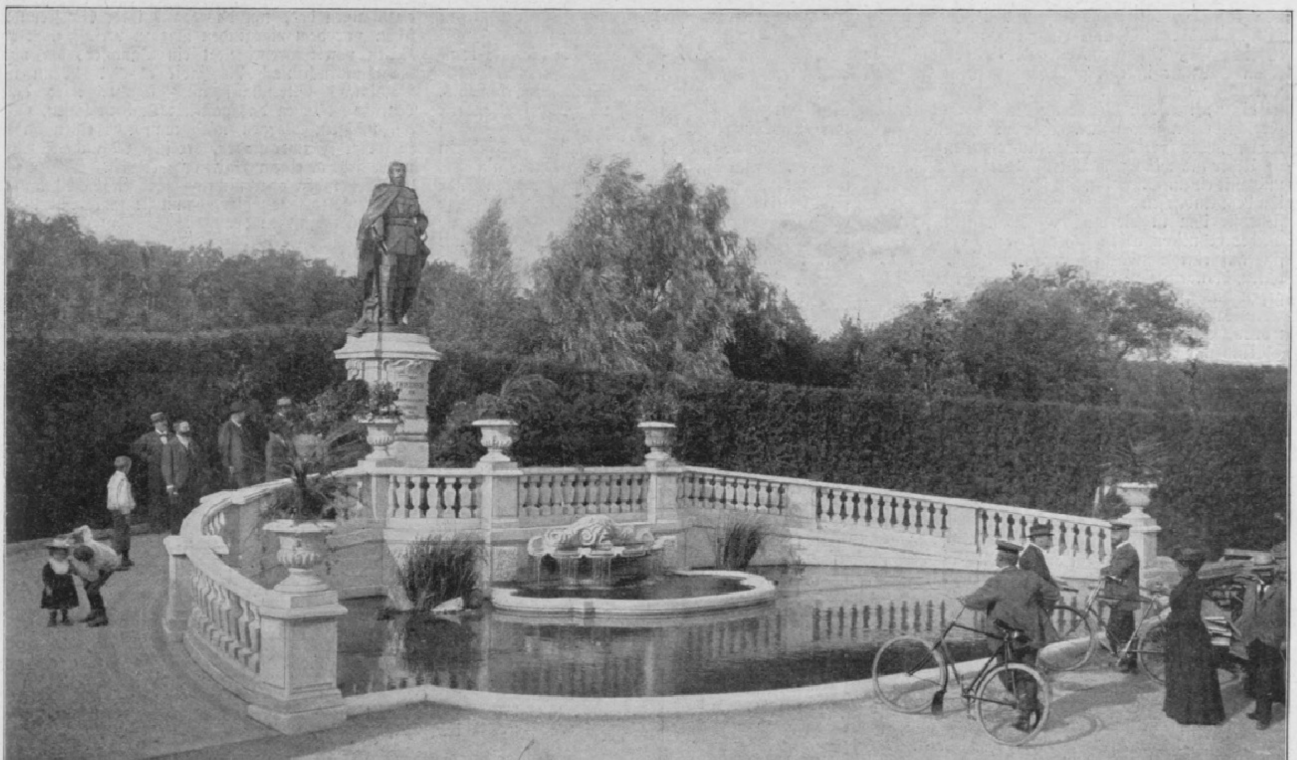
Phot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Enthüllung der Kaiserin Friedrich-Büste in Homburg v. d. H.: Der Kaiser verliest die Gedenkrede. (Text Seite 1011.)

„Wir wandern heute nachmittag zum Glérafoß!“ verkündet sie drinnen Kirstin, die über die Nachricht hell aufjubelt.

Warum hat Magda Valdimar gezwungen, den Ort mit ihr aufzusuchen, vor dem er sich scheut? Sie vermag sich keine klare Rechenschaft darüber abzulegen, aber sie hat das dunkle Gefühl, als ob erst dort die Würfel über ihr Schicksal fallen würden und sie nicht früher ihres Sieges sicher sein könnte, als bis sie an Ort und Stelle dem Zauber Trotz geboten hat. Ist sie von dem Aberglauben der Leute hier angesteckt worden? Ein Wunder wäre es nicht, wenn in diesem Lande, in dem man bei jedem Fußbreit auf den Spuren der Sage wandelt und fortwährend von Dämonen, Zaubern, Trollen und Elben reden hört, auch sie den realen Boden unter ihren Füßen verlöre. Wie sagte doch Valdimar? „In diesen alten Ueberlieferungen ist eine furchtbare, grausame Gewalt!“ Er meinte es wohl etwas anders, als sie es auffaßt, aber was liegt daran, da die Wirkung auf sie die gleiche ist!

Am späten Nachmittag brechen sie — das Brautpaar, Magda und Valdimars Schwester Sorin — nach dem Glérafoß auf. Während des Weges, der durch die beiden, nur 20 Minuten voneinander entfernten Städte Akureyri und Oddeyri führt, spricht Valdimar kaum ein Wort. Er sieht so blaß und düster aus, daß es selbst der ahnungslosen Kirstin auffällt und sie ihn besorgt fragt, ob



Phot. Franz Schilling, Königstein i. T.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Cronberg i. T. Von Josef Uphues. (Text Seite 1011.)

ihm etwas fehle. Er verneint zwar, aber die Art, wie er es thut, beunruhigt das Mädchen noch mehr.

„So nehmen Sie sich doch zusammen!“ flüstert Magda ihm zu. „Wozu wollen Sie das Mißtrauen Ihrer Braut wecken?“ Doch die Mahnung hilft nichts, Valdimar sieht sie mit so abwesendem Blick an, als hätte er ihre Worte überhaupt nicht verstanden. ‚Kämpft er immer noch mit sich, oder ist der Kampf zu Ende?‘ fragt sie sich im stillen.

Man langt beim Glérafoß gerade noch rechtzeitig an, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Wieder sieht Magda die Waberlohe, wenn auch nicht so großartig und schön wie am Meer. Immerhin schimmern der Wasserfall und das Gestein zu seinen Seiten in glutrotem Schein. Schweigend sitzen die vier auf der Brücke, die darüber hinwegführt, und lauschen dem Brausen des Wassers, das schäumend in einen tiefen Tobel hinabstürzt, mit den Augen den Zug der Wolken verfolgend, die in satten violetten und purpurnen Farben gebadet scheinen.

„Der Fenriswolf brüllt,“ sagt Sorin plötzlich, den Finger erhebend. „Hört ihr's?“

„Der Fenriswolf?“ fragt Magda. „Was ist das?“

„Die Seele Eiriks ist in einen Fenrisulfr — einen Wolf — geschlüpft, und tief unten im Wasser liegt er auf Grettis Gebot angekettet und kann sich nicht befreien. Am Abend aber, wenn die Elben herbeikommen, um sich im Wasserfall zu baden, dann fleht er sie an, seine Bande zu lösen. Aus dem Tosen des Falls hören wir seine Stimme.“ So erklärt Kirstin, und leise fügt sie hinzu: „Es liegen noch mehr Wesen gefangen auf dem kühlen Grunde, aber das sind keine Wölfe.“

„Was denn sonst?“ forscht Magda.

„Arme, trauernde Bräute,“ giebt Kirstin kaum vernehmbar zur Antwort. Doch schnell hat ihr Frohsinn wieder die Oberhand über die trübe Anwandlung gewonnen. „Jetzt wollen wir vom Wasser des Glérafoß trinken,“ ruft sie heiter, „denn bis Valdimar zurückkehrt, kommen wir nicht wieder hierher.“ Dabei zieht sie einen winzigen hölzernen Schöpfbecher aus der Tasche und befestigt ihn an einer dünnen Metallkette, die sie gleichfalls bei sich trägt, um ihn dann in den Wasserfall zu senken.

„Nimm dich in acht, du verlierst das Gleichgewicht!“ schreit Valdimar entsetzt, als das Mädchen sich mit dem Oberkörper tief übers Brückengeländer beugt. „Hörst du nicht, Kirstin, du sollst dich in acht nehmen!“ wiederholt er und reißt sie zurück.

Ein helles Elfenlachen klingt ihm entgegen, und wie ein leichtes Blatt fällt das blonde Kind ihm hintenüber an die Brust. Ihre Hand hat den Becher emporgezogen, der bis zum Rande voll Wasser ist. „Hattest du Angst, daß ich herunterfallen würde? Wirklich Angst?“ fragt sie, das liebliche Gesicht ihm zuwendend. „Wie unnötig! Frau Sigridur ist eine gute Frau, sie trägt kein Verlangen nach Menschenleben. Da, trink,“ fügt sie hinzu, ihm den Becher an die Lippen haltend. Er schiebt ihn jedoch fort. „Wozu?“ fragt er verwirrt. „Wir sind doch keine Kinder mehr, Kirstin.“

Ueber des Mädchens Antlitz gleitet ein Schatten, und mit einem Blick, so ernst forschend, wie Magda ihn dem kindlichen Geschöpf nimmer zugetraut hätte, sieht sie ihm in die Augen. Dann stellt sie den Becher behutsam neben sich auf die Erde und setzt sich auf eine Bank, den zierlichen Kopf, den die dicken, blonden Zöpfe gleich einem Kranz umwinden, gegen das Brückengeländer gelehnt.

„Magda hat immer die Sage vom Glérafoß hören wollen,“ spricht sie. „Ich will sie ihr erzählen.“

Und mit eintöniger Stimme beginnt sie: „Vor uralten Zeiten gab es hier noch keinen Wasserfall. Still und friedlich floß die Gléra zwischen dem Felsgestein hindurch, auf dessen Höhe Gras und bunte Blumen wuchsen. Kein Ort in der ganzen Gegend war so lieblich wie dieser. Daher erwählte ihn auch eine schöne Elbin, Frau Sigridur, die schönste ihres Geschlechtes, zum Wohnsitz. Eines Tages, als sie am Fluß saß und ihr goldenes Haar kämmte, das Wasser als Spiegel benutzend, kam ein sterblicher Mann vorbei, und als die beiden sich sahen, entbrannten sie in Liebe füreinander. Sigridurs Anverwandte, die Elben, aber wollten nichts davon wissen, daß eine der Ihren das Weib eines Menschen würde, doch Sigridur hörte nicht auf ihre Warnungen und heiratete ihren geliebten Eirik. Fortan lebte das Paar im Innern des Felsens in Frieden und immerwährender Glückseligkeit, bis Sigridur nach zehnjähriger Ehe entdeckte, daß ihr Gatte mit einer Magd, die in Oddeyri in Dienst stand, ein Liebesverhältnis unterhielt. Voller Verzweiflung eilte sie zu Gretti und klagte ihm ihr Leid. Gretti aber, der manche göttlichen Kräfte besaß, geriet in großen Zorn über die Treulosigkeit und Falschheit Eiriks und sprach zu ihm: „Weil du deinem Weibe das Herz zerrissen hast wie ein grimmiger Wolf, so sollst du fortan Wolfsgestalt tragen und in dieser unter dem Boden, auf dem ihr gewohnt habt, angekettet liegen.“ Im gleichen Augenblick nahmen Eiriks Züge die eines Fenrisulfr an, ein Donnern erklang in der Tiefe, die Erde öffnete sich, und mit lautem Jammerschrei versank der Wolf, der einst Eirik gewesen war, in dem steinigen Spalt, der sich über ihm schloß. Frau Sigridur aber weinte Tag und Nacht über den Verlust ihres Glückes, und als es der Thränen so viele waren, daß die Erde sie nicht mehr aufsog, stürzten sie über das Felsgestein in den Abgrund. So entstand aus ihrem Liebesschmerz der Glérafoß! Und immer mächtiger wurde der Wasserfall, immer wilder schäumte er, denn ihre Thränen versiegten nicht, sondern flossen unaufhörlich bei Tage und bei Nacht, Wochen, Monate, Jahre — Jahrhunderte lang! Noch in dieser Stunde schwebt sie, wenn auch unsern Augen nicht sichtbar, über dem Glérafoß und weint und weint. Weil ihr eigne Liebe aber ihr Schicksal gewesen war und sie aus Erfahrung weiß, wie weh verratene Liebe thut, darum weihte sie sich selbst zum Schutzgeist der treu Liebenden und zur Rächerin an den Ungetreuen. Wenn ein Brautpaar aus einem Becher von ihren Thränen trinkt, vermag nur der Tod den Bund zu lösen. Und wenn sie auf lange Jahre voneinander scheiden müssen, sie kommen doch wieder zusammen, denn ihre Herzen sind eins, und wenn man das Herz auseinander reißt, kann der Mensch doch nicht länger leben. Sollte aber doch einer, der Frau Sigridurs Thränen getrunken, seiner Liebsten untreu werden, dann entstammten seine Urväter dem Geschlecht der Fenriswölfe, denen der Trieb angeboren ist, Herzen zu zerreißen, und Frau Sigridur straft seinen Verrat, indem sie ihn wieder zum Fenrisulfr werden läßt und ihn zu ewiger Gefangenschaft tief im Schoß der Erde, unter dem schäumenden Glérafoß, verurteilt ... Es hat aber noch nie einen ihr Richterspruch dort festgebannt,“ schloß Kirstin, „und es wird auch in Zukunft nie geschehen.“

„So ist noch keiner, den der Zauber vom Glérafoß band, treulos geworden?“ fragt Magda gepreßt.

Eine lange Pause entsteht. Die Waberlohe hat längst aufgehört, Himmel und Erde in rote Gluten zu tauchen, Abenddämmerung hüllt alles umher in geheimnisvolle Schleier, nur Kirstins Antlitz leuchtet weiß aus den Schleiern hervor. Dann spricht das blonde Kind leise: „Die Frauen, die der Liebeszauber bindet, lieben den Liebsten mehr als sich selbst, und wenn der Glérafoß ein Opfer verlangt, bringen sie sich selbst als solches dar, um den Geliebten zu erretten. Frau Sigridurs Thränen fließen über mancher verlassenen Braut.“

„Aber die Bräute — werden die niemals treulos?“ fragt Magda wieder.

„Der Fenrisulfr ist stets männlichen Geschlechts, es giebt keine Wölfinnen auf unsrer Insel, sondern nur Frauen.“

Scheu blickt die Deutsche zu der Isländerin herüber. Hat sie mit den Wölfinnen auf sie, Magda, hindeuten wollen? Ist das Kind am Ende scharfsichtiger, als sie glaubte? Wenn diese ganze Erzählung nur darauf berechnet gewesen wäre, sie zum Verzicht auf den Geliebten zu bewegen — wie dann?

Aber das holde, weiße Gesicht sieht so unschuldsvoll und friedlich aus, daß Magda ihren Argwohn schnell fahren läßt. Das Kind hat die Sage erzählt, genau so, wie sie sie von frühester Jugend an vernommen, und daß sie gerade diese Stunde dazu erwählte, ist doch nur natürlich. Denn welcher Ort eignete sich besser dazu als dieser? Nein, Kirstin ahnt nichts von dem, was sich während der letzten Wochen zwischen dem Verlobten und der Freundin abgespielt hat! Aber wenn sie es erfährt, wenn Valdimar sie aufgiebt um der neuen Liebe willen, dann ...

„Frau Sigridurs Thränen fließen über mancher verlassenen Braut!“

Schaudernd schließt sie die Augen vor dem Bilde, das ihre Phantasie ihr vorspiegelt. Wie eine Vision steht es vor ihr: auf steinigem Grund ein blasses Gesicht, von glanzlosem, blondem Haar umrahmt, das in langen, nassen Strähnen an der bräutlichen Gestalt herabfließt. Einem welken Lilienhaupt scheint es gleich, die blauen Augen sind gebrochen, und schäumendes Wasser stürzt darüber hin — Frau Sigridurs Thränen fließen über der verlassenen Braut! Wird Magda es ertragen können, wenn sie verdammt ist, das Bild vor sich zu sehen bis zu ihrer eignen Todesstunde?

Da klingt Valdimars Stimme an ihr Ohr. Müde und resigniert spricht er: „Reich mir deinen Becher, Kirstin, damit wir zusammen von Frau Sigridurs Thränen trinken.“

Der Kampf in Valdimars Seele ist zu Ende. Wenn sie, Magda, es auch ertragen könnte, das blasse Mädchengesicht unter dem schäumenden Wasser ewig vor Augen zu sehen — er kann's nicht. Er ist nicht vom Stamm der Fenriswölfe. Jetzt weiß Magda auch, warum das Kind in dieser Stunde die alte Sage erzählte — Frau Sigridur, die Schützerin der Liebenden, hat sie ihr selbst in den Mund gelegt.

Indes sie jetzt zusieht, wie Valdimars und Kirstins Lippen aus dem Becher trinken, der mit den Thränen der elbischen Frau gefüllt ist, sagt sie sich, daß den beiden dennoch kein Liebes- und Eheglück beschieden sein wird, solange sie selbst in allem körperlichen und seelischen Reiz zwischen ihnen steht. Wenn sie glücklich miteinander werden sollen, muß sie sich ihrer Reize entkleiden. Ihr wäre es kein so großes Opfer, denn was nützt ihr Valdimars Liebe, da er sie doch aufgegeben hat. Ein plötzliches Verlangen, sich als Heldin zu fühlen, steigt in dem Herzen der Deutschen auf, und ehe sie noch recht über ihren Entschluß mit sich einig ist, spricht ihr Mund schon die folgenschweren Worte:

„Wenn es nicht längst beschlossene Sache wäre, daß mein Bräutigam und ich unsre Hochzeitsreise nach Italien machen, so würde ich ihn überreden, hierher nach Island zu kommen, damit wir auch vom Wasser des Glérafoß zusammen trinken könnten,“ sagt sie mit kühler, ruhiger Stimme.

„Du bist Braut?“ jubelt Kirstin auf. „Du auch? Warum hast du mir das nicht längst erzählt?“ Sie ist der Freundin um den Hals gefallen und küßt sie, als ob sie sie ersticken wollte. „Warum hast du mir das nicht längst erzählt?“ fragt sie immer von neuem.

„Thu keine indiskreten Fragen,“ unterbricht sie Valdimar hart. „Fräulein Volker wird schon ihre guten Gründe gehabt haben, uns ihre Verlobung zu verschweigen.“

Endlich ist der Würfel über Magdas Schicksal unwiderruflich gefallen. Wieder einmal hat der Zauber von Glérafoß seine alte Macht bewährt!

Als die vier dann aufbrechen, um heimwärts zu gehen, drängt der junge Isländer sich an Magda heran und flüstert ihr mit zischendem Ton zu: „Bei uns giebt's keine Wölfinnen, die den Menschen das Herz zerreißen, aber bei euch auf dem Festland scheint der Fenrisulfr weibliche Abkömmlinge hinterlassen zu haben.“

Arm in Arm tritt das Brautpaar den Heimweg an, indes Sorin und Magda folgen. Während die Kleine ihre Begleiterin über die Geschichte ihrer Verlobung ausforscht, überlegt diese, wie sie es anzufangen hat, um das Haus ihrer Gastfreunde schon vor dem morgenden Tag zu verlassen. Im Hafen von Akureyri liegt ein Dampfer, der vor Tagesanbruch nach Reykjavik abgeht. Wenn in Valdimars Elternhaus alles schläft, wird das deutsche Mädchen das gastliche Dach verlassen, und am nächsten Morgen wird man nur einen Brief in ihrem Zimmer finden, der ihre plötzliche Abreise unter irgend einem Vorwande erklärt. Mögen sie daran glauben oder nicht — was liegt ihr daran? Nur fort, fort von hier, damit sie Valdimar nicht mehr wiederzusehen braucht!

*

Langsam und majestätisch streicht der Dampfer, der Magda und das Hinrichsensche Ehepaar nach Kopenhagen entführt, durch die Wellen. Am Bug steht Magda und sieht die Berge Islands in der Ferne entschwinden: ‚Leb wohl, du Land des Eises und Feuers, lebt wohl, ihr Menschen, mit den Herzen voll Biederkeit und Ehrlichkeit! Ein geistig hochentwickeltes Volk seid ihr, aber ein Volk, das sich auf seiner einsamen Insel, im Kampf mit der rauhen, unwirtlichen Natur seine Eigenart zu sehr gewahrt hat, als daß der europäische Festländer sich seiner Anschauungsweise anzupassen vermöchte!‘

Magdas Augen schwimmen in Thränen, als ihr Blick an den Gebirgsketten haftet, die sich weißlich vom blauen Horizont abzeichnen, aber ein Gefühl von Freiheit, als sei sie einem Gefängnis entronnen, weitet ihr die Brust. Gewiß, sie hat nicht ehrlich an Valdimar und Kirstin gehandelt, aber sie liebte ihn doch und folgte ihrem Herzen. Andre Menschen würden sie begreifen und entschuldigen, nicht so der Isländer mit seinen herben, unbeugsamen Rechtsbegriffen, die in ferner, sagenhafter Vergangenheit wurzeln. Auch er sündigt, aber er bleibt ehrlich dabei, und er trägt seine Schuld wie ein unabänderliches, unheilvolles Schicksal, an dem er zu Grunde gehen muß.

‚Leb wohl, du Land des Eises und Feuers, leb wohl!‘

Notizblätter.

Tagesereignisse.

Ein schweres Unglück hat sich am 26. August in München ereignet, indem die im Bau begriffene Corneliusbrücke einstürzte, die gerade auf ihr beschäftigten Arbeiter mit in die Tiefe reißend. Diese Brücke war dazu bestimmt, neben der kürzlich um mehrere Meter seitwärts geschobenen Reichenbachbrücke (vergl. Nr. 39, S. 785) den Alltagsverkehr zu vermitteln zwischen dem eigentlichen großstädtisch-modernen München und der Vorstadt Au, in der sich noch ein Stück Alt-München erhalten hat. Die Katastrophe trat urplötzlich ein, indem ein in der Ausführung begriffener Bogen mitsamt dem Gerüste einstürzte. Der Bogen, der kurz vor der Vollendung der Betonierung stand, maß in der Länge 38 und in der Breite 18½ Meter. Kurz vorher angestellte Messungen bei einer Besichtigung hatten nichts Verdächtiges ergeben. Von den in die Tiefe gestürzten 40 Arbeitern wurden 16 schwer verletzt, zwei davon sind inzwischen gestorben. 17 Taglöhner beziehungsweise Betonarbeiter wurden leicht verletzt. Auf der Unglücksstätte war sofort ausreichende Hilfe anwesend, auch die Spitzen der städtischen Behörden eilten herbei. Der Menschenandrang war ungeheuer. Die Brücke wurde erbaut durch die große Aschaffenburger Baufirma Sager & Woerner; der bauleitende Ingenieur Grüb stürzte selbst mit ab, er hat aber keinen Schaden genommen.

Denkmäler.

Die Homburger haben der Erinnerung an den Kaiser Friedrich eine überlebensgroße Marmorbüste gewidmet, die sich inmitten ihres Kurparks erhebt. Nun ist als Gegenstück dazu in Homburg v. d. H. auch der Kaiserin Friedrich ein Denkmal errichtet worden, dessen Enthüllungsfeier am 19. August in Gegenwart des Kaiserpaares und der kaiserlichen Familie stattgefunden hat. Der Kaiser trug dabei die kleidsame Uniform des Leibhusarenregiments, dessen Inhaberin seine verewigte Mutter gewesen war. Nachdem Kaiser Wilhelm II. einen Kranz an den Stufen niedergelegt hatte, nahm er vor dem Denkmal Aufstellung, um, wie er sagte, in wenigen Strichen ein Charakterbild der Kaiserin Friedrich zu geben. Er sprach aber nicht aus dem Stegreif, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, sondern verlas eine wohl vorbereitete Rede, die in großen Zügen das Leben der Hingeschiedenen schilderte. Den Schöpfer des Denkmals, Professor Uphues-Berlin, zeichnete der Kaiser durch ein längeres Gespräch und Verleihung des Kronenordens dritter Klasse aus. Uphues hat auch das Kaiser Friedrich-Denkmal in Homburg geschaffen. Seine Kaiserin Viktoria ist im mittleren Lebensalter lebensvoll dargestellt. Das Haupt trägt ein Diadem, die Büste umrahmt ein Spitzentuch, das von der rechten Hand zusammengehalten wird, während die Linke eine Rose hält. Die Büste ist weißer Marmor, der Sockel roter Granit. Auf den Stufen liegt eine blumenumrankte Palme aus Bronze. (Siehe die Abb. S. 1009.)

— Wie der 19. August der Erinnerung an die Kaiserin Viktoria, so war der 20. August ihrem edlen Gemahl, dem Kaiser Friedrich, gewidmet, dessen Denkmal in Cronberg gleichfalls in Anwesenheit der kaiserlichen Familie und des Großherzogs und der Großherzogin von Baden enthüllt wurde. Es steht in einem lieblichen Wiesenthal zwischen dem Taunusstädtchen Cronberg und Schloß Friedrichshof, dem Witwensitz der Kaiserin Friedrich. Als der Gedanke auftauchte, dem so früh verstorbenen Kaiser im stillen Taunus, wo er so gern geweilt, ein Denkmal zu errichten, erschien dieses Wiesenthal als der geeignetste Ort dazu; es wurde beschlossen, das ganze Thal zu erwerben, um es vor der Bebauung zu sichern und als Anlage zu erhalten. Inmitten dieses Denkmalparks, der mittlerweile bereits mit den Büsten Kaiser Wilhelms II. und des Großherzogs von Baden geschmückt



Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Herzogin Margareta von Württemberg †.

worden ist, erhebt sich nun das eherne Standbild Kaiser Friedrichs III. auf granitenem Sockel. Ein Geländer aus Granit umgiebt den Sockel halbkreisförmig, und breite Aufgänge führen von beiden Seiten zum Denkmal empor. Den Abschluß nach hinten bildet eine Einfassung von hohen Thujahecken, und vorne sprudelt plätscherndes Wasser aus einer Granitmuschel in einen kleinen Teich. Der Blick des Kaisers ist etwas nach rechts, hinüber nach der Cronberger Burg und hinaus in die herrliche Taunusebene, gerichtet. Schöpfer dieses Denkmals, dessen Entwurf unter reger Mitwirkung der Kaiserin Witwe entstanden war, ist wiederum Professor Uphues-Berlin. (Siehe die Abbildung S. 1009.)

— Am 25. August wurde in Gegenwart des Kaiserpaares und des Kronprinzen der neue Rolandbrunnen in Berlin enthüllt, der sich am südlichen Ende der Siegesallee am Kemperplatz an Stelle des alten Wrangelbrunnens, gegenüber der Siegessäule, erhebt und den Abschluß der 32 Marmorgruppen der brandenburgischen Herrscher bildet. Der riesenhafte Brunnen, vom Kaiser der Stadt Berlin geschenkt, ist ein Werk von Professor Lessing; er ist aus rotem und grauem norwegischen Granit verfertigt und setzt sich im Stil der Frühgotik in drei Stockwerken fast elf Meter hoch auf. Den untersten Teil bildet das Brunnenbecken. Aus dem Bassin tritt ein viereckiges, kräftiges Granitpostament heraus, an dessen unterem Kern vier reich ornamentierte Wasserspeier angebracht sind. Den Bau krönt die Figur des Roland, 3,75 Meter hoch. Er erscheint in mittelalterlicher Rüstung mit herabwallendem Mantel, den Kopf bedeckt ein Helm mit aufgeschlagenem Visier. Das blanke Schwert in der Hand, wendet er sein Antlitz der Siegesallee zu. In der linken Hand führt er das Hifthorn, etwas Neues, da sonst bei den städtischen Rolands dieses Horn fehlt. Der Sage nach soll sich der Berliner Roland auf dem jetzigen Molkenmarkt erhoben haben. Berlin hat im Kampfe mit dem Kurfürsten Friedrich II. — dem „Eisenzahn“ 1448 — nicht nur die Selbstherrlichkeit, sondern auch deren angebliches Symbol, den Roland, verloren. Er wurde zerstört, und seine Reste sollen in die Spree geworfen worden sein. Die vom Kaiser gewählte Stelle für den neuen Roland erklärt sich wohl daraus, daß gerade am Kemperplatze das Standbild des Kurfürsten Friedrich II. des Eisernen sich erhebt.

— Hundert Jahre waren am 23. August seit dem Tode einer Bühnenkünstlerin vergangen, auf die Schillers Worte „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“ nicht anwendbar scheinen. Ist doch heute noch Corona Schröter, die erste Darstellerin der „Iphigenie“, die am 23. August 1802 in Ilmenau starb, unvergessen. Es hat sich nun unter dem Protektorat Ihrer Hoheit Marie Alexandrine Prinzessin Heinrich VII. Reuß, Prinzessin von Sachsen-Weimar, Herzogin zu Sachsen, in Trebschen ein Komitee gebildet, das die Aufstellung einer Porträtbüste Corona Schröters vor dem Theater ihrer Heimatstadt Guben plant und sich an alle Kunst- und Litteraturfreunde um Beiträge wendet. Vorsitzender ist Justizrat Hocmann in Guben.

Kultur und Wissenschaft.

Eine agrikultur-botanische Anstalt für das Königreich Bayern wird vom 1. Oktober an in München errichtet werden. Zweck dieser Anstalt ist, den landwirtschaftlichen Pflanzenbau zu fördern und die Vornahme botanischer Versuche und Untersuchungen auf sonstigen Gebieten der landwirtschaftlichen Praxis zu bethätigen. Der Wirkungskreis der neuen Anstalt ist auf folgende Gegenstände ausgedehnt Veranstaltung und Leitung von Anbau- und Düngungs-, sowie von Pflanzenzüchtungsversuchen; Studium und Bearbeitung von Fragen der Boden-, Futter- und Düngerbakteriologie; Bekämpfung der Pflanzenschädlinge; Untersuchung von Saatwaren; botanische, mikroskopische und bakteriologische Untersuchung der Futtermittel und Belehrung der Landwirte auf den einschlägigen Gebieten durch Vorträge, Kurse und Veröffentlichungen.

— Einen seltenen Fund hat neulich ein Sandsteinbruchbesitzer bei Wehlen in der sächsischen Schweiz gemacht:



Phot. Jäger & Goergen, München.

Der Einsturz der Corneliusbrücke in München am 26. August 1902.

ein prächtiges Exemplar eines versteinerten Seesterns, der auf einem Sandsteinstück aufsitzt. Dadurch wird zum ersten Male so offensichtlich die bekannte Theorie von der Entstehung des Sandsteingebirges durch Sandablagerungen bestätigt. Solche Funde sind wegen des brüchigen Sandsteinmaterials äußerst selten.

Heer und Flotte.

Die nordamerikanische Union hat zwei Generale nach Europa gesandt, um die militärische Organisation Englands, Deutschlands, Frankreichs, Oesterreich-Ungarns und Italiens, namentlich hinsichtlich der Einführung des Generalstabs in der Armee der Vereinigten Staaten zu studieren, ein System, das bereits für die Marine in Washington besteht. Der eine jener beiden Offiziere ist der Generaladjutant der Armee, Corbire, der andre General Young, der den Krieg auf Kuba und den Philippinen mitgemacht und sich dabei wiederholt ausgezeichnet hat.

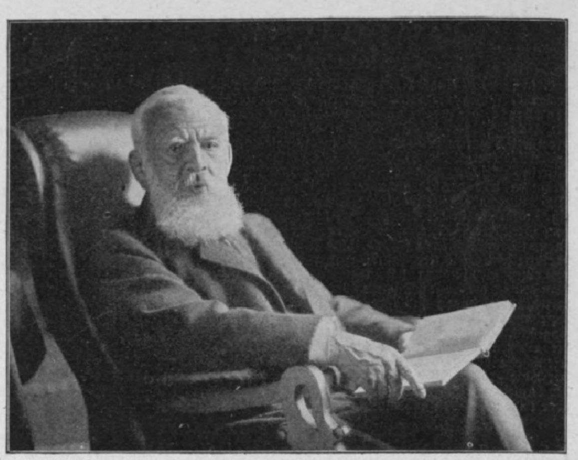

General Young.

Die Anwesenheit der amerikanischen Generale bei den Posener Kaisermanövern hat Aufsehen erregt, da erstmals so hervorragende Vertreter des Heeres der Union dabei zugegen waren. — Sie trugen zum erstenmal die nach 1902 zur Einführung gelangende neue amerikanische Uniform. Die Farbe dieser Uniform ist ein olivenfarbiges Grau. Das Material ist dichtgewebte Wolle oder, für die Tropenuniformen, eine Mischung mit Baumwolle. Die ganze Uniform ist so einfach gehalten wie nur möglich. Die Offiziere sind der Ansicht, daß der Stoff und die Farbe sich weit besser bewähren werden als das bisher benutzte Khaki oder die dunkelblaue Uniform. Für Kriegszwecke soll jedenfalls nur die neue Uniform in Betracht kommen.

— Der französische Kriegsminister, General André, trägt sich seit den zahlreichen Unfällen, die bei der Parade am Nationalfest infolge der großen Hitze unter den Truppen vorgekommen sind, mit dem Gedanken, das Käppi der Infanterie durch eine praktischere Kopfbedeckung zu ersetzen, die vor allem besser gegen die Sonnenglut schützt. Er hat sich zu diesem Zwecke aus dem Heeresmuseum die dort ausgestellten Helme, Tschakos u. s. w. kommen lassen, die ehemals in der französischen und in fremden Armeen getragen wurden, dazu die reiche Sammlung von alten Kupferstichen früherer Uniformen. Kürzlich trug der Minister bei einer Revue bereits einen Helm aus Aluminium, der sehr widerstandsfähig und trotzdem von geringem Gewicht ist. Er ähnelt in gewissem Sinne der deutschen Form; eine Versuchscompagnie soll damit ausgerüstet werden.

Kunstgeschichtliches.

Bei den Ausbesserungsarbeiten an der Hauptkirche der Stadt Eßlingen, der Kirche von St. Dionys, fand man hinter einer Blend- oder Verspannungsmauer des Nordturmes eine spätromanische Pforte von einer Großartigkeit der Anlage und einem Reichtum der Schmuckformen, wie Württemberg keine und ganz Deutschland nur wenige besitzt. Leider ist die Freilegung dieses übrigens stark beschädigten Prachtportals nicht möglich, man plant jedoch, es in ganz genauer Nacharbeitung vor dem Nordturm zwischen den Streben neu aufzuführen oder eine Nachbildung in Gips dem Stuttgarter Gewerbemuseum einzuverleiben.


Phot. L. O. Grienwaldt, Bremen.

Otto Gildemeister †.

Unterrichtswesen.

Seitens der Technischen Hochschule zu Berlin sind die Diplomprüfungsordnungen nun auch auf Bauingenieurwesen, Schiff- und Schiffsmaschinenbau, Chemie und Hüttenkunde ausgedehnt worden. Bisher waren nur die Bestimmungen für Architekten und Maschineningenieure erlassen worden. Nun aber kann vom 1. Oktober an in allen Abteilungen der Grad eines Diplomingenieurs, der die Vorbedingung ist für die Erlangung des Doktoringenieurs, durch Prüfung erworben werden. Die Diplomprüfung gliedert sich bei allen Abteilungen in eine Vorprüfung und in eine Hauptprüfung. Die Vorprüfung kann nach zweijährigem Studium an technischen Hochschulen, die Hauptprüfung nach mindestens vierjährigem Studium abgelegt werden.

Totenschau.

Unerwartet rasch ist am Abend des 24. August die Herzogin Margareta von Württemberg in der Villa Marie Therese zu Gmunden an Herzschwäche gestorben, nachdem sie am 23. eine notwendig gewordene schwierige Operation anscheinend glücklich überstanden hatte. Herzogin Margareta Sophie, die Gemahlin des Herzogs Albrecht von Württemberg ist geboren am 13. Mai 1870 in Artstetten (Niederösterreich), nach drei Söhnen als einzige Tochter des 1896 verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig von Oesterreich aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Maria Annunziata von Sizilien. Als sie kaum ein Jahr alt war, verlor die Erzherzogin am 4. Mai 1871 ihre Mutter; eine liebevolle zweite Mutter ist ihr dann die jetzige Witwe des Erzherzogs Karl Ludwig, Infantin Maria Theresia von Portugal, geworden. Kaiser Franz Joseph hatte stets eine besondere Freude an seiner Nichte. Ihre Geschwister sind: der mit der Gräfin Chotek vermählte Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, dann Erzherzog Otto Franz Joseph, vermählt mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Erzherzog Ferdinand Karl Ludwig, dann aus der dritten Ehe des Vaters Erzherzogin Maria Annunziata, Aebtissin des Prager Damenstifts (geb. 1876), und Erzherzogin Elisabeth (geb. 1878). Erzherzogin Margareta Sophie bekleidete schon mit 20 Jahren die Würde einer Aebtissin des adligen Damenstifts auf dem Prager Hradschin; erst am Tage ihrer Verlobung mit dem Herzog Albrecht von Württemberg, dem sie von Kindheit an durch verwandtschaftliche Bande nahestand, legte sie jene Würde nieder. Die Hochzeit mit Herzog Albrecht fand in Wien am 24. Januar 1893 statt. Der glücklichen Ehe sind sieben Kinder entsprungen, und zwar Herzog Philipp Albrecht, Herzog Albrecht Eugen, Herzog Karl Alexander, Herzogin Maria Amalie, Herzogin Maria Therese, Herzogin Maria Elisabeth — die letztere, geboren am 12. September 1899, ist nach etwa einem Jahr gestorben — und schließlich am 4. Januar 1902 Herzogin Maria Margareta.

— Am Mittag des 26. August ist der als hervorragender Uebersetzer bekannte bremische Staatsmann Otto Gildemeister in seiner Vaterstadt gestorben. Er war am 13. März 1823 zu Bremen geboren, studierte in Berlin und Bonn und trat im Jahre 1845 in die Redaktion der Weser-Zeitung in Bremen ein. Im Jahre 1852 wurde er zum Sekretär des Bremischen Senats ernannt. In verschiedenen Perioden bekleidete er den Bürgermeisterposten; von 1867—1890 vertrat er Bremen im Bundesrat. Neben seiner politischen ging eine umfassende litterarische Thätigkeit her. Er hat den ganzen Byron ins Deutsche übertragen und eine Reihe Shakespearescher Dramen für die Bodenstedtsche Ausgabe übersetzt. Außerdem erschien von ihm eine Uebersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“ und von Ariosts „Rasendem Roland“ und eine Sammlung von Essays von hoher Formvollendung.

*

Dr. Leopold Schenk, früherer Professor für Entwicklungsgeschichte an der Wiener Universität, bekannt durch seine Theorie über die Geschlechtsbestimmung, 62 J., † 18. Aug., Schwandorf in Steiermark. — Professor Albert Schwendy, namhafter Architekturmaler, 81 J., † in Dessau. — Buchhändler Dr. Albrecht Kirchhoff, bedeutender Bibliograph, 75 J., † 20. Aug., Leipzig. — Dr. v. Tappeiner, der Nestor der Meraner Kurärzte, 86 J., † 20. Aug., Meran. — Senator a. D. Friedrich W. J. Brümmer, 75 J., † 20. Aug., Rostock. — Oberst v. Ziegler, Direktor der Potsdamer Kriegsschule, † 21. Aug., Potsdam. — Die einst hochgefeierte Primadonna Teresa Stolz, 72 J., † 21. Aug., Mailand. — Franz Sigel, einer der Führer im bad. Aufstande 1849 und General im amerik. Bürgerkriege, 78 J., † 21. Aug., New York. — Der „Diamantenkönig“ Boucheron, Inhaber der bekannten Weltfirma gleichen Namens, † 21. Aug., Paris.


Phot. Hugo Rudolphy, Berlin.

Der Rolandbrunnen am Abschluss der Berliner Siegesallee. Von Otto Lessing.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.
№ 50.



Germanischer Jagdzug.



Gruppe des heiligen Bonifacius.



Landgraf Ludwig und die heilige Elisabeth.



Festzug bei Gründung der Erfurter Universität, 1392.



Luthers Einholung in Erfurt, 1521.



Begründung des Gartenbaues in Erfurt, 1760.

Der historische Festzug in Erfurt. (Text Seite 1014.)

Nach phot. Aufnahmen von Louis Held in Weimar.

Der historische Festzug in Erfurt.

(Zu den Abbildungen Seite 1013.)

Den Glanzpunkt der Feier, die die Stadt Erfurt zur Erinnerung an ihre hundertjährige Zugehörigkeit zum preußischen Staate beging, bildete am 21. August der historische Festzug, der die Hauptmomente der Geschichte Erfurts in 14 Gruppen vorführte. Einige besonders wirksame geben unsre Abbildungen wieder. Die erste Gruppe versetzte die Zuschauer in die altgermanische Zeit und zeigte vom Jagdzug zurückkehrende Germanen. Hinter Jagdtrophäen und berittenen Adelingen wurden von jungen Germanen die zusammengekoppelten Hunde geführt; einige Knechte trugen die Jagdbeute, und vier Knaben zogen einen mit erlegtem Edelwild beladenen Karren. Lanzenträger und andre Germanen machten den Schluß. Die zweite Gruppe brachte die Einführung des Christentums in Thüringen durch den hl. Bonifacius um das Jahr 741 zur Darstellung. Aus einem römischen Kirchenportal tritt der Heilige hervor, begleitet von dem Mönche Adolar und zwei jungen Brüdern. Kniend empfangen zwei junge Mädchen seinen Segen, umgeben von bereits bekehrten Männern und Frauen mit ihren Kindern. Die fünfte Gruppe vergegenwärtigte den Landgrafen Ludwig den Heiligen von Thüringen mit seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, bei einem Besuch in Erfurt (1225). Diese Gruppe eröffneten zehn Ritter und eine Kinderschar; in einer von Pferden getragenen Sänfte sah man die heilige Elisabeth, rechts ritt der Landgraf, links Edeldamen, dahinter kamen Minnesänger, Kriegsleute, die Bedeckung bildend, und Volksgruppen. Eine weitere Gruppe stellte den Festzug bei Eröffnung der alten Erfurter Universität (1392) dar: Ratsherren, Gelehrte, Geistliche, Studenten, Patrizier mit ihren Gemahlinnen, die Zünfte mit ihren Abzeichen und Fahnen, städtische Landsknechte und fahrende Leute. Die Spitze der Gruppe „Luthers Einholung durch die Universität" (1521) bildete ein charakteristisches Trommler- und Pfeifercorps; den zweispännigen Reisewagen, in dem Luther mit noch drei Augustinern saß, umgaben die Vertreter der Hochschule, Bürger und Bürgerinnen. Das letzte unsrer Bilder zeigt die Gruppe, die den Begründer des Erfurter Gartenbaues, Ratsmeister Christian Reichardt, mit seinen Gärtnern und Gärtnerinnen (1760) vorführte.

Briefmappe.

G. K. in W. Für Ihren Sohn läßt sich das Technikum in Rudolstadt empfehlen, eine Fachschule zur Ausbildung von Architekten, Ingenieuren, Hoch- und Tiefbautechnikern sowie von Bau- und Möbeltischlern. Das Institut wurde im vergangenen Jahre von 186 Technikern besucht. An den Diplom- und Abgangsprüfungen, die unter Vorsitz des fürstlichen Regierungskommissars stattfanden, beteiligten sich 43 Techniker. Hiervon bestanden 1 mit „recht gut", 11 mit „gut", 31 Techniker mit „genügend". Die Anstalt verfügt seit 1901 über ein neu erbautes Schulgebäude, das helle, geräumige Lehrsäle enthält, mit elektrischer Beleuchtung und mit Zentralheizung versehen ist. Das Wintersemester 1902/1903 beginnt am 3. November. Anfragen und Anmeldungen sind rechtzeitig an die Direktion zu richten.

K. L. in H. Ansichten vom Rhein bringt die neueste Folge der Liebig-Bilder. Diese weisen auch auf die Packung des Fleischextrakts in Zinntuben hin, die ein bequemes Mitführen auf der Reise gestattet.

Frau Emmy v. G. in Dresden. Der Gisela-Verein zur Ausstattung heiratsfähiger Mädchen in Wien, dessen Direktion für das Deutsche Reich sich in München befindet, hat eine neue Versicherungskombination, Tabelle IV, eingeführt, die von allgemeinem Interesse ist und sich besonders für den von Ihnen angeführten Fall eignen dürfte. Näheres erfahren Sie auf Anfrage bei der oben genannten Direktion.

Wlad. D. in M., Böhmen. Wir müssen leider verneinen; Ihr Gedicht „Gelobte Treue beim Abschied" ist nicht druckreif. Trösten Sie sich; es ist ja das Los aller Illusionen auf Erden, daß sie, als Hoffnungen zur Welt gekommen, als Enttäuschungen begraben werden.

Frau Henriette G. in Düren. Das Dörrgemüse findet zur Winterzeit auch in den Privatküchen mehr und mehr Verwendung. Es wird durch Trocknung frischer Gemüse in heißem Luftstrom hergestellt und hält sich jahrelang. Die Naturfarbe der Gemüse bleibt bei diesem Verfahren nahezu unverändert, und, was noch wichtiger ist, alle Nährstoffe bleiben im Dörrgemüse ganz erhalten. Man hat es zuerst in Frankreich fabriziert; weiteren Kreisen wurde es auf der Londoner Ausstellung 1851 erstmals vorgeführt.

O. K. in Berlin. Die Deutsche Nationalschule in Wertheim a. M. stellt sich in erster Reihe die Aufgabe, Knaben, die sich in einem weltwirtschaftlichen Berufe bethätigen sollen, der sie voraussichtlich auch ins Ausland führen wird, entsprechend vorzubereiten, womit sich weiter die Fürsorge für die Erhaltung des Deutschtums im Ausland verbindet, indem die Anstalt den Söhnen von Auslandsdeutschen eine ihren Bedürfnissen entsprechende Ausbildung im alten Vaterlande ermöglichen will.. Der Erziehungs- und Unterrichtsplan geht von den Gegenwartsbedürfnissen aus und will die Zöglinge zu selbstvertrauender praktischer Tüchtigkeit und allgemeiner Brauchbarkeit heranbilden. Näheres erfahren Sie auf Wunsch vom Direktor Dr. Kapff.

S. H. in München. Nach Ihrer Anfrage zu urteilen, ist die Einsendung nicht ratsam. Wie schon früher bemerkt, besitzen wir keine Klinik für Einrenkung verzwickter Versfüße.

K. K. in Baden. Daß wir in unsrer Briefmappe eine „neue Richtung" eingeschlagen haben sollten, ist uns neu, aber wenn es Ihnen so vorkommt, wollen wir's glauben. Zumal Sie uns so kräftig unterstützen:

Entmutigt.

Ich wollte die Welt erobern im Sturm,
Nahm mächtigen Anlauf dazu;
Nun bin ich, armselig wie ein Wurm,
Verdammt zu ewiger Ruh'.
Ich habe mein Selbstvertrauen verloren,
Mein Mut ist niedergedrückt,
Ich glaube, ich werde verrückt.

Ueber römisch Recht gebückt,
Sind viel Verslein mir geglückt:
Und wiewohl es eine Qual is,
Dolus — gar eventualis —
Zu studieren, bin ich doch
Dankbar dem Begriffe noch,
Denn er hat mit vollbracht,
Daß ich manchen Vers gemacht.

A. G. v. H. in Darmstadt. Dergleichen finden Sie in reicher Auswahl in der Bunten Theater- und Brettlzeitung „Das moderne Brettl" (Berlin, Harmonie), die die „künstlerische und litterarische Hebung des Variétés" anstrebt.

Ferdinand F. in Prag. Mit der mannhaften Gesinnung, die sich in Ihrem Gedicht „Wenn des Lebens Stürme tosen" ausspricht, können wir uns nur einverstanden erklären; die poetische Form ist aber noch recht mangelhaft, so daß wir vom Abdruck absehen müssen.

O. K. in Budapest. Das ist eine etwas mißverständliche Auffassung. Bei gesunden Menschen ist es meist nur eine Folge des Geschmacks, ob rohes oder gedünstetes Obst vorzuziehen sei. Reifes Obst, nicht im Uebermaß genossen, ist völlig unschädlich; unreifes dagegen greift durch die darin in erhöhtem Maße vorhandene Säure den Magen an. Niemals aber kann durch Obst, es mag reif oder unreif sein, wenn es nur sauber ist, ebensowenig durch Gurken an und für sich Cholera oder Typhus hervorgerufen werden. Stets ist es allein das Uebermaß, das unter Umständen den Magen schädigt und ihn dann allerdings weniger widerstandsfähig gegen irgend eine Infektion macht.

P., N. Y. Leider müssen wir Ihre schlimme Ahnung bestätigen; die Gedichte sind nicht druckreif.

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

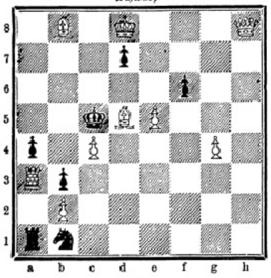
- **Marie Paschke-Diergarten**, Blumen am Wege. Gedichte. Gebd. Lüdenscheid, W. Crone jr.
- **Deutscher Wappenkalender für 1903.** ℳ 1.—. Kahla, A. Weller & Co.
- **Rud. Braune-Roßla**, Ledige Leute. 3 Thür. Erzählg. Leipzig, Sächs. Volksschriftenverlag.
- **Max Zerbst**, Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Dresden, K. Lingner.
- **Hans v. Kahlenberg**, Gesellschaftstypen. Dresden, Reißner.
- **Frieda v. Bülow**, Hüter der Schwelle. Roman. Ebd.
- **J. Kohler**, Die Kurtaxe. Betrachtungen. Berlin, Heine.
- **Rud. Zabel**, Deutschland in China. ℳ 7.50. Leipzig, G. Wigand.
- **B. Laverrenz**, Eine Winterfahrt nach Amerika. Berlin, „Kosmos".
- **Aug. Krisch**, Astronom. Lexikon. Lfg. 16—20 (Schluß) à 50 ₰ Wien, Hartleben.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 31.

Von Dr. F. Binder in Weimar. (Neu.)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 28:

W. 1. La7—d4
S. 1. Ke4×d4
W. 2. Th4×f4 matt.

A.

S. 1. e5×d4
W. 2. Dg7—e7 matt.

B.

S. 1. Td2, Lg1×d4
W. 2. Dg7—g2, b7 matt.

C.

S. 1. Sb5, b3×d4
W. 2. Sa4-c3,c5 matt.

D.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Dg7×e5 matt.

Der erste Zug ist, wie B. Hülsen im „Reichsboten" bemerkt, von seltener Schönheit.

Umstellrätsel.

Gleich wie im Wasser, in der Erde
Erklingt für mich das Wörtchen: Werde!
Seh' ich als giftig mich verwiesen,
Bin ich als Manna auch gepriesen,
Und meine leuchtend schönen Farben
Mir manchen Gartenplatz erwarben.

Läßt du für a n ein e erstehen,
Form aus der Zeichen neuem Drehen
Nun der Familie jungen Schößling,
Und wer s o nennen darf den Sprößling,
Hat sicherlich nicht Grund zu klagen,
Daß knapp sein Maß von Lebenstagen. M. Sch.

Citatenrätsel.

Es kann ja nicht immer so bleiben.
Hier ist die Fahne, nimm sie, edle Jungfrau.
Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.
Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
Die Gnade glänzt auf Deinem Angesicht.

Sieben Worte, der Reihenfolge nach immer eines aus obigen Citaten entnommen, ergeben ein sehr bekanntes Sprichwort. G. Sch.

Worträtsel.

Erstes Wort.

Lockt es dich, so steig hinein,
Nur darf's dir nicht lästig sein!
Kann mit An dich ja recht schützen
Und mit Vor such es zu nützen.

Zweites Wort.

Hier will es zusammen halten,
Anmut läßt es dort entfalten,
Und als Verbum, wie bekannt,
Thun es Sonne, Zeit, Verstand,

Das Ganze.

Wenn die Worte sich vereinen,
Mag's zuweilen keck erscheinen,
Hier und da dich wohl verletzen,
Aber oft wirst du es schätzen,
Wenn's ersprießlich Förd'rung leiht
Zielbewußter Thätigkeit. M. Sch.

Silbenrätsel.

Die Erste fehlt in keiner Monarchie,
John Bull bejaht mit meiner Zweiten nie;
Die Dritte steht zwar ohne Wanken fest,
Doch wie es scheint, sich nicht erreichen läßt.
Das Ganze eine Quelle oft erschließt,
Aus der viel Gold für den Besitzer fließt. M. Sch.

Ausschalträtsel.

Apfelblüte, Georgine, Bilsenkraut, Wegerich, Reseda, Hyacinthe, Immergrün, Chrysanthemum, Orchidee, Eberesche, Vergißmeinnicht, Rose, Ahorn, Aurikel, Fingerhut, Veilchen, Tanne.

Aus diesen 17 Wörtern ist je ein Buchstabe zu nehmen; die herausgenommenen Buchstaben ergeben der Reihenfolge nach ein bekanntes Sprichwort. G. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 975:

Des Linienrätsels: Werden die Buchstaben nach der wagrechten Folge der senkrechten Striche gelesen (und zwar in der oberen Abteilung von links nach rechts, in der unteren von rechts nach links), so ergiebt sich die Lösung:

„Das Leben ein Traum, der Traum ein Leben."

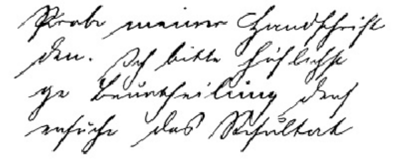
Des Wortumänderungsrätsels:

„Wie groß für Dich Du seist, vorm Ganzen bist Du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist Du als kleinstes wichtig."

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (4). Joh. P. Stoppel in Hamburg. Frl. Anna R. in Münster i. W. (2). „Oedipus" in Emden (3). Otto Günther in Leipzig (2). E. Kühls in Straßburg i. E. Frau Adele Glümer in Wien (2). Heinrich Zimmermann in Hannover. Georg Richter in Leipzig (4). Frau Henriette v. G. in Magdeburg (3). Alfred Wolff in Berlin. Th. H. in München.

Handschriften-Beurteilung.

Theodor Körner. Der stark bewegte Duktus Ihrer Schrift läßt auf lebhaftes Empfinden schließen, die starken Schattierungen auf Thätigkeitsdrang. Die ungleiche Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes beweist Erregbarkeit, die ungleiche Lage: ungleiches Empfinden, Wechsel in der Stimmung. Die geschickt



mit dem nächsten Buchstaben verbundene d-Schleife: Anpassungsfähigkeit. Die langen Anstriche: Freude am Diskutieren, und daß Sie dabei nicht scharf und unangenehm werden, ergiebt die Kombination von häufigen Rundungen am Fuße der Minuskeln mit der durch die d-Schleife ausgeprägten Fähigkeit, sich anzupassen und unterzuordnen. Schöne oder sorgfältig geformte Buchstaben haben Sie nicht, es muß alles schnell gehen. Folglich legen Sie wenig Wert auf Details und genaue, sorgfältige Ausführung. Alles in allem: ein fleißiger, leistungsfähiger und brauchbarer Geschäftsmann.

A. B. in Triest. Sie geben sich ungezwungen, wollen nicht blenden und thun Ihren Gefühlen nicht gern Zwang an, und trotzdem geraten Sie — dank Ihrem Verstande — nicht in Maßlosigkeit. Sie empfinden lebhaft und stark, sind auch nicht ohne weiche Regungen, doch mischt sich ihnen oft Schärfe bei. Ihre Sympathien und Antipathien sind ziemlich ausgesprochen und rauben so Ihrem Urteil bisweilen die Objektivität. Nicht unbedingt und nicht jedermann können Sie sich anschließen, aber wo es geschieht, sind Sie anhänglich.

Augenblick 13. Eine problematische Natur — im guten Sinne des Wortes —, die mit sich selbst ringt und unter dem Bewußtsein ernster Pflicht oder großer Verantwortung steht und leidet, die sich nicht getraut, sich zwang- und rückhaltlos ihren Gefühlen und Neigungen hinzugeben, weil sie sich vor dem eignen Temperament und der eignen Sensibilität instinktiv fürchtet und nicht genügende Energie besitzt, um den Kampf mit sich selbst aufzunehmen und gut durchzuführen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Berühmte Amerikanische Specialitäten

Alle in dieser Liste aufgeführten Fabrikanten in den Vereinigten Staaten sind von Duns und Bradstreets Agenturen financiell hoch eingeschätzt, und die Fabrikate jeder dieser Firmen haben den besten Ruf wegen ihrer Güte und Brauchbarkeit. Viele verlangen verläßliche Agenten in allen Ländern, bitten um diesbezüglichen Briefwechsel und senden Kataloge bereitwilligst. Alle Preisanfragen und verlangten Kostenanschläge werden sofort erledigt, wenn man an dieses Registrierungs-Bureau kabelt.
Kabel-Adresse: „CABATES." CHARLES AUSTIN BATES, Vanderbilt Building, New York, U. S. A.

Equipagen, Kutschen, Einspänner — **Wagen und Fuhrwerke** für alle Zwecke — **Sprengwagen** — **Geschirre und Sattler-Ware** für alle Zwecke. **Phaetons** — **Straßenkehrmaschinen**
STUDEBAKER BROS. MFG. Co.
South Bend, Indiana, U. S. A.
Zweiggeschäfte: New York, N. Y. Chicago, Ill. Kansas City, Mo. Denver, Colo. — 100 Acker Fabrik-Gebäude; die größten der Welt. — Zweiggeschäfte: Portland, Ore. San Francisco, Cal. Salt Lake City, Utah. Kabel-Adresse: „STUDEBAKER."

Elektrische Generatoren und Motoren.
Für Arbeiten mit direktem oder wechselndem Strom.
Northern Electrical Mfg. Co., Madison, Wis., U.S.A.
Verlange Katalog Nr. 249. Verläßliche Agenten verlangt.

„Cling Surface" für Treibriemen.
Bringt eine nicht rutschende Oberfläche hervor, die nicht klebt. Rutschen ist unmöglich, erhöht die Kraft, läßt leicht laufende Treibriemen zu und präserviert dieselben dauernd in jedem Klima. Näheres durch die
CLING SURFACE MFG. CO., Buffalo, N. Y., U. S. A.

Klaviere.
BALDWIN PIANO CO.,
„Grand Prix" Paris 1900. Cincinnati, O., U. S. A.

Harmonien — „Packard," 1871 etabliert.
Besonders für das Exportgeschäft geeignet.
THE PACKARD COMPANY,
Man verlange Katalog. Fort Wayne, Ind., U. S. A.

Ernte-Maschinerie.
Adriance, Platt & Co.,
Poughkeepsie, New York, U. S. A.

Schaufeln, Spaten, Schüppen und **Entwässerungs-Werkzeuge.**
THE WYOMING SHOVEL WORKS,
Wyoming, Pa., U. S. A.

Seifen für Familien und Wäschereien.
JOS. S. & THOS. ELKINTON,
PHILADELPHIA, PA., U. S. A.

Bier.
Pabst Brewing Co.,
Milwaukee, Wis., U. S. A.

Brunnen-Bohr- und Tiefbohr-Maschinen.
Alles Erforderliche, um tiefe Schächte für Oel, Gas, Mineralien oder Wasser herzustellen.
Oil Well Supply Co., Pittsburgh, Pa., U. S. A.

Kessel und Hitzeerzeuger für Dampf- und Wasser-Heizung.
Pierce, Butler & Pierce Mfg. Co., Fabrikanten.
Agenten verlangt. Syracuse, N. Y., U. S. A.

Geldschränke. (Feuersicher.)
THE HALL'S SAFE CO.,
P. O. Box 846. Cincinnati, O., U. S. A.

Zweirad-Bremsen — Morrows Frei-Rad.
800,000 im Gebrauch; in der ganzen Welt verkauft. Für jedes Rad passend; die Erfinder.
R. H. Wolff & Co., Ltd., Neueberg 29, Hamburg; Fred. O. Warrick, Stabius-Strasse 7, Nürnberg.

Holz-Bearbeitungs-Maschinen.
BERLIN MACHINE WORKS,
Beloit, Wis., U. S. A.

Rollende Stahlthüren und Fensterladen.
Stahlkästen und Fächerwerk für Waren und Papiere von Wert. Man verlange Katalog K-2.
The Kinnear Mfg. Co., Columbus, O., U. S. A.

Hüte.
E. M. KNOX,
Fifth Avenue, New York, U. S. A.

Genever und Whisky.
Fleischmann & Co.,
Cincinnati, O., U. S. A.

Gasolindampf-Lampen für den Laden, die Straße und das Haus.
THE TURNER BRASS WORKS,
Kabel-Adresse: „The Turner," Chicago. Chicago, U.S.A.

Werkzeuge — für alle Metall- oder Holzarbeiter.
Katalog Nr. 16 A E frei.
The L. S. Starrett Co., Athol, Mass., U. S. A.

Laternen — Dietz.
R. E. Dietz Company,
1840 etabliert. New York, U. S. A.

Schreibmaschinen — „New Century."
American Writing Machine Co.,
New York, U. S. A.

Photographische Trocken-Platten.
LOVELL DRY PLATE CO.,
New Rochelle, N. Y., U. S. A.

Böttcherei-Maschinerie.
The Peter Gerlach Company,
CLEVELAND, O., U. S. A.

Artikel für Juweliere.
Brosche-Nadeln, Scharniere, Gewinde. Haken, Uhr-Karabiner ꝛc.
Geo. H. Fuller & Son Co., Pawtucket, R. I., U. S. A.
Nur Engros. Briefwechsel erwünscht.

Explosiv-Stoffe — Nitro.
Pulver, Plastine, Kornpulver.
The Nitro Powder Co., Kingston, N. Y., U.S.A.
Kabel-Adresse: „Nitro." W. U.-Codex.

Schleifsteine für Alles, das eine Schneide hat!
Oelsteine, Sensensteine, Abziehsteine für Rasiermesser, Schleifsteine, Schmirgel und Korund, u. alle in dieses Fach schlagend. Artikel.
The Pike Mfg. Co., Pike Station, N. H., U. S. A.

Dampfmaschinen — Kessel ꝛc.
Händler können Preise und Katalog verlangen.
COMSTOCK MFG. CO.,
Comstock, Mich., U. S. A.

Rasiermesser
„Star"-Sicherheits-Rasiermesser.
KAMPFE BROS.,
8-10-12 Reade St., New York, U. S. A.

TÜRK & PABST'S

FRANKFURT A/M. Rühmlichst bekannte:
Worcester-Sauce. Mayonnaise.
Geringer Zusatz unserer W.-Sauce giebt Braten, kaltem Fleisch, Ragouts, Saucen, Fleisch-Pasteten pikantesten Geschmack.

Thüringisches **Technikum Jlmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Reform-Werkmeisterschule Apolda. Masch., Elektr., Chem. Indust.

Gegr. 1874. **Technikum Stadtsulza** in Thür. Hoch- u. Tiefbau. Maschinenbau u. Elektr.-Kleinbahnschule. - Progr. frei. Staatsprüfungen.

Korpulenz

Fettleibigkeit
Kein starker Leib, keine starken Hüften mehr, sondern jugendliche Schlankheit, harmonische Figur, graziöse Form der Taille ohne Aenderung der Lebensweise durch die **Graziana-Zehrkur.** Keine Diät. Keine Arzenei. Naturgemässe Hilfe. Vollkommen gefahrlos, unter Garantie ohne jeden Nachtheil, vielmehr mit grossen Vortheilen für die Gesundheit. Sicherste Wirkung. Glänz. Anerkennungen. Mk. 3,50.
Otto Reichel Berlin SO. 9. Eisenbahnstrasse 4.



Gustav Kreinberg, Markneukirchen Sa. 12.
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direkt. Versand unter Garantie. Katal. grat. u. fr.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In unserm Verlage ist erschienen:
Luftiges aus'm Schwarzwald.
Mit 21 Illustrationen in Farbendruck von **Fritz Reiß.**
In originellem Einband ℳ 10.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„GALA PETER" DIE ERSTE ALLER MILCH-CHOCOLADEN

Fabrik in VEVEY Schweiz
FEINSTE SPEISE-CHOCOLADE
JEDE ANDERE MARKE IST NACHAHMUNG

Tait's Diamanten

weisen die denkbar grösste Aehnlichkeit mit allen echten Diamanten auf. Sie können wie jeder echte Diamant gewaschen und gereinigt werden.

Unerreichte Auswahl in

Ringen, Broschen, Ohrringen, Cravattennadeln, Haarnadeln



Halsketten, Schnallen, Manchettenknöpfen, Hemdenknöpfen

zum Preise von **6 Mark das Stück**

Verlangen Sie illustrirte Preisliste gratis u. franco.

In alte Fassungen sind wir gerne erbötig, Tait's Diamanten einzusetzen.

in den modernsten u. elegantesten Fassungen.

Für jeden gekauften Gegenstand geben wir eine schriftliche Garantie. Nicht Convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Tait's Diamanten sind die beste Imitation der Welt, und haben sie in Erstaunen und Entzücken gesetzt.

Tait's American Diamond Palace,
BERLIN
Friedrichstr. 181. Friedrichstr. 169. Central-Hotel Laden 15.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl.**

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

(Fortsetzung.)

Am späten Nachmittage ruhte Stackelhofen in seinem Zimmer und las. Da ward die Thür im Zimmer nebenan aufgerissen, und Stackelhofen hörte, wie sein leidender Freund einige Zeit erregt auf und ab ging Dann klopfte es an der Verbindungsthür.

„Störe ich, Ernst?"

„Nicht im geringsten, Gelling. Bitte, setze dich!"

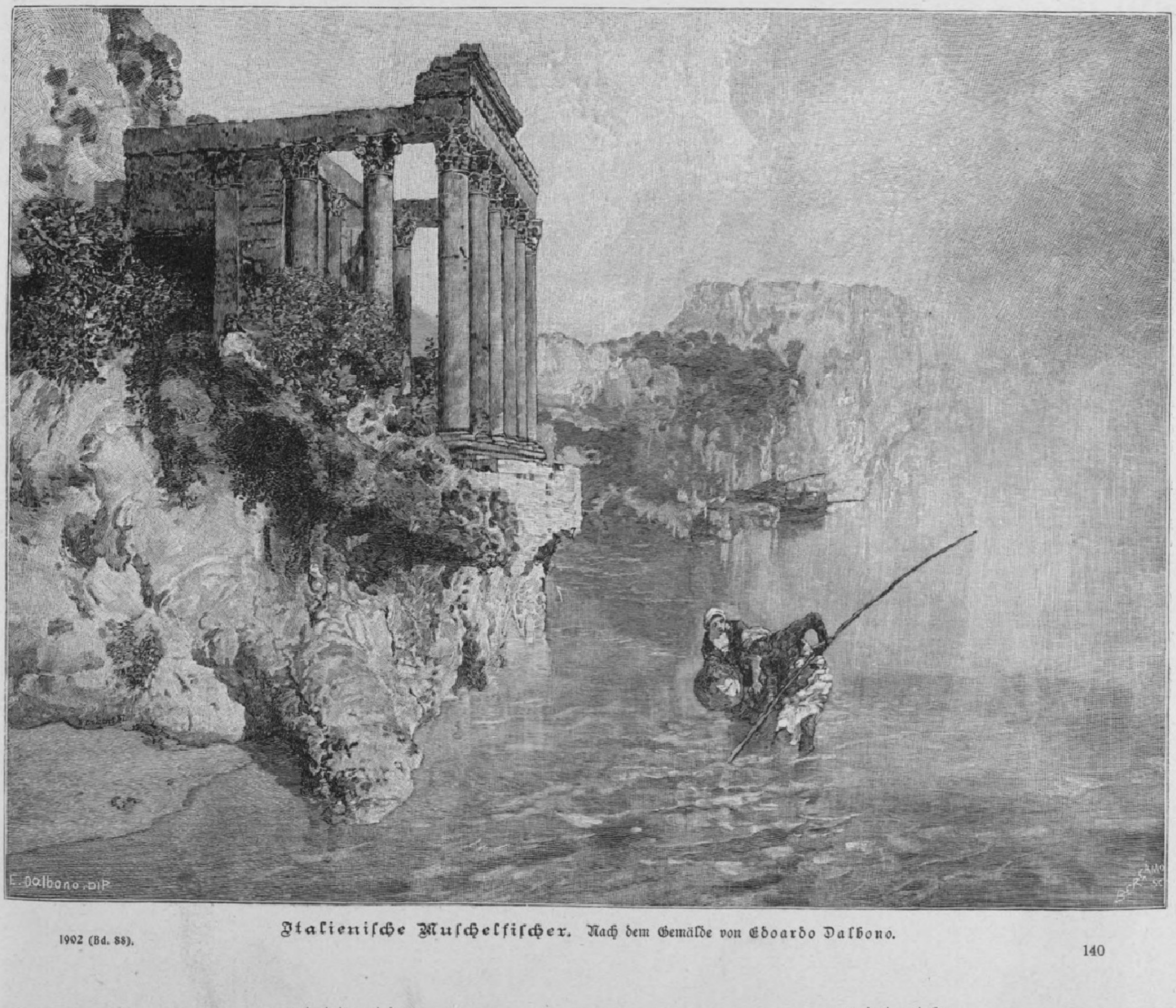
„Ernst, mir ist was Merkwürdiges passiert."

„Was Merkwürdiges? Kann einem in Sprudelingen auch was Merkwürdiges passieren, Gelling? Dann los!"

„Komme ich da vorhin zu meinem Arzte, untersucht mich der, knurrt was Unverständliches in seinen ehrwürdigen Bart —"

„Ehrwürdiger Bart ist gut," unterbrach ihn der von Stackelhofen.

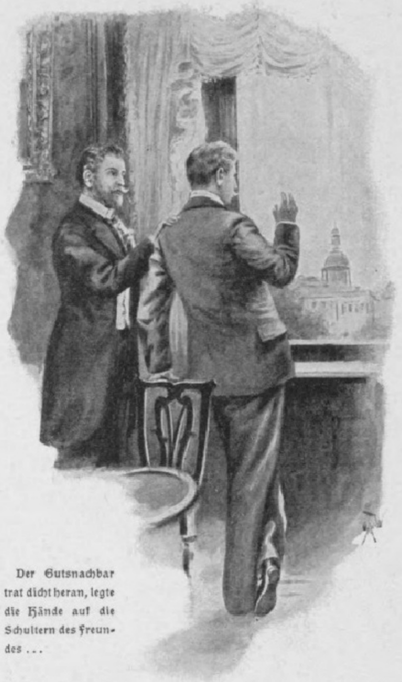
„— schaut mich prüfend an und sagt: ‚Nun, Herr von Gelling, wie steht's? Ich denke, so soll's nicht weitergehen. Sie kommen mir reizbar, mißmutig vor. Am Ende sind Ihnen die Bäder doch auf die Dauer zu stark. Ich will Ihnen etwas vorschlagen, setzen Sie aus und gehen Sie heute mal zur Abwechslung auf den Schloßberg, aber an der steilen Seite, morgen wieder, und übermorgen erstatten Sie mir Bericht!'"



Italienische Muschelfischer. Nach dem Gemälde von Edoardo Dalbono.

Stackelhofen legte sich zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber, Ernst, ich begreife das nicht!“ rief Gelling. „Bisher habe ich immer nur gehört: ‚schonen, höchstens kleine Promenaden, durchaus nicht steigen!‘ Jetzt jagt mich der Mensch ohne jeden Uebergang von einem Tag zum andern den Schloßberg auf der steilen Seite hinan! Wie soll ich denn das verstehen?“



Der Gutsnachbar trat dicht heran, legte die Hände auf die Schultern des Freundes ...

„Für den Verstand ist das überhaupt nicht, mein Sohn,“ lachte der von Stackelhofen noch immer, zog sein Taschentuch und trocknete sich die Thränen, „nur fürs Zwerchfell.“

„Oder hat er mich vielleicht bereits aufgegeben, denkt, es ist ja doch einerlei, wo ihn die Katastrophe ereilt?“

„Entschuldige, Gelling, aber mach mir nicht übel. Da, setze dich her! Ich will dir beichten. Ich bin heute bei deinem Arzte gewesen, ich habe ihm das von deiner — du verzeihst — Reizbarkeit, von deinem Trübsinn mitgeteilt —, still, Gelling, es war mir eine Gewissenssache! Ich habe ihn gefragt, ob denn nicht doch am Ende die Bäder zu stark seien. Na, was sagst du nun?“

„Gar nichts mehr, Stackelhofen! Und jetzt jagt er mich auf den Schloßberg!“ Gelling trat an die Glasthüre des Balkons und begann auf die Scheibe zu trommeln.

Auch Stackelhofen kam herzu: „Merkst du nun endlich was, Gelling?“

„Stackelhofen — was meinst du —“ kam es zögernd von den Lippen des andern, „Stackelhofen, am Ende bin ich gar nicht eigentlich herzkrank?“

„So wenig wie dein Johann, Gelling!“

„Aber weißt du, Stackelhofen — nein, im Ernste, ich fühle mich schrecklich elend. Mein Allgemeinbefinden, heulen könnt' ich wie 'n Hofhund!“

„Gelling!“ Der Gutsnachbar trat dicht heran, legte die Hände auf die Schultern des Freundes und drehte ihn herum. „Gelling, das glaube ich von selbst. Aber ist's denn auch ein Wunder? Stecke mal einen ganz gesunden, nur etwas deprimierten, hypochondrischen Menschen achtunddreißigmal in die gelbe Thermalbrühe und laß ihn achtunddreißigmal von ihr gerben, Gelling, das hält kein Roß aus.“

„Du könntest fast, Stackelhofen, — aber nein, ich vermag mir's doch nicht vorzustellen — so 'n bedeutender, so 'n berühmter Arzt!“

„Und so 'n Charlatan!“ vollendete der andre mit Ueberzeugung. „Na, Gelling, bitte, lassen wir das bis morgen, da werde ich in der Lage sein, dir den vollgültigen Beweis zu erbringen.“

Verwundert starrte ihn der andre an. Dann aber seufzte er tief auf: „O Stackelhofen, wenn ich nun doch nicht unheilbar wäre?“

„Unsinn, Gelling!“

„Ich muß dir nur gestehen, ich bin selbst schon daran zweifelhaft geworden. Aber du weißt nicht, Ernst, was ich in den letzten Wochen gelitten habe. Denn wie könnte wohl ein Unheilbarer — ach was, ich glaubte mich bereits definitiv von allen Freuden des Daseins ausgeschlossen. Ich glaubte zum Beispiel, ehrlicherweise niemals ein Weib an mein Leben fesseln zu können, Ernst!“

„Aha —!“

„Stackelhofen, thu mir den Gefallen und behandle die Sache nach Gebühr. Glaubst du, ich kann das ehrlicherweise am Ende doch thun?“

„Wie alle deine Väter!“ rief der Gutsnachbar pathetisch.

„Und, Stackelhofen, nachdem er mich nun doch einmal auf den Schloßberg jagt, und nachdem auch du mich nicht für unheilbar hältst, und nachdem, na, du weißt wohl, nachdem doch auch unser Leibbursch zu Hause —“

„Aha, kommt sogar der wieder zu Ehren?“ Stackelhofen lächelte verschmitzt.

„— so habe ich an dich eine Frage zu richten, Ernst.“

„Los!“ Herr von Stackelhofen ordnete sein Gesicht in würdige Falten.

„Ernst — hast — nun, Ernst, empfindest du — hast du 'n tieferes Interesse für Fräulein von Ostenhusen?“

„Na und ob, Konfuchs!“ Herr von Stackelhofen machte ein ganz konventionelles Gesicht. „Das hättest du die Tage her wohl bemerken können. Tiefstes Interesse!“

„Konfuchs, das ist mir nun noch das allerschwerste,“ stöhnte Gelling. „Also du liebst sie?“

„Lieben?“ Stackelhofen grinste ein wenig. „Habe ich nicht gesagt. Interessant ist sie mir, furchtbar interessant. Und wenn du nicht bald dazu thust, Gelling, dann könnte ich wohl am Ende —“

„Ernst, du erkennst also meine älteren Rechte an?“ Herr von Gelling umklammerte den Arm seines Freundes.

„Aeltere Rechte? Ei, schon so weit sind wir? Davon weiß ja nicht mal der Johann was!“ platzte Stackelhofen heraus.

„Der Johann?“ fragte Gelling verwundert. „Na, aber höre doch, wie sollte denn der Johann für solche Dinge einen Sinn haben? Der Johann ist ein ganz vortrefflicher Bedienter, aber da hast du wohl einen deiner Späße gemacht, Konfuchs!“

„Der Johann? Ja, Gelling, da hast du recht, der Johann ist eine Perle von einem ganz vortrefflichen Bedienten. Aber lassen wir's, verschieben wir's auf die Generalbeichte! Also — ältere Rechte? Gelling, meine Hand drauf, ich respektiere alle deine älteren und jüngeren, gegenwärtigen und zukünftigen Rechte, ich bin Rechtsmensch durch und durch.“

„Ach, ältere Rechte, Ernst, das war wohl nicht passend ausgedrückt. Sag mal, Ernst, im Vertrauen, du giebst es doch selbst zu, daß du dich ungeheuer für diese Dame interessierst?“

„Gewiß, Gelling, fast so sehr wie für dich.“

„Wieso?“ Der Genesende machte ein mißtrauisches Gesicht.

„Na, zum Henker, ist das ein Gerede hin und her! Es kann mir doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein, wer nun die Herrin von Buchenwalde wird?“

„Ernst, und du meinst, ich könnte — ich dürfte?“ Es klang wie ein jubelnder Aufschrei.

„Gleich allen deinen Vätern!“ sagte der Gutsnachbar zum zweitenmal.

„Ernst!“ Gelling preßte die Hand des Freundes. „Und glaubst du, ich hätte nach meiner Genesung — Aussicht?“

„Ja, das mußt du sie wohl selber fragen, Gelling!“

„Ernst, thu mir den Gefallen und bekenne Farbe! Du hast nun in den drei Tagen sicherlich so viel oder mehr mit ihr gesprochen, als ich in den drei Wochen. Ich habe dabei Höllenqualen erlitten! Sag, ist auch mal die Rede auf mich gekommen?“

„Ja, Gelling, ich will ehrlich sein, schon verschiedene Male. Gleich heute mittag zum Beispiel hat sie sich zwischen Fisch und Braten hold zu mir geneigt, hat mir die Hand auf den Arm gelegt —“

„Ernst, das flunkerst du!“

„Nun ja, so genau hab' ich mir nicht alles gemerkt, kann auch sein, sie hat die Hand auf meine Serviette gelegt und hat mit thränenerstickter Stimme geflüstert: ‚Herr von Stackelhofen, hat denn Ihr Freund keine Augen im Kopf? Sieht er denn nicht, daß ich ihm von Herzen gut bin? Aber glaubt er denn, von der Chaiselongue aus erringt man sich die Hand einer Lore von Ostenhusen?‘ Ich drückte ihr verständnisvoll das Händchen und sagte: ‚Ganz meine Ansicht, gnädigstes Fräulein.‘“

Gelling mußte lachen. „Schändlicher Lügner! Aber weißt du, Ernst, gesprochen habt ihr doch von mir, ich beobachte genau. Und heute mittag hat sie auf einmal so verloren zu mir herübergesehen.“

„Kann wohl sein, Gelling. Da habe ich ihr nämlich viel von unsern Jagden in Ostafrika erzählt.“

„Unnötige Renommage, Ernst!“

„Durchaus nicht, Gelling. Und ich habe ihr auch erzählt, wie du mir das Leben gerettet hast —“

Gelling murrte: „Räubergeschichten, alte!“

„Und habe ihr erzählt, was du für 'n Kerl gewesen bist, Gelling, ehe dich an der Küste die verfluchte Malaria und die ebenso verdammte Verlobungsanzeige geworfen haben. Das war ich mir selbst schuldig, weil ich mich erinnern kann, daß wir seinerzeit unsre Freundschaft auch nicht von Chaiselongue zu Chaiselongue geschlossen haben, und weil es heißt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!“

„Ernst, das von der Verlobungsanzeige hast du nicht erzählt; denn indiskret bist du nie gewesen!“

„Danke fürs gute Zeugnis. Kann auch sein, ich habe die Verlobungsanzeige weggelassen. Aber nun Scherz beiseite, Gelling!“ Er stellte sich breitspurig vor den Freund hin: „Du oder ich! Wenn du sie nicht heiratest, heirate ich sie; denn so was läuft einem denn doch nicht alle Tage über 'n Weg. Sei froh, daß ich 'n anständiger Kerl bin!“

„Wenn ich nur ganz gesund wäre!“ klagte Gelling.

„Zum Henker, du bist nicht krank, und das übrige wollen wir schon kriegen. Gestatte, daß ich deinen Arzt spiele. Gieb mir das Verfügungsrecht über hundert Mark!“

„Mit Vergnügen — aber wozu?“

„Ich kaufe dir unter Johanns Assistenz einen Touristenanzug, einen Rucksack und einen Knotenstock, was übrig bleibt, kriegst du wieder heraus. Und dann steigen wir nicht auf den Schloßberg, sondern in die Waldberge. Nun? So etwa auf vierzehn Tage. Und da sollst du mal sehen, wie dir das anschlägt. Erst ein paar Stunden am Tage, dann immer mehr, zuletzt nur noch in Heuhütten Nachtlager — ich sage dir, famos wird's. Schau nur hinaus, wie sie dastehen die Berge, blau und duftig! Gelling, jetzt freut mich mein Leben!“

„Aber du wolltest doch — Stackelhofen, du wolltest doch selbst eine Kur durchmachen? Stackelhofen, mir schwant etwas, Stackelhofen, was ist's denn mit deinem — Ochsenherzen?“

„Mein Ochsenherz schlägt unentwegt für dich,“ erklärte der Konfuchs feierlich.

„Und vierzehn Tage lang soll die Fußtour währen — so lange?“ fragte der andre schon wieder nachdenklich, fast träumerisch.

„Gewiß, mein Junge, nicht länger, aber auch nicht kürzer. Morgen über vierzehn Tagen halten wir unsern zweiten Einzug im Hotel. Dann sind Ostenhusens gerade in die sechste Woche ihres Aufenthaltes getreten. Braun und frisch kommen wir zurück, abgerissen wie der Handwerksbursche im Liede, daß man uns zuerst kaum

mehr erkennt, dann aber plötzlich einen unartikulierten Schrei ausstößt — und wir sinken uns gerührt in die Arme und —"

„Halten uns eventuell gefälligst abseits, weil uns die ganze Geschichte unter Umständen gar nichts mehr angeht," unterbrach ihn Gelling ärgerlich.

„Ganz richtig, Gelling, wir haben dann unsre Schuldigkeit gethan und können abtreten," lachte der andre. „So verfährt man ja meistens mit uns Aerzten. Apropos, Aerzte: Magst du mir's überlassen, die Angelegenheit mit deinem großen Arzte zu ordnen? Ich muß morgen ohnedies noch eine kleine Abrechnung mit ihm halten."

„Bin dir nur dankbar, Ernst," erwiderte Gelling zerstreut. Dann aber trat er plötzlich hart an den Freund, legte ihm die Hände auf die Schultern und stieß hervor: „Ernst, ich war grimmig eifersüchtig auf dich!"

„Freut mich, mein Lieber. Also ist das Mittel wohl probat," versetzte der andre trocken.

„Eine Fußtour, Ernst?" sagte der Genesende träumerisch, öffnete die Glasthüre, trat auf den kleinen Balkon und atmete tief auf. „Ernst, ich glaube auch, es ist das Gescheiteste in meiner Lage und bei dem herrlichen Wetter!"

IX.

Wiederum wartete Herr von Stackelhofen im großen Saale des berühmten Arztes, wiederum betrat er das Vorzimmer, doch lächelnd wehrte er dem Diener, der ihm Rock und Weste samt dem Hemdkragen entreißen wollte. Und vollkommen angekleidet — eine auffällige Erscheinung — betrat er den kleinen Raum.

„Herr von Stackelhofen!" soufflierte der Assistent. Mit gekreuzten Armen stand der große Doktor.

„Zunächst, mein Herr, komme ich im Auftrage des Herrn von Gelling, meines circa sechs Schuh preußisch langen, blonden, dreißig Jahre alten, sieben Wochen hindurch von Ihnen mit dem größten Nutzen behandelten Freundes. Er hat sich infolge des ihm gestern verordneten Ausfluges auf den Schloßberg so gut erholt, daß er die Kur abbricht und heute mittag, einer plötzlich an ihn ergangenen Einladung folgend, abreist. Er beauftragt mich, ihn dem Herrn Doktor zu empfehlen und den geschäftlichen Teil seiner Verpflichtungen zu ordnen."

Am Schreibtische rauschten die Blätter der dicken Strazze, und der Assistenzarzt las: „Von Gelling, zwanzig Konsultationen, darunter zwei sehr eingehende Untersuchungen."

„Seine Schuldigkeit?" fragte Stackelhofen und griff in die Tasche.

„Nach Belieben," erklärte der große Arzt verbindlich, „aber nicht unter zweihundert Mark. Bedaure übrigens, Herrn von Gelling nicht mehr persönlich gesehen zu haben. Liebe derartiges plötzliches Abbrechen der Kur nicht."

„Das kann ich mir wohl denken, Herr Doktor," lachte Stackelhofen und zog das Portemonnaie. „Nun aber zu mir. Es sind mir doch sehr schwere Bedenken aufgestiegen —"

„Bitte, Ihre Kurverordnung, mein Herr!" unterbrach ihn der Arzt.

„Hier, Herr Doktor! Schwere Bedenken, ob diese Bäder meiner Lunge auch in der That bekömmlich sein werden?"

„Lunge?" Der große Arzt warf einen vernichtenden Blick auf seinen Patienten. „Ja, sind Sie denn lungenkrank? Und warum lassen Sie sich dann, wenn ich fragen darf, auf Herzleiden untersuchen? Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich bin doch der Herzdoktor!"

„Wenn Sie mich nun gefälligst auch zu Worte kommen lassen, mein Herr," — Stackelhofen lächelte mokant, — „ich habe mich weder auf Herz- noch auf Lungenleiden von Ihnen untersuchen lassen. Ich wurde aus dem großen Pferche da drüben in den kleinen Pferch da draußen getrieben, legte gehorsam einen Teil meiner Gewänder ab, dann führte man mich — sozusagen zur Schafschur — da herein. Sie horchten mich ab, ich machte ein andächtiges Gesicht; Sie fragten mit keinem Worte, was mir fehle, und als ich Ihnen endlich auf Befragen von der einzigen Krankheit meines Lebens, einem Magenkatarrh, erzählen wollte, da schnitten Sie mir die Rede ab, daß ich gar nichts mehr zu äußern wagte."

„Herr, Sie schleudern mir da Dinge ins Gesicht —"

„O, ich bin noch nicht fertig, Herr Doktor. Mit kurzen Worten, ich bin weder herzkrank noch lungenkrank —"

„Und haben mich lediglich zum besten gehabt, mein Herr?!"

„Zum besten? Ja kann ich mir denn nicht zur Abwechslung mal für mein Geld von Ihrem Stethoskop in die gesunde Lunge, ins gesunde Herz horchen lassen, Herr Doktor? Und hätten dann nicht Sie mir sagen müssen: was wollen Sie denn eigentlich in Sprudelingen?"

Der Meister wandte sich indigniert ab und schritt zur Thür. „Ich bitte, das Geschäftliche mit meinem Herrn Assistenten zu erledigen!"

„Das Geschäftliche!" Stackelhofen lachte hell auf. —

Die Thür hatte sich geschlossen.

„Ich begreife nicht, Herr Baron," — der kleine Assistenzarzt bemühte sich, martialisch dreinzuschauen, — „wie können Sie meinen allverehrten Herrn Chef dergestalt —"



Am Tischchen des kleinen blonden Portiers stand ein Stubenmädchen aus der Nachbarschaft.

„Werter Herr," sagte der Riese in väterlichem Tone, „ich denke, Sie stehen im Reserveverhältnis, so ist wenigstens draußen auf Ihrer Karte —"

„Allerdings!"

„Nun, dann sind wir ja sozusagen unter uns und wollen nicht erst auf prinzipielle Fragen eingehen. Es könnte Ihnen nur fatal sein, wenn wir über diese Geschichten schließlich noch am dritten Orte vor anständigen Leuten — Sie verstehen mich — sprechen müßten; von Stackelhofen, Oberleutnant der Landwehr."

Der Kleine rieb die Hände und verneigte sich: „War auch durchaus nicht in meiner Absicht gelegen. Es ist ja nicht zu leugnen, der Herr Doktor ist überhäuft mit Arbeit, und da laufen zuweilen Irrtümer —"

„Bitte, nun das Geschäftliche: hier sind zweihundert Mark und fünfzig Pfennige zur Begleichung der Schuld meines Freundes, Herrn von Gelling. Bitte, wollen Sie dem Herrn Doktor ja die fünfzig Pfennige gesondert als Gratifikation über die geforderte Summe einhändigen. Ich selbst habe zwei, beziehungsweise drei — Sie erinnern sich — also drei Konsultationen zu bezahlen, macht dreißig Mark. Hier! Und wollen Sie dem großen Arzte gefälligst nebst einem Komplimente von mir ausrichten, daß ich für den Genuß einer solchen Komödie, was meine Person betrifft, gerne dreißig Mark erlegt habe. Mein Freund allerdings ist mit seiner Gesundheit und zweihundert Mark und fünfzig Pfennigen — bitte, vergessen Sie die fünfzig Pfennige nicht — etwas tiefer in die Tinte geraten. Doch er wird's ja auch verwinden. Habe die Ehre!"

*

An diesem Vormittage verfaßte nun zur Abwechslung Herr von Stackelhofen eine triumphierende Postkarte:

„Na, Leibbursch, was sagst Du nun? Losgeeist! Das Mittel war gut, aber für mich selbst über die Maßen gefährlich. Mein erstes dunkles Gefühl des Morgens beim Erwachen, und meine letzte klare Ueberzeugung beim Einschlafen ist: Stackelhofen, du bist nicht nur ein heroischer, nein, du bist auch ein anständiger Kerl. Morgen früh trollen wir uns in Begleitung Johanns, der sein breites Maul nimmer zusammenbringt und nur immer die Zähne fletscht vor Vergnügen, wenn er mich sieht, auf vierzehn Tage in die Berge. Ob ich nach Ablauf dieser Zeit wieder hierher komme oder — eine Thräne zerdrückend — nach Norden abdampfe, das wird von der Beschaffenheit meiner Seelenkräfte abhängen. Alles übrige mündlich. Vale!" —

Er hatte eben die Adresse geschrieben, da klopfte es an die Verbindungsthür, und Gelling betrat das Zimmer: „Hast du deine Karte an den Doktor fertig, Stackelhofen?"

„Und woher weißt du, daß ich an den Doktor geschrieben habe?"

„Nun, das kann ich mir doch an den Fingern abzählen, Konfuchs!"

„Und wenn?"

„Ich habe ihm auch geschrieben, und zwar einen Brief, Stackelhofen; da könnte ich deine Karte gleich mitbesorgen."

„Glaub's wohl!" lachte der andre und griff nach seinem Hute. „Nee, Schlaukopf, lieber nicht! Will dir was sagen, ich begleite dich. Dann wirfst du deinen de- und wehmütigen Brief auf der einen Seite in den Kasten, ich meine Karte auf der andern. Zuvor aber muß ich mir vom Portier noch eine Marke geben lassen."

— — — — — — — — — — — — —

Am Tischchen des kleinen blonden Portiers stand ein Stubenmädchen aus der Nachbarschaft.

„Also können Sie mir den Gefallen thun, Herr Portier?"

„Gerne. Wieviel ist's?"

„Hundert Mark, Herr Portier."

„Hier — warten Sie, nein — so — richtig?"

„Danke auch vielmals, Herr Portier."

„Gerne geschehen. Nur muß ich Ihnen bei der Gelegenheit sagen, neulich haben Sie mir ein Zehnfrankenstück statt eines Zehnmarkstückes zum Wechseln gebracht, und das konnte mir nicht angenehm sein."

„I, nicht möglich! Ei, das kann doch gar nicht sein!" Das Stubenmädchen war sehr rot geworden. „Das sollte mir furchtbar leid thun, nee, so geben Sie mir's doch wieder —"

„Na, lassen Sie, es ist bloß, daß man drüber spricht," sagte der Portier.

Gelling und Stackelhofen betraten die Loge.

Das Stubenmädchen knickste kokett und sagte laut: „Is mir furchtbar leid, Herr Portier, wenn Sie geschädigt sind. Aber es is mir auch gar zu wirr im Kopfe heute den ganzen Vormittag."

„Bitte sehr, das ist ja vor drei Tagen gewesen, Fräuleinchen," sagte der Portier mit gutmütigem Lächeln.

„Nee, heut morgen war's doch! Was, Sie wissen's noch nicht? Nu, heut morgen oder heut nacht is ja bei uns drüben was Gräßliches passiert! Sie haben's noch nicht gehört? Nee, aber! Da wohnt doch der Herr Baron von der Ostsee oder aus der Gegend mit seiner Frau — wissen doch, die große, schöne Frau? Hör' ich nu heut bei Morgengrauen — ich hatte doch die Korridorwache von drei bis sechs Uhr — 'n Gepolter in dem Zimmer, als wenn ein Mensch zusammenstürzte. Ich sag' Ihnen, ich bin so viel erschrocken. Geh' ich an die Thür und horch', hör' ein Röcheln, und dann war alles still. Lauf' ich und weck' unsre Frau. Die kommt so geschwind, als sie kann, klopft, fragt, ob sie was helfen könnt', keine Antwort. Drückt sie leise die Klinke herunter, ist die Thür nicht verschlossen.



Obstmarkt in Bozen.

Nach einer Zeichnung von Martin Ränike. (Text Seite 1032.)



Von den deutschen Flottenmanövern: Loten an Bord eines Linienschiffes vor dem Ankern.

Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer. (Text Seite 1032.)

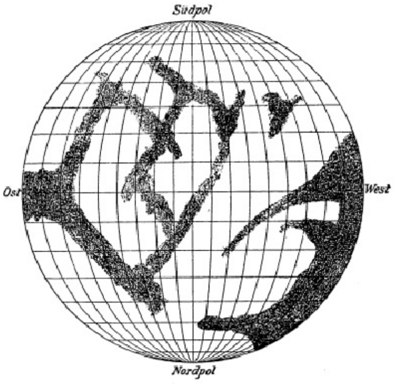
Liegt der Mann, der Baron — so 'n guter Herr, Sie glauben's gar nicht, Herr Portier — am Boden liegt er und rührt sich nicht. Ich such', ich ruf', keine Gnädige weit und breit. Aber das Fenster steht offen — Parterre, Herr Portier. Renn' ich zum Arzte, der kommt und kann nichts konstatieren als den eiskalten Tod. Und inzwischen — nee, Herr Portier, 's ist mir sehr schenierlich, ich bitte Sie, was man nicht alles erleben kann — inzwischen kommt die Frau Baronin heim unters Fenster — was sagen Sie dazu? Darf's einem da etwa nicht wirre werden im Kopfe? So 'ne feingebildete Frau Baronin? Und so 'n herzensguter Herr, der Herr Baron!"

(Schluß folgt.)

Aus dem Reiche der Sterne.

Unter den Wandelsternen, die die Sonne umkreisen, ist ihr der nächste der Planet Merkur. Wegen dieser Nähe erscheint er uns nur kurze Zeit vor Sonnenaufgang am östlichen oder nach dem Untergang der Sonne am westlichen Horizont; meist ist er aber für das bloße Auge ganz unsichtbar, weil er von den Strahlen der Sonne überglänzt wird und darin verschwindet. Deshalb haben die Astronomen der alten Zeit, die keine Ferngläser besaßen, den Merkur nur wenig beobachten können, während man ihn heute mit Hilfe des Teleskops selbst am hellen Tage leicht auffinden kann. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 57½ Millionen Kilometer; der Erde kommt er, wenn er zwischen ihr und der Sonne steht, bis auf 79 Millionen Kilometer nahe; steht er aber jenseits der Sonne, so wächst seine Entfernung von uns bis auf 218 Millionen Kilometer. Seinen Umlauf um die Sonne vollendet Merkur in 87 Tagen 23¼ Stunden. Im Fernrohr zeigt er Lichtgestalten wie der Mond, und wenn er zwischen Sonne und Erde steht, so wendet er uns die dunkle oder Nachtseite zu. Bisweilen ereignet es sich alsdann, daß Merkur vor der Sonnenscheibe vorüberzieht, und er zeigt sich dann als schwarzer Punkt. Diese Erscheinung nennt man einen Merkurdurchgang, doch kann ein solcher nicht mit bloßem Auge gesehen werden, sondern man bedarf dazu eines Fernrohres. Zwar behauptete im 12. Jahrhundert der arabische Arzt und Astronom Averhoes, den Merkur vor der Sonnenscheibe gesehen zu haben, und ebenso will der berühmte Skaliger eine solche Beobachtung gemacht haben; allein mit bloßem Auge ist dies durchaus unmöglich. Erst im Jahre 1631, am 7. November, gelang es dem Franzosen Gassendi, den Merkur vor der Sonne zu sehen, indem er mittels des Fernrohrs ein Bild der Sonne in einem verdunkelten Zimmer auf einem Blatt weißen Papiers entstehen ließ und auf diesem Sonnenbilde einen schwarzen Punkt erkannte, der eben der Planet Merkur war. Seitdem hat man solche Vorüberzüge des Merkur vor der Sonne wiederholt beobachtet; überhaupt finden in jedem Jahrhundert durchschnittlich etwa 13 Merkurdurchgänge statt. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich der Planet stets als völlig runder, schwarzer Kreis, er ist also kugelförmig, und die genauen Messungen, die in den Jahren 1900 und 1901 auf der Sternwarte zu Washington angestellt wurden, haben ergeben, daß der wahre Durchmesser des Merkur 4280 Kilometer beträgt. Sonach ist dieser Planet erheblich kleiner als die Erde und übertrifft nur um weniges unsern Mond an Größe. Da er nun außerdem von der Erde weit entfernt bleibt, so bietet er für die genaue Untersuchung seiner Oberfläche große Schwierigkeiten dar. Am günstigsten in dieser Hinsicht zeigt sich Merkur dann, wenn er uns weniger als halbmondförmig erscheint oder als Sichel. Man hat dann bisweilen wahrgenommen, daß die beiden Endpunkte oder Hörner der Sichel nicht gleich spitz ausliefen, sondern daß das südliche etwas abgestumpft erschien. Diese letztere Thatsache hat man früher durch die Annahme erklärt, daß sich in der Nähe des südlichen Merkurpoles hohe Gebirge befinden. Auch auf der Scheibe des Merkur selbst hat der Astronom Schröter im Sommer 1801 dunkle Flecke und einen Streifen erkannt, die er für Wolken hielt.

Die genauesten Beobachtungen über die physische Beschaffenheit des Planeten Merkur verdankt die Wissenschaft dem berühmten Astronomen Schiaparelli in Mailand. Dieser hat, begünstigt von dem klaren Himmel Oberitaliens, seit 1882 das Studium der Oberfläche dieses Planeten mit großen Fernrohren anhaltend und erfolgreich betrieben und ist zu höchst merkwürdigen Resultaten gelangt. Er fand, daß Merkur bei seinem Umlauf um die Sonne dieser stets die nämliche Seite zuwendet, also die Sonne ähnlich umkreist wie unser Mond die Erde. Diejenigen Teile der Merkuroberfläche, die sich auf der Mitte der der Sonne zugewendeten Seite befinden, haben infolgedessen ewigen Tag, diejenigen auf der Mitte der abgewendeten Seite ewige Nacht. Indessen findet bei dieser Rotation des Merkur ein gewisses seitliches Schwanken statt, so daß auch die Trennungslinie von Tag und Nacht auf jenem Planeten im Laufe seines Jahres etwas hin und her schwankt. Ein Bewohner des Merkur würde dieses Schwanken, dem Augenschein folgend, nicht seinem Planeten, sondern der Sonne beilegen, die für eine gewisse Zone im Laufe von 88 Tagen (Merkurjahr) langsam auf- und untergeht. Man kann sich die Sache in folgender Art versinnlichen. Für uns Erdenbewohner geht die Sonne täglich im Osten auf und im Westen unter und beschreibt dabei im Sommer einen höheren, im Winter einen niedrigeren Bogen am Tageshimmel; für einen Bewohner des Mars beschreibt die Sonne, hin und zurück gehend am Himmelsgewölbe, einen Bogen von nur 47 Grad, und die Lage dieses Bogens über dem Horizont bleibt ewig die nämliche, auch braucht die Sonne, um diesen Bogen hin und zurück zu durchlaufen, 88 unsrer Erdentage. Wo jener Bogen ganz über dem Horizont liegt, herrscht ewiger Tag, wo er ganz unter dem Horizont liegt, ewige Nacht; nur wo ein Teil dieses Bogens über, der andre aber unter



Weltkarte des Planeten Merkur nach Professor Schiaparelli.

dem Horizont ist, findet ein Wechsel von Tag und Nacht statt. Diese letztere Region umfaßt ein Viertel der Oberfläche des Merkur. Schiaparelli hat ferner gefunden, daß die dunkeln Flecke auf dem Merkur nicht immer gleich deutlich sind; bald erscheinen sie dunkler, bald bleicher, ja einige sind bisweilen unsichtbar. Dies schreibt der berühmte Astronom Trübungen und Wolken in der Merkuratmosphäre zu. Im allgemeinen schließt er aus seinen Wahrnehmungen, daß es auf dem Merkur weder große Ozeane noch große Festländer giebt, sondern daß dort Land und Meer sich gegenseitig durchdringen. Merkur, sagt Schiaparelli, ist eine Welt, die sehr von der unsrigen verschieden ist. Die Sonne erleuchtet und erwärmt ihn sehr viel stärker und auf eine ganz andre Art als unsre Erde. Die ewige Anwesenheit einer glühenden Sonne, die fast senkrecht ihre Strahlen auf einen Teil der Merkuroberfläche herabsendet, und die ewige Abwesenheit der Sonne für die entgegengesetzte Seite erscheinen uns in gleicher Weise unerträglich. Jedenfalls aber müssen infolge dieser klimatischen Gegensätze dort gewaltige atmosphärische Strömungen stattfinden, die vielleicht zu einem Ausgleich der Temperatur in hohem Grade beitragen und die Möglichkeit von organischem Leben gestatten. K.

Die französische Familie.

Die französische Familie ist eines der seltsamsten Gebilde, dem der Soziologe, der Gesellschaftsforscher begegnen kann. Sie gleicht a priori einer hermetisch abgeschlossenen Zelle, einer zugeklappten Muschel. Von vornherein setzt sie der Außenwelt starre Ablehnung entgegen, ist sehr schwer zugänglich und thut ihre Pforten nur Bevorzugten auf. Diese Definition gilt selbstverständlich nur von denjenigen französischen Familienkreisen, die sich dem Zwang gewisser Umgangsformen, einer Etikette, unterwerfen, das heißt von den besitzenden Klassen der mittleren Hundert- und der oberen Zehntausend.

Im französischen Volk kennt die Familie nichts von dieser spröden Ausschließlichkeit. Schon die äußeren Umstände nehmen ihr den Charakter des Abgeschlossenen. Die Volks- und Arbeiterwohnungen sind in Frankreich, wie auch anderswo, eng zusammengedrängt. Man wohnt Wand an Wand, nennt nur beschränkte Räume sein eigen. Treppe und Hausflur werden in Arbeiterkreisen zum Tummelplatz der Kinder, zum „Salon" der Frauen. Hier finden die berüchtigten Klatschversammlungen auch ohne Kaffee und Kuchen statt. Hier werden die häuslichen Parlamentssitzungen gehalten, in denen die Frauen des vierten Standes sich für die Vorenthaltung des allgemeinen Wahlrechts schadlos halten.

Der Hausbrunnen, die Etagenwasserleitung, die Waschküche, der Trockenboden, sie alle sind Sammelpunkte für das Familienleben des französischen Volkes, sie alle tragen dazu bei, die Wände des Einzellebens zu durchbrechen und Dinge, die das Individuum betreffen, der Allgemeinheit kundzugeben. Häuslicher Zwist, häusliches Glück, Familienleid, Familienfreud', nichts bleibt in den engen Volkswohnungen verborgen. Und diese allgemeine Kenntnis der Vorgänge bringt ein sehr ausgebildetes Nachbarschaftsleben mit sich. Wo jedermann weiß, was der andre mittags und abends auf dem Tische hat, wo die bei drückender Sommerhitze geöffneten Fenster und Thüren das Innere der schmalen Gelasse bis auf den letzten Winkel preisgeben, wo eine geringere Erziehung ein geringeres Maß von Innerlichkeit und Zurückhaltung bedingt, da verkehrt alles miteinander und vettermichelt treppauf, treppab, vom Erdgeschoß in die Dachkammer, vom rechten nach dem linken Etagenteil hinüber.

Der Kommunismus ist hier in gewissem Maße bereits hergestellt. Unter den Männern gruppiert man sich nach Berufsgenossenschaft, bei Frauen und Kindern herrscht die Wahlverwandtschaft vor. Tritt ein neuer Kamerad in die Werkstätte ein, bezieht eine neue Mieterin die gegenüberliegende Wohnung, gleich stellt sich, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, ein freundschaftliches Verhältnis her. Da bedarf es nicht erst langer Vorbereitungen, Erkundigungen und Vorstellungen. Der Mann bringt den Kameraden mit, die Frau geht zur Nachbarin hinüber, und die Kinder hecken im Handumdrehen mit den Neugekommenen zusammen die ewig gleichen, unsterblichen Streiche der Gassenjugend aus.

Heute miteinander bekannt, leistet man sich übermorgen schon kleine Dienste, und vierzehn Tage später ist der Kommunismus im vollen Gange. Die eine der Gevatterinnen borgt eine Kochpfanne, und die andre entlehnt ein Tischtuch. Fehlt im letzten Augenblick ein Häufchen Zucker oder ein Häppchen Mehl, so geht man es „drüben" holen. Im Winter mietet die alte Karrenschieberin und Fischfrau sich bei der Krawattennäherin zu den Mahlzeiten ein. Erstere bringt den Fisch, letztere liefert Brot, Wein und das warme Zimmer.

Das französische Volk giebt viel auf gutes Essen. Wer zur Zeit der Frühgemüse durch die Pariser Arbeiterviertel streift, wird ganz erstaunt die ausgezeichnete Qualität der Spargel und Erdbeeren feststellen. Wer die Arbeiter an den kleinen Tischchen der Weinwirte zu Mittag essen sieht, gewahrt, daß es an einem halben Liter „Roten" nicht fehlt, und wer die Neugier so weit treibt, in die Bars hineinzuschauen, findet dort männiglich beschäftigt, das Mittagsmahl mit einer Tasse Kaffee und oft auch mit dem „Pousse-Kaffee", einem Gläschen schlechten Rums, zu beschließen.

Die freundnachbarlichen Beziehungen schlagen natürlich oftmals in das Gegenteil um. Sind es doch Menschen, die in den engen Häusern dicht bei einander wohnen, Menschen mit Schwächen und Fehlern. Da geschieht es denn nicht selten, daß die einstigen Freunde, die sich einander ohne viel zu fragen in die Arme warfen, nach kurzer Zeit allerhand unliebsame Entdeckungen machen. Dann tritt Entfremdung ein, wenn nicht gar Feindschaft, und nicht selten ist die Faust das letzte Argument in diesem Zwist.

Der Anlässe zu Zank und Hader giebt es natürlich unzählige. Die französische und besonders die Pariser Arbeiterfamilie ist nicht fest gefügt. Die Pariser Arbeiter, in der Mehrzahl antikirchlich und politisch der sozialistischen Partei angehörig, halten nichts von der Heirat, der regelmäßigen Eheschließung. Die Formalitäten sind auch ungewöhnlich langwierig, es bedarf der Beschaffung ungezählter Bescheinigungen, bei Regelung der Angelegenheit klebt der Betreffende stundenlang wartend auf der Mairiebank, verliert Zeit und Arbeitslohn. Außerdem ist der Gedanke, daß die Frau ein minderwertiges Geschöpf sei, inferior in Körperkraft und Verstand, bei der Mehrzahl der Arbeiter derartig eingewurzelt, daß sie sich gern die Freiheit wahren, solch Wesen untergeordneten Ranges bei Gelegenheit wieder

abzuschütteln. Und für Paris darf man ohne Uebertreibung sagen, daß die unregelmäßigen Ehen, die sogenannten „ménages parisiens“ mindestens so zahlreich sind wie die standesamtlich und gar die kirchlich vollzogenen. Es ist traurig, aber wahr: ob in regelmäßiger, ob in freier Ehe lebend, viele Pariser Arbeiter haben in Bezug auf die Frau Anschauungen, die eines orientalischen Paschas würdig wären. Eine Runzel im Gesicht der Frau, ein andres hübsches Lärvchen am Horizont, und der eheliche Frieden ist in Gefahr, wenn nicht gar der Mann die Frau rücksichtslos verläßt. Dann mag sie sehen, wie sie bei den jämmerlichen Frauenlöhnen und der kläglichen Armenunterstützung fortkommt. Der Mann hat inzwischen ein andres Domizil erwählt, eine andre Stadt aufgesucht, und selbst wenn die Frau genug Rechtskenntnisse besitzt, um klagbar zu werden und ihren Anspruch auf Unterhalt geltend zu machen, so bleibt der Spruch des Richters häufig auf dem Papier, denn niemand fängt den Flüchtigen ein. Diese Verhältnisse erklären eine in Pariser Frauenrechtskreisen vertretene Anschauung, daß von Staats wegen „Mutterschaftskassen“, Caisses de maternité, eingerichtet werden sollen, die von jeder Mutter, die der Gatte verließ, zur Erziehung ihrer Kinder in Anspruch zu nehmen sind; aber bisher ist dieser Plan ein frommer Wunsch geblieben. Frankreich, das erst unlängst erklärte, es sei nicht reich genug, um seinen Arbeitern, die doch Wähler und deshalb eine politische Macht sind, eine Altersrente zu sichern, wird erst recht viel Wasser den Berg hinab fließen lassen, bis es sich der verlassenen Frauen annimmt, die ja weder Wähler noch eine politische Macht sind.

Im Gegensatz zu der leicht gefügten, leicht gelösten Arbeiterfamilie ist, wie bereits erwähnt, die Bürgerfamilie fest geschlossen und schwer zugänglich. Von der in Deutschland geübten Gastfreundschaft und Gastfreiheit ahnt man in diesen Kreisen nichts. Wer, von auswärts kommend, mit Empfehlungen versehen, dort Besuch macht, bleibt wochen-, monate-, jahrelang auf der Schwelle des Hauses stehen. Er wird nicht warm. Bald giebt es wohl eine Einladung zum großen Diner, bald eine Abfütterung, aber in das eigentliche Familienleben wirft der Fremde keinen Blick. Von einem freien Verkehr mit den Töchtern des Hauses ist keine Rede, ein gemütliches „In-die-Suppe-fallen“ giebt es nicht. Wie höflich und entgegenkommend in der Form man sich zeigt, es bleibt eine Scheidewand zwischen beiden Parteien. Es sei denn, der Betreffende habe direkte Familienbeziehungen zu dem französischen Hause, oder er verfüge über bedeutende Mittel, lebe auf großem Fuße, führe einen Titel und eröffne einen Salon. In diesem Falle wird er sich über kühle Aufnahme nicht zu beklagen haben, denn am Golde hängt, nach Golde drängt auch dort alles. Ein Titel und ein großer Aufwand müssen nur imponieren, glänzende Toiletten, gute Diners, flottes Auftreten Zutrauen einflößen, und niemand fragt mehr, woher all der Reichtum stammt, ob der schöne Titel echt sei.

Keinen besseren Beweis dieser Pariser Leichtgläubigkeit als die vor einigen Monaten stattgehabten Gerichtsverhandlungen gegen den falschen Prince de Vitanval, der eine frei von ihm erfundene Uniform des „Schweizer heraldischen Instituts“ (!) trug, Ordensschacher trieb und im Elysée so lange verkehren durfte, bis jemand, der die Sachen gründlicher betrachtete, den Betrug aufdeckte. Unzählige solcher Glücksritter haben in der Pariser Gesellschaft eine Rolle gespielt. Wer flott auftritt, lebt und leben läßt, wird weiter nicht nach Herkunft und Ursprung gefragt. Und es sind nicht nur leichtfertige Glücksritter der gleichen Gattung, die ihresgleichen derart vertrauensselig aufnehmen. Unter dem Schutz von Geld und Titel, auf der Leiter der Wohlthätigkeits- und Wohlfahrtsbestrebungen gelingt es dem Abenteurer, dem Protzen, auch in die gute Gesellschaft, in die große Welt einzudringen und dort, solange das Geld reicht und der falsche Titel glänzt, gefeiert zu werden.

Ganz anders ergeht es dem jungen Talente, der bescheidenen, ehrlichen Arbeit. Die bleiben im Vorzimmer und müssen vorlieb nehmen. Gerade in der Zeit, wo der junge Strebende des Familienanschlusses, des Rats, der geselligen Hilfe, der Verbindungen am meisten bedürfte, werden diese erlaubten Mittel zum Emporkommen ihm karg zugemessen. Da er, der Anfänger, nichts ist und nichts bringt, da man mit ihm nicht Staat machen kann, nimmt niemand daran Interesse, ihm beizustehen. Wenn er gefällt, wird man ihn zum Empfangstag von Madame einladen, ihm eine Tasse Thee mit Zubehör anbieten, einige nichtssagende Redensarten mit ihm wechseln und ihm zum Abschiede die Fingerspitzen reichen. Und damit ist es abgethan. Das mütterliche Fühlen unsrer deutschen Hausfrauen, das kameradschaftliche Verkehren unsrer jungen Männer und Mädchen miteinander ist Fremden gegenüber in Frankreich so gut wie unbekannt.

Man kann sich in Frankreich jahrelang kennen, ohne je freundschaftlich und ohne vorherige Einladung zum Essen mitgenommen zu werden. Die französische Bürgersfamilie bleibt in ihrer Austernschale sitzen. Warum? Aus zwei Gründen, die eigenartig genug sind, und an die ein deutsches Gemüt nicht im entferntesten denkt. Erstens weil der Franzose mehr als wir auf äußeres Auftreten giebt, zweitens weil er jedes fremde, ihm nicht verwandte Element mit Mißtrauen betrachtet. Er giebt mehr als wir auf das Aeußere, er empfindet es sehr unangenehm, im Hauskleid überrascht zu werden, er verzeiht sich's nicht, dir ein gewöhnliches Mahl vorzusetzen, er muß mindestens zwei Scheffel Salz mit dir gegessen haben, um dich unangemeldet an dem landesüblichen „Gigot“ teilnehmen zu lassen. Und diese Eitelkeit ist der eine Grund, der ihn in bürgerlichen Kreisen so ausnehmend wenig gastfrei macht. Der zweite Grund beruht in dem Mißtrauen gegen den Fremden, den Unbefreundeten, der gar nicht einmal Ausländer zu sein braucht. Dieses Mißtrauen ist ein sehr eignes und meiner Ansicht nach sehr wenig schönes Ding. Aufgegangen ist es aus all dem wilden Hafer, den Monsieur, der Hausherr, in seiner „fröhlichen“ Jugend aussäte. Die enge Gebundenheit und Geschlossenheit der französischen Bürgerfamilie steht in direktem Zusammenhang mit der Ausgelassenheit des Lebens der jungen Männer. Man denke sich Don Juan, der galanten Abenteuer müde, verheiratet, als Ehemann und Familienvater. Selbstverständlich hat er nichts Eiligeres zu thun, als seine weißen Lämmlein in der Hürde nach allen Seiten zu verbarrikadieren, einen Wächter davor zu setzen und niemand heran zu lassen, der nicht alle Garantien bietet. Da Don Juan aber hinter jedem Busch selber gesteckt hat und hinter jeder, selbst der ehrlichsten Miene seine eignen Untugenden wittert, dauert es lange, weit länger als bei uns, bis die Austernschale sich öffnet und der Gewogene und nicht zu leicht Befundene in den Schoß der französischen Familie aufgenommen wird. Bei uns weht ein freierer Wind in den Familien, wir sind einfacher, schlichter, weit weniger mißtrauisch, sind in den Augen der Franzosen gutmütige Barbaren, unvorsichtige Hinterwäldler.

Dem Ausländer gegenüber wird die bürgerlich französische Vorsicht und Zurückhaltung nun noch gesteigert. Der Franzose, wie bekannt, reist wenig und verläßt sein Vaterland nur widerstrebend. Da hegt er denn von vornherein ein Vorurteil gegen Leute, die sich expatriieren, in der Fremde leben. Im Grunde seiner Seele nistet die Frage: Was muß der X gethan haben, daß er sein Vaterland meidet? Erst langer Verkehr mit solch einer „fragwürdigen Existenz“, wie es der nicht betitelte und nicht besonders reiche Ausländer in seinen Augen ist, vermag ihn eines Besseren zu belehren.

Geradezu eine Ungeheuerlichkeit aber sind in seinen Augen jene zahlreichen Ausländerinnen, die, wie das unsre Landessitte mit sich bringt, in Frankreich studienhalber sich aufhalten, dort allein reisen, allein ausgehen, sich selbständige Stellungen gründen. Hier macht die enge, die romanische Auffassung vom Wesen der Frau als einer „Sache, die bewacht werden muß“, sich besonders scharf geltend. Und Generationen auf Generationen von Ausländerinnen haben die deutsch-angelsächsische Bewegungsfreiheit der Frau in Paris für sich wohl einbürgern, nicht aber sie auf die Französinnen erstrecken können.

Diese Auffassung findet man in der überwiegenden Mehrzahl der französischen Familien. Eine Ausnahme machen die in Frankreich lebenden Minderheiten, Protestanten, Israeliten, Sozialisten und Freidenker. Diese Minoritäten sind in ihrem Familienleben weniger ausschließlichen Charakters. Die Protestanten haben Beziehungen zur Schweiz, zu Deutschland und England, die Israeliten sind häufig nicht französischen Ursprungs. Ihnen allen ist das Ausland entweder durch eigne Anschauung oder durch Erzählung Verwandter bekannt. Bei den Sozialisten und Freidenkern wird das Ausland gleichfalls nicht als das feindliche Element, sondern als das erweiterte Vaterland betrachtet.

In diesen Kreisen ist die Familie fremden und ausländischen Elementen daher leichter zugänglich. Die Frauen und Mädchen genießen größere Freiheit; letztere dürfen in dem von ihnen bewohnten Stadtviertel allein ausgehen und Besorgungen machen, sie besuchen auch die öffentlichen Staatsmädchenschulen, wozu die streng katholische Gesellschaft sich nur schwer versteht. Diese katholischen Bürgerfamilien bilden aber in Frankreich die überwiegende Mehrzahl; besitzt das Land doch 98 Prozent römisch-katholischer Bevölkerung.

Ungastlich und abweisend nach außen, bewahrt die katholische französische Familie ihre Tugenden für das Innenleben. Die französischen Romanschriftsteller haben ihrem Lande einen unverdient schlechten Ruf gemacht, indem sie sich auf die pikante Schilderung von Liebesabenteuern beschränkten. Sie haben nur die Sitten oder besser die Unsitten einer bestimmten, in allen Nationen vorhandenen Gesellschaft dargestellt. Man hüte sich jedoch, diese Darstellungen zu verallgemeinern und sich alle französischen Familien nach diesem Rezept zusammengesetzt zu denken. Im Gegenteil, die katholische Mehrheit des bürgerlichen Frankreichs enthält, gerade so wie die drei Minderheiten, eine ganz bedeutende Anzahl gesunder, braver, pflichttreuer Elemente. Mag der Durchschnittsfranzose als Ehemann auch vielleicht ein etwas unsicherer Kantonist sein, als Vater ist er gewöhnlich ebenso aufopfernd wie die Mutter. Die Kinder sind in der französischen Familie nämlich weit mehr der Mittelpunkt als bei uns. Um sie dreht sich alles, ihnen werden alle Opfer gebracht, für sie arbeitet der Vater, sorgt die Mutter. Die Eltern des Bürgerstandes sind die ersten Diener ihrer Sprößlinge, und ihnen zuliebe wird ein Familienegoismus großgezogen, der seinesgleichen sucht. Um der Kinder willen legt das französische Elternpaar sich Entbehrungen auf, um ihretwillen wird gerechnet und gespart. Die Laufbahn des Sohnes, die Heirat der Tochter werden das Lebensziel der Eltern, ja der Alp ihrer Nächte. Für diese Kinder sucht man „un établissement“, eine fertige, gemachte Lebensstellung. Daher wird bei der Heirat des Mädchens vorwiegend auf Vermögen und Stellung gesehen, für den Sohn aber ein Staatsamt vorgezogen.

Die nationale Erziehung erklärt diese Eigentümlichkeiten. Frankreich besitzt, seiner geschichtlichen Ueberlieferung entsprechend, heute noch eine bedeutende Anzahl geistlicher Lehranstalten und Klöster, in denen die Jugend unter fester Autorität heranwächst. Die Staatsschulen haben diesen geistlichen Schulen gegenüber auch heute noch einen schweren Stand. Die jungen Mädchen nun werden nach romanischer Sitte in klösterlicher Abgeschiedenheit, fern von der Welt, herangebildet und vom Verkehr mit jungen Leuten abgeschlossen. Es sind Unmündige, Unwissende und für ihr „établissement“ auf die Intervention der Eltern angewiesen. Da man sich die Mühe genommen, alle persönlichen Eindrücke von ihnen fern zu halten und ihre Seele als unbeschriebenes Blatt zu bewahren, erklärt sich die in französischen Bürgerfamilien allgemein gültige Anschauung, daß persönliche Liebe zur Ehe nicht nötig sei, sondern daß sie in der Ehe kommt.

Den Knaben wird nicht viel mehr eigne Initiative anerzogen. Sie verbringen die Jugend in Internaten unter steter Bewachung durch Lehrer und Repetitor und rechnen für ihr Fortkommen auf Papa, die Schulkameraden und die mächtige Kirche, der die geistlichen Lehrer angehören. Das ist ein von dem unsern bedeutend verschiedenes Familienwesen, eine sehr andre Erziehungsmethode.

Frankreich beginnt heute die Nachteile dieses Systems zu fühlen: auf allen Seiten sieht es sich von der freier, unabhängiger gewöhnten Jugend der germanischen Länder bedrängt. Eine tiefe Krisis erschüttert es bis in seine Grundfesten, der Ruf nach mehr Selbständigkeit, mehr Initiative, nach deutschen und englischen Erziehungsmethoden für Mädchen und Knaben wird immer lauter, und die Zeit scheint gekommen, wo die französische Familie das Absperrungssystem aufgeben muß.

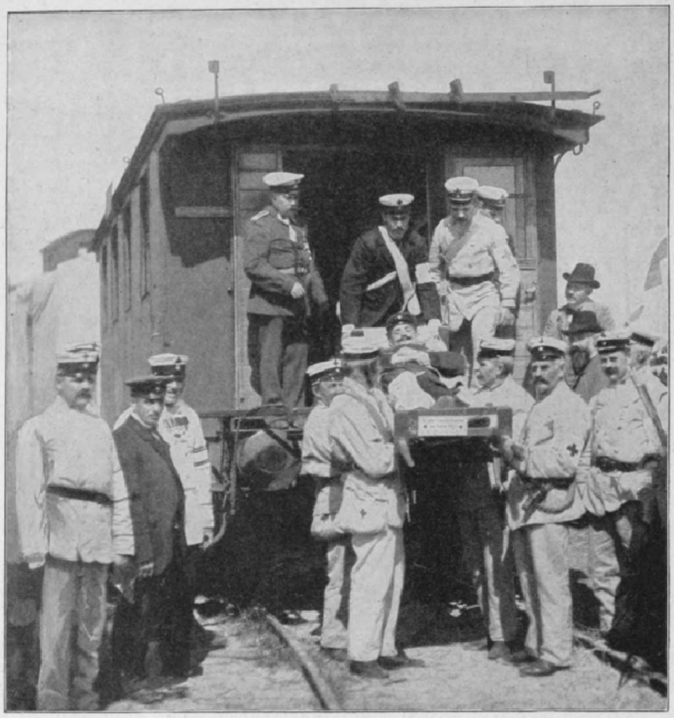
Dr. Käthe Schirmacher.

Ob noch wie einst?

Ob über den Weg am Bergeshang
Sich noch die alten Bäume recken?
Ob noch den stillen Pfad entlang
Die Rosen blühen in den Hecken?
  Ob noch wie einst dort in den Zweigen
Die Vögel ihre Lieder singen,
Wie damals, wo wir hier im Schweigen
Des ersten Liebesglückes gingen?

Ob noch leis atmend kühl die Luft
Vom Wiesengrund mag aufwärts tragen
Von Blumen süßen Opferduft
Wie einst in jenen Sommertagen?
  Ob noch die Sonnenpfeile gleiten
Durchs Netzgezweig der alten Bäume, —
Ob zwei durchs Lichtgefunkel schreiten
Und weiterspinnen unsre Träume?

Aug. D. Plinke.



Verladen von Verwundeten in Eisenbahnwagen 4. Klasse.

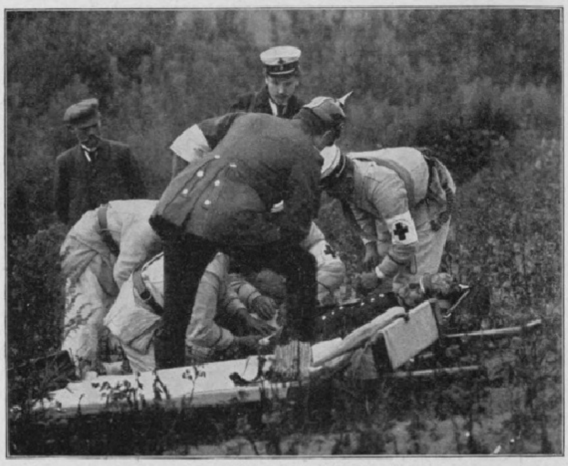
Die Sanitätsübung zu Elbing-Frauenburg am 24. August 1902.

(Phot. Aufnahmen von Willibald Zehr in Elbing).

Bei dem Städtchen Frauenburg in Ostpreußen fand am Sonntag den 24. August eine größere Uebung freiwilliger Sanitätsformationen vom Roten Kreuz statt, die schon deshalb viel bemerkenswertes bot, weil sie die verschiedensten Zweige des freiwilligen Sanitätsdienstes gleichzeitig vor Augen führte. Auf Veranlassung und unter der Oberleitung des Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege für Westpreußen, des um die Entwicklung des Roten Kreuzes im Nordosten des deutschen Vaterlandes so hoch verdienten Oberpräsidenten von Goßler, war diese Uebung von dem langjährigen ärztlichen Leiter der freiwilligen Sanitätskolonnen aus Stadt- und Landkreis Elbing, Sanitätsrat Dr. Hantel, mit besonderer Sorgfalt vorbereitet worden, und ihr Erfolg entsprach vollkommen den in sie gesetzten Erwartungen. Anlage und Verlauf der Uebung sind aus dem der Uebung zu Grunde gelegten Leitgedanken, der strikt eingehalten und durchgeführt wurde, ersichtlich.

Dieser Leitgedanke war folgender: Zwischen Elbing und Frauenburg haben Kämpfe stattgefunden. Ein deutsches Westcorps drängt ein feindliches Ostcorps von Elbing über Frauenburg nach dem Osten langsam zurück. Das Ostcorps leistet noch einmal bei Frauenburg hartnäckigen Widerstand und hält sich dort noch einige Zeit gegen das Westcorps. Seine Hauptstellung sind die südwestlichen, zum Teil mit Wald bestandenen Abhänge des Domberges. Das Westcorps stürmt diese Abhänge schließlich nach mehreren, im Laufe des Tages schon abgeschlagenen Angriffen. Die Verluste bei Freund und Feind sind schwer. Noch während der Gefechte stellt sich heraus, daß die bei der Truppe befindliche Sanitätshilfe nicht ausreicht. Es wird telegraphisch von Elbing die Hilfe des Elbinger Transport- und Begleitdetachements der freiwilligen Krankenpflege in Anspruch genommen. Das Detachement ist schon seit einem Tage bei der Nähe des Operationsgebietes zur Nothilfe in Elbing zusammengezogen und dampft sofort in schon bereitstehendem Hilfslazarettzug nach Frauenburg ab. Es trifft dort kurz vor Erstürmung des südwestlichen Domgeländes unter Mitnahme der Elbinger freiwilligen Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und einer Wasserwehrabteilung mit Ausrüstung zum Verwundetentransport auf dem Wasserwege ein und nimmt einstweilen in größerer Entfernung von dem Gefechtsfeld eine gesicherte, gedeckte Aufstellung. Sobald der Domberg genommen und der Feind hiernach von Frauenburg ostwärts nach Braunsberg abgezogen ist, wird das Detachement (die freiwilligen Krankenträger) auf das Gefechtsfeld vorgezogen, während die Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und die Wasserwehrabteilung gleichzeitig nach dem Hauptverbandplatz abrücken, der dicht neben dem auf dem Hafenstrange haltenden Hilfslazarettzug zu etablieren ist. Die freiwilligen Krankenträger unterstützen den militärischen Sanitätsdienst, legen den Verwundeten die notwendigsten Verbände an und transportieren sie mittels Krankentrage nach dem auf der Dombergöhe gelegenen Truppenverbandplatze. Dort werden die Verbände von den Aerzten revidiert. Es werden die auf dem nahen Wagenhalteplatz aufgefahrenen, von der Frauenburger Bürgerschaft requirierten Leiterwagen herangeholt; diese haben auf die Krankenträger schon gewartet und sind von letzteren bereits in ihrer ersten gedeckten Aufstellung eingerichtet worden. Nunmehr werden die Verwundeten teils zu Wagen, teils mit Trage u. s. w. durch die Stadt nach dem Frauenburger Hafen geschafft. Von hier werden sie teils über die Baudebrücke, teils lediglich zu Demonstrierzwecken auf zwei mittlerweile von der Wasserwehrabteilung hergestellten Ponton-Transportmaschinen über das Hafenbassin nach dem Hauptverbandplatz geschafft. Dort werden die Verwundeten von den Aerzten, Krankenpflegerinnen und Krankenpflegern versorgt, bezw. mit Transportverbänden versehen und von den freiwilligen Krankenträgern in den Hilfslazarettzug verladen, um mit diesem nach dem in Elbing befindlichen Reservelazarett überführt zu werden.

Die Uebung bot in der herrlichen, von der neuen Haffuferbahn durchzogenen Landschaft bei schönstem Wetter ebenso exakte wie anziehende Uebungsbilder, namentlich während des Hauptübungsmomentes, der Hilfeleistung auf dem eigentlichen Gefechtsfelde, das sich den südwestlichen Dombergabhang hinaufzog. Auf der Höhe dieses Abhanges war für die Oberleitung und die geladenen Gäste ein Observatorium mit einem Schutzzelt vorgesehen. Von hier aus öffnete sich eine weite Rundsicht über das unmittelbar davor gelegene, muldenförmige Uebungsgelände und darüber weit hinaus bis zu den den westlichen Horizont abschließenden blauen Waldhöhen des schön geschwungenen Luisenthaler Höhenzuges. Zu beiden Flanken dieses dominierenden Aussichtspunktes umgreift der Rand des Frauenburger Domberges, mit dem hohen Dome im Hintergrund, arenaartig so günstig das unmittelbar an seinem Fuße endigende Uebungsgelände, daß auch das aus der ganzen näheren und ferneren ermländischen Landschaft, ferner aus Braunsberg, Elbing, Marienburg, Danzig und Königsberg zusammengeströmte vieltausendköpfige Publikum auf die Uebungsvorgänge wie aus den Logenreihen eines Theaters zur Bühne hinabblicken konnte.



Anlegen eines Notverbandes durch Sanitätsmannschaften.



Verwundetentransport auf Fahrrädern.

Die Uebungsmannschaften verließen schon



Aufladen eines Verwundeten auf die Trage.

etwa dreißig Minuten vor dem westlichen Ausgange Frauenburgs auf freiem Felde den sie von Elbing heranbringenden, von der Aktiengesellschaft der Haffuferbahn für die Uebung unentgeltlich zur Verfügung gestellten Hilfslazarettzug, während die Oberleitung, die freiwilligen Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger, die freiwilligen Wasserwehrmannschaften und geladenen Gäste nach dem am Haffuferbahnhof befindlichen Hauptverbandplatz weiterfuhren. Nachdem die Uebungsmannschaften sich weit ab von der Stadt rangiert hatten, rückten sie langsam in eine nahe dem Uebungsgelände befindliche gedeckte Stellung, von der aus sie, sobald der Sonntagvormittags-Gottesdienst beendet war, die Uebung begannen. Diese zog sich — Braunsberger Füsiliere markierten Truppen und Verwundete — die Abhänge des Domberges hinauf, entwickelte sich hier zu einem umfangreichen Verwundetentransport mittels sechs auf dem Wege der Improvisationstechnik hergerichteten Ernteleiterwagen über den Domberg durch die Stadt Frauenburg zum Hauptverbandplatze und endigte dort mit der Anlegung von Verwundetentransportverbänden durch die auf dem Hauptverbandplatz arbeitenden freiwilligen Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger aus Stadt- und Landkreis Elbing. Darauf wurden die zum Eisenbahntransport fertigen Verwundeten in die neben dem Hauptverbandplatz haltenden Wagen des Hilfslazarettzuges verladen, um nach Elbing übergeführt zu werden. Die eigentliche Ueberführung wurde nur durch ein einmaliges Anziehen des Zuges auf eine kurze Strecke mit darauffolgendem Zurücksetzen markiert.

In dem Hilfslazarettzuge waren sämtliche bekannten und bewährten Eisenbahn-Verwundetentransportsysteme vertreten; so das Hamburger und Grundsche, das Linxweilersche u. s. w. Das besondere Interesse der Sachverständigen erregte ein von der Direktion der Elbinger Aktiengesellschaft für Leinenindustrie auf eigne Kosten mit Transportmitteln hergerichteter Waggon, sowie ein andrer auf dem Wege der Improvisationstechnik von dem Kolonnenführer Lehmann hergerichteter Wagen. Unmittelbar neben dem Haffuferbahnhof fand in einem von der Stadt Frauenburg hergerichteten großen Zelte nach Schluß der Uebung, nach der von dem Generalarzt Dr. Rochs-Danzig abgehaltenen Kritik und nach einem Parademarsch der Uebungsmannschaften, die Verpflegung des gesamten Uebungspersonals durch den Vaterländischen Frauenverein Braunsberg statt.

Bemerkenswert war noch eine kleine, sorgsam vorbereitete Ausstellung von Verwundetentransportmitteln, die die Elbinger Firma Loeser & Wolff hatte herstellen lassen. Es handelte sich um ca. 20 Improvisationsarbeiten der Mannschaften des freiwilligen Krankenträger-Loeser-Zuges, bei denen dem Erfindungsgeist der Verfertiger vollständig freier Spielraum gelassen war. Erwähnt sei auch eine Radfahrerabteilung, die an der Uebung teilnahm und außer zwei Meldefahrern ein Fahrraddetachement zum Verwundetentransport stellte, das sich ausgezeichnet bewährte.

An der Uebung beteiligten sich im ganzen 396 freiwillige Krankenträger der freiwilligen Sanitätskolonnen, Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und Wasserwehrmannschaften von Stadt- und Landkreis Elbing sowie Mannschaften der Braunsberger Füsiliere und Mitglieder des Frauenberger Kriegervereins als Hilfsmannschaften. Mitgeführt wurden 4 Stahlpontons mit Wasserwehrausrüstung und ein Hilfslazarettzug von 14 Waggons, dazu 6 aptierte Ernteleiterwagen.

Der im letzten Augenblicke durch plötzliche Krankheit am persönlichen Erscheinen zur Uebung behinderte Oberpräsident Dr. von Goßler wurde durch den Regierungspräsidenten von Holwede vertreten.



Verladen von Verwundeten auf aptierte Leiterwagen.

Außerdem wohnten der Uebung unter andern Notabilitäten als Vertreter des Kaiserlichen Kommissars der freiwilligen Krankenpflege der Generalleutnant von Perthes-Berlin, der Burggraf Adolph zu Dohna-Schlodien, die Grafen Keyserling-Neustadt und zu Dohna-Schlobitten-Braunsberg u. s. w. bei.

W. Z.



Transport der Verwundeten über den Hafen von Frauenburg.

Weltuntergang.

Von

M. Tamms.

Einer der unfreundlichsten Novembertage verdämmerte.

Rechts dröhnte das Meer gegen den regendurchweichten, von Donner und Blitzen umwetterten Damm. Links kollerten die kurzatmigeren Wellen des Boddens. Auf der engen Sandzunge dazwischen arbeitete der Bursche sich keuchend durch den Sturm bis ans Ziel. Einen schnellen Blick warf er, als die Hütte erreicht war, hinter den halbgeschlossenen Fensterladen. Gott sei Dank, alle beisammen!

Auf der Schwelle wandte er noch einmal scheu den Kopf. Der ganze, eben noch nacht-

dunkle Horizont stand in Flammen. Purpurn der Saum. Feurig der Kern. Lodernd die gezackten Ränder. Eine unermeßliche, bis zur Himmelsmitte steigende Feuersbrunst überhellte die Gegend. Die Meereswogen trugen rote Kämme. Die Straßenpfützen spiegelten Glut. In den Prismen der Regentropfen glimmerte der Wiederschein.

Feuer oder Blut.

Den Burschen schüttelte das Grauen. Unwillkürlich griff er in die Tasche nach dem raschelnden Papier. 's hatte schon seine Richtigkeit, was da gedruckt stand! Herr Jes', solch ein Elend! An allen Gliedern bebend, warf er die Hausthür ins Schloß, stürzte in die Stube, die fast den ganzen Raum der Fischerhütte ausmachte und Großvater, Vater, Mutter, Sohn und Tochter Kruse sowie dem Schlafburschen Karl Böttcher als Wohnzimmer und Küche diente, überrannte jung und alt und stieß mit einer ihm sonst fremden Hast das kleine Fenster auf, das nach dem Meere sah. Herein pfiff der Sturm. Ueber Diele und Tisch sprühte der Regen.

Mutter und Tochter entglitt das Netz, an dem sie flickten. Alt- und Jung-Jochen, die sich mit Karl Böttcher schwatzend am Tische rekelten, blieb das Wort im Munde stecken, und dem Greise auf der Herdbank fiel vor Schreck die Thonpfeife aus dem zahnlosen Munde splitternd auf die Diele. Gott bewahr' mich, wie der Jung', der Willing, aussah! Beschmutzt, durchnäßt, mit klebendem Haar und kreidebleichem Gesicht stand er am Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Die blonde Stine faßte sich zuerst. Neben ihn tretend, that sie einen hellen Schrei: „Gotting ja, wat's dat?"

Flammend schaute der Himmel durch den engen Fensterrahmen.

„Feuer!" gellte die Mutter. „Feuer!" zeterten der alte und der junge Jochen. „Feuer!" schrie Karl Böttcher dem tauben „Größing" schadenfroh in die Ohren, daß dem im Todesschreck die Arme schlackernd in den Schoß sanken.

Aber Wilhelm Ruge schüttelte den Kopf. „Wenn's man bloß Feuer wär'!" sagte er dumpf.

Alt-Jochen stieß ihn unsanft in die Rippen. „Red doch, Minschenskind!" fuhr er ihn barsch an.

„Ja, red!" drängten die andern. Und Stine sah ihm mit den großen, blauen Kinderaugen neugierig ins Gesicht. „Fixing, Willing! So slimm wird das ja nich sein!"

Da legte er den Arm um sie. Fest. Verzweifelt. „So slimm nich, Diern?" stöhnte er und drückte sie, daß es sie schmerzte.

Dabei schoß ihm das Blut zu Kopfe. Unter der Berührung ihres warmen Körpers, dessen runde Schulter und quellende Brust er umspannte, dämmerte ein noch unklares, aber atembeklemmendes Gefühl in ihm auf. So etwas sollte vergehen? So etwas Weiches, Warmes? Vergehen, ohne Liebe gegeben und erfahren zu haben? Ihm wurde heiß bei dem Gedanken. In seinen Augen flammte es auf. Trotzig fast riß er sein wertvolles Dokument aus der Tasche. Eine zerknitterte Zeitung war's. Die warf er mit dröhnender Faust auf den Tisch: „Kann wer lesen?"

Natürlich, Stine konnte. So drückte man mit aller Kraft das Fenster wieder gegen den Wind, verriegelte es und schob sich dann, Ellbogen an Ellbogen, um den weißgescheuerten Tannentisch, wo das Mädchen mit der Zeitung neben der kleinen Lampe stand und las.

Schrecklich viel Kauderwelsch zuerst: astronomische Untersuchung... Teleskopen... Leoniden...

Wilhelm riß ihr das Blatt aus der Hand. Hier, auf der zweiten Seite, da stand's!

Brand und Blut... Sternfall... Erdbeben... Komet, Zusammenstoß, Untergang. Weltuntergang. Heute. Heute, den 15. November.

„Quatsch!" lachte Karl Böttcher.

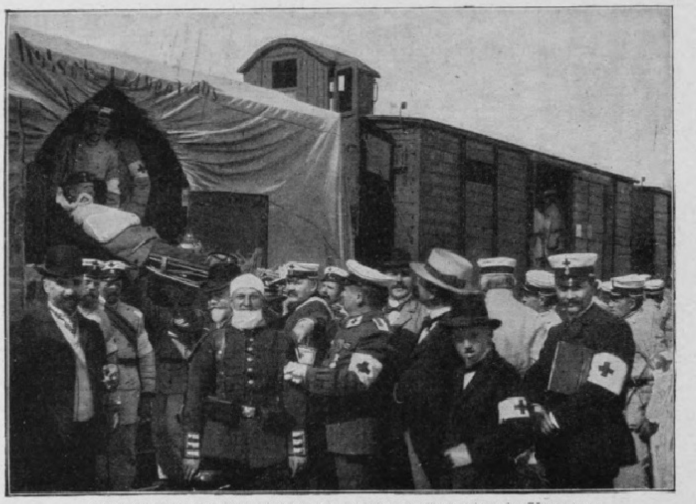
„Is die Möglichkeit!" murmelte Größing.

Alt-Jochen warf die Lippe auf. „Wahr wird das wohl sien. Aberst was is da groß? Unnergahn muß sie ja doch mal. Laß man kommen, von meinswegen!" höhnte er gereizt.

Und der junge Jochen kraute sich hinter dem Ohr. „Wenn so was erst in die Zeitung steht —" meinte er nachdenklich.

Wilhelm nickte. „Ganz meine Meinung. Unkel Jochen hat recht; untergehen geht sie, und damit Punktum! In die Stadt haujahnen [1]) sie all tohop [2]) Ein Frugenstimmer hat sich schonsten versäuft vor Bange. Gussing Brüdgam, was der Hausknecht zum grünen Esel is, wo ich Marktens ümmer ausspannen thu', hat mich heut morgen verzählt, sien Fru hat die Kinner nich in die Schaul schickt, weil daß sie abslut mit sie zusammen sterben will. Un was Gussing sein Herr is, der hat verzählt, Jud' Nathan hat verzählt, in Italien sünd sie jawoll reinemang mallig vor Angst — —"

Jung-Jochen riß die Augen auf. „Bet na Italien geht die Welt unter?"



Die Sanitätsübung zu Elbing-Frauenburg: Verladen von Verwundeten in Güterwagen.

„Schapskopp!" schrie sein Vater, „wenn sie unnergeht, geht sie överall unner!"

„Un untergehen geht sie!" schloß Wilhelm. „Wi sitten mitten mang die letzte Stunde drin!"

Stine schrie auf: „Herr Jes' ja!"

Nur Frau Kruse rührte kein Glied. Wie sie gestanden hatte, stand sie noch. Regungs-, verständnislos. „Woans, [3]) Willing?" stammelte sie blöde.

Alt-Jochen, ihr Mann, fuhr sie grob an. Er war durch seines Neffen gedruckte Beweise unumstößlich überzeugt. „Kakel [4]) nich, Ollsch; Kiek na den Heben [5]): Brand und Blut! Un hör auf dem Wetter und der willen See: to En'n geht di de ganze Erdenkram. Paß Achtung: wenn de grote Knall kümmt, sitten wi fast, un keen Düwel nich makt uns wedder flott!"

„Brand und Blut!" murmelte der Greis in seiner Ecke. „Bescher uns, Gott, ein sanftes Ende, Amen!"

„Ne, Größing, ne!" Stine stürzte sich an seiner Seite zu Boden und umklammerte außer sich seine Kniee. „Du hest good reden, bi dien Oeller töwst [6]) du so wie so nich mihr lang! Aberst ich! Siebzehn Jahr', un nu all allens vörbi!" Sie riß die Hände vors Gesicht.

An der Herdecke, die nassen Kleider zu trocknen, lehnte Wilhelm Ruge. Finster schaute er auf das Mädchen herab. Das Lämpchen spann einen matten Strahl über ihre dicken, blonden Zöpfe. Dazwischen, weiß wie Schnee, schimmerte der volle Nacken. Die Schultern wogten in heftigem Schluchzen, und die runden Arme streckten sich verzweiflungsvoll. Siebzehn

[1]) wehklagen; [2]) zusammen; [3]) inwiefern; [4]) schwatze keinen Unsinn; [5]) Himmel; [6]) bei deinem Alter wartest du.

Jahre, und unbegehrt aus dem Leben gehen! Seine Hände ballten sich. Jammer und Schande!

Draußen ratterte der Sturm. Pfeifend johlte er durch den Kamin. Heulend strich er um die Wände. Das Branden der See trug er ohrbetäubend vom Ufer herauf. Dazwischen murrte der Donner.

Keiner sprach. Es war, als warte man auf etwas Unnennbares, das mit jedem Pendelschlag der schwachbrüstigen kleinen Kuckucksuhr näher schlich und aller Rede und Gedanken lähmte. Nur der Alte bewegte murmelnd die zahnlosen Kiefer, während Stine weiter schluchzte.

Auf dem Fenstersims hockte Jung-Jochen. Durch das herzförmige Loch der Läden gossen jagende Blitze ihren Schein über seine zusammengekauerte Gestalt. Er pfiff stumpfsinnig vor sich hin und schüttelte von Zeit zu Zeit den strohblonden Dickschädel. Neben ihm die Mutter stierte nach wie vor blöde ins Weite. Nur, daß sie mittlerweile auf ihren Sitz zurückgesunken war. Den Oberkörper hielt sie kerzengerade, wie zum Sprunge bereit. Um die Lippen spielte ein leeres Lächeln.

Am Himmel draußen erlosch gemach das Flammenmal. Schleier zogen darüber. Wolken deckten es zu.

„Kinnings," meinte Alt-Jochen endlich, „denn helpt dat nich. Wat sien möt, möt sien. Aberst in voller Ordnung will ich aus die Welt gehen. Dat Hus bestellen, dat schall [1]) un will ick! He, Karl Böttcher, du büst mich noch die letzte Miete schüllig. Her dormit!"

Der hatte, vornübergebeugt, die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Fäuste gestützt und blätterte in Wilhelms Zeitung. „Red du!" lachte er, ohne sich abzumüßigen. „Wenn allens kaputt geht, wat wist du mit die paar Groschens?"

„Dat is mien Sak! Kümmer di nich üm anner Lüd' Geschäften! Her dormit, sage ich, dat ward nu Tid!"

Der lachte noch immer. „Wo hernehmen un nich stehlen?" meinte er, ließ das Blatt sinken und zeigte die leeren Hände.

Alt-Jochens Stirn färbte sich. „Spaß beiseit, Karl," sagte er scharf. „Lüg mich nich mitten ins Gesicht 'rein. Du hast vörrigen Montag die Hecht' nach Pommlitz bracht. Versoffen is das Geld nich — du büst mien Dag' [2]) kein Saufaus nich west —"

„Dat is mien Sak! Kümmer di nich üm anner Lüd' Geschäften!" äffte Böttcher.

„Dien Sak? Teufel auch! Wenn een verrückt ward, ward he toierst in'n Kopp verrückt! Mien Geld is mien Sak, un mien Geld will ick. Up den Fleck. Hest hürt?"

„Gehört woll. Aberst thun thu' ich das nich. Denn worüm? seggt Bräsig. Weil ich ihm nicht habe."

Dem alten Kruse schwollen die Adern. „Un ich sage, du giwst es mich! Ich will nich as een naktigen Spatz ut de Welt gahn. Das Geld brauche ich —"

„Woll to dien Leichenbegängnis?" spottete der andre.

Alt-Jochen fuhr in die Höhe. „Kierl, wees [3]) keen Lumpenhund!" schrie er erbost. „Entweder, du giwst es mich, oder ich hau' dir eine 'runter —"

Auch Karl Böttcher hatte sich geradegerichtet. Sein schieliges Auge tückschte den Erregten an. „Wenn 't wider nichts is!" meinte er höhnisch, schwang die geschmeidige Gestalt hinter dem Tisch hervor an Kruses Seite und schlug ihm, bevor der sich's versah, mit der Rechten schallend ins Gesicht. „Das von wegen dem Lumpenhund! Smeckt sachting, wat?"

Der Getroffene heulte auf. Im Nu hatte er

[1]) soll; [2]) meine Tage; [3]) sei.

seine Faust um Böttchers Joppenkragen gekrampft. Aber jener war der Gewandtere. Mit beiden Armen glitt er aus dem Rock, daß Jochen das schlotternde Kleidungsstück leer im Griff behielt, und verschanzte sich hinter dem Tannentisch. „Komm mich nich nah', Jochen!" zischte er. „Ich hab' hier was, das geht wie Butter durch dein miserables Fleisch, wenn ich blank zieh'!"

„Hundsfott!" donnerte der. „Weil du 'ne Bangbüchs büst, höltst mi daför? Jawoll, kriegen will ich dir un Fiddelbagen [1]) up diene Knaken spelen! Kann sien, dat mien Geld rutefööllt, wenn ich dir dächten [2]) ausklopfen thu'!" Sein Gesicht war wutgeschwollen. Wie ein Tier stürzte er alles beiseit, was ihm im Wege stand. Einen dreibeinigen Schemel ergreifend, schwang er ihn mit voller Wucht und schmetterte ihn auf Böttchers Schädel herab.

Aber dieser schlüpfte drunter durch. Im nächsten Augenblick hatte er auch schon die Thür aufgerissen. Hinaus war er, in die brüllende Nacht. Alt-Jochen keuchend hinterdrein.

„Dat giwt 'ne dächte Prügelie!" meinte Jung-Jochen und pfiff gleichmütig weiter.

Ueber Wilhelms Züge ging ein düsteres Lächeln. Mochten die zwei toben und wüten. Stumm wurden sie doch bald genug.

Stine hatte der Lärm aufgestört. Sie rieb sich mit der Warpschürze die Augen trocken. Dann griff sie nach dem rostigen Schlüsselbunde über dem Herde.

„Was nu?" fragte Wilhelm.

„Uns' Farken födern." [3])

„Denn man to!" nickte der eifrig. „Ich komm' mit un helf dich!"

Bei der Erwähnung des Ferkels ging mit Jung-Jochen eine merkbare Veränderung vor. Er hob den Kopf, das eintönige Pfeifen verstummte, und der breite Mund dehnte sich zu einem behaglichen Schmunzeln. Gleich darauf klotzte er in seinen derben Holzpantoffeln vom Fenster herab. „Mutting, ich weiß was," rief er, an Frau Kruses Stuhl tretend. „Die Welt is ja nu perdüh, un Vatting is rute. Lat Stine dat lütt' Farken slachten. Kein Mensch nich giwt uns da noch Geld für, weil daß kein Mensch nich morgen mehr leben thut. Wi will'nt eeten, Mutting! Un drinken will'n wi ok. De Buddel Rum steht noch baben in't Schapp. [4]) Kinnings, supen will'n wi. Feiern, bis der große Knall kömmt. Lustig geht die Welt zu Grunde — —"

Er hatte lange nicht so anhaltend gesprochen. Die Aussicht auf den vergnügten Abend begeisterte ihn augenscheinlich.

Frau Kruse antwortete nicht. Sie schien kaum zu hören. Der lächelnde Ausdruck ihrer einfachen Züge wurde immer ausgeprägter. Sie saß vorgebeugt und hatte die gerundeten Finger um das Ohr gelegt, als lausche sie in die Ferne. Jetzt hob sie statt aller Entgegnung bedeutsam den Zeigefinger der andern Hand. „Horch, Musik!" flüsterte sie geheimnisvoll.

„Schnickschnack!" antwortete Jochen ungeduldig. „De Wind fiddelt in'n Schosteen [5]), dat is de ganze Musik! Paß Achtung, un lat Stine dat Farken slachten — ich hab' all' dächten Hunger!"

Ermunternd stieß er sie in den Rücken, daß ihr Kopf unfreiwillig vornübersank. Er nahm das in seiner Bauernschlauheit ohne weiteres für ein Zeichen der Gewähr. „Fixing, Stine, Mutting nickköppt!" [6]) kommandierte er.

Aber die Schwester zögerte trotzdem. „Uns' lütt' Farken!" meinte sie bedenklich. „Wenn Vatting das wüßt, halb dotschlagen thät' er dir! Uns' einzigstes Vermögent! [7]) Woans schall'n wi de nigen Reus' betahlen, [8]) wenn wi dat Farken nich grotfodern un verköpen?"

„Red du un de Düwel!" schnitt Jochen ihr ärgerlich das Wort ab. „Verköpen! Grotfodern! Bet hüt abend, he? Thu, as Mutting seggt!"

Stine gehorchte. Sie griff nach der Laterne und steckte sie an. Dann, im Herausgehen, nahm sie das Messer, nestelte ihre Schürze los und schlug sich die als Regenschutz über den Kopf.

---

[1]) Fiedelbogen auf deinen Knochen spielen; [2]) tüchtig; [3]) Unser Ferkel füttern; [4]) oben im Schrank; [5]) Schornstein; [6]) nickt; [7]) Vermögen; [8]) neuen Reusen bezahlen.

Wilhelm begleitete sie. Draußen arbeiteten sich die beiden durch den Sturm. Nach den ersten drei Schritten verlöschte die Laterne. Ueber ihnen jagten die Wolken, trieben die Blitze. Vor der zum Bach geschwollenen Gosse bückte sich der Bursche, umschränkte des Mädchens Kniee und trug sie hinüber. Wieder durchdrang ihn die Wärme ihres jungen Körpers. Sie fühlte sein Herz klopfen.

„Stining!" flüsterte er dicht an ihrem Ohr, „gieb mich einen Kuß! Hürst, Stining?"

Aber sie wehrte sich und lachte. „Hier, mitten mang den Regen, Willing?"

Der ließ sie nicht wieder los. „Recht hast," meinte er, „in'n Regen nich. Ne, hier nich. Aberst ein büschen bis zu — in'n gedeckten Schuppen. Komm, Diern, da is das stilling, un wir können uns was verzählen. Ich hab' dich schonsten lang' was verzählen wollen —"

„Dortau is keen Tid nich!" unterbrach sie beklommen.

„Keen Tid nich? Ja, du! In 'ner Stun'n oder zwei, wenn die Welt koppheister schießen thut, dunn hast woll mehr Zeit?"

Mit schnellem Ruck befreite sie sich. Im zuckenden Gewitterschein sah er hinter den wehenden Blondhaaren, von denen die Schürze längst herabgezerrt war, ihre Augen blitzen. „Du sollst nich ümmer von Sterbent klöhnen!" rief sie heftig. „Hürst, Willem? Ich will nich sterben. Noch lang nich. Leben will ich, leben!" Sie ballte die Hände. Ihr Busen flog.

Voll Leidenschaft riß Wilhelm sie an sich. „Ich auch!" flüsterte er, seine heißen Lippen auf die ihren pressend. „Nu grad! Den Untergang dwaß [1]) in't Gesicht! Mitten mang die letzte Stun'n 'rein! Leben — mit dich, oll söt, [2]) lew' Diern, so lang as Odem in die Bost [3]) is!"

Er zog sie mit sich. Sie kämpfte nicht länger. Der Regen hüllte sie ein. Hinter ihnen schlug die Nacht zusammen. —

Derweil war Alt-Jochen in die Küche zurückgekehrt. Allein. Seine Linnenjacke tropfte. Darunter arbeitete der breite Brustkasten. Er stapfte zum Tisch, spreizte sich auf den nächsten Stuhl, stemmte den rechten Arm auf die Platte und drückte die Stirn in die Hand.

Voll heimlicher Scheu betrachtete Jung-Jochen den Vater. Still stellte er die Flasche Rum beiseite, die er — kommender Genüsse harrend — als Abschlagszahlung bereits aus dem Schrank genommen hatte. Einen Augenblick wünschte er sogar, von der bewußten Ferkelangelegenheit geschwiegen zu haben. So düster war des Vaters Miene.

Hinten am Feuer hob Größing den Blick. „Na nu — wur hest Korl Böttchern laten?"

Alt-Jochen fuhr mit dunkelrotem Kopf herum. „Weet ick't?" schrie er den Alten an.

„Na, na, man sachten —" meinte der begütigend und lehnte sich eingeschüchtert gegen die warme Herdwand zurück.

Des Fischers Haupt sank wieder in die Hände. Was der Alte neugierig war! Er — Jochen — wußte doch wahrhaftig nicht, wo Böttcher geblieben. Bloß schreien hatt' er ihn gehört, und auf der Flucht vor ihm — Jochen — wie einen Plumpsack im tollsten Sturm und Rabenbiesternis das glitschige Ufer hinabturkeln hatt' er ihn gesehen. Vom Damm, über Kopp, ins Meer. Weiter nichts. Und da frug der Oll, wo er Karl Böttchern gelassen hätt'! War der nich groß genug, um für sich selbst zu sorgen? Sollt' er — Jochen — vielleicht nachspringen und mit ihm versaufen? Das wär' dir was! Ja, wenn er Karl Böttchern wirklich vom Tod retten könnt' — worüm nich?! Aberst der war ihm sicher, so oder so. Wenn der große Untergang losging, war der doch kaputt. Nu ging er eben ein büschen früher flöten. Das war die ganze Geschichte, Perdüh gehen mußten sie alle. Und darum so'n Gethu von dem Ollen da drüben!

Dröhnend sank seine Hand auf die Tischplatte. Zum Dunner, sein Geld hatt' er nu richtig verloren! Das lag in Korl seine Hosentasch' mang die Fisch' unten! Das ganze, schöne Geld! So'n Filuh! So'n tückschen Slauberger! Nu konnt' Alt-Jochen zusehen, woans daß er zu seine Miete kam!

---

[1]) grade; [2]) süße; [3]) Brust.

Er starrte mürrisch vor sich hin. Ein Weilchen war es still im Zimmer. Größing hatte die Augen geschlossen. Jung-Jochen wippte auf seinem hohen Sitz stumpfsinnig mit dem übergeschlagenen Bein. Mutter Kruse bewegte bald nickend, bald schüttelnd den grauen Scheitel, als hielte sie geheimnisvolle Zwiesprache.

Plötzlich — was war das? Vom Meere kam's. Dumpf klang's, und doch Mark und Bein durchdringend.

„Gott erbarm dich!" stöhnte der Greis.

Die Frau sprang auf. Alt-Jochen begann zu zittern. Nu kam's!

Hui, pfiff der Wind. Gegen das Fenster klopfte er — wie eine Männerfaust. Um die Mauern strich er — wie Seufzer eines Sterbenden.

Karl Böttcher! Er meldete sich an!

Den Fischer überlief's.

Horch — wieder der Ton. Durch Donner und Wogengebrüll.

„Ja doch, ich komm'!" schrie Frau Kruse in plötzlichem Ausbruch. „Ich komm' ja all!" Und sie breitete die Arme aus.

Da, zum dritten Mal. Ganz deutlich! Alt-Jochen atmete auf. Diesmal hatte er scharf acht gegeben. Jetzt wußte er's. Schüsse waren es. Von der hohen See. Draußen kämpfte ein Schiff in Todesnot.

Auch gut. So oder so. Sterben mußte heute alles. Wozu noch so'n Gehujahn' um das büschen Leben, wie das Geschieße, un vorhin Korl Böttcher sein Gebrüll!

Er zuckte die Achseln und wandte sich ab.

Im selben Moment durchgellte ein Schrei die Lüfte. Unirdisch, tierisch. Und nun brauste ein heulender Orkan übers Meer. Ans Haus heran. Auf krachten die Läden. Klaffend flog das Fenster.

„Hurra!" jauchzte Frau Kruse. „Uemmer 'ran! Dat's ein Witz! Kinnings, Kinnings, ne, so wat!" Sie lachte. Lachte. Toll. Von Sinnen.

Alt-Jochen standen die Haare zu Berge. Der Untergang war da. Das Ende. Ein Grauen sondergleichen überfiel ihn. Armselige Furcht packte ihn am Kragen. Todesangst peitschte ihn aus der Stube, in das johlende Chaos hinaus. Lachend stürzte sein Weib hinterdrein.

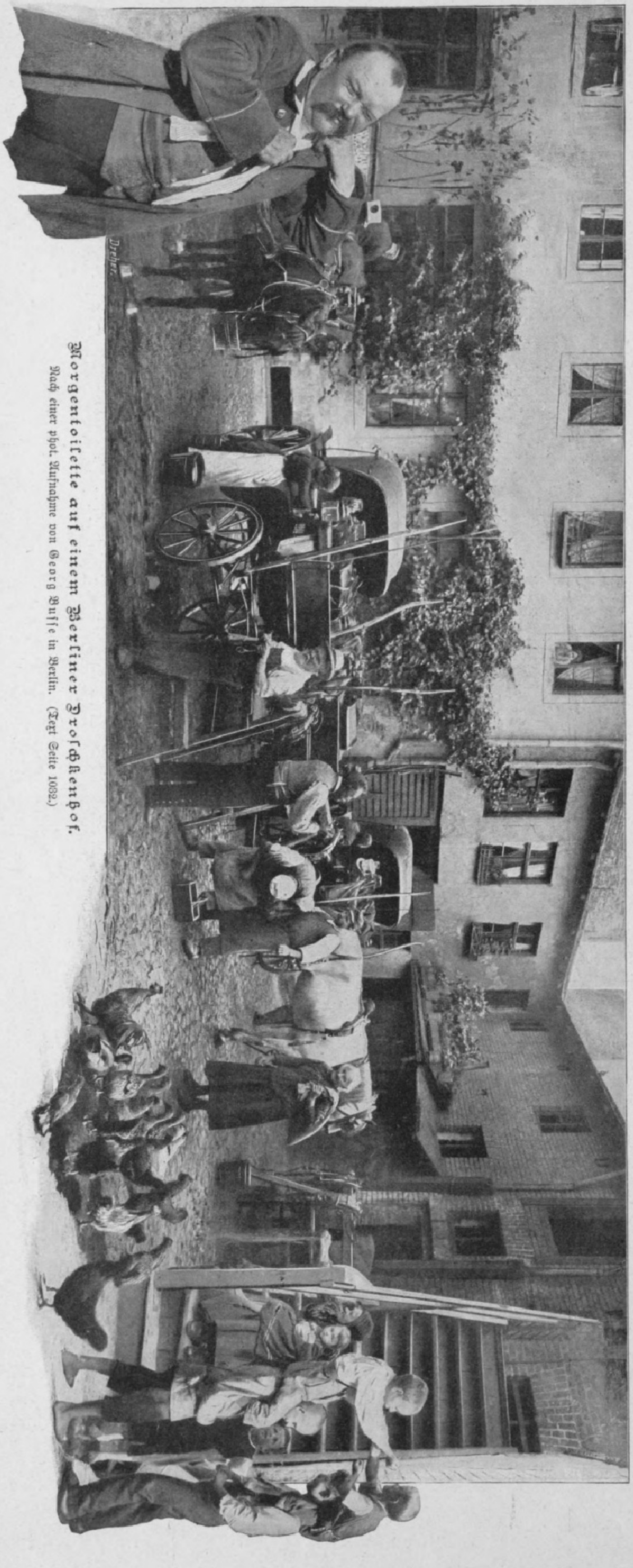
*

Draußen folgte dem Tumult eine große Stille. Die Wut der Natur schien erschöpft. Nur den Regen vernahm man noch. Aber auch er rauschte sanfter.

Größing hatte sich angstgeschüttelt in seiner Ecke zusammengerollt. Jung-Jochen hockte stumm und sinnend. Nach einer Weile griff er zu seiner Rumflasche. Ganz sacht und heimlich. Nach aber einer Weile war sie halbleer und er betrunken. Lallend reckte er den Körper, fiel vornüber, blinzelte noch einmal mit den glasigen Augen und begann dröhnend zu schnarchen.

Gleich darauf rührte sich's am Ofen. Der Greis öffnete die Lider. Geschlafen hatte der nicht. O nein, dazu war jetzt keine Zeit. Später, freilich, da konnte man druseln, ungestört, bis zum jüngsten Tage! Er bog sich vor und heftete das trübe Auge auf den Enkel. Der war besorgt und aufgehoben. Gottlob, noch war's Zeit! Mühsam streckte er den Rücken und stemmte die geschwollenen Füße. Nach dem Krückstock tastend, stand er auf und schlurfte in seinen abgetretenen Filzschuhen zu seiner Lagerstatt. Vorsichtig bog er die lahmen Kniee, bückte sich auf die blaugewürfelten Kissen nieder, griff in den Strohsack, bohrte und wühlte, bis er hatte, was er suchte — eilig, denn der Zeiger wies späte Stunde, und höchstens bis Mitternacht war ihm und der Welt noch Frist gegeben.

Ein triumphierendes Lächeln glitt über sein Runzelgesicht. Gefunden, Gott sei's gedankt! Ein alter, grauer Wollstrumpf war's, mit dem er sich schwerfällig wieder erhob. Abgebunden



Morgentoilette auf einem Berliner Droschkenhof.
Nach einer phot. Aufnahme von Georg Busse in Berlin. (Text Seite 1032.)

wie ein Sack. In Füßling und Wade drall ausgestopft. Sekundenlang wog er ihn zärtlich in den Händen. Wie stramm und schwer er war! Der Erlös eines langen Lebens voll Arbeit und Enthaltsamkeit barg sich zwischen seinen Maschen. Zärtlich streichelte er das grobe Gewebe, wie wohl einer den Arm der Liebsten streicheln mag. Dann stockerte er geräuschlos, wie er gekommen, an Jochen und seinem Sitz vorüber zum Herde. Den Kessel hob er vom Ofenloch. Den Strumpf band er auf. Stück für Stück ließ er den Schein und die Münzen aus dem umgestürzten Säcklein in die Flammen fallen, eins nach dem andern. Alles. Bis er den Strumpf leer in den Fingern hielt.

Regungslos starrte er in die aufflackernde Glut. Wie sie leckte. Wie sie fraß. Wie das Papier sich krümmte und das Silber schmolz. —

Da lag er, sein Schatz, sein Stolz, nur noch ein Klümpchen Metall — ein Häuflein Asche —

Heiß sammelte sich's in seinem Auge. Der letzte Tropfen, den achtzig mühselige Lebensjahre an Thränen übrig gelassen hatten, rann langsam die verschrumpfte Wange hinab. Nun war er ein Bettler. Nichts, als das Hemd am Leibe, nannte er mehr sein. Aber sein Sparpfennig war geborgen. An den konnte keiner, wenn der rechtmäßige Eigentümer heute mit der stürzenden Erde versank . . .

Als Stine und Wilhelm das geschlachtete Ferkel brachten, fand sich niemand, der Appetit zum Schmause besaß. So ließen sie es unzubereitet und gingen still an ihre Plätze. Der eine hier, der andre dort. Durch die ganze Breite des Raumes voneinander getrennt.

Schweigend erwarteten alle das Ende.

Es wurde spät. Die Lampe gloste, flackerte und erlosch. Durch die Herzlöcher der Läden blinkte erst flüchtig, dann stet, der Mond. Kaum noch ein Lüftchen ging draußen. Die Wolken zerteilten sich. Der Regen schwieg. Nur von dem Dachfirst traufte es noch auf den Fensterrand.

Drinnen pendelte die Kuckucksuhr. Gleichtönig. Rastlos. Tick-tack, tick-tack. Und mit jedem Pendelschlage kreiste das Blut unruhiger in aller Adern. Elf. Viertel, halb zwölf. Wie, wenn die Welt sich besonnen hatte? Wenn sie, allen Zeitungen der Erde zum Trotz, nicht unterging?

In ihrem Winkel drüben legte Stine trotz der Dunkelheit beide Hände vor ihr glühendes Antlitz. Wie sollte sie jemals wieder frei die Stirne heben? Vater und Mutter ins Auge sehen?

Wilhelm saß und starrte in die Nacht. Das Herz hämmerte ihm gegen die Rippen. Wenn's heute nicht zu Ende ging — morgen war er die längste Zeit ein anständiger Kerl gewesen!

Am Herde kauerte der Alte. Die Glut war heruntergebrannt. Kaum, daß noch ein Aschenfünklein glimmte. Ihn fror. „Bettler!“ murmelte er zwischen den zahnlosen Kiefern, „Bettler!“ Und sein alter Körper zitterte wie ein aus dem Nest gefallener Vogel.

Selbst Jung-Jochen ernüchterten Kälte und Furcht. Uebel war ihm zu Mut. Das unverzehrte Ferkel lag ihm schwer im Magen, und der entwendete Rum bereitete ihm Kopfschmerz. Aechzend strich er sich den Rücken. Ueberall glaubte er die Schwielen zu fühlen, die Vaters jähzornige Faust zu schlagen verstand.

Nein. Es konnte und durfte nicht sein. Die Welt ging unter. Sie mußte untergehen!!

Mitten in die beklommene Stille hinein drangen Schritte. Vom Damm her. Alt-Jochen war's und sein Weib. Sie gingen langsam und trugen schwer. Im Zimmer wuchteten sie ihre gemeinsame Last behutsam zur Erde, atmeten auf und wischten mit Aermel und Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Mondschein floß hinter ihnen drein über die Schwelle. Er spann seine Strahlen bis mitten in die Küche, wo auf harter Diele der triefende Körper Karl Böttchers lag. Tot. Kalt und steif. Gedunsen und verzerrt. Wie ihn die Wellen ausgeworfen und die beiden Fischersleute gefunden hatten. Da lag er. Und der Mond kroch ihm über das bläulich starre Gesicht.

Von ihren Plätzen kamen die andern und umringten ihn. Keiner fragte. Keiner sprach. Auch Alt-Jochen nicht. Halb abgewendet schielte er dem Toten ins Antlitz und nagte an der tabaksbraunen Lippe.

Reglos umstanden sie den stillen Schläfer. Und alle sahen mit gleichen Gefühlen auf ihn herab. Karl Böttcher. Tot. Fertig. Durch damit. Wer ihnen gestern um diese Zeit gesagt hätte, daß sie jemals in ihrem Leben den Nichtsnutz, den Karl Böttcher, beneiden würden!

Von der Wand her störte das Schnarren der Uhr sie auf. Der Pendel hob aus. Oben im Holzgeschnitz öffnete sich das Thürchen. Heraus trat der Kuckuck, sperrte den Schnabel und rief zwölfmal seinen Namen. Dann ging er seelenruhig in seine Behausung zurück.

Zwölf Uhr. Mitternacht. Ein neuer Tag. Die Welt stand. Aber der Untergang war da.



Verwaiste Herzen.

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

Zu unsern Bildern.

Wenn man die Hauptstraße Bozens, die originelle Laubengasse, vom Dreifaltigkeitsplatze aus in westlicher Richtung bis zu Ende verfolgt, so gelangt man auf einen kleinen, unregelmäßigen Platz, von altertümlichen Häusern umgeben. Das ist der malerische **Bozener Obstplatz** oder **Obstmarkt**, ein Kreuzungspunkt und Sammelbecken mehrerer belebter Straßen und der Hauptsitz des täglichen Marktes. Am 1. Mai, dem Blumenfeste Bozens, findet hier der große Blumenmarkt statt mit einem Reichtum der nach allen Seiten ihren Duft verbreitenden Kindern Floras, von dem der aus dem Norden kommende Fremdling sich vorher kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Im Sommer und Herbst aber ist der Markt der Pomona gewidmet, und zumal im Herbst beugen sich die Stände, von denen sich einer an den andern reiht, ordentlich unter der Last der aufgetürmten Früchte. Der Bozener „Boden" am Eisack und andre Punkte in der Nähe, vor allem die Hochebene von Ueberetsch, sind ja mit Recht berühmt wegen ihrer herrlichen Trauben und andern Früchte; die letzteren gehen teils frisch, teils kandiert oder als sogenannte „Mostarda" bis nach Frankreich und Rußland. Die weißen und die blauen Trauben reifen hier schon im August und September, und anfangs Oktober ist gewöhnlich schon die Weinlese, Wimmert genannt, in vollem Gange. Mit Kühen und Ochsen bespannte Wagen, jeder mit Körben, Kufen und Bottichen beladen, schleppen dann von früh bis spät den Ertrag der Reben und andres Obst in die Stadt, so daß ganz Bozen von Trauben und Aepfeln duftet. Die Trauben spielen auch auf dem Obstmarkt die Hauptrolle; dann sieht man dort massenhaft Aepfel und Birnen, Pfirsiche und Feigen, Melonen, Granatäpfel, frische Mandeln u. s. w. ausgestellt. Zur Zeit der Lese steigt von zahlreichen kleinen Herden der brenzlichte Duft der Edelkastanien auf, die man geröstet gern zum Wein verspeist. Ein guter Absatzartikel sind endlich auch die gleichfalls hier feilgebotenen ausgehöhlten und getrockneten Flaschenkürbisse von oft ganz abenteuerlicher Form; die meisten Fremden nehmen sich ein solches Exemplar zum Andenken mit. Gleich am Ende der Laubengasse steht auf dem Obstplatz ein Monumentalbrunnen mit einer Bronzestatue des Neptun. Gegenüber an der Ecke der Fleischgasse erhebt sich das 1895 errichtete Torgelhaus mit hohem Viereckturm und behaglichen Kneiplokalen, in denen der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften Deutsch-Südtirols die besten Weinmarken seines Gebietes echt und unverfälscht zum Ausschank bringt.

Die diesmalige **Herbstübungsflotte** ist die stattlichste, die seither in Deutschland gebildet wurde. Sie trat am 17. August in Kiel zusammen, um bis zum 18. September taktische und strategische Uebungen in größerem Stil abzuhalten, deren Leitung, wie schon seit einer Reihe von Jahren, dem Generalinspekteur der Marine, Admiral von Koester, zufiel. Die Flotte umfaßt die Linienschiffe des jetzigen ersten und zweiten Geschwaders, mehrere große und kleine Kreuzer als Aufklärungsschiffe und zwei Torpedobootflottillen. Das Uebungsfeld erstreckt sich gleichmäßig auf Ost- und Nordsee. Auf die Besichtigungen der Fahrzeuge folgten zunächst die taktischen Uebungen auf der Fahrt nach dem östlichen Teil der Ostsee, wo die Ankunft auf der Danziger Reede am 23. August erfolgte. Dann schlossen sich Evolutionsübungen an. Unser Bild veranschaulicht eine **Scene vor dem Ankern beim Sinken der Sonne**. Die Linienschiffe des ersten Geschwaders haben ihre Marschformation verlassen, um zu ankern; im Vortopp weht das Ankersignal. Der Beschauer befindet sich indes an Bord eines Linienschiffes des zweiten Geschwaders auf dem Steuerbordvordeck, während zwei Leute außenbords vor dem Ausrauschen der Ankerkette loten, also die Tiefe messen.

Eine merkwürdige Mischung von Neu- und Alt-Berlin veranschaulicht unsre Abbildung „**Morgentoilette auf einem Berliner Droschkenhof**". Die Wagen, die wir dort zu frischer Fahrt zurichten sehen, sind Taxamenter, also Errungenschaften neuerer Zeit, aber die ganze Umgebung erinnert an das alte Berlin, von dem man anderswo nur noch geringe Spuren wahrnehmen kann. Solche Droschkenhöfe, im Besitze sogenannter Fuhrherren, sind heute nur noch in den nördlichen Vorstadtgebieten zu finden, bei alten, unscheinbaren Häusern, die ihrem Zwecke dienen, seitdem überhaupt die Berliner Droschke „erfunden" ist. Früh morgens um fünf Uhr regt sich hier das Leben. Die Kutscher, von denen sich mancher noch den Schlaf aus den Augen reibt, besorgen die Pferde, prüfen den Hufbeschlag und die Achsen des Wagens; Frauen reinigen das Innere der Droschke und putzen die Laternen. Kaum haben die Wagen, so schmuck wie möglich hergerichtet, den Hof verlassen, so kommen die Nachtdroschken zurück. Inzwischen ist die Jugend erwacht, um auf dem Hof ihr munteres Spiel zu treiben, und auch das Hühnervolk sucht zu seinem Vorteil zu gelangen.

Litteratur.

Da es in der deutschen geographischen Litteratur an ausführlichen Werken über **Australien** aus neuerer Zeit fast gänzlich fehlt, darf ein kürzlich erschienenes Werk „**Eine Australien- und Südseefahrt**" von Dr. **Albert Daiber** schon durch den Stoff, den es behandelt, besondere Beachtung beanspruchen (Leipzig, B. G. Teubner, mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln und einer Kartenbeilage). Als der Verfasser sich zu der Reise nach Australien rüstete und sich zunächst in der einschlägigen Litteratur zu orientieren suchte, fiel ihm der Mangel an deutschen Werken über Australien auf, und als er sich während seines Aufenthalts in Sidney zu einem deutschen Landsmann darüber äußerte, gab ihm dieser zur Antwort, daß er sich darüber nicht wundere; denn Australien sei in Europa eigentlich weniger bekannt als China. Unter diesen Umständen ist der Versuch des Verfassers, uns auf Grund seiner Beobachtungen und unter Benutzung der englischen Litteratur ein Bild von dem großartigen Aufschwung zu entwerfen, den die englischen, jetzt zu dem australischen Staatenbunde vereinigten Kolonien und ihre mit Prachtbauten geschmückten Hauptstädte in den letzten Jahrzehnten genommen, in hohem Grade dankenswert. Vielen Lesern wird durch dieses Buch in der That ein Einblick in eine völlig neue Welt eröffnet werden, in der sich eine Kultur entwickelt hat, die in manchen Dingen die europäische wie die nordamerikanische noch übertrifft. Die beigegebenen Abbildungen gewähren insbesondere eine Anschauung von Monumentalbauten, die denen des englischen Mutterlandes an Schönheit und Pracht nicht nachstehen, ihnen an Größe aber bisweilen noch überlegen sind. An seine Fahrten durch West-, Ost- und Südaustralien hat der Verfasser noch einen Ausflug nach den deutschen Besitzungen in der Südsee geknüpft, von denen er ebenfalls sehr anziehende Schilderungen bietet, die auch manche neue Beobachtungen enthalten.

— Professor **Karl Chuns Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition** („Aus den Tiefen des Weltmeeres", Jena, Gustav Fischer) beginnen in zweiter Auflage zu erscheinen. Sie bringt, wie der Prospekt verspricht und die eben erschienene erste Lieferung bereits zeigt, eine Reihe neuer Abbildungen, die eine wesentliche Bereicherung des Werkes bilden werden. In dem Erscheinen einer zweiten Auflage des schönen Werkes offenbart sich das lebendige Interesse, das wertvollen Reisebeschreibungen in Deutschland entgegengebracht wird. Die Forschung in den Tiefen der Meere hat uns eine an Wundern reiche, bisher ganz fremde Welt vor Augen geführt, die die interessantesten Streiflichter auf die Lebensvorgänge in der Natur wirft und ein wertvolles Glied in der Kette des Naturerkennens darstellt. Neben solchen Aufschlüssen über die Tiefen, die niemand schauen kann, werden die anschaulichsten Schilderungen ferner Völker und zum Teil ziemlich unbekannt gewesener Länder und Inseln gegeben. Dazu kommt noch, daß das Buch in Bezug auf bildliche Darstellung alle Ansprüche befriedigt.

— Zwei Werke von **Karl Emil Franzos** erfreuen sich der vierten Auflage: „**Aus Halb-Asien**" und „**Ein Kampf ums Recht**" (Berlin, Concordia). Als vor einem Vierteljahrhundert der erste Band jener Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien erschien, deren Titel — „Halb-Asien" — seitdem zum geflügelten Worte geworden ist, war es wie eine Offenbarung. Was wußten wir von jenen „interessanten" Völkerschaften, jenen Ländern, in denen verschiedene Nationalitäten, Anhänger verschiedener Konfessionen nebeneinander leben, und zwar keineswegs friedlich, vielmehr die einen rücksichtslose Unterdrücker, die andern schmählich Unterdrückte. Namentlich auf Galizien trifft dies zu, wo die Polen die herrschende Rolle spielen und davon schonungslosen Gebrauch machen. Neben den Israeliten und den Ruthenen haben dies auch die Deutschen zu spüren, und wenn seit den 25 Jahren, da Franzos seine Anklagen niederschrieb, auch manches anders geworden sein mag, in der Hauptsache dürften die Verhältnisse doch dieselben geblieben sein, und seine Anschauung, daß nur durch deutsche Kultur eine wirkliche Besserung, eine gerechte Verwaltung erzielt werden könne, hält der Dichter noch heute aufrecht. Es sind zum Teil recht düstere Bilder, die er entrollt, doch stehen ihnen auch andre voller quellenden Humors gegenüber, und alle tragen sie das Gepräge der vollen Lebenswahrheit. Soweit sie sich auf Galizien erstrecken, können sie heute, wo polnischerseits der Nationalitätenkampf neu geschürt wird, als aktuell gelten. — In jenen Teil Ostgaliziens, in dem der ruthenische Volksstamm der Huzulen seßhaft ist, führt der Dichter mit seinem Roman „**Ein Kampf ums Recht**". Man hat das Werk als ein Seitenstück zu Heinrich von Kleists „Michael Kohlhaas" bezeichnet, mit gutem Grunde, denn auch hier geht die Fabel von dem Gedanken aus, daß ein tüchtiger, braver Mann in der Verfolgung des guten Rechtes zur Selbsthilfe greift und schließlich, weiter und weiter getrieben, sich selbst in schweres Unrecht setzt. Aber sonst schlägt doch Franzos durchaus eigne Wege ein, ja sein Held erscheint größer als der märkische Rächer seiner Ehre, denn weniger für sich selbst als für seinen geknechteten Volksstamm sucht er Vergeltung. Trotz aller Schuld, die er später auf sich ladet, bleibt ihm die Sympathie des Lesers gewahrt, und neben ihm zeichnet der Dichter noch eine ganze Reihe markiger Figuren. Wir mögen Gladstone zustimmen, dem berühmten englischen Staatsmann, der, nachdem er das Buch in der Uebersetzung gelesen, sein Urteil dahin abgab: „Der Roman gleicht einem Gemälde, das von Licht und Luft strotzt."

— Beinahe zwanzig Jahre sind verflossen, daß der Roman „**Ehre**" von **Ossip Schubin**, der sich jetzt der zehnten Auflage erfreut, zum ersten Male erschien (Dresden, Heinrich Minden). Es war der erste Roman der Dichterin und naturgemäß nicht mit jener sicheren Führung geschrieben, die sich ihren späteren Werken nachrühmen läßt, aber das starke Talent in scharfer Charakteristik und lebendiger Komposition der Handlung offenbart sich darin schon deutlich, und an Lebenswahrheit hat die Erzählung in den zwei Jahrzehnten nicht eingebüßt. Dinge, wie sie hier geschildert sind, werden sich immer wieder in ähnlichen Verhältnissen zutragen; immer wird es schwache Charaktere geben, die einen Jugendfehl schwer zu büßen haben, die ihn mit heißem Bemühen zu sühnen suchen und doch unter dem harten Urteil der Welt zu Grunde gehen oder, besser gesagt, zu Grunde gerichtet werden. Der Dichterin ist es indessen gelungen, ihrem Werke einen versöhnenden Ausklang zu geben.

— „**Der Zauber des Königs Arpus**", ein Scherz, den **Wilhelm Bölsche** vor beinahe 20 Jahren niederschrieb, erscheint jetzt in neuer Auflage (Dresden, Karl Reißner). Veraltet ist die Geschichte, die der Autor sich ursprünglich wohl als eine Satire auf den historischen Roman gedacht hat, nicht, vielmehr hat sie heute eine gewisse Aktualität erhalten, denn der Schauplatz ist die römisch-deutsche Grenze, deren Erforschung in neuester Zeit große Fortschritte gemacht und in der Einweihung der Saalburg einen bedeutungsvollen Abschluß erreicht hat. Bölsche kommt uns nun freilich nichts weniger als feierlich. Gleich burschikos springt er mit Römern und Germanen um und läßt ihre Führer mit Worten reden, wie sie heutige Menschen sprechen würden, aber allen Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz erzielt er doch den Eindruck, als ob die Dinge ungefähr so sich zugetragen haben könnten, der Gedankengang der Personen etwa in diesen Bahnen sich bewegt hätte. Jedenfalls ist ihm die Absicht, seine Leser zu ergötzen, trefflich gelungen.

— „**Traum im Süden**" benennt **Freiherr Georg von Ompteda** eine liebenswürdige Erzählung, in deren Vordergrund zwei gereifte Menschen stehen, die einander in der holden Jugend teuer waren (Berlin, Fontane & Comp.). Die Anzeige der einstigen Geliebten, daß sie Witwe geworden, faßt der brave hannoversche Gutsbesitzer, der auf seiner Scholle ein wenig verbauert ist, nicht mit Unrecht als eine Aufforderung auf, und flugs begiebt er sich auf den Weg nach Nizza, wo seine Marie seit vielen Jahren ein großes Haus führt. Das Wiedersehen bringt beiden zunächst eine arge Enttäuschung: aus dem schlichten Naturkinde von einst ist eine vornehme Weltdame geworden, und der deutsche Hinterwäldler hebt sich beinahe grotesk von ihrer Umgebung ab. Die paar Aeußerlichkeiten guckt er zwar schnell den gewandten Lebemännern ab und behauptet ihnen gegenüber das Feld, doch ihn selbst erfaßt die Sorge, ob die verwöhnte Geliebte wohl noch in sein schlichtes Haus passe. Sie beschließen eine Probe auf das Exempel, und sie mißlingt natürlich. Schon nach ein paar Tagen wendet Marie ihrem einstigen Heim, das ihr so traulich in der Erinnerung schwebte, schaudernd den Rücken, um in die große Welt zurückzukehren. Das schmerzt natürlich den wackeren Mann, aber er sieht doch ein, für beide Teile ist es so am besten! Die Erzählung ist nicht eben handlungsreich, aber von feinem Humor belebt.

— Das Werk „**Heidelberg und Umgebung**" von Professor Dr. **Karl Pfaff** erscheint in neuer, beträchtlich erweiterter Auflage (Heidelberg, J. Hörning). In ausgiebiger Weise wird der Verfasser allem gerecht, was nur über die berühmte Neckarstadt und ihren näheren Umkreis zu sagen ist. Auf eine Geschichte Heidelbergs und der Pfalz folgt eine eingehende Schilderung der Stadt mit besonderer Berücksichtigung der Universität und des herrlichen Schlosses, und daran reiht sich die Beschreibung all der prächtigen Ausflugsorte, die in reichem Kranze die Stadt umgeben. Betrachtungen über die geologischen Verhältnisse und die Flora, beide aus der Feder von Fachautoritäten, bilden den Beschluß. So ist das Buch ein wissenschaftliches, aber zugleich auch ein gemeinverständliches Werk, nach dessen Lektüre derjenige, der die prangende Neckarstadt und ihre Sehenswürdigkeiten aufsucht, einen ganz andern Genuß haben wird als nach den knappen Angaben der Reiseführer. Ein solcher ist natürlich das Buch nicht, schon allein nicht nach seinem stattlichen Umfange, aber wer für längere Dauer sich in Heidelberg oder Umgebung seßhaft macht, sollte doch nicht versäumen, den Band seinem Reisegepäck hinzuzufügen. Er ist mit 119 Abbildungen geschmückt, zu denen sich noch mehrere Pläne und eine Karte gesellen. — Im gleichen Verlage erschien, ebenfalls in zweiter Auflage, **Adolf von Oechelhäusers** treffliche Schrift „**Das Heidelberger Schloß**". Sie ist nicht für den eilig durch die Räume dahinschreitenden Fremden bestimmt, sondern wendet sich an den gebildeten Laien, der dem unvergleichlichen Bau aufrichtiges Interesse entgegenbringt und ohne tieferes eignes Studium in übersichtlicher Weise über die Einzelheiten des Ganzen unterrichtet sein will. Der erste Teil enthält eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte des Schlosses und seiner Fürsten, während der zweite eine bau- und kunstgeschichtliche Beschreibung giebt. Auch hier sind neben einem Plane zahlreiche Abbildungen beigefügt.

— Seinen früher von uns erwähnten Geschichten „**Vom Grafen Oskar**" fügt **Moritz von Kaisenberg** einen zweiten Band hinzu, der seine Stoffe gleichfalls aus der Zeit der napoleonischen Zwangsherrschaft in Deutschland schöpft (Hannover, M. & H. Schaper). Die Schilderungen erstrecken sich auf die Verhältnisse in Hannover, insbesondere auf jene Teile des Landes, die dem neubegründeten Königreich Westfalen einverleibt wurden. Die Lotterwirtschaft, die sich unter dem „König Lustik" entfaltete, wird in grellen Farben geschildert, aber freilich kommen auch die beiden angestammten Landesväter, die Könige Georg III. und IV., der historischen Wahrheit entsprechend, übel weg. Wie bei andern Werken des Verfassers, mag man auch hier bisweilen zweifeln, ob die Dinge und Menschen wirklich so gestaltet waren, wie der humorvolle Graf Oskar nach seinen Jugenderinnerungen berichtet, aber dem Einwand begegnet der Autor selbst, indem er schließlich den Vorsitzenden der Tafelrunde auf den liebenswürdigen alten Schwerenöter einen Toast ausbringen läßt, in dem es heißt: „Ob sich alle von Ihnen uns vorgeführten Menschen gerade so ausgedrückt haben, ist vielleicht fraglich, aber Ihre Schilderungen stellten sie uns so dar, wie sie gewiß ganz ähnlich waren." Uebrigens geht wohl aus dieser knappen Skizze zur Genüge hervor, daß das Buch, so interessante Schlaglichter es auf Deutschlands trübste Zeit wirft, sich zur Familienlektüre nicht eignet. Das Gleiche läßt sich sagen von einem zweiten Werke des Autors: „**Die Intriguen der Gräfin Elisabet Seefeld**" (Zürich, Cäsar Schmidt). Im Vordergrunde der Handlung, die sich in einer kleinstaatlichen Residenz abspielt, steht eine ränkevolle Frau, die schließlich entlarvt wird. Abenteuerlich wie diese Figur ist die ganze Fabel.

Kunst.

Von den beliebten **Künstler-Monographien**, die **H. Knackfuß** in Verbindung mit andern herausgiebt, sind drei neue Bände erschienen (59—61), die sämtlich Künstlern unsrer Zeit gewidmet sind. Im 59. Bande finden wir ein ansprechendes Charakterbild des am 4. Januar 1901 verstorbenen griechischen Malers **Nikolaus Gysis** von **Marcel Montandon**, mit einem Geleitwort von **F. von Lenbach**, der dem dahingeschiedenen Freund, der in München eine zweite Heimat gefunden, darin ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Gysis, der sich anfangs durch realistische Bilder aus dem griechischen Volksleben einen Namen gemacht hatte, hat sich in der zweiten, größeren Hälfte seines Schaffens vornehmlich der Monumentalmalerei großen Stils gewidmet, für die er eine starke Begabung hatte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß unsre der Monumentalmalerei ungünstige Zeit ihm nur selten Gelegenheit bot, seine Ideen auch im großen zu verwirklichen. So müssen wir uns mit dem Anblick seiner Entwürfe begnügen, um den vollen Umfang seines Talents würdigen zu lernen. — Der 60. Band enthält die Biographie des Bildhauers **Adolf Hildebrand** von **Alexander Heilmeyer**, der darin zum ersten Male eine umfassende Darstellung des Entwicklungsganges dieses urwüchsigen Künstlers bietet, der in der deutschen Bildhauerkunst unsrer Zeit eine völlig vereinzelte, von jedem Schulzusammenhang freie Stellung einnimmt. Unter den zahlreichen Abbildungen finden wir auch den figürlichen Teil des neuen Brunnens für Straßburg i. E., dessen eigenartige Gestaltung lebhafte Erörterungen veranlaßt hat. — Dem Bannerträger der modernen Kunst, **Fritz von Uhde**, ist der 61. Band gewidmet. Dieses Künstlerbild hat einer der litterarischen Vorkämpfer für die „neue Kunst", **Fritz von Ostini**, mit besonderer Liebe und innerer Anteilnahme gezeichnet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Uhdes Werke der neuesten Epoche der deutschen Malerei, die etwa mit dem Jahre 1885 anhebt, die Signatur gegeben haben. Fritz von Uhde ist vielleicht der einzige unter den Bahnbrechern der „neuen Kunst", der sich von Anfang bis zu Ende treu geblieben ist. Mit lebhafter Spannung verfolgen wir diese Darstellung einer künstlerischen Entwicklung, die in raschem Aufstieg zu einer Höhe geführt hat, die keiner seiner Kampfgenossen erreichte. Fast alle Werke Uhdes werden dem Leser in den 110 beigegebenen Abbildungen vorgeführt.

— Ueber dreißig Jahre sind verflossen, seitdem **Max von Pettenkofers** grundlegendes Werk „**Ueber Oelfarbe und Konservierung der Gemäldegalerien durch Regenerationsverfahren**" erschienen ist. Die brennende Frage schien damals mit einem Schlage gelöst worden zu sein, und man ließ alle Sorgen für die Zukunft fahren. Nach und nach hörte man aber immer wieder von neuen Verfahren, die entweder die Schädlichkeit des Pettenkoferschen nachgewiesen oder dieses an Vortrefflichkeit übertroffen hätten. Aber in ein System hat keiner von den Entdeckern sein Konservierungsverfahren gebracht. Darum wird es allen, die mit Wiederherstellung und Erhaltung von Gemälden zu thun haben, auch Gemäldebesitzern, die verdorbene Bilder gern erneuern lassen möchten, die Nachricht willkommen sein, daß der Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig eine zweite Auflage des im Handel vergriffenen Buches veranstaltet hat.

Notiz-Blätter.

Kultur und Wissenschaft.

Im Reiche der kleinsten Lebewesen, der Bakterien, giebt es nicht wenige, die ganz charakteristische Farbstoffe erzeugen. Bei der Mehrzahl dieser farbenbildenden Bakterien bleibt der Farbstoff im Innern der winzigen „Fabrikanten“, bei andern geht er in das umgebende Mittel, das Medium, über und färbt dieses mehr oder weniger lebhaft, während die Bakterienkolonien selbst blaß und fast farblos erscheinen. Die Natur dieser Farbstoffe ist, wie Coupin im „Prometheus“ mitteilt, meist wenig bekannt; stets aber geht die Farbstoffbildung nur bei Zufuhr von Sauerstoff und bei mäßiger Temperatur vor sich. Es sind die üppigsten Farben, die von den kleinen, anscheinend so unbedeutenden Lebewesen „fabriziert“ werden: goldgelb und rosenrot, himmelblau und blaugrün wie das leuchtende Meer. Besonders eingehend studiert worden sind in letzter Zeit die sogenannten Purpurbakterien. Diese kleinen Organismen unterliegen alle der Einwirkung des Lichtes, und diese Wirkung ist um so stärker, je intensiver sie gefärbt sind. In der Dunkelheit sind sie unbeweglich und bleiben in kleinen Haufen beisammen. Je schärfer sie beleuchtet werden, um so lebhafter gestaltet sich ihre Bewegung. Wird die Helligkeit plötzlich verringert, so werfen sich die Bakterien, die frei ihres Weges schwimmen, brüsk zurück, nehmen aber dann ihre Bewegung nach vorwärts wieder auf.

Forschungsreisen.

Von dem norwegischen Kapitän Amundsen wird eine Forschungsreise nach dem magnetischen Nordpol geplant, die im Frühjahr 1903 stattfinden soll. Für die Fahrt ist, wie die „Elektrotechnische Rundschau“ mitteilt, die „Gjöa“, eines der besten und stärksten Segelschiffe, über das die norwegische Eismeerflotte verfügt, angekauft worden. Das Schiff soll mit einer Petroleummaschine ausgerüstet werden und eine Besatzung von sieben Mann erhalten. Man rechnet damit, daß die Besatzung das Schiff entweder auf der Matty-Insel oder auf King Williams-Land verlassen und mit Schlitten die Reise nach dem Punkt von Boothia, wo James Clark Roß bereits im Jahre 1831 seine berühmten Beobachtungen über den magnetischen Nordpol anstellte, fortsetzen müßte. Roß fand damals auf der Halbinsel Boothia Felix im arktischen Ozean, nördlich von dem amerikanischen Festlande, einen Punkt, an dem die Magnetnadel ihre Spitze bis auf einen Grad genau senkrecht dem Erdmittelpunkt zuwandte. Unbeantwortet aber ist bisher die Frage geblieben, ob der magnetische Nordpol wirklich nur ein Punkt ist oder ob die Eigentümlichkeit der Magnetnadel, sich senkrecht einzustellen, auf einer größeren Fläche beobachtet werden kann. Von großer Bedeutung wäre es auch, zu ermitteln, ob der magnetische Pol mit der Zeit seine Lage verändert. Der Beantwortung dieser die wissenschaftliche Welt höchlichst interessierenden Fragen soll hauptsächlich die Reise gelten. Amundsen begleitete übrigens im August 1897 als erster Schiffsoffizier die berühmte Expedition der „Belgica“ in das südliche Eismeer und verfolgte damals die Absicht, die genaue Lage des magnetischen Südpols festzustellen. Das ist aber weder ihm noch bisher einem andern Forscher gelungen.

Unterricht.

Die amerikanischen Universitäten haben zusammen ein jährliches Einkommen von etwa 84 Millionen Mark. Die Harvard-Universität hat allein 9½ Millionen, die Columbia-Universität in New York 6½ Millionen, die Cornell-Universität in Ithaca über 3½ Millionen. Ferner haben sechs andre Universitäten 2 bis 4 Millionen, zwanzig 800000 bis 2000000 Mark und siebenunddreißig 400000 bis 800000 Mark. Mehrere der bedeutendsten Universitäten sind staatliche Institute, aber viele leben von einträglichen Kapitalien, die bis zu 64000000 Mark betragen. Dies ist der Fall der „Leland Stanford jr.-Universität“ in Kalifornien, die überdies ein Geschenk von Ländereien im Werte von 120 Millionen Mark erhalten hat. Harvard und Columbia haben je 52000000 Mark. Dank den zahlreichen Stiftungen reicher Amerikaner vermehren sich diese Summen ständig. Die „Leland Stanford jr.-Universität“ hat vor kurzem erst außer den Ländereien von 120 Millionen Mark mehrere Geschenke im Werte von 4 Millionen erhalten; Chicago 8 Millionen von Rockefeller; Harvard 4 Millionen von Rockefeller und John Hopkins Ländereien im Werte von über 4 Millionen; dazu kommt noch die berühmte Schenkung Carnegies für eine Universität in Washington, deren Einrichtung noch festzustellen ist.

Ausstellungen.

In Halle a. d. S. wird eine interessante Ausstellung vorbereitet. Veranstalter sind der dortige Künstlerverein sowie der Kunstgewerbeverein. Die Ausstellung soll Gemälde, Skulpturen, Bronzesachen, alte Möbel, wertvolle keramische und textile Gegenstände sowie Arbeiten älteren und neueren Kunstgewerbes, die sich in Hallischem Privatbesitz befinden, zu einheitlichen künstlerischen Heimbildern zusammenfassen. Um den Zweck völlig zu erreichen, hat man davon abgesehen, die Ausstellung in den Räumen des Museums oder eines Kunstsalons unterzubringen, sondern ein Privathaus, die Villa des Professors Kohlschütter, für die originelle Veranstaltung gewählt.

Heer und Flotte.



Phot Fritz Leyde, Dresden.

Freiherr von Hausen, der neue sächsische Kriegsminister.

An Stelle des am 19. August verstorbenen Generals von der Planitz (siehe Nr. 49) ist am 29. August zum sächsischen Staats- und Kriegsminister der bisherige kommandierende General des XII. (königl. sächsischen) Armeecorps General der Infanterie Max Clemens Lothar Freiherr von Hausen ernannt worden. Der neue Kriegsminister ist am 17. Dezember 1846 zu Dresden geboren; er wurde 1864 beim 3. Jägerbataillon Offizier, focht in der Schlacht bei Königgrätz mit und wurde noch während des Feldzuges im Alter von 19½ Jahren Oberleutnant. Dann kam er in das 13. Jägerbataillon, bei dem er den Krieg gegen Frankreich als Adjutant mitmachte. Im Jahre 1875 wurde er auf drei Jahre zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert. Nachdem er als Oberst das Grenadierregiment Nr. 101 geführt, erhielt er am 9. März 1892 die Stelle des Chefs des Generalstabs des XII. Armeecorps und wurde als Generalmajor im Frühjahr 1895 nochmals in den preußischen Generalstab kommandiert, in dem er die Geschäfte eines Oberquartiermeisters übernahm. Am 27. Mai 1897 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 32. Division und übernahm 1900, nachdem der damalige Prinz Georg von Sachsen von dem Kommando des XII. Corps zurückgetreten war, dieses unter Beförderung zum General der Infanterie.

— Der sehr unpraktische Hut der bayrischen Generalität wird abgeschafft. Fortan kommt für die Generale — mit Ausnahme der Generaladjutanten und der Generale à la suite des Königs — statt des Hutes mit Hahnenfederbusch der Offiziershelm 86 mit versilbertem Wappen und Beschlägen und mit versilberten gewölbten Schuppenketten zur Einführung. Der Helm wird zum Gala-, Hof- und Paradeanzug mit Busch aus weißen und blauen Hahnenfedern, zum Dienstanzug und zur kleinen Uniform ohne Busch getragen. Bezüglich der Kopfbedeckung der General- und Flügeladjutanten sowie der Generale à la suite des Königs bleibt es bei den bisherigen Bestimmungen. Generalen zur Disposition, soweit sie nicht in der Armee wieder angestellt sind, und Generalen außer Dienst ist es gestattet, den Hut mit Hahnenfedern weiter zu tragen.

— Die nautische Abteilung des deutschen Reichsmarineamts beschäftigt sich seit einiger Zeit mit der Schaffung eines bedeutsamen Kulturwerkes, eines alle Schiffahrtsgebiete der Erde umfassenden Kartenmaterials. Dadurch soll unsre Kriegs- und Handelsmarine vom Auslande gänzlich unabhängig gemacht werden. Deutschland besitzt jetzt nur eigne Seekarten der heimischen Gewässer und einige Spezialkarten von den Kolonien. Es liegt auf der Hand, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Beschaffung von Kartenmaterial in Kriegszeiten zur Unmöglichkeit werden könnte. Das groß angelegte Unternehmen erfordert nach einer Berechnung der nautischen Abteilung rund zwei Millionen Mark. Eine Anzahl Seeoffiziere ist bereits zum Reichsmarineamt kommandiert, um die Seekarten zu bearbeiten. Für die Vorarbeiten hat der Reichstag 100000 Mark bewilligt. Im Etat 1903 wird ein erheblich höherer Betrag gefordert werden. Man nimmt an, daß das Werk innerhalb 6 bis 8 Jahren vollendet sein wird.

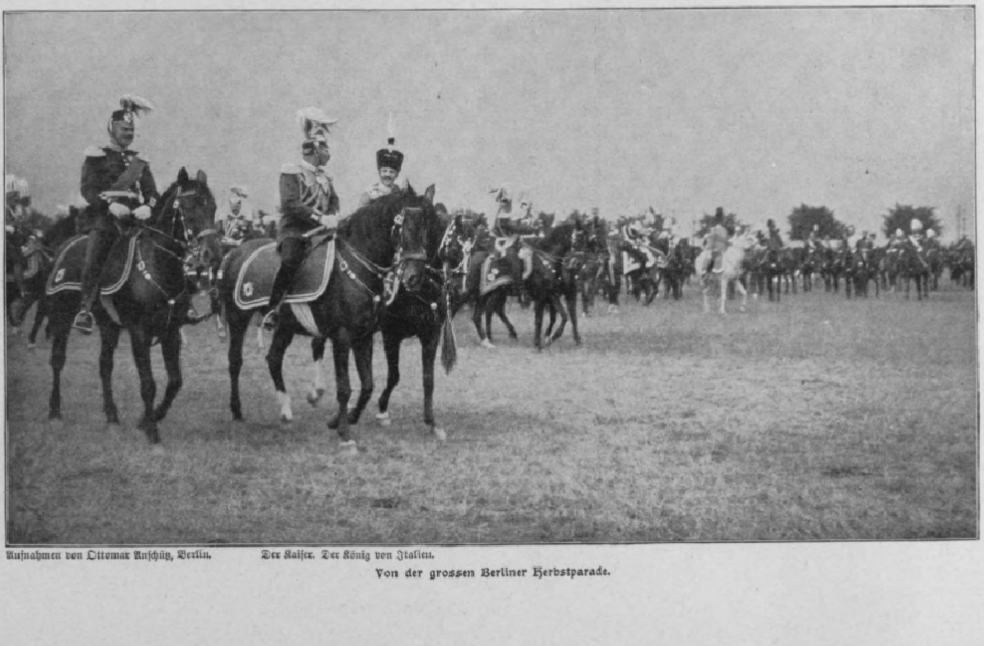


Die Kaiserin. Der König von Italien. Der Kaiser.

Von der grossen Berliner Herbstparade.

Verkehrswesen.

Auch in Italien hat der Beschluß der Mittelmeerbahn, die Luxuszüge Paris-Rom, Berlin-Verona-Mailand-Cannes und die Fortsetzung nach Neapel und Reggio der Expreßverbindung Berlin-Brenner-Florenz-Rom vom November an nicht mehr verkehren zu lassen, unangenehm berührt, um so mehr, als sich im Lande selbst ernste Bestrebungen geltend machen, den Fremdenzufluß zu heben. Als Grund für die Weigerung wird angeführt, daß die Einnahmen nicht einmal die direkten Ausgaben decken. Die Regierung ist unter diesen Umständen nicht in der Lage, einen Zwang auszuüben, kann sich vielmehr nur auf freundschaftliche Vorstellungen beschränken. Die Meridionalbahn dagegen beabsichtigt, den Luxuszug Petersburg-Wien-Mailand im Winter wieder in Betrieb zu setzen, in der Erwartung, daß die Mittelmeerbahn ihn wie bisher nach Genua und Cannes weiterführen werde. Ebenso bleibt die Verbindung Berlin-Brenner-Rom, die von Verona ab ebenfalls durch die Meridionalbahn bewirkt wird, bestehen.



Aufnahmen von Ottomar Anschütz, Berlin.

Der Kaiser. Der König von Italien.

Von der grossen Berliner Herbstparade.

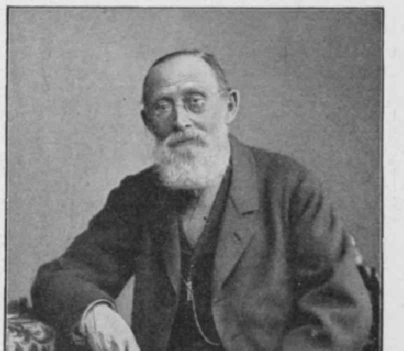


Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Das älteste Haus in Hamburg.

Rudolf Virchow †.

Den Folgen jenes Unfalles, von dem er vor einigen Monaten betroffen wurde, ist Rudolf Virchow, der berühmte Anatom, Patholog und Anthropolog, am 5. September in Berlin erlegen. Wir haben erst vor Jahresfrist, als der große Gelehrte unter der Teilnahme der gesamten gebildeten Welt seinen achtzigsten Geburtstag feierte (13. Oktober 1901), sein Leben und Schaffen eingehend gewürdigt und dürfen uns nun, da der unermüdliche Forscher dahingegangen ist, mit dem Hinweis auf jenen Artikel begnügen. Rudolf Virchow ist tot



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

und doch nicht gestorben, denn sein Name und seine Verdienste bleiben. Tief eingegraben ist in die Geschichte der Heilkunst und der Naturkunde die Spur seines Wirkens, und unsterblich lebt er im Gedenken der Nachwelt als Reformator der medizinischen Wissenschaft.

Denkmäler.

Am 1. Oktober 1903 soll das Berliner Richard Wagner-Denkmal enthüllt werden. Der Ausschuß teilt dazu mit: Das Denkmal ist zu stande gekommen durch das Zusammenwirken von Freunden des Meisters in allen Teilen der Welt, wo Deutsche wohnen, und es wird schon aus diesem Grunde, ganz besonders aber durch die Anteilnahme des Monarchen, der an der Spitze der Nation steht, ein deutsches Nationaldenkmal für den Dichterkomponisten sein. War es doch der Kaiser selbst, der dem preisgekrönten Entwurfe Eberleins eine Hauptfigur, „Wolfram von Eschenbach", neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf! Der vor dem Sockel zu den Füßen Richard Wagners stehende Wolfram von Eschenbach, zu ihm aufblickend und die Harfe schlagend, ist aufzufassen als der Genius der Nation, dem großen Meister seine Huldigung darbringend.

Denkwürdigkeiten.

An der Ecke von Jakobitwiete und Pferdemarkt in Hamburg, unweit der Stelle, wo noch vor wenigen Jahren die ältesten Häuser der Hansestadt aus der gotischen Periode standen, erhebt sich das älteste, überhaupt noch vorhandene Wohnhaus Hamburgs. Aus dem Jahre 1522 stammend, steht es 380 Jahre, ist nun aber auch dem Untergange geweiht und soll abgerissen werden. Es ist ein Fachwerkhaus, nur zweistöckig und niedrig. Die oberen Stockwerke sind übergebaut und die Köpfe der den Ueberbau tragenden Balken geschmackvoll mit Wülsten profiliert. Dazu kommt Schnitzwerk, bestehend aus mancherlei Figuren, an den senkrechten wie an den wagerechten Eichenbalken. Die Schnitzarbeiten befinden sich meist auf der dem Pferdemarkt zugewendeten Front des Hauses, während die längere Seitenfront an der Jakobitwiete sich durch geschmackvolle Profilierung der Balken und durch die Musterung des Mauerwerks auszeichnet. Bunt und farbenreich war dies Haus zweifelsohne in seiner ersten Zeit, wie die ähnlichen Bauten in andern mittelalterlichen Städten beweisen. Die Einrichtung des Hauses weist darauf hin, daß es wohl nur zu kleinerem Gewerbebetriebe bestimmt war, vielleicht zu einer Wirtschaft, wie auch heute noch dort sich eine solche befindet. Um so bemerkenswerter ist es aber, daß auch der Kleinbürger jener Zeit Wert auf Schönheit bei seinen Bauten legte.

Alpines.

Die Rosengartengruppe ist jene Felskette der südtiroler Dolomiten, deren wunderbares Gezack man so schön von Bozen aus wahrnimmt. Der Latemar (vgl. Nr. 49) gehört nebst Marmolata und Pala zu den Fassaner Dolomiten; der Rosengartenstock, südöstlich vom Schlern zwischen dem Tierser Alpel und dem Costalungapaß aufragend, dagegen zu den Grödener Dolomiten. Besucht wird der Rosengarten meist vom Tierser Thal aus; über St. Cyprian geht es aufwärts zum Vajolettpaß (2484 Meter) zwischen den Tschaminspitzen (2759 Meter) und den drei Vajolettürmen (2793 Meter), die von Bozen aus die charakteristischen Wahrzeichen der Gruppe bilden. Um den Besuch des innersten Rosengartengebiets zu erleichtern, hat die rührige Alpenvereinssektion Leipzig vor einigen Jahren oberhalb der sogenannten schwarzen Thore (porte neigre) eine Unterkunftsstätte errichtet: die Vajoletthütte. Da der Zauber des Rosengartens aber die Hochtouristen in rasch zunehmender Zahl anlockt, so reichte die Hütte bald nicht mehr aus, und die Sektion Leipzig beschloß daher, neben der ersten eine zweite, noch geräumigere Hütte erstehen zu lassen. Am 23. August hat die feierliche Eröffnung der neuen Vajoletthütte stattgefunden. Unter den zahlreichen Festgästen, die aus diesem Anlaß im höchsten Rosengarten zusammengekommen waren, fehlte auch der Zentralpräsident des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Professor Dr. Ipsen aus Innsbruck, nicht. Ferner waren erschienen von der allseitig mit Dankesworten bedachten Sektion Leipzig die Herren Dr. Kretmer, Fickler, Dr. Tscharman, Dr. Jung und Maler Heusner, sowie verschiedene Mitglieder der Sektionen Bamberg, Meran und Bozen.

Statistik.

Die Ergebnisse der am 1. Januar 1901 in Ungarn vorgenommenen Volkszählung sind veröffentlicht worden. Ungarn hat demnach eine Bevölkerung von 19 254 559 Personen, 1 790 768 mehr als im Jahre 1891.

Totenschau.

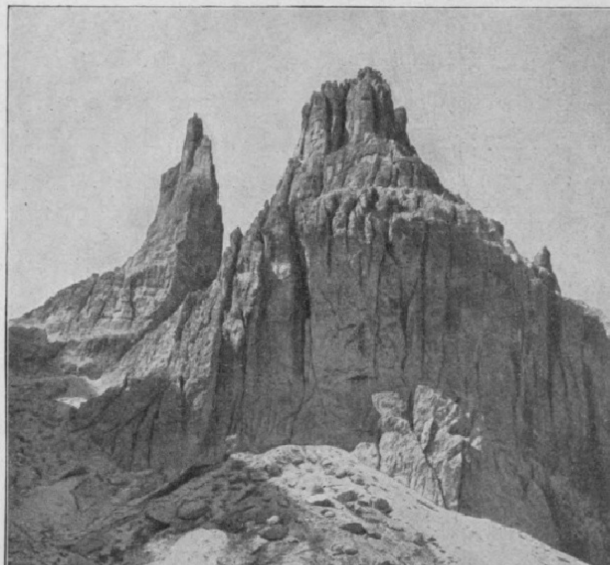
Der Erbauer des neuen ungarischen Parlamentsgebäudes, Emerich Steindl, Professor am Polytechnikum in Budapest, ist am 31. August in seiner Villa am Schwabenberge gestorben. Es ist ein tragisches Geschick, daß der Tod ihn gerade in dem Moment ereilte, da das Hauptwerk seines Lebens, an dem er achtzehn Jahre lang gearbeitet hat, soeben vollendet ist. Steindl war im Jahre 1839 zu Budapest geboren; er besuchte die technischen Hochschulen zu Ofen und Wien sowie die Kunstakademie in Wien, wo er ein Schüler von F. Schmidt und van der Nüll war, und wurde im Jahre 1866 mit der großen Fugger-Medaille ausgezeichnet. Dann wurde er Professor am Budapester Polytechnikum; er restaurierte den Dom zu Kaschau, die Kirchen von Bartfeld und Mariafalva und erbaute in Budapest die Franziskanerkirche, das Polytechnikum, die königliche Oper, das tierärztliche Institut und die Margaretenbrücke. Den Bau des dortigen Parlamentspalastes, dessen Einweihung bevorsteht, begann er im Jahre 1885.



Phot. Erdélyi, Budapest.

Emerich Steindl †.

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Karl Harff, Abteilungsvorstand der Abteilung des Innern des Ministeriums für Elsaß-Lothringen, 62 J., † in der Nacht vom 24. zum 25. Aug., Straßburg. — Landesökonomierat Heinrich v. Mendel-Steinfels, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, Dozent an der Universität Halle a. S., 53 J., † 26. Aug. auf einer Dienstreise in Bayern. — Charles Chincholle, bekannter Mitarbeiter des „Figaro", 57 J., † 26. Aug., Paris. — General der Kavallerie Eugen Freiherr Piret de Bihain, langjähriger Obersthofmeister und militärischer Berater des Erzherzogs Albrecht, 81 J., † 27. Aug., Wien. — Kartograph Dr. Bruno Hassenstein, vieljähr. Mitarbeiter der geograph. Anstalt von J. Perthes, 69 J., † 27. Aug., Gotha. — Ministerialrat a. D. Wilhelm v. Behringer, der älteste Landtagsabgeordnete Bayerns, 82 J., † 28. Aug., München. — Arthur Julius Petermann, aus Dresden gebürtig, bekannter landwirtschaftlicher Chemiker und Direktor der agronomischen Station Gembloux (Belgien), 57 J., † 30. Aug., Gembloux. — Federico Rubio, Spaniens hervorragendster Chirurg, 75 J., † 31. Aug., Madrid. — Generalleutnant a. D. v. Leonhardt, Führer der 47. Brigade in der Schlacht bei St. Privat, 85 J., † 31. Aug., Nyitra-Sarfö (Ungarn). — Ludwig v. Meixner, Regierungspräsident von Niederbayern, 60 J., † 1. Sept., München.



Phot Wilhelm Müller, Bozen.

Alte und neue Vajoletthütte der Sektion Leipzig des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins.

Ueber Land und Meer.

№ 51.



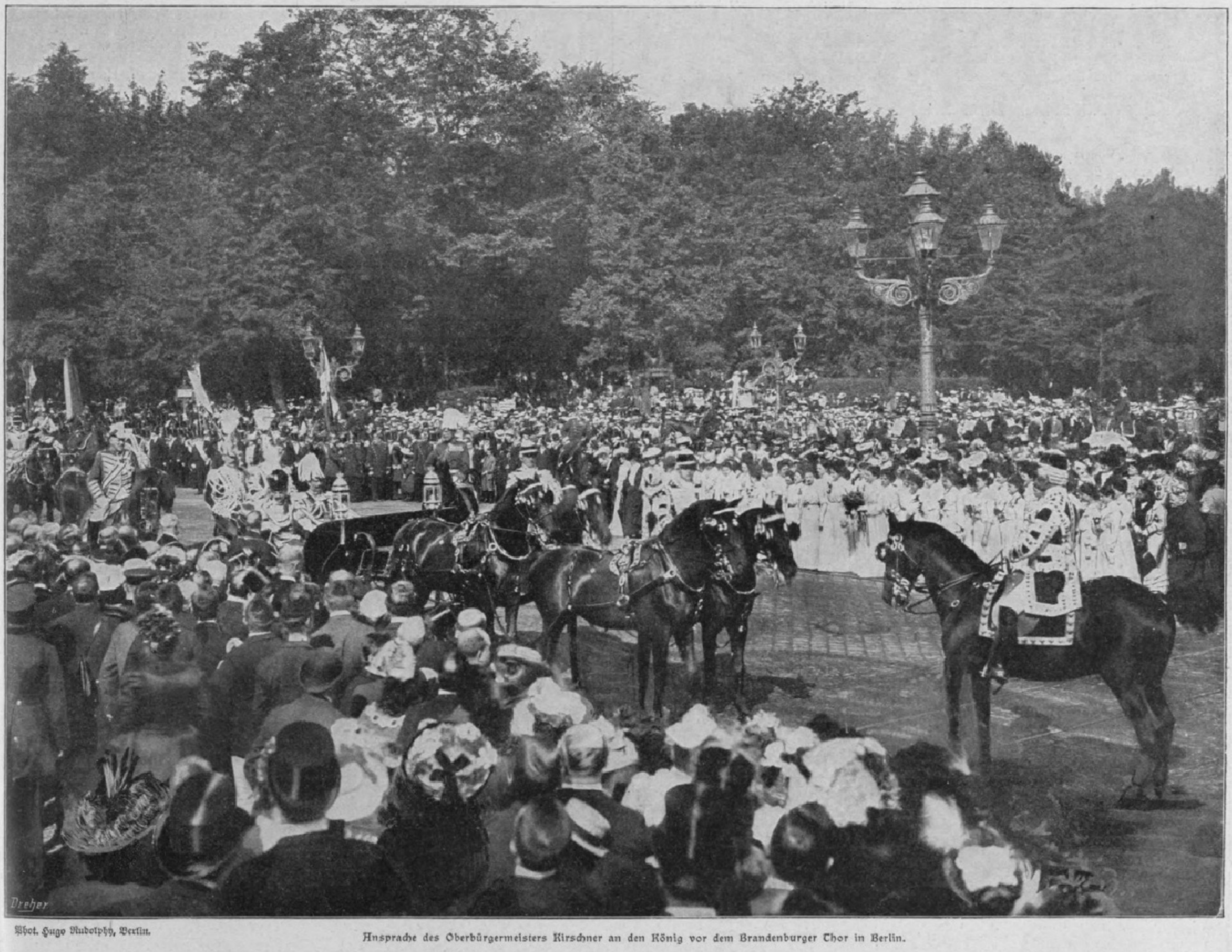
Phot. Selle & Kunge, Potsdam.

Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel vor dem Neuen Palais in Potsdam.



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin.

Nagelung der neuen Fahnen im Zeughause zu Berlin.



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin.

Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner an den König vor dem Brandenburger Thor in Berlin.

Zum Besuch des Königs Viktor Emanuel von Italien am deutschen Kaiserhofe. (Text Seite 1037.)

Der Besuch des Königs von Italien am deutschen Kaiserhofe.

(Hierzu die Abbildungen Seite 1035.)

Auf der Wildparkstation bei Potsdam traf König Viktor Emanuel III. am 27. August nachmittags 5¹/₄ Uhr zum Besuche des deutschen Kaiserhofes ein; er wurde von dem Kaiser, dem Kronprinzen und den übrigen in Berlin und Potsdam anwesenden Prinzen empfangen. Die Begrüßung war überaus herzlich, und diesen Charakter trug auch das Beisammensein der Monarchen während der folgenden Tage. Auf der Fahrt nach dem Neuen Palais saßen im ersten Wagen der Kaiser, der die Uniform des 1. Garderegiments mit Kette und Stern des Annunciatenordens und dem Bande des Militärordens von Savoyen trug, mit seinem königlichen Gaste, der die Uniform der 13. Husaren (König Humbert) und das Band des Schwarzen Adlerordens angelegt hatte. Von unsern Bildern zeigt die Aufnahme oben links die beiden Monarchen vor dem Neuen Palais in Potsdam, wo die Kaiserin und die Prinzessinnen den König begrüßten; am Abend fand dort Familientafel statt. — Die Ankunft des Kaisers und des Königs Viktor Emanuel zum Besuch der Reichshauptstadt erfolgte am 28. August ¹/₂10 Uhr vormittags auf dem reich geschmückten Potsdamer Bahnhof. Unter lebhaften Zurufen der Bevölkerung ging die Wagenfahrt von dort über den Potsdamer Platz, durch die Bellevuestraße am Rolandbrunnen vorbei und durch die Siegesallee zum Brandenburger Thor. Auf dem Platze vor dem Thor hatten die städtischen Körperschaften mit dem Oberbürgermeister Kirschner und dem Stadtverordnetenvorsteher an der Spitze Aufstellung genommen, gegenüber die Ehrenjungfrauen, zur Seite die Mitglieder der italienischen Kolonie. Oberbürgermeister Kirschner hielt eine Begrüßungsansprache (siehe das untere Bild), auf die der König erwiderte, und Fräulein Kirschner überreichte einen Blumenstrauß; dann wurde die Fahrt nach dem Zeughause fortgesetzt. Hier war im Lichthof ein Altar errichtet, vor dem 41 Fahnen, die an die Regimenter neu verliehen wurden, ihre Weihe empfingen. Der König schlug jedesmal den ersten Nagel ein (siehe das Bild oben rechts). Am Abend war Galatafel im Schloß und Galavorstellung im Opernhaus; am 30. fand die große Herbstparade statt, und am 31. verabschiedete sich König Viktor Emanuel nach diesen festlichen Tagen, von denen man annehmen darf, daß sie den freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien genutzt und die Sache des Friedens gefördert haben.

Briefmappe.

Camilla in U. Warum hüllen Sie sich in Schweigen? Gleich uns warten zahlreiche Leser auf weitere Ergüsse Ihrer begnadeten Muse. Wie weit diese Anklang finden, mögen Sie daraus ersehen, daß Ihre in Nr. 41 veröffentlichte Dichtung („Mir hat der Arzt zwei Zähne" u. s. w.) von einem italienischen Tonmeister in Musik gesetzt worden ist. Er hat uns das Tonstück nebst einem für Sie bestimmten Huldigungsbriefe übersendet, und wir bitten um Angabe, unter welcher Adresse wir Ihnen beides zustellen können. Auch aus dem deutschen Vaterlande ist bei uns ein Brief für Sie hinterlegt worden.

R. T. in K. Das städtische Technikum in Limbach bei Chemnitz bildet Maschinen- und Elektrotechniker, Werkmeister und Monteure aus. Auch die im vergangenen August veranstaltete Prüfung hatte ein glänzendes Ergebnis, und die zahlreichen Anmeldungen für das Wintersemester haben zur Einrichtung sechs weiterer Lehrsäle geführt.

M. O. in H. Die Vereinigung des deutschen graphischen Kunstgewerbes zum Schutze der Urheber- und Verlagsrechte ist jüngst in Düsseldorf begründet worden. Der Zweck dieser Vereinigung ist namentlich, auf eine Ausgestaltung des nationalen und internationalen Urheberrechts an kunstgewerblichen Erzeugnissen hinzuwirken. Der Syndikus der Vereinigung, Dr. Albert Osterrieth, Berlin W., Wilhelmstraße 57/58, giebt Auskunft über die Beitrittsbedingungen und nimmt Anmeldungen zum Beitritt entgegen. Viele namhafte Firmen Deutschlands haben ihren Beitritt schon erklärt.

E. H. in M. Von dem berühmten Schifferhaus an der Treib am Vierwaldstättersee, das jetzt wegen Altersschwachheit dem Abbruch zu verfallen droht, brachten wir erst vor kurzem eine Abbildung. Ein getreues Nachbild zu schaffen und an der alten Stätte aufzurichten, hat sich inzwischen ein Komitee gebildet, dem schon ansehnliche Beiträge zugeflossen sind. Es ist jedoch noch eine Summe von rund 18000 Mark erforderlich, und sie zu beschaffen, hat das Komitee einen Aufruf erlassen. Er wendet sich zwar nur an das Schweizervolk, aber gewiß werden auch Beiträge andrer Landesangehörigen willkommen sein. Solche möge man senden an Architekt Eugen Probst, Zürich, Thalgasse 22. Jeder Kundige wird zugeben, daß das idyllisch gelegene Haus an der Treib notwendig zu den herrlichen Bildern des Vierwaldstättersees gehört und darin nicht vermißt werden kann.

R. P. in G. Die Stadt Dresden hatte nach der letzten Volkszählung rund 476000 Einwohner, doch wird sich nach der Einverleibung der Vororte, die am 1. Januar nächsten Jahres erfolgen soll, die Einwohnerzahl um rund 80000 vermehren. Dresden wird alsdann die viertgrößte Stadt Deutschlands sein; ihm überlegen sind dann nur noch Berlin, Hamburg und München.

W. L. in K. Das Wesen des Reform-Gymnasiums besteht darin, daß auf einem dreiklassigen Unterbau mit neusprachlichem Unterricht eine Gabelung nach der lateinischen und lateinlosen Seite eintritt. Also erst moderne Sprachen, dann Latein und zuletzt Griechisch. Die bisher erzielten Resultate werden als durchaus günstig bezeichnet.

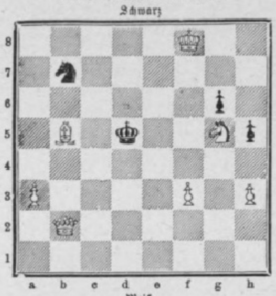
H. v. G.-P., Schloß A. Der ungemein reichhaltige Katalog XCVI von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München, Hildegardstraße 16, umfaßt ausschließlich Genealogie und Heraldik. Der soeben ausgegebene Teil II (Preis 1 Mark) geht von Janus v. Eberstedt bis Rom.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 32.

Von B. G. Laws in London.

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 29:

W. 1. f5—f6
S. 1. d6—d5
W. 2. Lf1—d3†
S. 2. Ke4×d3
W. 3. Sf3—e5 matt.

A.

S. 1. Ke4-d5(g7×f6)
W. 2. Dg2—e2(†)
S. 2. beliebig
W. 3. De2—b5, c4, d3, Lf1—h3 matt.

B.

S. 1. b4-b3 (Ke4-f5)
W. 2. Dg2—g5(†)
S. 2. Ke4×f3 oder beliebig (Kf5—e4, e6)
W. 3. Dg5—g2, Sf3—d2, Lf1—h3 matt.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 afrikanischer Volksstamm.
7 8 4 9 4 10 8 4 11 2 Departement in Mexiko.
7 4 12 13 14 8 1 15 16 Stadt in Mecklenburg.
17 2 5 18 16 18 3 9 6 4 eine Muse.
19 20 4 9 21 5 6 9 ein berühmter Amerikaner.
7 4 5 6 22 6 13 9 österreichisches Kronland.
12 6 15 21 13 9 1 englischer Schriftsteller.
11 20 6 13 1 11 österreichische Hafenstadt.
21 13 17 5 13 20 Astronom.
19 5 2 20 6 12 4 amerikanischer Staat.
13 8 Stadt in Frankreich.
6 21 4 20 8 1 Luftschiffer im Altertum.
1 13 18 12 5 6 11 22 General Friedrich II.

Die Endbuchstaben von oben nach unten ergeben den Namen eines Komponisten, und aus jedem Worte ein Buchstabe, von unten nach oben, ergiebt zusammengestellt eines seiner Werke. G. Sch.

Streichrätsel.

Wirbel — Revers — Glied — Renz — Kunst — Seher — Scherz — Agent — Korn — Wende — Unwill' — Kreis — Gans — Gefunkel — Denker — Chaos — Abend.

Von jedem der vorstehenden Wörter sind 1, 2 oder 3 Buchstaben zu streichen; die überbleibenden ergeben einen Sinnspruch.

Kettenrätsel.

Haus — Stand — Lein — Fabrik — Post — Kraft — Heft — Stein — Tafel — Wasser — Dach — Jäger — Eck — Spiel — Haus.

An Stelle der Striche sind verbindende Wörter zu setzen, die, dem vorgehenden Worte nach-, dem zweiten vorgesetzt, neue Benennungen bilden.

Silbenrätsel

1. 2.

Wie oft Natur der Reize Fülle
Auf engen Raum nach Laune streut,
So zeigt es auch dies Thal, das stille,
Durch seine Lage schon geweiht.

2. 3.

Hier wirst du dir kaum fremd erscheinen,
Schweift auch der Blick zum Bosporus,
Denn Heimatslaute sich vereinen
Mit aller Schönheit Hochgenuß.

4.

Von dem Moment laß dir es bringen
Und baue nicht auf Jahr und Tag,
Doch um ein Denkmal zu erringen,
Wohl halb es nur genügen mag.

1. 2. 3. 4.

Sag nicht: es ward mir angeboren
Und nimmer drum sich's ändern läßt!
Glaub mir, die Müh' ist nicht verloren,
Regiert's ein Wille ernst und fest.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 995:

Des Silbenrätsels: Die Angst vor dem kommenden Tag macht die schlafloseste Nacht kurz.

Des Ergänzungsrätsels: Wechsel — Maß — Häcksel — Glas — Ruder — Heer — Bruder — nichts mehr.

Des Getrennt- und Vereinträtsels: Ein Band — Einband.

Richtige Lösungen sandten ein: Alfred Brüning in Hannover (2). Frau Anna Köster in Berlin (4). „Oedipus" in Emden (3). „Else und Oskar" in Preßburg. Joh. P. Stoppel in Hamburg. Fritz Eltester in Wien (3). „Maus und Muki" in Hamburg (2). Georg Rüdiger in Budapest. Frl. Ottilie Fluß in Warschau (3). Wilh. Hetzel in Berg (2). Otto Günther in Leipzig. Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (2). F. W. Küster in London (3). Eduard Rosenberg in Lodz (4). Frau H. Schüler in Aachen. R. Weigl in Magdeburg (2).

Eingegangene Bücher und Schriften.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt.)

Adele Voshage, Das Spitzenklöppeln. Mit 53 Abbildungen. 2. Aufl. geb. ℳ 3.—. Leipzig, E. Twietmeyer.
André Lichtenberger, Mädchenbilder. Briefe, Dialoge, Novellen. Uebers. v. Agnes Born-Temme. ℳ 4.—. Basel, Schwabe.
Johanna Friedberg, Aus meiner Welt. Geb. ℳ 1.50. Straßburg, Jos. Singer.
Spezialverzeichnis von geeigneten Büchern für Militäranwärter und Beamte bezügl. Anstellung ꝛc. Berlin, Gerstmann.
W. Paasche, Eisenbahnkarte von Deutschland. Mit Stationsverz. ℳ 2.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Carl v. Heugel, Entgöttlichte Seelen. Realistischer Roman. Zürich, C. Schmidt.
Anna Maul, Taugenichts. Roman. Dresden, Reißner.
Sophie Junghans, Hymen. Roman. Ebd.
Meinrad Sadil, Otfried. Erzähl. Dichtg. ℳ 1.40. Stuttgart, Roth.
Neumann v. Schönfeld, Stärkere Nerven! Schule des Willens und die Wach-Autosuggestion. Zürich, Institut Hephata.
Schaubecks Jllustr. Briefmarken-Album. Viktoria-Ausgabe für mittl. Sammler. Mit Markenpreisen. ℳ 4.—. Leipzig, Lücke.
Alt-Prag. 80 Aquarelle von W. Jansa. Mit Begleittext von J. Herain und J. Kamper. Lfg. 9—14 à ℳ 4.50. Prag, Koci.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Als ein nicht nur zur Sommerszeit, sondern das ganze Jahr hindurch gleich gut bekömmliches Getränk ist der sich immer mehr einbürgernde, mit vielen Vorzügen ausgestattete Frankfurter Aepfelwein bekannt. Er wird in hervorragend schöner Qualität von der berühmten Aepfelwein-Dampfkelterei Adam Rackles, Hoflieferant, Frankfurt a. M.-Bornheim geliefert, die für ihre vorzüglichen Produkte, die die Seereise nach Australien und wieder zurück vortrefflich bestanden haben, bereits wiederholt mit ersten Preisen ausgezeichnet wurde.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung für Teppiche.



Axminster-Kaschan Nr. 8239.
Mittelfeld oliv und reseda, Kante bronze und altblau, Blumen vorwiegend in fraise, rothbraun und crême.

Extra Prima Tapestry- und Velvet-Teppiche.

Jedes Muster ist sowohl in Tapestry als auch in Velvet lieferbar.

	Extra Prima Tapestry	Extra Prima Velvet
ca. 200 Cm. lang, 138 Cm. breit	Stück M. 16.—.	Stück M. 21.—.
„ 235 „ „ 174 „ „	„ „ 26.50.	„ „ 33.—.
„ 295 „ „ 200 „ „	„ „ 40.—.	„ „ 52.—.
„ 335 „ „ 268 „ „	„ „ 65.—.	„ „ 85.—
Vorlagen, passend zu den Teppichen:		
ca. 114 Cm. lang, 52 Cm. breit	Stück M. 3.25.	Stück M. 4.75.
„ 125 „ „ 57 „ „	„ „ 4.50.	„ „ 6.25.

Axminster-Kaschan-Teppiche.

ca. 200 Cm. lang, 135 Cm. breit	Stück M. 15.—.
„ 235 „ „ 170 „ „	„ „ 22.—.
„ 295 „ „ 200 „ „	„ „ 33.—.
„ 330 „ „ 268 „ „	„ „ 50.—.

Vorlagen, passend zu diesen Teppichen:
ca. 138 Cm. lang, 65 Cm. breit, Stück M. 5.25. ca. 100 Cm. lang, 50 Cm. breit, Stück M. 3.—.

Wir empfehlen ausserdem folgende Teppich-Sorten:
Billige Jute-Teppiche in Smyrna-Mustern. Billige und bessere Woll- und Haargarn-Teppiche. Prima Velvet, Extra Prima Tapestry- und Velvet-Teppiche. Prima Axminster und Axminster-Kaschan-Teppiche. Brüssel- und Tournay-Velvet-Teppiche.

Man verlange unsern mit ca. 5000 Abbildungen versehenen Haupt-Katalog, den wir unberechnet und portofrei versenden.



Extra Prima Tapestry-Teppich Nr. 8058.
Extra Prima Velvet-Teppich Nr. 8060.
Grund dunkelbronze-oliv, Kante crêmegrundig, Zeichnung vorwiegend grün-oliv, dunkelbordeaux und crême. Sehr wirkungsvoll in dunklen, tiefen Farbtönen.

Lungenleiden chronische Catarrhe und Schwindsucht heilbar.

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die chemische Fabrik

Jos. Wertheim in Meerane 7 (Sachsen)

gratis und franko.



LOTION GÉNOTHRIX

Rationnelle Behandlung des Haarwuchses.

GELLÉ FRÈRES
6, Avenue de l'Opéra, 6
PARIS

C. Haar. — E. Oberhaut. — D. Haut. G. Talgdrüsen. — T. Subkutanes Zellengewebe.

Wir vergrössern vom 1. September cr. ab den Umfang und **erweitern die Berichterstattung aus den Parlamenten,** sowie aus **Handel und Industrie.**

Deutsche Warte

Illustrirtes Tageblatt für Politik u. Gesellschaft, geistiges u. wirtschaftliches Leben.

Organ des Bundes der Industriellen.

Berlin SW., Lindenstr. 26.

Abonnementspreis vierteljährlich:

Grosse Ausgabe	4,00 Mk.
Allgemeine Ausgabe	3,00 „
Volks-Ausgabe	2,00 „
Kleine Ausgabe	1,25 „

durch alle Postanstalten.



Ich stopfe nicht

mehr, benutze nur die billigen, bequemen

Ersatzfüsse

der Strumpffabrik und des Versandhauses

Paul E. Droop, Chemnitz i. S. 11.

Man schneidet zerrissenen Fuss ab und näht neuen überwendlich an. Bei jedem Strumpf anwendbar. ● Zu haben vom feinst gewebten bis stark gestrickten in Baumwolle, Merino und Wolle für Damen, Herren, Kinder. ● Verlangen Sie gratis u. fco. Katalog, der zugl. alle Sorten Strümpfe u. Unterzeug enthält. ● Vers. dir. an Priv.

Gildemeister's Institut,

Hannover, Leopoldstr. 3.

Alt bewährte Lehr- und Erziehungs-Anstalt, die Klassen von Sexta bis Oberprima umfassend. Vorbereitung für alle höheren **Militär- und Schul-Examina** incl. **Maturitätsprüfung.** Besondere Klassen zur Vorbereitung für **Einj.-Freiw.- und Fähnrichs-Examina.** Pension u. gewissenhafte Beaufsichtigung. Im Schuljahre 1901/02 bestanden 114 Zöglinge der Anstalt ihre Prüfungen. Nähere Mitteilungen durch den Direktor des Instituts **Blumberg.**

Leube-Rosenthal'sche Fleisch-Solution

der Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. Stütz)* — **Jena.** — In vieljährigem Gebrauch bewährtes reizloses Nährpräparat für

Magen- und Darmkranke.

Kräftigungsmittel I. Ranges für Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächliche Kinder. Vorrätig in den Apotheken.

* Um das Originalpräparat zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.



Gustav Kreinberg, Marknenkirchen Sa. 12.
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direkt. Versand unter Garantie. Katal. grat. u. fr.

Dr. Lahmann's

Dr. Lahmann



vegetabile Milch

der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE ∗ KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-PUDER.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Seit dem Jahre 1868 in Verwendung.

Berger's Theer-Seife

durch Wiener medicinische Capacitäten empfohlen, wird in den meisten Staaten Europas mit glänzendem Erfolge angewendet gegen

Hautausschläge aller Art,

insbesondere gegen chronische und Schuppenflechten, parasitäre Ausschläge sowie gegen Kupfernase, Frostbeulen, Schweissfüsse, Kopf- und Bartschuppen. **Berger's Theerseife** enthält **40 Percent Holztheer** und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels.

Bei hartnäckigen Hautleiden wendet man auch an die sehr wirksame

Berger's Theerschwefelseife.

Als **mildere Theerseife** zur Beseitigung aller **Unreinheiten des Teints,** gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder sowie als unübertreffliche kosmetische **Wasch-** und **Badeseife** für den **täglichen Bedarf** dient

Berger's Glycerin-Theerseife,

die 35 Percent Glycerin enthält und parfümirt ist.

Preis per Stück jeder Sorte 60 Pfg. oder 70 h sammt Broschüre.

Zu haben in allen Apotheken und besseren Droguerien des deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns.

Begehren Sie in den Apotheken und Detailgeschäften ausdrücklich **Berger's** Theerseifen und sehen Sie auf die hier abgebildete Schutzmarke.

Da aber auch Fälschungen mit dem Namen Berger vorkommen, so beachten Sie ausser der **Schutzmarke** auch den Ursprung: **Fabrik G. Hell & Comp., Troppau.**

Ehrendiplom der intern. pharm. Ausstellung und Goldene Medaille Paris 1900.

ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co.

Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.

IN MALAGA.

TRADE MARK GES. GESCHÜTZT

Illustrierte Preisliste auf Wunsch.

Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



№ 52.

88. Band. Vierundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1901—1902.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl**.

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

(Schluß.)

Gelling schob den Arm in den des Freundes: „Komm!“ flüsterte er. Wortlos gingen die beiden über die Straße zum Briefkasten. Wortlos gingen sie dann wieder Arm in Arm zum Park hinunter.

„Schändlich!“ sagte Gelling nach einer Weile und schüttelte sich.

„Freilich, Konfuchs. Aber was können wir dran ändern? Schlag dir's aus dem Kopfe. Ich denke, ihm ist wohl, dir aber — besser.“ —

Es war schon ziemlich spät am Abend, als der alte Johann mit einem großen, bauschigen Ding in weißem Papier die Freitreppe des Hotels hinanstieg und im Lichtkreise der Bogenlampe innehielt, den Cylinder auf die Steinbrüstung stellte und sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Noch so spät fortgewesen, Herr Siewers?“ Der biedere Portier trat nägelknipsend herzu.

„Noch 'n Geschäft gehabt, Herr Portieh. Und können Sie mir nich sagen, Herr Portieh, is das gnä'ge Fräulein von Ostenhusen schon nach oben kutschiert?“

„Das Fräulein von Ostenhusen sitzen schon seit einer Stunde drinnen in der Loge und lesen.“

„So? Na, das is mich aber sehr lieb. Da will ich nur mal geschwinde vorbeischlüpfen,“ flüsterte der alte Mann und drückte seine Nase an die Glasthür. „Is mein gnä'ger Herr schon schlafen gegangen, Herr Portieh?“

„Ich glaube, ja.“

„Na, dann man los!“ flüsterte Johann, der Portier öffnete ihm dienstfertig die Thüre, und leisen Schrittes, mit dem Cylinder in der Hand, ging der Bediente durch die Loge. —

„Herr Siewers, Herr Siewers!“

Johann wandte sich.

„Herr Siewers, Sie gehen nach oben? Aber so steigen Sie doch ein, ich will Sie gern nach oben bringen!“ Und der Liftjunge packte ihn schon am Rockzipfel.

„In diesen infamichten Kasten? Nee, mien Jung, das thut der alte Siewers seindag nich, da kennen Sie ihm schlecht!“



Schafherde im Hochgebirge. Nach dem Gemälde von Anton Braith.



Der alte Johann stellte den Cylinder auf die Steinbrüstung und wischte sich den Schweiss von der Stirne.

„Aber Herr Siewers, ich bitte Sie, das ist ja ganz ungefährlich. Wie oft fahre ich wohl den Tag über? Probieren Sie's nur mal!"

„Nee," wiederholte der alte Mann und machte ein mißtrauisches Gesicht. „Un ich will Ihnen auch sagen, warum: Sie haben mich das Ding nächsthin erklärt, daß es mit Wasser betrieben wird. Und seitdem is mich das Ding noch um ein gut Stück verdächtiger. Wenn das mit wahrhaftigem Wasser betrieben wird, so muß man's doch planschen hören. Aber so oft ich nu an den Schacht gestanden bin und hab' gehorcht, ich hab' nichts nich gehört. Nee, da kriegen Sie mir meindag nich rin, da sind mich meine ollen Knaken zu gaud zu!"

„Fährt ja sogar die Königin Luise alle Tage auf und ab," lachte der Liftjunge. „Und der ihre Knochen —"

„Jung, ich sag' Ihnen, was gehen Ihnen die Knaken von dem gnä'gen Fräulein von Ostenhusen an? Ich bitt' mir mehr Respekt aus für meine — für diese gnä'ge Herrschaft! Und daß sie alle Tage auf und ab kutschiert in dem verdächtigen Kasten, das hat mich schon oft gräsen gemacht." —

Und bedächtig erklomm er die hohen Treppen und stand endlich schnaufend im Korridor des dritten Stockes.

„Sie, Herr Siewers? Sie haben sich verirrt!" lachte das Zimmermädchen und machte einen spaßhaften Knicks.

„Nich, Jüngferchen, nich," flüsterte der alte Mann. „Aber 's is gut, daß ich Ihnen gleich treffe. Da helfen Sie mich mal, das Papier wegzubringen!"

„O die wunderschönen Rosen, Herr Siewers! Na, und wer soll denn die bekommen?"

„Warten Sie man, Jüngferchen, werden's gleich sehen. So —! Nu führen Sie mich mal schnurstracks in das Zimmer vom gnä'gen Fräulein von Ostenhusen!"

„Ja, Herr Siewers, das darf ich aber doch nicht! Und ich glaube, sie ist schon oben."

„Nee, Jüngferchen, das machen Sie dem alten Siewers nich weis. Das gnä'ge Fräulein sitzt mit andern Gästen unten in der Portiehlodsche und thut lesen."

Ich kann's aber doch auch besorgen?" fragte die Kleine schnippisch.

„Ich will's aber doch selbst besorgen!" entschied der Bediente und griff in die Westentasche.

„O nee, Herr Siewers, das is zu viel! — Na, wenn Sie's nicht anders thun — ich mach' eben meine Danksagung, — kommen Sie nur, und treten Sie leise auf; denn der Herr Hauptmann nebenan schlafen schon. Und diese Rosen, Herr Siewers! Ei, da könnt' man schon auf andre Gedanken kommen!"

„Sie haben uf gar keine Gedanken zu kommen, Jüngferchen, Sie haben bloß das hübsche Mäulchen zu halten — verstanden?"

„O, ich schnauf' nicht, Herr Siewers!"

Mitten auf den Tisch stellte Johann das Glas mit den duftenden Rosen und steckte sorgfältig das zierliche Billet zwischen die Blätter und Blüten. Dann ging er leise hinaus.

Auf dem Korridore des zweiten Stockwerkes aber blieb er in tiefen Gedanken stehen: ‚Und wenn sie nu die Bedeutung nich verstehen thut, wat denn? Nee, gnä'ger Herr, de Saak möt noch anners bedrewen warden. Ick will dat Unglück nich taun tweitenmal erlewen, nee! Ick möt ehr de Näs drupstötten.'

Und hocherhobenen Hauptes stieg er die Treppen hinab, spähte durch die Glasthür in die Portierloge und murmelte vergnügt vor sich hin: ‚Dat 's recht, da sitt se ganz allein und dauht lesen.' Und nun stand er auch schon neben dem Tischchen seines Freundes.

„Sie wünschen, Herr Siewers?"

„Na, ich wünsche Sie nich mehr viel, Sie wissen ja, morgen in aller Herrgottsfrüh geht das dahin."

„Ja, Herr Siewers, hab's mit Bedauern gehört."

„Na, wir kommen ja wieder, wir kieken uns man so 'n Dag veirtehn dei Barg an, dann kamen wir ganz gewiß wedder."

„Das ist recht, Herr Siewers."

„Und weiten Sie noch, Herr Portieh? Wir hätten öwerhaupt von Anfang gar nich baden sollen; denn wir" — der alte Mann erhob die Stimme und schielte angelegentlich nach der lesenden Lore hinüber — „wir sind ja gar nich herzkrank gewesen, bewahre, wir sind 'n kerngesunder junger Mann, und uns fehlt nichts, rein gar nichts als 'ne kerngesunde junge gnä'ge Fru in unser Schloß. Nu, Herr Portieh, wat nich is, kann ja warden. Meinen Sie nich ook?"

„Sie wollen sich verehelichen, Herr Siewers? Na, da kann man gratulieren, die Frau bekömmt 'n braven Mann!" Der Portier lachte belustigt.



„Sie, Herr Siewers? Sie haben sich verirrt!" lachte das Zimmermädchen und machte einen spasshaften Knicks.

„Ick? Sei sünd wol doll? Wenn ich sag' wir, dann ist's doch mein gnä'ger Herr, den ich meine, wem denn sonst? Und ich sag' Ihnen, Herr Portieh, zu den Mann, wollt' sagen gnä'gen Herrn, kann man jeden gnä'gen Fräulein von Herzen gratulieren. Und ich sag' Ihnen, ich kenn' sie dutzendweis, die sich die Finger lecken thäten bei uns tauhus. Aber er nimmt nich jede. Ich hab' ja hier in Hotel freilich schon hier und da was bemerkt, aber da darf ich nich davon reden. Nur das sag' ich, was der Herr auf'n Korn hat, das trifft er auch, mehr sag' ich nich. Er hat Löwen un Tiger getroffen, er wird ook da treffen; wenn's sin muß, mit Blumenbukette, mehr sag' ich nich."



„Dat 's recht, da sitt se ganz allein und dauht lesen."

„'n ganzer Kavalier, der Herr von Gelling," bestätigte der Portier.

„Das will ich meinen, und dafor is mein gnä'ger Herr auch bekannt, bis übers grote Water. Und das Rittergut, sag' ich Ihnen, da darf einer weit gehen; twantigdusend Morgen Feld, Wiesen, Wald! Un Schulden? Schulden kennt man bei uns nich den Namen nach! Wir haben hundertzwanzig Stück Rindveih im Stall, und ich sag' Ihnen, Herr Portieh, unsre Kuhställ, die sind so scheun, so reinlich, so lüftig, da is Ihre Lodsche nichts nich dagegen, un so angenehm, da könnt' man Schaukelstühle rinstellen un sich druffsetzen un Bäuker lesen. Aber das brauchen wir gar nich, dazu is bei uns die Waffenhalle vorhanden, wo unsre Ahnenbildnisse hängen und unsre Stammbäume bis uf die ollen Heiden taurügg. Un ich bin man neugierig, wen mein gnä'ger Herr als seine gnä' Fru in all die Herrlichkeit rinführen wird! Ich hab' ja meine Gedanken, aber die sag' ich nich. Und nu gu'n Nacht, Herr Portieh!"

— — — — — — — — — —

Als Johann in seinem Stübchen stand, lachte er stillvergnügt und hochbefriedigt in sich hinein: ‚Johann, dat hast du gaud makt un dütlich. Un du häst't genau gesehn: dreimal hät sei sich rot angestickt, äwer un äwer!' —

Auch Lore von Ostenhusen trat in ihr Zimmer und schob den Riegel vor. Dann ging sie leise zur Glasthür des Balkons und preßte die Stirne an die Scheibe. Draußen blinkten die Sterne über den dunkeln Waldbergen, und sachte, sachte rannen ihr die glitzernden Tropfen die Wangen herunter. ‚Thörin!' flüsterte sie vor sich hin, preßte die Zähne zusammen, wandte sich und schloß die Leitung. In blendendem Lichte erstrahlte das Gemach, und mitten auf dem Tische glühte das riesige Bouquet. Fast zaghaft ging Lore hinzu, nahm das weiße Briefchen aus den roten Rosen und erbrach mit zitternden Händen das Couvert:

„Otto von Gelling empfiehlt sich dem gnädigen Fräulein von Ostenhusen ehrerbietigst und bittet, seiner innigen Herzensfreude darüber, daß er die Herrschaften nach seiner Rückkehr sicher noch in

Spr. zu finden hofft, wiederholt Ausdruck geben zu dürfen."

Lore von Ostenhusen trat mit gefalteten Händen an die Glasthür zurück und hob das thränenüberströmte glückstrahlende Antlitz zu den blinkenden Sternen.

X.

Fast ein halbes Jahr war vergangen, und wieder saß Lore von Ostenhusen im Privatstübchen des alten Juweliers.



Fast zaghaft ging Lore hinzu und nahm das weisse Briefchen aus den roten Rosen.

„Er ist gut aufgehoben gewesen, die Zeit her," sagte dieser und breitete den Familienschmuck auf der Mahagoniplatte aus. „Aber sehen Sie gefälligst selber nach, ob alles in Ordnung ist, liebes Fräuleinche!"

„Herr Meier —!" zürnte Lore.

„Nee, liebes Fräuleinche, sehen Sie nur nach, Geschäft is Geschäft."

„Ein nettes Geschäft für Sie, Herr Meier!" lachte Lore. „Sie haben mir auf ein halbes Jahr fünfzehnhundert Mark geliehen und —"

„Nu, hab' ich sie etwa verloren, meine fünfzehnhundert, oder liegen sie nicht wieder da auf dem Tisch, Fräulein Lorche?"

„Und wenn ich Sie nach meiner Schuldigkeit frage, dann geben Sie mir keine Antwort, Herr Meier. Ich weiß ja, daß solche Freundlichkeit, nein, solche Barmherzigkeit, für die ich Ihnen zeitlebens Dank schulde —"

„Fräulein Lorche, wollen Sie nun einen alten Mann noch mehr beleidigen, oder wollen Sie gefälligst das Mündche halten und zwar ganz geschwinde?" fragte der Juwelier, faltete behaglich die Hände und schmunzelte vergnügt auf seinen lieblichen Besuch herüber. „Still, liebes Fräuleinche, ganz still! Bin ich 'n Geldausleiher? Nee, das bin ich nicht, bin 's auch niemals gewesen. Aber 'n Geschäftsmann bin ich, und das bleib' ich und kann's mir auch nimmer abgewöhnen. Und jetzt will ich Ihnen sagen, was wir beide gemacht haben für 'n Geschäft mit dem —" er tippte auf die blauen Scheine — „mit dem toten Mammon da. Und wenn ich fertig bin, fangen Sie noch einmal an zu reden von Schuldigkeit! Also, liebes Fräuleinche, da ist vor allem Ihr Herr Vater, wegen dem Sie vorigen Sommer zu mir hereingekommen sind — mit schwerem, klopfendem Herzen, ich hab's wohl bemerkt —"

„Das weiß Gott," bekräftigte Lore.

„Nu, es ist ja auch überstanden," lächelte der alte Mann. „Und glauben Sie mir's, Fräulein Lorche, es gäb' viel weniger nagende Sorgen in der Welt, wenn wir uns immer beizeiten offenbaren möchten einem guten Freund. Na, Sie haben's gethan, und — meinen Sie, hat er Zinsen getragen, der Mammon, für Ihren Herrn Vater? Ich denk' mir wohl. ‚Wie neu geboren!' hat mir der Herr Hauptmann selber noch vor zwei Monaten gesagt. Aber wer kann denn dafür? Ich? Oder Sie? Oder der Mammon? Ich denk' mir, liebes Fräuleinche, wenn so was anschlagen soll, dann muß ein andrer seinen Segen geben zu dem Geschäft — also führen Sie die Zinsen ab an diesen Herrn, aber mich verschonen Sie gefälligst damit!"

Lore streckte dem alten Manne die Hand über den Tisch entgegen, während ihr die Augen voll Thränen standen.

Der Juwelier streichelte die Hand väterlich. Dann sagte er: „Der Herr läßt die Arzenei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Gottes Werke kann man nicht alle erzählen; und er giebt alles, was gut ist auf Erden. — Kennen Sie den Spruch? Nein? Nu, dann lesen Sie ihn nach, Sie haben ihn auch in Ihrer Bibel, im Sirach steht er und is 'n schöner Spruch. Jetzt aber wollen wir weiter reden von Geschäften. Und kommen also zu Ihnen selber, liebes Fräuleinche. Nu — haben Sie nicht auch 'n ganz gutes Geschäft gemacht, was?"

Lore wurde rot und zog die Hand zurück. „Aber Herr Meier, ich bitte Sie, da paßt doch der Ausdruck Geschäft —"

„Sie meinen, da paßt er nicht, liebes Fräuleinche?" sagte der alte Mann ernsthaft. „Ei, das weiß ich anders, gerade da paßt er, das Heiraten is ja 's allerallerwichtigste Geschäft auf Erden, das kann ich Sie versichern. Und wenn man bei jenem Geschäft 'n Kapital einsetzt und Kraft und Arbeit bei diesem — beim Heiraten setzt man immer das Höchste ein, was man besitzt, sich selber. Und ich kann Sie versichern, liebes Fräulein Lorche, wenn Sie und Ihr Herr Vater das wichtige Geschäft auch nicht behandelt haben als Geschäft, ich hab's für Sie gethan."

„Herr Meier, das verstehe ich nun absolut nicht."

„Nu, liebes Fräuleinche, ich will's Ihnen auch erzählen, aber Sie dürfen nicht böse werden mit einem alten Mann, darum hören Sie mich ganz ruhig an."

Gespannt blickte Lore auf das kluge, runzelige Gesicht.

„Also, wie Sie mir geschrieben haben von der Verlobigung, Sie erinnern sich ja wohl, da hab' ich Ihnen zuerst gar nichts geantwortet."

„Ja, das weiß ich, Herr Meier; und es war auch gar nicht hübsch von Ihnen. Nichts als einen höflichen Gruß und Glückwunsch haben Sie mir damals durch Ida wissen lassen."

Der alte Herr lächelte in sich hinein. „Nu und hernach? Bin ich dann nicht, etwa 'n Monat später, mit dem Schlot auf'm Kopf zu Ihnen gekommen und hab' Ihnen meinen Besuch gemacht mit Glacéhandschuhen? Nu? Und wissen Sie, warum ich so spät erst gekommen bin? Ich will's Ihnen sagen: ‚E Badeverlobigung?' hab' ich gebrummt, wie ich Ihren Brief gelesen hab'. ‚Nee, das ist mir aber doch zu gefährlich.' Und ist mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopf gegangen. ‚Wie kann er alles, was zu so 'm Geschäft gehört,' hab' ich mich gefragt, ‚wie kann er alles besorgt haben in der kurzen Zeit, der kranke Mann im Bade? Und kann sie nu nicht am Ende recht, recht unglücklich werden für ihre kindliche Lieb', das Lorche? Meier, hab' ich mir gesagt, und zuletzt bist du selbst noch schuld daran, weil du ihr das Geld dazu geborgt hast!' Und bin nimmer zur Ruhe gekommen, bis ich mich hingesetzt hab' und hab' e Stücker drei oder vier Briefe geschrieben — sind Sie ganz ruhig, im tiefsten Vertrauen an gute Freunde, und das ist bei unsereinem 'ne ganz gewöhnliche Sache, und war ja auch noch gar nicht öffentlich, Ihre Verlobigung. Und ich sag' Ihnen, ich hab' in dem Geschäfte gehandelt, als hätte er um mein eignes Kind angehalten, der Herr von Gelling. Und nach vier Wochen, liebes Fräuleinche, hab' ich aber auch 's Würzelche gewußt und bin mit Freuden in meinen schwarzen Rock geschlüpft —"

Mit niedergeschlagenen Augen saß Lore und reichte dem alten Herrn zum zweitenmal die Hand über die Tischplatte hin.

„— und hab' Ihnen von Herzen gratuliert." Er hielt inne und räusperte sich. „Das aber sag' ich Ihnen, liebes Fräulein Lorche, und geb's Ihnen notariell auf Verlangen: Hätt' ich was erfahren über den Herrn Rittergutsbesitzer, was mir nicht hätte gefallen können, dann hätt' ich gegen ihn gehandelt, wie man handelt gegen einen Räuber, — feindselig."

„Nun, das ist ja, wie Sie versichern, nicht nötig gewesen," lächelte Lore. Dann sagte sie herzlich: „Sie haben's gut gemeint, Herr Meier, und ich danke Ihnen auch dafür. Hoffentlich hat mein Bräutigam nichts davon erfahren."

Der Juwelier erwiderte ernsthaft: „Er kann nichts erfahren haben. Aber auch wenn — das Geschäft ist mir zu wichtig gewesen."

Nun stand er auf, ging um den Tisch, trat neben die Braut, ergriff ihre Hand und streichelte sie zärtlich, und während ihm die glitzernden Tropfen in den Bart fielen, schloß er langsam und stockend: „Und — Zinsen hat's mir doch gebracht, das Kapitälche — nicht, verstehen Sie mich nicht falsch, Fräulein Lorche, um Gottes willen nicht — aber Sie wissen ja doch, was ich Sie damals gebeten hab', ganz beiläufig? Und nu — ich kenn' mein Idche gar nimmer, seit sie so viel umgeht mit Ihnen. Nee, lassen Sie nur, ich weiß, was ich weiß! Und denken Sie, such' ich da gestern meinen alten zerrissenen Schafpelz — ich muß mir 'n immer über die Kniee legen — schau mal her, hat mir mein Idche aus ihrer Sparbüchs — — einen kostbaren Pelz gekauft für meine alten, eiskalten Beine. Ich — Fräulein Lorche — das Herz hat mir geklopft, sag' ich Ihnen, daß ich geglaubt hab' — ich muß am End' auch noch nach — — Sprudelingen."



Suche und Treibjagd.

Von

Fritz Skowronnek.

Die Herbstmonate bringen jedem Jäger eine Hochflut des Vergnügens. Nicht nur dem Berufsjäger, der das ganze Jahr hindurch seine Büchse oder Flinte beschäftigt, sondern mehr noch dem großstädtischen Jagdliebhaber, der sich leider nach weidgerechten Anschauungen oft nicht über den Rang eines „Schießers" erhebt. So ziemlich jede jagdbare Kreatur darf in den Herbstmonaten erlegt werden: alles Geflügel, das in Deutschland nistet oder auf dem Zuge von Norden nach Süden einige Tage hier Rast macht. Ferner Hasen, Rehe, Wildschweine, Dam- und Rothirsche. Sogar die Ricken und Tiere sind für einige Wochen jagdbar. Und sowie der erste Frost das Pelzwerk der vierfüßigen Raubtiere wertvoll gemacht hat, dann beginnt auch das Fallenstellen auf Fuchs, Marder und Iltis.

Die Jagd wird meist nur als Sport betrachtet und geschildert. Sie hat aber auch ihre volkswirtschaftliche Bedeutung! Nach sehr vorsichtigen Schätzungen beträgt der Marktwert des in Deutschland erlegten Wildes alljährlich etwa 7 bis 9 Millionen Mark. Das sind die Zinsen eines bedeutenden Kapitals, die wohl die Pflege und Erhaltung unsrer deutschen Wildbahn — natürlich in den von der Rücksicht auf die Landwirtschaft gebotenen Grenzen — rechtfertigen. Und bei richtiger Behandlung verträgt sich auch ein starker Wildstand mit der Landwirtschaft, wie man es in Sachsen, Schlesien und den meisten Gegenden Mittel- und Süddeutschlands sehen kann, wo die Landwirte selbst ihre reiche Wildbahn sorgsam hegen. Allerdings handelt es sich dort fast nur um Rebhuhn und Hase, die selbst in großen Mengen keinen Wildschaden anrichten. Die Obstbäume freilich muß man durch Anstrich oder Dornreisig gegen Meister Lampe schützen. Und richtet er in schlechtbewahrten Gärten doch einmal Schaden an, dann bezahlt er ihn durch seinen hochgeschätzten Braten, sein Fell, das die Handschuhmacher begehren, und seine Wolle, die von den Hutmachern zu leichten Hüten und Mützen verarbeitet wird.

Rebhuhn und Hase liefern deshalb auch den Hauptteil aller Jagdbeute. Etwa in der zweiten Hälfte des August beginnt allenthalben die Jagd auf das Rebhuhn. Ist das Wetter im Frühjahr warm und trocken gewesen, dann fällt das „Gesperre“, wie man die jungen Hühner nennt, früh aus den Eiern, und schon im September beginnen die jungen Hühner zu „schildern“, d. h. sie legen die roten Brustfedern, das Zeichen der Mannbarkeit, an. In diesem Jahr hat die Hühnerjagd ganz allgemein etwas später als gewöhnlich begonnen, denn die nasse, kalte Witterung hatte leider vielfach die Gelege zerstört, so daß die Aussichten auf reiche Jagderträge stark geschwunden sind.

Wie immer war auch in diesem Jahre in Berlin die Hühnerjagd acht Tage früher eröffnet worden als in der ganzen preußischen Monarchie. Diese Thatsache hat einen etwas komischen Anstrich, denn in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf wird kein Huhn mehr geschossen. Es ist nur ein Privileg zur „Schüsseljagd“ — die Berliner dürfen acht Tage früher als alle andern ein Huhn in die Bratpfanne legen. Sie erhalten es aus Böhmen geliefert, wo die Jäger mit dem Abschuß der Hühner beginnen, sobald sie schußreif geworden sind. Also ist es eigentlich nur eine Rücksichtnahme auf die Wildhändler, die sich die Erstlinge der Saison sehr anständig bezahlen lassen. Erst im September sinkt der Preis für Rebhühner so weit, daß auch die Hausfrau mit nicht allzu reichlichem Wirtschaftsgeld daran denken kann, dies Wild, das teure Zuthaten erfordert, auf den Tisch zu bringen. Der Herr Gemahl dürfte natürlich schon in der Kneipe sich den Genuß verstattet haben.

Immerhin kommt er dabei noch billiger fort als die großstädtischen Jäger. Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß einem Jagdklub, der ein sehr wildreiches Terrain gepachtet hat, jedes erlegte Huhn auf etwa drei Mark zu stehen kommt. Die Ausgaben summieren sich aus Fahrt, Ausgaben für Essen und Trinken — das immer sehr splendid ausfällt —, Bewirtung der einflußreichen „Pisangs“, die stets zur Jagd eingeladen werden müssen und dabei eine erstaunliche Vorliebe für teure Delikatessen entwickeln, aus den Kosten für Munition, von der immer sehr viel verbraucht wird, für Hund und Jagdpacht. Bei letzterer werden namentlich die Berliner Jagdliebhaber von den biederen Landbewohnern hochgenommen. Pachtbeträge von acht-, neunhundert Mark für tausend Morgen Sandboden, worauf ebensowenig Hühner wie Hasen vorhanden sind, bilden die Regel. Der Wettbewerb ist eben so groß, daß die Bauern solche Summen fordern können! Nicht nur jedes Dorf und Gut in der Mark hat seine Berliner Jagdherren, sogar bis nach Posen, Schlesien, Pommern, Sachsen und Westpreußen sind bereits die Berliner Jagdliebhaber vorgedrungen. Sie werden überall gern gesehen, denn sie bringen ein gut Stück Geld unter die Leute.

Es wäre übrigens nicht richtig, von Berlin allein zu sprechen. Die Jagdpassion hat so sehr zugenommen, daß jetzt jeder Ort, auch der kleinste, einige eifrige Anhänger Nimrods mit der „Schrotspritze“ auf die Felder entsendet. Man kann ihnen allen das herzerfrischende Vergnügen gönnen, das ja für viele weniger in der Ausübung der Jagd als in dem Umherstiefeln über Berg und Thal liegt. Und ohne den Anreiz durch die Jagdpassion würde mancher verweichlichte Großstädter schwerlich dazu kommen, sich auf Stoppel- und Sturzacker bis zum Umfallen müde zu kraxeln.

Dem weidgerechten Jäger geht es freilich gegen den Strich, wenn er sieht, wie die Hunde der Jagdpächter auf den Feldern umhertoben, namentlich in den ersten Tagen nach Eröffnung der Jagd. Es ist den dicken, fetten Kötern gar nicht zu verdenken, wenn sie ihre steif gewordenen Beine durch einen Wettlauf mit einem alten Rammler wieder geschmeidig machen. Den ganzen Sommer hindurch haben die armen Tiere in der großen Stadt zugebracht, sind dabei fett und faul geworden und haben sogar die mühsam eingepaukte Dressur vergessen. Ist es da ein Wunder, wenn bei dem ersten Jagdausflug die natürliche Passion über die künstliche Dressur den Sieg davonträgt?

Von großstädtischen Jägern hört man stets um diese Zeit bewegliche Klagen über die Minderwertigkeit des deutschen Hühnerhundes. Der Hund sei von Eltern, die im Hundestammbuch eingetragen wären, habe ein Heidengeld gekostet und sich bei der Probesuche glänzend bewährt. Aber schon im zweiten Felde sei alles weg gewesen.

Die Klagen sind berechtigt, aber man muß die Schuld nicht beim Hunde suchen, sondern bei den Menschen und den Verhältnissen.

Der deutsche Hühnerhund ist unstreitig eines der klügsten und gelehrigsten Tiere und als Jagdgehilfe des Menschen von einer Vielseitigkeit, die nicht zu übertreffen ist. Er sucht ausdauernd und flott, steht vor jedem Wilde, apportiert alles, würgt Raubzeug, stöbert im Busch auf Hase und Reh und würde mit Vergnügen in den Dachsbau schliefen, wenn seine Größe es ihm nicht verböte. Kurzum, er thut alles, wozu der Engländer zwei, drei Rassen verwendet. Ja, der deutsche Hühnerhund arbeitet sogar im Wasser unermüdlich hinter der Ente, hängt auf der Schweißfährte hinter dem Hirsch nach und geht mit der größten Bravour an den kranken Keiler, den gefährlichsten Gegner. Mit Recht sagt deshalb der Altmeister Diezel: „Sollten jemals durch Zufall alle andern Rassen aussterben, so würde das Bedürfnis uns dahin bringen, mit der Abrichtung des Vorstehhundes Versuche anzustellen, die wir jetzt aus dem Grunde unterlassen, weil sie nicht nötig sind, und man würde sich bald überzeugen, daß er alle andern Hunde entbehrlich macht, selbst die der Schäfer und Fleischer.“

Als Diezel diese Worte schrieb, gab es noch keine rasserein gezüchteten Vorstehhunde, wie wir sie jetzt haben. Woher also jetzt diese Klagen? Die Erklärung ist sehr einfach: auch der beste Hund verwildert und verlernt seine Künste, wenn er nicht in steter Uebung bleibt. Und darum ist es gar nicht wunderbar, wenn bei Hunden, die monatelang kein Stück Wild vor die Nase bekommen, der natürliche Hang zum selbständigen Jagen durchbricht, sowie sie zum erstenmal wieder auf freies Feld kommen. Noch ein zweites Moment ist dabei zu berücksichtigen. Die beste Dressur wird dem Hunde nicht mit der Peitsche beigebracht. Sie ist das Resultat einer mildernsten Erziehung, wobei der freudige Gehorsam entsteht, der freiwillig jeden Wink des Herrn befolgt. Deshalb besitzen alle Berufsjäger, die ihren Gebrauchshund selbst von klein auf erzogen haben, so vorzügliche Tiere. Und aus demselben Grunde werden die meisten Großstädter, die sich für teures Geld einen firmen Hund kaufen und ihn dann monatelang vernachlässigen, stets über ihre Hunde zu klagen haben, und zwar um so mehr, je weniger sie die Fähigkeit besitzen, ihren vierbeinigen Gefährten geschickt zu leiten.

Einige Wochen nach Beginn der Hühnerjagd kommt auch Herr Lampe an die Reihe. Nach Ansicht weidgerechter Jäger etwas zu früh. Denn im September pflegt die Häsin noch zu setzen, und auch die Dreiläufer, d. h. die Junghasen, die im März des Jahres das Licht der Welt erblickt haben, bringen den ersten Satz. Deshalb wird von einsichtigen Jägern die Suche auf Hasen seit einigen Jahren stark eingeschränkt. Es ist nämlich Thatsache, daß auf der Suche stets mehr Häsinnen als Rammler geschossen werden. Die Häsin pflegt fest zu liegen, während der Rammler meistens schon außer Schußweite aus dem Lager fährt und sein Panier ergreift. Selbst dem erfahrenen Weidmann ist es nicht möglich, den flüchtigen Hasen nach dem Geschlecht zu unterscheiden.

Deshalb hat man es vorgezogen, die Suche auf Hasen durch die Bezeichnung unweidmännisch zu „verpönen“. Viele Jäger kehren sich zwar daran noch nicht, aber mit der Zeit werden sie auch zu der richtigen Einsicht gelangen, wenn die Folgen sich zeigen. Jetzt bereits wiegt bei den Hasen das männliche Geschlecht so sehr vor, daß diese friedfertigen Gesellen im Frühjahr erbitterte Zweikämpfe ausfechten müssen, wobei oft der tertius gaudens die begehrte Schöne entführt. Nein, es ist wirklich weidmännisch richtiger, den Ertrag der Wildbahn auf einer Treibjagd einzuheimsen.

Es ist für den Jagdherrn nicht ganz leicht, solch eine Jagd ins Werk zu setzen. Die Treiber müssen vorher einexerziert und gut geleitet werden, daß sie nicht wie eine Horde Wilder zusammenlaufen und große Lücken in ihren Reihen lassen; für eine gute Bewirtung muß gesorgt werden, die einfach, aber gut sein muß, und auch die Auswahl der Schützen macht manchmal etwas Kopfzerbrechen, denn Leute, die mit dem Schießeisen nicht völlig vertraut sind, gehören am allerwenigsten auf eine Treibjagd. Wenn aber alles klappt, dann giebt es kaum ein schöneres Vergnügen als ein froher, ertragreicher Jagdtag in erfrischender Herbstluft.

Nur Meister Lampe macht manchmal einen Strich durch die Rechnung; er will nicht geradeaus vorwärts laufen, er geht rückwärts durch die Reihen der Treiber oder bricht seitwärts aus. Er hat, wie man annimmt, einen bevorstehenden Witterungsumschlag im Gefühl. Bei den Kesseljagden auf freiem Felde bleibt es sich gleich, wohin der Hase läuft. Er wird von allen Seiten durch die Kette der Treiber, zwischen denen die Schützen verteilt sind, eingeschlossen und muß irgendwo zum Schuß kommen. Auf wildreichen Revieren hat man nicht selten hundert Hasen und mehr in einem Kessel. Zuerst halten sie oft im Laufen inne und machen einen Kegel, um auszuschauen. Immer näher rückt von allen Seiten das Verderben an. Todesmutig sausen sie zu fünf oder sechsen auf die Treiber los, und mancher gewinnt in rasender Flucht unbeschossen das Freie, die meisten aber bleiben auf der Strecke.

Etwa in der Mittagszeit schiebt der Jagdherr zwischen zwei Treiben das Frühstück ein. Es ist in deutschen Landen noch von alten Zeiten her die Ansicht festgewurzelt, daß es für den Gast eine Ehre ist, gute Bewirtung zu empfangen, für den Jagdherrn aber, freudig und reichlich zu spenden. Man braucht dabei gar nicht teure Delikatessen aufzufahren. Ein gutes, kräftiges Essen genügt. In Norddeutschland ist es auf den Gutshöfen Sitte, zum Jagdfrühstück einen Kessel voll heißer Erbsensuppe hinauszufahren und an Ort und Stelle einen kräftigen Punsch zu brauen, bei dem das Wasser nicht die Hauptrolle spielen darf. Solch ein einfaches Mahl mundet in klarer Herbstluft ganz ausgezeichnet, namentlich wenn Speise und Trank von zarter Hand gespendet werden.

Wer es dazu hat, mag am Abend seine Gäste um sich zu einem guten Essen und — Trinken versammeln. Leider ist dabei von England her die entschieden unweidmännische Sitte eingerissen, daß die Jäger dazu in Frack und weißer Binde erscheinen. Gewiß ist es angemessen, daß zu einem festlichen Essen die Gäste ihr Festkleid anlegen, aber Schniepel und Lackschuhe bei einem Souper nach der Jagd sind ein Unding, wogegen sich die Jäger mit Recht zu sträuben beginnen. Es verträgt sich nicht recht mit dem Begriff „weidmännisch“, einen Koffer mit Toilettegegenständen mit sich zu schleppen. Und das schönste Festgewand des Jägers bleibt immer sein verwitterter Lodenrock!

Ein schöner Brauch ist es, am Abend des Jagdtages ein scharfes Gericht über die Uebelthäter abzuhalten, die sich in irgend einer Weise gegen die weidmännischen Regeln vergangen haben. Ein alter würdiger Herr übernimmt das Richteramt, ein zweiter spielt die Rolle des Anklägers, ein dritter übernimmt die Verteidigung. Welche scheußlichen Verbrechen kommen dabei zum Vorschein! Da hat einer den Fuchs verpaßt, der, aus dem Dickicht hervorbrechend, ganz unvermutet in rasender Flucht die schmale Schneise überfiel, da hat ein andrer beim Besteigen des Schlittens die Hähne seines Gewehrs nicht niedergelassen, ein dritter sogar die Patronen im Lauf belassen. Bei solchem Jagdgericht wird nicht nur ein kerngesunder, herzerfrischender Humor entwickelt, es wirkt auch erzieherisch, wenn solche Verstöße, die leicht die Sicherheit der Jagdgenossen gefährden, energisch am Geldbeutel der Uebelthäter gerochen werden. Wird dazu noch für jeden Fehlschuß ein Strafgeld erhoben, dann kommen nicht selten ganz ansehnliche Beträge zusammen, die natürlich zu wohlthätigem Zweck Verwendung finden. Es ist Sitte, sie dem Verein „Waldheil“ in Neudamm zu überweisen, der daraus die Witwen und Waisen von Berufsjägern unterstützt und manche Not mit den in froher Laune gespendeten Markstücken lindert. Weidmannsheil!

Spruch.

So mancher ist sein eigener Gott,
Und wenn ihm gegen der anderen Spott
Kein helfender Retter ersteht,
So wird er sein eigner Prophet.
Und wenn das, was er verkündet,
Auch keine Bekenner findet,
So bildet er alleine
Noch die gläubige Gemeine.

Aug. H. Plinke.



Bildnisgruppe. Nach dem Gemälde von Ferdinand Keller.

(Aus der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe 1902.)

Blumengesichter.

Was bei den Menschen das Gesicht, ist bei den Pflanzen die Blüte. Wie beim menschlichen Antlitz der schneeige Teint, die rosige Wange, das leuchtende Blau oder Braun des Auges, so nimmt uns bei den Blumen auch die Farbenpracht vor allem gefangen. Das Wohlgefallen an den Farben ist dem Menschen angeboren. Schon in der Steinzeit sammelte man rote Kiesel, im grauen Altertum war der gelbe Bernstein ein begehrtes Schmuckstück, die Naturvölker der Gegenwart tättowieren ihren Körper mit bunten Mustern oder bestreichen ihn mit farbigen Erden, und wir selbst bezahlen für das farbensprühende rote, blaue, grüne Edelgestein die höchsten Preise. So ziehen wir denn auch im allgemeinen bunte, wenn auch duftlose Blumen denen vor, die einen wunderbaren Wohlgeruch ausströmen, aber nur einen bescheidenen Farbenschmuck besitzen. Die Farbenpracht der Blumen ist aber nicht nur ein Gegenstand des ästhetischen Empfindens, sondern sie hat auch eine interessante wissenschaftliche Kehrseite.

Der Färbung der Blumenblätter liegen verschiedene Ursachen zu Grunde. Teilweise wird sie hervorgerufen durch feste Farbkörper, die in Gestalt von Körnchen und Bläschen in dem farblosen Safte der Zellen, aus denen sich die Blumenblätter, wie der ganze Pflanzenkörper überhaupt, zusammensetzen, in wechselnder Anzahl angehäuft werden. Als Vertreter der festen Farbkörper sei das Blumengelb oder Anthoxantin genannt, das aus den Blattgrünkörnern, die den Blättern ihre grüne Farbe verleihen, umgewandelt wird. Man kann diese Umsetzung an vielen Blütenknospen beobachten, die zuerst grün sind und sich später sogleich gelb oder orangefarben färben. Auch bei der herbstlichen Verfärbung zeigt sich dieselbe Erscheinung, denn das Gelb der zum Abfallen neigenden Blätter entsteht durch Umwandlungen der Blattgrünkörner. Als zweites Färbungsmittel treten Farbstoffe auf, die in dem Safte der Blumenblätterzellen gelöst sind und darum Zellsaftfarben genannt werden. Die hauptsächlichste Zellsaftfarbe ist das Blumenblau oder Anthocyan. Wenn man Kornblumenblätter mit Weingeist, Bleizucker und Schwefelwasserstoff behandelt und darauf reinen Alkohol und Aether hinzufügt, so wird das Anthocyan in blauen Flocken ausgeschieden. Schließlich wird die Färbung auch noch auf einem dritten Wege herbeigeführt, indem die Zellen der Blumenblätter sowohl feste Farbkörper als auch eine gelöste Zellsaftfarbe enthalten. Die Farbkörperchen schwimmen dann in der Zellsaftfarbe. Gewöhnlich sind bei dieser Färbungsmethode die festen Farbkörper und die gelöste Zellsaftfarbe von verschiedenartiger Färbung, wodurch zahlreiche Mischfarben und Abstufungen zwischen den einfachen Farben entstehen.

Die Blaufärbung stammt, wie schon angedeutet, vorwiegend von dem gelösten Anthocyan her. Dies ist beispielsweise der Fall beim Vergißmeinnicht. Das gelöste Anthocyan giebt ferner den Grundstoff für das Rot der Blumen ab. Wirken nämlich Säuren auf das Anthocyan ein, so wandelt es sich, je nach dem Mengenverhältnis der Säure, in ein helleres oder tieferes Rot um. So wird das Rot der Rosen, Nelken und Tulpen durch den Hinzutritt von Säuren zu dem Anthocyan gebildet. Bisweilen geht aber auch die Rotfärbung in der Weise vor sich, daß in dem gelösten Anthocyanfarbstoff feste Körnchen vom Blumengelb oder Anthoxanthin schwimmend angehäuft werden. Das feurige Rot der Gartenkresse entspringt dem Zusammenwirken von Anthocyansaft und Blumengelbkörperchen. Auch das Violett, das wir an dem Veilchen und andern Blumen bewundern, stammt vom Anthocyan ab. Damit es sich bildet, müssen ebenso wie beim Rot Säuren hinzutreten. Aber die Säurenmenge, die sich mit dem gelösten Anthocyan vermischt, ist nur ganz gering, und darum entsteht nicht ein roter, sondern ein blaurötlicher Farbenton.

Der Ursprung des Rots aus dem Blau infolge der Mischung mit Säuren läßt sich experimentell darthun. Wenn man nämlich eine blaue Blume in eine stark verdünnte Säure eintaucht, so färben sich die Blumenblätter rot, und sie behalten selbst dann die rote Farbe bei, wenn die überschüssige Säure mit Wasser ausgewaschen wird. Endlich wird auch das Schwarz, das bei gewissen Blumen, wie den Tulpen und Stiefmütterchen, auftritt, durch Anthocyan hervorgebracht. Die schwärzlichen Flecken dieser Blumen haben stets einen violetten Schimmer. Die Schwarzfärbung rührt denn auch nur von einer besonders starken Anhäufung des Anthocyans her.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Gelb der Blumen auf die festen Farbkörperchen des Anthoxanthins zurückzuführen ist. Enthalten die Blumenblattzellen die gelben Körnchen und Bläschen in größerer Anzahl, so ist das Gelb gesättigter; sind davon nur kleinere Mengen vorhanden, dann ist die Gelbfärbung schwächer und matter. Die Orangefärbung entsteht auf verschiedene Weise. Teils schwimmen in dem farblosen Zellsaft der Blumenblattzellen orangefarbene Körnchen, wie bei der Arnika, teils findet sich, wie bei den Dahlien, ein orangefarbener Zellsaft vor. Das Braun beruht auf der Mischung zweier Farbstoffe. Bei den Blüten des Frauenschuhs schwimmen gelbe Körnchen in dem violetten Zellsaft. Dagegen weist der Goldlack in dem violetten Zellsaft orangefarbene Körnchen auf. Bei der Pantoffelblume endlich mischt sich violetter Saft mit grüngelbem.

Dem Weiß der Blüten liegt kein eigentlicher Farbstoff zu Grunde, vielmehr rührt diese Färbung von dem Luftgehalt der Blumenblätter her. Die weißen Blumenblätter werden nämlich von zahlreichen lufthaltigen Zellen durchsetzt. Da diese Luftzellen das einfallende Licht unverändert zurückwerfen, so erscheint uns das Blumenblattgewebe weiß gefärbt. Taucht man eine weiße Blume längere Zeit in Wasser ein, so drückt das Wasser die Luft aus den Zellen heraus und füllt selbst die Zellen aus. Zieht man dann die Blume aus dem Wasser, so ist die weiße Farbe verschwunden, und die Blumenblätter sind farblos.

Eine Reihe von Blüten zeigt nicht dauernd dieselbe Färbung, sondern nach einiger Zeit vollzieht sich ein Farbenwechsel. Der Bergsalbei blüht zuerst gelb, später rot. Eine Vergißmeinnichtart ist anfänglich ebenfalls gelb und erhält erst nach mehreren Tagen die Blaufärbung. In diesen Fällen werden zunächst feste gelbe Farbkörperchen gebildet. Später entsteht dann noch die rote oder blaue Zellsaftfarbe, die nun so zur Vorherrschaft gelangt, daß die gelben Farbkörperchen nicht mehr zur Geltung kommen. Zahlreiche Blumen besitzen außer ihrer Grundfarbe noch gelbe, blaue, rote und schwarze Punkte, Flecken und Streifen, die wesentlich zur Erhöhung des Farbenschmuckes beitragen. Eine wahre Farbensammlung bieten die Stiefmütterchenformen dar. An diesen Stellen wurden die entsprechenden festen Farbkörperchen oder gelösten Zellsaftfarben gebildet, die dann um so kräftiger hervortreten, je größere Mengen von den Färbungsmitteln angehäuft werden.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob die verschiedenen Blütenfarben in den einzelnen Jahresabschnitten bunt durcheinandergemischt auftreten. Bei den Gartenblumen, bei denen die Hand des Menschen eingreift, sind allerdings die weißen, gelben, roten und blauen Blütenfarben ziemlich gleichmäßig über die warme Jahreszeit verteilt. Nicht aber trifft dieses bei den Freilandpflanzen zu, bei jenen Blumen, die sich auf den Wiesen, Feldern und in den Wäldern entfalten. Hier macht sich insofern eine gewisse Gesetzmäßigkeit bemerkbar, als bestimmte Blütenfarben im Verlauf des Frühlings, Sommers und Herbstes überwiegen. Eine große Pflanzenprovinz, die, außer Deutschland bis zu den Karpathen und Alpen, Westrußland, Norwegen, Schweden und Großbritannien umfaßt, wird von der sogenannten baltischen Flora bewohnt. In diesem Gebiet herrscht im April und Mai die weiße Blütenfarbe vor. Vom Mai bis zum September nimmt das Weiß mehr und mehr ab. Die gelbe Blütenfarbe erreicht ihren ersten Höhepunkt im Mai, geht dann in den folgenden Sommermonaten etwas zurück und wird abermals sehr häufig im Oktober. Im Frühling sind die roten Blütenfarben nur ganz wenig verbreitet, dagegen nehmen sie mit dem Vorschreiten des Sommers stetig zu und sind im September am häufigsten. Die blauen und violetten Blütenfarben gelangen zur höchsten Entwicklung im Mai und September, sind aber auch sonst ziemlich zahlreich vertreten. Auch an den am Tage und den in der Nacht blühenden Pflanzen zeigt sich ein deutlicher Unterschied in der Farbengebung. Die Blüten, die sich erst mit dem Anbruch der Nacht entfalten, sind meist weiß oder weißgelb. Ein bekanntes Beispiel ist unser Stechapfel. Die roten, blauen und violetten Blüten verlieren in der Nacht ihre Sichtbarkeit, da sie in der herrschenden Dunkelheit schwarz erscheinen. Die in der Nacht blühenden Pflanzen werden bekanntlich von den Nachtschmetterlingen besucht, die den Blüten Pollenstaub und Honigsaft entnehmen und durch die Uebertragung des Pollenstaubes von der einen zu der andern Blüte die Samenbildung herbeiführen. Wegen dieser Wechselbeziehung liegt es im Interesse sowohl der Insekten als auch der Pflanzen, daß die Blüten weithin sichtbar sind. Das ist aber gerade bei den weißen und weißgelblichen Blüten der Fall, die in der Nacht förmlich aufleuchten. Nur diejenigen Nachtblüher haben andre Farben, die einen starken Duft ausströmen, da dieser schon ein genügendes Anlockungsmittel für die Insekten bildet.

Vergleicht man die einzelnen Blütenfarben miteinander, die in den verschiedenen Ländergebieten überhaupt vorkommen, so findet sich, daß sie je nach der geographischen Lage der Länder in einem wechselnden Zahlenverhältnis zu einander stehen. Je höher man nach dem Norden hinauf geht, desto mehr wächst im allgemeinen die Zahl der weißen Blüten. Selbst Grönland und der Nordrand von Sibirien besitzen außer dem Heidekraut noch weiß und gelb blühende niedrige Kräuter, die, wenn im Juli das Pflanzenleben erwacht, außerordentlich schnell ihre Blüten entwickeln. Je näher den Tropen zu, desto prunkender werden die Blüten und desto mehr überwiegen brennend rote Fraben. Manche Blütenpflanzen haben überdies eine recht widerspruchsvolle Verbreitung. Das Gänseblümchen ist eine der häufigsten Pflanzen Deutschlands und blüht in den mittleren Teilen oftmals noch unter dem Schnee. Gleichwohl erreicht es in der Provinz Ostpreußen bereits seine nordöstlichste Grenze, so daß es schon bei Memel und in den russischen Ostseeprovinzen fehlt. Als die höchsten Punkte, wo Pflanzen in Blüte beobachtet wurden, galten bisher einige kleine Bezirke in den Anden. Neuerdings hat man aber in Bolivia eine blühende Steinbrechart und eine Malve sogar in einer Höhe von 5624 Metern aufgefunden.

Viele Blüten würden wegen ihrer Kleinheit, wenn sie vereinzelt ständen, nur wenig auffallen. Solche kleinen Blüten werden, um ihre Sichtbarkeit für die herumschweifenden Insekten zu steigern, zu Büscheln, Rispen, Trauben, Dolden und Körbchen vereinigt. Die Hyazinthen, Levkojen, Gladiolen, Astern und Kornblumen stellen nicht eine einzige Blüte dar, sondern sie setzen sich, wie man bei näherer Betrachtung gewahrt, aus einer großen Anzahl von kleinen Blütchen zusammen. Bei den Korbblütlern, die ihren Namen davon haben, daß die vielen kleinen Einzelblütchen wie in einen Korb zusammengesteckt erscheinen, tragen die inneren Blütchen außerdem vielfach eine andre Farbe als die äußeren, die das Mittelfeld wie ein Strahlenkranz umgeben. Allgemein bekannte Korbblütler sind der Löwenzahn, die Kornblume, die Kamille, die Aster. Bei den Astern ist der mittlere Blütenkreis gelb, der Strahlenkranz dagegen weiß, blau oder rot gefärbt. Durch diese Anordnung wird die Sichtbarkeit der ganzen Blume noch mehr gehoben.

Eine Veränderung der Bodenverhältnisse, des Lichtes und der Temperatur befähigt die Blumen, auch andre Farbstoffe zu bilden. Die bei uns seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführte und als Zimmerpflanze beliebte Hortensie blüht für gewöhnlich rötlich. Versetzt man den Pflanzenstock aber in einen Boden, der schwefelsaure Thonerde enthält, so bilden sich an ihm mehr oder weniger blaue Blumen. Um diese Farbenabänderung herbeizuführen, kann man den Stock auch regelmäßig mit einer Alaunlösung begießen, da der Alaun zum Teil aus schwefelsaurer Thonerde besteht. Es vergehen dann neun bis zehn Monate, bis die Blaufärbung auftritt. Unsre Gartenstiefmütterchen verdanken ihren Farbenreichtum nur der fortgesetzten Kultur, da sie von dem wilden, unansehnlichen Feldstiefmütterchen abstammen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Rosen. Das Tausendschönchen ist nichts andres als eine Abänderung des gemeinen Gänseblümchens. Es hat seine sämtlichen Blüten des Blütenkorbes in dunkelrote, hellrote oder weiße Röhrenblüten umgewandelt. Aber die Abänderungsfähigkeit der Farben hat doch gewisse engere Grenzen. Wenn gelbe oder rote Blüten ihre Farbe abändern, so vollzieht sich der Farbenwechsel nach der Farbe hin, die am häufigsten bei den verwandten Arten der Gattung oder Familie vorkommt. Herrscht bei den Blüten der Gattung oder der ganzen Familie das Rot vor, so kann sich eine gelbe Blüte in eine rote und eine rote in eine blaue verwandeln. Ist aber das Gelb überwiegend, so vermag sich zwar eine gelbe Blüte in eine rote, nicht aber eine rote in eine blaue umzuändern.

Die ersten Blüten sind in der Steinkohlenperiode entstanden, in jener Zeit, wo ungeheure Farne, mächtige Schachtelhalme und die säulenförmigen, hartschuppigen Siegelbäume emporwuchsen. Mehr und mehr haben sie sich verändert und vervollkommnet bis in die Gegenwart. In der Natur giebt es keinen Stillstand. In der Pflanzenwelt greift ohne Zweifel das Reich der Korbblüter immer weiter um sich. Wie vordem, so werden sich die Pflanzen auch in den kommenden Zeiten wandeln, und die Menschengeschlechter einer fernen Zukunft werden andre Blumengesichter als die unsern anblicken und anlächeln.

Theo Seelmann.



Auf der Fahrt ins Manöver.

Manöverleben.

Mit 8 Abbildungen nach Aquarellen von Paul Hey.

Keinem Sterblichen bleibt die Zeit der Prüfungen erspart, am wenigsten denen, die dem aktiven Wehrstande angehören. Von dem Augenblicke an, in dem der junge Mann des Königs Rock angezogen hat, reiht sich Prüfung an Prüfung mit den verschiedensten Resultaten: vereinzelten Belobungen, häufigen Tadelsworten, Strafpredigten und wirklichen unangenehmen Strafen. Die Haupt- und Jahresprüfung, die im Herbst stattfindet, heißt Manöver. Mit Bangen sieht dieser Zeit die Jungmannschaft entgegen, der von den älteren Kameraden die Strapazen und Folgen dieser Kriegsübung in den schwärzesten Farben geschildert worden sind; nur wenige Sonnenstrahlen erhellen das geheimnisvolle Dunkel der beschwerlichen Vorgänge; es sind die Rasttage. Der älteren Mannschaft dagegen erscheint die Manöverzeit als langersehntes Endziel ihrer Dienstpflicht im Frieden; jede Widerwärtigkeit des Dienstes wird leicht überwunden durch die im stillen gesungene Zauberformel: „Es lebe der Reservemann!" Für die Herren vom schlanken Fähnrich aufwärts bis zum behäbigen Stabsoffizier hat die Herbstprüfung noch eine tiefere Bedeutung; dem einen verschleiert sie vielleicht die ersehnten Epauletten, den andern beunruhigt sie dann und wann mit der gespensterhaften Erscheinung eines Cylinderhutes. Das alles ändert aber an der Sache nichts; es wird ausmarschiert, patrouilliert, manövriert, avanciert und pensioniert!

Der Tag des Ausmarsches rückt immer näher. In den Kasernen wird außergewöhnlich viel Tinte verbraucht; die rauhen Krieger versenden Brandbriefe nach allen Himmelsrichtungen, denn trotzdem der Staat für seine Soldaten in väterlichster Weise sorgt, brauchen sie doch immer ein wenig Kleingeld für verschiedene Anschaffungen und hauptsächlich, weil die Wirte noch kein Verständnis für eine entsprechende Verfügung haben, die etwa lauten würde: Militärpersonen vom Gefreiten abwärts frei. Alle Tage treffen Postsendungen bei der Compagnie ein; der Schwaibmaier, Schmiedbauernsohn von Dingsda, bekommt eine Postanweisung im Betrag zu hundert Mark, der Huber vom Nachbardorf ist überglücklich, vom Herrn Vormund fünf Märklein zu erhalten; der Stammhalter eines reichen Wurstfabrikanten wird mit einem großen Paket Wurstwaren überrascht, in Ansehung dessen der Herr Sergeant nicht umhin kann, ihm zu bemerken, daß er sich nur nicht einbilden möge, er könne einen ganzen Wurstladen mit ins Manöver nehmen; es sei besser, das, was er nicht im Brotbeutel unterbringen könne, in geeigneter Weise zu verteilen. Im Compagniezimmer wird auch an ein paar Abenden vor dem Abmarsch stellenweise in ganz ungewohnter Weise geschwelgt; die Manövergaben werden vorschußweise ausgenutzt, und Dutzende von Havannas extra muros werden sträflicherweise intra muros verbrannt.

Endlich ist der verhängnisvolle Tag erschienen. Es graut im Osten und in den Herzen vieler Krieger; noch hat Phöbus seine Rundfahrt nicht begonnen, da wird schon im Kasernenhof angetreten, feldmäßig gesattelt und gepackt. Mit Argusaugen mustert der Unteroffizier die Ausrüstung seiner Pflegebefohlenen, und auf dem dürren, sandigen Grunde erschließen sich nochmals die schönsten Kasernenhofblüten; der Feldwebel plündert das Reich der Vierfüßler, um eine passende Ansprache zu halten, und dann macht er dem ernstblickenden Herrn Leutnant, der eben säbelrasselnd vor die Front getreten ist, die übliche Meldung. Mit kundigen Blicken mustert dieser die Söhne des Mars und findet sich veranlaßt, da und dort eine tadelnde Bemerkung zu machen; dann hält er eine kleine Ansprache an die atemlos lauschende Mannschaft, worauf diese ruhen darf. Plötzlich reißt der Herr Leutnant das Schlachtschwert aus der Scheide: „Stillgestanden!" Der Herr Hauptmann trabt auf dem Kriegsroß zum Thor herein; neuerliche Meldung; wiederholte Augenscheinvornahme und kurze Ansprache, mit väterlicher Milde und barbarischer Strenge vermischt. So geht es in angenehmer Abwechslung fort, bis das Kommando „Gewehr über" erschallt und der Tambourmajor seinen Stock in die Lüfte schwingt. Es ertönt ein schneidiger Marsch; stramm bewegt sich das schmucke Regiment durch die Straßen, und Hunderte von neidigen Zivilpersonen geben ihm das Geleite zum Bahnhof. Mancher Gruß flattert den Scheidenden aus den geöffneten Fenstern zu; manche Küchenmaid weint dem Herzallerliebsten eine Abschiedsthräne nach, denn in ihr wächst auf einmal riesengroß der Zweifel auf: ob er wohl noch einmal kommen wird nach den Manövern?!

Am Bahnhof steht schon ein endloser Zug bereit; es wird abgeschwenkt, und dann erschallt das Signal zum Besteigen der Waggons. Die Mannschaft hat's nicht recht gemacht; also nochmal aussteigen und dann wieder einsteigen! „Hinein wie's heilige Donnerwetter, aber einer nach dem andern. Eisenbahnwaggoner sind keine Heuwagen! Zuerst Gewehr und Tornister versorgt, dann erst könnt ihr euch hinlümmeln wie die Hofdamen in ihre Fontaneller!" Also wettert der Herr Unteroffizier in die aufgeregte Mannschaft hinein. Die Herren Offiziere haben erster und zweiter Klasse Platz genommen, nur die Gestalt des Regimentsadjutanten ist noch da und dort sichtbar; er galoppiert zu Fuß gewohnheitsgemäß hin und her, um dem Herrn Chef entsprechende Meldungen erstatten zu können. Wenn die Lokomotive den Signaldienst übernommen hat, dann fühlen sich die Kriegsleute dritter Klasse sicher, und es giebt eine fröhliche Fahrt. Pfeifen und Liebesziehgarren werden angebrannt, und behaglich schmauchend macht sich's der Gemeine Holzkopf ebenso selbstzufrieden auf seinem Platze bequem wie der Herr Major Freiherr von und zu Mückendorff, der in seinem Fauteuil „erster" seine duftige Regalia genießt. Ein Sangeskundiger intoniert ein patriotisches Lied, und der größere Teil der Mannschaft beteiligt sich an dem herrlichen Chorus, der unisono vorgetragen wird. Stimmmaterial und Vortragsweise lassen freilich zu wünschen übrig; die kleinen Mängel verschwinden jedoch unter dem großartigen Fortissimo, mit dem das



Auf Patrouille.



Vedette.

ganze Lied vom Anfang bis zum Ende gesungen wird.

> Und es kann ja nicht immer so bla—hiben —
> Hier unter dem wechselnden Mond!
> Der Krieg muß den Früden vertra—hiben, —
> Und im Krieg, da wird kainer verscho—ho—hont!

Um die kostbaren Stimmen nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, wird zeitweise pausiert, und dann zieht der kunstreiche Soldat Kleemeier sein Musikinstrument aus der Tasche und spielt auf. Eine Mundharmonika! Der ungebildete Zivilist ahnt nicht, welche hervorragende Stellung dieses unscheinbare Instrument im militärischen Leben einnimmt. Wenn stundenlang im Sonnenbrand oder Regenschauer dahinmarschiert werden muß, wenn der Tornister auf Schultern und Rücken sich in unangenehmster Weise bemerkbar macht, wenn die Füße anfangen wund zu werden und die Muskeln zu erschlaffen drohen, dann mag der Bombardon- oder Helikonbläser mit seinem Rieseninstrument auftreten — er wird nichts erreichen; aber wenn die Mundharmonika einen flotten Marsch hören läßt, dann durchrieselt alle ein elektrisches Fluidum, und neue Kraft belebt die matten Glieder!

Ewig kann keine Eisenbahnfahrt dauern, und wenn sich die Passagiere noch so gut unterhalten. Der Zug fährt langsamer — er hält! Eine aufregende Pause; plötzlich ertönt das Signal zum Aussteigen; es wird angetreten, dann werden Marschkolonnen formiert, und fort geht's — ins Manövergelände. Stundenlang marschieren sie auf der steinigen Landstraße dahin; die Leute werden allmählich schweigsamer, und die faulsten Witze zünden nicht mehr. Kein Mensch weiß, wohin der Marsch geht und wie lange er noch dauert. Hinter einem bewaldeten Hügel wird abgeschwenkt: „Re—ment haaalt!“ „Bataillon halt!“ „Gewehr ab!“ Ruhepause. Wo ist der Feind? Ja, ein Mensch, der das wüßte, könnte sich kolossal einschmeicheln! Man muß den Gegner deshalb suchen, und zu diesem Zwecke rückt vorerst eine Compagnie aus, die wiederum ihre Späher entsendet. Der Herr Leutnant, der seine Pappenheimer kennt, schickt den Gefreiten Stachelhuber und den Soldaten Stampfer in das Gehölz als Patrouille fort, die sorgfältig beobachten und auslugen soll. Im Falle sie ortsangehörigen Leuten begegnen würden, müßten sie sie anhalten und erkunden, ob in der Nähe Anzeichen einer herannahenden Feindesmacht wahrgenommen worden seien. „Zu Befehl, Herr Leutnant.“ — „Links um, Bataillon marsch!“ Bald sind die wackeren Kriegsmänner im Düster des Waldes verschwunden. Vorsichtig schleichen sie von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, aber nichts Verdächtiges bietet sich ihren argwöhnischen Blicken. Der Specht hört zu hämmern auf, das Eichhörnchen unterbricht seinen wichtigsten Geschäftsgang; beide Waldbewohner sehen neugierig auf die ungewohnte Erscheinung, aber nicht lange, dann haben sie erkannt, daß es nicht auf die Tiere des Waldes abgesehen ist, und ohne Scheu gehen sie ihrer gewohnten Beschäftigung nach. „Da ist schon gar nichts los,“ meint Soldat Stampfer; „es ist am besten, wir kehren um und melden —“ „Was? Was wollen wir denn melden? O du Strohkopf, du Grasteufel, du junger! Wenn wir unter einer halben Stunde wiederkommen, dann gnade Gott! Dann sind wir, du kannst dir schon denken, was! Nein, wir sind so frei und gehen den Wald durch und suchen uns ein sicheres Plätzchen — ha! — da schau! — dort seh' ich etwas sehr Verdächtiges! Da lagert etwas Menschliches unter dem Busch! Vorwärts! laß uns die Wegelagerer rasch umzingeln!“ Einer geht rechts, der andre links; sie treten plötzlich hinter dem Busch hervor — da sitzen zwei ländliche Schönheiten im Grase, anscheinend, um von ihrer Wanderung auszuruhen. Pflichtschuldigst müßten sie ausgefragt werden. Die rauhen Krieger nehmen die Mädchen in die Mitte und beginnen in herablassendster Weise das Verhör. Sie erkennen, daß die beiden Kleinen



In der Schützenlinie.



Im Biwak.

nicht feindselig gesinnt sind; deshalb machen sie es sich bei ihnen bequem und verplaudern ein halbes Stündchen. Den Inhalt des Verhörs wiederzugeben, geht nicht an; da beide Krieger im Dienst waren, handelt es sich hier um ein militärisches Geheimnis. Nur so viel darf verraten werden, daß der Gefreite Stachelhuber bei der Rückkunft dem Herrn Leutnant meldete, sie hätten nichts Verdächtiges gesehen; ein paar des Weges kommende Ortsbewohner hätten über einen nahenden Feind auch keine Auskunft geben können!

Von der Kavalleriefeldwache weg wird eine Vedette bis an den Hügelrand hinaufgeschoben. Drei Ulanen fassen dort Posto. Einer hält die Pferde und Lanzen, die andern halten Auslug. Sie haben kein solches Glück in der Liebe wie die Infanterie, aber desto mehr Glück im Kriegsspiel. Es gelingt ihnen, den heranrückenden Feind zu entdecken. Der Einjährige Meier sitzt auf und reitet weg, um schleunigst die Meldung zu überbringen. Von seiner Aufgabe aufs höchste begeistert, giebt er seiner Juno, einem störrigen, pensionsreifen Dienstpferde, beide Eisen zu kosten. Diese Behandlung bringt das Tier außer Rand und Band; es nimmt die Stange des Gebisses eisenfest zwischen die Zähne und stürmt ventre-à-terre dahin. Meier muß alle Kraft aufwenden, um die Bügel nicht zu verlieren, und mit Mühe gelingt es ihm, das Kriegsroß annähernd der Feldwache zuzusteuern. Angesichts des dort stehenden Pferdetrupps wird Juno etwas ruhiger, und dem Reiter gelingt es, sie bis zum Herrn Wachtmeister heranzubringen, der, „scharfgeladen“, begierig den Augenblick erwartet, um dem Einjährigen, dessen Einritt er beobachtet hat, ein Donnerwetter allererster Güte aufzuwichsen. Nachdem er ihm aufs wärmste empfohlen hat, sich künftighin lieber mit Karussellrossen zu befassen und Pferde mit rotem, warmem Blute unangetastet zu lassen, nimmt er die Meldung entgegen und befördert sie weiter. Nun starten die Adjutanten, eine mächtige Bewegung geht durch die Truppe: das Infanterie-Garderegiment wird in die Schützenlinie beordert. Im Laufschritt, teilweise in gebückter Stellung, geht es bis zum Waldsaum vor, dort heißt es „niederlegen“ — der grausame Mord kann beginnen!

Nach langem Marsche thut ein bißchen Niederlegen den Gebeinen wohl, wenn man auch hart liegt und dienstlich dabei beschäftigt ist! Ha, dort wimmelt endlich der Feind heran und glaubt, ohne weiteres den waldigen Hügel nehmen zu können. Da ertönt das lange erwartete Kommando „Feuer!“, und nun kracht es auf der ganzen Linie; der Kampf hat begonnen. Welche Lust, mit Platzpatronen den Feind schockweise wegzuschießen! Er kann nicht heran und muß sich wieder zurückziehen! Der erste Erfolg! Die Schützen werden zurückgerufen; das Signal „Halt!“ ertönt, und für heute ist die Aktion beendet.

Damit die Mannschaft gleich einen rechten Begriff vom Leben im Felde bekommt, wird im Freien abgekocht und biwakiert. Noch lange nicht kann der Soldat sich auf die „faule Haut“ legen. Es muß noch alles mögliche gethan werden, das Abkochen ist auch kein Vergnügen, viele behaupten sogar, nicht einmal das Essen. Es dunkelt bedenklich, bis die Lagerstätte bereitet ist; Lagerfeuer werden angezündet, und dort sammelt sich die mobile Mannschaft, um noch eine Stunde im fröhlichen Beisammensein zu verbringen.

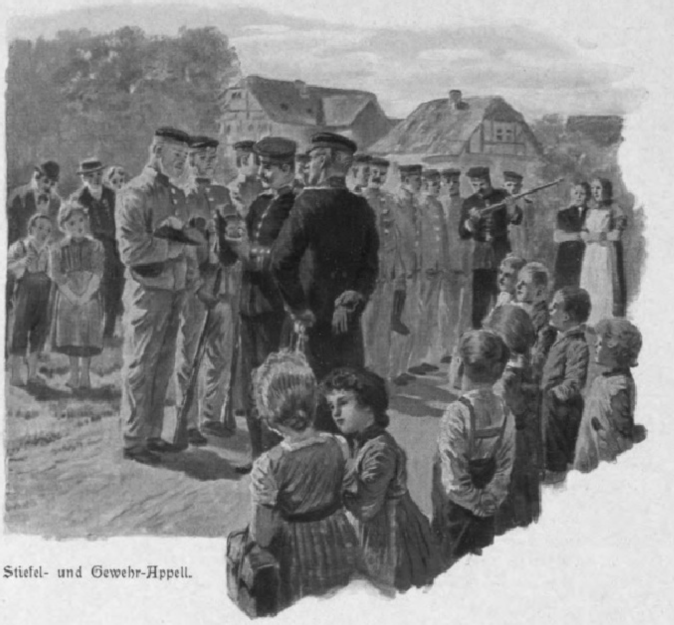
Es giebt unverwüstliche Naturen genug, die es fertig bringen, nach den Anstrengungen eines Manövertages das Tanzbein zu schwingen. Der Mundharmonikavirtuose leistet jetzt als Stellvertreter der Regimentskapelle vorzügliche Dienste. Die Blechtuter und Prügelbeißer liegen ja längst beiseite und veranstalten ein Schnarchkonzert, das einzige, was sie mit gutem Willen zum besten geben. Beim Feuer wird noch mancher Ulk und manche Neckerei insceniert, die den Teilnehmern das Fleckchen nackte Erde viel angenehmer erscheinen läßt als eine Wirtsstube in der Garnison, wo man nicht einmal so laut sein darf wie man möchte und immer noch Rücksichten aller Art zu beobachten hat. Hier legt man sich mitten ins saftigste Gras, auf die üppigsten Felder — wozu wäre denn sonst die Flurschädenregulierungskommission auf der Welt?

Zur großen Befriedigung derer, die die Ruhe über alles lieben, bläst der Hornist das „Licht aus“, und auf der weiten Fläche wird's totenstill. Nur dann und wann erschallt in der Ferne der Ruf der Schildwachen, wenn sie von einer Patrouille oder vom visitierenden Offizier beunruhigt werden. Vom nahen Dorf herauf blinken allerdings noch Lichter aus den Häusern; dort ist



Gutes Quartier.

der Generalstab untergebracht und der ganze Geschützpark aufgefahren, aber nicht etwas deshalb, um die Excellenz zu schützen, sondern weil die Bespannung unter Dach einquartiert ist. In langer Reihe stehen die todbringenden Röhren im Mondlicht blinkend da, furchtbar anzusehen. Auch die Schildwache fürchtet sich vor ihnen, aber nur deshalb, weil sie sich zwei Stunden lang mit



Stiefel- und Gewehr-Appell.

den stummen Gesellen unterhalten und Obacht geben soll, daß keiner davon gestohlen werde. Doch der brave Kanonier widmet ihnen seine letzten Betrachtungen; in wenigen Wochen wird er zwar wieder Feld- und Bespannungsdienst treiben, aber in anderm Sinne; er ist dann ein freier Mann und „Feldherr“ von Beruf.

Wie ganz anders verrinnen dem Herrn Adjutanten um diese Zeit die Stunden! Der Herr General, von den Tagesmühen etwas angegriffen, hat den Herrn Oberleutnant gnädigst entlassen, und dieser hat sich beeilt, sein Quartier aufzusuchen. Die Quartierfrage ist eine Lotteriefrage; man kann zuweilen schauerlich „hineindachsen“, aber diesmal hat er einen Treffer gemacht. Der Quartierherr mit Familie haben mit dem Abendtisch auf ihren Gast gewartet. Er wird mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfangen; der müde Kriegsmann muß auf dem Sofa Platz nehmen; das Bier im Glas ist frisch und gut, die Zigarren des Papas sind vorzüglich, und gern giebt der Offizier über alles Auskunft, was der gemütliche alte Herr zu wissen wünscht. Aber der Hauptgenuß besteht in der seelenvollen Augenkonversation, die mit den reizenden zwei Töchtern des Hauses gehalten wird. Um dies zu verstehen und würdigen zu können, muß man das Fähnrichsexamen hinter sich haben; Herren vom Zivil erlangen höchst selten die Befähigung zu derartigen Ueberunterhaltungen.

Das nächste Morgengrauen schmettert jedoch jeden Flirtgedanken aus dem Kopfe des Oberleutnants, der nun wieder ganz Seiner Excellenz gehört. Ja, wenn Rasttag wäre, könnte man unter Umständen kolossale Dinge unternehmen, aber am nächsten Rasttag ist man schon wieder weit auseinander! Da ist man vielleicht in einem andern Herrenhause zum Dejeuner geladen und flirtet mit andern jungen oder älteren Damen, während die Mannschaft zum Appell antritt und von den Unteroffizieren unter Oberaufsicht des Leutnants du jour auf Gewehre und Schuhwerk untersucht wird.

Das versammelte Dorfpublikum sieht erstaunt auf den unerklärlichen Vorgang. Der eine Unteroffizier nimmt den Soldaten die Gewehre ab und sieht sie von unten bis oben, von innen und außen an und giebt sie dann stumm wie ein Fisch oder mit sehr derben Bemerkungen zurück. Der andre läßt sich von den Soldaten ihre Stiefel reichen und notiert jedes Loch, das er entdeckt. Es ist dies kein großartiges Rasttagsvergnügen, aber zum Glück dauert's nicht lang, und dann ist der Tag so ziemlich Eigentum des Soldaten. Wenn möglich, drückt er sich zur Dorfschenke hin, und wenn er auch keinen Platz findet, so gelingts ihm doch, einen Trunk zu erhaschen und mit lustigen Kameraden ein paar fröhliche Stunden zu verleben. Man erzählt sich von den bisherigen „Kriegsereignissen“, von schlimmen und guten Vorkommnissen und spricht über die kommenden Tage; diese erschrecken die Braven nicht mit ihren voraussichtlichen Beschwerden, denn nach ihnen muß auch der Tag kommen, der die strahlende Devise trägt: „Es lebe der Reservemann!“ Der Weg zu ihm führt aber nur durch die Manöver.

B. Rauchenegger.

Estudiantina.

Die Geschichte eines Tanzes

von

Karl Herold.

Die kleine Residenz war in fieberhafter Aufregung. Seine Durchlaucht hatte dem Vorstand des „Kasino“, der ersten Bürgergesellschaft, mitteilen lassen, daß sie dem großen Kostümfest, das in vier Wochen stattfinden sollte, beizuwohnen sich entschlossen habe, und durch diesen allergnädigsten Entschluß wurden natürlich die Vorbereitungen zu dem Feste in ganz andre Bahnen gelenkt, denn es mußte nun besonders glänzend gestaltet werden.

Am Sonntagnachmittag versammelte sich die jüngere Damen- und Herrenwelt der Residenz, soweit sie auf Zugehörigkeit zur ersten Gesellschaft Anspruch machen konnte, im Klubhause zu einer Beratung, aus der der „einheitliche Charakter“ des Festes hervorgehen sollte, und nach mancherlei Unterhandlungen war man übereingekommen, daß es ein spanisches Volksfest werden müsse, und daß der Höhepunkt in einem großen ballettartigen Tanze mit Chorgesängen zu bestehen habe. Es meldeten sich auch sofort eine Anzahl Damen und Herren, die diesen Tanz mit aufführen wollten, und man konnte feststellen, daß es ungefähr fünfzig Paare werden würden.

Als Melodie wurde die in den weitesten Kreisen bekannte Waldteufelsche Estudiantina gewählt, und der Tanzmeister der Residenz ließ seine Phantasie spielen und dichtete die Pas dazu. Alle Schneiderinnen hatten Tag und Nacht zu thun, alle teilnehmenden Damen und Herren wurden vor Proben und Besorgungen ihres Lebens nicht mehr froh, in allen Kaffeekränzchen und an allen Stammtischen gab es eine Menge Neuigkeiten zu berichten, und die Tagebücher der jungen Damen bekamen mancherlei anvertraut.

Tagebuch des Fräuleins Jenny Rather:

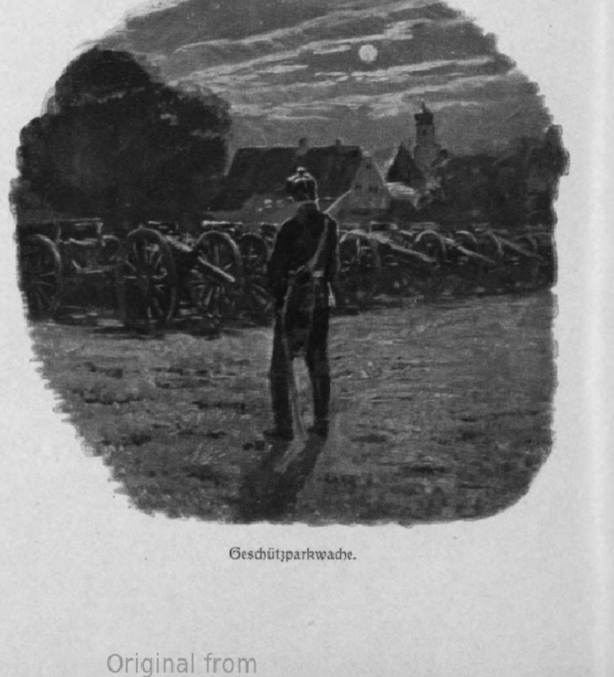
Man wundert sich, wo sie nur alle die dummen Gedanken herbekommen. Es ist schon abgeschmackt genug, daß wir alle „spanisch“ kommen müssen, aber daß nun sämtliche Kostüme nach einer Figurine gearbeitet werden sollen, ist doch der Gipfel des Unverstandes. Mögen sie die Herren immerhin ganz gleich einkleiden, die sind einer wie der andre vom Militär her daran gewöhnt, und in Zivil treiben sie ja diese Gleichförmigkeit, nur in verschlechterter Auflage, weiter. Mein spanisches Kostüm lass' ich nach meiner Idee anfertigen. Ich will nicht genau so aussehen wie die Schmidt und die Müller und die Schultze. Das fehlte gerade noch. Neugierig bin ich, welchen Herrn ich bekommen werde! Wenn nur Max Fernbach nicht zu lange mit dem Engagieren zögert, damit ich nicht gar einem andern zusagen muß. Große Auswahl an netten jungen Herren ist ja leider nicht vorhanden.

Helene Bracht:

Es ist eine mächtige Unverschämtheit! Man will den Atlas zu unsern Kostümen en gros kaufen! Ich glaube, gar eine halbbaumwollene Qualität! Wenn die Leute so schlecht daran sind, daß sie an den Anzügen sparen müssen, warum machen sie das Kostümfest überhaupt mit? Sie sollen es doch denen überlassen, die sich wirklich etwas Anständiges leisten können. Besonders bei dieser Gelegenheit, wo Seine Durchlaucht und die Offiziere alle anwesend sein werden. Mag diesen baumwollenen Atlas tragen, wer will, ich habe bereits Proben von Gerson und von Hertzog bestellt. Auf den Preis kommt es gar nicht an! — Schade, daß die Offiziere nicht mittanzen, so muß man sich von irgend jemand engagieren lassen, und ich bin nicht diejenige, die für den ersten besten schwärmt. Es scheint mir, als ob der dicke Maschinenfabrikant Lamm mit den „Billardbeinen“ (seine Freunde nennen seine kurzen, dicken Beine so, wie mir mein Bruder sagte) mit mir tanzen wolle. Das mag er sich nur vergehen lassen. Der muß als Spanier eine gute Figur abgeben; ich danke. Ich beabsichtige nicht, mich auf diesem Feste mit ihm lächerlich zu machen. Wenn er wenigstens noch amüsant wäre!

Else Ludwig:

Es thut mir recht leid, daß ich zugesagt habe, das Fest mitzumachen. Was verliert man an Zeit, und außerdem, welche Unkosten macht es! Für das Geld, das dieser Spanierinnenanzug kosten wird, hätte ich mindestens zwei hübsche Sommertoiletten bekommen können. Und wenn die wenigen Stunden vorüber sind, so ist der Anzug unverwendbar. Papa hält es für notwendig, daß ich teilnehme. Er hat vielleicht immer noch die stille Hoffnung, daß sich ein Mann für mich finden wird! Armer Papa! Bin ich fünfundzwanzig alt geworden, ohne daß sich die Herren um mich gekümmert haben, werden sie es auch auf diesem Kostümfest nicht thun. Aber wer A gesagt hat u. s. w. Vielleicht findet sich indes gar kein Herr für mich. In den nächsten Tagen muß sich das entscheiden. Auch mit dem Karree ist's unangenehm. An wen soll ich mich halten? Die Damen, die mittanzen, sind alle jünger



Geschützparkwache.

als ich. Soll ich mich direkt um ein Visavis bemühen, oder lasse ich mich durch den Ballettmeister unterbringen? Vielleicht könnte ich mich an Jenny Rather wenden! Sie ist stets freundlich mit mir. Mein Kostüm werde ich mir selbst anfertigen, damit es nicht zu teuer kommt. Freilich muß ich dazu die Nacht zu Hilfe nehmen, am Tage ist die Wirtschaft zu besorgen, am Abend sind Proben. Ich wollte, es wäre erst vorüber.

Jenny Rather:

Gestern kommt die Ludwig zu mir und fragt, ob sie mit in unserm Karree tanzen darf. Ich war starr über diese Unverfrorenheit. Aber die Geistesgegenwart verließ mich nicht, ich bedauerte, wir seien bereits vollzählig. Wir brauchen zwar noch ein Paar für unser Karree, aber eine alte Jungfer von fünfundzwanzig Jahren paßt doch nicht unter uns junge Mädchen. Außerdem ist ihr Vater nur Beamter, und zum Fortwerfen haben sie das Geld auch nicht. Weshalb die das Fest überhaupt besuchen will? Wenn sie denkt, da noch einen Mann zu bekommen, so irrt sie sich gewaltig.

Man hat immer noch nicht engagiert. Klara Weber behauptet, gehört zu haben, er will den Spaniertanz überhaupt nicht mitmachen. Dann soll er sich freuen! Entweder schlage ich ihm auf den nächsten Bällen überhaupt ab, mit ihm zu tanzen, oder, wenn ich es doch thue, spreche ich kein Wort mit ihm. Ich verstehe gar nicht, weshalb er so schwerfällig ist; er müßte doch eigentlich schon herausgefunden haben, daß man ihn gern hat. Wenn ich mit einem andern tanzen müßte, würde mir das ganze Fest gar nicht so viel Vergnügen machen.

Mein Kostüm wird reizend, ich denke, ich werde gut darin aussehen. Aber es wird auch nicht gespart. Ich hoffe, die andern alle in den Schatten zu stellen.

Helene Bracht:

Also doch — Herr Lamm hat an mich geschrieben und gebeten, mein Partner im Spaniertanz zu sein. Ich habe ihm noch nicht geantwortet, ein paar Tage lasse ich ihn zappeln, bevor ich ihm abschreibe. Mama und Papa sagen, ich soll mit ihm tanzen, denn er ist sehr vermögend. Aber darauf brauche ich doch nicht zu sehen, da Papa selbst sehr reich ist. Und bei seiner ungeschlachten Gestalt und den maschinenbauerlichen Manieren kann er ja gar nicht für mich in Betracht kommen. Lieber sterben, als solch einen zum Manne nehmen. Olga Fiedler ist derselben Ansicht, aber ich glaube nicht, daß sie konsequent ist. Wenn dieses Elefanten-Lamm Anstalt machen würde, sie zu heiraten, sie sagte ja. Ich muß immer lachen — inwendig natürlich —, wenn die jungen Damen im Kränzchen an den Herren alles mögliche auszusetzen haben; sie nehmen ja doch jeden, der kommt. Ich habe das, Gott sei Dank, nicht nötig.

Mein Kostüm schreitet vorwärts. Entzückend! Es kostet auch sein schweres Geld. Aber es wird wunderbar — und wenn ich es trage! Werden sich die andern ärgern. Sie sollen nur mit ihren Engroskostümen kommen! Viele beteiligen sich übrigens nicht an dieser gleichmäßigen Ausrüstung, sondern wollen etwas für sich allein haben. Wie ich schließlich auch. Aber ich fürchte mich nicht vor ihnen.

Max Fernbach will den Spaniertanz nicht mitmachen — jedenfalls denkt er, er macht sich interessant bei den Damen. Da irrt er sich, wir können ihn entbehren. Freilich wäre er mir als Tänzer immer noch lieber als das dicke Lamm — beinahe hätte ich Schaf gesagt. Vielleicht überlegt er es sich noch. Fritz Runkel hat ihm gesagt: „Wer den Spaniertanz nicht mitmacht, macht sich nicht vergnügt!" Und damit hat er auch recht. O, er hat es ihm überhaupt tüchtig gesagt. Das wäre noch schöner, wenn sich die Herren in dem Alter schon von allem zurückziehen wollten. Er hat geantwortet, es sei ihm zu teuer! Das finde ich lächerlich. Es wird ihm doch wohl einmal auf hundert Mark nicht anzukommen brauchen. Ich erfahre alles, was sie an ihrem Stammtisch erzählen.

Else Ludwig:

Gott sei Dank, es ist erledigt. Gestern war ich bei Jenny Rather wegen des Karrees. Sie bedauert unendlich, sie sind aber schon komplett. Sobald ich fort war, ist sie in der Stadt umhergelaufen, um nur schnell ein viertes Paar noch aufzutreiben, damit ich nicht erfahre, daß sie mich belogen hat. Aber Unwahrheiten haben kurze Beine. Heute erzählen alle Klatschschwestern, daß sie solch eine „Alte" wie mich nicht in ihr Karree hat haben wollen. Ich nehme es ihr nicht übel. Papa, der sich darüber furchtbar geärgert hat, meint, ich müsse nun erst recht das Fest besuchen, ich aber habe ihm erklärt, daß ich nicht die geringste Lust dazu habe, und daß ich glücklich bin, wenn ich bei ihm und Aennchen zu Hause bleiben kann. So hat er sich endlich beruhigt, und ich sage nochmals: Gott sei Dank!

Interessant soll es übrigens werden, und wenn ich von weitem ein bißchen zusehen könnte, würde ich das ganz gern thun. Vielleicht läßt es sich einrichten, daß ich mit Aennchen hinübergehe und von der Galerie einen Blick hinabwerfe.

Jenny Rather:

Wahrhaftig! Dieser dumme Mensch macht den Spaniertanz nicht mit. Ich habe Emil Bludrich zusagen müssen. Nun habe ich diesen langweiligen Menschen den ganzen Abend neben mir. Aber warte nur, Max, ungestraft geht dir das nicht durch. Ich traf ihn heute auf der Straße und wußte es einzurichten, daß er mich anreden mußte. Ich frage ihn, wie weit der Anzug sei, da erzählt er mir ganz ungeniert, er zöge vor, dieser teuren Geschichte dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er sich als Festordner gemeldet habe, worum Nachfrage gewesen sei. Da brauche er nur im Frack mit einem Abzeichen hinzugehen. Das ist doch der Geiz auf die Spitze getrieben. Und für so etwas interessiert man sich, so etwas hat man gern! Wenn er nicht gar zu nett wäre, könnte ich ihm ernstlich böse sein. Und es giebt außerdem so wenig Herren, die wirklich präsentabel sind. Büßen muß er dafür.

Der Anzug ist fertig — gelbseidener Rock mit schwarzem Netzgehänge darüber, Bolerojäckchen aus granatrotem Sammet, alles reichlich mit Gold gestickt und besetzt. Ich werde die schönste sein — so etwas komponiert keine andre.

Wegen der Else Ludwig habe ich nun richtig Unannehmlichkeiten. Ich weiß nicht, wer es ausgeplaudert haben mag, ich hatte doch allen meinen Bekannten Stillschweigen anempfohlen. Natürlich spricht das ganze Nest darüber und nennt mich hochmütig. Aber daß es kein Vergnügen für uns junge Mädchen von neunzehn Jahren sein kann, eine alte Dame von fünfundzwanzig in unserm Karree zu haben, daran denken natürlich die Menschen in ihrer Kurzsichtigkeit nicht. Nun, ich werde mich über den Klatsch zu trösten suchen.

Helene Bracht:

Ich muß richtig mit dem dicken Lamm tanzen, es hat sich kein andrer gefunden. Mama meint, die Herren trauen sich nicht mehr an mich, weil ich drei Körbe ausgeteilt habe. Aber man kann doch nicht Leute heiraten, die einem ganz gleichgültig sind. Ich bin deshalb nicht bange; wenn man den Kommerzienrat Bracht zum Papa hat, kommen immer wieder Freier. Da nimmt man die ersten drei nicht, und einen Herrn Lamm erst recht nicht.

Mein Kostüm ist fertig. Rock aus gelbem Atlas mit schwarzem Netz darüber. Das ist echt spanisch, und darauf werden die andern schwerlich kommen. Bolero aus rotem Seidenplüsch. Wunderbare Goldstickereien daran. Ich werde einen großen Triumph feiern, einen derartigen Anzug erfindet keine andre. Es fehlt ihnen dazu an Geschmack und an Geld. Also nun: Auf in den Kampf!

Else Ludwig:

Aenne hat Papa gebeten, ein Viertelstündchen von der Galerie zusehen zu dürfen. Nächsten Winter wird sie nun auch Balldame und interessiert sich natürlich riesig dafür. Armes Ding, uns Beamtentöchtern ohne große Kapitalien bringen diese Bälle mehr Enttäuschungen als Freuden. Aber — selig das Mädchen, das überwunden! sage ich. Papa hat Aenne erlaubt, hinzugehen, und ich werde sie begleiten. Das Zusehen aus einer Ecke macht mir doch noch Vergnügen. Wenn ich auch selbst nichts mehr verlange — und Jenny Rather hat mir ja deutlich genug gesagt, daß ich nichts mehr zu verlangen habe —, an dem Vergnügen der andern freue ich mich doch noch. Dazu bin ich selbst mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht zu alt.

Jenny Rather:

Das große Ereignis ist vorüber.

Alle hatten sie gelbe Röcke mit schwarzen Netzen und rote Boleros — ich glaube, meine Schneiderin hat geplaudert. Man wird sie zwar darum bestürmt haben, da jedermann weiß, daß ich in derartigen Angelegenheiten so ziemlich maßgebend bin, indes ist das keine Entschuldigung — ich werde bei der Person nichts mehr arbeiten lassen.

Offiziell habe ich mich sehr gut amüsiert, eigentlich war es aber schrecklich langweilig. Durchlaucht ist nicht gekommen wegen Zipperlein oder so etwas Aehnlichem. Die ganze Hofgesellschaft blieb aus Mitgefühl für Serenissimus auch weg. Ich habe sie nicht vermißt. Max habe ich nur ein einziges Mal gesehen — er stand an der Thür mit der Vorstandsrosette. Darauf kann er sich etwas einbilden. Dann war er weg und kam nicht wieder. Sie sagten, er sei auf der Galerie und gebe acht, daß nicht Unberufene hereinkommen, um zuzusehen. Das ist ja ganz recht, denn es wird von den Berufenen schon genug geklatscht, wir brauchen nicht auch noch die Unberufenen, aber dazu sollten sie doch Herren nehmen, die nicht beim Tanzen fehlen. Diesen Herrn Max werde ich in nächster Zeit nicht sehr gnädig behandeln.

Emil Bludrich war sehr lange schrecklich fade. Erst nachdem er eine Flasche Champagner getrunken hatte, wurde er besser. Es stellte sich heraus, daß er ausgezeichnet krähen kann, genau wie ein Kickerhahn. Wir haben ihn oft krähen lassen und sehr darüber gelacht. Er macht ein zu dummes Gesicht dabei.

Früh um sechs Uhr schlafen gegangen, furchtbare Mattigkeit in allen Gliedern.

Helene Bracht:

Der Schmerz wäre überstanden. Wenn Durchlaucht Podagra hat und deshalb nicht kommt, so ist das zu entschuldigen. Daß aber die dreieinhalb Offiziere deshalb auch fortbleiben, ist einfach lächerlich. Ich habe sie übrigens nicht vermißt.

Alle Kostüme waren gleich, gelbe Röcke, schwarze Netze, rote Jacken. Aber wenigstens war es augenfällig, daß zu dem meinen bessere Stoffe verwandt waren als zu denen der andern. Unsre Dienstmädchen müssen das ausgeplaudert haben. Ich bin gewiß tonangebend hier am Ort, ich halte dies für eine Ehre, aber bei solcher Gelegenheit will man doch etwas für sich allein haben. Ich werde ein Exempel an den Mädchen statuieren.

Und nun das Wichtigste: Herr Lamm hat um meine Hand angehalten. Ich habe ihm keine Antwort gegeben, habe ihm gesagt, ich müsse es erst bedenken. Es wird wahrscheinlich der vierte Korb. Der Mensch ist entsetzlich langweilig. Wenn man gezwungen ist, fast zehn Stunden beständig zusammen zu sein, merkt man am besten, was an einem Manne ist.

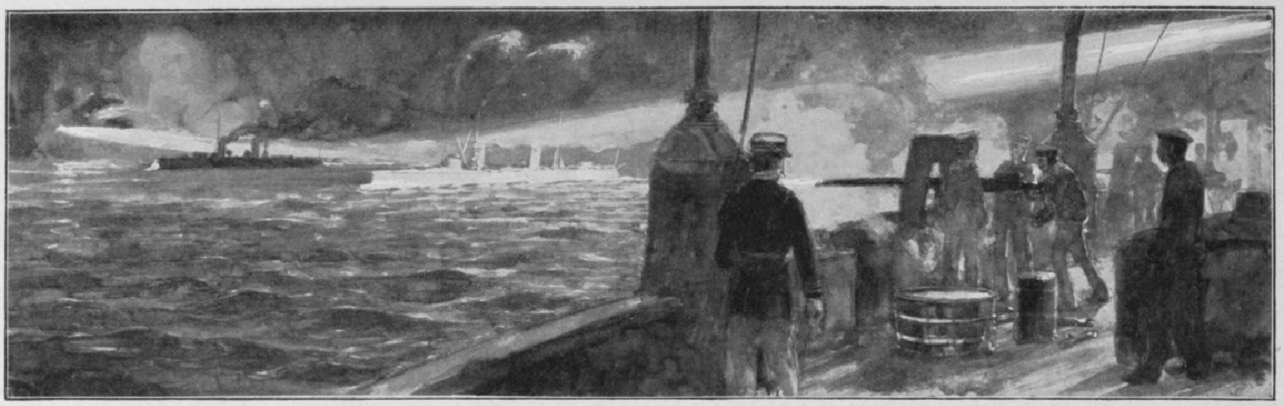
Ich sage allen, ich habe mich gut amüsiert. Aber es ist nicht wahr. Dieser große Spaniertanz, der den ganzen Abend „beherrscht" hat, war eine schreckliche Idee. Gott sei Dank, daß er vorbei ist.

Um sechs Uhr nach Hause gekommen. Müde, Kopfweh.

Else Ludwig:

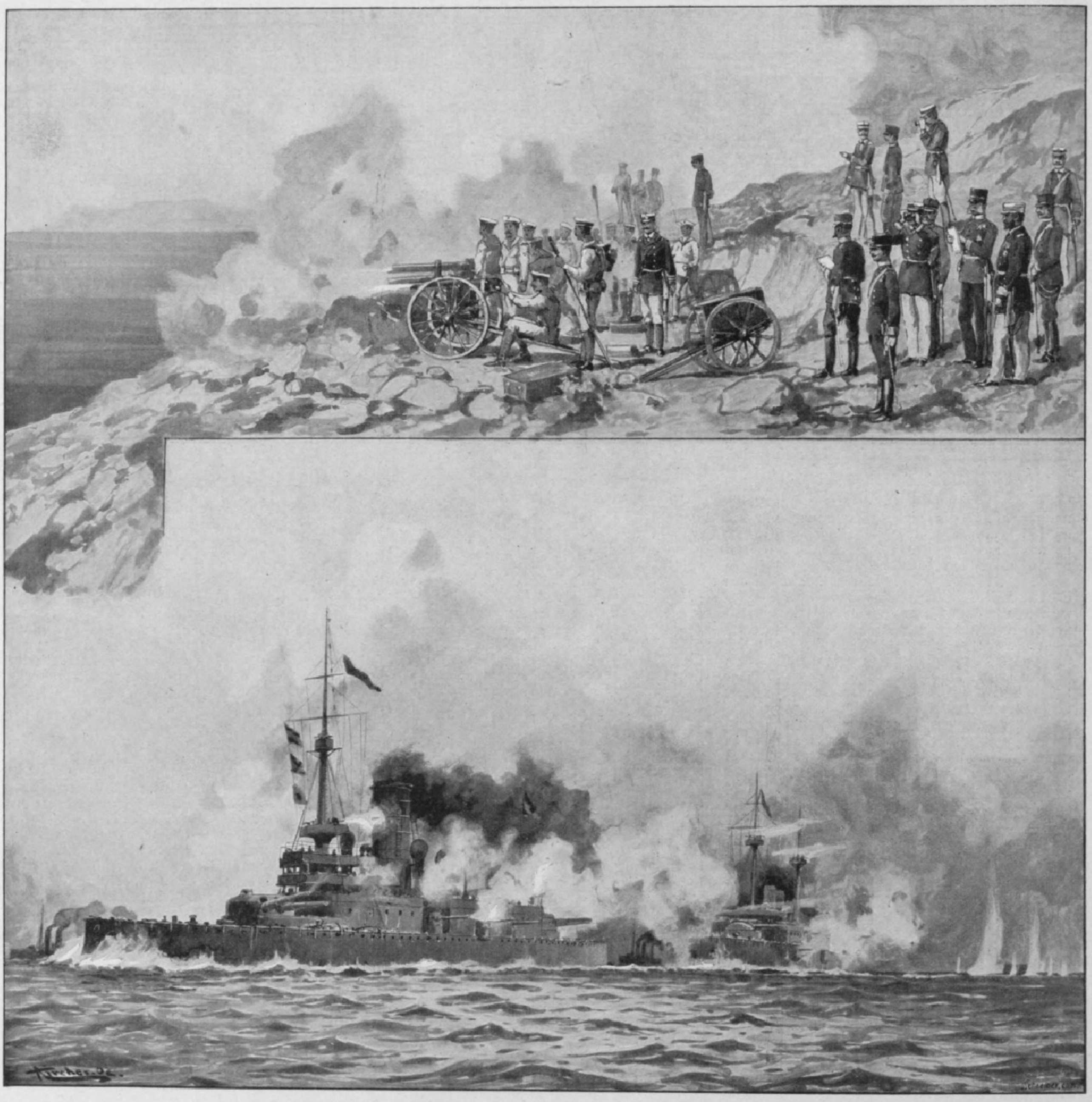
Es war der schönste Abend meines Lebens. Um neun Uhr, nachdem wir zu Abend gegessen und Papa sein Buch zum Lesen vorgenommen, huschte ich mit Aenne hinüber in das Kasinogebäude. Unser Backfischchen war ganz aufgeregt. An der Galeriethür stand Herr Fernbach und machte uns eine tiefe Verbeugung. Die Thür muß offen sein, weil die Musiker über die Galerie nach ihren Plätzen gehen; und damit nicht jedermann hereinlaufen konnte, hielt er an der Thür Wache. Von den Galeriebalustraden aus war der Saal zu einem großen Zelte umgeschaffen, so daß uns von unten niemand sah, während wir ganz ausgezeichnet beobachten konnten. Herr Fernbach zeigte uns auch den besten Platz. Wie schön war das. Wie das durcheinanderwogte und tanzte, wie die Musik frisch und schmeichelnd klang. Aenne war auch ganz entzückt und freut sich darauf, daß sie dem nächsten Kostümfest nun selbst wird beiwohnen können. Damit sie besser sehen sollte, setzte ich mich zurück und dachte an dies und jenes. Es war so leer da, nur in der andern Ecke standen ein paar Damen, die auch hinabsahen. Herr Fernbach unterhandelte an der Thür mit einer Anzahl Mädchen, die gern herein wollten, und denen er es verwehrte. Ich kannte die eine davon, die Wirtschafterin von Kommerzienrat Bracht, und ging zu ihm, um ein gutes Wort für sie einzulegen. Ich sah, daß alle ganz nette und gute Mädchen waren, die Nähfräuleins, die die Damen in den von ihnen angefertigten Gewändern sehen wollten, die sich über die Triumphe freuen wollten, die jene in dem Flitterstaat feierten, über dessen Anfertigung sie schlaflose Nächte lang gesessen hatten, die besseren Dienerinnen aus den Häusern der Kasinomitglieder. „Lassen Sie doch die Mädchen herein," sagte ich ihm, „sie gehören ja alle so quasi zur Gesellschaft, und vom Saal aus bemerkt man sie nicht."

„Ich darf nicht, strikte Ordre!" sagte er lachend. „Aber vielleicht erlauben Sie mir dann, mich ein paar Minuten zu Ihnen zu setzen. Ich bin schon müde vom langen Stehen!"



Nächtlicher Torpedoboot-Angriff.

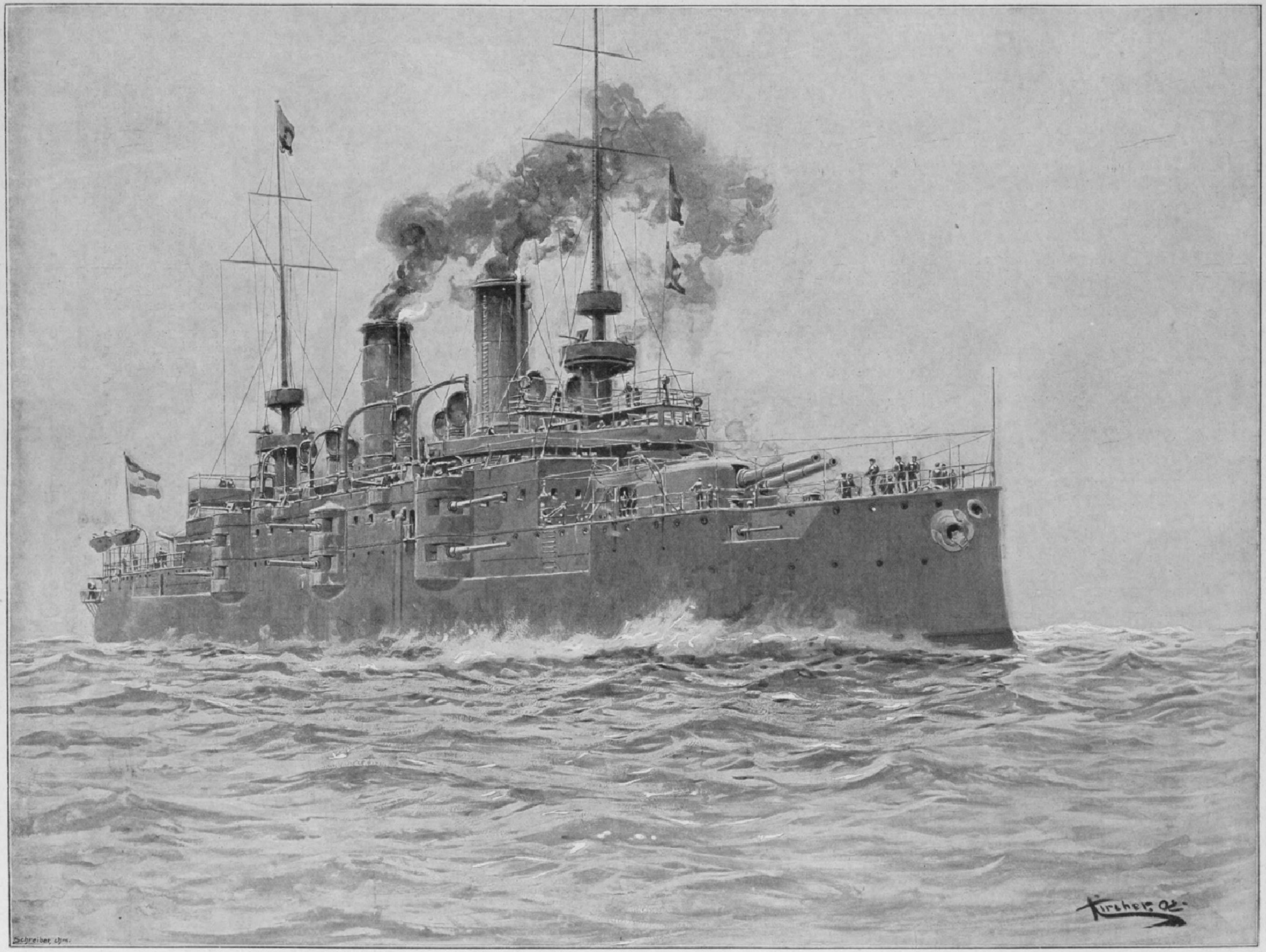
Kaiser Franz Joseph.



Kaiser Franz Joseph bei der Küstenverteidigung durch Marinelandungstruppen.
S. M. Schiffe „Budapest“ und „Kaiser Franz Joseph“ im Geschwader beim Scharfschiessen.

Die österreichisch-ungarischen Kaiser-Flottenmanöver in der Adria.

Nach der Natur gezeichnet von Alex Kircher. (Text Seite 1054.)



Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff erster Klasse „Babenberg".

Nach einer Zeichnung von Alex Kircher. (Text Seite 1034.)

Ich begriff und ging an meinen Platz zurück, und bald kam er nach und setzte sich neben uns. Die Thür war nun frei, und die Mädels huschten herein, verteilten sich, wo es kleine Lücken zwischen den Zelttüchern gab, um hinabzusehen, und man sah sie kaum noch.

Aenne kümmerte sich nicht um uns, sie war ganz ins Beobachten versunken. Nur manchmal drehte sie sich um und machte eine Bemerkung, die wir nicht verstanden.

Was wir gesprochen haben, weiß ich selbst nicht mehr recht. Es plauderte sich so angenehm in diesem Raume, in den das Licht des Kronleuchters durch die bunten Zelttücher gedämpft hereindrang. Sonst braunte nur eine einzige Flamme an jeder Seite. Man konnte sich viel besser unterhalten als unten beim Tanzen, und wenn wir auch nicht gerade sehr geistreich gewesen sein mögen, eine interessantere Unterhaltung war es doch, als sie im Saale meist geführt wird. Es war mir früher schon immer so, als ob man mit dem Ballkleid zugleich die Verpflichtung anzöge, banal zu sein, immer wieder die alten Phrasen mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung vorzubringen. Diesmal war es also gar kein Ballgespräch — ich konnte mich mit Herrn Fernbach so gut unterhalten wie mit Papa. Und was er für vernünftige Ansichten hat. Er sagt auch, das übermäßige Prunken nach außen, das Dabeiseinmüssen bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit, wie es die Menschen jetzt für nötig halten, und um das sie sich vielleicht im geheimen Entbehrungen auferlegen, sei krankhaft und verwerflich. Er bedauerte es nicht, daß er nicht mit bei den Tänzern war, die in den Atlaskleidern unten strahlten, und ich erst recht nicht. Die Zeit verging wie im Fluge, so daß ich endlich zum Aufbruch mahnen mußte. Aenne wollte natürlich noch nicht mit, und der pflichtvergessene Thürhüter redete mir auch sehr zu, noch ein Weilchen zu bleiben. Es war gegen Papas Willen, der nur eine Viertelstunde bewilligt hatte, aber ich blieb ja so gern. Und dann fragte er mich, weshalb ich nur so selten mich noch auf den Bällen sehen ließe, und ich sagte ihm, man müsse sich rechtzeitig zurückziehen, sonst sprächen die Leute darüber. Die Sache von Jenny Rather hatte er auch gehört, und er meinte lachend, sie habe sich sehr geirrt. Und dann drückte er mir die Hand und sagte — und sagte —

Ach, ich kann's ja gar nicht niederschreiben, ich bin ja so glücklich.

Jenny Rather:

Ich habe ihm stets nicht viel zugetraut. Denn dadurch, daß er in eine Beamtenfamilie ohne Geld heiratet, stellt er sich selbst ein Armutszeugnis aus. Ich begreife nicht, wie verschiedene Damen hier so für diesen Herrn Fernbach schwärmen konnten. Der schöne Max! Na, schön ist anders. Uebrigens soll er schon fünfunddreißig alt sein. Weshalb sich dieser Mummelgreis noch auf den Bällen herumgetrieben hat!

Helene Bracht:

Ich habe mich mit Friedrich Lamm verlobt. Er ist kein Adonis, aber wenn er in der Equipage sitzt, sieht er ganz anständig aus. Wir werden also meist fahren. Da er selbst sehr reich ist, kann er nur aus Neigung um mich angehalten haben, und das ist schließlich die Hauptsache in der Ehe, die gegenseitige Zuneigung. Nächsten Sonntag werden die Karten versandt — kommen von Berlin, Königliche Hoflithographie, allerfeinste Ausführung. Jedenfalls werde ich sehr beneidet werden.

Else Ludwig:

Schon eine Viertelstunde sitze ich vor dem Buche und weiß nicht, was ich schreiben soll. Er war da, Max, hat mit Papa gesprochen, ich bin Braut — wirklich und wahrhaftig Braut. Papa ist vergnügt, Aenne ganz ausgelassen vor Freude, und ich, ich möchte lachen und weinen zugleich. Ach, ist das Leben doch schön!

Die österreichisch-ungarischen Kaiser-Flotten-Manöver in der Adria.

(Siehe die Abbildungen Seite 1052.)

Vom 2. bis 4. September haben bei Pola und Lussinpiccolo die diesjährigen Manöver der österreichisch-ungarischen Flotte stattgefunden, denen Kaiser Franz Joseph und Erzherzog Rainer beiwohnten. Am 1. traf der Monarch in Pola ein und begab sich an Bord der Jacht „Miramar", wie Erzherzog Rainer an Bord der Jacht „Pelikan". Am 2. begannen die Schießübungen und die Eskadre- und Landungsmanöver; bei letzteren befehligte der Eskadrekommandant Contreadmiral von Ripper den angreifenden Teil, während der Chef des Generalstabs Feldzeugmeister Freiherr von Beck und Marinekommandant Admiral Freiherr von Spaun die Oberleitung der Manöver führten. Schon in der Nacht vom 1. zum 2. wurde die Eskadre (Contreadmiral von Ripper), von Mirano mit verdeckten Lichtern südwärts steuernd, von der Torpedoflottille angegriffen, die mit Blindfeuer empfangen wurde. Unsre Abbildung 1 veranschaulicht diesen nächtlichen Torpedobootangriff. Die Flottille schloß sich sodann der Eskadre an. Am 2. um sechs Uhr früh befanden sich die Seestreitkräfte auf der Höhe der Südspitze Istriens. Hier wurden die vier Truppentransportdampfer vorausgesendet, während die Eskadre bei hoher Schiffsgeschwindigkeit taktische Manöver und hieran anschließend ein gefechtsmäßiges Schießen gegen zwei in hoher See angebrachte Scheiben auf Fern- und Nahdistanz in voller Fahrt durchführte. Der Kaiser verfolgte die taktische Uebung und das Schießen von der „Miramar" aus mit lebhaftem Interesse und ließ den durchgeführten Manövern und dem Geschützscheibenschießen durch Flaggensignale seine vollste Zufriedenheit bekanntgeben. Abbildung 2 zeigt S. M. S. „Budapest" und „Kaiser Franz Joseph" im Geschwader beim Scharfschießen, und die Abbildung 3 endlich stellt den Monarchen dar, wie er der Küstenverteidigung durch Marine-Landungstruppen zuschaut. Nach dem Schluß der vortrefflich verlaufenen Manöver drückte nach einer Ansprache des Marinekommandanten Freiherrn von Spaun der Kaiser seine Befriedigung und seine Freude über den Fortbestand des traditionellen ruhmreichen Geistes in der Marine aus. Der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, wurde zum Admiral ernannt; außerdem erließ der Kaiser einen Befehl an die Flotte, worin er der Beteiligung der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine an den internationalen Aktionen im Mittelmeer und später in China gedenkt und seine vollste Anerkennung für die Leistungen der an den gemeinsamen Uebungen beteiligt gewesenen Personen der Kriegsmarine, des Heeres und der Landwehr ausspricht.

Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff erster Klasse „Babenberg".

(Siehe die Abbildung Seite 1053.)

Mit der „Babenberg" ist der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine das dritte Schiff dieser Klasse einverleibt worden. Das Deplacement beträgt 8340 Tonnen, und eine starke Armierung nebst gleichem Panzerschutz erhebt diese Schiffe zu den wehrfähigsten der Flotte. Die Hauptdimensionen der „Babenberg" sind 107,6 Meter Länge zwischen den Perpendikeln, 19,8 Meter Breite auf der Konstruktionswasserlinie, 7,1 Meter Tiefgang vorn und achter. Das Areal des Hauptspantes beträgt 123 Quadratmeter, das der Konstruktionswasserlinie 1584 Quadratmeter. Die Maschinen, deren zwei, unabhängig voneinander, dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 18,5 Seemeilen verleihen, entwickeln 11900 indizierte Pferdekräfte. Während das Fassungsvermögen der Kohlendepots 800 Tonnen beträgt, kann bei einer stündlichen Fahrgeschwindigkeit von 12 Seemeilen ein Aktionsradius von 3600 Seemeilen erzielt werden. Das Gewicht des gesamten dampfklaren Maschinenkomplexes beträgt 1098 Tonnen. Weitere 65 selbständige Dampfmaschinen mit zusammen 121 Dampfcylindern sowie eine Anzahl hydraulischer und elektrischer Kraftübertragungen vervollständigen die maschinelle Einrichtung. Der Schiffskörper ist aus bestem Siemens-Martin-Stahl hergestellt, der Vorder- und Achtersteven, das Rudergerippe und die Achsenrohrträger aus Stahlguß, die Achsenrohre aus geschweißtem Schmiedeeisen. Der Panzerschutz außenbords hat bei einer Höhe von 2,4 Metern eine Stärke von 220 Millimetern; er stammt aus den Werken von Witkowitz in Böhmen. Die Artillerieausrüstung besteht zunächst aus drei für Anwendung von Metallpatronen eingerichteten, in Panzerdrehtürmen aufgestellten 24 Centimeter-Schnellladekanonen von 40 Kaliber Länge, Modell 97. Weitere zwölf 15 Centimeter-Schnellladekanonen von 40 Kaliber Länge (System Skoda-Pilsen) sind auf zwei Decks derart installiert, daß vier in der Kielrichtung nach vorn, vier in der Kielrichtung nach achter und sechs nach jeder Bordseite hin feuern können. Zwei 7 Centimeter-Geschütze dienen als Boots-, bezw. Landungsgeschütze. Hierzu kommen ferner noch 22 Schnellfeuerkanonen verschiedenen Kalibers, 4 Maschinengewehre und 3 Torpedolancierrohre. Mit dem Repetiergewehr (System Manlicher) sind 250 Mann der Besatzung ausgerüstet, die insgesamt 600 Köpfe beträgt. Die elektrische Anlage ist durch das ganze Schiff verzweigt, sei es als Kraftübertragung oder zur Beleuchtung. Scheinwerfer von 25 000 Kerzen Lichtstärke vermögen die Wasserfläche im Umkreise von vielen Meilen zu erhellen.

Aus der Frauenwelt.

In dem abgelaufenen Jahrhundert hat sich die Frauenbewegung allmählich über alle Kulturländer verbreitet. Daß dabei hie und da auch mancherlei bedenkliche Erscheinungen zu Tage gefördert worden sind, soll nicht in Abrede gestellt werden; jedenfalls hat die Emanzipationsbewegung bei uns aber zu einem Fortschritt in der allgemeinen Volkserziehung den Anstoß gegeben, als sie in erster Linie die Hebung der höheren wie der niederen Frauenbildung sich als Ziel setzte. Den Frauen und Mädchen ist die Möglichkeit, sich eine gelehrte Bildung anzueignen, nun endlich auch in Preußen gegeben durch die ministerielle Genehmigung zur Errichtung eines Mädchengymnasiums in Köln und eines Mädchenrealgymnasiums in Schöneberg. In Bromberg wurde auf Anregung des Vereins „Frauenwohl" ein Kursus in Realgymnasialfächern eröffnet, der bis zur Reife für Obersekunda führen soll. Er wird gegenwärtig von neun Schülerinnen besucht, die sich später dem Apothekerberufe widmen wollen. In Graz promovierte als erster weiblicher Doktor dieser Hochschule Dr. phil. Seraphine Puchleitner. In Budapest fand in glänzender Feier unter Leitung des Rektors Professor Nocsey die Promotion der Aerztin Ida von Szendeff statt, die ihr Examen mit Auszeichnung bestand. Sie ist die dritte aus dieser Hochschule hervorgegangene Dr. medicinae. Zum erstenmal hat sich kürzlich der Fall ereignet, daß eine deutsche junge Dame, eine geborene Kölnerin, an einem französischen Gymnasium das Abiturientenexamen abgelegt hat. Die Dame, ein Fräulein Roß, bestand in Paris mit dem Prädikat gut; sie gedenkt sich dem Studium der Medizin zu widmen. Den Tag ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens beging vor kurzem die erste deutsche, von Frauen und für Frauen begründete Poliklinik in Berlin. Ihre Gründerinnen waren Fräulein Dr. Lehmus und Fräulein Dr. Tiburtius. Die jetzigen Leiterinnen sind Fräulein Dr. Blum, Frau Dr. Ploetz und Fräulein Dr. Hacker.

Viel zu thun ist noch in Deutschland auf dem Gebiete der weiblichen Fortbildungsschulen, die nicht bloß die Erwerbsfähigkeit der Frauen erweitern, sondern gleichzeitig auf die breiten Schichten des Volkstums bildend und veredelnd einwirken sollen. Während für junge Leute männlichen Geschlechts im Deutschen Reiche etwa 12 500 Anstalten mit rund 540 000 Schülern vorhanden sind, stehen ihnen nur 2600 Fortbildungs- und Fachschulen für das weibliche Geschlecht mit rund 106 000 Schülerinnen gegenüber. In den meisten Orten geschieht wenig oder gar nichts für die Ausbildung der Mädchen zur Hausfrau oder zu irgend einem geeigneten Beruf, und Staaten wie Gemeinden trifft der Vorwurf, die Frage der systematischen Fortbildung der schulentlassenen Mädchen bisher stark vernachlässigt zu haben. Eine rühmliche Ausnahme machen Württemberg und Baden, die den Pflichtbesuch auch für die schulentlassenen Mädchen und infolgedessen allein 68 000 Fortbildungsschülerinnen haben. Es sind keineswegs die Behörden allein, die in dieser Hinsicht rückständig geblieben sind; in manchen deutschen Staaten, wie beispielsweise in Sachsen, Hessen, Weimar, Meiningen, Koburg und Gotha hat die Landesgesetzgebung bereits seit fast drei Jahrzehnten den Gemeinden das Recht verliehen, auch für Mädchen den Schulzwang durchzuführen. Trotzdem diese Länder beinahe ebensolange die obligatorische Fortbildungsschule für Knaben besitzen, sind die Erfolge auf dem Gebiete des Fach- und Fortbildungsschulwesens für Mädchen ganz unbedeutend und durchaus ungenügend geblieben.

Immer dringender macht sich überall seit dem Absterben der alten Wirtschaftsformen das Bedürfnis geltend, der weiblichen Erwerbsfähigkeit neue Wege zu erschließen. Am Kaiserlichen botanischen Garten in Petersburg wurden die neueingerichteten landwirtschaftlichen Kurse für Frauen von dem Landwirtschaftsminister A. S. Jermolow eröffnet, der dabei in einer längeren Rede auf die Notwendigkeit landwirtschaftlicher Kenntnisse bei Frauen auf dem Lande hinwies. Die Kurse umfassen Obst- und Gemüsebau, Molkereiwesen, Geflügelzucht und Bienenzucht. Außer den Vorlesungen und praktischen Uebungen werden Exkursionen nach Musterbaumschulen, Gemüsegärten und Milchwirtschaften unternommen. Obgleich die Zahl der Hörerinnen ursprünglich auf 40 festgesetzt war, fanden bereits 46 Aufnahme. — In Hannover bildete sich unter dem Vorsitz der Frau E. Podleck der erste Verein geprüfter Chemikerinnen, dessen Wirksamkeit international gedacht ist. Man versucht, den geprüften Chemikerinnen Stellung in Zuckerfabriken zu sichern. — Ein neuer Frauenberuf ist der von Fremdenführerinnen in Großstädten. In Berlin ist infolge des sehr regen Fremdenverkehrs während dieses Sommers bereits eine sich mehr und mehr steigernde Anzahl von Fremdenführerinnen thätig. Sie haben sich bestens bewährt und werden nicht nur von allein reisenden Damen bevorzugt, sondern häufig auch von größeren Reisegesellschaften angenommen. — Für die Gleichberechtigung und Zulassung der Frauen zu den Berufsvereinigungen und Innungen sprachen sich die unlängst in Düsseldorf versammelten Barbiere und Friseure aus. Auf ihrer Tagung in Kassel berieten die Zahnkünstler den gleichen Gegenstand und kamen zu demselben Beschluß. Ein Berliner Barbier hat Frau und Tochter theoretisch und praktisch in die Kunst des Rasierens eingeweiht, die nun beide mit Geschick in seinem Geschäft thätig sind. Zahlreiche Kunden strömen herbei, um von zarten Händen rasiert zu werden, was für Berlin noch den Reiz der Neuheit hat, in Böhmen, Ungarn und in Skandinavien aber längst gang und gäbe ist. Kommt es dabei schlimmstenfalls zu einem „Blutigen", so tröstet man sich leicht mit dem Dichterwort:

„Blancas manos non offenden,
Die Wunden schmerzen nicht von schönen Händen!"

Spectator.

Litteratur.

„Wir wissen, daß wir nichts wissen", mit diesen Worten klingt der Roman „**Die Spiritisten**" von **Viktor Blüthgen** aus (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Wie der Verfasser in seinem Vorwort von vornherein erklärt, hat er es keineswegs auf eine Verhöhnung des Spiritismus und seiner Anhänger abgesehen und sich, wie aus dem ganzen Werke hervorgeht, sehr ernsthaft in Theorie wie Praxis mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, aber auf eine Absage an den Spiritismus läuft doch schließlich der Roman hinaus. Sein Schauplatz ist Berlin, und die Erzählung kann als aktuell gelten, denn Dinge, wie sie hier geschildert werden, sind erst vor kurzem bei Entlarvung eines vielberufenen Mediums zur Sprache gekommen und werden noch andauernd erörtert. Nicht als ob der Autor nun den gesamten Spiritismus als Lug und Trug hinstellte, seine Apostel als Schwindler und deren Gläubige als Tröpfe kennzeichnete. Er schildert vielmehr auch ehrliche und überzeugte Spiritisten, die am lebhaftesten den argen Humbug beklagen, der mit der ihnen heiligen Sache von gewissenlosen Leuten getrieben wird, aber der Verfasser giebt doch zu verstehen, daß viele der anscheinend übersinnlichen Dinge sich sehr natürlich erklären lassen, daß vieles, auch bei Hochgebildeten, auf Selbsttäuschung und Einbildung beruht und daß namentlich die unbeschäftigten und „unverstandenen" Frauen der höheren Gesellschaftskreise mit ihren Wahrnehmungen und Erfahrungen aus einer andern Welt sehr verdächtig erscheinen. Schalkhaft führt dies der Autor an dem Beispiel einer phantasievollen Dame aus, die im Verkehr mit einem redseligen Klopf- und Schreibgeist zu halb komischer, halb krankhafter Gereiztheit gelangt, bis sie, glückliche Mutter geworden, in der Pflege ihrer lieben Erdgeistchen volle Genesung findet. Ueberhaupt steht dem Verfasser ein launiger Humor zu Gebote. An mancher Nebenfigur gelangt er zum glücklichen Ausdruck, nicht zum wenigsten bei dem verkannten Malgenie, das sich nach langem Irrgange zu tüchtiger Arbeit aufrafft. — In gewisser Verwandtschaft mit dem Spiritismus steht der Hypnotismus, mit dem sich **Gustav Johannes Krauß** in seinem Roman „**Der Zwingherr**" befaßt (Berlin, Alfred Schall). Der Held ist eine dämonische Natur. Für ein Unrecht, das einst an seinem Vater verübt worden, will er, in dessen Adern Zigeunerblut fließt, sich rächen an den Schuldigen und zugleich den Eintritt in jene Gesellschaftskreise erringen, die ihm nach seiner Herkunft verschlossen sind. Es gelingt ihm, als Hauslehrer in eine vornehme Familie Einlaß zu finden, Sohn und Tochter in seine hypnotische Gewalt zu bringen und das Mädchen zu zwingen, ihr Verlöbnis zu lösen. Als er jedoch den Sieg in Händen zu haben, den Nebenbuhler so gut wie beseitigt glaubt, fällt er von der Kugel eines greisen Sonderlings, der wie ein Schutzgeist über dem Hause wacht. So bequem und mit so weit gehenden Folgen, wie es hier geschieht, läßt sich die Hypnose wohl nur in sehr seltenen Fällen fruktifizieren, aber wir wissen ja aus wissenschaftlich verbürgten Fällen, daß hier das Unbegreifliche bisweilen Ereignis wird. Hat der Autor auch keine litterarisch hochstehende Arbeit geschaffen, so ist es ihm doch gelungen, Spannung zu erzielen.

Notizblätter.

Tagesereignisse.

Die Stadt Berlin bereitete am 9. September ihrem entschlafenen Mitbürger Rudolf Virchow eine großartige Trauerfeier im Festsaale des Rathauses. Von den Balkons und den Fensterbrüstungen wallten lange, schwarze Velarien herab, die mächtigen Kronleuchter leuchteten gedämpft. An der dem Eingange gegenüberliegenden Schmalseite war der Sarg aufgebahrt vor einem Hain von Palmen und Lorbeer. Zwischen dem Sarge und diesem Schmuck stand ein Kruzifix, vor dem die Rednertribüne errichtet war. Rechts und links vom Sarge schimmerten Kerzen, die auf schwarzen Kandelabern in silbernen Leuchtern standen. Das Banner Berlins von 1709 auf einer Seite, das florumhüllte Bild Virchows auf der andern Seite bildeten den Abschluß der Trauerdekoration. Als gegen elf Uhr vormittags alle Trauergäste versammelt waren, erschien die Familie des Verewigten im Saale. Der Domchor stimmte ein Lied an, worauf der Geistliche Kirmes die Gedächtnisrede hielt und Gebet und Segen sprach. Ihm folgten der Anatom Professor Waldeyer, der Virchow als den Fürsten der Wissenschaft, der Abgeordnete Albert Träger, der den Verewigten als Menschen und Politiker pries. Den Beschluß machte Oberbürgermeister Kirschner, der Virchows Verdienste um die Stadt Berlin feierte. Abermaliger Gesang des Domchors beschloß die stimmungsvolle Feier. Dann trugen Magistratsdiener den Sarg hinaus und die große Freitreppe herunter vor das Hauptportal des Rathauses in der Königstraße, wo sich der Trauerzug nach dem Matthäikirchhofe, auf dem die Beisetzung stattfand, bildete.

Bühne.

Die neue Spielzeit hat in Berlin nicht besonders glücklich begonnen. Im Königl. Schauspielhause erwies sich die von Heinrich Welcker unternommene Dramatisierung von Otto Ludwigs kerniger Erzählung „Die Heitherethei" als ein Fehlschlag, und auch der dem Volksstücke vorausgeschickte Scherz „Die Hochzeitsreise" von Wilhelm Wolters fand nur geringen Anklang. Ebenso konnte im Lessing-Theater das Schauspiel „Der Zeuge" von Max Petzold vor der strengen Kritik nicht bestehen, und selbst die deutsche Bearbeitung der „Kleinbürger" von Maxim Gorki, dem berühmten russischen Dichter, brachte der letztgenannten Bühne nicht den vollen Erfolg.

— Im Thalia-Theater zu Hamburg begegnete das Volksstück „Geschwister Lemke" von Richard Skowronnek und L. W. Stein, das die soziale Frage zu behandeln versucht, einer wohlwollenden Aufnahme. — Das neue Stadttheater in Köln, erbaut vom Regierungsbaumeister Karl Moritz, wurde am 6. September feierlich eröffnet. — Das neubegründete Leipziger Schauspielhaus nahm das Schauspiel „Dana Petrowitsch" von unserm geschätzten Mitarbeiter Roda-Roda zur Aufführung an.

— Im Residenztheater in München wurde die Komödie „Don Gil", aus dem Altspanischen des Tirso de Molina von Fr. Adler übersetzt, freundlich aufgenommen. Das Intriguenstück ist mehr als 250 Jahre alt.

— Im Deutschen Volkstheater zu Wien hatte das Schauspiel „Die Wiederkehr" von François de Curel, das in verzwickter Art das Martyrium einer betrogenen Gattin behandelt, nur dem glänzenden Spiel von Adele Sandrock den günstigen Ausgang zu danken. — Rudolf Lothar errang mit dem Lustspiel „Glück in der Liebe" im Deutschen Theater zu Prag einen fröhlichen Erfolg.

Denkmäler.

Zur Errichtung eines Kaiserin Augusta-Nationaldenkmals in Weimar hat sich daselbst ein Komitee gebildet, dessen Protektorat der Großherzog von Sachsen-Weimar übernommen hat. Das Unternehmen verfolgt den Zweck, der ersten Deutschen Kaiserin im neuen Reiche an der Stätte ihrer Geburt ein nationales Denkmal zu errichten. Es soll bestehen in einer Gedächtniskirche und in einem vor dieser zu errichtenden Marmorstandbild der verewigten Kaiserin. Das Komitee fordert zur Bildung von Lokalkomitees im ganzen Deutschen Reiche auf.

— Der Gräfenberg, auf dem V. Prießnitz die erste Wasserheilanstalt errichtete, gehört zur Stadt Freiwaldau (Oesterreichisch-Schlesien), die dem Begründer der neueren Kaltwasserkur ein würdiges Denkmal im Stadtpark errichten wird. Aus dem veranstalteten Wettbewerb ging der akademische Bildhauer Josef Obeth aus Theresienfeld, ein Schüler von Zumbusch und Hellmer in Wien, als Sieger hervor; ihm hat der Ausschuß die Ausführung des Denkmals übertragen.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Die Aufbahrung der Leiche Rudolf Virchows im Festsaale des Berliner Rathauses.



Phot. Gustav Frölich, Nördlingen.

Das Brunnendenkmal in Nördlingen. Von Georg Woba.

— Die ehemalige freie Reichsstadt Nördlingen — seit 1803 zur Krone Bayern gehörig — hat durch ein neues Brunnendenkmal weiteren architektonischen Schmuck erhalten. Würdig in Form und Ausgestaltung paßt es sich dem so interessanten charakteristischen Stadtbilde, dem Monumentalbau der benachbarten St. Georgskirche an. Das von Bildhauer Georg Woba in München meisterlich ausgeführte Kunstwerk ist Brunnen und Kriegsdenkmal zugleich. Zwei Bronzetafeln am Fuße des aus Muschelkalk bestehenden Aufbaues künden die Namen der im Kriege 1870/71 gefallenen Söhne Nördlingens. Eine urwüchsige Jünglingsgestalt, das Sinnbild deutscher Kraft, steht inmitten dieser Gedächtnistafeln, deren Rahmen die Porträts der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., des Königs Ludwig II. und des Prinzregenten Luitpold von Bayern, Bismarcks und Moltkes tragen, während die Ecken verschiedene symbolische Gruppen zieren. Die untere der beiden Wasserschalen zeigt die Inschrift: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“ Vier steinerne wappentragende Kinderfiguren, dazwischen zierlich in Bronze geformte und am oberen Wasserbecken in eine Spitze auslaufende Pfeiler stellen die Verbindung mit jenem her. Die Bewohner von Miesbach und Dachau, des Allgäus und Rieses sind, als Wasserspeier über dem oberen Bassin thronend, hier in den köstlichsten bayrischen Volkstypen wiedergegeben. Durch Tierköpfe in dem Brunnenrand, sowie durch unterhalb des ersten Wasserbeckens angebrachte Figuren ergießen sich in gefälliger Anordnung noch sonstige Wasserstrahlen. Ein kunstvoll in Bronze gearbeiteter Helm, bekrönt von dem Wahrzeichen einstiger reichsstädtischer Herrlichkeit, einem Adler, bildet den Abschluß des schönen Brunnendenkmals.

Sofie Frank.

Totenschau.

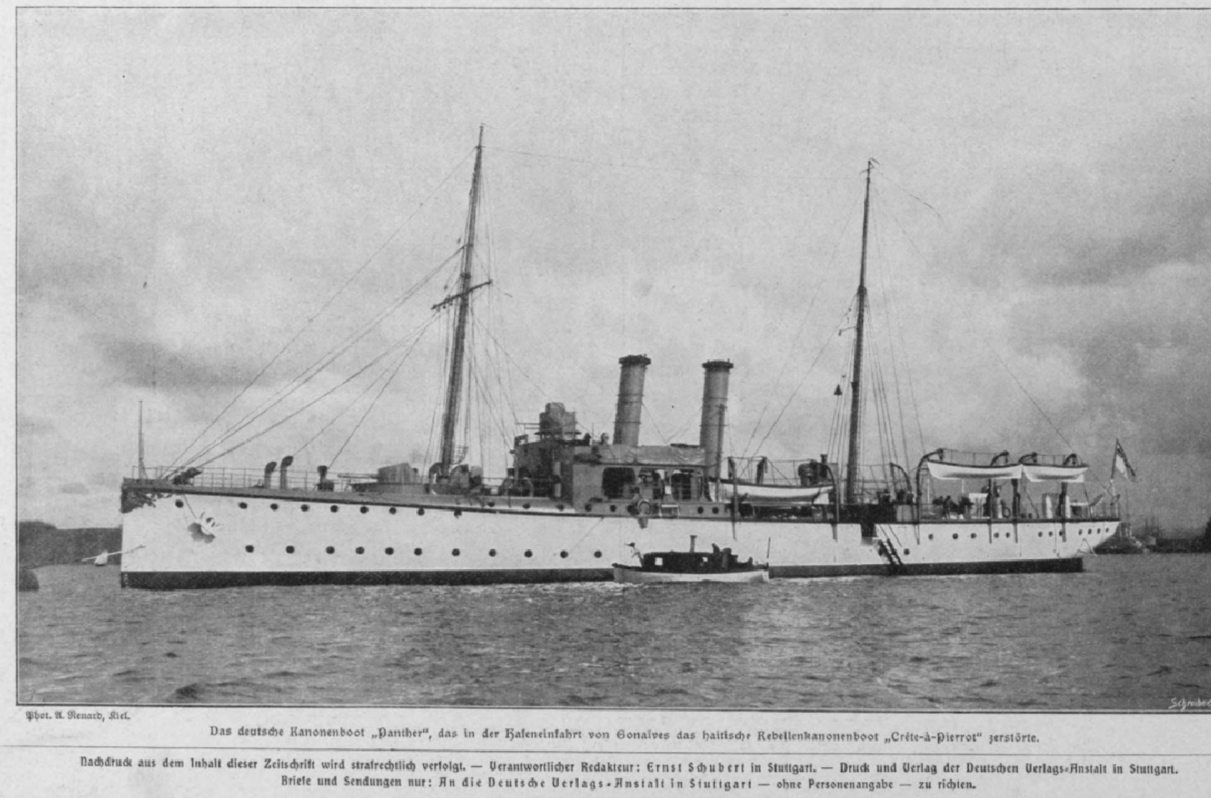
In Braunfels a. d. Lahn entschlief am 8. September der Leiter der Gürzenichkonzerte und des Kölner Konservatoriums, Professor Dr. Franz Wüllner, einer der hervorragendsten Dirigenten und Musikpädagogen unsrer Zeit. Er war am 28. Jan. 1832 als Sohn eines Elementarlehrers zu Münster i. W. geboren und bestand am dortigen Gymnasium 1848 das Abiturientenexamen. Sein musikalisches Talent war schon früh zu Tage getreten und wurde zuerst durch C. Arnold und dann durch Anton Schindler, den Freund und Schüler Beethovens, ausgebildet. Als Schindler nach Frankfurt a. M. übersiedelte, folgte ihm Wüllner dorthin, wo er bei F. Keßler weiterstudierte. Nach einigen Wanderjahren nahm er 1854 in München eine Stelle als Klavierlehrer am Konservatorium an, und vier Jahre später dirigierte er als städtischer Musikdirektor in Aachen sein erstes Konzert. Seine Fähigkeit als Chorleiter verschaffte ihm 1865 die Stelle als Leiter des Kirchenchors der Allerheiligenhofkirche in München und 1867 die Ernennung zum bayrischen Hofkapellmeister. Als solcher dirigierte er die von Ludwig II. gegen den Willen Wagners befohlene Erstaufführung des „Rheingold“ und der „Walküre“. 1877 wurde Wüllner sächsischer Hofkapellmeister in Dresden, von wo er 1884 aus Anlaß eines Kompetenzkonflikts schied und dem Ruf als städtischer Kapellmeister und Direktor des Konservatoriums in Köln folgte. Um die Förderung des rheinischen Musiklebens hat er sich unvergängliche Verdienste erworben und es verstanden, das seiner Leitung anvertraute städtische Orchester zu einem der ersten in Deutschland zu machen, das besonders die Modernen vorzüglich zu Gehör bringt. Noch in diesem Jahr war Wüllner, der auch als Komponist ehrenvoll bekannt ist, bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages Gegenstand großer Ehrungen.



Phot. R. Tonger, Köln a. Rh.

Professor Dr. Franz Wüllner †.

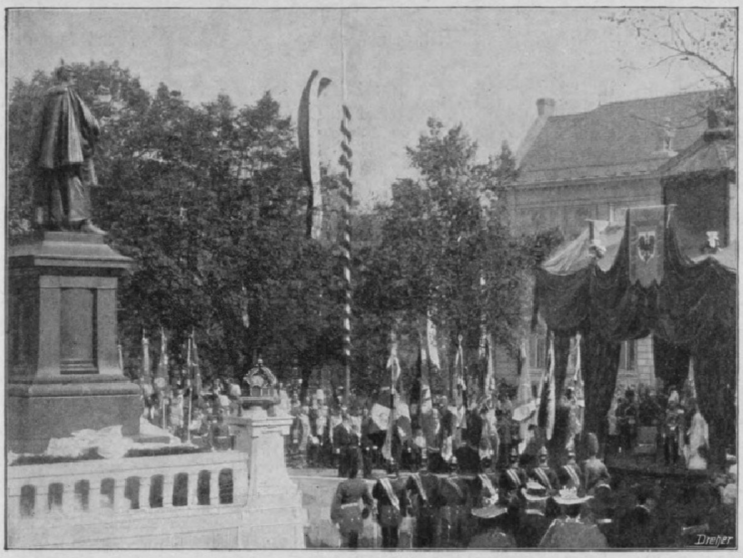
Frau Mathilde Wesendonck, bekannt als einstige treue Freundin und Gönnerin Richard Wagners, 74 J., † 1. Sept., Villa Traunblick am Gmundener See. — Genre- und Historienmaler Professor Eduard Schwoiser, einer der fruchtbarsten Hofmaler König Ludwigs II., 75 J., † 4. Sept., München. — Professor August Heller, Oberbibliothekar und Mitglied der ungar. Akademie der Wissenschaften, 59 J., † 4. Sept., Budapest. — Baron Simon Moritz von Bethmann, Mitinhaber des großen Frankfurter Bankhauses Gebrüder Bethmann, 58 J., † 5. Sept. auf seiner Villa in Königstein. — Großkaufmann Rudolf Schöller, aus Düren (Rheinprovinz) stammend, Chef des Züricher Hauses Schöller & Co. (Kammgarnspinnereien), 76 J., † 5. Sept., Zürich. — Geheimrat Hoffmann, früherer Oberbürgermeister von Königsberg, † 5. Sept., Königsberg. — Staatsrat Heinrich von Wild, geborener Züricher, früher Universitätsprofessor und Direktor des physikal. Observatoriums in St. Petersburg, 69 J., † 5 Sept., Zürich. — Dr. Stahlschmidt, Professor an der techn. Hochschule in Aachen, † 6. Sept., Aachen. — Domherr Hubert Felix Laurent, 61 J., † Metz. — Stadtbaurat J. Hobrecht, Bruder des ehemaligen preuß. Finanzministers und früherer Leiter des Berliner Tiefbauwesens, 77 J., † 9. Sept., Berlin. — Frau Amalie Lauchert, Witwe des Malers Professor Lauchert, geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 91 J., † 9. Sept., Gotha.



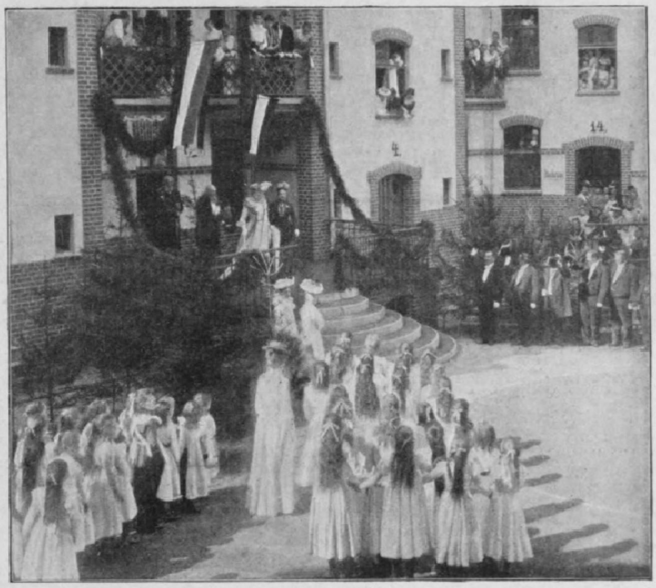
Phot. A. Renard, Kiel.

Das deutsche Kanonenboot „Panther“, das in der Hafeneinfahrt von Gonaïves das haitische Rebellenkanonenboot „Crête-à-Pierrot“ zerstörte.





Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals.



Besuch der Kaiserin in Arbeiterwohnungen.



Aufnahmen von J. Engelmann, Hofphotograph in Posen.

Einzug des Kaiserpaares und Begrüssung durch den Oberbürgermeister.

Von den Kaisertagen in Posen. (Text Seite 1059.)

Ueber Land und Meer,

das vornehmste und am meisten verbreitete deutsche Familienblatt grossen Stils, beginnt mit der nächsten Nummer den neuen, **fünfundvierzigsten** Jahrgang. Getreu seinen Ueberlieferungen, wird **Ueber Land und Meer** auch ferner eifrig bemüht sein, durch Gediegenheit des litterarischen Inhalts und vollkommene Gestaltung der künstlerischen Beiträge die Gunst der alten Leser und Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Nach wie vor wird **Ueber Land und Meer** seine Aufgabe darin suchen, ein

echt deutsches Familienblatt

zu sein, dem deutschen Hause zu dienen als ein reiner und lauterer Quell der Unterhaltung und des Wissens, der das Herz erfrischt und den Geist erhebt.

Unterstützt durch unsre ersten Dichter und Schriftsteller bietet **Ueber Land und Meer** eine zugleich fesselnde und geistig veredelnde Lektüre, und darum darf ihm ein bevorzugter Ehrenplatz auf dem Büchertische des deutschen Hauses sicher sein.

In gefälliger, allgemein verständlicher Form sollen alle Fragen behandelt werden, die das geistige Leben unsrer Zeit bewegen. Auf allen Gebieten, auf denen der Geist modernen Forschens und Schaffens Neues und Verheissungsvolles zu Tage fördert, werden die Leser durch berufene Schriftsteller unterrichtet, in allen Zweigen der Wissenschaft, in Litteratur und Kunst, in Technik und Industrie, in Erfindungen und Entdeckungen, in Jagd und Sport u. dergl. m.

Insbesondere werden auch die Interessen der deutschen Frauenwelt volle Berücksichtigung finden.

Unter sorgfältiger Verwertung aller Errungenschaften der modernen Illustrationstechnik wird **Ueber Land und Meer** in erster Linie den Holzschnitt und den Farbendruck pflegen und auch bei Anwendung mechanischer Reproduktionsverfahren stets Vollkommenes bringen.

Der **neue Jahrgang** beginnt mit einem Roman von

Richard Voss: Für die Krone.

Der gefeierte Dichter behandelt darin mit packender Gewalt, mit dem höchsten Schwunge einer edlen Poesie das Schicksal eines genialen jungen Fürsten, in dem manche Züge auf ein berühmtes Vorbild der neueren Geschichte hindeuten. Mit der fesselnden, in dramatischer Steigerung aufgebauten Handlung verbinden sich Naturschilderungen von lieblicher Anmut, von erhabener Schönheit und Kraft. Weiter werden von Romanen und Novellen erster Autoren zunächst erscheinen:

Hanns von Zobeltitz: Der goldene Käfig, eine spannende, dramatisch belebte Erzählung aus der vornehmen Welt — **Ernst Zahn: Der Schatten**, ein kraftvolles Charaktergemälde aus der Alpenheimat des Dichters — **Bernhardine Schulze-Smidt: Demoiselle Engel**, eine altbremer Geschichte voll liebenswürdigen Humors (illustriert) — **Emil Roland: Sylvia**, ein Roman, der in feiner seelischer Vertiefung zeigt, wie eine junge Weltdame zur Erkenntnis des wahren und edlen Frauenberufes gelangt — **Eva Gräfin Baudissin: Treibende Wracks**, ein handlungsreicher Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben — **Margarete von Oertzen: Lebensfrühe**, eine Erzählung, die liebenswürdig und zugleich ergreifend das Erwachen der Jugend zur Reife schildert — **Ida Boy-Ed: Ein Handel**, eine ungewöhnlich packende Strandnovelle — **Luise Westkirch: Jan Mientwegen**, eine friesische Dorfgeschichte von urwüchsiger Kraft — **Fritz Skowronnek: Der Aeltervater**, ein ebenso eigenartiges wie fesselndes Kulturbild aus Masuren — **Anton Freiherr von Perfall: Der Wilderer**, eine Novelle, in der der Dichter seine volle Meisterschaft in der Schilderung des Hochgebirges und seiner Bewohner bekundet.

Der 45. Jahrgang von Ueber Land und Meer, Grossfolio-Ausgabe (Oktober 1902/1903) erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährl. (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.
b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Abonnements auf den 45. Jahrgang von Ueber Land und Meer nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in Wochen-Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 7632, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 4049).

Mit Ueber Land und Meer zugleich beginnt auch die

Deutsche Romanbibliothek

einen neuen, den 31. Jahrgang. Diese beliebte Unterhaltungs-Zeitschrift wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische Litteratur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Litteraturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Namen des Blattes entsprechend, stets auf Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums ruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

Das Prinzessinlächeln von **Johannes Richard zur Megede**, dem bewährten Meister tiefgründiger Seelenschilderung, der in dieser seiner neuesten Erzählung auf dem Schauplatz des Weltbades Kissingen eine reichbewegte Handlung entwickelt, und

Der Friedensucher von **Ernst Zahn**, ein Roman, in dem der rasch berühmt gewordene Schweizer Dichter ungewöhnlich packende Bilder aus seiner Heimat vorführt. Zu diesen grösseren Werken gesellt sich eine launige Humoreske:

Das Automobil von **Georg Freiherrn von Ompteda.**

Von weiteren, die verschiedenartigsten Stoffe behandelnden Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang zunächst vorgesehen: **Richard Voss: Die Reise nach Mentone** — **Freiherr von Schlicht: Der Gardestern** — **Balduin Groller: Die Ehre des Hauses** — **Agnes Gräfin Klinckowström: Der Papagei** — **Elisabet Siewert: Die schönen Herbsttage** — **Anna Hartenstein: Seine Freundin** — **Willi Linck: Eine Spielhahnfalz** — **Pile Lotin: Frau Pascha** — **C. Eysell-Kilburger: Die Vorgängerin im Reich** — **Paul Anders: Im Banne des Ruhmes** — **Ph. Hartl-Mitius: Marianne Holm** — **Ford: Das Abenteuer im Expresszug.**

Der 31. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 1920, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1016).

☛ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang sowohl von Ueber Land und Meer als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1902 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Subskriptionsschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Aus den Posener Kaisertagen.

(Zu den Bildern Seite 1057.)

Am 2. September kündeten Punkt 6 Uhr nachmittags Salutschüsse von der Umwallung der Provinzialhauptstadt der Ostmark das Herannahen des kaiserlichen Sonderzuges an. Bei dem Einzuge in die festlich geschmückte Stadt fuhr die Kaiserin in einem à la Daumont bespannten Viererzuge, während der Kaiser mit dem Kronprinzen zur Linken hinter dem Wagen ritt. Die Majestäten hielten vor der Tribüne am Berliner Thor, wo nun Oberbürgermeister Witting die Begrüßungsansprache hielt; sein Töchterlein überreichte der Kaiserin einen Kranz herrlicher Rosen. Die Antwort des Kaisers wurde bei der Ankündigung, daß die Rayonbeschränkungen auf seinen Befehl aufgehoben seien, von brausenden Hochrufen unterbrochen. Am Abend war die Stadt glänzend illuminiert. Bei prachtvollem Wetter wurde am Morgen des 3. September auf dem Paradefeld bei Lawica die Truppenschau des V. Armeecorps abgehalten, die glänzend verlief; abends war Parademahl in den Räumen des Provinzialmuseums und großer Zapfenstreich, während die Stadt wiederum prächtig beleuchtet war. Am Vormittag des 4. September wurde das von dem Bildhauer Boese-Berlin geschaffene Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Wilhelmsplatz enthüllt. Es zeigt den dahingegangenen Monarchen, wie er mit der Linken sich auf den vorgestellten Pallasch stützt und in der Rechten eine Rolle hält. Der den Sockel bildende Granitblock trägt die Inschrift „Kaiser Friedrich" in lateinischen Buchstaben. Hierauf folgte die Feier im Provinzialständehause, wo der Kaiser eine längere Rede hielt, und ein Besuch im alten und neuen Rathause. Die Kaiserin besuchte nachmittags von 3 Uhr an die Krankenanstalt der barmherzigen Schwestern und die Haushaltungsschule; am Vormittag des 5. nahm die hohe Frau Arbeiterwohnungen in Augenschein. Am Mittag des 5. September fand die Abreise der Majestäten statt.

Briefmappe.

Philatelist in H. Die bulgarischen Jubiläumspostmarken sind zu dem Zeitpunkte, da wir diese Zeilen schreiben, noch nicht ausgegeben, doch dürfte dies zweifellos demnächst geschehen oder ist inzwischen schon erfolgt. Die Marken sind geprägt zur Erinnerung an die Teilnahme der bulgarischen Freiwilligen an der heldenmütigen Verteidigung des Schipkapasses. Der Paß, der seinen Namen nach dem bulgarischen Dorfe Schipka führt und einen Uebergang über den Balkan bildet, war im August 1877 von den Russen besetzt und eiligst befestigt worden. Wiederholt versuchte der türkische Feldherr Suleiman Pascha die russische Stellung zu erstürmen, wurde jedoch stets zurückgeschlagen. Anfangs 1878 gingen die Russen angriffsweise vor, und es gelang ihnen, die türkische Armee zu umzingeln, die sich am 9. Januar, 32000 Mann stark, ergab. An diesen heißen Kämpfen vor 25 Jahren nahmen, wie gesagt, auch Bulgaren auf russischer Seite teil. Die neuen Marken, im Gesamtbetrage von 100000 Franken, werden in Werten von 5, 10, 25 Centimes ausgegeben. Bildlich ist die Verteidigung des Passes durch bulgarische Freiwillige dargestellt.

R. A. in F. Der norwegische Romandichter Alexander Kjelland ist am 18. Februar 1849 zu Stavanger geboren. In seiner Vaterstadt bekleidete er das Amt des Bürgermeisters, wurde aber vor kurzem zum Amtmann ernannt, welche Würde etwa der eines Regierungspräsidenten in Deutschland entspricht.

W. v. G. in K. Die in Preußen eingeführte Auszeichnung für Forstbeamte der Kommunalverbände und öffentlichen Anstalten besteht in der Verleihung eines goldenen, am Hirschfänger zu tragenden Portepees, wie es die königlichen Förster tragen. Die Verleihung soll in der Regel frühestens nach fünfzehnjähriger tadelloser Dienstzeit und nur in Anerkennung besonderer Verdienste früher erfolgen.

H. N. in B—n. Die Stadt Hannover hat noch keine Bismarcksäule, doch wird der Grundstein zu einer solchen am 18. Oktober gelegt werden. Die städtischen Behörden bewilligten für den Bau und die Ausschmückung seiner Umgebung 26,100 M.

G. v. K. in Wilna. Als Hospitanten werden Ausländer an der Technischen Hochschule in Berlin nicht mehr zugelassen. Russische Staatsangehörige werden nur dann als Studierende aufgenommen, wenn sie das Reifezeugnis eines Gymnasiums besitzen und an einer technischen Hochschule ihres Heimatlandes zugelassen worden sind oder eine solche bereits besucht haben. Unter welchen Bedingungen etwa eine Ausnahme stattfinden kann, werden Sie auf direkte Anfrage beim genannten Institut erfahren.

Edgar N. in C., Alfred Sch. in G., B. Br. in Wien, Franz D. in N., B. D. P. in J., Martha G. in Berlin, Franz K. in G., Karl J. in H. Mit Dank abgelehnt.

Frau Henriette H.-Tsch. in K. Herzlichen Dank und Gegengruß.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 24.

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. März 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der fünfte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Spanische Partie.

Weiß: G. Marco. — Schwarz: F. J. Marshall.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	21. Td1—d6	Th5×g5 6)
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	22. Td6×c6	Ld7×c6
3. Lf1—b5	f7—f5	23. Da3—d6!	Lc6—d7
4. d2—d4	f5×e4	24. f2—f3!	Tg5—d5
5. Sf3×e5 1)	Sc6×e5	25. Dd6—c7	Ke8—f7
6. d4×e5	c7—c6	26. f3×e4	Tf8—c8
7. 0—0! 2)	c6×b5 3)	27. Dc7—f4	g6—g5
8. Sb1—c3	d7—d5	28. Df4—g3	Td5×a5
9. e5×d6	Dd8×d6	29. e4—e5	Sf6—g4
10. Dd1—h5†	g7—g6	30. h2—h3	Sg4—h6
11. Dh5×b5†	Lc8—d7	31. Dg3×g5	Sh6—f5
12. Db5×b7	Dd6—c6	32. Dg5—f6†	Kf7—g8
13. Db7—b3	Lf8—d6	33. e5—e6	Ld7—e8
14. Tf1—e1!	Sg8—f6	34. e6—e7	Le8—d7
15. a2—a4! 4)	Ld6—e5	35. Te1—d1	Sf5—e3
16. Lc1—g5	Ta8—b8	36. Td1×d7	Ta5—a1†
17. Db3—a3	Le5×c3 5)	37. Kg1—h2	Se3—f1†
18. b2×c3	Tb8—f8	38. Df6×f1! 7)	Ta1×f1
19. Ta1—d1	Tb8—b6	39. Td7—d8†	Tf1—f8 8)
20. a4—a5	Tb6—b5	40. e7×f8D matt.	

1) Gewöhnlich geschieht zunächst 5. Lb5×c6; der Führer der weißen Steine hat aber das nachfolgende verblüffende Opfer im Auge.

2) Zieht der Läufer, so erobert Dd8—a5† den Be5 mit gutem Spiel.

3) Die schwarzen Bauern werden sehr geschwächt; Schwarz thäte vielleicht besser, mit Dd8—a5 (8. Sb1—c3 Lf8—b4) auf Gewinn des Be5 zu spielen.

4) Damit sichert Weiß, wie Marco selbst ausführt, seiner Dame die Diagonalen a2—g8, bezw. a3—f8 und verhindert so dauernd die Rochade des Gegners.

5) Durch diesen Abtausch beraubt sich Schwarz einer für den Angriff wie für die Verteidigung gleich wichtigen Figur. Ke8—f7 verdiente den Vorzug.

6) Schwarz erhält drei Figuren für die Dame, hat aber eine so schlechte Königsstellung, daß die weiße Dame bald entscheidend in sein Spiel eingreift. Auf Tb5×a5 kann 22. Da3—b4 Ta5—b5 23. Db4—d4 Tb5—d5 24. Te1×e4† Ke8—f7 (Sf6×e4 25. Dd4×e4† Ke8—f7 26. De4—e7† Kf7—g8 27. Lg5—h6) 25. Td6×f6† Kf7—g8 (falls nach g7, so 26. Tf6—f7†† nebst 27. Te4—e7†; falls Dc6×f6, so 26. Dd4×d5†!) 26. Tf6×f8† Kg8×f8 27. Dd4—h8† Kf8—f7 28. Te4—e7†, bezw. 23. . . . Dc6—c5 24. Lg5×f6 Dc5×d4 25. c3×d4 mit siegreichem Endspiel für Weiß.

7) Dies hatte der Führer der weißen Steine selbstverständlich vorher berechnet.

8) Um ein Ende zu machen!

Schachbriefwechsel.

H. Menzel in Hamburg. Nr. 28 lösten Sie richtig, ebenso Nr. 9 der „J. W.“, nicht aber Nr. 29, bezw. 10. In der ersteren ist 3. Sf3—d4 kein Mattzug wegen f4—f3, und das etwaige Damenmatt auf d2 wird durch 1. (oder 2.) Sa1—b3 oder c2 verhindert. In der andern scheitert 1. Da1—d1 an e6—e5.

M. J. in Bernburg. Ihr Versuch, die Nr. 28 durch 1. Dg7×g1 zu lösen, genügt wegen der Entgegnung Td2—d3 nicht.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Hans Steidel in Stolpen (Sachsen) und D. W. Weigt in Brieg zu Nr. 28; J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 28 und 29; Julius Richter in Brünn und F. Schneider in Neunkirchen zu Nr. 29; Senglier in Bulgrin zu Nr. 29 und 30.

Viersilbiges Rätsel

Die ersten fünf Laute des Rätsels verstellt,
Nachdem du ein s ihnen noch gesellt!
Die Mühe ist leicht, du mußt sie nicht scheu'n,
Denn was sie enthüllt, läßt sie nicht bereu'n:
Ein reizvoll Geheimnis, poetisch und zart,
Oft schöner, als später es sich offenbart.

Den andern zwei Silben ist Industrie
Nicht minder verbündet als Poesie,
Doch uns der Fabriken Getriebe zieht
Weit weniger an als das Heldenlied,
In dem dieser Name, mit Grauen verwebt,
In blutigen Zügen hervor sich hebt.

Hast klug du nun alles zum Ganzen vereint,
Stolz, vornehm und reich eine Hauptstadt erscheint,
Gewährend durch Kunst und Natur so viel,
Daß sie ein verlockendes Reiseziel. M. Sch.

Halbierrätsel.

Nubier — Wallis — Weiher — Preiselbeere — Unglaube — Botzen — Glasur — Hubert — Mantua — Burnus.

Man nehme aus jedem Wort die Hälfte, aneinander gereiht ergeben dieselben ein Citat aus Gutzkows „Uriel Acosta“.

Umstellrätsel.

Nur in der Sage ist erhalten
Der Glaube an der Götter Walten,
Die Rom verehrt und Griechenland,
Doch heut noch bleiben zugewandt
Anbeter ohne Zahl der Einen,
Die hier im Rätsel will erscheinen.
Die jungfräuliche Huldgestalt
Läßt nicht leicht Männerherzen kalt,
Und zum Verständnis der Natur
Führt edle Jünger ihre Spur.

Die Anfangszeichen doppelt setze
Und such für alle andre Plätze,
Bis sie sich aneinander reihten
Zu einem Volk aus alten Zeiten,
Das von den Nachbarn nicht geliebt,
Doch Bruderpflichten treuer übt,
So daß sein Name sich geehrt
In unsern Tagen noch bewährt. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1016 u. 1017:

Des Umstellrätsels: Ranunkel — Urenkel.
Des Citatenrätsels: Es ist nicht alles Gold was glänzt.
Des Worträtsels: Zug. Reifen — Zugreifen.
Des Silbenrätsels: Monopol.
Des Ausschalträtsels: Apfelblüte, Georgine, Bilsenkraut, Wegerich, Reseda, Hyacinthe, Immergrün, Chrysanthemum, Orchidee, Eberesche, Vergißmeinnicht, Rose, Ahorn, Aurikel, Fingerhut, Veilchen, Tanne.
„Borgen macht Sorgen.“

Richtige Lösungen sandten ein: A. Hirsch in Radeberg (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Lothar Gödel in Bärn; Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Fr. Henr. Helbling-Tschudy in Küsnacht (3); Franz Schubert in Betzendorf (3); Oedipus in Emden (4); Otto Jünger in Stettin; Frau Alice v. W. in Wiesbaden (2); Georg Richter in Wien (3); Frau Adele Glümer in Wien; Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (2); Alfred Kern in Berlin; „Hans und Anna“ in Innsbruck (3); Fr. Lauffs in Mainz, P. Sanderhoff in Hannover.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Von wahrhaft erstaunlicher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ist der neueste Katalog des bekannten Versandgeschäfts Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz. Das Inhaltsverzeichnis weist gegen 800 verschiedene Artikel auf, darunter — um nur einige herauszugreifen — Bettstellen und Bettstoffe, Bronzewaren, Konfektion für Damen, Herren und Kinder, Federboas, Fernrohre, Gardinen, Holzwaren, Kinderwagen, Kragen und Manschetten aus Leinen, Lederwaren und Reiseartikel, Papier- und Stoffwäsche, Parfümerien und andre Toilettemittel, Reiseartikel, Schmucksachen, Schürzen, Stickereien, Strumpfwaren, Tabake, Wäsche für Damen, Herren und Kinder, Wirtschaftsgegenstände, Woll- und Phantasiewaren u. s. w. Alle die aufgeführten Gegenstände findet man im Text genau beschrieben, durchweg unter Zuhilfenahme der Illustration, und mit genauen Maß- und Preisangaben versehen, so daß jeder Leser im stande ist, genau nach Bedarf und Wunsch wie nach Maßgabe der zu verwendenden Mittel seine Wahl zu treffen. Der Bezug der Waren wird dadurch in hohem Grade erleichtert, daß von 20 Mark an alle Aufträge porto-, beziehentlich frachtfrei, ausgeführt und daß nicht gefallende Waren zurückgenommen oder umgetauscht werden. Die läßt diesen 174 Seiten umfassenden Katalog allen Interessenten auf Wunsch kostenfrei zugehen.

Auf „Ueber Land und Meer" kann abonniert werden

bei **allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes,** ebenso
bei **jedem Postamt** in Deutschland und den deutschen Kolonien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden und der Schweiz, bei allen diesen Postämtern jedoch nur auf die **Wochennummern-Ausgabe.** (Zeitungs-Preisliste für Deutschland 7362, für Oesterreich-Ungarn 4049.)

Ferner besorgen Abonnements **ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:**

für ***Frankreich, Spanien und Portugal:***
das deutsche Reichspostamt in **Strassburg i. E.;**
Haar & Steinert, 21 Rue Jacob in **Paris;**
A. Ammel, 5 Brandgasse in **Strassburg i. E.;**
H. Arthaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint Martin in **Paris;**
J. Boyveau & Chevillet, 22 Rue de la banque in **Paris;**
Libreria Internacional von **Germán Schulze** in **Barcelona,** Calle Fernando VII, 57.

für ***England:***
Dulau & Comp., Buchh., **London W.,** 37 Soho Square;
Aug. Siegle, Bookseller to H. M. the late Queen, **London E. C.,** 30 Lime Street.

für ***Italien,*** ausser den italienischen Postämtern:
U. Hoepli, K. Hofbuchh., **Mailand,** Galleria de Cristoforis 59/63.
Loescher & Co., Hofbuchh., **Rom,** 307 Corso Umberto I.

für die ***Türkei:***
das kaiserlich deutsche Postamt in **Konstantinopel;**
Otto Keil, Hofbuchh., **Konstantinopel,** Grand' Rue de Pera 457.

für ***Griechenland:***
Carl Beck, Internat. Buchh., **Athen.**

Desgleichen erteilen Auskunft und vermitteln Abonnements unsere nachverzeichneten

Vertreter und Agenturen in überseeischen Ländern:

Für Afrika:
Alexandria (Aegypt.): Deutsche Buchhandlung **A. Kaufmann.**
Johannesburg (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Buchhandlung, Postfach 2664;
J. H. de Bussy, Buchhandlung.
Kairo (Aegypten): **F. Diemers Nachf.,** Internationale Buchhandlung, Shepheards Hotel.
Kapstadt (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Deutsche Buchhandlung, Long Street 26. Postkasten 233.
Pretoria (Kapland): **J. H. de Bussy,** Buchhandlung.
Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika): **Swakopmunder Buchhandlung** G. m. b. H.

Für Nordamerika *(Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):*
Durango (Mexiko): **Stahlknecht & Co.,** Buchhandlung.
New York (Vereinigte Staaten):
The International News Company, 83 & 85 Duane Street; liefert auch nach Canada.
S. Zickel, Buchhandlung, 129 Duane Street, P. O. Box 3001.
E. Steiger & Co., Buchhandlung, 25 Park Place.
Mexiko (Mexiko): **Ruhland & Ahlschier,** Libreria Internacional, Coliseo Viejo 16.

Für Südamerika:
Asuncion (Paraguay): **G. von Kaufmann,** Buchhandlung.
Blumenau-Santa Catharina (Brasilien):
E. Currlin, Buchhandlung.
Artur Koehler, Buchhandlung.
Buenos Aires (Argentinische Republik):
Gustav Krause, 508 Casilla de Correo.
Libreria Jacobsen (Platzfirma **Libreria Europea**), **Florida** Esq. Lavalle.
Jacobo Peuser, San Martin Esq. Cangallo.
Callao (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Cochabamba (Bolivia): **R. Krüger.**
Concepcion (Chile): **Carlos Brandt,** Buchhandlung, Correo Casilla 450.
Curityba (Brasilien): **Carlos Meissner,** Buchhandlung.
Joinville (Brasilien): **L. H. Schultz,** Buchhandlung.
Iquique (Chile): **Lorenzo Petersen,** Buchhandlung, Casilla 476.
La Plata (Argentinische Republik): **Jacobo Peuser,** Buchhandlung, Boulevard Independencia Esq 53.
Lima (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Gmo. Stolte, Buchhandlung.
Montevideo (Uruguay): **Libreria Jacobsen,** Calle Ituzaingo 141.
Osorno (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
Pelotas (Brasilien): **R. Strauch & Co.,** Buchhandlung.
Porto Alegre (Brasilien): **Krahe & Cia.,** Buchhandlung.
Rio Grande do Sul (Brasilien): **R. Strauch,** Buchhandlung, Rua Pedro II 102.
Rio de Janeiro (Brasilien): **Laemmert & Co.,** Buchhandlung, 66 Rua do Ouvidor
Rosario de Santa Fé (Argentin. Republ.): **Jacobo Peuser,** Calle San Martin 524.
Sao Leopoldo (Brasilien): **Wilhelm Rotermund,** Buchhdlg.
Santiago (Chile): **José Ivens,** Buchhandlung, Casilla 205.
Carlos Brandt, Casilla 567
Sao Paulo (Brasilien):
Carlos Gerke & Cia., Buchhandlung, Caixa do Correio 123.
H. Grobel, Buchhandlung.
Valdivia (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
Valparaiso (Chile): **C. F. Niemeyer,** Libreria Universal.
Carlos Brandt, Casilla 104.

Für Asien:
Batavia (Java): Boekhandel **Visser & Co.**
Hongkong (China): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhandlung.
Jerusalem (Palästina): **Buchhandlung des Syrischen Waisenhauses.**
Kobe (Japan): **Conrad Behre,** Buchhandlung.
Samarang (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.**
Shanghai (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Kelly & Walsh Limit., Buchhandlung.
Max Nössler & Co., Buchhandlung.
Singapore (Hinderindien): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhdlg.
Soerabaya (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.,** Buchhandlung.
Tientsin (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Tsingtau (Deutsch-China): **Lipsius & Tischer,** Buchhdlg.
Otto Rose, Buchhandlung.
Tokio (Japan): **Max Nössler,** Buchhandlung.
Yokohama (Japan): **H. Ahrens & Co. Nachfolger,** Buchhdlg.

Für Australien:
Adelaide (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.
Brisbane (Queensland): **Hoyer, Tiegs & Co.,** Buchhandlung.
Charters Towers (Queensland): **J. Wallstab,** Buchhandlung.
Sydney (Neu-Süd-Wales): **J. N. Fischer,** Musik-Seller, 101 Clarence-Street.
Tanunda (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.

Levuka (Fiji-Inseln): **Hoerder & Co.**

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart Abonnements für den vollständigen Jahrgang an und versendet jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse. Auf Anfrage teilt die Expedition sofort den Jahresabonnementspreis mit.

Probenummern werden von vorstehenden Firmen sowie von der Expedition in Stuttgart **gratis und franko** verschickt.

Stuttgart, Neckarstrasse 121/23. Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

1902. Heft 26. Preis 20 Cents.

Ueber Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

1902. XXVI. Alle 14 Tage erscheint ein Heft Gesamtpreis 15 M. 60 Pf. Jährlich 26 Hefte

28. September 1902.

Ueber Land und Meer,

das vornehmste und am meisten verbreitete deutsche Familienblatt grossen Stils, beginnt mit dem nächsten Hefte den neuen, **fünfundvierzigsten** Jahrgang. Getreu seinen Ueberlieferungen, wird **Ueber Land und Meer** auch ferner eifrig bemüht sein, durch Gediegenheit des litterarischen Inhalts und vollkommene Gestaltung der künstlerischen Beiträge die Gunst der alten Leser und Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Nach wie vor wird **Ueber Land und Meer** seine Aufgabe darin suchen, ein

echt deutsches Familienblatt

zu sein, dem deutschen Hause zu dienen als ein reiner und lauterer Quell der Unterhaltung und des Wissens, der das Herz erfrischt und den Geist erhebt.

Unterstützt durch unsre ersten Dichter und Schriftsteller bietet **Ueber Land und Meer** eine zugleich fesselnde und geistig veredelnde Lektüre, und darum darf ihm ein bevorzugter Ehrenplatz auf dem Büchertische des deutschen Hauses sicher sein.

In gefälliger, allgemein verständlicher Form sollen alle Fragen behandelt werden, die das geistige Leben unsrer Zeit bewegen. Auf allen Gebieten, auf denen der Geist modernen Forschens und Schaffens Neues und Verheissungsvolles zu Tage fördert, werden die Leser durch berufene Schriftsteller unterrichtet, in allen Zweigen der Wissenschaft, in Litteratur und Kunst, in Technik und Industrie, in Erfindungen und Entdeckungen, in Jagd und Sport u. dergl. m.

Insbesondere werden auch die Interessen der deutschen Frauenwelt volle Berücksichtigung finden.

Unter sorgfältiger Verwertung aller Errungenschaften der modernen Illustrationstechnik wird **Ueber Land und Meer** in erster Linie den Holzschnitt und den Farbendruck pflegen und auch bei Anwendung mechanischer Reproduktionsverfahren stets Vollkommenes bringen.

Der **neue Jahrgang** beginnt mit einem Roman von

Richard Voss: Für die Krone.

Der gefeierte Dichter behandelt darin mit packender Gewalt, mit dem höchsten Schwunge einer edlen Poesie das Schicksal eines genialen jungen Fürsten, in dem manche Züge auf ein berühmtes Vorbild der neueren Geschichte hindeuten. Mit der fesselnden, in dramatischer Steigerung aufgebauten Handlung verbinden sich Naturschilderungen von lieblicher Anmut, von erhabener Schönheit und Kraft. Weiter werden von Romanen und Novellen erster Autoren zunächst erscheinen:

Hanns von Zobeltitz: Der goldene Käfig, eine spannende, dramatisch belebte Erzählung aus der vornehmen Welt — **Ernst Zahn: Der Schatten**, ein kraftvolles Charaktergemälde aus der Alpenheimat des Dichters — **Bernhardine Schulze-Smidt: Demoiselle Engel**, eine altbremer Geschichte voll liebenswürdigen Humors (illustriert) — **Emil Roland: Sylvia**, ein Roman, der in feiner seelischer Vertiefung zeigt, wie eine junge Weltdame zur Erkenntnis des wahren und edlen Frauenberufes gelangt — **Eva Gräfin Baudissin: Treibende Wracks**, ein handlungsreicher Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben — **Margarete von Oertzen: Lebensfrühe**, eine Erzählung, die liebenswürdig und zugleich ergreifend das Erwachen der Jugend zur Reife schildert — **Ida Boy-Ed: Ein Handel**, eine ungewöhnlich packende Strandnovelle — **Luise Westkirch: Jan Mientwegen**, eine friesische Dorfgeschichte von urwüchsiger Kraft — **Fritz Skowronnek: Der Aeltervater**, ein ebenso eigenartiges wie fesselndes Kulturbild aus Masuren — **Anton Freiherr von Perfall: Der Wilderer**, eine Novelle, in der der Dichter seine volle Meisterschaft in der Schilderung des Hochgebirges und seiner Bewohner bekundet.

Der 45. Jahrgang von Ueber Land und Meer, Grossfolio-Ausgabe (Oktober 1902/1903) erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährl. (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.
b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Abonnements auf den 45. Jahrgang von Ueber Land und Meer nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in Wochen-Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 7632, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 4049).

Mit Ueber Land und Meer zugleich beginnt auch die

Deutsche Romanbibliothek

einen neuen, den 31. Jahrgang. Diese beliebte Unterhaltungs-Zeitschrift wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische Litteratur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Litteraturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Namen des Blattes entsprechend, stets auf Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums ruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

Das Prinzessinlächeln von **Johannes Richard zur Megede**, dem bewährten Meister tiefgründiger Seelenschilderung, der in dieser seiner neuesten Erzählung auf dem Schauplatz des Weltbades Kissingen eine reichbewegte Handlung entwickelt, und

Der Friedensucher von **Ernst Zahn**, ein Roman, in dem der rasch berühmt gewordene Schweizer Dichter ungewöhnlich packende Bilder aus seiner Heimat vorführt. Zu diesen grösseren Werken gesellt sich eine launige Humoreske:

Das Automobil von **Georg Freiherrn von Ompteda.**

Von weiteren, die verschiedenartigsten Stoffe behandelnden Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang zunächst vorgesehen: **Richard Voss: Die Reise nach Mentone** — **Freiherr von Schlicht: Der Gardestern** — **Balduin Groller: Die Ehre des Hauses** — **Agnes Gräfin Klinckowström: Der Papagei** — **Elisabet Siewert: Die schönen Herbsttage** — **Anna Hartenstein: Seine Freundin** — **Willi Linck: Eine Spielhahnfalz** — **Pile Lotin: Frau Pascha** — **C. Eysell-Kilburger: Die Vorgängerin im Reich** — **Paul Anders: Im Banne des Ruhmes** — **Ph. Hartl-Mitius: Marianne Holm** — **Ford: Das Abenteuer im Expresszug.**

Der 31. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 1920, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1016).

☛ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang sowohl von Ueber Land und Meer als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1902 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Subskriptionsschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Neues aus aller Welt.

Ein deutsches Erdbebenzentrum.

In Deutschland giebt es Gegenden, die so stark von Erdbeben heimgesucht sind, daß man von förmlichen Erdbebenschwärmen sprechen kann. Eine solche Gegend ist namentlich das sächsische Voigtland. Im Juli und August 1900 fand dort wieder ein solcher Erdbebenschwarm statt, einzelne Stöße verzeichnete man dann im September und Dezember sowie am 11. Februar 1901, worauf am 8. Mai wieder ein 53 Tage andauerndes Beben mit einer ganz kurzen Ruhepause von 8 Tagen einsetzte. Wie früher, reihten sich auch diesmal Hunderte von Stößen zu wahren Erdbebenschwärmen zusammen, und es waren auch die kurzen Ruhepausen immer wieder von einzelnen stärkeren Stößen unterbrochen. Seinen Ausgangspunkt hatte dieses Beben in der Gegend von Brambach. Nach einer Ruhepause von nur vier Wochen setzte am 25. Juli eine neue Erschütterungsperiode ein, die diesmal das Gebiet von Asch über Brambach und Graßlitz bis Neudeck betraf. Fast ununterbrochen folgten sich Stöße und Schwärme von Stößen bis zum 31. August. Dann folgte eine sechsmonatliche Ruhepause, die nur am 8. und 9. Dezember durch je einen recht kräftigen, mit Donnerrollen verbundenen Stoß unterbrochen wurde. Seit 1875 werden die Beben im voigtländischen Schüttergebiet mit Aufmerksamkeit verfolgt. Da die Erforschung jedoch lediglich auf den Wahrnehmungen und Schätzungen der Einwohner der betreffenden Gegenden beruht, denen natürlich nur die stärkeren Stöße zum Bewußtsein kommen, so ist der Zusammenhang dieser Beben noch nicht in wünschenswerter Weise festgelegt. Vor kurzem ist in Leipzig ein selbstregistrierendes Seismeter (Bebenmesser) aufgestellt worden, und es werden jetzt auch die feinsten, nur wenige Bruchteile eines Millimeters betragenden Erderschütterungen dieses Gebietes unsrer Wahrnehmung und Forschung nicht mehr entgehen.

Militärisches aus Deutsch-Ostafrika.

Ein in den Münchener Neuesten Nachrichten veröffentlichter Privatbrief giebt eine erheiternde Schilderung aus dem Leben der Schutztruppe: Zur Felddienstübung schwingt sich der leitende Offizier zu Maultier, und unter Trommelklang geht es in der Frühe aus dem Städtchen. Bald hört der Weg ganz auf, und nun marschiert die Truppe im Gänsemarsch durch wechselndes Gelände. Nachdem das Maultier mehrfach im Sumpf stecken geblieben und an Kopf und Schwanz wieder auf die Beine gebracht worden, kommt man zu der Erkenntnis, daß hierzulande die eignen Füße das zuverlässigste Beförderungsmittel sind. Bei Annäherung an eine vom (markierten) Feinde besetzte Farm kommt von der vorausgesandten Patrouille nach ein paar Schüssen in atemloser Aufregung und Hast ein Mann mit der Meldung „Adui nebele“ — Feind vorn! Nun wird auf kurze Entfernung vom Gegner — höchstens 150 bis 200 Meter — die Schützenlinie entwickelt, die in der ungefähren Richtung ein paar Salven abgiebt. Der afrikanischen Büsche halber ist dabei immer noch nichts vom Feinde zu sehen. Die Schützenlinie geht dann etwas vor und wiederholt von Zeit zu Zeit ihre Salven. Der farbige Soldat auf dem Kriegspfade befindet sich in einer unbeschreiblichen Aufregung; vor allem hat er das Bedürfnis, fortwährend zu schießen, mehr zur Beruhigung der eignen Nerven als zur Vernichtung des Feindes. Er trifft aber doch — so Gott will. Schließlich wird das Bajonett aufgepflanzt und mit deutschem Hurra gestürmt. Den Schluß des Ganzen bildet die Kritik des Leitenden, die sich von der in Deutschland üblichen dadurch unterscheidet, daß kein Vorgesetzter dabei erscheint. Die Offiziere lassen sich bei den Felddienstübungen meist durch einen Askari das Jagdgewehr nachtragen, da man häufig unvermutet auf Wild stößt. Nach dem gewöhnlich sehr heißen Rückmarsch wird unter den Klängen der Militärkapelle, die sich am Eingang des Städtchens vor die Truppe setzt, eingerückt. Wie beim Aufziehen der Wache in einer deutschen Stadt sammelt sich dabei eine große Menge von jung und alt und begleitet fröhlich den Einmarsch zu beiden Seiten der Musik. Die Negerkapelle der Schutztruppe ist nicht schlecht, das Repertoire freilich nicht sehr groß, da die Einübung viel Zeit und Mühe kostet. Ihr Glanzstück ist natürlich die Nationalhymne.

Zigarren und Schimmel.

Die Schimmelpilze gehören zwar nicht zu den Kleinwesen, die die menschliche Gesundheit ernstlich bedrohen, aber die Berührung mit ihnen wird immerhin gern vermieden. Wie man ein verschimmeltes oder auch nur angeschimmeltes Nahrungsmittel für ungenießbar hält, so wird sich wohl auch selten jemand dazu entschließen, verschimmelte Zigarren zu rauchen. Ueberhaupt dürften wenige wissen, daß Zigarren dem Schimmel ausgesetzt sind, aber es ist mehrfach vorgekommen, daß die Zigarrenfabrikanten große Verluste dadurch erlitten haben, daß der Schimmel in die lagernde Ware hineinkam. Namentlich haben die Tabakfabrikanten in Amerika in letzter Zeit sehr darüber geklagt, und das hat wenigstens insofern ein Gutes gehabt, als nun die Pilzbildung bei den Tabaksblättern wissenschaftlich untersucht worden ist. Das Bureau für Pflanzenindustrie, das eine Abteilung des landwirtschaftlichen Ministeriums der Vereinigten Staaten bildet, ist mit dieser Forschung beauftragt gewesen und hat jetzt einen Bericht über die Ergebnisse erstattet, die ebensowohl für den Fabrikanten von Zigarren wie für den Raucher Interesse haben. Die auf Zigarren gefundenen Pilze gehören zu den gewöhnlichen Schimmelpilzgattungen Aspergillus und Penicillium. Sehr bald stellte es sich im Laboratorium heraus, daß die Pilze nicht auf den Tabaksblättern selbst wachsen, sondern nur durch die Vermittlung des Tragant, des aus der Tragacanthapflanze gewonnenen Safts, der zum Ankleben des Deckblattes benutzt wird. Als Schutzmittel haben die Sachverständigen nun eine Desinfektion dieses Saftes mit Borsäure vorgeschlagen, die gänzlich unschädlich und gleichzeitig vollkommen geschmack- und geruchlos ist, so daß sie den Genußwert der Zigarre nicht zu beeinträchtigen vermag. Die Versuche haben bereits ergeben, daß auf diesem Wege die Pilzbildung auf Zigarren durchaus vermieden werden kann.

Illustrierte Klassiker in Pracht-Ausgaben.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Goethes Werke.

Mit 1058 Holzschnitt-Illustrationen und 14 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler.
Nebst Goethes Porträt und Lebensabriss.

Herausgegeben von Prof. **Dr. Heinrich Düntzer.**

Fünfte Auflage. 5 Bände. In Original-Prachteinband *M.* 60.—

Schillers Werke.

Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen und 11 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler.
Nebst Schillers Porträt und Lebensabriss.

Herausgegeben von Prof. **Dr. J. G. Fischer.**

Sechste Auflage. 4 Bände. In Original-Prachteinband *M.* 48.—

Goethes Faust.

Mit einem Lichtdruckbild, 74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern von **F. Simm, E. Kanoldt, F. Schmidt-Pecht, C. Brünner.**

In Original-Prachteinband *M.* 12.—

Hauffs Werke.

Mit 322 Holzschnitt-Illustrationen nach Originalen erster deutscher Künstler.
Nebst Hauffs Porträt und Lebensabriss.

Herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.**

Zweite Auflage. 2 Bände. In Original-Prachteinband *M.* 25.—

Shakespeares sämtl. Werke.

Eingeleitet und übersetzt von **Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gelbcke u. a.**
Mit 830 Holzschnitt-Illustrationen nach Originalen von **Sir John Gilbert.**
Nebst Shakespeares Porträt und Lebensabriss.

Achte Auflage. 4 Bände. In Original-Prachteinband *M.* 40.—

Schillers Gedichte.

Mit einem Lichtdruckbild, 87 Text-Illustrationen und 20 Tonbildern von **Benczur, W. Camphausen, W. Friedrich, Gehrts u. a.**

In Original-Prachteinband *M.* 12.—

Die illustrierten Pracht-Ausgaben von Goethes, Schillers, Hauffs und Shakespeares Werken können auf Wunsch auch nach und nach in Lieferungen à 50 Pfennig (und zwar Goethe in 90 Lieferungen, Schiller in 65 Lieferungen, Hauff in 40 Lieferungen, Shakespeare in 60 Lieferungen) in beliebigen Zwischenräumen durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung bezogen werden.

Urteile der Presse über Goethes Werke.

Das Prachtwerk fordert in seinem Bilderschmuck die unbedingte Anerkennung heraus. Die Illustrationen und Initialen sind ebenso feinsinnig erdacht wie wahrhaft künstlerisch ausgeführt und mustergültig im Holzschnitt wiedergegeben.
Hamburger Nachrichten.

Fassen wir unser Urteil in Kürze, so müssen wir sagen, daß Goethe in dieser Ausgabe ein nationales Prachtwerk ersten Ranges ist.
Bayr. Kurier, München.

Urteile der Presse über Schillers Werke.

Wir besitzen zwar schon verschiedene illustrierte Ausgaben unsers deutschen Lieblingsdichters, aber diese neue Edition stellt alle früheren in Schatten. Die Zeichnungen, ausgeführt von ersten deutschen Künstlern, sind meisterhafte Kompositionen und Schnitte. Druck und Papier sind vorzüglich.
New Yorker Staats-Ztg.

Ein Prachtwerk, in dem deutsche Kunst und deutscher Geist sich vereinigt haben.
Mainzer Anzeiger.

Eine vorzügliche, durch die glücklichste Verbindung typographischer Technik und zeichnender Kunst hervorragende Ausgabe der Werke unsers echtesten Volksklassikers.
Fremdenblatt, Wien.

Preß-Urteil über Goethes Faust.

Die solide technische Ausstattung in der Ausführung der Illustrationen, des schönen Druckes, in dem feinen Papier und prächtigen Einband erhöhen den Wert des Buches, welches wir als eine der schönsten „Faust“-Ausgaben der Aufmerksamkeit weitester Kreise empfehlen.
Badische Landpost, Karlsruhe.

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes bezogen werden.



„Das war Hilf' in der Not.“
Illustration zu „Wilhelm Tell“ aus der Pracht-Ausgabe von „Schillers Werken“.

Die illustrierten Pracht-Ausgaben von Goethes, Schillers, Hauffs und Shakespeares Werken können auf Wunsch auch nach und nach in Lieferungen à 50 Pfennig (und zwar Goethe in 90 Lieferungen, Schiller in 65 Lieferungen, Hauff in 40 Lieferungen, Shakespeare in 60 Lieferungen) in beliebigen Zwischenräumen durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung bezogen werden.

Urteile der Presse über Hauffs Werke.

Ungewöhnlich zahlreiche Abbildungen von künstlerischer Komposition in technisch gediegenem Holzschnitt begleiten die Erzählungen sowohl wie die Gedichte. Das Prachtwerk ist eine Bereicherung der deutschen Hausbibliothek, in der dasselbe nicht fehlen darf.
Kölnische Zeitung.

Es ist eine Ausgabe, die der Deutschen Verlags-Anstalt zu hoher Ehre gereicht und der daher seitens des deutschen Volkes Dank gebührt für die ebenso schöne als billige Ausgabe der Werke eines Dichters, die in keinem deutschen Hause fehlen dürfen.
Triester Zeitung

Urteile der Presse über Shakespeares Werke.

Die Ausgabe ist zu einem wirklichen Prachtwerk geworden, dessen illustrativer Schmuck durch die geschichtliche Treue, mit der die Bilder ausgeführt sind, eine kulturgeschichtliche Bedeutung erhält.
Straßburger Post.

Diese Ausgabe ist die bestillustrierte und prachtvollst ausgestattete, die bisher existiert und die voraussichtlich auch nie übertroffen werden wird. Möge man die Gelegenheit nicht versäumen, auch dieses herrliche Werk zu erwerben, indem dies auf bequeme und leichte Weise geschehen kann.
Leipziger Tageblatt.

Preß-Urteil über Schillers Gedichte.

Ein des großen Dichters würdiges Werk. Die glänzenden Gestalten Schillerscher Poesie sind hier mit liebevollem, verständnisinnigem Eingehen auf die Intentionen des Dichters von Meisterhänden entworfen
Litterarischer Jahresbericht, Münster.

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes bezogen werden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.